MAX DAUTHENDEY

GESAMMELTE WERKE

Max Dauthendeys Werke

Band 3

Max Dauthendey

Gesammelte Werke

in sechs Bänden

Dritter Band:

Novellen und Romane

Albert Langen / München

Novellen

Lingam

Zwölf asiatische Novellen

Lingam

Ich drehe in meiner Hand einen kleinen Kupfernapf mit breitem Rand, der im Licht rötlich blitzt. Der kleine Napf ist winziger als ein Eierbecher, und darin ist, halb hineingesteckt, ein schwarzes Marmorei. Das Ei ist unscheinbarer als ein Taubenei. Das schwarze Ei in dem kupfernen Eierbecher, beide stellen zusammen ein Lingam dar, das indische Symbol geschlechtlicher Vereinigung, das heiligste Liebessymbol und Symbol des ewigen Lebens.

Wenn ich das Lingam betrachte, sehe ich vor mir deutlich eine der engsten Tempelgassen in Benares, wo ich in einer Lingambude das kleine schwarze Steinei im Kupferbecher kaufte. Die Pflastersteine der dunkeln schmalen Gasse sind glitschig und fettig von den Füßen der tausend Pilger, die dort jeden Morgen zum Sonnenaufgang, heute noch wie vor tausend Jahren, in langen Zügen mit Trommeln und Pfeifen vom Tempel des heiligen schwarzen Stieres, vorbei am Tempel der weißen heiligen Kühe, hinunter zum heiligen Gangesstrom ziehen. Zu beiden Seiten der höhlenartigen Gasse sind Öffnungen in den Hauswänden. Da stehen auf hölzernen Tischen zu Hunderten die Lingams in allen Größen zum Verkauf. Die Tische scheinen schwarz von den schwarzen Marmoreiern, die in rötlichen kupfernen oder weißen marmornen Näpfen stecken.

Man sagt, der höchste Gott Rama ging eines Abends zum Ganges und traf dort ein schönes fremdes Weib, das Wasser schöpfte. Sein Herz begann sich für das schöne Weib zu erregen, und er näherte sich ihm und liebkoste es. Das Weib, von der Gewalt des obersten Gottes erschüttert, legte sich in den Sand und zog den

Gott in seinen Schoß, und beide vereinten sich in süßer Liebesumarmung.

Aber die Gemahlin Ramas, von Unruhe getrieben, folgte den Fußspuren ihres Gemahles im Ganges-Sand, und als sie den ungetreuen Mann mit einem fremden Weibe vereinigt fand, hob sie heimlich das Schwert, das Rama neben sich gelegt hatte, und holte zu einem Hiebe aus, der den Gott von dem Weibe trennte, so daß das göttliche Glied in dem Schoße des Weibes zurückblieb.

Aber das abgehauene Glied Ramas befruchtete noch die Frau, aus deren Schoß neue Götter, ein neues Menschengeschlecht, ein neues Tier- und Pflanzenreich entstanden. Alle die von dem Gott und dem Weib Erzeugten lieben sich jetzt ewig und müssen sich ewig unter dem Symbol des Lingam weiterzeugen.

Damit Mann und Frau nicht vergessen sollen, daß sie zur herzlichen sinnlichen Vereinigung auf die Welt gekommen sind, wird ihnen in allen Tempeln und in allen Häusern, und von klein auf, das Symbol des Lingam in tausend Formen immer wieder vor die Augen gestellt, in Bild und Rede.

Denn die Menschen sind vergeßlich und unwissend, und alles muß ihnen immer wieder gelehrt werden, auch die Liebe, — das bedenke, o Mensch.

Dalar rächt sich

Die Frau des Dalar stand an einer Straßenpumpe in einer der Eingeborenenstraßen von Bombay. Sie drehte den Hahn auf und hielt den Kopf ihres sechsjährigen Knaben darunter und wusch ihn mit den Händen.

Es ist morgens sieben Uhr, und die Straße wimmelt von Indiern, die wie nackte Rudel Rotwild aneinander vorüber eilen. Ziegenherden und Scharen von Truthähnern treiben neben zweiräderigen hohen Lastkarren über das Pflaster. Indier sitzen am Trottoirrand, lassen sich rasieren, ihre Ohren reinigen und ihren Leib massieren. Die Straßenfriseure mit dem Toilettenwerkzeug im

Gürtel, und bis auf Gürtel und Turban unbekleidet, hocken neben ihrer Kundschaft am Trottoirrand.

Die Frau des Dalar hatte ihrem Knaben das schwarze Haar blank gestrichen, daß sein Kopf wie der Lackschuh eines Europäers glänzte. Sie öffnete jetzt ihr eigenes Haar und hielt ihren Kopf unter die Straßenpumpe; sie ließ den Wasserstrahl wie einen Glaskolben aufschlagen, und das Wasser zerplatzte weit im Kreise.

Ein Zebukalb, ein wilder Hund und ein paar Truthühner, die sich um die Pumpe tummelten, kamen herbei und schlürften die Wassertropfen auf.

Die zwei indischen Arbeiter in Dalars offener Schneiderbude, welche Turbanbänder und Schleier auf englischen Nähmaschinen säumten, lachten über den spritzenden Wasserstrahl, und Oliman, der eine der Gehilfen, rief der Frau des Dalar den Brahmanenspruch zu: „Elida, nimm dein Haupt in acht, daß es nicht zu Wasser wird unter der Quelle."

Elida, die Frau des Dalar, antwortete ihm nicht. Sie schickte aber, als sie ihr schwarzes Haar ausrang und sich aufrichtete, mit der Wimper zuckend den Knaben zu dem, der gesprochen hatte. Oliman legte seine Hand eine Sekunde auf das frische schwarze Haar des Knaben, murmelte ein Gebet über ihn und ließ ihn wieder gehen. Dann beugte er sich demütig und scheu über seine Nähmaschine, ließ Öl aus der Kanne in die Räder tropfen und nähte weiter.

Jedesmal, wenn die Frau ihr Haar an der Pumpe vor dem Laden ihres Mannes wusch, geschah es, daß sie das Kind zu Oliman schickte und dieser ein Gebet über den Knaben sprach; das geschah jeden Morgen, seitdem der Knabe laufen konnte.

Niemand in der Straße dachte darüber nach, warum Oliman den Knaben jeden Morgen segnete. Aber Dalar, der Besitzer der Nähmaschinen, saß jetzt tagelang drüben beim Silberschmied an der Ecke und dachte nach. Er ließ seine Wasserpfeife oft ausgehen, zündete sie wieder an und dachte weiter. Dalar konnte quer über das Gewühl der Zebukarren und über das Gerenne des Basarvolkes und heimlich über die Schulter seines Freundes, des Silberschmiedes, hinweg sei-

nen Laden beobachten, seine Nähmaschinen, sein Weib an der Pumpe, den Knaben und Oliman.

An diesem Morgen, als die Frau mit dem Kind ins Haus gegangen war, wischte sich Dalar mit der Handfläche den Schweiß von der Stirne, stand auf, schlüpfte mit den Füßen in seine Pantoffel und ging finster in Gedanken fort in das Straßengewühl. Im Geschäftsgetriebe bemerkte niemand bei dem Silberschmied, daß Dalar verschwand. Dalar ging, bis er in eine Gasse vor eine Zeltbude kam.

Vor dem Zeltvorhang saß die rächende Göttin Kali, die Vielarmige, aus Holz geschnitzt. Drinnen im Zelt sind die rächenden Todesgötter der Indier aufgestellt, die bei Prozessionen an Festtagen durch die Straßen getragen werden. Vor dem Zelteingang neben der Göttin steht ein großer Blechkasten als Opferstock. Dalar warf ein Silberstück hinein und wünschte sich einen rächenden Gedanken. Er starrte dabei finster auf die hölzerne schwarze Gestalt der Göttin Kali, die auf einem zitronengelben Tiger sitzt, welchem statt Menschenblut rote Ölfarbe um das Maul gemalt ist. Die vielen schwarzen Arme der Göttin schwingen vergiftete Dolche, vergiftete Säbel und vergiftete Speere; sie hält ein ganzes Arsenal blitzender Waffen in die Luft. Alles Straßenvolk geht grüßend an ihr vorüber, und aller Indier Augen blitzen für eine Sekunde beim Gruß, wie Raketen in der Nacht. Dalar verbeugte sich dreimal und klatschte in die Hände, um die Aufmerksamkeit der schwarzen Göttin zu erwecken. — Daß ihn sein Weib Elida mit Oliman betrogen hatte, wußte er jetzt, denn er sah es deutlich an dem Kind, welches Oliman täglich ähnlicher wurde. Heute hatte er endlich beschlossen, sich an Elida zu rächen.

Dalar trat in die staubige Tempelbude, um sich einen Tod für sein Weib auszusuchen.

Lange Reihen hölzerner, rot, gelb und grün gemalter Puppen standen drinnen unter dem grauen Zelttuch auf langen Tischen. Da waren Menschen an Marterpfähle gebunden, mit brennenden Pfeilen gespickt; englische Soldaten, welche vom wütenden Elefantengott zerstampft wurden; die Göttin Kali auf unzähligen

Tigergestalten, auf roten und schwarzen Tigern, Feuer und Pest darstellend; der blaue Affengott, der die Menschenaugen irrsinnig macht mit seinen Grimassen und Verrenkungen. Es wurden Menschen von der Rachegöttin zu Tode gepeitscht, der Tiger hielt Verzweifelte in seinen Tatzen und riß ihnen die Gedärme aus der Bauchhöhle. Der gelbe Tigergott hatte grüne Glaskugeln als Augen, und echte, heilige, zornige Tigerkrallen. Jede mögliche Folter und jeder schrecklichste Tod hatte sein Bild hier. Um das vergossene Blut zu schildern, war an den plastischen Figurengruppen nicht mit Scharlachfarbe, Purpur und Rötel gespart.

Dalar grübelte. Seine Augen liebkosten die rotgemalten Folterqualen, als stünde er vor den Blumenbeeten in den Gärten des Paradieses. Aber als er die langen Reihen zweimal auf und ab gegangen war und alle Todesschmerzen am eigenen Leibe nachgefühlt hatte, fand er unter allen grausamen Todesarten keinen Tod grausam genug für sein Weib. Nicht den roten Tod, das Feuer, das den Menschen zernagen konnte; nicht den schwarzen Tod, die Pest, mit ihren schwarzen Beulen; nicht den blauen Tod, den Wahnsinn, mit seinen verrenkten Grimassen; nicht den gelben Tod, den Tigerhunger, mit den eigenen Därmen im Maul; den Tod, den Dalar für Elida suchte, fand er nicht unter den dreihundertsechzig Todesarten.

Wie von der Göttin gekränkt, wollte Dalar schon die graue Tempelbude verlassen. Da — unter dem Zeltausgang, blieb sein Turban an einem rostigen Nagel hängen, das Turbantuch schlitzte auf, und Dalars ganzer Geldvorrat, den er, wie alle ärmeren Orientalen, stets in den Turban gewickelt trug, rollte in hundert Silbermünzen über Schultern, Rücken und Brust an ihm herab, auf die Erde, der vielarmigen Göttin Kali zu Füßen.

Dalar sah und horchte erstaunt auf die klingenden Münzen, als hörte er jedes Silberstück sprechen.

Erleuchtet von einem plötzlichen Gedanken, beugte er sich dreimal tief und ehrfürchtig vor dem Götterbild, verließ dann das Zelt und ließ sein ganzes Geld hinter sich bei der rächenden Göttin liegen.

„Die Göttin Kali hat gesprochen!“

„Den grauen Tod, die Armut wünscht dir die Göttin Kali, Elida!“ Und Dalar nickte ernst und zustimmend, dann verschwand er im Straßengewühl. —

Tief in der Nacht, als die grellen Tropensternbilder wie Stachelzäune über den Häusern standen, schlich Dalar an seine Haustür und malte mit ein wenig Indigofarbe einen blauen Kreis an den Türpfosten, zum Zeichen, daß einer im Haus gestorben sei. Dann ging der Mann weiter durch die Nacht. Sein Weib würde am nächsten Morgen glauben, er wäre an der Türschwelle umgefallen und von der englischen Nachtpatrouille als pestverdächtig in die Baracken fortgetragen worden. Der Offizier der Patrouille hätte dann, wie gewöhnlich, das blaue Zeichen lakonisch an die Tür gemalt.

Dalar wanderte unter den Ketten der schweren Sterne durch die Nacht. Morgen war der Monatsanfang, an dem die beiden Nähmaschinen den unerbittlichen englischen Fabrikanten bezahlt werden mußten; morgen war der Monatsanfang, an dem die Hauspacht entrichtet werden mußte. Die armseligen feigen Ladengehilfen konnten Elida nichts nützen. Morgen mußte Oliman sich eine andere Stelle suchen, morgen mußte Elida mit ihrem Knaben betteln gehen.

Dalar schritt unter dem Steingewicht der Sterne durch die Nacht, und ihm war, als hätte er alle Arme der Göttin Kali am Leibe, so glücklich fühlte er sich. Er rächte sich tief mit allen göttlichen Armen der Rache.

Dalar wanderte in dieser Nacht, reich wie die Finsternis, als Pilger zu dem Berg Abu, um ein Jaïn zu werden. Die Jaïns leben dort am Berge nackt und sprechen dem Weibe jede Seele ab.

Der Zauberer Walai

Walai war Straßenzauberer in Bombay. Er saß nachmittags vor dem Taj-Mahalhotel auf dem Pflaster des Quais, mit seinen Körben, seinem neunjährigen

Knaben, einem roten Tuch, einem Stockdegen und einer Handtrommel. Hinter seinem Rücken lag der Indische Ozean, die heiße, unendliche Wasserwüste. Über Walais gelbem Turban stand die indische Sonne wie die offene Feuerluke eines Hochglutofens. Vor ihm das Hotel aus weißem Granit, acht Stock hoch, mit offenen Granitloggien, darin Hunderte von englischen Reisenden aus Europa und aus dem indischen Reich die Hallen und Galerien füllten.

Walai ließ die Trommel bullern. Sein Knabe mußte sich dann in einen Korb legen. Über ihn schlug Walai das rote Tuch, schloß den Korbdeckel und zählte laut auf englisch: One — two — three! Dann stieß der Zauberer den Stockdegen bis ans Heft in den Korb, lachte grinsend und sah mit seinen horngelben Augäpfeln und seinem kaffeebraunen Gesicht über die acht Stockwerke des Hotels hinauf und hinunter. Er blähte die Nasenlöcher, rief: Hee!, hob den Korbdeckel, lüftete das rote Tuch und zeigte dem ganzen Hotel, daß der Korb leer war. Um ein übriges zu tun, sprang er selbst mit beiden nackten Füßen in den Korb hinein und stampfte darinnen herum und rief: Hee, hee! und schwenkte in der einen Hand den Stockdegen, in der andern das rote Tuch in die Luft. Das rote Tuch hatte die Farbe von blutigem Fleisch und flatterte wie bluttriefend vor dem überhitzten, silbergrauen Tropenhimmel.

Die weißgekleideten Ladies und die weißgekleideten Gentlemen, die nach dem Lunch in den Schaukelstühlen auf den prächtigen Steinaltanen lagen und ihren Kaffee und Whiskysoda dort tranken, bogen sich aus dem Schatten der Steingewölbe über die hellen Geländer und zeigten Walai ihre blassen, müden Tropengesichter, die schlaff waren wie ausgepreßte Zitronen. Tausende von Malen im Jahr zeigte der Zauberer Walai dasselbe Kunststück, ein dutzendmal am Nachmittag ließ er unter umständlichem Trommelbullern seinen Knaben verschwinden und erscheinen; auf das weiße Pflaster am Meerkai klingelten dann die großen Kupferstücke und die kleinen Silbermünzen, die der nackte Knabe auflesen durfte.

Walai selbst bückte sich nicht. Niemand sah, daß er unter der Bräune seines Gesichtes immer wieder fahl wurde, wenn er den Stockdegen auch schon zum hunderttausendsten Male in den Korb stieß. Bei jedem neuen Degenstoß erschien auf seinen spitzen Backenknochen eine leichte Blässe; er liebte seinen Knaben sehr und fürchtete, ihn einmal zu verletzen. Denn der schmale, knochenlose Knabenkörper war natürlich nicht aus dem Korbe verschwunden, sondern lag darinnen, schlank wie ein Palmenblatt an die gebauchten Korbwände gepreßt, und wußte der Degenscheide geschickt auszuweichen, indem er blitzschnell seine Lage veränderte. Oft fuhr dem Knaben der Degen wie ein Pfeil zwischen zwei Finger und durch die gespreizten Zehen, oder durch das gekrauste Haar. Er wich der Degenspitze aus wie einer Schlange, die gestreckt auf ihn losstürzte. Er sah durch die Wände des lose geflochtenen Korbes das helle Straßenpflaster, das große Hotel und die tanzende Schattengestalt seines Vaters. Und wenn das Geld draußen klingelte, sprang er vergnügt und unverletzt aus dem Korb.

Heute am Sonntag, wo mehr Europäer als sonst im Hotel auf den Altanen waren, hatte der Zauberer bis zum Abend gezaubert. Er hatte seinen Knaben zum erstenmal an der Lippe geritzt, und das rote Tuch zeigte einige dunkle Flecken. Er hatte dann sein Kind in die leere Lehmhütte heimgebracht; er machte für die Nacht ein kleines Kohlenfeuer an, legte den Knaben auf die Strohmatte und wartete, bis die Atemzüge ihm sagten, daß das Kind schlief. Dann ging er noch einmal aus, um dem Knaben ein neues Turbantuch zu kaufen und sich selbst für den heutigen Schreck zu trösten.

Im Abendgewühl in den Eingeborenenstraßen setzte sich Walai müde auf einen Treppenstein und sah einen Augenblick auf die Millionen Lichter der Stadt, auf die breiten Feuer in den offenen Höfen. Kerzen und Windlichter tanzten in der Nachtluft auf den Holzgalerien, große Menschenschatten fuhren aus den Türen, schossen spukhaft durch die Lichtkegel weit hinaus über die Geländer der Altanen. Oft wurden die Schatten

von fünf Fingern größer als ein Haus, große Nasen fuhren über weiße Hofwände, als würden die Menschen mit einem Atemzug zu aufgeblähten Riesen und schrumpften gleich darauf wieder zu Zwergen zusammen. Über den roten und blauen Gläserlampen der Häuser und über den braunen offenen Hoffeuern erschienen und verschwanden in der halbkühlen Märznacht die weißen Raketen der Sternschnuppen und zogen lange Phosphorlinien durch das Dunkel.

Walai der Zauberer sah die Nacht wie einen Kollegen an, der ihm seine überlegenen Kunststücke zeigen wollte. Und Walai nickte in die Wirklichkeit und Unwirklichkeit der spukenden Lichter und Schatten; er fühlte sich wie ein Fremder und Hotelgast vor der nächtlichen Zauberei.

Ganz in seinen Gedanken ging der Zauberer in den nächsten Hof und hielt seine Hände an das offene Feuer, und niemand von denen, die um die Flammen hockten, achtete auf ihn. Während Walai sich noch wärmte, hörte er Musik von Gongs, Trommeln und Flöten; er bemerkte jetzt erst, daß er im Vorhof des Kulitheaters war. Seine abwesenden Augen verschafften ihm überall freien Eintritt. Er ging an den armseligen Türwächtern vorüber in den halbzerfallenen Theaterraum. Keiner getraute sich den langen, hagern Indier, der wie eine wandelnde Lanze daherkam, anzureden. Das Theater war voll von Leuten, Kulis, die wie Lumpenbündel hintereinander saßen, mit farblosen Turbanen, in Wolken von Tabakrauch. Das Theater erschien wie mit Lumpen und Knochen gefüllt. Nackt, abgemagert und grau saß das Kulivolk auf dem Parkett und dem einzigen Rang. Das kleine verräucherte Haus war wie ein französisches Theater eingerichtet. Vier Musikanten spielten stehend auf der Bühne oben und warteten auf die Tänzerin, die erscheinen sollte. In der dunkeln Bühnenwelt standen manche Kulissen auf dem Kopf, und man wußte nicht, ob sie Zimmer, Garten oder Straße vorstellten. Walai stieg über kauernde Menschenhaufen hinauf auf den Rang, setzte sich, legte sein Gesicht auf das Balkongeländer und schlief ein, wie viele der andern,

die müde vom Lasttragen, von der Straße und von der Hafenarbeit waren.

Die vier Musikanten musizierten einförmig, und Walai wachte erst wieder aus seinem Schlaf auf, als ein Weib einen Schrei ausstieß. Er öffnete seine Augen langsam und sah auf der verstaubten Bretterbühne, unter der einzigen elektrischen Bogenlampe, die Kulitänzerin, umgeben von ihren vier Musikanten. Sie mußte schon eine lange Stunde getanzt haben. Der Tanz war eben bei der Szene der Entschleierung angekommen. Sie tanzte bereits mit nackten Brüsten und trug nur noch den letzten blaugrauen schmutzigen Schleierlappen um die schmalen Schenkel. Nackt bis an das Becken, reckte sie sich im Tanzwirbel, wie ein Zweig im Sturm. Sie sprang mehrmals gleich einem Ball vom Boden auf, und aus ihrer Kehle fuhr dann Schrei um Schrei. Endlich fiel sie am Boden in gekauerter Stellung zusammen und blieb liegen, als hätte ihre Seele den Leib fortgeworfen und sich im Tanz vom Herzen losgerissen.

Der Zauberer Walai sah tief aus dem Schlaf heraus den letzten Tanzakten der rasenden Bajadere zu; dann zwinkerte er mit beiden Augen wie ein Tiger, der blutunruhig durch die Wimpern blinzelt, und stieß den Atem zischend durch die geschlossenen Zähne aus. Neben ihm klatschten ein paar Kulis, andere drehten sich schlafend um.

Walai schlief nicht mehr. Er hatte seine Augen schließen wollen, aber seine Augäpfel öffneten ihm immer wieder die Augenlider, als hätten sie Hände, und seine Blicke holten sich das schlanke Mädchen, und sie tanzte durch sein Blut. Der Zauberer sah, wie ein hellhäutiger Engländer — der einzige Fremde, der sich in das Theater verirrt hatte, — die Hand mit der weißen Manschette hob und der bettelnden Tänzerin während der Pause große Silbermünzen in den hingehaltenen Schleier warf.

Der Walai spuckte rasch zwischen seinen Knien auf den Fußboden. Wie das Haupt eines Geköpften lag sein Kopf mit aufgestütztem Kinn auf dem Geländer, seine weit offenen Augen hielten das Mädchen auf

der Bühne fest, als wären seine Blicke Zügel, als hätte er die fliegende Gestalt auf den Bühnenbrettern mit einem Lasso eingefangen und an sein Herz gebunden. Stundenlang rührte sich sein Kopf nicht und seine Augäpfel starrten rot aufgerissen wie zwei fleischfressende Urwaldorchideen, deren Kelche in der Nacht plötzlich mit einem Knall aufspringen.

Das Mädchen auf der Bühne tanzte ahnungslos und ließ seine nackten Brüste wie zwei kleine Seidenkissen unter der Bogenlampe glänzen. Von Sekunde zu Sekunde wurde jetzt das seufzende Zischen des Zauberers lauter, und als die Tänzerin sich wieder zu dem Fremden bückte und Geld auffing, glitt Walai an der Wand entlang, als wolle er sich unsichtbar machen, und kam zur Tür. Das Türbrett öffnete er lautlos. Da fiel der Schatten der Tänzerin, groß und lang, zugleich mit Walais Schatten hinaus an die weiße Hofwand, und die Schattenhände des Mädchens fuhren einen Augenblick um Walais Halsschatten. —

Ein paar Minuten später stand Walai vor seiner Lehmhütte, bei seinem schlafenden Knaben. Der Hüttenraum war blutrot vom ausgehenden Feuer. Wie von den Augen der rasenden Tänzerin getragen, war Walai mit leichten, großen Sätzen durch die Gassen nach Hause gesprungen; er konnte schwören, daß er keine Fußspuren hinter sich im Sand gelassen hatte. Wie offene Feuer großen Rauch und große Schatten in die Nacht schleudern, so fühlte sich der Zauberer von seinem plötzlich leidenschaftlich verliebten Herzen als ein dunkler Riese in die Welt gestellt. Wenn er die Augen schloß, tanzte in ihm die Bajadere. Es war ihm all sein Blut im Leib verdorrt, und der rasende Tanz des Mädchens war das einzige Leben in seinen Adern.

Er nahm wie ein Irrsinniger den Degen aus der Zimmerecke.

„Süße!" flüsterte er, „Süße!" Er schloß die Augen, als tanzte das Mädchen auf dem roten Lehmboden der Hütte vor ihm, und mit geschlossenen Zähnen seufzte er noch einmal tief: „Der Fremde gibt dir Geld,

2*

was gibt dir Walai?" Er schwang plötzlich die rotbeleuchtete Degenklinge wie eine Fahne in der Hand und stieß die Stahlspitze seinem Knaben in das Herz.

Mit roten Augäpfeln lachend, in Ekstase wie ein Tanzender und mit hochgehaltener Degenklinge, deren Spitze schwarz von Blut war, rannte er aus der Hütte, sprang wie ein Gespenst an den Häusern hin. Die Leute unter den Laternen wichen ihm aus, sie meinten, es sei ein irrsinniger heiliger Mann, der aus einem Tempel fort in die Welt stürzte. Mit einem einzigen Satz sprang Walai mitten in den Theaterhof. Da der Weg über das Feuer der kürzere war, sprang er ohne Besinnen über den Holzstoß. In drei Sprüngen war er durch die aufgerissene Tür des Zuschauerraumes oben auf der Bühne.

Die Musikanten warfen sich zwischen ihn und die Tänzerin. „Willst du sie töten?" rief der eine und hielt zum Schutz gegen seinen Degen den bronzenen Gong wie einen Schild hoch. Der Zauberer aber lachte, und über die Köpfe der Musikanten warf er den Degen vor die Füße der Kulitänzerin.

„Laßt mich," schrie er, „der Fremde gab ihr sein Geld, ich gebe ihr mein liebstes Blut."

Die Tänzerin floh vor dem hingeworfenen blutigen Degen hinter die Kulissen. Viele packten Walai, hielten ihn fest, riefen die englischen Konstabler von der Straße; die kamen in ihren gelben Kaki-Uniformen auf die Bühne, banden den Mann solid und nüchtern und schleiften ihn fort.

„Der hatte einen roten Gedanken," sagten die schläfrigen Kulis zueinander, und einer warf Walai den blutigen Degen über den Hof nach. Dann setzten sich die Leute wieder auf ihre Plätze, die Musikanten spielten, die Kulibajadere tanzte wie immer bis zum Morgenrot und verstand nicht einmal, daß sie in dieser Nacht einen Zauberer verzaubert hatte. Sie tanzte, weil es ihr Geschäft war und tanzte heute lebhafter, weil der Fremde im Parkett noch reich an Silbermünzen war.

Unter den Totentürmen

Auf dem Abendkorso von Bombay kreisten die hohen Räder der Staatskarossen. Die Kutscher klingelten mit silbernen Glocken. Schmal wie Gazellen saßen oft sechs bis acht Indierinnen in den Wagen auf den Polstern und streckten die schlanken, braunen Hälse. Vorortzüge rasselten neben dem Korso am Meere entlang, Automobile und englische Cabs. Die Parsen hatten die reichsten Equipagen, denn sie stellten in Bombay die Finanzwelt dar.

In einem ungeheuren schwarzpolierten Wagen, mit vier Fliegenwedlern in grüner Livree und rotem Turban hintenauf, mit zwei braunen Kutschern auf dem Bock, kam der steinreiche Parse Rama mit seinem Sohne Elifar zum Korso. Die beiden Herren trugen dunkelblaue Kaftanröcke bis an die Hüften, ein weißes Schleierhemd hing unter der dunkelblauen Weste hervor bis an die Knie, die Waden waren nackt, und die Füße steckten in Goldpantoffeln. Auf dem Haupt jedes Parsen thronte die schwarze, polierte Lacktiara, welche den beiden Bankiers das Aussehen von Hohenpriestern gab. Die englisch geschirrten Pferde griffen scharf aus. Die vielen Fußgänger sahen die Abendsonne tief am Boden unter den Pferdehufen und unter den Rädern der Equipagen, als ließen die Reichen die Sonne zu ihren Füßen zerstampfen. Wie blaugraue Kreisel tanzten die langezogenen Schatten des Korsos über die abendlichen kupferroten Rasenplätze der englischen Klubhäuser. Weißgekleidete Tennisspieler standen wie helle Gipsfiguren unter den papageienfarbigen Palmen. Das Meer lag neben der Wagenkette wie ein riesiger Silbertisch, und die Sonnenkugel war aus dem grünlichen Abendäther wie eine geschälte Blutorange auf die weiße Meeresplatte hingerollt. Hunderte von Indiern wanderten am Strand. Indische Frauen, sieben und zehn, hielten sich an den Händen und gingen über die gebleichten, kalkigen Muschelwiesen am flachen Meeresrand entlang. Die feinen nackten Mädchen- und Frauenkörper sind in smaragdgrüne, karmoisinrote und azurblaue

Schleier gewickelt. Die Abendluft preßt die wasserdünnen Schleier an die Linien jedes nackten Leibes. Die Frauenscharen in ihren glitzernden Schleiern stehen wie aus blauem, rotem und grünem Glas gegossen am Meer. Junge Männer mit riesigen weißen und gelben Turbanpaketen auf dem Kopf wandeln, gleichfalls Hand in Hand, die Wasserlinie entlang. Manche Gruppen spielen Ball, andere liegen neben ihrem blauen Schatten auf dem weißen Muschelboden.

Große Schreie verbreiten sich in der Luft, und mächtige schwarze Aasgeier fegen über die Köpfe des Korsos. Niemand achtet auf sie. Die unheimlichen, fürchterlichen Vögel jagen wie schwarze Tücher durch die Luft, die Erde und das Meer anschreiend. Die finstern Vögel stürzen fort, ihr Flug ist wie ein Umsichhauen großer schwarzer Sensen.

Die Aasgeier kommen und gehen und pflügen die Luft mit ihrer Unruhe über den Palmenspitzen der Prachtgärten des Malabarhügels. Die Rücken dieses Hügels ziehen sich draußen vor Bombay an der Strandbucht ins Meer. Dort oben sind, versteckt im Blaugrün hinter den Villen und den Gärten, die Totentürme der Parsen. Dort werden die Gestorbenen auf die platten Dächer der weißen runden Türme den Aasgeiern hingelegt; ein Leichnam wird in einer Stunde von den wilden Vögeln gefressen. Der Parsentote darf weder Luft, Wasser, Feuer noch Erde verunreinigen und bekommt deshalb kein anderes Begräbnis als das im Magen eines Geiers.

Dort oben in den Prunkgärten um die Totentürme stehen jetzt im Abendlicht die Palmschäfte wie rote, verrostete Eisenschrauben in der Luft, und die Schreie der Geier fahren hervor gleich wild ausgestoßenen Flüchen, wie die Sprache des ewig zankenden Hungers. Die feiernden Menschen am Abendmeer sind mit den häßlichen Geierlauten vertraut wie mit ihren eigenen Sorgen. Männer und Frauen schauen ungestört in den wollüstigen Sonnenuntergang, zu dem jeden Abend die schwarzen Aasvögel gehören, wie die vielen Schatten der Menschen, der Pferde und Equipagen zum Korsoweg.

Am Wegrand stehen einige Equipagen und warten auf die Spaziergänger. Rama ließ gleichfalls seine Pferde halten, und sein Sohn Elifar stieg aus. Sobald die Sonnenscheibe die Meerfläche anrührt und die Meerluft sich dreht, Wasserkühle und Landwärme zu kreisen beginnen und die Schleierenden der spazierenden Damen und Mädchen sich im Luftzug kräuseln, eilen die wandelnden Gruppen auf ihre Wagen zu; Wagen und Spaziergänger kehren zur Stadt zurück.

Der Vater Rama sah seinem Sohne nach, welcher zum Wagenschlag der nächsten leeren Equipage getreten war und auf eine Mädchengruppe wartete, die vom Meere her kam. Ehe noch Elifar und die Mädchen sich begrüßten, hörte der alte Herr, im tiefen Wagenfond verborgen, eine Stimme aus einem Trupp vorübergehender Menschen neben seinem Wagen sprechen: „Nie wird der Sohn des Rama mit Aloi glücklich werden. Sie ist das gelehrteste von allen Parsenmädchen in Bombay und liebt nur Bücher und keine Menschen."

Der alte Rama seufzte und spielte mit seiner dicken Uhrkette, die war aus goldenen Skarabäen zusammengesetzt, in jedem Käferkopf steckte eine echte schwarze Perle. Durch den offenen Wagenschlag spielte sich die Sonne mehr als fünfzigmal in der kostbaren Kette, und mehr als fünfzig kleine blutrote Sonnen rollten durch Ramas Finger. Dann verloschen alle Perlen, und die Kette lag dunkel in Ramas Hand. Er sah in demselben Augenblick, als er die Stimme aus dem Volke gehört hatte und die Sonne im Meer unterging, wie Aloi seinem Sohne Elifar drüben am Wagen kaum die Fingerspitzen reichte und sich dann mit allen ihren Freundinnen in die Wagenpolster setzte. Der Alte dachte: Aloi ist nicht gekommen den alten Parsen Rama zu begrüßen. Aloi liebt keinen Menschen; ihr Herz ist ernst und farblos wie die schwarzen Perlen, die in die Sonne sehen wie Brillengläser und farblos wie schwarze Brillen sind. Die Stimme im Volk vorhin hatte recht, Aloi liebt nur ihre Bücher; nicht einmal am Abend vor ihrem Hochzeitstag mit Elifar konnte sie herzlich werden.

Rama hörte Alois Wagenschlag zufallen, die Kutscher klingelten mit ihren silbernen Signalglocken, die sie statt der Peitsche neben sich am Bock hatten, und Alois offene Equipage, gefüllt mit den Köpfen von sieben jungen Parsenmädchen, welche fast alle sieben Brillen trugen, fuhr an Ramas stillstehendem Wagen vorüber. Die Mädchen nickten dem alten vornehmen Parsen Rama zu, aber ihr Gruß war nebensächlich und flüchtig, als wären alle sieben kluge Ameisen, die nie Zeit haben vor Fleiß und Eile.

Elifar kam in den Wagen seines Vaters zurück; dieser sah, daß sein Sohn die Lippen eitel aufwarf und mit seinen schwarzen hochmütigen Augen selbstgefällig Aloi nachsah.

Rama dachte: Mein Sohn Elifar ist nicht klug, und seine Eitelkeit ist seine ganze Weisheit. Er ist ein schön gewachsener Junge, ist reich, liebenswürdig, wohlgenährt und könnte darum Aloi gefallen. Aber Aloi strotzt von Wissen und Gelehrsamkeit. Sie ist hochmütig wie keine, und ich wundere mich nur, warum sie meinem Sohne das Jawort gab, als wir bei ihrem Vater um sie anhielten. —

Der Alte und Elifar fuhren eine Weile schweigend, und die Fensterreihen der Klubhäuser glänzten wie weiße Zettel, die in der Dämmerung angeklebt waren, und von denen die beiden Herren ungeschriebene Gedanken ablasen.

Das Meer lag jetzt grau und tot unter einem Netz einförmiger Dämmerungswellen, wie ein weißer, gefangener Riesenleib unter einem Drahtgitter.

„Dein Hochzeitstag hat mit dem Sonnenuntergang jetzt begonnen", sagte der Vater, als der Wagen an der Schranke des Vorortsgeleises auf einen vorübersausenden Zug warten mußte. Rama verstand im Eisenlärm nicht, was Elifar ihm antwortete, aber er sah die Gedanken dem Sohne aus dem Gesicht.

Elifar dachte nur an seine Eitelkeit. Er war überaus stolz darauf, daß er, der reiche, stattliche, junge Mann, gleichsam wie einen unbezahlbaren Schmuck, gleich wie einen hochtrabenden Titel, morgen zu seinem Hochzeitstag vom Schicksal eine Frau bekam, welche

die gelehrteste von allen brillentragenden Mädchen war. Aloi hatte ihm nach einiger Bedenkzeit ihr Jawort gegeben, und er war damit zufrieden, daß sie sich lieben lassen wollte, aber nicht wieder lieben konnte.

Elifar wickelte aus einem kleinen gelben Seidentuch einen Ring. Derselbe stellte zwei goldene Pferdchen dar, welche, nebeneinander langgestreckt, scheinbar um die Wette liefen. Steckte man den Ring an die Hand, so schienen die Pferde rings um den Ringfinger zu laufen. Elifar hatte auf den Ring gedeutet und seinem Vater geantwortet, als der Eisenbahnzug vorüberrasselte und die Worte zerstreute. Rama verstand, daß sein Sohn diesen Ring Aloi zum Hochzeitstag schenken wollte, und er begriff, daß die beiden Pferde die Seelen der beiden Menschen vorstellten. Elifars Eitelkeit rannte wie ein Pferd mit dem Verstand von Aloi um die Wette.

Elifars Augen betrachteten wohlgefällig den Ring, und sagten stumm zum Vater: Morgen werden mich viele beneiden um Aloi.

„Man heiratet nicht, um sich beneiden zu lassen, Elifar; laß die Sonne morgen wie heute untergehen, mein Sohn, und gib diese Heirat auf; gib nicht deinen Ring dem Mädchen mit der Brille, ich suche dir eine andere.“

Elifar steckte seinen Ring in die Westentasche und antwortete dem alten Rama. Aber auch diesmal wurden die Worte von der Luft mit fortgerissen, ohne daß sie der Vater hören konnte.

Einer der mächtigsten Aasgeier war von den Gärten der Totentürme herab mit großem und lautem Gekrächze über die beiden Herren geflogen und hatte Elifars Worte überschrieen. Nur Elifars Achselzucken sprach stumm zu Rama: Frauen ohne Brillen sind mir langweilig, weil sie so eitel sind wie ich, Vater.

Der Wagen hielt vor Ramas Villa zwischen den hohen Mauern der Gärten des Malabarhügels. Die beiden Herren wollten aussteigen, im gleichen Augenblick kehrte derselbe große Aasgeier im Fluge um und stob dicht vor dem alten Herrn über die Rücken der Pferde.

Rama duckte sich unter dem Luftzug des Flügelschlages.

Die unruhigen Pferde zerrten den Wagen ein paar Schritte vorwärts, Ramas prachtvolle Uhrkette blieb an der Türklinke des Wagenschlages hängen und zerriß.

Der alte Parse erschrak über den Totenvogel und über seine zerrissene Skarabäenkette. Er betrachtete dieses kleine Unglück am Vorabend der Hochzeit als den Vorboten eines größeren. Er hätte gerne seinen Sohn noch einmal gebeten, die Hochzeit aufzuschieben, aber die eitlen Augen Elifars hinderten ihn am Sprechen, und der Alte sagte nur, als er ins Haus trat:

„Menschen, die sich nicht im Blut lieben, lernen sich niemals kennen, nicht einmal der Tod kann ihre kühlen Gedanken einigen."

Am nächsten Abend um dieselbe Stunde saßen bei dem weitoffenen Gartentor des Hauses Rama die Hochzeitsgäste, die reichsten Parsen von Bombay, alle mit schneeweißen Togas bekleidet, und zeigten sich den Vorübergehenden der Straße. Tiefer im Garten gingen die Mütter und die älteren Frauen, gleichfalls in weiße wohlgeordnete Togas gehüllt.

Auf dem dämmerigen blauen Rasen deckten viele Diener eine lange Abendtafel mit weißen Seidentüchern, die Hochzeit neigte sich ihrem Ende zu.

Aloi, umgeben von fünfzig jungen Freundinnen, saß in einer offenen weißen Pfeilerhalle des Gartens. Braut und Brautmädchen trugen fast alle Brillen und waren alle in weiße silbergestickte Togas gewickelt. Die rosa Orchideen in den schwarz gescheitelten Haaren steckten gedankenvoll wie die Brillen an den jungen Mädchenköpfen. Die jungen Damen saßen im großen Kreis auf Stühlen und spielten Pfänderspiele und waren wie Kinder fröhlich, trotz aller Belesenheit.

Ein Zug von Dienern trat jetzt in den Kreis der Mädchen. Sie stellten einen großen vergoldeten Kuchen in die Mitte auf einen Schemel, und auf silbernen Platten wurden kleine parfümierte Blumensträuße gereicht.

Elifar erschien auf der Hallentreppe, mit ihm eine Schar junger Männer, alle in weiße Togas gehüllt, wie wandelnde Marmorbilder. Der Bräutigam hatte die Braut zu sich hinaus in den Garten bitten lassen, aber sie war nicht gekommen. Nun trat er selbst in den Mädchenkreis und lachte, weil Aloi nicht aufstand und nicht zu ihm kam.

Das Brautpaar sollte sich verabschieden und im Brautzug nach Elifars Wohnung ziehen. Aber Aloi lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, sah Elifar über ihre Brille an, schmollte mit ihrem hübschen Kindermund, und ihr Gesicht war blaß und leuchtete auf ihrem Hals, wie die Kelche der Kallablumen an den Spiegeln der Gartenteiche:

„Laß mich noch eine Stunde junges Mädchen bleiben," rief sie scherzend, „ich weiß nicht, warum ich mich plötzlich vor dir fürchte, Elifar. Ach, Freundinnen, seht mich an, ich fürchte mich, glaube ich, davor. Kinder zu bekommen. Ich hatte ganz vergessen, daß man beim Heiraten nicht bloß eine Freundschaft schließt, sondern, daß man auch Kinder gebären muß. Ich bin keine Frau, die ungestraft gebären kann, das sagt mir mein Verstand; ich glaube, ihr Herren und Damen, ihr müßt mich dann auf die Totentürme tragen. Wenn ich ein Kind bekommen sollte, überlebe ich es nicht."

Aloi sagte das laut und ohne Scham, sie meinte jedes Wort ernst, wenn sie auch lachte. Ihre Brillengläser liefen an und standen bläulich und gedankenvoll wie große Mondsteine im Gesicht, als ob ihre Augen jedem und keinem gehörten, und ihre Blicke verschwanden grau in einer Wolke hinter der Brille.

Elifar stand hinter ihrem Stuhl und lächelte; er nahm ihre Hand und steckte ihr den Ring mit den goldenen Pferden an den Finger.

Aloi schüttelte leicht die Hand, und der Ring fiel in ihren Schoß. „An meine Hände paßt kein Schmuck und kein Ring. Meinen Fingern, die nur gerne in Büchern blättern, sind Ringe zu schwer."

Elifar lächelte, und sein eitles Lächeln meinte: Du wirst dich an den Ring gewöhnen, Aloi. So wie du

dich an die Liebe gewöhnen wirst und an das Gebären von Kindern, so wirst du dich an meinen Ring gewöhnen.

Aloi schüttelte ihren Kopf, und ihr Kopfschütteln sagte stumm: Nein, nein, nein! Laut sagte sie:

„Elisar Rama, ich werde mich nicht an die Liebe gewöhnen, nicht an das Kindergebären, nicht an dein Gold und an deinen goldenen Ring. Wir heiraten uns, weil wir Menschenkinder sind, die nicht wissen, was das Leben von ihnen will. Ich heirate dich, weil ich den Eltern den Willen tue, weil du eitel auf die Heirat bist, und weil du nicht forderst, daß ich Liebe heucheln soll."

Alle Parsenmädchen klatschten laut Beifall.

Elisar nickte, steckte den Ring in seine Tasche und sagte, ohne zu sprechen: Eines Tages wirst du dich an alles gewöhnen, Aloi. Ich werde dir den Ring heimlich anstecken, und du wirst es gar nicht merken, daß du meinen Ring trägst.

Aloi schüttelte heftig den Kopf: Niemals, niemals.

*

Dreiviertel Jahr nach dieser Stunde starb Aloi bei der Geburt eines toten Kindes. Ihre Leiche wurde in weiße Seide gehüllt und in den Garten der Totentürme getragen, in diesen farbigsten und schauerlichsten Garten der Welt. Achtzig weiße Stufen führen darinnen den Hügel hinauf. Oben auf den Terrassen empfangen die weißgekleideten Parsenpriester den Leichenzug und tragen die Toten über den Purpursand der Gartenwege. Blaue, goldgelbe und scharlachblühende Blumentische stehen an den Rändern der Wege. Graue Kakteen und Palmenbestände verdecken halb die kesselartigen, weißen Steintürme. Wie zusammengekauerte Männer in schwarzen Röcken hocken die Aasgeier Schulter an Schulter mit kahlen Hälsen und kahlen Schädeln um den Turmrand. Sie stoßen sich mit den eckigen Schulterblättern und rucken mit den hackigen Schnäbeln und schleudern sich, aufkreischend, durch die Luft und sehen im Flug aus, als

ob von Totenbahren große, schwarze Tücher davonfliegen.

Nachdem man Aloi zu den Geiern auf die Totentürme getragen hatte, stand Elisar abends in seinem leeren Hause in der Gartenhalle. Sein Besitztum lag neben vielen andern Gärten am Malabarhügel unterhalb der Totentürme. Die Diener trugen vor ihm auf dem Rasen die von Aloi hinterlassenen Bücher und Schriften auf einen Haufen und warfen sie in ein Reisigfeuer.

Elisar trat in den Garten; der Abendhimmel lag über ihm bleigrau wie eine Panzerplatte. „Warum bedrückt mich keine Trauer?" sagte der eitle Mann zu sich. „Ich fühle nicht mehr Trauer über Alois Tod als über die untergegangene Sonne irgendeines Tages. Sie hat sich nicht an meine Liebe gewöhnt und hat mir auch kein Kind geboren und ist gestorben, um mir zu zeigen, daß sie sich nicht an die Liebe gewöhnte. Aber als Tote gehört sie mir jetzt ganz und trägt jetzt endlich meinen Ring. Ich habe keine Trauer um sie im Herzen, weil sie mir im Tode näher ist als im Leben." —

Der schon dämmerige Park wurde von einem letzten roten Sonnenblick hell, und rote Streifen schossen wie rote Goldfische, über die wasserblauen Rasen. Ein paar Riesenschatten vorüberfliegender Aasvögel fuhren über Elisars Kopf und wischten die roten Lichtstreifen aus.

Nach einer Weile kam einer der indischen Gärtner. Sich demütig vor Elisar verbeugend, reichte er ihm auf einem Brotfruchtblatt einen abgerissenen Menschenfinger, daran ein goldener Ring steckte. Der junge Parse fuhr erschrocken zurück und wurde blaß und grau.

Der Gärtner erzählte, einer der Aasgeier hätte diesen Totenfinger in ein Blumenbeet fallen lassen.

Elisar zog den Ring, der zwei goldene Pferdchen vorstellte, von dem toten Fingergliede. Dann ließ er den Finger in Seide wickeln und zurück zu den Totentürmen tragen. Den Ring aber steckte er in seine Tasche. Und seine Hand spielte tagelang mit dem Ring in der Tasche, und seine Eitelkeit weinte.

Der Knabe auf dem Kopf des Elefanten

Der Maharadscha von Jaipur, der heute noch unabhängigste Fürst von Indien, hat einst zu Ehren des Besuchs des Prinzen von Wales alle Häuser, alle Straßen, alle Wände, Treppen und Türmchen seiner kleinen Hauptstadt Jaipur mit rosa Kalkfarbe anstreichen lassen, alle Gesimse und Geländer mit purem Indigoblau, so daß die Stadt jetzt den ganzen Tag über und über in einem ewigen Morgenrot schimmert und die rosarote Stadt genannt ist. Keiner geht durch diese Stadt, der nicht von der unendlichen rosaroten Farbe begeistert gestimmt wird. In alle Straßenfluchten hinein begleitet dich vom Morgen bis zum Abend der zuckersüße Rosenton. Er übertüncht deine Sorgen und deinen Kummer und verzärtelt deine Gedanken. Die helle Stadt scheint aus rosa Zuckerguß und rosa Schlagsahne aufgebaut. Süß und süßlich wird dir vor dem rosa Häuserschaum zumut.

In der Straße der Reitbahn steht ein goldener Minaretturm, der einzige gelbe Fleck in den rosa Mauern. Diese Straße ist sehr breit und führt nach dem Marktplatz und nach den Elefantenställen des Fürsten. In der Mitte über einem Straßenaltar ragt ein Trompetenbaum mit weißen Armen. Zu beiden Seiten der Straße sind in den Erdgeschossen der rosaroten Häuser offene Verkaufsgelasse, wie kleine dunkle Höhlen; darinnen hocken die Indier auf den erhöhten Dielen und arbeiten. Ein starrsinniger blauer Himmel ist immer über der rosaroten Stadt, es hat jetzt seit zwei Jahren nicht geregnet.

Weiße Zebustiere und Zebukälber tummeln sich vor den Läden, Affen purzeln von den Dächern in grauen Scharen über die rosa Straßen. Jeden Morgen um eine bestimmte Stunde kommt der Lieblingselefant des Fürsten von seinem Morgenspaziergang durch das rosa Tor in die Stadt zurück in die Rennbahnstraße, torkelt wie eine Kuh gemütlich und watschelt die breite Straße hin nach dem Elefantenstall. Voraus geht ein Wächter mit weißem Turban, der eine Riesenglocke schwingt, damit Vieh und Menschen dem fürstlichen

Tier ausweichen. Auf dem sich wiegenden breiten Elefantenschädel hockt ein indischer Knabe mit einem Stachelstab in der Hand. Der Elefant bewegt die großen, rot und blau tätowierten Ohrlappen, daß sie mit ihren bunten Arabesken wie große Tapetenfetzen in der Luft wehen.

Der Knabe auf dem Kopf ist dreizehn Jahre alt und sehr schmächtig, er sitzt auf dem Schädelknochen des Elefanten wie auf einer wandernden Schaukel. Der nickende Koloßkopf schwingt mit dem leichten Knaben mühelos auf und ab, als trüge das Tier keinen Menschen, sondern nur einen gewichtslosen Straußenfedernschmuck. Des Knaben Vater wurde kürzlich im Stalle des Fürsten von einem wahnsinnigen Elefantenungeheuer zerstampft, und seine Mutter verlor der Knabe vor zwei Tagen. Sie saß tagaus, tagein in einem Mehlladen an der Rennbahnstraße, über einen Mahlstein gebückt, den sie mit der Hand drehen mußte. Neben ihr schwangen noch sechs Frauen sechs Mahlsteine.

Weißglühend zieht heute wie immer die Morgensonne in die rosa Straßen, brennt auf dem goldenen Minaretturm und in dem weißen Trompetenbaum, dessen große Blätter senkrecht schlaff herabhängen, wie aufgereihte grüne Teller.

Der Elefant hebt, wie jeden Morgen, wenn er durchs Stadtor tritt, seinen Rüssel in die Luft, und die vergoldeten Kugeln seiner beiden Stoßzähne blitzen. Er stößt einen Fanfarenlaut aus, da er sich dem Stall nähert.

Yawlor, der Knabe auf dem Elefantenkopf, rührt sich nicht. Er zieht heute ernst, wie ein Fürst, in die Morgenstadt ein. Mit seinem schwarzen Blick sieht er nach dem Laden, in dem sonst die Mutter an dem Mühlstein hockte. Dort sang sie mit den Weibern näselnd den Mehlsang, daß der Sohn den Sing-Sang am Morgen schon weithin hörte. In der Nähe des Ladens ließ stets der Glockenträger, der vor dem Elefanten schreitet, die Glocke in seiner Hand schweigen, aus Respekt vor dem Sang, denn das Mahllied ist ein uraltes heiliges Lied.

Aber heute stand die Hälfte der Mühlen leer, nur drei Frauen sangen halblaut einförmig auf der erhöhten Diele des mehlweißen Ladens. Als sie die Elefantenglocke hörten und wußten, daß der junge Yawlor auf dem Kopf des Elefanten vorüberritt, stellten sie zum Zeichen der Trauer für seine Mutter das Lied ein. Statt der sechs Mahlsteine sausen nur drei unter den braunen abgearbeiteten Händen der Weiber; die drei anderen Handmühlen stehen still und verlassen. Wegen anhaltender Dürre und Teuerung hatte der Mehlhändler vor kurzem die Hälfte der Weiber entlassen müssen. Yawlors Mutter war danach in ihrem Lehmhaus an der Landstraße vor Nahrungssorgen und vor Bekümmernis um den toten Mann, den ihr der wahnsinnige Elefant umgebracht hatte, halb verhungert und halb verdurstet eines Morgens tot umgefallen. Am Abend fand ihr heimkehrender Sohn ihren zusammengeschrumpften kleinen Körper wie einen ausgemergelten Hanfstrick an der Türschwelle der Hütte liegen. Yawlor schichtete mit einigen Kulis aus dem Elefantenstall einen niedrigen Holzstoß, legte die Leiche darauf und verbrannte sie. Seine Hände hatten die tote Mutter in Asche verwandelt, aber nicht sein Herz. Seine Gedanken hielten die Tote immer noch wie ein lebendes Geschöpf umarmt. Wenn er morgens den Elefanten des Fürsten vom Stall hin und zurück ritt, setzte er im Geiste seine kleine tote Mutter neben sich auf den großen Elefantenkopf, und sein Herz redete mit ihr.

Der große Elefant schaukelte jetzt mit Yawlor am Mehlladen vorüber, wo nur die drei Mühlen knirschten, aber kein Lied ertönte. Draußen am Marktplatz saßen die Purpurfärber und Leinwandverkäufer unter ihren Zeltstangen vor ihren roten und blumigen Warenstücken. Alle legten heute die Hand an die Stirn und grüßten den Knaben auf dem Elefantenkopf wie einen Herrn, zum Zeichen des Mitgefühls.

„Sie grüßen die Tote, die neben mir auf dem Elefanten sitzt,“ sagte der Knabe zu sich. Als er an der stillstehenden Mühle des Ladens vorübergeritten war, an der seine Mutter sonst immer gearbeitet hatte,

redete er in die Luft: „Mutter, ich will dich am Durst und am Hunger, die dich umgebracht haben, rächen. Ich will den Durst und den Hunger in dieser Stadt umbringen.“ Des Knaben Auge flog die Straße hinauf und hinunter, wild, als wollten seine Lippen einen Schrei ausstoßen, wilder als der Schrei des Elefanten. Niemand hörte den Knaben auf der Straße laut mit sich sprechen, denn der Glockenläuter, der vorausging, übertönte alle Geräusche. Der Elefant torkelte jetzt behäbig über den Marktplatz. Die Leute sahen nur, daß Yawlor fortgesetzt die Lippen bewegte.

„Ich werde schreien,“ rief Yawlor zum Geist seiner Mutter, „daß der Himmel über dem Marktplatz zittert, Mutter. Und der Fürst und alle Leute in der Stadt müssen fragen, wer schreit? ‚Das ist Yawlor, der den Regen vom Himmel rufen kann,‘ muß man dann antworten. „Hunger und Durst müssen vor Yawlor sterben. Mit beiden Armen werde ich den Himmel wie einen vollen Wasserschlauch an mich pressen, daß der Starrsinnige zerplatzt und die Felder von der Stadt Jaipur bis zum Schloß Amber draußen überschwemmt werden von seinen Regenfluten. Der Fluß muß wieder im ausgedörrten Kiesbett erscheinen, und sein Spiegel muß wieder auftauchen, der Fluß, der jetzt mit versteintem und verdorrtem Gesicht dalag, wie Yawlors tote Mutter auf dem Scheiterhaufen. Unterm lebenden Regen würde auch die Asche der Mutter wieder zu Fleisch werden und aufstehen. Die Mutter würde wieder an ihrem Mahlstein niedersitzen und jeden Morgen wie sonst singen, wenn Yawlor auf dem nickenden Kopfe des Elefanten Talim am Mehlladen vorüberritt.“ — Yawlor sah vom Kopfe des Elefanten herab über dem Marktplatz deutlich die Stunde seiner Größe kommen. — Der Fürst würde zu Pferd mit allen Frauen in den Sänften und in den Zebuwagen und mit allen tätowierten und purpurgeschmückten Elefanten auf dem Marktplatz in den Palast der vier Winde ziehen; alle Fenster wären dann voll von Frauengesichtern mit plattgescheiteltem Haar. Die Rubinen in allen Ohrmuscheln und die weißen Ringe in den Nasenflügeln müßten funkeln und glitzern und alle

Goldspangen an den Armgelenken klirren, wenn sich die Frauen über die Geländer bögen und mit großer Erregung Yawlors Stimme lauschten. Yawlor stünde dann mitten auf dem Marktpflaster zwischen den tausend heiligen grauen Tauben, die dort picken und die nie ein Arm verscheuchen darf, und Yawlor schrie zum Himmel vor den Reihen der Fenster, den Elefantenreihen, den Wagenreihen, und vor den Reihen der ungeduldigen Pferde. Wie voll von Haufen Käfern und Waldameisen würden alle Dächer und Türmchen voll von Turbanen und Gesichtern sitzen, die auf Yawlor sahen, wenn er den Regen aus den Wolken herabschrie, wenn er die Dürre vom Himmel riß und der Sonne ins Gesicht schlug. Dann in der atemlosen Stille mußten die ersten Tropfen, rund und gequollen und wie Gewichte schwer, auf die Köpfe schlagen, tausend Hände sich nach den Tropfen ausstrecken und Tausende mit den nassen Händen jubelnd Beifall klatschen. Alle grauen Tauben auf dem Marktplatz fliegen rauschend dem Regen entgegen, alle Pferdenüstern wiehern, die Elefanten trompeten, und der Fürst und seine Frauen lassen Yawlor durch die Eunuchen vom Markt herauf in den rosigen Windpalast rufen. —

Der Knabe Yawlor mußte sich jetzt unter dem kühlen und dunkeln Tor des Elefantenstalles bücken. Das breite Elefantentier trampelte mit dem Knaben auf dem Kopfe in den Elefantenhof. Hühner, schwarze Böcke, Truthähne, Kulis, Affen, Wasserträger und Elefantenwärter trieben sich hier um die offenen Lehmställe und um die offenen fürstlichen Wagenschuppen herum. Der Dunst des gedörrten Elefantenmistes, der auf den Rändern der Hofmauer in Fladen als Dung getrocknet wurde, und Staubwolken füllten die Luft. Die begeisternden rosaroten Straßen von Jaipur aber waren hinter Yawlor verschwunden.

Zwischen dem Dunst des Viehes, der Taglöhner und des Mistes verwandelte sich die straffe Gesichtshaut des Knaben, sein Ausdruck wurde müde, welk und alltäglich. Sein Geist, der unter dem feierlichen Beileidsgruß der Kaufleute auf dem rosaroten Marktplatz aufgeleuchtet hatte, wurde kleinmütig. Als er vom

Kopfe des erhabenen Elefanten zur Erde glitt und im Staub bei den Staubigen stand, hatte er den heldenhaften Blick in die Ferne verloren. Er stellte seinen Stachelstab in die Mauerecke, rieb sich die Gedankenreste wie Staubkörner aus den Augen und war auf seinen abgemagerten Beinen wieder der Sohn eines Kulis und nicht mehr der Herr über Durst und Hunger, wie auf dem Kopf des Elefanten.

Ein schwarzer Widder im Hof, welcher spielen wollte, kam von rückwärts angerannt, hob den Knaben auf seine gedrehten Hörner und kehrte ihn wie eine überflüssige Sache zur Seite, daß er in der Mauerecke bei einem Haufen dörrender Mistfladen hinfiel und liegen blieb. Der ganze Hof voll Kulis lachte lautlos, und alle zeigten dem Gestürzten die gelben Zahnreihen. Und mit dem Hingepurzelten lag auch der Gedanke, den Hunger und Durst zu beschwören, verrunzelt wie ein Mistfladen in der Mauerecke.

Eingeschlossene Tiere

Esthe, die Tochter des englischen Botanikers Horseshoe, war in Indien, in Kalkutta, geboren und sollte jetzt in ihrem sechzehnten Lebensjahre für immer mit ihrem Vater nach England zurückkehren. Esthe war an Indien angewachsen, wie eine Koralle am Meeresgrund. Sie versuchte auf alle erdenkliche Weise einen Grund zu finden, um in Indien zurückbleiben zu dürfen. Sie verfiel, wie junge, hartnäckige Mädchen leicht tun, auf das Resoluteste und das in ihren Augen Einfachste: sie wollte sich von einem jungen Indier entführen lassen.

Zu Haus waren bereits alle Zimmer geleert, alle Kisten zugenagelt, alle Koffer zugeschnallt, und Esthe wohnte mit ihrem Vater während der letzten Nächte im Grandhotel von Kalkutta.

Es war Sonntag, und am Montag wollten Vater und Tochter den Schnellzug nach Bombay nehmen,

um dort den Dampfer der P.- und O.-Linie zu erreichen und sich nach Southampton einzuschiffen.

Es ist Sonntagnachmittag. Der Frühjahrssturzregen hat aufgehört, die Rasenerde des riesigen Maidanplatzes vor dem Hotel hat alle Pfützen und Wasser schnell verschluckt, die Sonne blitzt wie nagelneu am Himmel, und die Damen im Hotel erscheinen mit den ersten Frühlingsstrohhüten der Londonsaison auf dem Kopfe.

Der Botaniker Horseshoe schrieb auf einer Schreibmaschine im Lesesaal des Hotels seinen letzten botanischen Bericht für die Kalkutta-Times, und Esthe sagte über die Schulter ihrem Vater, daß sie noch eine Radtour um den Maidan machen würde.

Sie fuhr ein paar Minuten später auf dem vernickelten, blitzenden Rad um den mehrere Kilometer großen, freien Rasenplatz, den Kopf geduckt und in die Luft gebohrt wie eine hitzige Hummel. Bei einer großen Allee bog sie scharf und energisch um die Ecke und flog unter den Bäumen hin, zum zoologischen Garten. Dort war soeben das Sonntagnachmittagskonzert beendet, hohe Equipagen kamen Esthe in langen Reihen entgegen. Das junge Mädchen vermied es, aufzusehen, um nicht Bekannte grüßen zu müssen. Sie ließ ihr offenes Haar wie eine Rasende im Winde wehen und jagte wie ein Spuk an der Wagenkette vorüber.

Die weißgekleidete Regimentsmusik verließ soeben mit ihren blitzenden Messinginstrumenten den Garten, als Esthe am großen Gittertore vom Rade sprang. Der Portier des zoologischen Gartens kannte Esthe; sie war täglich hier in dem mächtigen Park, wo die roten Dächer der Tierhäuser unter dem bläulichen Grün der Königspalme und der Kasuarinenbäume wie rote Zelte leuchteten.

Der indische Portier lächelte täglich über die hastige kleine Miß, die sich von einem der jungen Gärtnerburschen durch die Baumreihen und an den Käfigen vorbei oft lange Nachmittage begleiten ließ. Todor, der junge Gärtner, ging dann, zwei Schritt entfernt, wie ein brauner Käfer immer schweigsam neben der

jungen plaudernden Dame. Jedermann im Garten, alle Tierwärter und Gärtner wußten, daß der Bursche sich unter den Blicken der kleinen Miß vor Ehrfurcht, Ergebenheit und Schwärmerei wie ein Mimosenkraut zusammenrollte.

„Todor hier?“ fragte jeden Tag die kleine Engländerin und schüttelte ihr wachsblondes offenes Haar vor dem uniformierten indischen Portier beim Eintritt in das Gittertor. Dabei schwang sie die kurze Reitpeitsche, die sie als Radfahrerin gegen die Hunde in der Hand hielt. Der Portier legte, lächelnd und sich tief verneigend, schweigend die rechte Hand an die Stirn und deutete mit der linken auf ein hochstämmiges Malvenbeet, dahinter der weißgekleidete sechzehnjährige Bursche wie eine Maus mit schwarzem Gesicht kauerte und die feuerfarbenen Blütenzepter der Malvenstöcke an Bambusrohr festband. Seine Augen waren wie schwarze Papierasche und scheinbar tief versunken in die Blumenarbeit; aber seit Stunden warteten sie auf die blaßhäutige junge Dame.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang schloß heute der Portier den Garten, und da das Fahrrad vom Gittertor verschwunden war, blieb er überzeugt, daß die kleine Engländerin schon heimgefahren sei. Aber Esthe war hinter den letzten Häusern des Gartens, bei dem Aquarium, versteckt geblieben.

„Ich soll morgen abreisen, Todor,“ hatte sie gesagt, „und du weißt, mein sehnlichster Wunsch war immer, einmal eine Nacht hier im Garten unter den wilden Tieren bleiben zu dürfen. Ihr Gärtner und Wärter seid auch nachts hier. Warum soll ich nicht bleiben können? Ich möchte im Finstern an den Käfiggittern entlang gehen und die Tigeraugen sehen, wenn sie grün und gelb auf mich losstürzen; die großen fliegenden Hunde, die tagsüber schlafen und kopfüber an den Bäumen hängen, möchte ich nachts aufwachen sehen und möchte sehen, wie die Schlangen sich nachts am Glas der Aquarien elektrisch reiben. Und vor allem habe ich Appetit nach dem verruchten Gebrüll der Heulaffen, die im Mondschein klagen sollen, als ob sie sich gegenseitig erdrosselten, und dann muß ich die Signal-

pfiffe der großen Trompetennachtigallen kennen lernen. Habe ich die Nacht hier angenehm zugebracht und gehe morgen früh nach Hause ins Hotel, so wird es dann für meinen Vater auch zu spät, um mit dem Schnellzug abzureisen. Dann versäumen wir das Schiff in Bombay; ich habe wieder eine Woche gewonnen, und die Abreise wird verschoben bis zum nächsten Schiff."

Todor der Gärtnerbursche verstand mit seinen Augen, die wie brauner Honig glänzten, alles, wenn auch sein Ohr nicht jedes englische Wort begriff. Er nickte beständig; so wie man im Wasser seinem eigenen Spiegelbild zunickt, so nickte er in die klarblauen Augen des kleinen Fräuleins. Esthe hatte sich bis zur Schließung des Gartentores verstecken wollen, und Todor hatte sie in eine Tuberosenlaube geführt, die hinter dem Aquarium stand. Dort saßen sie unter breitblätterigen Schlingpflanzen wie in einem grünen hohlen Schuppenleib. Esthe lag auf einer Bank, Todor hockte vor ihr auf dem feuchten Tropenboden, der mit grünem Schimmel bedeckt war.

Draußen verschwanden mit einem Male die rotsandigen Gartenwege in der plötzlichen Tropendämmerung. Esthe erzählte von den Pflanzensammlungen ihres Vaters, und Todor bewegte die Lippen in früherer Gewohnheit des Betelkauens. Das Betelkauen hatte sich der Gärtnerbursche abgewöhnen müssen, da Esthe den roten Saft, den er dabei ausspuckte, nicht leiden konnte. Aus dem plötzlichen grauen Abendlicht drang jetzt das langausgestoßene Geheul der wilden Tiere gleich Rufen aus gewaltigen Muschelhörnern in die Laube.

„Wie wäre es," sagte Esthe, „wenn wir jetzt die Schlüssel zu den Häusern der Tiger und Schlangen bekämen?"

„Noch abwarten," sagte Todor und ging auf den Zehen zum Ausgang der Laube. Die Luft des Gartens begann wütender nach Tierhaut und Tierschweiß zu riechen. Esthe gruselte es angenehm bei dem wilden Geruch. Todor ging um die Laubenecke. Esthe starrte hinaus. Alle Bäume verschwanden jetzt, als gingen sie alle aus dem Garten, und Ströme von

Düften wanderten wie fremde lebendige Wesen durch die Dunkelheit. Auch alle Farben begannen zu wandern. Der Scharlach der Kakteenblüten war pechschwarz geworden, die blauen Mandarinenblüten leuchteten weiß, die Yuccapalmen glitzerten wie Fischgräten und Fischgerippe und die Palmyraschäfte wie große weiße Elefantenknochen. Die Dunkelheit gab den Bäumen klumpige Beine und den Büschen gedunsene Leiber, daß sie Molchen glichen; die Nachtfarbe verwandelte die Welt der Pflanzen in eine Tierwelt. Die Erde vor Esthes Füßen dünstete einen bittern Schweiß aus, den das Mädchen wie ein Gift auf der Zunge schmeckte. Das vielgestaltige Echo aus den Tierhäusern vertausendfachte sich in dem Garten, als ob ganze Haufen eingeschlossener Tierherzen Selbstmord begingen und ihrem fliehenden Leben nachklagten.

Esthe stand von der Bank auf und tastete sich durch die Laube. Sie griff nach den weißlichen Tuberosen; sie fühlten sich wie glatte, schleimige Augäpfel an, die sich unter ihren Fingerspitzen bewegten. Sie griff in die Schlingpflanzen, die waren wie das Gekröse und Eingeweide eines frischgeschlachteten Tierleibes, lauwarm und weich. „Todor!“ rief das junge Mädchen. Todor aber schien verschwunden.

Esthe bog ihre Reitpeitsche krampfhaft um die Knie. Es war jetzt ganz finster in der Laube, und wie eine hohle Brandung tobte draußen das Geheul und Gebell aus den Käfigen. Esthe kannte wohl die indischen Nächte voll Zikadengerassel und Affengeschrei; auch die Schreie der Schakale und das Gelächter vieler wilden Nachtvögel hatte sie gehört, aber diese langen, qualvollen Stoßseufzer eingeschlossener Tiere, welche die Luftwellen aufregten, daß die Blätter im Dunkel zischelten, diese inbrünstigen Sehnsuchtsschreie, langgezogen und schneidend, als müßten sie die Käfiggitter zersägen, dieses Blutgeheul der tierischen Frühlingswollust, dazwischen das Klirren der eisernen Gitterstäbe, die geschüttelt wie Ketten unter dem Freiheitsdrang wahnsinnig gewordener Bestien rasselten, das hatte Esthe noch nie gehört.

Esthes Herz schauderte und begann sich wie ein selb-

ständiges Geschöpf zu regen; sie fühlte ihr Herz aufrecht, mit großen stoßenden Schritten durch ihren jungen Leib wandern. Ihr Herz machte Sprünge wie ein kralliger Panther, und es dehnte und rollte sich auf wie eine sich wälzende Riesenschlange, aber blieb doch immer am gleichen Fleck wie eine festgewachsene Seepflanze, die sich mit verwirrenden Fäden aufkräuselt, um sich greift und Nahrung sucht. Und alle die Schreie in dem finstern Garten, die aus den Tierkehlen platzten und der Luft weh taten, wurden in Esthe wie ihre tausend eigenen Stimmen. Alles, was im Garten an Wildheit wucherte, an Inbrunst und Leidenschaft, wurde zu Esthes Herz. Ihr Blut ging alle Tierverwandlungen durch, als wollte es fort aus ihrem Leib, vielgestaltig in die Nacht stürmen; wie die Raubtiere, die ihre Haare an den Gitterstäben reiben und ihre Tatzen durch die Eisen drängen, drängte das Blut des jungen Mädchens nach einer unbekannten Freiheit.

Wo ist Todor? rief es in Esthe. Er hat den Blick der großaugapflichen Tiger; er ist wie die geschmeidigen, knochenlosen Schlangen. Heute nachmittag auf dem Gartenweg hing sein Schatten schwer und schwarz an ihm, wie die großen fliegenden Hunde an den Bäumen hängen, mit dem Kopf nach unten. Todor schweigt immer, aber seine Augäpfel sprechen mehr als Tag und Nacht. Es ist finster draußen vor der Laube, als hätte Todor mit seinen Augen den ganzen Garten verschluckt. — Todor ist jetzt alles, er ist das große Finster draußen, und er ist das Blut in Esthe geworden, das wie eine Elefantenherde ihr Herz zerstampft.

Das junge Mädchen ließ die Reitpeitsche fallen. Sie preßte die Hände an ihren nackten Hals und begann mit einem Male wie eine Krähe laut aufzuschreien. Esthe schrie mit hochgehobenen Händen, sie stand auf den Zehen aufgerichtet und schrie endlos — daß die Heulaffen schwiegen, das Tigergebrüll sich verkroch und alle Tiere hinter den Gittern den Atem anhielten. Der ganze finstere Garten horchte ein paar Augenblicke auf den hohen Fistelton des Hilfegeschreis eines jungen Menschenweibes.

Endlich tauchten Laternen auf, Lichter spiegelten sich

in den Teichen, in den Glashäusern, und von neuem warf sich das Tiergebrüll an die bronzenen Gitterstäbe, den Laternen entgegen, und übertönte Esthes Geschrei. Riesige Schatten von vorwärtstastenden Menschen fuhren aus den Baumspalten. Gartenwege und Blumenköpfe erschienen, und es war, als eilten Haufen von Bäumen und fliegende Wesen herbei. Beleuchtet von den Laternen, stand Esthe mit aufgereckten hellen Armen und schrie allen entgegen. Sie rührte sich nicht vom Platz, sie schrie ihren Schreien nach. Dann plötzlich stürzte sie wie ein geblendetes Insekt mitten zwischen die Laternenspiegel.

„Hilfe vor Todor, Hilfe, Hilfe vor Todor!“ schrie sie den verblüfften Leuten ins Ohr. Sie klammerte sich an vier Wärter zugleich, die sie wie eine Barrikade zum Schutz um sich stellte.

Man suchte in der Laube, nirgends war Todor zu sehen. Die Wärter trugen das ohnmächtige Mädchen durch den Garten, darinnen die vom Licht aufgescheuchten Tiere jetzt noch lauter, gleich einem wilden Heergetümmel, tobten.

In der Nähe des Straßentores glaubte ein Wärter Todors Gesicht hinter einem Busch zu sehen. Als man von neuem suchte, fand man ein Leinwandpäckchen voll Silbermünzen neben der Tür des Portierhauses hingelegt.

Todor war, als er Esthe entschlossen sah, nicht abzureisen, von des Mädchens kühnen Nachtgedanken gleichfalls kühn gemacht worden. Er hatte Esthes Fahrrad vorsichtig durch das Parkgitter geschoben, hatte es in der Stadt zu einem indischen Bekannten gefahren und es diesem verkauft, und war gleich mit dem Gelde zurückgekommen, um Esthe die Silbermünzen einzuhändigen, damit sie immer in Kalkutta bleiben könne. Denn das junge Mädchen hatte in der Abschiedsstimmung an den letzten Nachmittagen öfters wiederholt, wenn sie sich Geld verschaffen könnte, würde sie in Indien bleiben. Sie wollte gern alle ihre Kleider und sogar ihr geliebtes Fahrrad verkaufen, wenn sie nur wüßte, an wen. Als Todor mit dem Geld in der Hand zurückkam, bemerkte er von weitem den Laternen-

zug und den Wärterhaufen, der Esthe in einen Wagen trug. Todor legte das Geld rasch an die Portierloge und verschwand aus dem Garten.

Esthe ist am nächsten Morgen mit ihrem Vater nach England gereist, und jedermann im zoologischen Garten weiß jetzt, daß Todor sich am Huklayfluß auf einem Frachtschiff heuern ließ, um Esthe in England zu suchen.

Der Kuli Kimgun

Kimgun war ein armer Burmese, so arm wie der Staub auf der Landstraße. Er wohnte in einem der kleinen sandigen Dörfer am Irawaddystrom zwischen Mandalay und Prome. Seine Arbeit war, auf die hohen Dorfpalmen zu klettern, die wie Mastbäume am Strand aufragen, und oben in die Blattsprossen der Palmen ein paar Kerbschnitte zu ritzen und kleine Blechgefäße darunter zu hängen, daß der Palmsaft in die Töpfe sickerte. Dort oben auf der langen schaukelnden Palme saß er wie ein nackter Menschenaffe und sah von unten gegen den blendenden Himmel aus, als wäre er aus schwarzem Papier ausgeschnitten und könnte von einem vorüberziehenden Flußreiher fortgeweht werden. Von seinen Palmen sah er schon von weitem die englischen Verdeckdampfer, die zweistöckigen, die wie Riesenschildkröten den Fluß hinauf und hinab schwammen. Wenn ein Dampfer kam, glitt Kimgun von seinem Palmenschaft herunter, bis der Landungssteg ausgelegt wurde und er mit den andern Kulis Säcke voll Reis, Körbe voll Paranüsse und Pakete von Sandelholz verladen half. Mit einem Dutzend armer Kuliteufel rannte er Ufer auf und Ufer ab, gelenkig wie eine zappelnde Marionette. Nach ein paar Stunden, wenn das Ufer wieder leer lag, der Fluß einförmig und warm vorbeispülte, die braunen Dorfkinder badeten und nichts zu verdienen war, kletterte Kimgun wieder auf seine Dorfpalmen und wechselte vorsichtig die Blechgefäße, die vollen und

die leeren. Wie eine Lehmmasse lag der breite Irawaddystrom unter der Sonnenkugel. Ein paar schneeweiße Pagodenspitzen glänzten wie Zelte aus den Waldhügeln. Grün, lehmgelb und sonnenweiß war rings die Welt unter Kimguns Augen, in der sich Sommer und Winter nicht unterschieden, und die sich nur veränderte, wenn der schwarze Dampferrauch mit ungeheuren, dunkeln Wolken die Landschaft verwehte.

Einmal kam die Kunde in das entlegene Flußdorf, daß in der Hauptstadt Rangoon die heilige Glocke der Shwe Dagon-Pagode in das Meer gestürzt sei. Man hätte die berühmte, die größte Glocke der Welt von der Plattform der Pagode herab nach England schleppen wollen. Bei der Verladung auf das Schiff brachen die Gerüste, und die Glocke versank in das Wasser. Dort lag sie jetzt auf dem Grund und trotzte allen Bemühungen, sie zu heben. Die Engländer gaben endlich die erfolglosen Bergungsversuche auf. Jetzt hatten sich die burmesischen Flußschiffer zusammengetan und wollten die Glocke auf alle Fälle retten. Die Engländer versprachen ihnen, daß die Glocke im Lande bleiben dürfe, wenn sie dieselbe vom Meeresgrund heraufholen könnten. Als Kimgun von der Ehrenarbeit der Flußschiffer hörte, machte er sich auf, um bei dieser heiligen Arbeit mitzuhelfen.

Viele Tage marschierte Kimgun, übernachtete in den Waldklöstern, und wenn er am Abend kein Kloster fand, kletterte er auf eine Palme, wo er die ganze Nacht still und regungslos in der Krone hing, so daß die Aras und Kakadus ihn für ein totes braunes Palmblatt hielten und über ihn fortkletterten und neben ihm schliefen.

Je näher er nach Rangoon kam, desto fremder wurde sich Kimgun, weil die Wälder und Bergformen und die Flußbreite sich ungeheuer vergrößert hatten, und auch die Tropensonne war hier heftiger und hitziger, und er sah graublaue und rostbraune und honiggelbe Palmenhaufen, die er noch nicht kannte. Eines Tages wurde das Strombett, daran er entlang wanderte, so breit, daß er glaubte, es gäbe nur noch Wasser

auf der Welt und bald keinen Wald mehr. Aber das alleraufregendste, was er draußen vor Rangoon sah, ehe er zur Hauptstadt kam, war die mächtige, goldene Shwe Dagon-Pagode, die auf einem Hügel unterm Himmel lag, mit einem goldenen Stiel in der Luft, als wäre die Sonne wie eine goldene Riesenbirne auf die Erde gefallen. Viele goldene Gassen, goldene Glocken und viele goldene geschweifte Dächer und goldene gedrehte Türme und künstliche goldene gedrehte Bäume waren auf dem Hügel im Kreis um die große Pagode beieinander.

Als Kimgun in all dem Golde stand, glaubte er, er sei bereits gestorben und zum Nirwana in Buddhas goldenen Schlaf eingegangen. — Kimgun blieb drei Tage und drei Nächte auf dem Hügel in den goldenen Gassen, bei den goldenen Lauben und konnte sich von den goldenen Altären voll unzähliger Wachslichter nicht trennen, so wenig wie von seinem Schatten. Er aß mit den Tempelhunden das, was die Mönche von ihren Mahlzeiten fortwarfen, und legte seine letzten Kupfermünzen in die Opferstöcke vor den goldenen Götterbildern. Kimgun dachte, er brauche nie mehr Geld beim Anblick von soviel Gold, und seine Armut und seine Person schienen vor all dem Gold wie verschwunden. All das Gold gehört mir Armem, so gut wie dem Reichsten, wenn ich es betrachte, sagte er sich. Mehr als sich an so viel Gold weiden kann auch der goldreichste Mann in Birma nicht; und Kimgun vergaß drei Tage lang bei dem hinreißenden Goldglanz den Zweck seiner Wanderung. Er ging zwischen den goldenen Gassen wie betrunken und schlief, aß und trank bei allen hundert goldenen Göttern, und seine Ohren lauschten wollüstig den klingelnden Juwelen und Goldblechblättern, die wie künstliche Schlingpflanzen an den Pagodendächern und an den goldenen Speeren der Giebel hängen und im Luftzug beständig musizieren. Das reiche Räucherwerk aus den tausend goldenen Altargehäusen erschien Kimgun wie der süße Atem des goldenen Metalles. Wie ein Goldhaufen, den die Pagode täglich anzieht, sah Kimgun in den drei Tagen die Sonne zum Pa-

godenhügel kommen, als ob sie Tag um Tag Gold haufenweise auf die Dächer dort herbeischleppte und täglich neues Gold des Himmels dort ablüde. Und nun begriff der arme Kuli erst, warum die Sonne geschaffen war. Sie mußte wie ein Kuli der Pagode dienen. Sowie Kimgun Reissäcke und Sandelholzhaufen auf die Dampfer am Irawaddystrom auflud, so mußte die Sonne die Pagode mit Gold befrachten, und die Sonne war viel ärmer an Gold als die große goldene Pagode.

Kimgun wünschte von Herzen, daß er nur ein Truthahn, eine Ziege oder ein wilder Tempelhund sein dürfte, die sich zu Dutzenden in den goldenen Gassen herumtrieben, ihr sattes Leben hatten zwischen den heiligen Buddhabildern, unter den erzenen Glockenreihen und vor den Glasschränken voll goldener Holzschnitzwerke, und selbst ihre Notdurft an goldenen Säulenschäften verrichten durften. Kimgun wagte nicht, die in senfgelbe Mäntel gekleideten heiligen, kahlköpfigen Mönche anzureden, auch nicht die kleinen birmanischen Fräuleins in weißseidenen Jacken und schmalen rotbraunen Röcken, die als Verkäuferinnen hinter Blumentischen standen. Nicht einmal mit den leprakranken Bettlern, die auf den Treppenabsätzen der roten Säulenstiege saßen, und die weiß von Aussatz waren, als wären sie mit Mehl bestreut, nicht mit den Niedrigsten hier in dem goldenen Heiligtum wagte Kimgun sich zu vergleichen.

Seufzend ging Kimgun am dritten Tage von der Tempelanhöhe die rote Stiege hinab und unten durch die Gartenwege nach der Stadt Rangoon, wo überall die rosarote Akazie zierlich blühte. Er fand sich durch die breiten Geschäftsstraßen der englischen Basarhäuser kaum vorwärts, bis er im Hafen zufällig einen Mann aus seinem Orte traf, der ihm die Flußschiffer zeigte, die bereits vor zwei Tagen die große Glocke aus dem Wasser an das Land gebracht hatten. Kimgun war stolz, daß die Glocke von den Burmesen und nicht von den fremden Engländern gerettet worden war, und er vergaß in seiner Freude, daß er nicht mitgeholfen hatte. Sein Wunsch, mitzuhelfen, war aber

so groß gewesen, daß er sich jetzt einbildete, er habe sich bei der Bergung der Glocke am meisten angestrengt. Er kam zur Uferstelle, wo die Riesenglocke wie ein schwarzes, eisernes Haus stand. Man hatte ein Gerüst aufgeschlagen, darauf viele Kulis herumkletterten, welche das Metall vom Wasserschlamm säuberten. Der Kuli Kimgun nahm sofort sein armseliges Turbantuch vom Kopf und begann aus Leibeskräften mit den andern Arbeitern die bronzene Glocke zu putzen. Er kletterte auf das Bambusgerüst hinauf und balanzierte droben, als wäre er auf einer seiner höchsten Dorfpalmen. Er saß auf der äußersten Gerüstspitze, wohin sich keiner getraute, und sprang an dem obersten Rand der Glocke herum, wie eine Gazelle an einem Abgrund. Er verarbeitete seinen ganzen Turbanfetzen zu Lumpen und schämte sich nicht und nahm das Gürteltuch ab und putzte auch das in Fetzen, und als er nichts mehr hatte, säuberte er nackt mit der bloßen Hand weiter. Um ihn flogen der Flußschlamm und der Muschelkalk, so atemlos putzte er. Und da er von der tagelangen Wanderung endlich müde wurde, legte er sich oben in eine eingegrabene Windung der Glocke, schmiegte sich glücklich an das platte Metall, und niemand konnte von unten den einschlafenden Kimgun sehen. Am Abend hatte man das Gerüst abgenommen und Kimgun lag auf der turmhohen Glocke, ohne daß es jemand wußte, und schlief weiter. Am nächsten Morgen kamen die birmanischen Abgeordneten, die Großen und Reichen des Landes. Man hatte Höhlungen unter die Glocke gegraben und Walzen darunter geschoben und bewegte mit tausend Arbeitern das Glockenungeheuer langsam vorwärts. Die Beamten folgten im Zuge, und viel Musik und viel festlich gekleidetes Volksgewimmel begleitete die gerettete Glocke. Als der Zug das erste Haus der Stadt erreichen sollte, erwachte Kimgun und begriff erst gar nichts. Er glaubte, er hänge an einer Palme, die sich im Winde bewegte. Aber dann hörte er die Menschenmenge unten mit Trommeln, Pauken und Zimbeln rumoren, fühlte das von der Sonne erhitzte heiße dröhnende Glockenmetall und verstand, daß

er auf der wandernden Glocke war. Er schämte sich und blieb wie ein Kaninchen geduckt oben liegen. Als man jetzt an das erste Haus der Stadt kam, wußte Kimgun, daß die Leute auf den Dächern ihn bemerken würden. Er setzte sich aufrecht und tat, als gehöre das zur Festordnung, daß er oben auf der Glocke saß. Er nahm die Stellung eines sitzenden Gottes ein, faltete die Hände und betete. Von der Straße konnte ihn immer noch niemand sehen, auch wenn er aufrecht saß; so hoch war die Glocke. Die Leute auf den Dächern glaubten, daß Kimgun der Hauptmann der Flußschiffer sei, und daß man ihm besonders die Rettung der Glocke zu verdanken hätte. Viele Leute zogen ihre kostbaren Ringe von den Fingern, und wie Regentropfen aus den Dachrinnen so fielen Smaragden und Türkisen, besonders aber birmanische Rubinen auf Kimgun herab. Der Rubinenkönig, der reichste Mann von Birma, stand auf dem Dach des ausländischen Hotels. Er war aus dem Norden von seinen Rubinenfeldern zur Glockenfeier gekommen, und als er Kimgun oben auf der Glocke in betender Stellung sah, warf er sein prächtigstes und weitestes Rubinhalsband hinunter, daß es dem nackten Kuli um die Schultern fiel und er geschmückter war als der reichste Mann in Birma. Kimgun rührte sich nicht, er hörte nur den klingelnden Edelsteinregen und wußte nicht, daß das alles ihm galt. Er glaubte, es gehöre zur Ehre der geretteten Glocke. Als die Glocke auf den Walzen schwankend und bebend ganz dicht um die Ecke eines Hauses bog, sprang von einem Balkon ein feines birmanisches Mädchen zu Kimgun auf die Glocke. Sie war kaum sechzehn Jahre alt. Sie kniete sich demütig nieder, klatschte in die Hände und begann gleichfalls neben dem Kuli zu beten. Kimgun sah nicht auf; er dachte, daß er unsichtbar bleibe, wenn er sich nicht rühre. Er war vom Taumel des Räucherwerks, von den Trommeln und Flöten und dem betenden Sang der Volksmenge wieder abwesend gemacht, als ob er eingeschlafen wäre. Unten am Pagodenberg hielt die Glocke zwischen den Stadtgärten im Abend. Die Korkbäume und Kokos-

palmen bogen sich über die Glockenwölbung, und immer noch kniete der Kuli Kimgun regungslos neben dem feinen Fräulein, das sich in den vermeintlichen Retter der Glocke verliebt hatte. — Die Glocke stand jetzt still. Eine Ehrenwache blieb zur Nacht am Platz, und die Volksmenge lagerte sich neben den Rasenwegen um große Feuerhaufen, musizierte, kochte und tanzte und erwartete den nächsten Tag, wo die Glocke hinauf auf die Anhöhe zur Shwe Dagon-Pagode gebracht werden sollte. Der Essensgeruch, der Fettdunst gebratener Poularden und der Duft von gebackenen Bananen stiegen bis zur hohen Glockenwölbung und weckten den armen hungrigen Kimgun aus seinem Gebetstaumel auf. Er betrachtete das kleine Mädchen neben sich. Sie war zart, in eine rosaseidene Jacke und in einen grünseidenen Festrock gekleidet, mit silbernen Filigranblumen im schwarzen, hochfrisierten, parfümierten Haar und mit Rubinen und Goldringen in den feinen Ohrmuscheln. Kimgun, hungrig geworden, blähte die Nasenflügel bei dem Essensdampf auf, griff in den nächsten Palmenzweig und schwang sich wie ein Affe in die Krone. Von dort reichte er, ohne ein Wort zu reden, dem Mädchen den Arm herunter, zog sie zu sich herauf und sprang mit ihr wie von einer schwankenden Brücke hinüber in die weißen Äste eines Gummibaumes und ließ sich, mit dem Mädchen auf der Schulter, an den Luftwurzeln und an Stricken von Schlingpflanzen in das Gartendickicht hinab. Breitlappige Bananenstauden versteckten die beiden. Kimgun bemerkte jetzt erst in den Lichtstreifen der Nachtfeuer, die durch die Blattspalten fielen, daß er splitternackt war. Das junge Mädchen erriet an seinen Augen, was er dachte, und reichte ihm den papierdünnen, teerosengelben Seidenschal von ihren Schultern. Der arme Kuli bekleidete seine Hüften mit dem Schal, und dann traten beide Hand in Hand unbemerkt hinaus aus den Blättern unter die Leute.

Kimgun ging zu einem der fliegenden Händler, die mit Fackeln und Garküchenwagen am Wege standen. Er kaufte ein paar geröstete Bananen und warf

dafür die lange Rubinenkette hin, die ihm um den Hals schlenkerte. Das feine junge Mädchen an seiner Seite, das den Wert der Kette kannte, zuckte erstaunt zusammen, dachte aber, ein heiliger Mann tut, was er will, und bewunderte Kimgun nur noch mehr. Der Händler glaubte in der Dunkelheit, die Rubinen seien rotes Glas, ließ Kimgun einige Bananen nehmen und hängte sich die Kette grinsend um. Kimgun kannte weder Rubinen noch andere Edelsteine; er hatte in seinem Heimatdorf sein Leben lang nur den wertlosen Sand des Irawaddystromes gesehen. Der arme Kuli und das feine Mädchen setzten sich auf den Rasen und aßen schweigend ihre Bananen. Kimgun dachte, daß es unter dem heiligen Hügel der Shwe Dagon-Pagode so und nicht anders sein müsse, und war gar nicht erstaunt über das feine Geschöpf, das ihm zugesprungen war. —

Kaum ein Jahr ist nach dieser Nacht vergangen. Das junge Mädchen hatte damals dem armen Kimgun ihren Schmuck zum Verkauf gegeben, und beide wohnten seitdem verheiratet in einem Stranddorf, in einer eigenen selbstgeflochtenen Mattenhütte, draußen vor Rangoon, wo die Lotsen und Flußschiffer leben. Die junge Frau war nie mehr zurück in die Stadt zu ihren Eltern gegangen, und Kimgun hatte nie mehr seit seinem Hochzeitstag eine Arbeit getan. Beide lebten immer noch von dem Ertrag, den die Edelsteine des Mädchens eingebracht hatten, von billigen Reisportionen und billigen Seemuscheln. Kimgun lag im Strandsand auf gedörrtem Tang unter den Strandpalmen, auf die er nie mehr kletterte, und er sah zu, wie seine Frau schwanger wurde und die Handarbeit besorgte. Jeden zweiten Tag ging er hinauf in die goldenen Gassen zu der Shwe Dagon-Pagode, und alle Mönche der Pagode kannten ihn, als wären sie seine Brüder. Seine Frau ging niemals mit in das Heiligtum, sie fürchtete, dort einem ihrer Familienangehörigen zu begegnen. Als sie kurz vor der Geburt stand, verließ Kimgun kaum noch seinen Schlummerplatz in dem Schatten der Strandpalmen. Er stand nur noch auf und begrüßte morgens den

Zug der Bettelmönche, der bei Sonnenaufgang durch jedes Dorf kam und stillschweigend um den Tagesreis bettelte. Jeder Mönch, in seinen gelben Mantel gewickelt, trug einen mächtigen Bronzetopf vor sich her, und aus jeder Haustür kam die Hausfrau und schüttete ein wenig von ihrem Reisvorrat in einen der Töpfe. Kimgun sah zu, wie seine Frau aus der Hütte trat und ihren Reis gab. Für Kimguns Frau war das einzige Stück Welt, das sie täglich in ihrer Schwangerschaft zu sehen bekam, die Reihe gelbgekleideter Mönche mit ihren großen Bronzetöpfen unter dem Arm. Eines Tages regnete es, und die Mönche hatten ihre Manteltücher über den Kopf gezogen, und die Töpfe wurden in den Augen des schwangeren Weibes wie zu abgeschlagenen Riesenköpfen. Einen Augenblick glaubte sie, eine Reihe geköpfter Menschen vor sich zu sehen, von denen jeder seinen Riesenkopf unter dem Arme trug. Als der Frau die Stunde der Geburt kam, gebar sie ein winziges senfgelbes Wesen, an dessen dünnem Hals ein ungeheurer Wasserkopf hing. Die Glieder des kleinen Leibes zappelten wie ein paar Würzelein an dem Kopf, wie an einer dicken Blumenzwiebel die Wurzelfasern. Das junge Weib starb an den Qualen der schmerzhaften Geburt des Riesenkopfes, der ihr den Leib zerriß.

Kimgun aber trug nach dem Tode seiner Frau das Kind, das er zärtlich liebte, hinauf in die Pagodengassen und zeigte es seinen Freunden, den Mönchen. Diese sprachen das Kind heilig und erklärten es als ein Gotteswunder und verlangten, daß es bei ihnen in der Pagode bleibe. Sie legten eine gewebte, kleine Purpurmatte mitten auf das Pflaster in einer der breiten goldenen Pagodengassen, betteten die Mißgeburt zur täglichen Schau darauf, und einige Mönche saßen immer betend und spielend um das Kind herum. Sie nährten es mit der Milch der Tempelziegen, die zu dem Teppich herbeispringen und dem Kind ihre Euter reichen mußten. Kimgun war jetzt der glücklichste Mensch in Birma, seit sein Kind Tag und Nacht zwischen Gold, Weihrauch und Kerzen und unter den frommen Mönchen und vor den frommen

Pilgern liegen durfte, bestaunt, bewundert und beliebäugelt von allen Birmesen und Birmesinnen, die herauf aus dem Stadtgewühl von Rangoon morgens, mittags und mitternachts in die goldenen Gassen kamen und lautlos mit Opferblumen in der Hand, in Seide gekleidet und auf stillen Sandalen vor den goldenen Altären und goldenen Kapellen wandelten und sich vor Kimguns Kind verneigten.

Das Kind verdiente für Kimgun und die Mönche manches Stück Geld. Mit stieren und gequollenen Augen, die wie Glaskugeln in seinem Riesenkopf rollten, lag die kleine Mißgeburt da und starrte in die Goldbauten des Tempels. Der Goldschein machte seine Augäpfel gelb wie Bernstein, die gelbe Haut des Kindes schimmerte und blendete das Gold zurück, und sein Gesicht grinste Tag und Nacht in die Goldpracht wie ein Goldkloß. Kimgun freute sich, daß das Kind nie etwas anders vom Leben kennen lernen sollte, als die ungeheuren Goldmassen der Shwe Dagon-Pagode. In dieser Goldwelt, welcher die Sonne täglich dienen mußte, lag jetzt sein Kind wie der Mittelpunkt alles Goldes, und die Sonne kam jeden Tag zur Pagode, um als Kuli für s e i n Kind Gold herzuschleppen. Und Kimgun wurde über alle Maßen hochmütig. Der elende, armselige Kimgun erschien jetzt gekleidet vom Verdienst seines Kindes in frischer weißer Seidenjacke, ein Purpurtuch um die Beine geschlagen, einen regenbogenfarbigen Seidenschal als Turban um den Haarwirbel gewunden, das Haar hochgeknotet wie ein Weib, geschmückt mit Schildkrotkamm und Haarpfeil, wie es sich nur der Rubinenkönig und die Reichsten zu tragen erlaubten. Er schritt im Tempel umher, stolzer als einer der weißen Tempelpfauen, und jeder seiner hochmütigen Blicke sagte: Seht, meinem Sohn muß die Sonne dienen! Ihr täglicher Gang gilt bloß ihm und mir, und alles Gold von Birma liegt um uns wie ein goldenes Bett. Meines Sohnes Augen werden täglich vom Gold genährt, mein Sohn schläft im Gold und lebt klug, hell und allmächtig wie das Gold.

Die Mönche mochten bald Kimgun wegen seines

4*

Hochmutes nicht mehr leiden, aber da die Mißgeburt eine reiche Einnahmequelle für die Pagode war, ließen sie Kimgun seine Einfalt und schwiegen. Eines Morgens stieg Kimgun, eitel geputzt und gepflegt wie immer, die untersten der dreihundertfünfundsechzig roten Stufen zum Hügelberg der Pagode empor, und wie immer lächelten ihm die hübschen birmanischen Verkäuferinnen auf den Treppenabsätzen zu. Ihre Gesichter schimmerten sanft wie geschälte Bananen hinter den Tischen voll Blumen, Marionetten und Räucherwerk.

Plötzlich verbreitete sich oben am Treppenende vom Hügel herab ein ungestümes Geschrei, lauter und lauter, als ob man da droben Tiere und Menschen schlachtete. Mönche, Ziegen, Pilger, Pfauen, Verkäuferinnen, Hühner und Hunde flüchteten im Durcheinander die rote Treppe herab und Kimgun entgegen. Der Mönche glattrasierte Schädel leuchteten aus dem Gewühl todbleich wie Elfenbeinkugeln und schienen in dem dämmerigen roten Treppenhaus die Stufen herabzurollen.

„Ein Tiger!" „Ein Tiger!" riefen viele Stimmen zugleich, und Hunderte von Händen gestikulierten. Ein mächtiger gelber Tiger war aus dem Palmendickicht auf das Dach der ungeheuren Pagode gesprungen, und alles, was in den goldenen Pagodengassen lebte, stob zum Treppenausgang wie bestürzte Ameisen aus einem verheerten Ameisenbau.

Die Hunde heulten, die Pfauen kreischten, die Hühner und Truthähne gackerten und kollerten. Die Mönche und Verkäuferinnen fuhren wie wilde Schatten durcheinander, die leprakranken Bettler stolperten über ihre Krücken, stießen die Warentische um und fielen in Knäueln stöhnend und jammernd hinter die dicken roten Holzsäulen des Treppenhauses.

Kimguns einziger Gedanke war sein Kind. Er arbeitete sich wie ein Schwimmender gegen den Strom vorwärts; er fiel zwischen zwei Tempelziegen; das Beinkleid und die Seidenjacke wurden ihm vom Leib geschlitzt. Er richtete sich wieder auf, fiel wieder und verlor Kopftuch und Haarkamm. Ohne einen Kleider-

fetzen kroch er auf allen vieren die letzten hundert Stufen nackt hinauf, strich sich die Haare aus dem Gesicht und stand nackt oben am Treppenende.

Die roten Flügel der Holzbohlentüre zu den Pagodengassen war zugeschlagen und umlagert von Dutzenden von Mönchen, die sich gegen die Türflügel stemmten. Auf seine Bitten, ihn einzulassen, lachte man ihn fast aus. Er weinte, bettelte und schrie um sein Kind. Endlich öffnete man einen Spalt und ließ ihn in den Tempelhof hineinsehen. Der großmächtige Tiger, mit seinem dickbackigen Gesicht, duckte sich eben auf dem Pagodendach und kam in die Gasse herabgesprungen. Lautlos wie ein großer Ballen Baumwolle fiel er auf das Pflaster. Mit einem einzigen Zuschnappen seines Rachens hatte er das Kind Kimguns auf dem Purpurteppich am Halse gepackt, warf sich herum, sprang wie ein Akrobat, der einen Ball trägt, mit dem Wasserkopf im Maul auf das Pagodendach zurück. Hinter dem goldenen Wald der Speere auf den Dächern verschwand die gelbe Bestie wie eine goldene Figur, die mit dem Pagodengold wieder verschmilzt. Die augenschmerzenden Spiegelscheine der Goldmassen warfen sich, wie immer, gleich lebendigen Scheinwerfern kreuz und quer durch die Luft. Darunter standen die Pagodenhöfe jetzt leer und verlassen.

Kimgun brüllte, preßte sich durch den Türspalt, rannte in die ausgestorbenen Gassen, seine Glieder flogen wie flatternde Bänder an seinem Leib. Er kletterte an den goldenen Gehäusen und Gesimsen in den Dächerwald hinauf und verschwand.

Nach Stunden hatten die Mönche vier Engländer aus der Stadt geholt, diese kamen mit ihren Gewehren und suchten den Tiger. Sie fanden ihn auf dem goldenen Birnendach der größten Pagode in der Sonne ausgestreckt und in satter Verdauung gähnend. Die Engländer schossen den Tiger herunter. Die Mönche und alle, die in den Pagoden lebten, kehrten erleichtert in die goldenen Gassen zurück. Als die Leute vor dem toten, goldgelben, vollgefressenen Tigerleib standen, sagten sie von Kimgun: Des Goldes Rachen hat Vater und Sohn verschlungen.

Der Garten ohne Jahreszeiten

Vom Morgen bis zum Spätnachmittag fährt ein kleiner, kletternder Bahnzug in Ceylon von der Stadt Colombo unten am Meer hinauf zu der letzten Ansiedlung Nuwara-Eliya in den höchsten Bergen. Die Zimmetgärten von Colombo wandern hinab in die Tiefe. Die grünen Amphitheater der strauchigen Teepflanzungen und die Reisfelderterrassen versinken wie ausgespannte Fallschirme neben dem ansteigenden Schienengeleis. Täler voll Silberseen blinken wie Riesenperlmuttermuscheln herauf, verlassene alte Tempeltürme stehen wie hochgerichtete Fernrohre an den Seen, zugespitzte Bergkegel, geformt wie Räucherhütchen, umragen als blaue Pyramiden den Horizont, und der Adams Peak wirft seinen berühmten dreieckigen Schatten als riesigen Sonnenuhrzeiger bis Sonnenuntergang über das Innere Ceylons, genannt das glänzende Eiland.

Kurz vor Sonnenuntergang erreicht der Bahnzug in den Bergwellen auf der Höhe von vierzehntausend Fuß totstumme Mooswälder, große moosumwucherte Laubholzwälder. Die Baummassen sind wie graue Versteinerungen regungslos ineinander gewachsen, als ob die Baumklumpen sich im kühlen, dünnen Luftzug gegenseitig festhielten, damit auf den schiefen Ebenen in der ungeheuren Höhe nicht jählings ein Schwindelgefühl ganze Wälderstrecken in die Tiefe reiße.

Dort oben bei den silbernen Spiralen der Sturzbäche, auf dem Rasen vor den Waldrändern wohnen reiche Kaufleute und hohe englische Beamte aus Colombo in ihren Villen. Dort sind englische Giebelhäuser mit Vorgärten vor den Erkern. Dort brennen die Laternen abends in den Gartenstraßen am Trottoir entlang wie in Europa. Dort oben sind Tennisplätze und Fußballrasen, und die Luft ist dünn wie die Gesichtshaut der blassen und blonden englischen Damen.

Ein paar Stunden von der Ansiedlung Nuwara-Eliya liegt an einem Bergabhang, wie an den Thronstufen des Ätherhimmels, der Edengarten von Ceylon. Ein Garten wie ein gewirkter, blaurot und gelber

indischer Seidenschal, hingehängt an den Bergwald, feierlich, hoch über den Abgründen. Blumenbeete mit den Blumen aller Jahreszeiten schieben sich in die Höhe und in die Tiefe vor dem Äther des windstillen Himmels. Das Gartenantlitz erinnert an ein mit Indigo und Rötelschnörkeln tätowiertes Singhalesengesicht. Dort wachsen europäische Kornblumen. Veilchen, Astern, Kapuzinerkresse, Rosen, Anemonen, Tulpen, Primeln, Schlüsselblumen, Lotos und Kakteen unter Kokospalmen und bei Bananenbäumen.

In diesem Garten der überirdischen Bergwelt waren der Singhalese Bulram und sein Weib Talora aufgewachsen. Beide waren hier oben angesehen als das verliebteste Ehepaar von Ceylon.

Talora war mit neun Jahren Teemädchen gewesen. Sie hatte in den englischen Pflanzungen, unterhalb Nuwara-Eliya, mit hundert andern Mädchen im April zur Ernte die Teekeime von den kleinen, runden Teestauden gepflückt. Bulrams Vater hatte sie von dort in den Edengarten geholt, weil sein Sohn, der bald vierzehn Jahre alt war, endlich eine Frau brauchte.

Die kleine Talora wurde Bulram gegeben wie ein Ohrring oder ein Haarkamm, den die singhalesischen Männer tragen, und Bulram hatte sich nie gefragt, ob er je eine andere Frau wollte. Talora war das Geschenk seines Vaters für ihn, wie sein eigener Leib ihm vom Vater ins Leben mitgegeben war. Wie der Ätherhimmel zum Edengarten gehörte, — so selbstverständlich einfach und zufrieden nahm Bulram die kleine Talora als sein Weib hin. Und das Mädchen nahm den jungen Mann als Herrn und Gemahl an, so wie sie ihre Hände und Füße als fraglos zu sich gehörig fühlte.

„Die Singhalesen dort oben in den Berghöhen sind allwissend," sagen drunten die Singhalesen an der Zimmetküste von Colombo über die Leute von Nuwara-Eliya. „Sie können dort oben zaubern, ohne daß sie selbst ahnen, daß sie Zauberer sind." Und mit Ehrfurcht betrachten die Leute in den Tälern jene Bergseelen, die ihr Leben in der dünnen Luft verbringen.

Ob Januar oder Juli, ob April oder Oktober, — im Edengarten blühen die Märzveilchen, bei den Septemberastern sitzt die Julirose dunkel am Strauch, darunter das Schneeglöckchen sich versteckt. Flieder, Jasmin, Herbstzeitlosen, Lotos und Kornblumen stehen in den Feldern, auf Beeten und an Teichen, bei den Hügelrasen, zwischen den Orangen, Myrten und Weihrauchbäumen, unter den Aloeblüten und bei Bananenpalmen.

Bulram und Talora hatten hier hinter dem Haus des englischen Verwalters ihre kleine, weiße, niedere Hütte an der Gartenmauer, welche schräg den Berg hinaufsteigt. Die Blicke der beiden waren immer ruhig wie die windstillen Täler, wie der wolkenlose Himmel, und ihre Gedanken nur von den Gesichtern der indischen und europäischen Blumenarten angefüllt. Der ewig stillstehende Blumengarten, darinnen nie Winter, nie Sommer, nie Frühling und Herbst wechselten und die Büsche ohne Ausruhen ewig berauscht und unvergänglich blühten, darüber der Äther, todstill ohne Lufthauch, eine unermeßliche Ruhe feierte, — dieser Garten gab den Menschen einen Frieden in das Herz, der gleich dem Öl einer tausendjährig brennenden Tempellampe ist, das eine stille, nie verlöschende Flamme nährt.

Nie kam den Menschen in der dünnen Ätherluft dort oben die Kraft zu einer wilden Tat. Sie lebten in der Höhe, in der Luftleere, halb trunken, wie Mäuse unter der Glasglocke einer Luftpumpe. Sie waren in der verdünnten Luft einem sanft schläfrigen und zarten Zustand von Kraftlosigkeit verfallen, als hätte sich ihr Blut verflüchtigt, und nur eine ideale, blaue Leere schwang in ihren Adern.

Eines Abends sagte der Verwalter des englischen Gartens zu Bulram: „Höre! Du mußt mich morgen nach Colombo hinunterbegleiten. Ich muß den Pachtkontrakt mit der Regierung erneuern und außerdem zwei Ladungen Apfelreiser und Quittenschößlinge, die aus England angekommen sind, im Hafen abholen. Du bist zuverlässig, Bulram, und von allen Gartenaufsehern der vorsichtigste. Soviel ich weiß, warst

du noch niemals drunten an der Küste, seit du lebst. Es wird dir Spaß machen, Menschen und Land da unten zu sehen. Talora wird dich für drei Tage entbehren müssen."

Bulram sagte: „Herr, so lange Talora und ich verheiratet sind, waren wir noch keinen Tag getrennt."

Der Verwalter meinte: „Tröste deine Frau, Bulram, und sage ihr, daß du ihr einen schönen bunten Colomboschal mitbringst. Halte dich morgen früh bereit. Der Zug geht um neun Uhr von Nuwara-Eliya ab. Um sechs Uhr früh müssen wir mit dem Dogcart hinüber zum Bahnhof der Ansiedlung fahren."

Am nächsten Morgen kletterte der Zug die Engpässe hinab durch schallende Tunnel auf den schmalen Schleifenwegen der Bergwände hinunter in die silbernen Täler von Ceylon.

Bulram hatte einen schönen halbkreisrunden Schildkrotkamm im schwarzen Haar. Der Kamm hielt das Haar aus der Stirn zurück, und der Singhalese sah glatt gekämmt aus wie ein europäisches Schulmädchen. Er wußte, daß man in Colombo drunten das Haar zurückgestrichen trug, und hatte sich im voraus großstädtisch frisiert. Um seine Beine schlug ein breites braunrotes, zitronengelb getüpfeltes Tuch und war wie ein Frauenrock um die Hüften von einem Ledergürtel zusammengehalten. Bulrams Oberkörper steckte in einer weißen kurzen Leinwandjacke, welche von Taloras Händen frisch gewaschen und frisch gebügelt war. Hinter seinem Ohr trug er zu Ehren des Reisetages einen Büschel dunkelblauer Kornblumen. Sein breiter goldner Ehering glänzte am großen Zeh seines rechten Fußes. Er ging barfuß und zog seine Pantoffeln nur vor seinem Herrn an. In einem kleinen grünbemalten Blechkoffer verwahrte Bulram nichts als seine Pantoffeln. Aber er hatte fürsorglich an viele Einkäufe für Talora gedacht und zum Schutze der Sachen gegen Insekten und Schlangen den Blechkoffer vom Verwalter erhalten.

Bulrams Lunge hatte nie andre Luft als Höhenluft geschluckt. Der Zug senkte sich jetzt aus den nebeligen Farrenkrautwäldern zu den hitzigen Zimmet-

gärten Colombos hinunter, mit einer rasenden Schnelligkeit, wie ein Ballonkorb, der aus den Wolken fällt. Die brandige Tropenluft schlug Bulram wie roter Pfeffer um die Nase. Er mußte fortgesetzt niesen und sich die Nasenspitze reiben. Er, der immer unter dem ätherischen Himmel gelebt hatte, fühlte sich von Staub, Pflanzengerüchen und Erddünsten gereizt, als ob man seinen Gliedern ungewohnte Kleider anzöge. Der Zug fuhr zwischen protzigen Brotfruchtpalmen in die letzten Abgründe hinein. Als ob die Erde fortgesetzt den Rädern auswiche, so raste die Wagenkette zu Tal. Die Luft strotzte von den Gewürzen der Nelkenbäume und der Kampferstämme. Palmenkronen überwölbten den Schienenweg, menschenkopfgroße Früchte hingen in Bündeln; gelbe und braune Mangofrüchte, die droben in Nuwara-Eliya nur blühen und niemals reifen, hingen hier wie Gewichtsteine zwischen gesträubten Riesenblättern. Wenn Bulram seinen Kopf zum Fenster hinausstreckte, glaubte er sich an den Fruchthaufen zu stoßen. Wie überfüllte Fruchtkörbe standen die Muskat- und Kokoswälder zu beiden Seiten des Bahngeleises.

Kaffeebraune, sehnige Singhalesen, dickblütig und üppig genährt, nackt und nur von der Bräune ihres Leibes bekleidet, drängten sich auf den Bahnstationen in den Tälern gleich Herden brauner, feister Maikäfer, die durcheinanderkrabbeln.

Bulram verstand nicht, warum die Erde so viele Menschen hatte, so viele Nasen, Ohren, Mäuler und Augen, die ihn anstarrten, als wäre sein Gesicht eine Honigwabe, daran sich die Wespen hängen. Die Brust des einsamen Bergsinghalesen fühlte sich vor den Menschenmassen wie ein Kleefeld unter den Füßen einer Hammelherde. Blicke, Stimmen, Gerüche, Schritte trampelten über die blaue Ätherruhe seines Herzens. Sein Auge sah nichts mehr, und er fühlte sein Ohr von den Massengeräuschen durchlöchert wie eine Schießscheibe nach dem Scheibenschießen.

Bulram versuchte, um sich zu beruhigen, die Gesichter der Menschen, die auf der Tagesfahrt in seinen Wagen aus- und einstiegen, in Blumensorten einzu-

teilen. Er sagte zu sich: dieser ist eine sanfte Primel, dieser eine grelle Bohnenblüte, dieser eine Tomatenblüte, dieser eine Narzisse. Aber die Blumenarten seines Gartens ohne Jahreszeiten, die er als einzigen Maßstab hier an alles anlegen konnte, reichten nicht aus. Als er abends um fünf Uhr an der Colombostation ankam, war er todmüde von den tausend Vergleichen und schwindlig und hielt sich krampfhaft auf dem Kutscherbock des Wagens fest, der mit ihm und seinem Herrn zum Galle Face-Hotel an das Meer fuhr.

In diesem riesigen Steinhallenhotel an der Meeresbrandung, darinnen der Meerdonner Tag und Nacht wie ein Ungeheuer brüllend durch die Treppensäle, Korridore und Zimmer hallt, benahm sich Bulram wie ein Mondsüchtiger, der im Schlaf auf einer Dachkante aufwacht, sich nicht vor- noch rückwärts zu gehen traut und überall den Absturz fürchtet. Die hundert weißgekleideten Reisenden im Hotel, die Europäer mit ihrer weißen Haut, die vielen weißen Musselinkleider und die langen weißen Schleppen der Damen, erschienen Bulram wie irrsinnig gewordene weiße fliegende Blütenbäume, helle Magnolien oder lichte Jasminbüsche, die ohne Wurzeln durch die offenen Türen der Steinwände aus und ein wandern konnten. Der scheue Bergsinghalese blieb vor Furcht wie ein Schatten an den Wänden kleben. Sein Herr, der englische Verwalter, fand ihn mehrmals im dunkeln Korridor hocken, vor den Menschen am ganzen Leibe zitternd. Bulrams Augen starrten besonders vor der Tür des menschenüberfüllten Speisesaals entsetzt aus dem Gesicht, wie einem, der zur Nachtstunde in die Dschungel geraten ist, die Raubtierscharen zur Tränke ziehen sieht und beim Anblick der Tigerfamilien ohnmächtig umfällt.

Eines Morgens war Bulram plötzlich verschwunden. Niemand, nicht das Telephon, nicht die englische Colombopolizei, nicht Zeitungsannoncen konnten den Verlornen zurückbringen. Acht Tage ließ der Verwalter nach Bulram forschen. Dann reiste er nach Nuwara-Eliya heim, glaubend, der Bergsinghalese habe sich heimlich aus dem Staub gemacht und sei

vor Menschenfurcht zurück auf die hohen Berge, in seinen Garten ohne Jahreszeiten, zu seiner Frau Talora geflohen.

Aber Bulram war nicht zu Hause. Talora stand voll Harmlosigkeit, klar, freundlich und sanft im Garten und lächelte wie eine Allwissende, während der Verwalter tief bestürzt war, daß Bulram nicht zu finden sei. Talora antwortete, wie die ewig wolkenlose Bläue lächelnd: „Er wird kommen, Herr. Der Herr soll nicht um Bulram traurig sein."

Der Englander schaute sie sprachlos an. Er hatte geglaubt, die Frau des Singhalesen müsse sich zu Boden werfen, weinen und sich die Haare raufen. Statt dessen sagte sie nur ewig lächelnd: „Er kann nicht verloren gehen, Herr. Bulram ist in meinem Herzen aufgehoben, Herr."

Und Talora ging jetzt durch den Garten, hielt vom Morgen bis zum Abend die Bewässerungsrohre in Ordnung, stellte die Wasserzerstäuber auf die Rasenplätze und tat Bulrams Arbeit neben ihrer Hausarbeit, als wäre sie Bulram selbst. Niemals zitterte ihre Hand vor Neugier nach dem verlornen Mann, wenn sie dem Verwalter die Briefe des Postboten brachte. Niemals sprang ihr Auge hell auf, wenn die elektrische Gartenglocke klingelte und Fremde kamen, den Garten anzusehen; und es nicht Bulram war. Niemals zitterte ihr Fuß, wenn sie abends in das leere Häuschen trat, und nie ihr Finger, der morgens die Türklinke öffnete. Sie schien in einer ewigen blauen Ruhe in der Ätherhöhe dieses Gartens Tag und Nacht mit ihrem Mann unsichtbar zu verkehren, als gäbe es keine Nähe und keine Ferne im Weltall bei dem trunknen Liebesbewußtsein ihrer Seele.

Ein halbes Jahr verging. Da sagte die Frau des englischen Verwalters zu Talora: „Ich reise hinunter, um mir im englischen Basar von Colombo Kleider und Hüte zu kaufen. Ich kann dich mitnehmen. Vielleicht kundschaften wir Frauen mit mehr Glück aus, was aus Bulram geworden ist." Die Dame reiste am nächsten Morgen mit Talora zusammen hinab an die Küste.

Die Singhalesenfrau war niemals im Tal gewesen. Aber auf sie wirkte die Talluft anders als auf ihren Mann Bulram. Sie, die stets stille, abwesende, traumwandelnde, wurde nicht noch stiller, sondern wurde gesprächig, lebte auf. Sie zeigte auf der Reise ihre Zahnreihen und ihr rotes Zahnfleisch mit breitestem Lachen. Sie schmatzte mit den Lippen, sie schnalzte mit der Zunge, und ihre Augen hingen ihr mit vielen Blicken nach allen Seiten wie die Beeren von dunkeln Trauben in dem Kopf. Ihr Mund schien alle Früchte der fruchtreifen Luft zu schmecken, und ihre Backen wurden vom hitzigen Atem der Talwälder aufgebläht und dick. Sie trug eine weiße Bluse mit bauschigen, kurzen Ärmeln. Je näher der Zug aus der Berghöhe hinunter in die Colombohitze des Tropennachmittags kam, desto unruhiger wurde Talora. Ihre nackten Unterarme schoben ungeduldig die lockeren Brüste hinter dem Blusenstoff hin und her, als wären das ein paar reife, unbequeme Früchte, die sie ablegen wolle, sobald der Zug hielt.

Auch Talora war bald aus dem Hotel verschwunden. Ihre englische Herrin glaubte, sie suche ihren Mann in der Stadt. Man wartete drei Tage, suchte Talora, wie man Bulram gesucht hatte, aber die Singhalesin blieb unauffindbar. —

Ein Jahr verging.

Die Meeresbrandung vor dem Galle Face-Hotel donnert unausgesetzt, die Tropensonne rollt im Land über die Zimmetgärten, und wie eine riesige Spiritusflamme brennt das rotviolette Morgenmeer.

Weit draußen im Hafenwasser steht ein großer Dampfer mit hohen weißgetünchten Wänden. Er wirft seit Stunden gelben Qualm aus vier Schornsteinen und ist zur Abfahrt bereit. Breite, schaukelnde Jollen und ein kleines, spitziges Motorboot bringen Kofferladungen und Ladungen voll weißgekleideter Tropenreisender an die Schiffswand. Jetzt wird die weiße Landungsstiege an der Schiffswand hochgezogen, und Ankerketten kreischen markerschütternde Schreie. Der Dampfer liegt noch immer still, umgeben von dem kurzen und ruckweisen Gehüpf der Morgenwellen. Viele Köpfe von

Reisenden biegen sich über die weißgestrichnen Eisengeländer der Schiffsstockwerke. Drunten reiten nackte, arme, braune Singhalesen auf langen, gelben Holzbalken in der Flut um das Schiff. Statt eines Ruders hat jeder Wasserreiter einen Kistendeckel oder ein Brett in der Hand. Manchmal wirft ein Passagier eine kleine Silbermünze über Bord. Dann schlüpfen alle die nackten, jungen Kerle wie glatte Seehunde von ihren schwimmenden Balken und fahren in das durchsichtige, gläserne Meer hinunter, wie auf einer grün angestrichnen Rutschbahn in die Tiefe. Drunten werden ihre Gliedmaßen gespenstig wie Froschglieder, scheinen sich aufzulösen und verschwinden. Nach einer Weile erscheinen sie im Flaschengrün der Tiefe wieder, zappelnd und wie braunrote Schatten. Schwarzglänzende, triefende Köpfe tauchen aus dem Wasser, und einer zeigt das silberne Geldstück lachend zwischen seinen Zähnen. Dann schwingt sich jeder auf seinen Baumstamm, und alle reiten wieder um die Schiffswandung. Mit viel Geschrei winken sie hinauf und ermuntern die Passagiere des Orientdampfers; und sobald ein Geldstück aufs Wasser klatscht, verschwinden wieder alle Balkenreiter lautlos im Meer. Bis zur Abfahrt des Dampfers vertreiben sich so die Reisenden die Zeit mit Geldwerfen.

Bulram ist seit Monaten hier jeden Morgen auf einem Balkenstamm um die ausländischen Dampfer geschwommen. Er holt sich durch gewandtes Tauchen sein Geld aus dem Meer, das eilig verdiente Geld, das er nachts ebenso eilig in den Spielhöllen bei braunen Dirnen und Reisbranntwein wieder ausgibt. Seitdem Bulram die Zimmetluft von Colombo riecht, ist in ihm der Gedanke an seine Berge, an Talora und an den Edelgarten auf den Bergen tiefer versunken als je ein Geldstück im Meer. Er lebt in Colombo wie eine Fliege, die sich auf dem Zucker eines Fliegenpapiers berauscht und vollsaugt. Wie ein samtner Panther streicht er sich nachts an den nelkenölduftenden kleinen Dirnen in den Freudenhäusern, und am Tag springt er nackt und blank in die Meerestiefe nach den blitzenden Münzen. Er sticht unzählige Male in

den Meeresgrund hinunter, rudert seinen schwimmenden Balken abends mit einem Brett ans Land, rollt sich dann wieder bei einem Nautsch-Girl auf einem Teppich wie ein Igel zusammen und läßt das armselige Geschöpf, das er sich für die Nacht gekauft, nicht mehr aus seinen Griffen, bis ihn die Frühluft weckt.

Heute ist wieder eine backofenwarme Nacht. Vanille- und Kampferbäume pressen ihren Duft aus den Gärten über die Stadt. Am großen granitnen Wellenbrecher entlang der Seeseite mussiert die Brandung und wirft hohe, weiße Geiser in die Dunkelheit. Sterne hängen gleich glitzernden Wasserblasen an der Nachtdecke. Die Front des Galle Face-Hotels ist beleuchtet, wie ein großes Transparent. Unter den elektrischen Bogenlampen der Strandpromenade tauchen vom Hotelportal her weiße Punkte auf: die weißen Hemdbrüste vieler Herren im schwarzen Abendanzug, Engländer und andre Europäer. Jeder Herr läßt sich von einem nackten Kuli in einem kleinen Rikschawagen ziehen. Die Herren sind ohne Hut. Sie machen vom Hotel nur einen kurzen Abendausflug in das Freudenviertel von Colombo. Die Reihen der kleinen Wagen verschwinden schnell am Ende des Strandweges hinter den Tenniswiesen in dunkeln Eingebornengassen.

Bulram drückt sich hier in einer der Gassen still an den Wänden hin. Er ist in allen Häusern der Gasse wie der Mond bekannt. Die Wagen mit den ausländischen Herren im Abendfrack sind an ihm vorübergerollt und halten jetzt vor ihm in der Straße.

Er sieht die Herren, von einem Hauseigentümer auf dem Straßenpflaster empfangen, in einer Haustür verschwinden. Alle Läden der Häuser sind geschlossen, und man hört nur gedämpft Kastagnetten, Geigen, Tamburine, einförmig wie die Musik summender Wasserkessel. Männer, welche kommen und gehen, verschwinden wie die Katzen, lautlos, in den Haustüren und um die Straßenecken.

Neben Bulram öffnet sich ein Erdgeschoßladen. Ein Frauenarm langt heraus, und zwei Finger schnalzen. Bulram sieht im Halbdunkel unter dem hellen Stern-

himmel zwei große Reihen blendender Zähne und ein paar nackte Brüste, die sich wie zwei kleine Säcke über das Fenstergesims quetschen. Bulram kennt die Frau nicht, aber er fragt in das dunkle Fenster: „Bist du frei?" Die Frau schnalzt mit der Zunge, und bei diesem Laut beginnen vor Bulram alle Steine der Straße, alle Sternflecken am Nachthimmel zu schaukeln.

Der Singhalese will in das Haus eintreten. Aber der Hauseigentümer sagt ihm, er sei um eine Minute zu spät gekommen. Die an der Fensterecke sei eben drinnen von einem englischen Kapitän gerufen worden. Bulram stellte sich wieder unter das Fenster und wartete. Aber das Mädchen mit den lachenden Zähnen und der schnalzenden Zunge öffnete nicht mehr den Fensterladen und rief ihn nicht mehr. Acht Tage hielten Seeoffiziere und Matrosen ausländischer Kriegsschiffe ihre nächtlichen Gelage in dem Haus, und acht Tage lang wurde der armselige Singhalese vom Hauseigentümer abgewiesen; er schlief acht Nächte unter dem Fenster und blieb acht Nächte nüchtern. In der neunten Nacht, als die Dampfer den Hafen verlassen hatten, öffnete sich wieder der Fensterladen. Zwei nackte Brüste drückten sich über die Fensterbank, und helle Zähne glitzerten in einem lachenden Mund: dem Singhalesen schoß sein hitziges Blut wie Sternschnuppen vor die Augen. Bulram ging in das Haus, drückte das Mädchen an sich und schloß dabei die Augen, wie es alle Orientalen tun, wenn sie ernstlich glücklich sind. Er blieb dann Tag und Nacht bei geschlossenen Fensterläden im Haus bei der Dirne.

Am vierten Abend saß der Hauseigentümer mit seinen Freunden wie immer draußen auf den Steinstufen vor der Haustür. Es wetterleuchtete hinter dem Hausdach. Da kam einer seiner Buben heraus und sagte ihm: „Herr, das Zimmer des Mädchens, welches hinter dem Eckfenster wohnt, ist wie leer gefegt. Das Mädchen, das sich dort seit ein paar Tagen mit einem Singhalesen eingeschlossen hielt, ist verschwunden. Die Tür steht weit offen, aber niemand hat weder sie noch den Singhalesen fortgehen sehen. Vielleicht ist der Bursch ein Bergsinghalese gewesen und hat sich in

einen Nachtblitz verwandelt und hat das Mädchen auf einer glühenden Wolke fort in die Berge geholt!"

In demselben Augenblick kreischte der Fensterladen an der Straßenecke in den Eisenangeln, und der Hauseigentümer rief: „Verflucht! Sie sind sicher miteinander durch das Fenster fortgesprungen. Verflucht! Sie ist verschwunden, wie sie gekommen ist! Eines Abends stand sie mit ausländischen Matrosen hier unter meiner Tür und trat ein und war viel begehrt und nannte sich mit dem lockenden Namen ‚Talora'. Da auf den Stufen stand sie damals vor mir. Es wetterleuchtete wie heute, als werfe sie Feuer um sich und Feuer ins Haus, so kam sie. Nun sprang sie wie ein Blitz wieder fort." — —

Nach Monaten klingelte abends die elektrische Glocke der Gartentür des Edengartens, und als man öffnete, standen Bulram und Talora draußen. Beide vergnügt, lautlos und sanft wie immer.

Der Verwalter fragte, und die Frau des Verwalters fragte, und alle Gartenaufseher fragten, wo die beiden nach zwei Jahren herkämen. Sie aber lächelten nur und deuteten in den wolkenlosen Himmel.

„Herr, er war im Himmel," lächelte Talora, und Bulram nickte immer wieder stumm Beifall, wenn seine Frau auf ihr Herz deutete und auf alle Fragen nichts andres antwortete als: „Herr, er war im Himmel."

Dann saßen beide wieder in dem Garten, knieten über den Blumenbeeten, arbeiteten mit der Rasenschere und mit dem Rechen. — Sie beugen sich noch heute wolkenlos wie der Ätherhimmel von Nuwara-Eliya über die Blumenreihen, dort oben in dem Garten ohne Jahreszeiten.

Im blauen Licht von Penang

Die malaiische Kurtisane Gabriela Tatoto, die in der Frühlingszeit auf englischen Dampfern in der Malakkastraße und im chinesischen Meer von Penang

bis Hongkong reiste, lebte im Sommer ausruhend in ihrer Villa in Penang. Ihr Haus lag wie ein einziger weißer Saal in einem tiefen Rasengarten. Statt der Blumenbeete standen mannshohe bläuliche Porzellanvasen in langen Reihen dem Gartengitter entlang, gelb- und rotgefleckte Tigernelken wuchsen in Sträußen aus den Vasen. Schlanke Wandererpalmen mit pechschwarzen Fächerblättern brüsteten sich wie finstere Pfauen rund um die weiße Villa. Ein scharlachblühender Elektrinenbaum spreizte sich am Garteneingang. Das rote Gekröse der Blüten in der Luft leuchtete blutig wie die Schlachtbank eines Metzgers. Der Garten schien das Seelenleben der Kurtisane in seinen Farben zu spiegeln. Mit der Künstlichkeit der Porzellanvasen, mit der Düsterkeit der Wandererpalmen und mit der rücksichtslosen lüsternen Röte der Elektrinenbäume erinnerte er an seine Besitzerin.

In Penang herrscht über allen Dingen, über den Kalkwänden der Häuser, über den breiten Blattflächen der Palmen und über der Haut der Menschen ein ewig blaues Licht. Immer ist eine Bläue dort über allem wie ein beständiger Mondschein mitten im Sonnenschein. Das blaue Licht von Penang ist wie der bläuliche Schimmer einer unsichtbaren elektrischen Bogenlampe, ist über den Springbrunnen der Gärten, über den Pflastersteinen, über den Wasserspiegeln des Meeres und selbst über den Panzerplatten der vorüberfahrenden Kriegsschiffe gleich wie ein Phosphorleuchten mitten am Tage. Und die Bläue macht den Muschelkalk der Häuserwände transparent, als könnten die Menschenschritte hier durch die geisterhaften Wände gehen, als wäre die Stadt nur ein bläuliches unwirkliches Schlafbild mitten unter der wachen Tropensonne. Niemand hat das bläuliche Licht von Penang jemals erklärt, aber es ist immer da, und die eingeborenen Photographen malen selbst auf die Ansichtskarten, auf Gesichter und Landschaft, diesen Mondschein im Sonnenschein.

Auch Gabriela Tatotos weißes Landhaus lag im Gartengrün mitten am Tag mit mondblauen Wänden, die wie zu stark geblaute Wäsche leuchteten.

Der malaiische Photograph Fulus Holongku in Penang hatte dieses Haus schon dutzendweise auf Ansichtskarten mit zarter Bläue bemalt, denn die Kurtisane schenkte gern ihr Hausbild mit Gartenansicht an ihre Freunde. Aber niemals verschenkte sie ihr eigenes Bild. Sie fürchtete sich, abergläubisch wie alle Asiaten, vor dem bösen Blick fremder Augen — vor bösen Augen, — die ihr Schaden bringen würden, und vor bösen Wünschen, die sich auf ihr Bild richten könnten. Nur einmal hatte sich Gabriela von Holongku photographieren lassen. Aber als er die Bilder ablieferte und sie ihr Gesicht dutzendweise vor sich sah, erschrak sie, geriet in Angst und verbrannte sie noch am Abend alle Bilder mit eigener Hand. Der Photograph Holongku besaß trotzdem ein Bild von der Tatoto, ein Bild, das die Kurtisane nackt zeigte, und das sie selbst noch niemals gesehen hatte. Holongku trug dieses heimliche Bild in das Futter seines Hausrockes eingenäht; denn es soll Glück bringen, das nackte Bild einer Kurtisane stets bei sich zu tragen. Der Photograph war auf leichte Weise in den Besitz dieses Bildes gekommen.

Gabriela hatte damals Holongku zu sich in die Villa gerufen, um sich photographieren zu lassen. Es war zu Beginn der heißen Zeit, die Kurtisane war schläfrig und von ihrer Hongkongreise eben erst zurückgekehrt.

Die Tatoto lag in einem langen Strohsessel im schattigsten Zimmer des Hauses. Die grünen Schutzdächer an den langen Fenstern waren herabgeklappt, die Scheiben bis zur Diele geöffnet, aber die Kalkdecke im Zimmer strahlte wie immer ihr bläuliches intensives Licht aus. Gabrielas chinesischer orangefarbener Seidenmantel war weit geöffnet und zeigte den schmalen Leib der Kurtisane wie das Fleisch einer geschlitzten Mangofrucht in rotgelber Schale. Über den nackten Arm der schönen Frau stieg behutsam mit den langsamsten Schritten der Welt ihr Spielzeug, ein kleines Chamäleon, das wie ein winziges graues Gespenst im Zimmer umging.

Der Photograph wurde in das Haus eingelassen,

5*

und da er bestellt war, folgte ihm niemand von der Dienerschaft durch den Vorsaal. Er hob die Strohmatte von der Tür und sah die nackte Kurtisane eingeschlafen. Blitzschnell vereinigten sich in dem Malaien Gedanke und Wunsch, das Bild der nackten Frau zu besitzen, um es bei sich zu tragen. Unhörbar klappte er das Aluminiumgestell seiner kleinen Straßenkamera auf und photographierte rasch, von der Türschwelle aus, die Schlafende. Er hätte gern vorher von Gabrielas Oberarm das kleine häßliche Chamäleon verscheucht, das dort auf drei Beinen stillstand und das vierte Bein wie ein Jagdhund abwartend in die Luft streckte. Aber das kleine graue Tier sah unter seinen Augenklappen regungslos in das blaue Licht der Zimmerdecke und rührte sich nicht auf dem Arm der Schläferin.

Der malaiische Photograph kauerte nach einer Weile im Vorzimmer auf der Diele und schien mit orientalischer Ruhe auf das Erwachen der Dame zu warten. —

Holongkus Herz pochte heftig, als er später zu Hause in seiner Dunkelkammer das kleine Bild der nackten Kurtisane auf der Platte hervorrief. Am nächsten Morgen nähte er einen Papierabdruck davon in seinen Hausrock und wußte jetzt, daß er zeitlebens Glück haben werde. Nur durfte er von dem Bilde zu niemand sprechen. Aber das Glück kam in wahnwitziger Gestalt. Wollüstige hitzige Träume bedrängten den armen Mann. Die nackte Tatoto kam nachts, wie in einem gelben Feuermantel, an das Bett des Malaien und legte sich in seinen Schlaf zwischen ihn und seine junge Frau. Und wenn er zugriff und die Kurtisane umarmen wollte, hing ihm das steife grinsende Chamäleon am Herzen. Bei Tag ging die nackte Tatoto vor ihm her über das bläuliche Pflaster von Penang. Stundenlang starrte der junge Photograph geistesabwesend in das blaue Licht von Penang und stand, wie ein Träumer im Mondschein, mitten im Sonnenschein. Nur wenn er seinen Hausrock ablegte, darinnen Gabrielas Bild eingenäht war, atmete er leichter. Öfters geschah es, daß Holongku seinen

europäischen Anzug anzog, seinen europäischen Stroh-
hut aufsetzte und zum Hafen ging, wenn ein auslän-
disches Postschiff signalisiert wurde. Dann verkaufte er
auf dem Promenadendeck des angekommenen Dampfers
bemalte Photographien und Postkarten von Penang
an die Weltreisenden. Für eine kurze Strecke legte er
dann mit seinem Hausrock seine unruhige Leidenschaft
zu der Kurtisane ab.

Wenn Holongku im Hafen auf einem Dampfer
war, saß seine junge sechzehnjährige Frau vor dem
Atelierhaus auf dem Treppenabsatz unter dem Schling-
pflanzendach. Die weißen Treppensteine leuchteten
bläulich, und Marmies weiße Augäpfel schimmerten
ebenso bläulich. Die junge Frau stellte jeden Nach-
mittag einen kleinen Tisch auf die schattige Haus-
treppe und saß dort stundenlang und bemalte Dutzende
von Ansichtskarten, bis ihr Mann wiederkehrte. Mar-
mie saß heute wieder an ihrem gewohnten Platz, und
hinter ihr funkelten die Atelierscheiben im Gartengrün,
wie die Fenster eines Aquariums. Marmie saß ge-
treulich und emsig über ihre Postkarten gebeugt. Ihr
schwarzes glattgescheiteltes Haar spiegelte bläuliche
Glanzlichter. Dieses lackschwarze Haar wurde oft
drüben über der Straße von dem chinesischen Korb-
flechter Ling-Sung beträumt.

Der Chinese hatte seine offene Korbflechterei dem
Photographenhaus gegenüber. Dort wurden aus
weißem Rohr von vielen halbnackten Chinesen große
verschnörkelte Strohsessel und Strohsofas kunstvoll
nach englischen Vorlagen gearbeitet. Ling-Sung, der
reiche Besitzer dieses Geschäftes, saß nachmittags in
der Straße in einem großen Schaukelstuhl. Er war
stets nur mit einer schwarzen Kalikohose bekleidet.
Sein Oberkörper war nackt. Er zeigte seine gelbe
glänzende Bauchkugel der Sonne und schlief unter
einem getrockneten Palmfächerblatt, das er sich über
die Stirne gelegt hatte. Seine beiden vom Fett an-
geschwollenen Arme hingen zu beiden Seiten des
Schaukelstuhles vom feisten Leib herab. Die schwarze
Kalikohose glühte wie schwarzer kochender Asphalt in
der Sonne, und die gelbe Leibkugel stand voll glitzern-

der Schweißperlen und glänzte, wie eine fette geblähte Pastete. Wenn Ling-Sung nicht schlief, schaukelte er, und sein langer Zopf hing hinter der Stuhllehne bis auf das Pflaster und bewegte sich wie ein Perpendikel. Um ihn arbeiteten seine Leute gebückt über das Strohgeflecht, teils in der offenen Haushalle, teils auf der leeren breiten Straße. Ling-Sung konnte stundenlang in seiner liegenden Stellung schaukeln und zur Photograhin hinüberstarren.

Er träumte sich dann nach China hin, in seine Heimatstadt, und von dort wollte er sich später eine Chinesin zur Frau holen, schwarzhaarig wie die Photographin drüben. Halb schlafend, halb träumend beging er in erhitzten Gedanken, sorglos und unschuldig wie alle Schlafenden, manchen Ehebruch mit der Photographin. Aber wenn er wieder erwachte, dachte er nur nüchtern an seine Korbflechterei und kassierte emsig in der Stadt ausstehende Gelder ein.

Auch der malaiische Photograph schuldete dem Chinesen einiges Geld, aber Ling-Sung wartete großmütig, teils weil er Holongkus Nachbar war, teils weil ihm die Frau des Photographen angenehme Träume umsonst gab.

Marmie, die Photographenfrau, saß jeden Nachmittag völlig ahnungslos auf ihrer Treppe vor dem Tisch und bemalte ihre Ansichtskarten von Penang mit bläulicher Farbe. Sie dachte mit keinem Gedanken an den Chinesen und wartete nur auf die Heimkehr ihres Mannes, in den sie treu verliebt war.

Täglich ist in Penang eine schwüle Gewitterluft wie in einem Brutkasten, und wie mit blauer Elektrizität geladen glühen alle Erdkörper. Stundenlang über das Vergrößerungsglas einer Lupe gebückt, hatte Marmie sich heute müde gemalt. Sie ging in den Hausgang und holte den Hausrock ihres Mannes, legte ihn auf ihre Knie und wollte einen abgerissenen Knopf annähen.

Die Zisternen im Garten rochen dumpf, und die glatten Blattflächen der Fächerpalmen warfen grelle Glanzlichter, wie große weiße Brennspiegel. Marmies

Stirn schmerzte, und sie schloß nach dem Einfädeln der Nadel einen Augenblick ihre Augen.

Dieser Augenblick aber wurde schnell zu einem Schlafbild von einigen Sekunden, zu einem blitzschnellen Traum, der die Scheinzeit von Jahren annahm.

Marmie träumte, der Chinese Ling-Sung verlangte plötzlich sein Geld. Er stand vor ihr und klopfte auf den Tisch und forderte energisch die Zahlung, weil er nach China reisen und sich verheiraten wollte. Marmie bettelte für ihren Mann um Aufschub, aber Ling-Sung war unerbittlich. Dreihundet Yen für Korbstühle und Sofas, die Ateliereinrichtung, sollten sofort bezahlt werden. Sonst würde der Chinese heute abend den Photographen schlachten lassen und ihn rösten, wie die Menschenfresser in Sumatra drüben es tun, und mit seinen Verwandten zusammen Holongku als Hochzeitsschmaus verzehren. Marmie sah schnell im Traum die finsterbewaldete Küste von Sumatra über der Malakkastraße, wo Menschenfresser heute noch Freunde und Verwandte schlachten, wie man sich in Penang erzählt. Marmie schauderte und verwechselte im Traum China mit Sumatra und glaubte fest, daß der Chinese dort hinüberreisen würde und ihren Mann als Hochzeitsschmaus mitschleppen wollte, wenn er nicht bezahlen würde.

Rasch fiel ihr ein Vermächtnis ihres Vaters ein. Dieser, ein Malaie, hatte manchmal erzählt, daß man Menschen töten könne, wenn man ihr Bild oder ihre Photographie mit einer Nadel durchsteche. Der Stich muß die Brust treffen, und dabei soll man das malaiische Wort „Lulauû" laut und deutlich aussprechen. Die Hand darf nicht zittern. Man muß die Nadel auf der Photographie in die Herzgegend der betreffenden Person ansetzen und beim Wort „Lulauû" durch das Bild stechen, aber die Nadel darf nicht abbrechen.

Marmie beschloß im Schlaf den Chinesen Ling-Sung auf diese Weise zu töten. Sie suchte in der Tischschublade nach seiner Photographie, denn der Chinese hatte sich für seine Braut photographieren lassen. Und Marmie versprach sich mit ihrer raschen

Tat für ihren Mann schnelle Hilfe vor dem chinesischen Menschenfresser.

Sie sah noch einmal Ling-Sung starr ins Auge und sagte: „Also, du gibst meinem Mann keine längere Frist mehr, Ling-Sung?"

„Nein, die Hochzeit ist morgen," sagte der Chinese, und sein gelber Wanst glänzte feist in der Sonne wie die gelben Tonnen, die im Hafen von Penang im Meerwasser schwimmen.

„Gut," sagte Marmie entschlossen, nahm ihre Nähnadel und stach sie in das Brustbild des Chinesen und rief laut: „Lulaua!"

Der Chinese wurde blauweiß, wie die Luft von Penang, und fiel steif vor Marmie auf den Erdboden.

Tief seufzend und wie mit einer schweren Bürde beladen erwachte Marmie. Sie hörte noch deutlich ihre Lippen „Lulaua" sagen. Ihr Ohr hörte noch das Papier der Photographie unter dem Nadelstich knistern. Der Chinese war umgefallen und ermordet von Marmie. Marmie erwachte jetzt vollständig und lächelte über den seltsamen Traum.

Über der Straße lag wie immer friedlich atmend der feiste Chinese Ling-Sung im Schaukelstuhl. Er ließ seinen Pastetenbauch braten, und um ihn arbeiteten die Korbflechter mit ihren weißen Bambusrohren.

Marmie suchte nach ihrer Nadel, die sie im Schlaf verloren hatte. Sie fand sie im Hausrock ihres Mannes stecken, als ob ihre Hand im Schlaf genäht hätte.

Marmie erinnerte sich, daß ihr Mann gerade heute die Rechnung bei dem Chinesen drüben bezahlt hatte; und es konnte keine Rede mehr von einer Schuld sein. Sie nähte, erleichtert aufatmend, den Knopf an den Hausrock, ging dann hinein und hängte den Rock im Hausflur an seinen Platz. Danach malte sie wieder emsig an ihren Postkarten weiter.

Nach einer Weile kam Holongku vom Hafen zurück. Die Ehegatten nickten sich zu. Der Mann trat ins Haus, wechselte seinen Rock und ging dann in das kleine dunkle Laboratorium zu seinen Chemikalien.

Die Frau draußen hörte ihn eine halbe Stunde mit Glasplatten und Flaschen hantieren. Dann kam er wieder heraus auf die Treppe. Er stand sehr bleich vor Marmie, strich sich mit den Händen über das Gesicht und sagte zu seiner Frau, er fühle Übelkeit im Leibe. Ihm war, als röche das ganze Haus nach einem ekelhaften Leichengeruch.

Marmie stand bestürzt auf und ging mit ihrem Mann durch die Zimmer und durch den Garten. Sie suchten beide, ob nicht irgendwo eine verreckte Eidechse oder ein toter Papagei in Verwesung hingeworfen seien. Sie fanden nichts im Garten und gingen noch einmal durch die Zimmer im Haus. Die Frau roch nirgends etwas, aber Holongku beruhigte sich nicht. Er fand, daß der Leichengeruch in seinen Kleidern säße, und als sie gerade in der Küche standen, schleuderte er den Hausrock ab und warf ihn auf den kalten Herd. Da mußte Marmie lachen und lachte ihren Mann aus, und dieser ging ohne Rock an seine Arbeit.

Aber es dauerte nicht lange, da kam Marmie zu Holongku in das Laboratorium und klagte über einen Brandgeruch im Hause.

Beide machten sich wieder auf die Suche, und als sie die Tür zur Küche öffneten, schlug eine große Flamme vom Herd in die Luft, und der Hausrock flog ihnen, verbrannt zu einem flachen schwarzen Aschenlappen vom Herd entgegen.

Sie stellten fest, daß noch etwas Glut im Aschenkasten gewesen war, und daß der Hausrock, getränkt mit chemischen Dünsten, einen Funken geweckt hatte und verglimmt war. —

Am nächsten Nachmittag, ehe der Photograph zum Hafen ging, kam der Chinese Ling-Sung von drüben aus seinem Haus, kam herüber über die Straße und blieb an den weißen Stufen des Treppenabsatzes stehen, wo Marmie wie immer ihre Postkarten malte.

Die junge Frau sah erstaunt von ihrer Arbeit auf und dachte einen Augenblick: „Der Chinese steht da wie gestern nachmittag, als ich von ihm träumte und mit der Nadel sein Bild durchstach."

Ling-Sung winkte dem Photographen und flüsterte ihm ins Ohr: „Die Gabriela Tatoto ist gestern nachmittag in ihrem Landhaus gestorben. Eine Schlange kam aus ihrem Garten und hat sie in die nackte Brust gebissen, als sie auf ihrem Stuhle lag und schlief. Die Schlange wollte Jagd auf das Chamäleon machen, das immer auf Gabrielas Arm saß. Aber die Kurtisane erwachte und schlug im Schreck nach der giftigen Schlange, die dann wütend zubiß. Die Tatoto ist kurz danach am Giftbiß gestorben. Alle Leute machen heute Jagd auf die Schlangen in ihren Gärten. Ich möchte gern Ihr Mungos heute abend leihen, um auch meinen Garten absuchen zu lassen."

Der Photograph versprach Ling-Sung das Mungos für den Abend, und der Chinese ging dankend und grüßend wieder hinüber.

Marmie lief in die Küche und holte das kleine Mungos von der Kette, lockte es in den Garten und ließ das Tierchen, das der beste Schlangenwächter ist, die Büsche absuchen.

Aber ihr Mann griff sich, als er allein war, an die Brust und atmete erleichtert auf, da er das Bild der verführerischen Kurtisane nicht mehr im Futter seines neuen Rockes fühlte, das Bild, das Marmie gestern im Schlaf durchstochen hatte, und welches mit dem Rock am Herd verbrannt war.

Holongku war von jetzt ab nie mehr abwesend und vergeistert und starrte nicht mehr stundenlang in das blaue Licht von Penang, das wie Mondschein im Sonnenschein ist.

Likse und Panulla

Likse, eine chinesische Wasserverkäuferin, und Panulla, eine singhalesische Straßendame, saßen im Haftlokal der Polizeistation auf der „Gelben Straße" in Singapore.

Es ist morgens sechs Uhr. Beide Frauen sind in der Nacht betrunken von der Straße aufgelesen und

in das vergitterte Haftzimmer gesteckt worden. Der einfenstrige Raum liegt im ersten Stock eines einstöckigen indigoblauen Hauses. Das Gitterfenster reicht bis zur Diele. Likse und Panulla sind von den Stühlen, auf denen sie geschlafen, aufgestanden. Sie hocken am Boden bei dem Gitterfenster, schauen auf die lebhafte Morgenstraße hinunter und warten auf ihre Haftentlassung.

Likses Kopf ist wie ein gelber, großer, ausgehöhlter Kürbis, in den man ein Licht gestellt hat. Ihre Augäpfel leuchten noch prall von übernächtiger Trunkenheit. Panulla hat noch rot und weiße Schminke und Puderreste im Gesicht. Ihre Wangen sehen aus wie zwei künstlich gefärbte Stücke Zucker. Beide Gesichter, das gelbe und das rosaweiße, kleben an dem Gitter und verfolgen interessiert den Straßenlärm unten in der „Gelben Straße“ von Singapore.

Nackte Malaien, halbnackte, grobblau gekleidete Chinesen, Bananenhändler, Wasserträger, Fischverkäufer, Garküchenkarren und Rikschawagen rennen durcheinander, schieben und poltern über die Pflastersteine. Räder und Menschenstimmen überlärmen sich mit ruckhaften Sätzen. Die beiden Weiber am Gitterfenster begrüßen Bekannte unten, Gesichter nicken herauf, Hände winken.

Vom dröhnenden Straßenleben zittern die Eisenstäbe des Gitters, daran sich die Finger der beiden Frauen festhalten. Likse, die Chinesin, hat weite, schwarze, glänzende Kalikohosen und eine blaue schräggeknöpfte Leinenjacke. Ihr lehmgelbes Gesicht grinst immer freundlichst. Ihre eingedrückte Nase schnuppert zwischen den Eisenstäben sehnlichst nach der Straße hinunter. Panulla in einem alten japanischen Krepp-Kimono von rosagrauer Farbe, rote Ahornblätter darauf eingefärbt, hockt am Boden. Ihr schmaler Hals dreht sich wie ein Reiherhals hin und her. Sie verfolgt alle Vorübergehenden mit beweglichem Kopf, als möchte sie gleich einer Störchin die Leute wie Frösche aus einem Sumpf zu sich heraufangeln.

Die chinesische Likse ist grobknochig. Ihre derben Brüste und ihr Gesäß sind dick wie Wassermelonen.

Panulla aber ist wie ein Heupferdchen schmal und wetzt ihre Knie hüpfend am Gitter, wenn sie bekannte Matrosen auf der Straße begrüßt.

Allmählich sammelt sich ein Bekanntenkreis von chinesischen Barbieren, malaiischen Wagenziehern und chinesischen Kuliweibern unter dem Fenster an. Unter viel Geschrei unterhalten sie sich mit den gefangenen Weibern. Einer wirft ein paar Bananen hinauf, ein Fischhändler ein paar dünne Fische. Die breitmäulige Likse verschlingt die lebenden rohen Fische. Panulla lutscht an den Bananen.

Aus einer chinesischen Bar, über der Straße, kommt ein junger Mensch gerannt. Er hat einen langen Bambusstab in der Hand; darauf ist ein Stück Schwamm gebunden. Den feuchten Schwamm reicht er den gefangenen Frauen hinauf.

Likse schnuppert und riecht sofort, daß der Schwamm in Branntwein getaucht ist. Panulla errät den Branntwein aus Likses Augen, und beide Weiber pressen gierig ihre offenen Mäuler durch die Gitterstäbe, um den Branntweinschwamm zwischen die Lippen zu bekommen.

Kaum hat Likse den Schwamm mit der Nase berührt, versucht Panulla die Chinesin zur Seite zu zerren. Die aber bleibt unerschütterlich auf ihren zwei stämmigen Beinen stehen, schnappt nach dem Schwamm und saugt.

Der Bekanntenkreis unten brüllt ein heulendes Gelächter, denn Panulla ist wie ein Affe auf Likses Schulter gesprungen und würgt Likse von rückwärts am Hals, damit die Chinesin keinen Schluck Branntwein in den Magen hinunterschlucken kann.

Likses gelbes Kürbisgesicht wird braun wie ein irdener Krug. Sie würgt und schlingt und will Panulla abschütteln. Die dünne Malaiin hängt wie eine Zange am Hals der dicken Chinesin. Likse fällt auf die Knie, prustet den Branntwein aus den Nasenlöchern, und immer noch reitet Panulla auf der breiten Chinesin wie ein Jaguar, der sich in einen Elefantenrücken eingebissen hat.

Die gelben Zuschauergesichter auf der Straße tanzen

wie Reihen gelber Lampions im Winde, und viele Köpfe stoßen im Gelächter zusammen.

Panulla hat endlich, über den Rücken der Chinesin hinweg, den Schwamm durch das Gitter mit den Zähnen erschnappt, ihn mit dem Mund von der Bambusstange gerissen, den Branntwein mit den Lippen ausgesogen und den Schwamm dann blitzschnell zurück auf die Straße gespuckt.

Aber jetzt erhebt sich furchtbar die knochige Chinesin von der Erde, schnaubend wie ein Flußpferd, das ans Land steigt. Ehe sich Panulla, die am Gitter hängt, die Schreckensgesichter der Zuschauer unten auf der Straße erklären kann, hat die mächtige Likse die Malaiin von rückwärts am Haar zur Erde gerissen. Das Haar geht auf, und die chinesische Wasserträgerin schleift die Straßendirne wie an einem schwarzen Strick in den Hintergrund des schmalen Haftlokales.

Die Zuschauer stehen noch ein paar Augenblicke unten und warten. Ihre gestreckten Hälse reichen nicht bis zum ersten Stock, um in die Zimmertiefe zu schauen, und da weder Panulla noch Likse wieder am Gitter erscheinen, gehen alle lachend auseinander; das Straßenleben eilt eintönig lärmend wie vorher unterm Fenster vorüber.

Auf den Steinplatten hinten an der Zimmerwand liegt Panulla in der einen Ecke wie eine fortgeworfene Puppe mit ausgerenkten Armen und komisch verbogenen Beinen, als ob ihr ein Wirbelwind alle Glieder in den Gelenkkugeln verdreht hätte. Ihr rosa Kimono liegt zerschlitzt in vielen Fähnchen unter ihr. Als hat sie Lust zu lachen, verzerrt Panulla die Mundwinkel und zeigt die Zunge wie einen blauen Lappen. Ihr Haarstrang ist fest, gleich einer Henkerschnur, um ihren Hals geknotet. Die Malaiin rührt sich nicht mehr.

In der anderen Ecke der Zimmertiefe ist Likse rückwärts über einen Stuhl gestürzt. Ihre Beine stehen gespreizt in die Luft nach der Zimmerdecke. Ihre gelben Waden schauen aus den schwarzen zurückgefallenen Kalikohosen. Das gelbe Gesicht der Chinesin steht verkehrt auf dem Fußboden und scheint wie eine leuchtende Lampe durch das dunkelblau getünchte Zimmer.

Die blaue Jacke ist von der linken Brust gerissen. Der kleine Glaskopf einer Stecknadel blitzt neben der Brustwarze. Kaum ein einziger kleiner Blutstropfen sammelt sich langsam um den Stecknadelkopf und erstarrt zu einem winzigen roten Kreis.

Likse hat Panulla mit der Malaiin eigenem Haar erwürgt, und Panulla hat der Chinesin im Kampf eine Stecknadel so tief in die Brust gestochen, daß die Nadel das Herz traf und bis zum Nadelkopf im Fleisch stecken blieb.

Likse und Panulla sind tot. Die Malaiin bekommt allmählich durch die Totenstarre einen schiefen Ausdruck, als ob sie spottet.

Das Wagenrütteln der Straße erschüttert den Fußboden, und Likses ausgestreckte Beine schaukeln in der Luft, als ob sich die Chinesin im Kopfstehen übt.

Die erwürgte Malaiin hat eines ihrer verdrehten himmelnden Augen auf die Beine der Chinesin in die Luft gerichtet. Das andere Auge sieht nach der entgegengesetzten Seite zum Fenster.

„Schau, Likse! Jetzt kommt ein Monsungewitter!" grinste Panullas Augapfel und verdunkelte sich bräunlichrot unterm Gewitterhimmel, während ihr anderer Augapfel, beschienen von der Indigowand des Zimmers, blau leuchtete.

Likses Beine wippten beim einsetzenden Sturmwind, der das Haus schüttelte. Es war, als fluchte ihr offener Mund:

„Verdammt, ich habe meine Kinderwäsche noch auf dem Hausdach zum Trocknen! Der Regen wird alles fortschwemmen. Ich muß heimrennen." Und Likses Beine wackelten noch lebhafter.

Panulla aber höhnte mit ihrem schiefen Blick stillschweigend: „Du wirst lange zappeln können! Von selber stehst du nimmer auf, Likse. Du bist ja mausetot, von mir, der Panulla, umgebracht, ehe du es ahntest, du viereckiges Chinesentier! Der winzige gläserne Nadelkopf paßt dir übrigens gut in deine Brustwarze."

Die Chinesin grinste mit ihrem umgestürzten Gesicht, und aus ihren Nasenlöchern trieb der aufsteigende

Alkohol, den sie ausgeprustet hatte, kleine lebende Blasen.

Panulla funkelte argwöhnisch mit ihrem blauen Augapfel: „Ich glaube gar, du willst wieder atmen, Likse!"

Der erste Blitz bestrich Likses Gesicht noch gelber, so daß ihr breiter, offener Mund bis an die Ohren glänzend zu lachen schien.

Auf Panullas Stirn bildeten sich kleine glitzernde Schweißperlen, als ob die Gedanken, die von ihr noch im Haftlokal umgingen, sich auf ihre Stirnhaut niederschlugen und sich dort kristallisierten, und diese glitzernden Gedanken wiederholten nochmals das Gespräch von heute nacht, das Likse und Panulla hier im Haftzimmer vor Sonnenaufgang hatten.

„Der Mensch muß töten können," hatte die Malaiin belehrend behauptet. „Wer nicht töten kann, beleidigt den Tod und lebt nur halb.

Siehst du, Likse, die eine Hälfte des Mondes ist einmal schwarz und jeden Monat einmal weiß. So muß der Mensch sein, Likse. So wie du auf einer Stange zwei Eimer auf den Schultern über die Straße trägst und sich die beiden Eimer an der Stange das Gleichgewicht halten müssen, so balancieren Leben und Tod an der Weltstange. Jeder Teil der Welt will seinen Teil von dir. Man muß leben können, man muß aber auch töten können. Leben und Töten wollen gelernt sein. Hör zu!

Einmal lag ich mit einem reichen Mann in meinem Zimmer zu Bett. Um Mitternacht erwachte ich und sah im Dunkeln ein grünes Licht durch das Türbrett kommen. Ich glaubte, ich schliefe noch, und rieb mir die Augen. Im Licht, das lautlos eintrat, sah ich die Schattengestalt einer Frau, die glitt unhörbar, immer von dem grünen Licht umgeben, zu meinem Waschtisch. Sie nahm meinen Kamm und kämmte damit ihr feuriges Haar. Ich hörte deutlich die Funken knistern und sah den weißen glühenden Kopf des Gespenstes im Spiegel über dem Waschtisch. Ich erkannte die Frau an ihrem Spiegelbild wieder. Sie war eine Freundin von mir und hatte vor mir in dem Zimmer gewohnt und dort ihre verliebten Besuche empfangen.

Sie war ganz natürlich gestorben und kam jetzt aus dem jenseitigen Leben, um ihr Zimmer aufzusuchen, darin sie einmal einen jungen Mann ermordet hatte, den sie dann, wie man sagt, im Hauskeller verscharrt hat. Ich verstand ihre Erscheinung erst später und weiß jetzt, sie machte ihren köstlichsten Morderinnerungen wollüstige Besuche.

Halbaufgerichtet im Bett schaute ich auf ihr Gesicht im Spiegel, während sie sich noch immer mit meinem Kamm kämmte. Alle Gegenstände im Zimmer waren von ihrer Gestalt beschienen. Ich genoß eine nie gekannte Aufregung, und beim Anblick der glühenden Mörderin und bei dem wallenden Licht, das sie ausstrahlte, wurde mein Blut wie betrunken. Ich grub meine Fingernägel mit Angst und Genuß in den Hals des schlafenden Mannes an meiner Seite und zerdrückte seinen Kehlkopf wie eine Nuß zwischen meinen Fingern. Der Mann schlug ein paarmal um sich. Das grüne feurige Licht des Gespenstes kreiselte und verschwand durch das Türbrett. Es war wieder dunkel im Zimmer, und der Mensch neben mir lag still. Ich zog meine Hände von ihm zurück. Der Mann rührte sich nicht mehr.

Ich zündete zehn Streichhölzer nacheinander an. Beim ersten Streichholz sah ich, daß seine Kinnlade ihm herunterhing; beim zweiten sah ich seine Augen, die ihm wie gekochte weiße Fischaugen aus dem Kopf quollen. Zehnmal sah ich immer ein neues Stück von dem Toten. Die ersten fünf Male schauderte ich, aber die letzten fünf Male genoß ich den Toten neben mir wie eine Mahlzeit von fünf leckeren Gerichten. Ich wunderte mich, daß das Töten so unterhaltend war, und ich schlief kostbar befriedigt neben der Leiche ein, befriedigter, als wenn der Mann gelebt hätte.

Am Morgen wollte ich mit meinem vertrauten Hausdiener, der damals mein leidenschaftlich Geliebter war, den erwürgten Mann im Keller begraben. Emilio grub, und ich stand daneben und schaute zu. Kaum einen Fuß tief stieß Emilios Schaufel auf ein Gerippe. Wir warfen die Knochen heraus, gruben tiefer. Wieder lag ein Gerippe darunter, und noch tiefer noch ein

Gerippe. Ich bin sicher: hätten wir weiter gegraben, die ganze Erde wäre mit Schichten von Menschengerippen ausgefüllt gewesen, denn alle Jahre, alle Jahrhunderte hatten vor uns in dem Hause, wie wahrscheinlich in allen Häusern der Stadt, gemordet und Gemordete begraben.

Früher war ich bei jedem Gewitter ängstlich. Jetzt fürchte ich keinen Blitz mehr. Ich fühlte bei den elektrischen Schlägen ein Kitzeln in meinen Fingern, wie damals, als ich den zappelnden Kehlkopf zerdrückte. Und wenn die Blitze draußen morden, bin ich aufgeregter, als wenn mich ein wilder Stier umarmen würde.

Gespenster sehe ich, wo ich gehe und stehe. Alle, die jemals gemordet haben, sind eine große, wollüstige, unsterbliche Familie und verkehren Tag und Nacht bei geschlossenen Türen und bei vergitterten Fenstern miteinander.

Ich bin jetzt nie mehr allein. Ich sehe die Mörder aller Zeiten vor Augen, wenn ich die Augen schließe. Ich sehe vor und zurück, — alles Blut, das geflossen ist, und alles Blut, das fließen wird.

Ob ich wache oder schlafe, es ist alles eins. Ich bin bei allen Morden dabei, die geschehen, und mein Blut lebt belustigt seitdem, wie eine brünstige Affenherde in meinem Leib."

Der toten Panulla triefte, bei dem stummen Selbstgespräch ihrer alten Gedanken, wie vor lauter Genuß, ein langer Speichelfaden aus dem Mund. Likse steht immer noch auf dem Kopf. Der Donner draußen reibt sich an den Hauswänden, und Likses Beine werden nicht müde, hoch über der Stuhllehne zu wippen, als antworte sie auf Panullas Belehrung:

„Hei, Hö! Ich habe jetzt auch das Töten gelernt. Und ich, Likse, stelle mich auf den Kopf vor Vergnügen darüber. Das Töten ist eine viel lustigere Sache als das Wasserverkaufen. Und außerdem hast du doch nicht allen Branntwein bekommen, siehst du, Panulla. Ich habe noch ein paar Tropfen in der Nase."

Likses Nasenlöcher trieben noch ein paar letzte große Blasen, welche zersprangen.

Dann wurde das mimische Gespräch der Toten abgebrochen. Die Tür öffnete sich, und die erstaunten Polizisten fanden die beiden Leichen der Weiber, die eine wie eine verrenkte Marionette in die Ecke geworfen, die andere wie eine kopfstehende Akrobatin vom Stuhl gefallen.

Niemand getraute sich während des Gewitters in das Zimmer zu treten und die Toten zu holen. Die Polizisten blieben starr unter der Tür stehen, wie Zuschauer vor einer Bühne. Nur die Monsunblitze, welche draußen in der Stadt wie Mordbrenner rasten, rannten rotfeurig durch das Fenster herein und um die beiden Leichen herum.

Der unbeerdigte Vater

Die Jadestraße von Kanton, die so genannt ist nach den Juwelenläden voll von kostbarem Jadestein, ist die prachtstrotzendste Straße der Stadt. Trittst du in diese Straße, die wie alle durch ein Holzgitter von der Sargstraße, Metzgerstraße, Möbelstraße getrennt ist, glaubst du zuerst, du seist in eine übersinnliche Welt geraten. Die Jadeläden sind über und über vergoldet und von künstlichem, vergoldetem Holzgitterwerk umrankt. Keine Glasscheiben trennen die Ladenräume von der Straße. Waldäste, vergoldete, und vergoldetes Blattgewirr, verschlungen in phantastischer Figurenwelt, hängen wie goldene Gardinen die Läden halb zu. Die Straße ist wie alle Kantonstraßen kaum für drei Menschen breit. Bei Regenwetter feucht und halbdunkel wie ein langer Kanal; dann grinsen die goldnen Ladenreihen wie spukhafte, goldene Scheiterhaufen, und smaragdgrün, indigoblau und purpurrot leuchten die senkrechten Ladenschilder wie unzählige Kulissen in der Straße. Drinnen laufen, lautlos gleich weißen Mäusen, die Chinesen in weißen, lila und hellblauen Harlekinkleidern, und ihre Köpfe erscheinen und verschwinden wie gelbe Vollmonde hinter den goldenen Ranken und bunten Kulissenschildern. — In dieser Gasse hatte Hei-Hee

seinen Laden, hier hatte er sein ganzes Leben lang gelebt und war kaum je aus den Holzgittern der Straße hinausgekommen; erst jetzt, wo er starb, verließ er seit Jahren zum ersten- und letztenmal den Jadeladen. Sein Leichnam wurde zu den Grabkammern gebracht; das sind kleine Häuser in einem besonderen Stadtviertel an den Mauern von Kanton, wo die Toten auf die Beerdigung warten müssen.

Als Hei-Hees fünf Söhne die drei Särge des Vaters bestellt hatten, den silbernen, den elfenbeinernen und den Sandelholzsarg, die genau ineinander paßten, und darinnen man den reichen Jadehändler in der Grabkammer aufgestellt hatte, und ein Bonze den Tag prophezeien sollte, welcher der günstigste für die Beerdigung war, da fanden die Söhne inzwischen, daß ihr Vater nicht der reiche Mann gewesen, für den ihn die Leute bei Lebzeiten gehalten hatten. Nur Schuldscheine und kein Geld fand sich im Laden, und alle Jadekunstschätze des toten Händlers reichten knapp, um die Schulden zu decken, aber nicht um die drei kostbaren Särge zu bezahlen. Die fünf Söhne überlegten eine ganze Nacht und wachten im Sarghause bei der einbalsamierten Leiche des Vaters. Die Sarghändler kamen am dritten Tage und sagten:

„Wir geben euch unbegrenzten Kredit auf die drei Särge, nur darf euer Vater nicht mit den unbezahlten Särgen begraben werden und muß in der Grabkammer bleiben, bis ihr die Sargkosten bezahlt habt."

Das war nichts Außergewöhnliches in Kanton, und es ereignete sich öfters, daß die einbalsamierten Toten jahrelang liegen mußten, bis die Angehörigen die teuern Sargkosten bezahlen konnten.

Hei-Hees Söhne fanden darum die Rede der Sarghändler recht und billig und murrten nicht dagegen.

Die fünf Söhne berieten von neuem und der älteste sagte: „Ich werde nach Japan reisen und will dort versuchen, alten chinesischen Jadestein billig aufzukaufen und ihn dann in China, wo es jetzt immer weniger Jade gibt, teuer zu verkaufen und will mir bald ein Vermögen machen, um den Vater zu beerdigen."

Der zweite der Brüder sagte: „Du wirst mit Jade

6*

nicht viel verdienen; ich werde nach Hongkong reisen und einen großen Opiumhandel anfangen. Mit meinem so erworbenen Vermögen werde ich die Särge eher bezahlen können, als du."

Der dritte sagte: „Jade und Opium stehen schlecht heute; ich werde nach Shanghai reisen und dort an der ausländischen Börse Geldmakler werden. Dort lehren uns die Fremden, deren Kriegsschiffe den Shanghaihafen füllen, daß man ohne Waren schneller ein Vermögen an der Börse machen kann als mit einem Lager von Jade und Opium. Ich werde mit schnellerworbenem Geld den Vater früher beerdigen lassen können, als ihr."

Der vierte der Brüder weinte und seufzte: „Ich werde hier am Sarge wachen, bis ihr drei wiederkommt, und werde jeden Morgen in die Opfertassen frischen Tee auffüllen und Wachskerzen kaufen und Sandelräucherwerk. Und der fünfte Bruder soll inzwischen den Laden hüten und mit den Jaderesten handeln, die wir noch besitzen, um wenigstens das Geld für die täglichen Ahnenopfer zu verdienen."

So verabredeten es alle fünf und kehrten aus der Grabkammer zurück, um den letzten Nachmittag im Jadeladen zusammen zu verbringen.

Keiner der fünf hatte an die einzige Schwester gedacht, an das junge Mädchen, das ohne Vater und Mutter allein hinter dem Laden in den Wohnzimmern zurückgeblieben war. Sie saß dort unbeachtet im hintersten Zimmer, in der kreisrunden Tür, hinter dem Topfpflanzengarten und weinte in ihren seidenen Ärmel.

„Die Mädchen dürfen weinen und wünschen, die Männer müssen handeln," hatten die Brüder einmal verächtlich zu ihr gesagt. Geweint hatte sie schon viel; aber was sollte sie sich wünschen? Sie schaute in das leere Haus, darinnen nur die dunkeln Perlmuttermöbel glitzerten. Verzweifelt nahm sie ihren grünen Jadepfeil aus dem schwarzen Haar und wollte ihn sich ins Herz stechen. Aber der glatte Pfeil sprang ihr aus den Händen, fiel hinaus auf das Porzellanpflaster des Gartens und zerbrach.

„Ich wünsche also nicht zu sterben," sagte sie zu sich, „ich wünsche also weiter zu leben, sonst wäre der Pfeil nicht in meinen Händen zerbrochen. Der Pfeil ist vor meinem Lebenswunsch ausgewichen." Und das Mädchen war froh, daß sie doch noch einen Wunsch zu leben hatte, denn eigentlich starb sie nicht gern. „Aber was soll ich mit dem Lebenswunsch anfangen," dachte sie; „den Vater kann ich nicht begraben lassen, wie die Brüder können, also ist mein Leben unnütz. Wenn ich doch den Vater begraben lassen könnte, weil die Brüder jetzt kein Geld haben!"

Wie die junge Chinesin noch grübelte, was sie tun sollte, begann der Fußboden zu zittern, die bunten Glasscheibenwände, welche die Wohnzimmer voneinander trennten, begannen laut zu klirren, und im kleinen Gartenhof ertönte ein hohler Metallklang. Das junge Mädchen blinzelte erstaunt. In der Mitte des Hofes stand ein Silberbecken, darin sonst auf einer Metallspitze eine kleine Silberkugel balancierte; die Kugel war mit weithin tönendem Laut in das Becken gefallen. Das bedeutete Erdbeben, und bei dem Metallton mußten alle Hausbewohner flüchten.

Das Mädchen hörte Geschrei an allen Enden, es sah die Leute und die Dienerinnen kreischend durch das Haus fortstürzen. Die Wände schienen plötzlich zu wandern, die Zimmerdecke hob und senkte sich, die Blumentöpfe im Garten drehten sich alle im Kreis, die gelben und blauen Porzellanpflastersteine tanzten auf den Wegen. Das junge Mädchen sprang auf, aber wagte sich nicht vor und nicht zurück. Sie stand unter der Tür und klatschte in die Hände, um sich die Furcht zu vertreiben. Dann wurde die Luft grau voll Staub, daß sie nichts mehr sah. Die Ratten aus dem Haus liefen an ihr hoch, und eine blieb auf ihrem Kopf fest sitzen. Da rannte das Mädchen mit der Ratte auf dem Kopfe gerade aus, durch die zerbrochenen Glaswände der Wohnzimmer; sie mußte über gestürzte Stühle und große rollende Blumenvasen klettern. Sie lief blind durch die dicken Staubwolken, darinnen Hunderte von unsichtbaren Gegenständen krachten und stürzten. Sie wagte nicht mit

den kleinen Händen nach der großen Ratte auf ihrem Kopf zu greifen. Aus dem Jadeladen waren ihre fünf Brüder in alle Winde fortgelaufen. Der rote Ahnenaltar am Eingang war eingestürzt, das junge Mädchen sprang über die Trümmer und wäre längst liegen geblieben, hätte sie nicht noch immer die Ratte auf ihrem Kopfe gefühlt. Sie stürzte durch die staubgefüllten Straßen, wie von der Ratte an den Haaren durch die Luft gezogen. Sie wußte nicht, daß sie durch brennende Häuser, über Tote und Verwundete hinweglief, bis es totenstill um sie wurde und sie sich auf einmal in dem Stadtviertel der Gräberhäuser, in der Grabkammer ihres Vaters sah. Dort sprang die Ratte mit einem Quietschlaut von dem Kopf des jungen Mädchens und grub sich vor ihr in die vom Erdbeben aufgewühlte Erde.

Das Mädchen kauerte am Boden und bemerkte gar nicht, daß der Leichnam ihres Vaters samt den drei Särgen verschwunden war. Als der Staub sich gelegt hatte, erschienen nach Stunden ihre fünf Brüder, einer nach dem andern, um nach dem toten Vater zu sehen. Aber wie erstaunten sie, als der Tote nicht zu finden war, und als sie am aufgebrochenen Fußboden entdeckten, daß die Erde ihren Vater samt seinen drei Särgen in die Tiefe gerissen und begraben hatte.

Das junge Mädchen sah auf und sagte: „Ihr sollt nicht staunen, ich habe als unnützes Mädchen gewünscht, den Vater zu begraben. Verzeiht mir, daß mein Wunsch für mich gehandelt hat; ich weiß, daß ich als Mädchen kein Recht zu handeln hatte."

Da freuten sich die fünf Brüder und antworteten ihr: „Die Sarghändler dürfen keinen Toten mehr ausgraben, der einmal unter der Erde ist. Wenn du den Vater mit deinem stillen Wunsch begraben konntest, Schwester, dann bist du als schwaches Mädchen stärker mit deinem Weinen und Wünschen gewesen als wir Männer mit allem Handeln."

Lei-Futsche, einer der jüngsten und angesehensten der Mandarinen von Shanghai, war am gleichen Tage wie der junge chinesische Kaiser geboren: in derselben Stunde, in derselben Minute, und sein Horoskop, das ihm die Sternkundigen aufstellten, stimmte eigentümlicherweise genau mit dem kaiserlichen Horoskop überein. Das wußte aber außer Lei-Futsche und seinem Freund Te-Po, dem Astrologen, niemand, und der Mandarin hütete sich wohl, mit jemand anders als mit Te-Po darüber zu reden. Die Kaiserin-Witwe, die damals statt des für immer als unmündig erklärten Kaisers regierte, hätte Lei-Futsche seines Horoskopes halber sofort gehaßt und gefürchtet, sowie sie den jungen Kaiser haßte. Eines Nachmittags lud der Mandarin den Astrologen in den Mandarinenklub von Shanghai ein, zu einer ganz außergewöhnlichen Stunde.

Te-Po erstaunte darüber. Er betrachtete auf seinen Sternkarten die Stellungen der Sternhäuser und stutzte; er ersah, daß seinem Freund heute der Tod drohte. Der Skorpion trat in das Haus des Planeten Jupiter, und dieser Planet war von lauter totbringenden Sternen umstellt und keine Rettung von irgendeinem günstigen Sternbild zu hoffen. Als Te-Po noch über die Sternstellung grübelte, hörte er die Messingmusik und die Trommler vor seiner Tür, und er zog sein enzianblaues Seidenkleid über das lilaseidene Unterkleid und stieg in die große Sänfte, die ihm der Mandarin geschickt hatte.

Acht Sänftenträger, Soldaten, Trommler, Ausrufer rannten mit ihm in langem Zug durch die winkeligen Shanghaistraßen. Sie kamen zuletzt durch die Budenreihe der Bilderstraße, wo die Straßenmaler hinter den weißen Reisbildern saßen; Bilder füllten, wie weiße lange Fahnen, von der Decke bis zur Erde, jede der Buden. Und Te-Po dachte bei sich: Das Leben auf dieser Welt ist wie eine Bilderbude. Jeder hängt in sein Herz eine Reihe Erinnerungsbilder auf, wie die Straßenmaler tun, und die Bilder baumeln vor den

Augen wie die Reispapierblätter im Wind, bis wir die Augen für immer schließen. Nicht einmal ein paar Bilder kann man in den Tod mitnehmen, auch die Bilder bleiben zurück, wenn der Maler stirbt.

Vor dem schmalen Gasseneingang an der Mauer des Mandarinenklubs in einem der engsten Shanghaiwinkel hielt die Sänfte. Im Mandarinenklub geben sich die Aristokraten der Stadt ihre gegenseitigen Einladungen. Der Klub besteht aus einem Gartenhof voll künstlicher Felsen; offene und geschlossene Lusthäuser aus rotem lackierten Holz stehen auf den kleinen künstlichen Gebirgen, zwischen Pflanzen und künstlichen Teichspiegeln. Die geschweiften, grauen Ziegeldächer der Häuser füllen in der sorgsam ausstudierten Wirrnis des engen Gartenraumes wie Riesenkähne den Himmel. Te-Po, geleitet von den sich bückenden Dienern, trat durch die unscheinbare Straßentüre ein. Zur linken Hand befindet sich die offene Halle des Hausaltars; vergoldete Holzwände umschließen von drei Seiten ein mächtiges goldenes Buddhabild. Die vierte Seite ist nach dem Hofraum offen. Ein langer Tisch voll Opferspeisen, wie ein Bahnhofbüfett, steht dort immer zur Schau, umgeben von einer Reihe brennender Kerzen. Te-Po bemerkte, daß der Opfertisch heute besonders reich mit gebratenen Ferkeln, gebräunten und dampfenden Gänsen und Hühnern angefüllt war. Der Fettgeruch vom Altar schlug ihm warm wie der Dunst einer Garküche entgegen. Te-Po verstand, daß wahrscheinlich sein Freund, der Mandarin, diese üppigen Opferspeisen in der unbewußten Vorahnung des Todes gestiftet hatte. Der Gartenraum glitzerte im blauen Nachmittag. Nicht höher als mannshoch über den Teichen stehen die roten Balustraden der hölzernen Lusthäuser. Durch das Gewirr der künstlich ausgesägten und ausgehöhlten Felsen führen winzige Steinstufen hinauf. Der ganze Hof aus Steingebirgen hat kaum einige fünfzig Schritte im Umfang. Aber die Lusthäuser auf den Anhöhen verstellen mit ihren Giebeln die hohe Umrahmungsmauer des Hofes so geschickt, daß man sich in einem meilenweiten Felsenchaos glaubt. Manchmal schiebt

sich eine Mauer mit gipsernem und rotbemaltem Drachenkopf herein in die Wirrnis, und die Teiche liegen wie schwarze Abgründe eng gezwängt vor den kulissenartigen Gebirgen; im pechschwarzen Wasser glänzen die goldenen Dachrinnen, die roten Balustraden, grüne Maiblätter und hohe Schilfstände. Der Mandarin Lei-Futsche empfing seinen Freund im Pavillon gegenüber der Halle des Hausaltars. Obgleich beide langjährige Freunde waren, verbeugten sie sich eine lange Weile nach chinesischer Sitte, als ob sie sich eben erst kennen gelernt hätten. Sie lächelten fortwährend, ohne daß der eine dem andern seine Sorgen verriet, und sagten einander schöne Sätze, Anfänge von Gedichten und wohlwollende Sprüche.

„Ist die blaue Luft nicht die Wohltat des Himmels an die Erde!" wisperte der Mandarin und zog die vielen Ö-Laute der chinesischen Sprache singend hinaus. Sein Freund Te-Po antwortete ihm ebenso: „Und ist die Luft nicht das Reich der Singvögel, der Drachen und Gedanken! Mögen die Singvögel heute alle Drachen aus der Luft verbannen und mit deinen Gedanken um die Wette singen!" Der Mandarin komplimentierte unter zierlichen Verbeugungen seinen Freund zu der schwarzpolierten Opiumbank, die wie ein niedriges, viereckiges Podium im Hintergrund des Pavillons stand. Auf zwei dünnen, kupferroten Seidenkissen nahmen die beiden Herren Platz und zogen ihre Beine hoch. Der Mandarin klatschte in die Hände. Ein Diener, in langem himmelblauem Hemd, das bis an die Diele reichte, trat ein, stellte neben jeden Herrn zwei zugedeckte Teetassen und dazu zwei Schalen gebackener Mandelkerne. Die Herren hoben zum Gruß die Teetasse hoch, und jeder schob mit dem Porzellandeckel vorsichtig das heuartige Teekraut, das in der Tasse schwamm, zur Seite, und jeder schlürfte ein wenig von dem heißen, grünen Teesaft. Ein zweiter Diener hatte inzwischen eine kleine silberne Spirituslampe zwischen die Herren gestellt und überreichte zwei lange Opiumpfeifen aus Elfenbein. Jeder der Herren zündete eine winzige Opiumkugel, welche auf dem Pfeifenkopf lag, an der

Flamme an, und jeder sog sein Opium mit ein paar langsamen Zügen auf; es war nur eine Erfrischungspfeife, keine Schlafpfeife, welche die beiden Herren rauchten. Sie gaben ihre Pfeifen dem Diener zurück, und unten aus dem Garten tauchten die Köpfe von zwei zehnjährigen Mädchen auf und das Gesicht einer blassen Frau. Die Frau war in dunkelblaue, fast schwarze Seide gekleidet, die Mädchen in hellblaue Seide, ähnlich den Dienern.

Die Diener führten wichtig und behutsam die kleinen Damen die Felsenstufen herauf. Die drei weiblichen Geschöpfe hatten künstlich verkrüppelte Huffüße und trippelten mit den Füßen kurz wie Ziegen aufstoßend herein. Ihre grünseidenen Schuhe hatten einen weißen Absatz in der Mitte unter dem Fuß, so daß jedes Weiblein wie auf kleinen weißen Stelzen balancierte.

Die drei Damen hatten sich etwas verspätet und fürchteten sich jedenfalls vor der Ungnade des Mandarins. Der aber rief ihnen freundliche Sätze zu: „Hat deine Zunge heute die schönsten Flügel mitgebracht?“ fragte er die dunkelblau gekleidete Frau. Diese verbeugte sich fortwährend zitternd und lächelnd, ihr Haar war fest gebürstet und gescheitelt, glatt wie schwarzer Lack. Es war Mi-Lee, die Historiensängerin, welche bei Gastmählern im Mandarinenklub alte Sagen und Heldenlieder vortrug. Ihr Gesicht wurde immer blässer, je mehr sie sich verbeugte, und war in dem dämmerigen Pavillon wie ein Silbergerät, das auch noch im Schatten leuchtet.

Dann ließ sich die blasse Mi-Lee auf einen Schemel nieder, und die beiden Mädchen saßen zu ihren Füßen bei Saiteninstrumenten, die ihnen die Diener brachten. Mi-Lee hüstelte und begann mit ihrem kleinen, weißen Taschentuch den Mädchen zu winken. Die schlugen die Saiten an, als ob viele Gläser klirrten, und unter ihren Fingern sprang ein Gegirr von Tönen in die Luft, als ob ein Haufen wilder Insekten surrte und schwirrte. Die brummende und rasselnde Musik füllte den Pavillon, und die Töne tanzten wie ein pfeifender Kreisel. Das hohle Dach des Lusthauses gab wie eine

Muschel das Gesumm hundertfach zurück. Eingesponnen von Musik, Opium und Teeduft, saßen die beiden Herren auf ihrer gemeinsamen Bank. Jeder von ihnen knabberte geröstete Mandelkerne zwischen den Vorderzähnen, und jeder sah belustigt aus, und keiner zeigte seine trauernden Gedanken dem andern. Mi-Lee wurde blasser von Sekunde zu Sekunde und erschien dem Astrologen zuletzt wie eins der weißen Reispapierbilder aus der Budenstraße. Die Historiensängerin neigte den Kopf, drückte die Augen zu, stützte das Kinn in die Hand, die das Taschentuch hielt, und begann mit näselnder Stimme wie eine Singorgel zu erzählen: „Der Vogel Blaufeder kam in den kaiserlichen Garten, flog auf das Porzellanhaus des Kaisers, das hinter dem Schildkrötenteich liegt.“ — „Wer muß heute sterben?“ fragte der junge Kaiser seinen Eunuchen, „der Vogel Blaufeder schreit über den Teich, das ist ein Zeichen, daß von der Kaiserfamilie heute ein Mitglied stirbt!“ — „Wer muß heute sterben?“ fragte der Eunuch und gab die Frage an die Ohrmuschel des Türhüters weiter. Der Türhüter, der den jungen, gefangenen Kaiser eingeschlossen hält, fragte: „Wer muß heute sterben? und er betrachtete den kaiserlichen Gärtner, der zwischen den roten Fuchsien im Garten unter den Fenstern saß. „Wer muß heute sterben?“ fragte der Gärtner mit den Augen seine Frau, die bei der Lieblingsfrau der drei Gemahlinnen des Kaisers Dienerin war.

Die Gärtnersfrau zitterte und ließ ihr Teetäßlein fallen, daß es zu Porzellanstaub zerbrach. Das Täßlein hatte ihr ihre junge kaiserliche Herrin geschenkt. Die Gärtnersfrau schaute erschrocken zu ihrem Mann, und ihre Augäpfel verschwanden, und vieläugige Tränen schauten ihren Mann an. Ihre Tränen glitzerten wie die Splitter von der Porzellantasse der Kaiserin, und der Gärtner riß sich an der Gartenschere, mit der er die Fuchsie beschnitt, und trocknete das Blut seines Fingers an seinem schwarzen Zopf ab, der sich über seine Schulter auf dem Achatsand des Gartens ringelte. Der Türhüter sah durch das Fenster verständnisvoll den Gärtner an, der sich geschnitten hatte. Der Tür-

hüter biß die Zähne aufeinander, daß es knirschte und der Eunuch des Kaisers sich nach ihm umsah. Der Eunuch wurde noch gelber als die Seide des Kaisers und erzitterte am ganzen Leib, da er über den Türhüter und Gärtner und über die Gärtnersfrau fort die kleine Tasse der Kaiserin in Splittern sah. Der Kaiser aber stand auf, trat an das Fenster, warf sein Taschentuch hinaus in den Gartenwind, damit das Tuch den Vogel Blaufeder verjage. Der Vogel flog nicht fort, sondern blieb und schrie bis zum Nachmittag, bis zur Stunde, da die alte Kaiserinwitwe mit ihrem Hofstaat in den Garten des jungen Kaisers trat und vor den Augen des Kaisers die erste der drei jungen Kaiserinnen, die der Kaiser am liebsten hatte, in dem Wasser des Schildkrötenteichs vom Eunuchen, dem Türhüter und Gärtner ertränken ließ."

Mi-Lee, die Historiensängerin, war alt geworden, als sie das Lied der grausamen Kaiserin vor dem Mandarinen und seinem Freund zu Ende gesungen hatte. Gestützt auf die Diener, blasser, als sie gekommen, verließ sie das Lusthaus im Mandarinenklub. Lei-Futsche hatte ihr dieses Gedicht selbst aufgeschrieben und vor ein paar Tagen zugesandt. Sie wußte, daß der Tod darauf stand, wenn sie eine Legende aus dem Kaiserhaus öffentlich sang. Aber Mi-Lee kannte den Mandarinen, und ihm zuliebe, auf die Gefahr des Sterbens hin, sang sie das Lied.

Einer muß heute sterben, wußte sie, als sie fortging, entweder diejenige, die gesungen hat oder einer von denen, die zugehört haben.

Die Kulis brachten ihren Herrn, den Mandarinen, eine Stunde später in der Sänfte nach Haus; aber als sie die Sänfte im Hofe seiner Wohnung niedersetzten, saß er tot darin und stieg nicht mehr aus.

In derselben Nacht noch wurde der Sterndeuter von den Ausrufern, Trommlern und von Holzklappern geweckt, welche mit großem Lärm den Tod des jungen Kaisers noch vor Mitternacht in den Straßen von Shanghai ausriefen.

Te-Po denkt noch heute darüber nach, ob sein Freund, der Mandarin Lei-Futsche, zum Gefolge der Kaiser-

seele gehörte, weil er mit dem Kaiser zu gleicher Zeit geboren wurde und mit dem Kaiser zugleich gestorben ist.

Die Auferstehung allen Fleisches

Ozuma, der reiche Schildkrothändler von Nagasaki, hatte draußen vor der Stadt auf dem Hügel ein Haus mit einem Kirschgarten. Er zählte hundertfünf Jahre, sein Haar war weiß wie Milch, seine Hände dürr wie Schachtelhalme, aber sein Körper war ungebeugt. Er stand aufrecht in seinem Landhaus, dessen Papierwände weit aufgezogen waren, und er ließ die Leute von der Bergstraße aus durch sein Haus hindurch in seinen blühenden Kirschgarten schauen. Dort standen die Bäume wie mit rosa Daunen behangen, und darunter blühten scharlachne Rotdornhecken, die waren alt und verwachsen wie Korallenzweige. Zwei Fuß hoch über der Straße stand Ozuma in seinem schlafrockartigen, perlhuhngrauen Kaftan auf den strohgelben Bambusmatten seines Zimmers. Er hat zur Rechten die Bergstraße, zur Linken seinen rosa Blütengarten, darinnen jeder Blütenbaum voll Bienen wie ein Kochtopf brummte. So war es alle Tage im hellblauen Frühling, aber heute war ein grauer Frühlingsregentag. „Es regnet Fruchtbarkeit in den Garten und Gedanken auf die Straße," sagte Ozuma, der alte und einsame, zu sich.

Alle seine Familienmitglieder waren tot, Enkel hatte er keine. Das schmerzhafteste für einen Japaner ist sonst die Einsamkeit. Aber sie war es nicht für Ozuma. Er redete mit allen Dingen, wie der Regen auf alle Dinge sein Echo gibt, und fand sich niemals einsam.

Seinem Hause gegenüber war das Teehaus der Bergstraße das einzige Haus am Wege. Dort fuhren die Rikschawagen, von Kulis gezogen, aus der Stadt und brachten viele Europäer herbei. Ozumas Kirschgarten war bis Europa und Amerika berühmt und stand mit einem Stern versehen in den Reisehandbüchern der Fremden. Wenn ein ausländisches Schiff am Vor-

mittag im Hafen von Nagasaki, unten am Berg, im Frühlingstag vor Anker ging, dann rollte ein paar Stunden später ein Dutzend der winzigen Wagen hinauf in den Bambuswald und fuhr bei Ozumas Haus vorbei zum Teehaus, und die Fremden kamen herüber und blickten von der Straße durch das Haus bewundernd in Ozumas Kirschenblüte. Ozumas offenes Haus war dann wie die kleine Bühne eines Wandertheaters von Zuschauern belagert, und der Alte stand, wie der einzige Schauspieler auf der Bühne, mit seiner kurzen Bronzepfeife, die er ab und zu am Aschentopf vor sich ausklopfte. Er hatte so viele eingewurzelte Falten in seinem Gesicht, daß man glaubte, er lache immer. Wenn Ozuma noch so traurig und gedankenvoll war, glaubte jeder, daß er in sich hinein kichere. Und doch war er inwendig so ernst wie ein Dutzend Gräber. Aber seine Falten lachten unabhängig von seinem ernsten Innern, wie eine Maske, die ihm längst nicht mehr gehörte, und die er wie ein Schauspieler vor sein wirkliches Gesicht gebunden hatte. Ozuma hatte noch, als er neunzig Jahr alt war, Englisch gelernt, zu der Zeit, als das Fremde Mode wurde in Japan. Er sprach damals öfters mit dem Reisevolke vor seinem Hause, und einmal hatte er eine Aussprache mit einem amerikanischen Geistlichen. Der erzählte ihm von der Auferstehung allen Fleisches. Seitdem verging kein Frühjahr, wo der alte Ozuma, gläubiger als jeder Christ, auf die Auferstehung allen Fleisches wartete. Auf die Auferstehung aller, die ihm gestorben waren, auf die Auferstehung seiner eigenen Jugend und Leibeskraft und auf die Auferstehung seiner feurigsten Liebeserinnerungen.

Es war heute einer der letzten Frühlingstage, und Ozuma hatte sein Haus wie immer weit offen. Der alte Teewirt und dessen Frau beiden bemerkten, als sie an diesem Morgen ihre papiernen Hauswände aufschoben, daß der alte Mann plötzlich über Nacht schwarze Haare bekommen hatte, schwarze Augenbrauen und rote, sehr rote Wangen und rote, sehr rote Lippen. Der Wirt und die Wirtin kicherten, wie Mäuse, die über ein Stück Speck hüpfen, und sie stießen sich gegen-

seitig mit den Ellenbogen an. Aber sie sagten nichts zueinander, sie wechselten nur einen Blick.

Die Wirtsfrau bürstete die roten Wolldecken, worauf die Fremden am Nachmittag sitzen sollten, der Wirt kauerte sich hinter seine Rechenmaschine, schob die bunten Holzperlen hin und her und lachte in sich hinein. Als es Nachmittag wurde, hatten der Wirt und die Wirtin schon ganz vergessen, daß Ozuma sich künstlich jung gefärbt hatte; sie fanden seine Farbe schon natürlich und waren selbst wie um sechzig Jahre verjüngt bei Ozumas Anblick. Der Wirt holte ganz in Gedanken seine Okarina hervor und pfiff ein Lied, das er seit sechzig Jahren nicht mehr gepfiffen hatte. Die Wirtin steckte sich eine rote Nelke aus ihrem Nelkentopf ins Haar und lachte jeden Augenblick zu Ozuma hinüber, wie vor sechzig Jahren. Damals war sie Tänzerin in Nagasaki gewesen und hatte manche Nacht vor dem reichen Ozuma in den Teehäusern des Freudenviertels von Nagasaki getanzt. Ozuma aber saß drüben vor seinem bronzenen Aschentopf, in seinem offenen Haus auf der gelben Strohmatte, und lachte wie immer mit tausend Falten, trotzdem er wie immer traurig war. Hinter ihm strahlte der Kirschblütengarten im grauen Regentag wie in rosa bengalischer Beleuchtung. Der Luftzug des Abends trieb ein Blütengestöber in das Haus, so daß es auf einmal nicht mehr leer schien. Die Fremden, die den ganzen Nachmittag die Bergstraße heraufgefahren waren, kehrten jetzt um, und als die letzte Rikscha den Berg hinunterrasselte, saß der alte junggeschminkte Ozuma immer noch hinter seinem Aschentopf und rührte sich nicht. Er ist eingeschlafen, sagte das Auge des Wirtes drüben im Teehause zum Auge der Wirtin, und sie blinzelten einander zu und verstanden sich. Wir wollen warten bis er aufwacht, antwortete die Wirtin ihrem Mann, indem sie sich auf eine der rotwollenen Decken niederkauerte und sich ihre kleine Pfeife anzündete. Der Wirt tat, wie seine Frau wollte, und hockte sich neben sie, und beide rauchten schweigend und hüteten sich, die Asche am Aschengefäß laut auszuklopfen, um den Nachbar Ozuma nicht zu wecken.

Und nun geschah etwas, was niemand weiß, niemand gesehen hat als nur ich, der ich euch das erzähle.
Der junggeschminkte Ozuma stand plötzlich auf und kam über die Straße herüber in das Teehaus; seine Augen knisterten vor Vergnügen, als er zu der Wirtin sagte: „Mondscheinchen, du sollst tanzen wie früher." Die alte Wirtin lispelte etwas, das war leiser als das Grasrascheln. Sie stand verschämt auf, von ihrem Blut verjüngt beschienen wie ein Kirschgarten, und sie hob den Saum ihres Kleides ein wenig über die Fußspitze hinauf und begann zu tanzen, aber der Wirt, ihr Mann, stand gelb im Gesicht wie ein Büschel brennendes Bambusstroh da und trat zornig dazwischen und sagte: „Das ist mein Weib und nicht deines, Ozuma. Mein Weib tanzt nicht mehr für dich, auch wenn du ihr alle Schildkrötenschalen aus dem Nagasakiwasser in Gold gefaßt zu Füßen legst. Scher dich fort, Ozuma, ich teile mein Weib nicht mit deinem Geldsack."

Ozuma aber klatschte in die Hände, dreimal, da kamen sechs Kulis hinter der Hausecke vor und warfen dem Wirt Holzasche in die Augen, banden ihn und legten ihn mit dem Gesicht auf den Boden, damit er nicht zusähe, wie seine Frau vor Ozuma tanzte. Ozuma sog begierig die Luft ein von dem Haar, von der Haut und von dem Seidenkleid der Frau. Aber er beherrschte sich und bat um nichts weiter als um die Nelke, die die Frau im Haar trug. Die Frau aber verweigerte ihm die Blume und sah Ozuma nicht mehr an. Da stand Ozuma auf und legte einen Beutel mit Gold, einen Schmuckkasten aus Schildkrot und eine weiße Korallenkette auf die Strohmatte neben den gebundenen Wirt. Ozuma selbst band dann den Mann los und sagte klagend zu ihm: „Erschlage mich, Nachbar, ich liebe deine Frau, aber sie liebt mich nicht." — Der Wirt rieb sich die Asche aus den Augen und sagte: „Sie liebt dich nicht, Ozuma, darum sollst du leben, hundert Jahre und mehr leben und dich nach ihr totsehnen. Nimm nur dein Gold, deine Geschenke, ich erschlage dich nicht, nicht um alles Gold in der Welt."

Die acht Gesichter am Biwasee

Japanische Liebesgeschichten

Die acht Gesichter am Biwasee

„Neue Brüder sind sichtbar geworden," riefen die Japaner schon vor hundert Jahren. „Bäume, die früher nur dazu da waren, Früchte und Holz zu tragen, Flüsse und Seen, die nur Fische und Seegras anboten, Hügel und Berge, welche Steine und Metalle den Menschen hinhielten, haben jetzt Seele und Gesicht.

Die Seelen der Landschaften sind uns herzliche Brüder geworden. Sie, die bisher unsichtbar waren, zeigen uns heute leidenschaftliche Gebärden." —

Am Biwasee, der hinter den Bergen, nahe der uralten Kaiserstadt Kioto, liegt, haben die Japaner acht Landschaftsgesichter von unsterblicher Leidenschaft entdeckt.

Die acht Gesichter am Biwasee heißen: Erstens: Die Segelboote von Yabase im Abend heimkehren sehen.

Die Dichter vergleichen die Seele dieses Landschaftsgesichtes mit dem Herannahen einer liebesseligen Schicksalswende.

Zweitens: Den Nachtregen regnen hören in Karasaki.

Dieses Gesicht beschwört die Sprache liebesseliger Vergangenheit und liebesseliger Zukunft.

Drittens: Die Abendglocke des Mijderatempels hören.

Dieses Gesicht singt das Lachen einer liebenden Frauenstimme, das weiser macht als alle Weisheit.

Viertens: Sonnenschein und Brise von Amazu.

Dieses Gesicht spricht von Liebesberückung und Liebesbetörung.

Fünftens: Dem Flug der Wildgänse nachsehen in Katata.

Dieses Gesicht spricht von der Geheimschrift der Liebeserklärung.

Sechstens: Den Herbstmond aufgehen sehen in Ishiyama.

Beplaudert und rührt die Wunder der Liebe an.

Siebentes: Das fließende Abendrot zu Seta.

Dieses Gesicht spricht von seliger Blindheit hitziger Liebesleidenschaft.

Achtens: Den Abendschnee am Hirayama sehen.

Die Seele dieses Landschaftsgesichtes spricht vom erhabenen Wahn unglückseliger Liebe.

Die Segelboote von Yabase im Abend heimkehren sehen

Hanake hatte allen Körperschmuck, den ein japanisches Mädchen sitzend, trippelnd und liegend zeigen muß, um zu den göttlichen Schönheiten der Vergänglichkeit gezählt zu werden. Ihr Hals war biegsam wie eine Reiherfeder, ihre Arme kurz wie die Flügel eines noch nicht flüggen Sperlings. Saß sie auf der Matte und bereitete ihren Tee, so arbeitete sie vorsichtig wie unter einer Glasglocke. Ging sie abends mit ihrer Dienerin auf den hohen Holzschuhen zum Theater, so war sie unauffällig, als hätte sich ihr Körper mit der Sonne zur Ruhe gelegt, und als ginge nur ihr Schatten mit der Dienerin und der Papierlaterne den Weg zu den Schatten. Lag sie in der Nacht hinter den geschlossenen Papierwänden ihres Hauses mit frisiertem Kopf auf der Schlummerrolle und zog mit den Fingerspitzen den seidenen Schlafrock ans Kinn, so war ihr feines, vom Mond beschienenes Gesicht vornehm, als wäre es aus Jadestein geschnitten und erschien unzerbrechlich und unvergänglich.

Hanake war das reichste Mädchen am Biwasee, nicht bloß reich an der äußeren Schönheit, welche die Frauen ruhig und wunschlos macht, — auch reich an Besitz. Die Götter der Vergänglichkeit hatten sie mit ihren

glänzendsten Geschenken, mit Schönheit und Geld, verwöhnt. Aber auch die Göttin der Unendlichkeit hatte ihr eine Seele in die Augen gegeben, so daß ihre Augen weinen konnten, denn die Wollust der Träne ist das höchste Geschenk dieser Göttin.

Lange, ehe der Krieg Japans mit Rußland begann, hörte Hanake in ihrem Hause am Biwasee von Freunden und Freundinnen, die im Sommer über die Berge von Kioto zum Besuch zu ihr an den See kamen, daß die Fremden vom Westen wie böse Heuschreckenschwärme in Japan erwartet würden, um die Männer zu töten, die Frauen zu verschleppen und sich in das Land zu teilen. Auf dem Biwasee würde man dann bald Schiffe sehen, die Rauch ausstießen und die Seetiefe mit Schrauben aufwühlten. Auf Eisen würden bald Eisenwagen, rasselnd wie Gewitterwolken, täglich durch Japan eilen. Diese Wagen würden die Fremden in Massen nach Kioto und an die Ufer des Biwasees bringen. Die leichten Vogelkäfige der Bambushäuser würden verschwinden, und Steinhäuser, wie man sie im Westen der Erde baut, würden zum Himmel wachsen, und überall würde dann Rauch und Eisenlärm sein. Denn die Fremden lieben das Eisenrasseln und können ohne die betäubende Stimme des Eisens nicht leben: sie lieben, das Leben als einen ewigen Krieg anzusehen. Sie sind wie Donnergötter ungeduldig und aufstampfend, und sie werden schlimmer als Wolkenbrüche und schlimmer als Taifun Japan verheeren, so sagte man.

Hanake, die keine Eltern hatte und nur mit ein paar Dienerinnen und Dienern noch das Haus ihres Vaters bewohnte, hörte gruselnd die Berichte ihrer Freunde und erfand mit ihren Freundinnen kleine Spottlieder, welche die Dämone des Westens verhöhnten, Lieder, die sie abends bei den Bootfahrten in lampenerleuchteten Booten auf dem Biwasee sangen.

Eines Abends — die Sonne war eben untergegangen, der See war hell, als wäre er aus Porzellan, weiß und glänzend, der Himmel war golden, als hätte Hanake eine ihrer Truhen geöffnet, die aus Goldlack waren, und die Geheimfächer enthielten, — trat Hanake

auf den Landungssteg, der vor ihrem Haus in den See reichte, und den links und rechts hohes Schilf umwiegte.

In der Richtung nach Yabase erschienen drei Segelboote. Die drei Segel glitten wie senkrechte Papierwände über das abendglatte Wasser. Man sah keine Menschen, denn jedes Segel reichte so tief, daß es das Boot verdeckte. Die aufgepflanzten Segel wurden größer und kamen näher: Hanake fühlte eine Bangigkeit, als kämen mit den drei Segeln drei weiße, unbeschriebene Blätter aus ihrem Schicksalsbuch geschwommen, und plötzlich las sie, als eine Sekunde von Windstille die Segel schlaff werden ließ, ein japanisches Schriftzeichen, zufällig entstanden aus den Falten jeder Segelleinwand. Das erste Boot sagte: „Ich grüße dich." Das zweite Boot sagte: „Ich liebe dich." Das dritte Boot sagte: „Ich töte dich."

Nach der kurzen Windstille, die knappe Sekunden dauerte, wechselte der See seine Farbe, wie vergossene schwarze Tusche über weißes Papier lief eine Finsternis über die Seefläche, und ganz unvermittelt setzte ein trompetender Seesturm ein, der alle drei Segel fast flach auf das Wasser legte, als müßte die Leinwand den Seeschaum reiben; Hanake tat einen Schrei vor Entsetzen, da sie glaubte, die Segelboote müßten unter dem plötzlichen Wind und in den kreiselnden Wellen versinken.

Aber die drei Boote hoben sich wieder. Geschickte Hände regierten die Segel. Doch dieses sah Hanake nicht mehr. Sie hatte zugleich mit dem Schrei, als das aufgeregte Schilf ihr um den Nacken schlug, einen Sprung in die Luft gemacht wie eine elektrisierte Katze und war in das Wasser gefallen; und als sie die Augen öffnete, sah sie ein Rudel Fische und wußte, daß sie unter dem Wasser war, als wäre sie selbst ein Fisch. Dann verlor sie das Bewußtsein.

Als sie aufwachte, lag sie in ihrem Zimmer. Es war Nacht, eine Kerze brannte, und ihre Lieblingsmagd, welche „Singende Seemuschel" hieß, kniete neben ihr und weinte in beide Hände. Man hatte sie umgekleidet, aber sie roch noch das Seewasser, von

dem ihr Haar naß war, und sie besann sich sofort wieder auf die drei Schiffe, und ihre erste Frage war: „Sind die drei Segelboote, die aus Yabase kamen, untergegangen?"

Die Magd antwortete nicht, hörte auf zu weinen und streichelte die Hände ihrer Herrin, entzückt, sie wieder lebend zu sehen.

„Sind die drei Segelboote untergegangen?" fragte Hanake beharrlich.

Aber die Singende Seemuschel hatte keine Segelboote gesehen. Die Magd hatte die Herrin auf dem Kies im Schilf gefunden und geglaubt, das junge Mädchen sei von der Landungsbrücke ins Wasser gefallen und habe sich durch einen Zufall selbst gerettet.

„Schiebe die Seefenster auf," sagte Hanake zur Magd. Diese tat, wie ihr befohlen. Draußen lagen der See und der Himmel wie ein einziges schwarzes Loch: kein Stern, kein Mond, kein Licht auf dem See. Hanakes Fenster schienen in einen Abgrund zu schauen, und dem Mädchen war, als müsse sie zum zweitenmal ertrinken, so schmerzhaft wurde die Finsternis draußen. Und in ihrer Brust war eine Leere, so unendlich wie die Nacht über dem Biwasee, als habe sie einen großen Verlust erlitten, als wäre mit den drei Booten ihr Herz fortgezogen; und totenstill war das kleine Bambushaus.

„Schließe die Fenster und hole mir den grauen Papagei, nicht den grünen und nicht den gelben, — den grauen, Singende Seemuschel, den mein Vetter mir vor ein paar Wochen mitgebracht hat aus Nagasaki."

Die Magd gehorchte, brachte den grauen Papagei und wurde dann von ihrer Herrin schlafen geschickt. Aber sie hörte in der Nacht bis zum Morgen, wie Hanake ihrem grauen Papagei drei Sätze lehrte: Ich grüße dich! Ich liebe dich! Ich töte dich! Und sie sah an der weißen Papierwand den Schatten ihrer Herrin aufrecht neben dem Schatten des Vogels sitzen. Und immer, wenn der Vogel sagen sollte: Ich liebe dich!, dann

lachte er so unheimlich knarrend, daß es der Magd gruselte. Während der ganzen Nacht lachten und sprachen Hanake und ihr Vogel zusammen. Und ganz früh rief Hanake zwei Dienerinnen, die sie frisierten, und Seemuschel, die Lieblingsmagd, die alle Verstecke des Hauses kannte, mußte aus dem ältesten Lackkasten zwei winzige kostbare Satsumavasen holen, die sich in der Familie seit Hunderten von Jahren vererbt hatten, und mußte am Seeufer zwei Schwertlilien abschneiden, eine blaue und eine gelbe. Die Vasen mit je einer Lilie wurden von Hanake in eine Nische gestellt und ein auf weiße Seide geschriebenes Gedicht eigenhändig an die Wand gehängt. Das Gedicht hieß:

Auf dem See steht ein weißes segelndes Boot.
Mein Herz, mein leises,
Mein Auge, mein heißes, —
Die Menschen, die einsam sind,
Sind wie die Boote von Yabase,
Die blaß hintreiben im Abendwind.

Hanake hatte an diesem Tag allen ihren Freunden und Freundinnen absagen lassen und saß drei Stunden vor Sonnenuntergang schon am Fenster, das auf den See sah. Auf dem Seespiegel brannte die Sonne wie ein helles Herdfeuer, und Hanake hielt einen Fächer zwischen sich und das grelle Licht. Aber von Zeit zu Zeit strengte sie sich an, dem Licht zu trotzen, und suchte mit aufmerksamen Augen die funkelnde Seefläche ab und wünschte die drei Segel herbei, die gestern abend ihre Ruhe mit fortgenommen hatten. Auf Hanakes Kleid waren Schwertlilien gewebt, blaue und gelbe auf silbrigem Grund, und ihr Kopf sah aus der silbrigen Seide, als schaute er aus dem Kamm einer hellen Welle.

Sie hatte seit gestern abend noch nicht geschlafen, und das Schauen auf die sonnenfeurige Seefläche brannte ihr fast die Augen aus, so daß sie für einen Augenblick die Augenlider schloß und, ohne es zu wissen, einschlief.

Sie hatte vielleicht eine kleine Stunde geschlafen, da weckte sie der graue Papagei, der ihr auf die

Schulter kletterte und ihr ins Ohr krächzte: „Ich liebe dich!" und dazu schnarrend lachte.

Hanake hob das Köpfchen aus der silbrigen Seide und sah am Landungssteg ein großes gerafftes Segel. Das war so nah an ihrem Fenster, daß sie die Segelleinwand an die Maststange klatschen hörte. Sie bog sich vorsichtig aus dem Fenster und sah, daß das Segelboot festgebunden war. Aber im Boot war kein Mensch zu sehen.

Das ist eines der drei Boote, sagte atemstockend ihr heimkehrendes Herz. Aber sie wußte nicht, war es das erste, das zweite oder das dritte Boot.

Da trat ihre Lieblingsmagd, die Singende Seemuschel, herein und brachte einen zusammengerollten Brief.

„O Herrin, diesen Brief sollt Ihr lesen und Euch für einen hohen Besuch bereit halten," flüsterte die Magd.

Im Brief stand: „Gestern, als wir nach Sonnenuntergang bei deinem Hause kreuzten, schöne Hanake, hatten wir das Unglück, dich zu erschrecken, aber auch das Glück, dir das Leben zu retten. Und das allergrößte Glück, dich zu sehen, um dich nie mehr zu vergessen, wurde mir zuteil. Ich sende dir heute meinen treuesten Freund, der dich gestern rettete, der dich heute zu mir über den See bringen soll und in meine Arme, die dich sehnsüchtig erwarten. Ich grüße dich, Hanake."

Der Brief war unterschrieben mit dem Namen eines jungen Prinzen aus dem kaiserlichen Hause. Und Hanake wußte als guterzogene Japanerin, daß es eine ungeheure Ehre bedeutete, daß ein kaiserlicher Prinz sie seiner Liebe würdigte, und sie ließ den Freund des Prinzen sogleich zu sich herein ins Zimmer bitten.

Die Diele zitterte, und ein prächtiger junger Mann trat ein. Hanake fiel vor ihm auf die Knie und berührte mit der Stirn die Diele, wie es die japanische Begrüßungssitte vorschreibt. Aber es war nicht, als ob ein Mensch, sondern als ob ein stürmisches kleines Pferd ins Zimmer gekommen sei. Sie hörte den Mann mit beiden Füßen mehrmals kräftig aufstampfen, und

aus seiner Brust drangen ein paar hohle seufzende Laute.

Hanake wartete mit gesenktem Angesicht lange Zeit auf die Anrede des kaiserlichen Gesandten, denn sie durfte sich erst erheben, wenn der Begrüßte sie dazu aufforderte.

Nach einer Weile, als immer noch keine Anrede erfolgte, hob Hanake leicht ihr Gesicht von der Diele, die noch unter den stampfenden Füßen des Mannes zitterte. Wie zwei Steine aus einer Schleuder geworfen, fielen des jungen Mannes starke Augen in des Mädchens blinzelnden Blick. „Ich liebe dich!" schrien ihr diese ungeduldigen Augen entgegen, und Hanake senkte von neuem ihr Gesicht, das abwechselnd weiß und rot wurde, von Blutfülle und Blutschwäche.

„Antworte!" sagte plötzlich der Mann laut.

„Ich liebe dich!" sagte Hanake, tief auf die Diele gebeugt, als wäre die Diele ein Ohr, in das sie hineinflüsterte. Zugleich fiel ihr ein, daß der Befehl „Antworte!" sich wahrscheinlich auf den Brief des Prinzen bezogen habe. Aber es war nicht mehr zurückzunehmen. Ihre Lippen hatten deutlich gesprochen: „Ich liebe dich!" und den zwei Männeraugen geantwortet, die sie gefragt hatten.

Dann fühlte sich das junge Mädchen von zwei hastigen Händen um den Leib gefaßt. Wie ein Häufchen Seide hob sie der ungeduldige Mann hoch und trug sie aus dem Hause, dem Landungssteg entlang. In demselben Augenblick hatte sich der Abendwind erhoben, und der seidene Ärmel von Hanakes Kleid bauschte sich und fiel wie eine Kapuze über den Kopf des Mannes, der sie auf den Armen trug. Und als Hanake auffsah, und ehe sie noch den Ärmel zurückziehen konnte, erblickte sie ein zweites großes Segel, das eben an der Landungsbrücke vorbeizog. Ein Schauder, kälter als der Wind, rieselte ihr über die Haut. Denn in dem Boot stand ein Mann, der war kein Japaner. Er hatte keine schöne gelbe Elfenbeinhaut. Er war grau im Gesicht wie Moder, wie ein Stein, der lange auf dem Seegrund gelegen hat, und

seine Haut war runzlig wie die Haut der Kröten. Er hatte ein erschreckend gelbes Haar. Das war hell wie Hobelspäne, und seine Augen waren fischblau, und eine unordentliche Seele blickte Hanake wirr an, als stürze ein surrendes häßliches Insekt auf Hanake los und wolle sie stechen. Sie wußte: es war der Amerikaner, der abends hier am Biwasee im Uferschilf Wildenten jagte. Morgens und abends hatte sie oft den Knall aus seiner Jagdbüchse gehört, und dann waren, zu Tode geängstigt, kreischend und entsetzt, Scharen von Wildenten über Hanakes Haus fortgeflogen.

Das junge Mädchen wartete eine Sekunde; es ließ das Boot des häßlichen Fremden vorübergleiten und zog dann erst den Ärmel vom Kopf des Geliebten. Denn daß der Mann, der sie trug, ihr Geliebter war, sagten ihr seine Hände, die beim Tragen Hanakes Blut anredeten und ihr von großen Zärtlichkeiten erzählten, die sie ihr glühend versprachen.

Nach einer Weile ging das Boot vor dem Wind, und drinnen lag Hanake mit dem Kopf zwischen den Knien des Mannes, der wie ein Feuerdrache in Hanakes Haus gestürzt war, und der wie ein großer Zauberer den Biwasee jetzt in ein riesiges Seidenbett verwandelt hatte, darinnen die beiden eingebettet lagen. Und Hanake sah das Wasser ohne Grenzen, den Himmel ohne Grenzen und die Liebe zu dem plötzlich erschienenen Mann ohne Grenzen.

Sie fragte nicht: „Wie heißt du?" Sein Name war ohne Namen. Sie fragte nicht: „Wohin fahren wir?" Ihre Fahrt war ohne Fahrt. Das Segel stand senkrecht zwischen Wasser und Himmel, und sie wußte, das Segel hatte ein Spiegelbild unten im See, so wie ihr Gesicht im Schoß des Mannes das Spiegelbild des geliebten Gesichtes geworden war.

Das Segelboot glitt nah am Schilfufer hin. Das Mädchen verstand: der Mann vermied es, auf die Höhe des Sees zu segeln, damit nicht die Boote, die von Yabase kämen, ihnen begegneten.

Da knallte ein Schuß im Röhricht, und braune Wildenten strichen aus dem Schilf heraus aufkrei-

schend über die Seefläche. Ein zweiter Schuß schallt, und Hanakes Geliebter wirft die Arme in die Luft, springt auf, wie von einem Strick in die Höhe gerissen, und stürzt kopfüber in den abenddunkeln See. Kein Schrei; nur das Aufklatschen des Wassers und der Hall der Schüsse am Ufer des Biwasees entlang springt durch die Stille. Hanake greift unwillkürlich mit beiden Händen über den Bootrand in das Wasser, wohin der Geliebte verschwand, und als sie die Hände aus dem Wasser zieht, sind sie blutig. Sie fällt lautlos auf den Boden des Bootes, das im Winde weitertreibt.

Hanakes Diener sehen vom Fenster, daß das Boot, in dem die Herrin fortfuhr, draußen nicht weit vom Ufer steuerlos im Kreise treibt, und daß ein anderes Boot aus dem Schilf heraus die Seewölbung ersteigt und hinter dem Wasser verschwindet. Ein paar der Diener schwimmen hinaus und bringen das Boot mit der ohnmächtigen Hanake an den Landungssteg.

Zur gleichen Stunde wie am vorhergehenden Abend liegt Hanake ohnmächtig in dem Zimmer, das auf den See geht, bei derselben Kerze, die gestern brannte, sitzt ihre Lieblingsmagd, die Singende Seemuschel, und wartet auf das Erwachen ihrer Herrin.

Als diese gar nicht zu sich kommen will, kommt die Magd auf den Einfall, den grauen Papagei zu holen, der von den drei Sätzen immer nur den einen gelernt hat: Ich liebe dich. Als sie den Vogel neben die Kerze in das Gemach bringt, schreit er sofort: „Ich liebe dich!“ Da zuckt das Gesicht der ohnmächtigen Hanake zusammen, als habe ihr einer einen unendlichen Schmerz angetan. Ihre Lippen seufzen tief auf, ihr Gesicht verändert die Farbe und wird wie Asche im Aschentopf, der neben der Kerze steht. Die Magd beugt sich erschrocken über ihre Herrin, und wie sie noch zweifelt: Ist das der Tod, der Hanake so entfärbt?, da schüttelt der Papagei sein Gefieder, schlägt mit den Flügeln um sich und schreit plötzlich und unvermittelt: „Ich töte dich!“

Die Singende Seemuschel starrt entsetzt den Vogel an, dessen großer Schatten vor der Kerze wie der

Schatten eines mächtigen, schwarzen Segels über die Wände des Gemaches fliegt.

Die Magd greift mit beiden Händen nach dem um sich schlagenden Papagei. Der Vogel schreit zum zweitenmal: „Ich töte dich!“ Die Hände der Magd packen das Tier und drücken dem Papagei den Hals zu, damit er nicht zum drittenmal das schauerliche „Ich töte dich!“ schreien kann. Der Vogel verdreht seine Augen, läßt mit einem Ruck die Flügel schlaff hängen, spreizt die Krallen und hängt als lebloser Vogelbalg in den Händen der Magd.

Hanake schlägt die Augen auf. Die Magd wirft die Vogelleiche auf die Diele und ruft:

„O Herrin, Ihr kommt wieder! Ihr wart weit fort!“

Hanake richtet sich auf, sitzt auf der Diele und sagt in Gedanken:

„Ich glaube, ich komme von den Toten.“

Dann sprach sie lange nicht mehr. Sie sah nicht den toten Papagei. Sie weinte nicht über den Tod ihres Geliebten. Sie ließ sich von der Magd umkleiden, und als ihr diese ein Hauskleid bringen wollte, sagte sie, und ihre Augen sahen durchdringend durch die geschlossenen Wände des Hauses:

„Ich sehe im Abend Boote von Yabase kommen. Ich sehe, man bringt mir ein rotes Scharlachkleid, wie es die Hofdamen tragen. Aber die hundert Segel, die jetzt von Yabase kommen, zeigen in den Segelfalten keine Schriftzeichen mehr. Jedes Segel ist glatt wie eine leere Hand. Hundert leere Hände kommen in mein Haus.

Bringe mir ein weißseidenes Unterkleid, Singende Seemuschel, damit ich das rote Scharlachkleid, das man mitbringt, darüber ziehen kann.“

Die Magd widersprach ihrer Herrin nicht. Sie öffnete nur ein wenig die Schiebewand nach dem See. Aber sie sah keine Lichter von Booten in der Nacht draußen, kein Bootskiel rauschte im Wasser, nur das Schilf zischte unten um das Haus und in der Ferne um den Landungssteg.

Hanake ist hellsehend geworden, dachte die Magd.

Dann ging sie durch die Kammern des Hauses nach den Wandschränken, wo die Kleider gefaltet in großen Lacktruhen lagen. Sie ließ sich von zwei Mägden leuchten. Und die eine Magd erzählte halblaut:

„Wißt ihr schon, unsere Männer, die zur Nachtzeit aus Yabase herüberkamen, sagten, man erzählte sich in allen Teehäusern, daß der Freund eines kaiserlichen Prinzen von einem Europäer auf dem See erschossen worden sei. Der blutige Körper des Toten wurde in Yabase auf den Kies gespült, und heimkehrende Boote haben gesehen, wie der fliehende Europäer, der Wildenten im Schilf gejagt hat, durch einen Fehlschuß den Freund des Prinzen tötete. Der Prinz selbst kam dann an das Ufer, wo die Leiche seines Freundes lag. Der Prinz hat seinen Freund lange angesehen, aber nicht geweint, sagen die Leute. Er hat gefragt, ob in der Nacht noch jemand über den See fährt; und als er hörte, daß unsere Männer noch über den See fuhren, sandte er eine kleine Kleidertruhe und ließ sie in das Boot unserer Männer stellen. Die Truhe ist für Hanake. Morgen, ehe die Sonne im Mittag steht, wird der Prinz selbst zu Hanake kommen, sagte ein kaiserlicher Diener heimlich zu unsern Männern."

„In der Truhe ist ein rotes Scharlachkleid für Hanake," sagte die Singende Seemuschel zu den Mädchen.

„Woher weißt du das?" fragten beide Mägde erstaunt. „Niemand durfte bis jetzt in die Truhe sehen."

„Wir wissen das bestimmt," nickte die Gefragte.

Sie nahm das weißseidene Unterkleid über den Arm und schickte die Mägde in die Küche. —

Am nächsten Tag um die Mittagsstunde kam ein Segel auf Hanakes Haus zu.

Die Singende Seemuschel sagte zu Hanake, die im Purpurkleid auf der Altane saß und weiß und rosa geschminkt war, so dick gepudert und geschminkt, als verbärge sie das Gesicht hinter einer rot und weißen Maske:

„Das ist nicht der Prinz, der da kommt. Denn ich sehe nur e i n Segel, Herrin, und Ihr sagtet gestern nacht voraus, es würden hundert Segel kommen. Alles, was Ihr sagtet, als Ihr von den Toten er-

wachtet, ist eingetroffen. Wenn aber der Prinz nur in einem Boot kommt, dann habt Ihr Euch geirrt, weil Ihr von hundert Booten gestern redetet."

„Schweig und empfange den Prinzen," sagte Hanake mit einer fast männlichen Stimme, die die Magd nie an ihr gehört hatte. „Geh mit allen Mägden und allen Dienern dem Prinzen zur Landungsbrücke entgegen, denn ich kann noch nicht gehen, meine Füße zittern noch. Ich kann den Prinzen nur hier im Hause empfangen.

Als ich im Tode lag unter den Toten, aber mit meinem Geliebten nicht vereinigt war, fragte meine Seele alle Toten:

‚Was habe ich getan, daß ich meinen Geliebten nicht unter den Toten finde?'

‚Du hast noch dem Leben verweigerten Gehorsam zu geben,' sagten die Toten, und ich erwachte wieder.

Ich weiß es, ich habe gefrevelt. Ich habe meinen Leib einem Prinzen, einem Sohn des Himmels, entziehen wollen und habe einen andern Mann umarmt. Aber der Geliebte konnte meinen Leib nicht mit in den Tod nehmen, weil ich erst lernen mußte, dem Leben zu gehorchen."

Die Magd weinte über Hanakes Worte. Aber Hanake verbot es ihr und sagte:

„Wir wollen nicht neuen Ungehorsam auf dies Haus laden. Ich darf nicht weinen, wenn ich auch bis an die Augen voll Trauer bin. Meine Füße aber zittern, und ich kann dem Prinzen nicht entgegen gehen. Ich kann meine Füße noch nicht zum Gehorsam zwingen.

Wenn der Prinz dich fragt: ‚Wo ist Hanake?' sage, und laß dir nichts merken, sage: ‚Verzeihung, Sohn des Himmels, meine Herrin trauert um ihren toten Lieblingspapagei. Aber wenn meine Herrin des Prinzen Angesicht sieht, wird ihre Trauer zur Freude werden und doppelt glänzen, wie dein weißes Segelboot, o Herr, im Biwasee.'"

Und wie der Schiller auf starrem, poliertem Porzellan glänzte Hanake bis zum Abend, so lange der Prinz in ihrem Hause war und mit ihr spielte. Und auch als sie ihr Scharlachkleid öffnete und ihren klei-

nen weißgepuderten Leib nackt in die Arme des Prinzen legte, sang sie Lieder und zwitscherte mit den Lippen. Der Prinz sagte am Abend:

„Dein Leib ist mir lieb, weil er kühl ist wie die Schneeflocken und mich aufweckt wie die Kälte am Wintermorgen.

Und nun singe mir noch zum Abschied das Lied vom Biwasee, das nur auf weiße Seide geschrieben werden darf."

Die Singende Seemuschel saß hinter der Papierwand im Nebenzimmer, wo sie die Gitarre spielen mußte, so lange der Prinz die nackte Hanake umarmte. Aber als die treue Magd hörte, daß der Prinz das Lied von ihrer Herrin verlangte, das nur eine sehnsüchtig Liebende singen darf, da konnte sie sich nicht mehr des Schluchzens erwehren. Und während die Hände der Singenden Seemuschel auf der Gitarre spielten, wimmerte ihre schluchzende Brust.

Hanake, die in ihr Scharlachkleid schlüpfte, raschelte mit der Seide, damit der Prinz das Wimmern der Magd nicht höre. Dann wollte sie singen. Aber der Prinz fragte, ehe sie begann:

„Weint jemand hinter der Wand?"

„O nein," lächelte Hanake, „das sind nur Brieftauben, die ich in einem Käfig halte, und ihre Kröpfe glucksen, weil sie zu viel gefüttert wurden."

„Singe jetzt!" sagte der Prinz.

Das Wimmern hinter der Papierwand verstummte, und Hanake sang das Lied:

Auf dem See steht ein weißes segelndes Boot.
Mein Herz, mein leises,
Mein Auge, mein heißes, —
Die Menschen, die einsam sind,
Sind wie die Boote von Yabase,
Die blaß hintreiben im Abendwind.

Hanake hatte während des Singens ihren Kopf in den Schoß des Prinzen gelegt und mit offenen Augen zur Decke gestarrt. Ihr Körper war in derselben Stellung wie an jenem Abend auf dem Biwasee im Boot, als sie mit dem Kopf im Schoß ihres Geliebten gelegen.

Plötzlich fährt Hanake, wie von einem Schuß getroffen, auf. Sie wirft die Arme in die Luft und fällt ohne Aufschrei auf die Diele, wo sie in tiefer Ohnmacht liegen bleibt.

Der Prinz wird blaß. Auf seinen Ruf kommt die Magd hinter der Papierwand vor. Der Prinz sieht die verweinten Augen derselben und denkt, daß Magd und Herrin wirklich in Trauer seien über den toten Papagei. Er ist erstaunt darüber und sagt: „Deine Herrin ist noch schwach von Trauer über ihren toten Papagei. Pflege deine Herrin; und wenn sie aufwacht, sage ihr, ich käme morgen abend und hundertmal wieder."

Die Magd verneigt sich vor dem Prinzen, sie verbirgt ihre verweinten Augen und lügt:

„Sohn des Himmels, verzeiht meiner Herrin! Aber der Tod ihres Papageis ging ihr nicht so sehr zu Herzen wie jetzt der Abschied von Euch. Die Trauer darüber hat sie gleich einer Ohnmacht überfallen." —

Als Hanake wieder zu sich kommt, sieht sie fern im Abend über dem Biwasee das verschwindende Segel des kaiserlichen Bootes, und das Kielwasser treibt eine lange schwarzlinige Welle von der Mitte des Sees bis an Hanakes Haus.

Hanake murmelt: „Die Magd sagt: hundertmal wird er wiederkommen! Ich will lieber hundert verschiedene Männer umarmen, ihr Götter! Erlaßt es mir, einem Mann Liebe heucheln zu müssen hundertmal hintereinander. Ich schwöre euch: ich will mich lieber auf dem Liebesmarkt zu Tokio hingeben, wo fünftausend Mädchen sich jede Nacht einem andern Mann anbieten. Aber erlaßt mir, o Götter, die Qual und bindet mich nicht hundert Nächte an den einen Mann, der sich einredet, daß ich ihn liebe."

Die untergehende Sonne schminkte den Himmel wie das Gesicht eines Freudenmädchens. Karminrosa und violett silbrig färbten sich alle Wolken über dem Biwasee, wie die fünftausend Mädchengesichter auf dem Liebesmarkt zu Tokio.

Dann hörte Hanake lautes Gelächter, laute Männer- und Frauenstimmen, das Räderrasseln von kleinen

Rikschawagen und das Geschrei von Kulis. Eine Schar ihrer Freunde und Freundinnen war in Wagen und Tragsesseln von der Landstraße hergekommen und rief jetzt von draußen ins Haus nach Hanake. Dann drängten die Gesichter ihrer Freunde und Freundinnen in das Nebenzimmer, und Hanakes Gesicht wurde wieder höflich und freundlich und unbeschrieben wie eine weiße Eierschale.

Sie warf noch rasch einen Blick aus dem Fenster. Das Segel des kaiserlichen Bootes war hinter der Seehöhe verschwunden. Der See lag gradlinig, und nur wie eine kleine, schwarze Schnur zog sich am Horizont das Kielwasser des verschwundenen Bootes hin. Die Kielwelle erreichte nicht mehr Hanakes Haus und verlor sich wie ein abgerissenes Band draußen auf der Seefläche.

Hanakes Herz war leichter. Sie trat aus dem Seegemach in das nebenanliegende Gemach, in das die Freunde hereindrängten. Das Haus war jetzt voll von zwitschernden Frauenstimmen und gurgelnden Männerkehlen, die den Atem auf japanische Sitte laut und achtungbezeugend einzogen.

Nachdem alle eine Weile voreinander auf den Knien gelegen hatten und sich verbeugt hatten, rutschten alle zusammen, bildeten einen Halbkreis um Hanake und hockten auf den Seidenkissen am Boden, und das Zimmer war laut wie ein Raum, in dem eine Sperlingschar plaudert.

Gerüchte, daß ein kaiserlicher Prinz sich nach Hanake umsähe, hatten sich bei den Freunden verbreitet; aber niemand wußte Genaues, und niemand wußte vom Besuch des Prinzen. Alle waren des Mordes wegen gekommen, der sich auf dem See in der Nähe von Hanakes Haus ereignet haben sollte. Sie wollten wissen, ob Hanake den Schuß gehört habe? Ob der Europäer fehlgeschossen oder auf den Japaner gezielt habe? Ob Hanake damals am Fenster gestanden habe? Und ob nach dem Schuß das Seewasser rot von Blut gewesen sei? —

Hanakes Gesicht verlor keinen Augenblick die starre Politur. Die Magd hatte ihr, als sie aus der Ohn-

macht aufgewacht war, das Scharlachgewand ausgezogen und ihr ein blaues Gewand gereicht, auf dem nur Seewellen und Wolken eingewebt waren, und hatte die Schminke und den Puder erneuert und den klingenden Haarschmuck in ihrem Haar fester gesteckt, als man das Herannahen der Freunde hörte.

Jetzt reichten die Singende Seemuschel und die anderen Mägde den Gästen Tee und Pfeffermünzzucker herum und kleine, winzige Kuchenwürfel.

Als die Schar der Fragen sich wie eine Dornenhecke um Hanake aufbaute, suchte die Singende Seemuschel nach einem rettenden Gedanken, um ihrer Herrin zu helfen. Sie lief fort, holte den toten Papagei, kam wehklagend herein und sagte:

„Ach, Herrin, seht, der Papagei liegt im Sterben!“

Aber wie war sie verblüfft, als Hanake sie abwies und lächelnd zu den Gästen sagte:

„Ich glaube, meine Magd ist irrsinnig geworden von der Ehre, die uns heute widerfuhr. Sie zeigt mir den Papagei, der seit gestern tot ist, und der uns heute schon helfen mußte, einen kaiserlichen Prinzen zu belügen.“

Im Zimmer wurde es still, wie wenn alle Spatzen aus einem Baum fortgeflogen sind.

Alle Gäste verstanden, daß der Prinz dagewesen war, alle verstanden, daß Hanake ihn nicht liebte; und daß man einen Prinzen belügen könnte, war ihnen auch noch verständlich. Aber welch ein Frevel, laut über den Sohn des Himmels zu spotten und einzugestehen, daß man ihn belogen hatte!

Als wären allen Gästen die Teetassen aus den Händen gefallen, und als wäre der Tee vergossen, so erschrocken saßen alle und starr. Keiner rührte mehr einen Teeschluck an. Und als Hanake mit kalten, glitzernden Augen sagte:

„Der Prinz wird nicht von dieser Lüge sterben. Ich bin auch nicht an seiner Liebe gestorben,“ — da schlossen die Freundinnen vor Schreck ihre Augen. Die Männer richteten sich auf, und wie eine Schar Krebse, die nach rückwärts krabbelt, verließ die Freundesschar das

Gemach, teils aus Furcht, weil in diesem Haus gegen den Sohn des Himmels gefrevelt wurde, teils erschrocken vor Hochachtung, weil die Luft hier noch voll sein mußte von der Leidenschaft und der Nähe des kaiserlichen Prinzen.

Unter kaum hörbar gewisperten Entschuldigungen verließen die letzten das Haus, bestürzt und eilfertig, als wären die Zimmer des Hauses voll Feuer, das sie alle verbrennen könnte.

Hanake aber ließ das Zimmer aufräumen, ließ sich von der Singenden Seemuschel eine Schlummerrolle unter das Genick schieben, streckte sich auf der Diele aus und schlief fest ein.

Am nächsten Abend erschien ein Segel auf der Seehöhe. Es kam wie ein selbstbewußter Schwan lautlos auf Hanakes Haus zugeschwommen. Aber die Landungsbrücke bei dem Hause blieb leer. Nur die Köpfe der Schilfblüten bewegten sich und verneigten sich vor dem kaiserlichen Boot und vor dem Prinzen, der ans Land stieg.

Die Papierfenster und die Bambustüren von Hanakes Haus waren geschlossen und öffneten sich nicht, als der Prinz klopfen ließ. Wie eine Laterne ohne Licht lag am See das gegitterte Holzhaus mit den weißen Papierscheiben. Ein vorüberfahrender Schiffer in seinem Boot sagte den Leuten des Prinzen, daß Hanake am Morgen alle ihre Dienstboten entlassen habe. Sie habe ihr Haus zugeschlossen und sei nur mit einer Magd auf ihrem Segelboot in den See hinausgefahren; aber niemand wußte, wohin die Fahrt gegangen.

Das kaiserliche Boot kreuzte die ganze Nacht auf der Seefläche in der Nähe von Hanakes Haus. Aber die Papierfenster des Hauses blieben dunkel, und das lautlose kaiserliche Boot verschwand gegen Morgen hinter der Seehöhe.

Am nächsten Abend kamen hundert kaiserliche Segelboote von Yabase. Sie kamen an wie hundert weiße Fächer, die sich über den See spannten. Sie kreuzten über den ganzen Biwasee, während der ganzen Nacht, von Ozu bis Yabase, von Karasaki bis Katata, von Seta bis Amazu. Und als leuchteten sie in die Unter-

welt des Sees, so zogen sie die hellen Scheinbilder der hundert weißen Segel durch die Seetiefe nach sich.

Die nächsten Abende wiederholte sich das Schauspiel der hundert Segelboote, die Hanake suchen sollten, und die sich durch den Seenebel verteilten wie hundert weiße Seidenspinnerschmetterlinge, die in einem grauen, riesigen Spinnenwebnetz hängen geblieben wären. —

Jede kleine japanische Stadt eröffnet abends einen Liebesmarkt, der sich Yoshiwara nennt. Der Yoshiwara in Tokio ist einer der größten Liebesmärkte in Japan, wo die schönsten Mädchen vom Inland und aus allen Provinzen zusammenkommen, wo sich verwaiste Mädchen vom Ertrag der Liebe zu ernähren suchen, wo verarmte Mädchen mit dem Erlös der Liebe ihre alten Eltern zu erhalten suchen. Auf diesen Liebesmärkten verkauft sich die Liebe natürlich und schandlos.

Unschuldig und feurig, wie die Sterne der Milchstraße nachts am Himmel, beleuchten sich nach Sonnenuntergang die schöngepflegten, sauberen und breiten Straßen des Liebesmarktes. Das große eiserne Gitter, das den Stadtteil des Liebesmarktes von der Stadt trennt, steht, von Polizisten bewacht, weit offen. Hinter dem offenen Tor, in der Mitte der Eingangsstraße, zieht sich im Frühlingsabend eine rosige Wolke hin durch die Luft: die rosigen Blüten blühender Kirschbäume, welche in der Mitte der Straßenlinie eingehegt stehen.

Links und rechts von der Straße beleuchten die kleinen, einstöckigen Häuser mit milden, weißen, langen Lampionketten ihre Balkone.

Lautlos und feierlich und ruhig beleuchtet, liegt hier der Weg offen zu den fünftausend Mädchenschönheiten. In den weiten Seitenstraßen, welche die Eingangsstraße kreuzen, beginnt der Liebesmarkt. Hier stehen saubere, ebenfalls mit weißen Lampenketten erleuchtete Häuser. Die Erdgeschosse aller dieser Häuser zu beiden Seiten der Straße zeigen große, offene, vergoldete Gemächer. Die sind durch hölzerne Gitterstäbe wie

goldene Käfige von der Straße getrennt und innen beleuchtet von elektrischen Glühbirnen.

In jedem langen Gemach sitzen in einer Reihe der Straße entlang dreißig bis fünfzig junge, schmalschultrige Mädchen, in blumige kostbare Seidengewänder gehüllt. Jede sitzt auf einem kleinen Seidenkissen, wie ein Schaustück in einem Schaufenster.

Die langen Reihen der weißgepuderten und rosageschminkten Gesichter, unter schwarzen, hohen Frisuren, die mit goldenen Nadeln besteckt sind, enden nicht. Und Viertelstunde um Viertelstunde kannst du durch die Straßen gehen, vorüber an den Heeren der Tausende von jungen Mädchen.

Die Wände jedes Gittergemaches sind schwer geschnitzt. Aus Goldlack und rotem Lack stehen lebensgroße Bäume darin, springen lebensgroße Tiger und Drachen an den Lackwänden entlang, fliegen lebensgroße Kraniche und Paradiesvögel, größer als die kleinen Mädchen, an den Wänden der Gemächer hin.

Wie dreißig weiße Perlen, in einer Reihe aufbewahrt in einer goldenen oder roten Truhe, leuchten perlenweiß die eirunden gepuderten Mädchengesichter in jedem Gemach. Mal sitzen da dreißig in eisvogelblauen Gewändern, mit scharlachnen Blumen bestickt, mal dreißig in smaragdgrünen Gewändern, mit karmoisinroten Blumen bestickt, mal fünfzig in weißen Gewändern, mit regenbogenfarbigen Schmetterlingen bestickt, mal fünfzig in schwarzen Gewändern, darunter die Schleppen von rosa-, grün- und blauseidenen Gewändern abgestuft vorschauen.

Jedes Mädchen hat neben sich einen großen Porzellantopf, darin Holzasche um Kohlenglut liegt. Sie rauchen kleine silberne Pfeifen, in die nur eine Prise Tabak geht, nicht mehr, als Daumen und Zeigefinger zu einer kleinen Tabakkugel drehen können, und zünden diese mit einem Stückchen Kohle in feiner, silberner Zange an. Die eine frisiert sich vor ihrem kleinen Spiegel; die andere schreibt mit einem Tuschepinsel auf ihrem Schoß auf einem langen Reispapierstreifen einen Brief; die nächste trinkt Tee aus einer fingerhutgroßen Tasse; und wieder eine fächelt sich, und

wieder eine andere liest in einem kleinen Büchlein einen Roman. Eine zupft eine Mandoline, und eine andere wispert ein Lied dazu. Eine kommt an das Gitter getrippelt, hebt vorsichtig ihre drei Schleppen, winkt vorsichtig ein paar Fremden; eine andere kommt an das Gitter und plaudert mit Mutter und Geschwistern, die zum Besuch auf der Straße stehen, freundlich und bescheiden.

Eine vielhundertköpfige Menschenmenge, Männer, Soldaten, Frauen und Kinder, ziehen gesittet, flüsternd und lächelnd, mit hell beschienenen Gesichtern, durch die erleuchteten Straßen, vorüber an den vergitterten Gemächern der Erdgeschosse. Und stundenlang bis nach Mitternacht wandern die Volksmengen jeden Abend vor den fünftausend Mädchen auf und ab, stehen als Besucher an den Gittern, treten als Besucher in die Häuser, kaufen sich Gesang, Musik, Tanz und Liebe, nachdem jeder Mann auf der Straße unter den Dreißig eines Gemaches seine Wahl getroffen hat.

Hier in eines der Häuser des Tokioyoshiwara trat Hanake mit ihrer Magd ein und blieb hundert Nächte, um hundertmal ihren Leib zu verkaufen, wie sie es den Göttern versprochen hatte, um sich dadurch frei zu kaufen von dem Gehorsam gegen den Sohn des Himmels.

Sie verkaufte sich jungen Männern, welche die Liebe kennen lernen wollten, und alten, von der Lebenssorge abgetöteten einsamen Männern, welche die Liebe noch einmal erleben wollten, ehe sie starben; sie verkaufte sich den in den Krieg gehenden Soldaten und den aus Schlachten heimgeschickten Invaliden; sie verkaufte sich Studenten, Handwerkern, Adeligen und Kulis. Nur den Ausländern, den Europäern und Amerikanern, verweigerte Hanake ihren Leib.

Aber eines Abends kam ein junger Amerikaner, ein hübscher Marineoffizier, in das Haus und forderte für sein gutes Geld vom Hausbesitzer Hanake. Es war in den Tagen, da die amerikanische Flotte im Hafen von Yokohama lag und die Amerikaner der japanischen Nation einen Ehrenbesuch machten. Vom Stadtgouverneur war der Befehl ergangen und an den

Straßenecken angeschlagen: „Japaner! Ihr dürft nicht vor den Europäern ausspucken! Ihr dürft ihnen auch keine Stöcke in den Weg werfen, daß sie stolpern. Auf den Straßen sollt ihr nicht zu dicht neben den Europäern gehen, immer drei Schritte von ihnen weg. Ihr sollt alle europäischen Barbaren überhaupt höflich behandeln, als wenn sie gesittete Asiaten wären. In den Besuchstagen der amerikanischen Flotte soll kein Mädchen in den Yoshiwaras sich einem Ausländer verweigern dürfen."

Hanake verweigerte sich trotzdem. Und da es gerade die hundertste Nacht war, in der sie den Göttern abgedient hatte, floh sie mitten in der Nacht samt ihrer Magd durch eine Hintertür aus dem Yoshiwarahause, ließ ihre Kleidung und ihren Schmuck zurück und eilte in ihren Alltagskleidern aus dem Yoshiwara. Verhüllt und unbemerkt, entkam sie im Gedränge der vielhundertköpfigen Menge. Sie trug nichts bei sich als einen kleinen Vogel in einem winzigen Käfig.

Eines der Mädchen in dem Yoshiwarahaus hatte ihr eine Stunde vor der Flucht den Vogel verkauft, eben als der amerikanische Offizier in das Haus trat. Im Schreck der Flucht hatte Hanake den Vogelkäfig krampfhaft in der Hand behalten, ohne ihn loszulassen.

Der Vogel war ein Nachtigallenmännchen und saß verblüfft in dem kleinen Käfig, denn er war eben erst von seinem Weibchen, mit dem er einen andern Käfig geteilt hatte, getrennt worden.

Die beiden Frauen wollten den Vogel unterwegs füttern, aber er fraß nicht. Sie reisten beide mit dem wunderlichen Vogel in der Nacht mit dem nächsten Zug nach dem Biwasee und kamen am nächsten Mittag wieder in Hanakes Haus am See an.

Die Magd öffnete die Fenster und ließ frische Luft durch die Kammern streichen. Es war Herbst geworden, und mit jedem Luftzug flogen welke Blätter von den Uferbäumen herein.

Das Seewasser zeigte nicht mehr die blaue Sommerfarbe, es war tief grün. Die Sonne stand schräg und warf gespenstige Schatten. Das lebhafte Schilf

war abgemäht, und die Stoppeln standen lautlos und tot.

Aber Hanake wurde von der Herbstwelt nicht traurig gestimmt. Das Leben im Yoshiwara ging noch in lauten Bildern durch ihr Blut. Sie war täglich hundertmal bewundert worden, hatte hundertmal gefallen, hatte hunderttausendmal lachen müssen, ohne lachen zu wollen, war hundertmal umarmt worden, ohne eine Umarmung zu ersehnen. Die Bewunderung war ihrem Körper zur Gewohnheit geworden. Hanake wußte jetzt fast nicht mehr, warum sie einst aus diesem Hause hier am See fortgegangen war. Sie hatte den Tag mit dem Prinzen beinah ganz vergessen, sie hatte kaum noch den Abend mit dem Geliebten in Erinnerung. Sie hörte nur noch den Schuß im Ohr und sah sich noch im Boot auf dem Schoße ihres Geliebten liegen, wenn sie wollte. Aber sie konnte sich nicht mehr des Gesichts ihres toten Geliebten erinnern, nicht mehr seine Stimme erinnernd zurückrufen. Die Hunderte von Gesichtern und Stimmen, die im Yoshiwara Hanake bewunderten, hatten das Gesicht und die Stimme des Geliebten aus ihrer Erinnerung verdrängt. Hanake war auch darüber nicht traurig, nur verwundert.

Es wurde Abend. Die Magd hatte das Haus bestellt. Da bemerkte Hanake das kleine halbtote Nachtigallenmännchen im Käfig und dachte: „Ich will dich fliegen lassen, kleiner Vogelmann. Vielleicht fliegst du zurück ins Yoshiwara nach Tokio zu deinem Weibchen."

Sie öffnete den Käfig. Da schoß der kleine Vogel heraus. Aber anstatt aus dem offenen Fenster zu fliegen, warf er sich wie ein Wütender in Hanakes Frisur und riß wie wahnsinnig geworden mit den beiden kleinen Krallenfüßen in den Haaren des erschrockenen Mädchens und fiel dann wie tot an Hanake herunter auf die Diele.

Hanake zitterte vor Schreck und sank in die Knie. Sie verstand, daß das Vogelmännchen, das sie von dem Weibchen getrennt hatte, sich an ihr rächen wollte und vor wütender Aufregung gestorben war.

Hanake hielt die Finger an ihr schmerzendes Haar.

Aber es war, als sei der Liebesschmerz des Vogels in ihr Herz gedrungen und habe auch in ihrer Seele wieder alle Liebeserinnerungen geweckt.

In der Ferne auf dem See tauchten drei Segel auf. Sie zogen der Seelinie entlang, langsam, und verschwanden. Hanake erkannte, als sie vom See weg auf die weiße Wand ihres Zimmers sah, plötzlich wieder in der Erinnerung das Gesicht ihres Geliebten. Sie schauderte vor Entzücken.

Sie wollte das Gesicht des Geliebten mit ihren Augen auf der weißen Wand festhalten. Aber die Gesichtszüge verschwanden, und die Erinnerung erlahmte wieder, und Hanake wurde verstört und tief traurig.

„Kleiner Vogel," seufzte Hanake, „zeige mir den Weg zu meinem Geliebten!"

Der kleine Vogelkörper zuckte plötzlich auf der Diele zusammen und flatterte taumelnd an die Papierwand. Dort stand in einer Nische neben einer Blumenvase ein winziger Lackkasten. Der um sich schlagende Vogel warf das Lackkästchen aus der Nische. Die winzige perlmutterbeschlagene Schublade des Kästchens fiel heraus, und der Vogel stürzte dann tot zur Diele. Aus der offenen Schublade aber flatterten im Windzug ein paar Seidenpapiere zu Hanake hin.

Zwischen den Seidenpapieren lagen kleine Stückchen des platten Schaumgoldes, womit die Japaner ihr Briefpapier schmücken. Aber Hanake verstand auch den tödlichen Wert, den das Schaumgold für den Lebensmüden hat. Rasch entschlossen, legte sie sich ein paar Blättchen des dünngefalzten Rauschgoldes auf die Lippen, tat ein paar Atemzüge und hüllte ihr Gesicht in die Ärmel ihres Kleides. Dann sank sie erstickt auf die Diele am offenen Fenster hin.

Den Nachtregen regnen hören in Karasaki

Kiri war der einzige Sohn der „Wolke vor dem Mond", — so hieß seine Mutter. Sein Vater war Fischer, und außer einem Kahn und den Fischfang-

geräten und einer kleinen struppigen Strandhütte besaßen Kiris Eltern nichts.

„Doch wir sind reicher," sagte Kiri immer, „reicher als die Reisfelderbesitzer in den Bergen am Biwasee, reicher als die Kaufleute von Ozu. Unser Besitz ist größer als die Hauptstadt Kioto. Denn uns Fischersleuten gehört der ganze Biwasee und alles was darin ist; der Biwasee ist unser Königreich."

In Karasaki verspotteten die Mädchen den Kiri, der stets den Biwasee als sein Eigentum aufzählte, wenn man von Geld und Vermögen sprach; und sie nannten ihn den Fischkönig von Karasaki.

Aber immer am ersten April, wenn alle Häuser eine Bambusstange aufs Dach oder vor die Tür stellten und der Hausvater meterlange Papierfische an der Stangenspitze befestigte, so viel Fische, wie ihm seine Frau in der Ehe Knaben geboren hatte, dann war immer Kiris trostlosester Tag gewesen. Auf ihrer Strandhütte zappelte nur ein einziger Fisch, während drinnen über den Dächern von Karasaki Hunderte von Fischen wie Fahnen die Luft füllten. Kiri fand sein Vaterhaus dann sehr traurig; und das Wort Fischkönig, das ihn sonst gar nicht ärgerte, schien am ersten April gar nicht auf Kiri zu passen. Solange er Knabe war, hatte er sich an diesem Tag versteckt und sich fern von Kindern gehalten, weil er sich für seinen Vater und seine Mutter schämte, die ihn als einziges Kind im Hause hatten und am großen Fischfesttage nur einen einzigen Fisch auf der Bambusstange vor der Haustüre wagrecht im Winde flattern ließen.

Kiri war jetzt siebzehn Jahre und dachte ans Heiraten. Zwei Mädchen kamen für ihn in Betracht: eine kleine Teehaustänzerin, die nicht mehr jung war, aber etwas Geld beiseite gelegt hatte, da sie einmal sehr schön gewesen und gewisse Liebesumarmungen besser verstanden hatte als andere Teehausmädchen. Sie hieß „Perlmutterfüßchen" und war Kiri besonders von seiner Mutter und von seinem Vater dringend zur Ehe empfohlen.

Die andere war eine Traumerscheinung, ein Mäd-

chen, von dem er immer träumte, wenn er den Nachtregen über Karasaki regnen hörte.

Diese Auserwählte war sein persönliches Geheimnis. Kein Bewohner von Karasaki hatte sie je gesehen. Keiner der Menschen, die rings um den Biwasee wohnen, war ihr je begegnet. Nur Kiri allein wußte, wie sie aussah; aber weder seinem Vater noch seiner Mutter, „der Wolke vor dem Mond“, erzählte er jemals von diesem Mädchen. Jetzt im März, im Vorfrühling, lag Kiri in einer Nacht allein draußen auf dem See, hatte eine Kienfackel am Kiel des Bootes befestigt, das große Netz ausgeworfen und ruderte langsam, vom rötlichen Feuerschein umgeben, über das Wasser, das schwarz wie Nachtluft war, und das ihm vertraut war wie die Diele seiner Elternhütte. In dieser Nacht rauschte der See nicht, und soviel Kiri auch horchte, kein Fisch rührte sich und schnellte auf. Es war, als sei der See drunten fischleer wie der Himmel droben. Trotzdem kein Nebel war, verwunderte sich der junge Fischer allmählich, daß ihm nicht ein einziges Fischerboot begegnete, und daß auffallenderweise nicht ein einziges Fackellicht von anderen fischenden Booten in der dunkeln Runde zu bemerken war. Nur Kiris Kienspan knisterte und paffte. Aber keine Welle funkelte, und zum ersten Male wurde es Kiri unheimlich auf dem altbekannten, treuen, guten See. Die Ruder ruderten widerstandslos, als zerteilten sie gar kein Wasser. Kiri zog zuletzt die Ruder ein und getraute sich nicht mehr, den See zu berühren. So oft er auch das Fischnetz hob, — es war leer, und nicht die kleinste Seemuschel und nicht der kleinste Fisch, — nichts hing in den nassen Maschen.

Wie Kiri noch lag und nach allen Richtungen horchte, um Geräusche von fernen Ufern aufzufangen, da er nicht mehr wußte, ob sein Boot auf der Seehöhe oder in der Landnähe sei, da tauchte im roten Schein seiner Kienfackel am Kiel ein ovaler Fleck auf, ähnlich dem aufgehenden Mond über der Seelinie. Kiri griff erleichtert zu den Rudern und wollte dem blassen Fleck entgegenfahren. Aber sein Boot schien sich nicht mehr vom Fleck zu rühren, so viel er auch ruderte.

Nun wußte Kiri, daß eine der Seeverzauberungen über ihn und sein Boot gekommen war, daß der Seebann, vor dem sich alle Bewohner von Karasaki fürchten, sein Boot festhielt, und daß das blasse Licht, das durch den rotbraunen Fackelschein ihm entgegensah, das Gesicht eines Seedämons war, dem er nicht mehr ausweichen konnte.

Die Kienfackel hörte auf zu paffen, brannte eine Weile lautlos; dann schrumpfte ihr Licht ein, als wäre die Fackel ins Wasser gefallen. Und das alte vertraute Boot, in dem Kiri von Kindheit an geatmet, gearbeitet, gegessen und geschlafen hatte, war schwarz geworden wie die Nachtluft und wie das Seewasser. Kiri fühlte nicht mehr den Bootrand. Vielleicht war auch sein Körper jetzt Luft, bezaubert von dem fahlen Gesicht des Dämons, der nun erscheinen sollte. Kiri erwartete eine Schreckensgestalt, einen Seedrachen mit zackigen Flügeln, einen Riesen, der den Kopf nicht auf den Schultern trüge, sondern dem er aus dem Bauch wüchse, dort, wo sonst bei den Menschen der Nabel ist.

„Guten Abend, Kiri," sagte ganz einfach eine Stimme im Dunkel. „Warum hast du kein Licht an deinem Boot?" sagte die Stimme eines Mädchens. „Kannst du nicht etwas Licht anzünden? Ich habe meinen Feuerstein ins Wasser fallen lassen und bin auf dein Boot zugerudert, ehe deine Fackel auslöschte. Kiri, schläfst du? Höre doch und mache Licht!"

„Wer bist du?" getraute sich Kiri erleichtert zu fragen.

„Mach Licht, dann wirst du mich sehen. Du kennst mich gut, Kiri. Verstell dich nicht und erkenne mich! Erinnerst du dich nicht mehr," sagte die Stimme im Dunkel, „weißt du nicht mehr, wo wir uns zum letztenmal verließen?"

„Nein, ich kenne dich noch nicht," gab Kiri zurück. Und sein Herz suchte in allen seinen Erinnerungen. Und wie er grübelte, wurde es seltsamerweise Tag, und Kiri sah keinen See, keine Ufer, — er lag auf der Altane eines Hauses, das er gut kannte, aber in dem er lange nicht gewesen war; neben ihm auf einem

flachen Seidenkissen saß ein schönes junges Mädchen und sagte: „Samurai, kennst du mich jetzt?“ Und er sah sie an und grübelte wieder in seinen Erinnerungen und sah über das Altanengeländer einen Zwerggarten mit kleinen Brücken und kleinen Felsen. Und unter einer der kleinsten Brücken ging eben das letzte Stückchen der Abendsonne unter. Und Kiri grübelte, und der erste Stern erschien über dem lautlosen Zwerggarten. Aber der junge Mann erkannte das Mädchen nicht, und er erkannte auch das Haus noch nicht, trotzdem er wußte, daß es sein Haus war. Doch es lag nicht am See, und es war kein Fischerhaus. Es war das Haus eines Samurai, eines reichen Adeligen aus der Kriegerkaste.

Kiri betrachtete seine rechte Hand und sah, daß sie nicht mehr die grobe Hand eines Fischers war. Und Kiri grübelte und hörte plötzlich einen Laut, wie wenn aus vielen Tempeln viele Gongs andröhnen. Er fragte das Mädchen neben sich auf der Altane: „Welches Fest ist heute, weil alle Tempel rufen?“

„Es ist kein Fest,“ sagte das Mädchen und war rot und leuchtete wie eine Fackel, trotzdem kein Licht auf dem Altan brannte.

Und Kiri grübelte wieder. Aber die Tempelgongs schwiegen nicht, und auch die Erde unter ihm dröhnte wie ein Tempelgong und schien Kiri zu wecken und zu rufen.

„Es ist kein Fest, es ist ein Krieg,“ sagte Kiri plötzlich. „Was ist das für ein Krieg um die Tempel und auf der Erde?“ fragte er von neuem das Mädchen.

Dieses wurde blaß und leuchtete weiß wie ein Metallspiegel und sagte: „Es ist kein Krieg, Kiri. Kein Krieg um die Tempel und kein Krieg auf der Erde.“ Dabei bog sie sich über ihn, legte ihre Wange an Kiris Ohr und ihre Hand auf sein Herz.

Da wurde es still draußen um die Tempel, und auch die Erde schwieg. Die Sterne über dem Garten verschwanden, und Kiri hörte, wie ein leiser Regen begann. Es regnete ein Nachtregen. Und er sah mit offenen Augen, daß das Mädchen neben ihm auf-

stand, Diener hereinwinkte, ihn in eine Sänfte legen ließ und sich selbst zu ihm hinein in die Sänfte kauerte. Und der Regen regnete leise auf das Dach der Sänfte, wie das Getrippel einer tanzenden Frau. Dann standen die Diener, nach Stunden, schien es ihm, still. Man hob Kiri aus der Sänfte heraus. Er ließ alles geschehen und sah nur mit offenen Augen zu, daß man ihn in ein Boot legte. Es war ein vornehmes, großes Boot, ein Samuraiboot. Ein Goldlackhaus stand inmitten des Bootes. Eine große rote Laterne brannte am Kiel, und die Diener legten ihn auf die Diele des Goldlackhauses. Und Kiri hörte wieder den Regen auf das Dach trippeln, wie die Füße von hundert Tänzerinnen. Neben ihm saß das junge Mädchen, dessen Arme ließen seinen Nacken nicht los. Nur durch die offene Tür des Bootshauses sah Kiri an der roten Laterne, die ausgelöscht wurde und wieder angezündet, daß es Tag und Nacht wurde. Aber wie viele Tage und Nächte vergingen, das wußte er nicht.

Immer regnete der Regen, dieser seltsame Regen, der auch regnete, wenn die Sonne am Tage hereinschien, und auch nachts, wenn die Sterne an der Tür des Goldlackhauses standen, und der nur dann aufhörte, wenn das Mädchen neben ihm für einen Augenblick die Wange an seine Wange legte, die Lippen an seine Lippen und die Zungenspitze an seine Zungenspitze.

Allmählich aber wurde Kiri den Regen gewohnt, und eines Tages übte er keinen Bann mehr auf seine Glieder. Aber er sah an dem erschrockenen Gesicht des jungen Mädchens: es gefiel ihr nicht, daß er den Regen vergessen, daß er sich aufrichten und sich umsehen konnte.

Da fragte Kiri sie: „Wo sind wir?"

„In Japan, Samurai," sagte das Mädchen ausweichend.

Achtmal wurde die Laterne draußen ausgelöscht und achtmal wieder angezündet, und Kiri hatte wieder zählen gelernt. Am neunten Tag fragte er abermals das Mädchen: „Wo sind wir in Japan?"

„Auf dem Biwasee, Samurai," sagte das Mädchen.
„Sind viele Menschen auf dem See?" fragte Kiri.
„Samurai, nur ich und du und die Ruderer und ein paar Diener deines Hauses."
„Aber ich höre viele Menschen auf dem See."
„O Herr, es sind nicht Menschen, die du hörst. Das sind die vielen Füße des Regens."
Kiri schwieg noch einmal eine Nacht lang. Aber als die rote Laterne am Morgen ausgelöscht wurde und der letzte Stern aus der offenen Tür ging, richtete er sich auf und fragte: „Wo sind wir auf dem Biwasee?"
„Wir sind auf der Höhe von Karasaki, Herr," antwortete das Mädchen. Aber ihre Stimme war vor Schreck nicht mehr ihre Stimme, und das Rascheln der Seide ihrer Ärmel war lauter als ihre Sprache. Kiri mußte noch einmal fragen, um sie zu verstehen, und er richtete sich auf und befahl mit seinen Augen dem Mädchen, zu bleiben und ihn nicht mehr anzurühren. Aber er hatte ihr nicht befohlen zu schweigen.
„Bleib doch bei mir, Samurai," sagte sie lauter und flehend. „Sieh, es wird bald wieder Nacht draußen!" Und sie hob ihre weißen Händchen aus den Ärmeln und langte nach den Zipfeln von Kiris Ärmeln und hielt sie mit ihren kleinen Händen fester als ein Dornbusch.
Da lachte Kiri über die Kraft der kleinen Finger, blieb aufrecht sitzen und hörte für eine Weile wieder den Regen.
Das Mädchen schmeichelte ihm und legte die Wange an seine Wange und sagte: „Was willst du draußen, Samurai, wo es immer regnet?"
Und ihre Hände und ihre Stimme brachten es noch einmal fertig, daß Kiri nicht aufstand und bei dem Mädchen sitzen blieb und sich schmeicheln ließ und sie liebkoste.
Aber in derselben Nacht noch, gegen Mitternacht, als die rote Laterne vom Kiel die Diele des Goldlackhauses rot beleuchtete, sah Kiri eine zweite Laterne, eine gelbe, neben dem Kiel aufsteigen, und er erkannte, daß es der gelbe Vollmond war.

„Wie kann es regnen," sagte Kiri zu dem Mädchen, „wenn der Vollmond draußen neben der roten Laterne scheint?"

„Es regnet immer nachts über Karasaki," sagte das Mädchen und war zwiefach von der Laterne und dem Mond beschienen.

„Du hast zwei Farben im Gesicht, als ob du lögest. Ich höre keinen Regen mehr."

„O, hörst du nicht mehr den Nachtregen über Karasaki?" sagte das Mädchen, öffnete den großen Fächer und hielt ihn gegen den Mond und gegen die Laterne, so daß ihr Gesicht dunkel war.

„Ich höre keinen Regen mehr. Laß uns aufstehen, ich will den See und die Ufer im Vollmond sehen."

„O, höre doch den Regen!" flehte das Mädchen. „Bleib!" Und sie hob wieder ihre kleinen Hände, um ihn zu halten.

Da befahl Kiri ihr, die Hände in die Ärmel zu verstecken, und sagte: „Schweig!"

Zum erstenmal seit vielen, vielen Tagen und Nächten stand Kiri auf und fühlte wieder, daß er Füße, Knie, Schultern, Ellenbogen und eine atmende Brust hatte. Und aus dem schwülen Räucherwerk, das in dem Lackhaus brannte, trat er durch die offene Tür hinaus in das Boot, das sich bei Kiris aufstampfendem Gang tiefer ins Wasser drückte.

„Ich will nach Karasaki fahren!" rief er den Ruderern zu. Und als er sich gegen das Goldlackhaus umwandte, sah er oben auf der kleinen Altane des Daches sechs Frauen sitzen. Drei hatten kleine Holztrommeln, und drei hatten Mandolinen im Arm. Ihre Finger bewegten sich im Mondschein. Sie schienen zu musizieren. Aber seltsamerweise hörte Kiri keinen Ton mehr im Ohr, weder von den Trommeln, noch von den Mandolinen.

Kiri beachtete die Musikantinnen nicht lange, denn das Boot schoß jetzt auf Karasaki zu. Und ganz Karasaki schien ihn zu erwarten.

Auf vielen Masten am Ufer waren Laternen aufgezogen, und lange Ketten von farbigen Papierlaternen schillerten in der Luft und glitzerten im Wasser. Je

näher sie kamen, desto festlicher hob sich das erleuchtete Karasaki aus der Nacht.

Kiri staunte eine Weile. Dann winkte er dem Mädchen, das drinnen noch immer auf der Diele des Boothauses hockte und sich nicht rührte.

„Komm und sieh, wie Karasaki uns empfängt!"

Ganz schwach hörte Kiri des Mädchens Stimme zurück:

„O, komm wieder herein, Geliebtester! Komm herein zu mir! Das ist der Nachtregen von Karasaki, der draußen im Mondschein glänzt. Es sind die Ketten der Regentropfen, die im Vollmond glitzern. Hörst und siehst du nicht den Nachtregen?"

Da stampfte Kiri ungeduldig, daß das Boot sich unter seinen Füßen noch tiefer ins Wasser senkte, und rief:

„Stehe ich nicht auf meinen zwei Füßen? Sehe ich nicht mit meinen zwei Augen? Fühle ich nicht mit meinen zwei Händen, daß die Luft trocken ist!?"

Da kam das Mädchen aus dem Boothaus und rief rasch zu den Musikantinnen auf das Dach hinauf:

„Spielt lauter! Bei allen Göttinnen bitte ich euch: spielt lauter!"

„Spielen die dort oben, oder spielen sie nicht?" fragte plötzlich Kiri.

„Zwei von ihnen spielten immer, Herr. Jetzt spielen aber alle sechs. Hörst du nicht, Geliebter? Höre doch! Komm in das Haus! Du hörst vor dem Ruderrauschen hier draußen nichts. Komm in das Haus!"

„Nein, ich höre nichts. Aber welches Lied spielen sie?"

„O Herr, sie spielen das Regenlied. Verzeiht! Sie spielen das Lied schon seit Wochen, um dich einzuschläfern, Herr. Ich habe gelogen, Herr." Das Mädchen warf sich vor Kiri nieder. „O Geliebter, ich habe dich nicht von mir lassen wollen. Das ganze Land war voll Krieg. Die Samurais aus dem ganzen Land zogen in den Krieg. Seit Wochen tobt der Krieg. Als die Tempel den Krieg verkündeten, habe ich dein Schwert verstecken lassen und habe dich einschläfern lassen mit dem Regenlied und habe dich im

Arm gehalten und habe dich in eine Sänfte bringen lassen. Und die Musikanten, die das Regenlied spielten, haben dich begleitet bis an den Biwasee, und ich habe ihnen befohlen, sich auf das Dach zu setzen, und zwei von ihnen mußten immer spielen, Tag und Nacht. Und ich habe dich nicht von meiner Seite lassen können Tag und Nacht, vor Furcht, daß dich der Krieg töte, wenn du ans Land gingest, und vor Furcht, daß der Tod dann mein Geliebter würde.

Jetzt aber sehe ich, daß Friede am Land ist. Deshalb glänzt Karasaki festlich beleuchtet in der Nacht. Und ich bin froh, daß Friede wurde, denn dein Ohr wollte nicht mehr auf die Musik des Regenliedes hören, und ich fühlte seit Tagen, daß ich dich nicht mehr aufhalten könnte, wenn du die Musik nicht mehr hörtest und an den Regen nicht mehr glaubtest.

Sieh, Geliebter, jetzt kann ich dich nicht mehr verlieren. Jetzt können wir in unser Haus zurückkehren. Ich habe dein und mein Leben gerettet. Denn die Toten können sich nicht küssen, nur die Lebenden.

Was hast du, Geliebter? Blendet dich das Mondlicht? O, bei den Göttern, ich hatte doch kein Gift auf meinen Lippen, als ich dich küßte! Warum wirfst du dich auf deine Knie? Warum schüttelst du die Fäuste in die Luft? Warum wird dein Haar lebendig und sträubt sich wie bei einer Katze?

O Götter! Deine Augen quellen dir aus dem Kopf! Samurai, bist du vergiftet? Suchen deine Hände dein Schwert an den Hüften? Ich will dir's bringen. Verzeih, wenn ich dein Eigentum versteckte. Dein Schwert ist hier im Lackhaus, im Wandschrank."

Während das junge Mädchen noch flehte, hatte sich der Mond bedeckt. Aber Kiris Gesicht leuchtete, als wäre es aus Phosphor. Seine Armmuskeln wölbten sich, seine Fäuste schlugen in die Luft, seine Brust keuchte:

„Mein Schwert!"

Dann stürzte er an dem Mädchen vorüber in das Lackhaus und zerbrach die Wandschranktür, die sich nicht sofort öffnete. Aber kaum berührten seine Finger das Schwert, das dort in seidenem Futteral lag, da

9*

fiel der Mann weich wie Schaum zusammen und warf sich schluchzend und weinend auf die Diele und preßte sein Schwert an seine Brust, als wäre es seine wiedergefundene Geliebte.

Eine Weile noch tobte sein Stöhnen, sein Schluchzen. Dann hob er sein tränenüberströmtes Gesicht, setzte sich mit gekreuzten Beinen ruhig auf den Boden, löste den Seidengürtel seines Obergewandes, zog das kurze Schwert aus der dicken geschnitzten Elfenbeinscheide, strich mit der äußerst feinen Schneide des Schwertes über den Haarbüschel an seiner nackten Brust, schnitt ihn glatt ab und lächelte eine Sekunde zufrieden über die gute, treue Schärfe des Stahls. Dann sagte er ruhig, beherrscht zu dem Mädchen, mit einem Tonfall und einer Stimme, als wäre nichts geschehen:

„Mach dich bereit! Wir müssen jetzt sterben!“

Das Mädchen, das ihm in das Haus gefolgt war, kauerte neben ihm, willenlos und bleich wie eine hingewehte weiße Feder. Sie antwortete ihm nur mit dem einen Wort:

„Geliebter!“

Aber diese Antwort brachte wieder den alten Sturm in Kiri herauf. Alle Muskeln an seinem Leibe zuckten, als würden sie von Zangen zerrissen. Darf je ein Samurai sein Schwert verlassen? Hatten nicht die Gongs der Tempel und selbst der große Kriegsgong, der tief in der Erde begraben ist, Kiri und sein Schwert vor Wochen gerufen? Die Erde hätte ihn mit ihrem Feuer verschlungen, wenn er nicht in den Krieg gegangen wäre; denn jeder Samurai ist der Sohn der Erde und der Sohn des Feuers. Beide Gewalten haben ihn geboren. Nur das Wasser hat nichts mit seiner Geburt zu schaffen. Dem Wasser ist er fremd, und es erkennt den Samurai nicht an, nicht den Krieger, denn das Wasser ist sanft und ausweichend. Und das Wasser ist der Tod des kriegerischen Feuers.

Nur auf dem Wasser konnte ein japanischer Samurai einen Krieg versäumen. Nur eingelullt vom Regen und fern von allen Ufern, konnten die Ohren

eines Samurai den Kriegsgesang der japanischen Erde nicht mehr hören.

Aber hat ein Krieger einen Kampf ausweichend versäumt, so ist seine adlige Seele erniedrigt, seine Unsterblichkeit, die ihm als Held angeboren ist, wird ihm dann für immer genommen, und sein nächstes Leben ist das eines gemeinen Mannes aus dem Volke.

Doch das Schicksal gewährt dem Entehrten noch eine Gunst, wenn es der Zufall geben will und sein Mut, daß er im nächsten Leben als gemeiner Mann einen Heldentod stirbt, — dann erlangt seine Seele wieder die alte Unsterblichkeit und den alten Adel seiner Vergangenheit zurück. Bis dahin aber muß er niedrig denken, niedrig handeln und ist nicht zu unterscheiden von den niedersten des Volkes.

Kiri sprach: „Weib, deine Liebe zu mir wurde der Tod meines Adels und aller meiner vergangenen adligen Leben. Aber du hast aus Liebe gehandelt, und Liebe ist vor den Göttern unstrafbar. Darum hoffe ich, daß mich die Götter begünstigen und dich und mich im nächsten Leben aus der Erniedrigung wieder zum alten Adel erheben.

Ich hasse dich nicht. Ich muß dich lieben trotz des Todes, den du uns antust.

Ich will zwei Fragen an das Schicksal stellen, ehe wir beide sterben:

‚Ihr Götter, könnt ihr durch einen Zufall drüben in Karasaki alle Lampen des Friedensfestes auslöschen, dann will ich euch glauben, daß ihr mir im nächsten Leben eine Gelegenheit gebt, durch Krieg ein Held zu werden. Trotzdem ich heute noch nicht verstehen kann, wie ihr dazu helfen wollt, da ich als niedriger Mann wieder geboren werde und dann nicht zum Kriegerstand gehöre und kein Schwert besitzen darf. Aber ihr Götter, euch ist nichts unmöglich. Gebt mir das Zeichen!' —

Die rote Laterne draußen am Kiel hob und senkte sich jetzt auf den Strandwellen von Karasaki. Bei jeder Senkung tauchten die Lichterketten des festlichen Ufers wie feurige Girlanden über die rote Laterne

des Kiels und senkten sich wieder und verschwanden hinter den Bootrand.

Nach einer Weile tauchten die Lichter von Karasaki plötzlich nicht mehr auf.

Kiri wartete und wartete und sagte mit gedämpfter und bewundernder Stimme zu dem Mädchen:

„Geh und frage die Bootsleute, warum sie die Richtung geändert haben und nicht mehr auf Karasaki zufahren, wie ich befohlen habe. Denn du siehst: die hellen Ufer sind verschwunden, und der Kiel fährt in die Dunkelheit."

Das Mädchen wollte gehorchen und zu den Bootsleuten gehen und fragen. Aber sie blieb unter der Türe stehen und sagte:

„Herr, ich sehe: es regnet. Der Regen hat die Festlichter von Karasaki ausgelöscht."

Da fragte Kiri lachend:

„Ist es ein lauter Regen?"

Das Mädchen beteuerte:

„O, Samurai, es regnet wirklich dieses Mal. Es regnet laut."

„Das ist der Regen der Götter. Aber ich höre ihn nicht," sagte Kiri feierlich und hielt den Atem an.

Das Mädchen setzte sich wieder zu Kiri, und beide lauschten. Von Zeit zu Zeit fragte der Mann das Mädchen:

„Wird der Regen lauter? Ich höre ihn nicht."

Dann hüllte das Weib sein Gesicht in die seidenen Ärmel und schluchzte.

Kiri fragte:

„Fürchtest du dich vor dem Tode?"

„O Herr, mit dir zu sterben, ist kein Tod. Aber ich fürchte mich vor der Ungewißheit, ob die Götter mich im nächsten Leben mit dir leben lassen. Wenn du wenigstens den Nachtregen über Karasaki wieder hören würdest, dann würde ich das als Zeichen nehmen, daß die Götter mir verzeihen und mich im nächsten Leben wieder mit dir leben lassen."

Und das Mädchen legte seine Wange an Kiris Wange. Da war es dem Samurai, als ob ihm die Ohren auftauten, und er sagte:

„Ich höre den Nachtregen über Karasaki. Und ich höre, daß wir uns wieder sehen und wieder lieben werden."

„O, Dank allen Göttern, und Dank auch dir, daß du mir verziehen hast, Samurai. O, könnte ich dir im nächsten Leben den Weg zum Krieg zeigen und dir dein Schwert wieder schenken."

„Auch dieses werden die Götter erfüllen," antwortete Kiri, „denn wenn sie zwei Lebenden zwei Wünsche erfüllt haben, so legen sie die Erfüllung des dritten Wunsches als Göttergabe dazu." —

Die beiden umarmten sich nicht mehr. Und der Samurai nahm sein Schwert, stellte es senkrecht gegen seinen eigenen Leib, drückte es an seine Eingeweide und zog den Harakirischnitt wagrecht durch seine Gedärme ...

Das Mädchen war leise aufgestanden und hatte sich hinter den Mann gestellt: als er umsank, fiel sein Kopf an ihre Knie und glitt sanft auf den Boden. Sie nahm das vom Blut verdunkelte Schwert dem Toten aus der Hand, stemmte es an ihr Herz und stürzte sich in die Schwertspitze.

Draußen tönte der Nachtregen auf das Dach des Bootgemaches, und der Kahn fuhr schnurrend auf den Kiesstrand von Karasaki. Und die rote Kiellaterne stand still, wie angemauert im Regen.

. . . .

Dieses alles erlebte Kiri, der junge Fischer, jetzt, als er das Mädchen, das ihn auf dem See anredete, gefragt hatte: „Wer bist du?"

„Kennst du mich nun?" fragte die Stimme wieder aus dem Dunkel.

„Ich kenne dich wieder. Aber zeige dich nicht. Gib mir mein Schwert! Gib mir den Krieg! Ich bin ein armer Fischer jetzt."

„Wirf dein Netz aus!" sagte des Mädchens Stimme.

„Es sind keine Fische heute nacht im See, und ich will nicht länger ein Fischer sein, seit ich weiß, daß ich einst ein Samurai war."

„Wirf dein Netz aus!" sagte die Stimme wieder.

„Ich kann im Dunkeln nicht sehen," sagte der junge Fischer, „und ich habe keinen Feuerstein da, meine Fackel anzuzünden. Wie soll ich im Dunkeln wissen, wohin ich mein Netz werfe!"

„Wirf dein Netz aus und vertraue mir!" sagte noch einmal die Stimme.

Unwillig griff der junge Bursche nach dem Netz. Aber er warf es nicht mit gewohntem Griff über den Bootrand, sondern er schleuderte es in die Luft und sagte zu dem Netz:

„Geh zu den Göttern! Ich will kein Fischer mehr sein, seit ich weiß, daß ich ein Samurai war."

Plötzlich begannen alle Netzmaschen wie ein Sternschnuppenfall in der Luft zu leuchten. Das fortgeschleuderte Netz wurde zu vielen elektrischen Blitzen und fiel wie ein blaues Maschengewebe aus elektrischem Feuer in den See.

„Gut, du bist ein gutes Netz und hast gehorcht," sagte Kiri stolz in die Luft. „Du hast Feuer gefangen, so wie ich Feuer gefangen habe, seit ich weiß, wer ich bin."

„Greife ins Wasser und ziehe dein Netz wieder über den Bootrand! Dann will ich dir zeigen, was deine Arbeit sein wird, Samurai."

Kiri griff aufs Geratewohl ins Wasser und zog einen blauglühenden Strick aus der Tiefe. Aber er fühlte, daß er keine Kraft besaß, den Strick nur um das kleinste höher zu ziehen. Es war, als lägen steinerne Berge in seinem Netz: der Strick rückte nicht von der Stelle.

„Deine Kraft wird über dich kommen zu deiner Stunde," sagte das Mädchen.

Aber Kiri war unwillig und schüttelte den Strick, verzweifelt über seine Ohnmacht.

„Binde den Strick am Bug des Schiffes fest und nimm deine Ruder und rudere!" befahl ihm die Stimme, und der junge Fischer tat so.

Und wie er ruderte, schien es ihm, als würde der See in der Tiefe hell.

„Sieh jetzt um, über deine Schulter in dein Netz;

und alles, was darin ist, wird deine Samuraiarbeit sein."

Kiri sah hinter sich den ganzen weiten See von den Maschen eines riesigen feurigen Netzes leuchten. Drinnen in dem Netz lagen die zerstückelten Leichen von abendländischen Offizieren, Arme, Beine, Köpfe, Kanonenrohre, Bajonette, blutig, zerschossen, zerfetzt und zertrümmert. Es war, als schleife das feurige Netz den ganzen See wie ein zuckendes Schlachtfeld hinter sich her.

Es schauderte Kiri. Entsetzt ließ er die Ruder ins Wasser fallen. Das niedrige Gemüt des Fischersohnes überwältigte ihn. Er griff nach einem Fischbottich, der auf dem Grunde des Bootes stand, und stülpte ihn über seinen Kopf, um nichts mehr zu sehen. Er klapperte mit den Zähnen, daß der Bottich dröhnte, und getraute sich mit seinem Kopf nicht mehr aus seinem Versteck heraus. Er wollte nichts mehr sehen, nichts mehr hören, bis ein paar Fäuste von außen an den Bottich trommelten und ihn die Stimme seines Vaters anrief:

„Kiri, bei allen Göttern, was treibst du, Junge? Wo hast du dein Netz gelassen? Wo sind deine Ruder?"

Kiri zog vorsichtig seinen Kopf aus dem Versteck. Er sah im Morgendampf den Vater im Strohmantel vor sich in einem andern Boot, und viele Boote waren um ihn versammelt. Aber keiner der andern Fischer lachte ihn aus. Es schien, als hätten sie alle dasselbe erlebt, denn alle waren bleich, und alle waren ernst. Alle Boote drängten nach den Ufern; Boote, die sonst wochenlang draußen zu liegen pflegten, — alle kamen in Scharen herbeigeströmt, und die Frauen der Fischer trippelten am Ufer, jede mit einem Kind auf dem Rücken bepackt, und jede umgeben von einem Kinderkreis. Aber der Uferlinie entlang standen im Morgennebel die rauchenden Scheiterhaufen von großen Signalfeuern, die man angezündet hatte, um die Fischer von draußen ans Land zu rufen.

Und nun sah Kiri, wenn der Morgenwind die Rauchwolken zur Seite rückte, Gruppen von kleinen

japanischen Offizieren und Soldaten in europäischen Uniformen. Bajonette blitzten im Morgennebel, und hie und da leuchteten rot und gelb und golden im Morgengrau die Borten und Uniformaufschläge an den Soldaten.

„Kiri, du mußt in den Krieg," sagte der Vater. „Heute hat Japan den Krieg mit Rußland angefangen, drüben über dem chinesischen Meer in der Mandschurei."

„Ich bin kein Samurai! Ich will nicht in den Krieg," sagte Kiri. „Ich habe schreckliche Träume heute nacht gehabt. Ich habe Netz und Ruder dabei verloren. Ich will nicht in den Krieg und auch noch den Kopf verlieren."

„Du wirst nicht gefragt, ob du willst. Du mußt in den Krieg! Heutzutage sind alle Männer, die einen rechten Arm und einen linken Arm, ein rechtes Bein und ein linkes gesundes Bein am gesunden Leib haben, Samurais. Du bist glücklicher als ich, mein Sohn. Zu meiner Zeit war das nicht so, und wir armen Fischer bekamen kein Schwert vom Kaiser von Japan zugeschickt. Drüben am Ufer stehen die Soldaten, die dir vom Kaiser einen neuen Anzug und kaiserliche Waffen bringen. Geh in den Krieg, mein Sohn! Dort bekommst du auch das Brot des Kaisers zu essen. Das ist ein Brot, das jeden Japaner mutig und unsterblich macht."

Aber jetzt kam Kiris Mutter an das landende Boot gelaufen. Sie schüttelte ihre Hände in die Luft und wehrte Kiri, er solle nicht landen, und rief:

„Kiri, flieh, fliehe! Die Soldaten wollen dich uns holen! Schwimm in den See hinaus! Der Biwasee wird dich verstecken! Eine alte Frau hat mir prophezeit, daß du unsterblich bist vom Tage an, wo du den See betrittst, aber daß du sterben wirst, wenn ein Krieg ausbricht und du ans Land kommst."

„Mach deinen Sohn nicht feig, Wolke vor dem Mond," sagte der Vater zu Kiris Mutter. Und er zog sein eigenes Boot mit beiden Händen ans Land, erwartend, daß sein Sohn ihm folgen würde.

Aber Kiri, bleich und grau vor kleinlicher Furcht,

schlotterte vor Angst und Kälte in seiner dünnen, blauen Leinwandjacke. Er tat, als wolle er aussteigen, aber als sein Vater fortsah, griff er nach den Rudern in dem Boote seines Vaters, stemmte ein Ruder auf den Kies und stieß sein Boot zwischen den andern Booten durch in den See hinaus und rief seinem Vater zu:

„Ich will mein Netz noch suchen, das draußen bei meinen Rudern schwimmt."

In allen Kähnen, wo man die Unterhaltung des Alten mit dem Jungen gehört hatte, lachten die ernstesten Leute hell auf über Kiris feigen Rückzug.

„Er tritt den Krebsgang an," lachten einige Fischerburschen, die am Ufer standen und Uniformen anprobierten.

„Er wird wiederkommen," sagte der Vater dumpf.

„Er ist unser einziges Kind. Er braucht nicht in den Krieg," jammerte die Mutter. „Wir sind keine Samurais, die sich für andere töten lassen. Wir sind arme Fischersleute. Er soll nur sein Netz holen! Kiri soll nur draußen auf dem See bleiben, bis die Soldaten fortgezogen sind. Der See kann ihn ernähren."

Kiri kam nicht am Abend und nicht am nächsten Tag und auch in den nächsten Wochen nicht mehr nach Hause.

Nach Monaten fanden Leute aus Karasaki Kiris Boot im Uferschilf versteckt, und man sagte, er müsse wahrscheinlich im Schilf verborgen von Krebsen, Wildenteneiern und Fischen leben.

Aber als es dann Winter wurde, der See zufror, das Schilf abgemäht war und die weiße Schneekruste an allen Ufern lag, und Kiri kam immer noch nicht zu seinen Eltern heim, meinten einige, Kiri müsse ertrunken sein. Doch sein Vater behauptete unerschütterlich:

„Kiri ist in den Krieg gezogen."

Nur die Mutter wünschte, daß er noch auf dem See sei, wenn auch das Wasser zugefroren war. Denn draußen auf dem See war Kiri unsterblich, wenn er auch nichts aß, nichts trank. Er konnte nicht erfrieren, er konnte auf der Eisfläche irgendwo liegen und schlafen, und im Frühling, wenn der Krieg aus war, konnte

er heimschwimmen. Alles dieses konnte möglich sein, dachte die alte Frau, da die Prophezeiung Kiri für unsterblich erklärt hatte, solange er auf dem See bleiben würde.

Aber der Frühling kam, und der Krieg dauerte, und Port Arthur hatte sich noch nicht ergeben. Und das Schilf wuchs, und der See rauschte. Zwar waren alle Männer im Krieg und keine Fischerboote auf dem Wasser. Aber so lange Kiri nicht vom See heimkehrte, war er für seine Mutter unsterblich.

Endlich war der Krieg zu Ende. Viele Fischer kehrten heim. Fast zwei Jahre dauerte der Heimzug, bis die letzten angekommen waren. Dann baute man in den kleinsten Dörfern aus Kieferzweigen Triumphbogen.

„Es sind noch ein paar Regimenter in der Mandschurei," sagte Kiris Vater zu den Fischern; „Kiri kann noch immer heimkehren."

Aber die Leute verlachten den Alten wegen seines feigen Sohnes. Und auch die Mutter sah nicht mehr auf den See hinaus, weil der Sohn nicht heimkehrte und sie nicht mehr an seine Unsterblichkeit glaubte.

Eines Tages hatte sie ihren Zweifel laut ausgesprochen und zu ihrem Manne gesagt: „Unser Sohn ist tot. Wir haben keinen Sohn mehr. Ich will heute nacht eine kleine Kerze zu seinem Gedächtnis vor dem Gott des Biwasees in einer Zimmerecke anzünden."

„Tu das!" sagte der Vater. „Ich will vor dem bronzenen Kriegsgott in Karasaki eine Räucherstange für die Nacht anzünden lassen. Die Götter werden uns vielleicht antworten und uns sagen, ob unser Sohn im Himmel bei den Helden oder im See bei den Krebsen ist."

Die beiden Alten taten, was sie sich vorgenommen hatten. Und der Vater kniete in dieser Nacht, das Gesicht auf der Erde, vor der bronzenen Statue des Kriegsgottes von Karasaki. Die Mutter kniete zu Hause in der Zimmerecke vor dem vergoldeten Gotte des Biwasees.

Als es Mitternacht war, begann ein feiner Regen

über Karasaki zu fallen. Der Vater im Tempel konnte nicht beten. Er mußte immer dem Regen zuhören, der auf die Ziegelhäuser der Tempeldächer pochte. Der Mutter zu Hause ging es ebenso. Sie lauschte dem Regen, der auf die Altanen draußen fiel und an die ölgetränkten Papierscheiben trommelte. Und sie mußte bei dem unruhigen Regen die Schritte von zwei Fremden überhört haben, denn ein vornehm gekleideter Samurai in schwarzer Zeremonientracht, eine vornehm gekleidete schwarze Samuraifrau in Schleppengewändern, die schoben gegen Mitternacht die Türen zum Gemach der Alten auf und fragten sie, ob sie sich einen Augenblick bei ihr ausruhen dürften. Sie seien auf dem Weg nach Tokio, wo übermorgen das große Siegesfest sei, mit dem der Kaiser und die Minister das Gedächtnis der großen Helden von Port Arthur feiern würden.

„Mutter, laßt Euch im Beten nicht stören," sagte der junge Samurai. „Wir sitzen nur einen Augenblick hier hinter Eurem Rücken und horchen auf den Nachtregen von Karasaki."

Es regnete. Und Gebet und Regen schläferten die alte Frau ein. Ihr Mann, der morgens vom Tempel heimkam, weckte sie, und sie hatte den Samuraibesuch ganz vergessen. Das Zimmer war längst leer, und die beiden Nachtwanderer waren verschwunden.

„Liebe Wolke vor dem Mond," sagte der alte Fischer, „zieh deine besten Kleider an! Nimm die Wandersandalen vom Nagel! Wir müssen eine Reise machen. Der Kriegsgott hat es mir heute Nacht befohlen."

„Wie kann ich auf meine alten Tage noch reisen?" sagte die Frau. „Wenn ich wüßte, wo mein Sohn wäre, ja, dann würde ich hinreisen."

„Unser Sohn ist in Tokio," sagte der Alte. „Als ich heute nacht im Tempel betete, kamen zwei Fremde herein und knieten an meiner Seite nieder. Es waren ein junger Samurai und seine Frau. Da konnte ich nicht mehr beten und ging auf die überdachte Tempelaltane und horchte auf den Nachtregen, der über Karasaki fiel. Und, denke dir, wie ich dort sitze, kommt derselbe Samurai, den ich eben noch drinnen neben

mir knien sah, heraus. Aber er war nicht mehr im schwarzen Zeremonienkleid. Er hatte Panzer, Schwert, Speer und Helm des Kriegsgottes auf, und er deutete mit dem Speer nach der Sternenrichtung von Tokio und er sagte:

‚Vater, du suchst deinen Sohn! Du wirst ihn in Tokio wiederfinden!‘

Für einen Augenblick war es mir, als wäre es Kiri selbst, der in der altmodischen Rüstung vor mir stand. Wie ich aber genau hinsehen wollte, war nichts als die Nachtluft um mich; und der große Hanfstrick, der über dem Tempeltore hängt und die Geister vertreibt, schaukelte im Windzug, indessen alle Tempeldächer im Regen wie Trommeln redeten.“

„Hier bei mir war auch ein Samurai mit seiner Frau,“ sagte die ‚Wolke vor dem Mond‘. „Ich habe ihn aber nicht als meinen Sohn erkannt. Er redete fremd und feierlich und vornehm, wie ich Kiri nie sonst reden hörte. Er blieb nicht lange hier mit seiner Frau. Er wollte nur etwas am Wege ausruhen und dem Nachtregen von Karasaki lauschen. Wahrscheinlich hatte er seine Tragsessel und die Träger vorausgeschickt, der Samurai. Denn ich hörte keinen Laut ums Haus, nicht, da sie kamen, und nicht, da sie gingen.

Aber wenn du sagst, daß dein Samurai im Tempel aussah wie unser Sohn, dann erinnere ich mich, daß auch mein Samurai hier Ähnlichkeit mit Kiri hatte. Aber wie hätte ich ihn erkennen können! Dieses Samuraigesicht war sehr zerschlagen von Kriegswunden, und die Narben entstellten die Gesichtszüge. Und die Narben waren so dicht über seinen Händen und über seinem Gesicht, wie die Maschen in einem Fischernetz. Da war kaum ein fingerbreites Stückchen Fleisch an seinem Gesicht, das nicht durch eine Narbe zertrennt gewesen wäre. Ich habe meinen Sohn nicht erkannt.“

„Du hast deinen Sohn niemals erkannt, ‚Wolke vor dem Mond‘, aber du wirst ihn in Tokio gleich erkennen,“ sagte der alte Fischer.

Am nächsten Morgen reisten die beiden Alten nach Tokio. Erst mußten sie wandern, und dann konnten sie die Eisenbahn nach Tokio benützen. Sie kamen am

Morgen dort an und nahmen sich nicht die Zeit, in ein Gasthaus zu gehen.

Die Stadt war überfüllt von Japanern aus allen Landesteilen. Aber als die beiden Leute vor den Menschenmassen in den Straßen standen, wurde ihnen sehr bang, und sie fragten sich im Herzen: Wie sollen wir Kiri hier finden? Eher findet man ein verloren gegangenes Ruder auf dem großen Biwasee, als einen verloren gegangenen Menschen in dieser großen Stadt.

Wie sie noch beratschlagten, kam ein Rikschawagen auf sie zugefahren, und drinnen saß einer der angesehensten Männer aus Karasaki. Er war so hoch an Rang, daß er die armen Fischerleute auf den Straßen von Karasaki niemals angeredet hatte. Aber jetzt hielt er seine Rikscha an, winkte zehn Rikschas, welche ihm folgten und in welchen dem Range nach lauter angesehene Männer von Karasaki saßen, Männer, die im Krieg gewesen waren, und Familienoberhäupter, die im Krieg Söhne verloren hatten.

„O Herr," sagte der hohe Beamte und verbeugte sich aufs tiefste vor dem alten Fischer, „welch ein Glück, daß ihr schon hier seid! Haben euch die Kuriere des Kaisers geholt? Habt ihr die Telegramme erhalten, die man heute nacht aus Tokio an euch schickte? Habt ihr den Sonderzug erhalten, mit dem man euch heute hierher holen wollte?"

Und alle andern Männer aus den zehn Rikschas standen mit tief gebeugten Rücken vor dem alten Fischerpaar und getrauten sich nicht mehr, sich aufzurichten, als verbeugten sie sich vor dem Kaiser selbst.

Und nun schienen die Menschen auf den Straßen von Tokio und die Gesichter auf den Straßen keinen Rücken und keine Rückseite mehr zu haben. Nur Wangen und Augen und Augen und Wangen strahlten den beiden Fischersleuten entgegen, ihnen, die die Eltern des großen Helden Kiri waren, von dem man sagte, daß er vor dem Tor von Port Arthur eines dreihunderttausendfachen Todes gestorben sei. Dreihunderttausendmal hatte er sich in den Kriegsjahren dem Tod aus-

gesetzt. Immer dort, wo die Gefechte am schlimmsten waren, sah man ihn auftauchen. Einmal schleppte er Arme voll Dynamit vor das eiserne Tor eines Forts. Um den japanischen Truppen den Eingang in das Fort zu verschaffen, lief er seinem Regiment voraus und warf am Eisentor das Dynamit sich selbst vor die Füße und stampfte darauf, so daß das massive Tor sich wie der Deckel einer Sardinenbüchse auftat; aber Kiri blieb mitten in der Dynamitexplosion unversehrt wie ein Ei auf Stroh.

In den Wolfsgräben, auf deren Grund die Russen Bajonette senkrecht eingerammt hatten, warf Kiri sich hunderte Male steif wie ein Balken quer über die Bajonette und ließ seine Kameraden über seinen Rücken laufen. Und er blieb steif gestreckt, und sein Leib widerstand den Spitzen der Bajonette, so hart machte der Mut seinen Körper, so hart, daß die Bajonette nicht einmal seine Augäpfel zerschnitten hatten, bis der letzte seines Regiments über ihn weggeschritten war. Dann stand er heil und unversehrt auf.

Zum letzten Male, als man von Kiri hörte, verdingte er sich verkleidet als russischer Lotse, gelangte an das russische Admiralsschiff und führte es in einem Morgennebel vor die Kanonen der im Nebel verborgenen japanischen Flotte. Mit diesem Schiff war Kiri untergegangen und niemand hatte ihn seitdem wiedergesehen.

Waffen, die er getragen, Uniformstücke, die seine Kameraden von ihm aufgehoben hatten, alles lag jetzt auf dem Ehrenplatz im Kriegsmuseum, dicht neben dem eroberten zerschossenen Feldbett des russischen Generals Kuropatkin.

Nun hatte es sich von Mund zu Mund auf den Straßen von Tokio weitergesprochen, daß die Eltern des großen Kriegshelden Kiri, die Mutter, die ihn im Schoß getragen, der Vater, der ihn gezeugt hatte, auf das Paradefeld kämen. Dort stand ein mächtiger stacheliger Triumphbogen, aufgebaut aus erbeuteten russischen Bajonetten. Weit über das morgensonnige Feld blendeten die langen Reihen von erbeuteten russischen Kanonen, aufgestapelten Stahlgranaten und

eroberten Torpedogeschossen. Und über der Holzhalle des Kriegsmuseums wimmelte ein Wald von erbeuteten Fahnen, die den Himmel bunt belebten, ähnlich den bunten Scharen von Papierfischen, die am ersten April über den Dächern flattern.

Der Älteste der angesehenen Männer aus Karasaki sagte: „Alle diese Fahnen hat euer Kiri erbeutet! Für jede seiner Heldentaten hängt eine Fahne dort über dem Dach des Kriegsmuseums, in dem euer Sohn jetzt als ewiger Name wohnt, angebetet vom japanischen Volk wie ein Kriegsgott.“ —

Geehrt von Kaiser und Reich, kehrten die Fischersleute nach den Friedensfeierlichkeiten wieder heim nach Karasaki. Und als man ihnen in der Stadt Karasaki eine neue Hütte bauen wollte und dem Vater einen neuen Kahn geben wollte, sträubten sich die beiden Alten und sagten: „Das Holz des Kahnes und die Bambuswände der Hütte und die Papierscheiben, die mit uns alt und grau geworden sind, und die mit Kiri so oft den Nachtregen fallen hörten, — alle diese Dinge sind wohltönend geworden vom Alter und den Erinnerungen und wohltönend von dem Nachtregen, der melodisch auf sie gefallen ist; wir leben im Alten wohler als im Neuen, wir alten Leute.“

Den Regen von Karasaki hören bedeutet am Biwasee heute noch, daß dich dann nie ein Mißlaut beirren wird; denn Kiris Heldenseele lauscht mit dir, und dieser Nachtregen singt von Liebe und Unsterblichkeit.

Die Abendglocke vom Mijderatempel hören

Der älteste Baum Japans steht am Biwasee, nicht weit von der Stadt Ozu, nicht weit von den Tempelterrassen des Mijderatempels, der auf grünem Hügel über einem Kryptomerienwalde liegt.

Als dieser viel tausend Jahre alte Baum nicht höher als ein Grashalm war, leuchtete der harfenförmige Biwasee dicht bei dem Baumschößling ebenso

wie heute noch unverändert bei der alten, zerklüfteten Baumruine.

Dieser älteste Baum Japans stützt sich jetzt wie ein gealterter Gott, der Hunderte von Armen vom Himmel über die Erde ausbreitet, auf Hunderte von Stangen, die gleich Hunderten von Krücken und Stelzen sein morsches Dasein tragen.

Damals, als der Baum jung wie ein Halm war, war aber der Mijderatempel noch nicht gebaut, und niemand hörte noch den wunderbaren Klang der Mijderaglocke, die abends beruhigend wie eine singende Frau ihre Stimme von den Tempelterrassen an dem alten Uferbaum vorüber zur Harfe des Biwasees schickt.

Dieser Baum wurde in ferner Vorzeit aus China nach Japan herübergebracht, als winziges Würzelein zuerst; und in Japan erfuhr man erst sehr spät seine chinesische Geschichte.

Als der Baum so groß wie ein Menschenkind wurde, hatte er noch nicht mal einen Japaner gesehen. Und als die ersten japanischen Menschen zu ihm kamen, war er schon in den kräftigsten Mannesjahren und fast so hoch wie die Kryptomerienbäume des nahen Bergwaldes.

So ein Baum, der nie von der Stelle rückt, und dessen Umgebung gleichfalls nie fortreist, und der nur die Bewegungen der Jahreszeiten kennt, hat ein vorzügliches Gedächtnis. Dies drückt sich aber nicht darin aus, daß sich sein Mark Gedanken macht über das, was gewesen ist oder was kommen wird, sondern das Gedächtnis eines Baumes liegt immer offen an seiner Außenseite. Die Furchen und Rinden haben sich jeden Tag mit Linien, Eingrabungen, Knorpeln, Schürfungen die kleinsten Erlebnisse wie mit einer stenographischen Schrift in Zeichenschrift notiert. Wie der Baum sich dehnte, wenn ihm in der Welt wohl war, und sich verborkte und sich verpanzerte, wenn ihn die Welt bedrohte, vergrübelte sich seine Rinde und faltete sich zu einer Zeichenschrift.

Die Schriftgelehrten der Bäume sind die Ameisen, die Libellen, die Bienen, die Vögel. Die Borken-

käfer und Borkenwürmer sind untergeordnetere Schriftsetzer, die an der Schicksalssprache des Baumes, an der Rindenschrift mitarbeiten.

Diese Sprache der Bäume entdeckte eines Tages, als die Japaner noch vorzeitliche Bastkleider, Blättergewänder und verwildertes Kopfhaar trugen, nicht in Japan, sondern in China, ein weiser Einsiedler. Der hieß Ata-Mono.

Die Geschichte Ata-Monos liegt weit zurück; sie fällt vor die Entdeckung des alten Baumes am Biwasee.

Als Ata-Mono die ersten Schriftzeichen in einem chinesischen Weidenbaume entdeckte, las er auch in der Baumrinde das Mittel, seinen Leib unsterblich zu erhalten. In dem Bast jenes Weidenbaumes in China stand geschrieben, daß jeder Mensch, ob groß oder niedrig, ob klug oder beschränkt, ob schwach oder stark, alt oder jung, sich die Unsterblichkeit des Lebensfadens und auch des Leibes erhalten könne, wenn er einmal im Leben beim Laut einer bestimmten Harfe einschlafe. Diese Harfe, sagte der chinesische Weidenbaum, sei nicht in China, aber nicht weit über dem Meer in einem kleinen Inselland, das damals in China noch keinen Namen hatte und nur von einigen „das Land des ewigen Feuers" genannt wurde, weil der Feuerkrater Fushiyama dort immer rauchte.

Ata-Mono suchte den Weg dorthin und las von Baum zu Baum die Rindensprache, bis er ans Meer kam; aber niemand konnte ihn hinüberführen, denn nur Schiffe, die durch Zufall nach dem Inselland verschlagen wurden, alle hundert Jahre einmal, hatten Kunde von dem Feuerland gebracht, in dem Ata-Monos Harfe liegen sollte.

Ata-Mono saß jetzt jahraus, jahrein am Meer und schmachtete nach der Unsterblichkeit, kehrte seinem Vaterlande den Rücken und sah mit seinem Angesicht Tag für Tag nach Osten, wo hinter den Wellenbergen das kleine Land des ewigen Feuers war, darin die fremde Harfe liegen sollte.

Eines Tages kam ein Oststurm. Ata-Mono zog sich etwas weiter vom Strand zurück. Da sah er in der Ferne über dem aufgerüttelten Meer ein viel-

10*

armiges Wesen. Das kam mit senkrechtem Leib und dunkeln Krallen wie ein mächtiger, belaubter Baum über das Meer geschossen.

Ata-Mono hielt die Erscheinung zuerst für ein Gespenst, dann für einen Drachen, und dann erkannte er, daß der vielarmige, riesige, aufgerichtete Körper wirklich ein Baum war, ein grüner, frischer Kryptomerienbaum mit feuerrotem Stamm; denn die Rinden der Kryptomerienbäume leuchten rot, wenn sie naß werden. Dieser Baum troff von Seewasser, schoß an den kiesigen Strand; und als wandere er leibhaftig auf seinen Wurzeln, eilte er, vom Wind getrieben, eine Viertelstunde tiefer in das Land hinein, bis er andere Bäume fand, in deren Nähe er windgeschützt stehen blieb und sich mit seinen Wurzeln, wie mit riesigen Adlerkrallen, feststellte.

Ata-Mono kannte keine Furcht; und als der wunderbare Baum wie eine rote Fackel über das Wellengewühl des Meeres aufrecht daherkam und seine finsteren Zweige wie schwarzen Rauch in die Luft streckte, da wich der sehnsüchtige Träumer nicht zurück, denn er war ja der erste Vertraute, den die Bäume sich unter den Menschen auserwählt und dem sie ihre Rindenschrift in einer guten Stunde zu erkennen gegeben hatten; und er kannte keine Furcht vor den Bäumen, auch nicht vor diesem seltsamen übers Meer gewanderten Baumriesen.

Ata-Mono legte sich in dieser Nacht unter den neuangekommenen Baum, nachdem er Wurzeln und Rinde von Tang, Seeschlamm und Seemuscheln gereinigt hatte; und er schlief ein mit dem Bewußtsein, daß dieser Baum zu ihm allein nach China und sonst zu keinem andern gesendet war. Und er freute sich, am nächsten Morgen aus der Rinde dieses Baumes Schicksale und Gedanken und Wünsche dieser Kryptomerie zu lesen und vielleicht zu erfahren, wie er nach dem kleinen Land des ewigen Feuers zu jener Harfe gelangen könne.

Der Morgen kam, und Ata-Mono studierte bis zur untergehenden Sonne, ohne zu essen, ohne zu trinken, ohne aufzuschauen, die Gruben, Windungen und Fur-

chen in der Rinde seines Baumkameraden. Aber es war ihm unmöglich, die Zeichen der Rinde zu entziffern, er verstand nichts von der Sprache dieses Baumes. Die Zeichensprache aller chinesischen Bäume konnte er lesen, an diesem Baum aber blieb sie für ihn unleserlich. Und Ata-Mono weinte, als die Sonne untergegangen war und er unter dem unbegreiflichen Baum saß, unwissend und einsam.

„Wenn ich dich nicht lesen kann, so sprich!" schrie er den Baum ungeduldig an, als die Sonne zum letzten Male aufleuchtete und den Stamm rot bestrich.

„Herrlicher, herrlicher Baum!" schrie Ata-Mono voll Entzücken, weil der Baum von der Wurzel bis zur Krone wie eine feurige Kohle leuchtete.

Der Baum schwieg. Die Sonne ging unter.

Ata-Mono schrie: „Ich schwöre, daß ich nichts mehr essen und nichts mehr trinken werde, bis du mich deine Rindenschrift lesen läßt, oder bis du mir jemanden sendest, der mich deine Schrift lehrt."

Und Ata-Mono lief zum Strand und stopfte sich den Mund mit Kieseln voll, weil er nicht mehr essen, nicht mehr reden, nicht mehr schreien und nicht mehr atmen wollte.

Halb erstickt lag er am Strande und haßte den neuen Baum und haßte China und haßte seine Sehnsucht nach der Unsterblichkeit.

„Ich will die Harfe vergessen," dachte er und lag in den letzten Atemzügen. Dann wurde ihm wohler. Wie beruhigend ist es doch, wenn man einen wilden Wunsch aufgibt! Man steigt herab wie von einem wilden Pferd und hat wieder festen Boden unter den Füßen.

Nach dieser beruhigenden Betrachtung richtete er sich gedankenlos auf, nahm die Steine gedankenlos aus dem Munde und schöpfte frischen Atem. Dann sprang er auf seine beiden Beine, streckte die Arme aus und lachte wieder zum ersten Male seit vielen Jahren. Und seine Stirn, die immer gegrübelt hatte, wurde blank und jung wie die aufgehende Mondscheibe.

„Ach, Mond, lebst du noch? Ich habe dich lange

nicht gesehen." Und Ata-Mono bewunderte die kleinste Muschel im Mondschein, die Grübchen im Sand und die Wölklein, die mit dem Mond zogen, denn er hatte seit Jahren nur Bäume und Baumrinden gesehen und alles andere vergessen. Und nun ließ er auch sein Gehör wieder zu sich kommen. Er, der nur mit den Augen an den Baumrinden gelebt hatte, horchte, wie das Dünengras raschelte, wie die Dünenmäuse miteinander wisperten, wie die Füchse hinter den Baumwurzeln bellten, wie die Eulen sich zuriefen, und wie die Fische im Mondschein plätscherten. Und nachdem er sein Gehör befriedigt hatte, sagten seine Zunge und sein Gaumen zu ihm, seine Zähne und sein Magen und sein gekühltes Blut: „Weißt du, es gibt ganz andere Dinge zu essen als Baumsaft und Baumrinde, wovon du dich jahrelang genährt hast. Hörst du nicht? In der Ferne gackern Truthühner im Schlaf. Und Schweine grunzen im Schlaf, weil ihnen der Mond auf die Rüssel scheint. Und Bauernhöfe sind in der Nähe, wo du Eier, Schweinespeck, gebackene Fische und Reis essen kannst. Und sehnst du dich nicht nach Wärme am ganzen Leib? Und hast du nicht dort, wo den andern Menschen ein verliebtes Herz sitzt, einen bitterkalten Fleck in der Brust?"

Ata-Mono seufzte tief auf, weil alles ihm wahr schien, was seine Sinne zu ihm sagten. Er stand auf und erinnerte sich, daß die Menschen Kleider trugen. Und er flocht sich noch in der Nacht ein langes Hemd aus gedörrtem Tang, und er war eitel genug und flocht sich Ketten aus Muscheln daran und Ketten aus Muscheln ins Haar, weil er den Dirnen, denen er begegnen sollte, zu gefallen wünschte.

Ata-Mono ging dann, als es kaum Tag war, unter den letzten Sternen fort vom Meere, wieder mit dem Gesicht in das chinesische Land hinein.

Bei dem ersten Bauernhaus standen drei Weiber an einem Brunnen. Die sagten freundlich: „Guten Morgen, Ata-Mono." Und Ata-Mono dankte und war verwundert, daß man seinen Namen kannte, und er bat um etwas süßes Wasser.

Und während er noch wartete, bis der Eimer aus

dem Brunnen stiege, ging eines der drei Weiber grüßend fort.

Der erste Becher süßen Wassers, den er seit Jahren trank, schien ihm so nahrhaft und so wohltuend, daß er glaubte, es würde ihn nie mehr dürsten. Und er sagte zu den Frauen:

„Ich werde euch später danken, wenn ich einmal reich werde."

Die Frauen verneigten sich vor Ata-Mono wie vor einem adligen Herrn und sagten: „Du bist der Reichste im Lande!" Und ihr Gruß und ihre Ehrerbietung machten, daß er sein Herz sich wieder erwärmen fühlte, als schiene ihm die Sonne in den offenen Mund.

Ata-Mono ging, gesättigt durch den Wassertrunk, von dem Bauernhof fort, tiefer in das Land, bewunderte die Reisfelder und die Maulbeerbäume und kam zu einer Ortschaft. Die bestand nur aus zehn Häusern. Aber nahezu dreißig Frauen standen am Eingang des Ortes. Und alle dreißig verneigten sich vor Ata-Mono. Er erkannte unter den Frauen jene, welche die dritte gewesen an dem Brunnen, an dem er vorher getrunken hatte, und die fortgegangen war und hier seine Ankunft angesagt hatte. Er staunte darüber, daß das geschehen war, und er wußte nicht, warum die Leute so viel Wesens aus ihm, dem Unbekannten, machten.

Eine Frau wurde rot und trat vor und sagte: „Unsere Männer sind bei der Feldarbeit und wissen nicht, daß du kommst. Nur wir haben es eben erst durch eine Frau erfahren, daß du nach China zurückkehrst."

Er konnte vor Staunen nicht antworten und kaum danken, — so tief verfiel er in Betrachtungen und erriet nicht, warum alle die Frauen Zeit und Lust hätten, sich um ihn zu kümmern.

Ata-Mono hatte noch nicht den Ort mit den zehn Häusern verlassen, da kamen ihm auf der Landstraße über den nächsten Hügel und über den zweiten Hügel und über den dritten und vierten Hügel schon neue Frauen und Mädchen entgegen. Immer empfing er dieselben Grüße, und immer wieder mußte er hören, daß die Männer bei der Arbeit seien.

Ata-Mono ging über den fünften Hügel. Dort standen schon Reihen von Frauen zu beiden Seiten des Weges. Die hatten sich gelagert und standen auf und verneigten sich. Ihre Reihen waren dicht gedrängt. Aber kurz vor Sonnenuntergang, am sechsten Hügel, dahinter die Hauptstadt der Provinz lag, standen die Frauen nicht nur am Wege, sondern saßen auch in den Zweigen der Bäume, und ihre Gesichter waren glänzend wie Lampen am Abend. Die oben in den Bäumen klatschten Beifall, und die, die unten standen, verneigten sich und murmelten Beifall.

Hundert Schritte vor dem Tor und den vier Türmen der Provinzhauptstadt, wo das Frauengedränge am Wege am dichtesten war, hörte Ata-Mono plötzlich einen allgemeinen Schrei des Entsetzens. Ein surrender Laut traf sein Ohr, und ein langer, schwirrender Pfeil sauste vor ihm in den Boden und stand senkrecht und zitternd fest vor seinem Fuß.

Er staunte, aber er ließ sich nicht in seinem Weg stören und tat drei Schritte weiter. Da stürzten schnell drei Speere vor ihm nieder. Der eine zerschellte an einem Baum, der zweite durchbohrte ein Weib am Wegrand, der dritte fuhr durch Ata-Monos Haar und riß die Muschelkette aus seinem Haar mit sich.

Gleich darauf sah Ata-Mono, daß die Frauen auf den vier Türmen des Stadttores in Aufruhr gerieten und von jedem Turm einen Mann herunterstürzten.

„Was bedeutet das?“ fragte Ata-Mono die zwei Frauen, die ihm zunächst standen.

„O, Herr, ein paar eifersüchtige Männer wollen euch töten,“ sagte die eine der beiden Frauen eifrig; die andere lachte.

„Warum sehe ich nur Frauen und keinen Mann, der mich begrüßt?“ fragte er weiter.

„O, Herr, der Regent hat befohlen: am Tage, wo ihr vom Meere wieder nach China zurückkehren würdet, dürfe kein Mann sein Haus verlassen und kein Mann die Straße betreten, da die Eifersucht der Männer grenzenlos ist, und weil dich alle Männer hier hassen.“

Ata-Mono sagte verwundert: „Ich habe seit Jahren

keine Männer gesprochen. Warum hassen sie mich, und warum sind sie eifersüchtig auf mich?"

„Herr, ihr wißt nicht, daß der Regent tief betrübt war, weil ihr, der ihr der erste seid, der die Sprache der Bäume verstand, — weil ihr China den Rücken kehren wolltet."

Ata-Mono staunte:

„Ich habe es niemand erzählt. Woher weiß der Regent, daß ich die Schrift der Baumrinden lesen kann?"

„Herr, man sah euch ja täglich in eurem Heimatort an allen Wegen, in allen Wäldern, wie ihr laut die Sprache der Bäume entziffert habt. Die Menschen standen in Scharen um euch und lernten von euch das Lesen der Rinden. Und jetzt lesen alle unsere Männer und verstehen die Sprache der Bäume wie ihr."

„Sind sie deswegen eifersüchtig, eure Männer, weil ich der erste war, der die Sprache der Bäume verstand?"

„O nein, Herr, sie sind eifersüchtig, weil der Regent am Tag, da ihr China den Rücken wendetet und ans Meer gingt, geschworen hat, daß ihr an dem Tag, an dem ihr umkehren würdet und unter sein Volk zurückkehren, — daß ihr dann die Wahl haben würdet unter allen Frauen, ob verheiratet oder unverheiratet, ob hoch oder niedrig; ja, die Regentin selbst dürft ihr als Frau euch erwählen. Aber ihr müßt euch entscheiden, ehe die Sonne dieses Tages untergeht. Habt ihr dann nicht gewählt, wird man euch morgen töten. Der Regent will, daß ihr, tot oder lebendig, jetzt im Lande bleibt, und daß ihr nicht den Ruhm des Landes gefährdet, daß ihr nicht auswandert oder eine Frau aus einem andern Volke wählt als aus dem unsern. Die Männer, die vorhin von den Türmen gestürzt wurden, waren die Männer von den vier schönen Töchtern des Regenten; diese vier Männer wollten euch töten, ehe ihr die Stadt betreten hättet, weil sie bei eurer Brautschau für ihre Frauen fürchteten."

Ata-Mono sagte: „Alle hunderttausend Frauen des Landes sind mir willkommen. So wenig, wie ich jetzt

mehr den Willen zur Unsterblichkeit habe, so wenig Willen habe ich zur Liebeswahl. Ich werde also morgen sterben. Warum bin ich nicht schon vorhin gestorben, als der Pfeil zielte und die Speere eine Frau töteten, statt mich zu töten?"

„Komm!" sagte das Weib, das ihm geantwortet hatte. „Lege deinen Arm um mich und verkündige mich als deine Frau. Dann wirst du nicht sterben müssen. Und ich will dir helfen, dir die Unsterblichkeit zu sichern, die du am Meer vergeblich erwartet hast."

Ata-Mono fragte rasch:

„Kennst du die Rindensprache der roten Kryptomerienbäume?"

„Natürlich," sagte die Frau ebenso rasch. „Ich habe zwar nie einen solchen Baum gesehen, ich kenne aber seine Rindenschrift wie die Linien meiner Hand."

Ata-Mono fragte noch rascher:

„Weißt du, wo die Harfe liegt, die ich suche?"

„Natürlich," antwortete ebenso rasch die Frau. „Alle Bäume erzählen es, daß die Harfe im kleinen, ewigen Feuerland liegt."

„Weib, weißt du den Weg dorthin?"

„Natürlich. Ich werde ihn dir schon zeigen. Wenn du mich zu deiner Frau gemacht hast, werde ich ihn in Erfahrung bringen. Alles wird mir gelingen, wenn du mich liebst."

„Wirst du mir treu bleiben, wenn ich dich heirate, und willst du die Unsterblichkeit mit mir teilen?"

„Treu bleiben?" fragte das Weib und schmollte. „Das ist das Natürlichste von der Welt. Das verspreche ich dir gar nicht. Aber die Unsterblichkeit werde ich natürlich mit dir teilen." — —

Ata-Mono betrat die Stadt nicht. Siebenundneunzig Schritte vor der Stadt, heißt es in den chinesischen und japanischen Chroniken, legte er seinen Arm um ein Weib. Aber nicht um das Weib, das er ausgefragt hatte, und welches immer so geläufig „natürlich" geantwortet hatte, sondern um eines, das daneben gestanden und zu allem gelacht hatte, melodisch und freundlich wie eine singende Glocke.

Diese Frau hatte Ata-Mono nichts versprochen, und die Länder ehren heute noch ihr Andenken und ihr singendes Lachen.

Als der große chinesische Weise und Wissende und sein lieblich lachendes Weib nach glücklichster Ehe hochbetagt starben, begrub man beide am Meeresstrande unter dem rätselhaften Baum, dessen Rinde Ata-Mono niemals entziffert hat. —

Hunderte Jahre nachher, als die Chinesen Japan entdeckten und den harfenförmigen Biwasee, als die große Harfe, im Lande des ewigen Feuers liegen fanden, brachte man dorthin ein Reis jenes unerklärlichen Baumes, zu einer Zeit, wo die Japaner noch in Blätterkleidern und mit ungekämmten Haaren das kleine Feuereiland bewohnten und die Chinesen dort die ersten Apostel höherer Bildung und Gesittung wurden.

Und wieder einige Jahrhunderte später, als die ersten chinesischen Buddhisten-Mönche die Religion des Pflanzen-, des Tierreiches und des Menschenreiches den Japanern gaben und ihnen die Verbrüderung aller Weltallwesen lehrten und Mönche den Mijderatempel mit seinen Terrassen am Biwasee bauten, da erinnerte man sich wieder des rätselhaften Baumes, der nun durch die Jahrhunderte stark und mächtig geworden war. Und jeder, der zu dem Baum am Biwasee kam, sprach von Ata-Monos Geschichte, bis eines Tages ein japanischer Mönch geboren wurde. Dieser war der erste, der die Rinde des alten, rätselhaften Baumes am Biwasee entziffern lernte, die bis dahin unleserlich geblieben war. Und er las zu seinem Erstaunen von der Baumrinde den Satz:

„O wisse, Mensch, und höre mich, der ich alt werde wie die Erdrinde! Mir und allen, welche so alt werden auf der Erde, steht die Liebe höher als die Unsterblichkeit."

Und diesen Spruch las der japanische Mönch milliarden- und milliardenmal in die Kronenäste, in den Stamm und in die Wurzelrinden gegraben; bis zur tiefsten Wurzel drunten in der Erde sprach der Baum keinen andern Satz.

Nun erinnerte man sich auch, daß Ata-Mono, seitdem er glücklich mit dem lachenden Weibe lebte, nie mehr von der Unsterblichkeit gesprochen, daß er sein Weib niemals nach dem Wege zur Unsterblichkeit gefragt hatte. Und aus der Vergangenheit stieg das Lachen jenes Weibes, wie aus einem Grab, als Mönche eine Glocke gegossen hatten, die noch heute abends im Mijderatempel geläutet wird, und deren Stimme wie die sanftgewordene Stimme von Jahrtausenden klingt, und die den singenden Ton eines glücklichen Weibes hat.

Der alte Baum ist heute nur noch ein Stummel, von Stelzen und Krücken gestützt. Zu dem Platze, wo er am See steht, führt ein hölzernes Tempeltor. Seine Zweige sind mit Tausenden von weißen Gebetzetteln behangen. Tausende von Pilgern aus Japan und China besuchen ihn, den Unsterblichen, der verkündet: „Die Liebe ist größer als die Unsterblichkeit", und nennen ihn „den Glücklichen", weil er Abend um Abend die kostbare Frauenstimme der Abendglocke des Mijderatempels belauschen darf, die jenem weiblichen Lachen gleicht, bei welchem einst Ata-Mono den Wunsch nach Unsterblichkeit vergaß.

Sonniger Himmel und Brise von Amazu

Im brütenden Hochsommer ist der Biwasee wie eine gute, erquickende, milchreiche Amme, die Tausende von Japanern an ihrer Brust einwiegt.

Die leichten Buchten des ovalen Sees und seine geschwungene Harfenlinie sind von farbig gekleideten Menschenkindern umvölkert, gleichwie von roten, grünen, blauen und weißen Käfern. Gruppen von Badenden spielen im Schilf, unschuldig nackt wie Neugeborene. Die Stimme der Wellen, die sonst Tag und Nacht raschelt, und die zischelnden Schilfstimmen sind alle überstimmt von dem Gekicher und Gerufe der Menschen in Ruderbooten und Segelbooten und von spielenden Menschengruppen am Kiesstrand. Bis in

den Abend schallen die Rufe, und bis in den Mondschein der Sommernächte antworten sich die Menschenstimmen über dem Wasser, — Mädchen-, Frauen-, Männer- und Kinderstimmen. Die große Harfe des Biwasees hat unter dem sonnigen Himmel ihre Wasserstimme eingetauscht gegen die Skala der Menschenstimme.

Nur am schläfrigen Hochsommermittag, wenn das Seewasser faltenlos mit dem sonnigen Himmel eins geworden ist und kaum noch eine dünne Haarlinie die Seehöhe von der Himmelshöhe trennt, dann ist da eine Sekunde, die jedem ewig im Gedächtnis bleibt, der einmal den Seesommer am Uferrand dort eingeatmet hat, — eine Sekunde, die in die Einheit des sonnenglatten Sees eine Teilung bringt, als ob in einem lautlosen Zimmer, in dem zwei Glückliche umarmt Gesicht an Gesicht liegen, ein einziger Glückseufzer die Stille unterbräche und an ein fernes und künftiges glückliches Leben sich anschlösse. Das ist die Brise von Amazu, die wie ein großer Glückseufzer über den Hochmittagsee durch die Sommerstille kommt.

Die Brise von Amazu bringt eine Seespiegelung mit sich. Aus rosigen und bläulichen Perlmutterfarben steigt eine Gespensterlandschaft über der Seefläche auf. Mitten im hellen Mittaglicht verwandelt sich der See gleichsam in eine grünliche Wiese, überhangen von den Gliedern rosiger Kirschbäume, die sich im Hitzegitter zu bewegen scheinen, und ferne Schilfspitzen verwandeln sich in die Silhouetten von Tänzerinnen, welche die zerbrechlichen Linien von japanischen Mädchen zeigen. Die Erscheinungen der blühenden Kirschbäume gleichen irisierenden Reflexen von aufsteigenden Wolkenrändern. Der Kirschengarten, in den sich der See verwandelt, ähnelt einer japanischen Perlmutterlandschaft auf bläulichem Silberlack. Dieses Seegesicht, das nur bei sonnigem Himmel und nur bei der Brise von Amazu und nur im Hochsommer erscheint, übt eine Zauberkraft auf Menschen aus, sagen die Japaner, so daß man über den Bootrand wie von der Schwelle eines Hauses hinaustreten und zu Fuß über die Perl-

mutterfläche gehen kann, ohne zu versinken, getragen von der Begeisterung, vom sonnigen Himmel und von der Brise von Amazu. In diesen höchsten Sekunden der See-Ekstase sollen Menschen von Boot zu Boot gegangen sein, Viertelstunden weit über das Wasser, ohne unterzusinken, ohne den Fuß mit einem Wassertropfen zu benetzen. Aber wehe denen, die nicht Schritt halten mit der Begeisterung des Sees, nicht Schritt halten mit den Glücksaugenblicken und der Glückstärke des sonnigen Himmels und der Brise von Amazu.

Nur so lange die Brise währt, währt der Enthusiasmus des sonnigen Himmels, der den Menschen stehenden Fußes über das Wasser trägt. Legt sich die Brise, so läßt der sonnige Himmel die Wasserwanderer los, und sie werden vom See tiefer verschluckt als sonst Ertrinkende.

Vermessene, die sich stärker glauben als das Glücksgefühl des sonnigen Himmels und der Brise von Amazu, und die auch nur eine halbe Sekunde das Glücksgefühl nicht aufgeben wollen, nachdem die Brise sich schon gelegt hat, schießen senkrecht zum Seeboden, von der Gegenkraft des einsetzenden Unglücks gepackt und versteinert. Man sagte, vom Unglück wie zu Eisen verhärtet und schwarz wie Meteorsteine stünden ihre Körper wie Statuen unten auf dem Seegrund.

Aber die größte Strafe dieser Vermessenen ist, daß solche jählings Versunkenen nie mehr geboren werden können, daß ihre Seelenwanderung abschloß, ehe ihre Seele sich zum Nirwana hob, und daß sie die dumpfesten Weltüberreste sein werden, wenn das ganze Menschengeschlecht zum Nirwana eingegangen ist.

„Die Brise von Amazu hat ihn verlassen“ oder „der Brise von Amazu trotzen wollen“, sagen die Japaner sprichwörtlich von Menschen, die das Glück, das sie verläßt, mit den unmöglichsten Mitteln festhalten wollen. Und sie schenken einem solchen Menschen, um ihn zu warnen, ein kleines, schwarzes Bronzeamulett, das nichts ist als eine schwarze, eiserne Träne. Dieser Eisentropfen sieht aus wie der Haarschopf eines Menschen, der senkrecht ins Wasser schießt. Hört ein Freund auf diese Warnung nicht, so sendet man ihm

einen Fächer, darauf ein Mensch gezeichnet ist, der über Wellen wandert. Und ist ihm diese Warnung noch nicht genug, so singt man ihm folgendes Lied abends unter den Fenstern:

Gab dir heute der sonnige Tag,
Als der See im Mittagschlaf lag,
Freude und einen glücklichen Sinn
Und Götterkraft deinem Fuß im Schuh, —
Dann sieh jetzt vorsichtig vor dich hin.
Glück währt nie lang,
Wir sind um dich bang,
Glück und Tod bringt die Brise von Amazu. —

Omiya und Amagata waren zwei Turnlehrer in Ozu und zogen mit ihren beiden Knabenschulen an einem Sommertage in Kähnen auf den Biwasee hinaus, den ganzen Tag an den Ufern entlang. Die Schulknaben konnten nicht schwimmen, aber nur wenigen fiel es ein, sich vor der schwindelnden Tiefe des Biwasees zu grauen, und sie füllten die Luft mit Gelächter.

Die Schulklasse eines jeden Lehrers war nicht groß und saß in je einem Kahn. Nun wird in Ozu erzählt: Die heiße Mittagstunde kam, und die Kähne befanden sich auf der Höhe des Sees, wo man fast keine Ufer sieht, nur den bläulichen Hitzedunst in der Ferne. Die beiden Kähne schienen zwischen Himmel und Erde wie zwei abgeschossene Pfeile durch die Luft zu gleiten. Blau verschmolzen lagen der glatte Himmel und das glatte Wasser beieinander.

Da verwandelte sich vor den Augen der Kinder der See in jene unwirklichen Wiesen, wie sie sonst auf Bildern glatt gemalt und grünspanfarbig zu sehen sind. Kirschbäume stiegen auf, als käme der rosigste Frühling noch einmal in den Hochsommer herein, und kleine Mädchen in taubenblauen Gewändern klatschten rhythmisch in die Hände und umwandelten die dunkeln Silhouetten der Kirschbaumstämme. Bald gaben sie sich die Hände, bald breiteten sie die Arme. Einige knieten, andere glitten im Kreis um die Knienden.

Die Lehrer und die Knaben konnten glauben, sie

seien mit den Kähnen unter Kirschbäumen gelandet, in einer Seegegend, wo die Kirsche erst im Hochsommer blüht, und wo die Mädchen den Frühlingsgottheiten eine Tanzzeremonie ausdenken, um der lächelnden Kirschblüte zu huldigen.

Kein Knabe war zu halten. Alle verließen die Boote, liefen auf die Wiesen, kauerten im Kreis unter den Kirschbäumen und begleiteten mit rhythmischen Händeklatschen die Mädchenfüße.

Aber Kinder, die nichts vom Glückswechsel und von Beherrschung der Glücksekunden verstehen, können auch nicht auf den Augenblick der Windstille nach der Brise von Amazu achten.

Die lebhafte Brise, die mit den Kleidern der Kinder spielte, mit den äußersten Spitzen der Kirschbäume, mit den glitzernden Grashalmen der grünspanfarbigen Wiesen, legte sich plötzlich, und tiefe Lautlosigkeit trat ein. Vergeblich schrien die beiden Lehrer aus jedem Boot den übers Wasser wandernden Kindern zu. Kinder sind taub, wenn sie spielen. Kein Knabe kehrte zurück, als die Brise von Amazu sich legte.

Wie wenn ein Spiegel einbricht und die Glassplitter trübes Glasmehl werden und kein Gesicht mehr hergeben, das hineingeschaut hat, so blieben alle Schulkinder im See verschwunden.

Die beiden Schullehrer kamen drei Tage später, nachdem sie den ganzen See abgesucht hatten, ohne Kinder zurück nach Ozu, wo der Jammer um die verschwundenen Schulklassen so groß war, daß viele Väter noch in derselben Nacht Selbstmord begingen und viele Mütter hinaus zum See stürzten und sich ertränkten.

Auch der eine Lehrer, sein Name war Amagata, wurde am nächsten Morgen tot in seiner Wohnung gefunden, erwürgt von Nachtgeistern, sagten die Leute. Der andere aber mußte seine Schulstellung aufgeben und wurde Polizist.

Eines Tages beurlaubte sich dieser Mann, welcher Omiya hieß, und sagte, er wolle sich ein Mädchen zur Frau aus Amazu holen. Und als man ihn fragte, warum gerade aus Amazu, von wo doch das Unglück über ihn und Amagata gekommen sei, da schüttelte er

nur den Kopf und sagte finster: „Auf Glück folgt Unglück und auf Unglück Glück. Darum muß das Mädchen, das ich liebe, aus Amazu sein und mir Glück bringen, weil ich dort mein größtes Unglück hatte."

Wenige Tage später brachte Omiya auch wirklich auf seinem Kahn eine Frau aus Amazu nach Ozu, schloß sein Weib in sein Haus ein und zeigte es niemand.

Die Frau gebar einen Knaben. Der sah, als er größer wurde, dem ermordeten Lehrer Amagata auffallend ähnlich.

Nach der Geburt des Knaben trat eine Veränderung mit Omiya ein. Er vernachlässigte seine Frau, er vernachlässigte sein Haus, er vertrank sein Geld, er vermied es, sein Kind zu sehen, und trug immer in seinem Mund eine kleine, kalte Pfeife, die er nie anzündete, die er aber alle Augenblicke ausklopfte, als habe er sie ausgeraucht.

Dieses Klopfen der Pfeife des Polizisten Omiya war in ganz Ozu als Signal bekannt. Die Kinder flüchteten in die Häuser und versteckten sich hinter die langen Ärmel der Mütter, wenn am Ende der Straße das Klopfen der Tabakpfeife des Polizisten Omiya ertönte. Nachts schrien Knaben und Mädchen im Schlafe auf, wenn unter den Fenstern der Polizist vorüberging und seine Pfeife an die Hausecke pochte.

Ältere Leute, die nachts noch bei der Kerze lasen, löschten das Licht aus, wenn sie das Klopfen der Pfeife hörten. Junge Männer, die eben aus dem Teehaus heimgehen wollten, gingen bei dem unheimlichen Klopfen wieder in das Teehaus und bestellten sich eine neue Tänzerin und Reiswein, um nicht an das verrufene Klopfen denken zu müssen. Denn niemand in ganz Ozu wollte mit dem verrufenen Klopfen im Ohr einschlafen.

Aber mit dem feinen Takt der Japaner erzählte keiner dem andern in ganz Ozu, welche Plage ihm das Pfeifengeräusch des Polizisten verursachte. Jeder vermied, von etwas so Unangenehmem, wie die Vergangenheit und das Schicksal des Omiya gewesen, von neuem zu sprechen. Bis eines Tages ganz Ozu von Omiya erlöst wurde.

Es war in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, als der damalige Kronprinz von Rußland Japan bereiste und, gefolgt von verschiedenen japanischen Würdenträgern und begleitet von abendländischen russischen Offizieren, kam und den Biwasee von den Terrassen des Mijderatempels bewunderte.

Es war am frühesten Morgen nach sechs Uhr, zu der Stunde, da die Japaner ihre vornehmsten Visiten machen. Der See lag wie ein großes silbernes Ei in der Sonne, ein großes Silberei, das sich funkelnd um seine Längsachse drehte. Über die Häuser Ozus rieselte der Silberglanz und blendete die Augen der Menschenmengen, die in der Seestraße Kopf an Kopf standen und den ausländischen Prinzen sehen wollten, wie er in der Rikscha vom Mijderatempel zurückkam, — den zukünftigen Kaiser jenes Landes, das so nah an Japan grenzte, und dessen Bewohner meistens hohe juchtene Stiefel tragen, so daß man hätte glauben können, alle die schwerbestiefelten Russen würden eines Tages dem kleinen Japan einen Fußtritt geben, daß es zerstampft sein würde wie eine Fliege auf der Diele.

Auch die Bewohner von Ozu, die in den Morgenstraßen aufgereiht standen, lächelten sauersüß, als dem russischen Kronprinzen vorauf in einigen Rikschas ein paar riesige, schwerbestiefelte russische Generäle fuhren, die während des Fahrens nichts von der Morgenschönheit des Biwasees zu bemerken schienen, sondern mit noch übernächtigen Köpfen wie feiste Dämonen in den kleinen Wagen saßen und halb eingeschlafen waren.

An einer Straßenecke war der Polizist Omiya in dunkler, europäischer Uniform postiert. Zum erstenmal hatte er seine Pfeife nicht in der Hand. Ein kleiner, kurzer Säbel hing an seinem Gürtel. Seine Mütze war tief in die Stirn gezogen, so daß ihn der glänzende Biwasee nicht blendete.

Nun kam der Kronprinz um die Ecke gefahren, und Omiya sollte die Hand an den Mützenschild führen und den russischen Zarensohn grüßen. Aber die Leute auf der Straße sahen plötzlich den russischen Prinzen

im heftigsten Handgemenge mit Omiya; Omiyas kurzer Säbel blitzte und zerbrach dann wie ein Stück Glas und flog im Bogen in zwei Stücken über die Köpfe der Zuschauer in eine Seitenstraße.

Russische Uniformen und abendländische Fäuste sah man im Gewühl einen Augenblick danach um Omiya toben. Dann verbreitete sich die Nachricht von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, von Ufer zu Ufer rund um den Biwasee, über ganz Japan, über Rußland und über Europa, — die Schreckensnachricht, daß der Kronprinz Nikolaus von einem japanischen Polizisten in Ozu am Biwasee angefallen und durch einen leichten Dolchstich am Arm verwundet worden sei. Man erklärte diesen seltsamen Fall damit, daß der japanische Polizist in plötzlichem Irrsinn und unter dem Einfluß der Tobsucht gehandelt habe.

Der Irrsinnige sei dann nach der Tat aus seinem Haftlokal ausgebrochen und habe sich in einem Kahn auf den Biwasee geflüchtet. Und da alle Nachforschungen vergeblich blieben, und da es ein heißer, glühender Tag war, sagten die Leute, die Brise von Amazu habe den Attentäter in den See gelockt.

Omiyas kleiner Sohn wurde an diesem Tage gerade fünfzehn Jahre alt. Das ist das Alter, in dem die japanischen Kinder ihren Kinderrufnamen ablegen und einen Namen für ihre Mannesjahre erhalten. Aber Omiyas Frau verschob wegen des schrecklichen Ereignisses an diesem Tage das Namensfest ihres Knaben, bis sie Kunde haben würde von dem Verbleib ihres irrsinnig gewordenen Mannes.

Einige Tage später, eines Mittags, als die Frau den Reis am Herd rührte, flog ein Kieselstein von der Straße her in den Reistopf.

Die Frau streckte den Kopf über die Altane des Hauses und sah einen in Lappen und Lumpen gewickelten Mann, der ein großes Bündel gemähtes Schilf auf dem Kopfe trug. Die Schilfhalme hingen so dicht vor seinem Gesicht und um seinen Kopf, bis auf die Schultern, daß Omiyas Frau nur ein riesiges Schilfbündel auf zwei Beinen wandelnd die Straße hinabgehen sah.

Sie schüttelte verwundert den Kopf. Die Seestraße

11*

war zur Mittagsstunde leer, und die Frau konnte nicht begreifen, wer den Stein durchs Fenster geschleudert hätte. Plötzlich durchzuckt sie ein Gedanke. Sie fährt noch einmal mit dem Kopf über den Altanenrand und betrachtet nochmals den Gang der Männerbeine, die unter dem gelben Schilfbündel die staubweiße Straße entlangschleichen. Sie nickt und murmelt: „Das war Omiya."

Den Stein, den sie schon vorher aus dem Reistopf herausgenommen hatte, wäscht sie jetzt rasch im Wasserbottig rein und betrachtet den Biwakiesel von allen Seiten. Sie erkennt darauf, als sie den Stein über dem Herdfeuer getrocknet hat, eingeritzte winzige Schriftzeichen und liest:

„Tue mit deinem Sohn, der nicht mein Sohn, sondern Amagatas Kind ist, dasselbe, was ich mit Amagata getan habe: töte ihn. Dann halte dich heute um Mitternacht bereit. Du mußt mit mir auswandern. Hätte ich den ausländischen Prinzen getötet und nicht bloß verwundet, so hätte ich Japan einen so großen Dienst getan, daß meine Vergangenheit reingewaschen wäre, reiner als dieser Kiesel des Biwasees. Das Attentat ist mir mißlungen, und ich bin der Mörder Amagatas geblieben und der Mörder der Schulkinder von Ozu. Ich bin aus Eifersucht um deinen Besitz mit Amagata vor Jahren auf der Seehöhe in Streit geraten, und er schlug seinen Kahn und ich meinen Kahn im Kampf um, und alle Schulkinder ertranken. Das hast du bis heute nicht gewußt. Du wußtest nur, daß ich dich zu deinem und meinem Verderben lieben muß. Ich habe dir vorgelogen, daß Amagatas letzter Wunsch war, daß du mich heiraten solltest, wenn er tot wäre. Er hatte mir zwar gesagt, daß er dich in Amazu besucht und verführt habe. Aber ich hatte doch nie geglaubt, daß ich den Anblick seines Kindes nicht vertragen könnte. Tötest du das Kind nicht, so werde ich es töten. — Gehorche jetzt und rotte Amagata vollständig aus unserm Leben aus, indem du sein Kind beseitigst. Der Kampf zwischen mir und Amagata brach aus, als er mir in den Booten auf dem See erzählte, daß er dich besitze, wann er wolle, und

dich bald aus Amazu holen und zu seiner Frau machen werde. Nachdem wir uns im Wasser müde gekämpft hatten, er und ich, und ich sah, daß alle Kinder ertrunken waren und mich selbst beinahe die Kräfte verließen, veranlaßte ich ihn, mich vom Ertrinken zu retten, indem ich sagte, der Verlust der Schulkinder sei mir größer als dein Verlust, und indem ich eine Gleichgültigkeit heuchelte, die ich niemals fühlte, und dabei erklärte, daß ich auf dich verzichten wollte. Amagata, der kräftiger war als ich, nahm mich dann auf seinen Rücken und schwamm mit mir stundenlang, viele Seemeilen bis ans Ufer.

In Ozu verbreiteten wir das Märchen von der Brise von Amazu, das aber trotzdem kein Märchen ist, denn ich habe wirklich einen Augenblick mitten in der Mittaghitze die Erscheinung der Kirschbäume und der tanzenden Mädchen draußen zwischen Wasser und Himmel gehabt. Du kamst mir über das Wasser entgegen, und ich hielt dich glücklich in meinem Arm und verlebte in dieser Vision die unschuldig seligsten Augenblicke meines Lebens, bis plötzlich Amagata neben mir, eingeschlafen und traumredend, das Geheimnis deiner Verführung verriet. Ich versuchte ihn damals zu erwürgen, so wie ich ihn, trotzdem er mich gerettet hatte, noch in derselben Nacht in Ozu wegen der Liebe zu dir erwürgt habe.

Ich gestehe dir dieses alles heute ein, weil du mir hundertmal versichertest, daß du mich mehr als Amagata liebtest.

Mein Kampf gegen Amagata ist aber erst ausgekämpft, wenn sein Sohn nicht mehr am Leben ist. Ich liebe dich. Darum töte Amagatas Sohn, wie ich für dich getötet habe."

So sprach die Schrift des Kieselsteines zu der Frau.

Der Reis verbrannte am Feuer, das Zimmer füllte sich mit Qualm. Aber der Rauch verzog sich bald wieder, denn das Herdfeuer ging aus, weil die Frau es nicht mehr schürte und den großen, flachen Stein in ihrer Hand hin und her drehte und die Schrift, die winzig gekritzelte, entzifferte.

Es wurde Nachmittag. Die Frau las immer noch. Wohl wunderte sie sich manchmal, daß ihr Junge, der draußen auf dem See lag und angelte, nicht heimkam und Essen verlangte. Aber der Stein in ihrer Hand, der die tiefsten Geheimnisse zweier Menschenleben zu ihr redete, machte, daß sie bald wieder Zeit, Ort und Wirklichkeit vergaß.

Plötzlich weckte sie ein Gerede auf der Straße, Stimmen sprachen unter dem Fenster den Namen ihres Sohnes und ihren eigenen Namen. Die Stimmen rannten fort und kamen wieder. Füße und Stimmen drängten an ihr Haus. Die Schiebetüre teilte sich, und die Stimmen drängten herein und umsummten sie, und die vielen Füße traten zu ihr heran, und ebenso das Gemurmel. Und sie dachte einen Augenblick: Ist der Reis wieder übergekocht, weil es so laut wird? Da kamen Hände zu ihr, die ihre Hände streichelten. Vor ihr legte man ein nasses, in graue Segeltücher gewickeltes Paket hin. Das roch nach dem Grundwasser vom Biwasee.

Und die Frau mußte an den Wasserkampf zwischen Amagata und Omiya denken und an das Gemurmel und Geseufze und Gegurgel und Geschluchze der ertrinkenden Schulkinder rings um die beiden kämpfenden Männer, und Omiya, der schwächer war und auch am Ertrinken war, und an Amagata, der sie zur Mutter gemacht hatte, gleichfalls an einem heißen Tag, draußen im Boot auf der Seehöhe, und der dann aus ihrem Schoß zu ihren Füßen hinrutschte und nach dem Liebeskampf auf einem Haufen Segeltuch sanft einschlief, und den sie dann zudeckte mit ihrem Gewand. Der See war ihr Hochzeitsgemach gewesen. Der See konnte ihr nichts Böses tun. Was der Biwasee tat, war wohlgetan.

War das Amagata oder Amagatas Sohn, der jetzt starr vor ihr lag in dem nassen Segeltuch?

Die Frau lüftete mit ihrer kleinen, abgearbeiteten Hand ein wenig das Tuch des nassen Paketes. Da sah sie ein Endchen von dem Kleidersaum eines Knabenrockes, den sie selbst genäht hatte.

Sie sah tränenlos hin, ohne Erstaunen, und sagte

zu dem Gemurmel und zu den vielen Füßen, die rund um sie waren:

„Es ist Amagatas Sohn. Der See hat mir Amagata damals geschenkt. Warum soll ich nicht heute ihm meinen Sohn schenken!"

Und das Gemurmel um sie verging allmählich, und die vielen Füße um sie gingen aus dem Zimmer. Und es wurde still, als wäre das Feuer zum zweitenmal im Herd ausgegangen.

„Mein lieber Sohn," sagte die Frau, die neben dem ertrunkenen Knaben kniete, „siehst du, hier ist ein Kopfkissen aus dem Biwasee."

Und sie schob dem Toten den großen, flachen Kieselstein, den sie immer noch in der Hand hielt, unter den Kopf.

„Ich sollte mich jetzt neben dich legen und für immer mit dir einschlafen, Kind. Der Biwasee war mein Hochzeitsbett. Er könnte auch mein Sterbebett werden, wie er deines geworden ist, Kind. Aber ich habe noch eine Rechnung zu machen. Dein Vater Amagata würde mich nicht als deine Mutter im Totenreich empfangen, wenn ich fortgegangen wäre von der Erde, ohne Omiya zu zeigen, daß ich immer Amagatas Willen tat. Auch wenn ich Omiya hundertmal sagte, daß ich ihn mehr liebte als Amagata, tat ich das, damit er Amagatas Kind nicht schlüge und Amagatas Kind nicht verhungern ließe."

Dunkle Wasserflecken liefen von der nassen Segelleinwand über die Strohdiele der Stube. Und die untergehende Sonne leuchtete rot über den See draußen und rot über die Wasserflecken im Zimmer.

Die Frau nickte und saß weiß in dem abendroten Gemach, als könne ihr auch die Sonne kein Blut zum Weiterleben mehr geben.

Die Frau nickte und sprach: „Vergossenes Blut braucht nicht mit vergossenem Blut gerächt zu werden. Aber ich will Omiyas Seele in alle Winde ausschütten, daß sie nie mehr in seinen Körper zurückkehren kann. Ich will Omiyas Seele ausblasen, daß er hohl herumgeht und die Welt so leer sieht, als wäre der Biwasee ausgetrocknet. Und ein unendlich

großes Loch ohne Glanz und ohne Welle soll den Platz von Omiyas Seele einnehmen."

Die Nachtzikaden begannen vor den Fenstern zu singen, und die Seelandschaft draußen verflüchtigte sich in Dämmerung. Das kleine Zimmer mit der Leiche, mit der toten Asche auf dem Herde, mit den dunkeln Wasserflecken auf der Diele und mit dem regungslosen, blaßleuchtenden Frauengesicht neben der Leiche war etwas so Stilles im Weltraum, daß im Fensterrahmen die funkelnden Sterne am Nachthimmel dagegen wie gestikulierende, laute Menschengesichter waren, wie ein Volksgetümmel, das Kopf an Kopf mit glänzenden Augen vor den Fenstern ein Schauspiel erwartete.

„Nur warten, nur warten!" nickte die Frau den Sternbildern zu, die sie für Menschengesichter hielt.

Dann knackte die Diele der Altane. Ein Gewand raschelte. In der Hand eine kleine Blendlaterne, trat der ehemalige Polizist Omiya ein und ließ den Laternenstrahl im Halbkreis durch das Zimmer leuchten.

„Du hast ihn getötet! Gut. Komm!" sagte stoßweise seine Stimme. Und die Blendlaterne, als wäre sie Omiyas drittes Auge, schoß abwechselnd einen Strahl auf die eingewickelte Leiche am Boden.

„Komm! Wir haben nichts mehr hier zu suchen in Ozu. Wir müssen am Ende des Sees sein, ehe es Tag wird. Steh auf und nimm dein Kleid über den Kopf, daß dich niemand erkennt."

„Setz dich hierher, ich habe zu reden!" antwortete Omiya eine Stimme, die er nie gehört hatte. Und er fragte unwillkürlich erschrocken zurück: „Ist Amagata hier?"

„Amagatas Sohn war hier," antwortete die Stimme, welche Omiya nicht von der Erde und nicht vom Himmel zu sein schien, — eine Stimme, die war, als spräche einer der bronzenen Versunkenen, die wie Statuen auf dem Grunde des Biwasees stehen, einer von jenen, welche die Brise von Amazu überrascht hatte, und die verschlungen wurden vom Unglück.

„Wer bist du?" fragte Omiya. „Du bist nicht mein Weib, du, die da spricht."

„Du hast recht. Es ist Amagatas Weib, das zu dir spricht."

„Sagtest du nicht immer, daß du mich mehr liebst als Amagata?" sagte Omiya rasch.

„Du sagtest mir, Amagata hätte sterbend gewünscht, daß ich dich, Omiya, lieben sollte; darum heiratete ich dich, seinen Freund. Aber niemals habe ich dir gesagt und niemals dir gestanden, daß ich nur deshalb auf der Erde blieb, nachdem Amagata tot war, um sein Kind zu gebären, damit dieses so glücklich würde, wie ich glücklich war an meinem Hochzeitsmittag mit Amagata auf dem See. Das Glück, das ich in Amagatas Armen auf dem See draußen zum ersten Male genoß, wollte ich verlängern, wollte seinen Sohn gebären und nicht sterben, bis Amagatas Fleisch und Blut die Liebe kennen lernen würde und die glücklichsten Liebessekunden, wie ich sie gekannt habe. Amagata, mein toter Geliebter, sollte in seinem Sohn für mich weiteratmen."

„Verflucht!" brüllte Omiya. Und seine Kehle gurgelte wilde Laute, wie die Kehle eines, der im dunkeln Wasser um sich schlägt und Wasser schluckt und schreien will und um sich speit und nicht Luft zum schreien findet.

Dann verlosch die Blendlaterne. Es geschah scheinbar nichts im Dunkeln. Kein Seufzen, kein Schrei mehr. Doch fanden am Morgen die Leute von Ozu die kleine, blasse Frau des Omiya erwürgt neben der Leiche ihres ertrunkenen Sohnes.

Omiya aber blieb unauffindbar und ungestraft, was gleich ist mit der größten Strafe der Götter.

Der Wildgänse Flug in Katata nachschauen

In der alten Hauptstadt Kioto, in der ältesten Künstler-, Tempel- und Kaiserstadt Japans, hatten im Mittelalter viele Maler den Auftrag erhalten, die Gemächer eines Bergtempels zu bemalen. In diesen Tempel zog sich die kaiserliche Familie in den Som-

mertagen zurück und pflegte dort einige Wochen unter der Obhut der reichen Mönche zu wohnen.

Die Maler begannen ihr Werk. Einer malte einen Saal, wo Sperlinge in Scharen über die Wände flogen und sich in Reisfeldern und Bambushainen auf Halmen und Rohren schaukelten. Ein anderer Maler malte auf Silberpapiergrund einen Saal, wo große Meereswellen aufrauschten und die vier Wände umschäumten. Wieder ein anderer Maler malte einen Saal voll von Katzenmüttern und jungen Katzen, die in Blumenkörben spielten und die Blütenköpfe großer Päonien zerzupften.

Der erste Saal wurde der Sperlingssaal genannt, der zweite der Saal der schäumenden Wellen, der dritte der Saal der spielenden Katzen.

Der Kaiser und die Kaiserin, die an der Ausschmückung viel Anteil nahmen, ließen sich jedesmal, wenn ein Saal beendet war, in Sänften und mit großem Pomp zu dem Bergtempel tragen und verbrachten eine Teestunde in dem neuen Saal. Und sie nahmen öfters ihre jungen Prinzessinen mit, drei an der Zahl. Und der Kaiser sagte zur ältesten eines Tages, als sie den Tempel wieder besichtigten:

„Wünsche dir einen gemalten Saal, mein Kind! Vielleicht haben die Maler die Freundlichkeit und werden von glücklichen Augenblicken begünstigt, dir einen Saal zu malen nach deinem Einfall."

Die älteste Prinzessin, die einen kleinen japanischen Seidenpinscher auf ihrem Arm trug, mit dem sie spielte, wünschte sich einen Saal voll Schoßhündchen, die um sie spielen sollten. Und die Maler malten ihr diesen Saal.

„Nun wünsche du, mein Kind, was du gemalt haben willst!" sagte der Kaiser zur zweitältesten Prinzessin.

Diese wünschte sich etwas ganz Unmögliches: einen Saal, wo der Mondschein käme und ginge, und in welchem keine Farben sein sollten.

Die Maler brachten auch diesen Saal zustande. Sie teilten einen Saal in zwei Teile. Die eine Hälfte sah nach Osten, die andere nach Westen, und jeder Saal-

teil hatte einen Altan. Von dem einen Altan sah man den Mond aufgehen, von dem anderen Altan den Mond untergehen. Und weil das Auge der Prinzessin und das Auge des Mondes keine der sieben Regenbogenfarben dulden wollten, hatten die Maler Pflanzen und Bäume in jeden Saal mit brauner Sepia gemalt.

Nun wurde die dritte Prinzessin von dem Kaiser und der Kaiserin gefragt, was sie sich in ihren Saal von den Malern gemalt wünschte.

Oh, sagte sie, sie wünsche sich nicht viel, nur einen Zug Wildgänse, die durch die Luft flögen, graue und weiße Wildgänse, im Zickzackflug, rund um den Saal. Aber jede Gans müsse so hinter der anderen fliegen, daß sie alle zusammen ein japanisches Schriftzeichen in ihrem Flug bildeten. Dieses Zeichen würde von einem bestimmten Baum und einer bestimmen Hügellinie und der Fluglinie der Gänse gebildet. Nur in Katata am Biwasee könnten die Maler den Gänseflug, den Baum und den Hügel zusammen treffen. Nur einmal, an einem Frühlingsabend, habe die Prinzessin bei einem Ausflug in Katata die Wildgänse so fliegen sehen, daß sich das wunderbare Schriftzeichen zwischen Himmel und Erde aus der Fluglinie der Gänseschar, aus der Silhouette eines Hügels und aus einer Baumlinie bildete.

„Und das nennst du ganz einfach?“ sagte der Kaiser.

„Es war ganz einfach, als ich es sah,“ antwortete die Prinzessin.

„Es wird nicht zu malen sein,“ sagte die Kaiserin.

„Dann wünsche ich keinen gemalten Saal,“ sagte die Prinzessin.

„Und wie hieß das Schriftzeichen?“ fragte der Maler Oizo, als der Kaiser und die Kaiserin ihm den Wunsch der Prinzessin erklärten.

„Das hat die Prinzessin vergessen,“ wurde ihm zur Antwort.

Die Maler zogen mit Reispapier und Tusche, mit Silberpapier und Goldpapier beladen nach Katata, um den Flug der Wildgänse zu studieren. Aber da es Juli war und keine Wildgänse um diese Zeit vorüberziehen, mußten sie warten bis Oktober. Und Oizo suchte

inzwischen die Hügellinie und die Baumlinie. Aber da es Sommer war und die Bäume belaubt, und da die Hügel voll hoher Gräser wehten, fand er nirgends die Linie freiliegend.

Die Maler und der Maler Dizo studierten inzwischen die Fische, die in Rudeln im klaren Wasser stehen, und Bäume am Ufer, welche wie Schriftzeichen ins Wasser tauchen und sich in der Wasserspiegelung krümmen, und Wachteln, die in den Reisfeldern brüten, und Wachtelmütter, die mit ihren Jungen unter den Reishalmen picken. Sie brachten diese Bilder nach Kioto in den Bergtempel und dachten: Vielleicht gibt sich die Prinzessin zufrieden mit einem Wachtelsaal oder mit einem Saal voll Uferbäume und Fische.

Aber die Prinzessin schwieg und gab keinen Beifall, und auch der Kaiser und die Kaiserin schwiegen.

Da wurde der große Maler Dizo traurig und kehrte wieder nach Katata zurück. Dort wohnte er in dem Hause eines Töpfers auf einem Hügel. Der formte aus dem Ton der Katataerde Vasen, einfache weiße Vasen, die er mit grüner und blauer Glasur überzog, so daß sie spiegelten wie das grüne und blaue Uferwasser des Biwasees in den Frühlingstagen.

Der Töpfer hatte eine Tochter. Die war so jung und lebendig wie ein Aprilwind. Sie saß am Töpferofen, darinnen die Vasen und Tonschalen ihres Vaters gebrannt wurden. Sie hatte die Glut zu schüren und die Holzkohlen aufzufüllen, und davon war sie stets schwarz im Gesicht und schwarz an den Händen, daß der Maler Dizo sie eigentlich noch niemals gesehen hatte.

Oft saß er am Ofen bei ihr, wenn sie die Flammen schürte, und er zeichnete nachher die roten Korallenäste des Feuerflackerns. Natürlich wußte ganz Katata, daß die kaiserlichen Maler auf den Herbst warteten, bis die Wildgänse in den Oktoberabenden fortflögen. Und auch „Graswürzelein," wie die Tochter des Töpfers hieß, wußte, daß Dizo jetzt traurig war, weil er den Wunsch der Prinzessin noch nicht befriedigen konnte.

Eines Abends, als der Mond aufging und der Altan des Töpfers zwischen dem Mondschein und dem roten Schein, der aus dem Ofen fiel, zweifarbig beleuch-

tet, rot und blau wurde und Graswürzelein mondblau und feuerrot, zweifarbig beschienen, vor dem Ofen im Hof bei dem Altan saß, seufzte der Maler in seiner Altanecke ärgerlich und trotzig darüber, daß der Prinzessin nicht der Wachtelsaal und nicht der Saal der Fische gefallen hatte und auch der Kaiser und die Kaiserin darüber geschwiegen hatten.

Da kam die blau und rot beschienene Tochter des Töpfers und sagte:

„Seufze nicht, Dizo! Ich will dir sagen, was die kaiserliche Prinzessin denkt, und was sie will, und will dir auch das Schriftzeichen des Fluges der Wildgänse zeigen."

Und Graswürzelein nahm eine Holzkohle, die neben dem Ofen lag, und zeichnete auf einen weißen ungebrannten Tonkrug ein paar Linien.

„Sieh her, Meister!" sagte sie. „Was heißt das auf japanisch, was ich hier schrieb?"

„Das heißt," sagte Dizo und betrachtete flüchtig den Krug mit dem Schriftzeichen, „ich liebe dich, wenn ich dir nachsehe. Aber du liebst mich nicht, weil du fortsiehst."

„Sieh, Dizo," sagte Graswürzelein, „dies denkt die Prinzessin, denn sie ist wahrscheinlich in einen Mann verliebt, der sie nicht ansieht. Und sie will das Schriftzeichen durch den Gänseflug in ihren Saal gemalt haben und will den Mann dann in den Saal führen und ihn von den Wänden ihren Willen lesen lassen. Denn sieh: das Schriftzeichen besteht aus drei Teilen. Sieh hier die Gabel eines vielfach gewundenen Baumes. Wagrecht durch die Gabel hindurch siehst du die Brustlinie eines ansteigenden Hügels und darüber die vielfach zackige Fluglinie einer unendlich langen Reihe von grauen und weißen Wildgänsen. Aber zugleich siehst du: die grauen Gänse verschwinden in der Dämmerung und unterbrechen die Linie, wogegen die weißen sich als Schriftzeichen vom Abendhimmel abheben."

Dizo fragte erstaunt und mit ganzem Herzen zuhörend:

„Und woher weißt du, daß die Prinzessin gerade

diesen Schriftzug meint: ich liebe dich, wenn ich dir nachsehe, aber du liebst mich nicht, weil du fortsiehst?"

„Das ist ganz einfach," lachte Graswürzelein. „Mein Vater machte einmal eine Vase. Ich hatte aber den Ofen schlecht geheizt, so daß die Glasuren nicht gleichmäßig trockneten und sich seltsamerweise dieses Schriftzeichen bildete, indem der weiße Grund der Vase in Zickzacklinien durch die blaugrüne Glasur schimmerte. Flüchtig hingesehen, erschienen die weißen Linien wie ein Flug Wildgänse, die in einer Landschaft über Baum und Hügel hinflogen.

Die Vase gefiel einem Mönch, der sie sah und ausnehmend schön fand, da sie zugleich Bild und Schriftzeichen deuten ließ. Die Prinzessin hat wahrscheinlich diese Vase in einem Tempel gesehen, und man hat ihr gesagt, daß das Bild darauf den Flug der Wildgänse in Katata darstellt. Aber ich denke mir, daß das Schriftzeichen ihr mehr wert ist, als der Flug der Wildgänse," lachte Graswürzelein.

Oizo schlug sich mit der Hand vor die Stirn und lachte:

„Also dieser Baum und dieser Hügel sind gar nicht in Katata? Und nur die Wildgänse fliegen hier vorüber im Frühling und im Herbst?"

„O ja," sagte Graswürzelein nachdenklich. „Der Baum lebt wohl hier irgendwo und der Hügel auch irgendwo, denn nichts ist Zufall auf der Welt. Es war auch kein Zufall, daß ich das Feuer damals schlecht schürte, und daß die Vase schlecht trocknete. Nichts ist Zufall, sagen die Götter hier bei uns in Katata."

Und während Graswürzelein das sagte, öffnete sie die Feuerluke, zerschlug den Krug am Boden, auf den sie das Schriftzeichen gemalt hatte, sammelte die Scherben und warf sie ins Feuer.

„Was machst du da?" sagte Oizo verblüfft.

„Ich habe zuviel geredet, und das ärgert mich," sagte Graswürzelein. „Deshalb zerbrach ich den Krug."

Der Maler verstand sie nicht, reichte ihr ein Geldstück hin und sagte:

„Nimm dies einstweilen als Dank für deine Auf-

klärung. Ich gebe dir später mehr, wenn mir der Kaiser den Wildgänsesaal bezahlt hat."

Und Dizo ging und packte seine Zeichnungen ein, um am nächsten Morgen nach Kioto zu reisen.

Aber Graswürzelein warf, als er sich abwandte, das Geldstück in das Feuer des Ofens, geradeso, als wäre es eine Tonscherbe. Und als ihr Dizo Lebewohl sagte und ihr nochmals dankte, sagte sie:

„Warum soll ich dir Lebewohl sagen? Ich weiß ja doch, daß du wiederkommen mußt."

„Das wäre nur ein Zufall, wenn ich wiederkäme," sagte Dizo.

„Die Götter von Katata kennen keinen Zufall," murmelte Graswürzelein und blies in das Feuer. —

Der Maler ging nach Kioto und malte den Saal nach dem Gedankengang des Schriftzeichens auf silbergrauem Grund: den dämmernden Baum im Abend, die Hügellinie und grau und weiß die große Zackenschleife in der Luft, welche die fliegenden Wildgänse beschreiben.

Wie Dizo noch am Malen war, kam einer seiner Kameraden, ein anderer Maler, der auch draußen in Katata gewohnt hatte, und lachte ihn aus, weil er sich immer so geheimnisvoll in den Saal einschloß, den er malte, und die andern nicht wissen lassen wollte, wie der Schriftzug des Gänsefluges hieße.

„Du machst dich lächerlich, daß du dich hier einschließt und nichts von der Welt wissen willst als nur deine Malerei. Komm heute abend mit mir in die Theaterstraße von Kioto. Ich verspreche dir, daß ein Besuch in der Theaterstraße deiner Malerei mehr nützen wird, als du glaubst."

Dizo, der die Aufrichtigkeit seines Freundes kannte, gab diesem nach und ging mit ihm schweigend in der Nacht vom Bergtempel hinab über die Brücke in die Stadt zur Theaterstraße, wo erleuchtete Budenreihen und farbige Lampen waren und große Leinwandmalereien in der Nachtluft wie Fahnen flatterten und Szenen aus den Theaterstücken schilderten.

Verblüfft blieb Dizo am Eingang der Straße stehen. Da war ein Papierlaternenverkäufer. Der hatte Lam-

pen aus ölgetränktem Pflanzenpapier, und auf jeder Lampe war das Schriftzeichen des geheimnisvollen Gänsefluges gemalt, das er aus Katata mitgebracht hatte, das Schriftzeichen der Wildgänse, des Hügels und des Baumes, von dem er geglaubt hatte, daß es nur allein ihm, der Tochter des Töpfers und der Prinzessin bekannt sei.

Dizo schwieg und verbiß sich sein Erstaunen und dachte an irgendeinen spitzbübischen Verrat.

Nun kamen sie weiter, sein Freund und er, zu dem größten Theater in der Mitte der Straße. Da zeigten auch die Theaterbilder außen an der Zeltbude rund um die Zeltwand den Flug der Wildgänse. Zugleich kam ein Straßenverkäufer zu den beiden Malern und bot ihnen ein Spielzeug an: aus Seidenwatte gearbeitete kleine Wildgänse, die an einer Seidenschnur hingen und, durch die Luft geschleudert, in Schleifenform dahinflatterten. Ein Perlmutterarbeiter zeigte ihm Lackkästchen, darauf der Flug der Waldgänse über Baum und Hügel ging, und alle diese Dinge prägten das Schriftzeichen aus, das wie eine Liebeserklärung jene Worte sagte:

Ich liebe dich, wenn ich dir nachsehe. Aber du liebst mich nicht, weil du fortsiehst.

Ganz verstört, schwieg Dizo immer noch. Seine Stirn verfinsterte sich, und er blieb im Menschengedränge stehen und wollte seinem Freund entlaufen. Dieser hielt ihn am Ärmel fest und rief ihm zu:

„Laß dir doch erklären, woher ganz Kioto den Flug der Wildgänse und das Bild, das du malen willst, kennt.

Du weißt, ich wohnte in Katata bei einem Fruchthändler. Dessen Tochter brachte mir eines Tages in einer Porzellanschale einen kleinen Zwerggarten in mein Zimmer. Darin blühte ein ganz winziger Kirschbaum. Der Baum war nicht höher, als mein halber Arm. Hinter dem Baum war ein künstlicher Hügel aus Erde. Diesen kleinen Garten stellte sie am Abend hinter einen weißen Papierschirm, auf welchem mit schwarzer Tusche kleine Wildgänse im Schleifenflug gemalt waren. Sie zündete eine Lampe hinter dem

Schirm an, so daß der Schatten des Zwerggartens, des Baumes und des Hügels, auf den weißen Schirm fiel und sich darauf abzeichnete und Garten und Gänse ein einziges Schattenbild zu sein schienen. Aber zugleich konnte man das Ganze auch für ein Schriftzeichen halten.

Ich verstand sofort, daß sie mich liebte, und daß dieses Bild eine Liebeserklärung sein sollte.

Ich kümmerte mich nicht um ihre Erklärung, nachdem ich den gesuchten Wildgänseflug von Katata, der eine Liebeserklärung darstellt, so deutlich gesehen hatte, daß ich ihn malen konnte.

Ich wollte am nächsten Tag abreisen, ging aber am Abend noch ins Teehaus, wo ich fünf von unseren Malern traf. Dem einen hatte eine Tänzerin den Wildgänseflug von Katata bereits erklärt, dem andern ein Fischermädchen, bei dessen Vater er wohnte, dem dritten und vierten und fünften andere Mädchen von Katata, so daß wir alle merkten: das Schriftzeichen des Gänsefluges war ein öffentliches Geheimnis der jungen Mädchen in Katata und wurde immer angewendet, als Zeichnung auf einer Vase, als Wandschirmbild und so weiter, wenn ein Mädchen von Katata einem Manne eine Liebeserklärung machen wollte.

Wir hatten das bis damals in Kioto nicht gewußt. Aber jetzt kennen das Schriftzeichen des Wildgänsefluges von Katata alle Kinder von Kioto, weil alle Maler das Geheimnis hier verbreitet haben, alle, die in Katata waren. Auch der kaiserliche Hof weiß es längst, und die junge Prinzessin ist bereits von dem ganzen Hof als lächerlich erklärt. Der Kaiser und die Kaiserin sollen sehr ärgerlich sein, und du selbst wirst deinen Kopf verlieren, wenn du den Saal fertig gemalt hast und dir einbildest, von der Prinzessin geliebt zu sein."

Oizo dachte einen Augenblick nach, dann lachte er und sagte:

„Da ich die Prinzessin nicht liebe, wird mir der Hof doch nicht böse sein, weil ich den Wildgänseflug mit Lust an meiner Malerei malen wollte, und

nicht mit Lust an der Liebeserklärung des Schriftzeichens."

„Doch, doch," sagte sein Freund. „Du mußt fliehen, du mußt dich verstecken, bis der Tempel eingeweiht ist. Man wird den Saal der Prinzessin verschlossen halten und gar nicht zeigen. Aber du mußt fortbleiben, bis man die Liebeserklärung der Prinzessin vergessen hat.

Ich rate dir, nimm ein Segelboot und halte dich einen Monat lang auf dem Biwasee versteckt. Auf dem weiten Wasser draußen wird dich niemand suchen, und du kannst den Booten ausweichen."

„Ich trenne mich nur schwer von meiner Malerei," sagte der Maler Oizo. „Aber du hast recht. Ich will fliehen und will mich verstecken, bis der Saal der Prinzessin vergessen ist."

Oizo verließ Kioto noch in derselben Nacht, kaufte sich ein Boot, das er mit Nahrungsmitteln versah, und zog dann hinaus auf den See.

Aber die Tage waren unfreundlich: es war Vorfrühling. Viele Tage lang lagen die Nebel wie Binden vor Oizos Augen, und er sah nichts und hörte nichts im Nebel als das Knirschen seines Bootes.

Eines Tages ließ er sein Boot treiben und sagte zu sich: „Ich will aussteigen, wo das Boot landet. Wenn ich nicht malen kann, tötet mich die Langweile. Ich will wenigstens wieder einmal malen dürfen. Und wo jetzt das Boot landet, weiß ich auch, werde ich ein Bild finden, das mir längst in der Seele vorgeschwebt hat."

Das Boot des Malers trieb im Abend an den Strand von Katata.

„O, unglücklicher Ort," sagte Oizo. „Soll ich also wirklich das Bild vom Flug der Wildgänse noch einmal malen? Ich will noch abwarten und sehen, was mit mir geschieht, wenn ich ans Land steige. Die Götter haben das Boot gelenkt, die Götter werden auch meine Schritte lenken."

Der Maler stieg ans Land und ging über den leeren Strand, auf dem kein Schilf wuchs, sondern nur die gelben Schilfstoppeln vom Vorjahr standen.

„Hier sang das Schilf im Vorjahr, als ich fleißig war und Fische malte. Jetzt ist der Strand faul und tot, vom Winter verdammt, so wie man mich zur Faulheit verdammt hat."

Plötzlich bückte sich der Maler und hob eine unscheinbare Seemuschel auf, die blau irisierend und rot irisierend mit weißer Innenschale wie eine Blume hier zwischen den leeren Kieselsteinen am Strand leuchtete. Dizo wendete die Muschel in der Hand hin und her, schüttelte den Kopf, hielt die Hand an die Stirn und dachte nach und meinte zu sich:

„Wo habe ich nur diesen blau irisierenden Schein neben dem rot irisierenden Feuerschein hier in Katata schon einmal gesehen? Ich weiß gewiß, daß es in Katata war, wo ich diese beiden Farben unvergeßlich nebeneinander sah."

Wie er noch dachte und seinem Gedächtnis noch nicht auf den Grund kommen konnte, kam ein japanisches Mädchen hügelabwärts zum Seewasser hin. Sie trug auf dem Kopf einen flachen Korb und schüttete den Inhalt des Korbes, der wie Erde aussah, ungefähr zwanzig Schritte von Dizo entfernt, in den See.

„Was machst du da?" rief der Maler ihr zu.

Das Mädchen sah sich nach ihm um, streckte plötzlich die Arme von sich, stieß einen zischenden Schreckenslaut aus, als ob sie einem Geist oder einem Gott ins Gesicht sähe, hüllte ihr Gesicht in ihre Ärmel, kniete am Seerand nieder und steckte ihren Kopf ins Wasser.

Dizo rief: „Haben denn die Götter dir deinen Verstand genommen, weil du dich ertränken willst, Mädchen?"

Dizo sprang hin, und als er näher kam, sah er, daß das Mädchen sich eifrig das Gesicht wusch, und er erkannte an der einen Gesichtshälfte, die noch voll Ruß war, die Tochter des Töpfers, Graswürzelein, die aus dem Brennofen ihres Vaters die Asche in einem Korb an den See getragen hatte.

„Was machst du da?" fragte Dizo noch einmal. „Ich hätte dich beinah nicht erkannt, Graswürzelein,

12*

weil du zur Hälfte schwarz und zur Hälfte weiß bist."

Graswürzelein prustete das Wasser aus ihrer Nase, wusch sich die andere Gesichtshälfte rein, und während sie sich mit dem Innenfutter ihres Ärmels Gesicht und Hände trocknete, fuhr sie den Maler ärgerlich an:

„Ich wollte gar nicht, daß du mich erkennen solltest. Als ich dich hier so plötzlich am Strand stehen sah, nachdem ich die Ofenasche in den See geworfen hatte, und ich dir nicht ausweichen konnte, wollte ich mir den Ruß vom Gesicht waschen, damit ich dir ja unkenntlich bliebe. Denn du hast mich ja nur ein einziges Mal gewaschen gesehen."

Und wirklich, Dizo konnte das weiß gewaschene Mädchen kaum erkennen.

„Du sagst, ich hätte dich einmal gewaschen gesehen? Ich habe dich immer nur schwarz gekannt."

„Doch, doch," nickte Graswürzelein. „Erinnerst du dich nicht, Meister, da ich dir auf einer Tonvase den Flug der Wildgänse von Katata beschrieb? Erinnerst du dich nicht? Es war im Mondschein. Du saßt auf dem Altan und ich am Ofen im Hof."

„Du warst rot und blau beschienen," sagte Dizo, „wie die Muschel hier, die mondblau und feuerrot in meiner Hand irisiert und leuchtet. Das ist das Bild, das ich hier malen will. Ich will dein Gesicht malen, blau vom Mond und rot vom Feuer beleuchtet. Und darum bin ich nach Katata gekommen."

Graswürzelein lachte einen Augenblick. Dann aber wurde sie sehr ernst.

„Nein," sagte sie und schüttelte den Kopf. „Du darfst nicht mehr in unser Haus kommen. Ich habe das Feuer zu schlecht geschürt, so lang du da warst, und ich habe meinem Vater zu viele Tonvasen verbrannt."

„Du hast noch einen Grund, den du nicht sagst," meinte Dizo. „Die Tonvasen will ich deinem Vater alle bezahlen, während ich dich male. Rede und sage deinen Grund, warum ich nicht mehr in dein Haus kommen soll?"

Graswürzeleins Wangen erröteten, und sie hielt

rasch ihre Hände an die Wangen, um die Wangenröte mit den Händen zu verbergen.

Dizo sah staunend, wie schön das Mädchen war, und hörte, wie ihre Stimme wisperte und rhythmisch sang, während sie sprach, als ob das Schilf vom Vorjahr wieder um ihn sänge.

„Willst du nicht eine Bootfahrt mit mir machen, Graswürzelein? Es kommt eine lauwarme Luft über den See, und die Abende sind schon lang und hell. Ich glaube, die Wildgänse müssen bald wiederkommen."

„Ja, bei den Göttern, das ist wahr," seufzte das kleine Mädchen. „Die Wildgänse möchte ich dir auf dem See zeigen, Meister." Und ein Lachen blitzte in ihren Augen, so wie die nassen schwarzen Seekiesel blitzen. „Das ist die Luft der Wildgänse heute abend. Du hast sie nie vom See aus kommen sehen, Meister?"

„Nein, ich sah den Wildgänseflug nur vom Land, über Hügel und Baum."

„Dann will ich ihn dir vom See aus zeigen," nickte das Mädchen eifrig; und ihr blasses Gesicht und ihre zitternden Hände redeten schnelle Sätze, die sie nicht aussprach.

Sie kletterte vor Dizo ins Boot, ergriff die Ruder und ruderte, ohne ein Wort mehr zu sprechen, lenkte das Boot, ohne den Maler zu fragen, wohin er wolle. Dizo fühlte und verstand natürlich an der Röte und Blässe des Mädchens, daß sie eine Herzenserregung verbarg. Er blieb lautlos sitzen und horchte auf sein eigenes Herz, das ihm bis an den Hals schlug. Denn das Mädchen wurde in seinen Augen immer schöner, und er hätte es gern umarmt.

Der Biwasee lag wie Öl so glatt, und auch die Luft war wie Öl. Als legte man zwei Spiegel aufeinander, so lag der Spiegel des abendlichen Vorfrühlingshimmels auf dem Spiegel des Sees.

Graswürzelein legte plötzlich die Ruder ins Boot und sagte: „Still! Sie kommen!" Und gleich darauf wiederholte sie:

„Still! Sie kommen!"

Dizo wunderte sich, warum er denn still sein solle, da er nicht sprach. Er wußte nicht, daß seine Stimme fortwährend in den Ohren des Mädchens summte und ihr Blut unausgesetzt mit ihm redete.

Ihm selbst geschah jetzt das gleiche. Er fuhr auf und sagte:

„Still! Sie kommen!" Denn auch er hörte das Mädchen in seinem Blut reden, — sie, die kein Wort sprach.

Dann war es, als wenn Ruderkähne hoch in der Luft mit großen Ruderschlägen herbeiführen, und als ob Mühlen sich drehten mit unsichtbaren Rädern. Und Laute, die nicht Musik, nicht Menschenstimmen und nicht Tierstimmen glichen, die aber feierliche Akkorde in die Stille über den See schufen, klangen irgendwo im unermessenen Abendraum, kreiselten, waren da, wurden im Abendgrau zu weißen fliegenden Erscheinungen, bildeten dann eine Kette über den Köpfen des Mädchens und des Mannes, zogen ein Spiegelbild im Wasser nach, wie eine Reihe weißer winkender Tücher. Die weiße Geisterkette beschrieb eine weiße Schleife am Himmel und eine weiße Schleife im Wasserspiegel und verrauschte wie ein musikalischer Windton und hinterließ Atemzüge von Befremdung, von Sehnsucht, als wäre die Luft mit unerfüllten Wünschen noch lange nach dem Vorbeizug der Wildgänse von Katata angefüllt.

Es war jetzt so dunkel auf dem See, als wäre die Dunkelheit wie ein zweites Wasser aus der Tiefe gestiegen und stünde über den Köpfen der beiden Menschen im Kahn. Es war nur noch ein Rest von der Tageshelle, klein wie ein durchsichtiges Ei, im Westen über dem Strand.

Dizo konnte nicht Graswürzeleins Gesicht sehen. Er tastete nach der Bank im Schiff, suchte ihre Hände, die er streicheln wollte. Aber sie hatte ihre beiden Hände in die weiten Ärmel ihres Kleides gewickelt, als hätte man ihr die Hände abgeschlagen.

„Gib mir deine Hände! Ich will sie dir wärmen, wenn du frierst. Oder fürchtest du dich vor bösen Seegeistern, daß sie dich an der Hand nehmen könn-

tens? Hab keine Furcht, Graswürzelein! Du bist zu schön. Alle Götter müssen dich beschützen. Auch die bösen Götter werden gute Götter, wenn du sie ansiehst."

„Was willst du von mir?" sagte das Mädchen. „Habe ich dir nicht den Flug der Wildgänse über den See gezeigt? Hast du nicht ihr Schriftzeichen lesen können, ihre Schrift aus Himmel und Wasserlinie?"

„Die Liebeserklärung?" fragte Dizo.

„Die Liebesabsage," flüsterte erregt und hastig die Tochter des Töpfers.

Und nun verstand Dizo, der Schriftzug hatte sich durch die Spiegelung, die im Seewasser dazu kam, in ein anderes Schriftzeichen verwandelt; und wenn die Mädchen von Katata dieses einem Liebhaber zeigten, so war er abgewiesen. Die Fluglinie der Wildgänse im Wasser und am Himmel vom See aus gesehen bedeutete in Sprachzüge übersetzt:

„Ich liebe nicht, daß du dich nach mir umwendest. Ich wende mich auch nicht nach dir um."

Welch sonderbarer Zufall, daß der Wildgänseflug sich doppelt deuten ließ, je nachdem die Wasserspiegelungslinie sich einfügte oder nicht. Daß Graswürzelein ihn liebte und ihn nur necken wollte, als sie ihm die Absage gab und ihn vielleicht zur Annäherung reizen wollte, begriff Dizo sofort, denn die Luft um sie und ihn war wunderbar geschwängert von Verlangen und schweigender Zuneigung.

Ohne sich zu besinnen, legte er seinen Arm um das kleine Weib und fand keine Abwehr. Graswürzelein versteckte nur beschämt ihr Gesicht in des Malers Brustgewand.

Dizo erzählte ihr rasch:

„Du weißt nicht, Graswürzelein, daß ich wie ein totes Holz draußen auf dem See seit Tagen herumtreiben mußte, daß ich es endlich nicht aushalten konnte, daß mir das Land verboten war, weil ich es vor der Liebeserklärung der Prinzessin fliehen mußte. Aber jetzt, seit ich die Doppeldeutung des Fluges der Wildgänse weiß, kann ich den Saal der Prinzessin

fertig malen, wenn ich die Spiegellinie im Wasser hinzufüge. Und niemand im Lande wird mehr sagen können, daß die Prinzessin sich lächerlich gemacht hätte, sondern daß sie sich unnahbar machen wollte, wie es einer Prinzessin geziemt. Alle sollen dann im Saal das Schriftzeichen lesen:

Ich liebe nicht, daß du dich nach mir umsiehst. Ich sehe mich auch nicht nach dir um.

Dann komme ich wieder und baue in Katata mein Haus. Und du sollst nicht mehr den Ofen deines Vaters schüren. Du sollst neben mir sitzen bei meinem eignen Feuer. Und ich will dich malen, immer wieder malen in dem Kleide des Vorfrühlings, am Strand, im Haus, im Mond, im Wasser, am Feuer. Und alle sollen sagen: das ist das glücklichste Mädchen von Katata. Sie ist auf allen Bildern im Vorfrühling gemalt zur warmen Abendstunde, in der man den Flug der Wildgänse erwartet und verliebt sagt, auch wenn niemand redet: Still! Sie kommen!"

Da wickelte Graswürzelein ihre Hände aus den Ärmeln und umschlang Oizo.

Von Ishiyama den Herbstmond aufgehen sehen

Unter den zehn Teehausmädchen im Teehaus von Ishiyama war „Hasenauge" eins der unscheinbarsten. Sie war nicht feurig, sie tanzte auch nicht sehr lebendig, sie schminkte sich unordentlich und trug die vier Schleppen ihrer vier Seidenkleider nicht in der richtigen Abstufung übereinander. Aber sie konnte Geschichten erzählen, kleine winzige Geschichten, die nur fünf Minuten dauerten, aber fünf Tage zum Nachdenken gaben. Deshalb war sie in aller Unscheinbarkeit eine Kostbarkeit für das Teehaus in Ishiyama.

„Hasenauge" kannte dreitausend Geschichten allein über den aufgehenden Herbstmond, der von Ishiyama gesehen, als eines der herrlichsten Schauspiele über den Biwasee gilt.

Ich will drei dieser nachdenklichen Geschichten hier

wiedererzählen, die alle den Herbstmond von Ishiyama teils als Hauptperson, teils als Hintergrund haben.

Stellt euch vor, wir hätten eben in einem der kleinen Gemächer, im ersten Stock des Teehauses, auf den geglätteten Strohmatten des Fußbodens, auf dünnen, nur fingerdicken seidenen Kissen an der Diele Platz genommen. Die Schiebefenster zum See sind weit offen. Hinter dem roten Lackgeländer der kleinen Veranda liegt die Seeflut, wie ein Wasser, das bis ans Ende der Welt reicht. Zu beiden Seiten der Fenster zischeln Wassereschen. Ihre Blätter sind in der Abenddämmerung lang und schmal und flirren wie Libellenschwärme vor dem perlmutterfarbigen Seeglanz.

Es liegen auch ein paar Hügellinien hinter den Bäumen, die sind im Abend wie grünliche Glasglocken. Der Himmel ist spinnwebgrau und scheint hinter einem Zipfel des Sees leicht zu brennen, wie wenn man ein Streichholzflämmchen an einen Schleier hält. Die Helle kommt vom aufgehenden Mond, den deine und viele Augen jetzt auf den Altanen der Häuser von Ishiyama erwarten.

Vor dir auf der Diele stehen offene Lackschachteln. In diesen sind gebackene Fische, Reis, Makaronen, Wurzelgemüse und Geflügelstücke soeben heiß vor uns aufgetischt. Elfenbeinerne Eßstäbe liegen, wie lange Damenhutnadeln, daneben; und Hasenauge, welche dir Gesellschaft leisten soll, verpflichtet sich, dir eine ihrer Geschichten vom aufgehenden Mond zu erzählen, ehe das Essen kalt ist, ehe sich der Essensdampf verflüchtigt hat und ehe die große goldene Mondscheibe so hoch über den Seerand gestiegen ist, daß sie die Seelinie losläßt. Dabei sollst du dazwischen von den zwei Eßstäbchen, die sie ergreift, und aus der dünnen Porzellanschale, die sie mit Reis und anderen Speisen füllt, von Hasenauge selbst wie ein Kind immer mit ein paar Bissen gefüttert werden, und du bekommst aus einer Fingerhuttasse Tee und aus einer Fingerhuttasse Reisschnaps oder aus einem europäischen Glas japanisches Bier aus einer Flasche eingegossen, von

bayerischen Brauern in Tokio gebraut. Vom Fenster kommt die Abendluft und der Fischgeruch des Sees herein, aber der parfümierte Puder von Hasenauges weißgetünchtem Gesicht ist stärker als der Seegeruch.

Hasenauge erzählt:

Der König hatte einst in Hakatate im Norden Japans einem Fischzug beigewohnt, bei dem man unter anderen großen Fischen auch ein Meerweib fing. Aber nicht eines jener guten Meerfräulein, die am Strand mit den Fröschen und Unken singen, sondern ein Tiefseeweib, das noch nie an der Wasseroberfläche gewesen war, das nie Land, nie Sonne, Mond und Wolken gesehen hatte.

Das gefangene Meerweib hatte einen mächtigen Goldfischschweif statt der Füße, ihr Haar war schwarz wie Schreibtusche und ihre Augen rot wie Kaninchenaugen. Es war dem König geweissagt worden, daß er drei Nächte ein Weib lieben müßte, das weder Sonne noch Mond gesehen hätte. Deshalb war er zum Fischzug mit seinen Leuten nach Hakatate ausgezogen, hatte besonders große Netze auswerfen lassen, um ein Meerweib der Tiefsee zu fangen. Der König wird sein Reich verlieren, wenn er ein solches Weib nicht drei Tage lieben will, lautete eine alte Prophezeiung.

Aber damit, daß man das Weib gefangen hatte, war nicht die größte Sorge vom König genommen. Jenes Weib, das ihn mit den roten Augen scheinbar blind ansah, das mit dem roten Schweif um sich schlug und ein paar Kähne des Königs zertrümmerte, jenes Weib, das nicht sprechen, nicht lachen und nicht seufzen konnte, drei Tage zu lieben, — dies war eine so heroische Aufgabe, daß sich alle, die um den König waren, entsetzten.

Nur der König war ruhig, stellte sich am Ufer vor die Weisen seines Landes hin und fragte:

„Wie weit reicht meine Macht?"

„Deine Macht, o Herr, reicht über Himmel, Erde und Wasser."

„Über alles, was darinnen ist?" fragte der König.

„Über alles Männliche, was im Himmel, auf der

Erde und im Wasser ist," sagten die Weisen. „Nur das Weibliche läßt sich nicht regieren."

„Gut, dann soll der Mond, der dort aufgeht, untergehen," rief der König. „Wenn ich allen gebieten kann, dann soll der Mond nie mehr in meinem Reich erscheinen, ehe er mir geholfen hat, dieses Fischweib hier in ein Menschenweib zu verwandeln."

Der König ließ das Fischweib binden und in sein Zelt legen, ließ Essen und Trinken in das Zelt stellen und ließ die Zeltvorhänge fest hinter sich zuschließen, so daß es finster im Zelt war wie in der Meerestiefe.

Die Weisen des Königs aber setzten sich mit des Königs Mannschaften rings um das Zelt draußen und waren sicher, daß der Mond nicht in dieser und in keiner Nacht mehr aufgehen werde. Aber der Mond kam wie immer und teilte sanfte Schatten und gelben Feuerschimmer über die Weisen und über das Zelt aus.

Der Mond kam auch in der zweiten Nacht und in der dritten Nacht. Am Anfang der vierten Nacht rief der König drinnen im Zelt, man solle die Zelttüren öffnen. Und der König trat heraus, und neben ihm an seiner Hand ging ein gesittetes schönes Weib. Das hatte Augen, so dunkel wie die mondleere Nacht, und hatte keinen Fischschweif, sondern zierliche Füße und war frisiert und in seidene Schleppenkleider gehüllt, wie es einer Königin geziemt.

Die Weisen waren erstaunt, daß der König ohne Hilfe des Mondes das Seeweib in ein Menschenweib verwandelt hatte. Denn während der Mond drei Nächte lang auf- und untergegangen war und sich nicht um den Befehl des Königs gekümmert hatte, hatten die Weisen drei Nächte lang für ihr Leben gezittert, weil sie des Königs Macht übertrieben hatten und in dem König den Glauben an eine Allmacht erweckt hatten, die er nicht besaß.

Jetzt aber waren die königlichen Weisen zufrieden, übertrieben des Königs Macht noch mehr und sagten zungenfertig:

„O König, Eure Macht ist noch größer, als wir dachten. Ihr habt ohne Hilfe des Mondes das Meerweib in ein Menschenweib verwandelt."

Der König antwortete ihnen nicht, führte das Weib zu seinem Boot und befahl, daß man die Segel lichte, um von Hakatate heim nach Süden zur Königstadt zu ziehen und dort den Einzug der Königin zu feiern.

Auf dem roten Lackaltan des goldenen Boothauses saß die neue Königin schweigend neben dem König, sie, die noch keine Sonne und keinen Mond hatte aufgehen sehen, sie, die von ihrem Menschenleben nur die Liebesumarmungen des Königs kannte, sie, die drei Nächte und drei Tage an des Königs Brust gelegen hatte und, von des Königs Wunsch und Sehnsucht durchdrungen, aus einem Meerweib in ein Menschenweib verwandelt worden war.

Ihre Haare hatten sich von selbst geflochten, um dem König zu gefallen; in der Finsternis hatten sich Kleider um sie gewebt, damit sie für den König geschmückt erscheine. Sie hatte sich aus ihrem Fischleib Füße gebildet, um dem König folgen zu können, denn das starke Herz des Königs hatte drei Nächte über ihr gelegen und hatte sechzigmal in der Minute das Wort „Liebe" zu ihr gesagt.

Von der Liebe jetzt verwandelt, sah die Königin noch nicht das schaukelnde Schiff und noch nicht des Königs Gefolge und noch nicht sich selbst. Sie ahnte noch nichts von ihrer Verwandlung und saß noch in liebestrunkenem Zustande unbewußt neben dem König.

Da tauchte, rot wie ein großer Berg aus rotem Lack, die Mondkugel aus der Meerestiefe und zog im Wasser einen feuerroten Widerglanz hinter sich her wie einen feuerroten Schweif.

Die Weisen des Königs, welche unter dem Altanrand des Boothauses in der Bootstiefe saßen, hätten sich längst gerne bei der Königin eingeschmeichelt, fanden aber noch keine passende Anrede. Jetzt aber warf sich einer der Weisen vor dem König nieder und rief:

„Seht, Herr, der Mond trägt die Farbe der Scham, weil er zu schwach war, Euch zu helfen."

Nun hob die Königin die Augen, und der Mond warf seinen Schein wie eine Umarmung über sie. Und der König wurde fast eifersüchtig, daß jemand im Welt-

kaum wagte, sein Weib anzurühren, das er sich selbst geschaffen hatte.

Aber ein anderer Weiser, der den ersten überbieten wollte, warf sich vor der Königin nieder und rief:

„Seht, der Mond, o Königin, hat, um Euch zu gefallen, den Fischleib angezogen, den Ihr abgelegt habt. Er hat Euern roten Schweif und Eure roten Augen angenommen, die der König in die Meerestiefe schickte."

Da ging über der Königin Gesicht ein zuckender Schreck; sie sah an sich herab und wußte nicht, wer sie verwandelt hätte, und sie erkannte sich als Menschenweib und schauderte über ihre Verwandlung.

Der König wurde über die Rede des Weisen vor Zorn rot wie die Mondscheibe.

Da warf sich rasch ein dritter Weiser vor ihm nieder, ihn und die verwirrte Königin zu beschwichtigen:

„Nein, hoher Herr, hohe Herrin, das ist nicht der Mond, den Ihr dort aufgehen seht. Das ist des Königs Herz, das nicht in des Königs Brust, sondern in des Königs Reich wohnt, des Königs Nachtherz, das abends rot aus dem Meere steigt, und das nur Euch gehört, o Königin. Aber der König hat auch ein Tagherz. Das werdet Ihr morgen früh sehen, o Königin. Das gehört uns, uns Weisen, denn es ist hell wie die Weisheit selbst und teilt Klarheit aus und nennt sich die Sonne."

Als dieser Weise so gesprochen hatte, daß ihn keiner mehr überbieten konnte, zog er sich selbstzufrieden mit den andern in die Bootstiefe zurück. Dort saßen sie in langer Reihe, jeder mit dem Kopf auf der Schulter des andern und schliefen ein.

Der König aber legte seine Brust an die Brust der Königin, und während das Schiff mit gespannten Segeln durch die Nacht strich, nach Süden, umarmte der König die Königin wie ein brünstiger Adler.

Das Meer aber zischte und raschelte, als wären die Wellen bis an den Weltrand des Königs Flügel, und als schlügen sie laut an den Himmel, während der König die Königin umschlungen hielt.

Gegen Morgen wurde das Meer still. Der König

Der König antwortete ihnen nicht, führte das Weib zu seinem Boot und befahl, daß man die Segel lichte, um von Hakatate heim nach Süden zur Königstadt zu ziehen und dort den Einzug der Königin zu feiern.

Auf dem roten Lackaltan des goldenen Boothauses saß die neue Königin schweigend neben dem König, sie, die noch keine Sonne und keinen Mond hatte aufgehen sehen, sie, die von ihrem Menschenleben nur die Liebesumarmungen des Königs kannte, sie, die drei Nächte und drei Tage an des Königs Brust gelegen hatte und, von des Königs Wunsch und Sehnsucht durchdrungen, aus einem Meerweib in ein Menschenweib verwandelt worden war.

Ihre Haare hatten sich von selbst geflochten, um dem König zu gefallen; in der Finsternis hatten sich Kleider um sie gewebt, damit sie für den König geschmückt erscheine. Sie hatte sich aus ihrem Fischleib Füße gebildet, um dem König folgen zu können, denn das starke Herz des Königs hatte drei Nächte über ihr gelegen und hatte sechzigmal in der Minute das Wort „Liebe“ zu ihr gesagt.

Von der Liebe jetzt verwandelt, sah die Königin noch nicht das schaukelnde Schiff und noch nicht des Königs Gefolge und noch nicht sich selbst. Sie ahnte noch nichts von ihrer Verwandlung und saß noch in liebestrunkenem Zustande unbewußt neben dem König.

Da tauchte, rot wie ein großer Berg aus rotem Lack, die Mondkugel aus der Meerestiefe und zog im Wasser einen feuerroten Widerglanz hinter sich her wie einen feuerroten Schweif.

Die Weisen des Königs, welche unter dem Altanrand des Boothauses in der Bootstiefe saßen, hätten sich längst gerne bei der Königin eingeschmeichelt, fanden aber noch keine passende Anrede. Jetzt aber warf sich einer der Weisen vor dem König nieder und rief:

„Seht, Herr, der Mond trägt die Farbe der Scham, weil er zu schwach war, Euch zu helfen.“

Nun hob die Königin die Augen, und der Mond warf seinen Schein wie eine Umarmung über sie. Und der König wurde fast eifersüchtig, daß jemand im Welt-

kaum wagte, sein Weib anzurühren, das er sich selbst geschaffen hatte.

Aber ein anderer Weiser, der den ersten überbieten wollte, warf sich vor der Königin nieder und rief:

„Seht, der Mond, o Königin, hat, um Euch zu gefallen, den Fischleib angezogen, den Ihr abgelegt habt. Er hat Euern roten Schweif und Eure roten Augen angenommen, die der König in die Meerestiefe schickte."

Da ging über der Königin Gesicht ein zuckender Schreck; sie sah an sich herab und wußte nicht, wer sie verwandelt hätte, und sie erkannte sich als Menschenweib und schauderte über ihre Verwandlung.

Der König wurde über die Rede des Weisen vor Zorn rot wie die Mondscheibe.

Da warf sich rasch ein dritter Weiser vor ihm nieder, ihn und die verwirrte Königin zu beschwichtigen:

„Nein, hoher Herr, hohe Herrin, das ist nicht der Mond, den Ihr dort aufgehen seht. Das ist des Königs Herz, das nicht in des Königs Brust, sondern in des Königs Reich wohnt, des Königs Nachtherz, das abends rot aus dem Meere steigt, und das nur Euch gehört, o Königin. Aber der König hat auch ein Tagherz. Das werdet Ihr morgen früh sehen, o Königin. Das gehört uns, uns Weisen, denn es ist hell wie die Weisheit selbst und teilt Klarheit aus und nennt sich die Sonne."

Als dieser Weise so gesprochen hatte, daß ihn keiner mehr überbieten konnte, zog er sich selbstzufrieden mit den andern in die Bootstiefe zurück. Dort saßen sie in langer Reihe, jeder mit dem Kopf auf der Schulter des andern und schliefen ein.

Der König aber legte seine Brust an die Brust der Königin, und während das Schiff mit gespannten Segeln durch die Nacht strich, nach Süden, umarmte der König die Königin wie ein brünstiger Adler.

Das Meer aber zischte und raschelte, als wären die Wellen bis an den Weltrand des Königs Flügel, und als schlügen sie laut an den Himmel, während der König die Königin umschlungen hielt.

Gegen Morgen wurde das Meer still. Der König

schlummerte ein, und seine Arme ließen im Schlaf die Königin los. Diese richtete sich auf, als eben der Mond gelblich grau vom Himmelsbogen herabstieg und im Meer verschwinden wollte.

Da des Königs Augen geschlossen waren und er schlief, erkannte ihn die Königin nicht mehr, denn sie hatte nie einen schlafenden Menschen gesehen. Weil auch die Weisen unten im Schiff sich nicht rührten und die Bootswachen lautlos unter dem Mast kauerten, glaubte sich die Königin ganz allein und verlassen. Und sie sprach zum Monde, der schon zur Hälfte im Meer versunken war, und den sie für des Königs Herz hielt:

„O Nachtherz, das mir gehört, ich will nicht des Königs zweites Herz erwarten, das den andern gehört. Ich will bei dir bleiben und mit dir gehen, wohin du gehst."

Die Königin stand auf, trat an den Bootrand und ließ sich ins Meer fallen und verschwand in der Flut. Als der König die Königin am Morgen nicht fand, versuchten ihn die Weisen mit ihrer Weisheit zu trösten und sagten:

„Die Prophezeiung lautete, o König, du solltest ein Meerweib drei Tage und drei Nächte lieben, aber nicht eine vierte Nacht dazu."

Doch der König war erschüttert von Trauer und wild und aufgebracht von Verzweiflung über die Torheit der Weisen, die ihn nicht einen König hatten sein lassen, sondern ihn zu einem Gott hatten machen wollen. Denn ihm war klar: es hatte der Königin vor dem Tageslicht gegraut, das sie einsam machen sollte, weil die Weisen gesagt hatten, das Tagesherz des Königs gehöre nur der Weisheit und nicht der Liebe.

Eine furchtbare Wut überfiel den verlassenen Mann. Er riß mit einer Faust die Segel von den Tauen und wollte mit der anderen Faust den Mastbaum ausreißen, um alle Weisen damit zu erschlagen.

Diese aber, erschrocken, heuchelten Demut und riefen:

„O Herr, die Königin wird wiederkommen, wenn Ihr es befehlt, sobald der Mond heute abend aufsteigt. Ehe Ihr uns jetzt ungerecht umbringt, wartet

wenigstens mit Euerm Urteil über uns bis zum Abend. Kommt die Königin nicht mit dem aufgehenden Mond, so könnt Ihr uns immer noch töten."

Mit solchen Worten schläferten sie des Königs Wut ein, denn sein Schmerz war größer als sein Zorn. Und als er hörte, daß die Königin vielleicht am Abend wiederkommen könnte, glaubte er daran, wie jeder Liebende gern an Wunder glaubt. Und er hoffte, die Königin würde vielleicht als Fischweib am Abend wiederkommen und sich von ihm wieder in ein Menschenweib verwandeln lassen, wenn der Mond aufginge.

In der Mittaghitze, als die Sonne aus dem Meer und aus dem Himmel zugleich brannte und der König auf einem Haufen Segeltuch am Bootrand einschlief, schlichen sich die schlauen Weisen seines Landes an den Schlafenden heran und stießen den Haufen Segeltuch samt dem schlafenden König ins Meer. Denn alle hatten beratschlagt, daß sie den wütenden König noch vor Abend töten müßten, um nicht selbst getötet zu werden.

Als die Sonne den König nicht mehr auf dem Deck sah, stieg sie früher als sonst von der Mastspitze herunter, und verwundert sahen die Weisen, daß der Tag schneller zu Ende war als je. In dieser Nacht warteten sie vergeblich auf den Mond. Es war kein Mondaufgang, und es schien eine endlose Nacht angebrochen zu sein; denn die Sonne ging auch nicht mehr auf zu der Zeit, da sie erwartet wurde.

Danach verwirrte sich die Weisheit in allen ihren Hirnen; die Weisen des Landes hatten die Liebe im Reich umgebracht, und mit der Liebe blieben Sonne und Mond aus dem Reich verschwunden. Denn die Liebe ist allmächtiger als die Weisheit. Alle, die im Boot waren, wurden wahnsinnig und stürzten sich ins Meer, dem toten König nach. —

So erzählte Hasenauge. Und bei den letzten Worten deutete sie mit den Eßstäbchen, mit denen sie dich bei der Unterhaltung gefüttert hatte, hinaus auf den Biwasee. Umgeben von einem gelben Dunstkreis, als hätte er einen gelben Ährenkranz auf dem Kopf, stand der

Vollmondgott draußen am Fenster und trat seinen Rundgang an.

Wenn du dann aus dem Teehaus heimgehst, kann es einem Neuling, der Hasenauge zum erstenmal erzählen hörte, vorkommen, daß er mit dem Mond in Streit gerät. Der Mond stellt sich quer über den Weg und fragt ihn:

„Nun, hat dir wirklich Hasenauge während meines Aufgangs zwölf Geschichten erzählt?“

Zuerst sagst du ja. Du besinnst dich nicht, rechnest nicht nach und sagst: Ja, zwölf.

Der Mond lacht stolz über Ishiyama und freut sich.

Nach einer Weile rufst du den Mond, hinter einer Hausecke, an den Weg hervor und sagst:

„Es war nur eine Geschichte, aber es klang wie zwölf.“

Da lächelt der Mond noch stolzer und freut sich noch mehr über Ishiyama.

Und wieder nach einer Weile, ehe du in dein Haus trittst, fragst du den Mond an der Türschwelle:

„Sag mal, wie kommt das, daß Fräulein Hasenauge dreitausend Geschichten allein vom Mondaufgang über Ishiyama erzählen kann? Kommt es daher, daß du nirgends so schön wie am Biwasee aufgehst? Ich glaube, du bist Fräulein Hasenauges Geliebter.“

Da rascheln alle Eschenbäume im Mond, und sie fragen dich:

„Hat dir Fräulein Hasenauge heute ihre dreitausend Geschichten erzählt?“

„Ja, ungefähr dreitausend,“ antwortest du, ohne dich zu besinnen.

Und am nächsten Abend geht der Mond über dem Biwasee bei Ishiyama noch geschichtenreicher auf als sonst. —

„Liebe und der aufgehende Mond machen das Haar wachsen. Darüber will ich dir gleich eine Geschichte erzählen,“ sagte Hasenauge zu mir und reichte mir ein Schälchen frischen Tee und einen großen Brocken Pfefferminzzucker dazu und drückte mir eine kleine Prise frischen Tabak in die kleine silberne Tabakpfeife. —

Als einer der schönsten Tempel in Kioto gebaut

werden sollte, erwiesen sich alle Stricke, die den bronzenen Dachfirst auf die Gerüste hinaufwinden sollten, als zu schwach. Darum entschlossen sich alle die Tausende von Frauen in Kioto, dem Tempel ein Opfer zu bringen und ihr Haar dicht am Kopf abschneiden zu lassen, damit daraus Stricke für den Tempelbau gedreht würden. Es wurde auch wirklich ein dreihundert Meter langer Haarstrick aus den geopferten Haaren gedreht, und dieser schwarze Strick, der die Dicke eines Männerarms hat, wird noch heute in einer Lacktonne im Tempel von Kioto aufbewahrt.

Die Frau eines japanischen Adligen, die auch ihr Haar zum Tempelopfer abgeschnitten hatte, und die in jener Zeit schwanger war und nahe vor der Stunde des Gebärens stand, erschrak so sehr, als sie sich im Handspiegel sah und ihr Kopf ihr kahlrasiert entgegenglänzte, daß sie sich der Tränen nicht erwehren konnte.

Die Tempelgötter nahmen die Schwachheit dieser Frau übel und straften sie an dem Kinde, das sie gebar. Sie schenkten ihr ein kleines Mädchen, aber diesem wuchs nicht ein einziges Haar auf dem Kopf; und wie eine Elfenbeinkugel so glatt, weiß und haarlos blieb die Schädelschale des Kindes.

Die Frauen von Kioto, denen allen daran gelegen war, daß ihr Haar bald wieder wüchse, und die wußten, daß der zunehmende Vollmond den Haarwuchs beschleunigt, taten sich zu Vollmondprozessionen zusammen und wallfahrteten in langen Zügen im Mondschein zu den verschiedenen Kiototempeln.

Jene adelige Dame nahm zu jenen Nachtprozessionen ihr kleines Mädchen mit, in der Hoffnung, der Mond würde dem Kind Haare wachsen lassen. Aber die Prozessionen nützten nichts, und die Mutter war gezwungen, dem Kind Perücken machen zu lassen. Das Mädchen wurde damals von allen Leuten in Kioto „Mondköpfchen" genannt, weil es so kahl war wie der Vollmond.

Als Mondköpfchen verheiratet wurde, wußte der junge Mann, der sie zur Frau nahm, daß er eine kahlköpfige Frau heiratete. Aber es lag ihm nichts daran, denn er hatte Mondköpfchen immer in schöner gutsitzender

Perücke gesehen. Und er hatte sich keine Gedanken darüber gemacht, wie eine kahlköpfige Frau ohne Perücke aussehen kann.

Die Hochzeitsnacht verlief, wie die meisten Hochzeitsnächte, für die beiden Neuvermählten mit geschlossenen Augen, und das Liebesglück ward nicht gestört.

Aber schon in der zweiten Nacht verschob der junge Ehemann erst zufällig, dann scherzend Mondköpfchens schwarze Perücke. Er spaßte und schob sie ihr bald auf das linke Ohr, bald auf das rechte, bald auf die Nase, bald auf den Nacken zurück, und er kollerte sich neben seiner jungen Frau vor Lachen. Immer, wenn die Frau ernst und liebend ihre Arme ausbreitete, juckte den Mann ein Kobold an den Fingern, so daß er der Perücke erst jedesmal einen kleinen Puff gab, ehe er seine Frau in die Arme schloß.

Dieses geschah in der zweiten Nacht. Aber in der dritten war es überhaupt nicht mehr zum Aushalten. Der junge Mann setzte sich selbst die Perücke auf, so daß die Frau böse wurde, nicht mehr im Zimmer bleiben wollte und sich auf den Altan setzte. Es war dunkel draußen, und er lief ihr mit einem Licht nach. Als er sie perückenlos mit hellleuchtendem Schädel am Altanenrand sitzen sah, prustete er vor Lachen, kollerte ins Zimmer zurück und rief:

„Ich habe den Vollmond geheiratet."

Bisher hatte Mondköpfchen ihren Namen immer harmlos hingenommen und sich nie darüber erschreckt. Aber nun brach sie in Weinen aus.

Am dritten Tage nach der Hochzeit ist es in Japan Sitte, daß die Frau ihre Eltern besucht. Mondköpfchen ließ sich am nächsten Morgen in einer Sänfte in ihr Vaterhaus tragen, weinte sich bei ihrem Vater und ihrer Mutter aus und wollte nicht mehr zu dem Mann zurückkehren, der mit ihrer Perücke spielte und statt der Liebe Gelächter über sie ausschüttete.

Aber Vater und Mutter überredeten Mondköpfchen, wieder zu ihrem Mann zurückzukehren, und versprachen, alles daran zu setzen, ein Mittel ausfindig zu machen, damit ihre Haare wüchsen. Sie sollte sich nur noch eine kurze Wartezeit auferlegen.

Mondköpfchens Eltern hatten diesen Rat nur aus Verzweiflung gegeben und mußten jetzt selbst weinen, als ihr Kind zu seinem Mann zurückgekehrt war; sie waren ratlos.

Plötzlich sagte die alte Frau zu ihrem Mann:

„Ich weiß, womit ich die Götter jetzt versöhnen kann. Ich will mein Haar zum zweitenmal abschneiden und es den Tempelgöttern opfern. Die Götter sind gut und geben mir dann sicher einen Rat für unser Kind."

Die Frau tat so und trug ihr ergrautes abgeschnittenes Haar, zu einer kleinen Schnur geflochten, in den Tempel der tausendhändigen Kwannon und band dort die Haarschnur um das goldene Handgelenk der tausendfach segenspendenden Göttin.

Die Götter versöhnten sich danach mit ihr und gaben ihr in der Nacht einen Rat. Die Frau hörte im Traum eine Stimme, die sagte:

„Liebe und Vollmond lassen die Haare wachsen. Schicke dein Kind nach Ishiyama. Wenn es dort den Herbstmond aufgehen sieht, werden Liebe und Mond deinem Kind ein schönes Haar schenken."

Die Mutter erzählte den Traum ihrer Tochter, und Mondköpfchen glaubte begeistert an die Weissagung. Und Mondköpfchens Mann, der immer noch lachte, sagte wenig rücksichtsvoll zu seiner jungen Frau:

„Reise nur nach dem Biwasee und laß dir dort Haare wachsen. Ich muß mich hier inzwischen von dem Nachgelächter erholen."

Mondköpfchen reiste an den Biwasee.

Im aufgehenden Mondschein sahen die Bewohner von Ishiyama die kahlköpfige junge Frau auf dem Balkon des Rathauses sitzen, wo Mondköpfchen Wohnung genommen hatte. Die frommen Bewohner des Seeortes nannten sie nur die elfenbeinerne Heilige, weil ihr haarloser Kopf wie vergilbtes altes Elfenbein in der Abenddämmerung leuchtete. Viele lenkten abends vom See ihre Kähne am Rathaus vorbei, um die bleiche, stille Frau auf dem Altan unter den Sykomorenbäumen sitzen zu sehen, und jeder, der sie sah, dachte sich eine Geschichte über sie aus.

13*

Ein junger Adliger, der ein Landhaus in der Nähe von Ishiyama hatte, hörte durch seine Leute von der fremden Frau, die Abend für Abend den aufgehenden Herbstmond von Ishiyama erwartete. Und er richtete es so ein, daß er am Spätnachmittag in einen der Sykomorenbäume am Ufer stieg, wo er, hinter den Ästen verborgen, Mondköpfchen beobachten konnte, die wie ein Götterbild regungslos im Mondschein saß und sich Liebe und Haare wünschte.

Bald danach erhielt die junge Frau von dem jungen Adligen ein Gedicht gesandt, das war mit Goldtusche auf Purpurpapier geschrieben. Das Gedicht erzählte von einem Sykomorenbaum, der ein Mensch werden wollte, um zu ihr zu kommen und neben ihr auf dem Altan zu sitzen.

Mondköpfchen freute sich aufrichtig über das schwärmerische Gedicht. Und als sie wieder im Mondschein saß und mit der Hand über ihren Kopf strich, fühlte sie zu ihrem Entzücken die ersten Haarspuren, denn sie sehnte sich in dieser Nacht sehr nach ihrem Mann zurück.

Am nächsten Tag erhielt sie einen Brief, der sagte ihr:

„Ich bin ein Mann, der Dich liebt, und möchte Dich bald vom Altan holen. Laß Dich entführen, schöne Frau."

In dieser Nacht sehnte sich Mondköpfchen noch mehr nach ihrem Manne, und ihre Haare wuchsen einen Arm lang, und am Morgen reichten sie ihr bis zum Gürtel. In der nächsten Nacht wuchsen sie ihr beim aufgehenden Mond bis zu den Knien.

Mondköpfchen empfing in dieser Nacht einen dritten Brief, der sprach:

„Ich weiß, daß Du einen Mann in Tokio hast. Liebe mich, so werde ich ihn töten."

Da erschrak Mondköpfchen, ließ sich noch in derselben Nacht in einem Kahn über den Biwasee fahren und reiste nach Kioto und zeigte sich und die Briefe ihrem Mann.

Als der Mann seine Frau im prächtigen Haar vor sich sah, wurde er still, und seine Augen wurden dunkel

vor Bewunderung. Und als er die drei Briefe gelesen hatte, wurden seine Augen finster, seine Arme breiteten sich aus, und sein Mund, der nicht mehr lachte, sagte:

„Komm in meine Arme, wenn du mir jetzt noch treu sein willst, seit du so schön bist, und wenn du mir verzeihen kannst, daß ich gelacht habe, als du noch nicht so schön warst. Willst du mir aber eines Tages die Treue brechen, dann tue es lieber jetzt und gehe zu dem Mann, der die Briefe geschrieben hat, damit er mich tötet. Denn wenn du mich jetzt verläßt, hat mich schon mein Leben verlassen, und der Tod ist dann nur eine Zeremonie, die ich nicht spüren werde."

Mondköpfchen setzte sich auf die Diele vor ihren Mann nieder und begann den Tee zu bereiten. Das bedeutete, daß sie ihn für immer lieben und ihm treu bleiben würde und ihm verziehen hätte. —

Und Fräulein Hasenauge lächelt ungläubig und erzählt eine neue Geschichte.

Ein Spielzeugverkäufer, ein Schilfmattenflechter und ein Holzkohlenhändler saßen eines Abends, ehe der Vollmond über Ishiyama aufging, am Rande der Landstraße nach Ishiyama. Der Spielzeugverkäufer hatte an einer langen Stange ein Bündel Spielsachen hängen, meist aus Watte gearbeitete große Insekten, ungeheuer graue und silberne Riesenspinnen, grüne und braune Grashüpfer und Heuschrecken, riesige Libellen mit farbigen Flügeln aus Gelatinepapier.

Der Schilfmattenflechter trug ein großes Bündel zusammengerollter, feingeflochtener Schilfmatten auf dem Rücken. Das sah in der Abenddämmerung aus, als trüge er lange Kanonenrohre.

Der Kohlenhändler trug einen Korb auf dem Kopf, den er im Gehen balancierte. Drinnen im Korb unter einem Tuch war die feinste Holzkohle, die er selbst zubereitet hatte.

Im Straßengraben sitzend, an welchen das Schilf vom See her heranreichte, erzählten sich die drei Kriegsgeschichten. Der eine, der Spielwarenhändler, behauptete, er wäre bei der Einnahme von Peking dabei gewesen. Der Rohrmattenflechter behauptete, er

hätte mit vor Port Artur gelegen. Der Kohlenhändler behauptete, er wäre auf einem Schlachtschiff im Chinesischen Meer Heizer gewesen. Aber alle drei verstanden vom Kriegshandwerk so wenig wie eine Katze vom Neujahrsfest. Und ihre Erzählungen waren so drollig, daß ganz Japan sie lachend immer noch weiter erzählt.

Der Spielwarenhändler sagte: „Als wir die Stadtmauern von Peking sahen, liefen unsere Augen wie Spinnen über die Ebene von Peking, unsere Füße hüpften wie Heuschreckenbeine über die Mauerwälle, unsere Bajonette, Säbel und Kugeln flogen wie surrende Libellen über die Chinesen her. Aber das war alles umsonst. Ihr wißt: wenn man den Chinesen sticht, haut oder vierteilt, ist dies geradeso unnütz, als wenn man gegen den aufgehenden Vollmond streitet. Die Chinesen stehen immer wieder gesund und unverwundbar vor dir, denn jeder hat Tausende von Körpern ineinandergeschachtelt, so wie es Spielzeugschachteln gibt, von denen Hunderte ineinander passen."

„Womit habt ihr denn die Chinesen umgebracht, wenn sie nicht zu erschlagen sind?" fragte der Schilfmattenflechter.

Der Spielzeughändler blähte sich auf wie eine Schweinsblase, die ein Kinderluftballon werden will.

„Oh, wir haben ihnen allen den Rücken gewendet, so daß die Chinesen keines unserer Gesichter sahen und nicht sahen, wie wir lachten, und haben unsere Gewehre in die Luft abgeschossen, in die Wolken und in den blauen Himmel und haben mit den Bajonetten und den Säbeln in die Luft gestochen und haben nicht gegen die Chinesen, sondern gegen den Himmel gekämpft.

Da hat die Chinesen, die Söhne des Himmels, ein großer Schreck erfaßt, als sie sahen, daß wir ihren Himmel angriffen. Tausende starben vor Erstaunen, Tausende vor Entsetzen, und Tausende kamen auf den Knien zu uns gekrochen und hatten die Tore zur himmlischen Stadt Peking geöffnet, damit wir ihre Väter und Götter im Himmel nicht bekriegten."

„Das ist drollig," sagte der Schilfmattenhändler.

„Aber gegen die Russen hättet ihr nicht so kämpfen dürfen. Die Russen haben von den Knien abwärts Kanonenrohre statt der Füße, und immer, wenn sie ein Bein heben, können sie mit dem Bein auf dich schießen. Sie heben ihre Beine in die Luft, geradeso wie meine zusammengerollten Matten lang in die Luft gucken. Und sie brauchen nicht zu zielen, denn ihre Füße haben Augen, die sie Hühneraugen nennen, und diese zielen für sie. Und während ihre Beine gehen und schießen, haben die meisten Essen und Trinkflasche in den Händen und füttern und tränken jeder sein Maul. So bleiben sie immer stark und kommen nie von Kräften und sind unbesiegbar."

„Ja, wie habt ihr sie dann besiegt, die Russen?" fragte der Kohlenhändler.

„Oh, das war ganz einfach. Das sagt einem jeden doch der helle Verstand, wie man einen Russen besiegt. Nur ein Kohlenhändler wie du kann so dumm fragen, als ob du Kohlenstaub in deinen Augen hättest und nicht wüßtest, daß wir die Russen besiegt haben.

Der Russe läßt doch immer nur seine Beine gradaus marschieren und schießen, aber seine Augen im Gesicht sehen nichts als das Essen und Trinken vor dem Maul. Darum, wenn die Russen aus Port Artur auf uns losmarschierten mit ihren schießenden Beinen, stellten wir uns ruhig zu beiden Seiten des Weges auf und ließen sie ruhig an uns vorbei. Dann gingen wir hinter ihnen her, jeder faßte einen Russen am Gürtel und drehte ihn einfach wieder gegen Port Artur um, in der Richtung auf das Meer zu. Da sie einmal im Gehen waren und sich im Fressen und Saufen nicht stören lassen wollten, marschierten sie auf Port Artur zurück und liefen dort über die Kaimauern ins Meer, wo sie ertranken. Die Armeen aus der Mandschurei aber, die aus dem Norden kamen, drehten wir nach Norden um, so daß sie ruhig zur sibirischen Eisenbahn zurückmarschierten. Und die Eisenbahnbeamten, im Glauben, der Krieg sei beendet und die Russen seien Sieger, fuhren die fressenden und saufenden Armeen nach Petersburg zurück, wo sie dann einzogen, immer noch in dem Glauben, daß

sie die Sieger wären. In der Zeit besetzten wir die ganze Mandschurei, und das soldatenleere Port Artur war unser."

„So einfach war es aber doch nicht," sagte der Kohlenhändler, „denn erst mußten wir die russische Flotte zerstören, wobei ich einer der Haupthelden war."

„Erzähle!" sagten die beiden anderen Helden.

„Da ist nichts zu erzählen. Das war die allereinfachste Sache von der Welt, die russische Flotte zu vernichten," wisperte der Kohlenhändler bescheiden wie eine Feldmaus.

„Eines Morgens dachte ich mir: heute zerstöre ich die russische Flotte, denn ich hatte Sehnsucht nach meiner Frau, und nichts als die russische Flotte hinderte mich, zu meiner Frau zu reisen.

Ich steckte mir eine Schachtel Streichhölzer ein, ein paar japanische Zeitungen und ein paar Stückchen Holzkohle. Ich schwamm von meinem Schiff an die Hafenmauer von Port Artur heran, zündete mir ein Pfeifchen an, setzte mich auf einen Klippenstein und fabrizierte aus meinen japanischen Zeitungen kleine Papierschiffe, wie sie die Schulkinder am Biwasee machen. In jedes Schiffchen steckte ich ein Stückchen Kohle, das war der Schornstein des Schiffes; manche hatten auch zwei und vier Schornsteine. Die Kohlenstücke zündete ich an, und dann ließ ich meine Schiffe mit dem Südostwind auf Port Artur los, und sie zogen an der Hafenmauer entlang. Meine kleine Papierflotte wurde augenblicklich von allen Leuchttürmen dem Admiral der russischen Flotte signalisiert. Die russische Flotte verließ sofort in Schlachtreihen den Hafen und umzingelte meine Zeitungspapierflotte. Tausend Schüsse hallten aus den russischen Schiffsbäuchen, und als sich der Rauch verzog, war natürlich meine Papierflotte untergegangen. Auf allen Rahen und auf allen Masten stellten sich nun die russischen Marinesoldaten in Parade auf, um dem sieghaften russischen Admiral ein dreifaches Hurra für seinen Sieg auszubringen.

Auf diesen Augenblick hatte ich nur gewartet. Denn

ich wußte, die Russen hatten ihren Mut mit Schnaps angefeuert, und es mußte beim Siegesgeschrei der Tausenden und Tausenden von Soldaten eine Wolke von Alkoholgasen in der Luft entstehen, und diese Wolke konnte ich mit einem einzigen Streichholz in Brand setzen.

So war es auch. Das erste Hurra ließ ich sie zum Vergnügen schreien. Aber bei dem zweiten Hurra wäre ich beinahe selbst erstickt, — so sehr stank die Luft nach Alkohol.

Kaum flackte das Streichholz auf, so entzündete sich über dem Meer die Alkoholwolke, und eine Flamme pflanzte sich fort von Schiff zu Schiff; Mannschaften und Schiffe, vom Alkoholdunst erfüllt, explodierten unter Gekrach. Später sagten die Russen uns nach, wir hätten mit Stinkbomben geschossen und mit griechischem Feuer. Und es war doch nur ihr Alkoholatem, der die ganze Flotte verbrannt hat, als ich mein Streichholz anzündete."

„Ja, sag mir aber," fragte mißtrauisch und kleinlich der Spielzeughändler, „sag mir, Kriegskamerad, wie konntest du die Streichholzschachtel trocken erhalten, als du von deinem Schiff nach Port Artur geschwommen bist?"

Auch der Schilfmattenhändler nickte heftig und ungläubig und bezweifelte gleichfalls, daß eine Streichholzschachtel beim Schwimmen trocken bleiben könnte.

„Habe ich euch denn nicht gesagt," fuhr der Kohlenhändler sie grob an, „daß ich an diesem Morgen Sehnsucht nach meinem Weib hatte? Wißt Ihr nicht, was Sehnsucht bedeutet? Sehnsucht haben heißt so heißes Blut kriegen, daß alles ringsum verdorrt."

„Ja dann verstehen wir, daß deine Streichholzschachtel im Gürtel nicht naß wurde, wenn du Sehnsucht nach deinem Weib hattest, Kriegskamerad," nickten der Spielzeughändler und der Schilfmattenverkäufer dem Holzkohlenhändler zu.

Der Vollmond war inzwischen langsam aus dem Schilf gerollt, betrachtete sich breit lachend die drei Überhelden und erzählte die Geschichte in ganz Japan weiter.

Ein japanischer Winter am Biwasee ist nicht so kalt und nicht so schneereich wie die meisten deutschen Winter, aber doch liegt oft fußhoch eine weiße Schneerinde am Seerand, auf den Hausdächern und in den Gabeln der Bäume. See und Himmel sind dann vom Winterdunst eingewickelt. Der See liegt wie ein dunkles Zelt im Nebelrauch, und wie weiße Insektenschwärme kommen die Schneeflocken an. Ihr kreiselnder Tanz im Wind ist im Wintertag das einzige Leben am See, dessen Spiegel blind ist, auf dem sich kein Segel zeigt, dessen Schilffelder abgemäht sind, und der einer Wüste aus grauem Basalt ähnelt.

Die Japaner tragen in der weißen Jahreszeit drei bis vier wattierte graue und bräunliche Seidenkleider übereinander. Sie kennen keine Öfen. Nur eine kleine Kohlenglut in einem Messingbecken wärmt die hingehaltenen Fingerspitzen. Aber die Japaner haben viel Eigenwärme in sich. Sie sind gewöhnt an den Verkehr mit offener Luft in luftreichen, leichten Bambusholzhäuschen, hinter dünnen Papierwänden und Papierscheiben, gekleidet in den drei anderen Jahreszeiten in luftige Seiden- und Kreppstoffe und eingehüllt in das bequeme Schlafrockkostüm, das den Gliedern Spielraum zu Eigenbewegung läßt. So sind sie ein gesundes warmblütiges Volk geblieben. Die Seele der Japaner ist ebenso warmblütig wie ihre reinlichen, gutgelüfteten und leeren Papierzimmer. Keine Möbelstücke sind in ihren Zimmern, der saubere Strohmattenboden des Gemaches muß alle Möbel ersetzen. Er stellt Tisch, Stuhl, Sofa und Sessel dar, ist handdick, aus dünnstem, feinstem Rohrmattengeflecht, ist nachgiebig, leicht elastisch, und du darfst ihn nur mit Strümpfen, nie mit Schuhen betreten. In diesen leeren Gemächern, deren Wände leicht getönte Bambusstrohfarbe, mehlweißes Papier oder gelbliche Naturhölzer zeigen, hebt sich das Menschenantlitz ab wie ein Porträt auf ungestörtem Hintergrund; und die Gesten der Menschen, in diesen leeren Gemächern, werden in den kleinsten Bewegungen wichtig und

bleiben deiner Erinnerung eingeprägt, wie Schriftzüge auf weißem Papier.

Als farbiger natürlicher Zimmerschmuck stehen in den offenen Schiebetüren die Ausblicke auf die maigrünen, sommergelben, herbstbraunen und winterblauen Landschaftsbilder, der Flug vorüberziehender Vögel, wandernde Wolken und Menschen. Unwillkürlich befürworten die leeren, farblosen Gemächer die Liebe zur farbigen Außenwelt. Die Welt, die immer im Türrahmen erscheint, wenn eine Schiebetür sich öffnet, wirkt im leeren Zimmer doppelt lebhaft als Landschaft oder als Mensch, der zu Besuch kommt; jeder Mensch wird zum lebenden Bild, wenn er sich zu dir auf die Leere der Diele zwischen die leeren Wände setzt. Man kann sich leicht denken, daß sich dann alle Landschaftsreize steigern und den Hausbewohnern so wichtig werden wie einer europäischen Hausfrau die Möbelstücke.

In den leeren Gemächern von Seta am Biwasee ist das Abendrot vor den Türen zu Seta eine Berühmtheit geworden, und das Abendrot von Seta gesehen haben, ist wie Bienenhonig dem Ärmsten und verspricht dir noch nach langen Jahren einen sanften Tod. —

In Seta lebte die Frau eines verarmten Adligen. Ihr Mann war im Krieg gegen die Europäer gefallen, ebenso ihre zwei Söhne. Diese Frau reiste öfters im Sommer oder im Frühling zur Kirschblütenzeit nach Kioto oder nach dem Wallfahrtsort Nara oder nach den heiligen Tempeln von Nikko, um dort im Gebet, in den Tempeln, an heiligen Orten ihrem Mann und ihren zwei Söhnen näher zu sein.

In Kioto, im Tempel der fünftausend Kriegsgenien, stehen in den zehn langen Reihen je fünfhundert aufrechte goldene Götter. Jeder Gott hat zwanzig bis dreißig Arme, schwingt Speere und Schwerter; und man sagt: sollte Kioto einmal von Feinden angegriffen werden und in höchster Not sein, dann ziehen die fünftausend Götter aus der langen hölzernen Tempelhalle aus und werden die alte Kaiserstadt verteidigen.

In diesen Tempel ging die verwitwete Frau am

liebsten, denn dort traf sie im Gebet ihren Mann. Wenn sie vor den fünftausend Götterbildern niederkniete, sprach er in ihr Ohr wie ein Lebender.

Die feuerrote düstere und fensterlose Lackhalle, darinnen die fünftausend goldenen Götter nur von den riesigen offenen Türen beleuchtet wurden, gab der Witwe ein aufregend wohliges Gefühl. Wenn sie über die hunderttausend goldenen Speere und Schwertspitzen schaute, glaubte sie ein Kriegsgetümmel vor sich zu sehen. Von den zehn Reihen der Götter steht immer eine Reihe höher hinter der andern, so daß man sich vor einem Berg von Lanzen, Schwertspitzen, goldenen Armen und goldenen Heiligenscheinen befindet, als strömten dir goldene Götterscharen bergab entgegen.

Als die Frau eines Tages wieder im Gebetstaumel die Halle verließ, sah sie draußen auf dem Bretterweg, der an der hundert Fuß langen Halle entlangführt, einen Mann stehen, der sich, wie das Japaner öfters tun, hier im Bogenschießen übte. Der Mann glich auffallend ihrem toten Gatten. Am einen Ende des Bretterwegs stand der Schütze mit dem altmodischen, mannsgroßen Bogen, am andern Ende des Bretterwegs war die weiße Scheibe angebracht, und an der ganzen Tempellänge entlang surrte der Pfeil des Schießenden. Trotzdem jetzt allgemein das Gewehr in Japan eingeführt ist, üben sich einige Japaner noch zum Vergnügen im Bogenschießen, und besonders ist der Bretterweg am Tempel der fünftausend Kriegsgenien ein beliebter Übungsplatz in Kioto.

Die Frau zitterte vor Erregung, als sie den Schützen sah, der das getreue Abbild ihres verstorbenen Mannes war. Ihr Auge hatte einen unwiderstehlichen, leidenschaftlichen Ausdruck, und ihr ganz kleiner Körper wurde wie ein Stück Magneteisen und zog den Mann nach sich, den sie anschaute.

Sie blickte den Schützen an, trat rückwärts wieder in die Tempelhalle zurück und ging an der untersten Reihe der Genien entlang, genau wissend, daß der Schütze Bogen und Pfeile wegstellen und ihr nachfolgen müßte. Sie kam in das dunkle Ende der

Halle, wo Holztreppen ähnlich Leitern, verstaubt, uralt und düster, zu einer dunkeln Holzgalerie führen, die sich hoch unter dem Dach des Tempels über den fünftausend Genien hinzieht. Der Mann, der ihr gefolgt war, kam leise die dunkle Stiege herauf. Sie kauerte auf der obersten Stufe nieder und wollte ihn an sich vorübergehen lassen.

„Deine Augen können surren wie Pfeile," sagte der Mann und blieb neben ihr stehen.

„Du siehst meinem verstorbenen Mann ähnlich," sagte die Frau. „Deswegen habe ich dich angesehen."

Der Mann atmete schwer. Er senkte den Nacken und flüsterte rasch:

„Wenn dich dein Mann so gern umarmt hat, wie ich dich jetzt hier umarmen möchte ..."

Er sprach den Satz nicht fertig, faßte die Frau flink, wie ein Affe eine Äffin, und die harte Tempeldiele wurde ihr Liebeslager.

Danach sagte die Frau leise:

„Was haben wir getan? Wir sind im Tempel der fünftausend Genien!"

„Wollust schändet keinen Tempel," antwortete der Mann. „Fünftausendmal will ich dich hier umarmen. Fünftausendmal wollen wir uns hier treffen."

Die Frau schauderte vor Glück. In die geheimnisvolle Tempelluft und Tempeldunkelheit schienen außer den fünftausend Kriegsgöttern fünftausend Liebesgötter eingedrungen zu sein. Und sie sagte zu dem Mann:

„Wir wollen nicht wissen, wie wir heißen, wir wollen nicht wissen, wo wir wohnen. Wir wollen nicht verabreden, wann wir uns treffen. Wir wollen es den fünftausend Genien überlassen, daß sie unsere Wege zusammenführen. Und immer, wenn wir uns zusammenfinden, wollen wir nichts besprechen und nichts fragen und uns nur umarmen, wie wir uns hier umarmt haben.

Ich will nicht wissen, ob du ein wirklicher Mensch bist, oder nur eine Erscheinung, ähnlich meinem Mann. Ich will dich genießen wie die Abendröte, die jetzt

über die Türschwelle dort eintritt, und die wirklich und unwirklich ist zugleich."

Die beiden hielten ihr Verabredung. Die Frau änderte nicht ihre Reisen und ihre Wallfahrten nach den andern Wallfahrtsorten. Und nachdem sie monatelang in Kioto täglich zu den verschiedensten Stunden den Tempel der fünftausend Genien besucht und täglich den Schützen dort getroffen, umarmt und geliebt hatte, reiste sie nach dem Wallfahrtsort Nara, ohne ihrem Geliebten bei ihrer Abreise ein Wort zu sagen.

In Nara war es Hochsommer. Die Wiese vor dem großen Zedernwald, darauf die feuerrote sechseckige Pagode steht, war umwimmelt von weißen, blauen und gelben Schmetterlingen. Im Wald bei den rotbraunen senkrechten Zedernstämmen stehen, dichtgedrängt wie Grabdenkmäler in einem Kirchhof, Steinlaternen in Gruppen und Gassen und begleiten alle Waldwege, dichtgedrängt wie versteinerte Völker. Schwarzbronzene Hirsche, von Künstlern als Statuen gegossen, ruhen auf Steinsockeln. Aber auch Hunderte von lebenden Rehen und Hirschen gehen in großen Rudeln zahm auf allen Wegen, zahmer als Hühner in einem Hühnerhof.

Als jene Frau mit dem Bahnzug nach Nara kam, stand ein großes Gewitter über dem Wald. Aber sie fürchtete sich nicht, nahm am Bahnhof einen Rikschawagen, fuhr bis zum Eingang des Waldes und schickte den Wagen zurück.

Hier in Nara betete die Frau meist zu ihrem ältesten Sohn und kniete viele Stunden in der Halle des großen Daibutsu, welches eines der riesenhaftesten Buddhabilder Japans ist.

In einem roten mächtigen Holzbalkenhaus sitzt der haushohe Buddha, alt und schwerfällig geschnitzt, bräunlich vergoldet auf einer ungeheuern Lotosblume. Sein runder Kopf reicht bis unter das Dach des Tempels. Drei haushohe Flügeltüren stehen offen. Aber das Licht von den Wiesen draußen kann den mächtigen Kopf, der bis in die Dämmerung des Dachstuhles reicht, kaum erhellen.

Die Frau war in den Tempel getreten, kniete auf den Strohmatten nieder und vertiefte sich in ein stilles Gespräch mit ihrem verstorbenen ältesten Sohn. Da rollte der ferne Donner und war wie die näherkommende Stimme eines Gottes über ihr. Die schwüle Gewitterluft machte die große, dunkle Tempelholzhalle noch dumpfer, und der Geruch des Räucherwerkes und der Geruch der alten sonnengewärmten Holzbalken wurden der knieenden Frau wie eine Last, als ob sich der schwere mächtige Buddha über sie böge. Und sie mußte an den Mann denken, der sie Tag für Tag in Kioto im Tempel der fünftausend Genien umarmt hatte.

Der Regen prasselte jetzt draußen auf das Tempeldach und auf die ungeheure Holzgalerie vor dem Tempel. Ein Blitz flog herein, und der große goldene Buddha erschien für den tausendsten Teil einer Sekunde hell bis unter das Dach.

„Ist es wahr, Gott," dachte die Frau, „daß Wollust den Tempel nicht schändet, so laß den Mann aus Kioto eintreten und mich in Nara bei dir wiederfinden."

Über die Holzgalerien draußen kamen jetzt Hunderte von Schritten, Schritte über die Wiesenwege, Menschenstimmen aus den Wäldern, Männer, Frauen und Kinder, lachend und kreischend, die vor dem Gewitter flüchtend, in die Halle des großen Daibutsubildes eindrangen.

Die knieende Frau wollte wieder zu ihrem Sohn beten. Aber der Lärm des Regens, der vielen humpelnden Füße von Wallfahrern und der Menschenstimmen zerstreute sie, so daß sie unter die Gruppen der Leute an eine der offenen Türen trat und dem Sturzregen zusah, der die Landschaft in einen weißen Nebel hüllte.

Blitz um Blitz blendete sie, daß sie sich von der Türe weg gegen die Gesichter der Menschen wenden mußte, von denen einzelne Gruppen, weiß im finstern Tempel, bei jedem Blitz aufleuchteten.

Neben einer kleinen Frau und umgeben von einer Schar von Kindern, entdeckte sie plötzlich einen Mann, der ihrem Sohn, zu dem sie eben gebetet hatte, ähn-

lich sah. So müßte ihr Sohn jetzt aussehen, so seine Frau und seine Kinder, wenn er jetzt lebte und glücklich wäre.

Bei dem zweiten Blick aber erschrak sie. Es war nicht mehr das Gesicht ihres Sohnes. Es war jener Mann aus Kioto mit seiner Familie, die hier vor dem Gewitter in den Tempel geflüchtet waren. Bei dem dritten und vierten Blitz erkannte sie ihn deutlich und sah weg.

Sie schlug rasch ihren kleinen Fächer auf, versteckte ihr Gesicht dahinter, drängte sich aus dem Tempel hinaus und eilte mitten in den prasselnden Regen den Hügelweg hinunter in die graue, dampfende Sommerlandschaft. Weit weg stellte sie sich unter einen Zedernbaum, versteckt hinter einer Steinlaterne. Ihr Haar war vom Regen aufgelöst, ihr Fächer aufgeweicht. Sie hatte ihre Schmucknadeln aus dem Haar verloren, ihr seidenes Festkleid klebte an ihr wie eine Fischhaut. Sie weinte und weinte. Sie hatte doch nicht wissen wollen, ob der geliebte Mann verheiratet wäre, ob er eine Familie hätte. Sie hatte diesen Geliebten zu einem Gott, zu einer Erscheinung machen wollen, zu einer wollüstig gruseligen Tempelvision. Sie hätte sich gern blind geweint, um das Bild aus ihren Augen auszulöschen und den Schützen aus dem Tempel der fünftausend Genien nicht als Gatten und Familienvater sehen zu müssen.

Der Platzregen ließ nach, und die Spitze der roten sechseckigen Pagode, über den noch regendampfenden Wiesen, schien im Abendrot Feuer zu fangen. Das Abendrot ging durch die Wiesendämpfe, färbte die Zedernstämme rot, die Scharen der grauen, moosigen Steinlaternen braun wie Kupfer.

Das Abendrot beruhigte die Frau und gab ihr wieder den Glauben an inbrünstige Ungeheuerlichkeiten. Sie lächelte und fühlte sich rot durchtränkt von dem abenteuerlichen Licht und sagte ganz einfach:

„Die Blitze haben gelogen. Der Mann im Daibutsutempel eben war nicht der Mann aus dem Tempel der fünftausend Genien, den ich wie die Abendröte mit Inbrunst liebe. Er kann nicht zugleich hier und

in Kioto sein, wo ich ihn gestern verließ, ohne ihm etwas von meiner Reise nach Nara zu sagen." Aber sie getraute sich doch nicht, noch einmal zum Daibutsutempel zurückzugehen; und sich zu überzeugen, fehlte ihr der Mut.

Die Frau warf ihren zerknitterten Fächer fort, strich ihre Frisur glatt, schob ihren Gürtel zurecht und machte sich gesittet auf den Heimweg zum Bahnhof von Nara.

Sie reiste durch Kioto, ohne den Tempel der fünftausend Genien aufzusuchen, und ging nach Seta in ihr Haus zurück, tagsüber gepeinigt von dem Gedanken, daß der Mann, den sie in Kioto liebte, Frau und Kinder hätte. Sie wurde nur am Abend erlöst von dem phantastischen Abendrot, das sich über Seta in den wunderbarsten Blutlinienwellen hinzieht, so daß alles Unwahrscheinliche wahrscheinlich wird, so daß die Bäume blutrot wie Korallenwälder werden und die Hügel wie die Brüste und Körperlinien hingelagerter Männer und Frauen, als sei die Erde hier am Abend zu Menschenfleisch und Menschenblut geworden und kenne nichts als umarmende Wollust und Liebe. Die untergehende Sonne am Himmel ist dann in ihrer Röte nur wie eine kleine Kerze in einem roten Gemach, in dem sich zwei umarmt halten, wo das Licht keinen Sinn hat und keinen Wert, weil die zwei, von Leidenschaft entbrannt, sich mit geschlossenen Augen ohne Licht sehen.

Im Abendrot wurde der Biwasee rotgoldig glitzernd und wie von fünftausend goldenen Lanzenspitzen und goldenen Heiligenscheinen bewegt. Die Diele und die Wände im Hause jener Frau wurden düsterrot, als wären sie die uralten, düsterroten Balken des Genientempels in Kioto, als wäre in dem Hause der Frau irgendwo die geheimnisvolle, rote Balkentreppe, wo sie in der roten Tempeldunkelheit, auf der obersten Stufe, hinter dem hohen Geländer, Tag für Tag den Mann treffen könnte, der sie wie das Feuer der Abendröte schnell umarmte und nach der Umarmung wie die Abendröte in das Unbekannte wieder versänke.

In den kältesten Wintertagen konnten die Bewohner von Seta jene Frau zur Spätnachmittagstunde an dem geöffneten Fenster sehen, das auf das flüchtige Winterabendrot hinaussah, — die Frau, die einen kleinen Fächer schwang, als wäre es ihr heiß im Abendrot, trotzdem der Schnee auf dem Geländer des Altans lag und auf den Dächern der Holzhäuser von Seta.

Auch wenn die Abendsonne im Winternebel keine Kraft zum Röten des Himmels hatte und nur wie ein kleiner Tropfen roter Kirschsaft das weiße Laken des Himmels betupfte, saß die Frau zwischen den zurückgeschobenen Papierwänden ihres Teezimmers und fächelte sich, als müßte sie das Abendrot mit jedem Fächerschlag anschüren.

Der Frühling kam, und die Frau fürchtete sich immer noch vor einer Begegnung mit dem geliebten Mann und vor einer Enttäuschung. Sie beschloß eine große Reise zu den Tempeln von Nikko zu machen, im Norden Japans, um dort zu ihrem zweiten Sohn zu beten.

Die kurzweilige Bahnfahrt dorthin zerstreute sie, und sie lachte sich unterwegs wegen aller ihrer Zweifel aus und war schon, ehe sie nach Nikko kam, ganz im klaren, daß der Mann in Nara niemals der Mann von Kioto sein könnte, daß sie sich einfach in der Ähnlichkeit getäuscht hätte. Und sie nahm sich vor, sobald sie von ihrer Wallfahrt nach Nikko wieder zurückkäme, wollte sie den Tempel der fünftausend Genien wieder aufsuchen und versuchen, den Schützen zu treffen, der ihr versprochen hatte, sie fünftausendmal zu umarmen.

Das Rasseln der Eisenbahnräder, das Vorüberfliegen großer Plakatfiguren: gemalter Männer und Frauen, die an den Bahngeleisen amerikanische Fahrräder, deutsches Bier, englische Grammophone anpriesen, das eilige Leben in den eisernen Bahnhofhallen, alle die vorüberhastenden Eindrücke gaben der entmutigten Frau neuen Wirklichkeitsmut, und sie begann sich innerlich zu verspotten und bedauerte den langen Winter, der damit vergangen war, daß sie sich nur vom Abendrot in Seta, aber nicht von ihrem Geliebten hatte umarmen lassen.

Die schieferblaue Bergwelt von Nikko mit einer Silbersonne über den silbernen Kiesbächen, mit blausteinigen Schluchten, deren Ränder von schwarzen zerzausten Kryptomerien umstanden sind, tauchte auf. Das liebliche Japan war verschwunden, und ein heroisches Japan lag hier, mit nasser Felsenschlucht, mit senkrechten weißen Wasserfällen unter einer Sonne, die einem weißen Metallspiegel glich. Wie kupferrote Wimpel hing das rotblättrige Frühlingslaub der Ahornbäume über den Gebirgswegen. Hie und da blühten auch ein paar rosige wilde Kirschbäume und an der Sonnenseite der Abhänge ganze Wälder von rosigen Kamelienbäumen.

Das Bergwasser der Nikkoschlucht aber glitzerte, als wäre es die eherne Kette eines Rosenkranzes, daran Tausende von Gebeten gebetet werden.

Die Frau suchte die Tempel auf, die auf grünen, dunkeln Waldterrassen mit blaubronzenen Dächern und rotem Gebälk wie verwunschene Waldschlösser unter bärtigen tausendjährigen Kryptomerienbäumen liegen.

Viele Tempelwände sind mit kopfgroßen Chrysanthemumblumen aus erhabener Perlmutterarbeit geschmückt und leuchten in sieben Regenbogenfarben. Auf andern Wänden sind aus goldenem Lack in Relief erhabne goldene Löwen und goldene Tiger in springenden Stellungen gearbeitet. Auf andern aus rotem Lack rote Fasanen, aus grünem und blauem Perlmutter Pfauen, aus Elfenbein weiße Kaninchen und weiße Rehe und ganze Elfenbeinwände voll von weißen und bläulichen Päonien, umgeben von Schmetterlingsscharen aus Perlmutter.

Diese kostbaren Tempelwände unter grünen Waldbäumen, unter blau und weißem Wolkenhimmel und umwandert von gelbem Sonnenschein, scheinen mit ihrem irisierenden Perlmutter eine lebende Welt von immer blühenden hochzeitlichen Blumen und eine unvergängliche Welt von sich tummelnden wilden und zahmen Tieren zu sein.

Die Frau kam auf die erste Terrasse, wo die drei berühmten Affen auf einem Tempeltor dargestellt sind, geschnitzt und bemalt. Der erste Affe hält sich die

14*

Augen zu, der zweite Affe die Ohren, der dritte Affe hält sich den Mund zu. Und ihre Bedeutung ist: Du sollst nichts Böses sehen, du sollst nichts Böses hören, du sollst nichts Böses reden.

„Wie leicht ist das getan für den, der geliebt wird, und wie schwer für den, der an der Liebe zweifeln muß," dachte die Frau und ging an den drei Affen vorüber. Und sie kam zu dem schönsten aller Tempeltore. Dessen weiße Säulen sind mit erhabenen Schnitzereien, mit Bäumen, Schilf, Kranichen, Drachen und Wolken geschmückt. An den Friesen der Säulen entlang wandern Scharen von winzigen kleinen Göttern. Dieses Tor ist so vollkommen gearbeitet, daß es, als es fertig war, den Neid der Götter erweckt hätte, wenn man nicht an einer der Säulen absichtlich einen ungeschickten Fehler angebracht hätte, um die neidischen Götter zu versöhnen.

„So vollkommen wie dieses Tor wäre die Liebe zweier Menschen auf Erden, und die Götter würden die Menschen beneiden müssen, wenn sich nicht glücklich Liebende immer einen künstlichen Liebeszweifel erfänden," dachte die Frau und ging durch das kostbare Tor in den Tempelhof der zweiten Terrasse.

Hier ist zur rechten Hand über einer Tempeltür von einem Maler eine lebensgroße weiße Katze gemalt. Die scheint zu schlafen und schläft schon Jahrhunderte. Aber wer sie lange ansieht und sich einen Herzenswunsch dabei denkt, dem kann es, wenn sein Wunsch in Erfüllung gehen darf, begegnen, daß die schlafende Katze ihre Augen öffnet und ihn anblinzelt.

„Oh, ihr Götter," wünschte die Frau, die Katze über dem Tor betrachtend, „laßt eure Tempelkatze die Augen öffnen und mich ansehen, wenn mein Geliebter in Kioto und jener Mann, den ich in Nara sah, zwei verschiedene Männer sind."

Die Frau starrte die schlafende Katze an, aber die gemalte Katze hielt die Augen geschlossen und blinzelte nicht.

„Ist es möglich, daß ich recht gehabt haben sollte? Die beiden Männer sind einer und derselbe gewesen! Und mein Geliebter hat eine Familie und macht eine

andere Frau außer mir glücklich? O weiße Katze, schlage doch die Augen auf und sage damit Nein! Oh, ich will dich ansehen, bis ich blind werde!"

Die Katze hielt die Augen geschlossen, und die Frau verzweifelte, und ihr Herz schmerzte, als würde es ihr ausgerenkt.

„Gut, o Götter, wenn ihr diesen Wunsch nicht erfüllt," sprach sie plötzlich entschlossen, „dann laßt mich dem Mann noch einmal begegnen, um mich zu überzeugen; und zweifle ich dann nicht mehr, daß es derselbe ist, dann laßt mich blind werden mein Leben lang. Schlafende Katze, öffne jetzt deine Augen und sage Ja!"

Die Frau zitterte und hielt sich mit den Fingerspitzen an einer roten Lackwand des Tempelhofes. Die großen Kryptomerienbäume über den Tempeldächern bewegten sich schaukelnd für ein paar Sekunden und warfen Licht- und Schattennetze über die Tempeldächer, über die Lackwände und über die gemalte weiße Katze. Und im Licht- und Schattenspiel schien sich die weiße Katze zu bewegen, sie blinzelte und zeigte für eine hundertstel Sekunde ihre senkrechten Pupillen.

„Sie hat mich angesehen," seufzte die Frau, und klapperte humpelnd auf ihren Holzschuhen, demütig mit gesenktem Kopf, als wäre sie um viele Jahre gealtert, durch die schmale Vorkammer in den Seitentempel.

Da drinnen war ein langes Gemach, und hinter langen Glaswänden lagen in seidenen Futteralen die Schwerter verstorbener japanischer Helden und Könige, ihre Rüstungen und ihre Helme aus Lack, Kork und Holz geschnitzt und mit Bronze beschlagen. Auch große Bogen und Köcher mit Pfeilen standen da.

Die Frau blieb unwillkürlich vor einem großen schwarzen Bogen stehen und legte ihre warme Stirn an die kühle Glasscheibe des Glasschrankes. Es war ganz menschenleer hier, nur vorher hie und da waren ihr Pilger begegnet auf den Treppen und den Terrassen der Tempel, — Männer und Frauen aus allen Teilen Japans, welche Nikko besuchen.

Wie sie jetzt an der Glasscheibe lehnt, sieht sie in

dem spiegelnden Glas durch dieselbe Türe, durch die sie in die lange Kammer eingetreten ist, einen Mann kommen, der eine weißhaarige, gebeugte alte Frau begleitet. Die kleine Alte stützt sich auf einen Stock und auf den Arm des Mannes und sagt zu ihm: „Mein Sohn."

Die Frau wendete ihren Kopf betroffen von der Glasscheibe und warf nur einen Blick über ihre Schulter. Dann sah sie rasch wieder in den Glasschrank zurück, als wollte sie ihr Gesicht im Glas verbergen. Sie hielt den Atem an und ließ den Mann und die alte Frau an ihrem Rücken vorübergehen.

Die Götter hatten ihr ihren Wunsch erfüllt! Sie hatte ihren Geliebten noch einmal gesehen, und sie wußte nun auch, daß er eine Mutter hatte wie andere Menschen, und daß er ein Menschensohn war, daß er nicht bloß Vater und Gatte war, so wie sie ihn in Nara gesehen hatte, daß er auch Kindespflichten kannte, seine alte Mutter an seinem Arm stützte, und daß er ihr nun nie mehr der Gott der Abendröte sein könnte, der Gott des Unbekannten, des Abenteuerlichen, der Gott der Inbrunst ohne Pflichten und ohne Schranken.

Und nun wollte sie blind werden und nicht mehr in der Gegenwart und Wirklichkeit leben, sondern im Dunkeln sitzen, wie ein Herz in der Brust, ohne Licht, nur vom dunkeln Blut umgeben.

Gealtert und bekümmert kehrte die Frau von ihrer Wallfahrt nach Seta an den Biwasee zurück, ohne den Tempel der fünftausend Genien in Kioto zu besuchen, wie sie sich vorgenommen hatte.

Ein brennender, feuriger Sonnensommer verwandelte den Biwasee täglich in eine weißglühende Masse. Zwischen dem flammigen Spiegel des Sees und dem flammigen Spiegel des Sonnenhimmels saß die Frau auf dem Altan ihres Hauses oder in einem schaukelnden Boot und ließ sich die tausend funkelnden Sonnenscheiben, die sich in den Wellen brachen, wie tausend Brenngläser in ihre Augen stechen. Wenn sie vor Schmerzen die Augen schloß, saß sie in einer feuerrot durchflammten Dunkelheit, als wäre sie mitten im

Abendrot von Seta, als wäre sie die rote untergehende Sonne selbst.

Sie wurde blind, wie sie gewollt hatte. Aber auch erblindet sahen sie die Leute von Seta Sommer und Winter, Abend für Abend, mit dem Fächer auf dem Altan sitzen, zu der Stunde, wo das Abendrot in Seta die irdischen Landschaften zu roten Götterlandschaften verwandeln kann und die irdischen gesetzmäßigen Menschengesichter in berauschte unirdische Göttergesichter.

An einem Winternachmittag, als der Nebel des Sees so dick lag, daß die Sonne schon am Mittag im Winterrauch wie eine papierne Scheibe blaß verschwand und ein Hauch von Abendröte erschien, saß die Blinde wieder mit begeistertem Ausdruck auf dem Altan und beschrieb der Dienerin, die ihr den Tee brachte, daß sie rote Wolken sähe, rot wie das Tempelgebälk eines Kiototempels, und daß fünftausend goldene Genien mit hunderttausend goldenen Armen über die roten Wolken geschritten kämen, und daß ein Bogenschütze an der Spitze der Fünftausend ginge. Er winke ihr auf der obersten Stufe einer roten Treppe.

„So schön wie heute sah ich das Abendrot von Seta noch nie,“ sagte die Blinde und lehnte den Kopf an das Altangeländer, von dem der kalte Schnee abbröckelte. Ihre kleine Teetasse klirrte. Sie setzte sie mit zitternden Fingern auf den Boden. Sie fächelte sich noch mit dem Fächer, indes ihr Gesicht die Helle des Schnees annahm. Dann starb sie lächelnd.

Den Abendschnee am Hirayama sehen

An großen Masten ragen ein Dutzend weiße elektrische Bogenlampen in die Nacht. Sie beleuchten einen Landungskai im Hafen von Marseille. Wie ein langer weißer Kreideblock liegt dort ein weißer eiserner Orientdampfer mit Hunderten von runden, gelbleuchtenden Kabinenfenstern. Rot, gelb und weiß beschienene Gesichter und viele beleuchtete Hände und Arme hantieren in der Nacht auf der Plankenbrücke und um

die klirrenden Ketten der Verladungskähne, wo Haufen von Koffern, Reisekörben und Reisekisten verstaut werden.

Durch die langen, schneeweißen Korridore drinnen im Dampfer eilen schneeweiß gekleidete Indier mit schwarzen Gesichtern und schwarzen Händen, aus prächtigen Küchen, in denen üppiges Kupfer leuchtet, in die prächtigen Speisesäle, die von rotem Mahagoniholz und blanken Messingsäulen, von Prunk und Gediegenheit strotzen, darinnen alles seltsam stille steht, indessen die bittere, bewegliche Seeluft durch die glühlampenhellen Räume und durch die Korridortüren wie ein unruhiges Fluidum streicht. Diese Seeluft, die in dem Schiffspalast, auch wenn er am Kai still steht, immer noch allen Räumen quecksilberhafte Ungeduld gibt, wie der Saft einer Pflanze, die man vom Wald ins Zimmer geholt hat. Ein ruhiges Schiff ist kein stillstehender Gegenstand, denn die Wanderluft, die auch im Hafen noch um seine Räume streicht, läßt es nicht schlafend und nicht tot erscheinen. Die Offiziere, Matrosen und Bedienungsmannschaften behalten auf dem ruhigen Schiff immer noch das bittere Fieber der Seeluft in der Brust, und allen erscheint Ruhe als ein Unglück und Wandern als das alleinige Glück.

Das Schiff legt nachts in Marseille an und soll morgen um neun Uhr früh seine Weiterfahrt nach Asien und Japan antreten. Die meisten Passagiere haben für ein paar Nachtstunden das Schiff, das schon aus London kommt, zu einem kurzen Aufenthalt in Marseille verlassen, um wieder einmal Abendbrot an Land zu essen, denn das Schiff ist schon seit mehreren Tagen unterwegs und hat seit London keinen Hafen angelaufen.

Jetzt neigt sich die Nacht ihrem Ende zu. Die elektrischen Lampen brennen noch, aber der Himmel wird schon blau, und Scharen von lachenden und etwas kindisch heiteren Passagieren kehren aus den Nachttheatern und Nachtcafés der Stadt zurück. Junge Leute haben rote und blaue Kinderluftballons an ihre Hüte gebunden. Damen haben sich Arme voll Blumen gekauft, Winterveilchen von der Riviera; und alle Gesich-

ter sehen belustigt aus, als kehrten diese Menschen von einem Volksfest heim. Alle haben sie nur für ein paar Stunden mit ihren Füßen die Erde besucht, die schöne, ruhige, stillstehende Erde mit ihrem irdischen Staubgeruch, und die hat die Passagiere im Herzen so überschwenglich und warm gestimmt.

Jetzt müssen alle wieder auf die schwankenden Schiffsbretter, zurück auf das buckelige Meer, in die staublose, unirdische Seeluft, in der ihnen die Sonne noch treu bleibt, wo aber die Erde meilentief in das Wasser sinkt.

Ein blauer, lauer Januarmorgen brach an. Die Lampen am Kai und im Schiffsinnern verloschen. Dafür zündete die Morgensonne tausend Lampen in den tausend Wellenspiegeln an, und die Messinggeländer des schneeweißen Schiffes, seine roten Schornsteine und zinnoberroten Ventilatoren leuchteten wie die künstliche Kulissenwelt eines Theaters, aufgebaut unter dem indigoblauen Mittelmeerhimmel.

Am Kai standen Verkäufer vor Bergen von hölzernen Segeltuchstühlen, die sie an die Passagiere für die weite Seereise nach Asien verkauften. An der Abfahrtshalle vor der Telegraphenoffice drängten sich die Reisenden, schrieben auf umgestülpten Koffern, Tonnen und Kisten Telegramme, — die letzten Abschiedsgrüße aus dem letzten europäischen Hafen nach den Heimatsorten.

An den langen Geländern des Promenadendecks standen Kopf bei Kopf, Ellenbogen bei Ellenbogen. Viele kleine Kodaks knipsten und fingen das Hafenbild.

Auf der nassen Kaimauer vor der Reihe der Packträger und Verlader hatte ein Athlet einen braunen Teppichfetzen ausgebreitet. An dem einen Ende des Teppichs tanzte in gelbem Trikot und rosa Tüllröckchen seine zehnjährige Tochter und klapperte mit Kastagnetten, armselig und ungeschickt.

Auf der andern Ecke des Teppichs stand der Sohn des Athleten in blauem Trikot und spielte auf einer dünnen Violine. Auf der dritten Ecke lagen Gewichtsteine und Kugeln, und auf der vierten Ecke des Teppichs stand der Athlet selbst in schmutzig weißem Trikot und stemmte die Gewichtkugeln, Kanonenrohre und eisernen Wagenräder.

Die Schiffssirene hat bereits mehrmals ihre gellenden Abfahrtssignale gegeben. Der Athlet, die kleine Tänzerin und der kleine Geiger rauften sich mit den Packträgern um die Kupfersousstücke, die wie ein brauner Hagel vom Schiff auf den Kai regneten. Scharen englischer Clerks, die nach Indien reisen wollten und rote, whiskytrunkene Gesichter aus dem Nachtleben von Marseille mitgebracht hatten, brüllten im Chor hundert „Cheers for old England."

Dann bewegte sich wie eine Drehbühne das mächtige Schiff vom Ufer weg. Die sich balgenden Leute am Ufer, die Landungshallen verkleinerten sich, als schrumpften sie in irgendeine Tasche hinein. Erdbilder, Felsenufer, weiße Kalksteingebirge, graue Dächerreihen drehten sich wie Bilder, gemalt auf einen Riesenkreisel, vorüber. Das Schiff schien still zu stehen, aber die Erde wurde zu einer ungeheuren Kugel, die sich unter dem Schiff drehte.

Allmählich liefen die Bilder immer kleiner, ferner und farbloser wie Nebelwische vorüber, und nun nahm der gewaltige Rausch der Seeluft das Schiff in sich auf, und das Ungeheuer, der endlose Himmel, machte die lauten Passagiere still, löste nicht nur die Erde unter den Füßen, sondern nahm auch den Gedanken jede Festigkeit und Sicherheit, machte das Blut argwöhnisch, die Füße schwankend, die Gehirne ohnmächtig.

Hunderte von Drehstühlen wurden an die Geländer gebunden, daß sie nicht von dem Seegang hin und her rutschten. Unter riesigen Reisekappen, in ungeheuere Reisemäntel und in vielfarbige und karierte Schals gewickelt, lagen die Passagiere, ausgestreckt in endlosen Reihen, auf dem weißen Promenadedeck. Die weißgetünchten Eisenwände, die sachlichen Eisengeländer, die alle gerade und senkrechte Linien zeigten, flößten Sicherheit, aber auch Nüchternheit ein, als wäre das Schiff ein riesiger, physikalischer Apparat in einem Laboratorium, als wären die Menschen Präparate, die da künstlich aufbewahrt würden, bis zur Ladung an einem andern Kontinent.

Unter den Schiffspassagieren, die da in Reih und Glied in Liegestühlen auf den langen Decks lagen, als

wären die Deckpromenaden Lazarette, fielen zwei Japaner auf, die von zwei deutschen Damen, einer jungen rotblonden und einer alten weißhaarigen, begleitet waren. Es waren die beiden Schauspieler Kutsuma und Okuro, die mit der Sada-Yakko-Truppe eine Europa-Tournee unternommen hatten und jetzt, getrennt von der Truppe, nach Japan zurückkehrten.

Okuro hatte sich eben erst mit einer deutschen Dame verheiratet, und diese, welche immer mit ihrer Großmutter zusammengelebt hatte, wollte sich auch nicht in der Ehe von ihr trennen. Darum begleitete die achtzigjährige weißhaarige Alte das junge Ehepaar nach Japan.

Die beiden Japaner waren europäisch gekleidet; nur ihre gelben Gesichter und ihre kleinen Figuren fielen unter den langen, rosahäutigen Engländern auf.

Ilse, Okuros junge und schöne Frau, hatte Goldglanzhaare, goldrot, wie der rote Metallglanz der Goldfische.

Sie trug ein smaragdgrünes Reisekleid und war unter allen den braunen, grauen und schwarzkarierten Engländerinnen und Engländern leuchtend wie ein Sonnenprisma. Ihre gute Laune gab ihrem Wesen die Fülle eines freigebigen Sommers.

Die Großmutter neben ihr mit dem weißen Haar, das wie ein alter Silberschmuck den Kopf umgab, lachte ebenso wie ihre Enkelin immer mit blauen Augen, und ihr Gesicht war wie ein sonniger Wintertag, frisch und lautlos.

Nie sind zwei Menschen fröhlicher und sorgenloser in die Zukunft gereist als diese beiden Damen. Okuro hatte sich ein Vermögen durch seine Tournee verdient. Ilse wußte nicht, was sie mehr an ihrem Mann schätzen sollte, die ausgesuchte Fürsorge, mit der er sie umgab, die große Anspruchslosigkeit, mit der er auftrat, oder die große Leichtigkeit, mit der er alle Schwierigkeiten lächelnd aufnahm.

Nur eines machte ihre Unruhe: sie verstand allmählich, daß ein Asiate nicht ist: wie fünf und fünf ist zehn, sondern daß bei ihm fünf und fünf einmal Tausend und einmal Null sein kann. Sie ahnte,

daß sie noch nicht den hundertsten Teil von dem Gehirn ihres Mannes kannte, und manchmal merkte sie, daß seine kleinen asiatischen Augen, die eben noch rosinensüß und lächelnd ausgesehen hatten, plötzlich schwarz und bitter wie Gallapfelsaft werden, oder sogar tödlich vernichtend wirken konnten wie schwarze, funkelnde Tollkirschen.

Aber gerade, daß sie seiner nicht sicher war, daß sie seine Weltallruhe und sein göttliches Aufgehen im Verstehen des Kleinsten bewundern und dann wieder plötzlich erschrecken mußte vor tierischen Kehllauten, die er ausstoßen konnte, und die bestialische Leidenschaftlichkeiten vermuten ließen, — dieses machte Ilses Seele sanft wie ein Kaninchen, das man mit einer Klapperschlange zusammengesperrt hat. Und sie war ihm in die Ehe gefolgt, weil sie sich nach einer Welt von Abenteuern sehnte, nach exotischen Geheimnissen.

Als der rauchende und erhitzte Dampfer zwischen dem blauen Äther des Mittelmeerhimmels und dem gasblauen Wasser des Mittelmeeres sich jetzt von Europa trennte, um Afrika und Asien zu erreichen, erschien Ilse das weiße, blendende Schiffsgerüst in der Bläue ringsum wie der weiße Silberkörper eines Riesenfisches, der viele Meilen in die Bläue untergetaucht wäre und unter den Meeren mit ihr fortschwämme. Nur das gelbe Stück Sonne oben war wie ein Stück Land, das in die Bläue herabschiene. Und sie hoffte, so verzaubernd wie das Meer, so von Grund aus sollte sich jetzt ihr Leben in der Zukunft verändern, daß alle Begriffe sich umstülpten.

Aber als in der zweiten Nacht die elektrischen Kailampen von Messina, das damals noch nicht untergegangen war, in langer Reihe vorüberzogen, nahm Ilse ihren Mann Okuro, der neben ihr im Deckstuhl saß und in der Dunkelheit nur am roten Punkt seiner Zigarette ihr erkenntlich war, die Zigarette aus dem Mund, warf sie über Bord und sagte schmollend in ihrer Flitterwochenstimmung:

„Geliebter, wie kannst du rauchen und dich mit deiner Zigarette lautlos unterhalten? Ich bin eifersüchtig auf deine Zigarette und deine Ruhe bei ihr.

Ich bin noch keine so alte, ruhige Frau wie meine Großmutter, welche einschläft, wenn du stundenlang schweigend rauchst. Ich möchte lieber, daß du mich erwürgst, ins Meer wirfst, oder irgend etwas Böses mit mir tust, aber ich mag nicht, daß du so ruhig und gleichgültig neben mir rauchst. Wir kennen uns noch nicht auswendig. Nur ist das, als wärest du mir untreu, wenn du die Zigarette mehr liebst als mich."

Darauf antwortete der junge asiatische Ehemann:

„Wenn ich Diener brauche, die dich und mich bedienen, so bin ich deshalb nicht ein schwacher Mann, der sich nicht selbst bedienen könnte. Wenn ich eine Zigarrette brauche, die mir Ruhe gibt, so habe ich deshalb dich nicht aus meinem Herzen verstoßen, denn dich brauche ich natürlich erst recht zu meiner Ruhe. Die Zigarette allein würde mich nicht genügend mit Ruhe bedienen."

Ilse fuhr schnell und heftig auf:

„Wenn du vielleicht statt der Zigarette eines Tages eine andere Frau brauchtest, die dich mit Ruhe bedienen müßte, dann dürfte ich auch nicht unruhig werden, Okuro?"

Dieser lächelte und sagte noch ruhiger:

„In Japan liebt ein Mann seine Frau immer, so lange er sie nicht fortschickt. Und Frauen fragen bei uns nicht nach den Wegen, die ein Mann gehen muß, und die ihn zum Manne machen."

Ilse wurde noch heftiger:

„Du darfst also viele Frauen lieben, wenn es dich zum Manne macht? Und ich soll keinen Schmerz empfinden, wenn du deine Nächte mit anderen Frauen teilst und deine Umarmungen, deinen Leib und dein Herz anderen Frauen gibst, wo ich doch dachte, daß der Tag der Hochzeit dich mir ganz und gar geschenkt hätte?"

„Nicht ich bin dein, sondern du bist mein geworden," antwortete ruhig der Japaner. „Ich bin ich geblieben und bin nur durch dich mehr geworden. Aber du bist seit dem Tag unserer Hochzeit nach unseren asiatischen Begriffen verschwunden und bist nicht mehr."

„Ich bin also schon," lachte Ilse, „an dem Tag unserer Hochzeit ins Nirwana eingegangen und gehöre jetzt zu den Toten?"

„Ja, Ilse, größtes Glück ist Nirwana. Und die Frau, die sich nicht um das wirkliche Leben zu kümmern braucht, um Geldverdienen und Staatsgeschäfte, kann deshalb schon am Tag ihrer Hochzeit ins Nirwana eingehen, der Mann erst am Tage seines Todes."

„Aber ich will gar nicht im Nirwana sein, wenn du nicht darin bist," rief die junge Frau eigensinnig. „Und so lange du im gewöhnlichen Leben bist, will auch ich eine gewöhnliche Lebende sein."

Okuro sagte ruhig: „Die Götter haben euch Frauen keine Knochen gegeben, um im gewöhnlichen Leben so fest zu stehen wie der Mann."

Dieses war das erste von hundert ähnlichen Gesprächen, welche Ilse und Okuro, in ihren Deckstühlen liegend oder um die Schiffsschornsteine promenierend, morgens, mittags und abends führten. Seit Europa verschwunden war und das nach Asien schweifende Meer vor ihnen lag, bauten sich die Gedankenwelten der beiden Neuvermählten in der Leere des Meeres wie die Ufer von zwei einander gegenüberliegenden Ländern voreinander auf.

Nie hatten die beiden in den lebendigen Alltagsstunden des zerstückelten Tageslebens von Berlin, wo sie sich hatten kennen lernen, Muße gefunden, mehr voneinander zu sehen als nur leichte Beleuchtungen, unterhaltende Augenblicksbilder ihres Herzens. Jetzt aber, unter der unendlichen Weite, auf der Reise über die halbe Erdkugel, die vor ihnen lag, unter der Riesenruhe des körperlosen Himmels und des unbegrenzten Wassers und in der Ruhe der unendlichen Einförmigkeit des kasernenhaften Schiffslebens, wuchsen die Betrachtungen der beiden wie meilenlange Seeschlangen, die unterirdisch dem Schiff folgten und hie und da in großen Wellenlinien an die Oberfläche kamen.

Bei dem ersten Gespräch von dieser Art, das bei Nacht in der Meeresenge von Messina geführt wurde, sahen sich die beiden nicht. Ihre Deckstühle standen

im Schatten von großen Rettungsbooten, und es war zu der späten Stunde, da die Deckbeleuchtung der gelben Glühbirnen halb gelöscht ist. Es fehlte diesem Gespräch das Echo der Gesichtsmienen und Bewegungen, und da es als erstes Gespräch nicht zu Ende geführt wurde, und da sie danach nur immer ihre Stimmen im Ohr und nicht ihre Gesichter gesehen hatten, so blieb dieses Gespräch wie ein ewig dunkler verborgener Keim, der auf dem beweglichen Schiff und auf der Bodenlosigkeit der Meerestiefe keine Wurzel fassen und nicht ausgerissen werden konnte, sondern mit ihnen schwamm und anwuchs wie ein millionenfingriges Seegewächs.

Als Ilse und Okuro die erste Landstation, die lange, weiße Molenmauer von Port Said, unter dem grünlichblauen Afrikahimmel sahen, da hingen die Gespräche über die verschiedene Denk- und Empfindungsweise der beiden wie der Schaum des Fahrwassers hinter ihrem Schiff. Ihre Gedankenwelt schrumpfte aber sofort ein und verflüchtigte sich zu einer angenehmen Gedankenlosigkeit, als die beiden mit Kutsuma und der Großmutter für ein paar Stunden in den langen Basarstraßen von Port Said unter Ägyptern, Arabern, Abessiniern in den Straßenkaffees saßen und den Millionärstöchtern der Amerikaner zusahen, die, mit den üppigsten Pelzen bekleidet, hier in dem nächtlich kühlen Ägypten landeten und den kleinen Port Saider Bahnhof belagerten, um den Schnellzug nach Kairo und in das Wüstenland nach Heluan zu besteigen.

Sowie sich Ilse von schwarzhäutigen Afrikanegern in langen weißen und blauen Leinwandhemdkleidern umgeben sah, von schwarzen Schultern und Gesichtern, die wie eine Schar lebendiggewordener riesiger Kaffeebohnen hier am Kai durcheinanderliefen, fühlte sie sich magdhaft, fraulich und sehnte sich schutzsuchend neben ihrer Großmutter nach ihrem Mann. Wenn sie sich dann umsah und hinter ihr Okuro und Kutsuma gingen, fühlte sie keine Sicherheit, keine Ruhe, denn die zierlichen gelbhäutigen Japaner waren hier in Afrika noch weniger zu Hause als in Europa;

und Okuros gelbe Gesichtsfarbe erschien ihr lächerlich und leichenhaft neben der schönen Pulverfarbe der Afrikaner.

Hier am Land waren es jetzt nicht nur die Gedanken der Europäerin, die gegen die Gedanken des Asiaten Wortgefechte führten. Es war noch schlimmer: es war der Körper selbst, der dem Herzen abtrünnig zu werden schien.

Als sie am Abend zum Schiff zurückkehren mußten, ging die junge Frau früher als sonst zu Bett. Sie schloß ihre Augen hartnäckig und stellte sich schlafend, als Okuro ihr Haar streichelte und ihr ein paar zärtliche Worte zuflüsterte.

Ilse hütete sich wohl, der Großmutter am nächsten Tag von ihren wankenden Gedanken und Gefühlen zu erzählen. Auf dem Weg über das Mittelmeer nach Afrika hatte sie geglaubt, es sei der schwankende Schiffsboden, der sie selbstquälerisch und heimatlos stimme, und auf dem sie sich behaupten müsse. Aber der Spaziergang in Port Said hatte sie noch mehr erschreckt, und sie konnte sich nicht der Überlegung erwehren, ob sie von jetzt an schweigen und asiatisch dulden oder sich auflehnen und europäisch behaupten müßte.

Trotzdem lachte sie äußerlich. Ihr rotgoldenes Haar strahlte schon allein ein reiches sommerliches Lächeln; Ilse war im Grunde viel zu genußsüchtig, als daß sie unter Gedanken lange hätte leiden mögen, und es schien, als ließe sie ihr rotes Haar immer gern wie zu einem täglichen Lebensfest leuchten.

Die Deckbevölkerung hatte sich vermehrt und verändert. Reiche indische Kaufleute in europäischer Kleidung, aber mit sehr viel Ringen und goldenen Uhrketten geschmückt, standen wie die Schatten der weißen Leute auf den langen Schiffspromenaden herum, hatten die Augen von guten Waldtieren oder von eiteln Tropenvögeln. Die schmalen Messingstiegen, die vom Promenadendeck der ersten Klasse in das tiefere Zwischendeck hinunterführten, waren drunten belagert wie von einer Maskerade. Mekkapilger mit smaragdgrünen Turbanen, buddhistische Mönche in

fenfgelben Mänteln, türkische Hausierer in dunkelblauen und violetten Kaftanen, nackte Fakire, in dicke Stricke und Muschelketten gekleidet, indische Handwerker in weißen Schleierhosen, roten Sammetwesten und goldgestickten Kappen und die braune indische Schiffsbemannung des englischen Dampfers in blauen Hosen und roten Schärpengürteln mit tigerartig geschmeidigen nackten Oberkörpern, und die alle barfuß wie die Tiere auf dem Feld durcheinanderliefen, vervollständigten das Papageienbild des Zwischendecks.

Das Schiff wanderte und wanderte, beladen und belastet mit den hundert verschiedenen Ideenwelten von hundert verschiedenen Rassen. Es hatte die lange Sandwüstengasse des Suezkanals passiert, wo der Sand auf Meilen wie gelber Goldstaub lag, und wo weiße Salzlakenmoore gleich weißen Eisflächen glänzen. Auf die Öde und den Stillstand dieses Landes folgt die höllische Glutbrunst des Roten Meeres, wo das Meer nicht rot von Korallen ist, sondern rot wird von der Hitze, mit der es deine Augen brennt, wo die Sonne wie ein Feuereimer das Tageslicht gleich rotem, flüssigem Metall ausgießt, wo violette Steingebirge in Nubien dastehen und gegenüber in Arabien solche, die silbernen Aschenhaufen gleichen, wo der Berg Sinai als Silhouette am Himmel vor Hitze zittert.

Die Arbeit der indischen Matrosen auf dem Schiff besteht jetzt den ganzen Tag darin, die Segeldächer über den langen Schiffspromenaden über den in Reihen hingestreckten und vor Hitze aufgelösten Passagieren zuzuziehen und je nach dem Stand der Sonne anders zu stellen. Mit Strohhüten und weißen Sommerkleidern liegen Herren und Damen wie am Rand einer Strandpromenade vor Hitze aufgedunsen, als wäre das Blut von der Hitze in den Menschenkörpern zu Rotwein geworden, als wären die Reisenden vom Alkohol betäubt und blau gedunsen, — so liegen die Scharen der Reisenden wie in einer betrunkenen Schlafwelt auf der dreitägigen Fahrt durch das Rote Meer.

In den Schiffssälen bewegen sich an der Decke

lange weiße Leinwandfächer, die gleich den Soffiten eines Bühnenhimmels quer durch die Räume gezogen sind und sich wie ein weißer Wellengang über die Köpfe der Speisenden bewegen, aber keine Kühlung geben und nur die brühwarme Meeresluft von einem Gesicht zum andern schicken.

Das große geheizte Schiff wandert und wandert. Die Fernrohre entdecken täglich wieder Afrika auf der einen Seite, Arabien auf der andern. Das glühende Schiff schleppt am Tage die Sonne wie einen Riesenballast mit. Am Abend scheint der Himmel zur Wüste ausgetrocknet zu sein und wird goldgelb wie Wüstensand. Dann stehen über Afrika lange schilfgrüne Wolken, gleich spukhaften Erscheinungen unwirklicher grüner Felder. Jetzt nach Sonnenuntergang werden die Segeldächer gerafft. Die Reisenden, die vor Hitze nicht hatten sprechen können, und jeder Mund, der geglaubt hatte, es würden ihm Flammen aus der Lunge fahren, beginnen den Abend zu bewundern, der aber immer noch heißer bleibt als ein europäischer Julitag.

In diesen Hitzetagen, die alle Hirngespinste wegbrannten, war Ilse nicht Europäerin, nicht werdende Asiatin, sie war wie der Klumpen Sonne selbst, der oben über dem Schiffsmast hing und mit dem Schiff weiter zog. Sie brauchte keine Nachsicht zu üben, sie brauchte keine Behauptungen, um sich sicher zu stellen. Es war, als impfe die Sonne mit ihrer Glut Liebe ein. Und jeder Menschenkörper war heißes Metall geworden und begriff kaum mehr die Unterschiede von Tag und Nacht, von Jugend und Alter, von Zeit und Vergänglichkeit, von Gegenwart und Zukunft.

Die Hitze, die alles verschmolz, brachte in den Tagen des Roten Meeres Ilse und Okuro so eng und sinnlich zusammen wie nie vorher, wie nicht einmal die erste Hochzeitsnacht. Wenn sie auch den Tag in der Reihe der Hunderte von Deckstühlen Seite an Seite, wie in einem Lazarett aufgebahrt liegend, zubrachten, so war es, als schliefen sie in der Hitze einen gemeinsamen Schlaf. Die Hitze legte ihren Arm sicher um

beide. Ohne daß sie ihre Arme ausstreckten und sich berührten, ohne daß ihre Lippen sich fanden, lagen sie mit dem Gefühl großer Innigkeit und Friedlichkeit unter der langen Reihe von Reisenden wie allein in ihrem eigenen Schlafzimmer und eng vereinigt.

Niemals fiel es Ilse und Okuro ein, nach Sonnenuntergang, wenn sie vom Tagesschlaf erwachten, sich andere Dinge als Herzlichkeiten zu sagen. Ilse lehnte in ihrem langen weißen Abendkleid am Schiffsgeländer, Okuro neben ihr im schwarzen Abendanzug. Er sagte ihr, ihr Hals sei schmal wie der afrikanische junge Mond. Und sie sagte, daß sie seine Hände so liebe, die nie einen Ring trügen, die Knöchel hätten fein und stark wie die kräftigen Federposen elastischer Vogelflügel. Und sie sahen beide den in weißen elektrischen Kreisen leuchtenden Meertierchen zu, die gleich metallischen Kinderkreiseln auf den Wellen entlang tanzten.

Dann erschien das Spiegelbild des Mondes unten im Wasser; das bergauf und bergab wogende Schiff, das Champagnerzischen der Kielwellen und das Geknister des elektrischen Wassers voll taghellen Schaumwolken stellte den beiden, je länger sie sich über das Geländer lehnten, die Welt auf den Kopf. Und sie fanden sich beide erst wieder in dem krausen Weltallgetriebe und in dem spiegelfechtenden Meeresnachtleben auf ihren zwei Füßen zurecht, wenn sie, versteckt hinter einem Rettungsboot oder hinter einer Kabinentür, die Arme umeinander legten und, Wange an Wange, ihr Blut aneinander pochen ließen.

Dann rückte am vierten Tag am Ende des Roten Meeres ein mächtiger, dunkelbrauner, ausgedörrter Berg heran, zu seinen Füßen lange, rote Kasernendächer: die Festung Aden. Dieser Berg war wie der Pfosten der Tür in den Indischen Ozean; und im grüngelben Abendhimmel blieb das Meer zurück, und die Boote mit nackten schmalen Somalinegern, die das Dampfschiff draußen vor Aden wie eine Affenherde umwimmelt hatten, blieben zurück, und zurück blieben die Länder, wo der Halbmond regierte, und die graue arabische Felsenküste, auf der weiße Mi-

15*

naretts am Nachmittag gleich weißen Fahnenstangen gestanden hatten, und dahinter man sich das Land voll Harems und Frauen träumte. Alles das ging im Westen in dem friedlich ölgelben Himmel unter, und auf der straffgespannten Meeresfläche im Osten lag vor Ilse und Okuro das noch unsichtbare, aber sich stündlich nähernde Indische Reich, an dem sie jetzt vorbeiziehen sollten.

Mit der Weite des Indischen Ozeans kam auch wieder die Weite der Gedanken über Ilse und Okuro. Die Hitze, die mit ihren Flammen im Roten Meer alle Menschenkörper zu ihren Medien gemacht hatte, verlor an Kraft, und die Menschen wurden wieder selbständig und dachten wieder ihren eigenen Gedanken nach.

Eines Abends saß Ilses Großmutter allein am Ende des Promenadedecks. Große Sternbilder der fremden Südzone stiegen aus der Meerestiefe auf und wanderten über die Masten des Schiffes fort.

In der Nähe der Dame saß nur Kutsuma und las. Das Schiff war wie eine große indische Trommel, daran die Meereswellen ihre Märsche trommelten, und sein Gang war immer ein Wechsel von Begeisterung, wenn es sich in die Sterne hob, von Enttäuschung, wenn es wieder in die Leere sank.

„Wie viele Gedanken mögen an den Sternen hängen," dachte die alte Dame. „Wie viele Tausende von Seereisenden haben nachts mit offenen Augen hier unter den Sternen auf wandernden Schiffen gesessen. Jeder Stern ist wie eine eingepuppte Seidenraupe, von der man Gedanken wie Seidenfäden abspinnt."

„Sehen Sie, Herr Kutsuma," sagte die alte Dame, „Sie sagen immer, mein Haar sei so weiß wie der Abendschnee auf dem Hirayama am Biwasee in Ihrer Heimat Japan. Und so wahr mein Haar nie mehr dunkel wird, so wahr glaube ich, daß Ilse für Ihr Herz keinen besseren Mann finden konnte als Okuro. Aber damit ist nicht gesagt, daß Okuro in Japan nicht eine bessere Frau als Ilse finden und ohne Ilse sehr glücklich werden könnte."

Kutsuma hatte eine Landkarte auf seinem Schoß, sah auf und sagte:

„Ich bewundere immer, wie großartig die Europäer die Welt einteilen können, die Länder in flache Figuren, die Erdkugel in Breitengrade und Längengrade; in alles Irdische bringen die Europäer Zahlen und Ordnung. Aber sie erfinden kein System für ihre Gefühle, wollen kein System anerkennen für das kleine, kurze Menschenleben, das doch aus nichts anderem besteht als aus Jugend, Reife und Alter, das also Grenzen hat und nicht als etwas Unbegrenztes, Unordentliches angesehen werden kann."

„Aber, mein Herr," unterbrach die weißhaarige Dame ungeduldig Kutsuma, „Gefühle lassen sich doch nicht in Systeme bringen. Gefühle sind doch das Unbegrenzte am Leben! Liebesgefühl kann Unordnung und Ordnung zugleich geben: Liebesgefühl ist eine Hasardnummer, man setzt auf Rouge oder Noir. Aber es gibt kein sicheres System, in dem man beim Liebesgefühl in Ordnung mit sich selbst kommen könnte. Wer liebt, wünscht glücklich zu machen, aber das Leben muß erst beweisen, ob er einen Gewinn oder eine Niete gezogen hat."

„Wo Liebe ist, ist ewiges Glück," sagte der Asiate. „Wo ein Wechsel eintreten kann, war die Liebe nicht vollständig. Ihr Europäer wünscht, daß der Mann sein Leben lang die Frau bediene und sie höher halte als sich selbst. Wir Asiaten verlangen von der Frau, daß sie den Mann bediene und sich ihm unterordne. Und wir finden: dieses bringt Ordnung in die Liebe zwischen Mann und Frau."

„Sehr weise gesprochen," sagte die alte Dame. „Aber lassen Sie jetzt auch den Abendschnee auf dem Hirayama zu Ihnen sprechen; das heißt: vertrauen Sie den Gedanken, die unter meinen weißen Haaren entstanden.

Das Kostbare an der Liebe ist, daß sie ein ewiges Abenteuer bleibt, und daß weder die Sicherheit der madonnenhaften Unterordnung einer asiatischen Frau, noch die olympische Selbstherrlichkeit einer europäischen Liebe in ein System bringen kann. Die Liebe wird

immer etwas verschwenderisch sein, immer ein Zuviel in das Blut der Menschen bringen, das Zuviel, das die Endlichkeit des seligen Augenblickes in eine Unendlichkeit des Genusses verwandeln kann. Wo das Zuviel zwischen zwei Menschen fehlt, die sich vorstellen, daß sie sich lieben, wird die Liebe immer nur ein erbärmlicher chemischer Prozeß bleiben, der Kinder hervorbringt und sich ruhig in ein System fassen läßt."

Der Asiate schwieg lange und ließ die Sternbilder wandern. Dann sagte er und faltete seine Landkarte zusammen:

„Die Götter in Europa haben euch Europäer nicht umsonst Mikroskope für eure Augen konstruieren lassen. Ihr könnt auch eure Liebesaufregung unter ein Mikroskop legen. Wie die Eisblumen an euern Fenstern, so seht ihr die Linien eurer Liebesleidenschaft. Und ihr Europäer könnt über Dinge sprechen, die uns Asiaten ewig unsichtbar bleiben."

Die alte Dame antwortete:

„Ihr Asiaten könnt das auch, wenn ihr wollt. Nur seid ihr liebenswürdige und bescheidene Kinder eurer Götter, und wir sind vorwitzig. Wir müssen unsere Freuden belauschen und unsere Schmerzen. So wie unsere Anatomen den Blutkreislauf fanden, so suchen wir nach dem Kreislauf unserer Schmerzen und Freuden."

Kutsuma spricht eifriger:

„Wir haben nur immer von den Indiern den Kreislauf der Seele zu beobachten gelernt. Aber die Liebesleidenschaft haben wir nicht als Lebenswert untersucht und haben die Liebe nicht auf die Höhe gestellt wie ihr in Europa. Aber seit ich bei euch war, begreife ich, daß die Zukunftswelt die Liebesleidenschaft als Weltmittelpunkt erkennen wird. Nicht die Weltruhe, nicht das Nirwana, wie wir in Asien immer glaubten, und nicht den Weltschmerz und das Weltmitleid, wie euer vergehendes Christentum immer glaubte; die Liebesleidenschaft ist für jeden, der sein Leben ernst nimmt, sein Gott, der ihm Leben und Tod gibt. So sagte auch gestern Okuro zu mir, als wir bei Aden das Rote Meer verließen, er sagte mir, er

würde nie mehr mit Ilse über die Meinung streiten, die sie als Europäerin von der Ehe hat. Sie macht ihn mit jeder Meinung glücklich. Sein Blut ist so zufrieden von ihrem Blut, daß er nicht mehr nach Lebensgebräuchen und Lebenssitten fragt, daß er ihr zuliebe ein Europäer werden will auch in seiner Heimat. Seine Liebe ist jetzt so groß, daß er meinungslos geworden ist."

Kutsuma wartete auf einen Freudenausbruch der Dame. Und als der junge Mann keinen Laut als Antwort erhielt, empfand er mit einemmal das Schweigen zwischen sich und der alten Dame wie einen Abgrund, als wäre sie über einen Ozean vor ihm und seinen Worten zurückgewichen.

Lächelnd suchte Kutsuma eine Verbindung herzustellen und sagte:

„Warum schweigt der Abendschnee am Hirayama? Er, der mir vorhin so schöne weite Gedanken gab?"

Da seufzte die alte Dame:

„Oh, wie unglücklich sind die gütigen Liebenden! Güte in der Liebe bringt Unglück. Liebe ist nie gütig, Liebe fordert, mißhandelt, vergewaltigt. Von zwei Liebenden muß einer der Stärkere werden. Der Mann muß die Frau unterjochen, er kann ihr ja den Wahn ihrer Selbstherrlichkeit lassen, wenn sie es noch nötig hat. Aber er darf nicht gütig meinungslos werden. Sagen Sie das zu Okuro! Das sei die Ansicht dieser weißen Haare. Und immer, wenn er meine weißen Haare sieht, die ihr Japaner mit dem Abendschnee von Hirayama vergleichet, soll er stark werden, soll nicht vor Ilse meinungslos werden. So wie der Schnee am Hirayama nie zu schmelzen ist, so soll sein Wille von keinem Frauenwillen zu schmelzen sein. Nur dann macht er Ilse glücklich."

Kutsuma betrachtete andächtig den weißen Kopf der alten Dame, so andächtig, wie nur ein Japaner im Abend am Biwasee den Schnee von Hirayama betrachten kann. —

Ceylon mit seinen wolkenblauen, glänzenden Bergen, die voll Amethysten und Mondsteinen liegen, wurde von dem wandernden Schiff für einen Tag

berührt. Dann zog die magnetische Ferne das Schiff weiter nach Osten. Und Ilse träumte sich Palmenwälder aufs Meer, denn sie wußte: rings waren Küsten mit heiligen indischen Wäldern und heiligen indischen Tempeln. Und ringsum an den Küsten lebten Völker, die so gut waren, daß sie den Schlaf eines Tieres heilig hielten, — den Schlaf des geringsten Straßenhundes, dem es einfiel, mitten in den verkehrreichsten Städten sich in die Sonne zu legen und zu träumen. Kein Fußtritt verjagt den Träumenden, denn jeder Traum, auch der Traum eines Hundes, ist ein Paradies, das sich für Augenblicke auf die Erde senkt. Darum wird auch der Schlaf der Tiere mit Ehrfurcht behandelt. Keine Peitschen knallen, nur Silberglocken am Kutschbock treiben die Pferde an. Über alles das dachte sie oft mit Scheu nach.

„Wie seltsam," meinten die beiden Japaner und die beiden Europäerinnen, „daß Europa und Asien nebeneinander auf derselben Erde liegen, sie, die weniger zusammengehören als Erde und Mond. Europa gibt seinem Leben das Sprichwort: Zeit ist Geld. Und Asien beachtet weder die Zeit noch das Geld. Es ist erstaunlich, daß die einfache Schiffschraube, die nichts tut, als sich drehen, uns aus der Welt der Begriffe von Zeit und Geld in die Welt der entgegengesetzten Begriffe befördern kann, ohne daß wir dabei daran zugrunde gehen oder erst sterben müssen."

„Am seltsamsten," sagte die alte Dame, „ist es für mich, die ich schneeweiß aus Europa komme. Ich glaubte mich schon am Ende meines Lebens; und ohne daß ich eine neue Inkarnation eingehen muß, verjüngen und erwärmen sich hier in Asien meine Gedanken. Wenn ich morgens in den Spiegel sehe, wundere ich mich, daß ich immer noch den Schnee auf meinem Kopf trage." —

Das Schiff hatte Hinterindien, Penang und Singapore passiert und drang in das Chinesische Meer.

In Singapore aber war Ilse aus ihren indischen Träumen gerissen worden. Dort, wo die Chinesen wie der Sand am Meere sind, wo die gelbe Rasse die braune Rasse verdrängt, wo Ilse noch gelbere

Menschen als die gelben Japaner sah, während ihr das Reisen schon wie das Wandern des Blutes in ihrem Körper zur Gewohnheit geworden war, — überfiel sie ein Schrecken und eine Angst vor der Zukunft. Die schlitzäugigen Menschen entsetzten sie. Die geschlitzten Augen, die hervorstehenden Backenknochen schienen ihr die Gesichter zu verkrüppeln.

Am Abend, als sie mit ihrer Großmutter aus Singapore an Bord des Schiffes zurückkam und der Himmel voll gelber Abendwolken gleich tausend gelben Chinesengesichtern war, ging sie nicht in ihre Kabine zu ihrem Mann. Sie eilte in die Kabine ihrer Großmutter, drückte ihr Gesicht in die Hände der alten Dame und schluchzte.

„Kind, Kind, ich weiß es," sagte die alte Dame. „Ich habe dasselbe gedacht wie du heute. Aber laß die Zeit verstreichen. Die Zeit bringt Gewohnheit, und Gewohnheit kann dich wieder glücklich machen. Wenn die Erde hier auch fremder ist als ein fremder Planet, wir stehen doch noch mit den Füßen auf derselben Erde, und wir werden auch mit der gelben Rasse gut Freund werden."

„Ich nicht," sagte Ilse. „Sieh mein rotes Haar an, sieh meine weiße Haut an. Ich habe nicht daran gedacht, daß ich unter eine ganze Welt von gelben Menschen komme. Okuro war mir lieber, als er, allein, eine Kuriosität in Europa war. Aber jetzt ging er heute vor mir unter in der Flut der gelben Gesichter, als wäre er im Chinesischen Meer ertrunken. Ich will heute nacht nicht in seiner Kabine schlafen. Ich werde bei dir bleiben, Großmutter, und im nächsten Hafen fliehen wir und kehren um nach Europa. Es ist mir, als ginge ich bis zum Hals im gelben Lehm und erstickte, wenn ich unter den gelben Menschen bleiben muß."

„Kehre nicht um, Kind! Die Gewohnheit wird dich glücklich machen," wiederholte die alte Dame.

„Großer Gott, welch ödes Glück dann! Gewohnheit ist das Glück der Dienstboten, nicht das der Herrschaft, hast du immer weise gesagt, Großmutter. Und jetzt gibst du deine Weisheit auf, nur um mich zu trösten! Neulich sagtest du noch, daß das Liebesglück ein Zu-

viel im Blut haben müsse, einen Überschwang. Dieses Zuviel wird unter diesen gelben Menschen nie mehr zu mir zurückkommen."

Die beiden Frauen umarmten sich leidvoll und saßen miteinander auf dem Rand des Kabinenbettes in dem kleinen weißlackierten Raum, und saßen eine Stunde still, ohne sich zu rühren, und waren beide weit fort aus dem Schiff. Beide gingen durch die Straßen von Europa, beide verstummt vor Sehnsucht nach der Heimat und beide von neuem aufschluchzend, als sie sich ansahen und sich vom Schiff weitergeschleppt fühlten. Sie wunderten sich im stillen, daß das im Wasserdruck knisternde Schiff vom Heimweh zweier Menschen nicht zum Sinken gebracht würde.

Die Nacht kam, und Ilse blieb in der Kabine ihrer Großmutter und ließ sich durch die alte Dame bei Okuro entschuldigen.

Was dann in dieser Nacht geschah, weiß kaum ein einziger, der sich im Schiff befand, mit Genauigkeit zu erzählen.

Die alte Dame fühlte sich plötzlich durch einen Stoß mitten im Schlaf aus dem Bett geschleudert. Sie schrie nach Ilse. Alle Leute im Schiff schienen mit ihr zu schreien. Alle Lampen waren erloschen. Das Schiff schien mitten im Meer still zu liegen. Statt der taktmäßig arbeitenden Maschinenschraube herrschte Todesstille. Und als die alte Dame sich von einem Koffer aufrichtete, auf den sie gefallen war, faßten sie zwei Männerhände, zogen sie wie eine Maschine durch die Dunkelheit, wo kniehohes Wasser ihr entgegenschoß, schäumendes und gurgelndes Wasser, schreiendes und sich windendes Wasser, das mit Menschenleibern angefüllt zu sein schien.

Statt der Schiffstreppen fühlte sie Menschenkörper unter ihren nackten Füßen. Die Männerhände und das sich türmende Wasser hoben sie wie mit Hebeln über tausend Hindernisse, bis sie auf ein Schiffsdeck hinfiel, auf einen andern Dampfer, der wie ein dunkler Berg in der mondhellen Nacht neben dem taumelnden und untergehenden Schiffsdeck stand, von dem sie kam. Sie erkannte jetzt Okuros Gesicht im Getümmel der

sich Rettenden, Okuro, der ihre Hände hielt und sie fortschleifte und sie auf den roten Teppich eines erleuchteten Schiffssaales niederlegte. Dann schrien beide zugleich: „Ilse!“, und Okuro verschwand.

Die alte Dame sah sich unter halb bekleideten Frauen und Männern, die wie in einem Tollhaus weinten, lachten, gleich Menschen, die zu Hunden und Affen geworden wären, sich stießen, übereinandersprangen, in dem Schiffssaal unter die langen Speisetische krochen, sich hinter Stühle verbarrikadierten, sich die Augen zuhielten, fortgesetzt „Hilfe!“ riefen, trotzdem sie gerettet waren, und fortgesetzt die Namen von Angehörigen schrien, trotzdem sie diese gerettet im Arm hielten.

„Ilse, Ilse!“ rief die alte Dame immer wieder, als könnte sie mit dem gerufenen Namen einen Menschen erschaffen.

Das vom Meerwasser durchtränkte Nachtkleid hing ihr wie eine schleppende schwere Haut um den zitternden Körper. Aber sie rutschte noch mit den letzten Kräften von den Knäueln der Menschen fort, die mit den Armen um sich schlugen, fort von diesen Skelett-Menschen, welchen die Sekunden des Todesschreckens den jungen Leib in den Leib von Greisen verwandelt hatten.

Ein paar wahnsinnig gewordene Männer wurden neben ihr von Matrosen gefesselt. Ein paar andere strengten sich an, einen der Glühlichtkronenleuchter von der Decke zu reißen, und zerschlugen mit den Fäusten die gläsernen Birnen und schrien: „Wir wollen kein Licht! Wir wollen nichts sehen.“

Ein Mann biß sich in den Arm einer Frau fest. Die Augen quollen ihm aus dem Kopf, und die Frau lachte und schrie: „Mein Lieber! Mein Lieber!“ Das Blut rann ihr vom Arm auf die Diele, und die Augen quollen ihr vor Verzückung aus den Höhlen.

Die alte Dame kroch zu einer Kabinentür, die weit offen stand. Da sprang ein wahnsinnig gewordener Malaie mit zwei Messern in den Händen über sie weg, hinein in den Saal, stach nach den Weibern, die unter den Tischen schrien, stach nach den Männern, die unter

dem Kronleuchter hingen, und kniete sich dann auf den Rücken des Mannes, der sich in den Arm der Frau hineingebissen hatte. Die Frau lachte noch verzückter als der wahnsinnige gelbe Malaie, der den weißen Rücken ihres Mannes mit den blutigen Messern bearbeitete.

Neue Matrosen stürzten herein und rissen die Leute auseinander. Und unter der Türe sah die alte gerettete Dame die Flügel einer riesigen silbernen Windmühle; es waren die elektrischen Scheinwerfer des Dampfers, die mit ihren steilen weißen Strahlen die Nachtluft zertrennten.

Am Schiffsgeländer neben ihr erkannte sie im weißblauen Licht des Scheinwerfers zwei Männer, wie aus Schnee geformt, die miteinander rangen. Die Dame schrie mit ihren letzten Kräften: „Okuro! Kutsuma! Ilse! Ilse!" Dann sah sie, wie der eine Mann den andern mit dem Kopf an das Messinggeländer schlug und dann den Niedergeschlagenen zärtlich aufhob und auf den Ruf: „Ilse! Ilse!", sich nach der alten Dame umsah, den Ohnmächtigen aus dem weißen Lichtschein forttrug, hin zu der alten Dame. Als der Schleppende und der Geschleppte im gelben Lichtschein des Schiffssaales erschienen, fielen beide Männer wie tot an der Türschwelle nieder. Es waren Okuro und Kutsuma.

„Ilse," keuchte die alte Frau noch einmal und fiel neben den beiden Japanern ohnmächtig hin. —

Die Geretteten hörten am nächsten Tag, daß im Mondnebel ein Zusammenstoß zwischen ihrem und dem Schiff, auf welchem sie sich jetzt befanden, stattgefunden und ihren Dampfer zum Sinken gebracht hatte. Unter den Ertrunkenen, die ringsum aus der glatten See gefischt wurden, wurde auch Ilses Leiche an Bord gebracht.

Kutsuma aber hielt Okuro in der Kabine zurück und belog ihn und sagte ihm, Ilse wäre mit ihrer Großmutter gerettet. Denn er fürchtete, daß sein Freund sich nochmals ins Wasser stürzen würde, wie er es beim Untergang des Schiffes versucht hatte, als er Ilse nicht fand.

Aber Okuro war bei der Lüge seines Freundes ungläubig, schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich weiß, daß Ilse ertrunken ist. Ihre Seele war für mich schon nach Europa zurückgekehrt, und sie war für mich schon tot, ehe das Schiffsunglück eintrat. Ilse lebt nicht mehr, sonst würde sie vor mir stehen. Sonst wäre sie in der letzten Nacht in meiner Kabine geblieben. Ilse kehrt nicht wieder."

Nach den wahnwitzigen Kämpfen und Aufregungen der Unglücksnacht blieb Okuro von nun an bis zur Landung in Japan teilnahmlos. Er betrachtete nur stundenlang seine Hände, welche Ilse immer geliebt hatte. — Er, die weißhaarige Großmutter und sein Freund Kutsuma saßen wie Wandbilder schweigend nebeneinander auf den Deckstühlen des nach Japan wandernden Schiffes, und Ilses Name wurde nicht mehr ausgesprochen.

Aber Kutsuma war immer bereit aufzuspringen, um die alte Dame und Okuro vom Schiffsgeländer zurückzuhalten, denn das Wasser unten schien magnetische Kraft zu haben für alle die Schiffbrüchigen, welche Angehörige in der Unglücksnacht verloren hatten. Einige sprangen auf der Fahrt plötzlich ins Wasser, Männer, welche ihre Kinder suchten, Frauen, die zu ihren Männern wollten.

Dann erschienen eines Morgens die stillen, zwerghaften Inseln Japans im Frühnebel, die Silhouetten der vielfach gekrümmten uralten Bäume, die zierlichen Hügel mit den winzigen Terrassen winziger Reisfelder.

Die beiden Japaner erwachten aus der Totenstille, und nur die weißhaarige Dame blieb stumm, und ihre Augen sagten müde: Seit Ilse tot ist, ist die Erde für mich ein Sargdeckel geworden. Ich möchte mich auch in den Sarg legen.

Als die Schiffsbrücke in Nagasaki herabgelassen wurde und unten Motorboote voll von Angehörigen der japanischen Reisenden beim Schiff anlegten, sahen die Leute, welche Okuro und seine junge Frau erwarteten, zu ihrem Erstaunen den berühmten Schauspieler die Schiffstreppe herabsteigen, mit seinem Arm eine alte, weißhaarige Dame stützend.

„Ist Okuro deswegen nach Deutschland gereist, um sich eine alte Dame, die weiß ist wie der Abendschnee am Hirayama, zur Frau zu holen?" fragten sich seine Freunde verwundert. Aber niemand lachte. —

Unter Okuros Freunden war ein japanischer Schriftsteller, welcher den Eindruck nicht vergessen konnte, welchen die weiße alte deutsche Dame auf ihn gemacht hatte, die als vermeintliche Frau des Okuro am Arm des jungen Japaners ans japanische Land gestiegen war. Dieser Schriftsteller schrieb ein Drama; und nachdem Monate vergangen waren und die alte Großmutter von deutschen Freunden nach Europa zurückgebracht worden war, las er sein Drama Kutsuma und Okuro vor.

Kutsuma, welcher in Japan Frauenrollen spielte, war sehr begeistert von der Rolle der Ilse, und Okuro sollte die Rolle der weißhaarigen Großmutter spielen. Der Schriftsteller hatte das Stück den „Abendschnee auf dem Hirayama" genannt.

Der Abend der Vorstellung kam, und Okuro trug eine Perücke aus weißer Seidenwatte. Nie hatten die Zuschauer eines japanischen Theaters ein lebhafteres und atemloseres Spiel gesehen. Nur einige murmelten und wunderten sich, daß der junge Ehemann das Drama spielen wollte, das sich erst vor Monaten ereignet hatte. Und viele nannten ihn herzlos und gefühllos, weil er den Tod seiner jungen Frau nicht ernster nahm als ein Drama.

Der letzte Akt kam und die Szene, wo die gerettete Großmutter aus der Kabinentür kriecht und während des Schiffsunglücks nach Ilse schreit. Sie tastet sich vorwärts. Aber statt dessen richtet sich der die Großmutter spielende Okuro auf und springt an die Theaterrampe vor, streckt die Arme ins Publikum, und statt in Wehklagen über die Ertrunkene auszubrechen, ruft er:

„Seht mich aus dem Schrecken neugeboren und weise und kühl geworden, wie der Abendschnee am Hirayama! Klatscht in die Hände, klatscht Beifall dem Größten, dem Gott des Unglücks, der die Herzen erlöst, der männlicher ist als das Glück, der einen

Willen hat, wenn das Glück keinen mehr hat. Gedankenvoller, als der Schnee am Hirayama über dem Biwasee im Abend scheint, ist der Blick des Unglücks, wenn er sich auf uns richtet, feierlicher und gigantischer ist die Weisheit des Unglücks und ragt über alles Wissen. Ich beweine sie, die Ertrunkene, nicht, und ihr sollt auch mich nicht beweinen, der ich die Gunst des größten Gottes genoß, die Gunst des Unglücks, das heiliger ist als der Augenblick des Glückes."

„Klatscht Beifall!" rief Okuro noch einmal; und dann kam Kutsuma, der, als Ilse verkleidet, jetzt ertrunken sein sollte und nicht mehr zu erscheinen hatte, und fing den wahnsinnig gewordenen Freund in seinen Armen auf.

Die Zuschauer sahen noch, wie Kutsuma dem Okuro die weiße Perücke vom Kopfe riß, um ihm Luft zu machen und sein Gehirn zu kühlen. Da — mit einem einzigen Ausruf des Schreckens erhob sich das ganze Theaterpublikum; denn Okuros Haar war unter dem Spiel vor Schmerz so weiß geworden wie die Watte der weißen Perücke. Einer im Theater wies es dem andern und wurde ehrfürchtig vor der Seele des Liebenden, die hier größer als die Kunst des Schauspielers gespielt hatte.

Alle im Theater weinten; und keiner, der je zum Biwasee kommt und den Abendschnee am Hirayama bewundert, vergißt der Geschichte des Liebenden zu gedenken, den das Unglück weiß wie Schnee machte.

Geschichten aus den vier Winden

Das Giftfläschchen

Berlin war ein Feuerbrand von Sonne. Die Dächer der Häuser und die Fenster zitterten vor Junihitze, so wie die Hitzeluft über Steinwüsten zittert. Es war, als heizten die Scharen der Autos mit ihren Benzindämpfen die Straßen, wie fliegende Öfen. Und die Sonne schien an diesem heißen Junitag nicht von der Stelle zu wandern. Überall war Sonne, überall Höllenhitze.

Vom Stettiner Bahnhof in Berlin fuhr abends der Zug voll von Skandinaviern nach Saßnitz. Es war, als ob alle Menschen vor der deutschen Junihitze flüchteten. Das vornehme palastartige Fährboot, das in vier Stunden in der Nacht von Saßnitz übers Meer nach Trelleborg fährt, landete aber am Morgen in Schweden im flachen Schonen immer noch wie von der Berliner Hitze begleitet.

Der Drang, möglichst rasch nach dem kühleren Norden zu kommen, ließ uns nirgends haltmachen. Wir, die Frau, die ich liebe, und ich, hatten uns vorgenommen, zuerst die Route an der Westküste von Trelleborg bis Strömstad zu fahren und dann nach Lappland zu reisen. Wir reisten die zwölf Stunden von Trelleborg bis zur nördlichen Grenze Schwedens an der Westküste ohne Aufenthalt, mit Ausnahme einer kurzen Mittagpause in Gothenburg, und wir waren am Abend um sieben Uhr am Ende unserer ersten Reiseroute in Strömstad angekommen.

Zweiundzwanzig Stunden trennten mich hier von Berlin, so sagte mir der Fahrplan. Aber meine Augen hatten mir unterwegs von Stunde zu Stunde gesagt: jede Stunde wird hier ein Jahrtausend, und in Strömstad trennen dich zweiundzwanzig Jahrtausende von Berlin.

16*

Kaum stieg ich am Ende der Sackbahn in Strömstad aus, so versank ich in diese Jahrtausende wie ein Meteor, das von einem fremden Stern auf die Erde gefallen ist. Und nicht nur zwei kleine Stufen stieg ich vom Trittbrett der Eisenbahn bis zum Perron der schwedischen Erde, sondern ich war wie zweiundzwanzig Tausend Meilen tief in eine fremde Erde — bei einem fremden Meer, bei einem fremden Himmel, bei einer fremden Sonne — eingedrungen, als ich in Strömstad aus dem Waggon gestiegen war. Und ich kam nicht mehr los und saß dort bei Strömstad auf einer Insel im Meer und ließ mir neue Ohren wachsen, und soviel Haare ich sonst auf dem Kopf hatte, so viele Augen schien ich jetzt im Kopf zu haben. Mein Herz, das sonst in Deutschland im Gewohnten und Althergebrachten eingekapselt saß, flutete und löste sich und wurde wie das Herz Adams am Tag, da Gott ihm das Paradies zeigte und alle Bäume.

Die Insel, auf der ich saß, und wo ich die Reisebillette meiner anderen beiden großen Reiserouten in Schweden verfallen ließ, hieß Koster. Es ist eine Insel im Kattegat, und sie wird dreimal in der Woche von einem Dampfschiff angelaufen, das den Weg in dreiviertel Stunden von Strömstad zurücklegt und die Post bringt. Das macht aber nichts, wenn auch die Post dreimal in der Woche dorthin kommt, diese Insel ist und bleibt doch für mich immer und ewig ein Pünktchen am Ende der Welt.

Schon „am Ende der Welt“ angekommen zu sein — nachdem man noch zweiundzwanzig Stunden vorher in Berlin die Automobile rasen sah —, das ist etwas Verblüffendes und Erstaunliches, und ich habe mir vorgenommen, ein ganzes dickes Buch über die Insel Koster zu schreiben. Aber mit dieser kleinen Erzählung hier will ich euch nur den Mund wässerig machen auf dieses Pünktchen am Ende der Welt, auf diese Insel, dieses Kopfkissen aller Seligkeit. Ob das Buch, das ich einmal über diese Insel schreiben will „die Königstöchter von Koster“ heißen soll, oder „die Insel der heiligen Kühe“, oder „wilde Rosen, Wacholder und Urgestein“, oder „die Insel am Ende der Welt“,

das weiß ich heute noch nicht genau zu sagen. Die Titel verrate ich aber hier nur deshalb, weil sie andeuten, was dort alles zu finden ist für den, der sich ein Billett nimmt und in zweiundzwanzig Stunden von Berlin hinreist und zweiundzwanzig Jahrtausende in der Zeit zurück, in der Urzeit dort ankommt.

Stellt euch meine Insel vor. Nachdem wir in Südschweden, in Schonen, aus dem Eisenbahnfenster zuerst weite Kornflächen gesehen hatten und grüne Waldzüge, aus denen die herrlichsten Buchen und die stämmigsten Eichen nah am Meer die Luft mit Blätter- und Rindenduft würzen und die reichen Gehöfte dort umwehen, verläßt uns plötzlich die weiche sinnliche Erde. Statt der runden Buchenwälder wachsen runde Granithügel auf, und von allen Bäumen bleiben nur noch die Tannen am Wege, die Birken und die Eichen. Aber der Buche, dem Ahorn, der Pappel, dem Nußbaum und der Kastanie, — allen diesen geht der Atem aus vor dem Granit, der mit roſtroten Eisenadern gezeichnet ist. Das Land ist dort mit Granit gepanzert, und hinter Gothenburg beginnt eine Steinzone, wie sie sich kein Deutscher in keiner Ecke Deutschlands träumen kann, nicht in den Alpen, nicht im Riesengebirge, — nirgends; und auf meiner Reise um die ganze Erde, die ich vor fünf Jahren machte, bin ich niemals, selbst nicht am Himalaja, einer solch grotesken Steinwelt begegnet, wie die ist, die sich von Gothenburg bis nach Strömstad breitet. Am Meer ist die unterhaltendste Partie dieser Steinwelt die Station Fjellbacka, die nur eine Schiffstation ist und keine Eisenbahn hat. An der Eisenbahn aber, zwischen Gothenburg und Strömstad, ist es hauptsächlich der Umkreis um die Station Tanum; hier ist die Steinwelt derart furchtbar, daß das Land hier nicht mehr von Menschen bevölkert scheint, nicht von Tieren, nicht von Vögeln, nicht von Bäumen, sondern von gigantischen blauen und grauen Granitfiguren.

Das Meer, das vor Jahrhunderten noch hier in das Land hereinreichte, hat das Steinreich in ein Figurenreich verwandelt, durch urewige Waschungen. Die gerundeten Bergfiguren gleichen bald riesigen

versteinerten Walrossen, bald meilenlangen Herdenzügen von Mammuttieren und den Rücken versteinerter Elefantenherden. Dazwischen lagern Schichten von versteinerten Urweltbäumen, von denen mancher eine Meile lang scheint; und von der Totenstille, die dieser blaugraue Granit ausströmt, macht sich kein Ohr, das bisher nur in Gebirgen, Feldern und in Wäldern gelebt hat, eine Vorstellung.

Hier und da sitzen eine Holzhütte, ein zwerghafter Baum, ein winziges Fleckchen Rasen wie verschollen zwischen diesen ungeschlachten grauen Granitungeheuern. Das graue Land dort am Meer scheint wie mit einer einzigen Rüstung voll Eisenbuckeln bedeckt. Und wo der Bahnweg den Granit mit Dynamit zersprengt hat, wirkt der Mensch im Vorbeifahren wie eine Ameise, vor der Geste eines einzigen gespaltenen Blockes, der auch nach der Sprengung seinen Starrsinn nicht aufgegeben hat und herausfordernd daliegt, wie ein Gigant, den das Dynamit nur ein bißchen auf die Seite gerollt hat, an dem aber das Dynamit wie machtlos verrauchte. Denn wenn auch der gigantische Riesenblock gespalten wurde, er ist ja nur ein Sandkorn, auf das das Dynamit hintrat, und auf Meilen liegt hier die Welt voll neuer Granitbuckel. Und der Gedanke kommt einem, daß es kein Zufall ist, daß in Schweden, dem Granitlande, Nobel, der Erfinder des Dynamits, geboren wurde. Schweden, dieses Stein- und Eisenland von ursprünglichster Kraft, forderte direkt das menschliche Gehirn dazu auf, dem Steintrotz einen Menschentrotz entgegenzustemmen und das Dynamit zu erfinden.

Ebenso steinig wie der Küstenlandstreifen von Gothenburg bis Strömstad sind auch die Inseln, die Schären, die dem Küstenstreifen vorgelagert sind. Und die Insel Koster ist ungefähr eine der letzten großen Schären im Norden, ehe das Meer in die Kristianiabucht einschneidet. Diese Steininseln und der Steinlandstreifen waren einst die eigentliche Heimat der alten Wikinger. Hier sind noch Inschriften, Runensteine, und bei Strömstad auf einem Hügel das berühmte steinerne Wikingschiff.

Auf der Insel Koster gibt es aber in den Talsenkungen einige Bäume: Erlen und kurze Eichen. Die ganze Insel wirkt durch ihre seltsamen Zwergbäume, Zwergeichen und Zwergwacholder, die in gedrungenen grünen Figuren auf dem manchmal himmelblauen Granitgestein wachsen, zwerghaft wie die Landschaft eines japanischen Gartens.

Zwischen dem Heidekraut auf dieser Insel und bei den reichen wilden Rosenbüschen, die ganz überschüttet von rosa Kelchen dastanden, als ich im Juni landete, liegen die seltsamsten Steine zerstreut; dort ein blendend weißer, wie ein großes Marmorei, dort ein gelber, wie ein harter Honigbrocken oder wie ein Stück Bernstein, dort ein rosenroter wie eine Fleischkeule von einem geschlachteten Tier, dort ein schwarzer flacher wie ein Rabenflügel oder ein runder wie ein Seehundkopf. Hinter den Wacholderfiguren und unter den schirmartigen kurzen Eichen, deren Kronen flach wie grüne Teller auf dem Stamm wachsen, von den Seewinden wie mit einem Messer beschnitten, — bei diesen kleinen Eichen und großen Wacholderbüschen weiden glänzende rothaarige Kühe und Kühe, weiß und schwarz gesprenkelt, als hätten sie sich von der Nacht bemalen lassen mit dunkeln Flecken und mit weißen Flecken vom Mond, mit gelben und roten Flecken von der Sonne. Und die wandernden Kühe mit ihren Flecken, auf der totstillen Insel bei den Flecken der fleischfarbenen schwarzen, weißen und blauen Steine, wandern in der feuerblauen Meerumrahmung, zwischen den grünen Sonnenflecken unter den Eichen, zwischen den rosa Flecken der Rosenbüsche und im Weihrauchgeruch der Wacholderbüsche, wie vierbeinige kauende Götzenbilder. Tags fressen sie immer alle nach einer Richtung hin gewendet, den Sonnenschein zwischen den geschweiften Hörnern auf der Stirne tragend, und hinter ihnen kreischen die silberweißen Flecken von Möwenscharen im indigoblauen Junihimmel. Nachts, in den Sommernächten, in denen die Sonne kaum für eine Viertelstunde um Mitternacht untergeht, liegen die Kühe draußen unter den Eichen und schlafen alle mit der Stirn nach Osten

gerichtet und liegen beieinander in der lauen Dämmerung der hellen Nacht und unter den Schirmen der Eichen wie ein schwarzweißer Teppich von Hermelin.

Kleine Hütten sind überall zerstreut. In einer, bei einem großen Getreidefelde, wohnt der König von Koster. Es ist der älteste und der reichste Fischer und hat fast die ganze Insel mit seinen Söhnen und Töchtern bevölkert. Die Königstöchter waschen und bügeln, schlagen Gras und mähen Korn, melken die Kühe und singen abends. Die Königssöhne spielen abends auf Fideln und Mundharmonikas, nähen tags Fischernetze, fahren Mist, liegen draußen in den Booten, sehen nach ihren Hummerkästen und angeln Makrelen und Dorsche, drehen Taue und teeren Taue und ziehen im Winter hinunter nach Gothenburg auf den Heringsfang.

Manche Fischer wurden Kapitäne auf Last- und Personendampfern an der Steinküste, andere wurden Matrosen und fahren rund um die Erde. Andere wanderten nach Amerika aus und wollten Gold holen in Klondyke, und kamen heim statt mit Gold mit amerikanischen Zeitungspapieren in den Taschen und gingen wieder zurück zu ihren Hummerkästen und Angelschnüren.

Nie aber, solange die Könige, die Königstöchter und die Königssöhne von Koster zurückdenken können, hat es auf dieser Insel einen Diebstahl oder gar einen Totschlag gegeben. Niemals war eine Gerichtssitzung oder ein Polizist auf Koster gewesen. Die Menschen dieser Insel sind unschuldig wie der Mensch am ersten Tage der Schöpfung.

Dies alles muß man vorher wissen, um die winzige Geschichte von dem winzigen Giftfläschchen zu verstehen. —

Es war kurz nach Johanni, als das große Makrelenboot abfuhr, das die jungen Leute von Koster und von den umliegenden Inseln abgeholt hatte, um hinaus in die Nordsee zu fahren und draußen während des Makrelenfangs liegen zu bleiben, bis es Herbst

wurde. Dieser war der wichtigste Sommertag für alle Bewohner der Insel: der Abfahrtstag des Makrelenbootes. Im kleinen Hafensund schwamm, als das große Boot mit seinen großen rotbraunen Segeln wie eine Riesenpflugschar im Meer um die Ecke der Insel verschwand, ein Dutzend Rudernachen. In jedem Boot saßen ein oder zwei Frauensleute und hielten ihre Schürzen vor das Gesicht und weinten. Es waren Frauen, die ihre Männer fortsegeln sahen, Bräute ihre Bräutigams und Mütter ihre Söhne.

Das ganze weibliche Königsgeschlecht von Koster saß dort auf dem Wasser und weinte, und auf dem Mammutrücken der blauen Granitklippen standen vereinzelt einige Hofhunde, die hinter ihren fortziehenden Herren herbellten, und neben den weinenden Frauen in den Booten bellten andere Hunde, so daß die Luft voll Schluchzen und Bellen war.

Ein älterer Mann, den alle den „Heiden" nannten, weil er fürchterlich fluchen konnte und seit Jahren niemals bei einer Kirchenversammlung auf einer der Inseln gesehen wurde, er, der früher Kapitän gewesen war und zwei Dampfschiffe verloren hatte, trat jetzt auf mich zu und reichte mir ein kleines Fläschchen mit einem zusammengefalteten kleinen Zettel. Der Alte war blaurot im Gesicht, und sein grauer Spitzbart saß ihm trotzig kurzgeschnitten am Kinn. Er hatte seinen guten blauen sonntäglichen Tuchanzug an und seine alte Kapitänsmütze auf, mit einer goldenen Borte daran.

„Sir," sagte er, denn er sprach mit Vorliebe einige Brocken Englisch, um seine höhere Weltkenntnis vor den andern Bewohnern der Insel hervorzutun. Er untermischte immer seine Rede mit „Well" und „Allright" und verabschiedete sich nie, ohne „Goodbye" zu sagen.

„Sir, ich habe das gefunden," sagte er und schob mir das kleine Fläschchen aufdringlich in die Hand, als wenn dieses mir eben erst aus der Tasche gefallen wäre. Und breitspurig wanderte er davon.

„Ich habe das nicht verloren," rief ich ihm nach. Er aber sah sich nicht mehr um und stolperte über

die Granitbuckel und über das Heidekraut und zeigte mir seinen breiten ungeheuren Rücken, der so viereckig war, als trüge er eine große Schulschiefertafel unter dem Rock.

Auf dem kleinen Zettel, den er mir mit dem Fläschchen gegeben hatte, und an welchem man noch den Abdruck des Fläschchens bemerkte, das in das Papier eingewickelt gewesen war, auf diesem Zettel stand mit vergilbter alter Tinte das Wort „Gift" geschrieben, dreimal unterstrichen und dann:

„Zehn Tropfen reizen die Sinnlichkeit (es war ein derberes Wort gebraucht, das ich hier nicht wiedergeben kann).

Zwanzig Tropfen bringen den Wahnsinn und

jeder Tropfen darüber — den Tod." So stand auf dem Zettel. —

Ich betrachtete das Fläschchen verblüfft. Es war mit einer gelbwässerigen Flüssigkeit zur Hälfte gefüllt und mochte vielleicht vierzig Tropfen enthalten.

Da stand ich nun plötzlich mitten auf der großen unschuldigen Steininsel, umgeben von der Freudigkeit des Sommerhimmels, umgeben von der unendlichen Festlichkeit des durchdringend blauen Sommermeeres, sah die unschuldigen buntscheckigen Kühe ihre vollen Euter über das Heidekraut tragen, sah sie in friedlichen gutmütigen Reihen wildes Rosenlaub, Eichenlaub und Kräuter auf dem Granit abweiden, diese Kühe, die gutmütig wie die Erdgüte selber waren; ich hörte die wilden Bienen und die Hummeln, die sich über die Blüten des Heidekrauts summend verbreiteten, und sah sie Honig suchen, Sonnensüße für den Winter sammeln; ich sah dann über die Insel hin, auf welcher niemals noch eine böse Tat begangen worden war, wo man nicht Gefängnis, nicht Gericht und keine menschliche Niedertracht kennen gelernt hatte. Und ich, ich hatte da plötzlich ein schauderhaftes Gift in einem kleinen Fläschchen zwischen meinen Fingern, eine kleine Hölle von vierzig Tropfen. Mit diesen vierzig Tropfen konnte ich Selbstmord begehen und Mord. Ich schaute auf die weinenden Bräute hinunter, auf die jungen weinenden Frauen, die in den

Booten neben den bellenden Hunden jetzt langsam wieder zum Ufer zurückruderten, und die von ihren Männern verlassen waren. Hier konnte ich Unheil stiften, ich konnte blindlings den Verführer spielen. Ein paar Tropfen in ein Glas Milch, ein paar Tropfen in einen Teller Suppe hätten die züchtigen, unschuldigen, aber zu derber Sinnlichkeit veranlagten Fischermädchen in geile, gierige, männertolle Furien verwandeln können. Ich schauderte vor diesen ekelhaften Gedanken, die mir von diesem Giftfläschchen aufgezwungen wurden, und wunderte mich. Ich schauderte vor dem winzigen Giftfläschchen, das da plötzlich in meine Hände gekommen war, hier fern von aller überreizten Kultur, fern von dem großen Menschentrubel Europas, fern von jener Welt, in der Abenteuer, Morde und Selbstmorde täglich die Zeilen der Zeitungen überschwemmten. Hier, sozusagen am Ende der Welt, wie kam hier, zweiundzwanzig Jahrtausende hinter Berlin, auf diese unschuldige Erde dieses rasend und liebestoll machende Gift?

Die Geschichte des Fläschchens war die:

Der Heide, der alte Kapitän, erzählte sie mir endlich notgezwungen nach ein paar Tagen. Ich traf ihn zufällig wieder, bei einem Besuch in einer Hütte, wo man seit ein paar Wochen einen plötzlich tobsüchtig gewordenen jungen Mann eingesperrt hielt. Die Leute sagten, der junge Mann hätte beim Fischen auf offener See einen Sonnenstich bekommen, und einige Männer, die nicht mit dem Makrelenboot auf den Nordseefang hinausgezogen waren, mußten abwechselnd bei dem Tobsüchtigen Wache halten, denn die Gemeinde hatte sich noch nicht entscheiden können, diesen als wahnsinnig in ein Spital einer der Städte an der Küste abzuliefern. Ich hatte bis jetzt noch nichts von dem geheimgehaltenen Wahnsinnigen der Insel gewußt und fand auf einem Spaziergang durch Zufall die Hütte, im Innern der Insel, wo der Tobsüchtige von seiner Wache von vier Männern, die sich täglich ablösten, festgehalten wurde.

Dort fand ich auch unter den Wachthabenden den alten Kapitän, der mir das Giftfläschchen gegeben hatte.

Er war besonders dort begehrt, da er, wie die Leute sagten, „feste Handschuhe anhabe", womit sie seine straffen Fäuste meinten. Nach dem zufälligen Zusammentreffen am Makrelenbootstag mit dem Kapitän, hatte ich diesen täglich in seiner Hütte aufgesucht und ihn niemals daheim getroffen. Jetzt nahm ich ihn zur Seite und bestand darauf, daß er mir die genaue Herkunft des Giftfläschchens berichten sollte.

Da hörte ich endlich nach vielem unverständlichen Geknurre: wohl habe er die Flasche „gefunden"; aber das war schon ungefähr dreißig Jahre her. Er fand sie in der Kapitänskabine eines Dampfers, den er sich gekauft hatte, und der ihm dann gestrandet war. In einem Geheimfach des Schiffsbücherschrankes stand dies Fläschchen in Papier eingewickelt, und der Alte behauptete, er habe bis heute keinen Tropfen daraus vergossen. Ich glaubte es ihm.

Wir hockten einander gegenüber auf zwei Steinen im Heidekraut. In der Nähe bei uns rannte eine schwarze angepflockte Ziege, schwarz wie des Teufels Großmutter, meckernd hin und her. Und obwohl es schon gegen Abend war, wo sich die Kühle des Meeres mit der Granitwärme der Steine vermengt, wischte sich der alte Kapitän, während er mir erzählte, doch fortgesetzt die blaurote Stirn ab, auf welcher ihm ein steter Angstschweiß zu perlen schien.

Ich hatte in den paar Tagen vorher niemals richtig den Entschluß fassen können, das Fläschchen ins Meer zu schleudern oder an einem Steine zu zerschellen oder es zu öffnen und den Inhalt auszuschütten. Hundert Gründe spukten in meinem Hirn und sprachen dafür und dagegen, das Fläschchen loszuwerden. Welches Unglück konnte es anrichten, wenn das Fläschchen, das fest verkittet war, im Meer weiterschwamm und von einem Fischernetz oder einem Hummerkasten aufgefischt wurde!

Oder wenn sein Inhalt, wenn ich es zerschellte, herumspritzte und vielleicht auf eine Erdbeere, eine Wacholderbeere oder irgendein Teekraut fiel, welches Kinder sammelten. Ins Feuer werfen! Wer weiß ob das Fläschchen verbrannte und nicht in der Asche ge-

funden wurde. Irgendwie vergraben! Auch das war recht unzuverlässig. Ich durfte es nicht einmal mehr in meinem Zimmer stehen lassen, nicht in meinem Koffer. Seit ich dieses Giftfläschchen in die Hand bekommen hatte, lebte ich nicht mehr mein eigenes Leben. Ich lebte so wie die Wache, die einen Tobsüchtigen bewacht und ihre Aufmerksamkeit zersplittern muß zwischen Verstand und Irrsinn. Ich war nicht mehr harmloser Beobachter des Lebens. Ich trug mit dem Giftfläschchen wie ein Zauberer geheimnisvolle Kräfte der schwarzen Magie in der Tasche, ich erschien mir über alle menschlichen Begriffe einer dämonischen Kraft, einer Willkür, preisgegeben. Mit einem Wort, — ich war nicht mehr ich. Ich war der Sklave dieses Giftfläschchens geworden. Ich schrie nachts im Traum auf, träumte vom Vergiften und Morden, und so wie der Kapitän jetzt, hatte ich mir in den letzten drei Tagen, seit ich das Gift besaß, hundertmal den Angstschweiß von der Stirn wischen müssen.

„Dreißig Jahre," hatte der Kapitän erzählt, „habe ich das Fläschchen mit mir getragen und habe es nicht loswerden können. Jahrelang habe ich eine Lust gehabt, es zu behalten, jahrelang eine Lust, es zu vernichten. Mein ganzes Leben ist von diesem Fläschchen gelenkt worden. Bald fühlte ich mich übermütig allmächtig durch den Giftbesitz, bald unheimlich verfolgt. Die Leute nennen mich, seitdem ich das Gift besitze, den ‚Heiden'."

Ich begriff den alten Mann. Ich war in den drei Tagen, in denen ich das Gift besaß, mir selbst fremd geworden. Aber ich hätte das Fläschchen um keinen Preis hergegeben, wenn man es von mir gefordert hätte. Und als der Alte sagte: „Was haben Sie mit dem Glasfläschchen getan?" log ich mitten im Sonnenschein, zwischen den gütig kauenden Kühen, umgeben vom himmelblauen Meer, log ich mich aus dem Paradies hinaus. „Ich habe es fortgeworfen," sagte ich, damit es der Alte nicht zurückfordern konnte. —

Was wollte ich mit dem Fläschchen tun? Ich wollte es doch los sein! Warum gab ich es ihm nicht? Warum warf ich es ihm nicht vor die Füße? Ich fühlte,

wie mich das viereckige Fläschchen in meinem weißen Flanellsommeranzug unbequem drückte, und ich fuhr seitdem ängstlich, oft mitten in den ruhigsten Stunden, plötzlich mit der Hand nach meiner Westentasche. Ich wich dem Kapitän von diesem Tage an aus, damit er nicht nach dem Fläschchen fragen sollte. —

Mitten in dem herrlichen Gesicht dieses Sommers 1910, mitten in dem herrlichen Gesicht dieser Insel am Ende der Welt, die nie eine Schuld, nie ein Verbrechen, nie eine Niedertracht kannte, trug ich nun diesen Ekelfleck mit mir in der Westentasche herum, diesen Giftfund, dieses Giftfläschchen. Täglich wünschte ich das Gift zu behalten und täglich, es loszuwerden. —

Ein nordischer Sommer ist schnell verflogen, ist schnell abgekühlt. Schon ein paar Wochen nach Johanni, wenn die Nächte wieder die Dunkelheit wie eine schwarze Maske über das Land legen und die paar Wiesenflecken abgemäht sind, die es da gibt, und die paar Kornstrecken, und Ende Juli schon der Stillstand eines frühen Herbstes die Bäume aussehen läßt, als wären sie aus verblichenem grünem Papier angefertigt, dann werden all die Kühe in die Ställe zu den Hütten heimgetrieben, und eine Totenstille, Langweile und Leere sitzt bald an Stelle des Saftes und der Frische im Steingesicht dieser Insel. Die kleinen Hütten ertrinken abends im Nebel. An Stelle der Kühe laufen weiße Möwenscharen auf den abgemähten Wiesen herum, Wiesen, die nur jährlich einmal Gras geben, dann nicht mehr wachsen und sich mit den weißen Möwen bedecken, die des Morgens vor Sonnenaufgang anzusehen sind wie der Vorschein frühen Schnees.

Oft habe ich des Morgens vor Sonnenaufgang, da ich Bayer bin und in dem katholischen Lande an Morgenläuten, Mittag- und Abendläuten gewöhnt bin, hinausgehorcht. Aber nichts rührte sich. Es gab auf der Insel keine Kirche, keine einzige Glocke, und die Leute fuhren ihre Kinder zur Taufe mit Kähnen auf andere Inseln. Ebenso mußten die Brautpaare

und die Leichen oft tagelang auf guten Segelwind warten, um zur Hochzeit oder ins Grab auf die ferne Kircheninsel zu kommen.

Die Insel Koster selbst lag glockenlos in der großen blauen Glocke des Himmels, und der „Heide", der alte Kapitän, hatte recht, wenn er einmal in der Handelsbude, in dem einzigen Kaufladen, den es auf der Insel gibt, dröhnend auf den Tisch schlug und ausrief:

„Was brauchen wir hier Christentum, wir auf Koster! In alter Zeit waren wir Heiden und Helden. Und jetzt ist uns das Heldentum verboten. Aber Heiden sind wir immer noch im Grunde. Wir zahlen unsere Steuern, und die Sonne scheint nicht schöner, ob wir Christen sind oder Heiden. Und die Makrelen und die Heringe lassen sich so gut fangen von den Heiden, wie von den Christen."

Und das stämmige Königsgeschlecht von Koster lächelt gutmütig über seinen Stammheiden, über den Kapitän.

Der Sommer war hier früher zu Ende, als man sich in Deutschland vorstellen kann. Und in den ersten Tagen des August sahen die Frau, die ich liebe, und der ich noch nichts von dem Giftfläschchen in meiner Westentasche erzählt hatte, und ich, wir beide sahen mit Frösteln das schnelle Müdewerden der nordischen Sommersonne. Und eine unbändige Sehnsucht nach neuer Sonne wachte jeden Morgen mit uns auf und war jeden Abend unser letztes Gespräch.

Frauen, die sich sehr geliebt fühlen, fassen immer resoluteste Entschlüsse. So sagte diese Frau eines Tages:

„Wir wollen nach Italien. Dort ist es noch Hochsommer. Es ist viel zu spät für die lappländische Reise. Wir würden nur den schönen Eindruck von Koster verwischen. Schweden ist zu schön, als daß man es in einem Sommer flüchtig durchreisen kann. Man muß viele Sommer darauf verwenden, um alle seine Schönheiten zu erreisen. Damit wir den Norden recht verstehen, sollen wir jetzt als Kontrast den Süden aufsuchen."

Ich deutete schwerfällig und gewissenhaft wie jeder Mann auf den großen Koffer, in welchem die Wintersachen für Lappland lagen, auf Pelz und Wolle. „Sollen die ganz umsonst hierher gewandert sein?“ fragte ich.

Aber hartnäckig, weil sie meine Sehnsucht nach Sonne kannte, sagte die Frau:

„Wenn du soviel Respekt vor Koffern hast, möchte ich sie schon gleich ins Meer versenken.“

„Gerade so wie ich mein Giftfläschchen,“ entfuhr es mir. Und nun mußte ich die ganze Geschichte vom Giftfläschchen, das mir wie ein Dämon in der Westentasche saß, und das den Kapitän wie ein Dämon dreißig Jahre lang gefoltert hatte, meiner Geliebten erzählen.

„Das ist ein neuer Grund,“ rief diese erfinderisch aus. „Ich sehe, du und ich, wir werden dieses Giftfläschchen ebensowenig los wie der Heide, der Kapitän. Aber es fällt mir gar nicht ein, deine Liebe mit einer Giftflasche zu teilen. Wir müssen nach Rom und das Gift an der einzigen Stelle der Welt, wo es hingehört und keinen Schaden anrichtet, abliefern.“

„Ja, wenn noch in Rom die alten Römer leben würden,“ meinte ich. „Aber dort sind ja nur Ruinen, wie du selbst immer sagst.“

„Dort ist der Heilige Vater! Seiner Heiligkeit drückst du einfach das Fläschchen in die Hand, so wie es der Kapitän dir plötzlich in die Hand gedrückt hat.“

„Liebende Frauen sind weise Frauen,“ sagte ich. Und indessen sie die Koffer packte und die Wolle für Lappland zu unterst stopfte und dabei italienische Lieder vor sich hinsang, reiste ich in sechzig Stunden von Strömstad direkt nach Rom, immer das Giftfläschchen in der Westentasche betastend, daß es mir nicht auskäme.

Als ich in Rom dann das Fläschchen Seiner Heiligkeit in die Hand drückte, wie es mir die weise und liebe Frau geraten hatte, lächelte Pius und sagte verständnisvoll:

„Das macht nichts, das kommt öfters vor.“

„Natürlich,“ sagte ich eilfertig aus Verlegenheit.

„Darf ich Eure Heiligkeit fragen, was Sie damit anfangen werden," setzte ich neugierig hinzu.

„Das stellen wir zu den andern," nickte der Papst. Und ebenso nickte Seine Eminenz, der Kardinal del Val, der bei meiner Audienz zugegen war: „Das stellen wir zu den andern."

Das Gespräch wurde in den vatikanischen Gärten geführt, die mir durch ihre Regelmäßigkeit, regelrecht gestutzte Taxushecken, etwas pedantisch und langweilig vorkamen, mir, der ich gerade von der Insel der heiligen Kühe kam, vom Lande, wo die Steine sprechen, von Wacholder, wilden Rosen und Urgestein, von der schwedischen Heideninsel, wo in der blauen Glocke des Himmels die Sonne täglich zu einem Fest geglänzt hatte, wo das große freie Meer geläutet hatte, und wo die Fischerleute arm, bescheiden und ehrlich waren wie der Fischer Petrus und wie die Apostel, welche einst Fischer waren am See Genezareth.

„Und um die Erde sind Sie auch gereist?" meinte Seine Eminenz der Kardinal. „Und haben einen amerikanischen Bischof unterwegs getroffen, der von allen Göttern der Welt ein Probebild mit nach Philadelphia nahm! Der ganze Vatikan hat diesen Winter ‚Die geflügelte Erde' studiert. Wenn die sündige Erde wirklich rundum so voll schöner Wunder ist, wie Sie da beschreiben, dann gibt sie uns hier vieles Nachdenken. Wir hatten wirklich nicht geglaubt, daß noch etwas irdisch Schönes an der Welt wäre. Wir dachten, wir hätten alles Verführerische mit heiliger Christenstrenge ausgemerzt."

„Oh!" rief ich aus und machte meinen Mund größer auf, als in den vatikanischen Gärten erlaubt ist, „wenn Sie nur ‚Die geflügelte Erde' gelesen haben, dann haben Sie noch nicht vom Schönsten gehört, was ich gesehen habe."

Seine Heiligkeit, welche wir auf den Wegen des Gartens zwischen uns gehen ließen, setzte sich auf das Stühlchen, das die Schweizer Wache, die hinter uns ging, ihm unterschob. Der Papst hielt immer noch mein Giftfläschchen zwischen den Fingern, obwohl es ihm der Kardinal öfters hatte abnehmen

wollen. Der Papst hielt das Giftfläschchen gegen die Sonne:

„Wieviel Gifttropfen sind darin und wie wirken sie?"

Ah, dachte ich. Dem Papst geht es jetzt wie dem Heiden auf Koster. Der Kapitän hat das Fläschchen auch nicht mehr hergegeben, als er es einmal zwischen den Fingern hatte. Und obwohl ich vom Allerschönsten, was es auf der Welt gab, eben hatte erzählen wollen, hatte der Papst nicht zugehört, sondern immer an das Gift denken müssen.

Der Kardinal kam mir zuvor und beantwortete die Fragen, die das Gift betrafen, und ich bewunderte dabei des Kardinals scharfes Gedächtnis, der alles genau behalten hatte, was ich ihm über das Giftfläschchen vorher mitgeteilt hatte.

„Was gibt es Schöneres in der Welt als Rom?" fragte der Papst, schwärmerisch durch das Giftfläschchen den römischen Himmel betrachtend.

„Die Insel Koster," sagte ich prompt. „Dort würden Eure Heiligkeit sich einmal recht von allem Glockengeläute erholen."

Auch der Kardinal ließ sich jetzt von der Schweizer Wache, die auf seinen Wink herbei eilte, ein Stühlchen unterschieben.

Da saßen sie nun vor mir in dem Taxusheckengang, Seine milde Heiligkeit im weißen fleckenlosen Gewand und der Kardinal im Scharlachkleid.

Wenn jetzt nur die Frau, die ich liebe, und die ich auf Koster singend beim Kofferpacken zurückgelassen habe, aus der Taxushecke käme! Nur sie könnte mir jetzt aus der peinlichen Verlegenheit helfen, dachte ich. Denn dieses mit dem Glockengeläute habe ich verkehrt gesagt, das sah ich den beiden Italienern an den gelben Gesichtern an.

„Die Insel Koster, trotzdem sie keine Kirche und keine Glocken hat," fuhr ich fort und eilte mich mit den Worten, um mich bei den Italienern wieder in Gunst zu reden, „diese Insel Koster ist nämlich heute noch der unschuldigste Platz der Welt. Dort gab es noch nie eine Lüge, nie einen Diebstahl, nie einen

Mord; nie mußte dort jemals das Gericht einschreiten und keine Polizei. Die Menschen dort sind noch die reinsten unschuldigsten Heiden," platzte ich heraus, weil mich die hochmütigen Gesichter der römischen Herren ärgerten.

Meine Worte mußten sehr gut gewirkt haben, denn Seine Heiligkeit lächelte Seine Eminenz an, und Seine Eminenz lächelte Seine Heiligkeit an. Und diese Lächeln gingen miteinander über die Taxushecken, über die Palmen und über die weißen Geländer der Terrassen des vatikanischen Gartens, versöhnlich hinauf bis in den üppigen blauen römischen Himmel.

Der Papst hob das Giftfläschchen, das zugleich mit dem großen Ring am Daumen seiner Hand funkelte, wieder ans Licht.

Die Allmacht dieses Siegelringes zuckte mir zu gleicher Zeit mit dem Schiller des Giftfläschchens entgegen. Ich verstand nicht sogleich, daß diese Geste des Papstes mir meine schöne unschuldige Insel Koster beleidigen wollte.

„Menschliches Gift kann lange im Verborgenen leben," sagte der alte Mann mit den blassen Wangen, mit dem blassen Kinn, mit der blassen Nase und mit den blassen Augen, die mir plötzlich unheimlich lebensmüde aus dem dunkelgrünen schwülen Palmengarten entgegenleuchteten.

„Lieber Dichter, habt Ihr nicht dieses Gift, wie Ihr erzählt, von jener Barbareninsel gebracht?" tönte es ironisch von feinen blassen Lippen.

„Ja," sagte ich eifrig, meine Insel Koster verteidigend. „Das Gift kam von der Welt dorthin. Aber jetzt ist kein Gifttropfen mehr dort. Ich habe alles Gift Eurer Heiligkeit gebracht, direkt nach einer Sechzigstundenfahrt, und das Giftfläschchen gleich übergeben, damit Eure Heiligkeit es aus der Welt schaffen."

„Mein Lieber," sagte die weiße Figur vor mir, die da unter dem blauen römischen Himmel im Garten zugleich mit dem Kardinal von dem Stühlchen aufstand, und deren weiße Lippen tief Atem holten, als wollten sie mir eine tiefe Wahrheit sagen, und ich dachte schon vorschnell:

Seine Heiligkeit wird sagen: nichts kann das Gift der Welt aus der Welt schaffen, nicht der Papst, nicht der Dichter, nicht die Christen, nicht die Heiden. Und ich dachte, daß ich mit dieser großen Weisheit dann entlassen würde.

Aber nein, — Pius reichte mir nur die Hand, die das Giftfläschchen hielt, zum Abschiedskuß, und mit den Augen auf das Fläschchen deutend:

„Mein Lieber, wir werden es zu den andern stellen." — — —

„Wenn das nur nicht großes Unglück anstiftet," sagte später die Frau, die ich liebe, zu mir. „Das kann nicht gut sein, wenn man im Vatikan ein Giftfläschchen zum andern stellt. Der Kapitän auf Koster, der dreißig Jahre das Fläschchen aufbewahrt hatte, ist ganz wild davon geworden, und die Leute nannten ihn schließlich einen Heiden. Wenn nur nicht der ganze Vatikan von dem Kostergift wild wird!"

Und wirklich, die vielgeliebte Frau hatte wieder recht. Ein paar Wochen später schon begann die Geschichte mit den Modernisteneiden, und die Bannflüche fliegen seitdem wie Giftpfeile aus dem Vatikan über die Alpen.

„Das kommt davon," sage ich zu meiner Frau (wenn ich die Bayerische Landeszeitung aus der Hand lege, worin der Memminger so genau die Zustände und die Aufregungen des Papstes schildert), — „das kommt davon, daß der Papst als Ratgeber nur Kardinäle und keine Frau hat. Die Liebe einer Frau ratet besser als alle Kardinäle." —

Himalajafinsternis

Das ist der Fluch und zugleich die Wollust des Reisens, daß es dir Orte, die dir vorher in der Unendlichkeit und in der Unerreichbarkeit lagen, endlich und erreichbar macht. Diese Endlichkeit und Erreichbarkeit zieht dir aber geistige Grenzen, die du nie mehr loswerden wirst.

Wenn sich deine Seele, ohne daß dein Leib reist, an einen Ort hin versetzt, in dem du nie warst, so kann sie an dem Ort bald im Sonnenschein, bald im Regen, bald im Winter, bald im Frühling wandern, geisterleicht in einer Geisterlandschaft. Hast du aber den Ort einmal reisend mit deinem Leib erreicht und wirkliche Tage dort erlebt, so bist du dem Gefängnis der Wirklichkeit verfallen. Sobald du dich in späteren Jahren an den bereisten Ort im Geist zurückversetzt, kommst du nicht über die Grenzen der ehemaligen wirklichen Tage hinaus. Du siehst jenen Ort immer wieder, in ermüdender Wiederkehr, in derselben Tages- oder Jahreszeitstimmung, in der du ihn damals gesehen. Du kannst ihn nicht willkürlich mehr verwandeln. Du bist verdammt, ihn ewig genau so zu sehen, wie er sich dir auf der Reise gezeigt hat. Dies ist der Fluch, der die Seele des Reisenden belastet. Die Flügel der Geistigkeit werden ihm von der Wirklichkeit beschnitten. Der Vielgereiste haftet mehr an der Erde als der Niegereiste. Er erscheint mir sterblicher als die übrigen Sterblichen.

Es gibt eine einzige Möglichkeit, den Wirklichkeitsbann des Reisens zu durchbrechen und abzuschütteln. Das geschieht, wenn wir unsterbliche Erlebnisse heimbringen; wenn sich das Schicksal des Reisenden mit Menschenschicksalen fremder Orte so verknüpft, daß der Ort, die Landschaft, das Geschehene ganz an Bedeutung verlieren, ins Nichts sinken, und das am eigenen Schicksal Erfahrene Zeit, Ort und Wirklichkeit überragt.

Solche Erlebnisse sind selten, aber eins, zwei solcher Erlebnisse auf großen Reisen bleiben einem im Blut und Geist haften und überfallen einen zeitweise in der Erinnerung, und solche Erlebnisse können uns modernen Menschen den Schauer, die Ehrfurcht und die Erhebung ersetzen, die die früheren naiven Menschen in Gotteshäusern vor ihren Altären und Göttern empfanden, vor Göttern, die wir Modernen längst zum alten Eisen gelegt haben.

Ehe ich auf meinen Reisen oben im Himalajagebirge gewesen, konnte ich mir diese höchsten Erdzinken immer

nur tief in weißem Schnee und unter ewig eisigblauem Himmel vorstellen, ähnlich den Erinnerungsbildern, die ich vom Montblanc, von den Dolomiten und den Schweizer Alpen mit mir trug. Jetzt aber, nachdem ich vor Jahren am Himalaja war, sehe ich dort im Geist keine ehernen Gletscher, keinen eisblauen Himmel mehr. Ich sehe dort die Erde grau in grau wandern, denn es war im Februar, als die Nebel aus der indischen Talsohle wie graue Felder heraufstiegen, Nebel in allen Schattierungen, in Schatten und Beleuchtungen wechselnd. Es war, als flögen die Berge; dann wieder versanken sie. In den Sternennächten wirbelten diese Nebel im Mondschein. Der riesige Himalaja schien sich fortzuwälzen. Bald stellten sich die Nebel wie Riesentreppen auf, schlugen sich zum Himmel hinauf und drehten sich um ihre Achsen wie ungeheuere Windmühlenflügel. Es blieb kein Oben, kein Unten, kein Links und kein Rechts mehr bestehen, als wäre der Himalaja eine Gedankenwelt geworden, in der sich fluchtartig Bilder und Eindrücke, Wirklichkeit und Unwirklichkeit jagten.

Siebentausend Fuß hoch oben in Darjeeling, dem weltbekannten Erholungsort der englisch-indischen Beamten, Offiziere und reichen Kaufleute, waren im Februar die meisten Villen geschlossen. Sie liegen mit ihren Glaswänden und Glasveranden wie aus Bergkristall aufgebaut an der Berglehne der hohen Gelände von Darjeeling. Dazwischen ziehen sich Teegärten mit niedrigem Teegebüsch hin, denn der Tropenbrodem, der vom großen indischen Reiche am Fuße des Himalaja zu den Höhen von Darjeeling heraufraucht, bringt einen Atem von Fruchtbarkeit über diese Südabhänge des Himalaja.

Heimgekehrt nach Europa, wäre ich jetzt, wenn ich an den Himalaja zurückdenke, ewig dazu verbannt, dort droben in Darjeeling den unendlichen, lautlosen, träufelnden Februarregen zu sehen, der aus den Nebelschwaden niedertroff, und ich müßte immer in die nebelwandernden Berge schauen, die mir nie mehr stillstehen würden, wäre mir nicht dort jenes Erlebnis begegnet, das mich zeitlos und weltlos ansieht, nicht

gebunden an Tag und Jahreszeiten, sondern nur gebunden an die Allmenschlichkeit, an das Menschenherz, das rund um die Erde, an allen Orten gleich handelnd liebt und leidet, als wäre es ein einziges Herz.

Eines Nachmittags hatten mich die fünf Tibetaner, die meine Rikscha schoben, nach dem einzigen tibetanischen Tempel gefahren, der an einem Ende des Bergdorfes Darjeeling, nach langen Fahrten, auf verschlungenen Wegen erreicht wird. Der Tempel war einfach wie ein weißgekalktes Scheunenhaus und unterschied sich fast in nichts von tibetanischen Bauernhäusern. Er lag am senkrechten Abhang, von einigen verwilderten Bäumen umstanden, ein wenig einfach, und man hätte ihn ebensogut von weitem für einen kleinen Gasthof halten können.

Ich mußte einen nassen Vorgarten durchschreiten und hörte von weitem einen regelmäßig klingenden Ton. Es war der Laut der Gebetsmühlen, die nach jeder Umdrehung antönen. Unter dem Vordach des Tempelhauses stand eine mannshohe und mannsdicke gelbe Röhre aufgerichtet. Sie war von oben bis unten eng mit Gebeten beschrieben. Ein Tempelknabe in gelber Kutte drehte mit der Hand den gelben Zylinder, der sich auf einem Gestell rund um eine Achse bewegte. Jede Umdrehung des Zylinders galt soviel als das vollständige Ablesen der tausend Gebete, die eingedrängt auf ihr geschrieben waren.

Drinnen im Tempel war es dunkel wie in einem Stall. Hinter dicken Holzgittern standen die geschnitzten Götter, deren alte gebräunte Vergoldung kaum noch glänzte. Da war kein friedlicher Gott darunter. Alle Götter standen oder hockten in wilden verrenkten Stellungen, als wären sie den verzerrten Nebeln draußen nachgebildet.

Aus unzähligen Ölnäpfchen, voll kleiner Nachtlichter, flimmerten winzige Flämmchen. Wie die Futtertröge der Götter, so standen sie da vor den Gittern und nährten die speckigen Goldgesichter mit ihrem Ruß und belebten sie mit dem Gewimmel ihrer knisternden Flämmchen.

Nicht an allen Wänden standen Götterbilder. Es

waren da Lücken, und dort am berußten und schmutzigen Wandkalk entdeckte ich Photographien, Ansichtspostkarten und Holzschnitte aus illustrierten englischen Zeitungen. Es waren Bilder von englischen, deutschen, französischen, russischen Prinzen und Generälen und Abbildungen von neuerfundenen Maschinen, Bilder, welche von den tibetanischen Priestern heilig gesprochen waren, vielleicht um den Europäern zu schmeicheln, vielleicht auch aus abergläubischer Furcht vor unbekannten fremden Seelenkräften.

Am Fußboden in einer Ecke bemerkte ich geleerte englische Bierflaschen. Ein paar tibetanische Priester mit glattrasierten kahlen Köpfen, in schmutziggelben Kutten, hockten am Boden und rauchten, lehnten mit dem Rücken an der Wand und stierten zur offenen Tür hinaus, zu der ein wenig Tageslicht in den fensterlosen Raum hereinfiel und glasig auf den Augäpfeln der Priester glänzte.

Die knisternden Reihen von Nachtlichtern, die blöden Augen der Priester und hie und da hinter den Gittern ein Götterbauch, an dessen abgenütztem Gold sich die Ölflämmchen spiegelten, der süßliche Tabakrauch aus den Priesterpfeifen und ein noch süßlicherer Geruch von erkaltetem Räucherwerk, die grotesken Papierfetzen aus illustrierten europäischen Zeitschriften, — dieser Wirrwarr von zeitlosem Spuk —, und draußen im Türviereck die ewig im Nebel fortwandernden Himalajaberge wie Spuklandschaften, die bald in den Himmel stiegen, bald zur Erde fielen, ein Nebelgekröse, das plötzlich bis zur Tür herankroch; die gelben Ungeheuer der Gebetmühlen, die sich einförmig drehten und in regelmäßigen Zwischenräumen mit einem dünnen Metallton anschlugen, — all das sah abenteuerlich aus, einfältig und ungeheuerlich zu gleicher Zeit. Denn es bestand schon seit Tausenden von Jahren und schien unvergänglich wie die Götter der Dummheit, die neben den Göttern des Verstandes und des Gefühls ewig die Erde beherrschen.

Aber wie die Abgründe draußen vor der Tempeltür, an deren Rändern das Schwindelgefühl saß, das Menschen, Tiere und Steinmassen in die Himalaja-

schluchten reißen konnte, so lag hinter dem Gefühl der dumpfen Dummheit, die in dieser stallartigen Tempelstube hockte, zugleich eine kaltblütige Grausamkeit. Sie blickte beinahe schelmisch aus den stieren Augen der kahlköpfigen tibetanischen Priester und grinste grotesk freundlich aus den lachenden Mäulern der Gesichtsmasken der im Halbdunkel hockenden Götterfiguren.

Meine fünf tibetanischen Wagenschieber, die wie Eskimos in sackartigen Kleidern vermummt steckten und von hünenhaften Kräften waren, fuhren mich dann im Rikschawagen zurück, an fast senkrechten Bergwegen hinauf. Dabei wieherten sie wie Pferdchen, meckerten wie Geißböcke und prusteten wie Walrosse. Zugleich verfolgten meinen Wagen drei tibetanische Riesenweiber, die ihre Schmuckketten aus kleinen blauen Türkisen, Brocken Bergkristall und Stücken ungereinigter Silberbronze, mit rötlichem Karneol verarbeitet, vom Hals und von den Armgelenken rissen und mir zum Verkauf vor mein Gesicht hielten. Immer gestikulierend sprangen die Tibetfrauen neben meinen Wagenrädern hin und her, umgeben von einer bellenden Schar wilder Himalajahunde.

Eine der Frauen nahm sich während des Springens die Türkisenohrringe ab, eine andere drehte von ihrer Hand einen plumpen Silberring mit rotem Karneolstein, die dritte zog sich bronzene Haarpfeile aus ihrem ungekämmten, verwilderten und vom Regen nassen Haarknoten. Einige Worte Englisch und hundert geschnatterte tibetanische Worte, durchsetzt mit Hundegebell und begleitet vom Gelächter und Geschnauf meiner schwitzenden Wagenschieber, schallten mir unausgesetzt vor den Ohren.

Endlich kaufte ich dem einen Weib einen Ring ab, und da der Rikschawagen an den Abhangwegen im Fahren keinen Augenblick halten konnte, wurde der bewegte Handel durch Zuwerfen des Ringes und Zurückwerfen des Geldes abgeschlossen.

Zwei der Frauen blieben jetzt zurück. Nur das dritte Weib, das immer noch ihre Haarpfeile verkaufslustig in der Luft schwang, haftete noch an der Seite meines Wagens, vom Gekläff der Hunde umgeben.

Als die Tibetanerin mich kaufunlustig sah, lockte sie mit den Augen, so daß ihr die Wagenschieber tibetanische Scherzworte zuriefen, gegen die sie sich eifrig verteidigte. Da mich die Haarpfeile nicht reizten und des Weibes Augen mich nicht überreden konnten, fuhr sie, immer neben dem Wagen herspringend, mit den Händen in die Falten ihres sackgroben Mantelkleides und fand in irgendeiner Tasche eine kleine Silberkette, die mir aber ebensowenig gefiel. Zugleich aber, wie sie die Kette in der Luft schüttelte, flog, zwischen ihren Fingern durch, ein kleines Bronzeamulett, das an einer Darmsaite angebunden gewesen, und flog zu mir in den Wagen auf meinen Schoß.

Mit einem Blick sah ich, daß das Amulett ein echtes kleines Bronze-Götzenbild war, nicht größer als ein Fingerglied. Es stellte in viereckigen primitiven Formen zwei winzige Menschen dar, einen nackten Mann, an welchem eine nackte Frau emporkletterte.

Ich schloß meine Hand, in die das Amulett gefallen war, griff mit der andern Hand in meine Westentasche, in der ich loses Silbergeld trug, und warf dem Weib ein paar große Silbermünzen zu. Sie sah mich erstaunt an, fing blitzschnell das Geld auf und blieb zurück. Zufällig bog der Wagen um eine Wegecke. Ich konnte jetzt das Weib, das in dem Haufen der bellenden Hunde stillstand, noch einmal von weitem sehen. Sie schüttelte fortwährend den Kopf, als verstünde sie nicht, wie sie zu dem Gelde gekommen sei. Sie hielt die Haarpfeile im Mund zwischen den Zähnen und wickelte die Geldstücke in ein kleines Stückchen gelben Tuches. Vielleicht war es dasselbe Stückchen Tuch, in welchem vorher die Silberkette und das Amulett eingewickelt gewesen.

Ich vergaß die Begebenheit, denn es ereignete sich jeden Augenblick viel Neues in der mich umgebenden Reisewelt. Ich entsinne mich nur, daß, als ich eine halbe Stunde später im Hotel das Amulett betrachtete, mir nicht mehr dieses eine Weib in Erinnerung kam, sondern die zwei anderen, die zurückgeblieben waren, und deren Wangen mit einer roten Masse eingerieben waren. Ich fragte einen der tibetanischen Fellver-

käufer, die in der Vorhalle des Hotels bei ihren Pelzwaren kauerten, und die alle Englisch sprachen, mit was sich die Weiber hier die Wangen einrieben, daß sie so braunrot würden. Er sagte, daß die Farbe Ochsenblut sei. Aber nur die Witwen bestreichen sich die Wangen mit Ochsenblut und nur diejenigen Witfrauen, die den Männern zeigen möchten, daß sie wieder heiraten wollen.

Während ich noch sprach, läutete die erste Dinnerglocke im Stiegenhaus des Hotels, die Glocke, welche die reisenden Damen und Herren darauf aufmerksam macht, daß es an der Zeit ist, sich für das Mittagessen, das um 7 Uhr serviert wird, umzukleiden. Denn auch hoch oben im Himalaja erscheinen die englischen Herren abends in Frack und Smoking und die Damen in Schleppkleidern, tief ausgeschnitten und frisiert, als wären sie für eine Galaoper geschmückt.

Ich ging in mein Zimmer, wo eben ein tibetanischer Zimmerbursche das Kaminfeuer angezündet hatte und jetzt nebenan im Baderaum, welcher zum Zimmer gehörte, Wasser in die Badewanne schleppte.

Der Baderaum hatte einen besonderen Eingang durch einen Balkon, der an der Rückseite des Hauses entlang lief. Nachdem das Bad hergerichtet war, murmelte der tibetanische Diener sein „all right, Sir“ und verschwand durch die Hintertür des Badezimmers.

Nachdem ich ins Bad gestiegen war und aufrecht im dampfenden Wasser stand und einige Turnübungen ausführte, fühlte ich im Rücken einen eiskalten Luftstrom, als ob jemand die Hintertür des Baderaumes zum Balkon geöffnet habe. Ich rufe auf Englisch: „Tür zu!“ Und um mich vor dem eisigen Luftstrom zu schützen, tauche ich im heißen Wasser der Badewanne bis zum Hals unter. Ich bemerke zugleich durch den Dampf, der das Zimmer füllte, den Schatten einer Gestalt und frage: „Wer ist das?“

Nur der Strahl des Kaminfeuers fiel von meinem Schlafzimmer in den Baderaum herein, und ich merkte zu meinem Erstaunen, daß die kleine Lampe, welche der Diener in eine Fensternische gestellt hatte, die aber

vorher kaum leuchtete, jetzt vollständig ausgegangen war.

Als ich auf meine zweimaligen Zurufe keine Antwort bekam, erhob ich mich wieder aus dem dampfenden Wasser. Im selben Augenblick fühlte ich wieder den Eishauch von der Türe her, die wahrscheinlich wieder hinter dem Dampfnebel geöffnet worden war. Der menschliche Schatten, den ich vorher gesehen hatte, war aber verschwunden.

Mir schien, wenn ich mir die Gestalt vergegenwärtigte, als wäre es eine Frau gewesen, die vorher eingetreten und die jetzt wieder verschwunden war.

Ich tastete in den Dampfnebel, fragte noch ein paarmal, beendete dann mein Bad schneller, als ich es sonst getan hätte, wickelte mich ins Badelaken, machte Licht im Schlafzimmer und leuchtete in den Baderaum, fand aber niemand. Dann kleidete ich mich an, klingelte und fragte den Diener, ob man jemand hereingelassen, während ich im Bad war.

Dieser schüttelte den Kopf und wußte von nichts.

Ich vergaß auch diese Begebenheit wieder. Aber nach Mitternacht, als ich mich zu Bett legte, schloß ich vorsichtig alle Türen.

Das Amulett hatte ich genau betrachtet, und nach dem Alter der Darmsaite zu schließen, an die es gebunden und die vom Tragen sehr abgenützt war, konnte ich mir vorstellen, daß das Amulett wohl schon mehrere Menschenalter um den Hals verschiedener Personen gehangen und auf der Brust verschiedener Leute geruht haben mußte. Bis diese starke Darmsaite sich abnützen und durchwetzen konnte, mußten manche Menschenleben dahingegangen sein.

Die an der Männergestalt emporkletternde kleine Frauengestalt war von geschwärzter Silberbronze. Der Mann schien aus Eisenbronze zu sein.

Klobig, simpel, primitiv war die nußgroße Figurengruppe zusammengeschweißt, wahrscheinlich in irgendeiner Bergschmiede tief im Himalajagebirge. Vielleicht war sie in einer tibetanischen Klosterschmiede gearbeitet, in einem jener ungeheuerlichen Klöster, die an unzugänglichen Stellen, an Bergabhängen und

Bergseen zerstreut liegen auf der Straße nach Lassa hin, jener Straße, die zu der geheimnisvollsten Klosterstadt der Welt führt.

Ich mußte wieder an das stattliche Tibetweib denken, wie es da mitten im Haufen bellender Hunde gestanden und gedankenvoll mein Geld in das gelbe Tuch gewickelt hatte.

Plötzlich fiel mir ein: nach ihrem verwunderten Gesicht zu schließen, hatte die Frau, als mir das Amulett zuflog, vielleicht gar nicht gewußt, daß sie es mir zugeworfen hatte. Sie hatte eine Silberkette in der Hand geschüttelt, und wenn ich jetzt darüber nachdachte, so schien es mir, als wäre ihr unbewußt das Amulett aus den Fingern geglitten, denn ihr Gesicht war verblüfft und nachdenklich, als sie meine Silbermünzen auffing und einsteckte. Jedenfalls aber hatte ich das Amulett mit meinem Gelde bezahlt, und es war mein. So sagte ich mir und legte mich beruhigt zu Bett.

Ich weiß nicht, wie viel Stunden ich geschlafen hatte, als ich durch einen Knall und ein Scherbenklingen geweckt wurde. Ich fuhr auf und hörte ein Geräusch wie von flatternden Flügelschlägen.

Das Kaminfeuer war vollständig niedergebrannt, und der kleine Glutbrocken leuchtete nicht mehr an der Zimmerdecke und nicht mehr an die Wände, von wo aus das klatschende Flügelschlagen herkam.

Ich machte Licht und sah ein schwarzes Tier, groß wie eine Eule, von Winkel zu Winkel fliegen. Als ich auf einen Stuhl stieg, sah ich, daß es eine große Vampirfledermaus war. Ich öffnete die Schlafzimmertüre, die nach der Treppe ging, weit, und rief ins Treppenhaus hinunter, indessen ich mich in meinen Mantel wickelte. Drunten am Kaminfeuer saßen immer einige Diener, die die Nachtwache hatten. Einer von den Männern kam nun herauf, riß die Bettdecke von meinem Bett und schlug mit dem Tuch nach dem Tier in die Luft und scheuchte die Riesenfledermaus durchs geöffnete Fenster in die Nacht hinaus.

Im Fenster selbst fanden wir dann eine Ecke der Scheibe eingestoßen. Doch unerklärlich war es mir,

wie die weiche und zartknochige Fledermaus es fertig gebracht hatte, die harte Fensterscheibe einzustoßen.

In dieser Nacht schlief ich nicht mehr. Ich ließ das Licht brennen und befahl dem Diener, das Kaminfeuer zu schüren. Ich setzte mich dann an den Kamin und las, das heißt, ich wollte lesen, um nicht einzuschlafen. Aber mehrmals mußte ich aufhorchen. Es war mir, als hörte ich Schritte auf dem Balkon, auf welchen das zerbrochene Fenster führte.

Ich sah vom Lesen nicht auf. Ich sagte mir, es wird einer der Diener sein, der sich überzeugen will, ob mein Kaminfeuer noch brennt, und der mich nicht zu stören wagt und deshalb auf dem Balkon herumschleicht und hereinsieht.

Nach einer Stunde war mir, als verbreite sich ein durchdringender Blumengeruch im Zimmer. Ich schloß die Augen, lehnte meinen Kopf im Lederseßel zurück und überlegte, ob die Nachtnebel, die aus den Himalajateegärten und aus der indischen Tiefebene heraufstiegen, solch einen betäubenden Blütengeruch mit sich führen können. Durch das zerbrochene Fenster schien der Geruch mit dem Nebelrauch hereinzuziehen, denn ich sah einen feinen bläulichen Dampf, der vom zerbrochenen Fenster her das Zimmer erfüllte. Ich wollte aufstehen, ein Handtuch oder einen Reiseschal nehmen und die zerbrochene Scheibenecke zustopfen, um den betäubenden Nebel abzuwehren.

Aber es blieb bei dem in meinem Gehirn sich immer wiederholenden Wunsch, aufzustehen. Meine Augen fielen zu. Einige Zeit hielt ich das Buch noch in der einen Hand fest. Aber das Buch schien immer größer und schwerer zu werden. Das Buch wuchs und stand vor mir wie die Wand so groß. Und immer, wenn ich mich aufrichten wollte, stand vor mir das aufgerichtete wandgroße Buch. Es war mir, als wohne ich nicht mehr in einem Zimmer. Ich wohnte in einem Buch. Und ich hatte das Gefühl, dieses Riesenbuch könnte zuklappen und mich zwischen seinen Seiten erdrücken. Das Buch roch so süß wie die Süße aus einem alten Schrank, in welchem getrocknete Blumen und Lavendel lagen. Mit diesem gemischten Gefühl

von Süße und drückender Bangigkeit verbrachte ich, wie es mir schien, Jahre, ohne daß sich etwas in meinem Zustande änderte.

Ich wachte durch ein Klopfen auf. Es klopfte irgendwo jemand auf meinen Schädel. Es wurde lange und heftig geklopft. Bald war es mir auch wieder, als klopfe man schon jahrelang. Ich horchte auf. Meine Augen öffneten sich und sahen immer noch Kaminglut. Draußen war es immer noch Nacht. Das Klopfen kam von den verschiedenen Zimmertüren im Korridor. Die Hotelgäste wurden geweckt.

Ich erinnerte mich jetzt, daß unsere Reisegesellschaft, die zehn Damen und Herren, die sich hier in Darjeeling im Hotel zusammengefunden, verabredet hatten, um drei Uhr morgens bei Mondschein aufzubrechen, um auf Paßwegen zu dem zweitausend Fuß höher gelegenen „Tigerhill“ zu reiten, wo man den Sonnenaufgang über dem Mount Everest und anderen Riesen des Himalaja erwarten wollte.

Im Zimmer war noch immer der süßliche Dunst. Ich kleidete mich im halbtrunkenen Zustand an. Ein Diener brachte mir dann den Morgentee und sagte, daß die Pferde gesattelt seien und unten an der Veranda warten.

Als ich ein paar Minuten später aufs Pferd stieg, freute ich mich über die klare Bergluft, über den eisklaren Halbmond, der am Himmel hing, und über den reinen Neuschnee, der gefallen war, und ich hatte bald ganz und gar den Blumendunst vergessen und die letzten Stunden jenes schweren Schlafes, der mehr einem Alpdruck als einem gesunden Schlaf ähnlich gewesen.

Auf den schmalen Paßwegen, auf denen die Pferde hintereinander schreiten mußten, schwiegen das Geplauder und Gelächter der Damen und Herren. Es war, als ritten wir nicht auf der Erde, sondern auf Wolken, an Wolkenrändern entlang. Die Mondsichel hatte nicht Kraft genug, die Himalajagründe auszuleuchten. Meere von Finsternis lagen an den Rändern der Paßwege, die nur einige Hufbreiten breit auf den Berggraten entlang zogen. Bäume, die so alt waren,

daß sie kein Blatt mehr trieben und nur wie moosbehangene Skelette ragten, waren durch Nebel und Schnee wie vom Erdboden abgeschnitten und hingen in der Luft wie vom Himmel herab. Einige waren wie hausgroße Skelette ungeheuerlicher Fledermäuse. Diese Gespensterbäume und der jasminweiße Mond auf dem grünlichen Nachtäther erinnerten mich wieder an mein Nachterlebnis. Aber die großen geöffneten unergründlichen Himalajaabgründe, die den Eindruck gaben, als könnte man so tief in die finstere Erde hineinsehen, so tief wie in den Nachthimmel, diese Abgründe, an denen die Pferde zagend und tastend und lautlos im glitschigen Schnee wie balancierend zwischen Leben und Tod entlang gingen, verschluckten Rückerinnerungen und Gedanken, diese Abgründe wollten mich einschläfern, stärker noch als der Blumengeruch es vorher getan hatte.

Der warme, schweißdampfende Pferderücken, der mich trug und der mich rüttelte, war das einzige Stück Wirklichkeit, das ich noch fühlte, denn der Traumzustand der Gespensterlandschaft wollte sich mit dem Traumzustand meiner noch nicht völlig wachen Gedanken vermischen und mich in die Abgründe ziehen.

Endlich verflüchtete sich die Nacht, und wir erreichten in der blaugrauen Dämmerung, die dem Sonnenaufgang vorausgeht, die Höhe des Tigerhills.

Tibetanische Diener waren vom Hotel vorausgeschickt worden. Ein großer Holzstoß war angezündet worden, aber das Holz war naß und rauchte mehr, als es brannte. Der Schnee war im Umkreis des Feuers weggeschmolzen. Wir versuchten, unsere vom Reiten erstarrten Füße beim Feuer zu wärmen, umwanderten stampfend den qualmenden Holzstoß, vertrieben uns die Zeit mit Teetrinken und warteten auf die ersten Zeichen des Sonnenaufgangs.

Auf einmal sagte jemand neben mir: „Das ist der Schmetterlingshändler!" Der Genannte war ein Deutsch-Engländer aus Darjeeling, der einen tibetanischen Antiquitätenladen dort hatte und zugleich einen Handel mit Himalajaschmetterlingen trieb, von denen er die schönsten Exemplare auf Bestellung nach Europa sandte.

Wie der Mann auf den Tigerhill gekommen, ob er uns auf einer Nachtreise aus dem Inneren des Gebirges begegnet war, oder ob er die Reisegesellschaft von Darjeeling aus begleitet hatte, wußte ich nicht. Ich dachte nur im selben Augenblick, wie ich das Wort „Schmetterlingshändler" hörte, an die seltsame Trommel, die ich in seinem Laden zwei Tage vorher gekauft hatte; eine Trommel, angefertigt aus den Hirnschalen zweier Menschen, aus der Hirnschale eines Mannes und aus der eines Weibes. Jede Schalenhöhle war mit einer Membrane überzogen; an der Wölbung aber waren die beiden Gehirnschalen zusammengeschweißt, so daß sie zwei kleine Trommeln bildeten. Schüttelte man diese, so schlug in jeder Schädelhöhle eine kleine, hinter der Membrane eingesperrte Elfenbeinkugel an die Schädelwand und an die Membrane und trommelte unausgesetzt. Der Schmetterlingshändler hatte mir erzählt:

„Ich habe diese Trommel von einem tibetanischen Priester in einem tibetanischen Tempel gekauft. Es sind die Schädelschalen eines treulosen Mannes und eines treulosen Weibes. Diese Trommel wurde täglich zur Gebetstunde angeschlagen, denn die Treulosen sollen, ewig aneinader gekittet, im Tode keine Ruhe haben. Der Priester, der auf dem Leichenstein beim Tempel die Leichen zu zerschneiden und den Vögeln hinzuwerfen hat, hat das Recht, die Schädelschalen zweier, die die Treue gebrochen haben, nach dem Tode zu solchen Trommeln zu verarbeiten." —

Mit großer Mühe hatte der Schmetterlingshändler die Trommel aus dem Tempel erhalten.

Machte es die dünne hohe Gebirgsluft, daß meine Ohren jetzt plötzlich aus allen finstern Himalajaabgründen ein Donnern hörten, als seien die Bergschlünde trommelnde Schädelhöhlen von Ungetreuen?

„Hören Sie die Lawinen, die bei Sonnenaufgang sich von den Gletschern lösen und in die Tiefe donnern?" sagte ein Herr neben mir zu einer Dame. Dann war tiefe Stille. Keine Teetasse klapperte, kein Schritt im Schnee knirschte mehr. Die Pferde spitzten die Ohren und schnupperten. Drüben im Nebel, über

einem tageweiten Abgrund, erschien der fleischige Arm eines Riesen, die rosige fleischige Brust einer Frau, Nacken, Schultern, Hüften in gigantischen Dimensionen. Es waren die Umrisse des Mount Everest und des Kantschindschanga, die wie ein nacktes Riesenpaar höher als der Mond im Himmel lagen.

„Die Sonne,“ flüsterte eine Dame.

Ich sah über meine Schulter von den Bergen fort und entdeckte eine rote glühende Lawine, die sich auf Nebelfeldern kaum merklich fortrollte und größer und röter wurde, — die Sonne. Wie eine große rote Sintflut gab sie den Gletschern Blut und machte den Schnee zu Fleisch.

Im selben Augenblick, mitten in diesem feierlichsten Augenblick des Sonnenaufgangs, nahm jemand meine Hand, führte meine Finger in eine Westentasche und sagte: Wo ist das Amulett, das du gestern kauftest? Sehen die großen fleischfarbenen Gletscher dort nicht aus wie die Männer- und die Frauenfigur deines Amuletts, das du der Tibetfrau gestern abkauftest?

Das Amulett war nicht in meiner Westentasche. Aber das Geld, das ich dafür bezahlt hatte, die drei großen Silberstücke, befand sich wieder in meiner Westentasche.

Der Gedanke an das Amulett hatte meine Hand in die Westentasche geschoben.

Wer hat jetzt laut gelacht? Alle Gesichter sahen sich nach mir um. Es wurde mir unheimlich vor mir selbst. Wie ich meinen Pelzrock geöffnet hatte, um das Amulett zu suchen, stieg mir aus der Kleiderwärme wieder jener geheimnisvolle Blumengeruch entgegen. Aber jetzt bei der aufgehenden Sonne, in der Schneefrische des Morgens, erkannte ich in dem Geruch ein betäubendes tibetanisches Tempelräucherwerk, das, in großen Massen eingeatmet, einschläfert und Visionen verschafft, und dieser Geruch steckte noch von der Nacht her in meinen Kleidern.

Auf dem Pferderücken vorhin war mir schon der Geruch stark in die Nase gestiegen. Ich selbst war aber noch zu sehr von der Schlafzimmerluft betäubt gewesen, um seinen Ursprung zu erkennen.

Jetzt wandte ich mich mit einem energischen Ruck an den Schmetterlingshändler, um ihn zu fragen: „Glauben Sie, daß es Amulette gibt, die ihren Besitzern so teuer sind, daß sie sie für nichts verkaufen würden? Glauben Sie, daß, wenn ein tibetanisches Weib ein solches Amulett zufällig von sich geschleudert hätte, es alle Listen seiner listigen Natur anwenden würde, um das Amulett wieder zu erhalten? Glauben Sie, daß es durch Hintertüren in die Häuser eindringen würde und sich nicht scheuen würde ein Fenster einzustoßen, um das Amulett zu erhalten?

Sie werden mir sagen: ‚Das zerbrechende Fenster würde jedermann wecken!' Aber ich sage Ihnen: Man kann zugleich durch das zerbrochene Fenster eine lebende Fledermaus ins Zimmer werfen, die die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und nicht den Gedanken aufkommen läßt, daß ein Mensch mit Absicht das Fenster zerschlagen hätte. Betäubt man dann noch durch eine Räucherstange den im Zimmer Anwesenden, so ist es ein leichtes, nachher mit dem Arm durch die zerbrochene Fensterscheibe in das Zimmer zu langen, den Fensterknopf von innen aufzudrücken, durchs geöffnete Fenster vom Balkon hineinzusteigen, das verlorene Amulett zu suchen, zu finden und, wenn eine Kaufsumme dafür hergegeben war, das Geld wieder hinzulegen und das Amulett mitzunehmen."

Alles dieses wollte ich mit energischem Entschluß den Schmetterlingshändler jetzt fragen. Ich öffnete den Mund. Aber die Worte, die ich sprechen wollte, verwandelten sich in Atemrauch, und ich hörte in meinen Ohren, daß ich sagte: „Wenn Sie wieder einige seltene Exemplare von Himalajaschmetterlingen haben, können Sie mir dieselben an meine Adresse nach Europa senden." Dabei nahm ich aus meiner Westentasche dasselbe Silbergeld, womit ich gestern schon das Amulett bezahlt hatte, und bezahlte im voraus den Preis für drei Schmetterlinge.

Ich hatte nichts mehr gesprochen. Die Sonne war bald wieder in Nebeln verschwunden, und wir ritten im Tageslicht, das aber mehr dem Mondlicht glich, an den nebelnden Abgründen zurück nach Darjeeling.

18*

Das Amulett fand ich nicht mehr. Es war nicht auf meinem Tisch zu Hause im Hotelzimmer, nicht in meinen Taschen, nicht in meinen Koffern.

Ich erinnerte mich jetzt, daß, als ich gestern abend nach dem Diner durch die Billardsäle zu den Spielzimmern gegangen war, wo die befrackten Herren und die dekolletierten Damen an den grünen Spieltischen vor den lodernden Kaminen saßen, mich einen Augenblick eine Sehnsucht gepackt hatte, fortzukommen aus den europäischen Sälen, die man hier in Asien sogar noch hoch im Himalaja für verwöhnte Millionäre und Milliardäre hingestellt hat.

Ich war dann auf die breite Hotelterrasse hinausgetreten und hatte dem Hexenspiel der rollenden Bergnebel über den Schluchten zugesehen und den Sternen, die über den bewegten Nebeln zu tanzen schienen. Dann fielen ein paar Regentropfen, mit Schneeflocken untermischt, aus fortflüchtenden Nebelwellen, die um den Mond kreiselten.

Als ich wieder ins Hotel zurückgehen wollte, war mir, als sähe ich ein großes Tier unter der Terrassenbrüstung um die Hausecke laufen. Gestern abend hatte ich gedacht, es sei ein Hund. Jetzt wußte ich aber, daß es ein Mensch gewesen, der auf allen vieren ging, eine Frau, wahrscheinlich die Frau, deren Amulett ich besaß, die während der ganzen Nacht um das Hotel geschlichen war, und die sich mit aller List das Amulett aus meinem Zimmer von meinem Tisch geholt hatte.

Dies bedachte ich jetzt nach der Rückkunft vom Mondscheinritt im Hotel und sehnte mich, mit jemandem darüber zu sprechen. Aber meine europäischen Reisegefährten schienen mir alle zu banal, als daß ich Lust gehabt hätte, sie in die Mystik dieses Nachterlebnisses einzuweihen.

Nachmittags um drei Uhr sollte mein Zug abgehen, der mich zum Abend wieder hinunter in die Kaffeegärten und Zuckerrohrpflanzungen Indiens bringen würde, und der am nächsten Morgen mit mir in Kalkutta eintreffen sollte.

Auf dem Weg zum Bergbahnhof konnte ich mich

nicht enthalten, die Rikscha am Laden des Schmetterlingshändlers warten zu lassen. Ich stieg aus. Als ich die Ladentüre öffnen will, wird seltsamerweise dieselbe schon von Innen aufgemacht, und an mir vorbei läuft ein tibetanisches Weib heraus. Ich hätte aber die Frau kaum wiedererkannt, da mir alle Tibetanerinnen untereinander so ähnlich schienen, sowie auch die Neger und Chinesen für den Europäer immer einander ähnlich sehen, hätte die Frau nicht mit einer heftig erschrockenen Bewegung in die Brustfalten ihres Mantelrockes gegriffen, als wolle sie dort etwas beschützen, was ich ihr hätte entreißen können. Mir schien, als ob sie hohläugiger und blasser wäre als am Tage vorher. Laut mit sich selbst sprechend und mit den Ellenbogen in die Luft fuchtelnd, als müßte sie hundert Hände abwehren, die sich nach ihr streckten, stürzte sie die Bergstraße hinunter fort, begleitet vom Gelächter meiner Rikschaschieber, welche das Gebaren der Frau noch sonderbarer fanden als ich.

Im Laden kam ich nicht dazu, dem Schmetterlingshändler vom Amulett zu sprechen, denn ehe ich noch den Mund öffnen konnte, zeigte er mir in einem geschnitzten Kästchen einen aufgespießten sogenannten Handflächenschmetterling. Jene Frau hatte ihm eben den seltenen Schmetterling verkauft. Er wurde in einem Kästchen aus Kampferholz aufbewahrt, denn der Geruch dieses Holzes schützt die Schmetterlinge gegen zerstörende Witterungseinflüsse. Durch Generationen hindurch kann man einen solchen Schmetterling im Kampferholz bei vollem Glanz erhalten. Auch diese Frau hatte den Schmetterling schon lange als ein Erbstück ihrer Familie besessen. Warum sie ihn verkaufen wollte, da er doch unbezahlbar war, konnte der Schmetterlingshändler nicht begreifen, denn ein Handflächenschmetterling wird alle hundert Jahre einmal im Gebirge gefunden. Auf seinen Flügeln sind dunkle Linien, deren Zeichnung den Linien in der Handfläche einer Menschenhand gleichen.

„Diese Frau," sagte der Schmetterlingshändler, „muß vielleicht für irgendeine eingebildete Schuld ein Tempelopfer bringen, da sie mit einem solchen Schmet-

terling ihren besten Familienschatz verkauft, um Opfergeld zu erlangen."

Ich erstand den Schmetterling. Und kaum hatte ich ihn in Händen, so wurde mir auch, ohne daß ich fragte, eine Erklärung über meinen Amulettverlust zuteil.

Der Schmetterlingshändler erzählte mir, daß jene Frau eine sogenannte „ewige Witwe" sei, eine von jenen, die ihre Wangen nicht mit Ochsenblut bemalen und nicht mehr das Verlangen haben, einen anderen Mann als den Gestorbenen zu lieben. Um aber auch des Toten sicher zu sein, daß dieser ihr im nächsten Leben treu wird, wie sie ihm treu sein will, trägt eine solche Frau an einer unzerreißbaren Darmsaite ein Amulett an der Brust, welches ein Menschenpaar darstellt. Wenn die Witwe aber dieses Amulett verliert, — denn ein Amulett wird eine Frau nie verkaufen, — hat sie damit die Treue des Toten verloren und wird ihren Geliebten im nächsten Leben nicht wieder finden.

Ein solches Amulett wird niemals verkauft, und sollte es verloren gehen, so setzt eine jede tibetanische Frau ihr Leben daran, um das kostbare Amulett der Treue wieder zu erhalten. —

Während dieses Nachmittags, als ich im Zug saß und in die finsteren Abgründe des Himalaja hinunterfuhr, sah ich im Dampf, der aus der Lokomotive kam, und der in den Dschungelwäldern und an den Urwaldästen hängen blieb, hunderte Male die Gestalt jener ewigen Witwe, wie sie bald gebückt und geduckt suchte, und wie sie aufgerichtet forttanzte über die Urwaldwipfel, wie sie die Arme an die Brust drückte und nach dem Amulett fühlte, das ihr die Treue und die Liebe ihres Geliebten im nächsten Leben versprach.

Dann, als es dunkel wurde und ich draußen keinen Wald und keinen Dampf mehr sah, betrachtete ich lange bei der trüben Wagenlampe den großen Handflächenschmetterling in dem Kampferkästchen, dessen Linien so verschlungen sind wie die Schicksalslinien in den Handflächen der Menschen und dessen Linien

in dunkle Nachtränder auslaufen, in unergründliche Finsternisse, ähnlich den Himalajaabgründen, die voll Finsternis und Aberglauben draußen dicht bei den Schienengeleisen der Bergbahn drohten.

Häckfel und die Bergwerkflöhe

Häckfel war der Sohn des Finsterer, und der war Bergmann im Annaschacht gewesen. Und Finsterer war der Sohn des Labemann, und der war Bergmann im Annaschacht gewesen. Und Labemann war der Sohn des Flegels, und Flegel war Bergmann im Annaschacht gewesen. Keiner von denen war ehelich geboren. Dieses aber ist der Stammbaum der Geliebten der Mütter jener Bergmänner.

Häckfel war, was alle seine außerehelichen Vorfahren gewesen, Bergmann, und er war mehr unter der Erde als auf der Erde zu Hause.

Der junge Bursch von fünfundzwanzig Jahren war, solange er sich unter der Erde befand, höflich, friedlich und zufrieden. Aber oben auf der Erdoberfläche, beim Tageslicht besehen, schien Häckfel das Gegenteil zu sein, störrisch, unfreundlich und ungemütlich. Teils war es das Licht und die laute Welt, die ihn im Gegensatz zur molligen Grabesstille und traulichen Dunkelheit, an die er unter der Erde gewöhnt war, immer wieder von neuem reizten. Aber Licht und Lärm waren es nicht allein, die den stillen harmlosen Burschen in ein widerhaariges Ekel verwandelten. Wenn Häckfel sich's klar gemacht hätte, warum er sich oben auf der Erde, außerhalb des Schachtes, verwandelte, so würde er erzählt haben, daß ihm draußen im Leben, außerhalb der Kohlengrube, seine liebsten Unterhalter fehlten, die Bergwerkflöhe, denen er zugetan war, und die neben der Arbeit seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Die Bergwerkflöhe aber lieben nur die laue Wärme, die im Erdinnern herrscht, und sind nicht zu bewegen, jemals an die Oberfläche zu kommen. Sie begleiten

den Bergmann, den sie sich als Nahrungsfeld ausersehen haben, nie ans Licht. Sie springen immer im letzten Augenblick ab, ehe der Förderkorb den Schacht verläßt.

Häcksel hatte sich durch nichts als durch sein süßes Blut bei den Flöhen des Annaschachtes beliebt gemacht. Vielleicht war er deshalb beliebter, weil sein Blut seit Geschlechtern außerehelich, also wildsüß, gezeugt worden war.

Wenn keiner einen Floh im Schacht hatte, Häcksel hatte immer einen zur Unterhaltung bereit, und dieses verschaffte ihm manchen wahren Freund im Bergwerk. Denn die Bergleute rechnen in ihrem unterirdischen Dasein die Anregung und Unterhaltung, die ihnen die Bergwerkflöhe bieten, als eine Erhöhung ihrer lahmgelegten Lebenslust.

Wenn irgendwo in einem entlegenen Stollen zur Erhöhung der Geselligkeit ein Floh fehlte, schickten die Leute hin zu Häcksel und erhielten auch schon für einen Schluck kalten Kaffee einen schönen ausgewachsenen Floh von Häcksel geliefert.

Man weiß aber, daß durch fortgesetzte Inzucht auch die lebhaftesten Flöhe allmählich verblöden können, und das geschah, — nachdem aus den Zeiten Flegels, Labemanns und Finsterers, die, solange das Bergwerk bestand, drei Menschengeschlechter hindurch, immer nur untereinander gelebt und sich fortgezeugt hatten, — zur Zeit da Häcksel fünfundzwanzig Jahre alt wurde und von Schwächezuständen befallen war. Die Bergleute stellten fest, daß die heutigen Flöhe ihres Geschlechtes nicht mehr so hoch springen konnten, daß sie sich auch nicht mehr so lebhaft untereinander angezogen fühlten, nicht mehr dieselben Tänze vollführten, die vorher die halbnackten Bergleute auf Brust und Rücken ihrer Kameraden bewundert hatten. Man konnte ihrem Mutterwitz nicht mehr vertrauen. Sie ließen sich von jeder täppischen Hand fangen. Sie versimpelten so sehr, daß es eine Schande für das ganze Bergwerk war.

Eines Tages, es war im Februar, im Taumonat, der die Erde aufweckt und auch die Triebe der Berg-

werkflöhe in der Erde beleben kann, fühlte sich Häcksel, der eben Feierabend machen wollte und seinen Pickel, womit er Kohlen gehackt hatte, an die Flötzmauer stellte, besonders lebhaft hinterm linken Ohr gebissen, so lebhaft, wie seit langem nicht mehr. Häcksel glaubte, es sei Stänker, sein Leibfloh, der frühlingslustig geworden wäre. Aber als der Bergmann mit dem Zeigefinger hinters Ohr fühlte, merkte er, daß ein kleiner, zierlicher, weiblicher Floh dasaß, und er erkannte auch bald, daß es Zinnoberchen war, eine Flöhin, die so genannt wurde, weil sie am rötesten von allen Flohdamen leuchtete, wenn sie sich an Menschenblut satt getrunken hatte und man sie auf der Hand vor das Grubenlicht hielt. Zinnoberchen war so zart, daß das Menschenblut aus ihrem Körper einen rötlichen Schatten neben sie legte, wo sie gerade saß.

Häcksel war über den unerwarteten Besuch ein wenig erstaunt. Denn um die Feierabendstunde, die die Flöhe gut kannten, war meistens jede Unterhaltung zwischen den Bergleuten und ihren lieben Leibtierchen zu Ende. Die kleinen Herrschaften zogen sich jeden Abend unaufgefordert in den Pferdestall des Bergwerks zurück. Dieser Stall lag neben den Kohlenschächten und befand sich ebenso wie diese viele Hundert Fuß unter der Erde. Die alten Gäule, die dort fern vom Tageslicht in der Grube zum Ziehen der Kohlenkarren gehalten wurden, bekamen niemals die Sonne zu sehen und wurden mit der Zeit blind. Im Mähnenhaar der Blinden, auf den Rückenwirbeln und in den Schwanzhaaren übernachteten die Bergwerkflöhe mit Vorliebe. Dorthin eilten sie, wenn die Feierabendstunde nahte.

„Ich dachte, du wärest schon schlafen gegangen," sagte Häcksel, als er Zinnoberchen auf seinem Zeigefinger ans Grubenlicht hielt. „Du bist ja ganz abgehärmt, liebes Kind," fuhr er in Gedanken lautlos zu reden fort. „Ich weiß, Euch fehlt neues Blut." Er nickte und hüstelte.

Der junge Häcksel war nicht stark. Er war schwer lungenleidend. Seine Vorfahren, die da unter der Erde in der weichlichen Luft seit einem Jahrhundert

Kohlenstaub schluckten, hatten ihm keine starke Lunge vererben können. Der Bergwerksarzt hatte zu dem schwindsüchtigen Häcksel gesagt, ein schwacher Mann wie er dürfe nicht heiraten, und er dürfe auch keine Frau küssen, da er mit Kuß und Umarmung nur Unheil anstiften könne. Ein Schwindsüchtiger müsse nicht daran denken, Kinder zu zeugen. Durch ihn würden nur armselige kranke Menschen entstehen, die ihm und der Welt zur Last fallen würden.

Häcksel hatte es am Feierabend darum nie so eilig wie seine Kameraden, um hinauf ans Licht der Welt zurückzukehren. Ihm war im Bauch der Erde wohl, wo es in Dunkel und Einsamkeit keine Wünsche gab. Nichts erwartete ihn außerhalb des Bergwerkes als ein Strohsack in seiner Kammer, und es lockte ihn nicht einmal dieser, da das Stroh ein Geheimnis verbarg. Häcksel hatte im Stroh seit Jahren eine alte Geldtasche verborgen. Die war voll alter Silbergulden. Die hatte er in einem blinden Stollen unter der Erde gefunden, in einem Gang des Bergwerks, der nur ihm allein bekannt war, und der im Bergwerksbuch als vor Jahren von einem schlagenden Wetter verschüttet aus dem Bergwerkplan ausgestrichen und nur als blinder Stollen bezeichnet stand.

Häcksel hatte von jenem Unglück von seinem Vater öfters erzählen hören. Der Alte hatte behauptet, bei den Verschütteten dort in dem blinden Stollen müsse sich auch Geld befinden, denn es war bei den Verunglückten damals ein zufälliger Besucher des Bergwerks mit umgekommen. Man hatte wohl versucht, nachzugraben, hatte aber die mühsamen Arbeiten bald eingestellt und den Stollen verlassen.

Häcksel strolchte dort gern im Bergwerk herum und klopfte mit seinem Pickel jahraus, jahrein nach Feierabend in dem verschütteten Gang das Gestein zur Seite. Eines Tages stieß er auf ein Gerippe, bald auf ein zweites und drittes Gerippe, und dort fand er auch die alte Geldkatze voll alter Silbergulden bei den Gebeinen liegen.

Häcksel konnte gut schweigen. Wenn ihn manchmal der Gedanke lockte, seinen Kameraden von dem Fund

zu erzählen, so hustete er sich schnell und heftig den Sprechreiz aus Brust und Kehle fort.

Das Bergwerk lag in der Nähe eines oberbayrischen Sees, in den Vorbergen der Alpen, und eine kleine Bummelbahn führte von dort an den Dörfern vorüber bis München. In mancher Nacht, wenn Häcksel daheim in seiner Hütte die alten Silbergulden mit gepulverter Kreide blankputzte, nahm er sich vor, am nächsten Tag hinein nach München zu fahren und das Geld bei einem Wechsler in Markstücke umzutauschen. Aber er hatte sich fest vorgenommen: zum Leben wollte er nichts von diesem Geld ausgeben. Das Geld sollte nur für sein Begräbnis ausgegeben werden. Denn der Todesgedanke war Häcksels Lieblingsgedanke. Er sagte sich immer, vom Tod könne er nur das Beste erwarten. Vor allem erwartete er vom Tod Gesundheit. Wenn er diesen kranken, elenden, ewig hüstelnden Körper abgelegt hätte, dann würde er gesund auferstehn, meinte Häcksel. Es stand fest und klar in ihm, daß er mit seinem Tod ein neues und gesundes Dasein beginnen würde. Darum war sein Sterben sein schönstes und stolzestes Ereignis, das er zu erwarten hatte, und er wünschte sich, um diese Verwandlung von Krankheit zur Gesundheit würdig zu begehen, ein würdiges Begräbnis, eine teuere Seelenmesse, mit Orgel, Musik und Glockengeläute, ebenso wie das, das unlängst der Hauptmann der Feuerwehr des Bauernortes, in welchem Häcksel wohnte, bekommen hatte, welches ein erstklassiges Begräbnis gewesen war. Ob nun das Silbergeld im Berg bei den Gerippen lag, untätig und unnütz, oder ob es für ein schönes Grab und einen schönen Sarg Verwendung finden würde, das konnte den Gebeinen des Kaufmanns, den der Kohlenschutt deckte, wohl gleich sein.

An diesem Feierabend, an welchem Häcksel auf seinem Zeigefinger die kleine Flöhin Zinnoberchen vor das Grubenlicht hielt, dachte er eben lebhaft daran, einen Tag festzusetzen, um endlich die Silbergulden in der Stadt in Markstücke umzuwandeln, als ihm die Flöhin lebhaft hinter das linke Ohr gebissen hatte.

Dann ging er mit dem Tierchen nach dem Pferdestall, um Zinnoberchen sorgsam auf einen Pferderücken zu setzen. Aber auf halbem Weg war ihm seine alte Flohbekanntschaft vom Finger verschwunden. Er glaubte, sie habe allein den Weg zum Pferdestall gesucht. Der Floh aber war auf seine Bergwerkmütze gesprungen. Dort saß er zwischen Hutschirm und Band, und in der Nacht in Häckfels Kammer blieb er beharrlich auf Häckfels Mütze sitzen, und als es ganz still im Zimmer war, hörte der Bursch den Floh auf der flachen Mütze leise springen.

„Ah," sagte Häckfel zu sich, „Zinnoberchen hat meinen Entschluß gehört! Vielleicht habe ich laut vor mich hingesprochen im Bergwerk unten: Zinnoberchen will mit nach München."

„Ja, das will ich," gab der fröhlich hüpfende Floh durch Tanzlaute auf der Mütze kund.

In der Nacht noch band sich Häckfel die alte Geldtasche voll Silbergulden um den Leib. Ehe das Tageslicht kam, setzte er seine Mütze auf, auf der der Floh Sprünge machte, die, wenn man sie in Töne umgesetzt hätte, Juchzer gewesen wären.

Der Bursch ging durch den Wald zur nächsten Bahnstation. Es war Sonntagmorgen, und er wollte nicht vom Bahnhof des Heimatortes abreisen, damit man seine Reise nicht bemerken sollte. Am nächsten Tag wollte Häckfel wieder zurückkehren und wollte eine Ausrede gebrauchen. Er wollte sich im Bergwerk entschuldigen und sagen, er habe sich zwei Tage im Walde verirrt und verlaufen.

Der Floh, den morgens im kalten Februarwald fror, setzte sich hinter Häckfels linke Ohrmuschel unter das warme Haar des Burschen und betrachtete von dort die Gegend. Bald merkte Häckfel, daß alle Gedanken, die er im linken Ohr hörte, ihm von Zinnoberchen eingegeben waren, und nur die Gedanken im rechten Ohr waren seine eigenen. So schritt er mit den zweierlei Gedanken wie im Frage- und Antwortspiel über den holprigen Waldweg, wo der Schnee getaut war und fast laues Vorfrühlingswetter herrschte.

„Ich bin der erste Bergwerkfloh der Welt, der an

das Tageslicht kommt," sagte Zinnoberchen zum linken Ohre Häcksels.

„Nun weiß ich, warum ich so zufrieden bin," meinte das rechte Ohr zum linken Ohr, „weil ich Bergwerksgesellschaft habe am hellen Tag."

Zinnoberchen hing sich an einem Schläfenhaar fest und schaukelte an diesem Haar im Winde hin und her, denn es war ihm kreuzwohl.

Plötzlich aber fuhr dem Häcksel ein schrecklicher Gedanke durch das rechte Ohr, und fuhr ihm vom Ohr in Hals und Brust, so daß er heftig und schmerzhaft husten mußte.

Die Flöhin sprang bei der Erschütterung aus dem Haar fort und rasch hinter Häcksels Ohr, kam aber gleich wieder zurück, unerschrocken, und hing sich wieder fest an das Schläfenhaar und schaukelte weiter.

Der wilde Gedanke schoß aber in Häcksel kreuz und quer und rief:

„Vielleicht ist dir deshalb heute ein Bergwerksfloh zum erstenmal aus Tageslicht gefolgt, weil es heute in der Grube ein Unglück gibt. Denn man sagt, die Bergwerksflöhe verlassen nur dann die tiefen Stollen, wenn sie schlagende Wetter vorauswittern."

Dieses wußte Häcksel aus dem Munde seines seligen, außerehelichen Vaters.

„Nein, nein und nochmals nein," antwortete aber darauf das linke Ohr, das von Zinnoberchen beraten war. „Es ist eine höhere Notwendigkeit, warum ich das Bergwerk heute verließ."

„Eine höhere Notwendigkeit?" echote es in Häcksel erstaunt.

„Jawohl," rief die Flöhin auf Häcksels Kopf von links. „Daß ich heute reise, geschieht aus allerhöchster Notwendigkeit. Ich bin eine Abgesandte. Ich muß Flohmänner ins Bergwerk herbeiholen, frische kräftige gesunde starke Flohkerle."

„Warum ist Stänker, mein Leibfloh, zu diesem Auftrag nicht gut genug gewesen?" fragte Häcksel ein wenig verletzt die Flöhin.

„Hat man je gehört, daß ein Flohkerl so reizend ist, daß seinetwegen andere Flohkerle einen Sprung

machen? Es muß schon eine Flöhin kommen, wenn Flohmänner sich holen lassen sollen."

„Und da hat man dich also, die Zarteste, mit mir nach München geschickt?"

„Ach was! Man hat mich nicht mit dir geschickt. Sondern du bist von mir und uns allen ausersehen worden, mich nach München zu bringen," behauptete die Abgesandte hinter Häckfels Ohr.

„Ich gehe meinethalben und nicht deinethalben, nicht in Flohangelegenheiten, sondern in meinen gesunden Todesangelegenheiten gehe ich nach München," meinte Häckfel störrisch, als eben das Morgenlicht aus den Waldbäumen grell auf seine Nase schien. „Licht und Lärm kommen immer zusammen," fügte er mürrisch und gereizt hinzu. „Wenn ich nun aber umkehre?" setzte er fort. „Was dann?"

„Dann lassen wir dir irgend etwas Schlechtes geschehen. Unsere Art zu erhalten, dazu ist uns kein Ausweg zu ungeheuer. Und ein Menschenleben ist noch lange kein Flohleben wert, noch dazu ein so wackeliges Menschenleben wie deines, das nur noch an einem Faden, sagen wir lieber, nur noch an einem Fädchen hängt."

„Ich wußte es ja," schmunzelte Häckfel plötzlich aufgeräumt. „Ich sterbe bald. Ich habe es auch nur deshalb so eilig, weil ich die alten Gulden umwechseln will, um Geld zu einem schönen Begräbnis bereit zu haben."

„Den Glauben will ich dir gern lassen," meinte die Flöhin zweideutig.

„Wie meinst du das?" fuhr Häckfel auf. „Werde ich am Ende doch nicht bald sterben? Oder werde ich das Geld am Ende gar nicht zum Begräbnis verwenden dürfen?"

„Das kommt darauf an. Versprechungen oder gar Belehrungen teilen wir Flöhe eigentlich selten aus. Wir denken zuerst an uns. Und da du als Mensch in unserer Flohgewalt bist, mußt du gehorchen."

„Hoho!" hustete Häckfel und hustete sich blaurot vor Eifer. „Ich bin in niemandes Gewalt. Ich bin ein freier Bergwerkarbeiter. Nicht mal der Gruben-

herr hat mir außerhalb des Bergwerkes etwas zu sagen. Heutzutage herrscht Freiheit im Arbeitervolk. Wir sind keine altmodischen Knechte mehr."

„Daß ich nicht lach'," kicherte Zinnoberchen und ließ das schaukelnde Schläfenhaar los, sprang zurück und biß herzhaft dem Häckſel in das linke Ohrwatschel, so daß ein Blutstropfen, groß wie der dickste Floh, dem Burschen aus der Haut quoll.

Häckſel hielt wie immer still, wenn ihn ein Floh biß, teils um seiner Gesellschaft nicht verlustig zu gehen, teils weil er es so seit Väterszeiten im Bergwerk gewöhnt war.

Zinnoberchen setzte sich an den Blutstropfen, sagte nichts mehr und frühstückte lebhaft beschäftigt, während der arme Bursche unter den kahlen Waldbäumen ging, manchmal von Husten geschüttelt und von Hunger gekrümmt.

Als die Flöhin von Menschenblut satt war, sagte sie nicht einmal „danke", sondern kroch unter dem Mützenrand unten durch auf Häckſels Kopf, wo die Luft zwischen Haar und Mützenfutter gemütlich warm war. Dort machte sie sich's bequem. Zuerst putzte sie ihre furchtbaren Beißwerkzeuge, strich dann ihre gewaltigen Springbeine glatt, dehnte sich und streckte sich auf dem weichen fettigen Haarboden zu einem Verdauungsschläfchen aus. Sie hüstelte nicht, sie dachte nicht an den Tod. Sie dachte nur an Lebensfortsetzung und Lebensgenuß. Sie murmelte im Einschlafen, indem sie mit den Hinterbeinen zum Vergnügen ein wenig auf den Haarboden trommelte: „Dummkopf! Dummkopf! Du meinst, du bist der Stärkere! Du, der mir doch zum Frühstück dienen muß!" Dann schlief die altadlige Flöhin aus dem vornehmen Bergwerkgeschlecht sanft ein, indessen der hungrige Bergmann unter ihr wie ein Kamel weitertrabte und hungernd und hustend den Bahnhof des nächsten Dorfes erreichte.

Häckſel hatte auf der letzten Strecke zum Bahnhof stark nachgegrübelt, wie er unauffällig mit dem nächsten Zug nach München kommen könnte. Niemand sollte seine Abwesenheit oder seine Reise bemerken.

Da war ihm eingefallen, daß immer ein langer Kohlengüterzug um diese Morgenstunde nach München fuhr. Er kannte aber den Bremser des Zuges, und dieses schien ihm gefährlich, denn er wollte sich niemandem anvertrauen, um seine Silbergulden ungestört umwechseln zu können. Er beschloß, sich unter einem Kohlenwagen anzuklammern und dort in dem Versteck sich nach München fahren zu lassen.

Der Kohlenzug kam immer langsam und gemächlich daher und hielt einen Augenblick draußen vor dem Bahnhof, bis die Weiche gestellt wurde und er dann ebenso gemächlich weitertrotten konnte. Dieses hatte Häcksel früher beobachtet, und diesen Augenblick wollte er benutzen und sich unter den Wagen an den Ketten dort anhängen. Der Platz war schrecklich unheimlich und grauenhaft qualvoll, und der Güterzug würde erst in der Nacht in München ankommen. Aber was machte das dem Burschen, der so dringend ein reiches Begräbnis erster Klasse haben wollte. Für die Ehren, die seinen Leichnam später dann einmal erwarten würden, hätte er gern noch Schlimmeres ertragen.

Indessen nun der junge Bergmann eingeklemmt und gemartert zwischen Rädern, Ketten und Eisenstangen hing und in ewiger Todesgefahr schwebte und der furchtbare Eisenlärm, das Schütteln und Rasseln und Stampfen des Wagens, unter dem er schweißtriefend angeklammert war, ihn zu betäuben drohte, schlief die Flöhin im Kopfhaar des Burschen köstlich, und wenn sie hungrig wurde, krabbelte sie an Häcksels Nacken entlang und suchte sich eine möglichst zarte Stelle seines Rückens oder seiner Brust aus, biß herzhaft zu und sog das süße heiße Menschenblut in sich ein.

So kamen beide, jedes auf seine Art, vorwärts. Der Mensch geplagt, geängstigt und verliebt in seinen Tod, der Floh zufrieden, gesättigt und verliebt in Blut und Leben.

Spät in der Nacht fuhr der Güterzug langsam in den Bahngeleisen von München ein. Unbemerkt machte der erschöpfte blinde Mitreisende sich unter dem Wagen los und schlich sich im Güterbahnhof auf

Seitenwegen über Schienen, über einen Stachelzaun und eine Plankenwand kletternd davon.

Der Güterbahnhof lag abseits, und in dem Stadtviertel in nächster Nähe standen einfache schweigende Häuserreihen, und in weiten Abständen brannten einsame Laternen. Häcksel wollte einen Gasthof aufsuchen und am nächsten Morgen die alten Guldenstücke umwechseln und dann mit der Bahn gemächlich auf einem Sitzplatz zurückfahren und auf einer Haltestelle, etwas entfernt vom Heimatdorf, aussteigen. So würde dann die Reise unbemerkt geblieben sein, er wäre dann nur als Waldverirrter in die Kohlengrube zurückgekehrt und hätte ohne viel Worte seine Arbeit im Stollen wieder aufgenommen, nachdem das gewechselte Geld im Strohsack versteckt und eingenäht worden wäre.

Aber es sind immer bei Entschlüssen mehrere Mächte mitbeteiligt, und niemand führt einen Entschluß allein aus. Das sollte jeder bedenken, ehe er Heimliches tun will. Unser Alleinsein ist immer nur ein scheinbares, in Wirklichkeit ist jedes Handeln unsichtbar mit tausend Mithandelnden verknüpft.

So hatte Häcksel nicht daran gedacht, daß nach der langen Fahrt unter dem Kohlenwagen sein Kopf betäubt, seine Kräfte erschöpft, sein Herz schreckhaft und gedankenlos sein würde, wie es nicht am Morgen, da er frisch ausgeschlafen die Reise angetreten, gewesen war.

Außerdem hatte er vergessen, daß es Fastnachtssonntag war. Der Fastnachttrubel in der Großstadt München war ihm ganz unbekannt. Häcksel lebte jahraus, jahrein menschenscheu und ins Bergwerkleben versunken, so daß er ganz abseits stand von allen Lebenserfahrungen. Nie war er in einer Stadt gewesen, nichts wußte er von Faschingstagen, nichts vom närrischen Treiben einer Maskenwelt, die er nie gesehen oder erlebt hatte.

So ging er, in München angekommen, mit schwankenden müden Knien unter den dunkeln Vorstadthäusern hin, die ihn mit ihren vielen Stockwerken und ihren vielen dunkeln Fenstern einschüchterten.

Als seine Schritte in der Nacht so einsam auf dem leeren Vorstadtpflaster hallten, wurde ihm schwindlig vor Hunger, Schwäche und Aufregung. Und ängstlich gemacht, weil er glaubte, die stillen Häuserbewohner wecken zu können, zog er seine harten Stiefel aus und ging auf lautlosen Socken weiter.

Er hatte keine Ahnung, daß in den leeren Häusern, die meistens Neubauten waren, noch gar keine Menschen wohnten, und so schlich er an den unbewohnten frischweißen Häusern stumm und behutsam und lautlos wie ein Nachtvogel hin und wußte nicht, daß er wie ein ertappter Dieb aussah.

Zinnoberchen aber, seine Flohherrin, war längst wach und aufmerksam und witterte mit Begierde, von Häcksels linker Schläfe aus, die tausend Flöhe der Stadt München, die jetzt in der Nacht alle auf waren und springend bei Tanz und Leibesfreuden wacher als die Sterne am kalten Februarhimmel lebten. Trotzdem die Häuser hier unbewohnt waren, witterte die eifrige Flöhin den menschlichen Blutgeruch aus den nächsten bewohnten Stadtteilen, und Häcksels Beine gingen ihr viel zu langsam vorwärts; sie wäre am liebsten in großen Sprüngen über die nächsten Dächer dem vor Schwäche taumelnden Häcksel vorausgeeilt.

Und nun stieß Häcksel gar mit dem Kopf an einen Laternenpfahl, wankte und fiel, von Hunger und Überanstrengung geschwächt, besinnungslos neben der Laterne nieder.

Das brachte die Flöhin ganz aus ihrer Ruhe, und sie stieß einen jener Pfiffe aus, den nur die feinen Flohohren hören können, der aber weiter zu hören ist als jeder Menschenruf. Dem groben Menschenohr aber ist ein Flohpfiff zu fein, das menschliche Trommelfell steht wie eine Mauer tot dort, wo ein Flohohr noch Laute hört. Sofort antwortete der Flöhin ein Antwortpfiff. Es war aber kein Floh, sondern auch eine Flöhin, die sich aus einem Neubau bemerkbar machte. Im dunkeln Bau brannte ein rotglühender Trockenofen, und dort bei dem Arbeiter, der den Ofen bewachte, saß ein Mädchen auf ein paar aufgeschichteten Backsteinen. Das hatte die Flöhin, die

Häckfels Flöhin zupfiff, im Nacken sitzen. Der Arbeiter vor dem Ofen hatte eine Teufelsmaske auf seine Stirn hinaufgerückt, so zeigte er zwei Gesichter übereinander. Der Mann war gerade von einem Maskenball in der Nacht auf den Bau gekommen, und seine Tänzerin, die eine „Königin der Nacht" vorstellte, hatte ihn begleitet. Beide stritten eben, wer von ihnen das meiste seiner Habe zum Pfandhaus getragen habe. Das Mädchen behauptete, sie habe nur noch einen Sonnenschirm bei einer Tante vergessen, den könne sie morgen noch versetzen. Der Arbeiter aber behauptete, das Mädchen habe ihn betrogen, weil sie bei einer Freundin noch ein Bügeleisen verborgen halte, das sie nicht versetzen wolle. Er sagte, er wolle morgen nicht mehr mit ihr zum Tanzen gehen, sie solle sich einen andern Tänzer suchen.

„Ich habe auch noch einen Floh, den ich nicht versetzt habe," lachte das Mädchen übermütig und sagte frech, sie werde sich nicht erst morgen, sondern gleich für diese Karnevalsnacht noch einen neuen Tänzer suchen.

Der Arbeiter gab ihr einen Tritt, daß sie von den Backsteinen aufflog und es an der Zeit fand zu verschwinden. Aber ehe sie ging, warf sie noch einen Backstein hinter sich in den Trockenofen, so daß Funken und Feuer dem fluchenden Mann um seine zwei Gesichter flogen.

Die Königin der Nacht öffnete rasch die Plankenzauntüre und wollte nochmals dem Arbeiter eine rohe Antwort zurückrufen, als sie nahe bei sich unter der nächsten Laterne den ohnmächtigen Häcksel liegen sah.

Inzwischen hatten sich aber die beiden Flohweiber schon laut verständigt und verstanden.

„Ich habe da einen Esel von einem Kerl," rief Zinnoberchen der andern Flöhin, die sich „Vielliebchen" nannte, zu. „Ich will nicht in der Nacht mit dem Dickschädel zusammen erfrieren. Wissen Sie nicht, wie man einen solchen Tölpel zur Besinnung zurückruft? Ich habe nämlich Eile und will auf ihm weiterreiten. Nein, was einen doch manchmal die Menschentiere ärgern können! Ich habe ihn schon in den Augendeckel gebissen, aber er schlägt die Augen nicht auf."

„Guten Abend,“ rief Vielliebchen vom Nacken des Mädchens. „Ist Ihnen Ihr Mensch gestürzt? Ach Gott, springen Sie doch lieber ab und kommen Sie herüber zu mir. Ich nehme Sie auf meinem Vieh mit zur Stadt.“

„Ach, nein, das geht nicht,“ pfiff Zinnoberchen, „ich würde den Schwächling schon gern verlassen, da er doch bald krepiert, der Kerl. Aber erst muß er mich doch noch nach unserem Bergwerk zurücktragen.“

„Ah, ah, Sie sind aus einem Bergwerk,“ wunderte sich die Stadtflöhin laut. „Sie sind wohl zum Tanzvergnügen in die Stadt gekommen?“

„Ja, hm, hm,“ meinte die Flöhin Häcksels, welche sich ärgerte, daß die Rednerin kein Floh war, den sie hätte ins Bergwerk einladen können. Doch ihren Auftrag, Männer zu suchen, wollte sie nicht gleich verraten.

Der Kopf der „Königin der Nacht“ bog sich eben ganz nah über Häcksels Kopf, und die beiden Flohfrauen konnten sich schweigend betrachten, indessen die maskierte Menschenfrau die Westentaschen des besinnungslosen Bergmannes nach Geld durchsuchte. Als sie nichts fand, nahm sie die Stiefel, die neben Häcksel lagen, und warf den einen über den Bretterzaun dem Arbeiter am Ofen an den Kopf.

„Das geht nicht. Den Stiefel her, sie muß sofort den Stiefel wieder holen,“ begehrte heftig ärgerlich Zinnoberchen. „Wir brauchen den Stiefel zum Heimweg.“

„Den Stiefel her,“ rief jetzt auch Vielliebchen.

„Er kommt schon,“ antwortete ein dritter weiblicher Floh fernher vom Bauch des Arbeiters am Trockenofen. Und zugleich warf der erboste Arbeiter, der das Wurfgeschoß im Eifer für einen zweiten Backstein gehalten hatte, den Stiefel über den Zaun zurück, und er fiel Häcksel auf die Stirn, so daß der Besinnungslose erwachte, als eben die Maskierte seine Hosentasche nach Geld durchsuchen wollte.

„Oh, oh,“ seufzte Häcksel und starrte auf die in schwarze Schleier gehüllte Gestalt, an der unzählige stählerne aufgenähte Paillettensterne im Laternenlicht

bläulich glitzerten. „Wer bist du?“ fragte der Erwachte.

„Wer ich bin? Ich bin halt eine von der Gasse. Ach, du betrachtest meine Sterne am Gewand! Ja, ich stelle nämlich die Königin der Nacht vor. So heißt man meine Maskentracht.“

Verdutzt und verblödet vor Schwäche und Staunen schüttelte Häcksel den Kopf.

„Wenn ich nur was zu essen hätte,“ murmelte er, „dann wär' alles gut.“

„Wenn du ein Geld hast, gehst halt mit mir; ich bring' dich schon wohin, wo du bald satt wirst.“

Erschrocken fuhr Häcksel mit den Händen um seinen Leib und tastete nach seinem Leibgurt, und er wurde kräftig, als er merkte, daß ihm die Silbergulden nicht fehlten.

Nachdem er verwundert zugesehen, wie ihm die Königin der Nacht geholfen, die Stiefel anzuziehen, wanderten beide nebeneinander weiter.

Aber vorher sah Häcksel noch etwas Schreckliches. Er erblickte durch die offenstehende Plankentür im Erdgeschoß eines Hauses einen großen fensterlosen Raum, dort stand ein glühender Ofen, und vor der offenen roten Ofentüre stocherte ein Mann mit zwei Gesichtern im Feuer herum.

„Was tut der dort?“ stotterte Häcksel erschrocken.

„Komm weiter!“ sagte die geheimnisvolle Schwarzverschleierte, „das ist mein Schatz gewesen, der war mit mir beim Tanzen heute. Aber ich lass' ihn laufen, weil der arme Teufel kein Geld nie hat. Du bist jetzt mein Schatz, wenn du ein Geld hast. Aber erst zeigen!“

„Was zeigen?“ fragte Häcksel.

„Geld zeigen,“ schnauzte ihn die Königin der Nacht barsch an.

„Niemals,“ gab der Verwirrte zurück. „Das ist mein Begräbnisgeld, das verausgabe ich nicht fürs Tanzen. Das gäb' ich auch nicht dem Teufel!“

„Was, du Aff, du blöder,“ kreischte ihn das Frauenzimmer an. „Von mir aus kannst du dich auf dem Mist begraben lassen!“ Und da sie von fern den Schritt

eines Schutzmannes hörte, gab das Frauenzimmer dem Häcksel eine sausende Ohrfeige und sprang in die Nacht davon.

Dieser Backenstreich hatte das Gute, daß er den Burschen wärmer machte, als wenn er einen Kognak bekommen hätte. Und ganz wach geworden, begann auch er zu laufen, so rasch er konnte, dorthin, wo am Ende der dunklen Neubautenstraße der Nachthimmel heller leuchtete, und wo ihm Leben zu sein schien, das ihn lockte.

„Danke Ihnen!" hatte Zinnoberchen dem Vielliebchen noch nachgerufen, als sie spürte, wie ihr Menschenvieh wieder flott weitertrabte. Sie hatte, während Häcksel sich mit Hilfe des Mädchens aufgerafft hatte, allerhand Ratschläge von der Flöhin erhalten, besonders nachdem sie berichtet hatte, welches ihr Reisezweck war. „Sie müssen Ihren Kerl in ein Haftlokal lenken," hatte ihr die kluge Stadtflöhin noch zuletzt geraten. „Dort wimmelt es von allerhand Möglichkeiten, Flohmännerbekanntschaften zu schließen." Dann hatte sie ihrem Menschenvieh ins Ohr geschrien: „Haue ihm eine Ohrfeige hin." Was auch geschah. Also ermuntert von dem guten Einfall Vielliebchens, war Häcksel stark und unternehmend ins Leben zurückgekehrt und fühlte sein Blut besonders auf der linken Gesichtshälfte, wo der Schlag hingefallen, angenehm warm kreisen.

Man ist doch in der Hauptstadt gleich mitten im Leben, dachte heiß der Geohrfeigte. Die Königin der Nacht und der Teufel sind mir schon begegnet. In unserem Bergwerk daheim werden die Flöhe staunen, wenn sie davon hören.

Und er überzeugte sich, mit dem Zeigefinger hinter sein Ohr tastend, daß er die Flöhin Zinnoberchen noch nicht verloren hatte, und war zufrieden darüber.

Dann fand Häcksel endlich eine lebhaftere Straße, und da funkelte Licht, und erleuchtete Wagen ohne Pferde surrten heran und jagten vorüber. Und in der nächsten Straße war so viel Licht, als wenn Häcksel einen Schlag mit der Faust ins Auge bekommen hätte und Feuerfunken tanzen sehen könnte. Menschen,

Männer und Frauen, Arm in Arm, sich wiegend und lachend und kreischend, kamen herangezogen. Manche hatten weiße, andere rote, andere schwarze Gesichter, und einige hatten besonders große Nasen vom Gesicht abstehen, aber alle grinsten vergnügt. Häcksel hatte niemals ähnliche Menschen gesehen und wurde scheu und ängstlich. Und wie er an ein besonders hell-erleuchtetes Haus kam, dachte er, das müsse ein Gast-haus sein. Denn es war ein leuchtendes Schild da-vor, das glänzte auf und verschwand, und der Wirt, der das Gasthaus besaß, hieß „Kino".

Der Mann stand in einem langen grünen Rock vor der hellerleuchteten Türe, und viele goldene Knöpfe glänzten an ihm und goldene Tressen.

„Ach, Herr Wirt," grüßte Häcksel den Türwächter des Kinotheaters, das er für ein Wirtshaus hielt, „kann ich hier ein Glas Bier trinken?"

„Natürlich," nickte der, „Bier gibt es auch in den Zwischenpausen."

Dann mußte Häcksel an einer Kasse einen Platz für das Biertrinken bezahlen und kam in einen dunkeln Saal, wo man mit dem Licht sparte. Das kam ihm seltsam vor. Im dunkeln Saal war nur eine helle Wand, durch die sah man hinaus auf eine lebendige Welt.

Häcksel dachte: Die Leute sitzen hier wie in der Kirche, und die Dunkelheit ist gruselig, vielleicht ist das das Jüngste Gericht. Denn alle Anwesenden waren totenstill und alle sahen auf Schattenmenschen, die auf einer Wand erschienen und zitternd in einem Lichtstrahl vorüberliefen, lautlos und ohne Stimme, und dazu ertönte von unsichtbaren Musikanten eine Musik. Aber Häcksel nahm sich vor, lieber auch auf das Glas Bier zu verzichten, als sich dem totstillen Jüngsten Gericht auszuliefern und einzugestehen, daß er einen Gurt voll unrechtmäßig erworbener Silber-gulden bei sich habe.

Er drehte sich rasch entschlossen auf dem Absatz um und lief wieder auf die Straße hinaus.

Da kam ein erleuchteter langer Straßenbahnwagen gefahren, und Häcksel sah, daß viele Leute dort in den

Wagen einstiegen. Und allen Leuten glitzerten bunte Kleider unter den Mänteln, und alle trugen bunte Mützen, und die Frauen hatten Kapuzen überm Kopf, und alle kicherten und lachten und kreischten, und sie waren so vergnügt, als ob sie in den Himmel führen.

Und Häcksel drängte auch mit in den Wagen, und als das Gefährt sich bewegte, begann er zu schwanken und fiel auf den Schoß eines Mannes, der hatte einen pechschwarzen Backenbart um ein rosiges Gesicht hängen. Und er hatte einen breiten Leibgurt und war in Tiroler Tracht gekleidet, und auf dem Gurt stand mit silbernen Fäden gestickt: „Andreas Hofer".

Daß das der Andreas Hofer selbst war, glaubte Häcksel nicht. Er müßte höchstens dann von den Toten auferstanden sein. Aber es war vielleicht ein Verwandter von Andreas Hofer, der den Gurt geerbt hatte, meinte der Bergmann. Und wie er noch ganz verblüfft dem Andreas Hofer im Schoß saß, schien ihm der Mann so anziehend, als wenn er gar kein Mann, sondern eine Frau wäre. Und er blieb ruhig sitzen, wo er warm und weich saß, weil gar kein Platz im Wagen war als auf dem Schoß von Andreas Hofer.

Inzwischen flüsterte ihm dieser heimlich ins Ohr: „Ich heiße Ida Fliegenhitzer. Willst mit? Dann bist gern eingeladen!"

Der Häcksel war zwar ein schwachbrüstiger, sonst aber ein ganz schmucker Bursch. Wenn er nicht die Schwindsucht gehabt hätte, wäre er eine Männerschönheit gewesen. Es fehlte ihm nichts als rote Backen und ein Brustkasten.

Eine wunderschöne Stadt, diese Stadt München! Die Männer verwandeln sich in Weiber, sogar wenn sie vorher Andreas Hofer geheißen haben und einen schwarzen Backenbart besitzen.

Also ging Häcksel mit der Ida Fliegenhitzer in ein Bräu, nachdem sie ihm vorher gezeigt hatte, daß ihr Bart nicht angewachsen war. In dem Brauhaus war es noch erstaunlicher als auf der Straße.

Im Gedräng erschien dort plötzlich ein Mann mit

goldener Krone auf dem Kopf, das war der König, und er hatte auch einen roten Mantel und ein goldenes Zepter. Der nahm augenblicklich dem Häckfel die Andreas Hofer vor der Nase weg und hob sie auf seine Schulter und trug sie davon.

Der Häckfel staunte schon bald über gar nichts mehr, auch nicht, als er sich ein Glas Bier bestellte und es ihm von einem vorübertanzenden Neger mitgenommen und ausgetrunken wurde.

In der Straßenbahn war der Bergmann im Gedräng mitgefahren, ohne zu bezahlen; im Kino hatte er das einzige Zehnmarkstück, das er bei sich hatte, aus der Hand verloren oder hatte es dem Andreas Hofer in den Schoß fallen lassen; er wußte es nicht mehr genau. Er wußte nur, daß er plötzlich kein Geld hatte als die ungewechselten altmodischen Silbergulden. Als ihm das Bier ausgetrunken wurde, bezahlte er es nicht, sondern drückte sich heimlich auf die Straße zurück.

Dabei fühlte Häckfel plötzlich, daß ihm viel Leben in die Kleider gekommen war. Denn die Bergwerkflöhin hatte überall im Gedräng Flohgenossen gewittert und diese laut zu sich eingeladen, und die Neuangekommenen untersuchten nun das Vieh, das die Flöhin ritt, um sich zu entscheiden, ob diese Menschenart ihnen zusagte, ehe sie einwilligen wollten, die Reise nach dem Bergwerk mitanzutreten.

Das Zinnoberchen lobte Häckfels Blut über alle Maßen. Es wäre besonders süß, sagte sie, da der Bursch immer Fieber habe, und deshalb sei sein Blut immer um einiges wärmer, als Menschenblut sonst ist.

Die Flöhe aber waren alle zimperliche verwöhnte Stadtherren und fanden gar keinen Gefallen an Häckfel. Sie nahmen sich vor, einer nach dem andern wieder im Gedränge abzuspringen und die Bergwerkflöhin mit ihrem Menschenvieh allein zu lassen, denn sie fanden sein Blut matt und abgestanden. Trotz der Ohrfeige, die, wie die Flöhin ihnen versicherte, das Vieh eben bekommen habe, fanden sie das Bergmannblut nicht süß, sondern säuerlich. Ein älterer Flohherr gab der Bergwerkflöhin noch rasch einen guten Rat,

ehe er zum Absprung ansetzte. Sie müsse den Menschenkerl in ein Haftlokal bringen, dort wäre manchmal eine Zufuhr von frischen Arbeiter- und Kroatenflöhen vorrätig. Diese könnten dem Bergwerk gut zur Auffrischung der Lebenslust dienen.

Häcksel, dessen Magen leer und überhungert war, schwankte wieder in das Brauhaus zurück, denn es war ihm zu seinem Hunger auch noch ein großer Schrecken in die Glieder gefahren. Er hatte draußen unter einer Laterne den leibhaftigen Tod aus einer Droschke aussteigen sehen. Eine lange weiße Gestalt mit einer Sense in der Knochenhand hatte er gesehen, und unter einem weißen Laken grinste ihn ein Totenkopf so schaurig an, wie nur die Totenköpfe der Verschütteten ausgesehen hatten, die Häcksel im blinden Stollen ausgegraben, ehe er auf den Geldgurt gestoßen war.

Rasch wendete sich Häcksel, am ganzen Leibe schlotternd, wieder in das Brauhaus zurück und ließ sich vom Gedränge vorwärtsschieben, halb erwürgt von Hunger, Durst, Schwäche und Angst.

Da stand ein hübsches Mädchengesicht vor ihm; das war von einem Vergißmeinnichtkranz umrahmt, und kleine flachsblonde Locken kräuselten sich ihr zierlich um Stirn und Nacken und verdeckten die Ohren. Vom Kopf fiel ein bräutlicher Schleier, der war dem blonden Geschöpf unterm Kinn zusammengebunden und hüllte auch den Körper zart und dicht ein. Auch Silberspangen und Silbergürtel glänzten an ihr.

„Bist du mein Schutzengel?" stieß der geängstigte Häcksel hervor. Die weiße Gestalt nickte geheimnisvoll und hing sich an seinen Arm und legte ihren weißbehandschuhten Zeigefinger auf ihren Mund, zum Zeichen, daß sie schweigen müsse.

Der Bursche war froh, daß er nach dem Anblick des Totenkopfes jetzt von dem vergißmeinnichtbekränzten Mädchen begleitet wurde. Er bestellte bei der Kellnerin zwei Glas Bier und vieles Essen und entschloß sich, die Zeche von seinem Begräbnisgeld zu bezahlen.

„Du bist ja so blaß," wisperte der Schutzengel und

schmiegte sich am Biertisch, der dichtbesetzt war, auf Häcksels Schoß. Die Bekränzte reichte ihm dann aus ihrem Handtäschchen einen Spiegel und einen roten Stift. Während Häcksel in den Spiegel guckte, malte das Mädchen ihm gesunde rote Backen und eine kräftige rote Nase in sein Gesicht.

Häcksel mußte lachen und sich wundern über das, was die Schutzengel alles verstehen. Er, der kranke blasse Häcksel, sah nun wie das glühende Leben aus. Mindestens so rot, als ob er zwei neue Ohrfeigen links und rechts und einen Faustschlag auf die Nase bekommen hätte.

Während er eben erleichtert aufatmen wollte, fand er sich ums Zwerchfell besonders leicht geworden, und er bemerkte, wie ihm sein Schutzengel den schweren Geldgurt abgeknöpft hatte, indessen er in sein gesundes rotbackiges Spiegelbild vertieft gewesen. Der Schutzengel wollte eben den Gurt in der Tiefe seiner Schleier verschwinden lassen, als Häcksel zugriff und den Gurt heftig an sich riß.

Dieses geschah im gleichen Augenblick, als die Kellnerin mit vielen Tellern und Schüsseln, voll mit leckerem Braten, Kraut, Kartoffeln und Brot und mit Biergläsern beladen sich über den Tisch beugte und Essen und Trunk vor Häcksel niedersetzte. Die Bratendämpfe stiegen dem schwachen Burschen wunderbar anregend in die Nase, und er vergaß den Schutzengel einen Dieb zu nennen, da Bier und Speisen, die vor ihm hingerückt waren, ihn ganz mit Essensgier erfüllten.

Aber ein lautes Klingeln und Rollen von vielen Silberstücken unter Tisch und Stühlen und der offene leichte Geldgurt, aus dem ihm alle Silbergulden fortgerollt waren, erschreckten ihn, und er fuhr auf. Der helle Schutzengel, der sich noch nach einigen Silbergulden gebückt hatte, verschwand rasch im Gedränge zwischen den nächsten Tischen.

Die Leute in nächster Nähe, die das viele Geldherumrollen hörten, bückten sich alle zugleich und suchten nach dem Geld. Viele halfen die Gulden aufheben. Man lachte und brachte die Gulden zurück,

aber viele Gulden blieben auch in den Händen der Suchenden und unter ihren Füßen, die sich fest daraufstellten und nicht weiterrückten.

Häckſel bekam nicht die Hälfte der Gulden zurück, und der Gurt war viel leichter als vorher, und es schmerzte den Burschen sehr, als er dachte, um wievieles weniger schön sein Begräbnis nun werden würde. Und Schuld daran war sein diebischer Schutzengel.

Inzwischen hatten sich auch einige Bratenteller geleert und das Bier war verschwunden, und nur ein Teller mit Brot war vor Häckſel stehen geblieben. Er war eben dabei, ein Brot zu nehmen und den ersten Bissen, den er an diesem Tag bekam, in den Mund zu stecken, als ihm das Brot aus der Hand genommen wurde und der Schutzengel wieder mit einem rothaarigen Menschen vor Häckſel stand und diesen für einen Falschmünzer erklärte.

Die alten Gulden wären nachgemachte Gulden aus Zinn, erklärte der Rothaarige und forderte von Häckſel, daß er ihm augenblicklich den Ledergurt mit den Münzen ausliefere.

Häckſel sagte das, was er sich für alle Fälle vorher zurechtgelegt hatte, er habe die Silbergulden geerbt.

„Es sind Zinnmünzen," erklärte der Rothaarige und winkte einem Schutzmann, der den Schutzengel und Häckſel beide zum Saal hinausdrängte. Viel Volk begleitete sie, und draußen wurden beide in die Droschke gepackt, aus der vorher der Tod ausgestiegen war.

Dem Häckſel schwirrte der Kopf. Der Schutzengel aber und der Schutzmann, die mit ihm in der Droschke saßen, flüsterten miteinander. Dann hielt der Wagen, und beide stiegen aus und hießen ihn warten. Der Rothaarige, der beim Kutscher auf dem Bock gesessen hatte, sagte, nachdem er sich mit dem Schutzengel am Wagenschlag leise besprochen hatte, Häckſel müsse aussteigen und an einem Tor warten, bis sie wiederkämen. Wenn er sich aber rühren würde, dann kämen die Bluthunde hinter dem Zaun hervor und würden ihn zerreißen.

Häckſel, der kaum noch vor Hunger und Aufregung

sehen und hören konnte, setzte sich auf einen Prellstein am Tor nieder.

Dort fand ihn nach mehreren Stunden ein seltsames Paar. Ein in ein Fell eingenähter Mensch, der einen künstlichen Löwenkopf aufgestülpt hatte, und ein kahlköpfiger Alter in grauem Kaftan, der eine Laterne in der Hand trug, die fanden Häcksel tief eingeschlafen.

Der Löwe beschnupperte den Schlafenden, und der Laternenmann beleuchtete ihn, und dann setzten sich Löwe und Greis zu beiden Seiten neben Häcksel nieder und schliefen neben Häcksel ein. Die Laterne, die auf dem Pflaster stand, beleuchtete alle drei Gesichter, und auf Häcksels Stirn kamen seine Schicksalslenker zusammen. Das waren stattliche Flohkerle, die aus den Polstern der alten Droschkenkissen zu Häcksels Flöhin Zinnoberchen gehüpft waren. Die Flöhe berieten, was aus ihnen werden sollte, denn sie hatten gesehen, wie der Rothaarige, der Schutzmann und der Schutzengel Häcksels ganzes Geld behalten hatten, und sie wußten, daß diese Leute Spitzbuben gewesen waren.

„Seid nur ruhig!" sagte ein Floh des Laternenmannes. „Wir treffen alle zusammen im Haftlokal wieder. Sie sind schon verhaftet worden, weil die vielen Silbergulden, die sie ausgaben, Verdacht erweckten."

Und ein Floh aus dem Löwenfell machte Zinnoberchen stark den Hof und tat sehr verliebt und versicherte, ihr bis ans Weltende folgen zu wollen. Als er aber von ihr seinen verliebten Willen erreicht hatte, sprang er vergnügt hoch in die Luft, kam aber aus der Luft nicht mehr zurück. Denn er war heimlich hinter den Plankenzaun gesprungen, wo ein Hühnerhaus stand, und dort ließ er es sich wohl sein bei den Flöhen der Hühner.

Die Laterne brannte noch, als es schon Tag wurde, und der Löwe, der Greis und Häcksel, alle drei schliefen fest und schnarchten wie besessen, trotzdem die Bäckerjungen auf Fahrrädern mit Körben und Säcken voll Brot an ihnen vorbeiradelten und ihr Morgenlied pfiffen.

Einmal aber versah sich einer der Bäcker aus Er-

staunen über die drei Schläfer, so daß sein Rad an den Straßenrand stieß und sein Korb mit Brot im Bogen fortflog und gerade dem schlafenden Häcksel an die Stirn fiel.

Häcksel erwachte, sah vor sich einen offenen Korb, der voll duftender frischer Brötchen war. Er griff mit beiden Händen zu, und er hatte bereits zwei Wecken verschlungen, als der gestürzte Bäckerbursche herbeigelaufen kam und ein großes Geschrei aufschlug, weil er Häcksel sah, der ein Brot nach dem andern verzehren wollte. Auch der Löwe und der Greis waren erwacht und griffen, da es sie hungerte, nach dem Brot. Als der Bäcker so sehr schrie, warf ihm der eine die brennende Laterne an den Kopf. Zuletzt aber, wie der Bäcker die drei einträchtlich seine Brötchen verschlingen sah und sie genauer betrachtete, lachte er hellauf und fuhr rasch radelnd davon, denn er war in der Nacht als weiblicher Schutzengel verkleidet gewesen und erkannte plötzlich Häcksel wieder, dem er das Silbergeld gestohlen hatte. Er war entschlüpft, als man seine Kameraden, den Rothaarigen und den Schutzmann, verhaftet hatte und hatte zu Hause seinen Vergißmeinnichtkranz, seine blonde Perücke und sein Schleiergewand abgelegt und war in seine Bäckerei, wo er Lehrling war, geeilt, weil er die Wecken austragen mußte. Jetzt aber fürchtete er, von Häcksel erkannt zu werden, und eilte schleunigst fort.

In dem Korb waren aber auch Bierbrezeln, und als der Löwe und der Greis sich satt gegessen hatten, ließen sie Häcksel den Korb und sagten, als er ihnen klagte, daß ihm sein Geld gestohlen sei, er solle die Bierbrezeln in den Wirtshäusern verkaufen, damit er Heimreisegeld bekäme. Dann raffte der Greis seine Laterne auf, und der Löwe verbeugte sich, und beide verschwanden am Ende der Straße im Morgennebel.

Häcksel aber, dem der Mund trocken war, ging zu einer Straßenpumpe, wo eben ein Kutscher seinem Gaul Wasser gab. Er bat den Kutscher, daß er ihm vom Wasser aus der Pferdekufe trinken lasse. Als er getrunken hatte und sich aufrichtete, erzählte er auch diesem Kutscher, daß man ihm sein Geld gestohlen

hatte. Der sagte, er habe schon davon gehört. Ein Kollege habe ihm heute morgen erzählt, daß zwei Fahrgäste, ein Rothaariger und einer, der als Schutzmann verkleidet war, einem Mann einen Ledergurt mit Silbergulden gestohlen hätten, und daß beide von wirklichen Schutzleuten zum Haftlokal geführt worden seien.

Dem Häckfel wurde ganz wohl, als er das hörte, und er schenkte dem Kutscher die Bierbrezeln und bat, ihn dafür zu jener Polizeistation zu fahren, da er seinen Ledergurt wiederholen wollte.

Der Kutscher tat das auch. Und Zinnoberchen, als es hörte, daß Häckfel freiwillig zum Haftlokal fahren wollte, war vergnügt und guter Dinge und vermißte ihren treulosen Floh aus dem Löwenfell nicht länger.

Aber auch Flöhe bekommen nicht in allem ihren Willen. Häckfel wurde nicht ins Haftzimmer, sondern nur in die Polizeiwachtstube geführt. Dort fand die Flöhin gar nicht, was sie wollte.

Man gab Häckfel seinen Gurt zwar nicht zurück, aber man zeigte ihm denselben, und er erkannte ihn als den seinen.

Dann wurde ein Polizist beauftragt, Häckfel in sein Heimatdorf zu begleiten und dort in Erfahrung zu bringen, wie Häckfel zu dem Silbergeld gekommen sei.

Häckfel behauptete immer noch, er habe es geerbt. So kam Häckfel auf Polizeikosten zurück in sein Heimatdorf. Nach langem Fragen glaubte man endlich Häckfel, und man ließ ihn wieder seine Bergwerkarbeit antreten.

Zinnoberchen bekam inzwischen viele Junge. Es waren Flohkinder, von ihm, der damals in der Nacht über den Plankenzaun in den Hühnerstall geflüchtet war. Die Flohmänner waren ihr unterwegs alle wieder abhanden gekommen. Sie kehrte einsam und nur mit vielen Kindern beschenkt mit Häckfel ins Bergwerk zurück.

Häckfel aber bekam zwar jenen Geldgurt zurück, doch fand sich kein einziger Silbergulden mehr in dem Gurt. Die letzten waren auf der Polizei herausgerollt, und niemand wußte wohin.

Als Häckfel den leeren Gurt umschnallte, wurde er

schwermütig. Er fieberte täglich heftiger und heftiger und wollte doch nicht sterben, da ihn kein Begräbnis erster Klasse erwartete.

Häcksel hat sich dann im Bergwerkpferdestall anstellen lassen und kam gar nicht mehr an die Erdoberfläche. Davon, daß er überhaupt nicht mehr die Luft wechselte und immer in der durchwärmten Schachtluft wohlbeschützt dahinlebte, heilte seine Lunge aus, und er genas von seiner Schwindsucht und dem Fieber.

Aber eines Tages schlug ihm ein Pferd, als er sich eben bückte, mit dem Hinterfuß vor den Kopf, da Häcksels Leibfloh das Pferd unsanfter als sonst in die Weichen gebissen hatte.

Eine ganze Nacht lag Häcksel in seinem Blut unter dem Pferd. Niemand war da, und nur die Flöhe sahen von allen Pferderücken herunter neugierig zu, wie so ein Menschenvieh endlich einmal stirbt. Sie lachten und kicherten, bissen in die Pferdeweichen und hatten es wunderschön, indessen Häcksel nochmals die Nacht durchlebte, da er alles Geld verloren hat. Der Teufel mit zwei Gesichtern setzte sich auf eine Pferdekrippe in die Stallecke, wo der rote Laternenschein den Stall schwach aufhellte, und von der Decke über dem Heu, wo die Spinnweben dick festhingen, löste sich die Königin der Nacht los und krallte eine Hand in Häcksels Kopfwunde, die ihm der Pferdehuf geschlagen hatte.

„Laß mich, laß mich," krächzte der Verwundete und wälzte sich zum Vergnügen der jungen Flöhe hin und her. Und er sah dann, wie der schwarzbärtige Andreas Hofer mit der Königin der Nacht zu ringen begann. Es wurde im Stall heller, weil die Nacht von Andreas Hofer besiegt wurde.

Dann nahte der vergißmeinnichtbekränzte Schutzengel und fragte Häcksel streng, ob er noch etwas zu gestehen hätte, er solle sich das Herz durch ein Geständnis erleichtern.

Die Flöhe verfolgten von den Pferderücken herunter dieses Theater im fiebernden Hirn des Sterbenden mit Spannung. Denn da sie ihr Leben lang mit dem Menschenblut des Häcksel aufgefüttert waren, verstanden

sie dieses Blutes Sprache gut und sahen alles, was der Sterbende zu sehen vermeinte.

„Ich wette, er wird nichts gestehen," lachte der Jüngste der Flohbrut. „Gesteh nichts, sag nichts, es ist dein gutes Recht zu schweigen," rief er mit Eifer zu Häcksel herunter.

„Nein, sage es nur! Er weiß es ja schon selber, daß du die Silbergulden aus dem blinden Stollen gestohlen hast," kreischte der Chor der andern frech und lustig.

Häcksel schwieg und ächzte. Er schwieg auch, als alle Toten aus dem blinden Schacht mit vorwurfsvollen Gesichtern an ihm vorüberzogen.

Da winkte der Teufel in der Ecke des Stalles, und herein sprang der Höllenhund und stand wie ein großer Löwe mitten im Stall und schüttelte sich knurrend.

Aber zugleich kam auch ein Greis herein — das war Petrus — und faßte den Höllenhund an der Mähne, so daß er sich nicht auf Häcksel stürzen konnte.

„Gesteh, daß du das Silbergeld nicht geerbt hast," drohte der glatzköpfige Petrus und griff nach der Stalllaterne und drohte, daß er das Lebenslicht in der Laterne, das dem Häcksel gehörte, ausblasen würde, so daß der Halsstarrige dann vom finstern Höllenhund verschlungen werden müßte.

„Bravo," lachten die Flöhe und höhnten, „siehst du, jetzt hast du dein erstklassiges Begräbnis im Bauch des Höllenhundes."

„Ich habe das Geld — das gar kein Geld war, von dem ich gar nichts ausgegeben habe, von dem ich mir nicht einmal ein Glas Bier bezahlt habe, — im Stollen ausgegraben und nicht geerbt," schrie Häcksel.

„Hier hast du ein Stück Holzkohle aus dem Feuerbecken des Teufels. Mit diesem schreibe dein Geständnis an die Kalkwand des Stalles, damit die Leute dein Geständnis schwarz auf weiß haben."

Dann, als Häcksel geschrieben hatte, sagte Petrus und hob den Zeigefinger drohend:

„Siehst du, mein lieber Häcksel, du hast es erleben sollen, daß unehrlich angeeignetes Gut nicht den kleinsten Genuß bereitet. Und daß Diebstahl einem mehr

Mühe, Schweiß und Ärger bereitet als die härteste ehrliche Arbeit, das weißt du jetzt.

Da du aber im Leben bereits deine Tat gebüßt hast, will ich dir nun doch ein Begräbnis erster Klasse auf himmlische Staatskosten bereiten. Komm und steige in die Himmelskutsche, die vor der Stalltüre steht. Mit dir wird aber auch Zinnoberchen den Himmel und das Begräbnis erster Klasse teilen, denn der Pferdehuf hat sie auf deiner Stirn zertreten, als er dich traf."

Da erst erfuhr die Flohbrut den Tod ihrer Mutter. Und nun duckten sie sich alle vor Schrecken. Und das Pferdeblut und das Menschenblut in ihren Leibern wurde ganz blaß, und sie sprangen für diese Nacht weit fort in das Bergwerk und kehrten erst nach Tagen in den Stall zurück, als man Häcksels Leichnam an die Erdoberfläche gebracht und dort wieder in die Erde gebettet hatte.

Dieses ist die Geschichte von Häcksel und den Bergwerkflöhen. Und wenn die Flöhe inzwischen im Bergwerk nicht doch ausgestorben sind, so leben sie heute noch dort, so frech wie damals.

Zwei Reiter am Meer

Einige Gäste erhoben sich und verabschiedeten sich von der in Trauer gekleideten Hausfrau und vom Hausherrn, der die Abschiednehmenden durch die Diele zum Vorzimmer begleitete.

Ein Herr und ich waren allein die Letzten in dem großen Bibliothekzimmer, wo wir nach dem Abendessen, zu dem wir geladen gewesen, alle um einen runden Mahagonitisch beim Licht einer grünverschleierten elektrischen Hängelampe plaudernd gesessen hatten.

Ich hatte mich an diesem Abend nicht viel am Gespräch beteiligen können. Die weitgeöffneten Türen in die erleuchteten Nebenräume, in das Musikzimmer, in den Speisesaal und in das Teezimmer, in denen

überall sanftes Licht und eine unendliche Ruhe sich ausbreiteten, hatten meine Gedanken immer weiter von mir fortgezogen, und es war mir, als stände mein Stuhl nicht im Bibliothekzimmer eines vornehmen Landhauses draußen im Waldhäuserviertel am Rande einer Weltstadt, sondern am Rande eines Weltteils stand ich und sah auf ein Weltmeer, auf einen grauen Ozean, dessen Wasserlinie in der Ferne zu Himmelswolken wurde, zu Nebelbrodem; und nur in weiten Abständen warf manches Mal eine langgezogene Strandwelle eine weiße Sprühschaumwelle in die Luft. Nur diese eine große Wellenzuckung zeigte Leben auf jenem Wasserweltteil. Sonst waren Himmel und Wasserfläche atemlos ausgebreitet und verschwanden weit draußen im Nichts der Unendlichkeit.

Vor mir aber, ganz nahe am Wasserrand im Dünensande, lebte das rassige Gliederspiel zweier vorüberschreitender Reitpferde, die von zwei Menschen geritten wurden, die ich aber nicht näher beachtete, weil vorerst nur die beiden Pferde und das einheitliche ungeheuerliche Weltalleben von Meer und Himmel meine Aufmerksamkeit anzogen.

Der Glanz von den Flanken der spiegelglatten Tiere und hie und da der Glanz im Meer, der von den weithin streichenden Linienwellen angeregt auf und ab zuckte, machten Pferde und Reiter wie zu Spiegelgebilden, zu Schattentänzern vor dem weiten Luft- und Wasserraum.

Es war ein hoheitsvolles Schreiten in den Beinen und Fesseln der spielend und tänzelnd auftretenden Pferdegestalten. Es war wie ein Musizieren in der Luft, ein gaukelndes Tönespiel in der adligen Beweglichkeit der Tiere, als müßten das Meer und der Himmel zu einem riesigen Instrument werden, auf dem Melodien gehört wurden beim rhythmischen Vorwärtsschreiten beider Reitpferde.

Es kam mir nicht zum Bewußtsein, daß der lautlose Dünensand alle Geräusche verschlucken könnte. Auch der Sand, schien mir, wurde zu vielfältigen Tönen unter der Berührung der zierlichen und rassigen Glieder der Pferde.

Das Weltall um die Reitenden tönte bald gedämpft jauchzend auf, bald klang es schneidend weh zu mir her wie die Geräusche der langen schneidenden Linien der flachen Strandwellen.

Dieses Bild, das ich so lebendig sah, das Bild der zwei Reiter am Meer, hing im nächsten Zimmer, im Musiksaal, in goldenem Rahmen über dem Flügel. Ich konnte es vom Bibliothekzimmer aus nicht mehr sehen, aber das Bild kam immer wieder zu mir.

Der Hausherr hatte mich, als wir nach dem Abendessen aus dem Speisesaal kamen, auf das Bild, das ihm das Lieblingsgemälde seines Hauses war, aufmerksam gemacht. Und ich hatte mich einen Augenblick auf eine Sessellehne gestützt und hatte meinen Körper am Sessel verlassen und war mit meinem Geist durch den Rahmen des Bildes aus dem Haus, aus dem Land weit fort gegangen und an den Meerrand getreten. Als wir dann später im Bibliothekzimmer um den runden Tisch saßen, war es, wie ich es eben beschrieb. Das Bild kam immer wieder zu mir. Es hob die Wände der Zimmer fort. Die Ruhe der beleuchteten Nebensäle wurde zur Ruhe des Weltmeeres, das gedämpfte Licht in den Räumen zur Ruhe des Himmelslichtes über den Urwassern.

So wußte ich, als ich mechanisch aufgestanden war und der Hausherr mit einigen Gästen das Zimmer verließ, bald nicht mehr, was Wirklichkeit und was Unwirklichkeit war.

Es stand eine weite gedämpfte Festlichkeit um mich, von der ich mich halb nicht trennen konnte, und halb wieder getrennt fühlte, da diese Festlichkeit nicht mir gehörte. Denn es war die Festlichkeit der Schmerz und Freude ausgleichenden Todesstunde, die aus den Zimmern dieses Hauses noch nicht gewichen war, die den Alltagsräumen eine höhere Verklärung hatte geben können, als es sonst hier laute Feste vermocht hatten.

Ich war in demselben Hause vor Jahren zu einem großen Abendfest gewesen, aber die erlesen geschmückten Frauen und geistesgewandten Männer hatten bei Tanzschritten, Witz und Fröhlichkeit, bei Wein

und Musik keine ähnliche Größe der Festlichkeit schaffen können, keine ähnliche Erhöhung des Hauses, wie es jetzt ein einziger Mensch getan, ein junger Mensch, der einzige Sohn, der durch seinen Todesschritt das Haus an den Rand der Unendlichkeit gestellt hatte. Wie diesem war es nur dem Künstler gelungen, das Haus fortzuheben, ihm, der jenes Gemälde geschaffen, das nicht bloß über dem Flügel im Nebenzimmer hing, sondern das die Kraft hatte, Haus und Beschauer an das Erdende zu entrücken, dorthin, wo das Reich der fliehenden Wasser, das menschenleere Reich der Ozeane beginnt, darauf der Mensch nur zeitweiliger Gast sein, aber nicht Fuß fassen kann, wo ihn Tiefe und Weite verschlängen, wenn er die Grenze von der Wirklichkeit zum Nichts überschreiten würde.

Ich stand noch unschlüssig, überlegend, ob ich den Gästen, die gegangen waren, folgen sollte, oder ob ich noch bei der Todesfestlichkeit, die in diesen Räumen lag und mich anzog, verweilen durfte.

Der Gestorbene war ein junger Musiker gewesen. Drüben am Flügel hatten Mutter und Sohn oft Stunden verbracht, wenn sie sang, was der junge Mann erdacht; wenn er ihr vorspielte, was die Stimme seiner Jünglingsgefühle, seines Jünglingsernstes und seiner Jünglingseinsamkeit auftönen lassen mußte.

Damals waren beider Herzen, das der Mutter und das des Sohnes, wie die zwei Reiter am Meer gewesen, deren Pferde im gleichen Takt schritten, und die melodisch vor der Unendlichkeit des Himmels und des Meeres, vor der Zukunft und vor der Vergangenheit hinzogen.

Nun war die Einheit zerrissen. Die zarte und zierliche, tief getroffene Mutter stand noch fassungslos vor dem unfaßbaren Schmerz. Die Melodie der Einheit war abgebrochen. Das Leben gab keinen Klang mehr als den des Schluchzens. Schluchzen noch nachts in den Träumen, Schluchzen morgens beim Erwachen, Schluchzen am Tage beim Schreiten durch die lautlosen Räume des Hauses und durch den noch lautloseren Raum des eigenen Herzens.

In den letzten Sommertagen war der junge Mann noch Leben und Lebenslust gewesen. Dann war er erkrankt. Seine Lunge fieberte. Die Sprache, seine Stimme, starb zuerst. Dann entglitt der Blick, die Augen erloschen, und der warme Körper, den die Mutter umschlang, entfremdete sich selbst dem Mutterherzen und verschwand in der Kälte des Todes.

Nun waren Monate vergangen. Niemals mehr hatte die Mutter den Flügel im Musikzimmer öffnen können. Sie hatte den Sohn immer noch begraben müssen, den Gestorbenen immer wieder begraben. Sie hatte noch nicht die Kraft gehabt, den Sohn verklärt vor sich auferstehen zu lassen. Aber alles Abschiednehmen muß von einem Wiederkommen abgelöst werden. Auf die Trennung, die das Sterben bringt, folgt die Wiederkehr, die Stunde der Auferstehung. Das Leben läßt sich nicht bis ins Unendliche begraben, auch das tote Leben nicht. Auch im Tod ist ein Wellenschlag. Das Land hat seine Berge und Hügel, das Meer seine Wellen und Wogen, der Himmel seine Wolken und seine Glätte. Und auch das vergangene Leben hat sein Gehen und Wiederkehren.

An diesem Abend war mir unbewußt klar geworden: der Tote war zu seiner Mutter und zu seinem Vater verklärt wiedergekehrt. Er war wieder auferstanden in den Räumen des Hauses. Der junge Mann stand neben uns und wollte uns von seiner Übersinnlichkeit einen Ausdruck geben. Seine Todeswelle, raumloser als die räumlichen Wellen, die wir Lebenden fühlen, wollte sich vor uns verkörpern.

Dieser feierliche Schauder berührte mich noch, als die trauernde Frau des Hauses zu mir sagte und auf den Gast deutete, der außer mir noch im Zimmer geblieben war:

„Sie gehen doch noch nicht? Ich dachte, wir wollten heute abend noch ein wenig Musik hören. Sie wissen, es ist seit Monaten kein Ton in diesem Hause gespielt worden."

Der junge Mann, den sie zum Spielen aufforderte, war ein sehr feiner, künstlerisch ernster und gewandter Klavierspieler. Er spielte uns dann gute Werke großer Komponisten vor, verabschiedete sich aber bald.

Mich jedoch hielt eine Spannung fest, eine Erwartung, eine Sehnsucht nach der Verkörperung der überirdischen Festlichkeit des Todes, die mich in diesen Räumen nicht verließ.

Die beiden Klavierlampen brannten noch am offenstehenden Flügel. Unweit von mir auf einem kleinen Damenschreibtisch stand die Photographie des jungen Verstorbenen.

Draußen vor den weißverschleierten Fenstern des Hauses lehnte das Schweigen des dunkeln Gartens, des dunkeln Waldes. Ich wußte, die Nachtlandschaft draußen war schneelos und winterlich düster. Es war Februar, und das Grab des Toten lag fern irgendwo in einem der mächtigen Großstadtfriedhöfe. Und jenes Grab unterschied sich in nichts von der Wintererde und in nichts von den andern Millionen Grabhügeln, die überall auf der Welt jahraus, jahrein hervorwachsen, die im Sommer begrünt sind wie die Wälder und Wiesen und im Winter verlassen scheinen wie die Wälder und Wiesen.

Der Geist der Toten aber lebt Sommer und Winter in einer verklärten Jahreszeit, die wir auf Erden nicht kennen, die sich aber auf uns herabsenkt, wenn sich ein Toter uns mitteilen will. Beim Gemisch der eisigen Wellen des Toten und der Wärmewellen unseres Herzens entsteht jene schauersüße Stimmung, in der wir fröstelnd fühlen, der Tote ist auferstanden und kehrt verklärt bei uns ein.

Ich wagte unter dem Bann dieser Stimmung die Frage an die trauernde Mutter, ob sie nicht ein Lied ihres verstorbenen Sohnes singen oder ein Musikstück von ihm spielen möchte.

Sie lächelte schmerzlich und ging zum Flügel. Aber als wenn sie sich selbst vom gleichen Wunsch zum Klavier hingezogen gefühlt hätte, schien sie mir dabei freudiger im Gang, von einer verhaltenen Freude umgeben. Allein im Hause, hätte sie es vielleicht nicht gewagt, jetzt schon vor dem Vater des Verstorbenen Lieder und Töne aufleben zu lassen.

Als die Trauernde sich zwischen die zwei hellen verschleierten Lampen an den schwarzglänzenden Flügel

setzte und ihre schwarz eingehüllten schmalen Schultern sich von den schneeweißen Tüllvorhängen abhoben, die senkrecht vor den Fenstern hinter ihr herabhingen, da war es mir noch nicht gewiß, ob Leben aus dem Flügel erwachen würde. Ich mußte immer noch denken, daß diese in tiefe Trauer gehüllte Mutter den Sohn immer noch begrub. Der Flügel vor ihr wurde mir wie zum glänzend schwarzen Sarg, an dem sie sich, wie mir schien, niederlassen mußte, um zu schluchzen, um zu weinen und zu begraben.

Ich wußte nicht, ob die Trauernde schon reif war, den Toten auferstehen zu lassen, in jener Verklärung, in der ich als Fremder ihn bereits in den Räumen eingetreten fühlte.

Es würde mich nicht verwundert haben, wenn die noch schwer Erschütterte nach den ersten Tönen das Spiel abgebrochen und ihr Gesicht in die Hände vergraben hätte.

Aber sie war reif zum Empfang des Zurückkehrenden. Mit einem wunderbaren Mut, als überschritte sie selbst freudig die Schwelle vom Leben zum Tod, entlockte sie dem Flügel die alten Wohllaute, die nur ihr vertrauten einsamen Jünglingsgefühle des Sohnes, die männlich junge Lust und die männlich jungen Zweifel, die einst in ihm gerungen hatten.

Und als sie eines der letzten seiner Lieder sang, geschah vor meinen Augen das Wunderbare: die reife schöne Frau sang sich an den jugendlichen Weisen ihres Sohnes zur eigenen frühesten Jugend zurück. Und ihr Frauengesicht wurde mädchenhaft, aller Enttäuschungen bar. Mädchenhaft gläubig und vertrauend wurden die Augen beim Aus- und Einatmen der Musik. Die Vergrämte verklärte sich unter der Verklärung des Toten. Und ich sah Mutter und Sohn auf zwei großen, überweltlich großen, jugendlichen Rossen, von denen jedes die Verkörperung eines Schicksals zu sein schien, am Meer der Unendlichkeit hinreiten.

So sehe ich beide dort heute noch und in Ewigkeit als zwei Reiter am ungeheuren Meer am Rand der Welt.

Und wenn ich in neuen Stunden und in anderen

Räumen dieser Frau wiederbegegnen werde, sie wird für mich immer die vom Todesschmerz mädchenhaft verklärte Mutter sein, die, auf der Linie zwischen Leben und Tod, lebender in der Entrückung auflebt als im Irdischen.

Auf dem Weg zu den Eulenkäfigen

Ich habe manchmal darüber nachgedacht, wenn ich Frau Claudia nach Jahren in dieser oder jener Weltstadt wiedersah, womit sich ihre Augen vergleichen ließen. Es machte mich oft in ihrer Nähe unruhig, daß ich keinen Maßstab für ihre Augen fand, und wenn ich aus der Ferne, bei Gesprächen oder in Gedanken, das Bild Claudias vor mich hinstellte, stotterte meine Vorstellung, möchte ich sagen, und brachte niemals einen Vergleich zustande, eine Beschreibung jener Frauenaugen.

Sie sind schwarz, aber man kann sie nicht einfach schwarz nennen, denn sie sind nicht schwarz, wenn sie einen treffen. Sie sind von einer Dunkelheit, die ist über Schwarz hinaus, eine abgrundigere Farbe, vielleicht müßte man diese Augen Saturnschwarz nennen.

Einmal habe ich von Claudia, welche die Frau eines meiner Freunde ist, und mit der mich nur rein freundschaftliche Beziehungen verbinden, ein wenig ehebrecherisch geträumt.

Es war ein ziemlich harmloser Ehebruchstraum. Da ich gar nicht für Vielweiberei veranlagt bin, erstaunte mich der Traum, und ich mußte am Morgen ein kleines Gedicht darüber schreiben. Das Gedicht schilderte ein paar Tanzschritte, die ich im Traum mit Claudia tanzte. Sie war vom Hals bis zum Fuß in einen weißen Seidenschal schlank eingewickelt, und wir hielten uns zum Tanz nah, und dabei sahen Claudias Augen, jene unbeschreibbaren Augen, unerbittlich in mich hinein. Ich fand auch in jenem Gedicht wieder keinen zutreffenden Vergleich für diesen Blick, sondern nur den ganz blöden romanhaften, daß

Claudias Auge ähnlich einer Messerklinge war, die auf schwarzem Samt liegt.

Dieser Vergleich mag mir deshalb gekommen sein, weil Claudia einmal in einer zornigen Aufwallung ein spitzes Messer nach ihrem leichtlebigen Gatten geschleudert hatte. Dieses Messer sauste damals, ich weiß nicht, ob ich sagen soll zum Glück oder zum Unglück, an dem sich behend Duckenden vorbei, blieb aber senkrecht wie ein Stahlpfeil im Türbrett stecken, wo es noch eine lange Weile zitterte.

Nur deshalb verzieh ich mir in dem Gedicht jenen romantischen Vergleich. Aber jetzt brauche ich mich überhaupt nicht mehr abzumühen, mir die Augen Claudias zu erklären. Sie selbst hat es neulich getan.

Es war im Winter, ich hatte mich mit einigen Freunden und Freundinnen, unter denen auch Claudia war, verabredet, mich mit ihnen am Eingang des Zoologischen Gartens zu treffen. Ich kam etwas verspätet aus einer Kunstausstellung und dachte, daß alle Freunde schon gekommen wären. Durch die großen Scheiben des Auto blickte ich unruhig der Fahrt voraus, um schnell zu wissen, ob ich wirklich der letzte sei, denn die Verspätung ärgerte mich. Meine Uhr aber schien falsch zu gehen. Ich war noch zu zeitig da, sogar einer der ersten, denn nur Claudia wartete schon vor dem Eingang. Ich sah sie dort im schwarzen Samtmantel mit schwarzem Skunksschal, schwarzer Samtkappe mit schwarzem Reiher, schwarz auf dem hellen kahlen Asphaltpflaster im kahlen Januarnachmittag stehen und sich nach meinem vorfahrenden Auto umsehen.

Aber es ist nicht richtig, wenn ich sage, daß ich all dieses Schwarz, in dem Frau Claudia jetzt immer mit Vorliebe auf der Straße erschien, zuerst gesehen hätte. Ich sah zuerst nur jene schwarzen Augen, nachdem mich ihr Blick aus dem immer todbleichen Gesicht traf. Auch Claudias Haar ist schwarz, wie ihre Kleidung. Dieses schwarze Haar trennt sich aber vom Gesicht nicht mehr als das Kleid. Es lebt nicht mehr als dieses. Leben haben nur Claudias Augen, ein Leben, das ungeheuerlich weit aus dem Gesicht fortgerückt

scheint. Nicht Leben, das einem entgegenkommt. Man könnte sagen, daß man eine aufgezeichnete Landkarte vom Leben, Weltteile von einem Leben, in den schwarzen Augen schaute, wenn der Blick jener Frau einen traf.

Nach einer Weile kamen die andern Freunde, und wir traten in den leeren Zoologischen Garten ein, wo die blätterlosen Bäume öde gegen den mattgrauen Winterhimmel standen und, ebenso wie die Augen Claudias, nur Lebenslinien, hoch von der Erde weggerückt, Haltung und Bestimmung zeigten, aber keine blätterrauschende Sommerfreude.

„Wo wollen wir zuerst hin?“ fragte einer den andern.

Jemand schlug vor, zu den Raubtieren zu gehen. Ein anderer wollte zu den Affen. Ein dritter zu den Papageien. Nur Claudia sagte immer dazwischen:

„Aber zu den Eulen müssen wir auch gehen! Ihr wißt nicht, wie schön die Eulen sind. Ihr habt ihre Augen sicher nie betrachtet. Ich sage euch, es sind wunderschöne Vögel. Ich gehe nie aus dem Zoologischen Garten fort, ohne bei den Eulen gewesen zu sein.“

Als Claudia so eifrig die Eulen bevorzugte, ging sie in der Mitte der kleinen Gesellschaft, von den Damen und Herren umgeben, und sie blickte nur ab und zu nach links und rechts, und sie lächelte. Und ich mußte an den Rattenfänger von Hameln denken, der an der Spitze einer Kinderschar schreitet und diese mit seinen eindringlichen gleichmäßigen Flötenlauten in einen finsteren Berg lockt, der sich bald hinter den Ahnungslosen schließen wird.

So gingen diese schwarzen Augen, die ich bis zu jener Stunde immer noch nicht beschreiben konnte, allen anderen Augen voran, von denen keine mit so schicksalstiefen Blicken, unheimlichen Flötenlauten ähnlich, anziehen konnten wie Claudias Augen. Mir schien, wir andern wären plötzlich alle schwarz wie Claudia gekleidet, als sie uns immer wieder von den düsteren Eulen sprach. Eulen waren ihr die liebsten Tiere des ganzen Gartens und die schönsten Vögel der

Welt. Und ich konnte mich bald nicht mehr des Wunsches erwehren, zu keinen anderen Tieren zu gehen als zu den Eulen. So ging es schließlich allen, die um Claudia waren. Die Eulen wurden für jeden der Mittelpunkt des Gartens. Und während die Stimme der schwarzäugigen Frau die Eulen pries, wie ich es noch nie von jemandem gehört hatte, und während einer nach dem andern seine eigenen Wünsche fallen ließ, sah ich auf dem Fünfminutenweg hin zu den Eulenkäfigen Claudias Leben, das sich rasend vor mir abspielte. Man sagt, daß einem von einem Turm oder Berg Stürzenden innerhalb der Sturzsekunden das Leben in blitzartigen Bildern vor den Augen vorüberrase. So geschah es mir mit Claudias Leben auf dem Weg zu den Eulenkäfigen.

Vorher hatte ich es nie im Zusammenhang gesehen. Nie hatte sie selbst mir viel erzählt. Nur Andeutungen, nur Sätze und nur kurze Geschehnisse, erzählt von gemeinsamen Freunden über sie, lagen zerstreut in mir.

Nun aber schossen mir alle diese Eindrücke, wie von einem Magneten angezogen, auf dem Weg zu den Eulen zu einem so tragischen Lebensbilde zusammen, daß mich jeder Schritt marterte, den ich neben Claudia weitergehen mußte. Und doch lockte mich die Erhabenheit eines verfinsterten Menschenlebens, so wie schmerzliche Flötenlaute bestricken und uns fortführen können in ein Dickicht, durch Stacheln und Dornen.

Claudia war einst eine starke, mutige, das Leben herausfordernde, tapfere, junge Studentin gewesen. Der Mann, den sie heute noch liebt, trotzdem er ihr Grauen einflößt, trotzdem er täglich Mühlsteine an ihre Seele hängt, war damals ein hoher schlanker Student. Claudia hatte ihm den Namen Dagon gegeben; Dagon, der biamesische Gott des Ungeheuerlichen, der Gott des Verschlingens ohne Ende, der Gott der Lebensunsicherheit, zu dem alle Sterblichen beten, und der ihnen nichts für ihr Gebet gibt, keine andere Gewißheit als den Tod. Dagon, der Gott des grauenhaften Nichts, der Schicksalsrachen, der die Menschheit zermalmt, dem niemand Widerstand leisten kann, der Gott, für den die Blumen welken, die Vögel

tot aus dem Himmel fallen, vor dem aus Furcht die Erde zu zwei Dritteilen in das bittere Angstwasser ihrer Meere gehüllt steht, während nur ein Drittel der Erde Dagon die Stirnen der Berge als Widerstand hinstellt.

Claudia hatte diesen Namen wie in einer Vorahnung ihres Schicksals dem jungen Studenten gegeben, damals noch nicht wissend, wie tief erkennend sie dabei war. Denn wie stark der Gott allmächtiger Willkür in dem Geliebten verkörpert war, das erfuhr sie erst im Laufe der Zeit.

Es waren zuerst nur Kleinigkeiten gewesen, die Claudia den Namen Dagon und damit die Erscheinung des gruseligen Gottes vor die Augen führte, wenn sie den jungen Mann und zukünftigen Lebensgefährten beobachtete. Es belustigte sie, den Geliebten auf Widersprüchen zu ertappen, aus denen er sich lächelnd und kühl überlegend oder mit einem gewandten Geistessprung ins Blaue ihren starken schwarzen Augen entrückte. Damals merkte sie zuerst, daß jener Mann in noch einer ihr fremden Dimension lebte, die sie nicht an anderen Menschen kannte, die Dimension des Fabelhaften, die Dimension, in der die Wirklichkeit und der Schein, die Wahrheit und die Lüge nebelhaft ineinander gleiten. Eine Welt war in ihm, wo Wirklichkeit auf dem Kopf steht und Unwirklichkeit wird, ähnlich wie Häuser am Ufer eines Flusses im Spiegelglanz des Wassers mit dem Dach nach unten stehen und scheinbar auf einer anderen Weltseite leben, einer Welt, die tief scheinen will, unergründlich aussehen will, die aber nichts ist als ein auf den Kopf gestelltes Zerrbild der Wirklichkeit.

So spiegelte das Gehirn jenes Mannes, mit scheinbaren Unergründlichkeiten verblüffend, die Ufer des Lebens wider, indem es das Feste beweglich machte, es wahnwitzig verzerrte, es für unergründlich ausgab.

Ehe Claudia sich mit dem Studenten verlobte, war ein anderer Mann ihrem schwarzen Blick verfallen, ein junger Adeliger, der sich von ihrer Anziehungskraft nicht losmachen konnte, trotzdem er von Claudia nichts zu hoffen hatte. Sie trug damals ihr schwarzes

Haar kurzlockig geschnitten und, nach Knabenart, in der Mitte gescheitelt. Sie rauchte auch, als es noch nicht allgemein war, daß Frauen Zigaretten rauchten. Sie wäre vielleicht auch am liebsten in Herrenkleidung ausgegangen. Ihr immer elfenbeinblasses Gesicht zeigte rote frische trotzige Lippen, und alles Verwegene, Herausfordernde, menschlich Kühne erregte sie, da ihr eigener junger Körper der Welt knabenhaft verwegen und widerspruchsvoll gegenübertrat.

Ein Freund jenes jungen Adeligen suchte sie eines Tages in ihrem Studentenzimmer auf und bat sie, sich doch zu entscheiden, ob sie nicht die Frau seines Freundes werden wollte. Als sie „nein" sagte, schlug der Abgesandte, der ein ernster und zielbewußter Mensch war, in ehrlichem Zorn mit der Hand auf den Tisch und fragte Claudia, was sie veranlasse, die Hand eines ehrbaren jungen Mannes mit einem Nein abzuweisen.

Die Gefragte sagte ganz einfach, daß sie bereits gewählt habe, und nannte den Namen Dagons.

„Dann prophezeie ich Ihnen, daß Sie niemals glücklich werden," entfuhr es dem heftig Erregten, der seinen Freund verdrängt sah von einem, der ihm Widerwillen einflößte. „Aber sagen Sie mir, ehe ich gehe," fügte er hinzu, „was haben Sie gegen meinen Freund einzuwenden?"

„Daß er adelig ist," antwortete ihm frei und stolz die junge Studentin, „ist der Grund, der immer bleiben würde, wenn ich nicht bereits einen andern vor ihm gewählt hätte. Ich will nicht, daß man in seiner Familie auf mich als auf eine Bürgerliche herabschaut."

Claudia prahlte niemals mit ihren Anbetern. Nur einmal, als ich sie tief unglücklich antraf und ganz natürlich fragte: „Wie sind Sie denn mit diesem Mann zusammengekommen, der Ihnen jetzt so viel Qualen bereitet?", da erzählte sie diese kleine Verlobungsperiode, und sie schloß: „Gerade weil mich der Freund jenes Adeligen vor Dagon warnte und mir Unheil prophezeite, gerade das war es, was mich herausforderte, Dagon erst recht zu wählen. Es

machte mir Lust, mit meinem Geliebten Seele gegen Seele zu ringen. Das fabelhaft Verwandlungsfähige seiner Seele reizte die eisernen, starren und gefestigten Lebensbegriffe in mir. Mir war, als könnte Dagon alles Feste in Wolken auflösen. Mir war, als sähe ich einem Zauberer zu, wenn er mich leise und lächelnd schon in der ersten Zeit unseres Bekanntwerdens belügen konnte. Dann drang ich mit meinen Augen in ihn ein, und mir war, als müßte ich das Lügen aus ihm ausbrennen. Er lächelte wieder und log hilflos weiter und tat, als hätte ich wirklich das leichte Lügen an der feinsten Wurzel in ihm abgetötet. Aber ich ahnte ja nicht, daß er immer wieder neue Fäden der Lüge hinter sich herziehen konnte, wie die Spinne ihre Fäden, daran sie tanzt, daran sie sich über Abgründe schwingt. Während ich aber glaubte, in Dagon die Lüge abzutöten, wurde ich langsam von ihm abgetötet, entkräftet. Denn Unheil ist sein Schaffen, und nur Unheil war er für mein ganzes Leben."

Und Claudia erzählte weiter:

„Am ersten Weihnachtsfest, das wir zusammen als Verlobte feiern wollten, reiste ich zum erstenmal in meinem Leben zum Fest nicht nach Hause, trotz der Bitten meiner Eltern und Geschwister, und obwohl ich wußte, daß mein Vater alt und krank war. Aber am Nachmittag des Weihnachtsabends, auf den ich mich so sehr gefreut hatte, bekam ich ein Telegramm, das mir den Tod meines Vaters anzeigte. Ich saß eine Stunde später im Eisenbahnzug und durfte den Abend weder bei dem geliebten Mann, noch in meiner geliebten Familie verbringen, sondern war in einer Hölle von Einsamkeit, zwischen zwei Zielen hin und her schwankend, zwischen dem Ziel des Lebens und dem Ziel des Todes. Leidend, weinend und erschüttert saß ich in der weihevollen Nacht als einziger Reisender im leeren Zug, von Selbstvorwürfen gepeinigt, weil ich meinem toten Vater den letzten Wunsch nicht erfüllt hatte, ihn auf seinem Krankenbett am Weihnachtsabend zu besuchen.

Ich hatte nun an diesem Abend nichts, weder den Geliebten, noch das Heim. Ich hatte die Leere. Das

war der Anfang des Verschlingens, das von Dagon ausgeht. Aber ich hatte mir Dagon gewählt, das mußte ich mir immer wieder sagen. Ich hätte auf dem Landgut des Adeligen vielleicht ein ruhiges, seßhaftes Leben führen können, gepflegt von einem mich aufrichtig Liebenden. Ich hatte es nicht gewollt. Mich hat der Kampf mit dem Unklaren, Ungewissen gelockt. Ich wußte es damals nicht: es ist der Kampf mit dem Nichts gewesen."

So erzählte mir Claudia ohne Pathos, ohne große Geste, mit schwarzblanken Augen, die glänzend zu sein schienen von den Abgründen ihres Unglückes. Es war auch, als triumphiere in ihrem Blick das Bewußtsein des Unentrinnbaren, als käme sich jene Frau selbst erstaunlich vor und als ließe sie ihr Erstaunen über sich aus ihrer Augenschwärze strahlen. Deshalb klagte sie eigentlich nicht, wie andere klagen, wenn sie Grauenhaftes, Martervolles erleben. Sie lebt in einer Unglücksekstase, und mir scheint, ihre Augen werden immer glänzender, je unglücklicher sie von Jahr zu Jahr wird.

Nur einmal in jenem Winter erschrak ich. Da verflüchtigte sich das Feuer ihres Willens zum Unglück. Ihre Augen sahen so verklärt aus, als ginge sie nur noch mit den Zehenspitzen wie eine Traumwandlerin auf den Dächern der Welt.

Als Claudia und Dagon ein Jahr verheiratet waren und sie sich schwanger werden fühlte, waren sie beide nach Kanada ausgewandert. Sie wußte nicht mehr, wer zuerst den Plan gehegt hatte. Sicher blieb nur, daß es ihr Unglück war, daß er ausgeführt wurde. Sie, die schon damals fühlte, daß sie in dem Mann so wenig Sicherheit hatte, als wenn sie sich an seinen Schatten anklammern würde, hatte begeistert den Weg ins freiheitliche Amerika angetreten, schwärmend für alles Großzügige, Unbegrenzte, nie Dagewesene. Dort in dem jugendlichen Land Amerika, wo die Frau den Mann regiert, hoffte Claudia vielleicht, Dagon allein für sich zu bekommen und seine Augen, die alle Frauen wie Irrlichter umgleiten konnten, zum festen Blick zu zwingen, der sich dann von ihrem Herzen nicht mehr

abwenden sollte. Denn Claudia wollte Dagons eidechsenhaften Seelenbewegungen die schwerthafte Stärke ihrer Augen geben.

Aber was half es ihr. Alle ihre Kraft verpuffte nur wie nasses Pulver, da Dagons Schicksal feindlich gegen ihr Schicksal gerichtet war.

Kaum waren beide in Amerika gelandet, so erhielten sie die Nachricht, daß Dagon seinen Vater verloren habe und wegen wichtiger Erbschaftsangelegenheiten nach Deutschland zurückkehren müsse.

Claudia konnte nicht umkehren; sie hatte eben ihr erstes Kind geboren und lag zu Bett. Und Dagon entglitt ihr, wie sie es immer erwartet hatte. Der Ozean trennte sie bald. Sie, die keine Stunde ohne ihn sein wollte, war gezwungen, ihm von einem Weltteil zum andern nachzuklagen. Und als Dagon später Claudia nachkommen ließ und sie in Europa erwartete, hatten sie nicht den Ozean hinter sich gelassen, als sie sich wieder die Hände reichten. Zwischen ihrer beider Augen blieb der erste Ozean der Trennung, und viele Ozeane folgten, die sich einer an den andern reihten. Denn Dagon hatte Claudia von da ab mit der und jener Frau betrogen, mit der und jener Freundin. Wenn sie auch immer Geständnisse aus ihm herauslockte, das Urversprechen einer Treue, einer männlichen Festigkeit, auf der ihre schwarzen Augen ruhen wollten, konnte sie Dagon nie abringen.

Claudia warf sich dann auf die Arbeit. Sie hatte studiert, hatte ihr Examen gemacht. Sie wurde Ärztin und arbeitete an Dagons Seite unentwegt und damals noch ungelähmt. Sie tat ihre Arbeit gern, um ihren Mann zu ihrem Schuldner zu machen. Denn Dagon hatte kein Vermögen geerbt, wie sie beide es erwartet hatten. Dagons Geschwister hatten es vermocht, den sterbenden Vater zu veranlassen, seinen leichtlebigen Sohn zu enterben, ihn nur auf Pflichtteil zu setzen, und dieses Geld sollte Claudias Kindern und nicht Dagon ausgezahlt werden.

Sie verdiente nun neben ihrem Mann, denn sie hatten beide hohe Lebensansprüche. Die Luft um Dagon wurde immer trüber. Er blieb halbe Tage

fort, ohne daß Claudia wußte, wo er war. Sie erfuhr immer wieder von neuen kleinen Leidenschaften zu Frauen aller Kreise, die Dagon fesselten und die er ausleben mußte.

Er selbst spaßte nur darüber, als wären seine Liebeserlebnisse nicht mehr als kleine Warzen an der Hand, die kommen und gehen und dem Wohlergehen nicht weiter schädlich sind.

Bei jedem neuen Erlebnis ihres Mannes hoffte Claudia, es würde das letzte sein. In jener Zeit war es einmal, daß ihr die Geduld plötzlich riß und sie ein Messer nach Dagon schleuderte, das in der Tür stecken blieb. Und endlich mußte sie erkennen, daß ihres Mannes Seele, wenn sie nach ihr griff, immer ihrer Hand entglitt, so wie man den feinen Wüstensand nicht in der Hand behalten kann; denn wenn man die Faust zudrückt, rieselt dieser ewig bewegliche und ewig erhitzte Sand durch die Fingerritzen, und wenn man die Faust öffnet, hat man nichts in der Hand.

So war das Herz Dagons in der Hand Claudias. Wenn sie es noch eben festhielt, — es war nicht mehr da, wenn sie die Hand öffnete und nachsah.

Darüber wurde ihr eigenes Herz dürr. Es wurde von den Leiden und Schmerzen und von der Leidenschaft versüßt wie getrocknete Datteln, die zuckriges Fleisch um einen steinharten Kern tragen. Den Stein in Claudias Herzen löste nichts auf. Der Stein saß im süßen Fleisch unbeweglich, und das süße Fleisch welkte und dörrte.

Da wurde eines Tages Claudia von Verzweiflung gepackt. Ich war damals nicht in ihrer Nähe und hörte nur aus Briefen meiner Freunde, daß jene Frau ihrem Mann Gleiches mit Gleichem vergolten und sich einen Freund genommen hatte, einen jungen Kaukasier, mit dem sie fortgereist war, um ihre gereizten Gefühle zu beschwichtigen. Später hörte ich, daß sie diesen Freund wieder verlassen, ihr und Dagons Kind zu sich genommen habe und in verschiedenen Weltteilen allein herumreise. Sie hatte nach dem Tode ihrer Mutter ein Vermögen geerbt, und da ihr die Arbeit

keine Freude mehr machte, lebte sie in dem Genuß des Müßiggangs. Die Liebeslust und die Arbeitslust waren in ihr abgetötet. Sie lebte dem Kinde, das sie fernhalten wollte von dem Unheilschatten jenes Mannes, dem sie glaubte entronnen zu sein.

Er aber lebte wie ein Junggeselle, bald hier, bald dort, in den verschiedensten Städten, vertiefte sich in Wissenschaften, wie er sich in Frauen vertiefte, hastig, blendend und geblendet.

Dann plötzlich eines Tages, als ich in jene Großstadt kam, wo Claudia und Dagon vorher gewohnt hatten, hörte ich, daß beide wieder zusammenlebten. Ich besuchte sie. Da hingen im Korridor große welke Kränze mit langen breiten Seitenbändern. Dagon glaubte plötzlich eine musikalische Begabung bei sich entdeckt zu haben und hatte öffentlich eigene Kompositionen gespielt und seine ersten Konzerte gegeben.

Seltsamerweise hatten alle Wohnungen, welche jene beiden Menschen bewohnten, den gleichen hellen und lichten Reiz eines glücklichen Heims. Niemand konnte in diesen weiten, behaglichen und lässig vornehm eingerichteten Räumen vermuten, daß hier zwei hausten, die sich marterten. Beider Zartfühligkeit traf sich hier und vereinigte sich im Ausdruck von Möbeln, Spiegel und Bildern. Die innere Zartfühligkeit Claudias gab den Räumen vornehme Ruhe, und die äußere Zartfühligkeit Dagons gab den Räumen jene unnachahmbare lässige Vornehmheit, die den Besucher glücklich einlullte. Erlesene Bücher, erlesene Kunstwerke und Musikinstrumente täuschten jeden, der nicht eingeweiht war in die Herzensschrecknisse, die sich hier zwischen zwei Lebenskameraden abspielten.

Claudia leitete ihr Haus lautlos, erzog ihr Kind glücklich und wußte sich immer ihren Freunden in ihrem Äußeren reizvoll modisch in Kleid, Haartracht und Schmuck zu zeigen.

Nie fehlen Blumen auf ihrem Teetisch, nie geht bürgerlich langweilige Luft durch ihre Zimmer. Es ist Claudia ein Genuß, wenigstens äußerlich glücklich zu wirken — auf die nicht Eingeweihten, die nicht in ihren schwarzen Augen zu lesen verstehen.

Lange Zeit erschien sie immer als glückliche Gattin, die, leicht die Achsel zuckend, die Lebensweise ihres Mannes hinzunehmen schien. Und viele mögen verblüfft gewesen sein, als Claudia plötzlich mit dem Kaukasier verschwand. Aber nicht einer hatte es ihr beim näheren Hinsehen verdenken können.

Und nun zurückgekehrt, scheint sie die Rolle der Glücklichen nicht mehr harmlos spielen zu können. Dazu ist ihr Gesicht doch zu blaß geworden, und ihre Züge sind wachsmaskenartig erstarrt. Ihre Augen funkeln nicht mehr lebenstrotzig. Der Trotz sieht versteinert aus und steckt als Kern in ihrem Herzen.

Am Weihnachtsabend, als ich bei Claudia und Dagon mit einigen Gästen eingeladen war und jene Frau uns alle unter den brennenden Weihnachtsbäumen ihres Salons beschenkte, da schien es für Sekunden, als könnte doch vielleicht das Wachs ihres Gesichtes nochmals weich werden und schmelzen. Dann aber, als es während des Abendessens klingelte und unter den Geschenken, die von Bekannten geschickt wurden, auch Aufmerksamkeiten von einigen Damen waren, deren Gunst Dagon in letzter Zeit errungen hatte, da sah ich, wie Claudia zu frieren begann. Trotzdem die Zimmer von der Wärmeleitung und den Weihnachtskerzen heiß waren, bat sie, daß man die Fenster schließen möchte, die eine der eingeladenen Damen geöffnet hatte. Die Gepeinigte fror von innen heraus. Ich glaube, sie muß ihr Herz in diesem Augenblick so schmerzend gefühlt haben, wie man in der Winternacht das Eisen einer Türklinke brennend kalt fühlt, wenn man die Hand darauf legt.

Dagon hat schon längst keine Geheimnisse mehr vor seiner Frau. Das letzte Schamgefühl ist zwischen ihnen gefallen. Im Gegenteil, er will, daß Claudia nichts fühlen soll und nichts mit ihm teilen soll als die Lust, die ihm seine Abenteuer geben. Sie soll die Lust an dem Verbrechen, das er an ihrer Liebe begeht, sich selbst verleugnend mit ihm genießen.

Wieder haben jetzt beide eine Wohnung, in der kein Hauch von Unglück zu spüren ist. Die hellen weißen und himmelblauen Gemächer, mit gelbseiden ver-

schleierten elektrischen Lampen und voll mit Bildern und Büchern und von zierlichen asiatischen Nippes belebt, sind wie eine irisierende Haut über einem Pfuhl von pechschwarzem Wasser.

Aber die einzige tiefe Empfindung, die man in diesen hellen und gefälligen Räumen erlebt, kommt nicht von den Büchern in den Schränken und nicht von den Kunstwerken aus, sie geht aus von den unglücksglänzenden schwarzen Augen Claudias; diese Augen, denen das Weinen schon längst kein Trost und keine Erlösung mehr ist, glänzen vor Schmerzen.

Bald nach dem Weihnachtsfest sah ich Claudia bei einem Besuch wieder. Sie stand an ihrem Teetisch und trug über dem schwarzen Seidenrock eine goldgelbe Seidenjacke, die war von einem etwas dunkleren Goldgelb als die Schleier ihrer Lampen. Sie schien Ruhe und Wärme auszuströmen, und ich fragte mich erstaunt: was geht in ihr vor? Ihre Augen waren entkräftet und schienen außerhalb des Zimmers traumwandelnd herumzugehen. Ich erfuhr dann, daß sie krank sei, sie hustete, sie hatte Fieber. Es war eine rein äußerliche Krankheit, und Claudia trug diese Krankheit wie ein Weihnachtsgeschenk des Himmels mit sich. Sie, die einstmals so stark war, daß sie nicht für den Tod geboren schien, freute sich, daß ihr Fieber täglich stieg, freute sich, daß ihre Augen erlöschen wollten. Und wenn man sagte, daß sie sich pflegen müßte, lächelte sie nur. Sie erwartete das Sterben und freute sich.

Der Tod kam nicht. Die Schwäche ging vorüber. „Weshalb?“ fragte sie erschrocken.

Sie lebt jetzt immer noch im selben Hause mit dem, mit dem sie einst gerungen und gekämpft hat. Sie lebt kampflos jetzt. Beide sehen sich täglich, aber sie sprechen sich wenig. Claudia weiß nie, wohin Dagon geht, wenn er abends seinen Frack anzieht. Sie will es auch gar nicht wissen.

Und er fragt nicht, wenn Claudia ins Theater fährt, wohin sie geht. Und das ist vielleicht noch schmerzlicher für sie zu ertragen, daß er sie gehen läßt, wohin sie will.

Das Kind, ihre Tochter, ist bald erwachsen und sieht und versteht und hört alles. Und das ist das Allerschmerzlichste für Claudia.

Der selbstherrliche Mann schont die beiden Frauen nicht, nicht die Tochter und nicht die Mutter. Er lächelt über sie hinweg, plaudert zu den beiden von seinen Erfolgen bei den Frauen, will, daß sie mit ihm über die Scherze, die er mit dem Liebesleben und seinem eigenen Herzen treibt, lachen sollen.

Und Dagon lächelt sein allesverschlingendes Lächeln, wenn die beiden Frauen ihm ausweichen. Wenn die beiden Frauen anklagen, lächelt er und verschlingt ihre Anklagen. Wenn die beiden Frauen ihn morden wollen, lächelt er und verschlingt ihre Mordgedanken.

Er ist liebenswürdig, spaßhaft; er ist nie mürrisch. Er ist nur launenhaft verschlossen, wo er sich fürchtet zu sprechen, weil er sich bei aller lächelnden Offenheit nie ganz offen gibt.

Seine lächelnde Offenheit ist ein Abgrund, in den er die Offenheit der andern hineinlockt. Und er sieht lächelnd zu, wie Menschen in diesen stürzen, die er angelockt hat. Er lächelt und gleitet über die Angstblicke, die er sehen müßte, hinweg.

Welches ist das Schicksal, das ihn ereilen wird? Wo ist die Grenze, die seiner Unendlichkeit im Grausamsein gesetzt ist?

Seht, dieses sind die Blicke, die als einziges Leben aus den Augen Claudias starren. Will sie sein Ende erleben, und ist sie deshalb noch nicht gestorben? fragte ich mich. Das ungeheuerliche Ende, die ungeheuerliche Todesstunde, die in der Brust Dagons das lächelnde Herz voll Ungeheuerlichkeiten töten wird, die ihn und sein allesverschlingendes Lächeln aus der Welt schaffen wird, — wartet Claudia darauf? —

Als wir zu den Eulenkäfigen kamen, trug ich diese letzte Frage in mir. Da saßen wie seltsame weiße und graue Federgruppen die Eulen, diese weichen, lautlosen Nachtgeschöpfe, auf den Ästen abgestorbener Bäume hinter den Gitterstäben. Einige konnten die Köpfe ganz rund um den Nacken drehen. Andere spitzten die katzenartigen Ohren. Aber alle saßen da wie ausge-

stopfte Federbälge. Die einen hatten wunderbar silberweißes Gefieder, und es wirkte jeder weiße Vogel wie eine einzige ungeheuerliche Riesenschneeflocke. Andere graue Eulen waren wie ein dicker Ballen Spinnweben. Und wenn sie nicht manchmal die Köpfe rundum gedreht hätten, so daß das Gesicht nicht auf der Brust, sondern plötzlich auf dem Rücken stand, so hätte man in ihnen kein Leben vermutet.

So sahen die Eulen aus, als wir von weitem an die Käfige kamen. Aber als wir nähertraten, da verschwanden die Federkörper. Da standen nur in der Luft über den abgestorbenen Baumästen paarweise ungeheuerliche schwarze Augen. Augen, die so groß und rund in ihrer Schwärze starrten, als müßten sie alles und nichts sehen; als könnten sie die Tiefe des ganzen Weltalls umfassen, alle Schmerzen und Trostlosigkeiten der Abgründe des Lebens.

Während sich alle meine Freunde beim Näherkommen über die Federn, die Haltung, die Kopfwendungen der Eulen ereifert hatten, wurden sie jetzt stumm. Und nur Claudia, die vorher stumm gewesen war, als wir die Eulen zuerst erblickten, wurde jetzt vor den Eulenaugen laut und begeistert.

„Haben diese Vögel nicht die schönsten Augen der Welt? Da sprechen die Menschen immer von glotzenden Eulenaugen, und ich finde, es sind die feierlichsten, ausdrucksvollsten, geheimnisreichsten und schicksalsschwersten Blicke, mit denen nur je ein lebendes Wesen auf die Welt herabsehen kann. Solche Augen möchte ich haben," setzte Claudia hinzu. „Wie ich diese Tiere um ihre Augen beneide! Auf was warten sie nur, diese Eulenaugen?" —

Als wir uns später unter dem schwerhölzernen, blutroten chinesischen Tor am Ausgang des Zoologischen Gartens trennten und der Abend schon über den Straßenschachten dunkelnd lag, die elektrischen Lampen in den Straßenfluchten aufleuchteten, ging ich einsam heim. Der Himmel wurde immer nachtdunkler, und als ich in den nachtschwarzen Äther sah, der noch sternlos über den Dächern der Häuser stand, erkannte ich in dem schwarzen Himmelsabgrund, den Eulenaugen und

Claudias Augen eine Einheit. In der Nacht und in jenen Augen war kein Blick mehr, den man hätte fühlen können. Sie schienen alles innere Leben hergegeben zu haben. Und nur ein Wille war in ihrer Finsternis. Der: mit stummer Macht den Untergang der Lebenden, auf die sie herabsahen, zu erwarten.

Nächtliche Schaufenster

Wenn ich spät nach Mitternacht in der Potsdamer Straße nach Hause ging, eilte ich mich meistens nicht sehr, denn die Nachtluft kam mir erfrischend entgegen. Sie war wie ein Wanderer, der aus Grenzwäldern über Flüsse und Seen herkam und über Berlin hinschritt. Und während ich von einer Laterne zur andern ging, war die Nachtluft schon über die Provinz Brandenburg fortgezogen an die Elbe, an den Rhein, und im Vorübergehen hatte sie mich leicht verhext und hatte mir Meilengedanken gegeben, so daß ich darnach nicht mehr zwischen Laternen weiter ging, sondern fort über mich selbst.

Auf einer Plakatsäule sah ich in einer Nacht einen großen Tigerkopf. Darunter stand „Indien in Berlin". Der gefleckte Tigerkopf sah aus gelbem Bambusröhricht heraus und war ein praller Katzenkopf; über ihm lag ein bleichblau gemalter Himmel.

Eine Weile schien mir dann, als ginge ich durch indische Dschungeln, indessen ich doch nur auf dem Streifen breiter Pflasterplatten wandelte, die sich als eine lange Zeile in der Mitte des Bürgersteiges hinzogen.

Die vielen offenen und dunkeln Schaufensterscheiben glitzerten neben mir wie mondbeschienene Gewässer auf, ähnlich den heimlichen Tränkestätten von Raubtieren, die unhörbar durch die Dschungel schleichen. Eine Autohupe brüllte manchmal in einer Nebengasse. Dieser Laut wurde mir fast zu Löwengeheul. Und schleifte der Gummireifen eines vorbeisausenden Autos

mit surrendem Laut über den glatten Asphalt des Fahrdammes, dann waren da in der Vorstellung galoppierende Dickhäuter, pfauchende Nashornherden und aufgescheuchte Scharen von Nachtvögeln, die vorbeifegten.

Ich blieb an einem Schaufenster stehen. Das kannte ich gut. Dort stand ich immer eine Weile in jeder Nacht und nahm mir vor dem Schlafengehen Zeit, die lebende gefiederte Ware einer Vogelhandlung zu bedauern.

Da waren chinesische Nachtigallen in Drahtkäfigen mit roten Schnäbeln und grüngelber Brust. Und smaragdgrüne Sittiche aus Australien und afrikanische Finken, silbergrau wie deutsche Schwalben mit korallenroten Schnäbeln. In einem Käfig allein saß eine deutsche schwarze Amsel, und ein anderer Käfig war voll mit zitronengelben Kanarienvögeln. Da waren auch Käfige mit Turteltauben, deren Federleib war silbrig und weiß wie Holzasche.

Alle diese Vögel saßen in ihren Drahtzellen wie bestrafte Verbrecher. Die meisten von ihnen waren zwar im Käfig geboren, aber ich mußte nachgrübeln, was wohl ihre Vorfahren in China, Afrika, Australien begangen haben mochten, daß ihre Kindeskinder hier, verbannt und gefangen, im Schaufenster der Potsdamer Straße ihre Lebenstage verbringen mußten.

Das elektrische Licht der nächsten Straßenlaterne sah schrecklich grell durch die glänzenden Drahtstäbe der Gitter auf die dünnen geschlossenen Augenhäute der kleinen unruhigen Schläfer. Das scharfe unnatürliche Licht mußte noch den Schlaf der Gefangenen schmerzhaft machen. Und die brüllenden Autohupen, deren Fahrzeuge mit Gedröhn während der ganzen Nacht die große Stadt durchrasten, mußten die feinen musikalischen Ohren der Singvögel noch im Schlaf quälen.

Vögel, die gewöhnt sind, in lauschigen Buschverstecken in der Urstille ewiger Wälder zu nisten, zu picken, zu flattern und die grünen Dämmerungen der Blättergehäuse alter Bäume zu durchfliegen, hatten hier einen kaum fußbreiten Raum zwischen den blitzen-

den Metallgittern. Aber sie schienen sich sanft und gütig zu bescheiden und schienen mir weiser zu sein als ihre gefangenen Wärter.

Einmal hatte ich am Tage hier an dem Schaufenster um die Mittagstunde mit den Händen in den Taschen einen armen, ganz dürftig gekleideten Arbeiter stehen sehen. Der schien sich in das Leid der Vögel hineingedacht zu haben. Er sah andächtig jedes Tierchen an und war verwundert, wie mir schien, daß diese schönen geflügelten Geschöpfe kein besseres Schicksal hatten als das des Gefängnisses. Nicht einmal ihren Gesang konnten sie genießen. Denn es singen die verschiedenen Vogelarten zu gleicher Zeit lärmend durcheinander. Es sang der Weltteil Afrika, der Weltteil Australien, der Weltteil Asien. Die Spitzen der Flugfedern am Schwanz und Flügeln haben sich die Vögel an den Gittern abgestoßen. Am Tag fallen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und nachts reißen sie sie auf vor Schrecken und gequält von dem stechenden, kaltweißen Bogenlicht der Straße und von den wütend jagenden Automobilen.

Um zwei Uhr, drei Uhr, vier Uhr nachts rücken die armen Vögel immer noch unruhig hin und her, zu müde, um wach sein zu können, und zu wach gehalten, um einschlafen zu können.

Ich kam mir unbehaglich wie ein großer wandelnder Turm vor, solange ich vor den winzigen Vögelchen stand, und so ging ich weiter, an den Glaswänden der Schaufenster entlang. Es ist da auch ein Blumenladen, den eine Dame besitzt, die am Tage immer mit schönen frauenhaften Bewegungen frische Blumen dort ausstellt, geschmackvoll in Vasen und Körben geordnet, und die ein Band oder ein Buch in die Nähe der Blumen legt und an den grauen Wandschirm, der im Hintergrund des Schaufensters steht, ein Bild hinhängt, das einer beliebten Tänzerin, oder einen alten Kupferstich, darstellend eine längst verstorbene Prinzessin.

Hier erhole ich mich etwas von meinem Leid. Vielleicht leiden abgeschnittene Blumen ebensoviel wie eingesperrte Vögel. Aber sie sind nicht Fleisch und

Blut, und deshalb leide ich bei ihnen ebenso wenig, als ich mit meinen Haaren leide, wenn ich sie schneiden lasse.

Wie gerne möchte ich einer Einbrecherbande angehören, dachte ich neulich. Die müßte aber nicht einbrechen des Diebstahls wegen, sondern der Ordnung wegen. Dann würde ich nachts die Tür der Vogelhandlung aufbrechen und mit meinen Spießgesellen alle Käfige herausholen. Fliegen würde ich die Vögel nicht lassen. Sie würden sonst verhungern und erfrieren. Ich würde aber die Tür auch des Blumenladens aufbrechen, und dort in der lauwarmen Luft wollte ich alle Futternäpfe der Vögel zwischen die Schalen der Anemonenvasen stellen, zwischen die Körbe voll Hyazinthen, zwischen die dicken Efeukränze und um den hohen Krug, darin die Weidenruten voll Silberkätzchen stecken. Und über den Töpfen der Mimosen bei den gespenstig geformten Figuren der Orchideenblüten und bei den geisterhaft weißen Bechern der Callablüten, dort würde ich die fliegenden Bewohner von Afrika, Australien und Asien es sich wohl sein lassen.

Einige Häuser weiter von dieser Blumenhandlung ist, ehe ich zu meiner Haustüre komme, noch solch ein exotischer Sklavenmarkt. Dort sitzen im Schaufenster neben kleinen Affen und Papageien in winzigen Käfigen weiße Mäuse und in Gläsern Laubfrösche.

Kein Schaufenster von ganz Berlin ist am Tage so von Leuten aller Stände besucht wie dieses, an dem ich immer vorüber muß, wenn ich aus dem Hause trete. Dort habe ich Bekanntschaft gemacht mit einem Mammosettäffchen. Ich habe keine Ahnung, warum das Tier Mammosett heißt. Aber der Name steht auf einem Zettel am Käfig. Und ich denke immer, der Name müßte von Mimose kommen, da das Tier von mimosenhafter Empfindsamkeit ist. „Wird sehr zahm“ steht auch daneben. Das glaube ich gern. Gewöhnlich, wenn die Tiere sehr zahm geworden sind, sterben sie weg, wie jenes Pferd, von dem der Bauer behauptete, daß es von der Luft allein leben könnte, und das starb, als es sich eben ans Hungern gewöhnt hatte.

Mammosett erschien um die Weihnachtszeit im Schaufenster. Trotzdem es in diesen Tagen Lawinen schneite, blieben alle Leute stehen, um Mammosett zu betrachten. Das winzige, nur handgroße Äffchen ist „das kleinste Äffchen der Welt“, — das steht auf dem Zettel am Käfig. Aber ich finde, trotzdem hätte man Mammosett nicht in einen Kanarienvogelkäfig sperren dürfen. Denn auch seine Winzigkeit verlangt Bewegung und Freiheit. In den ersten Tagen sprang das Tierchen wie irrsinnig in seinem Käfig herum, ähnlich den weißen Tanzmäusen in den Nebenkäfigen, die Tag und Nacht um eine Spule rennen. Die kamen mir immer vor wie kleine tanzende Derwische, die heftig rund herum rennen, damit sie eines Tages tot umfallen und so aus der Gefangenschaft des Lebens befreit sind.

Ich erkundigte mich in der Tierhandlung, was Mammosett kostet. Aber ich hörte am selben Tag von einer Dame, daß diese Äffchen, wenn sie zahm werden, alles zerreißen, was ihnen unter die Finger kommt. Seit ich das weiß, möchte ich auch hier beim Mammosettäffchen Einbrecher werden und Mammosett befreien. Und ich hab mir schon eine Geschichte ausgedacht, wie dieses Mammosettäffchen, frei gelassen, alle seine Mitgefangenen, die Papageien, die Mäuse und die Laubfrösche, und zuletzt den Tierhändler selbst in kleine Stückchen zerreißen würde. Vom Tierhändler müßte das Äffchen jeden Tag nur ein Stückchen abreißen, einmal ein Ohrläppchen, einmal einen Nasenflügel, einmal einen Haarschopf, bis der Tierhändler daläge wie ein zerstückelter Brief im Papierkorb.

Jetzt, nach zwei Monaten, ist das Äffchen in seinem Käfig ruhiger geworden, „zahm“ würde der Tierhändler sagen. Ich sage „todesmatt“. Es kauert in einem Häufchen Holzwolle und knabbert manchmal an einem Kuchenstück und zittert den ganzen Tag.

Auf der Stange des Käfigs, darauf eigentlich ein Kanarienvogel sitzen sollte, kauert mühsam das Äffchen. Die Stange ist zu schmal, und es fällt oft herunter. Wenn es sich in dem winzigen Gitterraum

bewegen wollte, müßte es sich rund um sich selbst bewegen wie die weißen Mäuse und müßte irrsinnig werden. Weil es aber ein sanftes Tierchen ist, so will es keines irrsinnigen, sondern eines sanften Todes sterben. Es wird also scheinbar zahm, das heißt, es sitzt auf einem Fleck und stirbt langsam ab.

Wenn ich die nächtlichen Straßen hinauf und hinunter sehe, so scheinen mir die menschlichen Häuser auch nichts anderes als steinerne Käfige zum Zahmwerden und zum Absterben.

An einer Straßenecke stand während zweier Monate in jeder Nacht um zwei, drei, vier Uhr eine und dieselbe Frau. Sie war gekleidet wie eine Hausmeisterin in ein einfaches Hauskleid und hatte nur ein wollenes Tuch über dem Kopf und über der wollenen Manteljacke. Armselig, aber atemlos lauernd, stand sie immer am selben Fleck. Sie wartete nicht auf jemanden, aber sie horchte nach jemandem hin. Sie horchte nach der Richtung einer Haustüre hin. Sie war eine vertrocknete, abgearbeitete Frau, die sich durch Spionage einen Nachtverdienst machte, das erfuhr ich eines Abends. Im Haus aber, das sie behorchte, sang oft in der Nacht im Oberstock eine Frauenstimme.

Wenn ich mit Freunden dort vorbei ging, oder wenn ich allein aus Theatern und Gesellschaften kam, immer stand diese Aufpasserin an dem Gitter des Vorgartens, angewurzelt wie ein Baum. Immer horchte sie nach jener Haustüre hin, aber nicht immer sang die Frauenstimme in der einzelnen Villa.

Eines Abends, als ich eben wieder von meiner Vogelhandlung und von dort zur Blumenhandlung und von dort zum Mammosettäffchen gewandert war, kam eine vornehme Dame aus dem Schatten eines Haustores. Sie schien mir wie von der Nachtluft aus irgendeiner fremden Stadt hergeweht auf die Potsdamer Straße. Vielleicht hatte sie mich schon längst beobachtet und hatte mich bei den gefangenen Vögeln, dann bei den gefangenen Blumen und jetzt bei dem gefangenen Äffchen stehen sehen.

„O, mein Herr," sagte sie, „darf ich Sie um einen Dienst ersuchen?" Und ihre Stimme war wehklagend

wie die Stimme einer Gefangenen. „Würden Sie mir den Gefallen tun, jene Frau dort um die Ecke anzureden und zu fragen, warum sie immer Nacht für Nacht dort steht, und wer sie dort hingestellt hat zum Aufpassen."

„Gern," sagte ich. „Ich bin selbst neugierig, es zu wissen."

„Ich werde Sie hier erwarten," sagte die erregte Dame. Ihre Brust hob und senkte sich, und ihr zitternder Atem kam wie ein feiner Nebel aus ihrem Schleier und verflüchtigte sich in der eisigen Nachtluft.

Dieser feine graue Hauch aus den Lippen der sichtbar Geängstigten, trieb mich zur Eile an.

Ich ging und zwang meine Schritte, daß sie möglichst gleichgültig schienen. Ich bog um die Straßenecke und ging dort zuerst an dem horchenden kleinen ältlichen Weib vorbei. Ich sah sie gar nicht an. Dann wendete ich wieder einige Schritte um und ging langsam denselben Weg zurück. Dabei betrachtete ich die Aufpasserin genau, denn sie sah mir unter der Laterne, wo sie stand, ins Gesicht.

Ihr dumpfrotes dickes Kopftuch war ein wenig vom Schädel zurückgerutscht, und sie sah mit dem grauen platten Haar elend und armselig aus. Aber ihre kleine Stirn hatte etwas hartnäckig Ausdauerndes wie ein Stein, den man vergeblich auf Steine stößt und der nicht zerspringt. Mager und blutleer, ausgekältet von ewigen Nachtfrösten, stand sie dort. Aber nicht zusammengekauert vom Elend, sondern verzweifelt, halsstarrig wie ein Nagel, der spitz aus einer Kiste heraussteht, und an dem sich alle Vorübergehenden die Kleider zerreißen. Der Nagel aber weicht nicht, er sticht und reißt jeden in die Haut, der unvorsichtig in seine Nähe kommt. So stand diese Gestalt seit Monaten von Mitternacht bis zum Morgengrauen und wich nicht und änderte ihren Standplatz nie.

Sie hatte keinen wirklichen Blick in ihren Augen. Trotzdem sie mich anstarrte, schien sie mich nicht zu sehen. Sie horchte nur, immer weilte ihre Aufmerksamkeit nur in ihren Ohren. Man merkte es ihr aber

an, daß sie geschäftsmäßig, auf Bestellung und für Bezahlung dastand, denn sie zeigte in Haltung und Miene ärmlich weiblichen Pflichteifer.

„Sagen Sie mir," fragte ich laut und dabei lächelnd und blieb eine Sekunde im Gehen stehen, „warum um Gottes willen warten Sie Nacht um Nacht bis zum Morgen hier? Ich habe Sie nun schon oft beobachtet. — Dürfen Sie es nicht sagen?" fuhr ich fort, als sie schwieg. Sie hatte mich einen Augenblick von der Seite angesehen, beinahe ebenfalls belustigt wie ich, dann aber starrte sie mit abgewendetem Gesicht nach einer andern Himmelsrichtung, wie ein Hund, den man anredet, und der fortsieht und sich besinnt, ob er böse werden soll oder nicht.

„Na, wenn Sie es nicht sagen wollen," sagte ich gedehnt und wartete, um ihr Zeit zu lassen. Sie aber sah immer starr in die Seitenstraße und rührte sich nicht.

„Wenn Sie nichts sagen dürfen —," lachte ich und ging langsam und nahm mir vor, wenn nicht heute, dann doch morgen von neuem zu fragen. Aber diese Frau würde sicher nie antworten, sagte ich mir zugleich. Sie mußte ihr Geld verdienen und verdiente es nur, wenn sie schwieg und horchte. Mir schien, man hätte ihr ein Stemmeisen zwischen die Lippen stoßen können, sie hätte keinen Laut von sich gegeben und den Mund nicht geöffnet. Dieses war mein Eindruck. Welch schrecklicher Gefangenwärter war sie! Und wessen Gefängnis mochte sie bewachen? —

Ich bog in die Seitenstraße und ging bis zur Potsdamer Straße zurück. Dort fand ich die Dame im Schatten eines tiefen Haustores, auch stand ein Automobil am Straßenrand, dessen Tür offen war.

Ich schüttelte von weitem den Kopf, und die Fremde nickte und kam mir entgegen. „Ich wußte, daß diese Kreatur nichts verraten würde," klagte die Dame enttäuscht. „Ich habe sie neulich bereits selbst gefragt und habe sie befragen lassen, aber sie antwortet niemandem. Sie bewacht nämlich die Haustüre einer unglücklichen Freundin von mir. Und ich möchte wissen, ob der ungetreue Mann meiner Freundin oder andere

Leute diese reinste aller Frauen beobachten lassen, um sie in Verdacht zu bringen." Sie dankte mir dann und entschuldigte sich und ging zum Auto, das ein Privatwagen war. Ich hatte das Fahrzeug vorher in meiner Überraschung, und da ich in Gedanken am Schaufenster bei dem Mammosettäffchen gestanden hatte, gar nicht bemerkt. Der Wagenschlag wurde vom Kutscher zugeworfen, und die Dame flog wie der Nachtwind aus meiner Sehweite fort. Ich stand und wunderte mich eigentlich gar nicht. Denn daß ein Geheimnis, eine Grausamkeit, eine Ungerechtigkeit mit der geheimnisvollen nachtwachenden Kreatur drüben um die Straßenecke in Verbindung stand, das hatte ich mir schon lange gedacht.

An einem der nächsten Abende begleitete ich eine mir befreundete Dame vom Künstlertheater nach Hause, und da es eine sternhelle Nacht war, wollte meine Begleiterin nicht fahren, sondern sie wollte schlendern und die Nachtluft atmen. Wir kamen in der Nettelbeckstraße an dem Schaufenster eines Juweliers vorüber, das die ganze Nacht über beleuchtet dasteht. In diesem Laden gibt es nur alte Schmucksachen, alte Familienschmuckstücke, Familiensilber, altmodische Fingerringe. Da sind viele ergraute Perlen, müde gewordene Edelsteine, graue matte Rosensteine in grauen, trüb gewordenen Silberfassungen.

Wir standen und ließen unsere Augen wühlen und freuten uns, uns gegenseitig zu überraschen mit unserer Vorliebe für die verschiedenen Steine, indem wir in allen Verstecken des Schaufensters nach besonders edlen Fassungen und besonders schönen Schmuckstücken suchten.

Bei diesem lässigen Spiel kam mir der Gedanke, daß die alten Schmuckwaren hinter der Glasscheibe mehr Sorge als Freude in sich trügen, und daß das Schaufenster aussah wie voll Gefangener, die da, herausgerissen aus ihren Lebenswegen, warten mußten, bis sie aus dem Fenster befreit würden, bis sie wieder an warmen Menschenhänden, an zarten Frauennacken, in Frauenhaaren und an Frauenwangen leuchten, aufleben und frei sein durften. Denn das Leben der

Steine beginnt erst, wenn sie in Schönheit getragen werden, bei festlichem Licht und festlichem Blut.

Und ich mußte bei den alten gefangenen Edelsteinen an die Schaufenster voll gefangener Vögel, Blumen und Affen denken.

Ich sagte dieses zu meiner Begleiterin, und im Anschluß an die Erzählung von meinen nächtlichen Schaufenstern berichtete ich ihr auch mein Erlebnis mit der Dame und der Aufpasserin, die jenes Haus allnächtlich bewachte.

Meine Freundin wollte sofort, daß wir die Aufpasserin besuchen sollten. Wir kamen dann vor jenes Haus, aber wir vermieden die Häuserseite und gingen unter den winterkahlen Bäumen der anderen Straßenseite am Rande eines schwarzen Kanalwassers entlang.

Wir sahen die Frau wieder horchend am Eisengitter des Vorgartens stehen, oben aber in der Villa, deren Tür die Aufpasserin ins Auge gefaßt hatte, waren zwei erleuchtete Fenster.

Meine Begleiterin, die ein sehr feines Gehör besitzt, sagte plötzlich zu mir: „Hören Sie doch, im Hause singt eine Frauenstimme!“

Wir standen hinter einem breiten Baumstamm still, und in den Pausen, die zwischen dem Lärm vorübersausender Autos nur sekundenweise eintraten, hörten wir einen wundervollen Gesang. Dazu die feine Begleitung eines Instrumentes.

Ich hätte die Autos aufhalten mögen, die sich immer wieder an dem Kanal und der Baumreihe entlang stürzten und die mich nur kleine Stücke des großen Liedes auffangen ließen.

„Eine Sängerin,“ sagte meine Begleiterin mit begeisterten Augen. „Und zwar muß es eine große Sängerin sein, denn ihre Stimme ist herrlich.“ „Sie singt,“ sagte ich, „sie singt so erschütternd und ergreifend. Es ist, als schluchzt sie die Töne, als wäre sie eine weinende Quelle in einem heiligen Hain, wo die Bäume dunkel und feierlich nicht rauschen dürfen, solange die Quellenstimme singt.“

Wir standen lange still. Dann verdunkelte sich oben

das eine Fenster, und für einen Augenblick erschien der dunkle Umriß einer schön gebauten Frauengestalt hinter dem Vorhang, die in Haltung und Wuchs edel war wie ihr Lied. Es war eine hoheitsvolle mütterliche Erscheinung. Der Kopf schien in den bestirnten Nachthimmel zu schauen, und mir war, als trüge sie noch die Rhythmen des Liedes wie große Schwingen an ihrer aufgerichteten Gestalt. Das Aufpasserweib unten am Vorgarten stierte hoch und ging langsam, wie beunruhigt, einige Schritte von der Haustüre fort. Dann wurde nach einer Weile das Licht oben ausgelöscht. Das Haus lag wie ein toter Käfig bei den andern Häuserkäfigen. Und die Aufpasserin stand wieder an ihrem Platz wie eine Schildwache. Wir gingen dann weiter. Meine Begleiterin war nachdenklich geworden. Sie schien im Geist in jenes Haus eingedrungen zu sein, um die bewachte und singende Frau dort auszuforschen. Aber sie schien dabei ebenso wenig eine Antwort zu bekommen wie ich damals, als ich die Aufpasserin in jener Nacht gefragt hatte.

„Sie ist unglücklich und kann dabei noch singen, wunderschön singen, verstehen Sie das?“ fragte sie mich dann.

„Das tun die Nachtigallen auch, die unglücklich sind, wenn sie eingesperrt sind, sie singen um so schöner, je dunkler es um sie wird,“ mußte ich erwidern. „Aber warum ist sie bewacht, wenn sie engelrein ist, wie ihre Freundin sagte? Verstehen Sie das?“ fragte sie mich hartnäckig weiter.

„Der Schuldige belauert immer den Unschuldigen. Ihr Mann soll ihr untreu sein, hat jene Dame neulich nachts gesagt,“ suchte ich zu erklären.

„Aber warum trennen die beiden sich nicht, warum? Können Sie mir das erklären?“

„Das kann ich nicht erklären,“ sagte ich darauf.

„Aber Sie müssen es mir erklären,“ bat meine Begleiterin ängstlich. „Ich fühle, ich kann in dieser Nacht nicht schlafen und werde immer an jene singende Frau denken müssen, die ihren Gram, ihren Herzkummer und ihre Einsamkeit sich fortsingen muß.“

Und welche Stimme, dachte ich bei mir: so singen

nur die Erzengel vor Gottes Thron, so mächtig, wenn sie aufweinen über die Schmerzen der Welt.

„Erklären Sie mir das Geheimnis! Erklären Sie mir, wie kann man Ungerechtigkeit erdulden, ohne sich zu wehren?"

„Wie wehren sich die gefangenen Singvögel, wie wehren sich wehrlose Frauen? Sie singen aus Notwehr, wenn sie Stimme und angeborene Musik in sich tragen; sie singen sich ihr Weh vom Leibe. Sie singen sich vom Gift der Qualen frei. Anders wehren sich die, die innerlich singen können, nie."

An eine Sechzehnjährige

Wenn ich an Oda denke, wird mein altes Herz süß wie eine Blume, die man sich gedankenlos zwischen die Zähne steckt und am Stiel hin und her dreht, während man eine selbsterfundene Melodie ohne Anfang ohne Ende, nur einem selbst hörbar, vor sich hinsummt.

Oda ist knapp sechzehn Jahre alt.

Die Luft um Odas Augen ist ohne Licht, nicht bloß, weil Sechzehnjährige eine Binde tragen, da sie mit dem Leben noch Blindekuh spielen, sondern weil die Sonne, die so viele Millionen Jahre alt ist, für dieses Alter gar nicht aufgehen mag. Denn sie hat für dieses Alter gar kein Licht, das jung genug wäre.

In Odas Nähe reizt mich vor allem immer eine gewisse natürliche und doch jungfräulich mystische Dunkelheit, in der Oda sich selbst Licht spendet. Nur ein zerstreutes Licht ist um sie, nicht mehr als um ein Küken im Ei, ehe es die Schale zerbrochen hat.

Und doch — wie glänzen Odas mohnrote Augen! Ich behaupte, die Jugendliche hat mohnrote Augen. Ich fühle Röte und viele Träume in ihren Augen, Träume, wie nur ein Opiumraucher sie haben kann.

Wenn Oda dieses lesen würde, würde sie finden, daß ich alles das, was ich von ihr schreibe, über mich selbst schreibe. Denn sie glaubt sich klar zu sehen wie

22*

eine Photographie. Das mag sein, ich gebe ihr recht. Ich beschreibe nicht Odas Augenbild, sondern ihr Wirkungsbild.

Ich habe noch niemals Frauen sehen, sondern stets nur fühlen können. Ich fühle sie mit den Augen, fühle sie mit den Ohren, fühle sie mit dem Blut.

Liebe Oda, da du dich also nicht fühlen kannst, wie das Feuer sich nicht als heiß und hell fühlt, das Wasser sich nicht selbst als naß und weich fühlt, — so mußt auch du, wenn du dieses einmal über dich lesen wirst, mir glauben, wie du von mir gefühlt wirst.

Du möchtest Schauspielerin werden, und ich zittere für dich, daß du Wege gehen mußt, die dich weglos wie einen Kometen in eine Irrwelt werfen können.

Aber du willst, und alle wollen mit dir, was du willst. Und wenn ich das bedenke, müßte ich eigentlich nicht mehr für dich zittern, denn deine Wege können höchstens Umwege, aber keine Abwege werden, wie ich dich kenne. Wenn du nur immer weißt, daß du willst.

Du kommst und setzt dich, wenn alle Damen in deiner Mutter Teestunde schon, eifrig plaudernd, das Zimmer unruhig wie ein auf und ab wankendes Fahrzeug machen. Du setzt dich mit deiner sechzehnjährigen Mädchenruhe in einen leeren Diwanwinkel und hast deine Glieder, wie nackt ohne Kleid, ohne Bewußtheit, mitgebracht und hast nicht deinen Körper vergessen, wie viele der viel zuviel gekleideten Damen es tun.

Dein Mund redete noch nicht, auch deine Glieder reden noch nichts. Du fühlst auch noch nichts. Und du bist da in deiner Dunkelheit vor mir, von deiner Mutter mit Sorgfalt in einfache zarte Kittel aus Seide gekleidet. Neulich war es grüne, herbgrüne Seide, deren Grün nichts gemein hatte mit Pflanzen oder Metallen oder Tierfarben. Es war ein fernweltliches Grün, weil aus dir ein Erlebnis strahlte. Du kamst aus einer Welt her, wo eine grüne Sonne geschienen hatte, und davon warst du noch feierlich zartglänzend und lieblich leuchtend.

Du sitzt auffällig in deiner Unauffälligkeit vor mir, und ich höre alles, was du nicht redest, lauter als

rundum die glänzenden Reden der Sprechenden. Dein Herz aber ist flüssig, wenn es so, nichts sprechend, mit uns allen und mit niemandem spricht. Während uns die Teetassen in den Fingern zittern und der Witz der Nachbarn uns benachrichtigen will von Geschehnissen, die uns anfallen, bald kalt, bald glitzernd von Neugier, Eitelkeit und geistreicher Gewandtheit, bist du, Oda, verschwunden und wieder erschienen. Es rief dich irgendein göttlich zweckloser Zweck.

Neulich, als ich zum erstenmal seit Jahren wieder zu euch zu Besuch kam, war es der kleine zahme Kanarienvogel, den du in der Hand brachtest und mir auf den Ärmel setztest; und du lachtest, als ich verwundert aufschaute.

Warum brachtest du nicht alle Kanarienvögel der Stadt, damit ich dich hätte tausendmal lachen hören können! Ich sah den zahmen kleinen Vogel kaum, ich fühlte nur mein Herz schmerzen, weil du nur so kurz gelacht hattest, und weil, wenn du laut wirst wie die andern, ich dann unendlich viel Wirklichkeit von dir erleben möchte, von deinem unwirklichen und noch weltfernen Dasein.

Bei meinem zweiten Besuch fand ich dich, ein Tabakhäufchen zwischen zwei Fingern zu einer kleinen Kugel drehend, am Schreibtisch deines Vaters, und du stopftest eine kleine japanische Silberpfeife, die du dann rauchtest. Und du lachtest wieder kurz auf, als ich aus dem Nebenzimmer von den andern fortgegangen war, von Tee und Musik, und dich fand. Wie ein Eichhorn in einem Waldbusch versteckt, so kauertest du auf der Ottomane unter dem blauen Nebel des Tabakrauches und ließest dich nicht stören. Du lachtest einmal nur dieses kurze, gestoßene Lachen, und wieder schmerzte durch einen kleinen Ruck mein großes altes Herz, weil du einmal und nicht tausendmal lachen konntest. Weil die Lust so kurz ist, die du anschlägst und auslöschst.

Warum schmerzte aber mein Herz nicht, als du ein andermal am gleichen Schreibtisch, ans Telephon gerufen, mit einem jungen Kameraden lachtest? Er wollte dich mit andern jungen Damen abholen und zum Eisplatz zum Schlittschuhlaufen begleiten. Hinter dir aber

stand dein Vater wie ein lang gen die Zimmerdecke gezeichneter Schatten und lächelte und war neckisch und sagte dir, da du um eine Antwort am Telephon verlegen warst, daß du absagen müßtest. Der Bursche am Telephon sei fad und nicht klug genug für dich. Du lachtest kurz auf, aber ich fühlte nichts bei diesem Lachen, diesmal nicht den Seufzer, nicht den zitternden Wunsch, dich noch mehr lachen zu hören.

Und wieder an einem andern Sonntag, zu einer andern Nachmittagsteestunde, als ein Freund eures Hauses, ein beweglicher, nicht alter, nicht junger Mann, vor dir hockte und vom Theater plauderte und du in einem Sessel, an die hohe Lehne zurückgedrückt, vor dem Sprecher saßest, da zitterte Schrecken in mir. Denn der Erzähler war ein gewandter Frauenverführer, und er war geistreich, weltlustig und zielte mit seinen Augen auf dich wie ein geübter Revolverschütze auf eine Scheibe. Und wie eine Zielscheibe flach lehntest du, in den Sessel tief zurückgedrückt, an der Sessellehne, und diese deine Stellung war jenem Mann Triumph genug. Und gleich wandte er sich an deine Mutter und machte den Vorschlag, dich mit ihm die Probe eines neuen Stückes besuchen zu lassen, der er beiwohnen wollte.

Und ich sah seinen vorgebeugten, glattrasierten Kopf, der wie ein Straußenei unterm Kronleuchter glänzte, und sah, wie er mit Eifer deine Mutter davon überzeugte, daß diese Theaterprobe dir nützen würde für deine Theaterkenntnis, die du dir aneignen möchtest.

Und es wurde verabredet, daß du an einem der nächsten Morgen um elf Uhr in seine Loge kommen solltest, um die Probe zu sehen. Er hob den Zeigefinger und sagte:

„Aber es darf kein Geräusch gemacht werden, denn die Regie ist streng, und es darf eigentlich niemand wissen, daß wir zur Probe kommen. Aber im dunkeln Theaterraum und in der finsteren Loge wird niemand uns finden, wenn wir ganz leise sind.“

Ich sah dich bereits im Geist lautlos in jener dunkeln Loge und fühlte, wie du neben deinem Verführer im Dunkeln kaum zu atmen wagtest aus Lust am

Theater, wie jener aber kaum zu atmen wagte aus Lust an dir.

Es waren drei Tage bis zu jenem Tage der Verabredung, die du, Oda, mit dem andern hattest. Und in jeder Nacht von diesen beiden Nächten, die zwischen den drei Tagen lagen, wachte ich auf und horchte. Ich hörte zuerst nur ferne Automobile durch die todstillen Straßen surren. Ich fühlte aber dann, wie sich die Häuser auflösten und wie sie ihre Mauern und ihre Steine nach mir warfen. Die ganze große Stadt steinigte meine Brust. Ich stöhnte, und morgens erwachte ich wie zerschlagen. Und mitten am Tage in meiner Arbeit wollte ich ans Telephon gehen. Es war mir, als müßte ich deine Mutter rufen und weiter nichts zu ihr sagen als: „Hilfe, Hilfe!" wie einer, der ein Unglück sieht und ratlos ist.

Zufällig hörte ich dann später von deiner Mutter, du würdest doch nicht zu jener Theaterprobe gehen. Aber ich glaubte es nicht. Warum glaubte ich es nicht? Warum atmete ich nicht auf? Ich glaubte es nicht, weil du ja doch deine Umwege oder Irrwege gehen mußt, wie wir alle sie gingen, denn keine andern führen ins Leben.

Als ich nach Wochen wieder einmal zu deinem Vater kam, nötigte er mich, zum Mittagessen zu bleiben. Ganz flüchtig sollte der Besuch sein, denn wir hatten nur geschäftlich zu sprechen.

Du warst mit deiner Mutter in der Stadt, und ihr machtet an diesem Tage andere Besuche und wart nicht zum Essen zu Hause.

Dein kleiner Bruder Nickel, der flinke und geweckte Junge, sprang mit seinem graublonden Lockenkopf mitten beim Essen vom Tisch auf und holte plötzlich den kleinen Kanarienvogel aus dem Bauer und setzte ihn auf das Tischtuch. Dort spazierte das hellgelbe Vögelchen zwischen dem weißen Porzellan und den Kristallgläsern und um das Silbergeräte und pickte und lugte mich mit einem Auge an.

Der kleine Kanarienvogel war erbärmlich anzusehen. Ein Beinchen war ihm gebrochen, das schleifte er nach sich. Aber der Bruch war schon geheilt und

schmerzte ihn nicht mehr. Doch sein Köpfchen war ganz kahl. Er hatte alle Federn am Kopf verloren, und man sah, was man sonst nie sehen konnte, die großen Ohrlöcher des Vogels zu beiden Seiten des Köpfchens. Sie waren im nackten Schädel wie Löcher, durch die eine Kugel gegangen war.

Wieviel hat dieser Vogel gefühlt mit diesen Ohrlöchern? Wieviel Weh- und Wohllaute zogen durch den kleinen Schädel in das Herz ein?

Er hat Oda lachen und weinen gehört. Er hat Oda tanzen gehört und auch gehört, wie sie aufstampfte im Zorn. Er hat Oda besungen, wenn er andächtig wurde.

So gerupft gehen wir alle aus der Lebensandacht hervor, dachte ich bei mir. Früher oder später zieht das Herz einen geknickten Fuß nach. Oder man verliert die Locken des Mutes.

Nach dem Essen, als ich noch einen Augenblick in deines Vaters Schreibzimmer im Ledersessel saß, las und rauchte und auf deinen Vater wartete, der sich zum Ausgehen umzog, da tönte des gerupften blankschädligen Vögeleins Singstimme aus dem Nebenzimmer.

O, er sang, als wäre er gerührt über sich selbst. Er sang so schmelzend und zärtlich, als hätte dein Bruder Nickel einen Spiegel geholt und der Kanarienvogel hätte sein verunglücktes Bild im Glase gesehen. Und er sang, um den trauernden gerupften Vogel im Spiegel zu trösten, sein lebenssüßestes Lied. Denn er erkannte sich selbst nicht und glaubte für einen Fremden zu singen.

Da hätte ich gewünscht, Oda, du hättest mit meinen Ohren hören, mit meinen Augen sehen können.

Ich habe Wiedersehen gefeiert mit eigenem Leid. In deinen sechzehnjährigen Augen sehe ich meine eigenen Gebrechen wie in einem Spiegel, alle Wunden, die mir das Leben angetan.

An einem der nächsten Abende, zu dem ich mich mit deinen Eltern verabredet hatte, wurde ich zu Hause bei mir ans Telephon gerufen.

Als ich Antwort gab, rief mir eine Stimme zu: „Ich bin es!“

„Wer?“ fragte ich ahnungslos.

„Ich, ich, ich,“ riefst du mir zu, und es belustigte dich, daß ich deine Stimme nicht gleich erkannte.

Wie seltsam, daß ich deine Stimme nicht wiedererkannte!

Aber da lachtest du das kurze Stoßlachen, das immer wieder zu rasch auslöscht.

Da erkannte ich dich wieder.

Noch oft im Leben werde ich dich nicht erkennen, wenn du sprichst, aber ich hoffe, daß ich dich immer erkennen werde, wenn du lachst.

Zur Stunde der Maus

In einer Stadt der Provinz hatte ein Südfrüchtenhändler einen Laden eingerichtet, der sich über einem tiefen Keller befand, zu welchem eine Falltüre hinunterführte.

Aus diesem Keller kamen jede Nacht die Mäuse in Scharen in die Südfrüchtenhandlung herauf. Sie nagten dort die schönen, in Seidenpapier eingewickelten Kalvillenäpfel an, sie fraßen Datteln und Feigen, Rosinen und Bananen und schonten auch nicht die jungen Gemüse und die Maltakartoffeln. Keine Ware, die sich in der Südfrüchtenhandlung befand, war vor den kleinen zudringlichen Nagetieren zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang sicher.

Solange nachts Lärm auf den Straßen war und die Wagen fuhren, hielten sich die Mäuse noch still im Keller. Aber sobald es Mitternacht geschlagen hatte und es still in jener Straße wurde, kamen sie in Scharen, vergnügten sich an den süßen Vorräten und feierten wahre Freßorgien, deren Spuren den Südfrüchtenhändler jeden Morgen beim Betreten des Ladens in Verzweiflung setzten.

Den Laden zu räumen und einen anderen zu beziehen, das ging nicht gut an, da hier im Mittelpunkt der Stadt ein gutes Absatzgebiet war und dem Händ-

ler durch einen Umzug wahrscheinlich viele Kunden verloren gegangen wären.

Und so versuchte er, sich auf alle Weise gegen die Mäuse zu schützen. Er schaffte sich Katzen an, aber er mußte sie wieder abschaffen, da es vorgekommen war, daß die Tiere in der Nacht den Ladenraum verunreinigt hatten und der Geruch davon, der am Morgen nicht auszutreiben war, die Käufer entsetzt hatte.

Er schaffte sich dann Hunde, Rattenfänger, an. Aber diese stürmischen Tiere schlugen in den Nächten ein wildes Gebell auf, wenn sie hinter den Mäusen herjagten, und sie warfen dabei, wenn sie über die mit Obst gefüllten Körbe sprangen, Früchte und Körbe über den Haufen, so daß der Händler auch die Hunde wieder abschaffen mußte, weil die Nachbarn sich über das nächtliche Gebell beschwert hatten und der Schaden, den die hetzenden Hunde anstifteten, dem Schaden der Mäuse gleichkam.

Gift gegen die Mäuse zu legen, war nicht ratsam, da die halbvergifteten Tiere das Gift über die Eßwaren verschleppen konnten und dann großes Unglück durch die Vergiftung von Früchten hätte entstehen können.

So blieb dem armen, von Mäusen geplagten Südfrüchtenhändler nichts übrig, als sich um Mitternacht, zur Stunde der Maus, in den Ladenraum zu begeben und, versehen mit einem Stock, seine Fruchtkörbe selbst zu bewachen und durch Händeklatschen und Fußstampfen die eindringenden Mäusescharen zu verjagen.

Er allein konnte nicht Nacht um Nacht wachen, und so teilte er sich mit seiner Frau in die Nachtwachen. Aber dieses ermüdete auf die Dauer die beiden sehr.

Da kamen sie auf den Gedanken, eine entfernte Verwandte, die gerade eine Stellung suchte, zu sich ins Haus zu nehmen, damit diese die Mäusewache jede dritte Nacht übernähme.

Der Südfrüchtenhändler hatte es sich aber zur Pflicht gemacht, manchmal nachzusehen, wenn das junge Mädchen die Wache hatte, ob es nicht eigeschlafen wäre.

Er traf das Mädchen aber niemals schlafend an,

denn es vertrieb sich die Zeit mit Lesen von Balladen und Romanzen, für die es eine Vorliebe hatte.

Mit der Zeit waren dem Händler die Augenblicke, die er zur Stunde der Maus mit dem jungen Mädchen verplauderte, wenn sie im Laden zusammen hinter die Körbe schauten, um die kleinen Ladenräuber zu verjagen, oder wenn sie ihm eine ihrer Romanzen vortrug, die sie bald alle auswendig kannte und die sie bei der Nachtwache laut hersagte, damit sie mit ihrer Stimme die Mäuse verjagte, — so zur angenehmen Gewohnheit geworden, daß er die Minuten im Laden unbewußt immer länger ausdehnte und sich eines Nachts klar wurde, daß er sich in das junge Mädchen verliebt habe.

Das kam, als das junge Fräulein ihn eines Nachts, da er wieder lange ihren Balladen zugehört hatte und noch eine Romanze zu hören wünschte, daran erinnerte, es sei Zeit, daß er wieder hinauf ins Schlafzimmer zu seiner Frau ginge. Und sie hatte lachend hinzugesetzt, sie wisse, daß er recht glücklich verheiratet wäre. Dabei hatte sie den Kalvillenapfel, den er als den schönsten für sie ausgesucht und ihr für ihren Balladenvortrag zum Geschenk gemacht hatte, vorsichtig wieder in das schützende Seidenpapier eingewickelt und hatte ihn auf die Apfelpyramide zurückgelegt, von wo ihn der Händler genommen hatte.

„Für mich sind weniger schöne Äpfel auch gut genug. Auch wird sich vielleicht Ihre Frau ärgern, wenn ich den besten Apfel, der im Laden ist, aufesse."

Als sie dieses gesagt, hatte sie leise geseufzt, und der Mann war aus dem Laden gegangen. Vorher hatte er ihr noch lachend zugerufen:

„Natürlich bin ich glücklich verheiratet, sogar sehr glücklich."

Aber seit dieser Stunde, seit dieser Versicherung seines Glückes, war der Mann von einer Unruhe geplagt, die ihn unglücklich machte. Es war ihm, als habe er im Augenblicke der öffentlichen Feststellung seines Eheglückes den Gipfelpunkt dieses Glückes schon überschritten. Denn er war abergläubisch und glaubte

bestimmt daran, daß er mit dem Eingeständnis seines Glückes sich ein Unglück ins Haus eingeladen habe. Er war aber zugleich ein ehrlicher und treuer Mann, der seine ihm angetraute Frau niemals betrogen hatte, und dessen Herz heftig erschreckte, als es zur Stunde der Maus seine Augen dabei ertappte, wie sie mit Wohlgefallen an dem Gedichte vortragenden Mädchen im mitternächtigen Laden hängen geblieben waren, so daß er die Zeit und den Schlaf vergessen konnte.

Das junge Geschöpf mit seinen erdbraunen Augen und seinen tabakfarbenen Haaren paßte gut zwischen die Pyramiden von Blutorangen und goldgrünen Zitronen und neben die weinduftenden Ananasfrüchte. Und oft am Tage, wenn der Südfrüchtenhändler die Kunden bediente und das Mädchen gar nicht im Laden anwesend war, schien ihm, als ob in den leichten flachen Holzschachteln die plattgepreßten gedörrten Malagatrauben oder die in Silberstanniol eingewickelten spanischen Mandarinen den gleichen Duft ausströmten, der ihm vom Nacken jenes Mädchens, von den feinen Haarwurzeln ihrer tabakbraunen Locken entgegengeströmt war und den er deutlich kannte von den Augenblicken, da sie beide zur Stunde der Maus hinter den Säcken mit Maltakartoffeln und hinter den Körben voll von afrikanischem Blumenkohl mit Stöcken nach den Mäusen geschlagen hatten.

Des Händlers Unruhe wuchs allmählich, besonders seiner Frau gegenüber, die er wirklich aufrichtig liebte und die er mit seiner Untreue nicht betrüben wollte.

Er wußte sich keinen Rat mehr, wenn er sich auch vornahm, das junge Mädchen zur Zeit, da es Wache hatte, nicht mehr im Laden aufzusuchen. Doch nützte ihm das nicht viel, denn er traf es am Tage, und er konnte nicht daran denken, es fortzuschicken, weil es für die Nachtwachen unentbehrlich war; und er hätte auch gar keinen Grund gehabt als den seiner Zuneigung, den er aber natürlich kaum sich selbst eingestehen wollte und den er noch weniger jemand anderem offenbaren konnte.

Es geschah auch, daß, wenn er dem Mädchen jetzt am Tage auf der Treppe oder im Ladenraum oder in

seiner Wohnung begegnete, er ein kühleres Gesicht aufsetzte, um seine Gefühle mit Gewalt zu verleugnen. Und ihm schien es dann, als ob das junge Mädchen durch sein verändertes Wesen verletzt wurde, und daß es ihn leicht verächtlich behandelte.

Es war ihm in der Erinnerung unangenehm, daß er zu dem Mädchen gesagt hatte, er sei glücklich, sehr glücklich. Er fand es roh und häßlich, daß er glücklich sein sollte, während das junge Geschöpf glücklos war und die Lebenstage nur für die bezahlte Arbeit kommen und gehen sah.

Bei einem größeren Einkauf einer Warensendung, die er immer in der nächsten Hafenstadt, wo die Frachtschiffe aus dem Süden ankamen, machen mußte, wurde ihm der Vorschlag unterbreitet, ein Zweiggeschäft in jener großen Seestadt zu gründen, damit er die durch die Verpackung und Reise schon etwas beschädigten, aber noch guten Obstvorräte, denen eine Eisenbahnversendung nicht gut bekommen würde, an Ort und Stelle absetzen könnte.

Der Händler ging mit Freuden auf dieses Geschäftsunternehmen ein. Und da ihn die Fruchtversteigerungen oft nach der Hafenstadt gerufen hatten, so fand auch seine Frau es ganz in der Ordnung, wenn ihr Mann dem neuen Zweiggeschäft in der Hafenstadt vorstünde, wogegen sie den Laden in der Provinzstadt weiterführen wollte.

Für die Festtage des Jahres hatten die Eheleute verabredet, sich zu besuchen. Da aber die Frau zur Weihnachtszeit nicht von dem Laden abkommen konnte, erwartete sie der Mann erst zum Neujahrsabend, zur Silvesterfeier.

In der ersten Zeit der Trennung war der Südfrüchtenhändler von seinem neuen Geschäft so in Anspruch genommen, daß er weder seine Frau noch das junge Mädchen, das nach wie vor in dem Laden in der Provinz die Nachtwache hatte, vermißte.

Aber als das neue Geschäft im Gang war und sich eintönig abwickelte, kehrten seine Erinnerungen doppelt heftig zurück, und die Gerüche der Früchte im Laden, die ihre Süßigkeit durch die Luft verbreiteten, erweck-

ten wieder, besonders, wenn er abends den Laden geschlossen, seine Rechnungsbücher durchgesehen und zugeklappt hatte und sich der Beschaulichkeit und dem Träumen überlassen durfte, das Bild des Mädchens und den Duft ihres Leibes, wie er ihm begegnet war vormals zur Stunde der Maus.

Er merkte, daß er sich sogar einzelner Verse jener Balladen und Romanzen erinnerte, die sie immer in der nächtlichen Stille im Kreis der Fruchtkörbe vorgetragen hatte, und die ihn auf ferne Inseln und zu fernen Ländern, unter fremdartige Bäume, zu feurigen und fremdgearteten Menschen versetzt hatten, deren Sprache voll auffallender Leidenschaftsworte lebhaft leuchtete, wie die Farben der Südfrüchte, die von den nüchternen Eisensäulen des Ladens, von den kahlen Kalkwänden und vom strengen Kassenpult wie bengalische Feuer abstachen, die man im nüchternen Tageslicht abbrennt.

Wenn der Mann dann aus dem Laden in sein Zimmer in einem der höher gelegenen Stockwerke des Hauses kam, wo er jetzt ohne Weib hausen mußte, gingen die Düfte der südlichen Länder, die an seinem Rock hafteten, mit in seine Träume. Und er umarmte in seinem Schlaf nicht sein Weib, sondern er zog das junge Mädchen an sein Herz, während ihm ihre Brüste wie zwei frische Kalvillenäpfel entgegendufteten.

Und besonders zur Stunde der Maus lag er oft auf dem Kissen wach, mit den verschränkten Armen unter seinem Kopf, und stellte sich seinen Laden in der Provinz vor, wo eine der Gaslampen brannte und sie, die er ersehnte, mit hochgezogenen Beinen auf dem Drehstuhl beim Ladentisch saß und ihre Balladen sprach und dazwischen aufsprang und nach einer Ecke schlich, wo überall Mausefallen waren, die aber den Mäusen so bekannt waren, daß keine mehr Lust hatte, sich fangen zu lassen.

Dann sah er, wie sie sich bückte und eine Falle, die von selbst zugeklappt war, wieder aufstellte, wobei sie vielleicht den Vers hersagte:

Ein Held, deß' Herz wie Feuer war,
Ritt durch die Wälder sieben Jahr.

Verschwiegen hat er sieben Jahr,
Daß er ein Fraß der Flammen war.

Bald mußte sich der Händler auch am Tage mit seinen verliebten Träumen beschäftigen. Und der Gedanke, daß seine Sehnsucht die Ersehnte vielleicht herziehen könnte, wollte nicht mehr von ihm weichen.

Er nahm sich endlich vor, einen Brief zu schreiben und seiner Frau zu sagen, daß er eine Hilfe im Laden brauche, und daß er nicht immer die Ladentüre abschließen könne, wenn er stundenlang zu den Fruchtversteigerungen gehen müsse, und er wollte ganz harmlos im Briefe bemerken, daß sie ihm jene Verwandte schicken sollte.

Er hatte den Brief im Geist vielleicht tausendmal abgefaßt, nachts und am Tag. Wo er ging und stand, schrieb er diesen Brief in Gedanken.

Aber er konnte sich nicht entschließen, die Feder in die Hand zu nehmen, die Tinte und das Briefpapier. Er wäre sich wie ein Verräter vorgekommen, Verräter an der Treue, die er seiner Frau halten wollte, und Verräter an seinem Herzen, das ehrlich bleiben wollte.

So schrieb er diesen Brief nur mit den Augen in die Luft. Er schrieb ihn abends stundenlang, wenn er seine Rechnungen abgeschlossen hatte, unter die Summen der Zahlen ins Hauptbuch, in das er brütend starrte. Er schrieb den Brief mit den Augen auf die Kistendeckel der Orangensendungen, wenn er das Kistenbrett in der Hand hielt und in Gedanken anstarrte, statt es in eine Ecke zu stellen. Er schrieb den Brief auf die rötlichen blanken Schalen der Blutorangen. Er schrieb den Brief an die leeren Kalkwände seines Verkaufsgewölbes, und er las ihn am Tag hundertmal, während er Früchte in die weißen Tüten hineinzählte, die er den jungen Mädchen und Frauen zureichen mußte. Auf allen Frauenhänden, die die Fruchttüten aus seiner Hand empfingen, las er jenen Brief, den seine Augen unaufhörlich schrieben.

Aber wie man sich scheut, mit bloßen Füßen durch brennendes Feuer zu gehen oder die bloßen Hände in helles Feuer zu legen, so scheute er sich, seine Hände und seinen Willen dazu herzugeben, den Brief

zu schreiben und abzusenden, den Brief, der die heimlich Ersehnte zu ihm bestellen sollte.

Der Gefolterte suchte sich mit der Zeit die brennende Sehnsucht nur dadurch ein wenig zu erleichtern, indem er tat, als ginge er auf die Forderungen seines Blutes scheinbar ein. Er ging, wenn es ihm seine Zeit erlaubte, in die Warenhäuser und kaufte Dinge für sein Zimmer ein, die er sonst nie für sich gekauft hätte, und die er aufstellte wie zum Empfang für diejenige, die er noch nie empfangen hatte. Er kaufte Kissen für das Sofa, unnütze Vasen, in die er Blumensträuße stellte, die er aber verwelken ließ wie die Stunden seiner Träume. Er kaufte romantische Bilder, mit denen er die Wände schmückte, kaufte Balladen- und Romanzenbücher, die er auf ein Bücherbrett aufreihte. Er kaufte Weingläser, eine Porzellanschale für Kuchen, eine Kristallschale für Früchte und eine große seidene Bettdecke.

Er kaufte sich neben seinen gewöhnlichen Zigarren, die er täglich rauchte, eine Schachtel bester und teuerster Havannastengel, die er nur dann rauchen wollte, wenn der ersehnte Besuch gekommen sein würde.

Mit diesen und noch mancherlei Einkäufen beschwichtigte er das still schwellende Sehnsuchtsfieber, das in ihm umging wie ein unheimlicher Feueratem, der ihn entfachen wollte.

Aber den Brief, den er hätte schreiben müssen, schrieb er nicht.

Oft, wenn ihm ein Besuch angezeigt wurde, fuhr er erschreckt zusammen und dachte, jenes Mädchen könne plötzlich auf seiner Türschwelle stehen, gerufen von den lautlosen Hilfeschreien seines geknebelten Herzens.

Zum Silvester kam dann, wie es verabredet war, seine ahnungslose Frau zu ihm zu Besuch.

Sie war, seit er den Laden in der Hafenstadt aufgemacht hatte, noch nicht bei ihm gewesen. Und als er sie jetzt vom Bahnhof abholte und in sein Zimmer führte, wo von der Decke eine rosa Glasampel hing, die er angezündet hatte, da schlug die gute Frau er-

staunt die Hände zusammen und vergaß, den Hut und den Mantel abzulegen. Sie drehte sich auf einem Fleck, mitten im Zimmer stehend, um sich selbst und ließ die zerbrechlichen feinen Vasen mit Blumen auf sich wirken, die schönen gebundenen aufgereihten Bücher auf dem Bord, den Porzellanteller mit Kuchen, die Kristallschale mit Früchten, die vielen romantischen Bilder an den Wänden. Und als sie zuletzt gar die gleißende Seidendecke auf dem breiten Bett bemerkte, da gingen ihr gerührt die Augen über, und sie umarmte ihren Gatten und bedankte sich, daß er so zärtlich alles für ihren Empfang hergerichtet hatte.

Der sagte nichts und umarmte seine Frau wieder. Denn während er diese Dinge zum Schmuck des Zimmers alle eingekauft und aufgestellt hatte, hatte er auch da nie mit Bewußtsein und Offenheit sich eingestanden, daß er dies nicht für seine Frau, sondern für das junge Mädchen tat.

Er hatte wie ein Schlafwandelnder gehandelt, getrieben von einer inneren Lust, sein Zimmer zu schmücken, handelnd zwischen Wachen und Träumen. Und wie er nun seine Frau, die er immer noch treu liebte und vor der er sich keine untreue Handlung vorzuwerfen hatte, umarmte, schien es ihm wirklich einen Augenblick als wahrscheinlich, daß er für sie und sich zur Silvesterfeier und zum Wiedersehen das Zimmer so sorgsam und festlich geschmückt hatte.

Am Abend gingen Mann und Frau mit Bekannten in eine Weinstube, und dort tranken sie, bis es zwölf Uhr schlug und das neue Jahr anbrach. Und von Glühwein und Bowle erhitzt, wurde der Südfrüchtehändler lustig und ausgelassen, wie ihn seine Frau selten gesehen hatte.

Als nun das neue Jahr mit vielen „Prosit" empfangen worden war, sehnte sich die Frau aus dem lärmenden Kreis der Menschen fort und dachte an das schön geschmückte Zimmer, das sie beide erwartete, das ihr Mann mit so viel Zärtlichkeit hergerichtet hatte, und wo sie ihm jetzt mit gleicher Zärtlichkeit zu danken wünschte.

Sie zupfte ihren Mann am Ärmel, aber der schien

an gar kein Nachhausegehen denken zu wollen und trank immer seinen Freunden zu und ließ sich zutrinken und bestellte neuen Wein.

Aber es waren auch noch andere Frauen im Kreise, die auch heimzugehen wünschten, und die Frauen verabredeten sich untereinander und standen auf und setzten ihre Hüte auf und zogen ihre Mäntel an und traten dann angekleidet vor die im Tabakrauch und Weindunst laut schwatzenden Männer und baten sie, heimgeführt zu werden.

Die Männer wollten auch folgsam alle gehen. Nur der Südfrüchtenhändler wollte ans Aufbrechen nicht denken. Der saß auf seinem Stuhl fest und behauptete, er ginge nicht zur Stunde der Maus nach Hause, denn da gingen Gespenster bei ihm um.

„Was für Gespenster?" fragten ihn alle.

„Mäuse und junge Mädchen," entfuhr es dem etwas Angetrunkenen.

Die Männer lachten und warfen sich zwinkernde Blicke zu. Die Frauen aber trieben beharrlich zum Aufbruch an.

Die Frau des Südfrüchtenhändlers war bei der Rede ihres Mannes plötzlich blaß und zitternd geworden, und auf der Straße zog sie ihren Gatten auf die Seite:

„Was hast du da geschwatzt von Gespenstern, von Mäusen und jungen Mädchen, die bei dir umgehen? Nun weiß ich es, für wen du das Zimmer so festlich geschmückt hast! Jedenfalls nicht für mich."

„Was?" sagte der unschuldige Mann. „Was habe ich von jungen Mädchen gesagt?" und er hielt seinen Hut in der Hand und ließ die eisige Nachtluft seinen erhitzten Kopf abkühlen. „Du glaubst wohl gar, daß ich junge Mädchen nachts bei mir empfange?"

„Ja, was soll ich denn anderes glauben?" wimmerte die weinende Frau und drückte ihren Muff vors Gesicht. „Du hast es ja selbst vorhin vor allen Freunden gesagt, daß zur Stunde der Maus junge Mädchen bei dir umgehen."

„Da habe ich im Weinnebel Dummheiten gesprochen," verteidigte sich der Mann. „Mein Zimmer hat nie-

mals ein anderer Frauenfuß betreten als der deinige, mit Ausnahme des alten Weibes, das dort Ordnung macht und täglich die Stube reinigt."

„Ist das wahr?" sagte die Frau des Südfrüchtenhändlers und sah ihren Mann an und zog ihn am Arm, damit er ihr ins Gesicht sehen sollte.

„Ich schwöre es dir," beteuerte er. Aber er sah sie nicht an, sondern starrte hinauf in den Himmel, wo die Sterne wie Pyramiden aufgehäufter goldener Früchte glänzten.

Die Frau atmete auf und lachte sich selbst aus, daß sie so schnell Übles gedacht hatte von dem, den sie immer als rechtschaffen und treu gekannt hatte. Und sie nahm sich jetzt erst recht vor, zärtlich zu ihm zu sein, da er nun doch das Zimmer nur für sie so schön geschmückt hatte.

Zu Hause, als sie den Mantel abgelegt, sah sie, wie ihr Mann, nachdem er nach der Uhr gesehen, nach einem der Balladenbücher griff und es vom Bücherbord herunterlangte. Und statt sich auszukleiden, streckte er seine Beine auf dem Sofa aus und schlug das Buch auf und las für sich.

Die Frau entkleidete sich inzwischen und kämmte ihr Haar am Spiegel aus, schlüpfte dann ins Bett unter die seidene Bettdecke und verhielt sich eine Weile mäuschenstill, um abzuwarten, bis ihr Mann ausgelesen hatte.

Nach einer Weile klappte er das Buch zu, und sie sah, wie er sich aus einer bisher ungeöffneten Zigarrenschachtel eine große Zigarre holte und diese anzündete. Und als sie den fein duftenden Rauch roch, dachte sie bei sich: so gute Zigarren raucht er doch sonst nicht. Die hat er auch zu meinem Empfang gekauft.

Und sie nahm jede Rauchwolke, die er von sich blies, als eine Huldigung dar.

Dabei kam ihr der Gedanke, daß sie eigentlich noch gern einen Schluck schwarzen Kaffee getrunken hätte. Und da fragte sie ihn:

„Hättest du nicht auch gern ein Täßchen Kaffee zu deiner guten Zigarre?"

Da stand er auf und ging zu einem kleinen Kre-

23*

denzschrank, holte eine neue vernickelte Kaffeemaschine und zwei winzige Mokkatassen, stellte sie auf den runden Tisch unter die Ampel und goß Spiritus in den Brenner, nahm aus einer Büchse gemahlenen Kaffee und schickte sich an, den Kaffee zu bereiten, von dem sie gesprochen.

Sie sah vom Bett aus mit Erstaunen seinen Händen nach, und plötzlich schienen ihr die Hände des lautlosen Mannes, die da am Tisch handelten, die gespensterhaften Hände eines Traumwandlers zu sein. Und sie fühlte mit den Augen einer liebenden Frau, wie das Herz dessen, der da umherging, nicht im Zimmer anwesend war. Sie wurde wieder bestürzt und ratlos und fühlte, daß Gespenster umgingen hier im Zimmer zur Stunde der Maus, so wie es ihr Mann vorher beim Wein gesagt hatte. Zugleich wußte sie auch, daß ihr Mann sie niemals belügen konnte. Und sie schaute in die fremde Welt des fremdgeschmückten Zimmers, wo sie den, den sie liebte, nicht mehr erkannte. Nur wie ein Gespenst saß er dort auf dem Sofa. Auch sein Rauchen war unnatürlich und gezwungen. Seine Augen sahen in die Spiritusflamme, die da unter dem Kessel leise sauste, und dabei schienen sie die Flamme doch nicht zu sehen. Seine Ohren schienen auf die summende Kaffeemaschine zu lauschen und schienen doch noch anderes zu hören. Seine eine Hand aber streichelte unausgesetzt und wie abwesend den Deckel des Buches, das vor ihm lag. Und mit eifersüchtigem Liebessinn wurde die Frau von jenem Buche angezogen. Und als das Kaffeewasser kochte und ihr Mann an die Maschine trat, um den Kaffee in die Tassen einzuschenken, da stieg sie leise aus dem Bett und zog, scheinbar harmlos, das Buch vom Tisch an sich. Sie blätterte darin und erkannte sofort, daß es Balladen waren, die jene junge Verwandte, die sie daheim hatte, immer las und vortrug.

Sie wußte jetzt mit raschem Gedankengang plötzlich, wer das Gespenst war, wer das junge Mädchen war, das um die Stunde der Maus im Zimmer ihres Mannes umging.

Sie fühlte, daß seine Gedanken nur bei jener Verwandten weilten, und sie wurde zornig, da sie glaubte, er habe sie in jenen Augenblicken, da er das Mädchen zur Nachtwache im Provinzladen aufgesucht, daheim schon betrogen.

Als der Mann mit der gefüllten Kaffeetasse zu ihr ans Bett trat, wies sie den Kaffee zurück, wandte das Gesicht gegen die Wand und brach in Schluchzen aus. Und auf seine Fragen stürzten ihr Vorwürfe über die Lippen. Aber er konnte ruhig entgegnen, daß kein Wort und nichts zwischen ihm und jenem Mädchen ausgetauscht worden war, was seine Treue hätte in Frage stellen können.

„Es muß aber doch etwas zwischen euch gewesen sein," fuhr die Frau hartnäckig fort, „denn ich erinnere mich jetzt, daß du ganz plötzlich deine Aufsicht über die Nachtwachen im Laden abgebrochen hast. Sage mir, was war das letzte Wort, das ihr dort zusammen spracht?"

„Ich sagte ihr, daß ich glücklich, sehr glücklich verheiratet bin," erwiderte der Mann nach einigem Nachdenken.

Die Frau sah erstaunt mit tränendem Gesicht zu ihm auf und sagte: „Ich glaube dir's. Aber ich weiß doch, daß sie allein das Gespenst ist, das nach Mitternacht hier umgeht. Kannst du mir wirklich versichern, daß du alles das, die Tassen, die Kaffeemaschine und alle Dinge im Zimmer nur für mich und dich gekauft hast und die andere im Geist niemals neben dir hast sitzen sehen?"

Da sagte er einfach und langsam: „Wenn ich jetzt um diese Stunde an das Mädchen erinnert werde, wird es mir klar, daß ich alles, was du hier siehst, eingekauft habe, um sie und nicht dich zu empfangen. In allen andern Stunden wußte ich nichts davon."

Da weinte die Frau. Und als ihr Mann sich neben sie aufs Bett setzte und die seidene Decke über sie legte, stieß sie die Decke heftig zurück. Und ihm war es, als habe sie mit dieser Bewegung nach dem Mädchen gestoßen, das er neben ihr heimlich liebte.

Da löste sich sein geknebeltes Herz auf. Und er

denzschrank, holte eine neue vernickelte Kaffeemaschine und zwei winzige Mokkatassen, stellte sie auf den runden Tisch unter die Ampel und goß Spiritus in den Brenner, nahm aus einer Büchse gemahlenen Kaffee und schickte sich an, den Kaffee zu bereiten, von dem sie gesprochen.

Sie sah vom Bett aus mit Erstaunen seinen Händen nach, und plötzlich schienen ihr die Hände des lautlosen Mannes, die da am Tisch handelten, die gespensterhaften Hände eines Traumwandlers zu sein. Und sie fühlte mit den Augen einer liebenden Frau, wie das Herz dessen, der da umherging, nicht im Zimmer anwesend war. Sie wurde wieder bestürzt und ratlos und fühlte, daß Gespenster umgingen hier im Zimmer zur Stunde der Maus, so wie es ihr Mann vorher beim Wein gesagt hatte. Zugleich wußte sie auch, daß ihr Mann sie niemals belügen konnte. Und sie schaute in die fremde Welt des fremdgeschmückten Zimmers, wo sie den, den sie liebte, nicht mehr erkannte. Nur wie ein Gespenst saß er dort auf dem Sofa. Auch sein Rauchen war unnatürlich und gezwungen. Seine Augen sahen in die Spiritusflamme, die da unter dem Kessel leise sauste, und dabei schienen sie die Flamme doch nicht zu sehen. Seine Ohren schienen auf die summende Kaffeemaschine zu lauschen und schienen doch noch anderes zu hören. Seine eine Hand aber streichelte unausgesetzt und wie abwesend den Deckel des Buches, das vor ihm lag. Und mit eifersüchtigem Liebessinn wurde die Frau von jenem Buche angezogen. Und als das Kaffeewasser kochte und ihr Mann an die Maschine trat, um den Kaffee in die Tassen einzuschenken, da stieg sie leise aus dem Bett und zog, scheinbar harmlos, das Buch vom Tisch an sich. Sie blätterte darin und erkannte sofort, daß es Balladen waren, die jene junge Verwandte, die sie daheim hatte, immer las und vortrug.

Sie wußte jetzt mit raschem Gedankengang plötzlich, wer das Gespenst war, wer das junge Mädchen war, das um die Stunde der Maus im Zimmer ihres Mannes umging.

Sie fühlte, daß seine Gedanken nur bei jener Verwandten weilten, und sie wurde zornig, da sie glaubte, er habe sie in jenen Augenblicken, da er das Mädchen zur Nachtwache im Provinzladen aufgesucht, daheim schon betrogen.

Als der Mann mit der gefüllten Kaffeetasse zu ihr ans Bett trat, wies sie den Kaffee zurück, wandte das Gesicht gegen die Wand und brach in Schluchzen aus. Und auf seine Fragen stürzten ihr Vorwürfe über die Lippen. Aber er konnte ruhig entgegnen, daß kein Wort und nichts zwischen ihm und jenem Mädchen ausgetauscht worden war, was seine Treue hätte in Frage stellen können.

„Es muß aber doch etwas zwischen euch gewesen sein," fuhr die Frau hartnäckig fort, „denn ich erinnere mich jetzt, daß du ganz plötzlich deine Aufsicht über die Nachtwachen im Laden abgebrochen hast. Sage mir, was war das letzte Wort, das ihr dort zusammen spracht?"

„Ich sagte ihr, daß ich glücklich, sehr glücklich verheiratet bin," erwiderte der Mann nach einigem Nachdenken.

Die Frau sah erstaunt mit tränendem Gesicht zu ihm auf und sagte: „Ich glaube dir's. Aber ich weiß doch, daß sie allein das Gespenst ist, das nach Mitternacht hier umgeht. Kannst du mir wirklich versichern, daß du alles das, die Tassen, die Kaffeemaschine und alle Dinge im Zimmer nur für mich und dich gekauft hast und die andere im Geist niemals neben dir hast sitzen sehen?"

Da sagte er einfach und langsam: „Wenn ich jetzt um diese Stunde an das Mädchen erinnert werde, wird es mir klar, daß ich alles, was du hier siehst, eingekauft habe, um sie und nicht dich zu empfangen. In allen andern Stunden wußte ich nichts davon."

Da weinte die Frau. Und als ihr Mann sich neben sie aufs Bett setzte und die seidene Decke über sie legte, stieß sie die Decke heftig zurück. Und ihm war es, als habe sie mit dieser Bewegung nach dem Mädchen gestoßen, das er neben ihr heimlich liebte.

Da löste sich sein geknebeltes Herz auf. Und er

ging und setzte sich in eine entfernte Zimmerecke und bedeckte sein Gesicht mit den beiden Händen.

Gegen Morgen, als das Geräusch der vorüberfahrenden Milchwagen und der ersten Straßenbahn die Fensterscheiben leise klirren machte, rief die Frau vom Bett aus ihres Mannes Namen. Aber als er dann zu ihr trat, brach sie wieder in Weinen aus.

„Es ist dir nichts geschehen und wird dir nichts geschehen, denn ich werde mich nie diesem Mädchen verraten. Meine Gedanken an sie werden mit der Zeit erkalten müssen. Wenn du mich nicht an sie verrätst, werde ich sie vergessen können."

Und die Frau versprach ihm, wenn sie heimkommen würde, dem Mädchen, das so unschuldig war wie ihr Mann, nicht gram sein zu wollen und über alles zu schweigen, was sie von ihm in dieser Nacht erfahren. Er wußte, was sie versprochen habe, würde sie auch halten.

Nachdem die Frau wieder abgereist war, nahm der Mann bald ein Bild nach dem andern von den Wänden herab und rückte die Vasen in eine Ecke eines hohen Schrankes, wo er sie nicht sehen konnte, rollte die seidene Decke zusammen und packte sie fort. Auch die Balladenbücher nahm er vom Brett und legte sie in eine Schublade, die er verschloß. Denn seit jener Aussprache in der Sylvesternacht war der Geist des Mädchens, der sonst um die Stunde der Maus in seinem Herzen schwül umgegangen war, von ihm ferngeblieben und die stille Leidenschaft starb in dem Mann allmählich ab. Der Händler ging eifrig seinen Geschäften nach, vermied es, die Abende allein zu verbringen, suchte Freunde und Bekannte auf und schien allmählich vollständig zu genesen von dem Liebesalp, der ihn so lange heimlich bedrückt hatte.

Da erhielt er eines Tages ein Telegramm, worin seine Frau ihn bat, schleunigst nach Hause zu kommen, da jener jungen Verwandten ein schweres Unglück zugestoßen wäre.

Der Mann zitterte einen Augenblick, als er das Papier mit der Nachricht in den Händen hielt. Dann aber machte er sich kühl und hart gegen alte auf-

lodernde Gefühle und reiste mit dem nächsten Zug nach Hause.

Die Frau empfing ihn mit verweinten Augen und schluchzte an seinem Hals und sagte ihm, daß das junge Mädchen durch einen plötzlichen Unfall getötet worden war. Dabei aber stotterte sie:

„Du wirst glauben, ich bin schuld an ihrem Tod. Aber ich schwöre dir, ich bin unschuldig."

Der Mann erstaunte und fragte, welches Unglück sich ereignet habe, und hörte dann von der schluchzenden Frau, daß das Mädchen durch einen unvorsichtigen Schritt in die geöffnete Falltür, die sich im Fußboden des Ladens befand, abends im Dunkeln, als sie eben die Nachtwache antreten wollte, in den tiefen Keller gestürzt war, auf dessen mit Steinplatten gepflastertem Boden man die Unglückliche mit gebrochenem Rückgrat tot aufgefunden hatte.

„Aber wer hat denn die Tür in den Keller aufstehen lassen?" fragte der Südfrüchtenhändler entsetzt.

Die Frau verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und schluchzte von neuem:

„Ich bin es gewesen, ich. Ich bin wohl an ihrem Tode schuld, aber ich habe ihn nicht absichtlich verschuldet."

Da durchlief den Mann ein Schauder, und er zog sich aus der Umarmung seiner Frau zurück.

Sie aber klammerte sich fest an ihn und rief verzweifelt: „Als es mir plötzlich einfiel, daß ich die Kellertür offen gelassen hatte, bin ich oben aus dem Zimmer in das Stiegenhaus gestürzt und habe ihr nachgerufen, sie solle nicht in den Laden gehen, da die Falltür zu dem Keller offen wäre. Im selben Augenblick aber hörte ich schon einen Schreckensruf und den polternden Aufschlag eines Körpers im tiefen Gewölbe."

Die Frau setzte sich auf einen Stuhl und schluchzte in ihre beiden Hände. Und als sie nach einer Weile wieder aufsah, war das Zimmer leer.

Sie glaubte, der Mann wäre auf den Kirchhof in die Leichenhalle gegangen, um das Mädchen noch einmal zu sehen. Aber er war, ohne Abschied zu

nehmen, in sein Geschäft in der Hafenstadt zurückgereist und ließ seine Frau deutlich fühlen, daß er es nicht glauben konnte, sie habe die Falltür ohne Absicht offenstehen lassen.

Gleich nach der Beerdigung des Mädchens reiste sie zu ihm und erklärte ihm noch einmal, daß sie unschuldig wäre. Er aber ging wieder aus dem Zimmer und wollte nicht mit ihr sprechen.

Sie kehrte in den Laden in der Provinz zurück, verzweifelt darüber, daß sie ihren Mann nicht zum Glauben an ihre Unschuld bringen konnte.

Von dem ausgestandenen Schrecken und von dem Schweigen ihres fernen Mannes gefoltert, wurde sie immer schwächer und erkrankte zuletzt an einem Gehirnfieber.

Eines Tages erhielt der Südfrüchtenhändler einen Eilbrief von einem Arzt, der ihn aufforderte, schleunigst zu kommen, wenn er seine Frau noch am Leben finden wollte, denn ihre Stunden wären gezählt.

Der Mann kam, aber die Fiebernde kannte ihn nicht mehr. Der Arzt sagte, er solle sich an ihr Bett niedersetzen, es wäre möglich, daß sie kurz vor dem Sterben zum Bewußtsein kommen und ihn erkennen würde.

Da saß er nun und hörte die Fiebergespräche, in denen sie immer wieder die Worte wiederholte, daß sie unschuldig wäre. Aber er konnte es doch nicht glauben. Sie hat aus Eifersucht getötet, sagte er zu sich selbst.

Plötzlich richtete sich die Fiebernde im Bett auf und erkannte ihren Mann.

„Bist du gekommen, mir zu glauben?" rief sie erleichtert aus.

Da sah er in ihre Augen, und beim Ton ihrer Stimme mußte er glauben, daß sie unschuldig war am Tod der andern.

Und er bat in seinem Herzen das Schicksal um ein Wunder: Die Sterbende soll leben bleiben und gesund werden, wenn sie unschuldig ist, sagte er in seinem Schweigen.

Er sah ihr fest ins Auge und beschwor ihr fliehendes Leben mit seinem innersten Wunsch.

„Ich glaube dir. Du bist unschuldig. Wir haben beide keine Schuld und wollen glücklich und ruhig weiterleben,“ sagte er laut zu der Kranken, deren Kopf erschöpft auf die Seite sank, während ihre Augen ihn halbverklärt betrachteten.

„Ich will schlafen, und wenn ich aufwache, will ich mit dir glücklich sein wie früher,“ sagte die Frau mit schwacher Stimme.

Seine Hände betteten ihren Kopf sorgsam in die Kissen. Er wachte dann zwölf Stunden an ihrem Bette, und in all der Zeit hielt er ihre Hände in seinen Händen.

Nach zwölf Stunden schlug die Frau einen Augenblick die Augen auf, und als sie sein Gesicht neben sich sah, lächelte sie.

„Schlafe dich gesund!“ sagte ihr Mann. Sie schloß wieder die Augen und schlief noch einmal zwölf Stunden. Und nach der vierundzwanzigsten Stunde saß der Mann immer noch wach an ihrem Bett und hielt ihre Hände fest wie in der ersten Stunde.

Sie schlug die Augen auf, und als sie ihn immer noch neben sich sah, war sie glücklich und gestärkt und fühlte, daß sie zum Leben zurückkehrte. Und sie fuhr streichelnd mit der Hand über die Augen ihres Mannes. Dann sank sein Kopf zu ihr auf die Kissen, und er schlief ein, und sie schliefen beide noch einmal zwölf Stunden.

Dann erwachte sie gesund und gestärkt. Und seit dieser Stunde war bei ihnen alles Vergangene vergessen, und ihr Leben wurde von jetzt ab glücklich wie in den ersten Jahren ihrer Ehe.

Die Kurzsichtige und der Komet

Es war in einem Winter, als die Astronomen von Europa einen bisher unbekannt gewesenen kleinen Kometen entdeckt hatten, der kurz nach Sonnenuntergang am Abendhimmel mit bloßen Augen zu sehen

sein sollte, später in der Nacht aber hinterm Horizont verschwand.

In jenem Winter sah man täglich um die fünfte Abendstunde die Leute mit Operngläsern in den Händen auf verschiedenen freien Plätzen von Berlin sich zusammenrotten. Und einer versuchte vom andern die Stellung des neuen Kometen zu erfahren. Indessen der Wagenstrom laut und lärmend wie immer auf dem Straßendamm rollte, stockte auf den Bürgersteigen der Verkehr. Die Leute schoben und drängten und standen den Eilenden im Wege, und niemals haben zu gleicher Zeit nachts so viele Augen in den Sternen gesucht als in jenen Winterabenden in der Stunde nach Sonnenuntergang in Berlin und in ganz Europa.

Ich hatte mehrmals am Potsdamer Platz versucht, den Kometen für mich zu entdecken, aber die Lichtreklamen, die dort über den Kaffeehäusern und über den Dächern der Potsdamer Straße und der Königgrätzer Straße gegen den Himmel auf- und abflammten, erschwerten das ruhige Betrachten des Nachthimmels.

Deshalb war ich eines Abends mit der elektrischen Straßenbahn nach dem südlichen Teil der Stadt zum Kreuzberg gefahren, um dort von den Parkanlagen des Hügels aus beschaulicher nach dem Kometen suchen zu können.

Als ich in der Nähe des Kreuzbergs aus der Straßenbahn stieg, bemerkte ich, daß viele Leute denselben Weg nahmen wie ich. Ganze Familien gingen in Reihen vor mir her. Auch laute Schulknaben, die sich zusammengerottet hatten, und stille Liebespaare stiegen dort in den Parkwegen hügelaufwärts und Hunderte kamen vom Kreuzberg herunter. Es war ein allgemeines Wandern, als wäre da oben ein Jahrmarkt.

Die Wege waren ziemlich dunkel; selten brannte eine Laterne. Schnee lag in dünner Schicht vor den finstern Tannengruppen, und der klare, eisige Winterhimmel war trotz der späten Stunde noch leicht hell und schimmerte zwischen den finstern Bäumen.

Dort, wo es in den Anlagen ganz dunkel war und

Treppenstufen zwischen künstlichen aufgetürmten Stufen emporstiegen, halfen sich die Menschen mit lautem Gelächter weiter. Die Heruntersteigenden lachten, und die Hinaufkletternden lachten. Und man tastete sich aneinander vorüber, und die jungen Mädchen, in Pelzmäntel vermummt, kicherten, und die jungen Männer erschreckten sie mit plötzlichen Zurufen; und mancher zündete ein Streichholz an, um ein Geländer oder eine Treppenstufe zu beleuchten.

Ich hatte mich an meinem Spazierstock bergauf getastet und traf, bald oben, auf der Höhe des Hügels unter den Bäumen eines verschneiten Grasplanes wohl hundert Menschen, die über die Häuserwelt von Berlin wegsahen und, gen Westen gewendet, den Himmel absuchten, wo die Sonne untergegangen war und ein Stückchen vom zunehmenden Mond blinkte.

Mir kam es aber vor, als ob keiner den Kometen wirklich fände, alle aber ihn im Geiste sahen. Und da sie ihn heftig gern zu sehen wünschten, deuteten sie auch alle nach einer Richtung, wo hier und da ein Stern blitzte, und jeder vermeinte, in diesem oder jenem Stern den Kometen zu sehen. Ich glaube, jeder fand sich seinen eigenen Kometen. Die, die keinen am Himmel entdeckten, fanden ihn sicher auf der Erde. Denn es streifte im Dunkeln manch blitzendes Auge umher. Alle Menschen hier hatten den einen Zweck, herumzustehen, und manche durften sich anreden und ihrer Redelust Luft machen und ihrer Wissenslust und ihrem Gefühlsdrang Raum geben beim Schauen in den aufrichtigen Nachthimmel, auf diesem Hügel, der da im weiten steinernen Häuserkranz Berlins wie eine Insel zwischen Wellenkämmen lag.

Man lieh sich gegenseitig Gläser und Brillen und Fernrohre. Man half sich, im nächtlichen Garten des Himmels spazierenzugehen, wobei die Augen als Füße dienten, und man unterstützte sich gegenseitig hilfreich im Lustwandeln am Nachtfirmament.

Manche Pärchen sonderten sich ab und setzten sich trotz Kälte und Schnee auf einsame Bänke, die da auf der Hügelhöhe standen.

Einige Knaben bildeten Gruppen, einzelne rauchten

verbotene Zigaretten, und die anderen leisteten ihnen neidisch Gesellschaft.

Ältere Herren im Kreise von Bekannten erzählten von früheren Kometenjahren, und auch Fremde stellten sich um sie herum und gaben ihre Weisheit dazu.

Von der Stadt sah man nur einige mattgelb erleuchtete Straßenzüge mit unzähligen glitzernden Fenstern. Aber eigentlich fühlte man von der großen Stadt hier oben nichts mehr. Berlin war nur noch ein gespenstiger Körper rund um den Hügel, ein Körper, der sich ins Unendliche verlor und hier und da aus seinen Poren Feuerstaub zu atmen schien.

Ich hatte so eine Weile in Betrachtung der Stadt, der Menschen und des Himmels mich an meinen Stock gelehnt, den ich wagrecht gegen den Stamm eines Kiefernbaumes gestemmt hatte.

Vor mir lichtete und verdichtete sich das Gedränge der Menschen. Nur der Himmel über mir blieb immer gleich klar und unbeweglich.

Ich stellte mir eben vor: so aller Berufe entkleidet, so gleichgemacht und von dem einen einzigen Gedanken der Ewigkeit und Unendlichkeit entrückt, müßten auf irgendeinem Eiland, wenn es das gäbe, die Schatten der Gestorbenen umhergehen, aufgestiegen in Höhen, wo sich keine Weltunrast mehr findet, und hingegeben einzig dem Betrachten der Ewigkeit in uns und um uns . . . .

Schatten gingen und neue Schatten kamen über den weißen, leicht beschneiten Grasflächen. Menschen lösten sich aus Bäumen, und andere schienen in Bäume zu verschwinden.

Der Schnee, der fein bläulich schimmerte wie eine Phosphormasse, schien mir aus weißen, eisigen Blüten zu bestehen, den Blumen der Vergessenheit, die diesem Eiland im Weltraum unklares Licht gaben, und über denen die Schatten der Menschen sich lautlos begegneten.

Sobald wir vergessen können, sind wir selbst nicht mehr und werden unendliches Gefühl ohne Wissen . . .

Wie ich noch diesen Gedanken nachhing, sah ich eine Dame, ein wenig vorgebeugt, mit unsicheren

kleinen Schritten über den Schnee kommen, und ich erkannte sie sofort, trotzdem ich nichts sah als den schwarzen Schattenriß ihrer Gestalt. Sie war aus einer dunklen Baummasse hervorgetreten, und wie ein Teil des Dunkels erinnerte sie mich an Geschehnisse, an Herzanderlebnisse, die in meiner Vergangenheit lagen, in jener gespenstigen Vergangenheit, die wir im Rückblick Jugend nennen.

Wer kann aber sagen, daß er jemals altert!

Die zierliche kleine Dame kam näher, und ich sah, wie sie sich bückte. Zu beiden Seiten ihrer Füße stand je ein kleiner Hund, und sie band diese beiden Tierchen an einen Riemen. Die Tiere liefen dann aneinandergekoppelt vor ihr her, indessen sie die Riemenschnur in der Hand hielt.

Sie kam gerade auf den Baum zu, an dessen Stamm gestützt ich meinen Stock hielt. Mir schien es, als wollte sie die Hunde an den Baumstamm anbinden.

An ihrem Gang und ihrer Art merkte ich, daß sie noch immer sehr kurzsichtig war, und ich erinnerte mich jetzt, daß sie schon viele Abenteuer infolge dieser starken Kurzsichtigkeit hatte erleiden müssen.

Ich wollte abwarten, bis die Dame ihre Hunde an den Baum gebunden habe, und wollte dann zu ihr treten und sie begrüßen.

Wir hatten uns viele Jahre nicht gesehen, seit langen Jahren uns aus den Augen verloren, und vielleicht wäre es gar nicht gut, wenn ich die beinah Vergessene begrüßen würde. Vielleicht würden die Erinnerungen, die wir aufwühlen mußten, Martern werden.

Man lernt sein eigenes Wesen niemals ganz kennen und weiß niemals, wie tief die Wunden zuheilen. Wir wissen auch nicht, ob wir Unheilbares in uns tragen, oder ob wir unverwundbar sind. Solange wir atmen in diesem warmen Leibe, den wir uns aufgebaut haben, studieren wir diesen Leib, von dem wir wissen, daß er nur künstlich und vergänglich ist. Aber wir schaudern oft im geheimen vor seinem Dasein, weil unser Leib uns ebenso fremd bleibt wie unser ewiges Teil. Weil der Leib plötzlich im Blut Sehnsüchte wie Abgründe öffnen kann.

Gottlob, daß Leib und Seele nicht mit Zahlen, nicht mit Gesetzen, nicht mit Maßstäben, nicht mit Erfahrungen zu begreifen und zu ergründen sind. In seiner Unbegreiflichkeit ergänzt der sterbliche Teil den ewigen Teil.

Ich wußte nicht, sollte ich jene Dame grüßen oder sollte ich ihr ausweichen. Ich wollte eben meinen Spazierstock, den ich in der Höhe meiner Hüfte wagrecht gegen den Baumstamm gestellt hatte, zurückziehen und wollte einige Schritte weitergehen.

Da sehe und fühle ich erstaunend, daß die Dame ihre Foxterriers an meinen Spazierstock, den sie wohl für einen Baumast hielt, festband.

Ich hielt den Stock jetzt belustigt still, während mich der eine Hund beschnüffelte und der andere an seine Herrin hochsprang.

Diese war ganz in ihre mühsame Arbeit vertieft und band die Riemenschnur um meinen Stock zu einem festen Knoten. Vorher hatte sie ganz flüchtig mit ihrer behandschuhten Hand meinen nicht glatten, sondern etwas knorrigen Stock abgetastet und sich überzeugt, daß er fest genug war, um die beiden Hunde zu halten.

Viele Leute kamen und gingen. Ich fiel der Dame nicht weiter auf, sie hielt mich eben für einen der vielen Herumstehenden, die nach dem Kometen suchten.

Wie seltsam war dieses Wiedersehen! Tragisch-komisch, wie alle kurzsichtigen Abenteuer jener Dame.

Ich sah, daß sie ein Opernglas umhängen hatte, und zugleich baumelte an einer langen Kette über ihrem Mantel ein Lorgnon, das ich so gut aus früheren Jahren kannte.

Die Dame entfernte sich jetzt einige Schritte, nachdem sie ihren Hunden geboten hatte, sich niederzulegen.

Die Tiere aber gehorchten nicht gleich. Sie zerrten an der Schnur, und ich mußte mich mit meiner ganzen Kraft mit dem Stock gegen den Baum stützen und hatte alle Mühe, meinen Spazierstock festzuhalten.

Sie aber sah nichts anderes als ihre Hunde. Sie rief ihnen nochmals zu, und da sie glaubte, daß sie

sie an einem Baumast festgebunden, ging sie weiter, wobei sie ihr Opernglas aus dem Lederbehälter nahm.

Ich kannte die Hunde beim Namen, und als die Dame weit genug über den Schnee fortgegangen war, flüsterte ich den Tieren ihre Namen zu. Sie sahen erstaunt nach mir und stellten das gemeinsame Kläffen ein, beschnüffelten mich nochmals, wedelten ein wenig belustigt mit ihren Schweifstummeln und setzten sich still zu meinen Füßen nebeneinander.

Ich nahm mir vor, die Terriers festzuhalten und meinen Stock einen Baumast vorstellen zu lassen, bis die Hunde von der Kurzsichtigen wieder abgeholt wurden.

Ich sah die zierliche Gestalt der Dame sich am Rand der Hügelfläche gegen den Nachthimmel abzeichnen und sah, wie sie abwechselnd das Lorgnon nahm und dann wieder das Opernglas, um unter den Menschen zu suchen und unter den Sternen am Himmel.

Es war eine Unruhe über ihr, die mir von ihrer Kurzsichtigkeit auszugehen schien. Und während alle Leute den Kometen im Westen finden wollten, hatte sie sich allein nach der östlichen Himmelsrichtung gewendet, wo sie den Kometen sicher niemals erblicken konnte. —

Wir hatten uns vor Jahren auf eine sonderbare Weise kennen gelernt.

Ich saß damals eines Tages auf der Terrasse des Café Josti am Potsdamer Platz. Es war an einem Nachmittag zur Pfingstzeit. Frühlingslebhaftigkeit war über allen Menschen. Blumenverkäuferinnen mit Flieder, Schneeballen und Pfingstrosen standen mit ihren breiten Körben draußen vor der Terrassenbrüstung neben den Zeitungsverkäufern. Damen mit neuen Sommerhüten und Herren mit neuen Strohhüten spazierten, eilten und schlenderten vorüber.

Die langen Reihen der Straßenbahnen, die Autos und Lastkarren stockten manchmal, wenn einer der vielen Polizisten an den breiten Straßenmündungen die weißbehandschuhte Hand hob.

Ich sah zufällig über den Platz hin und bemerkte,

daß ein Schutzmann eine junge Dame, die mit zwei Foxterriers den Fahrdamm überschreiten wollte, herüber geleitete, und daß die Dame, am Trottoirrand angekommen, ihr Portemonnaie zog, um dem Schutzmann ein Trinkgeld zu geben.

Die Umstehenden lachten. Der vielbeschäftigte Schutzmann aber grüßte nur kurz und ließ die Dame stehen. Diese erkannte die Verlegenheit, in die sie den Schutzmann und die Umstehenden gebracht hatte, und darüber etwas ratlos, gab sie das Geldstück, daß sie nun einmal in der Hand hielt, einer Blumenverkäuferin.

Diese meinte natürlich, die Dame wolle eines ihrer kleinen Moosrosensträußchen kaufen, und beeilte sich, ihr einen Strauß aus ihrem Korb zu geben. Indessen schritt aber die Kurzsichtige schon zum Eingang der Terrasse des Cafés. Die Blumenverkäuferin wußte nun nicht, wem sie daß Sträußchen geben sollte, und gab es einem Herrn, der den Verkauf beobachtet hatte, und bat ihn, der Dame nachzueilen.

Der Herr lachte und holte die Dame gerade am Eingang des Cafés ein. Dort zog er höflich den neuen Strohhut, verneigte sich und reichte der Kurzsichtigen den kleinen Rosenstrauß. Sie sah den Herrn erstaunt von der Seite an. Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, ließ sie ihn mit den Blumen stehen, denn sie hielt ihn augenscheinlich für einen Zudringlichen und glaubte wahrscheinlich, die Überreichung des Sträußchens bezwecke eine Annäherung. Dann stieg die Dame die wenigen Stufen zur Caféhausterrasse empor, und die Foxterriers, die in der Hitze mit offenen Mäulern stoßweise atmeten, zogen die Dame seltsamerweise nach meinem Tisch hin.

Vielleicht hatten die Terriers mein Interesse, das ich an ihrer Herrin nahm, in Fernwirkung empfunden. Denn ich hatte die Ankommende zwischen, über und neben den Köpfen der um mich Sitzenden mit meinen Augen aufmerksam verfolgt.

Und nun saß sie nach einer Weile neben mir. Die Hunde lagen unter dem Tisch. Sie entnahm einer Handtasche ein kleines Taschentuch und säuberte eifrig die Gläser ihres Lorgnons.

Sie war unauffällig geschmackvoll gekleidet. Ich erinnere mich, daß ein großer, brauner Strohhut mit sehr breiter Krempe mit ihr Gesicht verdeckte, das ich nur einen Augenblick vorher gesehen hatte. Es war mild und blaß, und zwei dunkelbraune Augen schauten aus ihm in die Welt, ohne die Welt genau zu sehen. Die Dame kam mir damals vor, als ginge sie in einer Dunkelheit und müsse sich im Gehen und Handeln mehr auf ihren Instinkt als auf ihre Augen verlassen.

Sie hatte bei dem vorüberrennenden Kellner eine Limonade bestellt. Der Kellner hatte mir eben auch meine Limonade gebracht. Ich las dann aber in meiner Zeitung weiter und wurde für ein paar Augenblicke von einem Artikel gefesselt. Als ich wieder aufsah, trank die Kurzsichtige neben mir meine Limonade aus meinem Glase.

Ich rührte mich nicht und ließ die Dame im Glauben, daß das ihre Limonade war. Bis der Kellner kam, hatte sie das Glas ausgetrunken. Und als er die bestellte Limonade vor sie hinsetzte, sah sie ihn erstaunt an, nahm ihr Lorgnon vor die Augen und bemerkte nun auch mich. Aus ihren Bewegungen konnte ich ersehen, wie sie sich über sich ärgerte. Ich dachte, sie würde mir jetzt ihre Limonade anbieten und eine Entschuldigung vorbringen. Sie aber ließ ihr Lorgnon fallen, zuckte mit der einen Schulter, legte rasch Geld aus ihrem Portemonnaie auf den Tisch und murmelte dabei: „Das ist doch unverschämt.“ Dann stand sie mit einem Ruck auf, zog ihre Hunde, die sich eben zum Schlafen hingestreckt hatten, hinter sich her und verließ offensichtlich geärgert die Terrasse.

In der Schnelligkeit hatte sie nicht bemerkt, daß ihr Taschentuch von ihrem Schoß unter den Tisch gefallen war. Ich war aber durch den Ausspruch „Das ist unverschämt“ so verwundert, daß ich mich nicht gleich bücken mochte. Dann aber belustigte mich das Ganze. Ich nahm das Taschentuch an mich, und als der Kellner kam, fragte ich ihn ob, er die Dame kenne, die eben da gesessen.

„Ja,“ sagte er, „sie hat ein paarmal morgens ihren Kaffee hier getrunken. Sie scheint sehr zerstreut zu

sein. Neulich hat sie in Gedanken unsere Getränkekarte beim Aufstehen mitgenommen, und als einer von uns sie darauf aufmerksam machte, zeigte es sich, daß sie geglaubt hatte, ihr Notenheft in der Hand zu halten. Sie ist Musikschülerin, und ich sah sie auch schon öfters mit einem Geigenkasten vorübergehen. Sie muß hier in der Nähe wohnen."

Ich hatte das Taschentuch zu mir gesteckt und mir vorgenommen, es der jungen Dame selbst auszuhändigen, wenn ich sie einmal wieder sehen sollte.

Gleich am nächsten Nachmittag, ungefähr um dieselbe Stunde, traf ich die Kurzsichtige wieder. Diesmal war sie ohne ihre Hunde.

Sie stand an dem Schaufenster eines Photographen und betrachtete durch ihr Lorgnon die Bilder. Der Kasten befand sich dicht an einer Straßenecke.

Ich war auf der anderen Seite der Straße und mußte einige Automobile vorüberfahren lassen, ehe ich den Fahrdamm überschreiten konnte. Als ich dann durch das Wagengedränge hinüberkam, sah ich, wie die Dame, immer noch mit dem Lorgnon vor den Augen, um die Ecke der Straße ging. Dort mußte sich ein zweiter Photographenkasten befinden, denn sie sah mit voller Aufmerksamkeit gegen das Haus.

Ich zögerte einen Augenblick, ihr sofort zu folgen, und stellte mich vor die Bilder an den Kasten, vor dem sie vorher gestanden. Mein Herz klopfte ein wenig, als ich überlegte, mit welchen Worten ich ihr das Taschentuch überreichen sollte hier an der Straßenecke. Wahrscheinlich würde sie mich gar nicht anhören, wenn ich mich verbeugen und meinen Hut ziehen würde. Vielleicht würde sie mich kurz angebunden stehen lassen, wie sie den Herrn neulich mit dem von ihr selbst bezahlten Rosenstrauß hatte stehen lassen.

Nur wenige Augenblicke überlegte ich das alles und stellte mir vor: wenn ich jetzt um die Ecke des Hauses treten würde, wollte ich mich zuerst neben sie stellen und die Widerspiegelung ihres Gesichtes in dem Schaukasten ein wenig beobachten, ehe ich sie anspräche. Ich konnte sehen, daß sie noch dort stand, denn ich sah die Spitze ihres grünseidenen Sonnenschirms.

Zugleich bemerkte ich aber jetzt, daß die meisten Leute, die an der Dame vorübergegangen waren und um jene Straßenecke bogen, sich erstaunt, verblüfft oder belustigt lachend nach ihr, die nur mir noch verborgen war, umsahen.

Es war doch nicht möglich, daß sie alle diese Leute kannte! Auch sah ich nicht, daß ein einziger von ihnen grüßte oder gegrüßt hatte. Einige sogar kehrten um, und ich sah an den Schatten, die über den weißen Asphalt der Straße fielen, daß sich Menschen dort ansammelten, wo sie stand.

Was ist da nur so Urkomisches an dem Schaukasten des Photographen zu sehen, fragte ich mich.

Ich trat nun um die Ecke des Hauses. Da war gar kein Photographenkasten an der Wand. Da war auch kein Plakat, keine Inschrift. Da war nur eine leere Mauer, eine einfach gekalkte Wand, an deren Mörtel für mich nichts zu sehen war. Aber vor der Wand stand jene Dame, die ich suchte, mit ihrem Lorgnon vor den Augen und sah so hin und her an der Wand, ein wenig zur Seite, ebenso wie sie es vorher vor dem Schaufenster getan hatte.

In einigem Abstand hinter ihr waren die Leute stehen geblieben, vorübergehende Herren und Damen, Dienstboten und Arbeiter, die sich mit Gesten und Blicken stumme Zeichen machten.

Ich begriff nun: die Kurzsichtige mußte tief in Gedanken sein, und weil sie an der einen Seite der Ecke vorher Bilder betrachtet hatte, schien sie auch hier Bilder erwartet zu haben, und schien im Geist auch solche zu sehen.

Das Ganze spielte nur wenige Sekunden. Dann schien die Dame sich bewußt zu werden, daß die Wand leer war.

Auf diesen Augenblick mußten alle Umstehenden gewartet haben. Mit demselben Ruck, mit dem die Kurzsichtige gestern vom Tisch aufgestanden war, trennte sie sich plötzlich von der leeren Wand, erleuchtet von einer schreckhaften Erkenntnis ihrer Zerstreutheit. Dann schob sie das Lorgnon zusammen und schritt energisch an den Leuten vorbei, in Flucht vor dem grausamen

Lächeln der anderen. Sie überquerte den Fahrdamm und trat drüben mit demselben Ruck und Eifer in einen Schreibwarenladen ein.

Nun wußte ich, ich würde ihr öfters begegnen, und ich beeilte mich nicht, ihr mit dem Taschentuch nachzulaufen. Ich hatte an ihrem Gang gemerkt, daß sie in dieser Straße zu Hause war. Sie schien immer zu dieser Stunde Besorgungen oder einen Spaziergang zu machen.

Ich hatte aber nicht gedacht, daß ich bald ihren Namen erfahren würde, ohne sie danach gefragt zu haben.

Einen Tag später merkte ich zu meinem Erstaunen, daß von dem Schreibwarenladen, in welchem jene Dame neulich eingetreten war, bis zu einem Haus nahe bei jenem, in welchem meine Wohnung lag, Visitenkarten reihenweise hingefallen lagen. Es regnete, und einige Karten waren von den Füßen der Straßengänger in den Rinnstein geschoben worden. Dort schwammen sie im Regenbach entlang der Straße, wie weiße, kleine Gondeln.

Als ich eben an der Haustüre, wo das letzte Visitenkartenhäufchen lag, vorübergehen wollte, öffnete sich diese und eine Frau trat heraus, die die Hausmeisterin jenes Hauses sein mußte. Sie schlug die Hände zusammen und sah schmunzelnd und lachend auf die verlorenen Karten. Und als sie mich auch staunen sah, erklärte sie mir, in ihrem Hause wohne eine kurzsichtige und sehr zerstreute Geigenspielerin. Die habe ein Paketchen Visitenkarten so ungeschickt nach Hause getragen, daß sie alle Karten auf dem Wege zwischen dem Laden und der Haustüre verloren habe. Die Schachtel, die seitlich zu öffnen gewesen, habe sie leer nach Hause gebracht, da die Gummischnur unterwegs zerrissen war, die das Päckchen zusammengehalten hatte. Die Dame schäme sich nun fürchterlich oben in ihrem Zimmer, und darum habe sie die Hausmeisterin gebeten, hinauszugehen und die Visitenkarten aufzulesen.

Ich benützte die Gelegenheit und gab der Hausmeisterin, als sie mir eine Visitenkarte gezeigt hatte,

das Taschentuch, das die Dame neulich im Café hatte liegen lassen.

„Oh," sagte die Frau, „sie weiß nie, wohin ihre Taschentücher verschwinden. Aber über die ganze Stadt liegen ihre Taschentücher zerstreut."

Dann fragte mich die Hausmeisterin, ob ich der Herr sei, der im Nebenhause die Atelierwohnung gemietet habe.

Als ich es bejahte, sagte sie, das kurzsichtige Fräulein habe die gleiche Wohnung in diesem Hause, Atelier, Schlafzimmer und Küche. Die Häuser seien Zwillingshäuser und hätten dieselbe Einteilung.

Da schoß es mir durch den Kopf, daß vor einigen Wochen jemand nachts um zwölf Uhr, als ich mich ausgekleidet hatte, um zu Bett zu gehen, am Schloß meiner Flurtür mit einem Schlüssel herumgestochert hatte. Erst hatte ich geglaubt, es wäre ein Einbrecher, dann war mir das Geräusch doch zu selbstverständlich erschienen, und ich dachte, es müßte sich jemand im Stockwerk geirrt haben. Als nun die Hausmeisterin weiter erzählte, daß die kurzsichtige Dame eines Nachts die Haustüren verwechselt hätte, wußte ich, daß es die Kurzsichtige gewesen war, die mich an meiner Tür erschreckt hatte.

Am nächsten Nachmittag war schönes Wetter, und ich stellte mich ans Fenster, um die Dame, wenn sie ausgehen würde, zu beobachten. Sie kam auch, wie ich mir gedacht hatte. Sie hielt in der Hand einen Brief, und dann sah ich, wie sie den Brief in ihre Seitentasche schob und langsamen Schrittes am Bürgersteig hinging bis zum nächsten Briefkasten. Dort aber steckte sie nicht den Brief in den Kasten, sondern ein kleines Futteral, das nur ein Brillenfutteral sein konnte.

Ich mußte herzlich für mich lachen. Ich sah der Dame weiter nach. Sie überschritt die Straße und ging in eine Konditorei, wo sie in einem stillen Hinterzimmer ungestört ihren Nachmittagskaffee trinken wollte.

Die Arme hatte ihre Brille in den Briefkasten geworfen und wird sie sehr bald vermissen! Ich muß

ihr die Brille wieder verschaffen und sie ihr in die Konditorei bringen.

Sie war wie eine hübsche kleine Japanerin, harmlos und gedankenvoll, scheinbar immer der Welt entrückt.

Ich nahm Hut und Stock und ging hinunter an den Briefkasten und wartete, bis der Radler auf seinem Postrad kam, der den Briefkasten in seine große braune Leinwandtasche leeren sollte. Ich sagte ihm, ich hätte aus Versehen mit einem Brief zusammen mein Brillenfutteral in den Briefkasten gesteckt.

Er begriff mich erst nicht, und ich mußte meine Rede wiederholen. Dann lachte er, und mich ein wenig geringschätzig von Kopf bis zu Fuß ansehend, wie man einen bedauerlichen Dummkopf betrachtet, händigte er mir, nachdem er den Kasten aufgeschlossen, ein viel gebrauchtes und abgenütztes Brillenfutteral ein, in welchem eine Brille klapperte.

In der Konditorei drüben fand ich die Dame dann bei einer Zeitung sitzend.

Ich näherte mich ihr. Sie hatte ihr Lorgnon schnell bei der Hand, und es kam mir vor, als habe sie mich erstaunlicherweise erkannt; und doch war sie ein wenig sprachlos, denn wir kannten uns ja gar nicht. Aber die Hausmeisterin mußte ihr erzählt haben, daß ich ihr Taschentuch aufgehoben hatte.

„Können Sie denn meinen Brief schon haben?“ fragte sie. Bin ich denn stundenlang hier gesessen und weiß es gar nicht? setzten ihre unruhigen Augen hinzu.

„Nein, Ihren Brief habe ich nicht bekommen. Aber ich habe Ihr Brillenfutteral, das ich Ihnen hier bringe.“

„Um Gottes willen, wo habe ich das wieder liegen lassen?“ stieß sie gequält hervor und sank auf einen Stuhl.

„Im Briefkasten lag es,“ sagte ich und zwang mich, ein möglichst harmloses Gesicht zu machen.

Sie begriff sofort, und mit jenem Ruck, den es ihr immer gab, wenn eine blitzartige Erkenntnis über sie kam, griff sie nach ihrer Manteltasche und tastete darin nach dem Brief, den ich knistern hörte.

Ohne aber den Brief aus der Tasche zu ziehen, bat sie mich, Platz zu nehmen, und berichtete mir, sie habe mir geschrieben und für das Taschentuch gedankt und zugleich um Entschuldigung gebeten, daß sie einen harten Ausdruck gegen mich gebraucht habe. Das Wort „unverschämt" sei ihr aber entfahren, weil sie mich für jenen Herrn gehalten habe, der ihr unverschämterweise einen Rosenstrauß am Eingang des Cafés angeboten. Sie hätte im Brief dazugesetzt, daß sie sich persönlich entschuldigen wollte, wenn wir uns einmal begegnen würden.

Dann erzählte sie mir seufzend, daß ihre Kurzsichtigkeit und ihre Zerstreutheit ihr schon viel Schabernack gespielt habe.

Das wußte ich schon. Wir sprachen dann von etwas anderem, von Musik, von Tagesangelegenheiten, und waren nach einer Weile wie alte Bekannte geworden.

Die Konditorei hatte noch ein kleines Nebenzimmer, in welchem an einer Säule ein Springbrunnen plätscherte, um den Wassergläser standen, die zum Kaffee gereicht wurden.

Der Springbrunnen störte mich ein wenig mit seinem plätschernden Laut, der so einförmig wie ein Regenfall war. Es fiel mir auf, daß während unseres Gespräches die kurzsichtige Dame öfters leicht bekümmert zur Seite horchte, und dann sprach sie vom schlechten Wetter der letzten Tage.

Ich hielt das für eine Eigenart von ihr und dachte, sie leide vielleicht bei schlechtem Wetter an Gliederreißen oder etwas Ähnlichem.

Nach einer Weile stand ich auf und verabschiedete mich von ihr. Sie sagte, daß sie das Wetter erst abwarten wollte.

Ich glaubte, sie fühle ein heraufziehendes Gewitter kommen und fürchte sich zu Hause allein zu sein.

Ich ging, und als ich nach ein paar Stunden wieder am Laden vorüberkam — es war inzwischen kein Unwetter gewesen, schöner stiller Himmel und Sommerabend voll Sterne und Klarheit —, da stand der Konditor unter der Türe und blinzelte mir mit den Augen zu und sagte:

„Ihre Dame ist eben erst fortgegangen!“

„Welche Dame?“ fragte ich ganz in Gedanken und erstaunt.

„Nun, die Kurzsichtige, die im Hause neben Ihnen wohnt. Sie hat beim Geräusch von meinem Springbrunnen geglaubt, daß es regnet, und hat Kaffee getrunken und Schokolade getrunken und Limonade getrunken und alle Zeitungen gelesen, weil sie bei dem trostlosen Regenabend, wie sie sagte, nicht zu Hause sitzen wollte, und weil sie ein Kleid anhatte, von dem sie behauptete, daß es von den Regentropfen Flecken bekommen könnte. Dann hat sie gegessen und getrunken und gelesen. Endlich hat sie einen meiner Gehilfen zu sich gerufen und hat ihn zu ihrer Hausmeisterin hinübergeschickt und hat sich ihren Schirm holen lassen. Die Frau konnte gar nicht begreifen, warum das gnädige Fräulein bei dem schönen klaren Abend einen Schirm nötig habe. Wir waren ebenfalls sehr erstaunt, bis die Dame beim Fortgehen zur Ladentür kam und verwundert entdeckte, daß kein Tropfen Regen fiel. Dann ist sie aber ganz wütend über sich selbst fortgerannt, und war wahrscheinlich ärgerlich, daß sie den schönen Abend im Laden verbracht und den plätschernden Springbrunnen für einen Regen gehalten hatte.“

Sie lebte das Leben auf ihre eigene Weise. Und als ich sie einmal befragte, ob sie sich nicht fürchte, überfahren zu werden, wenn sie so in Gedanken sei, sagte sie: „Nein, ich habe meinen eigenen Gott, dessen Schutz ich mich immer empfehle.“

„Was ist das für ein Gott?“ fragte ich.

„Der Gott der Idioten,“ sagte sie schmunzelnd und kicherte ein feines Lachen, das ihr sehr gut stand.

Unter anderem war ihr auch einmal passiert, daß sie nach einem Mittagessen in einem Restaurant beim Fortgehen einen großen silbernen Löffel senkrecht vor sich hergetragen. Und als der Kellner sie aufmerksam gemacht, daß sie ja einen silbernen Löffel mitnähme, war sie zu Tod erschrocken gewesen, denn sie hatte geglaubt, sie halte den silbernen Griff ihres Sonnenschirmes in der Hand.

Als ich sie dann zum letztenmal sah, es war an einem Hochsommerabend, da ich von einem Ausflug heimradelte, begegnete sie mir in unserer Straße. Sie schien sehr in Hast zu sein, als wenn sich wieder etwas ereignet hätte, was sie kopflos machte.

Ich ließ meine Fahrradklingel trillern, vielleicht etwas heftiger als sonst, da ich die Dame zum Aufschauen zwingen wollte, um sie grüßen zu können. Aber mein Schrecken war groß. Kaum, daß meine Glocke schrillte, lag die junge Dame flach auf der Erde wie umgeklappt, als wenn ein unsichtbares Fahrrad über sie fortgeradelt wäre.

Ich sprang ab und half ihr auf und entschuldigte mich, sie erschreckt zu haben.

Sie war tief in Gedanken gewesen, sagte sie, und das laute Klingeln schien ihr so nah, daß sie sich geduckt hatte, ausgeglitten und gefallen war mit dem Gefühl, sie sei überfahren worden.

Nachdem sie sich aufgerichtet und ein wenig erholt hatte, erklärte sie mir, sie wäre so schreckhaft, weil oben bei ihr ein betrunkener Mensch auf der Treppe läge. Sie wolle morgen aufs Land reisen und habe ihren Koffer gepackt, und sie würde erst im Herbst in die Stadt zurückkehren. Sie fürchtete, der Betrunkene sei vielleicht ein Einbrecher gewesen, der sie bestohlen habe. Sie habe die Hausmeisterin rufen wollen, diese sei aber nicht zu Hause gewesen, und nun wäre sie fortgerannt, um an der nächsten Straßenecke einen Polizisten zu holen, denn jener liege quer über den Treppenabsatz, und sie getraue sich nicht, über ihn hinwegzusteigen.

Ich erbot mich mit ihr hinaufzugehen, um den Betrunkenen aufzuwecken und fortzuweisen.

Sie dankte mir, und wir gingen in ihr Haus, und atemlos horchend stiegen wir zusammen hinauf.

In dem Stockwerk, das unter ihrer Wohnung lag, sagte ich, sie solle warten. Mit meinem Stock tüchtig aufstampfend, um den unverschämten Eindringling zu stören, ging ich allein höher.

Nichts regte sich in der Dämmerung des Treppenhauses. Auf dem Treppenabsatz stand in der Ecke ein

gepackter Korbkoffer und quer bei der Treppe, in einen Plaidriemen eingeschnallt, lag ein langer zusammengerollter Reiseschal. Diesen muß die Kurzsichtige für einen Menschen gehalten haben.

Ich rief ins Treppenhaus hinunter, und die Dame kam scheu und vorsichtig heraufgestiegen und wollte es mir nicht glauben, daß kein Mensch da wäre, und daß nur ihr zusammengerollter Reiseschal sie erschreckt hätte. Sie behauptete, der Mensch wäre fortgelaufen.

Ich sah es ihr an, wie sie sich schämte, es sich selbst einzugestehen, daß sie wieder getäuscht worden sei. Ich fragte, ob sie den Menschen durch ihr Lorgnon gesehen hätte. Nein, sie hatte ihr Lorgnon vergessen, wollte aber trotzdem nicht zugeben, daß sie den Reiseschal für einen Menschen angesehen hatte. Dann bat sie mich, da ich mal oben war, einen Augenblick bei ihr einzutreten.

Drinnen in den Zimmern war alles in größter Unordnung. Wie buntes Gemüse lagen die Dinge durcheinander, und sie entschuldigte sich, daß sie mit dem Packen noch nicht fertig sei. Ich mußte zwischen verschiedenen Gegenständen in einer Ecke des Sofas Platz nehmen.

Dann ging sie in die Küche, wo die Terriers eingeschlossen waren, die ihr sehr zugetan schienen. Sie konnte aber den Knoten der Schnur, die an die Türklinke angebunden war, nicht aufmachen, und so ging ich hinzu und half ihr.

Mein Blick fiel zufällig, während ich den Knoten löste, auf einen Kohlenkasten, der da stand, und ich wurde von ein paar seltsamen blauen Papieren, die dort lagen, angezogen. Es schienen zerknitterte Geldscheine zu sein. Ich hob dann auch wirklich ein paar Hundertmarkscheine auf, die, wie sich herausstellte, das ganze Reisegeld der Dame waren. Das Geld hatte sie vorher erst von der Bank geholt. In der Meinung, es seien alte blaue Briefumschläge, hatte sie die Geldscheine in der Hast des Packens fortgeworfen, während sie den leeren Briefumschlag sorgfältig in ihre Handtasche gesteckt hatte.

Nun begann sie vor Schrecken zu weinen, und wie zu ihrer Entschuldigung sagte sie:

„Jemand hat mir nicht nur mein Herz, sondern auch meinen Kopf gestohlen.“

Später, als sie mir sehr schön auf ihrer Violine vorgespielt hatte, sagte ich ihr, sie müsse mir das Bild dessen zeigen, der sie dem Gott der Idioten ausgeliefert habe.

Sie zeigte mir das Bild eines jungen Kapellmeisters, der außer einem großen Haarbüschel, der ihm in die Stirn hing, nichts Besonderes zu bieten schien. Und ich war sicher, daß auch hier, in der Liebe zu dem Musikanten, ihre Kurzsichtigkeit ihr einen Streich spielte. Sicher liebte sie mehr die unklare Vorstellung, die sie sich von dem Menschen machte, als das klare Bild des Mannes selbst, das sie niemals sehen konnte.

Ich war eifersüchtig auf diesen Haarmenschen, das fühlte ich, und ich fühlte auch, wie leicht es sein würde, diesen Nebenbuhler zu verdrängen, der, wie mir schien, seine Rolle im Herzen der jungen Dame bereits ausgespielt hatte. Ich tat, wozu mich mein Herz drängte, und warb von dieser Stunde an um jenes Mädchen. Ich folgte ihr nach aufs Land, wo sie den Sommer verbrachte, und im nächsten Winter besuchte ich in Berlin mit ihr Konzerte und Vergnügungen.

Nachdem wir glückliche Monate verlebt hatten, in denen ich ihre Kurzsichtigkeit und Zerstreutheit zuerst als eine belustigende Lebenswürze genossen hatte, wurde ich allmählich von dem Doppelleben, das sie führte, nervös, denn es war auf die Dauer unheimlich, wieviel Zeit und Lebenskraft sie aufwenden mußte, um die Abenteuer zu überstehen, die ihr ihre Zerstreutheit und Kurzsichtigkeit bereiteten. Und Tage reichten oft nicht aus, gut zu machen, was sie in Sekunden der Zerstreutheit harmlos sich und anderen angetan hatte.

Sie ging später auf Konzertreisen, und wir schrieben uns immer seltener. Ohne daß wir uns Vorwürfe machten, fühlten wir beide, daß die Zeit unserer Innigkeit vorüber war. Die junge Dame fand viele

Verehrer, denn sie war liebreizend und von heiterer Gemütsart und wurde nicht einmal verstimmt, wenn sie an ihre Kurzsichtigkeit und Zerstreutheit erinnert wurde. —

Nun stand sie dort, nicht weit von mir, im Schnee und suchte den Kometen, der im Westen stand, mit ihrem Opernglas im Osten. Und ich hielt ihre beiden Terriers, die zitternd zu meinen Füßen saßen, an meinem Spazierstock, den sie für einen Baumast gehalten hatte, fest.

Bald aber bemerkte ich, daß meine Freundin ihr Opernglas gar nicht mehr zum Himmel richtete, sondern daß sie den Hügelabhang hinuntersah, wo immer noch einzelne Menschen bergauf stiegen.

Während ihre Augen noch suchten, trat die dunkle Gestalt eines jungen Mannes an ihre Seite. Er hielt einen Schneeballen in der Hand. Er schien sie zu begrüßen und schien der zu sein, den sie mit ihrem Opernglas im Himmel und auf Erden gesucht hatte. Er streckte ihr den Schneeballen hin, den sie in ihrer Kurzsichtigkeit für seine Hand hielt, worüber er laut auflachte. Worauf sie den Schneeballen nahm und ihm denselben vertraulich an die Brust warf.

Da zog ich meinen Stock vom Baum zurück und streifte den Riemen, an denen die Hunde gebunden waren, vom Spazierstock ab und sagte zu den beiden Tieren: „Lauft!"

Die munteren Tiere verstanden mich sofort und sprangen kläffend zu ihrer Herrin. Ich ging indessen langsam zu einer Bank, wo ich mich niedersetzte.

Von der Kurzsichtigen hörte ich einen Ausruf des Erstaunens. Sie glaubte, die Hunde hätten den Baumast abgebrochen.

Der junge Mann lachte und rief laut: „Das glaube ich niemals. Du wirst die Hunde an die Luft angebunden haben."

Ich hätte ihm am liebsten eine Ohrfeige geben mögen, da er so respektlos zu ihr sprach. Aber ich sagte mir, er wird wahrscheinlich mit ihr schon hundert ähnliche Fälle erlebt haben und hat das Recht zum Lachen.

Nun hörte ich, wie die junge Dame sagte, sie wolle den Baumast ansehen. Er könne sich überzeugen. Der Ast müsse abgebrochen sein.

Ich sah, wie sie zum Baum ging und dort in die Luft fühlte, wo mein Stock gewesen. Aber da war in ihrer Handhöhe weder oben noch unten irgendein Zweig am Stamm. In doppelter Menschenhöhe erst setzten die Zweige der Tanne an.

Sie sah sprachlos am Baum empor und begriff jetzt erst, daß sie sich getäuscht haben müsse.

„Aber es wär doch ein daumendicker Ast da," hörte ich sie versichern.

„Was du gesehen und gefühlt hast, braucht noch lange nicht ein Ast gewesen zu sein," höhnte der junge Mann.

„Es war ein Ast. Ich habe das Holz gefühlt. Wo ich bin, ist die Welt immer verhext," erklärte sie zuletzt. „Denke dir, was mir gestern wieder passiert ist!"

Sie kamen beide im Sprechen näher zur Bank, auf der ich mit hochgeschlagenem Mantelkragen und mit in die Stirn gezogener Pelzmütze saß und in den Himmel starrte. Ich brauchte bei ihrer Kurzsichtigkeit nicht zu fürchten, daß sie mich erkennen würde. Sie ließ sich in der Mitte der Bank nieder, kaum eine Handbreite von mir weg, während ihr Begleiter sich neben sie setzte.

„Gestern abend, als du nicht kamst, wollte ich mir die Zeit vertreiben, und da ich Appetit auf einen Pfannkuchen hatte und ich seit Ewigkeit keinen selbstgebackenen Pfannkuchen gegessen habe, ging ich aus, um alles zum Backen Nötige einzukaufen. Ich kaufte die Sachen gleich in allernächster Nachbarschaft, Milch, Mehl und Eier. Unterwegs kam ich an einem Postkartenstand vorbei, wo in kleinen offenen Kasten Ansichtspostkarten geschichtet lagen. Ich bücke mich mit Milchflasche, Mehltüte und Eiertüte und gehe langsam an dem Kasten entlang und betrachte mir die Postkarten. Plötzlich höre ich einen glucksenden Laut und sehe, daß die letzten Tropfen meiner Milchflasche auslaufen. Ich hatte beim Entlanggehen an dem

Kasten meinen ganzen Milchvorrat über die verschiedenen Serienfächer des Ansichtskartenverkaufes gegossen, denn der Kork hatte sich von der Flasche gelöst. Ich war außer mir vor Schrecken und rannte davon.

In meiner Aufregung presse ich aber unterwegs die Mehltüte und das Eierpaket fest an mich, um sie ja nicht zu verlieren. Bei meiner Haustür angekommen, scheint mir die Mehltüte unverhältnismäßig dünn geworden zu sein. Ich ahne nichts Gutes und bemerke auch zugleich hinter mir eine weiße Mehlfährte, die von der Postkartenhandlung bis zu meiner Haustüre führte. Die Tüte war geplatzt, und das Mehl war ausgelaufen. Ich warf die leere Tüte in den Rinnstein. Als ich oben in meinem Zimmer die Eiertüte öffnete, war nur noch eine gelbe Brühe und zerbrochene Eierschalen im Papier. Verzweifelt habe ich mich aufs Sofa gesetzt, habe gehungert und geweint und endlich musiziert."

Diese letzten Worte sprach die Kurzsichtige zu mir, denn sie hatte wahrscheinlich vergessen, auf welcher Seite der Bank ihr Begleiter saß. Dann nahm sie ihr Lorgnon, und ich dachte schon, sie wolle sich klar machen, daß sie nach der falschen Seite hinsprach. Aber nein. Sie betrachtete meinen Stock, griff mit der Hand danach, immer noch meinend, daß ich ihr Begleiter sei und rief jubelnd:

„Da hast du ja den Baumast in der Hand! Oh, du Falscher, du hast ihn heimlich abgebrochen, damit ich glauben sollte, ich hätte mich geirrt."

„Entschuldigen Sie, das ist mein Stock," erwiderte ich ruhig und stand auf.

Ich wußte, sie hatte meine Stimme erkannt, denn es wurde grabstill neben mir. Da rief der junge Mann, der während der ganzen Zeit mit dem Opernglas den Himmel abgesucht hatte, laut:

„Ich habe den Kometen gefunden!"

Ich hörte noch wie sie tief aufatmete und doppelsinnig sagte: „Ich habe auch einen entdeckt, trotz meiner Kurzsichtigkeit, aber er ging so schnell, wie er einmal kam."

Das Iguanodon

In einem überheißen August kam ich über die Alpen durch Tirol an den Gardasee.

Ehe man in Torbole oder Riva aussteigt hat der Zug hinter Mori ein ungeheures, von einem vorzeitlichen Bergsturz verwüstetes Gesteintal durchklettert, darin ein grüner sterbender Seetümpel liegt. Dort an den zackigen Steinblöcken, die um den Tümpel liegen, und zu Tausenden das Tal füllen, lebt auch noch im Sonnenschweigen vor deinem inneren Ohr das Gekrach und Gedröhn jener furchtbaren Minuten auf, als hier einst in grauester Vergangenheit ein Berg den anderen erschlagen wollte. Man glaubt, ein wahnwitziger Fluch sei damals ausgestoßen worden und habe rundum die Steine und die Bergwände in Bewegung gesetzt.

Die Legende erzählt, daß sich Dante hier den Eingang zur Hölle vorgestellt hätte, den er in der Göttlichen Komödie schildert. Wie ungeheuerliche, versteinerte Qualen, wie ein himmelragender steinerner Dornenkranz starrt das spitzige, verwitterte Gebirge, von Wolken umraucht, im Norden des Gardasees in den Himmel. Es sieht aus, als wären höllische Blitze und höllische Erdbeben die Baumeister dieser Bergungetüme gewesen.

Während im Süden der Gardasee sich in breiter sonniger Fläche dem heiteren Himmel Italiens und unendlicher Fruchtbarkeit entgegenstreckt, ragen im Norden die kahlen Alpenketten wie Amboße der Götter in den Himmel, und es ist, als würden dort furchtbare Schicksale geschmiedet.

Freunde hatten mir geraten, in Torbole zu wohnen, wo viele Österreicher im Sommer baden, und wo am See ein lustiges Leben herrscht. Andere hatten mir das stillere Malcesine empfohlen, das am Fuß einer Burg bei schönen Gärten liegt.

Ich kannte den Gardasee noch nicht, und nachdem ich mir die beiden Orte angesehen, war mir der eine zu lebhaft, der andere zu langweilig schön. Und eines Morgens ließ ich mich von einem Schiffer auf

die Seefläche segeln, um hier zwischen Himmel und Wasser zu überlegen und Entschlüsse zu fassen, wo ich bleiben wollte.

Ich hatte an diesem Morgen zuerst den Ponalewasserfall besucht, der unweit Riva, zwischen zwei Felsen eingeklemmt, aus Himmelhöhe gegen den See niederstürzt. Da kam mir der Gedanke, daß ich auf dem Weg nach Malcesine, auf der anderen Seeseite am Tag vorher, einen Ort hatte liegen gesehen, am Fuß senkrechter Felsenwände, und daß mir dort die schönen Reihen der weißen Pfeiler von Zitronengärten von weitem aufgefallen waren. Diese sahen in der Ferne aus wie die marmornen Tasten einer riesigen Orgel, und eine weihevolle Festlichkeit lag über diesen Hunderten von Säulen, die da, regelmäßig gereiht, die Felsenabhänge schmückten. Eine hübsche Kirche mit freistehendem Glockenstuhl und eine Schar dichtgedrängter hellgelber und rosenroter Häuser um einen kleinen Hafen, in welchem winzige italienische Motorboote lagen, waren mir noch gut in Erinnerung. Den Ort selbst hatte ich von meinen Bekannten nie nennen hören, und ich hatte ihn auch im Reisehandbuch übersehen. Ich bedeutete nun den Fischer, mich dorthin zu fahren.

Jeder, der in Riva einmal übernachtet hat oder in Torbole am Gardasee, weiß, daß ihn dort nachts, wenn die ersten Sterne heraufziehen, ein seltsames Blitzlicht in Erstaunen setzte, das wie ein Wetterleuchten weit draußen mitten in der Seefläche auftaucht und bis in die Fenster des Hotels hereinleuchtet und auch kalkweiß über die Gesichter derer hinstreicht, die am Seeufer im Dunkeln einen Abendweg machen.

Der Lichtstrahl sticht Nacht um Nacht an den beiden Seiten der Felsenwände hoch, die den See einschließen, und zeichnet für Sekunden scharf jeden Olivenbaum, jeden Ziegel der einsamsten Hütte am Felsengehäng und haut, wie ein weißes Schwert zertrennend, einen weißen Keil in die Finsternis. Ich mußte immer an das Flammenschwert denken, das den Eingang zum Paradies bewacht, wenn dieser Licht-

strahl unermüdlich Wasser und Gebirge bestrich in allen Stunden der Nacht.

Ich erfuhr dann, daß jenes spukhafte Licht von den Scheinwerfern der kleinen italienischen Wachtschiffe kam, die dort, wo die Grenze von Italien quer über den See geht, in jeder Nacht hin und her fuhren, die Bergscheide und das Wasser nach Schmugglern abzuleuchten. Denn Tabak und Zucker wurden gern zur Nachtzeit von Österreich nach Italien über die Grenze geschleppt.

Die Station dieser Nachtboote befand sich in jenem kleinen Ort, zu dem ich wollte, den die Dampfschiffe nur kurz bei der Rundfahrt um den See berühren, den nur manchmal einige Segelboote von Riva aus besuchen, und in dem sich noch kein Fremdengetriebe breit machte. Hart bei jenem Ort, ehe man um einen Felsenabhang segelte, zog sich, an Zitronengärten vorbei, die italienische Grenze hin.

Dieses berichtete mir der Schiffer während der Segelfahrt und nannte mir den Namen des Ortes, der Limone heißt, dahin er mich jetzt bringen sollte.

In der Seemitte packte plötzlich einer jener Sturmwinde unser Boot, die dort jählings ohne Vorboten einsetzen und den Segelnden gefährlich werden können.

Wir flogen in dem kleinen Kahn vor dem Stoßwind her, und der See begann zu knirschen; schäumende Wasserwalzen rollten schneller, als das Boot fliehen konnte, an uns vorbei; Seile und Segel ächzten und schienen zerreißen zu wollen. Der See lebte ungeheuerlich. Seine Wellen schienen eine wandernde Tierherde zu sein, die sich durcheinanderschob, und alle Wellentiere schienen nach einer Richtung fortzustürzen.

Knapp, ehe der Sturm seine Höhe erreichte, jagten wir mit dem Boot in das kleine Hafenviereck von Limone ein.

Der Wind klirrte und fegte draußen über das Wasser. Aber hier in der Bucht war es windstill, schwül und dunstig. Die Riesenmauern des Berghintergrundes hielten jeden Windatem ab, und die Zitronen konnten hier gut reifen, wie Eier in einem

Brutkasten. Das dachte ich, als ich den Fuß ans Land setzte.

Land kann man zu dem Erdstreifchen dort nicht gut sagen, denn es ist nur spärlich Raum zwischen dem Felsengetürm eines ungeschlachten Berges und der Seefläche. Die einzige größere Gasse, die der Ort hat, ist so eng, daß sich die Leute von Haus zu Haus die Hände reichen können.

Es war Mittag, und ich begegnete nur einigen Marinesoldaten der Zollflottille. Die Handwerker arbeiteten, ohne aufzuschauen, unter ihren Türen. Ein Esel schrie an einer Straßenecke, und die hohe Bergwand drückte beengend die Luft in den Gassen zusammen, in denen es nach Fischen und Olivenöl roch.

Der Schiffer führte mich zum einzigen Gasthaus, das ein schmuckes altes Herrenhaus war und in einem Blumengarten gegen den See hin lag.

In der Weltverlorenheit dieses italienischen Nestes fühlte ich mich wohl. Es war nichts banal Schönes hier. Aber etwas Geheimnisvolles, das mich schon aus der Ferne an diesen Ort gelockt hatte, tat mir auch jetzt wohl. Es schien mich hier etwas zu erwarten, vielleicht ein ungeheurer Schrecken, mit darauffolgendem süßem Aufatmen. Jedenfalls spürte ich ein neugieriges und angenehmes Gruseln an diesem totenstillen Flecken, wo keine Fremdenschwärme, keine Gasthäuser das Dasein kindisch machten.

Es war mir zumute, wie wenn man nach langen eintönigen heißen Tagen ein Gewitter nahen fühlt, das mit seiner großen elektrischen Spannung die Welt auf den Kopf stellen, Totes lebendig machen und Leben in Tod verwandeln kann.

Ich lese gern in der feurigen Schrift der Blitze. Wenn sie ihre großen Aussprüche auf das sonst so leere Blatt des Himmels schreiben, so ist mir, als läse ich in den Augen alter Propheten, und Schrecken und Erschütterungen, die sie über der Alltagswelt verbreiten, machen mich fruchtbar. Gewitter stärken mein Herz.

Und unsichtbare Seelengewitter schienen hier in dem

stillbrütenden, der Welt unbekannten kleinen Ort auf den Fremden zu lauern. Vom Augenblick an, da ich mich entschloß, durch den Schiffer, der mich hergesegelt, meinen Koffer aus Torbole holen zu lassen und hier in Limone zu bleiben, kam ich mir wie ein gewaltiger Unglücksucher vor. Wie einer, der in eine unterirdische Tropfsteinhöhle eingedrungen ist, die nur wenige vor ihm betreten haben, und die ihn in ein unheimliches Labyrinth lockt.

Zwei Dinge, die ich liebe, waren es, die mich bestimmten, in Limone zu bleiben. Das erste war meine Vorliebe für den Duft von Zitronen und Zitronenblüten, das zweite meine Sehnsucht nach brütender Wärme.

Von diesen beiden Genüssen wurde ich reichlich hier gesättigt. Aber ich erwartete mehr als nur Gefühlsbefriedigungen. Ich weiß, daß aus Hitze und Duft Gebilde im Menschenhirn entstehen, wie aus den verschiedenen Elektrizitäten zweier Wolken die Blitze.

Auch war es mir wunderbar, jetzt an dem Ort zu sein, von dem nachts das große flammende Schwert des Scheinwerfers auf den See hinausgesendet wurde. Hier im Hafen lagen die kleinen Eisenboote, die die Seewache hatten von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang. Und ich fühlte mich wohl dabei, daß ich mich nicht mehr zu dem Lichtschein, der mich in Torbole nachts immer aufschauen gemacht und in die Ferne gelockt hatte, hinsehnen mußte. Ich war jetzt dort, wo das nächtliche Feuer geboren wurde.

Der Wirt des Gasthauses, der zugleich Bürgermeister war, hatte ein langes Tiergesicht, und sein Körper war so sonderbar gebaut, daß er, wenn er vor mir stand, aussah, als stünde er bis zu den Knien im Erdboden.

Er war noch jung, einige dreißig Jahre alt, sah aber müde aus wie jene grauen nickenden Esel, die lange schweigen und plötzlich ohrenbetäubende Schreie ausstoßen können. Dieser Mann war aber sonst ein angenehmer, höflicher und sorgsamer Wirt und arbeitete tagsüber in seinem gutgepflegten Garten, in welchem Oleanderbäume, Bambus, Geranienbüsche, Rosen

und Myrten zu seiten eines langen beschatteten Weinlaubenweges standen. In diesem grün überwölbten Weg hingen dicke dunkle Trauben, und am Ende lag dicht vor der weißen Steinschwelle und den weißen Steinpfosten der Gartentür das blaue Wasser des Sees wie ein abgrundtiefer Himmel.

An der einen Seite des Gartens war eine überlaubte Spielbahn, wo nachmittags die italienischen Soldaten, Sizilianer, Neapolitaner, Genuesen, schwarzhaarige und braunhäutige Kerle, zwischen Vesper und Abendläuten mit viel Lachen und Witz ihr Boccia spielten.

Die Küche des Gasthauses war bescheiden, der Wein gut und feurig. Mein steingepflastertes Zimmer, sauber und geräumig, sah nach dem See und dem Berg Monte Alto. Die Tageszeiten in Limone wurden nicht bloß durch das viele Läuten der Kirche eingeteilt, sondern auch von dem dreimaligen Vorüberfahren der großen Passagierdampfer, die täglich die Rundreise um den See machten.

Unter einem großen japanischen Mispelbaum im Garten bei der Haustreppe nahm ich meine Mahlzeiten ein. Und hier spielten sich auch die Szenen jenes inneren Gewitters ab, das ich beim Betreten jenes schwülen, scheu versteckten Ortes vorausgeahnt hatte.

Nach dem Mittagessen am Tage meiner Ankunft, nachdem ich auf meinem neuen Zimmer ausgeruht hatte, schlenderte ich in der Abenddämmerung durch den Ort. Als ich aus dem Garten auf die Straße trete, höre ich ein Gekicher, und an meiner Seite vorüber läuft ein zwergartiger Mann mit gewaltigen langen Armen, großem, höckerigem Kopf, wie ein Orangutang anzusehen, in eine Seitengasse hinein.

Ein paar Frauenzimmer, die vor einer Haustüre auf niedrigen Hockern kauerten, rieben sich mit der Handfläche Mund und Wangen ab und deuteten mir mit ihren Augen an, daß der Zwergmensch sie beide unversehens eben umarmt und geküßt hatte. Die eine, die Ältere, drohte hinter ihm her mit ihrem Holzpantoffel, die andere hatte noch seine Mütze in der Hand,

die sie ihm wahrscheinlich vom Kopf gerissen hatte, und sie schleuderte die Kappe dem Fortstürmenden mit einem kreischenden Zuruf nach.

Ich war verblüfft über die Häßlichkeit des Zwerggeschöpfes, das sich so männlich und so kindlich zu gleicher Zeit gebärden konnte, und das sich jetzt aus der Ferne umschaute, seine Mütze an sich riß und den Frauen die Zunge herausstreckte.

Ein wenig weiter fort begegnete ich einem kleinen verwachsenen Weib, das einen melonengroßen Kopf hatte. Die Frau reichte mir nicht bis zur Hüfte. Einen Krug trug sie in der Hand, den sie kaum schleppen konnte.

Überall sah ich ähnliche Wesen. Neben den gut gewachsenen Gestalten unter den Ladentüren und in den Werkstätten stand oder saß oder schabernackte ein koboldartiges Zwergwesen. Es schien mir, als sei jede Familie mit solch einem Geschenk der Hölle belastet.

Ich war bei meinem Weg durch die Gasse an alten eisernen kleinen Türen vorübergekommen. Die waren nur eine rostige Masse. Das verwitterte Eisen schälte sich wie die Rinde von Bäumen. Über die Türschlösser und Angeln und über das Gitter des Guckloches hingen verfilzte Spinnweben. Ganze Familien von großen Kreuzspinnen hausten da seit Jahrhunderten ungestört. Auch waren da ebenso zugesponnene und mit rostigen Gittern versehene, alte, erblindete Fenstervierecke. An die grauen Mauern dort waren mit Rötelstift und Kohle unflätige, brünstige Bilder mit ein paar Linien hingezeichnet, Bilder, wie sie nur in den Hirnen dieser ungebändigten und verwilderten Krüppelgestalten entstehen konnten.

Als ich in der Abenddämmerung vor den Ort hinaus unter alte Olivenbäume kam, die dort in verrenkten Stellungen, verkrümmt und verwachsen, in Scharen mit ihrem graunebeligen dünnen Laubwerk in den Bergfeldern stehen, war mir, als seien die Zwerggeschöpfe der Stadt aus jenen ungestalten gespenstigen Olivenstämmen geboren worden.

Als in der Dämmerung ein Esel, auf dem ein Weib

und ein Knabe saßen, mit humpelndem Gang in dem unheimlichen Olivenhain, darin sich kein Blatt rührte, auftauchte, schauderte mich, weil ich in diesem zusammengepackten Tier- und Menschenhaufen wieder neue Verkrüppelungen zu sehen glaubte.

Unter dem schleierartigen dünnen Laubgewebe der Oliven, deren Zweige sich nicht wiegen, durch die der blasse Abendhimmel fein zerkritzelt zur Erde sieht, hatte ich das Gefühl, als ob ein Netz von unheimlichen Erregungen — das mich hier in Limone bald umgeben sollte — schon nah über mir hing.

Ich konnte nach kurzer Zeit in dem Hain nicht mehr weitergehen. Das stille Grauen in mir nahm so überhand, daß es mich forttrieb aus dem Kreise der grimassenreißenden Baumstämme, die umherstanden, gespalten und zerschlitzt, dreibeinig und zehnbeinig, mehr Tieren als Bäumen ähnlich.

Ich wollte lieber zu den krüppligen Menschen des Ortes zurückkehren, als hier länger bei den hölzernen Urvätern der Krüppel zu weilen, die trocken und herzlos wie halbtote Greise, in sich versunken und in sich gekrümmt, den Weg begleiteten, der Schar aller Mühseligkeiten ähnlich, die einem lang Lebenden begegnen können.

Zurückgekommen zum eisernen Gitter des Gasthausgartens sah ich gegenüber unter der trüben Petroleumlaterne, die als Straßenbeleuchtung an einer Hausecke hing, in einem kahlen Ladengelaß wieder einen Zwerg mit einem Stock stehen. Der Stock war ein Stück größer als der Zwerg, und es war doch nur ein gewöhnlicher Spazierstock. Mit diesem Stock deutete der Krüppel wichtig und sich höflich verneigend auf einen Tisch, an den er kaum mit der Nase hinaufreichen konnte. Dort lagen, sorgfältig nebeneinander gereiht, einzelne Birnen, große dicke Kochbirnen, die wir in Deutschland Katzenköpfe nennen. An der Tischkante stand eine brennende, flackernde Kerze, die in einem Zinnleuchter stak.

Der Laden war ganz kahl. Ich hatte beim Fortgehen vor einer Stunde diesen Fruchtverkäufer noch nicht bemerkt. Es schien mir, als habe er seinen Ver-

kaufsstand eben erst eingerichtet, vielleicht weil er gehört hatte, daß ein Fremder ins Gasthaus eingezogen war, was ihn unternehmungslustig gemacht haben mochte.

Ein paar Schritte weiter bei einem Schuhmacher kauerte jener Zwerg, der vorhin die Weiber geküßt hatte; er glotzte in die beleuchtete Glaskugel des Schusters, bei deren grellem Blendlicht der Meister und seine Gesellen, auf dem Straßenpflaster hockend, arbeiteten.

Die Gassen hinter den beleuchteten Köpfen verschwanden in Gewinkel und Finsternis, manchmal geteilt von kleinen Lichtscheinen, die aus Türen oder Fensterluken auf das Pflaster fielen.

Auf der Mauer beim Gartentor meines Gasthauses hockten zwei andere Zwerge, die mich schweigend und argwöhnisch, wie zwei aneinanderhängende Affen, von der Mauerhöhe herunter beobachteten.

Ich war verblüfft über die Unzahl von Mißgeburten und auch ermüdet von den neuen Reiseeindrücken, so daß ich schweigend vorüberging und nur mit einem Kopfnicken die lauten feierlichen Grüße der Krüppel beantwortete.

Als ich dann in den Garten eingetreten war und mich zum Abendessen unter den Mispelbaum setzen wollte, unter eine wenig leuchtende Petroleumlampe, die in den Zweigen des Baumes hing, kam der Wirt zu mir und sagte mir, morgen würde das Zimmer neben dem meinigen besetzt. Er habe eben mit dem Abenddampfschiff einen Brief von einer Russin erhalten, die schon voriges Jahr den Herbst hier verbracht hatte. Die Dame habe zugleich geschrieben, daß ihr das Portemonnaie unterwegs gestohlen worden sei, und der Wirt hatte ihr noch mit demselben Nachtschiff Geld nach Desenzano geschickt, wo sie übernachten wollte.

Ich dachte sofort an eine Nihilistin, denn einer wohlhabenden Russin konnte es wohl kaum einfallen, dieses weltentlegene Ufernest aufzusuchen und hier einen Herbst zuzubringen; aber später hörte ich, daß die Dame die Gattin eines Generals war.

Am nächsten Tag saß ich gegen Mittag auf dem Steinbalkon, der gegen den Garten hin vor dem Eßzimmer lag, unter dem sich die Küchenhalle befand. Ich schrieb Briefe und saß ohne Hut, und die Mittagssonne brannte auf meinen Kopf.

Als ich mich später in dem Speisesaal, dessen Decke mit bunten mittelalterlichen Malereien, Wappen und Blumen bemalt war, zu Tisch setzte, sah ich vor der Glastüre, die auf den Korridor führte, eine kleine ältere Dame stehen, die, während sie einen Schleier um ihren Kopf band, zwischen den Vorhängen an der Glasscheibe hindurchblinzelte. Dann trat sie ein, und der Wirt folgte ihr und stellte sie als die russische Dame vor.

Die Generalin hatte kleine, lebhafte, etwas belustigt zwinkernde Augen und machte viele kleine Bewegungen, die ihr etwas rührend Kindliches gaben. Als sie sich vor ihren Teller gesetzt hatte, begann sie sogleich mit mir eine lebhafte Unterhaltung und erzählte vom Comosee, von dem sie eben kam, und vom italienischen Dichter Fogazzaro, den sie dort in seiner Villa besucht hatte.

Sie forderte blindlings Interesse von mir, weil sie sich für Fogazzaro und den Comosee interessierte. Aber mein Kopf schmerzte mich. Er wurde schwer, als wollte er anschwellen wie ein Zwergenkopf, und ich fühlte bald, daß ich beim barhäuptigen Sitzen in der Mittagsonne einen Sonnenstich bekommen hatte.

Es wurde mir grau und weiß vor den Augen, und das ganze Zimmer mit der buntbemalten Decke und dem rotsteinernen Fußboden kreiselte um mich, als wäre es eine russische Schaukel.

Ich wollte vom Tisch aufstehen, aber ich fühlte, daß ich umfallen würde. Während die Russin immer weiter sprach und mir nichts anmerkte, wartete ich still ab, bis ich mich wieder so stark fühlen würde, daß ich mein Zimmer ohne Hilfe erreichen konnte. Ich sagte dann der Dame im Fortgehen, daß ich glaubte, ich sei von einem Sonnenstich unwohl geworden.

Ich legte mich auf mein Bett und ließ mir Eis bringen. Mir war bei jeder Bewegung sehr übel. Zugleich begann mich ein heftiges Fieber zu schütteln.

Nach einer Weile klopfte es an meiner Tür, und die Russin brachte mir ein großes Senfpflaster, das sollte ich auf meinen Rücken legen. Während sie noch im Zimmer war, klopfte es wieder, und ich hörte die Stimme einer jungen Dame, die draußen mit dem Dienstmädchen sprach. Sie sagte, sie hätte im Hotel in Torbole im Fremdenbuch meinen Namen gelesen, und es war ihr gesagt worden, daß ich nach Limone gezogen sei. Ich erkannte die Stimme einer jungen Bekannten, die ich seit einem Jahre nicht gesehen hatte. Die Neuangekommene wollte, daß ich ihr Limone zeigen sollte.

Ich ließ ihr sagen, daß ich halb im Sterben läge, und sie möchte entweder meinen Tod oder meine Genesung abwarten.

Sie ließ mir darauf zur Antwort geben, daß sie einige Tage im gleichen Gasthaus in Limone wohnen bliebe.

Den Sonnenstich im Kopf, ein Senfpflaster auf dem Rücken, einen Eisumschlag auf der Stirn und einen Herzchok in der Brust, hervorgebracht durch das bevorstehende Wiedersehen mit einem seltsamen, reizend schönen Mädchen, an das ich lange nicht mehr gedacht hatte, — so lag ich auf meinem Bett und mußte mich gedulden, bis die Sonne untergegangen war und in der kühleren Abendluft, bei den weit geöffneten Fenstern, der Blutandrang zum Gehirn schwächer wurde, und ich mich allmählich wieder gesund werden fühlte.

Ulrike, die junge Dame, die mich so plötzlich besuchte, war Studentin der Chemie, und ich kannte sie aus Freiburg, wo sie studierte. Sie war eine jener schönen rothaarigen Frauen, die jetzt in Deutschland so selten werden. Sie hatte jene milchweiße Hautfarbe, mit leichtem rosa Hauch, die wie eine sanfte Kamelienblüte unter blauem Himmel leuchtet.

Aber es ging nicht die Kühle der Blüte von diesem schönen Geschöpf aus. Das leuchtende Milchfleisch ihrer Wangen und ihres Nackens neben dem dumpfroten Haar war von einer leuchtenden Lüsternheit verklärt. Man hätte das junge Mädchen nie unverschleiert gehen lassen dürfen, da ihre Reize so stark waren, daß

ihr Gesicht, ihre Hände und ihr Nacken beinahe schamlos wirkten, wie enthüllte Blößen.

Im Mittelalter wurden solche verwirrend schöne Frauen den Folterknechten als Hexen hingegeben, und die Männerfäuste schlugen mit Wollust Wunden in dieses allzu aufreizende Frauenfleisch.

So war Ulrike, die hier plötzlich auftauchte in jener Luft, in der ich seit Stunden das Herannahen ereignisschwangerer Augenblicke vorausgefühlt hatte.

„Was suchen Sie hier?" fragte ich sie hundertmal in meinem Herzen, während meine Tür geschlossen war und ich den Besuch noch nicht gesehen hatte. Und Ulrikes Geist antwortete mir: „Ich suche Unruhe, Fieber. Ich suche, wenn es nicht Glück sein kann, Unglück, Vernichtung, wie du, wie ihr alle."

Als ich dann, des Fragens müde, erschöpft eingeschlafen war, weckten mich Mandolinenmusik und italienischer Gesang aus dem Garten.

Ich stand auf. Es war Nacht geworden. Es mußte neun oder zehn Uhr sein. Ich fühlte mich ganz gesund. Draußen auf dem See suchte der Scheinwerfer des Wachbootes die Berge ab und schoß ab und zu in den Garten unten, wie ein Eindringling, zwischen die Bäume, und mir war, als müßte es jedesmal einen schrillen Laut in den Blättern geben, wenn der Lichtpfeil durch das schlafende Laub schoß, das dann wie Metallschlacken hell und dunkel aufglänzte.

Wahrscheinlich hatte Ulrike schon den ganzen Ort zu Freunden. Während der paar Stunden, in denen ich schlief, und in denen die Russin, die fließend Italienisch sprach, sie spazieren führte, hatte sie, das wußte ich gewiß, blendender als jener Lichtstrahl, der da ruckweise vom See in den Garten fegte, schon alle Männer des Ortes geblendet.

Als ich im großen steinernen Treppenhause von meinem Zimmer in den unteren Stock hinabstieg, schallte mir einzig Ulrikes Stimme entgegen. Sie hielt einen Vortrag über Politik, über die Notwendigkeit, daß Italien zu Deutschland aufschaue, da es von Deutschland viel zu lernen hätte.

Sie sagte in ihrer unverfrorenen norddeutschen Art,

daß die Italiener lügen, betrügen, daß sie falsch seien und faul, kurz, sie sagte alle diese ungerechten Aussprüche, die unwissende Deutsche immer schnell bereit haben, wenn über Italien geredet wird.

Ulrike erlaubte sich, da sie immer nur anbetenden Männeraugen begegnete, alles das in die Luft zu schreien, was man bei einigem Überlegen taktvoll zu verschweigen hat. Aber wahrscheinlich reizte es sie, daß alle Männer Honig aus ihrer Schönheit sogen, und sie wollte Widersprüche erwecken. Denn da ihr Gesicht Süße austeilte, wollte ihre Seele Bitternisse in die Seelen der anderen träufeln, damit nicht das Leben um sie vor lauter Anbetung verstummte.

Ich stand im halbdämmerigen Hausflur und beobachtete durch die offenstehende Haustüre die Gesellschaft im tiefer gelegenen Garten, die dort an einem länglichen Tisch unter dem Mispelbaum saß, mit der Hängelampe über den Köpfen und vom weißen Tischtuch beleuchtet.

An der Spitze des Tisches saß wie eine immer bewegte, surrende, graue Spindel die silberhaarige Generalin, in Mäntel, Schals und Reisedecken eingemummt; und nur ihr kleines, blasses Gesicht mit dem einen geschlossenen Auge und mit dem andern zwinkernden Auge sah belustigt und mit sich selbst vergnügt von einem zum andern.

Neben ihr an der Tischecke auf einem Stuhl, den sie hintüber hin und her bewegte, schaukelte mit übereinandergeschlagenen Beinen Ulrike und hielt sich dabei mit der einen Hand an der Lehne des Stuhles der Russin fest.

An derselben Längsseite des Tisches, nicht weit von ihr, saßen zwei junge Männer. Der eine war ein blasser italienischer Student, auf seine Art ebenso schön wie Ulrike. Er war aber einer jener altmodisch schmachtenden Jünglingsschönheiten, wie man sie bei jungen Heiligen auf glasgemalten italienischen Kirchenbildern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts findet. Ein elastischer Jünglingskörper, von einem schwärmerischen Geist wie von einer blauen Flamme durchwallt. An ihm war nichts von der durch Sport

und Gedankenzucht straffen Jungemännerschönheit, die jetzt im nördlichen Europa den altmodischen, altchristlichen Schönheitstypus verdrängt.

Es war rührend zu sehen, wie der junge, schwarzgekleidete schmale Mensch jetzt eben ein Lied zu singen anhob, einen gewöhnlichen, italienischen Gassenhauer, den er sicher noch nie in anständiger Gesellschaft gesungen hatte, und den er mit einer einfältigen Andacht vortrug, als handele es sich um eine Heldensage. Und dies alles nur deshalb, weil Ulrike den jungen Mann bereits entgeistert hatte. In seinem Herzen sang er sicher ein hohes Lied festlicher Liebesanbetung vor ihr. Davon trug sein Gesicht den andächtigen Ausdruck. Aber sein Mund mußte einen Gassenhauer hinsingen, weil die ungeduldige Ulrike nur Straßenkunst hören wollte.

Neben dem jetzt singenden Studenten spielte ein anderer junger Mann eine Mandoline, die er auf dem einen Knie hielt, bei der er tief gebückt saß, und deren Saiten er so innig zärtlich zupfte, als wären sie aus dem verführerischen roten Haar der jungen Deutschen gesponnen. Denn Ulrike machte sein alltägliches, reizloses Gesicht blutrot aufleuchten, wenn er zufällig beim Mandolinenspiel zu ihr hinübersah.

Der Spieler hatte grobe Hände, die tagsüber in einem Drogenladen im Ort, der ihm gehörte, Leinöl und Petroleum in Krüge füllte und Farbstoffe auf einer Wagschale wog, wovon seine Nägelränder noch bläulich, rötlich und gelblich schimmerten. Er schlug trotz aller Innigkeit grob und derb die Saiten. Er war nicht viel älter als der Student, aber er tat laut erzählend sich etwas darauf zugut, bereister zu sein als jener, und er versuchte, aus Notwehr gegen Ulrikes auffallendes verführerisches Frauenfleisch, sich mit einer Grobheit zu panzern, die ihn kaltblütig erscheinen lassen sollte.

Ich hatte gehört, wie er vorhin, kurz ehe das Lied anhob, Ulrike ins Gesicht gesagt hatte, er hasse alle Österreicher, und er gab an, daß jene die Eigenschaften hätten, die die Deutschen den Italienern zuschieben.

Ulrike war keine Österreicherin. Darum hörte sie auf seinen Haß gar nicht hin, sondern forderte ein neues Lied. Sie wußte wahrscheinlich auch, daß ihre weiße Hand, die sich an die Stuhllehne der Russin hielt, aufmerksam, ebenso wie ihr Nacken, von einem Zolloffizier beobachtet wurde, der hinter ihr an einem kleinen, runden gedeckten Tisch saß, wo er zu Abend gespeist hatte, und wo er jetzt seinen Kaffee trank, mit einer Zeitung raſſelte und seine Zigarette rauchte.

Vor dem Offizier brannte ein Windlicht auf dem Tisch, sein Lichtkreis traf noch Ulrikes roten Haarknoten und ihren weißen Nacken, dessen Biegung sich dem Offizier hinhielt, als wollte dieser Nacken gestreichelt und geküßt werden.

Am Stamm des Mispelbaumes lehnte der junge Wirt mit seinem langen, schmalen Tiergesicht. Seine Augen schienen ganz verblödet zu sein vom langen Hinstieren auf Ulrike. Er stand dort ziemlich unbemerkt im Schatten und war nur von den Knien abwärts beleuchtet.

Über ihm im weiten Geäst des schlangenartig geformten Baumes kauerten die Hauskatzen. Es hockten dort drei, vier Katzen und Kater wie buckelige Auswüchse auf den glatten, ausgestreckten Ästen, und manchmal jagte ein Tier das andere, und sie flohen höher in die dunkle Laubkrone. Dann sah Ulrike hinauf und rief: „Miau“. Gleich standen die Katzen still und kauerten sich nieder, denn der Katzenlaut, den das junge Mädchen rief, war verblüffend naturgetreu.

Von meinem erhöhten Standpunkt im Hausflur sah ich auch ein Stück vom Gittertor neben der Gartenmauer, und dort kauerten, aufgereiht wie Kürbisse zum Trocknen, die mumienhaften, großgesichtigen Köpfe jener Zwerge, denen ich vorher auf der Straße begegnet war.

Die Zwerge entdeckte ich aber erst, als der Scheinwerfer vom See für Augenblicke seinen Lichtstrahl in die Gartentiefe hereinwarf.

Daß hier ein Unglück wucherte und in irgendeiner Gestalt aufstehen würde, fühlte ich an der seltsamen Gruppierung der Menschen, der Tiere und der Dinge,

die alle von dem magnetischen Wesen Ulrikes angezogen waren. Die Spannung und die Unsicherheit, die diese junge Dame um sich verbreitete, machte, daß alles, was im Garten anwesend war, wie auf einer dünnen Eisfläche lebte, die jeden Augenblick irgendwo einbrechen und irgendeinem der Anwesenden tödlich verhängnisvoll werden konnte. Aber sie schienen alle das Unglück begierig zu suchen.

Ich trat jetzt vom Haus hinaus auf die Treppe, die zum Garten hinunterführte. Bei meinem Schritt sah ich niemand als Ulrike an. Aber sie schien sich nicht klarmachen zu können, von welcher Seite das Geräusch der Schritte kam, und so sah sie zuerst unwillkürlich nach dem Gartentor und der Gartenmauer. Im selben Augenblick erhellte ein neuer Lichtstrahl des Scheinwerfers die Köpfe der ungeheuerlichen Mißgestalten der Zwerge, die dort lauschten.

Ulrike schnellt empor, läuft von ihrem Stuhl fort und schlägt unter der Mauer ein fröhliches und fast kindliches Gelächter auf, aber wendet den Kopf nach mir, und nachdem sie den Zwergen ein spöttisches „Guten Abend" zugerufen, kommt sie zu mir gelaufen und begrüßt mich in ihrer sprudelnden Sprechweise.

„Welchen abenteuerlichen Ort haben Sie da aufgesucht!" rief sie mir zu. „Welch ein Talent Sie haben, schauerliche Szenerien zu entdecken!" Und mit einer Geste, mit einer stummen, aber höhnenden Geste deutet sie über den andächtig singenden Studenten, über den Baum, in dem die Katzen sprangen, und nach dem Gartentor, wo jetzt die Zwerge im Dunkel beieinander hockten, und auf den Scheinwerfer, der jetzt hoch im Himmel den Monte Alto grell aufhellte.

Sie hatte recht. Wo sang man sonst Gassenhauer wie Kirchenlieder, während Katzen in den Bäumen buhlten, Zwergköpfe auf der Mauer wuchsen und dazu ein irrsinnig wandernder Lichtstrahl aus dem Dunkel Berge vom Himmel fallen ließ.

An diesem Abend geschah nichts weiter, er war nur der Auftakt für die nächsten Ereignisse. Der Student lud, als er und sein Freund, der Drogenhändler, aufbrachen, Ulrike und mich zum nächsten Morgen in den

Weingarten seines Freundes ein, wo beide täglich mit Leimruten Singvögel einfingen, da die Zeit des Durchzuges der nordischen Singvögel war. Aber auch der Zolloffizier ließ uns durch den Wirt sagen, wenn wir das Scheinwerferboot nachts besuchen wollten, sollten wir es ihn wissen lassen.

Die Zwerge aber stießen kreischende Pfiffe aus und riefen zur Verabschiedung Ulrike ein geheultes „Guten Abend" zu.

Ulrike war müde und zog sich schon bald auf ihr Zimmer zurück, nachdem wir nur noch ein wenig geplaudert hatten. Ich blieb bei der Russin sitzen, die aus ihren Schals und Mänteln wie aus einer gepolsterten Loge hervorsah, von der aus sie den Anfang eines Dramas gespannt verfolgte.

„Sie ist für die Männer, was der Baldrian für die Katzen ist," sagte die Russin, als Ulrike gegangen war. Sie wiegte sich in ihren Decken. „Welch eine Sippe hat sich hier zusammengefunden! Wo ich hinkomme, ist aber auch immer etwas Unheimliches los. So war es immer, so lange ich lebe. Zwar brechen durch mich nicht Ereignisse herein. Aber ich habe eine im Blut liegende Witterung für aufregende Zeiten, Menschen und Gegenden, und werde wahrscheinlich unsichtbar angezogen von Zuständen, bei denen eine gewisse Spannung in der Luft liegt.

Als Sie heute bei Tisch so blaß wurden und den Sonnenstich fühlten, dachte ich bei mir: Da bist du ja gerade recht gekommen, um gleich ein Unglück vorzufinden und helfen zu können. In den meisten Fällen aber kann ich nicht helfen. Da muß ich nur Zuschauer sein und muß froh sein, wenn ich nicht selbst dabei den Kopf verliere. Denn sehen Sie, einen leichten Schlaganfall habe ich schon einmal gehabt. Den erhielt ich infolge eines Schreckens, als ich Mann, Kind und Vermögen in einem Augenblick verlor."

Und dann erzählte die russische Dame mir ihr Leben. Sie stammte von deutschen Eltern, war aber in Rußland geboren und hatte einen Russen geheiratet. Ihr Mann war Leutnant, als sie Hochzeit machten. Aber sie waren nur wenige Wochen vermählt gewesen, da

brach der Krimkrieg aus, und die junge Frau wußte, daß ihr Mann fort von ihrer Seite in den Krieg und vielleicht in den Tod ziehen mußte.

Sie machte sich auf, besuchte seinen General und bat ihn, daß sie als Krankenschwester dem Regiment ihres Mannes folgen dürfte. Das wurde ihr gewährt.

Ihren Mann, der in den Schlachten war, sah sie natürlich nur selten, und wenn sie mit den anderen Rotkreuzschwestern nach den Kämpfen die Verwundeten in den Feldern aufsuchte, dann zitterte ihr Herz jedesmal, wenn sie einem am Boden Liegenden den Kopf umwendete und das Gesicht zu sehen suchte, denn sie vermeinte immer, ihren Mann zu finden.

Und eines Tages wurde sie auch zu ihm gerufen. Er lag verwundet in einem Schanzgraben. Nur sein Bursche war bei ihm. Die junge Frau brachte wochenlang in dem Schanzloch zu und hütete und pflegte ihren Mann.

Von dieser Kriegszeit her, die sie bei Blut, Grausen und Ängsten auf schmerzdurchkreischten Schlachtfeldern durchgemacht hatte, war ihr ein schwaches Herz geblieben.

Nach vielen Jahren, als sie schon einen großen Sohn, einen hübschen Knaben hatte, traf sie aber ein viel schlimmeres Weh, als jener Krieg ihr antun konnte. Ihr Knabe wurde am Meer von einer Dampferlandungsbrücke durch eine Sturmwelle ins Wasser gerissen, und ihr Mann sprang rasch entschlossen hinter seinem Kinde her, um es zu retten. Aber das Meer gab sie nicht mehr zurück. Beide ertranken. Außerdem hatte der General gerade an diesem Tage seine Wertpapiere, die er auf eine Bank bringen sollte, in der Brusttasche. So waren der Russin in einer Sekunde Mann, Sohn und Vermögen entrissen worden.

Seit jener Zeit beobachtete sie, daß sie einen Instinkt für Unglück hatte.

Als sie zum erstenmal zum italienischen Schriftsteller Fogazzaro kam, war diesem eben sein Kind ertrunken. Als sie vor Jahren zum erstenmal an den Gardasee kam, geschah dort das größte Unglück, das der See

je erlebt hatte. Durch Platzen des Dampfkessels eines Vergnügungsdampfers verloren Hunderte von Menschen ihr Leben. Und so wußte sie noch viele Fälle zu berichten. Und sie war gar nicht verwundert, als ich heute den Sonnenstich erlitt. Sie hatte immer eine ganze Hausapotheke bei sich, da sie ja die Begleiterin hundertfacher Unglücke gewesen war.

„Es ist besser," sagte ich ihr, „wenn Ulrike bald wieder abreist. Der junge Student ist schon ganz blaß verliebt in sie und sieht krank aus, als ob er in ihrer Nähe ein betäubendes Gas eingeatmet hätte. Und die andern, der Offizier und der Drogist, stolpern über ihre eigenen Beine vor Verwirrtheit, wenn sie sich vor der schönen Ulrike verbeugen sollen. Sie wird auch noch die Zwerge und die Katzen in sich vernarrt machen, die Berge werden umfallen wollen, um zu ihr zu kommen, und der See wird wandern wollen, um ihr nachzulaufen."

„Daran ist nichts zu ändern," sagte die Russin. „Es kann sogar sein, daß wir auch Schaden nehmen dabei. Denn wo ein Unglückswirbel einsetzt, reißt er auch Fernstehende um. Heute, als Sie schliefen und oben in Ihrem Zimmer krank lagen, spielte Ulrike Boccia hier im Garten mit den italienischen Zollsoldaten. Die Männer bekamen fast eine Schlägerei, denn jeder wollte ihr zuerst den Ball zureichen dürfen. Und auf der Straße, als Ulrike einem Zwerg eine Zigarette schenkte, entriß der andere Zwerg dem ersten das Geschenk und verbarg die Zigarette an seinem Herzen. Der Beraubte zog dann sein Taschenmesser und wollte auf den Rivalen losstechen. Der aber zog auch ein Messer und stach wieder zurück. Und wenn die Soldaten die beiden Krüppel nicht getrennt hätten, würden sie sich in Stücke zerschnitten haben. Ich bin gespannt, wie es morgen wird," setzte die Russin hinzu. „Der Wirt, der Bürgermeister, hat mir heute schon gesagt, er wolle sich eine deutsche Grammatik anschaffen, damit er Fräulein Ulrike schreiben könne, wenn sie wieder in Deutschland sein würde. Und im Winter wollte er dann eine Reise nach Deutschland machen. Alle sind in Ulrike vernarrt wie die Fliegen

in ein Stück Zucker. Sie hat wie ein roter Blitz hier in den Ort eingeschlagen."

*

Am nächsten Morgen früh, als die Wiesen am See und ihre gelben Dotterblumen noch taufeucht waren, stand ich am Fenster, kurz nachdem das erste Dampfschiff getutet hatte. Da hörte ich, daß im Garten unten Neuangekommene nach Zimmern fragten. Es war jetzt Anfang September, und der Wirt hier hatte im September doch einige immer wiederkehrende Gäste in seinem Hause, denn der Herbst ist die Jahreszeit, in der auch jeder entlegenste Winkel des Gardasees von Naturschwärmern aufgesucht wird.

Als ich mich rasiert hatte, sah ich wieder vom Fenster hinunter in den Garten, und da saß eine seltsame Gesellschaft um einen Tisch auf dem weiten Steinbalkon, auf dem ich mir gestern den Sonnenstich geholt hatte. Zwei Vettern des Wirtes, die ein paar hübsche Fischerburschen waren, hatten ein Ehepaar an einen Tisch geleitet. Sie setzten sich soeben alle nieder. Ein älterer Mann von fünfzig Jahren und eine dreißigjährige Frau.

Der Mann schien nicht ganz bei Verstand zu sein. Ich sah ihm zu, wie er Dutzende von Chenilleäffchen verschiedener Größen aus einer Handtasche auspackte und zu gleicher Zeit kleine Bändchen und Fähnchen. Und nun begannen die Burschen, die Frau und der Mann, die Affenpuppen mit Bändern zu schmücken, und alle vier spielten kindisch mit ihnen und kitzelten sich gegenseitig am Gesicht und am Hals mit den Äffchen. Dabei hatte der Mann ein katholisches Traktätchen, eine gedruckte Zeitschrift, neben sich liegen, in welcher Heilige abgebildet waren, aus welcher er gern ab und zu Erbauungsgebete vorlas.

Ich hatte bereits von Annunziata, dem Dienstmädchen, gehört, daß ein ganz verrücktes Ehepaar erwartet würde. Das Mädchen war nicht sehr erbaut von seiner Ankunft, denn die Frau, sagte sie, wäre verliebt in die beiden Fischerburschen, denen sie im Winter,

und überhaupt vom Tag ihrer Abreise an bis zu ihrer Wiederkunft, fast täglich die zärtlichsten Briefe schriebe. Aber Annunziata selbst liebte den einen Burschen und fand es abscheulich, daß, so lange das Ehepaar im Gasthaus wohnte, sie auf ihre Liebe verzichten sollte.

Ich hatte in meinem Leben vorher nie etwas Widerlicheres gesehen, als diesen mageren, bebrillten, greisenhaften, kichernden Mann und seine schwammige, übel aufgeputzte Frau. Sie lehnte mit ihrem Kinn auf ihrem üppigen Busen, der in eine Seidenbluse eingespannt war, und er grinste über seine schmale Hakennase und über die Brillenränder zu den Burschen hin, wenn seine Frau die Burschen mit den Chenilleäffchen hinter die offenen Hemdkragen kitzelte.

Der eine Bursche hielt einen Leierkasten unter dem Arm, in welchen Platten eingelegt wurden, und auf dem man wahrscheinlich bald Musik machen wollte.

Der Wirt hatte mir erzählt, das Ehepaar habe eine Seidenblumenfabrik in Norddeutschland.

Ich sah mit einem Blick: wenn der Leierkasten spielen und die Chenilleaffen tanzen würden, wenn die Zwerge, die Marinesoldaten, der Student, der Drogist, der Zolloffizier sich untereinander Duelle wünschen und die Russin wie eine Unke neues Unglück prophezeien würde, wäre meines Bleibens hier nicht lange, und ich würde bald von diesem Ort fortflüchten müssen. Das wäre vielleicht das einzige Unglück, das mir passieren könnte. Denn ich hatte ein keimendes Abenteuer im Herzen, von dem ich mich nicht gern eher getrennt hätte, als bis es erlebt war.

Das Haus, in welchem sich der Gasthof befand, war halbiert. Der vorige Besitzer hatte das Anwesen in zwei Hälften verkaufen müssen. In der Mitte waren durch das Haus, durch die Prunksäle, Wände durchgezogen worden. Dahinter in der zweiten Hälfte hauste jetzt der einzige Briefträger des Ortes mit einer Unzahl von Kindern. Auf dem Balkon aber hielt seine älteste Tochter, eine bleiche Italienerin, jeden Morgen Nähstunden ab für ihre jüngeren Geschwister und ihre Freundinnen. Im Saal, neben meinem Zimmer, wo, dem Schall nach zu urteilen

sich kein einziges Möbelstück befand als ein alter Flügel, ließ der Briefträger den ganzen Tag seine Hände galoppieren und braute Melodien, zu denen die Geister aller Komponisten Europas zitiert wurden.

Niemals war mir vorher ein so entsetzlich musikalischer Briefträger begegnet. Er hatte nur dreimal am Tage, wenn die Dampfschiffe kamen, Post auszutragen, und diese Botengänge waren nur kurz; da die Gassen des kleinen Ortes kurz waren und die Leute hier nur wenig mit der Außenwelt in Verbindung standen, so blieb ihm viel Zeit zum rasenden Spiel.

Die Frau des Briefträgers war bei der Geburt des letzten Kindes gestorben, und die zwanzigjährige Tochter mußte die zwölf jüngeren Geschwister erziehen. Der Vater aber wies, so sagte man, jedem Freier, der, angelockt von der Madonnenschönheit der Zwanzigjährigen, sich über die Schwelle wagen wollte, brüsk die Tür.

„Sie hat Pflichten," rief er jedem mit italienischem Pathos zu, „Pflichten gegen ihren Vater und ihre zwölf Schwestern, und ich erwürge den mit meinen zehn Fingern, der es wagen sollte, meine Tochter diesen ihren Pflichten abspenstig zu machen."

Er selbst aber schien keine anderen Pflichten für seine Familie zu fühlen als die, das mutterlose leere Haus mit seinem Klaviergetöse anzufüllen. Er kam sich gewiß wie ein Ritter der Musik vor. Die adligen Räume, die er zufällig, mit seiner ganzen Ärmlichkeit, bewohnen mußte, schienen es ihm angetan zu haben. Die altitalienischen Wappen an den Decken, die griechischen Götter, die dort auf abendroten Wolken saßen, grell hingemalt in Perspektiven an den Deckenkalk, so daß der arme Briefträger kein ruhiges Dach über seinem Schädel hatte, der gemalte Regenbogen über seinem Kopf, auf dem die neun Musen samt Apollo saßen und ihre wohlgeformten nackten Beine über den alten Klavierkasten herunterhängen ließen, — das alles schien den Mann in Ekstasen zu versetzen, die ihn fähig machten, stundenlang bei Trillern und Läufen am Tastenwerk auszuhalten. Dazwischen stieß er gegen seine Kinder Flüche und Drohungen aus, die von Blut und Mordgedanken trieften.

Ich hörte täglich den Musiklärm und seine fluchende Stimme nah wie durch eine Papierwand. Im Treppenhaus war eine verriegelte Verbindungstür zwischen den zwei Haushälften. Diese stand einmal zufällig offen, und ich hatte einen Augenblick im Vorübergehen den schrecklich bunten Apollosaal für einige Sekunden bewundern können.

Die Tochter des Musikgespenstes grüßte öfters mit einem leisen Lächeln im Gesicht zu mir herüber, wenn ich ans Fenster trat, indessen ihr Vater drinnen fluchte oder musizierte. Dieser Gruß war, als wollte sie um Vergebung bitten für den unaufhörlichen Lärm, an dem sie sich doch schuldlos fühlte.

Ich hatte mir den Spaß gemacht und manchmal den Kindern drüben in Stanniol gewickelte Schokoladestückchen zugeworfen. Nun kannten sie mich alle und sahen erwartungsvoll nach mir, wie kleine Vögel, die man vom Fenster aus füttert.

Am letzten Nachmittag war ich der ältesten Tochter begegnet, am Seeufer, das hart vor dem Garten lag. Sie stand bei den Weibern, die dort am Wasser knieten und wuschen, und sie hatte einige ihrer Geschwister um sich und nähte wie immer, — sie nähte auch, während sie spazieren ging. Aber mit den Weibern am Ufer Wäsche waschen, das durfte sie nicht. Das wäre zu erniedrigend gewesen für die Tochter des wichtigen Staatsbeamten, für den sich der Briefträger hielt.

Bei dieser Begegnung war mir der Gedanke gekommen, das schöne Geschöpf zu fragen, ob sie nicht in der Mondnacht mit mir eine kleine Kahnfahrt auf dem See machen wollte. Aber der Wind rauschte in den großen Silberpappeln am Ufer, und ich hätte laut schreien müssen, um diese Frage zu stellen, und die waschenden Weiber hätten dann ihre Köpfe gewendet und große Augen gemacht. Darum unterdrückte ich den Wunsch, der auch nicht heftig genug war, um sich gegen alle Widerstände durchzusetzen.

Aber heute abend, wenn Ulrike auf das Scheinwerferboot gehen würde, vom Zolloffizier eingeladen und vom singenden Studenten und dem die Gitarre spielenden Drogisten begleitet, dann wollte ich, dem

Briefträger zum Trotz, das schöne Mädchen zu einer Nacht- und Nebelfahrt auffordern.

Während ich noch dieses träumte, erschien unten im Garten Ulrikes roter Kopf und stand gegen den blauen See wie eine große dunkelrote Geranienblüte. Sie beschattete mit den immer lebendigen Fingern ihre Augen, sah zu mir herauf und rief mir zu, sie sei fertig angekleidet, um mit mir in jenen Weingarten der Italiener zu gehen, wo die Leimruten für den Vogelfang aufgestellt wären.

Jetzt im Morgen schien mir Ulrike nicht mehr wie der Brennpunkt alles Lebenden zu sein. Wohl stand sie rotleuchtend im Garten, aber ihr helles Gesicht und ihre Hände blitzten kühl und blank wie die Seewellen draußen. Und es fiel mir auf, daß ihre Schönheit, beim starken Tageslicht besehen, beim frischen Morgenwellenschlag des Sees, unterm unendlichen silberblauen Morgenhimmel, bei dem die mächtigen Berge wie alte tausendjährige Propheten saßen, eigentlich nicht mehr Kraft ausstrahlte als die silberne Flaumfeder einer Seemöwe, die zwischen ihr und mir jetzt eben in der Gartenluft vorüberschwebte.

Freilich, gestern in der Rembrandtbeleuchtung des nächtlichen Gartens, wo die Welt rundum schwarz ausgelöscht war, lebte ihr weißes Fleisch magnetisch im Kreise der Männer. Und heute abend, das wußte ich, würde es wieder mit gleicher Kraft seine Anziehung ausstrahlen. Der Tag aber wollte Gegenwart, lebende Wirklichkeit. Die Nacht nur ist wie von Vergangenheit ausgefüllt, und alle Dinge wachsen dann in Jahrtausende zurück, machen eine Rückentwickelung durch, vergrößern sich im Finstern und nehmen Gestalten der Urzeit an, Gestalten vorsündflutlicher, ausgestorbener Geschlechter. Es ist, als würden dann in der Finsternis jene Formen wieder lebendig, von denen wir Menschen nur Ahnungen aus den Gesteinsschichten bekommen, wenn wir die Abdrücke versunkener Riesengeschlechter, gigantischer Farren und gigantischer Amphibien finden, — Gestalten, von denen wir kaum feststellen können, ob sie dem Luft-, dem Erd- oder dem Wasserreich angehörten.

Von solch ungewissen, grauenhaften Ungeheuern schien mir der Garten gestern abend angefüllt gewesen zu sein. Jeder war da im Dunkeln über sich hinausgewachsen, die Menschen, die Zwerge, die Musik, die Lampe, der Mispelbaum, die Katzen und die vom Scheinwerfer ruckweise belichtete Seelandschaft.

Harmlos war das alles jetzt am Morgen, und der Morgen selbst unschuldig wie ein Ei, das eine Henne ins Stroh fallen ließ, unschuldig wie die Milch der Kühe, unschuldig klar wie frisches Wasser in einem Glas, und ich atmete jetzt auf und verbannte im hellen Morgen die Schrecken, die ich gestern nacht gefürchtet, leicht von mir, wie man den Rauch einer Zigarette rasch von sich bläst.

Ulrike und ich hatten nicht weit zu gehen, keine fünf Minuten vom Gasthaus durch die höckerige Straße, die dort anstieg und sich hinaus in den Olivenhain verlor. Dort hinter den Mauern, die am Ende der Häuser noch eine Weile den Weg einengten, lagen alte Weingärten. Hier und da war eine Pforte oder eine Nische mit einem verstaubten Madonnenbild in den Mauern; und an den Mauerflächen huschten graublaue winzige Eidechsen hin. Verschlungene Feigenbäume streckten ihre Fünffingerblätter aus und ließen schwarzblaue Früchte reifen. Niemand begegnete uns als spielende Kinder und ein paar meckernde Ziegen, und weißer wirbelnder Staub flog am Wege hinter uns her.

Auch hier waren am Morgen keine Gespenster mehr am Wege, und als uns einer der orangutangähnlichen Zwerge einholte, der für uns den Klöppel am Gartentor anschlug, in das wir eintreten sollten, da sah auch der arme verwachsene Kerl dürftig und unschädlich aus wie ein humpelnder Hase, schreckhaft und ängstlich.

Ulrike stellte sich etwas wunderbar Lustiges unter dem Vogelfang vor. Sie dachte, man fängt die Vögel mit der Hand wie Schmetterlinge von Blumen. Und sie dachte, es müßte ein so hübsches Geschäft sein wie Gärtnerei oder Mandolinenspiel.

Drinnen aber im Weingarten stockte uns beiden der Atem. Mit etwas bleichen, übernächtigen Gesichtern

fanden wir dort den Studenten und den Drogisten bei ihrer Henkerarbeit.

Am Ende des Gartens, der zum See abfiel, lag eine Wiese, und dort in einem Mauerwinkel, auf einer breiten Böschung, saß der Student, nur mit Hose und Hemd bekleidet wie ein Cowboy. Die Andacht und der Schmelz, mit dem er gestern abend gesungen, waren aus seinem Gesicht wie fortgeblasen. Er war nur voll Eifer beim mörderischen Vogelfang, durchdrungen vom Ernst eines Sachkenners. Man durfte nicht laut sprechen, man durfte nicht laut auftreten. Man mußte wie bei Wegelagerern im Hinterhalt lauern.

Zwischen den nächsten Büschen waren lange, dünne Ruten gesteckt. Die waren mit klebrigem Leim bestrichen, der nicht trocknete.

In seinem Mauerwinkel lugte der Student durch eine Art Schießscharte nach seinen Ruten und pfiff ab und zu auf einer kleinen silbernen Vogelpfeife. Die gab einen leisen zwitschernden Laut. Der Lockruf wurde manchesmal von einem Baum oder aus den Büschen beantwortet.

An einigen Rutenspitzen waren auch ein paar winzige Vögelchen angebunden. Die flatterten und versuchten vergeblich, sich loszumachen. Die in der Luft vorüberziehenden Vögel glaubten, von jenen käme das Gezwitscher, und ab und zu kam ein Vöglein vom nächsten Baum oder aus der Luft herbei und setzte sich auf eine der Leimruten, um zu erfragen, warum die Flatternden nicht fortfliegen wollten, und warum sie riefen.

Bald aber mußte der Neugierige dann seine Freiheit lassen. Sein Brustflaum klebte an der Rute fest, ebenso seine feinen Krallen. Allmählich hafteten auch seine Flügel, mit denen er um sich schlug, an dem Klebstoff der Rute. Und wie eine Fliege im Sirup, so quälte sich der kleine Vogel vergebens loszukommen. Andere flogen dann auf das jammernde Gepieps der Kameraden herbei. Auch sie blieben haften. Und die Ruten schaukelten unter dem Gezappel der jämmerlich verstörten und zu Tode geängstigten Tierchen heftig in der Luft hin und her. Und immer neue kamen

neugierig und hilfsbereit und umflatterten mitleidig die piepsenden Gefangenen, die sich trotz aller Anstrengung nicht von den Leimruten befreien konnten.

Das gestern so andächtige Auge des schmächtigen Studenten glitzerte jetzt wie ein Wieselauge, und auch sein Rücken bewegte sich unruhig und lauernd, wenn er durch die Mauerscharte spähte. Ab und zu flüsterte er uns die sich steigernde Zahl der an den Leimruten zappelnden Opfer zu.

„Vier, sieben, zehn, hui, — vierzehn!“ stieß er begierig hervor. Dann sprang er plötzlich aus seinem Versteck, war mit drei, vier Sätzen bei den Ruten, griff mit langen Armen und großen Händen in die Luft über die Büsche und pflückte die Vögel von den Ruten ab. Er stopfte die Vögel in seine Tasche, wo sie, vom Leim besudelt, alle aneinanderklebten und bald nur noch ermattet zuckten. Dann stellte der junge Mann schleunigst mit frischem Leim angestrichene Ruten in die Büsche. Es geschah geschäftig und blitzartig, als wäre jede Minute seiner Handlung kostbar für die Weltgeschichte.

Nachdem er wieder zu uns in das Versteck zurückgekehrt war, holte er Stück um Stück der Vögel aus seiner Tasche und zerdrückte jedem zappelnden Tierchen zwischen seinem Daumen und dem Zeigefinger das Köpfchen. Dann warf er den blutenden Vogelbalg zu dem Beutehaufen ins Gras, wo bereits dreißig bis fünfzig Stück, die er in diesen Morgenstunden gefangen, als tote Klumpen beieinander lagen.

Ulrike wurde blaß und wendete sich ab. Aber der Student grinste und sagte achselzuckend: „Das ist Jagd.“ Aber es war mir, wie er grinste, als wäre sein Gesicht schwarz wie das eines menschenfressenden Negers geworden. Schwarz vor Schuld, Scham und Verlegenheit, — so sah ich ihn für einen Augenblick vor meinem inneren Auge.

Über unseren Köpfen waren hier bei der Mauer Stangen auf Backsteinpfeiler gelegt. Sie trugen ein Rebengewirr, durch dessen Laub die Sonne grün leuchtete. Und große Trauben, goldgelbe und dunkelblaue, hingen darin zum Greifen nah.

Trotzdem der italienische Student die Verstimmung deutlich merkte, die sein grauenhafter Jagdsport in unseren deutschen Gemütern anrichtete, bewahrte er seine südlich lässige Höflichkeit und lud uns ein, von den Trauben zu pflücken. Und der Zwerg, der dabei stand, kletterte behend an einem Pfeiler hoch und riß ein paar Trauben ab, die er uns hinreichte.

Mir aber saß noch das Herz im Halse von der Vogelmetzelei, die ich hier gesehen hatte, hier im harmlosen blauen Morgen, den die Wiesenblumen und das Vogelgezirp schmücken sollten, und wo man unter den laubigen Traubengängen keinen Verräter und Mörder der Morgenunschuld vermuten konnte.

Ich mochte keine Traube anrühren, und auch Ulrike legte die ihr zugereichte Traube, ganz beklommen dankend, neben sich ins Gras.

Sie sagte mir leise, sie wolle gehen. Der Student verstand es und sagte, er wolle uns noch in den Weingarten führen, wo sein Freund viele Netze aufgespannt hätte und die Vögel in einer anderen Weise einfinge als er.

Im Garten droben nahm uns dann der Drogist in Empfang. Er führte uns durch die dichten Laubengänge, in denen hohe Rebenstöcke standen, die an Drähten ausgebreitet wuchsen und hohe Korridore bildeten. In diesen Gängen, an den Traubenwänden entlang, waren große haardünne Netze aufgespannt. In ihnen verfingen sich die kleinen Vögel im Durchfliegen. Sie zappelten hier in den Maschen wie die anderen vorhin an den Leimruten. Aber das Erschütterndste hier waren nicht die Netze, es war nicht die Fangart, sondern die Lockweise. Es waren da eine Reihe Käfige an der Wand. In denen hielt sich der Drogist geblendete Nachtigallen. Den Nachtigallen, die er gefangen hatte, hatte er die Augen ausgestochen, damit sie in ewiger Finsternis besser singen sollten. Die armen Tiere waren also doppelt gefangen, doppelt geängstigt, und ihre Klagen wurden doppelt schmelzend, doppelt sehnsüchtig.

„Das haben Sie getan?“ fragte Ulrike unbefangen, aber zugleich blieb sie wie erstarrt vor einer blinden

Nachtigall stehen. Sie konnte es noch gar nicht begreifen, daß es schändliche Wirklichkeit war, was sie sah. Und der Drogist grinste. Aber er hatte eine seltsame Art, über die Köpfe der Menschen fortzusprechen. Was er nicht hören wollte, übersprach er. Nur sein Blut, das ihm leicht zu Kopf stieg, zeigte, daß er gehört hatte.

Auch mir grauste es jetzt vor diesem Garten, der da am See hinter hohen Mauern eingeschlossen wie eine große Mördergrube lag. Von außen hätte man der harmlosen Mauer nicht ansehen können, daß dahinter die freiesten Geschöpfe der Erde, die kleinen, dem Menschenherzen so wohlgefälligen Nachtigallen und andere Singvögel, lebenslängliche Folterqualen und Tausende von ihnen einen gräßlichen Tod erleiden mußten.

Also dieses war das Grauen, dachte ich, als ich mit Ulrike den Garten verlassen hatte, das ich durch die Mauern gefühlt habe, als ich am ersten Abend durch den kleinen, brütend schwülen Ort hinaus zu den grimassenschneidenden Olivenhainen am Bergabhang gewandert war.

„Ich will keine Musik mehr von diesen beiden hören und kein Lied," sagte Ulrike ganz erschüttert. „Pfui! Wenn ich das gestern abend gewußt hätte, das die beiden solche Scheusale sind!"

„Sie werden aber heute abend doch mit den jungen Leuten auf das Scheinwerferboot gehen und über den See kreuzen, wozu Sie gestern abend der Offizier eingeladen hat."

„Nein, nein," rief sie heftig. „Ich habe den beiden eben gesagt, sie sollten lieber elende Schmuggler werden. Denn besser als die Vogeltöterei ist dann doch das Schmuggeln. Sie haben natürlich verstanden, daß ich sie nicht mehr sehen will, und wurden beide blaß und rot."

Im Gasthaus mußte ich ein kräftiges Glas Wein trinken, um die Übelkeit herunterzuspülen und das Grauen, das mich befiel, wenn ich an die Vogelfänger zurückdachte.

Ulrike, in ihrer lebhaften Art, sagte, sie hätte am

liebsten beiden die Augen eigenhändig ausgestochen und die Frevler lebenslänglich mit den Leimruten gepeitscht.

Der Tag wurde dann sehr heiß. Die Russin, Ulrike und ich saßen im Garten umher, oder im kühlen Speisesaal, lesend oder schreibend. Nach dem Mittagessen war die Glut aufs höchste gestiegen, und der See draußen leuchtete mit seinen Lichtflammen brennend in die Zimmer herein. Nirgends war Schutz vor der Hitze.

Die Damen hatten sich zum Schlafen zurückgezogen. Ich lag in einer Hängematte unter dem Mispelbaum, und mir schwand bald das Bewußtsein, aber Schlaf war es nicht, denn ich wachte und erlebte Seltsames dabei.

Die Hitze betäubte meinen Verstand, aber meine Augen und Ohren wurden unendlich wach und hatten ein Gesicht, das kein Traum war.

Ich schaute durch den Laubengang hindurch hinaus auf die lichtüberrieselte Seefläche, und dort sah ich ein Tier aufsteigen. Das hatte den Kopf einer Eidechse, den Hals einer Giraffe, den Bauch einer watschelnden Ente und den langen Schweif eines Krokodils.

Mitten im See hob es sich, grüngrau, wie aus tausendjährigem Schlamm geboren. Seine Haut hatte menschenkopfgroße Warzen.

Das Tier nickte mit seinem langen Hals wie ein Vogel Strauß. Das glitzernde Wasser rieselte in Bächlein an ihm nieder, und Büschel von großen Seepflanzen wuchsen dem Tier aus dem Rücken. Es sah aus, als habe es jahrhundertelang in der Seetiefe geschlafen und richtete sich jetzt auf, um Umschau zu halten, ehe es weiterschlief.

Ich erinnerte mich, ich hatte dieses Tier in einer lebensgroßen Nachahmung aus Stein im Zoologischen Garten in Berlin, an der Freitreppe zum Aquariumhaus gesehen, und wußte auch, daß auf einer Tafel darunter „Iguanodon“ stand, und „seit zwanzig Millionen Jahren auf der Erde ausgestorben“. Es war eines jener vorsintflutlichen Tiere, an die ich gestern

abend gedacht hatte, als Ulrike den Garten verhexte mit ihrer über alle menschlichen Begriffe starken Anziehungskraft, die die Zwerge, die Katzen und alle Männer entzündete. Vor meinem inneren Blick war Ulrike da in ein Fabelwesen verwandelt worden, für das man keine gewohnten Maßstäbe findet. Und nun sah ich am hellen, heißen Nachmittag ein Iguanodon seinen zwanzig Millionen Jahre langen Schlaf unterbrechen und mitten im See aufsteigen und Rundschau nach den Ufern halten, als wollte sich die langhalsige Gestalt mit einem ebenbürtigen Feinde messen, der es heraufgerufen und zum Zweikampf herausgefordert hätte.

Und seltsam, — ich erkannte plötzlich die Berge, die sonst Erde und Stein waren, auf dem anderen Seeufer und über meinen Häuptern und hinter den Hausdächern des am Berg hinaufkletternden Ortes nicht mehr. Diese einzelnen Berge schienen die Stümpfe von Urweltbäumen zu sein, deren jeder ein paar Meilen im Durchmesser maß. Und gegen diese riesigen Baumstümpfe wirkte das haushohe Iguanodon wie eine winzige Ameise. Die vorsintflutliche Welt, in der der Mensch weniger als ein Infusionstierchen in einem Tropfen Wasser war, erschreckte mich nicht; sie stand schrecklich schön im Sonnenschein vor mir. Und auch als das Iguanodon eine pfeilartige weiße Zunge, wie eine lange dünne Röhre, ausstreckte, die es langsam anwachsen ließ, erschrak ich noch nicht. Erst als die Zunge wie ein dünner Sauger die Ufer, die Berge und endlich die einzelnen Häuserflächen, die nach dem Wasser sahen, von der Mitte des Sees aus abtastete, da packte mich ein panischer Schrecken. Denn der weiße Strahl der Zunge zog sich, wenn er ein Haus berührt hatte, wie ein langer Schneckenfühler wieder zu dem Tier zurück.

Mit einem Male hörte ich Geschrei, ein Angstgezirp, ähnlich dem, das die zappelnden Vögel an den Leimruten im Morgen gezirpt hatten. Ich sah mit Entsetzen, daß die Zunge des vorsintflutlichen Tieres jedesmal, wenn sie ein Haus berührte, ein Fenster oder einen Laden eindrückte und sich einen Menschen aus

den Zimmern holte, und der Geraubte verschwand angeklebt mit der eingezogenen Zunge im Schnabelrachen des Tieres.

Das Iguanodon, das ich hier sah, war wohl zwanzigmal größer als die Abbildung, die ich einmal in Stein, von einem Bildhauer gearbeitet, in Berlin gesehen hatte. Den Menschen, den die Riesenbestie verschluckte, sah man im langen dünnen Tierhals nicht hinabgleiten, denn der Hautbehang des Halses schien fest und dick zu sein wie Panzerplatten.

Mein Grauen wuchs. Jetzt stürzten unter der Gartentür vom See her in den Garten herein die Weiber, die am Ufer gewaschen hatten, und viel Volk ihnen nach, das vor der Zunge des Tieres flüchtete. Ich fühlte aber, daß ich mich mit den Fußspitzen und meinen Armen in dem Maschennetz der Hängematte verwickelt hatte, so daß ich mich nicht zur Flucht aufrichten konnte. Nur meinen Kopf konnte ich hin und her bewegen.

Ich sah, wie auf den Lärm im Garten der Wirt, die russische Generalin, das heute morgen angekommene Ehepaar und die zwei Fischerknaben, letztere mit den Chenilleaffen und der Drehorgel bepackt, aus dem Hause kamen und nach der Kellertür strömten, die der Wirt öffnete, und wohin alles, was im Garten war, dem Wirt nachdrängte, der dann, als alle in den Keller geflohen waren, behutsam die Kellertür von innen schloß. Ich hörte, wie der Wirt zuriegelte, und wie die Leute drinnen erst alle durcheinanderschwatzten, und wie es dann atemlos still wurde und sie alle zu horchen schienen. Jetzt war die Zunge des Tieres, glänzend weiß wie der Lichtstrahl eines Scheinwerfers und pfeifend über die Krone des Baumes, unter dem ich in der Hängematte gefesselt lag, auf das Gasthaus zugeschossen und hatte die Glastür im Speisesaal eingedrückt, deren Scherben laut klingend auf den steingepflasterten Fußboden fielen.

Alle Leute im Keller waren in Sicherheit. Auch die Tochter des Briefträgers war vorhin mit den Menschen dort hinuntergeflüchtet, und ich staunte nachträglich noch, wie furchtlos sie eigentlich gewesen war.

Das junge Ding schien nur vom Strom der Flüchtlinge mitgerissen worden zu sein. Denn sie nähte, während sie in den Keller stieg, ruhig an ihrer Arbeit weiter.

Nur Ulrike hatte ich nicht aus dem Haus fliehen sehen. Aber ich wußte doch, daß sie in ihrem Zimmer oben war und Siesta hielt. Plötzlich zog sich die Tierzunge, die dünne, tastende und saugende Zungenspitze des Iguanodons, vom Hause zurück und schnellte wie eine zurückgeworfene Leimrute hoch in die Luft, gleichsam, als sei das vorsintflutliche Tier draußen im See tief erschreckt worden.

Mich schüttelten Frost und Kälte. Wie leicht konnte die Zunge jetzt pfeilschnell durch das Geäst des Baumes wieder zurückschießen und mich aus der Hängematte ziehen!

Da aber hörte ich, daß sich ein Fenster im Zimmer Ulrikes öffnete, und ich wollte dem schönen Mädchen zurufen, sie solle fliehen und sich verbergen, als ich sah, wie ein eben solcher Tierkopf, nur viel kleiner als der des Ungeheuers auf dem See draußen, sich aus dem Fenster reckte. Sein Hals wuchs und stand wie eine lange ungeheure Fahnenstange aus der Fensteröffnung. Seine Zunge schoß aus dem Rachen und züngelte lebhaft. Aber statt der Warzen hatte dieses neue Tier rote lockige Haarbüschel an seinem Giraffenhals, Haare, so rot wie Ulrikes Haar. Zugleich aber sah ich, daß die Zunge, die dieses Tier ausstreckte, keine lange Saugröhre war, sondern daß elektrische Flammen, elektrische Strahlenbündel, die viel schneller und viel gewaltiger waren als die Zunge des anderen Tieres, weit auf den See hinaussprühten und furchtbare Schläge ins Wasser austeilten. Und wo dieses Tieres Elektrizität hinschlug, schien der See bis in die Tiefe zu kochen.

Das Iguanodon draußen in der Seemitte hatte seine Zunge eingezogen, legte seinen Hals flach wie einen schwimmenden Baumstamm aufs Wasser, und es schien mir, als überlege es, ob es den Kampf mit der Nebenbuhlerin am Ufer aufnehmen, oder ob es wieder versinken sollte in sein jahrtausendealtes Wassergrab.

Plötzlich aber dröhnte die Erde. Der Baum, an dem meine Hängematte hing, zitterte und schüttelte sich, als wenn ihn ein Schauder durchführe. Zwischen den hohen vorweltlichen Baumstümpfen, die die Höhe des Monte Alto hatten, flog eine Herde blutfarbener Drachen auf. Die hatten mächtige Fledermausflügel aus roten Häuten. Der Himmel verfinsterte sich blutrot. Und die Drachen zeigten gelbe Bäuche und grünliche Brüste, hinter denen ich einen dunkelblauen Herzwulst pochen sah.

Im See aber tauchte lautlos das Iguanodon unter. Auch das Tier im Hause hörte auf, Blitze zu werfen, und zog seinen langen Hals in das Fenster zurück und verschwand. Die roten Drachen aber füllten die ganze Luft und wurden zu Millionen Drachen.

Ich sah eine Weile noch den Sonnenschein, der die vielen ausgespannten Drachenflügel rot durchleuchtete. Und von dieser Röte wurde auch der Baumstamm, unter dem ich lag, rot beschienen und ebenso Äste und Blätter. Der rote Stamm sah wie die blutige Gurgelröhre aus, die man einem mächtigen Tier ausgenommen hat. Und der Baum begann zu sprechen, und seine Äste begannen sich im Wind zu ballen wie Fäuste, und sie wuchsen und schlugen an die verschlossene Kellertüre, dahinter sich die Menschen des Hauses geflüchtet hatten. Und der Baum schrie zuletzt auf, und ich verstand jedes Wort, und mich schauderte, als er mich in der Hängematte hin und her schleuderte. Des Baumes Stimme aber rief:

„So lange ihr Menschengezücht euch höher dünkt und gewaltiger als das Höhenreich und das Unterreich, so lange sollt ihr keinen Frieden haben, da ihr keinen Frieden geben wollt. Ihr sollt nicht sicher sein in euren Häusern, nicht sicher in euren Betten, nicht sicher unter uns Bäumen. Wir werden immer wieder zu euch hereinbrechen, wir aus dem Unterreich und aus dem Höhenreich, deren Leben ihr erloschen glaubt. Und ihr werdet kämpfen müssen, so lange ihr Kampf wollt. Die roten Drachen, sie werden über euch geschickt, sie werden euch immer wieder besiegen, auch wenn eure Kämpfer elektrisches Feuer speien. Die

roten Drachen, die aus dem Urblut aufstiegen, aus dem auch ihr gezeugt wurdet, sie sind es, die euch züchtigen sollen."

Nachdem der Baum also dröhnend gesprochen hatte, wurde es still. Die rote Dunkelheit, die die Landschaft und alles um mich entrückt hatte, wich allmählich, und es wurde hell wie vorher. Der erhitzte Garten im Nachmittagslicht, voll blühender roter Nelken und roter Geranien, lag am See, trocken und scharf beleuchtet. Niemand sprach. Nichts Ungewöhnliches war zu sehen. Im Hause schien noch alles zu schlafen. Gerade vor mir an der Gartenmauer reckten sich einige blaugrüne, tierähnliche Kakteenstauden. Auf den fleischigen, gepanzerten Pflanzen sonnten sich grünschillernde Fliegen, und neben ihnen züngelte eine kleine Eidechse.

Meine Füße waren ein wenig in der Hängematte verwickelt. Ich konnte aber doch leicht aufstehen, ging zum Tisch und setzte mich in einen Strohsessel im Schatten des Hauses und dachte über das sonderbare vorsintflutliche Gesicht nach, das ich zwischen Wachen und Träumen eben erlebt hatte.

Später kamen die Damen zur Kaffeestunde aus ihren Zimmern in den Garten, und wie wir da zusammen unter dem Mispelbaum saßen, wollte ich ihnen mein Traumgesicht beschreiben. Aber als ich den Mund zum Sprechen öffnen wollte, tauchten mir ganz andere Bilder auf. Ein innerer Wille zwang mich, ganz andere Worte zu sprechen als die, die ich hätte sagen wollen. Es war von jenem Gesicht her eine unerklärliche Angst in mir geblieben, die mir ergab, daß ich neuen Schrecken, der sich hier entwickeln konnte, dadurch im voraus Einhalt tun könnte, daß ich die Zukunft den Damen so schilderte, als wäre sie bereits Ereignis gewesen.

Und ich erzählte:

„Vorhin war es Nacht hier im Garten und draußen auf dem See. Die Lampe unterm Mispelbaum brannte, und auf Ihrem Stuhl hier saßen Sie, gnädige Frau" — und ich verneigte mich leicht gegen die russische Dame. „Zu Ihren Füßen lagerten alle Katzen des

Hauses, graue und schwarze nebeneinander, scheinbar schlafend, aber eigentlich mit Ihnen in die Dunkelheit horchend. Um den Tisch herum saßen alle Zwerge des Ortes. Der eine Zwerg hatte eine Kappe voll Birnen vor sich liegen, der andere Zwerg seine Kappe voll Trauben, der dritte seine Kappe voll getöteter Singvögel. Die anderen Zwerge, die neben ihnen saßen, hatten leere Kappen, aber sie warteten, so schien es mir, jeder einen unbewachten Augenblick ab, um aus den drei gefüllten Kappen etwas zu stehlen. Aber die drei Zwerge mit den gefüllten Kappen horchten mit Ihnen und den Katzen gegen den See hin, wo eben nach dem Abendläuten das Scheinwerferboot tutete, das dann das kleine Hafenbassin von Limone verließ und seine Nachtwache an dem Ufer entlang antrat."

Die um den Tisch Sitzenden mußten angestrengt horchen, da tief im Hause, in einem der letzten Zimmer, der Drehorgelkasten gespielt wurde. Der am Morgen angekommene alte Herr spielte das kreischende Instrument, während seine Frau mit den beiden Fischerbuben schlurfend über den Steinboden tanzte.

„Ich selbst befand mich auf dem See in einem Nachen und ruderte. Am Ende des Bootes saß die schöne Tochter des Briefträgers. Sie hatte den neuen Vollmond vor sich auf dem Schoß liegen wie ein Stück Weißzeug. Der Mond war entzweigerissen, und sie nähte mit einer großen goldenen Nadel seine Risse zusammen.

Alles Unnatürliche in meinem Traum war so selbstverständlich, wie wir jetzt hiersitzen und Kaffee trinken. Ich konnte überall zu gleicher Zeit sein, im Garten, im Haus, im Kahn und auf dem Scheinwerferboot," erzählte ich weiter.

„Auf dem Zollboot, das wie ein langer schmaler Walfisch aus Eisen, nur wenig erhöht, über die Wasserfläche hinschoß, sah ich, umgeben von Zolloffizieren und Matrosen, Ulrike stehen. Es unterhielt sie besonders, einem Manne zuzusehen, der den Scheinwerfer handhabte. Vom Boot war über dem Wasser nichts zu sehen als nur ein kleiner Schornstein, der Lichtapparat des Scheinwerfers und ein dünnes Eisen-

geländer, das um das längliche Verdeck lief. In der Form einer Zigarre, und einem Wasserkäfer ähnlich, eilte das Boot auf der Seefläche hin und kreuzte pfeilartig von Ufer zu Ufer. Die Offiziere rauchten Zigaretten und freuten sich über Ulrike und über ihr rotleuchtendes Haar, das in der Nacht noch stark mit seiner Feuerfarbe lockte.

Plötzlich kam Bewegung unter die Matrosen. Ein Offizier neben dem Scheinwerfermann gab leise Befehle, und alle andern Offiziere drängten sich zu ihm heran, und jeder sah durch ein neben dem Scheinwerfer angebrachtes Fernrohr eifrig und lebhaft erregt hinauf ans Ufer.

Man hatte Schmuggler entdeckt. Ich aber wußte, da ich auch zugleich oben auf dem Berg sein konnte, daß die vom Fernrohr entdeckten Gestalten im weißen Lichtstrahl des Scheinwerfers dort oben keine Schmuggler waren, sondern der Student und der Drogist, die der Aufforderung Ulrikes nachgekommen waren und die Schmuggler spielten, nur um die Abendfahrt für Ulrike auf dem Scheinwerferboot unterhaltender zu machen.

Die Offiziere aber sagten Ulrike nicht, daß sie Schmuggler entdeckt hätten. Einer bot ihr den Arm und führte sie auf den Wink der andern in die Kajüte, wo er ihr einen Spiegel zeigte, in welchem man nicht sich, sondern sein vorsintflutliches Urbild sehen konnte. Ulrike lachte herzlich, als sie sich in dem Spiegelglas als eine Art Iguanodon erkannte.

Im selben Augenblick hörte Ulrike ein Tuten, und es wurden Befehle durch ein Sprachrohr an die Bergwand hinauf zu den Schmugglern gerufen: ‚Stillgestanden! Oder wir geben Feuer!‘

Ulrike wandte sich vom Spiegel ab und zeigte dem Offizier ihr schönes Mädchengesicht und sagte:

‚Ihr werdet doch nicht auf den Studenten und auf den Drogisten schießen, die nur zum Spaß die Schmuggler machen?‘

Im selben Augenblick krachten aber fünf Schüsse knapp hintereinander aus einem Maschinengewehr, das am Kiel des Bootes angeschraubt war. Vom Berg

27*

hörte man ein Niederrasseln von Steinen. Nach ein paar Augenblicken rauschte das Seewasser vom Fall zweier Körper schäumend auf.

„Ihr habt zwei Menschen getötet,' schrie Ulrike.

Die Schüsse aber in der Nacht wurden zu hundert Echos in den Bergen. Und in den Häusern von Limone erhellten sich viele Fenster. Viele Leute kamen aufgestört mit Lichtern und Laternen an den Strand, und viele Frauen warfen sich am Wasser händeringend auf den Boden und riefen: ‚Man hat uns unsere Männer getötet!' Denn diese waren Schmuggler und befanden sich in dieser Nacht auf den Paßwegen mit Waren beladen, die sie im Finstern über die Grenze schleppen sollten.

Zugleich rannte der Briefträger kreischend am Ufer entlang und schrie: ‚Meine Tochter ist verschwunden! Mit diesen meinen Händen werde ich den erwürgen, der sie entführt hat.'

In der allgemeinen Aufregung gellte noch die Stimme Annunziatas, des Dienstmädchens im Gasthause. Die rief einem alten Herrn, der sie schüttelte, ins Gesicht:

‚Jawohl, ich habe dem Mann die Frau vergiftet, weil sie immer mit meinem Geliebten tanzt und nicht genug an einem Mann und einem Geliebten hat, sondern einen Mann und zwei Geliebte haben will.'

Der Wirt des Gasthauses aber verwandelte sich in einen Esel, stand an einer Straßenecke auf vier gespreizten Beinen und wehklagte in die Nacht.

Im Garten starrte die Generalin, die bei den Katzen und den Zwergen saß, wie entgeistert nach der Haustüre des Gasthofes, wo der alte Mann herauswankte, der den Drehorgelkasten gespielt hatte, und dessen Frau tot war. In ihm erkannte die Generalin plötzlich ihren vor Jahren ins Meer gestürzten Gemahl, dem damals im Schreck, als sein Sohn ertrank, das Erinnerungsvermögen geschwunden war, der sich aus dem Meer gerettet hatte, aber nicht mehr wußte, wer er war, und der damals nach Deutschland gereist war, eine künstliche Blumenfabrik gekauft und wieder geheiratet hatte.

Jetzt stürzte dieser Mann wie die andern nach dem

Strand, wo ein allgemeines Geschrei und Gerufe durch die Nacht hallte.

Die Generalin erlitt vom Erkennungsschreck einen Schlaganfall. Sie sank einseitig gelähmt vom Stuhl. Die Katzen im Garten flohen alle in den offenen Keller, und auch die Zwerge erschraken und liefen hinter den Katzen in das Kellerversteck. Dort balgten sie sich um die Birnen, die Trauben und die toten Vögel.

Birnen und Trauben schmatzend und tote Vögel zerkauend, kamen die Zwerge nach einer Weile aus dem Keller vorsichtig hervorgekrochen. Sie zupften die umgefallene Generalin am Ohr und an der Nase und schleiften sie, mutig geworden, weil sie sich nicht rührte, am Mantel und an den Schalzipfeln den Garten hinunter an den See, wo sie sie unter Gekicher von der Landungsbrücke ins Wasser stießen.

Die Tochter des Briefträgers im Kahn hatte die Risse im Mond zusammengenäht und gab die Mondscheibe frei, die aus ihrem Schoß fort an den Himmel hinaufschwebte, wo sie im Zenit stehen blieb, und wo sie nun die Seelandschaft mit ihrem Licht wieder verklärend beleuchtete. Das Mädchen selbst aber sprang aus dem Boot, nachdem sie zu mir noch gesagt hatte: ‚Mein Vater ruft mich. Er darf mich nicht bei Ihnen finden. Dann sind Sie des Todes.' Dann war sie leicht über das Wasser fortgelaufen, als wäre der See eine Glasplatte, und sie kam heil an das Ufer, wo sie ihrem Hause zueilte.

Ich aber wollte nicht mehr nach Limone zurück. Ich hatte genug von dem abenteuerlichen Aufenthalt und wollte noch in der Nacht nach Torbole rudern. Da glitt das Scheinwerferschiff an mir vorbei, und mit dem verzweifelten Schrei: ‚Nehmen Sie mich auf!' sprang Ulrike vom Boot herunter zu mir in den Kahn. Dann ruderte ich aus Leibeskräften und schloß die Augen und ruderte, nur von dem Gedanken der Flucht angetrieben.

Ulrike aber hing mir an meinem Halse, während ich ruderte, und die junge Dame flehte mich an, sie zu ihrem Bräutigam nach Freiburg zu rudern, da sie gewiß nie mehr einen anderen Mann ansehen wollte

als ihn und kein Unglück mehr suchen wollte, sondern das Glück der Ehe, soweit das einem Iguanodon möglich sei."

Also hatte ich gefabelt.

Ulrike, die längst ein Taschentuch vor den Mund gehalten und öfters während meiner Erzählung wiehernd aufgelacht hatte, stöhnte jetzt:

„Uff, uff, Sie haben recht. Ich werde heute noch nach Freiburg abreisen, um nicht all das Unglück anzustiften, das Sie mit solcher Wollust auf den Kaffeetisch malen. Es ist nur so schade, daß ich allein reisen soll, und daß ich Sie beide in dem stimmungsvollen Weltwinkel hier zurücklassen soll, während ich vor meiner Iguanodonseele fliehen muß."

„Daß Sie mich aber auf so schreckliche Weise umbringen lassen! Ich soll im Wasser umkommen, nachdem ich meinen ertrunken geglaubten Mann wiedergesehen habe! Was habe ich Ihnen getan, das Sie mir ein so fürchterliches Schicksal ausdenken?" rief die Generalin, ihr Unglück genießend, aus.

„Sie haben nichts getan, als daß Sie sich immer in Ihrem Innersten dramatische Schicksale gewünscht haben. Sie dramatisieren mit Ihrer Sehnsucht zum Unglück Ihr eigenes Schicksal, da Sie Angst haben, daß es sich sonst friedlich wie ein Idyll entwickeln könnte," anwortete ich ihr.

„O, Sie haben eine sonderbare Art," sagte die Russin, „einem Aufklärungen über sich selbst beizubringen. Sie nehmen einem Unglücke vorweg, die man das Recht hatte, zu erwarten," fügte sie beinahe schmollend hinzu.

„Ich habe nichts anderes hier erwartet," rief Ulrike jetzt, gleichfalls schmollend. „Sie glauben, daß wir alle an Sonnenstichen leiden, und Sie legen uns eine Eiskompresse aufs Herz. Dafür bin ich Ihnen eigentlich doch dankbar. Sie leuchten wie ein Scheinwerfer in uns hinein und erzählen uns dann Märchen, die Sie in uns gesehen haben, wie ein Großpapa seinen Enkeln Gruseln macht. Und recht belehrende Märchen sind das, das muß ich sagen."

Die Russin ereiferte sich aber und meinte:

„Jedenfalls ist die Gewitterstimmung hier zerstört.

Ich bin dagegen, daß man die Menschen von ihren Handlungen, die sie tun müßten, durch solch haarsträubenden Anschauungsunterricht vom blinden Leidenschaftsweg abschreckt. Jetzt wird Ulrike sicherlich nicht heute abend mit dem Offizier auf das Scheinwerferboot gehen wollen. Der Student und der Drogist sind durch Tod abgeschafft. Ich finde, der Erzähler solcher Märchen müßte jetzt wenigstens neue Menschen und neue Ereignisse herbeischaffen. Denn damit, daß eine erzählte Geschichte aus ist, ist doch nicht das Leben der Zuhörer aus. Wir leben weiter und wollen erleben."

„Hier kommt schon neues Leben," rief Ulrike.

Mit dem Wirt traten zum Gartentor zwei fremde Herren in den Garten herein. Sie trugen kleine Handtaschen, und der Wirt stellte uns die Herren im Vorübergehen als zwei italienische Ärzte vor, die für einige Wochen hier bleiben sollten, und die soeben erst mit dem Dampfschiff angekommen wären.

Wir hörten nur noch, wie die Herren zum Wirt sagten, sie wollten nur rasch ihre Hände waschen, und dann die Wiese aufsuchen und den Platz bezeichnen, wo die Krankenzelte aufgeschlagen werden sollten.

„Ja, ist denn eine Epidemie ausgebrochen?" rief die Generalin, mit ihrem einen Auge belustigt zwinkernd, und richtete sich aufgeräumt aus ihren Schals und Mänteln empor.

Die Herren waren aber schon mit dem Wirt ins Haus getreten und hatten beim Geräusch der Schritte die Frage überhört.

Wir sahen einander verwundert an. Ich erinnerte mich, in der Zeitung gelesen zu haben, daß in Venedig Cholerafälle vorgekommen seien. Aber ich verschwieg es, um die Damen nicht zu erschrecken.

Jetzt kam Annunziata, das Dienstmädchen. Sie hatte am Gartentor dem Briefträger die Post abgenommen und brachte uns Zeitungen und Briefe. Dabei sagte sie geheimnisvoll:

„Die Dame, die heute morgen angekommen ist, ist sehr krank. Der Wirt hat gesagt, die Krankheit könne Cholera sein."

„Da haben wir es, das Unglück," rief die Russin begeistert aus. „Ich packe sofort meine Koffer."

Ulrike und ich lachten, und Ulrike sagte:

„Jetzt bekomme ich es, wie ich es gewollt habe. Jetzt werden alle mit mir abreisen. Wie froh ich bin, daß sich doch etwas Allgemeines ereignet, und daß meine Abreise nicht allein das Tagesereignis sein muß."

Ich hatte inzwischen rasch die neue Zeitung aufgeschlagen und las, daß verschiedene Cholerafälle in Venedig und auch am Gardasee gemeldet waren. Ich schlug dann den Damen vor, zusammen noch einen letzten Abschiedsspaziergang nach den Wiesen zu machen, was die Damen auch gerne taten. Draußen vor dem Ort, in der Nähe eines alten Pestfriedhofes, der jetzt wie ein harmloser Rosengarten zwischen prächtig düsteren Zypressen lag, trafen wir die beiden Ärzte, die den Arbeitern zusahen, welche dort ein großes vitriolgrünes Zelt errichteten.

Bei der Farbe des Zeltes mußte ich an das Haus des vorsintflutlichen Tieres denken, das sich in meinem Traum aus dem See gereckt hatte und mit seiner Zunge in die Häuser eingedrungen war, aus denen es die Menschen einzeln herausgezogen hatte, um sie zu verschlingen. Bald würden hier Tragbahren ankommen. Bald würden die Häuser des kleinen Ortes einzelne ihrer Bewohner als Opfer der Cholera in dieses Zelt dem unerbittlichen Choleragespenst hingeben müssen.

Während wir noch dastanden, wurde schon auf einer verhüllten Bahre die erste Kranke aus dem Gasthaus, in dem wir wohnten, gebracht, die Dame, die mit ihrem Mann heute morgen aus Venedig angekommen war. Der Wirt mit seinem demütigen Eselsgesicht stand neben mir und stöhnte laut und hörbar, denn er wußte, jetzt würden seine Gäste fortziehen und alle Bewohner des Ortes sein Haus meiden. Und wer wußte es denn, ob nicht er und alle, die hier standen, bereits vom geheimnisvollen Choleratod gezeichnet waren?

Es war aber gar nicht mehr so leicht, dem Ort des

Schreckens zu entfliehen. Die Dampfschiffe weigerten sich, in Limone anzulegen, und das Schiff, das die Ärzte gebracht hatte, war das letzte gewesen, das die Landungsbrücke berühren wollte.

In der Nacht, als der Mond, von einer dünnen Wolke in zwei Teile geteilt, über dem See und dem Monte Alto hing, stießen geheimnisvoll zwei Boote bei der Gartentüre des Gasthauses ab. In dem einen saß ich und ruderte Ulrike und unsere Koffer, da wir uns keinem Bootsmann vertrauen wollten. Im anderen Boot saßen die russische Generalin und der Mann der vor zwei Stunden gestorbenen Frau, der eine heillose Angst hatte und nicht einmal die Beerdigung seines toten Weibes hatte abwarten wollen. Dieses Boot ruderten die beiden Fischerknaben, da es schwer und mit den großen Koffern der Generalin beladen war.

Während der ganzen Nacht ruderten die Boote lautlos Seite an Seite, und als wir die Bucht von Limone verlassen hatten, war in der Dunkelheit nichts mehr von diesem Ort bei uns als der säuerliche Duft der Zitronenfrüchte, der uns aus den Säulengärten in der milden Nacht über das Wasser noch nachkam, lockend und verführerisch, wie ein lebendes Wesen, das auf den Wellen wandern kann, ohne zu versinken.

Aber der Scheinwerfer des Wachtbootes, der sonst die Nacht so unruhig machte, war in der Mondhelle, in welcher keiner zu schmuggeln wagte, auf der anderen Seite des Sees tätig, und er streifte drüben mit seinem weißen Strahl die vom Mondschatten verdunkelten Bergwände ab.

Als wir einige Zeit gerudert hatten, riefen die Fischerknaben vom anderen Boot mir zu:

„Jetzt sind wir über die Grenze gekommen. Jetzt sind wir auf österreichischem Seegebiet."

„Jetzt sind wir bald in Freiburg," lachte Ulrike. Sie war im Geist längst nicht mehr auf dem See, sondern weit über den Alpen bei ihrem Bräutigam.

Ich aber war froh, daß wir dem Abenteuerherd entrannen, den ich vom ersten Augenblick an, als ich im Sturmwind in das kleine Wasserbassin von Limone

hineingefegt worden war, beim Betreten des Landes mit allen Sinnen gewittert hatte.

Aber die Russin meinte, Abenteuerherde müsse es überall geben, denn sonst wäre das Leben eine Einöde. Und sie suchte begierig nach neuem Unglück.

Romane

Josa Gerth

Roman

Dies Buch einem Toten

Vorakkorde

Tränen — Tränen im Frühling! Das Licht steht still und horcht, und die Lüfte halten den Atem an und lauschen, und alles starrt auf das schluchzende Kind.

Seine Arme umschlingen den Baum. Sie pressen ihn fest. So fest, daß das Blut stockt, die Adern schwellen, und dann zittert und glüht das junge Herz.

Die Einsamkeit sieht es groß und ernst an:

„Warum weinst du, Mädchen?"

Das Schweigen saugt ihm die Tränen von den Wimpern:

„Warum weinst du, Mädchen?"

Niemand weiß es. Niemand sagt es ihr.

Kein Leid, kein Schmerz ätzt ihre Seele. Und doch diese Tränen, dies Schluchzen.

Der Himmel ist blank und leuchtend. Das Sonnengold jauchzt. Licht und Klarheit wogen trunken im blendenden Äther.

Aber die Erde liegt noch im Frühlingsdämmern. Aus ihrer Brust quillt der Atem, leise zögernd, aber berauschend, kraftschwellend in gärender Macht, die junges, zündendes Blut durch winterschlaffe Adern treibt.

Das Licht zerschlägt schäumend die Wolken. Stürzt rauschend nieder. Küßt ihre Lippen. Küßt sie heiß, stürmisch. — Da schlägt die Erde die Augen auf.

Sie lacht nicht. Sie seufzt nicht. Sie ruht ganz, ganz still, gelähmt von der Starre des keimenden Erwachens. Die Gedanken, den trägen, warmen Schlaf in den Gliedern, stehen erst an der Schwelle des Bewußtseins. Unschlüssig, halb wachend, halb träumend, mit taumelndem Blick zum Lichte wankend.

Das alles sah das Kind.

Aber nicht wie man Farben und Formen und Linien mit dem Augstrahl umklammert; auch nicht wie Träume, die man betastet; viel, viel näher. Tief im Herzschlag, mit dem Kern des warmen Pochens in eins verschmolzen und doch ein anderes und unfaßbar.

Es sah die Erwartung, die überall dem Lichte die Arme entgegenbreitete. Fühlte die Unbefriedigung der Natur. Die schmerzende Öde der matten und kargen Töne ringsum. Die hungernde Leere, in der jener Sonnenstrahl viel heftiger brannte, all dies gierige Mühen, Wärme, Kraft, Leben einzusaugen, um es in Farbe, Duft und Blüte wieder auszustrahlen.

Das alles sah das Kind, alles das pochte in seinem Herzschlag.

Und da seufzten die Augen, und gruben sich in die Helle und durchwühlten die aschfarbene Leere.

Wollten keine Farben blühen? kein Duft? keine Klänge?

Doch die Leere blieb leer und stemmte sich unerbittlich gegen das Sehnen, zerfleischte die Kinderbrust und zerschlug den Glanz der Augen in Tränensplitter.

Aber das Kind wußte nicht, warum es litt, noch warum es weinte. Es wußte nicht einmal, daß es ein Herz hatte.

Es starrte über die kahlen Bäume und die leeren Felder und die dunkle Nacktheit der Erde — und wie es sehnte, horchte und suchte, da löste es sich wie Tropfen vom Himmel, erst nur zart, leise und hell, heller und immer heller, — Glockenlieder, kristallene Laute, glitzernde Frühlingsklänge; — Trostschimmernd perlten die Töne nieder, — da sprengte die Sehnsucht das Herz.

Das Kind warf sich zur Erde. Küßte den blassen Keim unter der feuchten Scholle. Der Keim schlürfte seine Tränen, und aus den Tränen stieg die Frühlingsahnung, weißleuchtend, hoffnungsmilde, und strömte Duft und Licht und Farbe.

Und das Mädchen umklammerte den Baum, schmiegte sich berauscht an das erwachende Leben. Und ihre

Arme wärmten seinen Stamm, und im Mark stiegen und drängten die Säfte.

Frühling! Bist du es wirklich!? — — —

Dann sank die Sonne.

„Josa! Josa!"

Man hat gerufen? —

„Josa! Josa!"

Sie springt auf. Die letzte Träne zersprüht. Sie starrt einen Augenblick in die Abendsonne — lacht und stürzt mit ausgebreiteten Armen dem Lichte entgegen.

„Josa! — Josa!" —

*

Als Josa fünfzehn Jahr alt war, schrieb sie ihr erstes Gedicht.

Ein Sonntagmorgen. Großmutter und Martin waren zur Beerdigung der Tante Agnes nach Kitzingen gefahren. Josa allein zu Hause.

Schon das Alleinsein war so wunderbar neu, so prickelnd behaglich. Und nun der Morgen mit seinem zarten Licht, seinen duftblauen rinnenden Schatten, der silbermatten Ferne, drin alles unwirklich glänzte und flimmerte. Der Kontrast zwischen Nähe und Weite schroff, unvermittelt. Die Wiesen und Büsche mit zartgrünen Konturen und plötzlichen schweren Tiefen und die Bäume wie dumpfe Silhouetten, mit dunklen scharfrandigen Stämmen, daran die Nacht in die Erde zurückkroch. Aber über allem wache, weißglitzernde Feuchtigkeit.

Als Großmutter und Martin fort waren, hatte sich Josa mit einem Buche auf die Terrasse gesetzt. Die weißen Tauben kamen auf den Tisch, nickten und pickten. Manchmal fiel ein feines dottergelbes Blatt von den Akazien, dann auch eines in das Wasserglas. Schaukelte wie eine Muschel hin und her, drehte sich leise im Bogen und legte sich an den Rand. Durch die großblätterigen Fliederbäume zogen die Glockenlaute und kreisten und rankten wie silberne Arabesken

28*

und schimmernde Kristallgewinde durch die Morgenstille.

Jeder Sommersonntag hatte hier oben im Pfauenhofe dasselbe Gesicht, denselben von weichen Lauten und weichem Licht umkosten Frieden.

Aber die Einsamkeit störte heute Josa. Die geschäftige Stille ringsum zerfaserte ihre Aufmerksamkeit. Erst schaukelte sie das Buch auf der Tischkante. Dann klappte sie es zu.

Sie stand auf.

Ah, sie war allein! Sie schüttelte Arme und Kopf in üppiger Freude. Dann sah sie mit weitem Blick, als wolle sie alles mit den Augen umarmen, von der Terrasse über die Ferne, dann im Garten am Hause hoch hinauf, als sehe sie dies alles heute zum ersten Male.

Darauf ging sie hinein.

Durch alle Zimmer, durch alle. Und alle Türen ließ sie hinter sich weit auf. Aber in Großmutters Zimmer trat sie mit gefesselter Energie, ganz wie Kinder, die nicht zeigen wollen, daß sie sich eigentlich fürchten. Sie glättete eine Kommodendecke, öffnete das Fenster, setzte sich in den schwarzen Lederstuhl, aber alles mit übertriebener Sicherheit, die noch im Keimgefühl mit der Scheu kämpft. Dann ging sie wieder zurück, vor dem Pfeilerspiegel und dem Spiegel des Porzellanschrankes verbeugte sie sich tief. Darnach wurde ihr Schritt gemessener. Der Nacken steifer. Und immer noch im Weitergehen mit den Gedanken am Spiegel, behielt ihr Gesicht den Ausdruck beherrschter Ordnung. An allem, was glänzte, blieb sie stehen. Ein Briefmesser aus Cuivre poli schwang sie hoch und stieß es hart nieder, daß der Glanz durch die Luft zischte. Den kupfernen Aschenbecher rollte sie über den Tisch, er fiel auf der andern Seite hinunter, sie ließ ihn liegen. Dann hauchte sie über die gelbgrünen tiefblanken Messingtüren des Ofens. Am Bronzefuß der Lampe schnitt sie Gesichter und lachte über die Verzerrung auf dem buckligen Metall.

Vor dem schillernden Pfauenbukett in der Ecke stand sie eine Weile. Dann griff sie mit beiden Händen zu,

zog so viel sie fassen konnte heraus, sah sich einen Augenblick um und schleuderte alle Pfauenfedern durch das Zimmer, über Stühle, Sessel, Diele. Zuletzt griff sie nach dem Rest und streute ihn rings um sich und in ihr Haar und schob sich einige in die Ärmel und in den Nacken. Ein wildes Farbenfunkeln ätzte nun aus allen Ecken und Tiefen die Stille des Zimmers. Schlangengrün und Goldkäfergrün, und violettes Braun, und violettes Gold und Blau. Josa stand in der Mitte des Zimmers, die Arme niederhängend und den Kopf, sie schluckte nur manchmal, sonst schwieg alles an ihr, betäubt von den Farben.

Unter der Diele begann ein Hufstampfen und Poltern. Die Ställe lagen in den Kellern des Hauses und unter der Terrasse.

Das Mädchen richtete sich auf, begann zu wiehern und lief hinaus, durch das Gras, über ein Blumenbeet zur Terrassenbrüstung.

Die Töne hatten sich gekräftigt. Ein lichtsatter Sommertag starrte groß, hell, mit unbarmherzig weitgeöffneten Augen über die Felder und Höhen.

Würzburg, die Festung Marienberg, das Käpelle, und im Leistengrunde die weißen und roten Mauern und Dächer lagen zum greifen nahe.

Dicht unter ihr flirrten und zitterten weiße Schmetterlinge über den Klee, ein Lufthauch trieb graues Rieseln im Zackenlauf durch das Grün.

Josa stützte die Hände auf die warmen Steine. Ihre Augen preßten sich in die Sonnenhelle. Ihre Finger zitterten. Ihr Herz zitterte. Alles zitterte an ihr. Sie bog sich weit vor. Immer das Grün, immer die Schmetterlinge, sie konnte die Augen nicht mehr lösen, sie war wie angebunden an die schimmernden Punkte. Sie starrte und starrte, und als sie in der Ferne zergingen, starrte sie immer noch.

O das war so süß! Sie preßte die Arme fest an die Hüften. Was war das nur? So süß! So berauschend!

Die Füße pochten kurz und energisch. Es war in ihrem Blute ein Schluchzen und Lallen, das stieg wie gequollene Perlen hoch und tropfte üppig und gluträge in ihr Herz. Der Atem sog und stieß krampf-

artig. Die fessellose Unruhe, in der jeder Nerv schwelgte, spannte alle Sinne zu schärfstem Empfinden. Es war nicht mehr ein Leben — hunderttausend Leben rauschten durch ihren Körper. In jeder Ader drängte das Entzücken. Ein Empfinden, als ob sie hochgeschleudert über allem schwebte, ohne Bewußtsein für das, was wirklich, und sie mit schroffen Formen und derber Schwere umgab. Alles in kreisenden Wallungen, in wogender Weißglut.

Mit hastiger Hand wühlte sie in der Tasche. Ein altes Briefkuvert — ein winziger zerkauter Bleistift, die ersten zwei Strophen im Fluge mit gejagten, zerflatternden Buchstaben.

Dann sann sie einen Augenblick. —

Es war gar nicht möglich, das alles festzuhalten. Es tauchte auf und versank, blendend wie Sonnenlichter und zerrinnend wie Sonnenlichter. Sie klammerte sich mit Mühe an die Gedanken, um sie zum stehen zu bringen. Aber wenn sie einen faßte, in Worte fing, zerstäubte der weiche Schmelz der Empfindung an der engen linienbegrenzten Form des Ausdruckes. — Doch endlich stand es auf dem Papier.

Ein kleines scheues Lied, ein Gemisch aus Seufzern und Jubellauten.

Es plauderte von weißen Blüten, von Frühlingssehnsucht und Winterleid. Als Josa Gerth dieses Gedicht vom Schmachten eines kranken Herzens nach Lenz und Blüten schrieb, brannte die Julisonne und ihre Wangen leuchteten in kräftiger Gesundheit.

*

Gleich am Anfang des Hohlweges, der von der Heidingsfelder Chaussee zum Pfauenhofe aufführt, lag links noch vor der Buchenhecke eine ganz neue Villa im gotischen Stil. Einen Sommer lang war sie bewohnt gewesen, aber seitdem blieben die Jalousien geschlossen. Nur in der Gärtnerwohnung im Erdgeschoß standen im Juli Geranien und Flocks an zwei Fenstern, im Winter ein Futterkasten für Vögel.

Die Ranachs hatten ihre Flitterwochen darin verlebt. Als er in Nizza starb, kehrte die Witwe nicht mehr nach Würzburg zurück. —

Josa hatte ihren Gummibaum zu Ranachs Gärtner gebracht, er sollte ihn umsetzen. Er klopfte eben mit der Scheuerfrau ein paar Teppiche, und oben im ersten Stock waren die Fenster geöffnet. Die weißgetünchten Scheiben weit zurückgeschlagen und seidene Vorhänge mit reichem glänzenden Rankenwerk und schlaffe Spitzengardinen hingen über die niederen Fensterbrüstungen. Die Sonne zuckte in scharfen Rissen auf der Seide und weich vom bleichen Gewebe. Manchmal huschte drinnen von Bronzen und Schnitzereien ein scheuer Lichtblitz, dann war es, als zucke das leblose Dunkel mit den Wimpern.

Josa empfand immer ein neugieriges Mitleid mit dem öden Hause.

Der Gärtner führte sie hinauf und zeigte ihr die Zimmer. Ihr Blut prickelte, als sie durch die glatten, üppigen Räume schritt. Erst durch eine malvengrüne Halle, eine Art Speisesaal mit wuchtigen Büffets, steifen Stühlen und grauem Kamin. Dann durch einen Salon mit altgold Plüsch und kupferfarbenem Damast und einen andern, wo alles meerblaue Seide und zwischen graziösen cremefarbenen Säulen in Blattpflanzen und Blumen ein Bassin aus Kristall und Bronze. Dann weiter — plötzlich schrak sie — stand still, zwischen heliotropfarbenen Portieren eine hohe Frauengestalt.

Der alte Mann ging ruhig hinein: „Das ist die Gnädige, schön, eine schöne Frau." Er leckte am Finger und wischte Fliegenschmutz von der Rahmenrosette. „Ein großer Maler hat's gemalt. Ich kann's nit lesen, da steht's." Dann antwortete er gegen das Fenster: „Ja, ja, ich komm' schon. — Sehen Sie sich das nur ruhig an. Die Dorette ruft wegen die Teppich'. Setzen's Ihne einstweilen, ich komm' glei' wieder."

Ein lebensgroßes Pastellbild. Eine Dame in heller Gesellschaftstoilette auf blaublumigem Grunde. Zuerst fesselte nur der Kopf, die volle Kraft der Beleuchtung und der Farben sammelte sich in diesem in den Nacken

gebäumten Kopf. Von ihm strömte Macht und Bewegung über den ganzen Körper.

Die Figur bis zu den Knien, ganz von der Seite, schritt im Rahmen vorbei. Der Kopf leicht umgewandt unterbrach das Vorwärtsschreiten. Leise keimende Aufmerksamkeit hemmte jede weitere Regung. Ein hauchzarter Gazeschleier sprang von der linken Schulter in pfeilscharfen blendenden Bruchadern über die energisch geschweifte Rückenlinie, schlang sich tändelnd über den vollen, nackten Oberarm und strich zitternd am gesenkten Arme nieder. Die Hand hielt einen Fächer. Die Knöchel der Mittelfinger griffen in den Schleier, der Zeigefinger krümmte sich zwischen die gespreizten Fächerstäbe. Ein Bukett von Seerosen und wirren Ranken auf der Wölbung der Büste machten die Brustform übermäßig schwellend. Das cremematte Seidenkleid bauschte sich im Gehen. Man fühlte das knappe Anschlagen der Kniee an den starren, knisternden Stoff, und in der Plötzlichkeit einer schrägeinknickenden Falte vibrierte noch das rauschende Stoßen der Schleppe.

Josa, in stockender Befangenheit, wagte kaum der fremden Frau ins Gesicht zu sehen. Sie kam sich fast zudringlich vor.

Aus dem kühnen Ausschnitt der Taille löste sich sanft der Nacken. Mattgelb, von jenem träumerischen Gelb, wie es in der süßen Dämmerung bleicher Teerosenblätter schlummert. Aber gegen Hals und Gesicht aufsteigend dunkelte es allmählich, nur an der Schläfe, am Ansatz des stumpfen nachtschwarzen Haares und auf der Stirn zwischen den schwarzen Brauen tauchte es nochmals auf, aber hier wurde es von bläulichem Geäder gekühlt. Die etwas zu starke Oberlippe lächelte. Die rundgeöffneten großen Augen lächelten. Und zwischen Wangen und Nasenflügeln, der Schatten aus Bronze und Rosen und die freie Rundung der Brauen und die gefesselte Rundung des Kinns, auch sie lächelten. Aber man fühlte das Lächeln nur. Man sah es niedergedrückt, gedämpft wie Farben und Formen auf dem Grunde zitternder Wasser.

Josa sah das nicht alles mit diesen Einzelheiten,

wie es Koppay aufgefaßt und wiedergegeben hatte. Sie atmete nur die Seele, die aus dem Zusammenwirken all dieser Feinheiten strömte. Eine Beklemmung staute in ihr das freie Bewundern. Es jagte abwechselnd ein kalter Luftstrom und ein schwüler Luftstrom, wie taureine Keuschheit und wirrer Sinnenrausch über ihr Herz. —

Seit diesem Tage fühlte sich Josa nicht mehr einsam mit ihren Gedanken. Glaubte sie sich unverstanden, so dachte sie an dieses Bild. Mit der ganzen Leidenschaft einer Fünfzehnjährigen sehnte sie sich nach ihr. Sie hatte sich im Geiste alles ausgedacht, was sie ihr sagen und klagen wollte. Sie wußte genau Wort für Wort, was ihr Idol antworten würde. Sie errichtete ihm in ihrem Herzen einen Altar, und grub auf seine Tafeln mit goldenem Griffel strenge begeisterte Vorsätze.

In den ersten Tagen kehrte sie im Geiste immer vor das Bild zurück. Solange seine Linien noch fest und sicher in ihrer Erinnerung standen, hielt auch jene Beklemmung, dieser kniebeugende Respekt in ihr die Oberhand. Aber dann mit der Zeit verlor es seine formgezwungene Ruhe, nun trat es aus dem Rahmen und folgte ihr, nicht mehr in starren, gefesselten Umrissen, sondern als schwanke, schattengestaltige Idee.

*

Josa war in ein Pianofortegeschäft gegangen, um nach einem Klavierstimmer zu fragen. Im Nebenzimmer des Kontors wurde gespielt. Sehr geläufig und hurtig und immer von einer Melodie zur andern springend. Man schrieb ihr die Adresse auf. Josa horchte indessen und verfolgte die Schneespuren eines Damenfußes, die bis zur Schwelle des nächsten Zimmers führten.

Dann brach das Spiel jäh ab. Unter der Türe eine hohe Gestalt. Josas Gedanken knickten zusammen. Ein lähmender Schreck sog ihr alle Kraft aus den Gliedern — — — —: das war ja Frau Ranach!

„Vorzüglich, das Instrument ist vorzüglich. Haben

Sie gehört, Herr Jäger, — meine kleine Komposition? Nun es ist ja nicht viel, aber ich denke doch, sie wird gefallen.

Was ich Sie fragen wollte, — können Sie mir sagen, wo der Peterkirchplatz ist? Kennen Sie Fräulein Paula Becker? Ja? Sie ist Soubrette hier, am Theater. Wir sind sehr befreundet." Sie knöpfte ihren Samtmantel zu. „Gott, schon vier Uhr, ich muß mich eilen." Er könne es ihr schon beschreiben, aber es sei schwierig zu finden, er überlege eben, was zu tun sei, er könne ihr leider im Augenblick niemand mitgeben — —

Josa verneigte sich.

„Wenn Sie erlauben, ich mache mir ein Vergnügen, ich kann Ihnen den Weg zeigen." —

Josa wußte selbst nicht, was ihr diesen Mut gegeben hatte, sie bestaunte ihre eigene Kühnheit.

Die Dame schien überrascht:

„O, Sie sind sehr liebenswürdig, aber ich weiß nicht — —"

„O ja, ich tue es gern."

„Darf ich die Damen vielleicht bekannt machen: Fräulein von Auer — Fräulein Gerth. Das Fräulein wird morgen im Schrannensaal ihr Konzert geben."

Also nicht Frau Ranach. Natürlich nicht. Sie mußte viel älter sein. Das Fräulein war kaum zwanzig. Aber diese Ähnlichkeit!

Dann gingen sie durch die Straßen. Es war Josa angenehm erregend, neben einer Künstlerin zu gehen. Es war, als ob etwas wie Lorbeerduft auch auf sie überströme.

Unterwegs zeigte sie ihr den Weg, den sie morgen zum Schrannensaale nehmen müsse. Dabei sah sie selbst alles mit fremden, neuen Augen an.

„Werden Sie morgen auch mein Konzert besuchen?" Sie hoffe, ja. Wenn ihr Bruder sie abholen könne. Sie wohne so weit von der Stadt. „Wenn Sie hier bleiben, besuchen Sie unseren Pfauenhof vielleicht auch einmal."

„O ja, gerne."

„Wir wohnen so schön auf dem Berge. Man könnte

unsere Aussicht auch eine Sehenswürdigkeit Würzburgs nennen."

„Ja wenn ich Zeit habe, verspreche ich Ihnen, übermorgen zu kommen. Meine Freundin wird wohl den Weg wissen. Sie erlauben doch, daß sie mich begleitet? Und kommen Sie morgen nur ins Konzert. Ich freue mich, unter den vielen Menschen gleich eine Bekannte zu wissen, und dann klatschen Sie doch auch recht tüchtig." Sie lachte und reichte ihr die Hand.

„Besten Dank, mein liebes Fräulein." — „Auf Wiedersehen!" — „Adieu!" —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Josa war unter den ersten, die kamen.

Es war noch Dämmerung im Saale. Die wenigen Leute sprachen viel ungenierter und eifriger. Dann füllte es sich allmählich. Man wünschte, daß es heller würde, und wurde ungeduldiger und gereizter. Plötzlich wuchsen die Gasflammen, reckten sich hell auf, und herrischer Glanz schwoll durch den weiten Raum. Es wurde stiller. Die Stimmung freier. Das Licht tat allen wohl.

Einige Minuten nach acht glitt aus den Portièren eine schlanke weiße Gestalt.

Josa zog betroffen den Atem tief ein. Aber das war Frau Ranach. Sie hatte heute immer gezweifelt. Die barockſten Ideen waren ihr aufgestiegen. Wenn sie unter anderem Namen reiste. Wenn sie unerkannt bleiben wollte!

Dies Crome-Seidenkleid, wie auf dem Bilde. So hoch und weiß und vornehm.

Nun neigte sie sich. Wie geschmeidig! Wie eine Lilie.

Auch die Menge klatschte ihrer Schönheit begeisterten Willkomm.

Sie ließ sich am Flügel nieder, rieb leicht mit dem Taschentuch die Hände, wischte über die Tasten, rückte zurecht, bog den Oberkörper vor und begann.

Es war gar keine Mühe, gar keine Anstrengung, gar nicht als ob sie die Töne greifen und wecken müsse. Sie koste die Tasten, schmeichelnd, lind, wie sich die Luft auf zarten Maiengräsern wiegt, und

Düfte und Nachtigallenlaute zerrannen in einer Stimme. Dann wieder hob sie beschwichtigend die Hand, ließ einen Ton verklingen, andere flatterten nach, zogen in hellfunkelnden Ketten empor, in lockenden Echos zerschmelzend. Die Luft wiegte sich. Sie schuf Sonnenschein. Traumweichen Glanz. Und dann — ein übermütiger Schlag, tollwirbelndes Lachen, immer, immer wieder — schneller, wilder, atemlos, wehendes Haar, rasende Jagd. Sie stachelte die Töne, peitschte, — Flucht, Verfolgung — unbändige Lust, plötzlich — Schwäche, zitternde Ermattung, süßtaumelnd, — ein Bäumen, Aufraffen — klaffende Tiefe, verzweifelter Sprung — Leere, Einsamkeit, kreisende Stille.

Es wurde geklatscht und geklatscht und wieder geklatscht, und der Saal zitterte im Beifallssturm. —

Dann stand Josa mit den Menschen auf, ließ sich durch das Gedränge schieben, — an der Treppe stand sie einen Augenblick. Sie sah die Menschen hinuntergehen. Sie setzte auch einen Fuß vor den andern und ging hinunter. Sie fühlte wohl, daß sie gestoßen wurde, daß man auf ihr Kleid trat, sie ging ganz langsam, ganz langsam am Geländer entlang. Sie fühlte alles, was um sie vorging, viel deutlicher und gleichsam aus weiter Ferne. Ihre Gedanken lauschten immer noch dem Spiel und starrten der weißen Gestalt nach, und immer wieder folgten sie ihr nach den Portiëren. — — — —

Und dann am andern Tage war sie mit ihrer Freundin auf den Pfauenhof gekommen. Ein Herr begleitete sie. Sie stellte ihn als ihren Vetter vor.

Großmutter Gerth ließ gern ihren Hof und ihr Haus bewundern. Martin war im Arbeitskittel und blieb dem Besuche fern.

Man sah sich die Stallungen an, die Dörrmaschine und die Brieftauben. Nach einer Stunde verabschiedeten sich die Damen wieder. Josa fragte, ob sich Fräulein Auer nicht mal das Käppele ansehen wollte.

Oh ja, das hätten sie auch vor, und zwar jetzt gleich; es sei nicht zu weit von hier.

Dann wollte Josa sie begleiten, wenn es die Damen erlaubten.

Fräulein v. Auer bejahte sehr, sehr rasch. Ihre Stimme hatte den hastenden Eifer, mit dem sich die augenblickliche Verlegenheit schminkt.

Ihre Freundin errötete flüchtig, und der Herr meinte: „Aber ist es nicht zu naß?"

„Nein, nein, nein. Kommen Sie nur, Fräulein Gerth." Fräulein v. Auer nahm Josas Arm. Man konnte nur zu zweien im Hohlwege gehen. Sie gingen voran.

Josa war durch diese unvermittelte Vertrautheit etwas eingeschüchtert. Aber dann, als die junge Künstlerin immer lachte und plauderte und neckende Bemerkungen machte über die Schreie des Pfaues, über das Echo, über die Signalübungen drüben von der Festung, da schmiegte sich Josa enger an sie und wärmte sich an ihrem zündenden Wesen.

Sie kamen an der Villa Ranach vorbei. Josas aufjauchzende Begeisterung zerschmolz alle Zurückhaltung und Besonnenheit. Sie erzählte in leisen glücklichen Worten, wie jene Frau auf dem Bilde dort drinnen ihr Ideal geworden, und wie ähnlich Fräulein Auer ihr sei. Als sie sich so lebhaft schildern hörte, trat das Porträt deutlicher in schärferen Linien in ihr Gedächtnis. Sie fand nun, daß es doch anders sei, daß sie sich in der Ähnlichkeit täusche. Je klarer sie sich der Verschiedenheit wurde, desto mehr verstärkte sie ihre Lebhaftigkeit fast bis zur Übertreibung, denn sie gefiel sich im Schmuck der lodernden Begeisterungsflammen.

Fräulein v. Auer lachte schmetternd auf: „Hören Sie, Anton, ich soll jener Ranach ähnlich sehen, sechsfache Millionärin."

Der Spott tat Josa weh. Sie bereute, gesprochen zu haben. Aber dann lachte sie mit. Nannte sich empfindlich. Dann schritten sie schweigend weiter.

Der Tag war wie alle Märztage. Ein Zwittergeschöpf. Nicht Sonnenschein. Nicht Regen. Ein weißer Himmel mit weißem Licht. Zwischen den Steinen die Erde noch schwarzfeucht vom Regen. Hie und da große, braunspiegelnde Lachen. Die Luft reingewaschen, glasklar. Die Farben nüchterner als im üppigen Sonnenlicht. Die Formen wurden knapper und bestimmter.

Auf den Treppen, die zur Kapelle auf den Berg führten, spielten einige Kinder, rutschten am Geländer herunter, einige betende Frauen knieten auf den Stufen, den Rosenkranz in Händen und schläfrig murmelnd. Terrasse um Terrasse bis zum Berggipfel. Auf jedem Terrassenplan drei tempelartige Nischen, drinnen eine Steingruppe, eine Szene aus der Leidensgeschichte Christi von Pilatus bis zur Auferstehung.

Josa erklärte die verschiedenen Bildnisse. Fräulein v. Auer war stiller geworden, achtete nicht darauf und starrte immer auf die schmalen, olivfarbenen Moospolster zwischen den Wegsteinen, nur hie und da mit gefühllosen Augen auf die Umgebung. Fräulein v. Auers Freundin und ihr Begleiter machten in leichtfertigem Ton witzige Bemerkungen über den Gesichtsausdruck der Figuren.

Josa war noch kindlich gläubig. Sie hatte noch immer jene demütige Scheu vor dem strengen Schweigen, das diese Bilder umgab. Es lag für sie stets Sonntagsfriede und Morgenreinheit auf diesem Wege, und ihre Gedanken gingen in Festkleidern mit Palmen und zitternden Kerzen, demütig huldigend. Sie schauerte vor dem Gelächter und dem Hohn, womit jene Menschen die Weihe verscheuchten.

Eine Treppe tiefer hinter ihnen ertönte ein langgezogenes schwerschleppendes Singen. Ein alter Mann, den Hut in der Hand, an jedem Arm eine blecherne Milchkanne, klomm die Stufen herauf. Fräulein v. Auer horchte auf, lächelte und summte auch mit.

Der Herr deutete auf eine neue Gruppe.

„Nein, sehen Sie nur, dieser römische Landsknecht sieht so schläfrig aus, als ob er Tran getrunken hätte!“

Fräulein v. Auer lacht, aber als sie Josas Gesicht bestürzt sieht, bricht sie ab, halb beschämt, halb unmutig, klopft den Herrn mit dem Schirm auf die Schulter: „Spötter Sie!“ —

Doch nach einer Weile vergißt sie sich und spottet selbst; und Josa — wie von ihr bezwungen, lacht auch. Sie fühlt sofort mit beengendem Unmut das Häßliche ihres Lachens, aber sie muß lachen. Die Künstlerin

wird plötzlich still und nachdenklich. Josa empfindet einen leisen Schmerz, einen feinen Sprung, der ihre Zufriedenheit mit sich unsicher macht.

Und dann standen sie oben auf dem freien Platz vor der Kapelle und sahen unter sich Stadt und Fluß in rosiger Abendstimmung. Josa war plötzlich ganz verändert. Die Aussicht mit ihren lebhaften Farben, von der starren, kräftigen Nähe bis zur blassen, fliehenden Ferne, brachte alle bedrückenden Gedanken zum Schweigen. Sie sah nur und empfand. Aber ohne Erinnerung, ohne Horchen auf ihr Ich. Ihre Augen tranken nur Farbe.

So hatte sie das Wasser noch nie gesehen, so bunt, so wechselnd. Der Himmel badete all sein Leuchten darin. Ein weiches Silberblau und rauchdüstres Violett und matte, bleierne Wolkennebel, durchglommen von lüsternem Weinrot, wie Frauenlachen. Aber dann plötzlich blank wie Metallspiegel und nun wieder schillernde, stechende Irisfarben, giftig und tückisch, das ruhige Licht mit wirren Spiegelungen ätzend. Die Sonne sank. Gelbbraune und graue Töne glitten kühl über die Stadt, über den Höhen am Horizont schlang der Abendschein flackernde Rotglut. Zwischen den Bergeinschnitten quollen Lichtströme von Westen nach Osten und füllten die Täler mit goldenem Dunst und sich müde dehnendem Schattenblau.

Josa empfindet alles warm und tief. Sie fühlte sich in diesem schweigenden Zerrinnen und allmählichen Loslösen, in diesem weichen, haltlosen Dämmern so felsenstark, so zum Weinen glücklich.

Fräulein Auer war doch nicht so, wie sie erwartet hatte. Sie war nicht anders als die übrigen Menschen. Sie hatte sich blenden lassen. Josa kam sich im Augenblicke viel vollkommener, höherstehender vor, und ihr Ideal lag eine beträchtliche Stufenzahl unter ihr. Aber sie wußte nicht, woher sie den Mut hatte, sich dies einzugestehen.

Warum war Fräulein Recker nicht mit den andern in die Kapelle gegangen? Josa wandte sich nicht zur Seite, aber sie wußte, daß Fräulein Recker neben ihr auf der Mauerbrüstung saß und in einem Notizbuche

blätterte. Sie hörte hinter sich das Öffnen der Kapellentür. Fräulein Recker erhob sich: „Nun, da kommt ihr ja endlich."

Auch Josa fühlte, daß sie sich umwenden müsse. Es war ihr fast schwer, sich aus der Starre loszureißen. Und dann, als sie ihnen entgegenging, mußte sie sich die Wirklichkeit erst wieder aufbauen, und ihre Aufmerksamkeit tastete unschlüssig umher.

Fräulein Auer hatte den Arm ihres Begleiters genommen. Sie lachten und sprachen im Flüsterton, als wenn sie noch in der Kirche wären.

Wie das da drinnen komisch gewesen wäre, Arme und Beine aus Wachs in Glasschränken, sogar Krücken und Stöcke, — nur schade um das schöne Wachs! —

Josa fiel die Vertraulichkeit auf, mit der jener Herr zu Fräulein Auer sprach. Und als dann die Künstlerin ihrer Freundin etwas ins Ohr flüsterte, kam sie sich überflüssig vor. Sie wollte sich ihre feierliche Stimmung nicht in Oberflächlichkeit zerpflücken lassen. Sie sehnte sich, allein zu sein, und wunderte sich nicht im geringsten über die plötzliche eigentümliche Sehnsucht.

Sie sagte, sie möchte den oberen Weg über den Berg nach Hause nehmen. Man verabschiedete sich.

Fräulein v. Auer mit gesteigerter Herzlichkeit, als habe sie irgend etwas gut zu machen.

Dann blieb Josa allein zurück. Eine Weile hörte sie noch auf den Stufen unten die lachenden Stimmen, plötzlich begann es zu läuten, und der Glockenton schwemmte alle Geräusche fort.

Morgen war ein Festtag. Die Glocken riefen es weit hinaus. Josa lauschte. Wie das sich wälzte und wühlte und aneinander prallte, über- und untereinander. Drohend schwoll es an und rollte brausend über die Stadt. Dumpfes Tosen, ein Stöhnen, ein Ringen, hie und da ein schriller Aufschrei. Aber in allem stand ein einzelner summender Metallton, wie eine langgespannte, schwirrende Saite. Josa fühlte sich fast erdrückt, hier so nah unter den Glocken. Die Töne preßten sie. Es durchschütterte ihren Körper und trieb das Blut heftiger durch die Adern. Jeder

Laut ein Bild. Eine Erinnerung nach der andern schreckte auf, sah sie mit großen Augen an und jagte davon. Die Phantasie tanzte, wirbelte in tollen Sprüngen, von den Tonstimmen angefeuert. Allmählich begannen ihre Glieder zu schmerzen. Müde Sehnsucht zerrte an ihren Nerven.

Sie trat in die Kirche. Hier schlug das Glockengetümmel in ferner Brandung gedämpfter an die Stille. Sie setzte sich und starrte auf die Altarkerzen und ließ Ohr und Augen schweigen.

Die zerknirschte Weihrauchluft, die brennende Kälte der Mauern, die goldzüngelnden Kerzen, das steife, strotzende Bildwerk, diese erzwungene Ruhe in Formen und Linien, es störte sie. Es lag wie Feindseligkeit in der Luft, und dann trug sie immer noch das Spottgelächter in den Ohren. —

Der Engel dort sah aus, als ob er im Gänsestall gemästet worden wäre. — — — Sie prallte vor sich selbst zurück und zwang sich, ihre Gedanken zu zügeln. Dann saß sie regungslos mit ängstlich sichselbstbehorchenden Gefühlen. Dabei hörte sie genau, was um sie vorging. Ein Husten, hohles Echo in der Kuppel, in wartenden Pausen stumpfes, ruckweises Stoßen eines Uhrwerkes und alles umhüllt von stummarbeitendem Schweigen.

Ein Mädchen kam und ging durch eine Seitentür. Im Kreuzgang klirrte ein Schiebefenster. Dann kehrte sie wieder zurück und steckte eine Kerze auf ein eisernes Gestell. Nun ging sie durch das Schiff der Kirche, erst hart klappernd auf Steinfliesen, dann dumpf dröhnend auf bretterbelegtem Boden.

Josa betrachtete die Unmenge brennender Kerzen. — — Schade um das schöne Wachs. Das Blut brannte ihr im Gesicht. Sie hatte sich wieder vergessen. Sie stand langsam auf. In einem Nebengang waren Betstühle vor heiligen Bildern. Sie kniete nieder, und nun flehte sie zu Gott und zu Christus, und zu allen, von denen sie wußte, daß sie Macht über ihr Herz hätten. Sie kroch mit demütigen Worten im Staube. Es tat ihr wohl, sich mit Anklagen zu geißeln. Es lag eine reinigende Freude darin, Tränen

stechendheiß auf Wangen und Lippen brennen zu lassen, seinen Leib Streichen darzubieten, die man deutlich zu fühlen glaubte, von denen man aber noch deutlicher wußte, daß sie niemals wahr würden. Als sie alles zertreten zu haben meinte, da erhob sie sich, erquickt von ihren Sünden.

*

Schon im Vorjahre im Herbst war Josa mit einem Fräulein Starke bekannt geworden. In Guttenberg, bei einer Waldpartie. Man hatte Kränze gemacht, Lieder, Kanons gesungen, und eine der Damen wurde dann gebeten, etwas vorzutragen. Man sagte, daß Fräulein Starke gut deklamiere, man bat, bis sie nachgab. „Die beiden Grenadiere." Sie schilderte mit reichfarbiger Betonung. Sie zeichnete mit der Stimme wie mit einem Griffel, Strich um Strich. Man sah alles, die schlaffe Todesmüde der beiden Tapferen, die sich bäumende Sehnsucht, den steilen Vaterlandsstolz.

Das machte einen tiefen Eindruck auf Josa. Ihre Begeisterung rauschte auf. Wer die Dame sei?

Eine Klavierlehrerin, ein alleinstehendes Fräulein. Sonst recht gediegen ernst, aber heute fast altjüngferlich empfindsam.

Wie häßlich die Menschen waren. Das war die Wärme, nach der sich ihr Herz krank sehnte. Sie nahm sich vor, mit ihr bekannt zu werden.

Sie nahm Klavierstunden bei ihr. Aber sie war recht enttäuscht. Fräulein Starke war ganz freundlich, lieb und nett zu ihr, doch sie hatte ganz etwas anderes erwartet.

Die Liebe junger Menschen ist zu anspruchsvoll. Sie glaubt, wo es ihr gerade gefällt, wie der Blitz einzuschlagen, dort müsse auch alles gleich in Flammen ihr entgegenspringen.

Josa hatte die stille, ebene Art ihrer Lehrerin bald überdrüssig. Sie nannte sie kalt und berechnend und fühlte sich unbehaglich in ihrer Nähe. Als der Winter kam, gab sie ihre Stunden des weiten Weges halber,

wie sie sagte, auf. Im Frühling hoffe sie wieder zu kommen. Aber sie wußte, während sie das sprach, daß sie es nicht tun würde. —

Josa war keine von den Naturen, die lange ohne Stütze leben können. Sie war zu weich für alle Eindrücke, die das Weltgeräusch in sie eingrub.

Es lag jetzt wieder ein Idealbild entseelt und nüchtern vor ihr. Sie war wieder allein, und um sie kreiste stumme, graue Reizlosigkeit. In solchen öden Augenblicken ist das Herz so genügsam. Das kargste Lächeln ist ihm Glückssonne.

Der Wald fiel ihr ein, und das Gedicht und Fräulein Starke. Und aus den Urnen der Erinnerungen stieg warmer Duft und machte sie wieder lebensgläubig. —

Es hat immer etwas Wohltuendes, wenn man ein Haus betritt, in welchem man lange nicht gewesen. Als Josa die vielen Treppen zu Fräulein Starke emporstieg, fühlte sie sich behaglich und geborgen. Schon der Duft, dieser Petroleumgeruch, den die stets braunglänzenden Stufen ausströmten, der kühle Porzellangriff der Klingel, der rote Vorhang an dem gerippten Glase der Entreetüre, der sich immer etwas hob, wenn drinnen eine Tür ging, alles umhüllte sie sicher und beruhigend.

„Fräulein Gerth, — das ist aber schön, mein Fräulein, daß Sie sich wieder sehen lassen.“ Und Fräulein Starke streckte ihr beide Hände entgegen.

Josa preßte die Zunge gegen die Zähne, um ihre Erregung zurückzudrängen. Wenn man gelitten hat und Narben in sich trägt, ist man so empfindlich, auch für die zarteste Berührung.

Die vielen Treppen hätten sie wohl außer Atem gebracht, sie möchte sich setzen. Es sei auch so eigentümlich warm heute, fast wie ein Sommertag. Dann dankte sie für die Veilchen und Schlüsselblumen, die ihr Josa mitgebracht, für sie waren es die ersten. Sie wolle ihnen gleich Wasser geben. „Sie entschuldigen wohl einen Augenblick.“

Josa hatte sich gesetzt. Es war dämmrig in dem kleinen Zimmer. Die gelben Tuchjalousien waren herab-

29*

gelassen. Ein Streifen der Spätnachmittagsonne stieg weiß schimmernd in den Falten der Gardinen hoch und brach sich in der Vergoldung der Portiérenstange. Es lag glänzend auf den kastanienroten Möbeln und auf dem lackierten Holz, wie stille sinnende Gedanken.

Das Fräulein kam mit einer Vase zurück. „Nun erzählen Sie mir, wie ist es Ihnen den langen Winter durch ergangen, liebes Fräulein?“ — Dann sprachen sie über die Familie Vogt. Den ältesten Sohn hatte Fräulein Starke in Leipzig kennengelernt Die Familie war mit Gerths eng befreundet. Josa erzählte, daß Onkel Vogt sie schon längst besuchen wollte, seit dem Tode der Eltern sei er nie mehr bei ihnen gewesen.

Fräulein Starke antwortete und fragte und ordnete dabei die Veilchen. Allmählich sprach sie langsamer, zielloser, nur noch Reste zerkrümelter Aufmerksamkeit.

Auch Josa sprach gedehnter. Ihr Blick lehnte an den Fingern, die sich spreizten und krümmten, eine Blüte beiseite bogen und andere einschoben. Ihre Gedanken zerfielen. Nur Empfindungsschatten stiegen und sanken. Auch die Erinnerung an die letzte Enttäuschung glitt vorüber. Die Narben zuckten, und sie seufzte.

Fräulein Starke sah auf. Josa fühlte den Schmerz in ihre Augen quellen. Das Fräulein ließ die Blumen, kam langsam näher und faßte ihre Hand.

Dies Mitleid weitete das Vermissen, sog die Qualen stärker empor. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Fräulein Starke setzte sich sacht neben sie und legte ihr den Kopf an ihre Schulter. Dann legte sie ihr ein Kissen in den Nacken und streichelte ihre Hand.

Keine Frage, kein Wort wurde laut. Es war alles wie selbstverständlich.

Das Geräusch der Straße, Wagengerassel, Hundegebell drängten sich derb in das Schweigen. Fräulein Starke schloß behutsam das Fenster. Als dabei die Eisenstange der Jalousie klirrte: „Oh!“ Sie sah rasch zu Josa, als habe sie ihr weh getan.

Josa hob den Kopf etwas und sah auf die Jalousie. Es lag eine befangene Dankbarkeit in diesem schwachen

Aufblicken. Dann sprachen sie ganz harmlos von den Jalousien, wie leicht sie der Wind zerreiße, es sei schon so viel Unglück dabei passiert.

Als Fräulein Starke die Veilchen auf das Klavier stellte, wurden sie wieder stiller.

„Soll ich Ihnen etwas vorspielen?“

Josa nickte. So schwermütig, wie Kranke nicken. Sie fühlte, daß sie als Leidende behandelt würde, so paßten sich auch ihre Bewegungen der Stimmung an.

Fräulein Starke spielte schmiegsam, weich, manchmal sprangen ein paar kecke Töne aus der schlichten Reihe vor.

In Josa wurde es wunschlos, so ruhig. Sie drückte die Schultern tiefer in das Kissen. Von den Tönen umschmiegt schloß sie die Augen, und ihre Gedanken huschten wie Sonnenstrahlen durch rosenrote Einsamkeiten. — —

*

Es war der letzte Tanzabend. Ein kleines Abschiedsfest sollte die Saison beschließen. Die Damen hatten den Herren weiße Schleifen an die Schultern geheftet und die Herren ihren Tänzerinnen Bukett überreicht.

Keine große Gesellschaft. Nur acht junge Damen, acht Herren und die zugehörigen Mütter an den Wänden auf Strohsofas.

Diese Tanzabende beim Ballettmeister Rabe waren immer gemütlich. Aber dieser letzte Abend war besonders behaglich, alle hatten die vertraulichste Abschiedslaune mitgebracht.

Um elf hatte man sich müde getanzt. Es trat eine größere Pause ein. Tische wurden in den Saal getragen. Die Herren faßten selbst mit an, das warf den letzten Rest von Gezwungenheit nieder.

Wein wurde gebracht. Gläser klangen, Knallbonbons wurden zerrissen, und einige der Herren hielten launige Reden.

Josas Herr war ein Fremder. Einer hatte ihn als Ersatz für einen andern, der Abhaltung hatte, mitgebracht.

Herr Kollmann verblüffte. Sein Gesicht war von einer fast raffinierten Regelmäßigkeit. Stirn, Nase, Mund, eine Harmonie wie mit Zirkel und Winkelmaß ausgeklügelt. Und dann die Augen, die Brauen mit dunklem Ansatz und behutsamer Schweifung gegen die Schläfen. Und darunter im Auge, da flog es auf und versank, ein weißes, spritzendes Licht in der Pupille, ein lockendes, knisterndes Irrlicht. Nur eines störte, das Kinn schob sich beim heftigen Sprechen vor und für Augenblicke kühlte plumpe Selbstsucht das Reizvolle.

Da er fremd in der Gesellschaft, sprach er gedämpfter als die andern. Nur wenn er angesprochen wurde, lachte er ebenso laut und lebhaft.

Josa ist zum ersten Male befangen. Seine Schönheit liegt wie ein Alp auf ihr. Sie wagt ihn nicht anzusehen, da sie ihn sonst anstaunen würde. Seine Gesichtsfarbe, seine Augen, seine Stimme, das erregt sie, das saugt sich in sie ein und betäubt sie fast.

Er schenkt ihr viel Wein ein und zwingt sie oft, mit ihm anzustoßen. Dann springt immer ein kitzelnder Blick über sein gehobenes Glas in ihr Auge. Sie leert ein Glas um das andere. Sie wird immer lebhafter. Sie lacht, aber das Lachen hat den berstenden Klang des Übermaßes.

Ihre Blicke glänzen und flackern haltlos. Ihre Bewegungen werden willenloser. Manchmal fliegt eine jähe Laune auf. Sie wirft einem Herrn einen Kork in den Wein. Einen andern stößt sie mit dem Fächer. Dann wieder überfällt sie ein sattes Phlegma. Ihr Herr plaudert und scherzt. Sie nickt kaum, sie horcht auf das Klingen des Blutes, das ruckweise an die Schläfen prallt. Ein immer stärkeres Singen und Sausen schwillt in ihren Ohren. In den Fingerspitzen stechendes Brennen und wieder taube Gefühllosigkeit. Es ist, als ob heiße Luft vor ihr aufsteige.

Die Linien schwanken. Sie schließt die Augen, da rüttelt das Summen und Klingen in den Adern stürmischer. Sie sucht, sich selber fliehend, nach launigen Einfällen und wird unüberlegt witzig.

Man steht auf. Es sei zwölf Uhr. Noch eine Stunde soll getanzt werden. Sie umfaßt schwer den Arm ihres

Herrn und bittet, mit ihr in ein Nebenzimmer zu gehen. Er führt sie durch ein paar Zimmer in einen kleinen Salon. Dann geht er, um ihr ein Glas Wasser zu holen.

In der Stille wächst die Aufregung noch höher. Aber es ist kühler hier, das labt sehr. Sie betrachtet sich gegenüber in der Spiegeltüre eines Schrankes. Der dunkle Plüschsessel schmiegt sich weich um die helle Figur. Sie drückt mit Behagen die Fingerspitzen in den Samt. Sie drückt sich tiefer in den Sessel und reibt mit den Schultern auf und nieder.

Dann zieht sie plötzlich ihre Uhr vor. Ein Viertel ein Uhr. Martin wollte sie um ein Uhr abholen. Herr Kollmann kommt und bringt ihr das Wasser. Sie dankt ihm, errötet und stellt das Glas ohne zu trinken nieder. Im Saal beginnt das Klavierspiel wieder. Frau Ballettmeister kommt: „Ach, hier haben sich die Herrschaften zurückgezogen?“

Josa sagt, daß sie Kopfschmerzen habe und nach Hause gehen werde.

„Aber Ihr Herr Bruder ist noch nicht da, wollten Sie nicht auf Ihren Herrn Bruder warten, liebes Fräulein?“

Nein. Sie könne nicht warten. Sie müsse an die frische Luft. Die Kopfschmerzen seien zu stark. —

Herr Kollmann meint auch, daß dies am besten wäre.

„Wenn es das Fräulein erlaubt, werde ich Sie begleiten.“

Josa ist aufgestanden.

Das Brausen tobt noch in ihr. Aber eine rücksichtslose Sicherheit härtet ihre Glieder. Das Fächerband rutscht vom Handgelenk. Der Fächer fällt. Herr Kollmann reicht ihn ihr wieder. Dabei berührt sie die weiche Wärme seiner Hand. „Nein. Ich danke. Nein, tanzen Sie nur. Ich fürchte mich wirklich gar nicht, ich gehe ganz ruhig allein.“

Die Ballettmeisterin ist entsetzt: „Allein! Wo denken Sie hin? In der Nacht, das sind ja dreiviertel Stunden zum Pfauenhof.“ — — —

Auch Herr Kollmann besteht darauf, sie zu begleiten.

Sie gingen.

Es war Tauwetter eingetreten. Von allen Rinnen, überall tropfte es und spritzte und klatschte; das gab der Nacht etwas Regsames, Lebhaftes.

Josa empfand es unangenehm. Sie hätte sich nach schwerer, träumender Ruhe gesehnt. Eine Stille, die wie Nebel um sie braute, alles Leben rings erstickte, in der man sich recht laut leben hörte und fühlte. Nun stocherte und pickte dieses Tropfen und Plätschern alles erschreckend wach und zerhackte die Einsamkeit in rastlose Geräusche, die so aufdringlich an den blanken Tag erinnerten.

Sie ging etwas lässig an seinem Arm. Er plauderte lebhaft.

Der Mond tauchte grünlich in braungelbem Ring aus wogendem Flaum. Das schwamm wie Schwanendaunen über die blaue Tiefe des Nachthimmels. Das Licht spaltete die Dunkelheit in den engsten Gassen, spritzte im Schneewasser, klammerte sich mit grellem Funkeln an schwarze Scheiben, schlug scharflinige Schatten schräg über die Fronten, und dann zerrann wieder alles in silberdunstige Dämmerung.

Vor dem Burkardertore wurde es frischer. Draußen auf dem Wege zum Pfauenhofe war es stiller und einsamer, nur hie und da sank ein Tropfen raschelnd von den Zweigen. Die Wege waren vom Schneewasser glatter. Josa faßte Kollmanns Arm fester. Die Stille beengte sie, dies Schweigen, in dem sie sich um so lebhafter empfand, machte sie fast schwindlig. Es war ihr, als müsse sich etwas ereignen. Sie sehnte sich mit zitterndem Widerstreben nach kommenden Sekunden, dann wieder stieß wilde Angst alles zurück, und floh, und verkroch sich. Aber gleich wieder horchten die Gedanken hinaus, lauerten auf den schwellenden Brand und zuckten doch schreckhaft vor dem leisesten Pulsschlag — — — mußte es nicht wallen wie Feuer, in süßem, gierigem Zermalmen, und alles durchwühlen und umkrampfen in dumpfer, lusterschöpfter Weißglut — — — nur ein prickelnder Funke — nur ein einziger. — Nein, nein — es sollte nicht. Sie wollte nicht. Es wäre entsetzlich. O Gott, gab es denn

nichts, Josa, so besinne dich doch, — morgen wird in der Scheune das Korn verkauft — zwölf Säcke — nein vierzehn — das lockte und kitzelte grauenhaft süß im Blute, nicht das, nein, nicht. Oh, hilf doch, hilf, barmherziger Gott hilf — —! Josa glitt plötzlich und fiel auf die Knie. Herr Kollmann fing sie auf.

„Haben Sie sich weh getan —?"

„Nein, nicht."

Er hatte ihr geholfen aufzustehen und ließ nun seinen Arm um ihre Taille.

Es war lange dunkel ringsum geblieben. Nur über die weiße Schneedecke wob ein grauer, halbwacher Schimmer.

Sie waren auf halber Berghöhe. Plötzlich fiel das Licht blendend nieder. Josa stand betroffen. Ein jauchzender Schauer reckte sich in ihr hoch. Dann brach es in stürmischem Entzücken von ihren Lippen:

„O sehen Sie! Sehen Sie doch die Felsen, der Festungsberg dort! So blendend, so geisterhaft bleich! Und dann die Schatten, so unheimlich schwarz und über allem diese grinsende Grabesstarre, nicht wahr, es liegt etwas Skelettartiges in dem stieren Schwarz und Weiß. Das ist zum Fürchten schön! Ich liebe immer über alles Mondnächte, aber nein, das sah ich noch nie. Sehen Sie doch, wie die Nacht dort flieht. Der Schnee stößt sie zurück. Dort preßt sie sich an die Mauern, und dort an die Baumstämme und dort an das Geäst. Und wie sie sich hier scheu in die kleinen Gruben duckt, nicht? Das ist doch wie Leben und Ausdruck. — Eine recht wunderliche Nacht. Und die Felsen und die Wälle und Abhänge wie aus grünem Erz gehauen. Über allem ein flimmernder Schmelz. So fremdartig, wie auf dem Meeresgrund. Ja, so mußte es dort sein. Die nackten, kahlen Äste, schwarze Korallen, der Glanz, die flimmernden Berge, Kristallpaläste, und da oben die Wolken, das ist zischender Schaum, der auf der Brandung fliegt, und fortjagt, und zerflattert, und der Mond, das ist Sonne, bleiche, kraftlose Sonne. Sie preßt ihr Gesicht an die Flut,

aber ihr Licht dringt nur schwächlich zur Tiefe. Oh, wie schön, wie unsäglich schön das ist!" — — —

Josa hatte sich erlöst. —

*

Josa sah von Kindheit auf mit ungeduldiger Erwartung dem Tage entgegen, wo sie auch hinausfahren durfte ins Leben. Wo ihr eigener Wille das Steuer lenken und die Kraft des freien unumschränkten Ichs in die Ruder greifen durfte.

Und nun, als sie sich kraftreif fühlte, strengte sie alle Nerven an, und horchte sehnsüchtig dem Neuen entgegen, aber es blieb leer. Nirgends das Flügelrauschen eines Ereignisses, nirgends das Zucken eines keimenden Wechsels.

Das konnte doch nicht alles sein. Es muß doch einmal kommen. Sie wollte nicht in Nonneneinsamkeit täglich von Sonnenaufgang bis Sonnenniedergang sich selbst beschauen. Sie war doch auch ein Stück von der Welt, die da draußen rauschte und dröhnte. Sie wollte hineingeschleudert sein. Bei den Wurzeln der Empfindungen gefaßt, ob Freud oder Leid, ihr gleich, sie wollte sich leben sehen, hören und fühlen.

Manchmal drängte sich ein unruhiges Verlangen auf. Sie wünschte schön, edel schön zu sein. Und dann stand sie am Spiegel und preßte die zu vollen Lippen zusammen und schlug die Augen lebhafter auf und spannte den Mund, daß die Nasenflügel sich verengten und die Formen knapper, schärfer begrenzt hervortraten. Ihre Nase war zu rund und weich, noch fast kindlich. Das Kinn war zu kurz, zu energielos. Warum hatte es nicht ein hartliniges jähes Profil! Wie sie sich nach Schönheit sehnte! Die Unzufriedenheit nagte gramvoll an ihrem Selbstbewußtsein. Aber dann sagte sie sich, daß sie noch jung sei. Das befriedigte sie etwas, aber es konnte sie nicht vollkräftig sättigen. —

Seit Josa begonnen, ihr Schicksal zu suchen, war sie für die leisesten Eindrücke von einer fast ans Hysterische grenzenden Empfindsamkeit.

Es war oft gar nichts. Ein kurzer Gruß, eine Ant-

wort, ein Blick, das trug sie noch Stunden mit sich und gab ihm Farbe von ihrer Phantasie und den verklärenden Glanz ihrer sehnsuchtglühenden Träume.

Als sie an einem Sonntagabend mit Diana den unteren Burgweg ging, kamen ihr Studenten von der Höchberger Straße entgegen. Ein gelber Neufundländer sprang voraus. Die Hunde knurrten, der fremde fletschte die Zähne. Die Studenten lachten von weitem. Keinem fiel es ein, den Hund zurückzurufen. Josa zerrt Diana zu sich. Plötzlich ein Ruck, die Hunde fallen tobend übereinander. Da springt oben aus dem Heckenweg ein junger Mann herunter. Schreit den Hunden zu und reißt den Neufundländer zurück. Dann entschuldigt er sich. Seine Begleiter kommen etwas näher. Josa nimmt Diana. Sie grüßen und gehen vorüber.

Von diesem Augenblicke lebte diese Begegnung wie ein warmes Feuer in ihr. Immer wieder kehrte sie mit ihren Gedanken an jene Stelle zurück, sie entzündete immer mit neuem Behagen die Gefühle, die sie dabei überfallen hatten. Sie hatte sein Gesicht kaum gesehen. Nur die grüne Mütze, die Hand, die zugriff und den großen elfenbeinernen Manschettenknopf mit dem Korpszirkel. Sie dichtete sich nun das Gedicht hinzu aus den flüchtigen Linien, die sie immer wieder vorholte, und die immer mehr von ihren persönlichen Wünschen beeinflußt wurden.

In der Stadt sah sie ihn an allen Straßenecken. Dieser konnte es sein, auch jener, aber dann paßte wieder die Größe nicht genau, oder es war kein Student. Sie lebte ganze Romane mit ihm. Sie ließ ihn krank werden, und pflegte ihn bis zum Tode, und drückte ihm die Augen zu, und weinte, wirklich sie weinte. Aber dann nannte sie sich eine Närrin, sprang auf und lief fort, als wollte sie sich selber entlaufen, aber in einer anderen Ecke weinte sie weiter.

Eines Tages hatten sie das Grab der Mutter Marthas besucht. Am Ausgang des Friedhofes drängen die Menschen. Es soll in der nächsten Viertelstunde die Beerdigung eines Professors sein. Als Josa und Martha um die Ecke der Ludwigstraße bogen, brauste

ihnen eine blitzende Equipage entgegen. Josa ist blaß. Einen Augenblick stockt alles in ihr. Sie grüßt. Dann wirbeln Farben, Schärpen vorüber. Er war es. Er hatte sie erkannt. So freundlich, leise lächelnd wie in Erinnerung.

Martha erwartete wohl, daß sie erzähle, wen sie grüßte. Aber ihre Halsadern pochen. Später als sie ruhiger, versteckt sie sich hinter Gleichgültigkeit:

„Ich besinne mich nun so lange, ich weiß gar nicht, wer das gewesen. Wenn ich nur darauf kommen könnte."

Und Fräulein Starke:

„Du meinst den Herrn, der uns vorhin grüßte? — Ja, es geht einem manchmal so."

Als Josa merkte, daß Martha ganz harmlos, wurde sie sicherer.

Es sei doch zu schön gewesen, dieser reiche, prunkende Farbenschmuck, der Silberflimmer auf den zierlichen Mützen, die starre seidene Fahne! Überwältigend!

Fräulein Starke fand auch, es habe recht hübsch ausgesehen.

Das war nun mal der lieben, guten Martha einzige Schwäche, für Farben hatte sie so wenig Empfindung, und zur Begeisterung war sie gar zu schwer zu bringen. Das mußte doch jeden, der Augen hatte, hinreißen. Sie war ordentlich erstickt bei diesem Farbenfunkeln. Es lag ihr jetzt noch Müde in den Gliedern. Er hatte so hübsch ausgesehen! Der schwarze interessante Kopf und das Cerevis etwas schräg. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und dann ein andermal, sah sie ihn auf dem Markte. Er grüßte nicht. Er hatte sie wohl gar nicht gesehen. Aber Josa grämte sich doch eine halbe Nacht.

Und wieder an einem Nachmittag stand er an einem Wagen beim Vierröhrenbrunnen. Vier Damen saßen darin, es schienen Engländerinnen zu sein. Eine hielt das Skizzenbuch auf dem Schoß und zeichnete den Grafeneckardturm. Er hatte einen Fuß auf dem Wagentritt und deutete auf den Brunnen und erklärte

eifrig. Er grüßte Josa nur flüchtig. Er war wohl sehr im Gespräch vertieft. Auf der Brücke meinte sie, er hätte höflicher sein dürfen. Auf dem Weg zum Pfauenhofe fand sie ihn rücksichtslos. Oben in ihrem Zimmer saß sie lange in Hut und Mantel und starrte in den Spiegel.

Ach, es ist ja alles Unsinn, lachte sie zu ihrem Spiegelbild. Aber als sie zum Abendbrot hinunterkam, hatte sie rote Augen. —

Josa war eines Nachmittags bei Fräulein Starke. Es war Ende Juli. Man hatte in der Hitze nicht ausgehen können, sie hatten bei verschlossenen Gardinen gesessen, erst Klavier gespielt, dann Papierblumen gemacht und über Wagner gestritten. Nach dem Abendessen schlug Josa vor, etwas spazieren zu gehen, und richtete es so ein, daß sie zum Rennwegerglacis kamen. Sie hatte gehört, daß die „Mönania" am Abend Abschiedskommers im „Smolensk" hatte. Vielleicht konnte sie ihn noch einmal sehen. Aber dann sollte es ausgelöscht sein. Sie sagte sich das lebhaft, mit selbstquälender Unerbittlichkeit. Und sie lobte sich und war stolz auf diese Entsagungsstärke.

In der Nähe des Volksgartens Musik. Eine Walzermelodie. Es erweckte Tanzlust. Sehnsüchtiges Erinnern an vergangene Winterabende.

Die Leute blieben stehen, dann gingen alle langsam der Musik nach. Auch Josa und Martha folgten.

Das Restaurant liegt an der Fahrstraße. Es ist noch dämmerig, die geöffneten Fenster starren gelbblendend in das lauschende Dunkel. Vor dem Hause, durch die Straße getrennt, sitzen horchende Gruppen in den Glacisanlagen. Auf den Bänken Mädchen Arm in Arm, und ältere Herren, das Kinn auf den Stock gestützt.

Alle schweigen, als hätten ihnen die Töne das Leben ausgesogen. Alle starren hinauf.

Das Haus hebt sich scharflinig vom weichblauen Sommernachtshimmel. In der ersten Etage ein großer Saal. Kronleuchter am reichbemalten Plafond, Draperien mit Troddeln, fächerförmig an Rundbogenfenstern. Köpfe mit grünen Mützen. Manche weiter,

manche enger zusammen. Nebenan ein zweiter kleiner kahler Saal, darin die Musikkapelle.

Elastische Schläger klatschen herrisch auf den Tisch. Die Köpfe bücken sich. Die Musik beginnt. Dann Gesang, — kräftige Stimmen, die sich schwer zu einer wuchtigen Tonwelle zusammendrängen. Ein Chargierter singt am Fenster zunächst. Er preßt das Kinn an und bläht die Brust und arbeitet mit dem ganzen Körper. Bei jedem neuen Vers rasseln die Schläger.

Dann Pause. Der Diener mit großer Mütze geht am Tisch entlang, sammelt die Gläser. Sie sind schnell ausgetrunken, der weiße Schaum glänzt noch in ihnen. Blaue Rauchwolken wirbeln auf und dehnen sich in flachen Schichten. Eine Gestalt tritt an das Fenster, nimmt die Mütze ab, wischt mit dem Taschentuch das Haar, dann die Mütze, das Innenfutter. Wieder einer, ein großer schlanker. Durch seinen breiten struppigen Schnurrbart schimmert das Licht blaßgolden.

Josa sucht. Aber ihr Blick sinkt von jeder neuen Gestalt enttäuscht zurück.

Unten im Erdgeschoß in der Küche flackern die Gasflammen offen und kahl auf dünnen Knieröhren. Mädchen eilen hin und her. Pfannen, Löffelhalter an den Wänden. Teller, Messer klappern, klirren. Weißer Dampf schwimmt wie Nebel über dem Herd.

Ein Student ist in die Küche getreten. Ein rotes trunken-heißes Gesicht. Er spricht zu einem der Mädchen. Sie wendet den Kopf mit dem hochgekämmten Haar und wird rot. Er legt seinen Arm um ihre Taille. Sie wehrt sich kaum. Er plaudert immer zudringlicher. Dann stößt sie ihn ärgerlich fort. Er läßt sich nicht abweisen, lacht verschmitzt und sagt etwas. Die Mädchen kreischen auf. Die eine gibt ihm einen Klapps auf den Mund. Die andern machen nur noch unnütze Bewegungen und arbeiten nicht mehr. Ab und zu tritt eine vor die Glastüre des Geschirrschrankes und streicht sich das Haar zurecht.

Josa und Martha hatten hinter einer Bank gestanden, jetzt machten beide zugleich dieselbe Bewegung:

„Wir wollen gehen?“

„Ja.“

Dann gingen sie eine Weile schweigend.

Josa hatte mit gereizter Spannung alles im Hause verfolgt. Ihn hatte sie nicht gesehen. Aber das war gleich. Die ganze Masse dort trug dasselbe Gepräge wie er. Sie labte sich an Vorwürfen der Schamlosigkeit, der gemeinen Gesinnung, die sie jenem Herrn in der Küche machte, die aber an den andern, von dem sie sich vernachlässigt, rücksichtslos gekränkt glaubte, gerichtet waren. Ohnmächtige Bitterkeit erfüllte sie gegen ihr Ideal. Sie war ihm so demütig treu gefolgt, so innig ihm vertraut, und er hatte sie unbeachtet gelassen.

Nach einer Weile meinte Fräulein Starke, die Welt sei doch recht illusionsleer. Jenen Herrn, der dort in der Küche gewesen, habe sie einmal in einer Gesellschaft gesehen. Er sei so liebenswürdig gewesen, habe sich so nett benommen, das hätte sie ihm nie zugetraut.

Josa hatte in ihren Gedanken schon viel Groll gegen ihr Ideal vergeudet. Es tat ihr wohl, daß ihre Freundin nun beistimmte. Im Grunde genommen war es gleich, ob es seine Person war oder nicht, er war ein Mann, er würde ebensogut an die Stelle jenes andern gepaßt haben. Sie ärgerte sich fast, daß sie nicht die Genugtuung erlangt hatte, ihn direkt verdammen zu dürfen. Um nun aber das Drückende dieses Unmutes einigermaßen aufzulösen, begann sie die Handlung jenes Herrn vor ihrer Freundin zu entschuldigen, dadurch kam sie sich noch märtyrerhafter vor.

Martha war erstaunt, wie Josa so etwas noch entschuldigen konnte:

„Ich finde es einfach gemein. Ebenso gemein von dem Herrn, daß er sich zu schamloser Rede und Handlungsweise herbeiläßt, als schamlos von dem Mädchen, das doch so viel Anstand und Würde als Mädchen haben müßte, den Mann, wenn er sich vergißt, in die Schranken zu weisen.“

Josa stimmte lebhaft bei. Sie habe nur im ersten Moment geglaubt, sie wußte selbst nicht was, aber es

schien ihr so — nun, Martha habe jedenfalls ganz recht.

Aber sie dachte nicht, was sie sagte.

Es bäumte sich mit einem Male etwas in ihr, diese Handlung „gemein“ zu nennen.

Es war leicht möglich, in solche Lage zu kommen. Er war vom Trinken erregt. Sie fühlte genau mit ihm. Sie mußte an sich denken. Nun türmte sich mit einem Male der ganze gewaltige Schrecken der Tat vor ihr auf, zu der ein brennender, wirrer Augenblick sie hätte hinreißen können. Man hätte sie auch gemein genannt. Sich von ihr abgewandt. Sie verworfen, verstoßen. Sie hätte sich vor aller Welt verkriechen müssen.

Wenn Martha eine Ahnung hätte! Sie schauderte.

Martha war so streng, so jäh in ihrem Urteil. Ob sie schon solch lüsterne Stunden erlebt hatte? — Nein — sie nie. Das war alles eben und glatt in diesem Herzen. Jede Versuchung prallte dort schon in der Ahnung ab. Sie hielt sich stark und glaubensfest an alles, von dem gesagt ist, daß es uns zu sich erheben will, wenn wir uns nur blind an seine Macht klammern.

Wer auch so fromm sein könnte!

Es war da manches, das sich gar nicht vereinen ließ. Die Religion befahl: so sollt ihr leben! Aber da lebte noch etwas neben dem Drang zum Heiligen, das war auch ein Stück Mensch, es sah nur häßlicher aus. Im geheimen bestand es. Totgeschwiegen schlich es wie Schlangen durch die Welt, wenn es den Kopf hob, traten es die Gesetze nieder, aber es ließ sich nicht verdrängen, es wühlte im Dunkeln weiter.

Es war geschaffen wie alles andere. Es war berechtigt. Warum wollte man es ausroden?

An diesem Rätsel rannte sich Josa oft ihre Gedanken wund. Das lag hemmend über ihrem Wege, sie nahm Anlauf um Anlauf, aber sie kam nicht hinüber. Sie wunderte sich, wie ruhig die meisten Menschen darüber weggekommen waren, sie bewunderte die andern, die wie Martha sagen konnten, das ist gut, das ist böse. Sie getraute sich das nicht. Sie

schämte sich vor sich. Wie diese Leute es nur machten, daß sie zu solcher Entschiedenheit gelangt waren? Sie begriff es nicht, denn sie war ehrlicher als die scheinbar Ehrlichsten, da sie ehrlich gegen sich selbst war.

*

Großmutter Gerth war noch nicht sechs Wochen tot, da kam ein neues Unglück über den Pfauenhof. Eines Abends brachte man Martin heim, die Pferde waren gescheut, er aus dem Wagen geschleudert und schwer verletzt. Der rechte Arm war gebrochen, die ganze rechte Seite an der Hüfte aufgerissen. Josa in ihrer Unerfahrenheit stand erst ratlos in dem Schrecken. Als dann Fräulein Starke kam, und sie sah, wie ruhig und sicher diese alles ordnete, raffte sie sich auch auf und half, so gut sie konnte.

Das Trauerjahr war zu Ende, Martin wieder hergestellt, da kamen Onkel und Tante Vogt durchgereist. Sie kehrten eben von der Riviera zurück. Sie luden Josa zu sich ein, zum Besuch nach Blasewitz in ihre Villa Elbhausen, nahmen sie gleich mit.

Vogts waren mit Gerths nicht verwandt. Onkel Vogt wurde nur Onkel genannt, da er der intimste Freund ihres Vaters gewesen. —

Onkel Vogt hatte in seiner Jugend über alles gelacht. Aber nicht jenes erboste Hohngelächter, das der Mitwelt Galle ins Gesicht speit, er lachte ein harmloses Sonnenlachen. Ein Lachen, das tanzt und flirrt und nippt und sprüht, das mit nichts zu fesseln ist. Aber seiner Frau zuliebe war er später ernst geworden, und zur Kirche gegangen. Frau Vogt war als Pastorentochter in steifer Frömmigkeit aufgewachsen, so hielt sie es auch in ihrer Ehe, die Kinder wurden in Demut und Gottesfurcht erzogen.

Man hatte Josa in Elbhausen mit Wärme aufgenommen. Aber die Sehnsucht schwieg nicht. Das Neue, das Fremde, die ungewohnte Pracht stellten sich hemmend zwischen ihre Freude und die Umgebung. Dazu kam, daß Vogts immer sehr viel Besuch hatten.

Ihre reiche Villa glich im Sommer mehr einem Hotel als einem Privathause.

Wie in einem Hotel waren auch die Gäste sich ganz selbst überlassen. Nur zu den Mahlzeiten oder bei Regenwetter kam man in den Salons zusammen, sonst zerstreuten sich alle im Park, der bis hinunter zur Elbe ging und vom Wasser durch eine Wiese getrennt war.

Agathe hatte ihre eigenen Interessen. Sie sprach gerne von Konzerten, las alle Kritiken des Theaters und sprach von den Sängern und Sängerinnen mit jener Vertraulichkeit, wie man von Kollegen spricht.

Hedwig, die ältere, war seit einem Jahr verheiratet, aber noch zu sehr mit ihrer Ehe beschäftigt, daß sie wenig Aufmerksamkeit für die Umgebung hatte. Klein-Hermann war etwas verwöhnt, wenig zutraulich, nur Herbert war soeben vom Polytechnikum gekommen, noch den Schulwitz im Lachen, frisch und übermütig und schwatzhaft. Sein Lachen tat Josa wohl, aber es gab ihr nicht die Wärme, die so sehr ersehnte; zum ersten Male fühlte sie, daß man auch im Geräusch einsam sein konnte.

Am zweiten Pfingstfeiertage wurde Theodor, der älteste Sohn, aus Leipzig erwartet. Er studierte Theologie. Josa hatte viel von ihm gehört. Er war, sozusagen, der Held der Familie. Es hatte ihr immer gefallen, daß er früher Dichter, Schriftsteller werden wollte, erst spät hatte er sich auf der Mutter Wunsch zum geistlichen Beruf entschlossen. Fräulein Starke hatte ihn in Leipzig kennen gelernt. Er sei klug und angenehm. Langes Haar sollte er tragen, bis in den Nacken. Und eine solch wunderbare Stimme, mit schwerer kerniger Betonung, wie man das Deutsch in den Ostseeprovinzen spricht. Josa war begierig, ihn kennen zu lernen. Schon, daß er Fräulein Starke kannte, hatte sie für ihn eingenommen. Aber in ihre Neugier mischte sich Scheu vor seiner Gescheitigkeit. Josa fürchtete sich immer vor sehr gelehrten Menschen.

In der roten, offenen Steinhalle unter dem Eckbalkon des Hauses wurde bei schönem Wetter der Mittagstisch gedeckt. Man saß herrlich hier. Vorn

Blumenteppiche, die La France-Rosen wälzten Wolken von Duft herein. Die Parkbäume gegenüber ausgeschnitten; von schwärzlichem Grün und bläulichem Grün umklammert sah eine Sonnenlandschaft groß herein. Die Höhenzüge von Loschwitz, blanke Villen, Sommernester in Laubpfühlen, unten die Elbe, alles weißlich, blaß vom Lichtdunst geblendet.

Es war ausnahmsweise wenig Besuch da. Die Berliner Bekannten am Morgen abgereist. Die Thüringer Verwandten ebenfalls, nur noch eine junge bernsteinblonde Russin.

Man hatte zu Tisch geläutet.

Oben über den Balkon bog sich Frau Vogt: „Papa, Theodor kommt!“

Die Geschwister eilten ins Haus. Auf der Treppe Zurufen, Lachen und Begrüßen.

Dann sah ihn auch Josa. Er schüttelte ihr gleich mit solch überraschender Herzlichkeit die Hand, sie wurde fast verlegen. Er hielt bei der Begrüßung die rechte Schulter etwas geneigt und griff mit der großen warmen Hand kräftig um ihre Finger.

Man setzte sich zum Essen. Die Halle war nicht sehr groß. Ein langer Tisch hatte nicht Platz. Man aß getrennt an zweien. Josa, Herbert und die junge Russin am Nebentisch.

Die ganze Lebhaftigkeit, die frische Luft der Fremde, wie sie gewöhnlich ein Neuangekommener mitbringt, rauschte laut und ließ die Stimmung höher wogen.

Herbert lärmte am meisten.

„Sag mal, was macht denn Laren? Denken Sie sich Fräulein Josa, einen Mann, einen — ach was sag ich, zwei Köpfe größer als ich, breit, ein Hüne, roter Bart, Vollbart bis hierher — und was glauben Sie, dieser Mensch, jeder hält ihn für dreißig, ist erst neunzehn Jahre. Ich wollte es mir absolut nicht aufbinden lassen. Aber es ist wirklich so. Nicht wahr, Theodor?“

„Es ist ein Friese. Die Friesen sind solch derber Menschenschlag. Aber du, der ist jetzt nicht mehr, was er war. Kaum zum Wiedererkennen. Der arme Mensch, er ist ganz furchtbar heruntergekommen.“

30*

„Oho!"

„Ja es ist ihm sehr traurig gegangen. Er machte sein Examen, reiste nach Hause und kommt gerade an dem Tage an, als man seine Braut tot heimbringt. Sie war am Abend vorher ertrunken."

Alle einen Augenblick stumm. Es war, als weiche das Leben entsetzt zurück.

Herbert hatte sich zuerst erholt:

„Nein, solch ein Pech!"

Man fragte von allen Seiten, wie das Unglück gekommen sei, und wie er es ertragen habe.

Nur sein inniger Gottesglaube habe ihn vor dem Wahnsinn geschützt.

Hedwig hatte seit ihrer Verheiratung etwas freiere Ansichten angenommen. Sie schüttelte sich, meinte: sie hätte das nicht überstanden, sie wäre verrückt geworden.

Theodor spannte die Serviette straff über sein Knie.

„Ein Christ kann alles ertragen, Hedwig. Wer nur Gott als Höchstes schätzt, dem wird kein irdischer Verlust zu schwer werden. Dem Glaubensstarken bleibt immer noch die Hoffnung auf ein unermeßliches Glück. Dies kann ihm keiner zerstören, nur jeder sich selbst."

Hedwig falzte mit dem Gabelstiel eine Stanniolkapsel der Weinflasche.

„Du magst recht haben. Nun ja, glücklich, wer so denkt. Aber alle Menschen sind doch nicht so fest und sicher wie du in ihrem Glauben. Es gibt doch Hunderttausende, die zu schwach sind zu solcher Festigkeit. Die tun mir leid und die, finde ich, sind nur zu bedauern."

Theodor wischte mit rascher Bewegung den Bart:

„Ja und nein. Ein Unwissender, der die Schätze des Christentums nicht kennt, der ist sehr zu bemitleiden. Aber einem Christen sagt die Religion von Jugend auf, wo er Trost und Stütze findet. Klammert er sich in seiner Schwachheit nicht daran, und läßt er sich in der Liebe zu Gott nicht über alles heben, dann will er eben nicht, daß man ihm helfe. Dann ist es gerechte Strafe, daß ihn Qual trifft. Und daß ihm Strafe und Qual werde, ist sicher auch Gottes Wille." —

Josa hatte sich Theodor größer vorgestellt. Er trug auch das Haar nicht lang, schlicht, kurz, an der Seite gescheitelt. Und dann dieser starke, braune Vollbart, der die untere Gesichtshälfte ganz verdeckte, sie hätte ihn nach dem Bilde nicht wieder erkannt. Die Nase war kühn und stark geschweift, dasselbe Profil wie seine Mutter. Auch die starken Brauen wie Frau Vogt. Aber die Augen inniger dunkel, er hatte solch eigene Art, die Augenlider beim herzlichen Sprechen in den Winkeln zusammenzudrängen. Da der Mund vom Bart verdeckt war, lag der ganze Ausdruck, alles Leben in diesem Zusammenziehen der Muskeln um die Augen. Beim Sprechen hielt er den Kopf etwas auf die linke Seite, das machte seine Rede noch gewinnender, dieses leichte Neigen sprach von so viel freundlicher Hingebung, fast demütiger Unterwürfigkeit. Aber vor allem war es seine Stimme, die gab ihm das Fesselnde, sie zwang jeden zum Lauschen. Nichts Gezwungenes, mit Salbung und Pathos Geschminktes, auch nicht klingend wie Metall, aber vollkernig, gesättigt von fest fußender Überzeugung, dabei umschmiegt von schonender Milde, wie Ton gewordene Kraft, die sich aus wuchtigen Eichen ringt.

Josa fühlte sich von dieser Stimme fast im Denken gelähmt. Was er sagte, schien ihr fast zu straff und streng. Aber sie glaubte doch dieser Stimme, daß es so sein müsse.

Zuerst war sie von Theodors Religionseifer verblüfft. Scham und Verwunderung stotterten in ihr, als sie sich erst auf der untersten Stufe zu jener Glaubenshöhe fand, von der Theodor herabgesprochen. Zugleich fühlte sie jähe Tatkraft in sich entfacht, die ihren lässigen Glauben emporschleudern, aufrütteln, reinigen sollte. Die Furcht, er möge in ihr den verkümmerten Glauben erkennen, steifte Scheu und Befangenheit gegen ihn. Und ohne daß sie sich besondere Mühe gab, hüllte sie sich, wenn sie mit ihm sprach, in einen demütigen Tugendschein, den sie dem Wesen entlieh, das sie zu sein wünschte.

Daß es ihr gut stand, wußte sie. Sie haßte sich

oft, daß sie nicht Kraft und Mut hatte, so zu sein, wie sie war. Wenn sie allein war, nannte sie sich feige und ergötzte sich, den Kontrast ihrer eigenen Gedanken und der angenommenen noch krasser zu verzerren. Das bewirkte, daß sie sich erst recht in ihrer Unvollkommenheit kennen lernte und sich nun noch behutsamer und ängstlicher mit den Farben der Meinungen und Urteile schmückte, von denen sie wußte, daß sie geschätzt und gepriesen waren.

Josa war unter Menschen meist still, oder von einer stürzenden Lebhaftigkeit. War sie einmal aufgewühlt, dann ließ sie sich fortwirbeln, das machte ihre Rede oft parteiisch und hetzte sie zu sinnlosestem Widerspruch, und sie rannte sich in Sackgassen störrischer Behauptungen und mußte sich oft beschämt gefangen geben.

Das machte dann auf die Umgebung den Eindruck großer Unselbständigkeit, man verwunderte sich über sie, sie empfand es, und die Ungeduld und Scham stampften in ihr mit beiden Füßen. Sie hätte so gerne laut schreien mögen, daß sie es eigentlich gar nicht war, die dies meinte, daß sie machtlos unter dem Alp der fremden Willen lag und von allen überwältigt wurde.

Nur in einem wußte sie sich Herrin, ihr warmes Naturgefühl, ihre innige Liebe zu allem, was Farbe und Licht strahlte, das war eine Kraft, in der nichts erborgt, nichts von Fremden Genommenes lag, das war so fest, so aus einem jähen Guß nur ihr eigen. Trotzdem war sie nie begeistert, um Aufmerksamkeit und Erstaunen zu erregen. Erst wenn der Strom vorübergerauscht, sie sich gleichsam nackt gesprochen hatte, und sie ihre ausgestrahlte Wärme rings auf allen Mienen widerleuchten sah, da erinnerte sie sich ihrer Person. Aber dann schämte sie sich und hätte sich vor der Gewalt, mit der sie alles rings gefesselt sah, verkriechen mögen. Sie liebte nicht einsam zu stehen und zu herrschen, sie verwischte dann rasch mit einem Griff in die schalste Alltäglichkeit ihre stolze begeisterte Wolkenschrift.

Doch dieser jähe Umschlag machte diejenigen miß-

trauisch, welche eben noch ihre Kühnheit auf die Knie gezwungen hatte.

Nur eine sehr tiefe Natur konnte ihren Wert verstehen und schätzen.

Bis jetzt hatte sich Josa in Elbhausen immer noch nicht heimisch gefühlt. Aber nun war es mit einem Male anders. Daß Theodor auch Fräulein Starke kannte, hatte beide rasch genähert. Josa tat es wohl, ihre mütterliche Freundin von ihm geschätzt zu wissen. Er sprach mit großer Achtung von ihr und wußte sich genau der Einzelheiten ihres Leipziger Verkehrs zu erinnern. Ihre beiderseitige Begeisterung für dieselbe Person reichte sich im Erinnern die Hand. Es lag ein behagliches Vergnügen darin, sich in gleiche Gefühle zu teilen. Jeder von ihnen empfand bald, daß er dem andern damit wohl tue. Wenn sie nun ein Gespräch führten, war es gewöhnlich durch eine Erinnerung an Martha angeregt oder es schloß mit einer solchen.

So erwachte zwischen ihnen bald jene anschmiegende Vertraulichkeit, wie sie nur entsteht, wenn zwei in der Menge einen Pfad gefunden haben, den nur sie gehen können, auf den ihnen niemand zu folgen versteht. Dieses öffentliche Einsamsein übte besonders auf Josa großen Reiz.

In ihren Briefen teilte sie der Freundin recht beglückt mit, daß Theodor sich ihrer so warm annehme, und daß sie beide so gern von Martha sprächen. Während des Schreibens kam ihr einmal plötzlich der Gedanke, ob Theodor und Martha sich vielleicht liebten. Sie war ganz berauscht von diesem Gedanken. Denn alles schien auch darauf hinzudeuten. Drei Jahre hatten sie sich nicht gesehen, aber wenn Martha von Theodor gesprochen, war das immer begeistert geschehen. Ganz so wie Theodor jetzt von ihr sprach. Warum sollte sich das auch nicht verwirklichen lassen? Das Alter? Martha sah noch ganz gut aus. Und Theodor durch den großen Bart viel älter als sechsundzwanzig.

In Josa prickelte die Lust auf, beide glücklich zu machen. Sie kam sich in dieser Idee erhaben vor.

Und etwas von sorgender Mütterlichkeit machte ihre Gedanken behäbig und gesetzt ernst.

Ihr Plan, beide zu nähern, gab ihr nun eine unbefangenere Sicherheit über Theodor. Und was sie nun tat, um ihm zu gefallen, geschah mit dem Keimgedanken, daß er durch sie von Marthas Person noch mehr gefesselt werde. Sie kokettierte fast im Interesse der Freundin. Sie machte sich nun keine Vorwürfe, wenn sie gegen ihre Ansicht sich seinem Urteile anschmiegte.

Sie merkte selbst kaum, wie sie allmählich halb sich zwingend, halb gezwungen, ihm immer ähnlicher wurde. Nur ganz flüchtig sprang ein Gedanke von den andern los, stellte sich vor sie hin und wunderte sich über ihr fremdes Gesicht, über ihre veränderte geistige Form, die von der früheren Josa kaum noch einen Hauch Blutwärme zeigte.

In der Dresdner Galerie war sie es sich zum ersten Male erstaunt bewußt geworden. Wie immer wurde sie von den Farben ergriffen und laut aufgerüttelt. Erst war sie nur im Taumel durch die Säle gewandert, und sie ließ betäubt die Farbenfeuer um sich wirbeln und wogen. Dann, als sie näher an das Zergliedern der Einzelheiten der verschiedenen Schulen gingen, wunderte sie sich. Alles war ihr leicht geworden, mit Theodor gleich zu empfinden, oder wenigstens sich seiner Führung unterzuordnen, nur hier bei den Farben, das war ihr unmöglich. Er liebte diese schweren, drückenden Bilder der alten niederländischen und italienischen Schule, sie atmete lieber die freien sonnengetränkten Farben der Neuzeit. Dann war es ein kindlicher Zug, wie er sich für die lieblichen, schlichten Gestalten Ludwig Richters und Hofmanns erwärmen konnte, sie empfand ebenso wie er das Ehrsame, Treuherzige dieser Malerei, aber es war zu viel Unwirkliches, Störendes daran, so daß ihr das Vermissen den Genuß verdarb. — Und doch äußerlich stimmte sie ihm bei. Nicht daß sie im Augenblick ihm zuliebe gleicher Meinung sein wollte, nein, sie jauchzte, weil sie jauchzen mußte, sie war so überschwänglich erregt, daß sie im Augenblick nichts ande-

res als Rosen, satte befriedigende Rosen über alles austeilte.

Und dann unten in der Garderobe, als er ihr den Schirm gereicht hatte, behielt er ihre Hand: „Ich danke Ihnen." Sie verstand nicht gleich. Nickte aber doch halb zustimmend, halb unschlüssig lächelnd.

Im Weitergehen sagte er, mit vielen habe er schon die Galerie besucht, aber nie habe es ihm solches Vergnügen bereitet, wie heute mit ihr.

Sein Lob tat wohl. Aber nun ärgerte sie sich doch, daß sie nicht ganz aufrichtig in ihrem Urteil gewesen. Und dann gestand sie sich, daß es ihr unmöglich war, ihm eine eigene Meinung entgegenzusetzen.

Und da, für einen Augenblick, übersah sie sich mit einem Male vollständig. Sie erschien sich ganz zugestutzt nach seinem Wesen, ihre frühere Art verstümmelt, das quälte sie.

Gleich darauf an der Brühlschen Terrasse meinte Theodor, die vergoldeten Figuren würden durch den grellen Glanz in ihren schönen Linien verzerrt.

Sie nahm störrischen Anlauf, den fremden Einfluß zu überwinden.

„Ich finde, sie sehen sehr prächtig aus."

Darnach wunderte sie sich, warum sie sich ihm widersetzen wollte; näher an der breiten Freitreppe ging sie etwas langsamer. Nachdenklich mit zögernder Überlegung:

„Ja, in der Nähe, Sie haben recht, die Figuren sehen wirklich recht unschön aus."

Und darauf war sie wieder bissig unzufrieden mit sich. —

Später waren sie zusammen in großer Gesellschaft in der Sächsischen Schweiz.

Beim Steigen durch die Wälder zur Bastei, blieb er immer dicht bei ihr. Sie fühlte, daß er der einzige war, zu dem sie ihre Naturliebe offen ausjauchzen durfte. Sie zeigte ihm all die feinen Lichttöne und Farbenregungen im grünen Geäder der Farren, im glimmernden Moos, im sonnenduftigen Tannenblau. Sie freute sich an seinem Verwundern, an dem stau-

nenden Erwachen seiner Augen und an der Wärme, mit der er ihr dankte.

Am Abend vergaß sie zum ersten Male, einen Brief, den sie von Martha ungeöffnet in der Tasche trug, zu lesen. —

Eines Morgens saß Josa mit ihrem Skizzenbuch am Parkende und versuchte die Loschwitzer Höhen zu zeichnen.

Es war recht lauschig in dem gründämmerigen Ulmenwege. Das Licht schwamm in gedämpfter Helle, nur hie und da schlug der silberne Morgenhimmel grelle Breschen durch das Laubgewölbe.

Draußen unumschränkte Sonnenflut. Die Farben schwiegen geblendet. Die Berge drüben schimmerten blaßgrün, am Rande mattblau, tiefer am Hange grau- gelb. Unten breit und selbstbewußt die Elbe.

Sonne und Wasser kämpften lebhaft. Die Strahlen zersprangen an der Glätte, es wühlte wie zuckende Dolche in den Wellen.

Wenn ein Dampfschiff vorüberzischte, rauschte der Strom aufgeregter, breite Zungen krochen zum Ufer, ein dumpffeuchter Luftstrom schwoll bis herauf zum Parke, die Blätter und Zweige reckten sich und sogen begierig die Kühle.

Josa war mit der Zeichnung fast fertig, da kam Theodor vom andern Ende des Hanges. Er schien sie nicht zu bemerken. Er hielt ein Papier in der Hand und las.

Sie zeichnete etwas erregter. Sie sah nicht auf, aber sie wußte genau, wie er jetzt im Näherkommen aussah. Er mußte durch das Mosaik der Licht- und Schattenflecken, welche die Sonne am Boden aus- breitete. Dann glitt ein Wirbel von Hell und Dunkel, immer hell und dunkel über sein Gesicht, seinen Kör- per, das Papier. Er würde nicht mehr lesen können, aufsehen, und sie überrascht begrüßen.

Noch eine Weile hörte sie seine Schritte im Sande, dann blieb es still. Er beobachtete sie wahrscheinlich. Sie mühte sich ein recht gedankenvolles Gesicht zu zu machen. Aber dann dauerte es ihr zu lange. Sie strich mit dem Bleistifte gleichgültig über ihre Schläfe und sah auf.

Er stand still, hatte das Papier in der Hand und starrte hinaus in die Sonne. Ihre Bewegung weckte ihn.

Sie begrüßten sich. Er war nicht überrascht. Es lag etwas Leeres in seinen Zügen, gleichsam als ob seine Gedanken an anderen Eindrücken klammerten und Augen und Ohr nur langsam verständen.

Er sagte, er habe sie oben vom Fenster gesehen. Es habe ihn gefreut, daß sie zeichne. Ob man sich das einmal ansehen dürfe. Und dann blieb er eine Weile hinter ihrem Stuhle.

Sie wechselten einige Worte über das Zeichentalent. Aber Josa schien es, als ob immer noch etwas von einer fremden Welt durch seine Aufmerksamkeit schleiche, darum schwieg sie bald, um ihn nicht zu stören.

Eine Weile sah er ihr noch zu, dann richtete er sich auf:

„Ach, es ist doch etwas Schönes, die herrliche Gotteswelt so festzuhalten in Bild oder Wort. Eines so beglückend wie das andere.“

Josa glaubte, dieser Ausruf sei ein schmerzliches Erinnern an seinen aufgegebenen Dichterberuf. So schonend wie man einen Kranken befühlt, fragte sie, ob er jetzt noch manchmal dichte. —

Er sieht sie erstaunt an. „Martha, Fräulein Starke sagte mir, Sie hätten früher gedichtet.“

Ja, er hätte auch mal Verse verbrochen. Dabei kommt nichts heraus. Es ist nichts. Man tastet und greift und faßt doch nichts Festes, Körperliches. „Ich habe es ganz aufgesteckt. Ich ziehe ein energisches, tatkräftiges Leben einem solchen Scheinleben vor.“

Sie war etwas unzufrieden über diese Antwort. Aber sie nickte altklug:

„Freilich, nur immer dichten und malen muß auch auf die Dauer überdrüssig werden. Aber ich meine, so nebenbei, wenn man eben in Stimmung ist. O ja, es ist doch schön!“

Er nickte:

„Man muß aber dazu viel Zeit haben, viel Zeit, Fräulein Josa, um in Stimmung zu kommen.“

Das war ihr wieder nicht verständlich und unbe-

haglich. Die Skizze war fertig. Sie gingen den Laubengang hinunter.

Die Gittertür stand offen. Draußen schimmerte der Wiesenstreif grausilbern. Die Blüten schwammen wie in grüner Flut über den Halmen. Weißer Schierling, blaue Sumpfblumen, braunrosa Sauerampfer und grellgelbe Dotterblumen.

„Ach, ich habe schon so lange keinen Strauß mehr gepflückt." Dann stand sie draußen, und lief mit aufgerafftem Kleide durch das nasse Gras. Er blieb zurück.

Als sie mit einem Strauße wieder kam, stand Theodor am Wege, reglos den Blick in den Glanz gesenkt.

In der Ferne glimmerte feuchter Nebelstaub, der Sonnenschein wühlte silberschäumend im niederen Weidenbuschwald, Kräuter, Blüten strahlten, und in dieser Morgeneinsamkeit, dies eifrige Summen der Bienen, das klang wie tief in der Erde gemurmeltes Beten.

Josa hatte sich neben Theodor gestellt, die Farben und die Stille stimmten sie feierlich.

Sie wollte sagen, wie viel lieber sie im Freien bete, als in der Kirche, da begann Theodor vom Dünkel und Hochmut der Menschen zu sprechen. Wie es so wahnwitzig sei, an der Gottheit rütteln zu wollen. Sie offenbare sich doch greifbar, deutlich in all den Wundern ihrer Allmacht. Wenn sie nur die Augen öffnen wollten und sehen, sie müßten ja glauben.

Josa wurde in ihrer weihevollen Stimmung von seiner bitteren Klage tief ergriffen.

Schüchtern versuchte sie zu beruhigen:

„Das sind auch nur ungebildete Menschen, gefühllose Menschen, die so ungläubig sein können. Und wohl auch nur recht wenige."

Er sah sie fast erstaunt an:

„Da irren Sie aber sehr, mein liebes Fräulein, es sind nicht Ungebildete, — die Ungläubigsten sind diejenigen, welche sich die Gebildetsten nennen. O — und es gibt leider sehr, sehr viele Gottesleugner —"
— — er klopfte mit dem gekrümmten Zeigefinger auf

das Briefkuvert. „Heute, hier, bekam ich auch wieder ein recht schmerzliches Bekenntnis zum Sonntagsgruß.

Ein Freund von mir, wir waren von Jugend auf engbefreundet, schreibt mir, daß er sich vom Glauben losgesagt habe. Es ist ein sehr begabter, talentvoller Mann, er dichtet und schreibt, ich hatte ihn recht liebgewonnen, — — — das tut weh, wenn man die verlieren muß, die mit einem gleiche Ansichten gestützt haben. Sehr weh."

Josa war erschüttert. Ein solch grausamer Schlag hatte ihn getroffen. Und er war so lange neben ihr hergegangen, hatte die Kraft gehabt, ruhig mit ihr zu plaudern!

Sie sah ihn mit scheuer Bewunderung an. Wie leid er ihr tat. Wie sie sich klein gegen ihn fühlte. Aber sie war auch stolz, daß er ihr seinen Schmerz vertraute.

Sie hätte ihn gerne getröstet. Sie wollte ihn auf andere erquickendere Bilder bringen. Erst wollte sie von Martha reden, aber sie überschwieg diesen Gedanken und sprach vom Reisen und ließ sich von Italien erzählen. Dazwischen fragte sie sich verwundert, warum sie nicht von Martha sprechen wollte, neugierig betastete sie ihre Gefühle, plötzlich als ein Rotkehlchen vor ihnen im Busche hüpfte, vergaß sie alles, faßte eifrig Theodors Arm:

„Nein, sehen Sie nur, wie weich, wie zart. Die Brustwölbung und die Äuglein, wie das blitzt und blinkt, nicht eine Minute bleibt es ruhig, immer das Köpfchen hin her, hin her — —"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittage regnete es. Man saß im Hause in den Zimmern. Josa sah Stereoskopbilder an. Theodor hatte einige Zeit neben ihr gestanden, neue Bilder eingesteckt, — Landschaften, Schweiz, das Meer, Petersburg, Italien. Einen Augenblick lag seine Hand ganz dicht neben der ihrigen auf der Tischplatte. Es war eine breite Hand, etwas horngelb, die Haut stark, die Adern sah man nicht durch. Vom Arm bis an

die Fingerknöchel wüchsen große, weiche, dunkle Haare aus weiten tiefen Poren.

Josa lehnte mit der Stirn am Stereoskopkasten, sie sah aber nichts. Sie behorchte die Wärme, die von seiner Hand auf die ihre strahlte. Sie wagte sich nicht zu rühren, es war ein wohliges Behagen, so dicht bei ihm zu sein.

Dann wurde er gerufen. Sie getraute sich immer noch nicht umzuwenden. Sie fühlte seine Wärme immer noch.

Sie hatte ihn schon lange geliebt. Aber bisher immer nur für Martha. Nun wußte sie, daß sie ihn niemandem geben könne, auch nicht der Freundin. Martha mußte entsagen. So wie Josa liebte sie ihn auch nicht. Sie hatte sich nie besonders lebhaft in den Briefen nach ihm erkundigt. Sie würde sich trösten müssen. Wenn nicht, nun — dann könne sie ihr nicht helfen.

Josas Gedanken wurden heftig und stießen mit gehässigem Umsichschlagen alles von sich, was sich gegen ihre Liebe auflehnte. Sie wurde immer erregter.

Es war Dämmerung geworden. Hedwig kam und setzte sich an das Klavier.

„Siehst du denn noch, Josa?"

Josa hatte die Stereoskopbilder ganz vergessen.

„Nein, ich wollte eben aufhören."

Hedwig spielte. Nebenan in den Zimmern plauderte man laut, aber Josa konnte Theodors Stimme nicht finden.

Sie stand langsam auf, um hineinzugehen. Aber das Gehen wurde ihr beschwerlich. Sie blieb am Flügel stehen, stützte den Kopf auf den Arm und starrte in das Innere des Instrumentes. Da huschten und sprangen die kleinen Hämmer mit munterer Eilfertigkeit. Es war da drinnen wie eine Welt für sich, unbekümmert um die Menschen und die Kraft, die sie weckte, nur mit ihren eigenen kleinen Leben beschäftigt. Sie taten so wichtig. Es war ordentlich lächerlich.

Josas Gedanken beruhigten sich. Sie begann, weicher, schwermütiger zu werden, und als Hedwig fertig

gespielt hatte, sagte sich Josa mit tragischem Ernst, daß sie verzichten müsse und verzichten könne. —

Aber sie glaubte es nicht.

*

Die Pfingstferien waren zu Ende. Theodor reiste wieder nach Leipzig.

Josa tastete noch einige Zeit mit Hoffnungen und Zweifeln in halbdunkeln Erwartungen. Manchmal überfiel sie eine eigensinnige Ungeduld. Ihre Gedanken waren wie in Netze verstrickt und sträubten sich und zerrten und fanden keinen Ausweg.

Allmählich legte sich weiche Müdigkeit in das Chaos, und die Hoffnungen und Zweifel schliefen erschöpft. In solchen Stunden war Josa von zärtlichem Mitleid mit sich erfüllt. So behutsam trat dann ihr Wille auf, so leise schlich dann die Lust zum Leben durch die Nerven, und die störrischen Wünsche hockten reuig mit schuldbewußter Scheu in einem Winkel, und schielten ängstlich auf das zitternde Blut und die blassen Kräfte.

Theodor hatte beim Abschied gefragt, ob er ihr schreiben dürfe. In ein paar Jahren hoffe er auch wieder nach Süddeutschland zu kommen, dann würde er den Pfauenhof besuchen. Sie möge Fräulein Starke grüßen. Er freue sich auf ein Wiedersehen.

Dann hatte sein Christusblick tief in ihre Augen gegriffen, und er hatte ihr die Hand geschüttelt.

Diesen Blick und Händedruck trug sie wie ein Geschenk bei sich, sie holte ihn oft vor und labte sich an ihm.

Im Juli reiste Josa von Elbhausen fort. Nach Hannover, um eine Tante und das Grab ihrer Mutter zu besuchen.

Neue Bilder, neue Stimmungen drückten allmählich die Lebhaftigkeit ihrer Gefühle nieder. Da sie nichts von Theodor hörte, erhielt ihre Sehnsucht keine Nahrung und erblaßte. Sie wuchs aus ihren Empfindungen heraus und fragte sich erstaunt, wie sie so stürmisch habe fühlen können. Sie belächelte die Josa von damals, wie Erwachsene Kinder belächeln. —

Trotzdem fröstelte es Josa doch, wenn sie an die Heimkunft dachte. An die lust- und leidschillernden Möglichkeiten, welche die Zukunft bringen konnte.

Martha mußte wohl nach Theodor fragen. Sie hatte ihr genug von seinem Interesse für Martha geschrieben. Aber auch das hatte seinen anreizenden Stachel. Es war gruselnd, auf einer Kante zu balancieren, in jedem Sekundenschlag den Schreck des Sturzes vor sich und das prickelnde Entzücken der Erlösung hinter sich. Und Josa liebte dies Gruseln. —

An einem Septemberabend kam sie wieder in Würzburg an. Ihr Bruder und Martha waren am Bahnhof. Aber Martha wollte nicht mit auf den Pfauenhof kommen.

Erst wunderte sich Josa, dann aber dachte sie: es ist besser so, bis morgen habe ich mich auch mehr gesammelt und kann harmloser von Theodor erzählen.

Josa und Martin fuhren allein.

„Martin, du bist so stumm?"

„Ich? So? — Josa, was würdest du sagen, wenn ich mich verlobte?"

„Ach jeh, Martin."

„Warum nicht?"

„Verloben? Mit wem denn?"

„Mit Fräulein Starke!"

„Mit Martha?"

„Hm."

„Aber will sie denn?"

„Wir haben nur auf dich gewartet, bis du zurückkommst."

„Und davon habt ihr gar nichts geschrieben. Nicht möglich —! So etwas! — Erzähl doch mal. Nein, pfui, du willst mich zum besten haben."

Und er erzählte, und Josa staunte, aber noch nicht bewußt freudig, nur zitternd erregt, mit betäubten Gedanken in der Gefühllosigkeit der Verblüffung tastend.

In der Erntezeit sei sie öfters heraufgekommen, habe gesehen, ob alles in Ordnung sei, Wäsche und Küche und Zimmer. Er hatte manche Wirtschaftsangelegenheit mit ihr besprochen. Einmal, als er sie im Gartenzimmer getroffen habe, am Boden kniend, die Fransen

des großen Teppichs nähend, da sei ihm der Gedanke gekommen, wie gut sie in die Häuslichkeit passe. Dann ein anderes Mal hätten sie zusammen Kaffee getrunken, das Mädchen habe ihr durch Zufall Großmutters Tasse gegeben, auf welcher „der Hausfrau" steht. Sie sei rot geworden, das habe ihm Mut gemacht.

„Nun und wie das eben ist, — — vorgestern habe ich mir ein Herz gefaßt — — — — so war es. Dir scheint's nicht recht zu sein. Du sprichst gar nichts?"

„Mir?" Und Josa sagte ihm, wie aufrichtig sie sich freue.

„Nun, wenn Martha auch meine Frau wird, deshalb bleibt sie doch deine Freundin."

Josa ließ ihn beim Glauben, als ob es das sei, was ihr im Augenblick die Sprache lähmte. — —

Sie hatten sich gute Nacht gesagt, Josa stand allein in ihrem Zimmer. Erst ging sie langsam um den Tisch. Dann breitete sie die Arme und drückte sie wieder zusammen, als ob sie jemanden an sich presse, dann ging sie immer schneller und schneller und umarmte die Luft immer heftiger.

Sie wurde schwindlig und mußte sich auf ihren Koffer setzen. Sie schüttelte sich in stillem Lachen und rieb das Gesicht mit den Händen.

Plötzlich nahm sie eine sehr ernste Miene an. Sie wollte sich erheben, war aber immer noch zu schwankend. Sie begann sitzend ihr Jackett aufzuknöpfen. Die Finger zitterten und kitzelten, und es prickelte wie Sand in den Gelenken. Sie erinnerte sich, wie sie in der Schule gespottet hatte über ein junges Mädchen, das alle Knöpfe auf einmal aufriß. Sie würde es nie so machen. Plötzlich — ein Ruck, — da — da, ein, zwei Knöpfe sprangen ab. Sie lachte. Hob mit schwankender Hand das Licht vom Tische, stellte es auf den Boden und rutschte auf den Knien, nicht nach den Knöpfen, sondern immer rund um das Licht. Sie starrte einige Zeit in die Flamme, senkte den Kopf, ließ einige Haare flink aufkräuseln, sog den stechenden Brandgeruch ein, dann lachte sie wieder. Aber nun war ihr Lachen träger, gedankenvoller. Die Arme, der Rücken begannen steif zu werden, da ließ sie sich völlig

auf die Erde fallen, streckte sich in ganzer Länge aus und begann nun abwechselnd mit den Stiefelabsätzen auf den Teppich und mit dem Hinterkopf auf die blanke Diele zu klopfen. Dabei lachte sie, und in ihren Gedanken drängte sich nur manchmal ein schattenhaftes Bewußtsein auf, als ob dies alles eine andere tue und sie nur von weitem zusehe.

Martin schlief im Nebenzimmer. Plötzlich hörte sie ihren Namen rufen und an der Tür klopfen. Rasch schlug sie mit der Hand auf das Licht.

Die Türe wurde etwas geöffnet. „Josa, bist du schon schlafen gegangen?"

„Ja."

„Ich wollte dir nur sagen, du sollst dich nicht erschrecken, wenn du Schritte über dir hörst. Es ist der Doktor. Er studiert manchmal bis in die Nacht hinein und geht dabei auf und ab."

„Welcher Doktor? — Ach ja, ich weiß schon. Ja, danke."

„Gute Nacht."

„Gute Nacht." —

Martin hatte im Juni geschrieben, der Neffe des Sanitätsrates Sebald habe ein Mansardenzimmer für den Sommer gemietet. Er sei lungenleidend. Er sollte in frischer Luft wohnen.

Sie blieb noch eine Weile liegen und horchte. Oben war alles still. Dann stand sie leise auf. Draußen mattdunkle Nacht. Sie stützte sich auf das Fensterkissen und wollte weiterträumen, aber über ihr preßten sich zwei Lichtsäulen vom Dachsims in die Finsternis, das störte sie.

Sie stellte sich vor, wie der Mensch dort oben in seinen Gedanken wühlte und sich quälte. Er kam ihr armselig vor. Sie tauchte wieder in ihr eigenes Glück und ließ die Wellen hoch über ihrem Herzen zusammenschlagen.

Wie das Glück sie wohl kleiden mochte?

Sie zündete vorsichtig ein Streichholz an und trat vor den Spiegel. Ihre Wangen strahlten und die Wimpern zitterten. Sie wunderte sich einen Augenblick, daß sie sich noch so ähnlich war.

Das Streichholz erlosch langsam, ihr Gesicht versank immer grauer. Sie legte im Dunkeln ihre Lippen auf den Spiegel und küßte das kalte Glas. —

In der Nacht geschah es, daß sie halb im Traume sich mit Innigkeit in die Kissen preßte und mit stürmischem Sehnen heftige Küsse auf das Pfühl drückte.

Dann erwachte sie. Aber kaum mit einem Hauch von Enttäuschung. Sie hatte solch Verlangen nach ihm gehabt, es war ihr dann wirklich, als habe sie ihn geküßt. Sie wühlte sich entzückt und befriedigt wieder tief ein und wünschte von neuem so glücklich zu träumen. — —

Am nächsten Tage verlobten sich Martha und Martin. Ein Brief von Theodor war gekommen, und Josa dünkte sich so glücklich wie beide zusammen.

Am Abend fuhr ihr Bruder Martha nach Hause. Die Aufregungen hatten Josa müde gemacht. Sie löschte im Gartenzimmer die Klavierkerzen, ging nebenan in den kleinen Salon und legte sich auf das Sofa.

Geradeaus, an der gegenüberliegenden Wand das hohe Fenster von hellen, durchsichtigen Vorhängen verschleiert. Draußen der Abendhimmel so blank klar, als ob es Mondschein wäre. An den Wänden leiser Glanz von Gemälden und Goldleisten. Die Möbel in unbestimmten, zusammengeballten Massen, nur hier und da wachschimmernde Lackteile. Im Korridor gingen hin und wieder weichumhüllte Frauenschritte. Eine Türe wurde geschlossen. Aus der Küche klapperte es. Dann irgendwo eine Stimme, ein Geräusch, und unten vom Garten herauf zirpte ein Heimchen, schrill, heftig durchdringend, kurze, scharfe, kritzelnde Zickzacklaute, man glaubte sie in der Luft stehend, wie grellblanke, wetzende Lanzen.

Josa lag und lauschte.

Manchmal klappten ihre Fußspitzen zusammen. Dann begann sie die ausgestreckten Füße hin und her zu wiegen. Der eine der kleinen Pantoffel lockerte sich und klapperte auf den Boden. Sie hörte ihn immer noch poltern, immer einen Berg hinunter, immer weiter rollen, und sie rollte mit, immer dem Pantoffel nach, immer den Berg hinunter. Dann war sie ein-

31*

geschlafen. Es lief ihr jemand nach. Die Schritte wurden lauter, kamen näher, sie wollte schreien und wachte auf.

Es war jemand im Zimmer. Sie hörte eine Streichholzschachtel rasseln.

„Martin?"

„Entschuldigung, ich bin es, ich wollte nur meine Bücher holen!"

Der Doktor! Josa wollte rasch aufstehen, aber nun verlor sie auch den andern Pantoffel.

„Verzeihung, es tut mir leid, daß ich störe. Bitte, ich finde schon, ich weiß ganz genau, wo sie liegen."

Josa war sehr verlegen. Sie zog die Füße unter das Kleid und wartete, dann aber kam ihr alles recht komisch vor, sie biß sich auf die Lippen, um nicht zu lachen.

Er empfahl sich bald und entschuldigte sich nochmals. Während Josa mit den Füßen nach den Pantoffeln angelte, dachte sie: es war doch recht taktvoll von ihm, daß er kein Licht machte. Es muß ein angenehmer Herr sein. — —

Martin hatte ihr gesagt, daß Doktor Wicking meist bis Abend in der Stadt beschäftigt sei. Er käme nur Sonntags hie und da herunter zu ihnen. Er studiere Botanik, streife meist oben in den Steinbrüchen und im Walde umher und bringe Arme voll Blumen heim. Er sei sehr fleißig und gar nicht hochmütig, recht liebenswürdig.

Am nächsten Abend war Josa zufällig in der Küche, als der Doktor wiederkam und um ein Glas für seine Blumen bat. Es war wieder dunkel, und sie mußten lachen, weil sie sich immer im Dunkeln trafen.

Josa hatte wieder ihre ganze Sicherheit. Mit der Würde einer Hausfrau bat sie ihn, einen Augenblick in das Zimmer zu kommen. Warum sie das gesagt hatte, wußte sie eigentlich selbst nicht. Es war ihr, als müsse sie ihm das danken, daß er sie am gestrigen Abend nicht in Verlegenheit gebracht hatte.

Sie traten in denselben kleinen Salon. Es war noch schwach dämmerig. Sie wollte die Lampe an-

zünden, er meinte, es sei ganz gemütlich so, sie liebe doch auch die Dämmerung.

„O ja, sehr. Da plaudert es sich so gut."

Dann saßen sie sich gegenüber und sprachen kein Wort. Einer wartete auf den andern. Allmählich übte doch die Dunkelheit ihren traulichen Zauber, und Gedanken und Worte lösten sich.

Er sagte, daß es hier oben auf dem Berge immer so beschwichtigend still sei.

Josa stimmte ihm innig bei:

„Ja, nicht wahr, es ist das Schweigen wie in den Märchen. Wenn die Menschen fort sind und all die toten Dinge zu atmen beginnen und zu flüstern und zu wispern."

„Ganz recht. Es ist ein solch wunderbares poetisches Schweigen."

Josa freute sich über die Wärme, mit der er das sagte. War es die weiche, hüllende Dämmerung oder seine leise schmiegsame Stimme, sie fühlte sich so behaglich in seiner Nähe, als ob sie sich schon Jahre kannten. Sie erschloß ihm ihre innerste Gedankenwelt und sprach mit einer Vertrautheit, wie sie nur das Bewußtsein des Verstandenwerdens gibt.

„Wissen Sie, manchmal wünschte ich mir, die Geschichte des Zimmers zu hören. Ich stellte mir vor, daß in jeder Sekunde dieser Ruhe hier ein lautloses summendes Gespräch ist; daß sich Blumen und Figuren und Bilder ansehen und verstehen. Und ich wünschte einmal mein Ohr an das Schweigen zu legen. Was man da alles erlauschen könnte, glaubte ich. Wie man als Kind einfältig ist. Aber ich fühlte mich ganz glücklich dabei. Das war so geheimnisvoll."

Sie kauerte sich eng in die Sofaecke, behaglich fröstelnd im Märchenschauer.

Sie sah, wie der dunkle Umriß seines Kopfes langsam nickte, und dann lauschte sie, er strich mit der Hand immer wieder über den Plüsch des Sessels, immer wieder.

Im Nebenzimmer gingen Schritte. Oben durch die Türspalte glitt ein mattgelber Lichtstreifen an der Decke entlang, blieb stehen, sah sich verwundert um, schwebte

langsam ans Fenster und verschwand. Drüben ging wieder die Türe und dann blieb es still.

Er sagte, er könnte stundenlang das Schweigen belauschen. Er sagte es behutsam, mit weichgleitender Stimme, als wolle er jeden Laut der Stille des Zimmers anschmiegen, ganz vorsichtig und voll zarter Rücksicht, wie man nur spricht, wenn man eine Stimmung nicht durch Worte verscheuchen will.

„Früher habe ich die Sprache der Blumen und Vögel und Tiere ganz anders verstanden als jetzt. Als Kind habe ich mit allem gesprochen und mit allem gefühlt. Ich glaubte bestimmt, daß ich ebenso verstanden würde. Dann kamen die Jahre des Verstandes, der die Dinge nur als Dinge betrachtet. Der sagt, so sehen sie aus, daraus sind sie gemacht, das ist ihr Zweck. Zuerst war ich recht enttäuscht. Ich litt unter dieser rauhen plumpen Art und Weise. Ich sehnte mich nach der kindlichen Auffassung, es wurde mir recht wehmütig. Der Verstand faßte so rücksichtslos derb zu, die Dinge wurden kahl und seelenlos. Ich verstand die Natur nicht mehr. Erst ganz allmählich kam ich darauf, daß der Verstand mir eine viel feinfühligere Natursprache offenbare. Ich entdeckte tausendfältige Gefühlsempfindungen. Jedes Ding sprach nicht mehr meine Sprache, jedes kleinste Wesen hatte seine eigenen wunderbaren Laute. Überall fand ich reizvoll Neues, von den ersten Keimregungen bis zu den Bewegungsgesetzen des Weltalls — —.“

Seine Stimme war nicht hastender und nicht lauter geworden. Immer diese schlichte, gleichmäßige Art, das gab seinen Worten wohltuende Überzeugungskraft.

Josa wunderte sich, wie er so einfach, ohne jedes energische Stimmkrampfen sprach. Das weckte in ihr noch größeres Vertrauen.

Dann kicherte sie in sich hinein. Sie hatte noch gar nicht sein Gesicht gesehen. Daß er groß, einen Kopf größer als sie war und schlank, wußte sie. Sie war recht neugierig auf sein Gesicht.

Das Mädchen deckte nebenan im Gartenzimmer den Tisch. Beim Auflegen der Gabeln schwang ein feiner Metallton mit. Josa erhob sich langsam, dann gingen

sie in das helle Zimmer. Sie waren beide geblendet. Er nahm sein Pincenez ab und putzte es. Sie hielt die Hand vor die Augen, sah aber nicht neugierig auf ihn, gerade nach der entgegengesetzten Seite.

Sie standen noch einen Augenblick zusammen, sie sprachen über Klavierspiel. Er sagte, daß er gar nicht musikalisch sei, sie wunderte sich, und nun sah sie ihn an. Er war bleich und hohlwangig. Sie mußte an einen Totenkopf denken.

Und wie sie ihm jetzt im Hellen gegenüberstand, war er ein ganz anderer Mensch, als der, mit dem sie vorher im Dunkeln gesprochen. Die Harmlosigkeit wurde von straffen Höflichkeitsfalten entstellt. Stimme und Bewegungen, alles steifer und beherrschter. Es war, als sei das Licht wie ein Keil zwischen sie gefallen und dränge ihre Gedanken unbehaglich scharf beleuchtet auseinander.

Er wurde still. Sie machte die Situation durch erzwungene Phrasen noch ungemütlicher. Dann trennten sie sich mit zeremonieller Verbeugung. — — —

Zu jeder anderen Zeit hätte Josa ein Charakter wie der Dr. Wickings ungemein gefesselt.

Mit gärendem Drange, womit sie sich für alle Reichgeistige begeisterte, würde sie seinen Umgang gesucht haben. Denn es lagen in ihr noch viele lechzende Zweifel. Aber jetzt wurden alle weltfragenden Gedanken vom hochjauchzenden Liebesverlangen übertönt.

Die Liebe hatte ihr Empfinden vom Tagesgeräusch fortgezogen. Sie hatte sich in warme Einsamkeit eingewühlt, in wogende Dämmerungen, in betäubenden Scharlach und schwülen Purpur. Eine Wolke aus Weinglut und Mohnduft lagerte auf all ihren Sinnen. Blind für das Licht, taub für den Ton, ließ sie sich nur tragen und wiegen vom kosenden Schaum eines aufdämmernden Entzückens.

Zuerst behielt Josa ihr Glück für sich. Als es aber immer höher schwoll, konnte sie es nicht mehr bergen, und dann freute sich Martha mit ihr.

Seit jenem Abend sah Josa den Doktor nur flüchtig von weitem, kaum, daß sie sich grüßen konnten.

In der Nacht hörte sie ihn oft über sich gequält husten. Dann sagte ihr Martin, es war im Herbst und die Tage feuchter: „Er will Ende der Woche abreisen, nach dem Süden, nach Meran oder dem Genfer See, er sieht sehr, sehr schlecht aus, er wird wohl nicht lange mehr machen. Schade."

Als er seinen Abschiedsbesuch machte, war Josa zufällig nicht zu Hause. Am nächsten Morgen hatte sie verschlafen; als sie aus ihrem Zimmer kam, war Doktor Wicking abgereist. —

Martha und Martin hatten keinen Grund zu längerem Warten, so wurde die Hochzeit noch im Oktober gefeiert.

Martha war wie eine Mutter zu Josa und half ihr die Sehnsucht tragen. Josa hätte am liebsten täglich an Theodor geschrieben. Ihr Briefverkehr war ziemlich rege geworden. Josa wußte ihn durch immer wechselndes Funkenschlagen zu lebhafterer Wärme zu steigern. Der Winter kam, sie schrieb von Theater und Konzerten, aber am meisten schrieb sie von Naturstimmungen. Besonders, seit er öfters um eine schriftliche Farbenskizze gebeten.

Sie malte ihm das Leben auf dem Pfauenhofe, wie es am Morgen war, an laufeuchten Wintermorgen, wo der Tag so langsam heraufkroch, rings in weißen flachen Nebeln die Stadt, die Berge, die Ferne, alles in blasses Nichts zerronnen; Himmel, Erde eine weite ungeheuere Einsamkeit, mit großen leeren Augen. In den Zimmern unruhige fremde Helle, nackte Verlassenheit umklammerte die Wände, das ganze Haus. — Und harte glitzernde Februarnächte. Bleiche Eisspiegel auf welkem jährigen Laube, graue, geborstene Schneerinden, in Rinnen und Graben ungeduldiges Rieseln und Sickern. Endlich — Frühling. Scheue, zage Sehnsucht, lind und weich wie schmiegsame Märzluft, tränenfeucht und zitternd wie seufzende Märzluft. Und Julibrand, und Herbsttaumel, wieder Winter, wieder Frühling, und dann eines Tages im brennenden Sommerschweigen die schauernde Erwartung. —

Alles reglos bleich im stieren Mittagslicht. Die Hitze staut sich zwischen dem Blau und der Erde.

Eine schwere, stockende Hitze, welche jede Bewegung hemmt. Sonnenschein auf den Bergen, Sonnenschein auf dem Grün, Sonnenschein über dem weiten Himmel. Überall stummbrütender Sonnenschein.

Über der Ferne schlummern grübelnde blaue Schatten, näher im Tale dumpfe mattviolette Schatten, aber alle niedergedrückt von dem schwerfälligen Licht.

Die Natur hält Siesta. Reist behaglich und träumt und rinnt, blinzelt und lacht, streckt sich und gähnt. Alles Leben scheint in träges müdes Schweigen aufgelöst.

Ein großes Schlafen breitet sich über den Pfauenhof.

Die grauweißen Tuchvorhänge fallen schlaff vor den Fenstern nieder. Die Glastüre zur Terrasse weit offen. Drinnen weiches zerschmolzenes Dämmerlicht. Wie eine träumende Wolke füllt es die Räume. Über den matten Tapeten, über den trägen Möbeln, überall dumpfstockendes Halbdunkel.

Auf dem runden Tisch eine mächtige grüne Tonvase, voll Heliotrop und Nelken und Teerosen. Unter der burgunderroten Plüschdecke blinkt ein leises Glänzen. Zwei spitze, feuerblaue Samtschuhe mit feinem Goldsaum, Seite an Seite im Warten eingeschlafen. Daneben eine kleine Blumentischgießkanne. Gerade darüber eine niederhängende Hand, die Adern stark aufgetrieben, am Goldfinger ein neuer Trauring. Auf der Schwellung des Sofapolsters hinter dem Tisch ein heller Schimmer. Eine weiße Schürze zur Höhe geschlagen, darunter in den leichten Falten des Nesseltuches die Konturen eines Gesichtes. Ab und zu läuft eine Fliege darüber und bohrt den Rüssel durch die Löcher des Gewebes. Das Tuch hebt und senkt sich regelmäßig. Durch die Stille geht ein weiches Atmen.

Alle Türen sind geöffnet. In jedem Zimmer wiederholt sich die Dämmerung mit leise wechselnder Kraft. Die Glastüre des Eckschrankes spiegelt den Eingang zum dritten Zimmer wieder. Ein dünner Rauchfaden kriecht dort zögernd durch die Portieren. Drinnen an der Diele liegt eine eben angezündete Zigarre. Aber es bückt sich niemand, sie aufzuheben.

Das Dunkel schleicht auf den Zehen durch den langen

Korridor. Die Gartenhüte hängen hier, Josas Hut fehlt und auch die Hängematte. An der Schwelle zur Küchentüre bleibt das Dunkel geblendet stehen. Auf den grauroten, sonnenhellen Fliesen streckt sich der langgezogene Schatten eines Stuhles und darauf der schwerfällige nickende Schatten einer Gestalt. Und alle Schatten rücken von Minute zu Minute kaum merklich zur Seite. Die großen schillernden Fliegen auf den warmen Sandsteinplatten rücken immer schlaftrunken mit.

Üppiger Gewürzduft und schwüles Kaffeearoma drängen durch die Ritzen hinaus. Das Dunkel gleitet mit ihnen durch das Treppenhaus, durch die Türspalte in den Hof, mattgrün unter dem Weinrankendach hin und dann durch die Ulmen, die Kastanien und Fliederbäume. Unten kauern die Hühner. Der Hahn, den Kopf geduckt, auf einem Beine. Manchmal krümmt sich in der Hitze eine Feder. Das Dunkel fällt blauschwarz in die Schmiede. Wühlt in der kalten Asche. Springt zur Esse hinaus. Schnurrt am Dachsims entlang. In der Rinne nieder. Fort an den Scheunen, am Zaun, unter die Riesenfächer des Huflattichs, über eine schlummernde Entenfamilie. Das Dunkel streicht weiter, braunrot durch den reifen Roggen, den Berg immer höher, mattgrau am glitzernden Klee vorüber, unter Schlehhecken, durch Klematisgerank. In großen Sprüngen über den Wegstein. Dann wälzt es sich in eine Senkung zwischen zwei Hügel, voll Obstbäume, in ein Haferland. Hier liegt es milde um einen ehrwürdigen Nußbaum, wiegt sich auf den Halmen, saugt den säuerlichen Blätterduft und dämpft den Herzschlag der Einsamkeit.

Die Luft rauscht. Plump fliegt der Pfau vom Scheunentor über das Dach und läßt sich auf die Terrassenbrüstung nieder. Unruhig reckt er den schimmernden Hals. Ein grelles Kreischen prallt gegen die Stille. Drüben am Festungsberg und weiter über das Maintal schreckt eine Echokette auf und antwortet mit taumelnder Stimme.

Nochmals und wieder das lallende Echo.

Aber diesmal kein Pfauschrei. Oben vom Nußbaum ein jauchzender ungeduldiger Sehnsuchtsruf:

„Theodor!!"

Theodo — — Theo — Theo — The — flattert es zurück.

Und plötzlich unten im Grunde, wo der Weg zum Pfauenhof emporbiegt:

„Josa!!"

Josa — Joa — Ja —!!

Dann Schweigen. Wie verblüfft, mit weit aufgerissenen Augen horcht die Stille vom Berge nieder.

„Josa!!!"

Josa — Joa Ja —!

Zögernd mit betroffener Stimme klingt die Antwort:

„Theodor!"

Aber so schüchtern, so glückscheu, daß kaum ein Echo es zu wiederholen wagt.

Doch. Josa! schmettert es noch einige Male. Immer näher zum Pfauenhofe, immer höher den Berg hinauf, am Roggen, am Klee vorüber, zum Haferland. Unterm Nußbaum sinken zwei Freudenrufe zusammen.

Dann alles erloschen. Das Schweigen schlägt von neuem seine starren Kreise um den Hof. Der Pfau sieht sich verwundert um, fliegt zurück, auf das Scheunentor und schläft weiter.

Licht und Luft und Farben schlafen mit ihm. Nur oben am Berge schlagen Rosen heimliche Funken, süße berauschende Funken.

*

Seit Josa verlobt, war eine eifernde Religionsgier über sie gekommen. Ihr Glaube war früher stotternd und wankend, oft über die Schulter und oft nach rechts und links sich wundernd, vorwärts geschritten. Jetzt schnellte er empor nach jenem Ziel, das auch sein Ziel war, wo ihre beiderseitige Liebe in einem glühenden Kern zusammenschmelzen sollte.

Sie gab sich keine Zeit zur Besinnung. Ihre Hast war nicht die Flucht vor verschütteten Vernunftgründen. Das Ringen nach der Glücksvollkommenheit, die Begierde, daß sein Himmeljauchzen glatten Widerhall

in ihr finden sollte, das gab ihr den Übereifer, diese plötzlich laut wirbelnde Kraft.

Es war noch so vieles in ihr, das ihm noch nicht ähnlich. Sie wollte mit jedem Atom ihm gehören. So begann sie sich mit wollüstigem Fanatismus umzuwühlen.

Sollte sie sich umgestalten, mußte auch die Luft, in der sie atmete, mit ihr in gleichen Gefühlen schwingen. Sie strebte, wie alle leidenschaftlichen Naturen, darnach, auch ihre Umgebung in das Joch ihrer Überzeugung zu zwingen.

Sie führte im Pfauenhofe ein, daß morgens nach dem ersten Frühstück ein Abschnitt aus der Bibel gelesen wurde. Ebenso am Abend vor dem Schlafengehen. Martha, die immer an Josa innige Frömmigkeit vermißt hatte, stimmte das glücklich. Martin stutzte etwas, ließ sich aber mit behäbiger Ironie die Bibelvorlesungen gefallen.

Die Hochzeit sollte sein, sobald Theodor eine Anstellung hatte. In ein oder zwei Jahren. Er hatte einstweilen eine Religionslehrerstelle in einem Knabeninstitut angenommen. Die Anstalt gehörte einem Pfarrer. Lag einsam bei einem Gebirgsdorfe auf einem alten Schlosse. Wurde meist von jungen Ausländern besucht. Theodor hätte bequem in der Villa seines Vaters auf eine Stelle warten können. Er fühlte sich aber nur in der Arbeit befriedigt. Dann konnte er in jener Stellung auch ab und zu den Pastor vertreten und übte sich so im Predigen. —

Zu Anfang des Herbstes kam ein Brief von Doktor Wicking, der wegen des Zimmers anfragte. Acht Tage später kam er selbst. Er hatte in Würzburg eine Assistentenstelle angenommen und arbeitete nebenbei an einem botanischen Werke: „Die Desmidiaceen."

Manchmal begegnete ihm Josa auf dem Berge. Dann wechselten sie einige Worte. Zu einem warmpulsierenden Gespräch kam es nie. Er war meist von jener nachdenklichen Freundlichkeit, die nur über die Oberfläche des Gesichtes geht. Josa las auf ihren einsamen Wegen im Geiste Theodors Briefe oder schrieb im Geiste Briefe. So lag bei einer Begegnung über

beiden ein Netz von Gedanken und hielt ihre Unbefangenheit gefesselt. Sie wechselten krampfhafte Worte, dann trocknete ihre gegenseitige Aufmerksamkeit wieder ein, und sie trennten sich.

Einmal hörte Josa von ihrem Bruder oder von Martha, Doktor Wicking sei freigläubig. In seinem Zimmer lägen atheistische Bücher. Er selbst habe zwar nie über seine Ansichten gesprochen, aber der alte Sanitätsrat habe sich gelegentlich recht betrübt über seine Religionslosigkeit geäußert.

Josa nahm dies zuerst gleichgültig hin. Sie hatte es kaum mit einem Ohre gehört. Sie dachte nicht weiter daran.

Aber dann kam es fast unvermittelt. Im Theater, im Faust. Der Fächer einer Dame duftete nach Hyazinthen. Doktor Wicking hatte gesagt, er liebe diesen Duft vor allen. Und Josa mußte an Doktor Wicking denken. Dann beim Nachhausefahren, stach vom Giebel des Pfauenhofes ein Licht in die Nacht. Martha meinte, der Doktor sei doch gar zu fleißig.

Josa stellte sich ihn vor. Oben in Büchern eingemauert bei der Lampe. Wie Faust! Blaß, schwermütig grübelnd und zwischen den Brauen die graue Furche. Ein Gottesleugner! Der arme verirrte Mensch! —

Wenn er noch zu retten wäre?! — Wenn sie sein Engel würde?!! — — —

Ihre Gedanken schritten über Kirchenfliesen, die Begeisterung schwang die Fackeln hoch und rauschte mit den Siegeshymnen heiliger Chöre.

Sie wollte sein Engel sein!

Mit diesem hochlodernden Vorsatz legte sie sich am Abend nieder. Aber am Tage, im scharfen Wirklichkeitslicht, schien ihr das ungeheuerlich und unmöglich.

Einige Male hörte sie den Doktor auf der Terrasse husten. Sie wollte vor ihn hintreten, aber sie kam nicht einmal in Gedanken bis zum ersten Wort. Dann schalt sie sich, daß sie die Menschen mehr fürchte als Gott, und nun tat sie den ersten Schritt.

Als Doktor Wicking eines Abends aus der Stadt kam, fand er statt des Lohengrin die Sixtinische Madonna

über seinem Schreibtisch, und über dem Bett den Christus von Hofmann.

Josa begegnete ihm wieder. Er sprach nicht von den Bildern. Das reizte sie. Sie trieb kühner und rücksichtsloser das Gespräch auf Gott und Religion. Er stimmte mit seiner geduldigen Art stumm bei. Er versuchte nicht einmal mit dem Gespräch abzuspringen. Aber er war in eine Ruhe eingebohrt, an der sie nicht zu rütteln vermochte.

Wagte er sich nicht zu wehren, weil ihr Verlobter ein Geistlicher war? — Manchmal knisterte es wie Ironie hinter seiner glatten verschanzten Stille — das machte sie noch eifriger. —

Am letzten September, als eben die Freitagglocken in der Stadt läuteten, zirpten zwei störrische Stimmchen im Pfauenhof. Zwillinge waren angekommen. Martin war bestürzt wie ein junges Mädchen, aber der Vaterstolz kicherte in seinen vor Aufregung entzündeten Augen. —

Dann kam die Welkezeit. Durchaus nicht tot, einsam. Wirbelnd voll Leben, ein tolles flackerndes Leben. Täglich blühten mehr Farben, schäumten üppigere Gluten. Die Erde wurde so hell, so licht und klar. Geschäftige Feuer, rote, gelbe Flammen, grelle Lohen schlugen auf, dazwischen verzischendes Grün, alles wogte blendend und schmetternd.

Auf der Sonnenseite wühlte zuerst ein stumpfes Lederbraun im wilden Wein. Jeder Tag steigerte die Farbe, tiefer, glimmender, zuletzt schwoll eine satte purpurne Lache über den Zaun, das Gartenhaus und über die Rückwand des Hofes. Auch in den Ulmen und Kastanien, wo sich das Gerank den Sommer über versteckt gehalten, überall quoll es auf und tropfte bluttrãge nieder.

Der Himmel war täglich vom jähesten Blau. Sonst liebte Josa die Kontraste. Doch dies nackte, sich brüstende Leuchten schmerzte. Es höhnte das verzweifelte Hinsterben der Welt. Sie hätte gewünscht, alles mit einem Male grau, öde, wintereinsam. Sie sehnte sich nach bleicher schneeknisternder Stille.

Eines Nachmittags zog von Westen milchiger Duft

vor die Sonne. Das Licht verkroch sich, wie von Staub verschüttet. In der Nacht jagte Regen nieder. Am nächsten Morgen regnete es noch, auch den folgenden, und dann war es ernster gedankenvoller Herbst geworden.

Eines Morgens hatte Josa nachgezählt, wie viele Wochen es noch bis Weihnachten seien. Dann stand sie am Fenster und starrte in den farblosen Morgen.

Die Welt war so eng wie von Leere vermauert und dabei so endlos verlassen. Ihre Gedanken fröstelten und kauerten eng zusammen. Josa mußte an Weihnachten, an die Kindheit denken, sie ging von einem Erinnerungsgrab zum andern, das stimmte sie demütig und versöhnend.

Im Korridor hustete Doktor Wicking, dann ging er, mit Martin sprechend, vorüber.

Ein Gespräch mit ihm fiel ihr ein.

Schlechte Menschen seien ihm immer bemitleidenswert. Er könne nie hart über sie urteilen. Wenn er seine Gedanken auf ebensolche Wege richten würde, halte er sich derselben furchtbaren Handlungen fähig. Solche Menschen täten ihm leid. Die Verhältnisse, unter denen sie aufgewachsen, hätten sie gezwungen, so zu werden. Er finde im Grunde keinen Unterschied zwischen ihnen und den anderen.

Mit vernichtender Christenstrenge hatte Josa dagegen gesprochen. Jeder Mensch wisse, was gut und böse sei. Die zum Bösen neigen, seien zu verachten.

Jetzt, wo sie das nochmals in sich mit unparteiischer Ruhe anhörte, urteilte sie nachgiebiger.

Es war doch wohl recht leicht, ein Unrecht zu tun, wenn Erziehung und Mahnung nicht vor den Folgen gewarnt hatten. Die Gier, sich zu befriedigen, fand keine genügende Hemmung an den wenigen Bedenken, die sich ihr widersetzten. Sie begriff, wie leicht es unerzogenen Menschen werden konnte, einen Fehltritt zu tun.

Sie schämte sich. Sie gestand sich, daß sie es gleich eingesehen, aber zu widerspenstig gewesen, es zuzugeben.

Er war doch besser als sie, trotzdem sie sich gläubig

zu sein mühte. Er war aufrichtig. Bei ihr sträubte sich so viel dagegen, aufrichtig zu sein. Sie konnte noch manches von ihm lernen. — — —

Am Blumentisch blickte sie hinaus auf die Terrasse.

Doktor Wicking saß draußen auf einem grünen Holzgestell, darauf im Sommer die Blattpflanzen standen.

Er hatte ein kantiges, regelmäßiges Profil. Nur der untere Teil der Nase etwas zu hakig gebogen. Das Gesicht schmal und alle Formen schlank. Gesünder als vor zwei Jahren, aber immer noch von einer grünlichen Blässe, mit violetten und bräunlichen Schatten.

Die Augen nicht wie bei den meisten Schwindsüchtigen von feuchtem gierigen Glanz. Ruhig horchend in großen, wachen, blauen Höhlen. Sie fragten wie Stimmen aus einer ernsten Gruft. — Über starken Augenbogen eine steil gestemmte Stirn, die Haut dünn, scharf gespannt, zwischen den Brauen zwei Falten, wie Pfeilnarben. Die Magerkeit schnitt die Formen lebhafter, als zarter Stahl, fein, geschmeidig und zugleich unerbittlich kühn und schroff. Das Kraftgefestigte lag in dem knappen Kinn, den gemeißelten, schweigenden Stirnfalten, aber auch in der leisen straffen Senkung unter den Wangenknochen.

Der dunkelblonde Schnurrbart, der fast zu lang und leicht geneigt, riß etwas Verwegenes aus diesen Zügen wach, in diesem einsamen Gesicht eine grelle ironische Verwegenheit.

Seine Haltung selbstvergessen, in sich gefallen, aber nicht schwerfällig. Er hielt das Kinn in die Handfläche gestützt, den Kopf zur Seite.

Das Mädchen scharrte vor ihm die Blätter mit einem Reisigbesen zusammen.

Er kauerte mehr als er saß, und doch war alles vornehm an ihm.

Ihn hatte sie beeinflussen wollen! Die Scham knickte in ihr zusammen. Er wußte sicher, was er tat und dachte. Was ging seine Welt sie an!

Raben krächzten in der Luft. Doktor Wicking blickte etwas zur Seite. Sein Hals war gelb und schmal.

Die Haut zog sich in müden schlaffen Falten um den stark vortretenden Kehlkopf.

Er kam ihr so leidend vor.

Sie wollte ihn nicht mehr quälen. War er im Unglauben zufrieden, wollte sie ihn nicht stören. Er war trotzdem ein guter Mensch. Gott mußte Mitleid mit ihm haben.

Er erschien ihr immer edler. Kühle Erhabenheit schlug scheue Kreise um ihn. Josas Selbstbewußtsein schrumpfte immer demütiger zusammen.

Mit lauem Interesse blickte er dem Laube nach, das die Besenstriche fortschleiften.

Dann griffen die Finger, die den Kopf stützten, spielend in das Wangenfleisch, zogen die Mundwinkel zurück und drückten in müder Untätigkeit die Haut in Falten. Diese eine alltägliche Bewegung ließ mit einem Male die ehrfürchtige Weihe, mit der Josa ihn geschmückt hatte, zergehen.

Sie seufzte und wandte sich unzufrieden ab. —

Später gingen sie zusammen den Berg hinauf. Sie freuten sich, wie hell es in den Baumgängen war. Wie buntfarbig an der Erde. Unter den Ulmen hellgrün, rotbraun unter den Buchen, und weißlich, fast silbern um die Pappeln. Amseln huschten sanglos in niederem Flug durch die zerfetzten Sträucher. Bleiche Blätter flatterten erschreckt zur Seite.

Sie sprachen über Farben und verglichen jede Farbe mit einem schrillen oder sanften Ton. Dann über Sinnestäuschungen. Zuletzt auch über Lügen.

Wie man als Kind bei der ersten Lüge nicht begreifen kann, daß das, was man getan, eine „Lüge" ist. Man hat es gar nicht als etwas Besonderes empfunden. Das trug durchaus nicht die Flammenbuchstaben „Lüge" an der Stirn. Ein ganz harmloses Geschehnis. Die Sekunden, in denen es Leben bekommen, unterschieden sich nicht von den andern. Man hatte nach der strengen Warnung etwas Furchtbares erwartet, etwas greifbar Schreckliches, etwas, das wie Keulenschläge über einen hereinbräche.

Josa stimmte lebhaft bei, ganz so hatte sie auch immer empfunden.

In der Nähe der Steinbrüche wurde das Steigen beschwerlicher. Doktor Wicking hustete beim Sprechen.

Daß jetzt ihre Meinungen mit den seinen so einträchtig Arm in Arm gingen, gab Josa ein vertrauliches Recht über ihn.

„Wir dürfen nicht mehr sprechen, es strengt Sie beim Steigen an."

Oben am Rande eines frischgepflügten Ackers ein leerer Wagen aus den Steinbrüchen. Doktor Wicking drückte die Deichselstange nieder, Josa setzte sich. — Unten das Maintal.

Er stützte sich mit beiden Armen auf die Stange, drückte sie leise auf und nieder, die eiserne Kette am Ende stieß in regelmäßigen Pausen hartklingend auf den Steinboden.

Josa seufzte behaglich.

Es paßte alles hier so gut zu dem singenden Grau ihrer Gedanken. Dieses Wolkenschweigen, das gleichmäßig den Himmel nach allen Richtungen verbaute. Die fröstelnde Feuchte, die sich in die Erde einwühlte. Die braunen, faulenden Blumen, die wirren, nassen Gräser, das Schüttern des Windes und das Niederrieseln schwacher Blätterreste.

Aber am meisten das Gespräch vorher mit ihm. Das hatte sie erst so recht empfänglich für die leisen Herbstreize gestimmt. Gedanken, von denen sie immer glaubte, daß sie gar nicht in Worte gebracht werden dürften. Und nun das Bewußtsein in ihren einsamen Betrachtungen auch die Schritte anderer Suchender zu hören, das wärmte ihr Behagen.

Doktor Wicking ließ die Wagenstange, hob die Kette und wog sie in der Hand. Josa erwachte.

Wenn sie ihn jetzt über Religion fragen würde? — Sie waren so allein hier, und er konnte ihr nicht ausweichen. Sie errötete wieder vor ihrer Kühnheit. Sie drückte an ihren Armbändern. Es wollte ihr nichts einfallen, wie sie beginnen sollte. Der Gummi des Jettarmbandes zerriß, einige der großen, schwarzen Steine sprangen zur Erde. Doktor Wicking hatte es nicht bemerkt. Erst als Josa aufstand, ließ er die Eisenkette langsam fallen, kam und half suchen.

Josa dankte: „Ich glaube, ich habe sie schon alle.“

Sie zählte die Steine.

Der Doktor bückte sich: „Dort ist noch einer hinter das Rad gefallen.“

Er kroch unter den Wagen, Josa bemerkte, daß er sehr große Ohrmuscheln hatte.

„Ich werde ihn doch fragen.“ Dann brachte er den Stein. Mit dem linken Arm und dem Rücken war er angestreift. Sie zog ihr Taschentuch heraus: „Erlauben Sie, hier, und hier ist etwas Staub.“

Sie war hinter ihn getreten und schlug mit dem Taschentuche über seinen Rock: „Sagen Sie, Doktor Wicking, ich habe gehört, Sie glauben an nichts. Nicht wahr?“ —

Er sah sich langsam um, nicht erstaunt, nur prüfend. Dann lächelte er: „O, doch, ich glaube.“

Sie fühlte, daß ein Lächeln etwas verhüllen sollte.

„An was glauben Sie denn?“

Wieder dieses Lächeln: „An mich, Fräulein Gerth.“

Sein Lächeln war eine Lästerung: „Also an Gott glauben Sie nicht.“

Dann ging sie zurück zum Wagen und setzte sich wieder. Erstaunt über ihre herrische Sicherheit, und geschmeichelt von der Erhabenheit ihrer Aufgabe. Sie erklärte ihm, mit welcher Innigkeit sie glaube, wie sie es nicht begreifen könne, daß jemand zweifeln könne.

Er polierte gleichmütig mit dem Rockärmel seinen Ring: „Wer so im Glück sitzt wie Sie, sollte auch nichts weiter begreifen als sein Glück.“

„Freilich, glücklich bin ich. Aber Sie sind es doch auch. Wenigstens zufrieden, das sagten Sie schon. Ihr Glück kann ich eben nicht verstehen. Ohne Gott, ohne Religion, wie kann man nur glücklich sein. Ich kann mir das nicht vorstellen.“

Sein Gesicht wurde schweigender. Er ließ den Ring. Legte die Arme auf den Rücken, sah zu den Wolken:

„Es lohnt sich nicht.“

Josa fürchtete, er könne ihr entschlüpfen. Sie nahm seine Antwort beleidigend: „Sie glauben, ich könne

32*

eine Erklärung nicht fassen, ist es nicht? Denken Sie, es sei zu hoch für mich?" —

Er sah sie ergründend an: „Ja, ich glaube." Dann lächelnd: „Nein, nicht falsch verstehen. Solange Sie von Ihrem Glück überzeugt sind, können Sie meinen Unglauben nicht begreifen. Deshalb ist nicht gesagt, daß ich Ihnen durch Auseinandersetzung meiner Art zu denken, nicht Beweise für meine Überzeugung bringen könnte."

Josa erregter, preßte ihre Stimme nieder:

„Nun? — . . . und? . . ."

Er besann sich und wälzte mit dem Fuße einen alten Schuh am Feldrande zur Seite.

Plötzlich flog in Josa ein Verstehen auf. Sie wiegte lebhaft die Deichsel, und ließ die Kette mit Gewalt poltern: „Sie wollen mir es nicht sagen? Ich weiß warum."

Er sah sie wartend an. Ein höhnisches Lächeln sprang ihr um die Zähne: „Sie fürchten sich. Sie denken wohl, ich könnte am Ende auch Atheist werden?!"

Er hielt ruhig ihren Blick. Nicht eine Muskel zuckte.

„Deshalb nicht, Fräulein Gerth."

Es lag etwas zu Ernstes, Seufzendes in dieser Ruhe. Sie wußte, daß es doch deshalb war.

Er brach an der Schlehenhecke einige Beeren und betrachtete die blaubehauchten Früchte.

Es schmeichelte Josa, daß er ihr zutraute, sie sei dem Einfluß solch bedeutender Gedanken zugänglich. Das stumpfte die Strenge ihres Angriffes. Sie schaukelte nicht mehr. Sie strich mit der Hand über das kühle Eisen der Stange:

„Früher habe ich ja auch gezweifelt. Manchmal konnte ich gar nicht fassen, wieso alles möglich sein soll. Es stand so viel Ungeheuerliches in der Bibel. Ich meine, ich kann mich nicht ausdrücken, wie ich das meine. Ihnen ist es wohl auch so gegangen?" —

Während sie so sprach, fühlte sie betroffen, daß im Grunde des Verstandes noch all die fragenden Rätsel wach lagen. Daß ihre Glaubenssicherheit nur ein aufgebauschtes Nachbild von Theodors Überzeugung war. Sie fürchtete, sich zu verraten, und verwirrte sich.

Er rollte die Beeren in seiner Hand und sah sie nicht an. Er nickte nur:

„Ja, so geht es den meisten denkenden Menschen. Früher oder später hat sich jeder an die Widersinnigkeiten in der Religion stoßen müssen. Beim tieferen Eindringen wird die andächtige Unbefangenheit stutzig gemacht. Aber dann ist doch ein Unterschied bei den verschiedenen Naturen. Die einen umgehen das Störende. Teils aus Furcht, teils aus Bequemlichkeit. Andere sträuben sich hartnäckiger, Dinge einzusehen, die sie nicht mit dem Verstand und der Erfahrung in Einklang bringen können. Stürzt dann einzelnes zusammen, fällt damit natürlich auch das ganze Netz der Folgerungen . . ."

Er sprach nicht erregt, ernst, jedes Wort mit einem schwarzen gedankenvollen Schatten.

Josa wartete, daß er weiterreden sollte. Sie war wie eingeklemmt zwischen seine und Theodors Überzeugung.

Er ließ eine Beere nach der anderen auf die Erde fallen:

„Aber einen Zweck hat es nicht, davon weiter zu sprechen. Sie sind jetzt alle Zweifel los. Sie sind froh. Wenn man wieder ruhig geworden ist, ist ja das die Hauptsache. Was hinter einem liegt, braucht einen dann nicht mehr zu quälen."

Josa war unbefriedigt, aber sie wagte nichts mehr zu erzwingen. Sie gingen hinunter in die Steinbrüche und suchten Versteinerungen. Zuerst war sie gesprächig. Dann dachte sie über ihre Unzufriedenheit nach und zeigte in knappen Antworten die Ecken und Kanten ihrer Verstimmung. Doktor Wicking war behutsamer zu ihr, da fühlte sie sich noch gekränkter.

„Wollen Sie nicht Ihr Armband abnehmen? Sie könnten es zwischen den Steinen verlieren. Dort ist alles vom Nebel feucht, kommen Sie besser hierher, Sie bekommen nasse Füße."

Jetzt war er der Sorgsame. Wo war nur ihr Recht über ihn geblieben? — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Glaubengepanzert war sie vor ihn hingetreten, und nun stand sie wie entblößt.

Er hatte nichts gesagt, nur ruhig und beharrlich gedacht, und vor seiner Ruhe und seinen Gedanken war sie wankend und zögernd geworden. Sein Schweigen war anders wie das der Leute sonst. Vollgedrängt voll schwerer Überlegung und satt an unverrückbaren Gründen. Nicht das hohle, ratlose Schweigen. Es machte Josa stottern, und ihr Selbstvertrauen brach schlaff an diesem starräugigen Schweigen zusammen. Sie kannte nicht einmal die Stützen, die seinen Unglauben festigten. Eine harte Gedankenarbeit lag in diesen Gründen angehäuft, welche seine Überzeugung zu solcher Unerschütterlichkeit steifen konnten. –

Eines Nachmittags, er war fort, ging sie hinauf in sein Zimmer und holte sich eines seiner atheistischen Bücher. Die Neugier, die sie stachelte, schauerte sie. Aber sie las.

Sie erwartete eine Schrift voll Gift und Hohn gegen alles Heilige. Etwas, das hohläugig und zischend wie die Sünde. Und nun, in jedem Satze diese gesunden naturfrischen Tatsachen, Glied an Glied. Der Blick prallte an nichts Wunderbares. Das lag da alles geklärt und gelöst.

Jahrhunderte hatten die Religion aufgebaut. Sie war einfaches Menschenwerk. Notwendige Weltordnung. Die Fundamente wurden von jeder Zeit für ihre Zeit erneuert. Die Jetzigen konnten vor dem Wissen von heute nicht mehr standhalten. — — —

Josa war zu begabt, um nicht die Wucht der Beweise einzusehen, sie hätte sich ihnen beugen müssen. Ihr Glaube war nicht so intensiv, daß alle Nerven von eifriger Gottesverehrung vollgesogen waren. Doch das unbefangene Aufschnellen ihrer Überzeugung hemmte nur die Liebe zu Theodor. Sie lag voll und schwer wie eine zähe Masse über ihrer Einsicht.

Betäubende Angst umkrampfte sie plötzlich. Sie stand in einem Kahne, dessen Kette gelockert, sich zu lösen begann. Ein Forttreiben in das endlose Unbekannte. Hinter ihr das Ufer immer schmaler, das Grün blasser, die roten Blumen am Lande verlöschend. Ratlose einsame Weite. — —

Jäh schlug sie das Buch zu. Noch das Zittern der

Entsagung in den Gliedern, gelobte sie sich, nicht mehr am Allerheiligsten zu rühren.

Dann begann das Ringen. Die Echos der belauschten fremden Gedanken lockten immer wieder. Das ließ sich nicht mit einem Male ersticken. Manchmal ertappte sie sich mitten in ihrem Kreise.

In der Nacht hatte sie einmal wach gelegen, und war um die Worte jenes Buches geschlichen. Ein Stern stach durch die Ritze zwischen den Gardinen. Sie stand auf und warf sich am Fenster nieder. Sie flehte zu dem Stern und krümmte sich in Nichtigkeit vor ihm. Als ihre Knie auf der harten Diele schmerzten und die Zähne zitterten, freute sie sich, daß sie um des Glaubens willen litt; sie gestand sich nicht ein, daß es nicht Gott war, den sie festzuhalten strebte, daß sie sich angstvoll über ihre Liebe warf, um diese vor den drängenden Zweifeln zu schützen.

Es war gut, daß durch die Kinder die Ordnung im Pfauenhofe nicht mehr streng aufrecht gehalten wurde. Die Morgenandachten und Bibelvorlesungen unterblieben.

In der ersten Zeit wich Josa dem Doktor noch nicht aus. Sie wollte nicht zeigen, daß jenes Gespräch Eindruck auf sie ausgeübt hatte. Aber als sie in dem Buche gelesen hatte, mied sie ihn. —

Ein Brief von Theodor kam. Er hatte eine Diakonusstelle in Leipzig erhalten. Im Dezember sollte er dieselbe antreten. Im Frühling hoffte er, Josa zu sich zu holen. —

Allerheiligen lud Martin den Doktor ein, mit ihm und Josa die Beleuchtung des Friedhofes anzusehen. Ein feuchtwarmer Novemberabend. Es war noch nicht völlig dunkel, als sie in den Glacisweg vor dem Friedhof einfuhren. Um den Obelisk des Kriegerdenkmales flimmerten schon die Lichtketten. Die Kranzverkäufer hatten zum Heimfahren aufgeladen. Rings in den schmalen Sandwegen der Anlagen waren Laternen aufgestellt. Die Leute drängten fort und herbei, durch Reihen von Wachslichtbuden. Auf Tischen, Brettern Näpfe voll Talg, kurze dicke Kerzen und Wachsstöcke. Dazwischen kniende Gipsengel mit innig gefalteten

Händen und stehende Kinderengel mit folgsam gefalteten Händen.

Drinnen wühlte das Leben neugierig an den Gräberreihen entlang. Starre geschmückte Steine, zitternde Lichterkränze, grellzüngelnde Kerzen und wehende Schatten, flackernde Goldschriften, grinsender Marmor und oben durch die gelbgeblendeten Laubreste der Platanen glotzte der Nachthimmel in die Unruhe des Lichtes.

An leeren Sträuchern Rosen und handgroße Mohnblumen aus Papier, Strohblumenkränze mit glatten, kühlen Blumen. Plumpe Vasen aus scharfgrüngefärbtem Moose und rote und mattweiße und blaue und grüne Ampeln, von der Form trägsinkender Tränen. Aber all dieser Farbentumult vermochte nicht die Starre fortzulachen, die um den Mund der Gräber lag.

In der Menge, die herandrängte, war keine bleiche Scheu. Sie trugen auch hierher ihre Leidenschaften, ihre Gier, ihren Spott, ihr Gift. Man witzelte über die Grabschriften, kritisierte, beneidete den Kränzeschmuck, und erzählte sich an den schwarzen Gruftgittern die kitzelnden Sünden der Toten. Die meisten in trotziger Stimmung, als wollten sie sich lebhafter an das Leben erinnert wissen, um nicht von den Schaudern der schwermütigen Verwesungsluft ergriffen zu werden.

Großmutter Gerth lag im letzten neuen Friedhof. Im zweiten Friedhof traf Martin einen Bekannten. Josa und Doktor Wicking gingen weiter. Nach einer Weile erst vermißten sie ihn. Aber dann war er im Gedränge verschwunden. An diesem Orte war es Josa nicht peinlich, mit dem Doktor zusammen zu sein. Das war neutrales Gebiet, wo sich alle Ansichten am Ende doch versöhnen mußten.

Er trat vom Wege auf den Rasen und bückte sich unter einige Tannen. Da kauerte ein umgesunkener Stein, Efeu darüber, kein Hügel, bleiches Gras, graue Feldblumen und nasse zerfetzte Papiere, Blumen von fremden Kränzen herübergeweht. Von den Pechpfannen des Nachbargrabes strich ruckweise rotes Leuchten über die einsame Stelle.

„Wie traurig!“

Josa nickte. Er deutete auf das Paket, das er ihr trug: „Wollen wir ihm auch ein Licht gönnen.“

„Ja, das ist wahr. Das arme Ding. Wer da wohl liegen mag.“

Sie preßten das Gras zur Seite und stellten einen Lichtnapf nieder. Er zündete an. Es knisterte und paffte, und auf dem Efeu blitzten Tropfen.

Dann gingen sie weiter. Er meinte, jedes Grab habe ein besonderes Gesicht. Ein verlassenes Grab habe solch vergrämten Ausdruck.

Und Josa: „Ja, das ist zu schmerzlich. Wenn man denkt, das war doch auch mal eine Menschenseele, die lachte und weinte, und jetzt ist nichts, nichts mehr übrig.“

Sie kamen an einer großen Lichtpyramide vorbei, sie fing seinen Blick, eine staunende stumme Frage.

Warum sah er sie so an? Der Glanz umher zerstreute sie. Sie konnte sich nicht antworten.

Martin wartete schon am Grabe. Als die Lichter brannten, nahm er den Hut ab und begann zu beten. Auch Josa neigte den Kopf. Sie starrte auf das schmelzende, sich bräunende Talg.

Deshalb hatte Doktor Wicking sie so verwundert angesehen! Er hatte sie falsch verstanden. Sie hatte sagen wollen, daß der Mensch, sein Erdenleben, bald vergessen sei. Das Fortdauern des Seelenlebens tastete sie nicht an. Er hatte es mißverstanden. Sie wollte es später erklären.

Der Wind strich über die Gräber und trieb ihr den geschmeidigen Fettdunst und stechenden Ruß ins Gesicht. Sie wandte sich zur Seite. Einige Schritte hinter ihr stand Doktor Wicking, den Hut in der Hand, die Finger gefaltet. Der gelbwogende Schein riß sein Gesicht aus dem Dunkel.

Er betet! Erst schlug Triumph in ihr auf. Dann aber stellte sie sich nochmals sein Gesicht vor. Er war nur nachdenklich. Aber er hatte den Hut abgenommen. Warum ahmte er ihren heiligen Brauch nach? Er hatte nicht die Kraft, seinen Unglauben vor anderen einzugestehen. Er heuchelte Frömmigkeit. Er war feige.

Josa entstellte ihn mit Vorwürfen. Aber sie geißelte im Grunde nur seinen Unglauben, der sie reizte, weil sie ihn fürchtete. Es befriedigte sie, einen Makel gefunden zu haben, um durch gesteigerten Abscheu die Lust zu zügeln, welche in ihr immer wieder nach seiner Aufklärung drängte.

Von nun an nannte sie den Atheismus nur noch über die Schulter „hohle Heuchelei".

Je näher ihr Hochzeitstag rückte, desto eifriger läuteten in ihrem Herzen die Lilien des Glaubens. Aber nicht demütige Lilien mit taubenweißen, entsagungstiefen Kelchen. — Feuerlilien mit flammengeädertem Schoße, geschwellt von einer erdenbrütenden Sehnsucht.

*

Im März die Hochzeit.

Josa hatte geglaubt, das müsse eine alles umarmende Seligkeit, ein auf Rosen wogender Tag werden. Aber je mehr sich das Ereignis näherte, ein desto dumpferer Strom ging von ihm aus und preßte die Erwartung herzpochend nieder.

Und dann war es gekommen. Doch das viele Fremde, das mit ihm kam, steifte es unbehaglich lästig. Der starre Schleier, das steile Seidenkleid, der kühle Myrtenduft, das Träge der Schleppe, das neue Ungewohnte drängte sie fort von sich in eine zwangvolle Einsamkeit, in der sie sich selbst nicht mehr finden konnte. Theodor im Frack und dem glänzenden, steifen Chemisette, auch er ein anderer. Er gefiel ihr gar nicht. Dies Weiße und Schwarze so feindselig neu, die Vertraulichkeit zog sich scheu zurück. Im Wagen fürchtete sie sich fast vor ihm. Er war es nicht. Sie konnte ihn nicht losschälen aus der Entstellung des Befremdenden. Sie faßte suchend seine Hand. Er sah sie freundlich an. Einen Augenblick erkannte sie ihn. Dann überfror ihn wieder diese stumpfe Feierlichkeit. Das nervenschmerzende Grauen fiel von neuem über sie. Widerwillen, Angst sträubten sich. Die Erwartung seufzte gepeinigt und behorchte erschlafft die Sekunden

Das Orgellied, die Rede des Geistlichen, das Knien

auf den Polstern vor dem Altar, das „Ja" —, das Beglückwünschen, alles war gekommen und gegangen, und immer noch wartete Josa auf den Lustschauer, der die Beklemmung zersprengen und in roten Wirbeln aufschmettern sollte. Beim Mahle Toaste, Lachen, Champagner, sie lächelte mit, aber ihre Gedanken schwiegen und krümmten sich unter bleicher Gefühllosigkeit.

Es war neun Uhr. Man fuhr vom Hotel nach Hause, Martha mit dem jungen Paare. Martin blieb noch.

Theodor hatte nur kurze Zeit zur Verfügung. Sie wollten keine Reise machen, sondern die wenigen Tage auf dem Pfauenhofe verbringen.

Er war vorangegangen in ihr gemeinschaftliches Zimmer. Josa hatte sich unten in Marthas Zimmer umgekleidet. Wenige Worte wurden zwischen den Freundinen gewechselt: — — „Bist du nun recht glücklich, Josa?" — Josa nickte schwermütig und nachdenklich. Dann begleitete sie Martha zur Treppe. Sie küßten sich und Josa ging allein hinauf.

Auf den Stufen glitzernde Myrtenblätter und Orangenblüten. Sie fühlte durch die dünnen, persischen Schuhe jede Blüte und jedes Blatt. Sie stellte den silbernen Leuchter nieder, hob eine Blüte, streichelte damit ihre Wangen, ihre Lippen, und hielt sie in die Kerzenflamme. Die Blätter krümmten sich, zischten, und in die Reinheit kroch gierige Bräune.

Josa sog den säuerlich warmen Duft und warf die Blüte fort.

Sie sah die Treppe empor.

Wenn es nur vorüber wäre! Sie stieg langsam und leise höher. Auf der letzten Stufe blieb sie wieder stehen. Sie zog das Kinn an und stützte sich auf das Geländer.

Sie träumte ins Licht.

„Ich kann nicht."

Er war so heilig ernst in der Kirche gewesen. Die Augenlider zitternd, wie in Verzückung geschlossen. Und dann dachte sie an sich, wie vorhin der Spiegel sie zeigte. Im dunkelroten Schlafrock, mit der flakkernden Seide in den Ärmeln. Sie schüttelte von

neuem unbewußt seine Falten. Strich an den Hüften zurück, zog die Spitzen enger um den Hals und zauste am Nelkenbukett auf der Brust. Dann hob sie rasch den Kopf, sah suchend in den Korridor, als ob vor ihr der Spiegel wäre. Die Augen zuckten leicht. Sie mußte lachen, sie hatte vergessen, wo sie war. Sie errötete und blies das Licht aus.

„So kann ich es ihm besser sagen." Etwas erleichtert schlich sie weiter. Sie hielt das Kristallgehäng des Leuchters fest zusammengedrückt. Mit den Schultern strich sie dicht an der Wand entlang, um nicht auf der anderen Seite an die Hirschgeweihe zu stoßen. Dann im kleinen Saal.

Drüben schimmerte das Licht durch die Türspalte. Sie schlich auf den Zehen näher. Plötzlich drinnen eine Bewegung. Sie floh zur Fensternische. Er ging nebenan auf und ab.

Wie sollte sie es sagen? Sie kauerte auf der Erhöhung des Fenstertrittes, horchte und besann sich. Seine Schritte zersplitterten immer wieder ihr Nachdenken.

Mußte es sein? Ja, es mußte sein. — Wie es hier nach Napthalin roch. An der Decke dunkle, schwebende Massen. Das kommt von Martins ausgestopften Geiern.

Das regelmäßige Gehen drinnen wurde unterbrochen. Josa schlug rasch den Ripsvorhang um sich.

„Wie kindisch das ist. Nein, ich mußte erst wissen, was ich sage. Es ist nicht kindisch."

Theodor kam. Sie sah ihn nicht. Nur das Licht durch den Stoff wie ein roter Nebelkreis. Es schwebte durch den Saal, auf den Korridor. Dann kam es zurück und verschwand wieder. Noch eine Weile kauerte sie im Vorhang. Aber es wurde ihr heiß, und sie kroch behutsam vor.

Unten schlug Greif an. Ein Wagen fuhr in den Hof. Martin und einige Gäste gingen plaudernd ins Haus. Türen klappten. Dann wurde es still.

Sie wünschte, daß er kommen möge und sie finden. Als er dann nochmals durch den Saal kam, verbarg sie sich wieder hinter dem Vorhang.

Später hörte sie ihn drinnen ein Buch aufschlagen. Ein Sessel wurde gerückt. Er zog seine Uhr auf und legte sie auf den Tisch.

Nach einer Weile schrak Josa auf. Es war ihr wie ein schriller Funke vom Scheitel zur Sohle gesprungen. Sie wußte sofort, wo sie war. Sie wickelte sich aus dem Vorhang, stellte den Leuchter auf den Boden und rieb sich Hände und Arme. Ob sie geschlafen oder wach gewesen, wußte sie nicht mehr. Sie sehnte sich nach Wärme. Die Stille umher streichelte weich und kosend ihre Erregung. Sie wollte sich nicht mehr fürchten.

Dann spähte sie durch die Türspalte, Theodor saß im Sessel. Er wandte ihr den Rücken. Sie sah nun den Silberglimmer des Lichtes auf seinem Haar. Die übereinander geschlagenen Füße. Den knisternden Lackglanz auf den Stiefelspitzen. Auf dem Tisch die weißen Handschuhe, das Neue Testament, die Uhr, und das Licht halb herabgebrannt mit einer langen, braunroten Flamme.

Er schlief. Als sie zwischen ihn und das Licht trat, zitterten seine Wimpern, und er schlug die Augen auf. Nicht erschrocken, freudig überrascht. Er wollte sie umarmen. Sie bemerkte den obersten geöffneten Westenknopf, darin die Uhrkette festgehakt gewesen. Sofort fiel wieder steinerne Scheu in ihr Herz. Sie streckte abwehrend die Arme gegen ihn. Er immer noch lächelnd, aber staunend fragend.

„Nein — nein Theodor. Verzeih —“ sie senkte die Stirn, — „ich möchte dir etwas sagen.“ Sie preßte ihr Gesicht an seinen Hals und umklammerte seine Schultern.

Er streichelte ihre Schläfen und wollte sie auf den Schoß ziehen. Aber sie drängte zur Seite und schmiegte sich auf die Armlehne des Sessels. Er drängte sein Kinn an ihre Wangen:

„Meine liebe, liebe Josa. — Was hat denn meine kleine Frau?“

Sie hob etwas den Kopf, aber das Licht blendete. Ob er es auslöschen sollte? Sie nickte. Plötzlich tiefrot: „Nein, lieber nicht.“

„Aber es stört dich?“

„Wir können es auf die Diele stellen.“

Sie ergriffen es beide und stellten es beide an die Seite des Sessels. Dabei lachten sie. Aber dann im Schatten wurden sie wieder ernst. Sie drehte und schob an ihrem Trauring.

„Weißt du, ich muß es dir sagen, es quält mich so. Schon lange. Ich glaube, ich bin nicht so, wie du denkst. Ich bin nicht so fromm wie du, so — —“ sie konnte nicht gleich ein Wort finden — „gläubig wie du.“

Sein Kopf lag an ihrer Schulter. Sie sah sein Gesicht nicht. Er küßte ihr Handgelenk und streichelte es: „Nun weiter — was bist du denn noch nicht?“

„Nein, es ist wirklich so, Theodor. Ich nehme es gar nicht so leicht. Es ist noch nicht alles. Wenn du erst alles weißt. Ich muß dir alles sagen.“

Er sah ernster zu ihr empor. „Aber, Liebe, sag mal, versteh' ich dich noch nicht recht? Ich glaube nämlich, du regst dich da über Dinge auf — —“

„Ja, ich rege mich auf. Hätte ich mich nur schon früher aufgeregt. Dann wüßtest du jetzt alles. Es wäre nicht so weit gekommen.“

Seine Umarmung wurde schwächer. Das jagte ihre Gedanken gefolterter, aber zugleich besonnener. Er schien sich von ihr loszulösen. Sie ängstigte sich, ihn zu halten. Sie klagte sich nicht mehr so rücksichtslos an.

„Ich weiß, allen denkenden Menschen kommen Zweifel. Ich schäme mich auch nicht. Jetzt bin ich ruhig darüber. Ich habe ganz damit abgeschlossen. Aber siehst du, man weiß ja nicht . . . das war so schrecklich,“ sie umarmte ihn heftiger, „du glaubst nicht, wie das war. Wenn es nur nicht wiederkommt. Das meine ich. Hilf mir. Du tust es. Nicht wahr, Theodor, du mußt mir helfen?!“

Er preßte sie enger an sich: „Solche Stunden hat jeder. Das muß dich nicht grämen. Unser ganzes Leben ist ein steter Wechsel zwischen Versuchung und Überwindung. Davon bleibt keiner verschont. Der Genuß der Seligkeit wäre auch gar kein Genuß, wenn

wir uns nicht erst zu ihm durchringen müßten. Der Heiland ist selbst versucht worden. Das ist mal nicht anders. Habe aber jetzt keine Furcht, von nun ab gehören wir zusammen. Der Himmel wird uns auch segnen und schützen. Und es werden uns nicht mehr Versuchungen entgegentreten, als wir vereint überwinden können. Wenn wir nur recht im Glauben an den Herrn zusammenhalten. Und das tun wir. Wenn du dich wieder fürchtest, dann denke, Gott hat mich zu deinem Schutze an deine Seite gestellt. Es kann dir nichts geschehen. Willst du so denken, ja?"
Er sprach reich und in Begeisterung jauchzend. Streichelte besänftigend ihr Haar, ihre Wangen, ihren Nacken.

Josa hatte etwas ganz anderes sagen wollen. Eingestehen, daß die Zweifel ungelöst in ihr drängten, daß sie nie so werden könne wie er. Daß der Atheismus doch ihren Glauben geknickt habe. Aber dann war die Furcht gekommen, ihn zu verlieren. Sie ließ alles Quälende in sich von seinen flammenfesten Worten betäuben, und verbarg es hinter der Sicherheit, die er um sie türmte. Sie wußte, daß sie ihn und sich belog. Sie konnte es aber nicht mehr erklären. Sie fürchtete, ihn von sich zu drängen, und die schwüle Sehnsucht nicht stillen zu dürfen, die bei seiner Umarmung immer heißer in ihr fieberte.

Die Purpurnelken an ihrer Brust dufteten schärfer, sie war von der Lehne auf sein Knie geglitten und wühlte ihr Gesicht in seinen Bart. Sie bog den Nacken über seine Schulter und sog die Wärme seines Haares. Die Stille zwischen ihnen sauste immer schwindeluder um ihre Gedanken.

Er legte seine Lippen an ihr Ohr: „Kleine Frau?? — — bist du nicht müde? —"

Ihr Blut floh von der Wange zum Herzen und in jäher Lohe wieder zurück. Sie nickte kurz und scheu und versteckte sich tiefer unter sein Kinn. Ihre Lippen waren so schwach, sie konnte kaum einen Laut aus dem pochenden Halse zwingen:

„Jetzt — bin — ich ganz dein!"

Noch eine Weile ruhten sie schweigend. Dann trat

er mit dem Fuß das Licht aus und trug sie in das glühende Dunkel. — — — — — — — — — — —

Josa erwachte.

Über die Tapete an der Fensterwand blühte ein rosiger Schein. Die mattgelben Gardinen tränkte es golden, die großen, gewebten Tulpen und Lilien und verschlungenen Ranken quollen brandrot, aber in der Tiefe des Zimmers hingen noch die schlaffen blauen Nachtschatten.

Theodor schlief fest. Seine Atemzüge hoben und senkten die warme gesättigte Stille. Josa schüttelte das Haar zurück, stützte sich mit dem Kinn auf die Stuhllehne vor dem Bett, und verfolgte das Schwellen des Rosenscheines.

Dann sah sie sich vorsichtig um, schlüpfte unter der Decke vor, den Schlafrock um, ans Fenster.

Über der Stadt qualmten kupferbraune Nebel. Nach Westen der Himmel zartrosig, ein kühles Blaurosa über blaßgraue kleine Wolken zerpflückt. An den Festungsmauern, im Grunde über den Feldern matter schleichender Dunst. Darunter die Farben versengt braungrau, das Weiß mit feuchtem Silberblau belegt. Allmählich tiefte sich das Blau. Das Rot schäumte greller. Aus dem glimmenden Wust preßte sich ein flammendes Knäuel, das Träge zerriß, flackernde Lachen spalteten in flachen Schichten die Nebel, ein Feuerwirbel löste sich golbtriefend, stieg gellend höher, immer goldschmetternder.

Unten in der aschigen Tiefe schwollen und goren die Glocken der Stadt. Vom Lichte gerüttelt, wühlte es und rang sich aus der Glutdämmerung, wogend wie Schwingenrauschen, metallhart wie Schildeklirren, und dann verprasselnd in einer Garbe von Jauchzern.

Josa legte sich dicht an das Fenster und lauschte mit weitgeöffneten Augen dem Farbenschreien. Sie wollte alles einsaugen. Ihr Blick zitterte vor Angst, es könne zerrinnen, eh' sie es innig genossen. Sie küßte ihre rotbeschienenen Hände. Lehnte die Wange an die rotbeschienene Tapete. Einen Augenblick sah sie über ihre Schulter, sie hätte ihn so gerne geweckt, aber sie scheute sich.

Sie stellte sich vor, daß sie tief in den Himmel schauen könne bis zum Goldsaum des Thrones. Sie faltete ihre Hände:

Ja, es gibt einen Gott. Einen guten, herrlichen, großen Gott. Guter Gott, gib mir Kraft, dich zu erkennen. Mache alles klar und rein in mir. Erhalte mir meine Liebe. Amen.

Es war bleicher, glasartiger Tag geworden. Den farbenmüden Himmel glättete ein nüchternes weißes Licht. Josa wandte sich wieder ins Zimmer. Sie war trauriger. Die Leere nach dem begeisterten Rausch schmerzte sie.

Das Zimmer schien öder, mißmutiger. Die Unordnung entstellte es noch häßlicher.

Sie fror. Sie zog den Schlafrock enger zusammen und trat auf das Bärenfell.

Theodor war unter den Wimpern und um die Nasenflügel gelb und grau. Josa errötete. Sie strich über ihr Gesicht. Die Wangenknochen schmerzten sie. Sie betrachtete sich im Spiegel. Ihre Augen eingesunken. Die Lidränder entzündet, blaurot. Die Lippen gesunken. Und an den Schläfen schwache, grünblaue Einsenkungen. Ekel stieg ihr in den Hals.

Er .. Er .. wie konnte er — mußte das sein? Er, ein Diener Gottes!

Sie schüttelte sich, bedeckte das Gesicht mit den Händen und schlich hinaus.

Auf der Treppe ein faulig-bitterer Geruch welker Myrtenblüten. Hinter dem Hause kreischte die Kette des Ziehbrunnens. Ein Knecht klapperte pfeifend über den Hof. Unten war noch alles still. In der Küche hörte sie Martha husten und sprechen. Sie trat behutsam in Marthas Schlafzimmer. Martin lag mit offenem Munde, er schlief ganz lautlos tief. Josa wollte Martha erwarten. Aber dann trat sie hinter den braunen Wandschirm an das Doppelbett der Zwillinge. Eine schwächliche weiche Luft strömte von den kleinen warmen Körpern. Eine dünne, flaumige Wärme, zarte Hilflosigkeit lallte in dieser Luft.

Josa betrachtete lange die schlummerheißen Gesichter. Dann zog sie ihnen behutsam die Decken höher. Küßte

die Armgrübchen. Nickte, lächelte glücklich und geheimnisvoll und schlich wieder hinauf. — — — —
— —

In allem, wie Theodor Josa behandelte, lag mehr väterliche, sich zu ihr niederbeugende Sorgfalt, nicht gleichberechtigende Kameradschaft, die allen Teilen Achtung und Rücksicht in gleichem Maße zuspricht. Josa sah in ihm den Veredelteren. Sie schmiegte sich an ihn, um an seinen Eigenschaften höher zu klimmen, und alles im selben milden Lichte christlicher Zufriedenheit zu schauen.

In Leipzig war sie mit Scheu in seinen Verkehrskreis getreten. Meist ältere Geistliche, Superintendenten, Pastoren, ihre Frauen, Töchter und junge Theologen. Sie glaubte, in all diesen Herzen ruhe eine harmonische Stille, unantastbar wie sie über Altären lagert. Sie trat zaghaft, zögernd auf. Ihre Miene stotterte: Ich weiß, daß ich nicht so bin wie ihr, habt Geduld mit mir.

Je länger sie mit diesen Leuten verkehrte, desto blasser wurde der Hochglanz an ihnen. Es fanden sich auch an ihnen Gesinnungen, die unerläßlichen kleinen Narben und Entstellungen, womit das Hadern und Sträuben und Zerren des Lebens jeden zerschürft.

Sie gestand Theodor ihre Enttäuschung nicht. Er war gegen alle voll Achtung und Ergebenheit, sie scheute sich, ihn auch nur ahnen zu lassen, daß sie kritisiere, wo er vertrauensvoll schätzte. Sie wußte, er betrachtete sie mehr wie ein liebliches Gebilde, mit zartem scheuen Gefühlsschmelz. Er vermutete in ihr keinen steilen Ernst, keine wägenden, schneidenden Gedanken. Er liebte sie nur in dieser Form, und sie hatte sich ihr angepaßt. Seine Liebkosungen, seine Bewunderung hatten sie nach seinen Wünschen geprägt. Aber allein mit ihren grübelnden Betrachtungen war sie eine andere. Sie war sich ihres Doppelwesens bewußt, aber es fehlte ihr der Mut, ihre Gedanken offen gegen ihn mit Ecken und Kanten vorspringen zu lassen. Sie fürchtete ihr Bild und damit seine Liebe zu zerstören.

Daß ihre Erwartungen auf die Menschen leer ge-

blieben waren, ließ in ihr eine leise ätzende Schärfe und begann von neuem die Glaubenszweifel aufzuwiegeln. Und dann noch eine neue Enttäuschung gab ihnen verzweifelte Gewalt.

Im zweiten Jahre ihrer Ehe gebar Josa ein totes Mädchen.

Sie hatte sich so sehr auf ein Kind gefreut. Es war gleichsam das Herz ihrer Wünsche geworden; an dies Kind schloß sich das Adernetz hundert warmblütiger Pläne und Hoffnungen.

Und nun ein totes Kind.

Das Hoffen war zu tief in sie eingewachsen, — nun raste der Schmerz und marterte ihr Herz grausamer als vorher ihren Leib. Zuletzt krampften sich ihre Gedanken in galliger Schwermut und stemmten sich trotzig gegen jede Beruhigung. Es ekelte sie, mit Theodor sich in dem Knechteruf zu beugen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt sei der Name des Herrn. Die Tröstungen der Religion reizten sie, die Zweifel sprangen wilder und stürmischer aus den Rissen der Enttäuschung hervor. Ihre Gefühle für ihren Mann wurden wechselnd. Sie stand oft im Geiste über ihm, getraute sich die Hohlheit seiner Idealwelt zu beweisen, dann wieder lag sie schluchzend vor ihm, nannte sich unrein, nicht wert, daß er sich zu ihr niederbeuge.

Theodor war nachsichtig. Er hatte nur eine sonnenfrohe Kindlichkeit an ihr gekannt. Die Krankheit mußte sie zerwühlt haben. Mit der Zeit und unter seiner Liebe mußte sich das bald glätten.

Aber die Entsagung hatte sie selbstbewußter gemacht. Es wurde ihr schwer, das anschmiegende Kind zu sein. Sie wollte ihm Achtung abzwingen, zeigen, wie gedankenstark sie sich fühle. Sie hatte sich Schriften über den Atheismus gekauft, und las nun heimlich. Diesmal nicht mit neugieriger Scheu einer Gläubigen, sondern mit dem störrischen Rachemut einer Gegeißelten.

Je mehr sich Josa in die neue Lehre vertiefte, desto hartnäckiger sträubte sie sich gegen Theodor, und daß er sie immer wieder auf die Heiligkeit und Unantastbarkeit der Bibel verwies, erhitzte sie.

33*

„Das kann nicht mal ein Gott verlangen, ein vernünftiger Mensch soll an diese Wunder des Alten und Neuen Testamentes glauben. So etwas Unnatürliches hat es auch damals nicht auf der Welt gegeben, das muß sich alles beweisen lassen."

Gesagt, aufgestanden und hinausgegangen.

Dann saß sie in ihrem Zimmer am Klavier. Aber nur die eine Hand spielte, die andere lag im Schoße. Ihr Spiel klang gezwungen schwerfällig, als ob die Töne sich durch ihre Gedanken pressen müßten. Plötzlich in der schwarzpolierten Fläche des Pianos ein Schein. Die Türe hinter ihr wird geöffnet, Theodor kommt. Sie kann ihn im Glanze beobachten. Sie spielt ohne Träume weiter, die Töne knapper und bewußter.

Er im Mantel: „Ich wollte dir Adieu sagen."

Es freute sie, daß er kam. Aber die Freude konnte die Verstimmung nicht überwinden. Sie spielt weiter und reicht ihm die linke Hand. Er nahm ihr ruhig auch die rechte von den Tasten:

„Josa — Kind, was bringt dich denn jetzt auf solche Grübeleien?"

Sie lächelte kaum mit einem Mundwinkel und einem Auge. Entzog ihm die Hände und spielte weiter.

„Nein, im Ernst, Josa. Weshalb quälst du dich und mich mit diesen unvernünftigen Gedanken?"

Eine leise Heftigkeit in seiner Stimme stachelte sie: „Unvernünftig sind sie nicht. Ich lese jetzt viel darüber."

Sie sah ihn nicht an, aber sie wußte, daß er erstaunt war. Zugleich bereute sie gesprochen zu haben, und das machte sie noch energischer:

„Und ich werde weiterlesen, und ich gebe mich nicht eher zufrieden, als bis ich mir über alles klar bin."

„Ich möchte diese Bücher sehen."

Er stieß jedes Wort mit Nachdruck von sich. Sie erschrak, sah ihn an und ärgerte sich, daß sie eingeschüchtert wurde.

„Wozu?" Sie zuckte die Schultern. „Dich interessieren solche Bücher doch nicht."

„Ich will sie sehen."

Die Erregung wühlte in ihr. Sie wollte sie verbergen und begann wieder zu spielen. Aber beim ersten Ton wußte sie, daß ihn das reizen mußte. Sie ließ die Hände sinken, griff in die Tasche und gab ihm, ohne sich umzusehen, den Schlüssel. „Im Schreibtisch in der linken Schublade.“ Er schloß auf. Sie blätterte in den Noten, behorchte dabei jede seiner Bewegungen.

„Solche Bücher dulde ich nicht in meinem Hause.“

Er ging hinaus. Sie hörte ihn durch die Zimmer schreiten. Nach einer Weile fiel die Entreetüre zu.

Josa blieb am Klavier, begann eine Ouverture; spielte zwei Seiten, bis sie umwenden mußte, dann schlug sie das Heft zu, ließ das Klavier offen, und legte sich auf das Sofa.

Sie warf ihre Gedanken wie Bälle umher. Bald hielt sie den einen, schleuderte ihn hoch, fing einen andern, wieder den ersten, ohne etwas Einheitliches festzuhalten. Draußen auf der Straße die Schritte der Leute, bald in schnellem, bald in langsamem Tempo, mit vibrierendem Schall. Der blendende Kopf der Mozartbüste prägte sich ihr scharf ein. Sie schloß die Lider; nun sah sie ihn ferner in zerrinnenden Konturen. Und nun auch Theodor. — Daß sie kein Geheimnis mehr vor ihm hatte, machte sie leichter, richtete sie auf. Sie war ihm dankbar, daß er energisch gewesen. Sie hatte sich lange nach Befreiung gesehnt. Die philosophischen Gedanken hatten sie zermartert, sie lag nun wund und schlaff. Diese plötzliche Wendung, welche die Heimlichkeit sprengte, machte sie brustfreier.

Es wurde dunkel.

Halb sechs. In einer halben Stunde mußte er kommen. Sie rieb sich behaglich an den Polstern. Trägheit, wie sie immer nach einer Erregung durch den Körper schleicht, schläferte sie ein.

Dann war er da.

Sie hatte nicht klingeln hören. Sie erhob sich und machte ihm Platz.

„Willst du dich nicht setzen?“ Dann setzte er sich. Seite an Seite starrten sie in die Dämmerung. Das

Zimmer war gelblich hell von draußen vom Laternen- licht, von der messingnen Ofentüre schlug ein Reflex zerstäubend ins Dunkel. Die Schatten der Leute krei- sten durch den Schein an der Decke. Und dann splitterte Bronzegeflimmer von den Pfauenfederfächern und Sträußen, die Josa im ganzen Zimmer an Wänden und in Vasen hatte, und von den Goldlitzen und Schnüren der Decken und Teppiche.

Sie legte in Gedanken einen Arm um ihn, und dann küßten sie sich.

„Nun — du bist jetzt vernünftig, wir wollen es ver- gessen."

Ein reuiges Schmeicheln in seiner Stimme machte sie nachdenklich. Dann sprach er plötzlich in einem frischeren, aufmunternden Tone:

„Sage, Josa, würdest du nicht wieder einmal gern deinen Bruder und Martha wiedersehen?"

Sie staunte. Er hatte sie bis jetzt nie allein zum Pfauenhofe lassen wollen. Sie hatten verabredet, im Herbst, wenn Theodor Urlaub bekam, einen Besuch auf dem Pfauenhof zu machen, und jetzt war es erst Frühling.

„Ich möchte schon gern. Aber Theodor, ich denke, kannst du denn jetzt abkommen?"

„Ich dachte auch zuerst an den Herbst. Aber ich glaube, es ist besser, du reisest jetzt allein."

Er streichelte sie.

„Du mußt jetzt Zerstreuung haben. Das schöne Würzburg, deine Berge zu sehen, das wird dir wohl tun. Dann hört alles Grübeln auf. Dann wirst du den bösen, bösen Wust los. Den bin ich an meiner kleinen Frau gar nicht gewöhnt. Dann wirst du wie- der meine frohe, frische Josa."

Er zog sie herzlich an sich und küßte ihre Ohren, ihre Schläfen, bis seine Lippen im Dunkel ihren Mund fanden.

Sie ahnte, warum er sie nie allein auf den Pfauen- hof lassen wollte. Doktor Wicking mochte er nicht leiden. Er kannte seine Anschauungen. Aber jetzt hatte Martha geschrieben, der Doktor sei nach Berlin gereist, er würde wahrscheinlich nicht vor dem Winter

wiederkommen. Es schlich eine störrische Erbitterung in ihre Freude. Theodor behandelte sie willkürlich wie ein Kind.

„Nun, du freust dich ja gar nicht?"

„O ja — — ab — er — —."

„Aber? — Du wärst wohl lieber bei mir geblieben?"

„Nein. Ich sehne mich nach Hause. Ich werde auch reisen."

Sie erhob sich schroff und trat ans Fenster.

Er nach einer Weile:

„Die Bücher, Josa, das ging nicht anders, das siehst du wohl ein, die durftest du nicht weiterlesen. Ich will dich vor dir selbst schützen. Damals batest du mich selbst darum. Es ist auch nicht nur meine Pflicht als Gatte, noch mehr als Geistlicher darf ich nicht dulden, daß deine Seele Schaden leidet."

Er sagte es traurig. An jedem Worte blinkten Tränen der Angst und des Mitleides. —

Einige Tage später schrieb Martha, daß sie sich sehr auf Josas Kommen freue. Auch Martin schrieb und erwähnte, Doktor Wicking sei auch wieder zurück, er habe in Berlin einen Blutsturz gehabt und sei bald wieder abgereist.

Josa wußte, daß Theodor sie nun nicht reisen lassen würde. Aber sie wollte es erzwingen. Es stachelte sie, selbständig zu handeln. Sie zeigte ihm nur den einen Brief, und Anfang Mai reiste sie. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Josa hatte sich als Sühne ihrer Unaufrichtigkeit vorgenommen, während ihres Aufenthaltes auf dem Pfauenhofe Doktor Wicking so viel wie möglich zu meiden.

In den ersten Wochen war sie noch mit dem Blankputzen alter Erinnerungen beschäftigt. Es war ein Freuen und Begrüßen der leisen Lichtfunken, die überall aufschlugen, und dann Schmerz, wenn Altes von Neuem verdrängt war. Nur mit Mühe vermochte sich das Auge an die Veränderungen zu gewöhnen. Aber alles war reizvoll. Und die neuen Reize übertönten das grübelnde Schweigen in ihr. Der Sonnenschein, das Landleben, die wechselnde Farbenfülle, alles riß sie

fort aus der grauen Tiefe, in die sie sich eingewühlt hatte. Da die andere Welt andere Empfindungen in ihr weckte, täuschte sie sich über sich selbst, hielt sich nicht mehr eines Rückfalles in ihre vergangenen Gefühle fähig. Sie wurde kühner. Ihre Briefe an Theodor waren voll Dankbarkeit, daß er ihr geholfen, sich zu finden.

Die Scheu vor Doktor Wicking fiel vollständig. Sie wurde unbefangen. Teilte mit ihm, was sie beide besonders gemeinsam hatten, die Freude an der Natur und an Farben.

Er war leidender und hielt sich mehr auf der Terrasse auf und spielte mit den Zwillingen.

Eines Nachmittags fuhr Josa mit Martha zur Stadt. An der Buchenhecke begann es zu regnen. Josa eilte zurück, um Schirme zu holen. Sie wunderte sich, daß es so still im Garten war. Die Kinder hatten eben noch auf der Terrasse getollt. In der Küche plauderte das Mädchen mit der Köchin.

Sie holte die Schirme:

„Wo stecken denn Hans und Walter?"

„Im kleinen Saal sind sie. Der Herr Doktor erzählt ihnen etwas."

Josa ging durch das Gartenzimmer, dann auf den Zehen durch das Wohnzimmer. Hinter den Portieren seine Stimme. Er lag auf der Chaiselongue unter der Phönixpalme, die Kinder neben ihm. Der eine Blondkopf auf der Kante des Polsters unter seinen Rock versteckt an seiner Westentasche auf die Uhr horchend und mit den Augen in die Luft wandernd. Der andere des Doktors Manschetten an den Beinen. Auf dem Rehfell ausgestreckt und die Füße in horchendem Takte wiegend. Doktor Wickings Gesicht wie aus transparentem Wachs auf dem kirschbraunen Plüschkissen. Er erzählte, und die großen mattgelben Hände streichelten des Kindes Haar.

Nach einer Weile schlich Josa wieder fort. Er war ihr plötzlich viel lieber geworden. Sie hätte ihm für seine Kindlichkeit danken mögen. Wie glücklich er war. Trotz seines schweren Leidens zufrieden. Eine Sehnsucht nach dieser Zufriedenheit quoll in ihr auf. Sie

begann ihn zu beneiden. Und von diesem Tage an betasteten ihre Gedanken ihn wieder öfter.

Ein anderes Mal begegnete sie ihm, als sie zur Stadt ging, allein am Wege. Es war Sonntagmorgen. Wunderbar still. Nur oben vom Hofe hie und da ein ausgezerrter Hahnschrei, oder in der Stadt ein Glockenschlag, der an der Stille schütterte.

Die Steine am Wege ausgewaschen vom Regen. Der Grassaum spritzte feine Schatten darüber. Der Pfad hinunter meist gründunkel zwischen hohen Büschen, manchmal spreizte sich zwischendurch ein Strahlenkeil quer über den Weg.

Der Doktor hörte sie nicht kommen. Er hielt ein weißes Papier in Armlänge von sich. Josa freute sich, ihn zu überraschen:

„Was machen Sie denn da?"

Er grüßte. Er habe das Papier gegen die Schatten am Wege gehalten, um bestimmen zu können, wie das Blau sich allmählich abstufe.

Josa war das neu. Sie versuchte es auch. Dann gingen sie weiter.

Ein paar Kinder am Wege schlugen unreife Äpfel herunter. Nicht weit von ihnen lag ein schwarzes Buch an der Erde. Ein Gebetbuch. Josa blieb stehen, wandte sich halb gegen die Kinder und versuchte mit der Fußspitze den Deckel aufzuschlagen. Sie wußte, daß man sie ansah, daß ihre Haltung Verwunderung ausdrückte, sie wußte auch, welch Buch es war. Es sollte aber Tadel in diesem erstaunt zögernden Betasten liegen.

Der Knabe klapperte ungeduldig mit seinen Steinen. Er konnte nicht hinaufwerfen, so lange sie unterm Baume stand: „Mein Gebetbuch!"

Sie sah sich nach ihm um: „So — so —!"

Sie wagte nicht mehr zu sagen. Aber Doktor Wicking bückte sich, hob es auf und reichte es dem Jungen:

„Das sollst du nicht an der Erde liegen lassen. Steck's in die Tasche. Mußt du nicht zur Kirche gehen? Wenn ich deinen Lehrer sehe, werde ich es ihm sagen."

Josa staunte. Dann ging sie schneller, drückte die

Augen fest zu, als wolle sie etwas zerpressen, das nicht in ihren Blick bringen sollte. Sie wollte ihn nicht fragen. Sie wollte nicht wieder darüber sprechen. Nein, sie wollte nicht.

Dann wandte sie sich leicht nach ihm um:

„Sagen Sie — was wollte ich denn nur sagen — ja — sagen Sie, Sie gehen doch auch nicht zur Kirche. Warum empfehlen Sie es so eifrig dem Jungen?"

Sie mußte im Schrecken lächeln. Es war ihr aus den Zähnen entschlüpft, es hatte sich nicht verschlucken lassen.

Er blieb ruhig und knapp: „Nun, bei den Kindern halte ich es für nötig, daß sie zur Kirche gehen."

Der Weg war breiter, sie ließ ihn an ihre Seite kommen:

„Bei Kindern! Das versteh' ich nicht. Wenn man mal Atheist ist wie Sie, würde man doch Kirchen, Religion, alles verbieten."

Seine festgewurzelte Ruhe hatte sie gereizt. Doch es schien ihr, daß sie zu jäh gewesen, und sie suchte ihre Schärfe zu mildern.

„Ich meine doch, das verträgt sich nicht zusammen, Christentum und Atheismus. Entweder eines oder das andere."

Er sah unberührt vor sich nieder:

„Ganz richtig. Man sollte es fast meinen. Aber im Grunde liegen beide doch nicht so weit auseinander. Mir erscheint das Christentum als die Vorstufe zum Atheismus. Und als solche unbedingt nötig, daß sie beschritten werde. Nur wer die Weisheit des Neuen Testamentes recht erfaßt hat, und durchdrungen ist von ihrer Bedeutung, ihrem Werte, vor allem von dem Gebote der Nächstenliebe, der wird erst ein Atheist sein können."

Er schwieg plötzlich schroff, als sei er mit seinen Gedanken angerannt. Sie schritten eben unter dem Tunnel der Burkarderkirche durch. „Wie hübsch die Glocken läuten!" meinte er. Sie horchten und sprachen nicht weiter. Josa mochte kein gleichgültiges Gespräch mehr anfangen. Das Schweigen drückte sie

nicht, es lag wie ein stummes Verstehen zwischen ihnen.

An der Brücke verabschiedeten sie sich. Sie vermied ihm die Hand zu geben. Erst als sie wieder mit sich allein war, schwollen unter ihrem Behorchen seine Worte mächtiger. Sie zwängte sich in seine Gedankenwege, sie drang vorwärts, weil sie wollte, und begann allmählich ein Verstehen zu ahnen.

Aber nun sehnte sie sich auch, alles voll zu begreifen. Nur er konnte den Zwist in ihr klären. Sie wollte in den Kern seiner Ruhe dringen. — —

Und sie sagte ihm alles. Sie sagte ihm, wie sie Aufklärung in Büchern gesucht und gefunden habe. Aufklärung; aber Befriedigung nicht. Das Grübeln habe sie nur noch ratloser gemacht. Sie bitte ihn innig, sich auszusprechen. Er dürfe nicht mehr ausweichen. Ganz davon abgesehen, daß ihr Mann Geistlicher sei. Sie müsse damit zu Ende kommen. Wenn er ihr nicht rate, würde sie nie Ruhe vor ihren Zweifeln haben. Sie sagte ihm, wie tief sich dies schleichende Nagen in ihr Denken eingefleischt habe, daß es ihr Glück zu zerstören beginne. Als sie dabei an Theodor dachte, übersah sie mit einem Male die Kluft, die kaum merklich Gedanke um Gedanke zwischen ihnen getrennt hatte. Sie wurde noch heftiger in ihrem Flehen nach Beruhigung. Mit dieser Ruhe hoffte sie wieder die Liebe Theodors zurückzuzwingen.

Mit seiner behutsam deutenden Stimme, seiner vorsichtig führenden Art, sagte ihr der stille Mann, sie habe einen bedeutenden Schritt getan, wenn sie eingesehen, daß es keinen Gott gibt, daß die Sage vom Himmel, von Seligkeit, von Vergeltung nur eine Erziehungsrute war, mit der sich die Menschen selbst im Zaume halten mußten. Aber wenn nun auch für die Gebildeten dieser Aberglaube von selbst fällt und fallen mußte, da er die freie Geistesentfaltung hinderte, so dürfe deshalb doch nicht die Religion vollständig niedergetreten werden, solange die Mehrzahl der Menschen noch nicht reif sei in der Selbstbeherrschung, welche der Atheismus vor allem verlange. Bis dahin müsse zum Gemeinwohl aller über den Unverständigen die

Drohung der ewigen Strafen, und die Belohnung mit ewigen Freuden stehen.

Die Religion sei nichts als die Weltordnung, welche immer einfacher geworden. Zuerst mußte sie die rohesten Völker mit sinnlich wahrnehmbaren Göttern beherrschen, dann später den geklärten Geist durch den unsichtbaren Gott, und nun, vor dem Verstande sei alle Herrschaft auf das Geschöpf selbst zurückgefallen. Jeder sei sich jetzt sein eigener Gott, der sich im Leben selbst belohnt und selbst bestraft, je nachdem er sich zu zügeln wisse oder nicht. Die Erfahrung habe uns dazu bringen müssen, einzusehen, daß alles, was wir dem Nächsten zuliebe tun, wir uns tun. Und daß deshalb der am glücklichsten lebe, der sich am klügsten zu lieben verstehe. —

Josa hörte nur den Anfang dieser Erklärung. Der Gedanke, daß das Christentum nötig, daß es jetzt noch weiter gepflegt und geschützt werden müsse, sowie die Erwachsenen, trotzdem sie nicht mehr zur Schule gehen, die Schule für ihre Kinder fortbestehen lassen, daß so auch trotz der Höchstverstehenden die Kirche für die Niedergeistigen weitererhalten werden müsse, das begeisterte und befriedigte sie. Sie dachte vor allem an Theodor, daß sein Beruf nicht nutzlos sei, daß sie ihm nicht mehr widerstreben werde. Alles andere ließ sie unbedacht, sie warf sich nur an die Brust dieser warmpochenden Freude. —

Mit dieser Aussprache waren die Beziehungen zwischen Josa und Doktor Wicking enger geworden. Warmes Vertrauen hielt die Arme um sie geschlungen, und ihre Gedanken gingen offener und zwangloser Seite an Seite.

Josas flackernde Unstetigkeit glättete sich allmählich unter satter Sicherheit. Ein in befriedigter Ruhe gebetteter Ernst lag in ihrem Gang, in ihrer Sprache, in ihren Gedanken.

Der Sommer ging zu Ende, und sie dachte an die Heimkehr. Jauchzend dachte sie daran. Sie kam nicht leer zu Theodor zurück. Ihre Eigenmächtigkeit hatte ihr das Glück zurückertrotzt.

Doktor Wicking wollte wieder den Winter am Genfer

See verbringen. Entweder in Vevey oder Lausanne. Seine Abreise fiel fast mit der Josas zusammen, nur einige Tage später. —

Es war Josas letzter Abend. Sie wollte von Doktor Wicking allein Abschied nehmen. Martin stellte Geierfallen am Berge. Martha brachte die Zwillinge zu Bett. Sie ging zu ihm in das Gartenhaus an der Terrassenecke.

„Störe ich nicht?“ —

Er hatte Herbstzeitlosen vor sich und zerteilte unter der Lupe die Staubfäden mit einem Federmesser.

„Bitte.“ Er wollte einen Stuhl holen. Aber Josa kam ihm zuvor.

Doch dann sah sie sich plötzlich in dem kahlen Raume um. Die Wände waren erst neu geweißt. Schwarze Fensterrahmen wie Sargleisten. Tisch, Stühle nur rasch hineingestellt. Auf dem Fenstersims Zinnkraut zum Trocknen geschichtet. Alles roch so leer nach gruftkühlen Steinen, Kalk und frischem Anstrich.

Sie sah auf die violetten Blüten: „Sind Sie beschäftigt?“

Er verstand sie:

„Nein, — nur müßiger Zeitvertreib.“

Sie stellte den Stuhl wieder fort: „Hier ist es ungemütlich. Vielleicht kommen Sie mit mir auf den Berg?“ —

An der Terrassentüre begegnete ihnen Martin. Er kam vom unteren Garten und brachte ihr eine Handvoll Rosen.

„Wollt ihr noch etwas Mondlicht kneipen?“ Er lachte und deutete mit dem Kinn nach Osten. Über dem Kugelfang und den Gerbrunner Höhen zerstäubte ein rötlicher Halbkreis.

Es sei Vollmond heute. Sie sollten nicht zu lange bleiben. Martha würde sonst ungeduldig.

Sie gingen den Berg hinauf. Sie sprachen wenig. Er riß manchmal ein Blatt, einen Halm ab. Einmal blieben sie stehen und sahen zurück.

Sie erschraken fast. Der Vollmond dunkelorange, ein träg aufsteigender Feuerballon. Dies große leuchtende Schweigen erdrückte fast. Es schwebte der Erde

greifbar nahe, es machte das Herz pochen. Eine bräunliche Dunstsphäre sammelte sich um die Scheibe und verlor sich höher in dumpfes Enzianblau. Wolken schwammen wie dunkle Felsen heran. Das Licht meißelte scharfe Kanten ein, wie in brüchigen Marmor. Unten über der Stadt, dem Häusergewirr, mattsilberne Finsternis. Der Neubauturm löste sich aus den Giebelzacken.

Doktor Wicking zog einen welken Halm durch die Zähne: „Ein recht schwermütiger Sommerabend. Es zieht wie Wehmut durch diese weiche Lichtstimmung. Wie eine Ahnung der Vollreife, die sich nun auflösen wird."

Josa nickte langsam: „Ich muß immer in das Leuchten starren. Es ist, als ob mein Ich mit der Stille dort ineinanderrinne."

Sie sahen sich von der Seite an und schritten weiter. Sie wunderten sich. Sie sprachen beide mit solch gesuchten Worten. Es ist das seltsame Licht, das so vornehm stimmt, dachte Josa. Aber sie wußte, daß es der Abschied war. Am Rande des Akazienwaldes setzten sie sich auf Josas Lieblingsbank.

Eine Weile schwiegen sie. Jeder überlegte, was der andere wohl dachte, und jeder betrachtete sich mit den Augen des anderen.

Josa hielt die Rosen im Schoße. Sie strich eine Knospe auf und hielt sie abwechselnd auf das linke und das rechte Auge: „Das ist so kühl, so duftend kühl." Die drückte sie ihm auch auf das Augenlid: „Nicht wahr?"

Er nickte: „Ja, — ja — wie liebe, süße Worte."

Sie lachte fröhlich: „Ach, wie süße Worte. Sie haben recht. Ja, ja. Daran habe ich gar nicht gedacht. Aber es ist so. Wie liebe kosende Worte."

Nun begann sie eine Rose nach der anderen gewaltsam zu öffnen:

„Ich bin sonst nie so grausam. Aber heute habe ich Lust, tyrannisch zu sein!"

Sie legte mit übertriebener Gewalt jedes Rosenblatt um, so daß sie zuletzt bis zum Innersten geöffnet waren. Sie verglichen und rochen und prüften den Duft der verschiedenen Rosen.

Der silberblaue Schein des elektrischen Lichtes vom Bahnhof spannte sich hinter dem Festungsberge hoch gegen den Himmel. Josa unterdrückte einen Seufzer. Der Abschied sank schwer in ihre Gedanken. Sie sagte leise zu ihren Rosen: „Ich habe Ihnen noch etwas sagen wollen. Ich möchte Ihnen herzlich danken. Sie haben mir geholfen, Sie glauben nicht, wie wohl Sie mir taten."

Sie sah ihn an, und ihre Stimme wurde fester: „Ich gehe jetzt fort. Schenken Sie mir Ihre Freundschaft. Erlauben Sie — ich schätze Sie sehr — ich möchte Ihnen gern schreiben."

Sie reichte ihm die Hand. Er versprach ihr ein Freund zu bleiben.

Josa hatte die Rosen zerrissen. Sie erhob sich und warf die Blätter von ihrem Schoß auf die Erde: „So — nun sollst du auch einen Abschiedsgruß haben, einen duftenden, du lieber Platz, damit du auch merkst, daß ich fortgehe. Adieu, lebe wohl, hab' Dank."

Und dann strich sie mit den Händen über die mondbeschienenen Sträucher am Wege. „Zum letzten Male, zum letztenmal!" fügte sie an alle Sätze.

Doktor Wicking sagte ihr, sie mache sich den Abschied zu schwer. Aber sie schüttelte den Kopf: „Ich bin eine Frau. Und Frauen müssen auch vom Kleinsten Abschied nehmen, weil sie am Kleinsten hängen. Und wenn es auch weh tat, das liebe ich gerade. Man soll es fühlen, daß man geht, dann fühlt man auch, daß man glücklich gewesen." —

Aber Josa reiste nicht. Ein Brief von Theodor kam. Er habe in dieser Woche auswärts die Stelle eines anderen Geistlichen zu vertreten. Josa möchte ihre Abreise um acht Tage verschieben.

Doch Doktor Wicking reiste zum festgesetzten Tage. Der Abschied von ihm fand in Josa zuerst kaum einen Gedanken, den er foltern konnte. Sie waren ihr alle voraus nach Hause, nach Leipzig geflogen. Aber als Martin sagte: „Wie übel er aussah. Wer weiß, ob wir ihn noch einmal sehen."

Da sahen sich ihre Gedanken nach ihm um, und der

Schmerz blendete sie, und die Sehnsucht suchte und behorchte die Erinnerungen. Am Nachmittag ging sie mit Martha auf den Berg, denselben Weg, den sie zuletzt mit ihm gegangen. Martha begann öfters zu sprechen, aber Josa quälte sich, eine Antwort vorzubringen. Die Unbefriedigung erwürgte ihre Gedanken. Sie hätte immer mit verbundenen Augen geradeaus gehen mögen. Mitten durch den Wust ihrer grämlichen Stimmungen. Ab und zu blieb sie stehen und sah auf die Stadt hinunter. Es war kein farbenfreudiges Genießen, ein gespreiztes Starren, ohne sicheren Ausdruck, zerfleischt von ätzendem Vermissen.

Die Sonne zog bald ihr Licht ein, dann strömte sie es wieder in blendendem Guß nieder. Eine stumme rauchgraue Wolkenwand wuchs von der Zellerwaldspitze nach Osten. Einmal zersprengte der wetzende Goldschliff vom Maine unten Josas Empfindungsleere. Nur ein stachelnder Reiz, nur einen Augenblick, dann fiel sie wieder zurück, und das aschige Schweigen begrub sie von neuem. Die Öde sah ihr auch zu Hause mit unglücklichen Augen aus allen Ecken entgegen, schlaffe Unlust betäubte sie mit eklem Überdruß.

Würde die Zukunft jetzt ein Glück werden, wie es ihre Hoffnungen und Wünsche aufgebaut hatten? Jetzt wo sie allein, zitterte ihre Ruhe. Sie fürchtete, sich vor Theodor nicht behaupten zu können. Ihre Überzeugung konnte er nicht schwanken machen. Wenn sie seinem Glauben auch alle Rechte zusprach, würde er nicht doch ihre fremden Ansichten, die ihm zuwider, abtöten wollen? Würde er sie neben seinem Glauben dulden? Vorher hatte sie sich gesagt, sie könne den Wert seiner Religion jetzt anerkennen, also auch darin mit ihm beharren. Sie werde nie mehr atheistische Behauptungen aufstellen. Aber nun kamen Bedenken. Auf die Dauer ließ sich das nicht durchführen. Sie mußte ihm ihre Ansicht allmählich einimpfen. Aber mit Worten war das unmöglich. Bei Auseinandersetzungen litt das Persönliche zu sehr. — Sie war ratlos. Er ließ sich nie zu einem schärferen Erwägen anderer Gedanken bewegen. Er klammerte sich an die Allheiligkeit des Bibelwortes. — —

Josa war zur Stadt gegangen. Einkäufe und Abschiedsbesuche gemacht. Aber ihre Gedanken folgten ihr überall wie zähe Schatten.

Sie stand beim Kranenplatze am Mainkai. Holz wurde ausgeladen. Große Barken. Männer warfen sich Scheite zu und schichteten sie in Karren. In der Luft spitzer Teer- und Kiengeruch.

Es war gegen Abend. Der Westhimmel zitronengelb; das Mainwasser von schwärzlichem Efeugrün, von schlanker Glätte wie straffe Seide. Auf den Wogen messinggelbe Strähnen und springender Flimmer. Die Wellen stritten um den Goldschmuck, tränkten, schoben, überstürzten sich. Schmiegten sich aneinander, glitten geschmeidig fort, tauchten, bogen und wölbten sich in geschäftigem Wechsel.

Schreiben! Alles schreiben!

In den Büchern wurde bis jetzt nur vom vernichtenden Atheismus gesprochen, der die Religion als unnütz beiseite schiebt. Er konnte Theodor nie bezwingen. Aber vom milden, duldenden Atheismus, der alles im Recht läßt, die Religion als Stütze der Gesellschaftsordnung gepflegt wissen will, von ihm sprach man nie. Er mußte überzeugen.

Sie wollte ein Buch schreiben.

Drüben über die kargen Häuser, über die krummen steilen und geduckten Giebel des Mainviertels kroch träge schleppender Rauch. Um die Türme der Schottenangerkirche brannte der Himmel in schwälem Goldlackton. Aber der Rauch erstickte ihn mehr und mehr. Erdbraune Schattenlocken schwammen breiter und breiter über das Wasser, griffen über den Glanz und verschlangen alles.

Josa trat wieder in die Stadt. Graue Gleichgültigkeit in den Straßen, über den Menschen. Alles umher war erbärmlich, freudlos, farbenmatt. Nur sie allein kam sich rauschend übermenschlich vor. Sie schritt mit jauchzendem Gang und phosphoreszierendem Geist und meinte, alle müßten ihre flammengebadeten Gedanken sehen. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann wieder zu Hause in Leipzig. —

„Bist du geheilt?"

„Ja, Theodor, und gesünder als je." Sie sagte es fast mit Theaterpathos. Sie hatte die Frage erwartet und in Gedanken, wie vor einem Spiegel, einstudiert. —

Josa schrieb jetzt.

Die Mächtigkeit ihrer Aufgabe staute sich immer gewaltiger vor ihr, je mehr sie sich in die Arbeit vertiefte. Ihre Gedanken machten sie trunken und krönten sie mit üppigem Stolz. Vor dem Eifer und der Leidenschaft, welche so viel Ungeheures umzuwälzen begann, um es in Form und Sprache zu hauen, sanken alle anderen Gefühle nichtig zusammen. Selbst die Liebe begann zu verkümmern.

Josa mußte heimlich arbeiten. Schnell alles verstecken, wenn Theodor kam. Vor Weihnachten fanden sich die Ausreden leicht, aber später machte sie das lauernde Horchen nervöser und gereizter.

Das Demütigende des Geheimnisses allein erdrückte ihre Liebe nicht. Es war, daß sie sich nach einiger Zeit des Zusammenlebens wieder bewußt wurde, wie zäh Theodor an seinem Glauben hafte. Je mehr sie ihre Machtlosigkeit einsah, desto mehr zog sich ihre Liebe zurück, und nun begann sie ihn wegen seiner Unbeugsamkeit zu verachten. Sie zweifelte an der Wirkung ihres Buches. Aber sie gab ihre Arbeit doch nicht auf. Der Reiz des unumschränkten Denkens hatte sie zu sehr entzündet.

Wenn ihr Buch auch nicht ihn überzeugen konnte, hundert anderen mußte es wohltuende Erklärung bringen.

Aber, wenn er nicht duldete, daß sie das Buch der Welt gab?

Er mußte es dulden.

Aber sie schauerte und fürchtete das weiter auszudenken.

Ohne daß einer von beiden etwas Kränkendes sprach, legte sich mit der Zeit eine Verstimmung zwischen sie. Jeder fühlte die schleichende Unaufrichtigkeit. Keiner wagte die Lüge zu fassen. — —

In den ersten Tagen des Februar war noch starke

vermummte Schneekälte. Dann eines Morgens Tauwetter. Kieselregen rasselte gegen die Fenster. Die Scheiben waren eisfrei, und draußen wogte fremdartige laue Luft. Man sah sie ordentlich klar, wie blankgeputztes Glas, ohne Stäubchen, ohne Hauch. Alles schien näher gerückt. Mit alter Vertraulichkeit grüßten drüben die Häuser, die Giebel, die Telephonstangen. Nach den matten Frostfarben erquickten jetzt die kräftigen Töne, der rötliche Sandstein, das bleigraue Eisendach, die goldbraunen Falzziegel, die Kamine mit den bekannten Rußspuren. Und überall tropfte und triefte es. Auf den Trottoirs wurde gescharrt und gehackt und Sand gestreut. Die Leute trippelten vorsichtig komisch, als hätte ihnen diese eine warme Nacht das Selbstbewußtsein geraubt.

Josa fühlte sich gleichfalls wie aufgetaut. Versöhnliche Gedanken strichen friedlich durch ihr Herz. Sie hoffte, es müsse ein Brief oder eine gute Nachricht kommen. In ihrem Schritt, in ihrer Stimme, in allem, was sie tat und dachte, schwang das Jauchzen und der Glockensang der Zufriedenheit.

Beim Frühstück küßte sie Theodor, was sie lange nicht mehr von selbst getan. Er blieb unbewegt in dem Ernst, der ihn seit Wochen umdunkelte.

„Ein Brief aus Würzburg? — Ist das nicht komisch, ich hatte den ganzen Morgen eine Ahnung, es müsse ein Brief kommen; ich freute mich ganz fest darauf."

Aber es waren traurige Neuigkeiten. Die Kinder seien beide sehr krank, Scharlach, und auch Martha fühle sich recht angegriffen. — Diese wenig erfreuliche Nachricht konnte Josa doch nicht verstimmen. Sie fühlte sich zu lebensfroh heute und vermochte sich Krankheiten schwer vorzustellen.

Theodor war fortgegangen, und sie setzte sich an ihren Schreibtisch am Fenster, um ihre wohlige Stimmung zum Arbeiten auszunützen. Unten an der Ecke, hinter einem Apfelsinenkarren, stand ihr Mann und sprach mit einem Arbeiter. Sie lächelte und blätterte in ihrem Manuskripte.

Plötzlich wurde es dunkel. Stumpfes Licht klemmte sich zwischen die Häuser. Ein Platzregen brach nieder.

34*

Senkrechte Strahlen schossen am Fenster vorbei. Droschken rasten durch die Straße. Die Menschen drängten unter die Haustüren. Im Hause ein Rennen, Fenster- und Türenzuschlagen. Stimmen durchschrien das Brausen.

Josa sah Theodor eilends zurückkommen. Er sah herauf, sie nickte. Sie klappte das Heft zu und wollte es einschließen. Dann besann sie sich. Sie wollte nichts mehr verheimlichen. Einmal mußte er es doch erfahren. Ein herausfordernder Trotz trat alle Überlegung nieder.

Sie breitete das Heft wieder vor sich aus. Sie hörte die Glastüre schließen. Er trat die Stiefel auf dem Kokosteppich ab. Die Türklinke bewegte sich. Sie fror und bereute schon. Doch nicht so stark, daß sie sich noch rasch zur Einsicht entschließen konnte. Sie erhob sich, um seine Aufmerksamkeit von ihrem Platze abzulenken, ging ihm entgegen und trat mit ihm an das andere Fenster.

Die Häuser drüben wurden dunkelfeucht. Und auf dem Pflaster platzten und spritzten die Tropfen. Theodor erzählte von dem Arbeiter, er habe ihn früher einmal im Spital besucht. Josa meinte, wie gut es gewesen, daß er noch so nahe am Hause war.

Dann begann er auf und ab zu gehen. Er kam am Fenstertisch vorüber. Ihre Nerven spannten sich härter.

„Nun? — Du schreibst? Was ist denn das?"

„Ja, ich wollte eben schreiben."

Er bog sich über das Heft.

Sie wandte sich ab:

„Ich will mal sehen, ob das Mädchen die Fenster im Schlafzimmer geschlossen hat."

Sie ging ins Nebenzimmer. Sie schloß die Türe hinter sich nicht. Die Fenster waren zu. Aber auf dem Fensterbrett und an der Diele große Wasserlachen.

Sie rief in den Korridor. Das Mädchen kam und wischte auf. Josa blieb still stehen, sog den zähen Firnisgeruch ein und horchte nach Theodor.

Er ging drinnen einige Male auf und ab. Dann

blieb er stehen und zog den Regulator auf. Das verblüffte. Sie dachte, er würde sie aufsuchen. Aber nun ging sie hinein, mit kurzen gezwungenen Schritten.

Das Manuskript war zugeklappt. Theodor wandte ihr den Rücken. Er zog alle drei Gewichte auf. Dann legte er den Schlüssel in die Uhr und schloß den Glasdeckel. Josa war befangen. Sie wußte nicht, was kommen würde. Sie hatte sich auf Furchtbares vorbereitet, es blieb so stockend ruhig. Theodor hielt die Hände auf dem Rücken. Er atmete einmal tief auf. Jetzt wußte sie, daß er erregt war.

„Komm — Josa, — laß uns das endlich in Ruhe besprechen." Er deutete mit Ellenbogen und Schulter leicht nach dem Manuskript. Warf sich in einen Sessel. Zog mit der Fußspitze einen anderen Sessel heran, schlug leicht mit der Hand darauf: „Setze dich."

Josa ging um den Sessel und setzte sich in die Sofaecke. Er stand auf und setzte sich neben sie:

„Nein, wir müssen beide uns vornehmen, ganz ruhig zu bleiben, so kommen wir am schnellsten zum Ziel, nur so. Wir müssen einmal mit der Sache zum Ende kommen. Warum du das dort geschrieben, weiß ich. Du dachtest, ich verstehe dich besser, wenn du mir deine Gedanken schriftlich bringst. Nicht? — Nun ja, ich wußte es. — Die Liebe sucht eben alle Wege, um zu ihrem Rechte zu kommen. Nicht wahr?"

Josa vermied seinen Blick. Sah in ihren Schoß und strich mit den Füßen über die Teppichfransen. Er streichelte leise ihre Hände. „Ich habe es mir so halb und halb gedacht, daß du noch nicht in allen Gedanken mein bist. An vielem merkte ich das. Ich war darum nicht sehr überrascht, als ich das dort fand."

Josa zog ihre Hand zurück. Er schnell: „Nein, nein, das ist kein Vorwurf. Die Schuld trifft mich allein. Ich habe nicht mehr daran rühren wollen. Es war Schwäche von mir, ich muß sagen, ich fürchtete mich, das wieder vorzuholen, das ich begraben glaubte. Du selbst hattest zu mir gesagt: ich bin geheilt. Ich zwang mich, es zu glauben. Ich hätte dir laut sagen müssen, die Zweifel kannst du nicht so schnell loswerden, das läßt sich nicht abschütteln, da muß die Zeit helfen und

— Gott. Nun, es ist ja auch jetzt nicht zu spät. Ich kann dir jetzt noch kräftig helfen, dich aufzurichten."

Er rückte näher und legte den Arm hinter sie auf die Sofalehne:

„Aber du mußt auch, so viel in deinen Kräften steht, nicht dagegen arbeiten. Wenn du recht überlegst, mußt du dir doch sagen, daß das, was du da schreibst, keinen Wert haben kann. Mich kennst du doch, denk' ich. Meinen Gottesglauben kann mir niemand abringen. Nichts kann mich von dem Wege drängen, den ich als den einzig wahren erkannt habe. —"

Josa wollte sprechen — „Nein — bitte — erst — laß — noch einen Augenblick, ich meine, wenn du über meine Festigkeit noch nicht ganz sicher warst, so sage ich es dir jetzt. Dein Schreiben hat keinen Zweck — ganz nutzlos, darüber noch ein Wort zu verlieren. Du selbst aber schadest dir nur durch das hartnäckige Festklammern an solch wahnwitzige Gedanken. Du hinderst damit nur deinen Glaubensdrang, der früher oder später wieder durchbrechen muß. Der Drang, einen Gott zu lieben, vor ihm zu knien, denn der Drang ist jedem Menschen angeboren. Darum habe ich auch nicht Sorge, das muß wieder kommen, das ist nur momentane Verirrung. Aber du darfst dich nicht sträuben, es muß dir doch selbst wohl tun, schneller aus den Wirren herauszukommen. Dies Grübeln und Aufbauen von Vernunftgründen, überlaß das denen, die sich dazu berufen glauben. Das sind diese Hochmutsmenschen, die sich in kindischem Vermessen an ewige Rätsel wagen."

Josa wurde unruhiger, sie hatte das Medaillon an ihrer Uhrkette mit dem Taschentuch abgerieben und auf- und zugedrückt. Er, halb komisch scherzend, faßte sie an der Schulter und schüttelte sie leicht:

„Du, hör mal, die Sache schien mir schon damals nicht so ganz geheuer, als du mir vom Pfauenhof schriebst, daß der Doktor — der Doktor, wie heißt er doch — na, es ist ja egal, daß der wieder zurückgekommen wäre. Na, dann wird sie mir doch nicht ganz heil zurückkommen, dachte ich. Und daß du im Briefwechsel mit ihm stehst, jetzt kann ich's ja sagen,

es wollte mir nie recht behagen. Solchen Verkehr mußt du vor allem jetzt zuerst vermeiden. Dieser Doktor scheint mir auch einer von denen zu sein, die glauben, wenn sie mit dem Mikroskop die Wunder der Schöpfung etwas genauer sehen, sie hätten Anfang und Ende gefunden. Statt daß die Wissenschaft sie gottesfürchtiger machen sollte, werden sie hochmütig und dünken sich klüger als ein Gott, und wer weiß was. — Du tust mir nun den Gefallen und läßt alles andere sein, folgst nur meiner Führung. Willst du?"

Josa war gereizt, daß er ihre Überzeugung ganz übersah, und verletzt durch die Geringschätzigkeit, mit der er von Doktor Wicking sprach. Ihre Gedanken kräftigten sich an der Erinnerung der Macht, die Doktor Wickings Lehre auf sie ausgeübt. Sie erstarrte in harter Begeisterung für ihre Ansichten, die Mächtigkeit ihrer Aufgabe schwellte sie und verdrängte alle anderen Gefühle. Sie erhob sich und trocknete mit dem Taschentuch Lippen und Schläfe.

Er sank tief in das Polster zurück, die Finger über den Knien gefaltet, den Bart an die Brust gepreßt. Er sah sie nicht mehr erwartend an. Ihr Schweigen hatte ihm geantwortet.

Eine grauengeätzte Stille sauste im Zimmer. Diese Unheimlichkeit machte Josa hilflos. Die Luft umpreßte sie enger. Sie sehnte sich mit flatternder Angst nach Erlösung. Ihre Nerven schmerzten hart und straff, wie auf das Rad geflochten. Eine Erschütterung, und alles mußte schrill zerspringen. Sie bereute, jauchzte, stöhnte und weidete sich an dieser Spannung, alles, in jäh fliegendem Wechsel.

Ohne Überlegung, nur um etwas zu tun, für sich, für ihn, legte sie die Hände auf seine Schulter. Er blickte nicht auf. Eine steile Furche drängte sich zwischen seinen Brauen zusammen. Sie zog die Hände wieder zurück.

Er tat ihr leid, und doch sprach sie jetzt nicht schonend, die trotzgehärteten Gedanken waren stärker als die Trauer um ihn und ihre Liebe. Ihre Stimme warf die Worte wie schroffe Steine vor ihn hin. Je mehr es sie schmerzte, daß sie ihn quälte, desto unbe-

dachter, wirrer von Verzweiflung und rücksichtsloser kantete sich ihre Rede:

„— — — Ich bin überzeugt. Fest von allem überzeugt, was ich dort schreibe. Und das ist keine angelernte Überzeugung, als Kind zweifelte ich schon. Und dann später immer wieder. Aber jetzt freue ich mich, ich habe Klarheit. Du kannst und darfst nicht verlangen, daß ich das aufgeben soll. Es ist ganz unmöglich. Das sind ja nicht fremde Ansichten, Auswendiggelerntes, das sich verwischt; das kann man nicht mehr hergeben. So wenig, wie ich meinen Arm losreißen kann. Das ist mir auch eingewachsen. Das kann ich nicht mehr von mir trennen. — Siehst du, am Anfang glaubte ich auch, das Buch würde ich für dich schreiben. Aber du verstehst mich nicht, und wirst mich nie verstehen, das ist unmöglich, das habe ich eingesehen.

Aber die anderen, die mich verstehen, für die schreibe ich jetzt —"

Er hob den Kopf. Sie merkte nicht das gesteigerte Zittern der Wimpern und sein dumpfes Staunen. Sie las mit dem Munde in entfesselter Hast die jagenden Worte von ihren Gedanken.

„— — — diesen anderen soll es nützen. Ich habe lange gekämpft, bis ich das erreicht habe, was ich jetzt weiß. Wo ich nun helfen kann, werde ich helfen. Solchen, die wankend zwischen Religion und Atheismus stehen, für die will ich schreiben. Sie wollen auch ruhig werden, Ruhe will ich ihnen geben, so wie ich sie jetzt habe."

Theodor war aufgestanden. Jetzt erst merkte sie die Veränderung. Sein Gesicht leuchtete wie von gelbem Feuer beschienen, Bart und Haare drohend dunkel.

„Du willst das veröffentlichen?" Er jagte die Worte wie erstickenden Rauch von sich.

Josa wurde in ihrem Gedankenstrom zurückgeworfen. Sie stockte. Sie fühlte das Grauen, das sie entfesseln würde. Knapp an der Entscheidung begann ihr Wille zu stottern.

Er sah sie nicht an. Den Blick am Boden schritt er zum Fenstertisch. Sie verstand sofort. Empörung

flog auf. Sie eilte ihm nach und riß das Manuskript an sich:

„Nein — ich will nicht! Das sollst du mir nicht auch noch nehmen."

Er, wie erwachend:

„Aber Josa — um Gottes willen — du weißt nicht, was du tust!"

Sie hatte wirklich im Augenblick nichts Bestimmtes gewußt.

Hätte er zuerst zugegriffen, sie würde ihm das Heft gelassen haben, es war das der letzte Widerstand gewesen, dessen ihr Wille fähig. Aber nun als sie die Blätter in den Händen fühlte, tränkte sie von neuem die Flut der darin aufgestauten Begeisterung und trieb sie zur steilsten Entschlossenheit.

Er fuhr nervös durch sein Haar. Er schluckte einige Male, und die Nasenflügel zitterten:

„Ich — es handelt sich nun nicht mehr, ob du mir das antust. Das ist mir jetzt gleich. Ich liebe meinen Gott mehr als die Menschen. Nur für ihn spreche ich jetzt. Dies Buch darf nicht in die Welt. Und auch mein Haus soll rein bleiben. Das ist alles Unrat. Wirf das Buch fort. Im Namen des Herrn befehle ich es. Du wirst das Buch fortwerfen, Josa!"

Josa lehnte am Spiegeltisch, das Heft in beiden Händen auf dem Rücken. Die Erregung klemmte ihren Hals, Schultern und Arme in gespanntem Schmerz. Ihre Knie begannen zu zittern. Sie stemmte die Fußspitzen auf die Diele, um aufrecht zu bleiben. Sie hatte sich gegen den niedern Silberschrank gepreßt, dessen Türe von selbst aufgegangen war; nun versuchte sie, sich hochzurichten:

„Theodor —," ihre Brust schütterte, und aus ihren Augen quollen Tränen — „ich — kann nicht."

Sie klammerte sich an den Rand der Schranktüre und schlug mit der Stirn an die Kante.

Er kam, faßte sie behutsam am Arm und führte sie zum Sofa. Sie fühlte sich so wohl, so schlaff, so umfriedet von seiner Güte. Sie fiel erschöpft auf das Polster. Er hob ihr die Füße hinauf und schob ihr die Kissen zurecht:

„Ruhe dich aus. Du bist jetzt zu aufgeregt. Wenn du zur Ruhe gekommen, wird sich wohl alles geben.“

Sie nickte leise mit geschlossenen Augen. Nicht als Antwort, mehr um ihre eigenen schmerzenden Gedanken zu besänftigen. —

Dann lag sie eine Stunde allein.

Sie preßte immer das Taschentuch an die Augen, aber sie konnte nicht weinen. Beim Niederlegen hatte sie das Manuskript unter ihren Arm geschoben. Sie zog es höher, unter die Schläfe, strich auf dem glatten Umschlag auf und nieder und lauschte dem Knistern ihrer Haare. Allmählich wurde sie ruhiger, sinnender. Eine lange Zeit lag sie unbeweglich. Dann erhob sie sich, rieb fröstelnd die Hände und ging fast leicht und unbefangen durch das Zimmer. An der Diele hob sie eine Stecknadel auf. Im Weitergehen stach sie sich in die Hand. Die Finger waren taub. Sie stach wieder, ein feiner Blutpunkt kam, aber sie fühlte nichts. Ein Lachen ritzte ihr Gesicht, als ob ein weher Sprung feines Glas splittert. Dann warf sie die Nadel fort. Sie wickelte sich in ein Tuch und suchte Briefpapier, und dann setzte sie sich zum Schreiben.

Eine Weile sah sie sich im Zimmer um. Das lag alles in kühler stechender Klarheit. Alles unberührt. Nichts wallte und pochte mit dem entschlossen geballten Gedanken, der in ihr wach geworden.

„— . — nicht wahr, Sie verstehen mich? Es gibt nur einen Menschen, von dem ich weiß, daß er mich ganz versteht. Ich sage Ihnen das offen, und Sie müssen dabei vollständig vergessen, daß es eine Frau ist, die Ihnen dies sagt. Nach dem, was sich heute ereignete, habe ich nur zwischen zwei Möglichkeiten zu wählen. Bleiben kann ich nicht. Ich bin fest entschlossen, sofort zu gehen, entweder in das Nichts zurück, oder — lassen Sie mich noch offener sein und vergessen Sie noch mehr, daß ich eine Frau bin — wenn Sie mir versprechen könnten, ein B r u d e r zu werden, wie ich Ihre Schwester sein möchte! — Wenn wir vereint arbeiten und streben könnten in einem idealen Verhältnis, wie es die Welt mit ihren häß-

lichen Vorurteilen noch nicht kannte, — — das wäre die andere, die letzte Möglichkeit." — — — — — — — — — — — — — — — — —

*

Fünf-, sechs-, siebenstöckige Häuser. Eiserne Balkons, welche über die ganze Frontlänge schnurren. Riesige Goldlettern wie Trompetenstöße: Pension Fischer, Pension Pikand, Pension Birard, Voret, Bovard! Auf leeren Seitenflächen quer zur Höhe: „boulangorie", „Horlogorie!" Am Kai Hotelpaläste, ganze Ketten. Dann die Rhone, dies Märchenwasser, dies Gemisch von Mondnachtblau und Pfauengrün. Breite, flache Brücken, qualmende Dampfer, Zischen, Pfauchen, hohles Tuten. An Ecken, Plätzen kokette bunte Zeitungskioske. Schilder, Firmen, ein Klettern und Schreien bis über die Dächer. Und draußen die Wasserebene, der See mit seinen Silberzähnen, seinen glasklaren Indigoaugen. Segelboote wie Schmetterlinge, und noch weiter, fern über den ernsten Savoyerbergen, der Montblanc — ein Alabastersarkophag, in ewigem Schweigen den Himmel stützend.

Dies — Genf.

Und Josa war in Genf.

Ihrem Briefe an Doktor Wicking jagte eine Depesche nach. Sie warte nicht auf Antwort, sie reise sofort.

Mit Theodor sprach sie nicht mehr. Sie schrieb kurz nieder, daß Trennung die einzige Lösung dieses Konfliktes wäre. Dann reiste sie ab.

Doktor Wicking hatte sie in Genf am Bahnhof empfangen und ihr schweigend die Hand gedrückt. Im Hotel hatte sie ihm nochmals alles erzählt. Er hoffte, daß alles noch gut würde. Das reizte sie fast. Sie sagte, daß sie ihr Buch weiterzuschreiben gedächte. Er hatte nur genickt. Das wäre das beste, dabei lerne sie sich am besten kennen. Dann hatte er mit einem karikierenden Humor, den Josa sonst nie an ihm gekannt, von gleichgültigen Dingen begonnen.

Er half ihr eine Pension suchen, und immer wieder flatterte durch seine Reden diese Champagnerfröhlich-

keit, die alle Worte Grimassen reißen läßt und ihnen Clownkappen überstülpt.

Josa hatte sich das Wiedersehen anders gedacht. Dramatischer. Er kniend vor ihren Leiden, sorgsam Teppiche über Schärfen und Stachel ihrer Vergangenheit breitend, gebeugte Ehrfurcht, Bewunderung für ihre Wunden, und atemlose Aufopferung für die Gegenwart.

Von all diesem war nichts. Er schien durchaus nicht von der Bedeutung, welche die Trennung von ihrem Manne nach sich zog, durchdrungen zu sein. Er plauderte mit oberflächlicher Harmlosigkeit zu ihr, so wie man auf Kranke einspricht, um durch mutwillige Gespräche den Ernst ihrer Lage fortzutäuschen.

Allmählich sträubte sie sich nicht mehr gegen diese Art. Sie war überzeugt, wenn er erst die Festigkeit ihres Entschlusses eingesehen, mußte dieser tändelnde Ton wieder dem Ernst weichen, den sie so sehr an ihm schätzte.

In der ersten Zeit vermied es Josa ängstlich, allein zu sein. Die Stille war ihr wie eine helle verstörte Nacht. Die Erinnerungen schossen mit irrem Fluge auf, und sie duckte sich erschreckt.

Sie sagte sich, daß das, was sie getan, geschehen mußte. Daß es für sie und Theodor nur diesen einen Ausweg zur Befreiung gegeben. Daß er sich sicher wohl dabei fühle und glücklicher als in diesem immerwährend wühlenden Zwist. — Aber es nützte nichts. Eine ätzende Angst hatte sich in ihrer Brust festgesogen. Das hemmte mit würgendem Druck den Blutlauf, den Atem, alle Bewegungen. Sie fühlte sich nur noch mit Anstrengung leben.

So schreckhaft war sie geworden. Das Klingeln im Hause, das Öffnen der Türe, ein Brief, alles Plötzliche schnitt mit jähem Griff ihre Kraft ab und stürzte sie wie von Turmhöhe nieder. Oft mit einem grellen Ruck gelähmt, — erst allmählich sammelten sich dann wieder die versprengten Kräfte.

In den ersten Wochen sah sie überall Theodor. Auf der Straße, in den Anlagen, auf der Treppe, und in der Nacht, wenn sie mit einem Male wach lag, so

wach als hätte sie gar nicht geschlafen, hörte sie seinen Atem in der Zimmerecke. Dann fror sie und fühlte im Genick warmen Schweiß.

Das Manuskript lag unberührt in ihrem Koffer. Sie scheute sich, ihre Gedanken vorzuholen. Sie waren noch besudelt von ätzendem Blut. Kampfblut, das ihre Freiheit ertrotzt hatte.

Um sich zu vergessen, versuchte Josa mit anderen zu fühlen, in andere einzudringen. In der Pension Jacques war man eine lebhafte Gesellschaft. Jeder hatte seine Eigenart. Ein schielender Bulgare, der der alten Mademoiselle Jacques, der Dame des Hauses, den Hof machte; den Mademoiselle Olivier, ebenfalls eine Dame höheren Alters, nicht leiden mochte, weil er die besten Bratenbissen und den meisten Wein erhielt. Dann ein junger Mann, der auf einem deutschen Konservatorium Musik studiert hatte, der aber am Sterbebette seinem Vater versprechen mußte, die Musik aufzugeben, Geschäftsmann zu werden. Der nun jedermann klagte, daß er in dem Genfer Bankhause einschlafe. Eine junge Pariserin, die von Polen schwärmte und von Pasteur, der sie vom Tode gerettet haben sollte. Zwei deutsche Schweizer, die in einer Uhrmacherschule lernten, von denen der eine stets leise pfiff und der andere stotterte und spuckte.

Die Unterhaltung wurde französisch geführt. Zuerst war es Josa reizvoll, die verschiedenen Menschen zu belauschen und sich selbst mit Fragen und Blicken befühlen zu lassen. Aber es lenkte nur kurze Zeit ab. Die Flut der eigenen Empfindungen war so bis ins Innerste aufgejagt, das ließ sich nicht dämmen, das wälzte sich heran und preßte alles andere rücksichtslos nieder.

Dieser Zustand wurde unerträglich. Wenn sie nur eine Sehnsucht hätte! Aber da war auch nichts, keine Hoffnung, keine Erwartung; alles war gekommen wie sie es gewollt. Nun sie Freiheit zum Arbeiten hatte, fehlte ihr die Leidenschaft, das Herzpochen nach einem Ziel.

Mit Doktor Wicking kam sie täglich zusammen. Er zeigte ihr die Stadt, oder sie saßen oben auf dem Balkon, er erzählte die Tagesneuigkeiten, aus der Zei-

tung, aus seinen Arbeiten, aber sie fühlte, wie seine Worte mit erzwungener Blindheit in weitem Bogen um das gingen, was sie beide am lebhaftesten bedachten und verschwiegen. Er fragte sie nie nach dem Manuskript. Er berührte nie die Gedanken, die eigentlich die Grundlage ihrer Freundschaft waren. Das gab ihrem beiderseitigen Benehmen scheue Verschleierung und hinderte das Überströmen vertraulicher Wärme. —

Es wurde im Kalender Frühling. Draußen merkte man noch nichts. Der März war pfauchend wie ein Kettenhund, der April griesgrämig. Das Wetter blieb tagelang dasselbe. Als ob die Welt stehen geblieben wäre und sich besinnen müsse, was sie wollte. Die Beleuchtung war an jedem Tag zur selben Stunde genau dieselbe, dieselbe blasse Ausdruckslosigkeit. Kein Licht, kein Schatten. Graue gefühlsleere Stimmung. Josa sehnte sich fast die Augen blind nach Wechsel und Sonnenschein. — Plötzlich ein blauer Tag. Und dann noch einer. Man atmete. Das kam erlösend. Aber nicht lange, dann wieder schwere dunkle Stunden. Wolkenkolosse wälzten sich über das Blau. Der Sturm keifte. Die Luft floh und prallte zur Erde.

Aber das war doch Abwechslung. Man hörte die Natur noch leben. Nicht jene Ruhe, in der jeder Atemzug am Boden schlich.

Dann eines Morgens alles Sonne, alles blau. In gleichgültiger Deutlichkeit, als wäre es nie anders gewesen. Die Strahlen standen steil auf der Erde. In der Stille schwoll allmählich eine aufdringliche Hitze.

Das grelle Licht tat Josa wohl. Es war ein noch stärkerer Reiz als ihre herzschnürenden Gedanken. Sie begann unter den lärmenden Farben aufzuwachen. Sie trank begierig die Farbenüppigkeit, die über Land und See und Bergen blühte. Wenn das Grün und das Blau und das Rot ihr im Auge brannten, fühlte sie sich satt gestärkt. Nur in der toten Einsamkeit ihres Zimmers schwollen die quälenden Gedanken aschfahl wie vorher. —

Eines Spätnachmittags war Josa mit Doktor Wicking

auf den kleinen Salève gestiegen. Oben in Monnetier hatte sie ein savoyardischer Hochzeitszug aufgehalten. Sie merkten plötzlich, der Himmel hatte sich bedeckt, es war schnell dämmerig geworden.

Sie waren noch oben zwischen den spärlich bewachsenen Böschungen, da zuckte eine gelber Schein auf. Noch einer und noch einer — Wetterleuchten. Bald hier, bald dort, Gedankenschnell. Drei Lichtmeere zu gleicher Zeit. Es griff jäh über den Horizont, klammerte einen zitternden Moment blendend am Himmel und stürzte zusammen. Bläulich gelb, fahlgrün, rosigviolett, aber alles stier, groß wie das Auge eines Wahnsinnigen.

Sie schritten schneller. Je tiefer, desto brütender die Luft und die Stille. Mit jedem Flammenschlag flohen verstörte Lichter vor ihnen her, umzüngelten die Laubmassen, zerfleischten die Dämmerung.

Josa blieb bewundernd stehen, auch Doktor Wicking, aber dann trieb er zur Eile.

„Wir müssen unten sein, ehe der Regen kommt. Sonst werden die Steine glatt. Dann ist es in der Nacht gefährlich."

Der schmale Stufenweg, der flimmernde Granit, die flackernden Schatten machten Josa schwindlig. Sie glitt einige Male aus und lachte etwas gereizt: „Ich komme kaum noch weiter."

Er sagte, sie solle die Hände auf seine Schulter legen, die Augen schließen und ihm ruhig folgen.

Es war fast völlig dunkel geworden. Die Flammen zerrten gieriger an der Nacht. In den Bergen gor ein röchelndes Grollen. In der fiebernden Helle stieg ein Wolkenqualm über den Bergkamm.

Josa konnte die Augen nicht schließen. Es lag solch kitzelnde Erregung in diesem atemlosen Auf- und Niederschrillen von Tag und Nacht. Sie sah über Doktor Wickings Schulter, dabei geriet sie wieder ins Stolpern. Er wandt sich rasch und hielt sie an den Armen. Im selben Augenblick barst die Nacht, ein Krachen, drei, vier Schläge, die Luft rasselte, knackte, der Boden schütterte, es war, als spalte sich der Berg.

Josa hielt sich fest an ihn: „Das ist ja furchtbar!"

Aber sie fürchtete sich nicht. Sie wäre gern stehen geblieben und hätte weiter gelauscht.

„Es wird noch alles gut. Wir sind gleich unten. Ist Ihnen noch schwindlig?"

„Nein."

Das Laub knirschte. Die Luft begann zu kreisen, ein wimmernder Wind flog über ihre Köpfe. Ein leises Picken, die ersten Tropfen sprangen ihnen in den Nacken.

„Kommen Sie, so geht es besser." Er schob seine rechte Hand unter ihrem Arme durch und faßte sie fest um die Hüften:

„Halten Sie sich, Sie können nicht fallen."

Nun jagte er mit ihr hinunter. Mit der freien Hand in das Gebüsch, an die Felsen greifend, sich immer einen Schwung gebend. Zuerst versuchte Josa mit den Füßen an der Erde zu bleiben, dann, wie er schneller raste, fand sie keinen Boden mehr. Sie umklammerte mit der einen Hand seinen Hals, mit der andern seine Schulter. Zweige schlugen ihr ins Gesicht, und sie drängte den Kopf an seine Brust. Der Wind jagte ihnen immer schwerere Tropfen nach. Sie sog den laufeuchten Dunst, der aus seinem nassen Rock quoll. Sein Springen stieß sie ruckweise mit dem Mund an das warme Tuch.

Seine festgepreßte Hand um ihre Hüfte, die steilgeschwollenen Armmuskeln, die hochgezogene Schulter, in diesem harten Krampf, der sich um sie spannte, lag solch wilde angstgedrängte Anstrengung. Es war ein reiches Bewußtsein, daß dies ihr galt, diese hochgestemmte Kraft für ihren Körper kämpfte.

Daß es Doktor Wicking war, daran dachte sie im Augenblick nicht. Mit zugepreßten Augen wühlte sie sich in das lauschige Behagen der Sicherheit. Wie aus einem Versteck horchte sie auf seine klatschenden Schritte, das prasselnde Laub, auf das Fluten in den Bergen. Sie verfolgte durch die leise geöffneten Wimpern das Wüten des Lichtes, und das Aufschreien der gegeißelten Nacht. Die Stöße wurden milder, sein Schritt langsamer, da erwachte sie. Er ließ sie auf den Boden gleiten.

„Schon unten?“ Es entfuhr ihr unwillkürlich.

Er nickte, wollte sprechen, aber er hatte keinen Atem. Er sog mit geöffnetem Munde nach Luft, seine Brust stieß auf und nieder. Dann überfiel ihn ein Hustenkrampf. Josa klagte und befürchtete, daß er sich geschadet habe. Er antwortete nicht und hielt das Taschentuch vor den Mund. Dann keuchte er einige Worte: — „der — Zug — gleich“ und deutete nach der Richtung des Bahnhofs von Veriers.

Sie gingen rasch durch das Dorf und konnten eben noch in die Waggons steigen. Sie sah erst jetzt, wie bleich er war. Die Augen geschlossen, das Kinn, die Backenknochen spitzer, und unter den Wimpern und an den Schläfen graue Tiefen. Die Schultern zitterten, und er hielt die Hand an die pochenden Halsadern.

Es war stumpfer Dunst im Wagen. Josa öffnete das Fenster. Er nickte leise dankend. Dann griff er plötzlich nach dem Taschentuch. Ein kurzer, knirschender Husten — sie schauerte:

„Blut?!“

Er schüttelte abwehrend den Kopf. Aber sie hatte es gesehen. Es drängte sich fast schwarz durch das weiße Tuch. Er nahm den Hut ab und legte ihn neben sich. Schweiß stand ihm auf der Stirn, sein Haar klebte an den Schläfen und zitterte im Luftzug. Josa schloß wieder das Fenster. Die Erregung zuckte um ihre Mundwinkel, sie mußte fast lachen vor Entsetzen. Er wollte sprechen, sie fühlte, daß er sie beruhigen wollte, und bat ihn, sich nicht anzustrengen.

Dann lehnte sie sich in den stoßenden und schütternden Sitz zurück.

Wenn er sterben würde? Sie hatte noch kaum an diese Möglichkeit gedacht. Vorhin sie so ruhig und bequem in seinem Arm, und er todwund, ringend mit der entsetzlichen Nacht. Sie kam sich schuldig vor. Sie griff nach seiner Hand: „Sie dürfen nicht sterben.“

Er verstand sie nicht gleich in dem Rasseln der Räder und machte eine fragende Bewegung mit dem Kopf. Aber sie konnte das nicht sofort noch einmal sagen. Indessen hatte er aus dem zerflatterten Klang den Sinn begriffen, und wehrte wieder ab, diesmal

übermütig belustigt. Nun konnte sie es wiederholen, noch schwermütiger und noch inniger: „Nicht sterben."

Er steckte das Taschentuch ein. Rückte vor, strich über ihre Hand und hielt sie in seinen beiden Händen. Sie starrten hinaus. Laternen, erleuchtete Fenster. Baumsilhouetten flogen vorüber und manchmal knipste noch den Himmel ein jäher Lichtstoß. Eingehüllt in das Klirren und Poltern und Zischen des Zuges sank Josa wieder in wunschlose Ruhe. Mit weit geöffneten Augen ließ sie sich von ihr in Träume fliegen. Sie fühlte nur das weiche pochende Blut seiner Hände, und die Wärme, die aus jeder Pore strömte. Sonst hatte sie alles vergessen, sich und ihn und die Welt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Josa arbeitete wieder. Einige Tage nach jenem Ausfluge, als sie sich eines Abends auskleidete, drängte sich ihr eine neugierige Sehnsucht nach ihren Gedanken auf. Sie holte das Manuskript. Sie las. Und blieb grübelnd in der Sofaecke, bis sie vor Müdigkeit fror. Es war ihr fast unangenehm, daß sie schlafen mußte. An den nächsten Tagen begann sie mit Eifer zu schreiben.

Seit jenem Abend war eine Schwüle in ihre Freundschaft zu Doktor Wicking gekommen. Sie wußte, daß sie ihn anders liebte, wie vorher. Dies satte Verstehen und Zusammenschmelzen ihrer beiderseitigen Ansichten hatte das Blut begehrend entzündet, in den Adern rauschte es und wollte in Purpur und Flammen überschäumen.

Es war natürlich. Es hatte so kommen müssen. Eine murmelnde Ahnung war schon gekommen, als sie zu ihm geflüchtet und von Idealfreundschaft gesprochen. Schon damals. Aber sie hatte ihr den Mund zugehalten, und sie mit der ekstatischen Phrase von einer Liebe wie Schwester und Bruder überschrien. —

Wochen waren vergangen. Josa arbeitete mit drängendem Eifer. Mit zärtlicher Sorgfalt prüfte und sondierte sie alle Worte, in welche sie ihre Gedanken meißelte. Diese Gedanken waren in ihm geboren. Alle Kraft, die sie ihnen zuwandte, sollte mit Wärme von seiner Wärme pulsieren.

Einmal las sie ihm einen Teil vor. Er blieb noch eine lange Weile wie ein Knäuel zusammengekauert, das Kinn auf die Hand gestützt, an seinem Bart kauend und mit den Fingerknöcheln über die Unterlippe reibend.

Sie kannte das so gut an ihm. So blieb er, wenn er sich in einen Gedanken tief eingearbeitet, und sich nicht trennen konnte. Schon diese Stellung war ihr Lob genug für ihre Arbeit.

Von da ab war eine leise gehärtete Zurückhaltung in der Art, wie er mit ihr sprach, wie er ihr die Hand reichte, in allem eine ernste sich neigende Achtung. Erst war sie verblüfft. Dann schien es ihr lächerlich, sie suchte mit Scherzen abzuwehren, aber ihr Sträuben änderte nichts. Sie glaubte, er bewundere ihre Klugheit, ihren Scharfsinn, in die Bewunderung mische sich Scheu. Sie sagte ihm, ihre Arbeit baue sie nur auf seinen Ansichten auf, seine Anschauungen, seine Gedanken füge sie zusammen, um sie der Welt in bequem verständlicher Form zu zeigen. Auch das vermochte nichts. Sie vermochte ihn nicht mehr zu sich zu ziehen. Er hatte mit seiner Zurückhaltung einen kühlen Ring um sie gelegt, den er nicht überschritt, und aus dem sie selbst nicht zu ihm gelangen konnte. Sie hatte so viel von ihrer Arbeit erwartet! Das letzte, was ihrer Freundschaft fehlte, das heiße Aufschnellen und Ineinanderstürzen ihrer Wärme — und nun — diese sich steifende Fremdheit, deren Ursprung sie nicht ergründen konnte. —

Gegen Ende des Sommers.

Ihr Buch war beendet. An einem hellen Abend las sie ihm in den einsamen Anlagen an der Arve den Schluß vor. Auf dem Heimwege war er nachdenklich. Vor ihrer Wohnung meinte er, das Buch halte er noch nicht für ganz abgeschlossen. Sie habe alles logisch entwickelt, vom Keim der frühesten Religion bis zum allmählichen Aufbau der Lehre vom Christentum, dann den Atheismus, und daß die Religion noch nicht zerstört werden dürfe, da die Menschen zur Selbstbeherrschung noch nicht reif seien. Aber sie müsse noch von der Nächstenliebe sprechen. Daß wir in ihr uns

35*

selbst lieben, um durch augenblickliche Entsagung uns nachträgliche Befriedigung zuzuwenden.

Sie bat ihn, mit hinaufzukommen, ihr das weiter zu erklären. Er überlegte einen Augenblick: „Heute noch nicht."

Aber dann, wie sie sich wunderte: „Warum nicht heute?!"

„Nun gut, es kann auch heute sein."

Dann ging er mit ihr. Es war schon dunkel im Treppenhause. Mademoiselle öffnete: das Mädchen habe vor fünf Minuten die Lampe in Frau Vogts Zimmer getragen.

Aber die Lampe rauchte, und das Zimmer war voll Qualm. Mademoiselle riß Fenster und Türe auf. Bat, man möge zu ihr in den Salon kommen, es werde gleich serviert. Mit ihrer umklammernden Liebenswürdigkeit lud sie Doktor Wicking zum Abendessen ein. So kamen sie nicht dazu, weiterzusprechen. Nach dem Abendessen war Monsieur Tabonnier gebeten, auf seiner Violine vorzuspielen. Man setzte sich wieder in den Salon. Die Pariserin wollte, daß er im Dunkeln spiele. Mademoiselle schickte das Mädchen mit den Lampen hinaus.

Eine gelbliche Dämmerung schwamm in dem Zimmer. Josa saß am Ende einer Chaiselongue. Sie hörte das Spiel kaum. Sie saß still mit ihren Gedanken, die Musik umwölbte ihre Einsamkeit.

Plötzlich ein Riß. Sie wurde wie hineingeschleudert. Doktor Wicking hatte sich neben sie gesetzt. Seine Finger berührten ihre Hand. Sie bewegte sich nicht. Er saß ganz nah, seinen Arm auf die Chaiselonguelehne gestützt. Sein Atem wärmte ihr Haar. Nun begann ein leises wechselndes Kosen. Sie hob ihre Hand und berührte die seine und ließ sich dann wieder von ihm streicheln. Und um sie gähnte die wirre, von der Musik geblendete Stille. Schwüles, versengtes Rosenholz, betäubender Scharlach, und darinnen wühlten die Töne mit weißen, grinsenden Dolchen.

Ihr Kopf rauschte. Sie preßte die Zähne zusammen, um nicht zu zittern. Mademoiselle Jacques flüsterte ihr etwas über die Musik zu. Sie nickte und ant-

wortete sehr langsam und sehr genau. Aber ihre Worte waren doch gleichsam gedrechselt. Jeder Nerv horchte nach jener Wärme hin, die von ihm strömte. Zuletzt drückte er noch mit weichem Umfassen ihre Hand. Es war wie eine Umarmung ihres ganzen Körpers. Dann wurde geklatscht, man trennte sich.

Der nächste Tag ein Sonntag. — Pension Jacques lag in der zweiten Etage des Eckhauses am Platz „du rond point" und des Boulevard „des philosophes". Eine reiche Aussicht auf den bewegten Platz. Vorn die graugrüne Wiesenfläche des Rond point, dahinter schwarze Baumgruppen und weiter violett und silbergrau die zerrinnende Ferne. Bei klarem Wetter ganz nah der schneegeäderte Jurazug. Bog man sich über den Balkon, nach links, hob sich dicht, zum Greifen nah, über den glimmernden Schieferdächern mit ihren grünglasigen Oberlichtkasten und der Unruhe vielarmiger, geweihartiger Kaminröhren, der „große Salève".

Die Balkontüren zu Josas Wohnzimmer waren weit geöffnet. Ein Sonnendreieck streckte sich über die Schwelle. Die Tulpen des Teppichs spien wildes Rot, über den Fäden der schwarzen Kante Irisflimmer. Tiefer im Zimmer lagen die Farben trocken und stumpf. Zimmetrot, Sandgelb und welke braune und grüne Töne.

Draußen hing die grüne Persienne schräg tief bis über das Geländer. Nur durch die Löcher der Gurten spritzte das Licht.

Josa im Schaukelstuhl. Sie stemmte die Füße gegen die Balkonbrüstung. Hatte das Kinn auf die Knie herabgebeugt und starrte durch das staubige, gerankte Eisen hinunter auf den weißen Platz.

Nachmittag: und sie erwartete Doktor Wicking. Den ganzen Tag hatte ihre Sehnsucht den Stunden vorausgegriffen und ihr den Augenblick mühsam herangezerrt, wo sie ihn wiedersehen und sprechen sollte. Sie wußte, was kommen mußte, sie schloß die Augen, die Gedanken krochen ins Blut und wühlten wieder

jene rotsausende Glut auf, die alle Sinne in ätzendem Narzissennebel erstickte.

Sie spähte unter den vibrierenden Wimpern nach der Straße. Dann bog sie mit der Fußspitze die grünlila Blütenballen des Flox beiseite. Unten breite graublendende Asphalttrottoirs. Nur wenige Leute. Bläuliche Schatten, Netze der Ahornbäume. Das Grün schon saftlos gerunzelt, von müdem Olivebraun.

Nicola — Nicola — la — la — la!

Josa lachte still.

Das war der Papagei des Herrn aus Sumatra unten im Parterre.

Sie war jetzt nicht mehr mit ihren Gedanken ganz allein. Sie erhob sich. Der Schaukelstuhl fiel zurück, an die Wand, und feiner Mörtel rieselte auf den Blechboden.

Dann stand sie im Zimmer vor dem Kaminspiegel. Sie war seit zwei, drei Jahren schöner geworden. Sie wußte es. Um den Nasenrücken legte sich die Haut knapper. Das Oval nicht mehr eirund, eine leise schwingende Senkung unter den Backenknochen, ein leises gespanntes Niederdrücken der Mundwinkel und der matte violette Halbmond unter den Wimpern gaben dem Gesicht eine reichere Nüancierung. Und dann noch ein Schwellen und Zusammendrängen der Brauen zu einer nach innen tastenden Falte, das auch, das machte ihre Züge beherrschter, vom Denken geschärfter.

Sie steckte die Schildpattnadeln im Haare fester. Plötzlich lief sie auf den Zehenspitzen wieder zur Balkontüre. Bückte sich. Lachte leise. Und kam wieder zurück. Sie hatte geglaubt auf dem Trottoir seinen Schritt zu hören.

Das Warten war so kitzelnd. Durchaus nicht langweilig. Man lebte schon halb im Genuß. Die Gedanken hatten ihre Fühler in die nächsten Sekunden eingesogen, nur der Körper blieb noch plump zurück.

Sie ging durch das Zimmer und strich mit dem Zeigefinger über die hellen, elfenbeinfarbigen Sessel, mit den eingewebten blauen Palmzweigen und blauen Kolibris. Sie tippte auf den Fächer der kleinen ver-

goldeten Porzellanchinesin. Eine Weile balancierte das, sie tippte wieder, immer wieder. Zuletzt im Takte einer Melodie. Dann sang sie zwischen den Zähnen. Dazwischen wälzten sich ihre Gedanken im Kern des Empfindens um Doktor Wicking, nur die Ausläufer streiften halbwach die Umgebung.

Neulich hörte er mit ihr Coquelin. Sie hatte ihn noch nie so herzlich lachen sehen. Er hatte lebhaft mit seinen großen weichen Händen geklatscht. Sie versuchte es auch. Sie sah wieder das Theater mit den braungoldenen Logen, den Vorhang, zwei Säulen gemalt, aufgespannte Teppiche, darunter in der Mitte eine Landschaft vom See und Montblanc.

Der Tempelchor aus Aida fiel ihr ein. Sie hob erst die Arme, die Hände geschmeidig gesenkt, den Oberkörper wiegend. Sie griff nach zwei japanischen Fächern hinter dem Spiegel. Summte den weichen müden Gebetssang und senkte dabei die Fächer auf und nieder. Mit schleifendem, stockendem Gang bewegte sie sich durchs Zimmer immer auf dem Zickzack des Parketts. Ein Blinken im Spiegel hemmte sie. Sie blieb stehen, betrachtete vorsichtig ihre Hand, zog den Trauring ab, trug ihn in das Schlafzimmer.

Es klingelte. Sie schreckte auf. Sie warf den Ring in eine Schmuckschale. Die Hände griffen den Kommodenrand, der Kopf horchte nach rückwärts.

Nichts. Eine fremde Stimme. Besuch für den Bulgaren. Sie ging wieder hinaus, direkt auf den Balkon.

Schon halb vier.

Sie rieb die Hände und drehte an der Stelle, wo der Ring gesessen.

Wenn er unwohl geworden? Sollte sie zu ihm schicken? Noch einmal wollte sie bis ans Ende des Boulevards sehen. — Sie bog sich über das warme Geländer.

Lauter gleichgültige Menschen. Die eine Seite des Platzes schon im Schatten, die andere grell beleuchtet. Der Lichtstrom fiel steil an ihr nieder und preßte dünne, knappe Linien unter die Gesimse. Die Häuser mit den trägen Jalousien von oben bis unten leer und

monoton geglättet. Oben dicht an den Dachkanten ein steifblauer Himmel, ebenes Blau.

Sie las der Reihe nach die Schilder der Magazine. Steife Lettern auf schwarzem Grunde. Die Töne eines Klaviers träufelten aus irgendeinem Stockwerk. Triller, Läufe, immer dasselbe. Sperlinge keiften, einige Peitschen klatschten. Wagen mit gestreiften Sonnendächern aus Leinwand, Leute darin mit gierig suchenden Augen und abgejagten Gesichtern, Vergnügungsreisende.

Mademoiselle Jacques kam vom andern Ende des Balkons. In der Hand, mit dem Jettreifen am Gelenk, den wedelnden Palmfächer, den sie im Sommer nur nachts fortlegte. Sie hielt zwei Briefe hoch. Ihre blauen Perläuglein zwinkerten vergnügt zwischen rosigen Fettpolstern.

Josa wußte, er hat geschrieben.

Mademoiselle neckte von weitem: „Was bekomme ich, was bekomme ich, wenn ich Ihnen was bringe?"

„Herzlichen Dank!" Josa lachte knapp und ungeduldig.

Mademoiselles rechte Wange noch rot vom Mittagsschlaf, mit der eingepreßten Struktur der Schlummerrolle. Sie war wie immer echauffiert. Sie knickte geziert, erschöpft in den Schaukelstuhl. Sie gab die Briefe noch nicht frei: „Nein, nein, nein, — hören Sie erst. Denken Sie, Loisette vergaß um zwölf Uhr den Briefkasten zu öffnen. Mir fällt es vorhin ein. Ach, denk' ich, was wird die arme Madame Vogt warten! Sie lauern doch täglich auf Nachrichten von Ihrer Frau Schwägerin. So sind diese Mädchen. Man muß überall selbst sein. Ich lief also gleich selbst hinunter. Sie hat ihren Sonntag heute. Aber ich werde es ihr sagen. Auf nichts kann man sich verlassen, immer hat man seinen Ärger." —

Josa hatte seine Handschrift erkannt. Sie machte sich los und las in ihrem Zimmer.

Er konnte nicht kommen. Er mußte wegen einer wichtigen Angelegenheit heute morgen nach Lausanne fahren. Er komme zum Abend zurück. Würde sich erlauben, sie nochmals aufzusuchen.

Josa war etwas gelähmt von dem Unerwarteten. Daß er nach Lausanne mußte, überraschte sie nicht. Er hatte dort den Verleger seines botanischen Werkes. Also irgendeine Besprechung.

Allmählich sammelte sie sich wieder. Sie holte einen kleinen Portemonnaiekalender und suchte die Züge von Lausanne auf. — Gegen zehn Uhr der nächste. Nein, da kam noch einer um sieben. — Eine Weile überlegte sie noch und suchte ihn in den Bergstraßen Lausannes. Dann dachte sie an den zweiten Brief.

Martin schrieb. Die Kinder seien wohl. Martha könne sich immer noch nicht vom Scharlach erholen, das sie von den Kindern bekommen hatte. Sie sei recht schwächlich, doch immerhin um vieles besser . . .

Nun begann wieder das Warten. Das Grübeln begann sie zu quälen. Ihre Gedanken liefen in einem Kreise. Wenn sie sich weglief, kam sie doch stets wieder auf sich zurück. Sie beobachtete kurze Zeit eine junge Russin in rotem Fez, die drüben auf dem Balkon Zigaretten rauchte. Später kam eine Savoyardengruppe. Harfen- und Violinspieler. Josa warf einige Franken hinunter. Da spielten sie ihr fast eine Stunde.

Allmählich wurde die Sonne gelber. Mücken wirbelten wie Staub in der Luft. Die Schatten schoben sich bleischwer über den Platz.

Doktor Wicking war nicht um sieben gekommen. Nach dem Abendessen ging Josa aus dem Speisezimmer den Balkon entlang und überlegte, ob er nun um zehn kommen würde, da stand er unter der Balkontüre ihres Zimmers.

Sie erschrak nicht. Die Plötzlichkeit warf nur alles Empfinden in ihr zurück. Sie begrüßte ihn gefühlloser. Von der Überraschung geblendet.

Das Mädchen habe ihn eben erst eingelassen. Er warte kaum einige Sekunden. Er habe gesagt, man solle sie nicht beim Essen stören.

Sie hatten sich über den Schaukelstuhl die Hände gereicht. Die Persienne hing noch über das Geländer. Er mußte sich bücken, während er sprach.

Dann traten sie in das dämmerige Zimmer.

Ob sie seinen Brief erhalten habe?

Josa stolperte im Sprechen. Sie sagte Dinge, die sie eigentlich nicht sagen wollte. Daß sie sich sehr nach ihm gesehnt habe. Daß sie ihn auf alle Fälle noch um zehn erwartet hätte.

„Ich kam um halb acht mit dem Dampfschiff. Ich richtete es so ein. Ich wollte gern mit Ihnen noch einiges besprechen.“

Josa zog am zweiten Fenster die Jalousie hoch.

Seine Stimme hatte den eingedrückten Klang, womit er gewöhnlich eine Erregung zur Gleichgültigkeit zwang. Sie konnte kaum die Öse der Schnur finden. Er mußte helfen.

Jetzt würde es sich entscheiden. So nah dem ersehnten Augenblick, begann in ihr ein zitternd wohliges Reuegefühl zu pochen. Die nächste Minute mußte die Sehnsucht sprengen. Die Erfüllung in gellender Röte aufbersten.

Es tat ihr fast weh, sich von dem liebgewordenen Sehnen zu trennen. Sie war der Sättigung schon wieder vorausgesprungen und stellte sich bereits das öde Behagen einer verdauenden Zufriedenheit vor.

Sie versuchte das Sehnen noch auszukosten. Sie tat, als überhöre sie, daß er sie sprechen wollte. Erzählte entlegene Dinge. Von Martin, den Kindern, vom Pfauenhof. —

Doktor Wicking hatte sich in einen Sessel ans Fenster gesetzt. Josa stand noch unschlüssig. Dies Ineinanderrinnen von Hell und Dunkel rings legte sich lau und sanft um ihren Blick. Die Farben alle mit dumpfem Staub belegt. Rot war braunschwarz, und blaßblau weißlich. Das Scharfe und Harte zerging in unklare Weichheit.

„Ich — wollte — doch — etwas tun?“ Josa sagte es gedehnt und sich langsam behorchend. Dabei dachte sie an den Wirbel, der bald diese Ruhe hier aufwühlen mußte. Aber sie drängte mehr von ihm fort als zu ihm. — Er schlug die Füße übereinander, und der Sessel schütterte.

„Wollten Sie vielleicht Licht machen?“

„Ja, ja.“ Aber sie wollte es nicht. Sie suchte die

Streichhölzer. Er stand auf und gab ihr die seinigen. Die Lampen waren nicht da. Sie zündete eine Klavierkerze an.

Sie lachte: „Das genügt uns, nicht wahr?"

Sie gab ihm die Streichholzschachtel, und er behielt ihre Hand. Er führte sie zum Sessel. Es rieselte ihr ein Sternschauer von den Augen.

Es klopfte. Das Mädchen stellte die Lampen auf den Kamin.

Goldleisten, Glasfunken, Spiegelleuchten, glasierte Kacheln, hochpolierte Holzteile, alles sprang plötzlich lärmend in das Zimmer. In diesem Schrillen aufgesagter Meslege fiel die stockende Befangenheit von Josa. Die Nerven vibrierten ungeduldiger, die Sehnsucht reckte die heißen zitternden Nüstern, alles an ihr schlürfte lechzendes Verlangen.

Sie wären allein.

Er saß neben ihr, tiefer auf der niederen Fensterbank:

„Wozu lange Umschweife, ich war heute in Lausanne, um mir eine Wohnung zu suchen."

Er legte sich eine Gardinenfalte über das Knie und glättete sie. Josa sah nur diese gelbe Hand, diese runden stumpfen Nägel.

Sie wartete auf diese Hand. Es schlug schon wieder diese Brandwelle über sie zusammen. Diesmal nicht die Hand allein — sein Arm, seine Brust, seine Lippen, alles Fleisch, alle Wärme an ihm — in einem Flammenstrudel sollte es sie einsaugen.

Vor dem Hochstürmen und Niederstürzen ihres Blutes hörte sie kaum seine Stimme.

Oh, nur Wärme — nur s e i n e Wärme! —

Er sah auf.

Sie griff mit der Hand unter die Armlehne, in den Behang der seidenen Schnüre, um das Zittern zu verbergen. Aber auch ihre Schultern, ihr Kinn schütterten ruckweise.

Er bog sich näher und suchte ihre Hand:

„Ich weiß es, es wird schwer sein. Aber nur für den Anfang, denk' ich. Sie wußten wohl wie ich, diese Trennung mußte kommen. Es geht nicht, es

darf nicht weiter sein. Wir müssen entsagen." In seiner Stimme begann Mitleid überzuschwellen. „Wir müssen. Und Sie werden es ruhig nehmen. Sie sind stark. Sie werden es können."

Josa hatte allmählich gehört, ganz allmählich. Doch seine Worte sanken welk ab. Jedes Verstehen wurde niedergestoßen von dem Jauchzen, das auf Funkenrädern in ihr wirbelte.

Er tastete auch nach ihrer andern Hand: „Helfen Sie mir. Seien Sie tapfer. Wir müssen es gemeinsam tragen. Ich leide sehr." Er drückte leise die Lippen auf ihre Hand und wollte sich erheben.

Josa bei dieser Berührung wie in einem Qualm süß ätzender Düfte. Es schwoll; es gor. Es brandete. Ein tolles Kreisen, glühende Nebel, Tuberosen, Jasmin — sie drängt vor, ihren Oberkörper — seine Brust an ihre Knie — ihr Kopf auf seine Schulter. Die Seide des Kleides knirscht. Sie — vom Stuhl — auf den Boden — auf seine Hände.

Ihre Nägel drängen in seine Handfläche. Sie wühlt ihre Lippen in seinen Hals, in seinen Mund, in die Winkel der Augen, in seine Haare.

Und sie entfesselte ihn. Erschüttert schlürfte er zum ersten Male den Duft, der aus gesprengten Rosen steigt. — —

Dann lehnten sie matt Schläfe an Schläfe. Eine lange Weile. Endlich zog er behutsam, aber entschieden ihre Arme von seinem Nacken. Stand auf, und Josa erhob sich mit ihm.

Er drängte sie in den Sessel nieder und schritt durch das Zimmer. Sie legte die Wange auf das Seidenpolster. Das Licht am Klavier flackerte bei seinem Gehen. Sein Schatten schrumpfte und dehnte sich über die Wände und deckte Glanzlinien und geschliffene Ecken und Kanten.

Sie wußte, jetzt in der Erschöpfung schwollen die betäubten Gedanken in ihm herrisch höher. Die Besinnung drängte sich wieder zwischen sie. Er mußte von neuem von der Trennung beginnen. Aber sie würde sich sträuben und widersetzen.

Er stand an der Balkontüre. Sie erinnerte sich,

vorhin die italienische Kapelle von Toskana gehört zu haben. Jetzt mußte Pause sein. Es war so still. Sie hörte das Picken ihrer Taschenuhr und das Zischen der Lampen. Ihre Gedanken glätteten sich an dieser Ruhe.

Er kam zurück. Er lehnte sich an den Kaminsims. Erst hustete er, dann: Er halte sich jetzt, nachdem sie ihm ihre Liebe gezeigt, erst recht stark, das zu tun, was sie glücklich machen sollte.

Sie streckte die Arme nach ihm aus, konnte ihn aber nicht erreichen. Er blieb unbeweglich: „Ich halte die Trennung immer noch für geboten —"

Sie richtete sich auf, ihr Gesicht lachte und ihre Stimme schluchzte vor Erregung: „Das glaubst du nicht. Nein, sagen Sie sich doch so etwas nicht vor. Nein, nein, nein. Eine Trennung! Jetzt, Sie wissen doch alles! Wie können Sie mich noch so quälen?"

„Wir haben es uns schwerer gemacht. Aber es muß sein." Aber in seinen starren Worten zuckte doch leise am Grunde die Wehmut.

An sie klammerte sich Jasa:

„Lassen Sie sich doch sagen, das ist doch unmöglich. Ein Weiterleben allein, was sollen wir allein? Du willst es auch nicht. Nein. Warum denn auch? Es hindert uns ja nichts."

Er kam näher. Sie fühlte seine Hand hinter ihr auf der Sessellehne.

Ob sie nicht mehr an ihren Mann denke? Er habe gehofft, sie werde ihm doch noch einmal die Ruhe wiedergeben.

Sie sah langsam über ihre Schulter zu ihm auf. Die Brauen stemmten eine Falte in ihre Stirn, sie schüttelte den Kopf: „Das geht nicht mehr. Das kann ich nicht."

„Doch, Sie können, wenn Sie wollen."

Ihr Blick öffnete sich weit zu einer erstaunenden Frage.

Er wischte sich mit dem Taschentuch den Bart und hustete leicht:

„Sie haben Ihr Buch jetzt beendet. Betrachten Sie das Manuskript als eine Gedankenarbeit, die Ihnen

in Selbstbeobachtung und dem Klarwerden über solch wichtige Probleme genügend genützt hat. Verzichten Sie, das Buch der Welt zu geben. Geben Sie Ihrem Manne die Ruhe wieder."

Sie drehte am Finger an der Stelle, wo ihr Trauring gesessen:

„Ich soll wieder zu ihm gehen?!"

„Nein, das nicht. Das rate ich nicht. Damit würde auf die Dauer niemandem genützt sein. Sie sollen ihm nur in dem einen nachgeben. Dies Buch. Sagen Sie, Sie hätten sich besonnen. Er will ja nur dies eine von Ihnen."

Sie warf den Kopf in den Nacken, und ihre Haltung wurde steiler:

„Das ist es, das ist es, — daß er nur dies will. — Dies eine gerade!"

Eine Weile war es dunkel still im Zimmer. Dann faßte Wicking leise ihren Kopf und bog ihn sacht zu sich nach rückwärts über die Sessellehne. Er streichelte ihre Stirn.

„Neulich sprach ich über den Schluß Ihrer Arbeit. Über die Nächstenliebe. Ich meine, sobald wir die Hoffnung auf ein Weiterleben nach dem Tode aufgegeben haben, sollten wir all unsere Kraft diesem Leben zuwenden, nicht in pessimistische Resignation verfallen. Wir sollen ‚leben dem Leben zuliebe', das ist für mich kurz gesagt die Nächstenliebe. Wer den Mitmenschen nützt, nützt damit sich am meisten in echoender Rückwirkung. — — Josa —" er sah ihr innig ins Auge —. „Sie lieben Ihren Mann noch. Ich weiß es. Nicht alles an ihm. Aber — Sie schätzen ihn doch. Sie können ihm nicht für immer weh tun?!"

— — — Ja, sie liebe ihn noch. Sie sei in marterndem Zwist. Sie liebe beide. — Und könne keinem gehören!

Sie preßte die Hände vor das Gesicht. Ihre Schultern zuckten. Ihr Kopf zuckte. Durch ihre Finger drängten Tränen.

Wicking nickte und streichelte beruhigend ihr Haar. Draußen am Balkonende krähte Mademoiselles dünne Stimme, und dann das geduckte Lachen des Bulgaren.

Vom Toskana klimperten die Harfen herüber. Hie und da ein kurzes Tuten der Dampfstraßenbahn.

Wicking schloß die Balkontüre und zog die Vorhänge zu. Dann kam er wieder zu ihr:

„Ich wußte es. Jetzt werden Sie verstehen, warum ich auf eine Trennung dringe. Unser Zusammenleben würde nie ein volles Glück sein. Daß wir unsere Liebe auf der zerstörten Liebe eines anderen aufbauen, muß uns mit der Zeit verhängnisvoll werden. Vorwürfe kommen. Es geht nicht. Ganz können wir uns nicht von dem eingeimpften Gerechtigkeitsgefühl losmachen. Das drängt sich doch allmählich durch. Es drängt sich dann zwischen uns. Neue Qualen, neue Foltern. Sehen Sie, auf dem Pfauenhofe liebt man Sie immer noch sehr. Gehen Sie zu Ihrem Bruder. Dort finden Sie wenigstens ein friedliches Genießen. Damals wollten Sie Ihrer Arbeit wegen nicht zu Frau Martha. Jetzt fällt das alles. Sie sind mit Ihren Gedanken im klaren, niemand kann Sie reizen oder beeinflussen. — Tun Sie es. Es ist gewiß das Beste für alle Teile."

Josa sah langsam zu ihm auf. An ihren Wimpern noch die Tränen, um die Mundwinkel ein leeres erschöpftes Lächeln. Wimmerndo Entsagung krümmte sich in diesem Lächeln.

Er richtete sich auf. Er zog seine Uhrkette straff und lockerte den Rockkragen. Sie wußte, daß er nun gehen würde, und erhob sich.

„Ich reise morgen nachmittag, Josa, du schreibst mir vielleicht, zu was du dich entschließt." Und als Tränen auf seine Hand fielen, bittend: „Mach es uns nicht wieder schwer."

„Nie — nie — nie dich wiedersehen!!" Sie umkrampfte ihn. Sie tobten noch einmal in Küssen. Dann ging er.

Und sie blieb steif, mit geschlossenen Augen in der Mitte des Zimmers. Die Korridortüre fiel ins Schloß.

Eine greisenhafte Schwäche schmerzte in ihren Füßen. Sie stützte sich wie eine Kranke von Sessel zu Sessel. Ihre Gelenke, ihr Genick, ihre Hände wie feuchtes, kaltes Blei. Die Luft wie Rauch. Ihr Atem kämpfte. Das würgte und knirschte und wollte sich bäumen.

Sie tastete zum Tisch. Auf die Kante gestützt, starrte sie mit hohlen Augen durch das helle Zimmer.

Auf dem Kamin fächelte noch die kleine Chinesin von der Erschütterung, da er die Türe geschlossen. Als sie in der steifen Puppe noch Leben von seinem Leben schwingen sah, warf sie die Arme über den Tisch, schlug mit der Stirn auf die Platte und brach in stoßendes Schluchzen aus.

Nun war sie ganz allein. —

*

In den nächsten Tagen und Wochen wälzte Josa ihren Gram im Herzen hin und her. Sie befühlte ihn von allen Seiten. Es wurde zum wollüstigen Behagen, den Schmerz laut schreien zu lassen. Sie peinigte sich, bis die Wunden, trocken und ausgepreßt, kein Blut mehr hatten.

Dann ruhte sie und lauschte dem linden, schleichenden Heilen. Eine blaue Stille wölbte sich über ihr. Sie kniete entsagungsvoll nieder.

Ihre Handlungen alle in zermalmter Gefügigkeit. Sie hatte weder Haß noch Liebe. Ihr Leben schien stumm wie die zertretenen, klaglosen Steine.

Aber sie freute sich dieser Gefühllosigkeit. So immer bleiben. Stumm, in steilem Aufrechtstehen gegen alle Eindrücke. Ohne Erwarten, ohne Enttäuschung. So wie Funke an Funke, die weißen, unberührten Sterne. Fern, entrückt allem Leid, aller Lust. Hoch über dem Flammengeprassel, dem gierigen Feuerraufen der Welt. Ein Fortschweben, auf in hohle, urweite Nacht, in die leere Unergründlichkeit. Immer zurückweichender, immer tiefer die Erde, eine mächtige Scheibe aus blassem, gelbem Silber. Immer insichkriechender, immer kleiner. Dann endlich die ungeheuere, schwarze, marmorschwarze Stille, eine Stille, die glatt und blank und kühl geschliffen. Und sie gebannt in dieses Weltschlundschweigen. — Sie schauerte. Sie prallte zurück. Die Sehnsucht schleuderte sie nieder. Sie knickte zusammen. Stürzte zur Erde. O hunderttausendmal

lieber zerdolcht von Leid und Liebe, als in diesem Nagen und Saugen lechzender Einsamkeiten. — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Es kamen die feuchten, umflorten Novembertage mit ihrer schleichenden Poesie. Es wurde spät hell. Die Dämmerung kauerte tagsüber in den Ecken. Keine Sonne. Kein Glanz. Kein Schatten. Müdes, schläfriges Milchlicht. —

Die Berge kamen wochenlang nicht zum Vorschein. Kotiger Qualm kroch über die Dächer. Am Abend die nassen Straßen, wie chinesischer Lack mit goldnen Lachen, und die Menschen wankende Silhouetten.

Täglich dasselbe graue einsame Bild. Und täglich grauer und einsamer. —

Und dann am Vorletzten des Monats kam die Todesnachricht aus Würzburg. Martha war gestorben.

Am selben Abend packte Josa ihre Koffer. Am nächsten Morgen wollte sie zu Martin. Bis jetzt hatte sie sich von Genf noch nicht trennen können. Hier war sie Doktor Wicking noch nahe. Den See, die Berge zu sehen, den Namen seiner Stadt täglich zu hören. Es war da in allem ein Gedanke, ein Herzzucken von ihm. Aber nun mit der Zeit hatte sich das vibrierende Sehnen gestumpft. Zwischen Gegenwart und Erinnerung legte sich ein immer unbeweglicheres, breites Schweigen. Und aus den braunen, fauligen Resten verwester Hoffnungen lugten junge durchsichtige Keime. — —

Bis Mitternacht hatte sie mit der Pension Jacques Abschied feiern müssen. Dann saß sie allein in ihrem zerwühlten Zimmer am Kamin auf ihrem zusammengerollten Plaid. Sie hielt den Wecker in der Hand und zog ihn auf. Die breiten, goldnen Flammen schaufelten stoßweise braunrote Lohen in das Zimmer. Dann zerknallten Funkenhiebe auf dem Messing des Weckers, und die Seide ihres Kleides schrie auf.

Sie streichelte den moderweichen Stoff dieses Kleides. Sie liebte es sehr. Die Taille, der Rock von einem mehltauigen Graugrün. Wie zerfallene Birkenasche und tageslichtgeblendete Katzenaugen, aber beide Farben, grau und grün, unter einer dumpfweichen Schim-

melschicht. Die Seide der bauschigen Ärmel und des Stuartkragens von fleischigem Kupfer mit haarscharfen kritzelnden Feueradern. Nur in den Schatten und Faltenbrüchen glimmend. Auf den Schwellungen mit samtnem Pudersilber bestäubt. Über dem Ganzen lag die Schwermut des reifebleichen Sommers. Unter den zögernden Farben pochte ein zurückgedrängtes Schluchzen.

Sie strich immer wieder über den Stoff. Das schmiegte sich wie Daunen, wie Schmetterlingsflügel. Der Pfauenhof, der Steinbruch, wo sich auf den Kanten der Quader die weißen und buttergelben Schmetterlinge sonnten. Und dann auf den Rhabarberstauden im unteren Garten. Da auch. Dann stand sie im wühlenden Grübeln oben im grünen Zimmer, wo sie mit Theodor die erste Nacht ihrer Ehe verbracht hatte. Nun wurde es Leipzig. Weihnachten wirbelte seinen Schimmer aus Schaufenstern über die Straße. Dann zu Hause. Die Lampe mit dem Sonnenblumenschirm. An der Decke ein wirbelndes Lichtrad gerade über dem Zylinder. Das schnurrte, und die Gedanken rollten sich so behaglich an ihm ab. Und von draußen durch die Doppelfenster schwirrte das Straßengeräusch wie feines, singendes Geläute. Und diese schlaftrunkenen Dezembermorgen. Das gähnte und streckte sich und konnte kaum erwachen. Man trat mit dem Licht in die trägen, stillen Zimmer. Die Luft war da noch geknetet vom Atmen und Sprechen. Und alles wie am Abend vorher. Die Zeitungen auf dem Tisch, die verschüttete Asche, das Feuerzeug, die Stühle, als ob man eben noch gesessen und geplaudert. Gar nicht als ob Stunden vergangen wären. Und draußen der Himmel von schmächtigem Elfenbeingelb, und drüben die Häuser in sich gekauert, und die Träume hingen noch blaugrau über ihnen. Überall raunten und kicherten Märchen, und durch die weichbeschneite Stadt schlich flüsternde Christfestheimlichkeit.

Es knackte in der Ecke. Josa sah sich nicht um. Sie wußte, daß es das Schloß des Korbkoffers war. Aber ihre Träume hatten sich umgesehen und waren zerstoben, und sie saß allein am Kamin. Einen Augen-

blick nur, dann schluchzte eine jähe, wilde Sehnsucht auf.

Sie stellte den Wecker an die Erde. Zerrte sich einen kleinen schwarzen Handkoffer heran und holte aus der Briefmappe Theodors Bild. Diese warmen, schweren Augen! Wie hatte sie nur diese Augen vergessen können! Sie versuchte, sich seine Stimme vorzustellen. Es gelang ihr nicht. Aber seine Gesichtsfarbe, das Neigen des Kopfes, den Gang.

Das Kaminfeuer fächelte blutbraune Schatten und rotgelbes Licht über das Bild. Es war, als ob es sich bewege. Sie sah ihn näherkommen. Sie umfassen. Sie suchte seinen Kuß. Die warmen Lippen, die sie nur durch das trockene, elastische Barthaar fühlte.

Sie preßte das Bild an die Lippen. Und rieb ihre Wange an seiner Glätte. Sie drängte es dicht vor die Augen, sie sprach es an, und plauderte und lachte und weinte, bis sie es vor Tränen nicht mehr sah, dann wärmte sie es an ihren geschlossenen Augen.

Und sie griff in die Winkel ihrer Erinnerung und holte alles vor, was ehemals Theodor gehörte. Und die zuckende Sehnsucht warf sich schluchzend darüber, bis es wieder zu pulsen begann und sich zu recken und das Herz zu schütteln, das es so lange schmachten und verkümmern ließ. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen reiste Josa nach Leipzig. Bei Biel war der Zug eingeschneit. Sie kam erst am zweiten Tage, am Spätnachmittag in Leipzig an. — Wilde Ahnungen peitschten sie. Wenn Theodor krank. Oder gar tot. Mit Selbstgeißelung zerfetzte sie sich die Freude der Erwartung. — — —

Endlich an der Haustüre. Sie blieb einen Augenblick stehen. Im Treppenhause schwankte die Hauslampe noch an den Ketten. Sie mußte eben angezündet worden sein.

Josa stockte. Es gor wie prickelnde Blasen in ihr auf. Es stach ätzend mit dünnen Lanzetten in die geschwollenen Adern ihres Blutes.

Diese wiegenden Bewegungen der Lampe drückten eine ekelfade Gleichgültigkeit aus. Sie sah genau das

36*

lange Gesicht schablonenhafter Alltäglichkeit. Diese Lampe wurde Abend für Abend von demselben Dienstmädchen angezündet und Abend für Abend um zehn Uhr ausgeschraubt. Wie sie das so genau kannte, diese endlose, öde Schnur, die durch alle Stunden rollte und allem seine Richtung gab. Die schillernden, farbenfröhlichen Traumblasen in ihr waren zersprungen. Das Gerippe der alten, dürren Verhältnisse stand duftlos, starr vor ihr. Struppige Ecken und Kanten und all die weichen, wehenden Schleier, die Erinnerung und Ferne darumgesponnen, fortgeflogen.

Zagend schritt sie hinauf. Die Namen an den Entreetüren der Stockwerke belebten sie wieder. Sie ertrugen es auch, alle diese anderen da drinnen. Es mußte doch nicht zu schlimm sein.

Die Aufwartefrau kannte Josa nicht, und sie mußte als ihr eigener Besuch in ihren Salon eintreten, Theodor war in der Abendkirche.

Sie ging durch die Zimmer. Im Schlafzimmer stellte sie ein Paar Stiefel von ihm in den Schrank. Hing ein Handtuch auf, das an der Erde lag. Sie las ihr Monogramm an der Kante, da wurde sie wieder frischer und kräftiger.

Dann war Theodor gekommen. Er hatte wild in ihren Armen geschluchzt. Und sie blieben lange schweigend in Tränen und Küssen.

Er sah gelb und schmal aus. Der Bart dichter, mehr bis unter die Backenknochen gewachsen und ungepflegter. Die Falte zwischen den Brauen war auch grauer und steiler geworden. Er hatte sich angewöhnt, mit dem Handrücken über die Schläfen zu streichen. Er sagte, er habe keine Schmerzen dort, nur wie Spinnweben hänge es manchmal über den Adern.

Als sie beide ruhiger geworden, sagte ihm Josa, sie wollten nicht mehr von dem Vergangenen sprechen. Sie wolle versuchen, zufrieden und nach seinem Wunsche neben ihm zu leben.

Er antwortete nicht. Sein Auge glasig, steif wie in ein Grab starrend. Sein gehärteter Ernst schlug mit dumpfem Echo in Josa an und weckte dieselben hoffnungslos gebeugten Gedanken:

Es ist unmöglich! —

Und es war unmöglich. — Einige Monate lebten sie zusammen. Aber keiner von ihnen konnte es vermeiden, daß mit der Alltäglichkeit kleine Verstimmungen aufzuckten. Pfeilgefechte entgegengesetzter Meinungen. Urteile, die gar nicht ausgesprochen wurden, die aber einer dem andern aus den Gedanken las. Wenn auch Josa bei den Gebeten zu den Mahlzeiten mit zu beten schien, das Bewußtsein, daß sie nur für ihn die Hände falte, spannte in Theodor allmählich die erste stachelnde Reizung. Dann die Umgebung, die Gesellschaft, die Kirche, das alles trieb in die Stille zwischen ihnen feuerrote Giftdornen. Sie fühlten, wie jeder allmählich wieder die Fühler der Annäherung erschlaffen ließ, wie jeder hinter dem Wall seiner Ansichten kauerte und den andern lauernd im Auge hielt. . . . . . .

Jeder ballte sich immer fester in sich, und wenn sie aneinander stießen, schlugen die Funken immer störrischer. Josa begann Vergleiche zwischen Theodor und Doktor Wicking anzustellen. Und da sie ihn in das Profil des andern drängen wollte, fühlte sie nur noch verletzender und rauher sein Anderssein. Sie zerbiß sich selbst mit Vorwürfen, aber die Unzufriedenheit ließ sich nicht säumen. Es stemmte sich ein zu hartstirniges Sträuben einem Verstehen mit Theodor entgegen. —

Im Januar kam ein Brief. Doktor Wicking schrieb, wie er sich über ihre Heimkehr freue, mit ihr hoffe, und von Herzen Glück wünsche. Er selbst fühle sich ausnehmend frisch und wohl. Seine „Desmidiaceen" waren in Genf von der Universität preisgekrönt worden. Er machte jetzt eine Reise nach Südfrankreich.

Acht Tage später kam ein Brief von Mademoiselle Jacques, der ihr seinen Tod anzeigte. —

Josa bekam einen Lachkrampf. Sie lachte, daß ihr Nacken steif wurde und sie sich die Zunge blutig biß. Theodor und die Aufwartefrau mußten sie halten. Dann sank sie schlaff wie mit gebrochenen Knochen zusammen und schlief ein, und schlief eine Nacht und einen ganzen Tag. Darauf war sie ganz still und

ging schweigend umher. Man hatte sie anziehen müssen und ihr das Essen aufnötigen. Sie fragte und sprach nicht und tat auch nichts. Sie saß oder stand mit dem Kopf an die Wand gelehnt und immer an ihrem Trauring drehend.

Theodor sagte ihr nicht, daß ihr Haar an der rechten Schläfe silbern geworden war. Aber am vierten Tage hatte sie wieder zu sprechen begonnen, und am Nachmittag fand er sie, die Arme auf den Toilettentisch gestützt, und leise weinend. In ihrem Schoße lag ein Handspiegel, und ihre Tränen fielen auf das Glas. —

Theodor war milder und ging behutsamer und nachsichtiger um ihre fremde Gedankenwelt. Das nahm ihrem Verhältnis das Verachtung- und Zorngeätzte. Sie behandelten sich gegenseitig wie Kranke. Sie deuteten nur schweigend auf ihre Wunden. Nickten besorgt und berührten nur Dinge, die außer der Empfindungssphäre ihres Schmerzes lagen. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die ersten lassenden Säfte wankten auf. Die Menschenherzen krochen hervor und liefen hinaus und suchten den Frühling. Sie wunderten sich, daß noch kein Grün jauchzte. Sie überlegten, wie lange es noch dauern könne, und die Hoffnung füllte ihnen die Farbenleere mit Türkisen und Smaragden. Aber wenn die Sonne untergegangen und wieder alles leer und kühl und dunkel geworden, dann schlichen sie fröstelnd nach Hause, und die graue Enttäuschung streute Asche auf ihre Wünsche.

Eines Abends war Josa auf den Boden gegangen und hatte die Pelze in die Koffer gelegt. In Schwefel und Veilchen und Purpur brannte ein Sonnenuntergang über den Dächern. Die Telephondrähte glühend, und durch den Rauch über den Kaminen biß sich das hitzige Weinlicht mit blendenden Zähnen, biß grell in die blanken Dachscheiben und qualmte wie Glutstaub in die kleine Kammer. Josa stand am Fenster und wärmte ihre Augen an den Farben. Dann streichelte sie die rotgeblendete Wand, und zum ersten Male lächelte sie wieder.

Von nun ab saß sie öfters am Abend dort oben auf

dem knarrenden Korbkoffer, auf dessen zerschlissenem Wachstuch noch die Post- und Hotelzettel klebten: Genève — Bâle —; Hôtel des Alpes; — — Würzburg —.

Und bei dem Naphthalingeruch, der von den Pelzen aus dem Koffer drang, dachte es sich so gut an den Pfauenhof. Dann sah sie zuerst die ausgestopften Eulen und Geier Martins oben im kleinen Saal. Und dann ging sie an alle lieben Plätze der Heimat und dabei starrte sie über die Stadt draußen, wie unter ihr die Nacht aus den Straßen kroch und das Tageslicht bis zum letzten Tropfen erwürgte.

Und dann die gelassene beschwichtigte Dämmerung, das tat wohl, und aus feinen, ganz fernen verästelten Adern sickerten zarte Erinnerungen. Und sie legten sich warm an ihr Herz und kosten es.

Kühle Sommermorgen, wo der Himmel wie Kristall und die Erde grün schäumend. Und Lerchen aus dem Blau Perlen streuten. Und Wald und Wiesen sich in Liedern wiegten. — Dann Herbst, müdes Auflösen. Regenfunken in bleicher Luft. Schlaffe Farben, knirschendes Laub. Schwache kraftlose Tage mit großen, feuchten Augen und die leeren Hände voll Tränen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Abends küßten sich Josa und Theodor und besprachen, ihre Qual zu brechen. Sie wollten getrennt leben. Josa bei Martin auf dem Pfauenhofe. Er würde sie besuchen, wenn sie Sehnsucht nach ihm habe. Ganz konnten sie sich nie entbehren, das hatten sie beide eingesehen. So würde es am besten sein. —

*

Nun ist es Sommer. Die Luft lau. Wolken treiben am Himmel. Zehn Sekunden Sonnenschein, fünf Sekunden Schatten. Der Himmel lacht und schließt plötzlich wieder die Augen.

Im Garten am Berghange tropfen die schwarzblauen Rosen. Die Gerste liegt geschnitten in halben Schichten. Der Roggen steht noch hoch, und die Grannen wetzt ein Lufthauch.

Josa steht unten im Garten. Ihr rostfarbenes Kleid

flammt aus dem Grün der Farrenfächer und der Rhabarberstauden. Sie hat den Arm voll wilder Weinranken und die Hand vor die Sonne, und lacht zur Mauer hinauf. Auf der Terrassenbrüstung liegen die Zwillinge und blasen Seifenkugeln. Das schwebt wie große funkelnde Augen durch die Luft. Einige fallen ihr aufs Haar, auf die Schultern, in die Ranken und zerspringen.

Später steht sie im Wohnzimmer. Faltet rotes und grünes Seidenpapier für die Blumenstöcke. Sie erwartet morgen Theodor.

In den Vasen strotzen Rosen. Meerschaumgelbe und weiße, und violett-purpurne. Einige zerstreut auf dem Klavier, den Konsolen, den Gesimsen. Sie schlingt die Ranken über die Bilder, den Wandschirm, die Etagèren und quer gespannt über die Ecken.

Dann zieht sie die Stiefeletten aus, steigt auf das Sofa und wirft das Grün über die „Klythia" und die Hängelampe.

Sie setzt sich und sieht rund um. Die Blicke klettern mit den Ranken über Wände, Bilder, Möbel. Kühler, bitterer Saftgeruch schärft allmählich die Luft. Mit einem Male beginnt alles so feierlich zu werden. Die Gezwungenheit fremder neuer Formen und Linien spreizt sich. Dabei drängt etwas gewaltsam Andächtiges aus den geschmückten Möbeln. — Sie will alles wieder herunterreißen. Dann besinnt sie sich und geht fort.

Im Korridor riecht es nach Branntwein und Knasterdunst. In der Küche hört sie den alten Sepper ächzen. Ein Blinder aus Höchberg, der Freitag abend die Essenreste im Pfauenhofe holt.

Zwischen den Scheunen kommt ihr Martin entgegen. Im blauen Arbeitskittel. In der Hand einen Riemen, an der andern zerrt er die Diana mit sich. Er ist noch rot und zorngedunsen. Der Hund hat einen Hasen gehetzt. Er hat ihn geprügelt und flucht über die Canaille. Aber dabei lacht er doch bis in die Stirnwinkel.

Josa geht den Berg hinauf. Martin ruft ihr nach, sie soll sich oben die neue Bank ansehen. Josa nickt,

aber sie hat ihn nicht recht verstanden, der Truthahn schrie dazwischen.

Sie steigt den Hang hinauf. Rings auf den Höhen wechseln weißliche Kornfelder und wasserblaue Kleestreifen und wie Goldschaum die Weinberge. Es liegt viel Emsigkeit in diesen geschäftig bunten Flecken. Josa geht durch den Akazienwald. Dahinter im Baumland an einer Bergstufe findet sie die neue Bank. Jetzt weiß sie, was Martin meinte.

Josa will sich setzen. Aber neben der Bank ein grauer Federhaufen. Ein Geier hat eine Taube zerrissen. Das stört sie. Sie geht einige Schritte weiter, breitet ihr Taschentuch ins Gras und setzt sich.

Drüben gleitet die Sonnenscheibe hinter blaue Wolkendämme. Der Himmel weit geöffnet, in ewiger Ferne eine seltsame Welt. Durchsichtige Gletscherrücken. Schwellend, gehäuft voll rosigen Flieder, grüne Malven. Bernsteinadern krampften sich darüber. Aus Rissen und Buchten stürzten Strahlenkeile wie steile Säulen aus Perlmutter. Und in den Wolkengründen gor grünes Gold und zerstäubte zum veilchenrosigen Zenith. Allmählich kroch aschiger Moder über die Silberblüten. Ein Granatlicht ballte sich. Über dem Waldsaum, den Bergflächen, wirbelte es wie Graphitstaub vor Flammen. Aber das Rot stöhnte immer rasender, Blut floß über Himmel und Erde. Es tränkte die grauen Weinbergmauern, bräunte das Grün, und zerfleischte mit wilden, flackernden Küssen das Laub.

Unten zwischen Schlehdornen kniete der blinde Sepper, raufte Gras und stopfte es in einen Sack. Er sprach fortwährend. Und kniff die toten Augen zu, als wolle er einen Blick hervorpressen.

Da kam ein stilles, ernstes Glück über Josa. Sie trank und trank, bis die Dämmerung aufrauchte. Dann erhob sie sich und schritt hinunter. Und hinter ihr schlug die Dunkelheit zusammen.

Raubmenschen

Einer von Rennewarts Romanen

Rennewart

Rennewart war ein Mann, der Ende des neunzehnten Jahrhunderts und noch zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts eine gewichtige Rolle an allen europäischen Fürstenhöfen spielte, — man könnte ihn eine europäische Geheimgröße nennen.

Rennewart wurde jahrelang von Hof zu Hof gesandt, von Staatsmann zu Staatsmann, und er hielt das intime Netz der Privatverbindungen höchster Kreise in seiner Hand. Bismarck nennt ihn unter verschiedenen Namen in seinen Memoiren. Mir wurde er zufällig unter dem Pseudonym „Rennewart“ bekannt.

Kein schriftstellernder Europäer war in die damaligen europäischen Zustände so eingeweiht wie Rennewart, keinem seiner schreibenden Zeitgenossen wurde Europa durch sein Schicksal so von allen Seiten beleuchtet wie ihm.

„Man kann nicht bloß hellsehend, sondern auch hellhörend sein,“ sagte er, als er in Mexiko weilte und zum erstenmal vom Kontinent Europa durch ein Weltmeer getrennt war und sich dort in eine Mexikanerin verliebte, deren Stimme er reden hörte, auch wenn sie schwieg und ihn küßte. In Mexiko und in der Liebe zu dieser Ausländerin, zu einer Fremden aus einer fremden Rasse und einem fremden Erdteil, entdeckte Rennewart zum erstenmal den Europäer in sich, und er gewann jenseits des Atlants, getrennt von „Mutter Europa“, zum erstenmal einen Überblick über den alten Heimatkontinent.

„Raubmenschen“, dieser erste seiner Romane handelt von der Zuneigung und Leidenschaft zu drei Frauen, deren Seelen ihm auf der mexikanischen Reise nacheinander vertraut werden.

Rennewart, der die europäischen Höfe gut und gemütlich kannte, wie ein starker Raucher seine verschiedenen Pfeifen, er, der allen Großen und allem Großen seiner Zeit begegnet war und nicht bloß den Ideen, sondern auch allem Lebendigen tief nachgefühlt hatte, — dieser Mann war außerhalb der Hofkreise und außerhalb der Kabinette Europas so gut wie gar nicht bekannt. Nie ist er im Volke genannt worden, nie im Volk gesehen oder gefühlt worden. Er reiste in den europäischen und außereuropäischen Ländern wie ein Unsichtbarer, stets darauf bedacht, seine Person unansehnlich und unauffällig zu machen. Es war mir besonders interessant, aus seinen Briefen und seinen Schriften festzustellen, daß von allen Frauen, die ihm nahestanden, nicht eine jemals den wahren Begriff von seinem diplomatischen Beruf erhielt, noch Einblick in seine Geheimnisse bekam.

Die Frauen der Welt hielten ihn für einen Weltbummler, für einen Lebemann. Einigen galt er als fabelhaft reich, anderen als Bankrotteur oder Hasardspieler. Den ernstesten unter den Frauen galt er höchstens als ein Privatgelehrter oder als ein künstlerischer Schwärmer.

Er selbst gab sich auf seinen Geheimreisen am liebsten als Mitglied irgendeiner geographischen Gesellschaft aus, der Berliner oder der Londoner, in deren Auftrag er unterwegs zu sein vorgab, was ihm, wie mir scheint, auch blindlings geglaubt wurde. Auch gab er manchmal vor, im Auftrage eines Museums zu reisen, um in irgendeiner Welthauptstadt ein Gemälde zu besichtigen, mit dessen Ankauf sich das betreffende Museum augenblicklich befasse. Rennewart war, wie es die Zeitrichtung damals mit sich brachte, auch künstlerisch vielseitig interessiert und stand in persönlichem Verkehr mit den größten Künstlern seiner Tage.

Es ist erstaunlich, aus den aufgezeichneten Romanen zu ersehen, wieviel Zeit der sehr ernste junge Diplomat neben seinen hohen Tagesaufgaben noch seinen Herzensleidenschaften einräumte. Ähnlich erstaunlich, wie daß der große Maler Rubens, welcher Gesandter und Diplomat war, mit seinem künstlerischen Nachlaß

viele Museumsäle anfüllen konnte. Wenn man alles drucken wollte, was Rennewart an vertraulichen Erlebnissen aufgezeichnet hat, könnte man eine kleine Bibliothek füllen.

Von Rennewarts Betrachtungen über Europa, die ab und zu den Faden der romantischen Begebenheiten interessiert unterbrechen, habe ich einige mit in die Romane aufgenommen. Gerade diese Europaüberblicke, sagte ich mir, zeigen ihn, den Völkerkenner, und diese Beobachtungen und Vergleiche sind, sozusagen, der massive Rahmen um jene romantischen Begegnungen und Abenteuer, mit denen Rennewart von seinem Schicksal so reichlich versorgt wurde.

Ich schrieb diese Einführung, um Rennewart dem Leser vorzustellen, da er sich in seinem Roman nicht selbst vorstellt, sondern dort nur als fertiger Weltbetrachter und Welterleber auftritt.

„Man muß sich von vornherein gegen alles wehren, auch gegen Schwerter, die noch in der Scheide stecken, gegen Kugeln, die noch nicht gegossen sind, und gegen Verräter, die erst noch geboren werden," behauptet Rennewart einmal in einem seiner Romane.

1

Eine Begegnung am Atlant

Den Atlantischen Ozean sah ich zum erstenmal von dem kleinen Bretagnedorf Pouldu.

Ich fuhr von einer unbedeutenden französischen Bahnstation in einem Einspänner auf einer kreideweißen Landstraße nach dem Dorf; es war im Mai. Grüner Roggen und braune gedüngte baumlose Felder lagen am Straßenrand; ich reckte den Hals im Wagen von Minute zu Minute länger und suchte unterm wolkenleeren Himmel im Westen den Atlantischen Ozean.

Die Räder knatterten auf der beschotterten Straße. Platte Felder, wilde Hecken und Gedorn und ein paar kreiselnde Windmühlen waren stundenlang am Weg, aber kein Ozean.

Ich wurde ungeduldig; als hätte mir jemand Geld und Hoffnungen gestohlen, so fühlte ich eine öde Enttäuschung in mein Blut einziehen, öde wie die kalkweiße endlose Landstraße.

„Wo ist das Meer?“ hatte ich den Kutscher öfters gefragt. Der hörte mich nicht; die Wagenräder rasselten, und der Wagen knatterte in allen Fugen.

Im Westen mußte das Meer sein, der Atlant, den ich so sehr ersehnte, der große Wassergott Okeanos.

Hinter den Feldern im Westen stieg allmählich eine Helle in den Himmelsraum, — die wurde heller als der Tag auf der Landstraße, und die Erdstreifen voll grünem Roggen und Dung schienen sich zu verdunkeln; das Grün des Roggens wurde schwefelgrüner, wie von einem Gewitterstrahl beleuchtet, der Tag aber, der weißer als die Sonne aus der Erdtiefe in der Ferne hinter dem verdunkelten Feldrand heraufschien, strahlte in den Himmel und beleuchtete einige Wolken von

unten heller, als es die Sonne von oben tat. Die Erdrinde, voll von Feldern und Hecken, schien zwischen zwei Sonnen wie eine dunkle Kruste gelagert. Eine Sonne der Tiefe schien gegen die Sonne der Höhe einen Lichtkampf aufzunehmen.

Noch flogen im Westen wenig Singvögel aus den Hecken, und eine unheimliche großartige Stille lag dort in den Feldern. Diese Stille schien wie ein luftleerer Riesenraum das Land voll Roggen verschlucken zu wollen.

Die Riesenstille des Atlant und das Blendlicht des Atlant, das in den Wolken spiegelte, Stille und Blendlicht kamen mir vom Wasserkörper des Gottes Okeanos zuerst entgegen, beide ungeheuerlich wie große ungeheuerliche Gesten eines unsichtbaren Giganten.

Dann zackte sich das Erdreich in der Ferne; zwischen einer Bodensenkung in den Feldern schien von einem Felsvorsprung zu einem andern ein dünnes Seil gespannt zu sein, und auf dem Seil balancierte eine riesige weißfeurige Spinne. Sie hing mit weißen erregten Füßen an dem Seil, und dieses schien leicht zu schwanken. „Der Atlant," sagte der Kutscher und wendete sich auf dem Bock nach mir um und deutete mit seiner Zigarre auf das Seil und auf die Riesenspinne.

Dann verschwand das Ganze, und ich begriff: ich hatte für einen Augenblick die Meerlinie als ein Seil und die Wasserspiegelung als eine weiße Spinne und den Atlant gleich einem Gespenst auftauchen und verschwinden sehen.

Dann bekam ich nach einer Weile eine lange ferne Mauer im Westen zu sehen, eine graue, gläserne Mauer.

„Der Atlant," sagte wieder der Kutscher, als ich fragte.

Die Straße ging an einer großen Windmühle vorüber, an eidottergelben blühenden Rapsfeldern, die so nüchtern gelb waren, daß ich meinen nüchternen Reisemagen noch hohler und nüchterner fühlte; ein paar riesige Bäume standen wie schiefgewehte Schilfhalme schräg auf dem horizontalen dunkeln Acker, als beuge eine unsichtbare Hand die großen Bäume. Und auch

hier fühlte ich an den schiefen Stämmen die Kraft des Atlant, vor dessen Sturmlungen diese Bäume sich ihr Leben lang nicht aufzurichten trauten. Auch wenn der glänzende Gott Okeanos mit glattem Wasserkörper in der Sonne schlief, blieben die Bäume in langen Reihen wie in einer ewigen Flucht, vor der Sturmmacht des Gottes entsetzt, mit fliehender Astbewegung und schiefgebeugten Kronen und Stämmen, gleich einem Haufen fortstürzender Riesen. Und es malten sich die Gebärden der gequälten Bäume schreckerregend auch in der Windstille, wie umklammert von den toten Grimassen verschollener wilder Ozeannächte; als hätten erhenkte Riesen, deren Leiber von den schiefen Bäumen später abgeschnitten worden wären, die Bäume im Todeskampf verdreht und zur Erde gebogen.

Die große Windmühle, an der ich zuletzt, ehe ich die ersten Häuser von Pouldu erreichte, vorüberkam, ging ihren Geistergang langsam in der Spätnachmittagluft, langsam, wie ein Rieseninsekt, das sich überschlug sich aufrichtete und wieder überschlug. Und gerade unter den kreiselnden Armen der in die Luft fechtenden Mühlenfigur hielt der Kutscher einen Augenblick meinen Wagen an. Er rief ein paar Worte über eine Dornenhecke, dahinter die unglücklichen verstürmten schrägen Baumungeheuer dunkel vor dem Ozeanlicht standen. Das Ozeanlicht, das, weiß am dunkeln Feldrand, wie aus einer Versenkung herauf an die Bäume, an die Wolken, und von unten an die Blätter der Rotdornhecken schien, beleuchtete eine Frauengestalt. Die wurde von dem Licht in die Länge gezogen, von dem unheimlichen Licht, das aus den Ackerfurchen aufzustrahlen schien wie das lange Licht eines Scheinwerfers, der aus irgendeiner Erdspalte von unten in den Himmel strahlt.

Die langgezogene weibliche Gestalt rief dem Kutscher eine Antwort zurück. Ihr langer Schatten kam zuerst in meinen offenen Wagen über das Feld zu mir her. Als die Frauengestalt noch weit entfernt im Feld heranlief, eilte ihr Schatten schon, gleich einem der schräggestellten ungeheuern Bäume, weit übers Feld voraus.

Eine junge Dame stand dann nach einer Weile

atemlos am Wagen, trat auf das Trittbrett und saß dann neben mir. Der Wagen fuhr mit uns beiden weiter, ohne daß die Dame mich begrüßt hätte; kaum daß sie mit dem Gesicht dem Kutscher zugenickt hatte, ehe sie eingestiegen war.

Ich rückte ebenso weit von ihr weg, wie sie von mir. Sie lehnte in der einen Wagenecke, ich in der andern. Die Räder rasselten wieder ohrenbetäubend, und der Wagen hopste über die Steine.

Ich überlegte indessen, wie das möglich sei, daß eine Dame in Frankreich einen grauen deutschen Lodenmantel tragen könne. Natürlich mußte dies eine deutsche Dame sein; wahrscheinlich eine Malerin aus der Künstlergesellschaft, die sich aus ganz Europa jahraus, jahrein in Pouldu, Concarnot und andern bretonischen Küstendörfern zusammenfindet. Am ersten Bauernhof des Dorfes Pouldu, das efeubewachsen in einer Bodensenkung, tiefer als die Roggenfelder, lag, sollte der Kutscher halten und für die Dame einen Brief, den sie aus den Lodenmantel zog, in den Dorfbriefkasten werfen. Ich bot mich an, den Brief dem Kutscher auf den Bock zu reichen, wurde aber von zwei mißtrauischen jungen Mädchenaugen leicht dankend abgewiesen und zog mich wieder in meine Wagenecke zurück.

Zwischen Efeumauern der grün eingewickelten Bauerngehöfte, an kleinem Gartengemäuer vorüber, daran sich grunzende Schweine rieben, vorbei an wütend kläffenden Hofhunden, bog der Wagen talabwärts, an einem Acker voll blühender Obstbäume entlang, und hielt vor dem letzten, einzelstehenden Dorfhaus, dem einzigen Gasthaus von Pouldu.

Ich stieg aus und wollte der Dame im Lodenmantel beim Aussteigen helfen, aber sie sprang auf der andern Wagenseite ohne Hilfe ab und lief in das Haus, wie eine, die hier bekannt und zu Hause ist.

Das weißgetünchte, einstöckige einsame Gasthaus, an der vom Staub ebenfalls weißgetünchten Landstraße, schien mit seinen sechs menschenleeren Fenstern und seiner totenstillen Haustüre wie in einem Winkel am Ende der Welt zu liegen.

Ah, dachte ich, die Stille des Atlant und der weiße Widerschein des Giganten, der immer noch unsichtbar bleibt, wohnen auch hinter den sechs Fenstern des Gasthofes und sitzen kalkhell an der Landstraße. Und das kleine Gasthaus, das so weiß leuchtete wie vorhin die weiße Spinne an dem Seil, und das keinen Laut von sich gab, gefiel mir gut und lockte mich anheimelnd. Vorhin, als — wie der Anfang eines Romanes — das mystische Mädchen im Lodenmantel in meinen Wagen gestiegen war, hatte ich meine Sehnsucht nach dem Atlant für Augenblicke vergessen; jetzt kam, gleich einer zurückgewichenen Flutwelle, die Sehnsucht, den Atlant zu schauen, groß und mächtig wieder; ich wollte mir gar keine Zeit nehmen, in das Gasthaus zu gehen, und ließ nur mein Gepäck hineintragen.

Unter der Haustür waren zwei Dienstboten erschienen, in Bretonentracht, schwarz gekleidet wie Nonnen, mit weißen, platten, enganſitzenden Häubchen auf dem Kopf. Unter den weißen Leinwandkapseln der Hauben verschwanden Haar und Ohren, und jedes Dienstboten Gesicht saß eingerahmt, wie in einem weißen Joch. Das schwarze Samtmieder reichte den Mädchen wie ein Panzer bis an den Hals. Schwarze Ärmel und schwarze Röcke mit schwarzen, breiten Samtstreifen am Rand verfinsterten die Tracht und die Gesichter, die jung sein sollten; diese Gesichter hatten einen blutleeren Schein, als strahlten sie nur kahle Nüchternheit und kahle Haussorgen aus.

Ich fragte die beiden einfältigen schwarzen Gestalten nach dem Wege zum Meer.

Die beiden Schwarzen standen oben auf den drei Treppenstufen der Haustüre und begannen bei meiner Frage mit ihren Armen, wie zwei kleine Windmühlen, vor dem weißen gekalkten Haus umherzufuchteln. Die eine deutete eifrig nach Westen und Norden, die andere nach Osten und Süden, als wäre das große Meer überall, als wäre es, wie der Himmel, sogar über dem Hausdach, dicht vor uns und dicht hinter allen Dingen. Ich genierte mich, daß beide Frauen das Meer in den Taschen zu haben schienen, und daß

sie taten, als schwämmen Haus, Landstraße, Dorf und Hecken mitten im Atlant, indessen ich das ersehnte Wasserungeheuer doch durchaus noch nirgends entdecken konnte. Wenn ich auf die Düne wolle, müsse ich mich über einen kleinen Fluß, quer über der Straße am Ende eines Steinfeldes übersetzen lassen, drüben seien dann Düne und Meer; wolle ich aber an das Felsenufer auf die Klippenküste, so müsse ich den Dorfweg zurück- und zu den alten grotesken Baumstämmen gehen, dann stünde ich hoch über dem Meer auf einer senkrechten Felswand. Soviel begriff ich endlich, als die fuchtelnden Arme der Mägde sich senkten und nur die Worte alleine übrigblieben, so daß die Wege ans Meer sich klärten: der Atlant war hier wie ein Gott überall.

Eine der schwarzen Frauen schrie einen Mann herbei; der setzte mich im Kahn über den schmalen Fuß, dessen Wasser flach wie ein breiter Kiesbach zwischen den Dünen stand.

Ich sollte drüben immer am Fluß im Sand entlang gehen, dann käme ich zum Meer.

Ich watete in dem weißgelben Sande; der war wie ein beweglicher Gummi und hob und senkte sich unter meinen Füßen, so daß ich glaubte, niemals von der Stelle zu kommen. Meine Sehnsucht nach dem Atlant wurde wieder ungeduldig, aber der Sand unter meinen Sohlen war noch ungeduldiger als alle Sehnsucht und erstickte meine Eile und war, als wollte er mich wie ein Brei einsaugen. Ich wurde in den Knien müde und wollte mich setzen; da kam ein erstickender Bromgeruch zu mir, der Dunst von faulendem Tang, der urgründige Atem des Meeres. Ein schauerlicher Geruch von Fäulnis und Verwesung verbreitete sich, als käme mit ihm der Schauder aller, die jemals ertrunken sind, über den Lebenden.

Ich hörte das ziehende Waschen und regelmäßige Arbeiten langer Strandwellen. Mir war, als käme ich in die Nähe eines riesigen Uhrwerkes, in dem Räder, Spiralfedern und Hebel arbeiteten, Zahnräder rastlos kreiselten, rastlos sich um Achsen drehten und schnurrten, hasteten, schwirrten. Dann kam ich über

die letzten Sandhügel. Da war eben die Sonne im Nebel untergegangen, und vor mir lag ein weites Wasser bis an den fernsten Erdrand wie ein bewegliches Schieferfeld, dunkel, von beweglichen langen, weißen Adern durchzogen, aufblitzenden weißen Adern, die draußen weiße Sprünge rissen und einander verfolgten.

Der Atlant war das nicht; das vor mir war ein einfacher Meeresanblick, wie ich ihn oft erlebt habe, — so dachte ich. Der Atlant muß mehr sein, nicht bloß ein Wasserfeld, das zuckt und kriecht und rauscht; der Atlant muß mehr sein.

Ist das seine ganze Arbeit? dachte ich verächtlich und betrachtete den braunen Tangrand, der sich auf Meilen an den grauen Sandhügeln hinzog. Und ich betrachtete die immer wiederkehrenden langen Glasscheiben der an den Tang sich heranschiebenden flachen Ebbewellen und hörte auf das Zerbrechen der Wasserscheiben, die wie knirschender Glassand wurden und weißen Schaum ausschütteten; und ich sah jeder Welle zu, die bis an die Sandhügel in das Land hinein Schaum blies, und ich fand nichts Riesenhaftes an dieser Arbeit.

Ich fühlte mich betrogen. Salzluft, Tang, Sand, Dünenwellen und graues Meer bis an den Horizont hatte ich schon oft gesehen. Wo blieb mein Atlant, den ich ersehnte? Enttäuscht kehrte ich im grauen monotonen Abendlicht dem Wasserfelde den Rücken und sah nach Osten in die Sandwelt. Die grauen mannshohen Sandhügel lagen lichtlos, von Abenddämmerung verschleiert, und die Sandwellen waren geheimnisvoll menschenleer und baumleer, wie ein Land, das nie eine Menschenstimme gehört hätte, und das nicht wüßte, was Wachstum und Vergänglichkeit sind. Ewig unvergänglich, grau und zeitlos lag die Sandwelt wie ein Geisterland sanft und lautlos in der Totenstille.

Ich ärgerte mich jetzt nicht mehr, wenn mir der Sandboden unter den Füßen kreiselte und meine Schritte von dem dichten, weichen, samtenen Sand gleichsam zum Niederlegen eingeladen wurden. Ich ging auf dem welligen grauen und beweglichen Samt

und hörte eine Lerche am Himmel fideln; sie hatte sich aus den Dünen gehoben und jubilierte in den Abend.

Dann wurde plötzlich aus dem Sand heraus laut gelacht. Eine Flötenmelodie begleitete mit kindlichem Getute die Lerche am Himmel; in einer Sandgrube entdeckte ich fünf Bauernkinder, Knaben und Mädchen, die im Kreise zusammengekauert saßen und kicherten und sich wälzten und den kitzelten, der vergebens ernstlich die Flöte spielen wollte.

Ich störte das Kindertreiben kaum mit einem neugierigen Blick.

Aber alle Kinder duckten sich mit einem Mal und schrien: „Sie kommt, pst, pst, sie ist es, sie kommt!"

Ich sehe nichts und denke, die Kinder spielen ein Versteckspiel, und ich stapfe vorüber.

Ich wandere weiter durch den beweglichen unruhigen Sand, der mich nicht aufrecht gehen läßt, mich bei jedem Schritt umstoßen möchte. Wie ich von dem unsicheren Boden aufsehe, kommt mir lautlos eine Gestalt entgegen: die junge Dame im Lodenmantel. Sie geht barfuß und trägt ihre Stiefel in der Hand. Ihr Mantel ist offen; ich sehe ihr hellblaues Sommerkleid. Kaum erblickt sie mich, da wickelt sie den Mantel um sich und wendet sich ohne Gruß in die einsamen Sandhügel nach der Seite hin.

Sie scheint barfuß den beweglichen Sand besser beherrschen zu können als ich; sie wankt bei keinem Schritt. Ihr Gesicht leuchtet weiß wie Papier in der Abenddämmerung. Sie trägt das weiße Gesicht etwas hochmütig feierlich, wie ein Priester, der am Altar dem Volk die blendend weiße Oblate einer Hostie zeigt.

Hinter dem Mädchen, aus den Dünen, steigt der Vollmond, wie ein zweites weißes Gesicht, das dort begraben gewesen, das sich aufrichtete und dem Mädchen folgte.

Ich weiß nicht, warum ich plötzlich die Dünenhügel traurig wie Gräberreihen eines Kirchhofs fand. Das Mädchen, als es vorhin neben mir im Wagen gesessen, hatte mir den Eindruck von Lebensfülle, Kraft

und Sicherheit gegeben. Ihr Kopf war von dunklem Haar gekrönt. Ihre Lippen waren von jungem, üppigem Blut belebt. Schultern und Büste rund und geschmeidig, als trügen sie gut ein hochpochendes Herz. Nur ihren blaugrauen Augen war ein fliehender Blick eigen. Der war manchmal gequält wie die Haltung der zur Seite gebogenen Bäume an der Küste des Atlant.

Jetzt in der abendstillen Düne, wo die Dämmerung den üppigen Körper des Mädchens grau verflüchtigt zeigte, war es mir, als hätten ihre scheu ausweichenden Augen von ihrem ganzen Körper Besitz genommen, als strebe sie einsamen Selbstgesprächen nach und handle dem Willen ihres üppigen Blutes zuwider und verbreite rings um sich endlose Traurigkeiten.

Ich hörte dann hinter den Sandhaufen wieder die Kinderflöte spielen und wünschte der scheuen jungen Dame, daß sie wenigstens gut Freund mit den Kindern wäre. Dann vergaß ich sie über meinen eigenen Gedanken, kam zum Fluß und zum Kahn zurück, ließ mich zum Gasthaus übersetzen und fand im Eßzimmer meinen Teller und mein Besteck neben die einer englischen Malerin aus London gelegt. Mir gegenüber saßen zwei junge amerikanische Maler, von denen der eine in braunem Manchestersamt, der andere in grauem Manchestersamt gekleidet war. Es wurde lärmend gegessen, lärmend gelacht und gewitzelt, und mit der gleichen lärmenden Energie wurde über Sportballspiele, Baden und Angeln, über Ölfarbenmanieren, Modelle und Kunstausstellungen verhandelt, — über alle Themen gleichmäßig heftig, als wäre die Kunst ein Sport und der Sport eine Kunst.

Neben der englischen Malerin war ein Stuhl am Eßtisch freigeblieben und ein Gedeck unbenützt, und als die Maler und ich unsere Servietten fortlegten und wir vom Tisch aufstanden, sagte einer der Herren: „Die Österreicherin ist nicht zu Tisch gekommen!"

Die Engländerin lachte und meinte: „Die Österreicherin ist ein kurioses Mädchen. Sie geht immer noch abends im Mondschein auf der Düne spazieren und kann nie zur rechten Zeit zu Tisch kommen."

„Sie scheint keinen Hunger zu haben,“ sagte ich, „denn ich begegnete ihr eben; sie muß sich eben erst zur Düne haben übersetzen lassen.“

„Sie ist ein kurioses Mädchen,“ wiederholte die Londonerin und forderte die beiden Amerikaner und mich zum Ballspiel auf.

In Ermangelung eines Tennisplatzes war ein Ballspiel eigener Art von den Amerikanern erfunden worden, das auf der Landstraße, bei zwei Scheunen neben dem Gasthaus, gespielt wurde. Der geworfene Ball mußte von einer Scheunenwand zur andern Scheunenwand klatschen, und die Wucht des Werfens an die Wand war die Hauptsache dieses wenig geistreichen Ballspieles. Sich vor Faulheit zu schützen, sich Bewegung zu machen vor und nach den Mahlzeiten, war der energische Zweck dieses Spieles. Rassen, die nicht das Phantasiespiel des Nachdenkens und des Sichversenkens in die schweigende Welt und in sich selbst als Lebenskunst gelernt haben, dachte ich, fürchten sich vor der Einsamkeit mit ihrem Ich wie vor einem Gespenst.

Ich spielte mit den Ausländern ihr heftiges Ballspiel und wunderte mich über den Aufwand an Energie und Eifer, der ihnen fast die Arme und Beine vom Leibe riß, wenn sie zum Ballwurf ausholten. Manchmal sehnte ich mich aber von den wahnsinnigen amerikanischen und englischen Gliedmaßen und dem wichtig aufklatschenden Ball fort, über den kleinen Fluß hinüber auf die sandgraue, wellige Düne, wo der Mond einem Mädchen nachging und Kinder Sandnester gruben und Flöte bliesen und das Abendschweigen alle Gedanken heiligte.

Trotzdem fesselten die schreienden, tobenden Amerikaner und die sich männlich energisch gebärdende Londonerin meine Augen und Ohren wie ein Schauspiel, das durch Lärm alle Sinne hypnotisiert; denn die Menschenstimmen schallten zwischen den Scheunenwänden auf der abendlichen Landstraße doppelt laut; es war, als jage eine Meute Hunde mit Gekläff eine Katze.

Mitten in diesem Lärm hörte ich nach einer Weile,

wie über mir im ersten Stock des Gasthauses ein Fenster klirrend geschlossen wurde; und als die Amerikaner sahen, daß ich zu jenem Fenster hinaufschaute, sagten sie wie aus einem Mund:

„Ah, die Österreicherin ist von ihrem Mondspaziergang nach Hause gekommen."

Ich weiß dann nicht, warum ich mich beinah schämte, weiter unter den lärmenden Ballspielern zu bleiben und als ein Lärmer unter den sechs Fenstern auf der Landstraße zu toben.

Auch die Ausländer ließen plötzlich vom Spiel mit der jähen, abbrechenden Art, die nur Engländern und Amerikanern eigen ist. Dann sagten sich die Ballspieler „Gute Nacht".

Eine Weile später stand ich oben an meinem Zimmerfenster, und unten lag die grau eingesponnene Landstraße. Der Mond stieg langsam auf die Scheunendächer, und ich wünschte mir, daß die Österreicherin neben mir im Nachbarzimmer schnarchen oder husten oder seufzen möchte, damit ich nach dem bestialischen ausländischen Geschrei wieder etwas primitiv Menschliches meinen Ohren zur Beruhigung geben könnte. Aber kein Laut drang aus dem Nebenzimmer, und meine kalkweißen Zimmerwände sahen mich in der Mondbläue endlos leer an wie Sanddünen.

Doch nicht lange danach, als ich meinen Kopf auf das Bettkissen legte und mein Blut sich vom Ballspiel beruhigt hatte, begann ein fremdartiges Geräusch, wie ein fernes Bienensummen, wie ein surrendes Uhrwerk im Kopfkissen.

Ich richtete mich auf, aber das Geräusch war dann nicht mehr zu spüren. Es war leer und still im Zimmer.

Ich drehte mein Kopfkissen mehrmals um und dachte, die Leinwand sei zu kalt und verursache mir Ohrensausen. Immer, wenn ich mich hinlegte, summte das Kissen, und wenn ich mich aufrichtete, war es still im Zimmer. Da kam ich auf den Einfall, mein Ohr an die gekalkte Wand zu legen. Auch die Wand summte. Ich stand auf und legte mein Ohr an den Spiegel, an den Schrank, auf die Tischplatte. Alle

Dinge im Zimmer hatten eine Stimme bekommen, als hörte ich ihre Selbstgespräche, sobald mein Ohr sie berührte. Alles Holz, alles Glas, alle Wände und die Leinwand und die Bettfedern in den Kissen, alle sprachen, wenn ich ihnen mit dem Ohr nah kam, als wäre in allen toten Dingen ein Blutkreislauf. — Dann verstand ich plötzlich mit einem wohligen Schauer dieses Geheimnis. Es war, fernher geleitet, die Stimme des Atlant. Die war durch die Erde in alle Erddinge gedrungen; der Atlant telephonierte mir durch die Erdleitung in mein Ohr. Der Atlant, den meine Augen heute noch nicht als Riesen hatten entdecken können, streckte sich mit Stimme und Bewegung riesig durch die Erddecke unter dem Hause fort und wiegte das Blut in meinem Leib und das Ohr auf dem Kopfkissen. Nun wußte ich: der Atlant war so mächtig, daß auch die Augen ihn nicht gleich zum erstenmal, wenn sie vor ihn traten, erfassen konnten; es brauchte Tage und Nächte, bis einem sein ungeheurer Anblick bewußt wurde.

Man stand vor dem Atlant wie vor einem Gott. Man war dicht bei ihm und sah ihn nicht; er kam erst stückweise an, drang ruckweise zur Erkenntnis. Erst teilte er sich den Ohren und dem Blute mit, ehe er sich den Augen hingab. Der Atlant ist wie die Seele eines scheuen Mädchens, ist wie Liebe unfaßbar, auch wenn man Wand an Wand mit ihm wohnt.

Ich begann, von der Simme des Atlant umsummt, einzuschlafen und hörte halb im Schlaf, wie im Nebenzimmer ein Fenster geöffnet wurde.

Sie sucht wie ich den Atlant, dachte ich einschlafend und sah das blasse Mädchen im Geist, mondweiß wie mein Kopfkissen, und sah sie halb im Traum drüben in ihrem Zimmer am Fenster stehen und das Scheunendach über der mondhellen Landstraße betrachten. Sie sucht wie ich den Atlant. Sie hat seine Stimme auf ihrem Kopfkissen gehört, und sie ist jetzt aufgestanden und sucht wie ich den Atlant.

Sie sucht wie du den Atlant, wiederholte mein summendes Kopfkissen während der ganzen Nacht

und summte den Satz durch meinen Schlaf bis zum Morgen. —

Der nächste Morgen rollte wie eine gelbe Goldkugel durch das Fenster, und allen Wänden und allen Dingen schienen gelbe luftige Kanarienvogelfedern zu wachsen. Es war, als könnten die Wände wie Kanarienvögel zwitschern, so froh, gelb glänzend und schallend hub der Tag an.

An diesem Morgen, als ich den Atlant wieder suchte, ging ich nicht über den kleinen Fluß zur Düne hinüber. Ich ging diesseits über den Kies und über Muschelboden am Flußufer entlang, vorbei an einer gewaltigen uralten schwarzblättrigen Eiche und dann auf einem Felsenpfad in die Klippenwelt hinauf. Die war wie aus rotem und braunem Kupfer geschmiedet, als läge hier eine Welt zu Schlacken zerschmolzen, brandfarben dicht bei einer riesigen blauen Flamme; dieses blaue Feuer schien an den brandbraunen Felsen mit Schmelzglut zu lecken. Jene gasblaue Feuerwelt war der morgendliche Atlant. Feuerblau wie eine geschlängelte Flammenzunge lief der Fluß drunten zwischen der goldsandigen, gelben flachen Düne in das Land. Dieses war im Hintergrund mit blühenden, weiß und rosig getupften Obstbäumen umstellt, und das weiße Gasthaus mit seinen sechs Fenstern glänzte an der weißen Landstraße, und dahinter im tiefsten Land lag ein graublauer Waldsaum, Wald hinter Wald.

Alles, was der Mensch sich landschaftlich Schönes wünschen konnte, war hier versammelt: grüne Roggenfelder auf dem Klippenplateau, lauschige Dorfhäuser, sonnenhelle Dünen, finster abstürzende, von Stürmen geschwärzte Klippenmauern. Und hinter den fernen Dorfhäusern blüten in weißem und rosigem Schaum die Obstbäume und sahen wie Scharen tanzender Mädchen aus, Mädchen in rosigen Ballkleidern auf grünen Feldern. Ach, käme doch einer der Bäume im blühenden Kleid als Mädchen verwandelt zu mir! dachte ich und sah mich einsam in der atlantischen Morgenwelt vor der feuerblauen Meeresflamme stehen und fühlte mein Herz trotzig wie eine

Welschnuß und hart und wünschte blühende Frauenwärme herbei, allmächtige Liebeswärme, die vom Himmel auf mich wie der Morgen fallen sollte, und die mich blenden sollte, wie der allmächtige, unendliche, rauschende, feuerblaue Wasserriese, der dicht bei der goldgelben Düne turmtief unter der Klippenwand lag.

Ich sah von der Klippe oben das weiße und blaue Mosaik der flachen Meereswellen, das sich verschob und ans gelbe Sandland antrieb, das Kommen und Gehen der Dünenbrandung; aber ich konnte das Schäumen der einzelnen Wellen hier oben nicht hören. Ich stand nur mitten in einem unendlichen Stimmenrauschen, das wie ein unterirdisches Getöse aus dem Atlant aufstieg, und das im Himmel wiederschallte und vom Land zurückhallte, so daß ich nicht wußte, woher die Stimme kam. Es konnte auch das Sonnenlicht, das runde, am blauen Morgenhimmel sein, das wie ein Riesengong im Weltraum dröhnte. Oder war es die Sehnsucht in meinem Herzen, die an meine Einsamkeit, wie an eine Trommel, donnernd anschlug. Oder ging irgendwo um mich herum, mitten vor dem blaufeurigen Morgenmeer, vor dem morgengoldigen Dünensand, oder oben auf den Roggenfeldern, auf den grünspangrünen Wiesen, ein Mensch, dessen Schritte vor Traurigkeit auf der Erde und im Himmel widerhallten, und dessen Herz wilder verbrannt war von Leidenschaft als die zerbeulten rostroten und rauchschwarzen Klippenknochen. Diese Morgenwelt schien götterglänzend und irrsinnig zugleich, von blauem, ewigem, mörderischem Feuer und steinernen irdischen Grimassen angefüllt.

Ich ging über das wurzelbraune, alte, verdorrte Heidekraut der Klippenrippen und fand nach einer Weile im Sonnenschein die lange sonnenweiße Mauer einer Meerbeobachtungsstation. In der Ferne tiefer im Land standen die Reihen der verrenkten Riesenbäume aufgestellt, die ich gestern nachmittag vom Wagen aus bestaunt hatte, und ich entdeckte auf der Wiese einen großen Malerschirm, wie eine weiße Zeltkuppel am Rand eines grünen Roggenfeldes aufgespannt.

Unter dem weißen Schirm konnte entweder einer der Amerikaner oder die Londonerin oder die Österreicherin sitzen. Der Schirm stand schief; ich sah die Füße einer Staffelei und die Ecke einer Rahmenleinwand silberiggrau in der Sonne blitzen.

Ich bückte mich und pflückte ein paar feuerblaue Kornblumen aus dem grünen Roggen. Die sahen aus, als habe der Atlant draußen blaue Tropfen in die Klippenfelder gespritzt, und die Blumen waren so ernst, fast schwarzblau, als ich sie vom grünen Feld trennte und in der Hand trug, als wären sie die Blicke einer tiefen Traurigkeit, die an den Feldern hier vorübergeschritten sei.

Ab und zu Kornblumen pflückend oder einen von der Salzluft des Meeres halbtauben Schmetterling oder Käfer von einer grünen Roggenähre abstreifend, kam ich dem großen weißen Malerschirm immer näher.

Da fuhr ein Windstoß vom Meer auf. Der Schirm bog sich zur Seite und schwankte, als ob er fortfliegen wolle. Ich trat hin und sah, daß der Feldstuhl unter dem Schirm leer, daß die Malleinwand unbenützt und ein Kasten mit Farben und Bleistiften bei dem Windstoß vom Malstuhl gefallen war. Der Kasten war aufgegangen; einige Tuben und Pinsel und Bleistifte lagen am Boden verstreut. Ich sammelte die Dinge, legte sie in den Kasten und schloß den Deckel. Dann ging ich weiter und wunderte mich.

Aber ich konnte nicht sehr weit gehen. Ich mußte mich nach fünfzig Schritten auf einen Klippenstein setzen und den Malerschirm, die Staffelei und den Stuhl bewachen, als hätte ich die Pflicht, diese Dinge mit meinem Müßiggang vor dem frischen arbeitenden Wind, vor dem arbeitenden blaufeurigen Meeresspiegel und vor Himmel und Sonne zu beschützen.

Ich saß, bis es Mittag wurde und die Sonne senkrecht auf meine Knie brannte. Dann trollte ich mich, von Luft und Licht und Warten und Müßiggang erschöpft und unerquickt und verfolgt von Heeren verliebter Wahnvorstellungen, zurück über die Felder, den Fluß entlang zum Gasthof. Ich kam zu spät zu Tisch, alle Gedecke waren abgeräumt, alle andern

hatten Brot, Fleisch und Wein genossen. Auch der Platz der Österreicherin lag voll Brotkrumen, und Weinflecken auf dem Tischtuche zeigten, daß die junge Dame dagewesen war, indessen ich wie ein totes Ding im Feld über Heidekraut und Klippensteinen bei schlummernden Eidechsen über feuerblauen Wünschen gebrütet hatte, unwirklicher als dumpfe Hitzewolken, die am Himmelsrand liegen.

In den Nachmittagsstunden besuchte ich einen berühmten französischen Maler, der als seltsamer Kauz und Sonderling abseits von der Pariser Malerwelt in Pouldu in einem versteckten Bauernhause wohnt, wo er Bauernmädchen als Madonnen malt und alte Fischer und junge Matrosen als Heilige. Seine Bilder sind meistens nicht größer als der Deckel einer Zigarrenkiste und auf Holz gemalt.

Bei diesem Maler traf ich die junge Österreicherin auf der Treppe. Sie ging auf der schmalen Holzstiege an mir vorbei und grüßte mich zum erstenmal. Ihre Augen schienen ganz vertraut und natürlich geworden und hatten die Weltfluchtunruhe verloren. Auf der dämmerigen Leiterstiege des Bauernhauses, in dem der berühmte Maler V. sich eingenistet hatte, schien sie gut bekannt, denn sie machte mir Platz wie eine, die im Hause zu Hause wäre und mich als einen Gast bei sich betrachtete. Diese flüchtige Begegnung machte uns plötzlich zu guten Bekannten. Und am nächsten Morgen, als wir uns zufällig auf der morgengelben Sanddüne im blauen Ozeanlicht trafen und auch ich barfuß und mit den Stiefeln in der Hand ging, grüßten wir uns wieder und besprachen eingehend den feinen Sand unter den Füßen, und wie notwendig es sei, ohne Stiefel zu gehen. Die junge Dame war im Gesicht wunderbar rosig und weiß zugleich, wie ein Ei, das man vor die Sonne hält. Auch ihre nackten Füße gingen unterm regengrauen Lodenmantel weiß im Sande, leuchtender fast als die weißen Kalkmuscheln, die auf den gelben Sandkristallen blitzend, offen lagen.

Dieses junge Mädchen war im Morgen wie ein Stück vom Morgen selbst, so frisch, lebenverheißend,

anmutig und stark, und ihr junger Leib erschien mir wie ein Krug, der am Brunnen überfließt, und der wartet, daß ihn jemand heimhole.

Sie setzte sich auf einen Sandhügel, und ich saß einige Schritte vor ihr; wir hörten die Wellen hundert Meter von uns poltern, horchten auf dieses Anrennen und Verzischen des Meeres, das sich anhörte, als ob kaltes Wasser auf eine heiße Herdplatte ruckweise ausgegossen würde und ruckweise aufzischte, aufbrauste, stürbe und verdampfte.

Wir saßen still vor dem Gedröhne des Atlant, vor der Ehrlichkeit eines ungeheuern Elementes, das sich einseitig hartnäckig behauptete. In der Nähe des Mädchens, zu zweien, schien mir das Meer kaum wie eine Handvoll Wasser, denn des Mädchens Blut und mein Blut war ein größeres Meer, ein Atlant von Blut, der durchs Weltall zog, und der noch über die Sonne hinaus hoch in dem kupfervitriolblauen Morgenäther vor meinen Augen wogte.

Wir sprachen ein wenig von Gemälden, von dem Maler, den ich gestern besucht hatte, von seinen Madonnen und Heiligen. Und immer zischte in der Nähe die dunkle dampfende Riesenherdplatte des Atlant um unsere Worte wie eine Riesenleidenschaft. Die Morgensonne heizte den flüchtigen mehligen Dünensand, auf dem wir saßen, und der unter der Hand, die ihn berührte, leicht beweglich fortrieselte, wie der Sand einer Sanduhr. Aber unsere Worte waren so unnütz wie die Sandhaufen, wie die nie endenden, verzischenden, meilenlangen Wellengänge des Atlant vor uns; wir blieben beide nicht mit Worten und nicht mit unseren Gedanken aneinander haften. Mir schien: was wir sprachen, sagte jeder von uns zu sich. Es war, als löschte der geschlechtslose ungeheure Wassergott, vor dessen meilengroßem Angesicht wir hier auf der Düne saßen, alle Geschlechtsunterschiede im Blute aus und ließe unirdisch die Seelen zueinander reden, unsinnlich, ohne Erhitzung, ohne Annäherung; gleichmäßig, wie der Pulstakt des Wellenschlages, einförmig ohne Erregung, wie die Öde des Dünensandes, in der jedes Sandkorn billionenmal dasselbe Gesicht zeigt, wie die

Billionen mal Billionen Wassertropfen des Atlant stets das gleiche Gesicht zeigen.

Vor diesem Riesenmeer, das tagelang gewandert war und dicht bei uns seine Wasserwalzen landete, vor der ungeheuerlichen Geduld, mit der dieses Meer Millionen Jahre schon rauschte und echote und sich an den Sand wälzte, erlosch das Ichbewußtsein des Weibes und des Mannes. Und mit Schrecken, halb in Trauer und halb in Resignation, ließ ich vom Meer, vom Atlant, meine Augen hypnotisieren, so daß sie bald das junge Weib nicht mehr ansahen, so daß sie wie Fischaugen ausdruckslos wurden, so daß sie hinausschwammen in die unsinnliche Ferne des Meerhorizontes, als wäre ich ein Badender, der von der Strömung widerstandslos in den Atlant gezogen würde, und dem das Ufer verschwände, und dem die Landlinie dünn wie ein Faden würde, den er kaum noch sähe.

Unser gegenseitiges Interesse riß in diesem Augenblick ab. Ich sagte, daß ich mein Skizzenbuch im Hotel holen wolle, und daß ich heute morgen gerne zeichnen würde, aber vergessen hätte, Bleistifte einzukaufen. Sie sagte, daß sie jetzt Briefe schreiben müsse; sie habe Bleistifte bei sich. Und sie empfahl mir eindringlichst eine neue Art Kohlenbleistift, Graphitkarbon, und schenkte mir ein Exemplar dieser neuen Bleistiftsorte. Dann trennten wir uns. Sie ging in die Dünen, ich am Fluß entlang zurück zum Gasthof.

Ich fühlte: sie und ich, wir waren von diesem Augenblick für einander zu guten Bekannten herabgesunken. Das fesselnde leidenschaftliche Betrachten, mit dem wir uns einander genähert und uns gesucht hatten, war vom Atlant verschlungen worden. Sie war für diesen Morgen Briefschreiberin, ich Zeichner geworden. Und wir würden dies jetzt immer bleiben, fortgesetzt bleiben. So oft wir uns träfen, würde sie daran denken, Briefe schreiben zu müssen, indes ich dann vom Zeichnen reden würde, und wir würden uns beide nur dann einigen können, wenn wir vom Graphitkarbonstift sprächen.

Ich drehte das Geschenk der jungen Dame in meiner Hand hin und her.

Halb schien mir der Bleistift wie ein Clown, der mit schlechtem Witz auf die Düne gekommen wäre, um sich über mich lustig zu machen, über mich und über alle Sehnsucht. Halb erschien mir der Stift wie die junge Dame selbst, die hinter den Sanddünen, barfuß weiterwandernd, verschwunden war. Mir war, als habe sich der junge, lebensvolle Mädchenkörper in einen hageren Bleistift aus Zedernholz und Graphitkarbon verwandelt. Und nie mehr könnte ich dies ändern und nie mehr den Bleistift in ein Mädchen zurückverwandeln, — das fühlte ich mit Sicherheit, mit Deutlichkeit, so sicher und deutlich, wie ich jetzt wußte, daß der Atlant alltäglich und unverschiebbar hier Millionen Jahre schon die Menschen verzaubert hatte.

Der Atlant war an allem schuld. Der alte Zauberer, — hatte der nicht stets Menschen verhexen können? Menschen werden Bestien, wenn der Atlant will, hatte mir gestern die Londonerin erzählt. Vor dreißig Jahren, wenn die großen Weinkauffahrteischiffe, von Bordeaux kommend, um nach England zu wandern, hier vor Pouldu vorüberzogen, hatten die Leute nachts einer Kuh eine Laterne unter den Bauch gebunden und diese auf dem Felsenplateau entlang getrieben, so daß die Schiffe sich im Kurs irrten und auf die Klippen auffuhren. Und wenn morgens von den gestrandeten Wracks die Leichen und die Weinfässer herbeischwammen, hatten die Leute nicht erst die Fässer von der Düne heimgerollt, sondern gleich neben den Leichen den Fässern den Boden durchgeschlagen und kopfüber die Fässer ausgesoffen. Am Abend hatte dann die ganze Dorfbevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, in Rotweinpfützen und im Rausche schwimmend, auf den Dünen steif und starr betrunken gelegen.

Heute hatte mir der Zauberer Atlant ein junges Mädchen in einen Bleistift verwandelt. Aber ich wußte nicht, daß er mich selbst am nächsten Tag in ein Käuzchen verwandeln würde, in eine Eule, die

nicht ins Licht sehen kann, die nur abends lebendig wird.

Als ich ins Gasthaus zum Mittagessen kam, erschien niemand beim Essen.

Die Londonerin und der eine Amerikaner waren, weil es morgen Sonntag war, nach Concarneau zum Besuch anderer Künstler gefahren. Beim Gasthof im Baumgarten hing heute an einem Seil ein nasser, frischgewaschener grauer Manchesteranzug. Und die Kellnerin sagte, der andere Amerikaner würde nicht zu Tisch kommen, da sein einziger Anzug gewaschen worden sei und am Seil in der Sonne trocknen müsse; der Herr liege deshalb zu Bett und warte auf seinen Anzug und müsse im Bett essen.

Ich saß also allein bei Tisch. Die Österreicherin kam auch nicht. Vielleicht hatte sie den berühmten Maler wieder besucht, der am Dorfende in einem Bauernhof wohnte, oder sie war auf der Düne geblieben, die sie so liebte. Ich fragte die Kellnerin, was es am Sonntag im Lande Festliches gebe, und sie erzählte mir, daß im Wald ein ländliches Vogelfest stattfinden würde. Aus vielen Ortschaften brächten morgen die Bauern gefangene junge Amseln, Meisen, junge Raben und Eulen in Käfigen auf einen Waldplatz. Die Vögel würden dort verkauft, damit man sie dann fliegen lassen könne. — Dies Vogelfest war ein alter Bretonenbrauch; ich beschloß, am nächsten Mittag vom Atlant fort in den Wald zu fahren.

Am nächsten Nachmittag, als ich in den Wagen stieg, ließ ich durch das Dienstmädchen im Zimmer der Österreicherin anfragen, ob die junge Dame Lust hätte, mit mir zum Waldfest zu fahren.

Sie erschien am Fenster und sagte, sie habe noch rasch einen Brief zu beenden; aber wenn ich warten könnte, würde sie mitkommen.

Sie kam dann, und ich glaubte, da es schönes Wetter war, würde sie heute ohne Lodenmantel im hellen Kleid erscheinen. Aber sie war wie immer im Lodenmantel und schien sich um meinetwillen keine Mühe wegen ihrer Kleidung machen zu wollen. Ich

38*

dachte: vielleicht hat sie, wie der Amerikaner, nur ein Kleid und will es durch den Lodenmantel schonen.

„Es ist so staubig hier auf den Landstraßen,“ sagte sie, als sie am Wagen erschien. „Ich hoffe, es stört Sie nicht, daß ich immer im Mantel bin, aber ich lege ihn nicht gern ab.“ Und sie wurde leicht rot, wie von den roten Polstern des Wagens beschienen.

Ich sagte ihr, ich hätte den Lodenmantel gern, weil er mich an meine bayerische Heimat erinnere.

Dann fuhren wir; und unterwegs am Dorfende stieg sie einen Augenblick aus und warf ihren Brief in den Kasten.

Es war, als habe sie mit diesem Brief eine Last von sich abgeworfen. Sie atmete auf und war gesprächig, wurde munter und aufmerksam für alle Dinge am Wege. Sie winkte mit dem Taschentuch zu den Fenstern des berühmten Malers hinauf, als wir an seinem grüneingehegten Bauernhaus vorbeifuhren. Sie erzählte mir von Landpartien in Österreich und von Münchener Malschulen und lebte besonders fröhlich auf, als wir in den frischen, grünbewimpelten Maienwald unter Buchen und Eichen kamen und an lauschigen Waldplätzen vorbeifuhren.

Bald glaubte sie unter den Bauerngesichtern, die wir überholten, und die alle zum Vogelfest wanderten, bekannte Gesichter aus Deutschland zu erkennen, und manchmal lachte sie und meinte, eine ihrer kleinen Schwestern unter den Bauernkindern zu sehen. Des Waldes grüne Säle, die sich aneinanderreihten, wurden ihr zu einem deutschen Familienhaus. Und als wir ganz tief zu den grünen Gewölben des Waldinnern hinkamen und die Erinnerung an den Atlant weit zurückblieb und die lauschige Waldenge voll Farrenkraut, voll Maiglockenblätter, voll blauer Waldglockenblumen den Blick an die nächste Nähe fesselte und nicht ins Unbegrenzte hinausschleuderte, wie der Atlant es täglich tat, da wurde des Mädchens Stimme immer inniger. Ihre Gedanken wurden zu warmen Blicken, mit denen sie alles teilnehmend und bewundernd betrachtete; und es schien, als wolle sie ein paar Augenblicke später im Wagen den grauen Lodenmantel,

der ihr von den Schultern rutschte, ablegen und ganz uneingewickelt, ohne Mantel und ohne Überlegung, der Waldwelt gehören.

Da hielt der Wagen. Unter fernen Büschen sah man viele Schultern, Köpfe und Beine von schwarzgekleidetem Bauernvolk, und auf der Waldstraße vor uns reihte sich, mit Laubwerk geschmückt, Wagen an Wagen, die aus umliegenden Bezirksstädten die Honoratioren hergefahren hatten.

Viel Pferdegestampf und Kutscherstimmen und dazwischen Mädchengelächter und das Gezwitscher von hunderten eingesperrter Waldvögel drängte sich aus dem Waldinnern und auf der Waldstraße zu einem sonntäglichen Festgeräusch zusammen. Der ganze Wald schien zu wandern und sich zu drehen, denn viele Schatten von Menschen bewegten sich hinter den sonnenhellen Buchenzweigen und hinter den grauen Buchenstämmen. Und besonders wurde das Gezwitscher und Gekrächze und Gepiepse von tausend Vogelstimmen immer lauter, als wir an die Waldlichtung kamen, wo gleich kleinen Holzgitterwänden tausend einfache Rohrkäfige übereinandergestellt waren, darinnen das Gehüpf und Gezeter von grauen und schwarzen kleinen Vögeln eine ungeduldige Unruhe hervorbrachte, als wäre der Wald hier an dieser Stelle, im Kreise dieser Rohrkäfigmauer, irrsinnig, geschwätzig und todesängstlich geworden. Die Füße der flatternden scheuen Vögel, ihre Schnäbel und ihr Gefieder schlugen an die Rohrgitter der kleinen engen Käfige, und es war eine Qual, die Fluchtversuche zu sehen, das verzweifelte Rütteln an den Rohrstäben, daran die Schnäbel sich blutig hackten und die Flügel sich die Federn zerschlugen. Viele kleine Vögel saßen völlig erschöpft da, zerzaust, eingeschüchtert, den Kopf in einer Ecke des Käfigs versteckt und im Angstfieber unausgesetzt zitternd; und ihre Augen, die kleinen schwarzen Stecknadelköpfe, waren von der Lichthaut bläulich verschlossen, als hätten sie sich aus Scheu vor den Menschenungeheuern freiwillig in die Nacht des Nichts begeben und erwarteten hungernd und vor Schreck gelähmt den Tod. Es roch nach Vogelfedern und Vogelmist, und das Ge-

zeter der aufgescheuchten gefangenen Vögel nahm kein Ende.

Die junge Dame an meiner Seite zog ihren Lodenmantel enger um ihre Schultern; sie wurde plötzlich vor all den wilden kleinen Gefangenen totenstill. Sie sagte lange Zeit kein Wort. Sie ging nur ernst von Käfig zu Käfig und schien als Malerin die Stellungen der ängstlich zusammengekauerten Vögel zu beobachten und schien keinen Sinn für das Leid der Tiere zu haben.

Als ich endlich vorschlug, ich wollte ein paar Vögel kaufen und sie fliegen lassen, sagte sie ruhig: „Kaufen ja, aber nicht fliegen lassen. Wozu sollen die Vögel frei sein! Solange die Tiere leben, sind sie so wenig frei wie wir Menschen. Man müßte die Vögel alle töten, — das wäre Freiheit! Die einzige wahre Freiheit ist der Tod. Finden Sie das nicht auch?"

Ich schaute verwundert die plötzlich bläulichen Lippen der Dame an und das von den Buchenblättern grün beschienene Gesicht. Und ich dachte nicht nach über das, was sie gesagt hatte; ich mußte nur denken: Die Dame sieht so totenbleich und glasgrün im Gesicht aus, als wäre der Wald ein grünes Aquariumwasser, auf dessen Grunde sie und ich hier gehen. — Und die Buchenstämme erschienen mir wie große Schlauchstengel von ungeheuren Meerblumen. Ich mußte an den Atlant und an viele Ertrunkene denken und an Wracks, die auf dem Meeresgrund lagen, und daran, daß ich heute im Hof des Gasthauses in Pouldu in der Hofecke, wo geschichtetes Brennholz lag, viele Schiffstüren und Schiffsplanken, auf denen Nummern und Namen standen, betrachtet hatte, — Reste gestrandeter Dampfer. Es war kaum zwei Stunden her, daß ich das im Gasthof gesehen hatte, und ich war über die Wrackreste gar nicht erstaunt gewesen. Jetzt erst, zwei Stunden später, kam der Schreck über den Anblick des Strandgutes in mein Bewußtsein. Mitten im Wald, im Grünen und im Waldgeruch und Waldgeblüh mußte ich an die Schrecken des Atlants denken, an die Ungeheuerlichkeiten der Todesängste von strandenden Menschen, die das Meer nachts in den

Stürmen scheu, irrsinnig und gelähmt, halb hoffend, halb verzweifelt, in den Gittern seiner Wellen gefangen hält, — das Meer, das mit den Todesgeängstigten spielt wie der Mensch mit den gefangenen und zu Tode verzweifelten kleinen Vögeln.

„Überall hier ist der Atlant. Sogar in den Wäldern rollt er hinter einem her mit seinen Erinnerungen," sagte ich zu der jungen Dame. „Ich bin müde von dem Riesen; ich liebe diese Gegend nicht; ich sehne mich nach dem Innern des Landes, wo der Atlant nicht nachkommen kann, der unheimliche Quäler und der ungebändigte Barbar."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte die junge Dame, „wie kann ein Mann so mitleidig mit den Tieren und den Menschen sein; Männer sind doch eigentlich niemals mitleidig. Sie sind der erste Mann, von dem ich höre, daß er den Atlant nicht mag. Es ist seltsam: wenn ich aufrichtig bin, so mag ich den Atlant auch nicht. Ich fühle mich drinnen in den Ländern, hinter Wäldern, Äckern und Gärten, wohler. Aber daß ein Mann dasselbe fühlt, hätte ich nicht gedacht. Ich dachte, Sie müßten, als einer aus dem starken, tyrannischen Geschlecht, den Kampf mit Riesen aufnehmen und herausfordern."

Ich kaufte, ohne daran zu denken, was ich kaufte, einen kleinen, groben, plump aussehenden Vogel; der war von der Größe einer Wachtel und hatte einen Schnabel wie eine Falke. Und ich überlegte dabei, warum die junge Dame das Meer aufgesucht hätte, wenn sie Gärten mehr liebte als den Atlant.

„Ich fühle mich dem Leben gegenüber nicht wohl als Tyrann," antwortete ich ihr, indem ich noch überlegte. „Tyrannen sind Unglück- und Unheilstifter glaube ich; die Tyrannen haben sich überlebt. Die Männer unserer Zeit genießen nicht mehr gern ihren Eigenwillen des Eigenwillens halber. Das taten die Männer der alten Zeiten. Der heutige Mann erkennt den Weltallwillen als seinen Willen an. Und wenn die Frau dasselbe tut, so finden sich Mann und Frau ohne Tyrannei in gutem Einvernehmen zusammen."

Die junge Dame wurde plötzlich bleich wie das

fahle Wintergras, das vom Vorjahr noch stellenweise welk um die bleichgrünen Maiglockenblätter am Waldboden hing. Sie verlangte zum Wagen zurück. Sie sprach nichts mehr. Wir setzten uns wieder in den Wagen, und ich betrachtete den kleinen Vogel, den ich im Käfig auf meinen Knien hielt. Der Vogel hatte die Augen fest geschlossen, und sein Kopf war ein Wust von grauen Federn. Man sah nicht einmal die Augendeckel; es war, als ob der junge Vogel ein runder Wollknäuel wäre. Er saß tot, zusammengekauert wie eine Kugel und teilnahmslos in einem Winkel des winzigen Rohrkäfigs.

Die Festmusik spielte jetzt einen altmodischen Bretonentanz, und wie schwarze Kreisel drehten sich die nonnenhaft düster gekleideten Bauernpaare auf dem Waldplatz; es war, als tanze man zu einem Begräbnis. Wie eine Schar rotbäckiger Nonnen standen die zuschauenden Bauernmädchen unter den Waldbäumen und verdüsterten mit ihren schwarzen Klostertrachten das Sonnenlicht am Waldboden; und mit ihren weißen Krankenwärterinnenhauben gingen sie neben den schwarzgekleideten Burschen her wie Heiligenköpfe auf mittelalterlichen Holzschnitten. Ich fühlte, wie das Meer hier Frauen und Männer um Jahrhunderte zurückhielt, und wie das Meersalz die Gedanken zäh, eigensinnig und starrköpfig machte, den Frauen und den Männern im Land keine Freiheit gab, sondern ihnen eine ewige tyrannische Grenze setzte. Es war, als stünde der Atlant gleich einer unübersteigbaren Mauer vor den Stirnen hier am Land und machte alle Menschen zeitlebens zu Gefangenen, die in einem Gefängnishof in täglichem Kreisgang gehen, und die allmählich die Welt da draußen aus ihrem Bewußtsein verlieren und beim Anblick der ewig hohen Mauer verdüstert und verblödet werden.

Dann trabte das Pferd mit uns fort, und die Wagenräder rollten von dem Waldfest weg, das keinem Fest, sondern einer Folterkammer glich, in der die besten Geister der Luft, die kleinen Vögel des Himmels, tausend Ängste ausstanden. Wir fuhren nach Westen durch den Wald hinaus, und der Schein des

Meeres kam uns schon tief im Wald glänzend unter den Bäumen entgegen, als führen wir auf eine lichterzuckende Kristallwelt zu, als bauten sich draußen durchsichtige Gebirge von Gläsern und Prismen auf. Auf viele Meilen sichtbar, schossen aus dem Atlant hohe Lichtbündel. Als der Wagen aus dem Wald auf die Landstraße rollte, wurde unser Pferd am Wagen winziger als eine braune Ameise, verkleinert von den hochgeschwungenen, blendenden Riesenfackeln, die der Atlant hoch in den Äther schleuderte. Es war, als sei das ganze Meer zu einer weißen explodierenden Sonne geworden, deren gezackte Korona mit weißglühenden Strahlenhörnern auf Meilen hinaus in die Himmelshöhe stieß. Das Licht hatte die Wassermauer verschlungen. Es schien, als wäre am Rande der Erde eine feurige Jenseitswelt gelandet, die eine Steigerung alles irdischen Lebens mit sich brächte. Und der Enthusiasmus, der allem Licht eigen ist, kam unserem Wagen vom Meer her entgegen wie ein großer Riesengott, der die Herzen aufregte mit grundloser Tätigkeit. Kein Mißtrauen, keine alten Vorurteile hielten stand vor dem blendenden Enthusiasmus des zu Feuer gewordenen abendlichen Ozeans. Und auch dem Pferd am Wagen, so schien es mir, waren unter der Weißglut des Lichtes die Hufe weggeschmolzen, und es wollte sich wieder wild und ungebändigt fühlen wie einst seine Ahnen auf den Steppen.

Berückt und hypnotisiert vom Meereslicht und erschreckt von den Sprüngen des Wagenpferdes, fragte mich die junge Dame, ob wir nicht aussteigen und, statt auf der Landstraße zu fahren, den Wiesenweg durch die Roggenfelder gehen wollten. Mir war es sehr recht. Ich ging gern dem lockenden Riesenfeuer des Atlant entgegen. Geblendet wie von großen zuckenden Scheinwerfern, gingen wir dann nebeneinander mit gesenktem Kopf und gesenkten Blicken auf einem engen Feldweg zwischen Rotdornhecken und kamen zu den grotesken, alten schiefgestellten Baumungeheuern. Bald aber war es uns nicht mehr möglich, an den riesigen Blendspiegel des Meeres auf diesem Wege näher heranzugehen.

Es war, als sollten uns die Augen getötet werden von den langen Lichtnadeln, die auch noch durch die Rotdornhecken schossen.

So setzten wir uns auf eine Rasenböschung in der Nähe der wunderlichen Bäume, von denen jeder aussah, als hätte er vielgestaltige Abenteuer erlebt.

Wir wußten erst nicht, was wir reden sollten, denn die Lichtmassen hatten unsere Gedanken nach allen Richtungen auseinander gesprengt.

„Ach, wenn die Welt doch nicht so schön wäre!" sagte plötzlich unvermittelt der rote junge Mund des Mädchens. Und ihre beiden Hände fuhren streichelnd über die kleinen weißen Sternblumen und über die blauen Glockenblumen im Grase.

Als sie das sagte, war eben mit einem Ruck der letzte Schein der Sonne im Meer hinter uns untergegangen. Die grüne Welt stand im Schatten, und der Abend floß gleichsam in dunkeln feuchten Flecken aus den Hecken über das Roggenfeld vor uns. Vom Tag war nur noch eine Wolke von Wärme übrig. Die war wie ein lüsterner Geist, der umginge und sich einen Leib suchte, in den er hineinfahren wollte. Und der Taudunst, der plötzlich aus den Rotdornhecken kam, roch gleich einem alkoholischen Getränk, als gärten jetzt die Wurzeln in der Humuserde stärker als die Blüten in der Luft.

Unwillkürlich dämpfte ich meine Stimme, weil alles im Abend so unterirdisch wurde, und weil es war, als müßten auch die Menschen mit den Farben im Erddunkel versinken.

„Würden Sie sich vor dem Sterben fürchten?" fragte plötzlich noch unvermittelter die junge Dame. „O nein," sagte sie weiter, „ich weiß: euch Männern ist alles so einfach. Leben und Sterben ist euch wie Zeitunglesen und Geldausgeben."

Sie lachte gereizt, und ihr Gesicht wurde abenteuerlich. Sie hatte die eine Schulter hochgezogen und den Kopf darauf gelegt, als lehnte sie sich an einen fremden Menschen.

Für ein paar Sekunden blieb ihre Haltung etwas verwildert und grotesk, wie die verrenkten Bäume

vor uns am Heckenweg. Ein paar Haarsträhnen hatten sich beim Fahren im Wagen hinter ihrem Ohr gelöst und hingen auf ihren Rücken herab, ohne daß sie es wußte.

„Mit wem sprechen Sie?" fragte ich teilnehmend. „Sie sprechen im Geist mit jemand, der nicht anwesend ist."

Sie biß sich plötzlich auf die Lippen und antwortete nicht, nach einer Weile schüttelte sie heftig den Kopf, als habe sich ihr jemand aus den dunkeln Hecken unsichtbar genähert, und sie müsse ihn abweisen.

Bei dem Kopfschütteln glitt eine ihrer Schildpatthaarnadeln auf ihre Schulter und fiel ins Gras. Mit unheimlicher Ruhe wendete sie den Kopf nach der hingefallenen Nadel. Sie betrachtete die Nadel, ohne die Hand zu rühren, und ihr Mund wurde verächtlich, und sie sah auf die Nadel herab, als wollte sie sagen: Ich trotze jetzt auch aller Unordnung. Ich habe alles verloren, ich habe nichts mehr zu verlieren.

Ich erschrak beinahe vor der Aufrichtigkeit dieses Mädchens, das hier im Abend mit sich selbst Abrechnung zu halten schien. Sie starrte immer noch auf die Haarnadel im Gras, wie in einen Abgrund. Sie war in einem jener unheimlichen Seelenzustände, darin die kleinsten Dinge sich in Gespenster zu verwandeln scheinen und die Seele dem Irrsinn nahe ist. Jetzt seufzte sie ein paarmal, und plötzlich griffen ihre beiden Hände in das Gras und rissen Grasbüschel aus, als ob diese kleinen schmalen Hände die große Erde schütteln wollten. Und es wurde mir klar: dieses Mädchen neben mir war das Opfer einer gigantischen Verzweiflung. Ich versuchte, ihre eine Hand zu fassen und sie zu streicheln. Die Hand war wie die Kralle eines kleinen Vogels, war plötzlich wie vom Schrecken abgemagert und fühlte sich knöcherner an, als ich es mir vorgestellt hatte.

„Sprechen Sie sich aus! Sie haben ein großes Leid. Reden Sie sich das Herz frei!" bat ich sie.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" rief sie. Und sie entzog mir die Hand und vergrub das Gesicht in ihre

beiden Hände. Und dann sagte sie dumpf: „Mir kann keine Aussprache mehr helfen."

Und das Mädchen sprach aus der Dämmerung zu mir mit der Stimme eines reifen Weibes, das auf ein ausgelebtes Leben zurückschaut. Eine Weile war es dann still. Der Ozean rollte und hämmerte in der Ferne, als wäre ein lautarbeitendes Eisenwerk in der Nähe, wo Stahlhämmer dröhnten; und das klang vernichtend und donnernd, als ob da am Untergang der Erde geschmiedet würde und am Untergang alles Fleisches.

„Jetzt ist es genug," sagte sie plötzlich mit einem raschen Entschluß. Und ich sah, wie ihre dunkle Silhouette nach der Nadel im dunkeln Gras griff. Sie steckte ihr Haar zurecht, erhob sich, zog den Lodenmantel enger um die Schultern, und mit wiedergewonnener Würde sagte sie: „Der Atlant macht irrsinnig; es ist, als ob er einem Tiefen einreden wollte, die die Alltagswelt gar nicht hat. Vorhin war er wie ein Feuerfest und prahlte mit Herrlichkeit und war nur ein Blendwerk; jetzt ist der Atlant ein Schatten geworden. Hören Sie nur! Er tobt wie eine Hölle, die einer im Herzen getragen und von sich geworfen hat."

Jetzt sprach in der Dunkelheit nicht mehr ein Mädchen, keine reife Frau, kein Mensch mehr zu mir. Es war ein Atom des alles durchdringenden Weltgeistes, das hier neben dem Atlant eine Stimme bekommen hatte, ein Wesen, das wie der Geist einer Toten aus dem Abenddunkel redete.

„Wie kann ein junges Mädchen, das jung, schön und gesund ist, die Welt und die Zukunft so argwöhnisch betrachten," sagte ich und versuchte ein wenig zu scherzen. Ich war aufgestanden und sah mich neben ihr, die zu einem Schatten geworden war, und die mir bei den zu Schatten gewordenen Hecken und Baumstämmen wie ein Stück der Feldbäume oder der schwarzen Hecke vorkam. Als wäre sie im Felde gewachsen und lebte wie ein schwarzer Ast Tag und Nacht unter freiem Himmel, so frei hatte sie sich von allen irdischen Grenzen fortgeredet. Mir schien, ihre Traurigkeit wäre schwarz übers Land geflossen und ihr Leid hätte

eine Nacht vor meine Augen und über das Roggenfeld und über den Himmel gelegt. Und in ihr grenzenloses Leid hinein glänzten nur ganz von ferne die Sternbilder der Fixsterne.

Ich wollte meinen Arm um sie legen, so wie das Dunkel alle Gegenstände zu Geschwistern macht und Arm in Arm mit Bäumen, Menschen und Feldern geht. Aber ich fand sie im Dunkeln nicht. Ich tastete an eine Baumrinde und stach mir einen Dorn der Hecke unter den Nagel meines Zeigefingers. Der blitzartige Schmerz, der mich durchzuckte, als die Hecke nach mir gestochen hatte, machte mich plötzlich nüchtern und vertrieb den Scherz, mit dem ich das Unglück des Mädchens von mir hatte fernhalten wollen.

Ich fühlte, daß ein so großes Leid, wie es diese Frau trug, erregend und erschütternd war gleich der Liebe, die sie einem Mann hätte bieten können. Und ich wollte meine ganze Zuneignung diesem Schmerz widmen und mit dem Mädchen der Traurigkeit huldigen, wie ich vorher gern ihrer Jugend und Schönheit gehuldigt hätte.

Ich enthielt mich jeder oberflächlichen Bemerkung und ging an ihrer Seite. Unsere Schritte waren lautlos im abendnassen Gras und im mehligen Wegsand, und manchmal streifte ein Ast voll Blätter unsere Wangen, und die Blätter waren naß, als weinten die Sterne über diesem Mädchen in das Gras und in die Heckenblätter, weil das Mädchen selbst nicht weinte.

Während ich einem tiefhängenden Ast auswich, streifte mein Gesicht in der Dunkelheit ihr Ohr; und nach dieser Berührung verhüllte sich meine Besinnung wieder. Ich begann zu zittern und sehnte mich, dieses jugendliche traurige Geschöpf an mich zu ziehen und ihm und mir den Schmerzbrand, den seine Seele verbreitete, mit Küssen zu ersticken. Es wäre dann alles so einfach gewesen, dachte ich mir. Fühlt sie sich verlassen, ist sie einsam, und sehnen wir uns beide nach Liebe, nach dem feuerhellen Atlant der Liebe, wie er uns heute aus dem Wagen in die Felder gelockt hat, dann sollten wir jetzt nicht in der verfinsterten Nacht-

welt gehen und uns an Trauer und Dornen stechen. Wir sollten uns die lichterhelle Liebe erschaffen, sollten uns einander in die Arme nehmen und unsere jungen Glieder Feuer fangen lassen am entzündeten und verliebten Blut.

Dann würde die Nacht von einem Horizont zum andern aufbrennen und uns verbrennen mit Glut und Genuß, und aus Leid würde Seligkeit wachsen, Lebensfreude, die mit donnernden Füßen ankommen würde, wie jetzt der nahe, laut aufstampfende Atlant.

Die unreifen Roggenähren rochen nach kräftigem Erdsaft, die Rotdornheckenblüten dunsteten wie Wein, der verschüttet am Wege strömte; und aus Bauerngehöften, die irgendwo in Efeu eingewickelt hinter fernen Hecken lagen, kam der warme Geruch von Tieren und Herdfeuern. Wie der inbrünstige Atem alles Irdischen strich er durch die kühlen Blätter der Hecke, an der wir entlang gingen.

Da wimmerte nicht weit von uns aus einem Bauerngehöft hinter einer Hecke eine winzige Kinderstimme. Die winselte wie ein kleines gequältes Kätzchen und näselte wie ein jammernder, dünnstimmiger Greis und war nicht zu beruhigen. Und man hörte am Laut, daß das Kind gewiegt und geschaukelt wurde, und daß es wahrscheinlich im Arm einer Mutter lag und vielleicht die Brust haben wollte, aber fassungslos quäkte und alle Lebensnot in seine Stimme legte.

„Ein Kind,“ sagte das junge Mädchen neben mir, und ich fühlte im Dunkel, daß es stehen blieb und horchte.

„O ich bin so froh, daß Sie wieder reden,“ entfuhr es mir. „Ich bin wie erlöst von Ihrer Stimme, als ob es wieder hell würde,“ sagte ich aufrichtig.

„Ja, ich bin auch erlöst,“ sagte sie, „ich habe meine Traurigkeit überwunden. Die Kinderstimme ist mir wie liebliche Musik. Alle Verzweiflung schweigt, wenn ich bedenke, daß ich bald Mutter werde, — ehe das Jahr vergeht.“ Sie sprach wie zu sich selbst, als hätte sie sich den Satz nachts im Dunkeln an ihrem Schlafzimmerfenster, wenn der Atlant donnerte, hundertmal wiederholt. Und sie hörte den Satz jetzt kaum, als sie ihn zu mir sagte.

Aber ich wurde wie verwandelt von dieser Aufklärung. Ich weiß nicht mehr, was ich ihr antwortete. Ich glaube, ich sagte, daß ich das ganz selbstverständlich fände, daß sie ein Kind erwarte.

Dann bot ich ihr meinen Arm an, um die junge Mutter im Dunkeln zu stützen, damit sie nicht stolpere und sich und ihre Leibesfrucht verletze. Eine Madonnenheiligkeit umgab plötzlich dies junge Weib an meiner Seite. — Sie legte ihre Hand in meinen Arm und ließ sich führen, als ob ich der Vater ihres Kindes wäre.

Der Mond ging wie eine Lampenglocke aus Milchglas über dem Schornstein eines niederen Bauerngehöftes auf und beleuchtete jede Strohspitze des mit trockenem Dünengras bedeckten Daches. Feierlichkeit und Friede strahlten von dem Mond dort oben am strohgepolsterten Hausdach auf und herab. Es war, als stiege das Gestirn behäbig, gütig und sanft, wie der verkörperte freundliche Familiensinn, aus dem Schornstein der Bauernhütte. Dickbackig sah mich der Nachtkamerad an, wie das gutgenährte Gesicht eines Wickelkindes in weißen Kissen.

„Ich brauche Sie wohl nicht zu bitten, daß Sie mein Geheimnis keinem verraten. Ich bin, um mit meinem Geheimnis allein zu sein, von Paris an den Atlant gereist. Hier lebe ich in selbstgewählter Verbannung. Aber bitte, vergessen Sie es, wenn Sie noch länger hier bleiben, und wenn wir uns morgen wieder sprechen. Vergessen Sie es, wie ich heute erst irrsinnig verzweifelt war und dann irrsinnig aufrichtig wurde."

Sie reichte mir die kleine, kühle Knochenhand, die mich wieder durch ihre Fleischlosigkeit erstaunte, die immer so rund und voll aussah, und sich doch wie die Hand einer Gestorbenen wächsern und knöchern anfaßte. Dann trennten wir uns im Hausgang des Gasthofes. Sie ging in ihr Zimmer, und ich suchte mein Zimmer auf. Und als ich die Tür schloß, war mir, als schließe ich einen Donner von Ereignissen hinaus, eine Reihenfolge von gewitterwolkigen Augenblicken, die ich in den Ohren noch wie ein Dröhnen

fühlte; als wäre ich an diesem Nachmittag über den ganzen Atlant hin und zurück und kreuz und quer zwischen lautsprechenden Brandungen gereist.

Mein mondhelles Zimmer umgab mich so licht, als ob es mit dem Phosphor aller schwülen Gedanken angefüllt wäre, als leuchte von der Decke und von den kalkweißen leeren Wänden blauglimmendes nächtliches Meerleuchten. Ich setzte mich auf einen Stuhl mitten im Mondschein und ließ das Zimmer wie ein Schiff schaukeln; und mein Kopf schwamm mir wie eine Nuß auf und ab auf den Ereignissen des Nachmittags und des Abends. Ein raschelndes Geräusch am runden Tische in der Zimmermitte weckte meine abwesenden Augen. Ich erkannte die Umrisse des kleinen Vogelkäfigs, den ich dem Kutscher anvertraut hatte, als das junge Mädchen und ich auf der Heimfahrt vom Waldfest draußen vor Pouldu den Wagen verlassen hatten. Die kleine junge Eule war wach geworden und sehnte sich nun in der Nacht nach Freiheit.

Manche Menschen werden wie die Eulen nur im Dunkeln wach und aufrichtig, sagte ich zu mir und zündete ein Streichholz an und beleuchtete den Vogelbauer. Mit mächtigen schwarzen Kugelaugen sah sich der dicke Eulenkopf nach mir um. Die Eule spitzte ihre Federohren wie eine Katze und sah mich an und sperrte hungrig den Schnabel auf. Ich nahm rohes Fleisch, das man mir auf einen Teller neben den Käfig gestellt hatte, und fütterte dann, als das Streichholz erlosch, im Mondschein die Eule wie ein Kind.

Mutter, hat sie gesagt, wird sie, ehe das Jahr vergeht. Mutter, überlegte ich. Und warum hatte sie das Gras ausgerissen und verzweifelt den Erdboden mit ihren schmalen Händen geschüttelt? Ein Mann, an den sie täglich Briefe schreibt, die sie draußen in dem Briefkasten am Dorfende in den Kasten wirft, kann nicht schuld an ihrer Verzweiflung sein. Denn dann würde sie nicht täglich schreiben, wenn er sie verlassen hätte. Wahrscheinlich ist die Furcht vor den Eltern, vor den Anstandsgesetzen, vor der Heimat der Grund dieser Verzweiflung; die Furcht vor Nahrungssorgen

vielleicht auch. Diese kleine Eule hier im Käfig müßte jetzt ja auch verhungern, weil man sie von ihrer Mutter aus dem Nest genommen hat. Sie kann sich kein Fressen suchen. Wenn ich sie jetzt im Mond fliegen lasse, muß sie verhungern und wird von den Katzen auf dem Scheunendach geholt.

Das arme Mädchen mußte sich freiwillig hier an den Atlant in die Verbannung geben, mußte fliehen vor den grausamen Vorurteilen widernatürlicher Gesellschaftsgesetze! Wer darf einem Menschenherzen, wenn es liebt, ein Gesetz zur Hemmung der Liebe entgegensetzen? Wer darf so frevelnd sein, den Göttern der Liebe Geduld zu predigen, — Geduld, bis Heiratsscheine, Verlobungsanzeigen und Standesamtsbewilligung, Aussteuer, Möbel und Wohnung angeschafft sind. Darf die Liebe nicht aufblühen über Nacht wie Roggen und Rotdornhecken im Mai? Darf die Liebe nicht eines Abends über zwei Menschen kommen wie ein Sonnenuntergangsfeuer über den Atlant? Wie die Wärmewolke, die im Abenddunkel alle Wollust vom Tag in die Nacht hinüberträgt? Muß ich da erst Kreisregierungsstempel, Stempelmarken und Zeugenunterschriften abwarten? Aller Triumph der Gottheit Liebe wird gebrochen, wenn die Liebe nicht heimlich, göttlich überraschend und nicht selig unerwartet zwei Menschen hinter den Maienhecken und im Abendtau überraschen darf. Ahnt die Menschheit nicht, daß sie die besten aus ihrer Gesellschaft verstößt, wenn sie impulsive, göttlich feurige Menschen zu kühlen Lebensrechnern umwandeln will? Wenn die Menschheit die Impulse nicht als Naturwillen und Gotteswillen betrachtet, wird aus dem freien, herrlichen Menschengeschlecht ein unfreies, berechnendes Ameisenhaufengeschlecht erwachsen, Ameisen, — denen die Regelung der Ameiseneierschutzfrage höher steht als die freie impulsive Zuchtwahlfrage der liebesheiligen Augenblicke. —

Ich zündete ein Streichholz an: da saß die kleine Eule satt und zufrieden im Käfig auf meinem Schoß. Ich hatte sie ebenso gut gefüttert und hütete sie vielleicht noch besser als ihr Eulenvater und ihre Eulenmutter, die sie nicht genügend vor den Nesträubern

geschützt hatten. Ohne Vater und Mutter könnte man zur Not weiterleben und aufwachsen; ob man auch ohne die Liebe der Geliebten satt und zufrieden leben kann, — das wissen wenige kurz und bündig zu beantworten. Das muß sich jeder selbst und nur für sich beantworten; und keiner darf Richter sein über seine impulsiven Nachbarn.

Als ich den Eulenkäfig auf den Tisch stellte und endlich eine Kerze anzündete, da fand ich einen Brief und ein Telegramm auf dem Tisch, die ich vorher nicht bemerkt hatte.

Der Brief war eine längst ersehnte Antwort und das Telegramm gleichfalls: ich sollte als Abgesandter einer geographischen Gesellschaft eine Reise nach Mexiko antreten; mein Schiffsplatz auf einem Dampfer der Bremer Norddeutschen-Lloydlinie war schon bestellt, ich durfte diesen Dampfer, der Southhampton anlief, in den nächsten Tagen schon erwarten und mußte schleunigst zu diesem Zweck über St. Malo über den Kanal nach England reisen.

Also, der Atlant sollte mich aufnehmen! Wäre ich heute abend in ewigem Feuer aufgegangen, so hätte mich das ewige Wasser nicht forttragen dürfen, dachte ich. So aber würde es gut sein, auf die unendlichen Wassermeilen hinauszuziehen, — besser, als hier am Ufer einer Begegnung nachzuhängen, die mich mehr erschütterte, mehr als es wahrscheinlich alle atlantischen Sturmnächte würden fertigbringen können. —

Am nächsten Tag hing ein wasserreicher Himmel draußen vor den Fenstern. Ich wanderte, ehe es zu regnen begann, noch einmal ans Meer; der Himmel hatte wie ein graues Löschpapier die Atlantgrenzlinie in sich aufgesogen, und nur die weißen Schaumränder unten an den Klippenrändern zeigten in ihrer Beleuchtung, daß der Nebelhimmel einen großen lebenden Meerkörper einhüllte, der an den Rändern der Ufer zuckte und sich unter dem Nebel kommend und gehend krampfte.

Dann schossen die Wasser vom Himmel, als wären Wasserfälle in den Wolken, die senkrecht über die Landschaft stürzten. Die Zimmer im Gasthof wurden

dunkel, und der Sturzregen spülte an den Scheiben wie der Wellenschlag eines Meeres herab. —

Bei Tisch erschienen alle, selbst die Österreicherin aß nicht auf ihrem Zimmer. Sie saß beim Essen im Lodenmantel und mit dem Strandhut auf dem Kopf und fragte mich über den Bleistift aus, ob ich gut mit dem Karbonbleistift zeichnen könnte; und ihre Augen waren lebhaft erregt, wie das schallende Regenwasser, das draußen rund um das Haus tanzte und hallte.

Bei dem Wassergebraus mußten alle sich lebhafter zuschreien, und die Wolkendunkelheit im Zimmer gab den Menschen ein unerwartetes Zusammengehörigkeitsgefühl. Denn die Regenfinsternis, die immer dunkler vom Atlant her über die überschwemmte Landstraße heraufzog, war wie der Anfang einer drohenden Katastrophe aufregend und machte alle Zungen geschwätzig.

Man erzählte von Hochfluten, die so plötzlich hereingebrochen wären, daß in knapp einer Stunde das Wasser vom Meer her den Fluß ins Dorf getrieben hätte und im Gasthaus alle Zimmer unten hätten geräumt werden müssen. Und man zeigte sich im Eßzimmer die dunkeln Wasserflecken an den gekalkten Wänden, die angaben, wie hoch das Wasser beim letzten Unwetter gestiegen war, — so hoch, daß die Seefische zu den Fenstern aus und eingeschwommen waren und sich in Eßtischhöhe im Zimmer getummelt hatten.

Ich erzählte darauf, daß ich am nächsten Morgen abreisen wollte: nach England, und dann über den Atlant nach Neuyork und Mexiko. Und ich scherzte und meinte, der Atlant würde hoffentlich nicht vor meiner Abreise ins Haus hereinbrechen; ich wollte ihm ja gern schleunigst entgegenreisen, damit er nicht Lust bekäme, mich hier im Hause persönlich abzuholen.

Nun begann ein großes Hallo unter den amerikanischen Malern darüber, daß ich nach den Vereinigten Staaten reisen wollte. Und die Engländerin war erfreut, daß ich zuerst nach ihrer Inselheimat

39*

fahren würde. Die Österreicherin war eine Weile still. Dann sah sie satt und scheinbar zufrieden vom Essen und von ihrem Teller auf, und ich mußte an die verlassene kleine Eule denken, die auf meinem Zimmer stand. Wir sahen uns beide einen Augenblick durchdringend und abschiednehmend an.

Da fragte sie mich schon: „Und wenn Sie abreisen, darf ich Ihre kleine junge Eule in mein Zimmer nehmen und sie füttern?"

Sie hat mehr Mutterinstinkt als Liebesinstinkt, dachte ich beruhigt und gab ihr mit Freuden die verlassene Eule. —

Am nächsten Morgen, als noch alles schlief und auch der Regen ruhte, sollte ich in dem Wagen, der mich vor drei Tagen auf dem Windmühlenweg an den Atlant gebracht hatte, nach Pouldu fahren.

Als ich mein Zimmer in der Morgendämmerung verließ, fand ich außen an meiner Tür mit Kreide große Buchstaben angeschrieben, die sagten: „Lebewohl und glückliche Reise über den Atlant nach Mexiko!" Und die Engländerin und die Amerikaner hatten sich auf dem Türbrett großzügig unterschrieben.

Daß ich unter den langen weißen Kreidebuchstaben auf dem braunen Türbrett den Namen der Österreicherin nicht fand, stimmte mich etwas kopfhängerisch. Während in der alten dunkeln Bretagneküche unten im Haus ein Reisigfeuer pfauchte, das meinen Morgenkaffee kochen sollte, ging ich im weißgetünchten Korridor auf und ab und betrachtete mit Wehmut den europäischen Gasthof, den ich jetzt mit mexikanischen Hotels vertauschen mußte. Das ganze Haus war weißgetüncht und alle Treppen voll weißer Tünchflecken, da das Gasthaus sich für die Sommerzeit zum Empfang der Badegäste vorbereitete. Im Hof besah ich mir nochmals die aufgestapelten Planken, Türen und Türrahmen, — Überreste untergegangener Dampfer, die, als Strandgut angeschwemmt, hier aufgespeichert lagen wie Brocken, die dem alles zerkauenden Meer aus dem Maul gefallen waren. Ich sah im Geist die Klippen draußen, das Felsenufer des Atlant, das wie ein Riesenkiefer aufgesperrt lag, und sah die

Wellenfläche wie einen gähnenden glänzenden Schlund, der stündlich bereit lag, Weltteile und jeden Abend die Sonne zu verschlingen.

So verschlang mich jetzt das Leben draußen und trieb mich von der dreitägigen Begegnung am Atlant, von dem jungen Weib für immer fort. Und wir würden vielleicht kaum jemals eine Nachricht voneinander empfangen und weniger von den Schicksalen des andern erfahren, als man von untergegangenen Schiffen erfährt.

Ich stieg in meinen Wagen, der mit mir auf die Flußfähre fuhr, um überzusetzen, da ich diesmal eine andere Bahnstation als die, an der ich angekommen war, erreichen mußte, um mich nach St. Malo zu finden.

Die Morgendämmerung machte den sonst feuerblauen kleinen Fluß grau, und Wolken hingen einförmig wie dumpfe Matratzen am Himmel und sperrten die Welt ein; die lange Düne lag wie ein Haufen Spinnweben in den Morgendünsten.

Ich sah mich auf dem Fluß nochmals nach dem Gasthaus um, das stand wie ein weißer Dominostein mit seinen sechs schwarzen Fensteraugen an der Landstraße. An einem der Fenster aber winkte ein kleiner weißer Fleck. Es war eine Hand mit einem Taschentuch, die da winkte, aber das Gesicht konnte ich nicht erkennen; es war von der Zimmerdämmerung beschattet.

Ich winkte mit meinem Taschentuch zurück. Dann rollte der Wagen mit mir in den Wald. Fluß, Gasthaus und dahinter die Küstenplateaus verschwanden.

Gewöhnlich, simpel und unsagbar dürftig empfand ich Wald, Felder und das Innere des Landes, als ich mich von der Gewalt des atlantischen Riesen und von der Gewalt der anziehenden Begegnung getrennt sah.

Viele Monate später, als mich in Mexiko nur noch der Graphitkarbonstift an die junge Dame am Atlant erinnerte und mich eine Wasserflut von tausenden Seemeilen von Europa und der Küste der Bretagne trennte, erhielt ich eines Tages von der Londonerin

einen kurzen Brief, worin sie mir mitteilte, daß die Österreicherin sich in Paris erschossen habe.

Ich hatte mich also getäuscht, dachte ich, als ich mich vom Schrecken dieser Nachricht etwas erholt hatte. Ich täuschte mich, als ich bei dem lebensvollen jungen Weibe mehr Mutterinstinkt als Liebesinstinkt voraussetzte. Denn die Londonerin schrieb, sie habe gehört, ein junger Pole, der in Paris der Geliebte der Österreicherin gewesen, habe die Dame aus Furcht vor dem Skandal verlassen, und sie selbst habe aus Sehnsucht nach dem Geliebten und aus Angst vor der Schande den Tod gesucht. Der Mutterinstinkt hatte sie nicht am Leben erhalten können, und sie hatte sich in sich selbst getäuscht, als sie an jenem Mondscheinabend bei dem Bauernhaus, in dem das Kind wimmerte, zu mir sagte: „Alle Verzweiflung schweigt, wenn ich bedenke, daß ich Mutter werde, ehe dies Jahr vergeht."

Nun war sie eine Tote geworden, ehe das Jahr vergangen war; und ich hatte das Gefühl, als ob sie von der Küste fort, stehenden Fußes auf den Atlant hinaus gewandert sei, ruhelos suchend nach der großen unvergänglichen Liebe, die unter allen Meeren der Welt das endloseste und tiefste sein soll, — so wie sie gläubig am Atlant auf den Dünen es sich geträumt hatte, als die Kinderflöte im Sand mit der Lerche im Abend um die Wette musizierte und der Vollmond ihr nachging, der so weiß war wie ihr bleicher Anbeter jetzt, — der Tod.

2

Raubmenschen

Der Dampfer „Prinzregent" vom Norddeutschen Lloyd war auf dem Wege nach Neuyork.

Nun endlich hatte ich den langersehnten Atlant am Tage unter meinen Stiefelsohlen und nachts unter meinem schmalen Kabinenkopfkissen. Die ungeheure graue schwankende Wasserlinse hob und senkte sich draußen vor den Kabinenfenstern, als wäre rundum

ein unermeßliches unterirdisches Wasserbeben, das nie endete. Und der große Lloyddampfer erschien mir wie ein wanderndes Riesenschneckenhaus, das viele hunderte Menschen forttrug.

Immer fand ich: nirgends vergißt man die Vergangenheit schneller als auf dem sich fortwährend verwandelnden Meer, und nirgends träumt es sich angenehmer von der Zukunft als auf einem vorwärts stampfenden Lloyddampfer. So vergaß ich auch schnell die Begegnung am Atlant, die mir unauslöschlich ins Gedächtnis und ins Gefühl geprägt erschienen waren, noch in Southhampton, ehe ich mich auf dem Amerikaboot einschiffte. Das Gesicht der jungen Dame im Lodenmantel zerschmolz wie gewärmtes Wachs in meiner Vorstellung, und ich konnte es auf dem Atlant nicht mehr fest in seine sicheren Züge prägen. Alles, was ich zuletzt erlebt hatte, verließ mich wie der gewaltige Rauch aus den Schloten des Dampfers, der sich unförmig ballte, tief sank und als undurchsichtiger Kohlennebel hinter dem Schiff zurückblieb.

Mit dieser Begegnung am Atlant ist für mich natürlich keine große Leidenschaft verbunden gewesen, sagte ich mir, sonst würde das Erinnerungsgefühl in mir größer als der Atlant sein, sonst würde das Meer meine Sinne und meine Seele nicht berauschen, sonst würde ich taub sein gegen Wasser, Luft und Wanderlust, gegen Zukunft und Gegenwart und würde den Atlant als den grauen Lodenmantel der jungen Künstlerin ansehen, die Abendsonne als den runden Kopf der Dame und den Abendhimmel als den großen Malerschirm, unter dem sie immer auf den Klippen von Pouldu gesessen und gemalt hatte.

Mir war aber bald alle Rückerinnerung auf der schwanken Wassermasse verloren. Das quallenweiche Meer und der breiige Wolkenhimmel darüber erschienen mir an grauen Regentagen zusammen wie der immense Magensack eines vorweltlichen Tieres, und das Schiff schwamm wie ein Happen zwischen den schlappen und knetenden Wolken und Wellen. Der Atlant fesselte alle meine Aufmerksamkeit; er gab meinen Sinnen festlich gruselnde Vorstellungen.

Am Schiffsgeländer, wenn die Wellen wie grüne Glasgehäuse sich aufbliesen und zerplatzten, mußte ich mir sagen, daß ich tausende von Metern hoch über einem Abgrund wanderte, wie ein Seiltänzer auf einem Drahtseil, das zwischen dem Gletscher der Jungfrau und dem Montblanc gespannt wäre, und daß unter mir das Tal, das unendlich tiefe Tal des Atlant läge. So tief war der Abgrund, daß die Sonne durch das glashelle Wasser nicht mehr hinunterscheinen konnte und dort unten Fische ohne Augen in ewiger Blindheit lebten. Der Atlant beschäftigt den Neuling unausgesetzt.

Mit Verwunderung staunte man immer wieder, und erwartete zuerst fast in jeder Stunde einmal, daß das schwere massive Schiff, das mit arbeitenden Eisenmaschinen angefüllt ist, senkrecht untersinken und der Lust unterzutauchen nachgeben würde, und man beobachtete fast ungläubig, daß es wie ein korrekter Schwimmer ewig auf der Oberfläche des Meeres blieb, ohne Laune, ohne Ausruhen, und daß es scheinbar ohne Schwergewicht auf den Wellenwalzen fortrannte.

An der Tafel im Speisesaal saß ich neben dem Schiffsarzt, der ein Münchener war, und der es sich, ebenso wie die Schiffsoffiziere und der Kapitän, angelegen sein ließ, die Herren und Damen bei guter Reiselaune zu halten und die Gesundheit der Seereisen zu loben; er wiederholte immer, daß die Reise über den Atlant als eine Nervenkur angesehen werden müßte, — etwas, was ich gar nicht verstehen konnte. Denn es gibt für schwache Nerven wohl nichts Aufregenderes, als das Bewußtsein unzähmbaren Elementen auf Gnade und Ungnade für Tage und Nächte preisgegeben zu sein. Was hilft da die gute Luft, die man preist, und mag sie auch noch so bazillenfrei sein, wenn einen die Seeangst einmal packt, — die Angst vor dem ewig sich hin und her wälzenden Rücken des Atlant und die Angst vor dem Hohlraum darüber, vor dem Orkanloch, zu dem der Himmel jeden Augenblick werden kann, wenn er sich wie ein spitzer Trichter über dem Schiff oder am Horizont hin verengt, ver-

dunkelt von Wolkenqualm, daraus der Sturm wie eine gigantische Bestie aus einer Höhle heraus heult, so daß das Schiff mit allen Tauen und Rahen zu winseln beginnt wie ein getretener Hund!

Auch die Seetüchtigen, die Engländer und Amerikaner wurden, wenn ein Sturm zu lange tobte, ein wenig gelb im Gesicht, als wäre gelber Senf statt Blut in ihren Adern. Und nun erst die Deutschen! Die waren bald alle gelbgrün. Keine Dame erschien mehr an der Tafel, als der Sturm drei Tage dauerte. Nur eine amerikanische Journalistin, eine vielgereiste und kaltblütige, fesche Dame, blieb an der lückenhaften langen Tafel als einzige Frau neben dem Kapitän sitzen, und sie ließ sich bei jeder Mahlzeit von allen Herren wegen ihrer Standhaftigkeit beloben und erschien auch stets in einer andern Toilette, in der sie leuchtete, nagelneu und in der Ferne wirkend. Trotz Sturmgepolter, trotz Salzregen und Wellenstürzen, die das Deck wuschen, ging diese einzige Gesunde nach Tisch mit uns auf die Deckpromenaden und lachte alle Gelächter jener andern Damen, die unten in ihren Kabinen krank lagen, und redete alle Gespräche, die die andern Damen nicht reden durften, so daß sie zuletzt auch den seetüchtigen Männern schlimmer erschien als der Sturmanfall und unbequemer den Gesunden als die Seekrankheit den Kranken.

„Immer gibt es so eine auf allen Meeren," sagte der Kapitän zu mir, „und sie werfen immer triumphierende Blicke umher, daß einem bei ihren Blicken ist, als flöge einem lästiger Kohlenstaub ins Auge. Und wenn sie sich einem Mann anschließen, sind sie so luftig und kühl ins Leere strebend wie ein Kinderluftballon, den man sich im Knopfloch festbindet, und der gar nichts mit der Erde zu schaffen hat."

Neben meiner Kabine war die Kabine eines Ehepaares, junger Leute, die in der Schiffsliste als „aus Paris" kommend eingeschrieben waren und als Beruf „artistes" in dem Schiffsbuch angegeben hatten.

„Artistes", sagte der erste Offizier, „das können Zirkusleute, Varietéleute oder Jahrmarktsleute sein. Die Dame und der Herr sehen aber gar nicht danach aus."

„O ja," meinte der Münchner Arzt, „die Dame hat ihr Haar gefärbt, das sieht man auf eine Meile."

„Solche gelbe Haare habe ich oft bei Engländerinnen gesehen," behauptete der Schiffsoffizier. „Sehen Sie sich nur die Wimpern und die Schläfenhaare der Dame an, die sind ebenso auffallend blond und nicht gefärbt."

„Fragen wir doch den Ehegemahl," schlug ich scherzend vor, „oder die Dame selbst, ob ihre Haare gefärbt sind."

„Wenn Sie die Dame zu fragen wagen, ob ihr Haar gefärbt ist, spendiere ich drei Flaschen Champagner," sagte der Kapitän, der eben auf dem Deck an uns vorbeiging und dem Rest des Gespräches zugehört hatte.

„O, das ist alles gar nicht nötig," rief die nie ausbleibende amerikanische Journalistin durch das runde Kabinenfenster des Rauchsalons. „Ich habe die Dame bereits gestern interviewt. Sie färbt ihr Haar, sie hat es mir eingestanden. Sie kommt deshalb bei Regenwetter nicht auf Deck, weil dann die Farbe abgeht."

Und wieder sandte die übergesunde Amerikanerin ihre Triumphblicke auf uns alle, denn ihr amerikanisches Haar war echt und färbte nicht ab; sonst wäre sie nicht im Unwetter täglich auf Deck gekommen. Dies riefen ihre Augen in allen Sprachen durch den Sturmlärm.

Nach diesem Gespräch vergaß ich die blonde Artistin nicht mehr und suchte sie an sturmfreien Tagen überall auf dem Deck. Ihren Mann, einen zarten, kleinen jungen Mann, beachtete ich erst gar nicht. Ich fand nur, seinem Aussehen nach hätte er gar nichts in Amerika zu suchen, denn er schaute viel zu verträumt und ein wenig langweilig vor sich hin. Wie hätte ich ahnen können, daß diese beiden späterin meinem Leben einen Platz einnehmem würden, noch viel wichtiger als der, den in diesem Augenblick der Atlant in mir eingenommen hatte.

Nie vorher in meinem Leben hatte ich Europa verlassen, und ich wußte nicht, ob ich etwas verlieren oder vermissen würde, wenn ich die Kontinente wechselte. Vorläufig fühlte ich nur eine Neugier vor dem großen

Unbekannten, vor Amerika, und vor den neuen Schicksalen, die mich dort erwarten würden.

Ich hatte mir niemals klar gemacht, daß ich Europäer war; bisher, wenn ich in Europa nach Rußland, Italien, Norwegen oder Frankreich und England gereist war, hatte ich nur gewußt und überall empfunden, daß ich geborener Deutscher war, — aber als Europäer hatte ich mich nur gefühlt, wenn ich zufällig einmal in Berlin oder Paris einen Amerikaner sprach, oder wenn ich einen Atlas aufschlug und die Erdteile mit dem Zeigefinger bereiste. Nun aber, je näher wir mit dem „Prinzregent" ans Ziel kamen, desto unsicherer wurde ich vor dem großen Kontinent, der mich erwartete; und um dem Riesenerdteil ein Gleichgewicht an Selbstbewußtsein entgegenzusetzen, genügte es nicht mehr, daß man sich im stillen einen Deutschen nannte. Man mußte zu größeren Überblicken greifen und sich als Europäer fühlen, — nur so konnte man vor dem unermeßlichen Einheitsland noch einiges Persönlichkeitsgefühl bewahren. Sonst würde man sich verschluckt gefühlt haben wie eine verlorene Boje im Atlant, sagte ich mir.

Einen Tag vor Neuyork fühlten wir eisige Luft; und da es Mitte Juni war, fürchtete der Kapitän, wir würden schwimmenden Eisfeldern begegnen, die sich um diese Jahreszeit in den nördlichen Eismeeren loslösen und mit der Strömung südwärts der amerikanischen Küste entlang treiben.

Die Gefahr ist dann die, daß ein Schiff von solchen Eisflächen weit südwärts geschleppt werden kann und seinen Kurs aufgeben muß.

Das Wort „Eisberge" brachte alle Passagiere auf Deck; und da der Sturm sich gelegt hatte und nur ein feiner Nebel fiel, erschienen alle Damen wieder. Auch die Dame mit dem gefärbten gelben Haar erschien an der Seite ihres Mannes, der noch kleiner und noch unscheinbarer neben der schönen, großen, elastischen Gestalt einherging.

Ich verwünschte im stillen die Journalistin, die mir verraten hatte, daß das Haar der schönen jungen Frau gefärbt sei. Denn ohne diesen Verrat hätte man dies seidige, feuergoldene Haar recht gut für

echtes Blond halten können, wenn es auch als ein sehr seltenes, kostbares Goldblond jedem sofort glücklich auffallen mußte. So aber, da die blonde Dame es der interviewenden Amerikanerin selber eingestanden hatte, daß sie sich das Gold mit Pariser Tinktur ins Haar färbe, hatte dies Goldblond, wenn es auch noch so natürlich schien, keinen nachhaltigen Reiz für meine Bewunderung. Denn ich mußte dabei immer die triumphierenden Augen der Amerikanerin sehen, die ihren Spottblick öffentlich vor allen Herren hinter dem Rücken der Dame über jenes Haar gleiten ließ.

Es regnete fein; und die Reisemützen tief in die Stirn gezogen, die Kragenmäntel aufgeschlagen, standen überall auf Deck Herren mit Feldstechern umher und suchten den Horizont nach Eisbergen ab.

Man erwartete bei jeder Kopfwendung, daß einer rufen würde: „Eisberg in Sicht!"

„Und dieses nennen Sie eine nervenberuhigende Fahrt, Herr Doktor?" hörte ich den kleinen Mann der blondgefärbten Dame auf Deutsch zum Schiffsarzt sagen. „Erst Sturm, dann jeden Morgen, Mittag und Abend die gräßlich nervenerschütternden Trompetensignale der Stewards auf den Schiffspromenaden! Meine Frau bekommt immer einen Nervenschock, wenn der Trompeter mit seinem schmetternden Blechinstrument am Kabinenfenster vorbeigeht. Und nun, da der Sturm vorbei ist, stehen uns noch Eisberge zur Nervenglättung bevor?"

Der Münchner Arzt wußte nicht, was er sagen sollte. Er lachte und berief sich fortgesetzt auf Sauerstoff und Bazillenreinheit und auf das gute Essen, das wie in einem Hotel allererster Klasse wäre! Dann lief er davon und ließ den kopfschüttelnden jungen Mann stehen.

Der junge Artist und ich, wir sahen einander einen Augenblick an. Er schaute dann verächtlich lächelnd dem eiligen Doktor nach, und ich lachte auch. Damit war eine leichte Anknüpfung zwischen uns entstanden, ohne daß wir dies beabsichtigt hatten. Die junge Artistenfrau aber sah ins Meer, geradeaus; ihr Blick blieb eisig unberührt. Sie stand da, als reise sie als

einziger Passagier ganz allein auf dem großen Schiff über den großen Atlant in das große Amerika, und ihr starrer Blick war so frostig, als könne er Eisberge erschaffen, wenn er wollte. Wie kann nur eine so hünenhafte und sichtbar großzügig und heroisch angelegte Frau an solch kleinliche Mittel wie das Färben ihres jungen Haares denken? mußte ich mich wieder fragen. — Ja, wäre sie älter und schon etwas grau gewesen, dann hätte ich diese weibliche Schwäche verstanden; aber so schien es mir lächerlich. Und trotzdem, je länger ich sie auf die Haarfarbe hin ansah, desto weniger konnte ich mir denken, daß sie mit einer andern, weniger goldenen Farbe so schön gewesen wäre. So heroisch, wie sie jetzt aussah, — dazu paßte das auffallende Goldblond, das im grauen Nebel immer noch leuchtete, als wäre es von Hochsommersonne durchtränkt, und das einem mitten auf dem Atlant, sogar mitten in der Regenstimmung, die Freude irdischer Erntetage, den Juli mit goldenem Roggen und senkrechter Sonne und den Oktober mit Rheinwein in schweren Humpen kräftig und großzügig vor die fünf Sinne hinstellte.

„Ich glaube, daß die Blonde eine große Opernsängerin ist,“ sagte der Kapitän zu mir, als ich ihn etwas später auf der Kommandobrücke besuchte und er meinen Augen folgte, die überall dem goldenen Heldinnenkopf der Artistin nachsahen. „Sie ist jedenfalls nicht alltäglich,“ meinte der erste Steuermann. Auch der Mann, der das Rad zwischen seinen Fäusten drehte, strich sich einen Augenblick den Schnurrbartzipfel und rückte seine Schultern männlich zurecht, als er der Dame drunten auf dem Deck nachsah, die ihren Kopf leuchtend wie einen goldenen Helm trug.

„Und ihr Mann zählt gar nicht mit,“ meinte der derbe Steuermann lachend, über die Schulter, zum Kapitän. Und ich fand das auch.

Wenn es eine Frau fertig bringt, die Aufmerksamkeit eines ganzen Ozeandampfers vom Kapitän und von den Passagieren an bis zur Mannschaft zu erwecken, dann geht es doch nicht ganz mit natürlichen Dingen zu, dachte ich bei mir; und diese auffallende

Frau fing an, mir ein wenig unheimlich zu werden. Aber ich hatte nicht lange Zeit, mich eingehender mit den beiden Artisten zu beschäftigen. Am nächsten Mittag sollten wir schon in Neuyork einlaufen. Beim üblichen Kapitänessen und dem darauffolgenden Abschiedsball am Vorabend der Ankunft blieben die Artisten unsichtbar. Sie erschienen erst wieder am nächsten Morgen, als draußen bei Coney Island der Lotse und der Hafenarzt auf den Dampfer kamen und ein paar Zeitungsjungen mit auf Deck kletterten, die den Passagieren riesige Neuyorker Tageblätter verkauften.

Dies war der erste amerikanische Willkommgruß: Zeitungen!

Fünf Minuten später gab es von den Passagieren nicht einen, der nicht hinter dem Neuyork-Herald, der Morning Post, der Brooklyn Times, dem Philadelphia Speaker und so weiter verschwunden gewesen wäre, mit Ausnahme des Artistenpaares, das am Geländer stand und dort streitend eine Sprache sprach, die mir Holländisch oder Böhmisch zu sein schien. Ich stand mit dem Rücken gegen sie; plötzlich schwiegen beide auffallend schnell, so daß ich unwillkürlich meinen Kopf nach dem Paar umwenden mußte, — und da sah ich, daß die blonde Dame weinte, daß die Tränen von ihren Wangen rollten, und daß der junge Mann mit seiner krampfhaft geballten, auffallend kleinen Männerhand dem Schiffsgeländer einen leichten Stoß gab, als wolle er damit das Schiff rascher vorwärts und aus einer peinlichen Situation forttreiben.

Das ist vielleicht ein Mädchenverkäufer, dachte ich, — irgend so ein schwarzhaariger Rumäne, Bulgare, Kroate oder Serbe, dieser junge schmalschulterige und unsichere Mann. Er war zu ungeduldig und zu verschwiegen zugleich und zu hitzig, um bloß ein Deutscher zu sein. Will er gar die Blonde in Neuyork verkaufen, weil sie weint und aussieht, als würde sie von einem tragischen Schicksal über den Atlant geschleppt? Und ich lachte innerlich über diesen meinen plumpen Gedanken.

Die beiden Leutchen wurden mir immer interessanter. In demselben Augenblick schmetterte das Trompetensignal, das zum letzten Mittagessen rief. Alle Zeitungen raschelten, und alle Köpfe der Passagiere erschienen wieder auf dem Schiff, mit Gesichtern, teils vom Lesen abwesend gemacht, teils erregt und gesprächig, als ob alle vom Lande aufs Schiff zurückkehrten.

Man setzte sich zu Tisch, die Damen waren vollzählig und schon in Straßentoiletten mit Sommerhüten auf den Köpfen. Nur die blonde Artistin hatte noch immer ihr warmes haselnußfarbenes Reisekleid aus Manchestersamt an und hatte keine Promenadetoilette für Neuyork angelegt.

„Die wird es aber warm kriegen im Samtkleid auf dem Neuyorker siedendheißen Sommerpflaster,“ flüsterte mir der Münchner Arzt bei Tisch ins Ohr, mit einem spöttischen Blick auf die Blonde, die uns gegenüber neben dem ersten Offizier saß.

Sie sah noch etwas verweint aus; aber der junge Ehemann war kaltblütig wie immer und beachtete es nicht, daß die Hand seiner Frau zitterte, wenn sie das Glas hob.

„Der Kerl ist empörend kaltblütig, der Mann von der Blonden,“ sagte ich leise zum Doktor. „Ich halte ihn für einen Mädchenhändler.“

„Um Gottes willen, sagen Sie das nicht laut!“ flüsterte der Doktor und klapperte heftig mit Messer und Gabel. „Dieser Mensch hört und sieht alles. Er ist mir unheimlich, wenn ich ihn auch nicht gerade für einen Mädchenhändler halten möchte.“

Ehe man noch das Dessert auftrug und die siebzehn Mann starke Hauskapelle des Dampfers Abschiedsstücke im Vorsaal des Speisesaales spielte, erhoben sich viele Passagiere, um die Einfahrt in den Hudsonriver zu sehen und das gigantische Neuyork.

Der Doktor begleitete mich auf Deck und erklärte mir die Lage der Weltstadt.

Wir passierten eben die eiserne Freiheitsstatue, dahinter mit bläulichem Ton das Meer und die Küstensilhouette in silberblauem Metallglanz des Mittagslichtes uns blendete.

Die Riesenstatue sah wie eine kleine Bleifigur mitten in den Riesenlinien von Meerfläche und Küstenflächen aus. Wie eine Nippfigur auf einer bronzenen Tischplatte. Der Doktor erklärte mir:

„Millionen Vögel schlagen sich jedes Jahr die Köpfe an der elektrischen Laterne der Freiheitsstatue entzwei, hunderte liegen jeden Morgen am Sockel unten tot.“

Ich stand noch und staunte und beklagte im Geiste die armen Vögel.

„Wissen Sie, was ich eben erlebt habe?“ hörte ich plötzlich neben mir den ersten Offizier zum Doktor sagen. „Die Blonde bekam, als sie aufgestanden waren, einen Weinkrampf, und ihr Mann mußte sie vom Tisch fort in die Kabine begleiten. Er blieb aber nicht lange vom Tisch fort, sondern kam bald zurück und war durch diesen Zwischenfall wie verwandelt. Er begann gesprächig zu erzählen, daß seine Frau Amerika und Neuyork hasse und es nicht erwarten könne, bis sie nach Mexiko kämen. Als sie hörte, daß wir jetzt nach Neuyork kommen, wollte sie gar nicht in die Stadt, sondern sofort aufs nächste Schiff und nach Mexiko weiter, und ihr Mann konnte sie kaum beruhigen und kaum überzeugen, daß sie drei Tage bleiben müßten, da das nächste Schiff nach Vera Cruz erst am Donnerstag von Neuyork abgeht.“

„Ach, da bekommen Sie ja weitere blonde Reisegesellschaft bis Mexiko,“ rief mich der Doktor an. Aber ich hatte jetzt keine Zeit und hörte nur halb hin, — ich mußte Neuyork erwarten. Und das Leiden der amerikahassenden Europäerin interessierte mich augenblicklich gar nicht. Der erste Offizier sprach weiter: „Es ist ganz unmöglich, daß die beiden rätselhaften Menschen Artisten sind. Als ich ihn danach fragte, lächelte der junge Mann hochmütig, als wollte er sagen: Sie verstehen ja auf diesem Schiff doch nicht, was ich bin.“

Der Offizier wurde jetzt gerufen und lief fort. Der Doktor sagte zu mir: „Am Ende ist er Arzt wie ich und will das gelbe Fieber in Mexiko studieren. Er

könnte gut ein Arzt sein. Er hat neulich ausgezeichnete Sachen über Therapie gesagt."

Ich sah mit dem Fernglas über den Meerarm und hörte nur mit einem Ohr die Neuigkeiten über die beiden Artisten an.

Unregelmäßig hoch in die Luft geschossen, erschienen in der Ferne Reihen von seltsamen viereckigen hohen Schornsteinen, wie ich sie in solcher Breite und Höhe vorher nirgends auf der Welt gesehen hatte.

„Was ist das?" fragte ich ahnungslos den Doktor.

Er lachte. „Die Wolkenkratzer," rief er dann. „Wer das noch nie gesehen hat, glaubt nicht, daß Neuyork einen solchen Eindruck machen kann. Sieht es nicht verrückt aus, dieses Neuyork?"

Ich konnte nicht antworten. Ich schüttelte nur staunend den Kopf. Meine gewaltigsten Vorstellungen von der Wolkenkratzerstadt waren hier überboten.

Diese Bauten dort in der Ferne waren wie ein regelmäßiger vorweltlicher Wald, der senkrecht in die Luft ragte. Dann, als die Fensterreihen erschienen, die nicht in die Breite, aber wie an Leiterspießen in die Höhe gereiht waren, da wurde mir, als käme ich nach Babylon, aber ein Babylon, wo nicht nur ein Turmbau, sondern hunderte von Turmbauten in den Himmel wollten.

Im Mittagsdunst glitzerten, noch viel höher als die höchsten Turmbauten im blauen Sommertagbrodem in der Ferne, in blaugrauer Höhe ein paar Drähte.

„Was Sie dort im Himmel zwischen den zwei gelblichen Hitzwolken für Drähte halten," sagte der Doktor, „das ist das massiv eiserne Gerüst der riesigen Brooklynbrücke, die über den Meerarm geht. Darüber laufen Eisenbahnzüge, Lastwagen und Passagiere in drei Etagen übereinander."

„Es sieht ja nur wie ein paar Drähte aus, hoch in der Luft," konnte ich nur staunend stottern und war sprachlos und hatte vor den ungeheuren Maßen, die einem beim Eingang nach Neuyork auf die Nerven fielen, nur den Ausruf übrig: „Doktor, und eine

Reise zwischen Bremen und Neuyork nennen Sie eine Nervenkur?" Kein Europäer, der nicht hier war, hat eine Ahnung davon, wieviel Nervenkraft er sich allein für den Anblick von Neuyork mitnehmen muß. Schwache Nerven halten diesen Anblick gar nicht aus und beginnen vor dem alles Menschliche und alles Europäische überbietenden und fast gruseligen Anblick dieser Gigantenstadt zu verzagen.

London, Paris, Petersburg, Rom, Berlin und Wien sehen ja wie das künstliche Hirtendörflein Trianon der Marie Antoinette daneben aus. Nirgends in Europa stehen einem die Haare so vor Staunen und Schrecken zu Berg wie hier vor dem unheimlich riesenhaften Neuyork.

Über diesem Staunen, erfüllt von den unerwarteten und nie erlebten Eindrücken, vergaß ich im Trubel der Landung sogar, dem plötzlich vielbeschäftigten Doktor Lebewohl zu sagen. Auch das Artistenpaar hatte ich vor dem Koloß Neuyork, ebenso wie den Atlant und wie die ganze Seefahrt, im Handumdrehen aus dem Gesicht verloren. Als ich dann den Fuß von der Landungsbrücke setzte und im Zollhaus der Docks von Hoboken die neue Welt, den gewaltigen und selbstbewußten Kontinent, betrat, war ich sofort willig mehr Amerikaner als Europäer geworden.

Drei Tage hatte ich Zeit, mir Wolkenkratzer, Brooklynbrücke, Zentralpark und Hudsonriver in der Nähe anzusehen. Innen in der Stadt hatten die Straßen, die, eingefaßt von den himmelhohen Häusern, wie enge Gassen wirkten, etwas sehr Gemütliches, und das Gigantische, das die Silhouette Neuyorks vom Meer aus einflößte, war im Stadtinnern nicht mehr beklemmend. Die neuzeitliche, eilige, fast lautlose Verkehrsart, die nirgends durch altmodische Einrichtungen und nirgends von schwerfälligen Traditionen gehemmt war, gab dem Neuling den Eindruck großer intelligenter Leichtigkeit, Zweckmäßigkeit und materieller Gediegenheit. Überall eilten, wie schnelle Schatten, Eisenbahnzüge durch die Luft, elektrische Tramkars gingen fast ohne Geräusch und Autos mit

Gummireifen wie auf Teppichen. Pferde sah man kaum noch in dem Zentralpark, nirgends Hunde oder Sperlinge oder gar Kanarienvögel wie im guten Dorf Europa, da drüben über dem Wasser.

Sehr überlegen, dachte und sprach ich schon am ersten Abend zu mir über Europa, als ob ich ein Stockamerikaner von Geburt wäre, und als ob ich mich schämen müßte, ein bäuerischer Europäer zu sein.

Ich hatte eine verheiratete Schwester in Philadelphia, die ich am nächsten Nachmittag auf ein paar Stunden besuchte. Als ich eine ihrer Töchter, die Griechisch und Latein wie ein Junge studierte, fragte: „Willst du mich nicht mal nächstes Jahr in Europa besuchen?", da antwortete mir die junge Amerikanerin: „Ach Onkel, komm doch lieber dann wieder zu uns herüber. Was soll ich denn da drüben in dem altmodischen Europa! Bei uns ist doch alles viel neuer."

Das altmodische Europa da drüben ...!

Als ich am Abend wieder von Philadelphia nach Neuyork zurückfuhr, riefen die Eisenbahnräder unausgesetzt im Takt: „Das altmodische Europa da drüben! Das altmodische Europa da drüben!" ...

Aber am dritten Tag atmete ich doch bei dem Gedanken angenehm auf, jetzt einen Dampfer nach Havanna und Vera Cruz besteigen zu können und nach dem heißen Asphaltpflaster und nach der Strenge der künstlichen Millionenstadt das natürliche Meer wieder sehen zu dürfen und Meerluft einatmen zu können, glücklich wie eine freie Wolke.

Vor allem jagte mich der Zahlenspuk aus Neuyork. Fortwährend wurde man von Zahlen tyrannisiert; und daran, daß ich mich nicht an das Behalten von hunderterlei Zahlen gewöhnen konnte, erkannte ich mich doch immer wieder als unbeholfenen Europäer dem zahlenliebenden Amerikaner gegenüber.

Fragte ich nach einer Schiffsagentur, nach einem Magazin, nach einer Firma, so hieß es immer ungefähr so: 164. Straße, 52. Block, Hausnummer 3978, Telephon 71—63—29, Lift 16, in der 34. Etage. Wehe, wenn eine Ziffer einer Nummer dir entfiel! Fragtest

40*

du zum zweitenmal, wurden dir von neuem wieder alle acht Zahlen heruntergeschnurrt mit einer Schnelligkeit, als ob ein Blitzzug mit einer Reihe glitzernder Fenster dir vor der Nase davonführe.

Ich verließ also, zur Weiterfahrt nach Mexiko gerüstet, Neuyork aufatmend wie ein Bauer, der sich ein paar Stadttage geleistet hat und jetzt zum Misthaufen heimkehren darf. Und dabei war ich seit Jahren in Berlin, Paris und London zu Hause wie ein Stallhase in seinem Stall. Aber Amerika und die amerikanische Milliardärstadt Neuyork waren mir so neu, als ob ich ein einfältiger Hinterwäldler wäre, der vorher nie seinen Dachstuhl verlassen hätte.

Ich war im „Hollandhouse" in der Fifth Avenue abgestiegen. Diese Straße, die auch die Millionärstraße benannt ist, war mitten in Neuyork immer noch eine der verhältnismäßig stillsten Straßen, da dort nur Autos und keine Hochbahnen rannten. Ich verließ am dritten Tag nach dem Lunch das Hotel, um noch einen Spaziergang auf dem Broadway zu machen, denn ich mußte erst am Spätmittag am Hafen sein, wo mein Schiff nach Mexiko abging.

Der Straßenasphalt brannte mich durch meine Stiefelsohlen, so heiß war er; und wie die gespannte Atmosphäre in einem Hochofen stand strahlende Junihitze zwischen den Häuserblöcken. Ich hatte in den Zeitungen eben erst gelesen, daß hier täglich Hunderte von Personen am Hitzschlag starben, und daß Hunderte von Menschen nachts vor Hitze nicht in ihren Wohnungen, sondern auf den Dächern, auf den Hudsonflußdampfern und auf den Bänken in den Squares schlafen mußten. Die Hitze strahlte jetzt auf mich, um zwei Uhr nachmittag, von vier Seiten: von dem Sonnenbrodem am Himmel herunter, senkrecht herauf vom gespannt heißen Asphalt und links und rechts aus den riesigen Steinprismen der an zwanzig und dreißig Stockwerke hohen, glühendheißen Mauermassen.

Man fühlte sich von jedem Haus heiß angehaucht, als wäre es mit flüssigem, weißglühendem Stahl angefüllt, und als könnten sich die Glutmassen durch die

Myriaden von weißblendenden Fenstern jeden Augenblick über einen ergießen. Ich konnte kaum atmen: die Luft brannte mir in den Lungen wie der Asphalt unter den Stiefeln.

Ich hatte den Broadway noch nicht erreicht, da schien es mir, als schlösse man droben über den dreißig Stockwerken der Häuser den Himmel mit schwarzen Eisendeckeln zu, mit Deckeltüren, wuchtig wie an eisernen Tresoren.

Es waren Gewitterwolken, die sich so tief in die Straßen senkten, daß die obersten Stockwerke in dem dämonisch dunkeln Qualm aussahen, als sollten alle Menschen, die dort oben wohnen, vom Himmel erstickt werden.

Ich erreichte dann beklommen den Broadway und stand einen Augenblick vor der Office des Neuyork-Herald und sah den hinter mächtigen Glasscheiben arbeitenden Riesenrotationspressen zu, die mächtige Bänderrollen von Papier zu verschlingen schienen, und die in ihrem Papierhunger wie fressende eiserne Ungeheuer mit kauenden Metallzähnen hinter den Spiegelscheiben der Schaufenster Meilen von breiten Papierstreifen unausgesetzt in sich hineinschluckten.

Zugleich flog über mir im Dunkel des Himmels ein blauer Blitz nach dem andern durch die Wolken und beleuchtete kraß die Schnellpressen vor mir, so daß die Stahlräder und Stahlzylinder der Maschinen aussahen, als ob sie beim Papierkauen Funken spien.

Es regnete nicht, es donnerte auch noch nicht; um so heißer war es jetzt in den Straßen, deren Luftlücken droben von Elektrizitätsmassen wie verstopft schienen.

Ich überlegte eben, daß ich, wenn ich nicht auch einem Hitzschlag erliegen wollte, wie Tausende täglich in Amerika, wohl besser täte, ein Automobil zu nehmen und nach dem Hafen zu fahren, damit ich aus den Hochglutspannungen der Dreißigstockhäuser in eine leichtere Atmosphäre käme.

Da wurde mir im Rücken heiß, als wenn mir mein Rock am lebendigen Leib hell aufbrannte. Ich sehe zugleich alle Maschinen hinter dem Spiegelglas

weiß werden, als würden sie zu Aluminium, und wären doch eben noch dunkler Stahl gewesen. Ich habe keine Zeit, mich umzuwenden. Die Spiegelscheibe zerplatzt mit einem Klang, als zerspringe ein Instrument, dem alle Saiten platzten, und das von Schellengerassel begleitet wurde. Ich fühle: es geschieht etwas Grauenhaftes. Den Kopf über die Schulter zurückgewandt, sehe ich hinter mir große weiße Flammen fortfegen, verstehe aber nicht gleich, woher die Flammen kommen, die wie wogende Reihen weißer Fahnen durch die Luft jagen.

Da packt mich ein Arm, und es zieht mich mit einem Ruck ein Mensch zu sich.

Ach, die blonde Dame! riefen plötzlich meine Augen meinem Herzen zu. Die blonde Dame stand neben mir. Aber ihr Gesicht entsetzte mich, als ich es dicht in der Nähe sah: es war blaurot wie die Kropfhaut eines Truthahnes. Ich hörte Männer, die riefen: „Kurzschluß! Die Hochbahn brennt!" —

Dann weiß ich nicht mehr, wie alle Ereignisse der Reihe nach folgten; und oft habe ich mich seitdem besonnen, um mir den Gang der Erlebnisse klar zu machen. Ich höre immer nur Hilfegeschrei, Hilferufe aus der Höhe, von der Seite, aus der Tiefe, und sehe die Augen der Blonden, die sich mit beiden Händen, während ihre Augen wie zwei Kreisel vor mir tanzen, an meinem Spazierstock krampfhaft festhält, so daß ich nicht weiter gehen kann, ohne meinen Stock in ihren Händen zu lassen. Menschen in Arbeitskitteln und nach Druckerschwärze riechend, Metall- und Maschinengeruch, vermischt mit einem ätzenden Schwefelgestank, waren plötzlich rings um mich und die blonde Dame, die an meinem Stock zerrte; dabei klingelte es fortwährend in den Lüften. Ich begriff nicht gleich, daß tausend Fensterscheiben platzten, sondern glaubte einen Augenblick, es klingelten mit Schellen behangene Zirkuspferde, oder Schlittengeklingel würde irgendwo als Reklame nachgeahmt. Ich dachte und verstand nur, daß entweder ich oder die ganze Stadt um mich plötzlich vor Hitze wahnsinnig geworden sei.

Die Blonde erzählte mir später oft, wenn wir diesen Schreckensaugenblick besprachen, daß ich immer gerufen hätte: „Davon wird es nicht besser! Lassen Sie doch meinen Stock los! Davon wird es nicht besser!"

Ich weiß nicht, ob ich das sagte. Ich weiß nur, daß ich plötzlich begriff, daß ein mächtiger Kurzschlußbrand entlang der ganzen elektrischen Hochbahn, deren Damm auf der andern Seite der Straße lag, entstanden war. Elektrische Stichflammen von der Größe riesiger Geisire fuhren wie blendende Strudel dort oben vom Bahndamm in die Lüfte. Zugleich sah ich einen brennenden, menschengefüllten Zug in der Ferne stillstehen; sah die Waggons, aus denen rote und gelbe Brandfeuer und Rauch quollen und Menschen wie Akrobaten sprangen, — springende Menschen, die aus der Ferne anzusehen waren wie Rudel von dressierten Flöhen, die vom haushohen weißlohenden Bahnkörper in die Straße hüpften, um wie kleine schwarze Kleiderbündel auf dem weißen Asphalt liegen zu bleiben.

Dann weiß ich nur noch, daß ich zu den leblosen Kleiderbündeln eilen wollte, daß aber die Blonde rief: „Sehen Sie denn nicht? Der Asphalt beginnt zu rauchen! Alles brennt! Ach, wenn ich doch bei meinem Mann wäre! Ach, mein Herr, ich will nicht ohne meinen Mann sterben! Ich will nicht — ich will nicht sterben!"

Das erweichte meinen Willen, der durchaus zu den regungslosen Menschenkörpern wollte. Ich begriff, daß hier keine Zeit zum Helfen war. Ich sah, daß das brennende Metall der Bahnschienen schmelzend von dem Bahndamm in weißdampfenden Bächen auf die Straßen rieselte und den Asphalt in Brand setzte, der sich plötzlich schwarzqualmend wie die Haut eines lebenden Tieres in der Hitze zu krümmen begann und zu prasseln.

Ein, zwei, zehn Menschen, blutüberströmte Gesichter, eine Frau in Trauer, deren schwarzer Trauerschleier gelbes Feuer gefangen hatte, stürzten heulend wie Irrsinnige in die nächsten Häuser. Und immer noch

weiß werden, als würden sie zu Aluminium, und waren doch eben noch dunkler Stahl gewesen. Ich habe keine Zeit, mich umzuwenden. Die Spiegelscheibe zerplatzt mit einem Klang, als zerspringe ein Instrument, dem alle Saiten platzten, und das von Schellengerassel begleitet wurde. Ich fühle: es geschieht etwas Grauenhaftes. Den Kopf über die Schulter zurückgewandt, sehe ich hinter mir große weiße Flammen fortfegen, verstehe aber nicht gleich, woher die Flammen kommen, die wie wogende Reihen weißer Fahnen durch die Luft jagen.

Da packt mich ein Arm, und es zieht mich mit einem Ruck ein Mensch zu sich.

Ach, die blonde Dame! riefen plötzlich meine Augen meinem Herzen zu. Die blonde Dame stand neben mir. Aber ihr Gesicht entsetzte mich, als ich es dicht in der Nähe sah: es war blaurot wie die Kropfhaut eines Truthahnes. Ich hörte Männer, die riefen: „Kurzschluß! Die Hochbahn brennt!" —

Dann weiß ich nicht mehr, wie alle Ereignisse der Reihe nach folgten; und oft habe ich mich seitdem besonnen, um mir den Gang der Erlebnisse klar zu machen. Ich höre immer nur Hilfegeschrei, Hilferufe aus der Höhe, von der Seite, aus der Tiefe, und sehe die Augen der Blonden, die sich mit beiden Händen, während ihre Augen wie zwei Kreisel vor mir tanzen, an meinem Spazierstock krampfhaft festhält, so daß ich nicht weiter gehen kann, ohne meinen Stock in ihren Händen zu lassen. Menschen in Arbeitskitteln und nach Druckerschwärze riechend, Metall- und Maschinengeruch, vermischt mit einem ätzenden Schwefelgestank, waren plötzlich rings um mich und die blonde Dame, die an meinem Stock zerrte; dabei klingelte es fortwährend in den Lüften. Ich begriff nicht gleich, daß tausend Fensterscheiben platzten, sondern glaubte einen Augenblick, es klingelten mit Schellen behangene Zirkuspferde, oder Schlittengeklingel würde irgendwo als Reklame nachgeahmt. Ich dachte und verstand nur, daß entweder ich oder die ganze Stadt um mich plötzlich vor Hitze wahnsinnig geworden sei.

Die Blonde erzählte mir später oft, wenn wir diesen Schreckensaugenblick besprachen, daß ich immer gerufen hätte: „Davon wird es nicht besser! Lassen Sie doch meinen Stock los! Davon wird es nicht besser!"

Ich weiß nicht, ob ich das sagte. Ich weiß nur, daß ich plötzlich begriff, daß ein mächtiger Kurzschlußbrand entlang der ganzen elektrischen Hochbahn, deren Damm auf der andern Seite der Straße lag, entstanden war. Elektrische Stichflammen von der Größe riesiger Geisire fuhren wie blendende Strudel dort oben vom Bahndamm in die Lüfte. Zugleich sah ich einen brennenden, menschengefüllten Zug in der Ferne stillstehen; sah die Waggons, aus denen rote und gelbe Brandfeuer und Rauch quollen und Menschen wie Akrobaten sprangen, — springende Menschen, die aus der Ferne anzusehen waren wie Rudel von dressierten Flöhen, die vom haushohen weißlohenden Bahnkörper in die Straße hüpften, um wie kleine schwarze Kleiderbündel auf dem weißen Asphalt liegen zu bleiben.

Dann weiß ich nur noch, daß ich zu den leblosen Kleiderbündeln eilen wollte, daß aber die Blonde rief: „Sehen Sie denn nicht? Der Asphalt beginnt zu rauchen! Alles brennt! Ach, wenn ich doch bei meinem Mann wäre! Ach, mein Herr, ich will nicht ohne meinen Mann sterben! Ich will nicht — ich will nicht sterben!"

Das erweichte meinen Willen, der durchaus zu den regungslosen Menschenkörpern wollte. Ich begriff, daß hier keine Zeit zum Helfen war. Ich sah, daß das brennende Metall der Bahnschienen schmelzend von dem Bahndamm in weißdampfenden Bächen auf die Straßen rieselte und den Asphalt in Brand setzte, der sich plötzlich schwarzqualmend wie die Haut eines lebenden Tieres in der Hitze zu krümmen begann und zu prasseln.

Ein, zwei, zehn Menschen, blutüberströmte Gesichter, eine Frau in Trauer, deren schwarzer Trauerschleier gelbes Feuer gefangen hatte, stürzten heulend wie Irrsinnige in die nächsten Häuser. Und immer noch

sah ich in der Ferne Gestalten vom Fahrdamm hüpfen. Immer, wenn der Rauch sich zur Seite bog, sah ich mit hochgehobenen Armen Hüpfende, die sich in der Luft überschlugen.

Ich hatte von der plötzlich totstummen Blonden kein Wort mehr gehört. Um uns klingelten Glasscherben. Ich ließ ihr meinen Stock, den sie festhielt, und riß sie am Handgelenk vorwärts. Dabei mußte ich deutlich an ein Bild aus der Doréschen Bibel denken: die Flucht Loths aus dem brennenden Sodom. Die wahnwitzig weißen Flammenfächer fuhren droben auf der Hochbahn immer noch wie weiße Serpentintänzerinnen unheimlich vorbei, und die tausend Glasscherben, die aus den Häusern oben herabstürzten, von den elektrischen Flammen wie zu Staub und Mosaiksteinchen zermalmt, überschütteten uns beide auf unserer Flucht, aber der Schreck hatte uns wie immun gegen jede Verletzung gemacht. Ich lief vom Bahndamm mit der Blonden im Arm in eine Seitenstraße, wo Reihen von Autos eingepfercht standen und tausende von Menschenköpfen, durch weiße Feuer beleuchtet, uns Platz machten.

Kaum waren wir gerettet, kaum saßen wir in einem Auto, so fiel die Blonde bleich in die Lederkissen zurück, schloß die Augen und sagte: „Ich habe ja nie nach Neuyork gewollt. Habe ich es nicht immer gesagt: ich hasse diese gräßliche Elektrizität, diese unnatürlichen, gräßlichen Maschinen. Aber du willst es ja nicht glauben, du wolltest es ja mir nie glauben, wenn ich's immer sagte, daß mir dies Maschinenleben heutzutage unheimlich ist. O, wären wir doch nie in dieser furchtbaren Stadt ans Land gestiegen!"

Dann öffnete sie die Augen, sah mich groß an, schloß die Augen wieder und murmelte wie eine Betrunkene: „Bringen Sie mich zu meinem Mann! Ich will nicht ohne meinen Mann sterben. Ich will zu meinem Mann!"

Dann wurde sie still. Ich weiß nicht: wurde sie ohnmächtig, oder war sie eingeschlafen vor Erschöpfung, — das konnte ich nicht erkennen, denn ich hatte

in meinem Leben noch nie eine ohnmächtige Frau gesehen.

Ich verhielt mich still, als ob ich nicht existierte, mußte nur mitten im Schreck einen Augenblick lächeln, weil die Dame meinen Stock immer noch krampfhaft in beiden Händen hielt.

Ich hatte das Auto nach dem Hafen beordert, zu jenem Dock, von dem mein Dampfer nach Mexiko abfuhr; denn ich erinnerte mich plötzlich wieder, daß der Doktor gesagt hatte, das Artistenpaar würde am dritten Tag nach Mexiko reisen. Also käme der Mann, wenn er nicht auf der Hochbahn verunglückt wäre, sicher dorthin aufs Schiff, da es nur noch ein paar Stunden bis zur Abfahrt waren und es meines Wissens keinen andern Dampfer gab, der heute nach Mexiko fuhr.

Aber wenn der Mann der Dame auf einem andern Dampfer wäre, — was dann? fragte ich mich und betrachtete die geschlossenen Augen der halbtoten Dame, wie um sie mit meinen Blicken zu kräftigen. In Angst, daß sie am Ende vor Schreck irrsinnig würde und mir während der Fahrt aus dem sausenden Auto spränge, behielt ich die Regungslose in strenger Beobachtung und dachte dabei: Das alles kann ebensogut ein Alpdruck, ein Traum sein. Vielleicht wache ich auf, vielleicht bin ich durch einen Hitzschlag ohnmächtig umgefallen und sehe eine gigantische Fieberphantasie für Wirklichkeit an, während ich doch auf einer Unfallstation liege. Auf der langen Fahrt zum Hafen wurden uns bereits Extrablätter von Zeitungsjungens ins Auto geworfen. Wo die so schnell herkamen, weiß der Himmel. Ich las die großen Lettern: „Die Hochbahn brennt auf Meilen, zehn Züge stehen in Flammen. Ursache: Kurzschluß. Enorme Flammen eilen auf dem Hochdamm dem Bahnkörper entlang und schmelzen die Schienen. Viele Leute stürzten sich aus den Hochbahnzügen auf die Straßen hinunter. Hunderte Tote und Verwundete." Da hatte ich es gedruckt, schwarz auf weiß vor meinen Augen. In ein paar nüchternen Sätzen hintelegraphiert und gedruckt, — das gigantische Ereignis, dessen Zeuge

ich eben gewesen war. Ein anderes Auto jagte uns in der Hafenstraße entgegen und hätte uns beinahe angerannt. Drinnen erblickte ich den Mann der blonden Dame, der auch schon ein Extrablatt in den Händen hielt und wahrscheinlich ein Auto genommen hatte, um seine Frau zu suchen.

Er erkannte sofort den hellblonden Kopf seiner Frau. Ich ließ halten. Er nickte mir nur zu; er verstand gleich alles, wir drückten uns kaum die Hände. Er stieg zu seiner Frau ein, und ich hörte nur, wie er das Dock und das Schiff nannte, das nach Mexiko gehen sollte, und das auch mein Schiff war. Dann sausten beide davon.

Ich nahm sein Auto, um zum „Hollandhouse" zurück zu eilen und meine Koffer zu holen. Ich stellte mir im Geist das Bild der Ohnmächtigen noch einmal vor. Die Dame hatte fast verständnislos nur die Augenwimpern etwas geöffnet. Sie lächelte nur ein wenig, als sie ihren Mann sprechen hörte. Ich hatte nicht gewagt, sie aufzuwecken. Denn sie schien ganz schwach und einer Ohnmacht nah zu sein.

Als ich zum Hotel fuhr, bemerkte ich unterwegs, daß ich der blonden Dame meinen Spazierstock gelassen hatte. Und ich mußte lächeln und nochmals das Extrablatt durchlesen, um mir zu bestätigen, daß ich nicht nur von diesem Schrecken träumte. — — —

Am nächsten Morgen, als ich auf dem Dampfer „Florida" in meinem Kabinenbett aufwachte und zu dem runden Fenster hinaussah, waren wir längst viele hundert Seemeilen von Neuyork entfernt und gingen draußen im Meer südwärts und sahen die amerikanische Küste nur noch wie einen dunkelblauen Faden im Westen über dem Wasserraum.

Ich hatte am Abend vorher, als ich mich auf der „Florida" einschiffte, keine Lust gehabt, nach dem Nachmittagschrecken Menschen zu sehen; ich dachte mir auch, daß wahrscheinlich das Artistenpaar, ebenso wie ich, der Ruhe bedürftig sein würde. Ich legte mich in meine Kabine und erwachte morgens in den Kleidern auf meinem Bett. So tief hatte mich die Erschöpfung und Ermattung in einen schweren Schlaf

taub hingeworfen, daß ich weder das Lichten der Anker, noch das Glockenzeichen zum Abendessen gehört hatte und auch nachts nichts von mir wußte und erstaunt war, mich des Morgens angekleidet im Bett zu finden.

Ich erinnerte mich beim Erwachen zuerst nur noch an die vielen Ambulanzautos der Rotekreuzvereine, die mir bei der Rückfahrt zum Hollandhouse in allen Straßen in langen Zügen begegnet waren, und die in mir den Eindruck hinterlassen hatten, als sei in Neuyork plötzlich binnen einer Stunde eine Epidemie ausgebrochen. Mein Auto hatte zur Rückfahrt in die Stadt die doppelte Zeit gebraucht, da es wegen der vielen Krankenwagen, die uns begegneten, nicht schnell fahren durfte. Und der Karbolgeruch, der sich in kurzer Zeit durch die Neuyorker Straßen verbreitete, haftete jetzt, am nächsten Morgen noch an meinen Kleidern, wie ein letztes Anhängsel von jenen Schreckensminuten, das mich weit hinaus auf die See begleitete.

Neun Tage sollte die Seefahrt dauern. Am siebenten Tag sollten wir Havanna anlaufen, am achten Progreso in Yucatan und am neunten Tag Vera Cruz in Mexiko.

Jetzt lagen also sieben Seetage ohne Haltestation vor mir, — so rechnete ich eben aus.

Da klopfte es an meine Kabinentür. Ein Negerkopf mit einer Stewardmütze schob sich durch die Türspalte und grinste und blähte die Nasenlöcher. Er sah aus wie der Kopf eines jungen Rhinozeros, das mich anblinzelte.

„Haben Master ausgeschlafen?“

„Bringen Sie mir Tee!“

„O Master, es ist sieben Uhr nachmittag und bald Dinerzeit!“

Ich betrachtete verblüfft meine Uhr, welche still stand und auf acht zeigte, — was ich für acht Uhr morgens gehalten hatte.

„Alle Leute sind heute spät aufgestanden, viele sind krank vom Schrecken gestern in Neuyork; der Master wissen doch. Ich wollte nur sehen, ob der Master auch krank ist,“ sagte der einsichtsvolle Schwarze.

Ich hatte also fast vierundzwanzig Stunden hintereinander in den Kleidern geschlafen, ohne es zu wissen, und sah mich noch immer von Schreckensbildern umgeben, sobald ich die Lider einen Augenblick schloß.

Der erste Seetag war also ohne Bewußtsein für mich vergangen, und ich hatte nur noch sechs Tage Fahrt, bis wir den Hafen von Havanna anlaufen würden und keine sieben Tage mehr, wie ich eben, ehe der Negerboy kam, ausgerechnet hatte.

Die sechs Tage bis Havanna vergingen mir beinah ebenso unbewußt wie dieser erste Tag, den ich im Schlaf zugebracht hatte.

Das Artistenpaar hielt sich seltsamerweise, beinahe wie verschämt, von mir fern. Nur bei den Mahlzeiten sah ich die beiden am entgegengesetzten Ende des Tisches.

Die Dame trug jetzt nicht mehr ihr eng anliegendes Manchestersamtkleid, sondern ein faltenreiches, maigrünes Kleid, das durchaus nicht nach der herrschenden Damenmode zugeschnitten war; es fiel wie ein Babykleid ohne Taille lose an den Hüften herab und war, wie ein Kleid aus der Zeit der Königin Luise, von einer grünen Seidenschärpe hoch unter der Brust zusammengehalten.

Wie ich es fertig brachte, dem Ehepaar beinahe fünf Tage lang auf dem schmalen und nicht sehr großen Dampfer nicht zu begegnen, blieb mir täglich ein Rätsel. Ich begriff nur, daß die Dame sich wahrscheinlich wegen des Schrecks in Neuyork und der grotesken Situation dabei nachträglich schämte, und daß beide mir heimlich auswichen, ohne daß ich es bemerkte; denn ich wich ihnen niemals aus. Aber auch ich suchte sie nicht auf, nachdem sich beide rasch vom Tisch erhoben hatten, als ich mich ihnen bei meiner ersten Mahlzeit nach dem Dessert genährt hatte, um mich nach dem Befinden der schönen Blonden zu erkundigen.

Wenn ich auf meinem Deckstuhl lag und las oder träumte, sah ich beide immer nur weit in der Ferne am entgegengesetzten Ende des Bootes auftauchen und verschwinden. Auch sagte mir der Negerboy,

der Mann der Dame hätte seinen und sein r Frau Tischplatz am Tafelende gewählt, nachdem er vorher die Passagiernamen, die in einzelnen geschriebenen Karten bei jedem Kuvert lagen, sorgfältig durchgelesen hätte.

Der Mann ist eifersüchtig, oder er hat ein Geheimnis, dachte ich mir oft; aber ich kümmerte mich nicht länger um die beiden, bis ein neuer Zufall mir die blonde Dame, ähnlich wie das erstemal, noch vor Havanna und auf diesem Schiff in die Arme trieb.

Aber ehe das geschah, begab sich eine Weile vorher eine Einleitung. Die wurde hervorgerufen durch die auffallende Gesellschaft von Passagieren erster Kajüte auf diesem Dampfer, in deren Mitte ich mir hier täglich vorkam wie ein Detektiv unter Gaunern. Denn das Schiff mit dieser niegesehenen Welt, die da nach Mexiko reiste, erschien mir bald wie eine wandernde Hochstaplerburg.

Am zweiten Tag auf See begann bereits die Wärme des Südens sich über das Wasser zu breiten, und man konnte glauben, das Meer sei eine unendliche Herdplatte, die unterirdisch sanft und langsam angeheizt würde, und alle Kleider am Leib wurden einem unbequem.

Beim Lunch sagte der Kapitän, neben dem ich während der ganzen Reise saß, zu mir: „Donnerwetter, die verfluchten Kerle können nicht mal, wenn sie sich zu Tisch setzen, einen Kragen anziehen; wenn solche Leute erster Klasse reisen, sollten sie sich auch erstklassig benehmen können.“ Und dann fügte er verächtlich hinzu: „Spanische Schweine!“ Das wurde von dem ehrlichen Amerikaner so laut gesagt, daß jeder bis ans Tischende den ganzen Satz gut verstehen konnte. Und ich war erstaunt, daß keiner der indirekt Angeredeten aufsprang und den Kapitän aus seinem eigenen Eßsaal hinauswarf.

Ich betrachtete da zum erstenmal die Reisewelt um mich näher und kam mir vor, als ob man mich, im Vergleich zu den Passagieren des strammen, tadellosen Norddeutschen Lloyddampfers, aus einem Offizierskasino auf einen Kehrichthaufen befördert hätte.

Nicht der Dampfer, nicht der kleine schmale Eßsaal oder die Bedienung gaben mir diese Empfindung, sondern das höchst unklare Reisepublikum, das diesen Dampfer anfüllte wie ein Haufen unangenehmer Bettinsekten und sich dazu halb frech, halb räuberisch, halb zuchthäuslerisch, halb verwildert und halb komisch ernst benahm.

Der Kapitän hielt sich zu mir und ich mich zu ihm, da er aus der Schiffsliste wußte, daß ich aus Deutschland kam, also kein „Spanisches Schwein" war, und weil er außerdem sah, daß ich bei Tisch einen Kragen trug, und schließlich, weil er mit diesen Goldschmugglerbanden und offenkundigen Straßenräubern nichts zu tun haben wollte.

Das Wort „Raubmenschen" tauchte mir gleich nach dem Mittagessen auf, als ich mich in den schmalen und mit Bambusstrohbänken ausgestatteten Rauchsalon setzte, ein Buch in der Hand hielt und lesen oder schlafen wollte. Ich saß noch keine zehn Sekunden in meiner Ecke und schaute durch das Fenster und in den Rauch meiner Zigarre, da tauchten drei Typen vor mir auf, die vorher mit zwei anderen halbleise verhandelt hatten. Jeder von ihnen hielt ein Paket Spielkarten in den Händen, dessen Blätter er zwischen den Fingern geräuschvoll schnurren ließ. Jeder einzelne ging mit den Karten in der Hand an mir noch einmal vorbei, pfiff oder summte eine Melodie, spuckte durch die offene Rauchsalontür schallend aufs Deck hinaus, ging dann an den Tisch zu den zwei andern, machte ihnen Zeichen und kam nervös wieder, um mich von neuem zu umkreisen, wie eine Brummfliege, die sich niedersetzen möchte, aber noch nicht sicher ist, ob man nicht vielleicht nach ihr schlägt.

Endlich kommt ein großer, langer Mensch, schon grauköpfig, mit einem blauen Pincenez im Gesicht, das schlaff auf seinem vertrunkenen Nasenzipfel saß, vom Deck draußen herein, blättert in einer alten Zeitung, sieht mich über die Zeitung einen Augenblick an und tritt direkt auf mich zu. Den Hut im Nacken, ohne zu grüßen, ohne sich vorzustellen, fragt er, über die Zeitung schauend: „Sie sind Spanier? Sprechen

Sie Englisch? — Die Herren dort lassen fragen, ob Sie mit ihnen Karten spielen wollen?“

Ich sagte, daß ich nicht Karten spielte, und rührte mich nicht hinter meiner Zigarre, doch fügte ich unvorsichtigerweise hinzu: „Ich kenne die Herren nicht.“

Sofort, wie auf einen Signalpfiff, standen die drei andern, die nicht mehr mit den Kartenspielen lärmten, — als wenn sie alle lautlos auf meine Antwort gewartet hätten, — neben dem langen Grauen; ihre Augen glänzten wie Wolfsaugen hinter Menageriegittern, als warteten sie nur auf ein neues Signal, um mich ganz zu umzingeln.

„O well, Sie können das Spiel schnell lernen! Die drei Herren machen sich ein Vergnügen daraus, es Ihnen zu lehren. Sie tun ja doch nichts. Man muß sich auf der Seereise unterhalten, sonst wird man seekrank. Sie sehen übrigens sehr gelangweilt aus. Also, hopp, kommen Sie und spielen Sie. Man spielt, wenn Sie wollen, zuerst nicht zu hoch; dann später wird man sehen! Sie können Ihr ganzes Reisegeld von Europa nach Mexiko in einem Nachmittag zurückgewinnen. Come along, lassen Sie die Herren, die sich für ihr Vergnügen interessieren, nicht herumstehen! Sie wußten nicht, ob Sie vielleicht nur spanisch sprechen, oder nur Deutsch, wir haben gedacht, dem Äußeren nach, daß Sie ein Spanier sind. Aber an Ihrem Akzent verstehe ich jetzt, Sie sind kein Spanier und auch kein Amerikaner ...“

Als ich mich noch immer nicht rühre, und da der Mensch mir ansah, daß ich eine Abweisung auf den Lippen bereit hatte, sobald er in seinem Wortschwall aussetzen würde, schwätzt er unverfroren, unverschämt weiter, indessen er mit langen Armen sich einen Klappstuhl herbeilangt, ohne mich mit den Blicken hinter seinem wackeligen, blauen Pincenez aus den Augen zu lassen, und immer sprechend dirigiert er mit den langen Beinen zwei von den Kartenwölfen auf meine Bank hinter meinem Tisch. Der dritte holt sich gleichfalls mit dem stummen gelenklockeren Handgriff eines begabten Taschendiebes einen Stuhl, die zwei neben mir ließen sofort wieder die Karten laut und unge-

duldig durch ihre Finger schnurren, — und nun sitzen plötzlich drei Kerle um mich, und ich in meiner Ecke an der Wand bin eingeschlossen, so daß ich meinen Weg entweder über den Tisch oder unter dem Tisch durch nehmen muß, sobald ich meine Absicht kundgegeben habe, daß ich nichts mit der Aufdringlichkeit dieser Herrschaften zu tun haben will.

„Was tun Sie oder wollen Sie eigentlich in Mexiko?" schwätzt der graue Lange mit gelenkiger Zunge weiter, gelenkiger noch als die unangenehm geschmeidigen Hände der andern, denen man ansah, daß sie den Bauernfang mit den Karten als jahrelangen Beruf gewandt und begierig trieben.

„Sie reisen natürlich, weil Sie Geld haben?" fuhr es ihm ungeschickt eilfertig und geläufig aus dem Mund, aber er schickte flugs ein paar Sätze hinterher, um die unkluge Direktheit der Frage zu verwischen. „Ich meine, weil es keinen Europäer gibt, der ohne Geld über den Atlant kommen darf, denn wir Amerikaner lassen jetzt keinen mehr zu uns, der nicht nachweisen kann, daß er sich erhalten kann."

Nun fing der Vorsitzende des Kartenkollegiums, der mich so offenkundig plump und naiv und großsprecherisch mit Beschlag belegt hatte, an, mich zu belustigen. Ich sagte mir auch, es wäre besser, scheinbar gute Miene zu dem infamen Spiel der abgefeimten Kartenräuber zu machen, denn auf diesem Schiff könnte ich dieser Gesellschaft, die alle untereinander wie durch unterirdische Gänge verbunden schienen, bis zur Ankunft in Mexiko kaum mehr ausweichen. Auch hatte ich beobachtet, wie noch einige grinsende Typen draußen am Fenster des Rauchsalons gleich Wachtposten auf und ab gingen.

Die Kleider aller dieser Gentlemen waren abgenützt, das Schuhwerk schlecht, die Wäsche besudelt und der Hals natürlich in der Hitze kragenlos; einige waren mehrere Tage nicht rasiert. — Ich fragte mich: Wie kommt diese Menschenklasse dazu, das teure Billett nach Mexiko erster Klasse bezahlen zu können! Alle diese Beobachtungen blitzten mir wie Wetterleuchten durch das dunkle ungemütliche Gefühl, das ich in der Umgebung dieser Individuen empfand.

„Was tun Sie eigentlich alle in Mexiko?“ fragte ich scheinbar harmlos zurück, ohne mich in meiner Ecke zu rühren und ohne irgendeine Frage des Bandenführers beantwortet zu haben.

„O wir!“ grinsten alle zusammen.

„Business! Verstehen Sie: Geschäft! Geschäft!“ riefen sie mir alle zugleich entgegen. Nur der blaubebrillte Häuptling schwieg und benützte die Sekunden, wo die andern schrieen, um sich über die Absicht meiner Frage in seinem verblüfften Gehirn zu orientieren.

Er begriff, daß ich nach dieser Umkehrung des Fragespießes eigentlich in unbequemer Weise gewandter und strategischer war, als er mir zugetraut hätte. Er hielt auch den Überfall für heute für ungenügend und wollte sich keine offene Abweisung holen; darum war er dankbar, daß er meine Frage jetzt vorteilhaft von seiner Seite als eine Anknüpfung auffassen konnte. Er erhob sich plötzlich und sagte ganz unvermittelt zu den anderen Herren:

„Seht ihr denn nicht, daß der Herr ein Buch neben sich liegen hat! Es scheint mir ein gelehrter Herr zu sein, alle Deutschen sind gelehrte Herren!“

Da mußte ich unmerklich hinter meiner Zigarre lachen.

„Damit Sie sehen, daß wir Amerikaner aber ebenso guterzogene Gentlemen sind wie die Herren Europäer, wollen wir Sie heute nicht weiter stören. Wenn Sie lesen wollen, hätten Sie das sofort sagen müssen; wir Amerikaner würden das gleich gesagt haben. Kommt, Boys!“ rief er den anderen kommandierend zu. Und ohne den Hut zu rücken, grußlos, wie die Gesellschaft gekommen war, drehte sie sich plötzlich nach der Türe. Als wollten sie mir die Aussicht dorthin verbarrikadieren, standen sie breitrückig unter der Türöffnung.

Ich hatte aber genug gesehen, um zu wissen, was draußen vorging. Die Wachtpatrouille der Hochstapler draußen hatte nämlich inzwischen auch einen Raubzug auf dem Deck in Szene gesetzt; und sie hatten einen harmloseren Menschen als mich auch richtig fest unter den Arm genommen und wollten ihn eben halb über-

redend, halb gewaltsam zum Kartenspiel in den Rauchsalon schleppen.

Es war ein junger lebenslustiger Holländer, der mit seiner Mutter nach Mexiko fuhr, um eine Erbschaft anzutreten. Er hatte eine Zuckerfabrik von einem Verwandten geerbt, — dies hörte ich später von der Mutter selbst. Noch ehe wir in Vera Cruz ankamen, stürzte sich dann der junge Mann ins Meer. Die Raubmenschen hatten ihm im Kartenspiel eine Geldsumme, die er zum Unterhalt für seine Mutter und als Betriebskapital der Zuckerfabrik auf der Brust verwahrte, in raschen Raten abgenommen. Nachdem sie ihn erst ein paar Tage scheinbar Glück haben und in kleinen Einsätzen hatten Gewinner sein lassen, steigerten sie am letzten Tag die Einsätze aufs höchste und nahmen ihm das ganze Geld seiner Mutter ab.

Sie schenkten ihm während des Spiels Whisky in Massen ein, so daß das Gehirn des jungen Mannes erhitzt, überreizt und nach jedem Verlust noch gieriger und verstandloser wurde, bis er eines Nachts aufsprang und sich, da ihn auch niemand zurückhielt, über das Schiffsgeländer stürzte.

Gesehen hatte es niemand, daß er freiwillig den Tod gesucht hatte. Die Bande behauptete es, aber der Kapitän vermutete sogar, daß die Räubergesellschaft den jungen Mann im trunkenen Zustand, nachdem er von den Falschspielern geplündert war, über Bord geworfen hätte.

Im Augenblick, wo mich die Kerle verließen und, wie auf ein neues Signal hin, die Tür des Rauchsalons verstellten, begriff ich, daß sie mit den Kollegen draußen einen Augenblick überlegen wollten, ob es gut sei, die Ausplünderung des Holländers hier vor mir im Salon zu beginnen, oder ob es besser sei, nach einem unauffälligeren Platz auf dem Schiffsdeck zu suchen.

Die draußen aber, die sich wahrscheinlich durch Gespräche mit dem jungen Mann gründlich vergewissert hatten, daß er ein guter Fang war, schoben, in der Aussicht auf glänzenden Gewinn, ihr geködertes Opfer durch die Reihe der Kollegen; und ziemlich rücksichts-

los und gleichgültig, ob sie mich dadurch verjagten oder nicht, ließen sich alle lärmend und sich mit Witzen anstachelnd und gar keine Notiz mehr von mir nehmend, mit dem jungen Holländer, drei Tische von mir entfernt, zum Spiel nieder.

Ich öffnete das Buch vor mir, stellte mich lesend, bis die Gesellschaft am Kartentisch lautlos wurde und so vertieft in ihrem Spiel lebte, daß ich wagen konnte, unauffällig den Rauchraum zu verlassen.

Ich sprach noch vor dem Diner den Kapitän und befragte ihn über diese Menschen. Er zuckte die Schultern. „Ja," sagte er, „die meisten von ihnen schmuggeln Goldstaub, eingenäht in ihre Kleider, von Mexiko nach Neuyork und reisen mehrmals im Jahr diesen Weg. Wenn sie sich auf dem Dampfer mit nichts anderm als nur mit Falschspielen befassen, kann man nichts machen; eine Schiffspolizei gibt es nicht, die das Spielen beaufsichtigt, und diese Leute spielen meist so verschmitzt, und es sind so viele, die da zusammenstecken, daß man ein ganzes Stadtviertel in Neuyork und in der Hauptstadt Mexiko in die Luft sprengen müßte, um ein wenig unter dieser Sippe aufzuräumen. Sie plündern die Reisenden mit dem Kartenspiel, die als reiche Leute Mexiko verlassen und mit Vermögen in den Taschen heimkehren, und rupfen die Gimpel, die mit dem Rest ihres Vermögens nach Mexiko reisen, und die sich dort aufs Abenteuern verlegen wollen; sie schonen keinen, der sich mit ihnen ins Kartenspielen einläßt."

„Ja, und das dürfen diese Banden so offen auf Ihrem Schiff, Kapitän? Falschspielen?!"

„Bedenken Sie, mein Herr, wir sind nicht im schnüffelnden Polizeihundland Europa. Sie sind hier auf diesem Schiff in den waghalsig freien Vereinigten Staaten; und wenn einer hier seinen Kabinenplatz bezahlt hat, dann habe ich ihm nicht in die Karten zu gucken. Das Schiff ist nicht mein Schiff. Ich bin von einer Schiffsgesellschaft als Kapitän angestellt und habe nichts anderes zu tun, als meine Passagiere und meinen Kargo sicher von Hafen zu Hafen zu befördern.

41*

Sie sind alle erwachsene Menschen und können sich selber helfen. Jeder achtet in Amerika auf seine Haut; und wer es nicht tut, der ist ein Esel, und dem gebührt, daß ihm die andern die Haut nicht schonen, wenn ihm nichts an sich selber liegt."

Natürlich, ganz recht ...! Ich hatte ja vergessen, daß ich unter Republikanern war, seit ich den Atlant gekreuzt hatte, sozusagen am Urquell der Republik. Ich zuckte meinerseits auch die Schultern und ließ den Kapitän stehen.

Nach einer Weile, wahrscheinlich um mich diesen überseeischen Zuständen wohlgesinnter zu stimmen, kam der Kapitän an meinen Deckstuhl, auf dem ich lag und las, und brachte mir in der Hand einen schönen lebenden silberblanken Fisch, der feine seltsame lange bläuliche Flossen hatte, die den Flügeln einer Schwalbe ähnelten.

„Ein fliegender Fisch," rief er mir zu. „Eben flog ein ganzes Rudel über das Schiff, und einer ist auf Deck gefallen. Haben Sie schon mal einen solchen Fisch gegessen? — Nicht? — Ich schicke den Fisch zum Koch hinunter, und heute abend sollen Sie ihn kosten, er schmeckt ausgezeichnet." Der Kapitän lachte und trollte sich wieder auf seine Kommandobrücke zurück.

Von diesem Nachmittag an hielt ich mich meist in meinem Deckstuhl ausgestreckt, und wenn einer der Spielerfürsten an mir vorüberwanderte, schloß ich wie schlafend die Augen. Anders konnte ich diese Gewalttätigen nicht von mir halten. Oft hätte ich gern gewußt, ob das Artistenpaar auch in irgendeiner Beziehung zu diesen Raubmenschen stünde. Ich fragte einmal den Kapitän, ob er die blonde Dame und ihren Mann schon öfters nach Mexiko gefahren habe, aber er kannte sie beide nicht. Er taxierte sie für Vergnügungsreisende. Aber das konnte ich nicht glauben.

Am Nachmittag, der dem Tag der Ankunft in Havanna vorausging, saß ich wieder in meiner schattigen Ecke hinter den Kabinen und fächelte mir mit einem Buch Luft zu, denn es war schon tropisch heiß.

Da höre ich ein seltsames Pfeifen, zugleich das

Läuten einer Schiffsglocke und das Tuten von kleinen Signaltrompeten.

Ein paar Matrosen, die eben über meinem Kopf eine Segelleinwand festknüpften, und ein paar andere, die das messingne Schiffsgeländer für die Ankunft in Havanna blank putzten, und in meiner Nähe hantierten, fuhren mit den Köpfen herum, wurden blaß und ließen alles liegen und rannten fort, dem Signal nach.

Ein paar Matrosen, die unten an der äußeren Schiffswand das Schiff mit Ölfarbe weißten, kamen auf Deck geklettert und fragten mich, ob ich das Feuersignal gehört hätte. Dann, ehe ich antworten konnte, waren beide verschwunden.

„Feuer!" hörte ich noch ein paar Stimmen rufen. Zugleich sah ich die Köpfe der vielen Kartenspieler, die sich unter der Rauchzimmertür zeigten und lachten; dann winkte mir der lange Graue vertraulich aus der Ferne zu, so, als ob wir stündlich im Gespräch miteinander stünden, und rief: „Feueralarm, aber blinder Alarm. Es ist nur eine Übung der Mannschaft!"

Ich nickte und setzte mich beruhigt wieder auf meinen Stuhl.

Ich sah nach einer Weile die Matrosen mit blanken Messinghelmen auf dem Kopf, als Feuerwehrmänner gekleidet, an langen Wasserschläuchen zerren, die sie rund um das Deck schleiften.

Auf der Brücke kommandierte der erste Steuermann, lebhaft gestikulierend und immer mit der Alarmpfeife in der Hand, und an den verschiedenen Schiffsenden antworteten ihm die Signaltuten der behelmten Matrosen; an einer Pumpe, deren Hebelarme sechs Mann auf und nieder stießen, war die Hauptmannschaft versammelt.

Da kommt eilig um die Kabinenecke die blonde Dame. Sie bemerkt die Schläuche, die quer über dem Deck liegen, nicht. Ich springe auf, da ich sehe, daß sie stolpert, und ich fange sie mit beiden Armen, so daß sie im Fallen mit ihren Händen an meiner Uhrkette einen Halt sucht und nun vor mir in die Knie

sinkt. Aber sie hatte sich doch den Fuß beim Fall etwas verstaucht; und als ich ihr aufhalf, mußte sie sich auf meinen Deckstuhl setzen: sie konnte nicht sofort mit dem schmerzenden Fuß auftreten.

„O, brennt es wirklich?“ fragte sie, und dabei mußte sie diesmal etwas lachen, weil es nun zum zweitenmal war, daß uns die Furcht vor einer Katastrophe einander in die Arme geführt hatte.

Ich beruhigte sie, und sie erzählte, daß ihr Mann unten in der Kabine Briefe schreibe, und daß sie der Feuerlärm und die fürchterlich frechen Gesichter der Leute im Spielzimmer aus ihrem Deckstuhl aufgescheucht hätten. Und dann beeilte sie sich und stand auf und hinkte leicht, duldete es aber nicht, daß ich sie zur Schiffstreppe führte.

Sie sagte mir keinen Dank für die Rettung in Neuyork, auch jetzt keinen Dank dafür, daß ich sie aufgefangen hatte. Sie hatte es nur eilig, von mir fortzukommen, als wäre ihr verboten, mit einem anderen Menschen als mit ihrem kleinen Gemahl zu sprechen.

Sie ist wie ein fliegender Fisch, dachte ich, unbeholfen, wenn ihr etwas zustößt, und allgeschwind, wenn sie wieder fortschnellen kann, und sie ist sicher auch so wohlschmeckend wie ein fliegender Fisch, wenn man sie sieden machen könnte!

Seit ich ihre Hände an meiner Uhrkette gefühlt hatte, konnte ich an diesem Nachmittag stundenlang mit meiner Uhrkette spielen, ohne an etwas Bestimmtes zu denken. Es war mir dann nur, als ob ich nicht mit der Goldkette spielte, sondern mit ein paar Frauenhänden.

Ich erwachte aus einem Halbschlummer und wußte, daß ich lebhaft von der Blonden geträumt hatte, aber den Traum selbst konnte ich in meiner Erinnerung nicht festhalten. Ich fühlte nur, daß ich mich langsam verlieben würde. Welcher Unsinn, sagte ich zu mir! Sie ist glücklich verheiratet. Es ist ein Unsinn, sich in das Glück anderer zu mischen; es ist infam, gemein, unsittlich, unverständig, hinterlistig, eines Mannes von Charakter unwürdig. Es bringt nur Un-

ruhe, bringt schlechte Träume, macht ungesundes Blut, stört den Magen, die Nieren, das Herz und macht, daß die beste Zigarre nicht mehr schmeckt. Aber es schien, als ob die schwimmende Hochstaplerburg mich auch zum Hochstapler umwandeln wollte.

Ich konnte nicht anders: ich mußte meine Schritte noch am selben Abend mehrmals nach dem andern Ende des Schiffes lenken, mußte die blonde Dame umkreisen, wie mich die Falschspieler ein paar Tage umkreist hatten. Ich stand schon nahe bei ihr am Geländer des Schiffes, ausgerüstet mit aller Frechheit, die einen Ungeduldigen, einen von erwachender Leidenschaft ruhelos gewordenen Menschen unheimlich und räuberisch und teuflisch und komisch machen kann. Da trat jemand neben mich und sagte: „Guten Abend!" Es war der junge Mann der Blonden. Er hielt mir meinen Spazierstock hin und sagte: „Entschuldigen Sie, meine Frau trug mir schon lange auf, Ihnen Ihren Stock zurückzugeben. Ich fand noch keine Gelegenheit: Sie lasen immer, und ich muß sagen, ich bin auch etwas eingeschüchtert durch Ihre Kameraden hier, so daß ich es von Tag zu Tag verschob, mich bei Ihnen für die Hilfe, die Sie meiner Frau in Neuyork gaben, zu bedanken."

„O, o, o," konnte ich nur sagen, dann mußte ich über das Wort „Kameraden" nachdenken. Der Mann, dessen Frau ich eben im Geist wie ein Seeräuber raubte, war kein gewöhnlicher Mensch, er war etwas befremdlich Neues, Unerklärliches für mich. Er hatte sanfte, unendlich ruhige Augen, und jetzt, wo ich mich im Geist vor ihm wegen der beabsichtigten Entführung seiner blonden Frau schuldig fühlte, sah ich ihn ganz anders als auf dem Atlantdampfer „Prinzregent". Wahrscheinlich waren meine Augen durch die Erlebnisse der letzten Tage, durch den Todesschreck in Neuyork, durch den Ekel vor den Falschspielern, tiefsehend und ernster geworden, vielleicht auch ernster durch die Leidenschaft, die eben in mir für die Frau des kleinen Mannes aufkeimte, und ernster durch ein wenig Schuldbewußtsein, das ich dem Mann gegenüber empfand, weil ich meine Uhrkette in Gedanken

stundenlang wie die Hände seiner blonden Gattin gestreichelt hatte.

Der Mann hielt dann plötzlich seinen Feldstecher vor die Augen und betrachtete die ferne dunkle Linie am abendlichen Horizont, die die Küste von Nordamerika war, an welcher wir nun fünf Tage schon entlang reisten.

„Präriebrand, Präriebrände," sagte er und gab mir das Glas zum Hineinsehen.

Rotfeurige gelbe Striche, darüber sich schwarze Linien streckten, wahrscheinlich die Rauchlinien in der Luft und Feuerlinien im Gras, standen auf Meilen dort an der Küste von Norden nach Süden.

Während ich noch durch den Feldstecher sah, sagte mein Gehirn zu mir unaufhörlich: „Ihre Kameraden", und ich fragte mich: sollten damit die Kerle gemeint sein, diese Falschspieler, die Raubmenschen? Ich wurde bei diesem Gedanken an solche „Kameraden" in die beste Laune versetzt, gab den Feldstecher lachend zurück und sagte dem kleinen Herrn gerade heraus:

„Haben Sie sich deshalb von mir so fern gehalten, weil Sie die Räuber dort im Rauchsalon für meine Kameraden hielten? Ich nehme Ihnen das übrigens gar nicht übel; denn da Sie sich so entfernt von mir hielten, glaubte ich wiederum, daß Sie selbst zu diesen Leuten gehörten."

Wir lachten beide herzlich. Und nun war Freundschaft geschlossen, besonders, als sich mir die mystischen Artisten noch im Laufe dieses Abends beim Zusammensitzen unter dem Sternhimmel als zwei europamüde studierte junge Leute vorstellten. Er war ein junger Astronom. Sie war eine junge Holländerin, hatte in Paris Musik studiert und den jungen Deutschen, der zu Besuch bei Flammarion in Paris weilte, im Hause dieses Astronomen kennen gelernt. Die beiden waren jetzt eben erst neu in England getraut und wollten über Mexiko nach Texas reisen, um dort die großen amerikanischen Sternwarten zu besuchen. Sie hatten nebenbei den kühnen Gedanken, wenn es ihnen in Mexiko gefallen würde, dort aus eigenen

Mitteln eine Sternwarte zu bauen. In Mexiko, begünstigt von dem ewig klaren Himmel der Tropenzone, versprach sich der junge Astronom im jugendlichen Enthusiasmus, mit einer jungen schönen Frau an der Seite alle Einsamkeiten und Unbilden des fremden Kontinents leicht zu ertragen und sein ganzes Leben bei der Himmelsbeobachtung auf einer einsamen, selbst gebauten Sternwarte im Innern von Mexiko verbringen zu können.

Mir war, als wären die Sterne alle über dem wandernden Schiff jetzt auf einmal zu hübschen, unschuldigen Kindergesichtern geworden. Wie ich dem jungen Ehepaar auf Deck in der Nacht gegenüber saß und mich wieder in der Nähe anständiger und wohlerzogener Menschen fühlte, schien mir das schwüle Schiffsdeck wie von einer frischen Brise reingefegt; Mexiko, vor dem mir schon gegraut hatte, wurde mir wieder lieb, und ich sah es wie mit den Augen der beiden träumenden Menschen an und sah die alten edlen Kulturen der Tolteken und der Azteken vor mir aufsteigen. Mir war, als verwandle die Gegenwart dieser ernst Strebsamen eine Räuberhöhle in einen Tempel.

Auch am nächsten Tag, als ich mit der blonden Dame sprach, fühlte ich mich vor ihrer Wohlerzogenheit nur als ein wohlerzogener Kamerad ihrer Gedanken, und nicht als ein brünstig und heimlich Begehrender. — Und wer hat das fertig gebracht, fragte ich mich, wer konnte die heimliche Sinnenlust in offene Seelenlust verwandeln? Nur die Raubmenschen sind daran schuld, mußte ich mir antworten.

„Ihre Kameraden,“ hatte der junge Mann zu mir gesagt, als er mir meinen Stock reichte, und er hatte dies instinktiv richtig gesagt; denn ich war in derselben Sekunde, da er mich anredete, in meiner Seele und in meinem Herzen ein Raubmensch gewesen, wenn auch nur für Sekunden, — ein Raubmensch oder Raubtier, so wie die Haifische da unten, die jetzt in der Nähe von Havanna in dunkeln Umrissen unter dem Wasser unser Schiff umkreisten, und von denen man erzählt, daß sie Reisenden oder rudern-

den Matrosen beim Ausschiffen einen unvorsichtig über den Bootsrand ausgestreckten Arm abgebissen hätten, indem sich eines der Ungeheuer unversehens über die Oberfläche des Wassers aufschnellen ließ. Wie dieses gruselige Bild, so stand im Rückblick meine eigene Begierde vor mir, die Raubgier in mir, die um die junge Frau gekreist war, und die sich gerade angeschickt hatte, über die Oberfläche aufzuschnellen, um ein Stück von der Ahnungslosen an sich zu reisen.

„Ihre Kameraden.“ Dieses Wort war ein Spiegel, in den ich plötzlich hineinsah, und in dem ich meine Raubmenschenhaltung gewahrte, weil das Wort unschuldig ahnungslos und unbewußt in der Abenddämmerung aus dem Munde des Mannes klang, des glücklichen jungen Mannes, dem mein Raubanfall gegolten hatte.

„Aber wie kommt es,“ hatte ich das junge Ehepaar noch an jenem Abend gefragt, „daß Sie sich als Artisten in das Schiffsbuch des ‚Prinzregent‘ eingeschrieben hatten, so daß die Offiziere und der Doktor Sie als zum Varieté oder Zirkus gehörig betrachteten?“

Mit seiner eigentümlich melancholischen und verträumten Stimme sagte da der junge Astronom und streifte dabei mit einem lächelnden Blick seine Frau:

„Wir haben es wohl bemerkt, daß alle Leute auf dem ‚Prinzregent‘ uns mit forschendem Blick beargwöhnten, konnten aber nicht verstehen, was diese Blicke hinter uns suchten. Da mir meine Pläne mit der Sternwarte heilig sind und ich sie vor der Ausführung nicht jedem Nächstbesten vertrauen wollte, und da wir uns nicht gerne unterwegs über den Zweck unserer Reise nach Mexiko ausforschen lassen wollten, habe ich es vermieden, mich als Astronom einzuschreiben. Weil nun meine Frau Musikerin ist und wir eben aus Paris kamen, wo das Wort Artist auf den Künstler im echtesten Sinn angewendet wird, schrieb ich ganz harmlos das Wort Artist hinter unsern Namen, um uns als Vergnügungsreisende, vielleicht als ein Malerpaar, welches Studienreisen

machen will, auszugeben. Ich habe bei meinem langen Aufenthalt in Paris ganz vergessen, daß das Wort Artist in Deutschland eine Zweideutigkeit enthält und sowohl Künstler ernster als auch leichter Art bezeichnet."

Nach dieser Erklärung des jungen Astronomen, hat nächst dem Wort „Kamerad" uns jetzt das Wort „Artist" in den letzten Reisetagen zwischen Havanna und Vera Cruz viel Stoff zum Lachen gegeben. Und wir wurden besonders durch das Spielen mit diesen Worten immer vertrauter miteinander.

Auch den Raubmenschen, die uns noch immer auf diesem Dampfer umgaben, habe ich es noch fortgesetzt zu verdanken, daß meine Freundschaft mit dem Ehepaar herzlich und dauernd wurde, weil uns jene abenteuerliche Umgebung enger zueinander drängte.

Einmal, zwei Tage ehe wir nach Mexiko kamen, als wir draußen vor Yukatan bei Progreso Anker geworfen hatten und die junge blonde Frau neben mir am Schiffsgeländer lehnte und ins Wasser hinunter sah und neben uns ein paar Matrosen sich den Spaß machten, die Haifische, die unser Schiff umkreisten, mit leeren Sardinenbüchsen und mit Orangenschalen zu füttern, da mußte ich plötzlich wieder das starkgoldene Haar der Holländerin bewundern. Es hob sich wie getriebenes buckeliges Gold von der dumpfgrünen Meeresfläche ab und war auf dem von weißen Segeltüchern und weißgetünchten Wänden kreidig hellen Schiffsverdeck von so auffallender gelber Gegenwart, daß ich nicht umhin konnte, auszurufen:

„Ihr Haar, gnädige Frau, ist goldrot wie die Orangenschalen, die da unten im grünen Meer schwimmen!" Zugleich fiel mir schreckhaft ein, daß das Haar gefärbt sei, was ja damals die amerikanische Journalistin auf dem „Prinzregent" behauptet hatte. Aber es war zu spät. Ich konnte das Gespräch nicht mehr von dem heikeln und mir peinlichen Thema ablenken.

Schon sah die blonde Dame mich schnell an. Ich fühlte, was mir selten in meinem Leben passiert, daß das Blut mir in den Kopf schoß, und wußte, daß ich jetzt auf dem Schiffsdeck unter meinem weißen Segeltuchhut mit feuerrotem Gesicht vor ihr stand.

„Sie werden ja so rot,“ rief sie lachend, „als ob Sie etwas anderes hätten sagen wollen? Meinen Sie nicht auch, daß meine Haare gefärbt sind? O, bitte, fragen Sie nur ruhig! Ich bin es schon so gewohnt, immer gefragt zu werden, mit welcher Tinktur ich mein Haar färbe. Auf dem letzten Dampfer, dem ‚Prinzregent‘, kam sogar eine Amerikanerin, eine Journalistin, in meine Kabine, um mich über mein Haar zu interviewen. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, die Dame etwas an der Nase zu führen und habe ihr, als sie mit Notizblock und Füllfeder vor mir saß, die unglaublichsten Pariser Tinkturen diktiert, die ich täglich vom Morgen bis zum Abend anwenden müßte, um mein Haar bei Farbe zu erhalten. Als Dreingabe zu ihrer Zudringlichkeit machte jene Amerikanerin am Schluß des Interviews noch die Bemerkung:

‚Die Europäerinnen müssen viel Zeit haben, wenn sie dafür Sorge tragen müssen, daß sie nicht abfärben.‘

Ich antwortete ihr daraufhin noch etwas boshafter:

‚Ich finde, die Amerikanerinnen müssen noch mehr Zeit haben, wenn sie alle Geheimmittel Europas kennen lernen wollen und alle Menschen, um sich selbst zu verschönen, erst interviewen müssen.‘ Sie ging von mir in dem festen Glauben, daß ich gefärbtes Haar habe, und verstand gar nicht, daß ich mich im geheimen gründlich über sie belustigt hatte. Ich bin aber sicher: sie ist sofort auf dem ganzen Schiff herumgegangen und hat es allen Herren und auch Ihnen erzählt, daß ich mein Haar färbe.“

„Ja, das ist wahr, das tat sie,“ mußte ich bestätigen, „aber niemand hat es geglaubt, daß Ihr Haar, gnädige Frau, nicht natürlich wäre. Denn Ihr Gesichtsausdruck ist immer viel zu wahr, als daß Sie Ihr Haar lügen lassen könnten.“

„O,“ fuhr sie erbittert fort, „ich hasse Amerika. Wenn mich auch das Gespräch mit der Amerikanerin belustigte, während ich sprach, war ich doch hinterher sehr aufgeregt über die inquisitorische Art jener Dame, die aus einem Lande kam, wo man immer mit dem Wort Freiheit protzt, und wo kein Privatleben ge-

schont wird, keine Intimität, die jedem Gebildeten doch die höchste Freiheit bedeutet. Ich habe an demselben Tag noch krampfhaft weinen müssen; und an dem Tag, da wir in Neuyork landeten, wollte ich gar nicht ans Land gehen, so nervös war ich gemacht von der Zudringlichkeit der Journalistin. Dieses Land, scheint mir, erzeugt nur Raubmenschen, wie Sie die Spieler hier nennen, die das Schiff unsicher machen während der ganzen Fahrt. Und ist nicht das Riesenunglück in Neuyork, die brennende Hochbahn, wie ein gigantisches Raubtier über uns hergefallen? Oh, mein Herr, ich glaube, nur hier im Süden läßt sich Amerika ertragen, wo die versöhnlichere Sonne wärmere Menschen erzeugt." Und dann fuhr sie eifrig fort: „Ich freue mich so unendlich, wenn mein Mann und ich erst in einem stillen Land auf einer Berganhöhe bei unserer Sternwarte wohnen werden und ich das ganze Maschinendasein Europas und Amerikas über dem paradiesischen Dasein vergessen darf. Ich werde meine Violine spielen; und wenn mein Mann ruhig arbeiten kann, wird uns in Mexiko nichts mehr fehlen. Und wir werden dann glücklich sein in der selbstgewählten Einsamkeit, so glücklich, wie es einst die ersten Menschen waren."

Ich antwortete nichts, um nicht die schöne Frau in ihrer schönen Schwärmerei zu stören. Ich sah nur hinunter auf das graugrüne Meerwasser, wo hie und da unter der Oberfläche ein dunkler, breiter Schatten, der Körper eines sich tummelnden Haifisches, am Schiff entlangglitt.

Raubtiere und Raubmenschen, dachte ich, umgeben uns überall, auch in der Einsamkeit, offenkundige und heimliche.

Als das Schiff am nächsten Nachmittag in Vera-Cruz landete, wo wir am Kai durch die Drogengerüche, durch Scharen blaueingepackter Zuckerhüte gingen, vorbei an den Haufen praller Kaffeesäcke und entlang an Wänden aufgestapelter goldbrauner Tabakbündel, und das kleine Hafenstädtchen mit den weißen niederen Häusern hell am Meer lag und aussah, als wäre es aus weißen Stücken Würfelzucker aufgebaut, — da

wollte ich eben der Dame und ihrem Mann sagen: „Wenn dieses ganze heiße Land, die Tierra caliente, voll so guter Menschen ist wie voll guter süßer Gerüche hier am Hafen, dann kann ich mir schon ein seliges Einsamkeitsleben für Sie beide hier im Innern des Landes vorstellen."

Aber ich mußte mit dem Satz an mich halten, denn die junge Frau war ebenso wie ich vom ersten Schritt in das Land begeistert und fragte mich in einer Gedankenverbindung, die ihre Violine, ihre Einsamkeit und ihr Glück betraf, echt fraulich mitten unter Kaffee, Zucker, Tabak und Drogen:

„Kennen Sie vielleicht die Apollohymne, die man in Delphi ausgegraben hat? Sie ist auf einen Stein gemeißelt, und die Franzosen, die jetzt die Ausgrabungen in Delphi leiten, haben sie eben erst entdeckt. Mein Professor, der mir in Paris Harmonielehre gab, hat mir eine Abschrift davon besorgt und als Abschiedsgeschenk mitgegeben. Er hat mir die Apollohymne vorgespielt. Sie ist wundervoll und im Fünfvierteltakt geschrieben, was sehr selten ist. Wenn Sie uns auf unserer Sternwarte besuchen, werde ich sie bis dahin gelernt haben und sie Ihnen vorspielen."

Während sie noch sprach, waren wir aus dem Hafen um eine Ecke gebogen, und zu gleicher Zeit mußten wir alle drei, ihr Mann, sie und ich, uns die Nase zuhalten, denn ein pestilenzialischer Gestank wehte uns aus den offenen Gossen der holperig gepflasterten Straßen entgegen, — so scharf, so faulig und so fieberverpestet, daß wir den Atem anhalten mußten und kaum weitergehen konnten.

Und nicht genug damit, — wir zögerten plötzlich auch weiterzugehen bei dem überraschenden und ungekannten Anblick von Hunderten von Aasgeiern, die alle Dächer die lange Straße hinauf dunkel säumten. Erschreckend war der Anblick der kahlen Schädel und nackten Hälse dieser schwarzen Riesenvögel. Einige hopsten in den Gassen und suchten mit ihren hakigen Schnäbeln nach Abfällen. Sie waren groß wie ausgewachsene Adler und schauten ebenso furchtbar drein. Drei, vier zankten sich mitten auf der Straße, be-

anspruchten die ganze Straßenbreite für sich, schlugen mit den Flügeln um sich und kreischten dazu ohrenbetäubend und gellend. Andere schwangen sich von den Dächern herab, als wollten sie uns hinterrücks überfallen. Andere flatterten, die Luft peitschend, daß es sauste, die lange Straße hinauf, die leer im Mittaglicht lag, nur auf den Gesimsen der flachen Dächer waren die Straßen belebt von den langen schwarzen Zeilen der menschengroßen Vögel, die unruhig ruckten, sich stießen und aufkrächzten. Es schien, als wäre die weiße Stadt ausgestorben und nur von schwarzen Aasgeiern bevölkert.

Haifische im Meere, Aasgeier in den Lüften und Fiebergestank auf der Erde, — ich glaube, in dieser Raubwelt wird sich schwer der Friede zu einer Apollohymne finden, dachte ich. Aber ich sagte nichts, sondern trat hinter das schweigende Ehepaar und schritt auf schmutzigen, glitschigen Stufen in ein kleines französisches Hotel hinein; das Haus war uns vom Kapitän empfohlen worden.

An meiner Schulter vorüber flog, ehe ich noch in der Türe war, durch das offene Speisezimmerfenster im Parterre ein Kotelettknochen in die Gassenmitte hinaus, und wie unter einem schwarzen Unwetter verfinsterte sich der Mittagshimmel, und mit höllischem Gekrächz stürzte ein schwarzer Knäuel von ungefähr fünfzig Riesenvögeln auf den armseligen Knochen. Eine wilde Balgerei, bei der die schwarzen Federn vor den weißen Häuserwänden in die Luft stoben, brach hinter mir los. Im Hausgang des kleinen Hotels kam ich mir dann vor, als hätte ich mich aus einer Schlägerei gerettet.

Während die junge Frau vorausging, flüsterte mir der Astronom ins Ohr:

„Es sieht nicht nach Apollohymnen hier aus, — Raubwelt überall.“ — Nach Tisch ließ ich mich in ein Gastzimmer führen, um etwas auszuruhen, und als ich mich im Zimmer umsah, bemerkte ich eine dünne Sandschicht auf der Tischdecke, eine Sandschicht auf den Plüschmöbeln, grauen Sand, fein wie Streusand, überall. Ich schlug das Moskitonetz am Bett zurück, da

sah ich auch das weiße Bett von einer grauen Sandschicht bedeckt. Der Zimmerboy erklärte mir, daß am Vormittag ein Sturmwind gewesen sei, und daß der Dünensand bei solchem Sturm durch die geschlossenen Fenster und geschlossenen Türen in alle Häuser in Vera-Cruz eindringe.

In demselben Augenblick hörte ich im Nebenzimmer, in welches sich das Ehepaar begeben hatte, um auszuruhen, ein leises Lamentieren, und dann kam der junge Astronom an die geschlossene Verbindungstür und rief mir durch das Türbrett zu:

„Denken Sie doch! Als wir eben unser Gepäck bekommen und meine Frau ihren Violinkasten aufmacht, ist der ganze Kasten voll von roten Ameisen. Die haben sich auf der Reise über das Kolophonium hergemacht, haben den ganzen Vorrat von Darmsaiten angenagt, und das dünne Holz der schönen Violine selbst ist in dem heißen Lagerraum auf der Seereise gesprungen. Das Instrument, das teure Instrument, ist unbrauchbar ..." Ich hörte die junge Frau drüben leise weinen und sich die Nase schnauben.

Raubwelt überall! Das war der Empfang in der Tierra caliente.

3

Tierra caliente

Der junge Astronom und seine Frau wollten, wie ich, nach der Hauptstadt Mexiko. Um ein Uhr mittags saßen wir an der Station von Vera-Cruz in den Waggons, von welchen es zwei Klassen gibt: eine, in der die Indianer reisen, und eine für die Europäer.

Die letzten Abkömmlinge der Azteken gingen auf dem Bahnsteig umher, in weißen Hosen und in einem weißen Hemd, das sie über den Hosen um die Hüften zusammenknoten, so daß der weiße Knoten vorn am Leib sitzt. Sie haben große breitrandige Sombreros auf aus weißem Stroh, in der Form von großen breiten Zuckerhüten, mit breitem Strohrand.

Sie tragen die „Zerape“, eine Wolldecke, bei kühlem Wetter über den Schultern. Dies ist ein gewebter, meist grellfarbig quergestreifter Teppichstoff oder auch nur eine rote Flanelldecke, in deren Mitte ein Schlitz ist, durch den sie den Kopf stecken, so daß der Stoff als ein Mantel vorn senkrecht wie ein Brett über die Brust und rückwärts senkrecht über den Rücken herabhängt. Alle Indianer gingen barfuß und ihre Hautfarbe ähnelte dem Erdton von irdenen gebrannten Töpfen.

Diese groteske Welt der Indianer, die mit ihren spitzen, hohen Hüten einer Herde altmodischer Zauberer glichen, wirkte befremdend, aber nicht so herausfordernd waghalsig wie im Europäerwaggon die Schar der reisenden Mexikaner, denen aus allen Taschen und aus den Gürteln die plumpen Kolben riesiger, in unserer modernen Zeit lächerlich aussehender Pistolen starrten. Im Nacken tragen sie mächtige Farmerschlapphüte; und so sahen diese Menschengruppen im Waggon wie die Schauspieler in jenem Akt der Oper „Carmen“ aus, in dem die bis an die Zähne bewaffneten spanischen Schmuggler auftreten.

Uns, die wir als Neuzeitmenschen eben erst aus Ländern kamen, wo die Schaustellung von Waffen nur dem besoldeten Militär überlassen ist, wir Jüngsten, die wir schon den Spazierstock als ein Rudiment eines vergangenen Jahrhunderts betrachten, die höchstens in einer verborgenen Seitengasse eine kleine Schußwaffe in Westentaschenformat geheim bei uns tragen, — wir mußten immer wieder auf die mit Revolverkolben gespickten Lendentaschen und Ledergürtel der mitreisenden Männer schauen und wußten nicht, ob diese Waffenmaskerade nur harmlose Eitelkeit oder pulverstinkenden Ernst bedeute.

Der Astronom, seine Frau und ich, wir sahen uns an und redeten nur mit den Augen miteinander, indem wir uns mit langen Blicken auf die uns umgebenden Mordinstrumente und ihre Besitzer aufmerksam machten.

Der Zug stieg immer bergan, denn die Hauptstadt Mexiko liegt achttausend Fuß höher als Vera-Cruz.

Wir sollten am Abend auf halbem Weg in Orizaba ankommen, von wo der Zug in der Nacht nicht weiter ging. Alle Reisenden mußten dann dort übernachten und konnten am nächsten Vormittag erst weiter fahren, um abends in der Hauptstadt Mexiko anzukommen.

Draußen vor den Waggonfenstern stand jetzt stundenlang nur Urwald, monotones graugrünes Unterholz, trostlos, farblos. Keine farbigen Blumenmatten, nirgends eine einzige Blüte; nur ein meilenweites, eintöniges graues Blättermeer, hie und da unterbrochen von einem weitarmigen Riesenbaum, der sich über das Unterholz hob und auch keine andere Farbe als das freudlose Graugrün zeigte.

Gedrückt, als läge die Hitze wie ein Ballast sichtbar auf den Blattschichten, schoben sich die Wälder gleichwie die flachen Strandwellen eines grauen Blätterozeans an den langgedehnten Gebirgslinien hin. Der Zug mußte durch viele Tunnel, und die Bahn geht an Urwaldabgründen entlang, die alle von den regungslosen, starr stillhängenden blaugrauen Blättern und von wüstem Gestrüpp angefüllt sind.

An einer Station mit zwei, drei Häusern, die in zierlichen Kaffeeplantagen und Zuckerrohrfeldern lagen, begann es zu regnen; dicke Tropfen fielen, wie Taubeneier groß. Und sofort dampften die vielen Wälder, als bestände der Boden aus überhitzten Herdplatten, auf denen der Regen sogleich zu Dampf würde. Die treibhauswarmen Nebelschwaden beklemmten unsern Atem. Wir mußten die Waggonfenster schließen und fuhren dann in einer blinden Nebelwelt, hörten nur an den Echos der rasselnden Eisenräder, daß wir an Gebirgswänden vorbeidonnerten, an hohlschallenden Abgründen und durch weißen, heißen Dampf, als hätte der Zug die Erde verlassen und führe in einem bodenlosen heißen Luftraum.

„Die Regenzeit hat angefangen. Gestern war der erste Regentag,“ sagte uns der Schaffner. „Nun wird es ununterbrochen drei Monate regnen, erst täglich eine Stunde, dann zwei, drei, vier, fünf Stunden. In den ersten Monaten der Regenzeit nimmt der

Regen stundenweise zu und in den letzten ebenso wieder stundenweise ab. Man weiß täglich ganz genau, wann der Regen beginnt, und wann er aufhört. Und wenn sich die Leute in der Hauptstadt Mexiko nachmittags besuchen wollen, fragen sie sich erst am Tag vorher:

‚Ist es Ihnen angenehm, wenn ich eine Stunde vor oder nach dem Regen zu Ihnen komme?‘ —

Wieder sahen wir drei uns mit den Augen an und sprachen schweigende Worte. Nur die junge Frau fing plötzlich hellauf zu lachen an und fand, wir Herren machten Gesichter, als wenn wir einem Begräbnis beiwohnten, und nicht unsern Einzug hielten in ein neues Land.

Ich fühlte mich jetzt schon bei den beiden Eheleuten durch die schweigende europäische Zusammengehörigkeit wie ein altangestammtes Familienmitglied, wie ein Bruder oder Schwager. Und als wir so stundenlang hinter den erblindeten Fensterscheiben des Waggons beieinander saßen, nichts sahen und nur immer durch den Tropennebel fuhren, und als wir nacheinander zu gähnen begannen und einander immer wieder mit neuem Gähnen ansteckten, da entfuhr plötzlich dem jungen Astronom der Ausruf:

„Herrgott, hier in dem tropischen Nebelland werde ich ja nie einen Stern zu sehen bekommen! Ich wünschte, ich wäre wieder auf dem Schiff und führe nach Europa zurück!“

„Ich wünsche das nicht,“ sagte die junge Frau ein klein wenig trotzig. „Ich bin froh, daß ich nach neuntägiger Seefahrt festes Land fühle. Ich bin lieber wieder in Wäldern als unter Haifischen, und überhaupt ist der Wechsel im Leben schön. Mir gefällt es sehr gut in Mexiko, wenn du mir in der Hauptstadt eine neue Violine kaufst, fehlt mir hier gar nichts; ich liebe diese unheimliche Treibhausluft, die einem das Gefühl gibt, als müßten hinter dem Nebel riesengroße, mächtige Blumenkelche stehen, die sich nicht rühren, und die wie die Götter des Landes sich von den Leuten besuchen lassen und anbeten.“

„Mir gefällt es hier nicht,“ antwortete ihr Mann.

42*

„Ich wünschte, ich wäre wieder in Europa; ich glaube, ich sehe Europa nie mehr wieder."

„Ach, warum sagst du das! Ich habe eben noch das Gefühl gehabt, als wäre Europa draußen manchmal da, wenn ich es wünsche und der Treibhausblumen müde bin; und wenn der Tropennebel einen Augenblick verfliegt, dann glaube ich immer: jetzt taucht vielleicht wieder eine europäische Stadt auf."

„Du spielst mit der Wirklichkeit wie mit den Träumen; aber ich sehe immer nur Wirklichkeit, überall Wirklichkeit, die sich berechnen läßt, abmessen und addieren. Ihr Frauen seid glücklicher als wir Männer. Ihr seht einfach nicht, was ihr nicht sehen wollt, und damit basta."

Ich hatte meine Augen geschlossen und hörte wie aus weiter Ferne das Gespräch der beiden und mischte mich nicht in den Meinungsaustausch der Neuvermählten.

Aber ich mußte im stillen dem jungen Astronomen recht geben. In diesem Tropenland, unter den Revolverträgern und unter den Indianern, die jeden Bahnsteig jeder Station, die wir durchfuhren, anfüllten, hatte auch ich das Gefühl, als ob Europa von der Erdkugel abgelöst sei, als ob eine geregelte europäische Welt gar nicht mehr existieren könnte; es ließen sich die beiden Kontinente Amerika und Europa gar nicht mehr miteinander vergleichen, so daß man ängstlich wurde und so wie der Astronom glauben konnte, Europa wäre niemals mehr zu erreichen.

„Jetzt schlafen sie drüben," hörte ich die junge Frau sagen. „Zu denken, daß wir hier immer dann Tag haben, wenn drüben Nacht ist, und daß mein Professor in Paris jetzt immer schläft, wenn ich seine Hymne, die Apollohymne, üben werde!" Da mußte ich die Augen öffnen. Wir sahen uns wieder an und mußten alle drei in ein herzliches Lachen ausbrechen über den Gedanken der jungen Musikerin, die sich grämte, daß Europa samt dem Harmonieprofessor jedesmal schlafen würde, wenn sie die Apollohymne den Geistern der abwesenden Europäer vorspielen wollte.

„Oh!" riefen wir dann alle drei zugleich bewundernd. Denn an der Station, wo eben der Zug hielt, stieg eine vornehme junge Dame ein, eine schöne Spanierin, und mit ihr kam ein älterer, schwarzgekleideter Abbé, der, sehr männlich, stattlich und selbstbewußt wie ein gewandter Kavalier, der Dame beim Einsteigen half und dann bei ihr saß und sich so lebhaft in spanischer Sprache mit ihr unterhielt, daß wir gähnenden drei das lebhafte Paar um seine gute Unterhaltung und Laune beneideten.

„Eine entfernte Verwandte des Präsidenten der Republik Mexiko," flüsterte mir der Schaffner im Vorübergehen zu, „und ihr Beichtvater."

Nun hatte ich keine Lust mehr, mit geschlossenen Augen in der Ecke zu lehnen. Das Gesicht dieser Dame leuchtete wie der vornehme Kelch einer Tropenblume, die jetzt aus dem Nebel draußen aufgetaucht wäre, und die Mexikanerin erschien mir wie eine Göttin des Landes, die die Blicke der Leute anbetend zu sich kommen ließe, so, wie es vorhin die junge Astronomenfrau schwärmerisch prophezeit hatte. —

Trotzdem ich wußte, daß ich unhöflich war, mußte ich die große Schönheit immer anstarren. Leider wird es nach sechs Uhr in den Tropen gleich dunkel; und dann konnte ich im schlecht erleuchteten Waggon die schöne Mexikanerin nur noch schwach sehen. Oft mußte ich jetzt im Halbdunkel beim Anblick der großzügigen Augenbrauen, die sich in dem südlichen blassen Gesicht gescheit und hochherzig wie zwei kleine Torbogen wölbten, an die intelligente Österreicherin im Lodenmantel drüben in Europa denken. Es war, als säßen die Augen jener blassen, werbenden jungen Mutter mir auch hier gegenüber. Es war eine ähnliche Sorge, ein ähnlich stark sich zusammenraffender Wille in dem Augenausdruck dieser jungen mexikanischen Dame, ähnlich dem Unglücksausdruck jener Frau im Lodenmantel, jenseits des Atlant. Vielleicht wären beide Zwillingsschwestern, eine jenseits, die andere diesseits des Meeres, Zwillingsschwestern eines und desselben Unglücks, oder einer und derselben verhängnisvollen Zukunft, dachte ich.

Ich konnte aber dabei nicht ahnen, daß ich wenige Monate später hier in Mexiko persönlich Zeuge des hereinbrechenden Unglücks sein sollte, welches diese junge Mexikanerin traf; und daß jenseits des Wassers die Dame im Lodenmantel in demselben Jahr wie diese Mexikanerin untergehen würde.

Wie ich noch über die Ähnlichkeiten, die ich entdeckt hatte, nachdachte, kam ein tiefes Seufzen von den Lippen der blonden Astronomenfrau, ein Seufzen, das klang, als ob ein Schlafender unter einem Traumalp gequält aufseufzen müsse.

Die junge Frau hatte die Augen seit einer Weile geschlossen und schlief, mit dem Kopf an die Schulter ihres Mannes gelehnt. Jetzt aber wachte sie auf, sah sich im Halbdunkel nach mir um und hatte einen weltfernen Ausdruck. „Ist etwas passiert?" fragte sie mich leise, da sie sah, daß auch ihr Mann eingeschlafen war. „Sie machen ein so ernstes Gesicht, und ich habe eben geträumt, wir wären auf einem Schiff, das uns nach Europa zurücktrug, aber mein Mann wollte nicht warten, bis wir ans Ufer kamen, sondern er sprang ins Wasser und lief dem Schiff eilend über das Wasser voraus. Sie und ich standen nebeneinander auf der Schiffsbrücke und riefen ihm nach, er solle aufs Schiff kommen. Aber er hörte nicht und lief von uns fort, so daß ich ganz verzweifelt war. — Oh, ich bin so froh, daß nichts passiert ist, und daß er hier so ruhig schläft. Aber Sie sehen so ernst aus, als ob die Welt untergeht."

Der Zug pfiff jetzt grell, und die Hotelboys aus Orizaba sprangen, als der Zug in die Station einlief, von draußen in die Waggons herein und riefen die Namen ihrer Hotels aus. Es war jetzt eine sternenhelle Tropennacht draußen.

Der Astronom wachte auf und freute sich über die Helle. Wir einigten uns mit einem Hotelboy über Zimmer in seinem Hotel. Erst hinterher fiel es mir ein, daß ich in dem Hotel, wo jene Mexikanerin abstieg, hätte Zimmer nehmen sollen.

„Sie ist bei einem Pferdekauf gewesen," erklärte mir der Schaffner, „sie hat sich auf einer befreunde-

ten Hazienda ein Reitpferd gekauft. In der Hauptstadt ist sie als eine der besten Reiterinnen bekannt."

Bei der Ankunft in Orizaba, als das Astronomenpaar zum Hotel vorausging, blieb ich noch einen Augenblick zurück, um das Reitpferd, ein isabellenfarbenes Prachttier, zu sehen, das man aus dem Güterwagen ausladen sollte. Die Spanierin und ihr Beichtvater standen nur ein paar Schritte von mir entfernt. Während die Arbeiter den Wagen des Pferdes aufschlossen, streichelte die Dame die Nüstern des Tieres, das den Kopf zu ihr herausstreckte.

Das Pferd wieherte. Der Abbé aber sagte rasch zu der Dame ins Ohr und sah nicht, daß ich hinter ihm stand: „Also, es ist bestimmt: wenn wir morgen abend in Mexiko ankommen, dann brechen Sie alle Beziehungen zu ihm ab. Ich werde ihn besuchen und ihm Ihre Absicht mitteilen. Fürchten Sie nichts!"

Der Abbé sprach laut, als ob er noch das Räderrasseln des Zuges in den Ohren hatte.

Nachdem ich so unfreiwillig eine intime Mitteilung gehört hatte, fürchtete ich, indiskret zu sein, wenn ich stehen bliebe, um das Pferd zu erwarten. Ich zog mich hinter dem Rücken der beiden lautlos zurück und eilte nach meinem Hotel, von einem Indianerburschen geführt. Der Indianer lief lautlos wie mein Schatten vor mir her, durch die mondhellen, todstillen Straßen des mitten in hohen Bergen gelegenen Städtchens Orizaba. Ich sah im Mondschein die weiße Zuckerhutspitze des beschneiten Kraters, des Orizaba Peak, und andere Kuppelberge voll Urwald, deren Blätterherden wie blaue Stahlpailletten im Licht glitzerten. Dazu hatte ich in den Ohren das Flügelwetzen der Zikaden, der Milliarden Insekten in den Gärten und Feldern ringsum und um mich das Getrommel und Geschnarre riesiger Posaunenfrösche und das Geschwirr eifriger Käfer, die wie irrsinnig wild über die mondhelle Straße fortstürzten, als kämen sie verzückt von einem Bacchanal, und als wollten sie Menschen und Bäume und Häuser umrennen. Die Luft war angefüllt von den Säuredünsten großer Nachtblüten, und alle Bäume und Blüten mischten ihre Gerüche wie

Ich konnte aber dabei nicht ahnen, daß ich wenige Monate später hier in Mexiko persönlich Zeuge des hereinbrechenden Unglücks sein sollte, welches diese junge Mexikanerin traf; und daß jenseits des Wassers die Dame im Lodenmantel in demselben Jahr wie diese Mexikanerin untergehen würde.

Wie ich noch über die Ähnlichkeiten, die ich entdeckt hatte, nachdachte, kam ein tiefes Seufzen von den Lippen der blonden Astronomenfrau, ein Seufzen, das klang, als ob ein Schlafender unter einem Traumalp gequält aufseufzen müsse.

Die junge Frau hatte die Augen seit einer Weile geschlossen und schlief, mit dem Kopf an die Schulter ihres Mannes gelehnt. Jetzt aber wachte sie auf, sah sich im Halbdunkel nach mir um und hatte einen weltfernen Ausdruck. „Ist etwas passiert?" fragte sie mich leise, da sie sah, daß auch ihr Mann eingeschlafen war. „Sie machen ein so ernstes Gesicht, und ich habe eben geträumt, wir wären auf einem Schiff, das uns nach Europa zurücktrug, aber mein Mann wollte nicht warten, bis wir ans Ufer kamen, sondern er sprang ins Wasser und lief dem Schiff eilend über das Wasser voraus. Sie und ich standen nebeneinander auf der Schiffsbrücke und riefen ihm nach, er solle aufs Schiff kommen. Aber er hörte nicht und lief von uns fort, so daß ich ganz verzweifelt war. — Oh, ich bin so froh, daß nichts passiert ist, und daß er hier so ruhig schläft. Aber Sie sehen so ernst aus, als ob die Welt untergeht."

Der Zug pfiff jetzt grell, und die Hotelboys aus Orizaba sprangen, als der Zug in die Station einlief, von draußen in die Waggons herein und riefen die Namen ihrer Hotels aus. Es war jetzt eine sternenhelle Tropennacht draußen.

Der Astronom wachte auf und freute sich über die Helle. Wir einigten uns mit einem Hotelboy über Zimmer in seinem Hotel. Erst hinterher fiel es mir ein, daß ich in dem Hotel, wo jene Mexikanerin abstieg, hätte Zimmer nehmen sollen.

„Sie ist bei einem Pferdekauf gewesen," erklärte mir der Schaffner, „sie hat sich auf einer befreunde-

ten Hazienda ein Reitpferd gekauft. In der Hauptstadt ist sie als eine der besten Reiterinnen bekannt."

Bei der Ankunft in Orizaba, als das Astronomenpaar zum Hotel vorausging, blieb ich noch einen Augenblick zurück, um das Reitpferd, ein isabellenfarbenes Prachttier, zu sehen, das man aus dem Güterwagen ausladen sollte. Die Spanierin und ihr Beichtvater standen nur ein paar Schritte von mir entfernt. Während die Arbeiter den Wagen des Pferdes aufschlossen, streichelte die Dame die Nüstern des Tieres, das den Kopf zu ihr herausstreckte.

Das Pferd wieherte. Der Abbé aber sagte rasch zu der Dame ins Ohr und sah nicht, daß ich hinter ihm stand: „Also, es ist bestimmt: wenn wir morgen abend in Mexiko ankommen, dann brechen Sie alle Beziehungen zu ihm ab. Ich werde ihn besuchen und ihm Ihre Absicht mitteilen. Fürchten Sie nichts!"

Der Abbé sprach laut, als ob er noch das Räderrasseln des Zuges in den Ohren hatte.

Nachdem ich so unfreiwillig eine intime Mitteilung gehört hatte, fürchtete ich, indiskret zu sein, wenn ich stehen bliebe, um das Pferd zu erwarten. Ich zog mich hinter dem Rücken der beiden lautlos zurück und eilte nach meinem Hotel, von einem Indianerburschen geführt. Der Indianer lief lautlos wie mein Schatten vor mir her, durch die mondhellen, todstillen Straßen des mitten in hohen Bergen gelegenen Städtchens Orizaba. Ich sah im Mondschein die weiße Zuckerhutspitze des beschneiten Kraters, des Orizaba Peak, und andere Kuppelberge voll Urwald, deren Blätterherden wie blaue Stahlpailletten im Licht glitzerten. Dazu hatte ich in den Ohren das Flügelwetzen der Zikaden, der Milliarden Insekten in den Gärten und Feldern ringsum und um mich das Getrommel und Geschnarre riesiger Posaunenfrösche und das Geschwirr eifriger Käfer, die wie irrsinnig wild über die mondhelle Straße fortstürzten, als kämen sie verzückt von einem Bacchanal, und als wollten sie Menschen und Bäume und Häuser umrennen. Die Luft war angefüllt von den Säuredünsten großer Nachtblüten, und alle Bäume und Blüten mischten ihre Gerüche wie

zu einem nervenaufstachelnden berauschenden Gebräu, das einen jeden überschwemmte, als wäre die Nacht bis hoch an die Sterne ein wollüstiges Bad, zusammengegossen aus elektrischen Blütenessenzen.

Die ersten Schritte in das aufgeregte tropische Nachtleben sind für den Europäer so befremdend, als ob ihm plötzlich alle Hirngespinste einer sonst nur in der Phantasie existierenden Unterwelt entgegen kämen. Es scheint, als hätten sich alle Poren der Erde geöffnet und schickten Liebesseufzer und lüsterne Rufe und bestrickende Versprechungen und hitzige Beschwörungen in die Lüfte. Alle Verbote, alle Fesseln, die das Tageslicht und die Tagessymmetrie erfunden haben, müssen einer Verzückung weichen, die sich in den Tropen sofort mit der Dunkelheit einstellt. Jeden Abend, Sommer und Winter, wenn die Sonne um sechs Uhr untergegangen ist, eröffnet die tropische Nachtwelt ihr Riesenbacchanal, das deine fünf Sinne bestürmt, und das deine Tagesgedanken über den Haufen wirft mit den tausend wollüstigen Düften, mit den riesigen unruhigen Sternbildern, mit den Myriaden von Leuchtfliegen, die dich umkreisen, mit dem unterirdischen Gelächter unbekannter Nachtvögel und mit dem langgezogenen Geheul unbekannter Raubtiere, so daß der Verstand deiner fünf Sinne in einen Irrsinn gerät und du dich nach Betäubungen sehnst, die dir am Tage fern liegen.

Dieser mir unbekannte Reichtum der Tropennacht, den ich bisher nur vom Hörensagen her kannte, ließ mich in dieser Nacht im Hotel nicht schlafen. Die Zimmer in den mexikanischen Häusern haben keine Fenster nach der Straße, überhaupt keine Fenster. Sie führen in allen Etagen auf Veranden, die rund um eine Art Gartenhof liegen. Und jedes Zimmer erhält sein Licht nur durch die Tür, die von der Veranda hereinkommt.

Mein Zimmer lag im ersten Stock, und durch die Glastüre schien der Mond in das kalkweiße Gemach, Ich hatte die gläsernen Türflügel offen gelassen, und draußen lebte die laute Tropennacht. Mexikanische Nachtigallen, die unten im Hof in Käfigen an den

Wänden hingen, trompeteten und pfiffen so laut wie Dampfersirenen und Lokomotivenpfeifen. An einen Schlaf war schon des Lärmes wegen nicht zu denken. Aber hätte ich denken können, daß es für den Europäer überhaupt nur schlaflose Nächte in diesem Lande gibt, und daß ich nicht eher einen ruhigen Schlaf genießen würde, als bis ich wieder einen Dampfer zurück nach Europa bestiege?

Wir glauben immer, wir Neuzeitmenschen: wir nehmen ein Billett, kommen in ein Land, essen, schlafen, trinken dort und kommen wieder zurück. Aber wir bedenken nicht, daß uns kein Billett, keine Eisenbahn, kein Schiff in ein anderes Land bringen kann. Wir selbst, unser Körper, unsere gewohnte Art zu empfinden, unsere Art zu denken, — nichts von uns kommt jemals in einem fremden Land an.

Ich bin später nach dieser mexikanischen Reise auf vielen, vielen Schiffen und vielen, vielen Eisenbahnen nach vielen, vielen Ländern rund um die Erde gereist. Aber immer, wenn ich wieder in die Heimat komme, nach Europa zurück, dann weiß ich, daß ich nirgends war.

Wohl kommen mit unseren Kleidern unsere Knochen, unsere Muskeln, unser äußerlicher Apparat in fremden Ländern an, aber nicht unsere Denkkraft, nicht unsere Herzwelt, nicht die Jahrtausende von heimatlichem Vorleben, die wir im Blute haben.

Jedes neue Land benützt unseren körperlichen Apparat und beachtet nicht, was wir waren, und nicht, was wir sein wollen. Jedes fremde Land will uns vollständig zu etwas Neuem umwandeln, und es fragt uns nicht, ob wir dabei mittun wollen oder nicht, — es verwandelt uns. Es verwandelt das, was von uns an der fremden Küste angekommen ist, zuerst die Kleider, dann die Haut und den Leib, aber niemals die Herzwelt in uns. Jedes Land ist wie ein Theaterstück, das seine eigenen Rollen austeilt; und das Stück, das in der Heimat spielt, ist nicht dasselbe, das in Mexiko gespielt wird. Vieles, wovon ich hier schreibe, sagte ich mir in der Nacht meiner Ankunft, in der ersten Tropennacht meines Lebens. Ein Land hat

die Eigentümlichkeit, daß es nur Tragödien spielt, nur tragische Rollen austeilt. Ein anderes Land spielt nur Idyllen, ein anderes liebt das große Pathos, ohne Intimität . . .

Mexiko ist tragisch gestimmt, mit einem Einschlag ins Dämonische, ins Phantastische, und immer mit der Endnote der Grausamkeit. Diese Erfahrung erlebte ich nicht an mir allein, sondern sie lag in der Luft des Landes, auf allen Gesichtern, in seiner Geschichte. Und ich habe niemals, in keinem Land der Welt wieder ein solch grimmiges Heimweh nach Europa empfunden, vom ersten bis zum letzten Tage, wie auf dem vulkanischen Boden Mexikos, wo täglich Erdbeben zittern, wo Städte plötzlich in einer Nacht untergehen, von deren Untergang nie die Kunde nach Europa kommt: wo sich gigantische Grausamkeiten abspielen, von denen Europa nichts ahnt und nichts erfährt.

Während meines kurzen Aufenthaltes von fünf Monaten war ich hier der Zeuge eines der unheimlichsten Dramen, das in engster Beziehung zu jener Verwandten des Präsidenten stand, die ich am ersten Tag in der Eisenbahn getroffen hatte, — eines Dramas, das seinen Abschluß vor Gericht fand, wobei vom Richter der Hauptstadt Mexiko zwanzig Todesurteile gesprochen werden mußten. Davon sollen die folgenden Kapitel handeln.

Heiße Erde — Tierra Caliente — nennt man den Landstrich, die Hitzezone, die von Vera-Cruz bis zur halben Weghöhe nach der Hauptstadt Mexiko hinaufreicht. Aber Tierra Caliente mußte ich für mich das ganze Land nennen. Denn nirgends auf der Welt brannte unter meinen Füßen der Boden so von Schrecknissen. Es ist, als hefte sich an jeden Fremdling hier in diesem alten Goldland der Fluch, den das Gold in sich trägt. Es scheint hier, als sei das unschuldig gemordete Blut der Azteken, welche der Goldgier der Europäer erlagen, heute noch nicht genügend gerächt, als verfolgte jeden Europäer hier die Rache des beleidigten uralten Volksgeistes dieses Landes. —

Die mexikanischen Nachtigallen johlten vor meiner Schlafzimmertür unterhalb der Veranda. Es schien mir plötzlich, als wären es nicht die Kehlen liebessehnsüchtiger Singvögel. Es klang, als wären die Vögel hier in diesem Lande zu spottenden Teufeln geworden, die den fremden Eindringling auspfiffen, — so höllisch war ihr Signalpfeifen. Und ich bedachte schlaflos, wieviel eingeborenes Leben einst von den europäischen Fremdlingen, den Spaniern, hier niedergemetzelt wurde, um Schiffsladungen von Goldbarren dem Lande zu rauben und nach Europa zu schicken. Darüber schrien heute noch die Nachtvögel.

In den Dschungeln des mexikanischen Urwaldes sollen sich noch große verschollene Aztekenstädte versteckt befinden, vom Blättermeer verschlungen; und Täler, in denen noch die reichsten Tempel und Schlösser der Landeskönige stehen, sollen von den Indianern zugemauert sein. Die Indianerinnen, die heute an den Stationen erschienen und schweigend auf einem grünen Blatt etwas gehacktes Fleisch oder ein paar dürftige Maiskuchen den Reisenden anboten, sahen verschlossen wie beleidigte Erzengel aus, arm wie darbende Heilige. Ihre blauschwarzen Haare sind in der Mitte des Kopfes glatt gescheitelt, wie die Frisuren der italienischen Madonnen. Die blauen Leinwandtücher, in die die Indianerinnen den Körper einwickeln, sind schlicht und einfach und bescheiden. Die Frauen gehen an dem eisenstampfenden Bahnzug entlang, wie von ihrer Einfachheit und ihrer landeseingeborenen Natürlichkeit unsichtbar gemacht, und sind wehrlos adelig in der Haltung. Aber aus ihrem schwarzen, unergründlichen Auge sieht dich die Trauer eines ganzen Volkes an, eines Naturvolkes, das unter den Fremdlingen, die mit Eisen gegen das Gold kämpften, fremd im eigenen Mutterlande geworden ist. Es tat mir später hier täglich in der Seele weh, die im Boden eingewurzelten Indianervölker zu sehen, die von der Brutalität der Geschäftsgier des Europäers erstickt werden, und die einst ein Reich hatten, wo das Gold der Alltagsschmuck des Landes war; o, es war schmerzlich, die Schweigenden zu sehen, die

jetzt nur geduldet und geduldig neben den Schienengeleisen der rasend reisenden Fremden leben, und die einst nichts Böses taten, als daß sie zufrieden lebten und die Europäer vor Hunderten von Jahren vertrauend und liebenswürdig empfingen.

Mir wurde unheimlich vor mir selbst. Ich schämte mich fast, daß ich einem Kontinent angehörte, aus dem alles Unglück und alle Ungerechtigkeit über das Land Mexiko und sein Volk gekommen war. Mir war vom ersten Tag bis zum letzten hier vor den alten Göttern des Landes unheimlich zumut, da ich wußte, daß sie alle hassen mußten, die aus Europa zu ihnen kamen. Und ich fühlte auch, wie mich Schrecken und Gefahren hier stündlich zu vernichten suchten, als ob Tag und Nacht die mexikanische Luft von Rachegeistern wimmele.

Am nächsten Morgen, nach der ersten schlaflosen Nacht in dem schlaflosen Lande Mexiko, ehe die „messingblonde Frau“ (wie ich im Geist die Astronomenfrau immer nennen mußte) mit ihrem Mann und mir den Zug zur Hauptstadt Mexiko am Bahnhof von Orizaba bestieg, gab es noch eine aufregende Bahnhofsszene, in der die schöne Mexikanerin uns allen das Leben rettete.

Der Zug stand dampfend auf dem Schienengleise am Bahnsteig, wo viele Reisende sich mit ihrem Handgepäck drängten. Plötzlich entsteht ein Gemurmel. Ein paar gestikulierende Beamte rufen, ein paar Männer stoßen sich durch die drängenden Reisenden. Ich bemerke, daß die stillstehende Lokomotive auffallend viel Geräusch macht, und daß aus allen Fugen und Nieten sich Dampf herauspreßt; aber ich werde erst durch die blassen Menschen, die alle vom Zug fortdrängten, aufmerksam, daß Gefahr im Anzug ist.

Die junge Mexikanerin und der Abbé traten im gleichen Augenblick aus dem Wartesaal auf den Bahnsteig. Es hatte sich ein großer freier Raum vor dem Zug gebildet. Die Leute deuteten nur von fern auf die Lokomotive, die jetzt wie ein lebendes Wesen mit ihrem mächtigen Eisenleib zu zittern begann, als würde sie geschüttelt.

Der Lokomotivführer war nirgends zu sehen, und das Bahnpersonal war fortgestürzt, um Heizer und Lokomotivführer zu suchen, die sich wahrscheinlich in irgendeiner nahegelegenen Indianerkneipe betranken. Ich sehe, wie die Mexikanerin die Lokomotive betrachtet und einen Augenblick später dem Abbé ihre Handtasche und ihren Bambusfächer reicht; dann geht sie ruhig, mit den festen Augen einer Tierbändigerin, zu der heftig zitternden Maschine hin. Sie klettert hinauf, und — ich weiß nicht, welcher Schreckensruf mir plötzlich entfuhr. Ich rufe irgend etwas und springe zu ihr, um sie von der Lokomotive zu reißen, die jeden Augenblick explodieren kann, und deren Vorderteil ab und zu bereits so heftig wie ein sich schüttelndes Tier auf den Schienen krampfhaft einige Zoll in die Höhe springt und dröhnend wieder niederfällt. Der Lärm des Dampfes war dabei ohrenbetäubend, und die Hitze des Maschineneisens und die Dampfschwaden, die die weiße Gebläsestrahlen nach allen Richtungen schossen, waren so heftig, daß ich nicht begreife, wie die junge Mexikanerin und ich nicht beide über und über verbrüht wurden.

Sie hatte aber, ehe ich sie noch faßte, die Ventile geöffnet, und aus dem überheizten Kessel stürzten befreit die Dampfsäulen. Ein paar Sekunden später klatschte der ganze Bahnhofsaal, der voll von flüchtenden Reisenden war, stürmisch Beifall.

„Wie konnten Sie das?" fuhr ich sie mitten im Beifall an; und sie sah mich erstaunt an, wie eine Dame, die von einem scheuen Reitpferd springt und gar nichts von Furcht empfunden hat.

„Ich habe als junges Mädchen auf der Hazienda meines Vaters öfters die kleine Strecke der Lokalbahn mit dem Lokomotivführer zusammen auf der Maschine zurückgelegt." Sie lachte mich an, als hätte sie plötzlich entdeckt, daß es lustig wäre, mit mir zu plaudern. „Was war denn jetzt dabei? Das war gar nichts, das da; es war nur nötig, daß man die Ventile verstellte, — jetzt ist der Dampf draußen. Komisch war es, wie die Maschine hopste," so plauderte sie immer lachend, als wären wir alte Bekannte.

Dann saßen wir bald alle im Zug, und natürlich reisten wir bis zum Abend im gleichen Kupee, und ich hatte das Vergnügen nach dem Schrecken mit der jungen Mexikanerin zusammen zu sitzen und weiterplaudern zu dürfen. Nur die beiden alten Bekannten von mir, der Astronom und seine Frau, hatten sich etwas abseits gesetzt, und die messingblonde Frau schien mir immer ernster zu werden, je mehr wir uns der Hauptstadt Mexiko näherten. indessen ihr junger Gatte nervös und schweigsam in seinem Reiseführer durch Mexiko stundenlang blätterte, ohne viel zu lesen.

Noch ein kleiner Zwischenfall am Nachmittag beschloß die Kette der Überraschungen, die mir so reichlich vor der Ankunft in der Hauptstadt wurden, die aber nur erst das Präludium zu einem großen Konzert von aufregenden Zeiten für mich bedeuteten.

An einer Station, wo Mittag gegessen wurde, hatten sich einige Herren aus anderen Wagenabteilen zusammengetan, und ein paar kamen mit großen Sträußen aus Tropenblumen, weißen Tuberosen und rosa Gartenrosen zu der mutigen Mexikanerin, um ihr eigens den Dank aller Reisenden, mit echt spanischer Grandezza, wie ich dachte, auszudrücken. Diese Ovation war hier in Mexiko übrigens nicht so auffallend, wie es klingen mag, wenn man es in Europa wieder erzählt; denn die Station, an welcher Mittag gehalten wurde, war dafür bekannt, daß sich in der Nähe große Blumenplantagen befanden. Auch die andern Reisenden kauften radgroße weiße und rosa Tropensträuße, die man an den Decken der Waggons befestigte, und die während der Nachmittagsfahrt dann wie lebende Blumenbaldachine über den Köpfen der Damen schaukelten.

Während die Herren mit den Blumensträußen der Mexikanerin ihre Aufwartung machten, stand ich auf und schlenderte mit dem Abbé draußen auf dem Bahnsteig ein paarmal auf und ab; auf einmal fiel mir auf, daß unter jenen Herrn einer jener „Raubmenschen", einer jener Kartenspieler, gewesen war, den ich nicht gleich wieder erkannt hatte. Der Abbé war wieder eingestiegen; und von einer plötzlichen

bangen Ahnung erfaßt, stand ich im Begriff ebenfalls wieder einzusteigen, als der Abbé schon seinen erschrockenen Kopf aus dem Kupeefenster zu mir heraussteckte und rief: „Die Handtasche der Dame ist verschwunden!" Ich weiß nicht mehr, warum ich instinktiv ans andere Ende des Waggons eilte und einen andern Weg zum Einsteigen wählte; mir war, als könnte ich den Dieb packen. Da ich sehr groß bin, konnte ich im Entlangeilen am Waggon in die Fenster schauen und bemerkte nun auch das Gesicht jenes verdächtigen Bekannten vom Schiff, der zugleich auch mich sah. Er steht drinnen im Mittelgang des Wagens. Wie ich eintrete, macht er mir Platz, grüßt plötzlich geschmeidig höflich und gleitet an mir vorüber hinaus. Da kommt auch schon der Abbé mir entgegen und deutet auf die Bank, welche jener Herr eben verlassen hat. Da stand dicht am Kupeeausgang die Tasche der Mexikanerin auf der Bank. Jener Mensch hatte sich wahrscheinlich von mir beobachtet gesehen und war geflohen, da es ihm nicht mehr möglich war, die Tasche weiter zu tragen. Als er den Abbé von der einen und mich von der andern Seite suchend eintreten sah, ließ er die Tasche stehen, als wenn sie ihn nichts anginge, und verließ den Wagen. Er war dann auch auf der Weiterfahrt nicht mehr zu entdecken.

„Die ganze Komödie mit der Überreichung des Buketts an die Dame war nur eine abgekartete Diebsgeschichte jener Gauner," sagte sofort der Abbé. „Man wollte die Aufmerksamkeit der Dame von ihrer Handtasche ablenken, da man uns heute wahrscheinlich auf der Wechselbank in Orizaba beobachtet hat, wo wir Geld erhoben. Das ist Mexiko!" Und ahnungsvoll fügte der alte erfahrene Kirchenherr hinzu: „Wenn Sie lange hier sind, werden Sie vielleicht noch ganz andere Dinge erleben."

Ich konnte aber freilich nicht ahnen — und er wahrscheinlich auch nicht, als er dies sagte, — daß derselbe freundliche Abbé bei diesen „ganz anderen Dingen" wenige Monate später sein Leben einbüßen würde. —

Es war früher ein alter hartnäckiger Charakterzug bei mir, der sich jetzt aber mit dem Alter verloren hat, daß ich mich, wenn Frauen leidend aussahen, in meinem Herzen verpflichtet fühlte, mich ihnen zu nähern und sie zu lieben, ob ich wollte oder nicht, — und wenn ich damit auch einer anderen lachenden Dame, der ich eben noch großes Interesse gezeigt hatte, weh tat und sie vernachlässigte. So geschah es noch an diesem Nachmittag, daß ich mich wieder zu der messingblonden jungen Frau hinsetzen mußte, die so trübselig und totenstill in der Waggonecke saß und in die öde Hochebenenlandschaft starrte, — in diese Landschaft, die draußen ohne Bäume und ohne Wälder nahe der Hauptstadt Mexiko nur mit steifstacheligen Agavenpflanzungen besetzt, vorüberflog. Die Agaven, die so starrsinnig in die leere Luft stachen wie Reihen von kaltbläulichen Eisblumen, die fleischige Körper bekommen hätten und regungslos mit den kalten ungeschlachten Körpern nichts anzufangen wüßten. Die arme Blonde sah aus, als wäre ihr europäisches Herz von dem neuen fremden Land so zerbrochen und von Ameisen so zernagt wie ihre arme europäische Violine im Geigenkasten, der bei ihrem Handgepäck oben im Netz des Waggons lag. Welch ein Kontrast, sagte ich mir: alle diese Kerle, die da um uns mit dickklobigen Pistolen im Gürtel reisen, und diese Europäerin, die eine Violine mit herüber in das Räuberland bringt, und die sich sehnt, eine Apollohymne zu erlernen! Europa ist so wunderbar sentimental, dachte ich. Alle anderen Erdteile, so schien es mir, müßten uns verlachen, weil bei uns das Leben zu einer zweitausendjährigen Apollohymne zurückkehren kann, zu einer ausgegrabenen Melodie, für die wir plötzlich eine Liebe empfinden können, eine Melodie, die unser Leben heute nicht hervorbringen kann, wegen der wir deshalb unser Leben, das diese Melodie nicht fertig bringt, beinah verachten können, auswandern und ruhelos werden und uns um zweitausend Jahre zurücksehnen können.

Es muß also etwas nicht richtig an unserer gegenwärtigen europäischen Völkermaschine sein, weil wir

uns immer nach alten Kulturen zurücksehnen. Kommt dieses Leiden vielleicht davon, daß wir staatliche Institute haben, die Gymnasien, welche es sich hauptsächlich zur Aufgabe machen, uns mit dem Seelenleben dieser alten heidnischen Kulturen bekannt zu machen? Was erlaubt sich da der Staat eigentlich für seltsame widerspruchsvolle Gewaltakte an unserer Jugend? Einerseits befürwortet er die Religion des Christen als das Staatsideal, andererseits zugleich das Seelen- und Geistesleben der vergangenen Heiden als Staatsideal! Wie kann denn da ein junger Mensch wissen, was Staat und Menschheit von ihm wollen, wenn er zwei einander ganz entgegengesetzten Idealen huldigen soll, dem christlichen und dem heidnischen zugleich? Denn sobald der Mensch das eine von den beiden Idealen, das Christusideal oder das Apolloideal, ernst nimmt, muß er dem andern Ideal vor den Kopf stoßen.

So ist es jetzt mir hier gegangen mit den beiden Damen. Die eine, die Schwärmerin für alte Kulturen, die Apolloidealistin, mußte ich beleidigen, wenn ich plötzlich die vom Abbé begleitete Mexikanerin, die eine gründliche Katholikin war, bevorzugte. So trieb ich für mich eine Art von Weltphilosophie und vermischte sie unklar mit meinen Liebesgefühlen.

Die Reiseermüdung tat außerdem ihr übriges bei den Damen und mir; und als der Zug am Abend in Mexiko einlief, war ich gleich den Damen in eine abgespannte und gegen die andern erkältete Stimmung geraten, so daß ein rasches, lautes, schallendes Abschiednehmen das augenblickliche Ende dieser Reiseromantik war, einer Romantik, die aber trotzdem hier auf dem Weg nur ihren Anfang, aber noch lange nicht ihr Ende für alle Beteiligten gefunden hatte. Ich tröstete mich einstweilen mit dem Betrachten der mexikanischen Indianer, die mich jetzt bei der Ankunft in der Stadt sehr unterhielten. Die Bevölkerung der Stadt bestand damals aus hunderttausend Europäern und dreihunderttausend Indianern.

„Wer lange lebt, lebt kurz," hatte unterwegs der Abbé zu mir gesagt, und ich mußte in Mexiko jetzt

täglich denken, daß das gar nicht auf mich paßte, denn es schien mir gleich am nächsten Morgen, als ich aufstand, eine Ewigkeit vergangen zu sein, seit ich in Mexiko war. Viel beschäftigten mich im Geist die drei verschiedenen Frauen, die ich in diesen letzten Tagen in mein Herz geschlossen hatte, und die mich abwechselnd an sich erinnerten. Es war als ob eine weibliche Schildwache die andere in der Nacht an meinem Bett ablöse, — so kam in jeder zweiten Stunde für eine Stunde eine andere der drei heimlichen Geliebten meines Herzens zu mir; bald war es die Österreicherin im Lodenmantel mit dem Graphitkarbon in der Hand, dann die Messingblonde mit der Violine und der Apollohymne und dann die Mexikanerin, bald zu Pferd und bald auf der dampfenden erhitzten Lokomotive.

Die dreihunderttausend Indianer haben es doch nicht fertig gebracht, mich sofort über die drei entschwundenen Frauen zu trösten, dachte ich eines Morgens, als es klopfte und ich die Glastür zur Veranda öffnete, wo vor mir eine junge Indianerin in blauem Leinenrock und schwarzem Kopfschal stand, auf dem Kopf einen großen flachen Strohkorb, bedeckt mit gelben Orangen und Bananen und rübenfarbenen Mangofrüchten.

Wie ein Öltropfen lautlos sank die Erscheinung vor mir auf dem Boden ins Knie und lächelte unter ihrem flachen Fruchtkorb, wie unter einem flachen Hut, der mit goldgelben Früchten garniert wäre.

„Wie heißt du?" fragte ich sie freundlich auf Spanisch, ohne zu bedenken, daß sie nicht sich, sondern ihre Früchte anbot.

„Angela," kam es an mein Ohr, als ob mich eine Hand streichele, — so dicht und nah ging mir diese Mädchenstimme über die Haut.

„Angelika?" fragte ich sie.

„Angela," so streichelte sie mich nochmals mit der Stimme und hob jetzt ihren Fruchttellerkorb vom Kopf, um ihn vor sich aufs Knie zu legen, wo sie ihn wie eine kleine Tischplatte vor meine Knie hielt.

„Ich esse keine Früchte, Angela," sagte ich und

wappnete mich zum Widerstand gegen diese Stimme, die mit dem Wort „Angela" das ganze Haus für mich schwankend, wie ein wiegendes Palmblatt machen konnte.

Ich war sehr einsam, und es kam mir der Gedanke, mir einen fröhlichen Tag zu machen und mit Angela, wenn sie wollte, Freundschaft zu schließen, vielleicht bis die Sonne unterginge, vielleicht noch länger.

„Angela, deine Früchte riechen sehr gut," fuhr ich fort. „Wenn ich sie auch nicht esse, so rieche ich sie doch sehr gern; stelle also den Korb mit den Früchten auf meinen Tisch."

Angela hatte einzelne Mangos mit der Hand gestreichelt, als ob sie ihre Vorzüglichkeit andeuten wollte.

Daß ich die Früchte wollte, verstand sie, daß ich aber auch den Korb kaufen wollte, begriff sie nicht.

„Angela, willst du mit mir spazieren fahren?" fragte ich die schöne vierzehnjährige, vollständig ausgewachsene und jungfräulich reife Indianerin.

Ich erwartete, daß sie verlegen lachen würde; aber ohne jede falsche Scham fragte mich Angela: „Wohin wünschen der Herr zu fahren?"

Das wußte ich wirklich noch nicht; ich hatte diese Antwort nicht im entferntesten erwartet. Aber ohne mein Erstaunen zu verraten, sagte ich und bedachte, daß ich ihr als einer frommen spanischen Katholikin wahrscheinlich eine große Freude bereiten würde (denn alle Indianer sind sehr fromm und sehr katholisch): „Fahren wir nach dem Wohlfahrtsort Guadalupe, wo das steinerne Schiff steht und die Kirche zur Heiligen Quelle ist."

Angela nickte, lächelte und schwieg. Sie schien etwas nachdenklich und etwas kühler zu empfinden, aber ich begriff erst später, weshalb.

Ich ließ einen Wagen holen. Angela zog ihr großes dünnes, schwarzes Tuch über den Kopf und sah wie eine kleine Matrone mit braunem Gesicht aus dem schwarzen Schal. Sie stieg in den Wagen, war aber nicht zu bewegen, an meiner Seite Platz zu nehmen; sie setzte sich wie ein Dienstbote auf den

43*

schmalen Rücksitz und ließ mich allein den Platz im breiteren Wagenfond einnehmen. — Das ist gar nicht gemütlich, dachte ich, es sieht zwar besser aus, solange wir durch die belebten Straßen fahren, aber es ist zu viel Unterschied zwischen ihr und mir markiert, und das war nicht meine Absicht.

Kaum hatte sich der Wagen vom Gartenhotel aus in Bewegung gesetzt, so mußte er zwischen Trambahnen, Reitern, Lastkarren, Mauleseln an einer Straßenbiegung warten.

Da legte Angela ihre Hand vorsichtig auf mein Knie und sagte: „Nach dem Museum!" Aber wie hätte ich denn das sofort begreifen können, daß eine junge Indianerdame statt zur heiligen Jungfrau nach Guadalupe in ein Mißgeburtenkabinett gefahren zu werden wünscht.

Später habe ich allerdings erfahren, daß das naturwissenschaftliche Museum, wo Kälber mit zwei Köpfen, Hunde mit acht Beinen, Schweine mit einem Widderhorn an der Stirn und zusammengewachsene Kaninchen zu sehen sind, ein Ort schwärmerischer Verehrung für viele Indianer ist.

Wir fuhren also zum Museum. Angela saß im Wagen wie eine junge Dame, die zeitlebens gewöhnt ist, ihren Tageslauf in verschiedene Wagenfahrten einzuteilen; man konnte nicht denken, daß sie die Tochter eines Gärtnergehilfen aus dem La Viga-Kanal war, wo sich die schwimmenden Gärten der Stadt Mexiko befinden, und wo man mit den Booten ganze Tage zwischen Blumen- und Fruchtgärten fahren kann. Weil sie aber tägliche Bootsfahrten gewöhnt war, behielt sie auch ihre Ruhe beim Wagenfahren und wurde nicht unruhig, als wir zwischen Pferdeköpfen und Wagen auf der lebhaften Calle de San Francisco, der Hauptstraße der Stadt, dahinfuhren. Angela lächelte mich von Zeit zu Zeit an, wie eine, die ein Geheimnis hat, das sie aber erst später verraten will. Als wir beim Museum ausstiegen, lächelte sie wieder so eigen. Da saß ein junger Indianer am Tor, der hatte an dem einen halb abgestorbenen Arm, den er nackt zeigte, noch einen kleinen angewachsenen Arm hängen,

der ganz tot und verrunzelt war, so daß der junge Mann drei Arme besaß; aber nur ein Arm von den dreien war gesund, und mit diesem gesunden Arm hielt er abwechselnd bald den einen, bald den andern der beiden welken nackten Mißgeburtenarme den Vorübergehenden hin, damit man ihm ein Almosen gebe. Angela hat kaum den Wagen verlassen, so steht sie bei dem Indianer, und ich sehe, wie sie ihm die Silberdollar, die ich ihr für die Früchte gegeben hatte, einen nach dem andern, in die beiden welken toten Hände zählt. Damit aber nicht genug. Sie umschlang den abgemagerten Körper vor meinen Augen und sagte: „Mein lieber Paolo! Sieh, der Herr hier will uns noch viel mehr Geld geben, so daß wir sicher bald heiraten können."

„Ja, das will ich," sagte ich rasch entschlossen, zog meine Brieftasche, reichte den beiden höflich einen Geldschein, schüttelte Angela freundlich die Hand, sprang in meinen Wagen, ließ die Indianerin hochbeglückt bei ihrem Bräutigam und fuhr schleunigst nach dem Schloß Chapultepec, da mir einfiel, daß ich heute dort noch einen Brief beim Präsidenten abholen könnte.

So ist Mexiko täglich, sagte ich mir auf der Heimfahrt. Es ist für den Europäer wie das Blendwerk eines Teufels; es leuchtet, strahlt, und jedes Gefühl hier verwandelt sich unter den Händen in Mißgeburten, wenn du es fassen willst.

Noch zwei Tage erschien Angela morgens an meiner Glastür: am ersten Morgen verkaufte sie mir rosa Rosen, denen ich zwar gleich ansah, daß sie künstlich gefärbt waren, die ich ihr aber doch abkaufte.

„Wem bringst du jetzt das Geld," fragte ich sie, „Paolo?"

Sie nickte sanft und etwas melancholisch. Ich weiß nicht, ob sie wieder eine Wagenfahrt ersehnte, oder ob ich nicht freundlich genug war. Am Abend war das Wasser im Wasserglas, in das ich die seltsam leuchtenden gelbrosa Rosen gestellt hatte, rosa, und die Rosen waren schneeweiß; das Wasser hatte die künstliche Farbe der gefärbten Rosen ausgesogen.

Am nächsten Morgen erschien Angela mit einem kleinen Käfig, darin ein feuerblauer Vogel flatterte. Sie war schon etwas vertraulicher und sagte: „Sehr teuer!"

Ich zahlte „sehr teuer", und sie ging, zufrieden, aber wiederum nachdenklich.

An demselben Abend hatte der Vogel sich in einem Wassernapf gebadet, und das Wasser war blau und der Vogel unscheinbar schwarz. Da er auch nicht sang, ließ ich ihn fliegen.

Gefärbte Rosen, gefärbte Vögel und Mißgeburten hatte Angela mir vor Augen geführt, — jene Angela, die mir mit ihrer Stimme im ersten Augenblick das Haus schwankend gemacht hatte wie ein Palmblatt.

Ich zog dann aus dem internationalen vornehmen Gartenhotel fort, weil es mir zu belebt wurde; es kamen zu viel amerikanische Reisegesellschaften dorthin; und in dem spanischen Hotel, in das ich übersiedelte, erschien Angela nicht mehr. Dafür begannen hier aber die tiefgehenden Verwicklungen, die mein Herz in Wallung bringen sollten. Es wäre mir ein leichtes gewesen, Wohnung und Gewohnheiten der Mexikanerin zu erforschen, um mich mit ihr vielleicht in neue Beziehung zu setzen. Ebenso wäre das Auffinden des Astronomenehepaares mir in der Stadt Mexiko nicht schwer gefallen. Aber gerade, daß ich es in meiner Macht hatte, mich jeden Tag durch die Beziehungen, die mir hier zur Hand waren, den beiden romantischen Reisebekanntschaften wieder zu nähern, legte meine Abenteuerlust etwas lahm, und ich sagte mir (was ich mir zeitlebens immer wiederholte): was nicht zu mir kommt, vom Schicksal eingebrockt, das macht mir keinen Spaß. Ich ließ es also auf mein gutes Glück ankommen und erwartete das Schicksal. Wenn ich auch in den freien Stunden, die mir neben meinen wissenschaftlichen Arbeiten, die ich für die geographische Gesellschaft auszuführen hatte, an Einsamkeit litt, so rührte ich doch keinen Finger, um den beiden Frauen, die noch immer meine Phantasie beschäftigten, ein Lebenszeichen zu geben. Denn ich konnte ja mit Bestimmtheit annehmen, daß die Mexi-

kanerin sowohl, wie das Astronomenehepaar vollauf mit ihren persönlichen Angelegenheiten beschäftigt wären, und daß man dort gar nicht mehr an mich dächte und es wahrscheinlich sehr überflüssig finden würde, wenn ich von mir hören ließe.

Aber wenn man eifrige Empfindungen zu übersehen sucht, sind sie wie Quecksilber, das man in einen Sack steckt, und das doch überall seinen Ausweg findet. Weshalb begann ich mich plötzlich für Pferde zu interessieren? Ich weiß es nicht; ich tat es, ohne etwas Besonderes dabei zu wollen. Wahrscheinlich aber mit dem Untergrundgedanken, daß auch die schöne Mexikanerin für Pferde schwärmte. Offenkundig machte ich mir das aber gar nicht klar; das fiel mir erst ein, als ich durch dieses erwachte Pferdeinteresse wirklich mit jener Dame zusammengeführt wurde. Dann erst sah ich klar, ertappte ich mich auf einem Selbstbetrug und schämte mich vor meinem Unterbewußtsein, das mich heuchlerischen Gedanken auslieferte, die mich umgarnten, und die, ohne daß mein Bewußtsein eine Ahnung davon hatte, mich bestimmte Wege gehen hießen, die mich versteckter und unterdrückter Leidenschaft wehrlos preisgaben.

Ich hatte als Wohnung mit Absicht ein kleines spanisches Hotel in der Nähe der Hauptstraße, der Calle de San Francisco, gewählt und nahm meine Mahlzeiten teils dort, teils im Restaurant Français in derselben Straße ein. Die Hotelbesitzerin hatte die Gewohnheit, mehrmals in der Woche, wenn sie ihr Haar gewaschen hatte, auf der Veranda, die im ersten Stock innen im Hof des Hotels entlang lief, auf und ab zu gehen und ihr offenes nußbraunes Haar zu sonnen. Sie trug dann eine weiße Serviette auf dem Rücken und hatte ihr gebürstetes und frischgekämmtes Haar auf dieser Serviette liegen, damit das noch feuchte Haar ihr Kleid nicht am Rücken berühre. Mit südländischer Unbehindertheit ging sie so vor der Glastür meiner Zimmer, die gerade auf diese Veranda führten, auf und ab und dirigierte den Hausstand, die Boys, die im Eßsaal decken sollten, und die Mädchen, die nebenan die anderen Fremdenzimmer in Ordnung

brachten. Vom Vormittag bis gegen vier Uhr mittags hin war es jetzt täglich immer noch sehr schönes Wetter; der Regen begann erst gegen halb fünf Uhr und endete gegen halb sechs Uhr. Immer kam und ging an bestimmten Tagen der Schatten dieser Frau, die ihr offenes Haar draußen sonnte, stundenlang durch meine Zimmertür, glitt über mich hin und verschwand, kam zurück, glitt über mich hin und verschwand; und dieser Schatten, der in dem weißen hellen Zimmer das einzige Lebewesen neben mir war, wurde mir vertraut, wie einem, der sich einen Hund oder einen Papagei gezähmt hat, die Bewegungen des Tieres im stillen Zimmer vertraut werden.

Saß ich am Schreibtisch, so lief der Schatten über mein Schreibpapier und schrieb eine Geste über den Schreibtisch wie ein Arm, der mir das Papier wegschöbe und mich auf anderes als aufs Schreiben aufmerksam machen wollte; ebenso schien mir, wenn ich im Schaukelstuhl lag und las, der weibliche Schatten das Buch von den Knieen fortzuschieben; wenn ich auf dem Sofa oder im Bett lag und die Decke des Zimmers anstarrte, lief der Schatten über mich hin und zog mich aus dem Bett. — Das geht nicht länger, dachte ich eines Morgens. Die Frau draußen ist es nicht, die mich stört; ihr Schatten ist das auch nicht. Aber in ihrem Schatten müssen noch andere Frauenschatten sozusagen inkarniert sein, die sich verbündet haben, um mich aus diesem Haus in irgendeine Richtung zu ziehen. Just immer dann, wenn ich mit Schreiben und Lesen fertig bin und freie Zeit habe, kommt dieser weibliche Schatten herein, als wolle er mich abholen, irgendwohin, wenn ich nur wüßte, wohin? —

Eines Tages ließ ich mich auch wirklich emporscheuchen, und sah auf und dachte: nun stehe ich auf. Es ist irgend jemand da in der Nähe, der mir den Schatten dieser Frau so herausfordernd hereinsendet. Ich setzte meinen Panamahut auf und nahm zur Vorsicht einen Schirm mit, da man ja nie weiß, wie lange man sich draußen auf der Straße aufhält, wenn man sich von einem weiblichen Schatten aufstöbern läßt.

Ich ging aber nicht direkt auf die Straße; ich ging die Veranda entlang auf das flache Dach des Haustores, das ein langes Gewölbe bildete und ein flaches Dach mit einer Brüstung oben hatte, von wo man auf die Straße hinunterschauen konnte.

Ich setzte mich oben mit einem Bein auf die Brüstung und schaute vorsichtig auf die Straße hinunter, wie einer, der eine Begegnung erwartet und sich nicht gleich zeigen will.

Unten rannten die weißgekleideten Indianer in Hemd und weißgrauer Hose mit weißen hohen Sombreros auf den Köpfen. Gerade wurden Maultiere, mit Säcken beladen, in langen Reihen vorübergeführt. Es gab viel Geschrei von den Treibern, und die Straße wogte unter mir von den weißen Säcken und von weißen Hüten. Das alles sah von oben aus wie ein weißer gequetschter Brei, der sich durch die schmale Gasse in weißen Klumpen langsam fortschöbe. Mitten in diesem klumpigen Weiß sehe ich drüben zwischen Maultieren eine Dame eingeklemmt, die sich nach einem Schirm bückt, der ihr in dem Gewühl entfallen ist. Die Dame zeigt mir, während sie sich beugt, ihr messingfarbenes Haar.

Die Frau des Astronomen!

Anstatt hinunterzulaufen, zog ich mich wie erschrocken vom Geländer des flachen Daches zurück. Ich blieb sitzen. Ganz still sah ich die Blumentöpfe mit ziegelroten Geränien an, die vor mir auf dem flachen Dach unordentlich in Gruppen standen, und ich rührte mich nicht. Es war nicht der gewöhnliche Schreck, der fröhliche, eines Wiedersehens; es war nicht der feige Schreck einer unangenehmen Überraschung. Es war ein unheimlicher Schreck, ein Schicksalsschuß, als würde eine Kanone von der Erde in den blauen Himmel abgeschossen, und die Bläue hallte nicht, war auch nicht verwundet, nicht verwundert, aber irgendwo angeschossen, irgendwo getroffen. Der Himmel weiß es nur selbst nicht, an welchem Fleck er getroffen ist, aber er spürt den Schuß durch und durch wie ein mächtiges Signal, das sagt, der Himmel müsse auf die Erde stürzen, es gebe keinen Abstand, keine Tren-

nung mehr zwischen Materie und Raum, beides habe sich vermischt und sei eins.

Ich saß und rührte mich nicht.

Und in mir dröhnte mein Blut und gab sich nicht zur Ruhe.

Nach einer Weile, wie ich noch gar nichts anderes dachte, als daß unten immer noch die weißen Säcke auf den Maultieren vorüberziehen müßten und die weißgekleideten Indianerscharen, und daß die Messingblonde sich vielleicht immer wieder bücken und ihren Schirm im Gedränge aufheben würde, da kam ein Schatten. Derselbe Schatten, der mich aus dem Zimmer getrieben hatte, ging über das flache Dach und die Geranien. In der Ferne stand auf dem Dach die Hotelbesitzerin und rief meinen Namen und sagte, eine Dame wünsche mich zu sprechen; und sie hob dabei eine Visitenkarte in die Luft, wie zum Zeichen, daß ich von der Brüstung zu ihr auf die Veranda kommen müßte.

„Ich komme," sagte ich nur. „Ich weiß."

„O, Sie wissen es schon!" sagte die Hotelfrau erstaunt, und dann fügte sie verstehend hinzu: „Ah! Sie haben die Dame kommen sehen."

Ich sprang von der Brüstung über den Schatten der Hotelfrau, als dürfe ich nicht auf ihn treten, auf den lebendigen Boten der Messingblonden, — deshalb machte ich einen breiten Luftsprung.

Die Hotelfrau lächelte ein wenig, als wollte sie sagen: Ich kann mir denken, daß die blonde Dame einen Mann so lebendig macht, daß er Luftsprünge versucht. — Ein paar Minuten später ging ich neben der Astronomenfrau auf der Straße. Sie hatte mich gebeten, ihr einen Rat zu geben, aber sie hatte nicht in mein Zimmer treten wollen und hatte es auch im Sprechzimmer des Hotels, wo Gäste waren, nicht ruhig genug gefunden. Sie bat mich, mit ihr einen Spaziergang irgendwohin zu machen.

Als ob mir ein Kobold die Stimme nähme und für mich spräche, so entfuhr mir das Wort: „Wollen Sie vielleicht nach dem Museum, bitte?"

Kaum hatte ich das gesagt, so hätte ich es zurück-

ziehen mögen, denn ich war noch nicht ernst genug gewesen, um zu verstehen, daß sie mir etwas sehr Ernstes mitzuteilen hatte. Ich war nun froh, daß nicht sie, sondern nur ich allein das Frivole dieser Frage begriff. Dafür wurde ich aber nun auch doppelt ernst und fast feierlich und nahm mir vor, der armen blassen und etwas verstörten jungen Frau nach Kräften zu helfen und zu raten.

„Seit einer Woche ungefähr gehe ich täglich vormittags im Sonnenschein, ehe der Regen beginnt, an Ihrem Hotel ein paarmal auf und ab und konnte mich doch nicht entschließen, so zudringlich zu sein, Sie aufzusuchen. Ich habe aber oft gedacht, wenn Sie oben in Ihrem Zimmer wären, müßten Sie es spüren, wie sehr ich wünschte, daß Sie aus dem Hotel heraustreten möchten. Ich sah Sie immer im Geist mit Hut und Schirm in der Hand aus dem Gewölbe des Hoteltores treten."

Ich schwieg und sagte nichts davon, daß mich ihr Schatten oben im Zimmer seit acht Tagen täglich aufsuchte. Ich war zu betroffen, und es wäre zu lächerlich gewesen, zu dem ernsten Gesicht der Blonden vom Schatten der Hotelfrau, die ihr Haar trocknete, zu sprechen; darum schwieg ich und ließ sie sich weiter erklären.

Aber schon nach ein paar Sätzen schwieg sie. Mir schien, es wollte etwas Schweres, das sie in sich trug, nicht über ihre Lippen kommen, und sie lenkte das Gespräch auf die Umgebung und damit von sich fort. Sie fragte mich, als wir über die Alameda, den großen Platz vor der Kathedrale, durch die kleinen Wege der grünen Anpflanzungen schritten, wo Indianer auf den Bänken lungerten, Zeitungsverkäufer und Eisverkäufer und Pastetenbäcker umherstanden und laut ihre Waren auskrähten, oder mit melodischen Rufen rhythmisch und einförmig zum Einkauf luden, — da fragte sie mich, ob ich wüßte, daß die Indianer zur Aztekenzeit hier rund um diesen Platz ihre Hauptgebäude gehabt hätten. Die Kathedrale sei der Tempel der Sonne gewesen, links davon die Tanzakademie, rechts die Musikakademie und an der vierten Seite der Königs-

palast. Und es sei damals Sitte gewesen, daß jeder Bürger sein Examen im Spielen irgendeines Musikinstrumentes ablegte, um die Bürgerrechte zu erlangen. Denn die Indianer seien ein sehr musikliebendes Volk gewesen.

Ich weiß nicht, warum ich, seit ich die junge Frau wiedersah, mehr zum Scherzen als zum Ernstsein aufgelegt war. Ich fragte sie:

„Gab es bei den Indianern auch eine solche Apollohymne, wie man sie jetzt ausgegraben hat?" Das war kaum gesagt, da traf mich ein langer hilfloser Blick aus ihren zartblauen Augen. Sie nahm ihr Taschentuch, schnaubte sich die Nase, und ich sah, daß sie sich heimlich Tränen aus den Augen wischte.

Wir schwiegen dann beide, und sie mußte mich wohl für ganz herzlos halten, daß ich lachte, als wir an Paolo vorübergingen, der am Eingang zum Museum auf dem Pflaster mit seinen drei Armen bettelte. Denn Paolo lachte mich vergnügt an, und ich lachte in Erinnerung an Angela den dreiarmigen Bräutigam ebenfalls vergnügt an. Von meiner Bekanntschaft mit ihm, und daß mich seine Braut ihm vorgestellt hatte, konnte ich der Dame nicht erzählen, und es blieb ein Mißverständnis zwischen uns über mein Gelächter, das sie sich auch nicht erklären konnte, besonders da sie eben erst geweint hatte. So ist es aber meistens auf der Welt: wo zwei sich einander nähern wollen, spielt der Zufall mit Mißverständnissen wie ein Komiker, der Possen reißt und Lachen und Tränen aus den Augen locken muß, wie ein Komiker, der eben erfahren hat, daß ihm sein Kind im Sterben liegt, und der doch, den Leuten zur Unterhaltung, lachen muß.

Wir betraten nicht das Vordergebäude des Museums, darin die Sammlungen und naturwissenschaftlichen Abteilungen mit den Mißgeburten ausgestellt sind. Wir durchschritten den Hof, der von grünen Palmen leuchtet, und betraten den langen roten Saal zu ebener Erde, wo die alten Steinfiguren, die Götter der Indianer, aufgestellt sind; die meisten davon hat man beim Bau der Kathedrale an der Alameda ausgegraben.

Die Figuren sind alle wie Spukgestalten, und als ob man sie nach den Bildern von Albmaren, die einen in schweren Träumen bedrücken und erwürgen, in Stein gemeißelt hätte.

Die meisten haben gar keine menschlichen Körper. Manche Körper sind Bändel und Ornamente von zusammengewickelten Schlangenleibern. Der Kopf scheint nach einem nackten Affenschädel geformt zu sein; irgendwo erscheinen ein paar Hände über den Schlangenbündeln, — Hände, die gleichfalls Schlangenköpfen ähneln.

Viele Götzen haben ihr Maul bis zum Nabel aufgerissen und sind aus lauter Vogelfederornamenten zusammengesetzt; manche stehen auf dem Kopf, mit einem Mühlstein als Bauch und die Füße in der Luft; so der Gott des Feuers. Der Gott des Wassers ist eine kleine zwergartige Gestalt, deren Kopf wie zwischen doppelten Schraubstöcken eingepreßt ist; der Gott des Todes hat riesige Kinnbacken und heißt Mictlantenhtli. Vier riesige Schneidezähne starren aus seinem Maul; sein Bauch ist ein Kreis. Er hockt wie ein Frosch und hat keine Stirn; er ist aus einem großen runden Stein, gleich einem Mühlstein, herausgehauen.

Ein ebensolcher Riesenmühlstein, über und über mit eingeritzten Zeichnungen bedeckt, die indianische Krieger darstellen und Schlangen, Köcher, Pfeile und Federn, war einst der Altar für Menschenopfer gewesen und zeigte eine breite Rinne, in der jahrhundertelang das Menschenblut abgelaufen war. Diese tiefe Rinne, die sich das Blut durch die Zeichnungen gezogen hatte, entsetzte jeden Beschauer. Rings an den Wänden des blutrot getünchten Saales, der sein Licht nur durch die hohe Tür erhielt, die in den Garten hinausging, standen und hockten die grinsenden und verrenkten Gottheiten einer vergangenen Welt wie steingewordene Gespenster; und noch schauerlicher als alle Mißgeburten der Natur muteten den Europäer hier die Höllengeburten des indianischen Menschenherzens an, die da Stein geworden waren.

Wir hatten kaum den langen menschenleeren Saal, am indianischen Museumsdiener vorübergehend, be-

treten, da schritt die junge Frau auf die Hauptgötter-
figur in der Mitte zu, deutete mit ihrem Schirm auf
den Affenschädel, der, aus einem langen Knäuel heraus-
gemeißelt, grauenhaft, hohläugig und unheimlich wie
ein Schildkrötenkopf unter dem Schlangenwust vor-
starrte, und sagte: „Dies ist die Welt, in der ich jetzt
mein Leben verbringen werde!"

Was meinte sie nur! Ich begriff sie nicht und be-
griff nicht den hilflosen Blick und die von tiefem
Schmerz aufgelöste Geste, mit der sie über alle die
Götzenbilder zeigte.

Die Tränen stürzten ihr aus beiden Augen. Sie
hielt das Taschentuch davor. Neben ihr stand der
Gott aller Krankheiten, der hypnotisierend seine beiden
Handflächen von sich streckt. Er ist eine kleine Gestalt
mit mumienhaftem, schmalem, hohlwangigem Gesicht
und trägt einen Schurz aus Schlangenhäuten um die
Hüften. Der Götze ist aus weißem Stein gemeißelt;
in den erhobenen Handflächen sollen früher Rubine
gesteckt haben, welche mit ihrem roten Glanz die zu
dem Gott Aufschauenden hypnotisieren. Ich fand die
Blonde so hohlwangig wie diesen Gott.

„Sie sind krank?" fragte ich teilnehmend.

„Ich weiß nicht. Riechen Sie nicht, daß dies ganze
Land nach der Hölle riecht? Überall ist der vulkanische
Brandgeruch, der einen verfolgt wie die Klageluft aus
einer Brandruine.

Und hier hat sich mein Mann zu bleiben vorgenom-
men! Und ich kann es ihm nicht ausreden. Ich ver-
suche es auch gar nicht, weil er den Abscheu, den ich
gegen dieses unheimliche Land empfinde, nicht mit-
empfindet. Er denkt nur an seine Sternwarte."

„Hat er Ihnen keine neue Violine gekauft?" fragte
ich teilnehmend, wie man ein aufgeregtes Kind fragt.

„Ich will hier gar nicht Violine spielen; hierher
paßt keine Violine, in diese Gespensterluft; ich will
fort! Ich bitte Sie, besuchen Sie meinen Mann und
überreden Sie ihn, daß er abreist! Ich werde tod-
krank hier; ich fühle es: dies Land ist mein Tod."
Sie weinte schluchzend und sah auf und starrte auf
ein tonnengroßes, steingemeißeltes Schlangenhaupt,

das nahe am Eingang lag. Das Schlangenhaupt hatte keine Augen, nur ein riesiges Maul, aus dem auf jeder Seite drei Giftzähne, größer als Elefantenzähne, über die Lippen ragten. Statt der Schuppen bogen sich riesige Federn über die Kopfhaut. Der Steinkoloß grinste und lachte, als habe er überall Augen, — entsetzliche, höhnische, unsichtbare Schlangenaugen, die nach allen Richtungen Blicke schössen.

„Ich werde Ihren Gemahl besuchen," sagte ich ernst. „Aber jetzt dürfen Sie nicht mehr weinen. Bedenken Sie doch, daß das alles nur tote Idole sind. Heutzutage ist das Land unter dem Präsidenten der Republik im Aufblühen, und man hat die Seen und Sümpfe um die Hauptstadt trocken gelegt, so daß wenig Fieberfälle vorkommen. Sie fürchten vielleicht das gelbe Fieber, und deshalb ist Ihnen unheimlich?"

„Ja, ich habe jeden Abend, wenn die Sonne untergeht, etwas Fieber; aber das geht immer vorüber. Davor fürchte ich mich nicht," sagte die Weinende und trocknete sich die Augen. „Verzeihen Sie nur, daß ich mich so kindisch benehme. Bitte, führen Sie mich jetzt zu einem Wagen! Ich will zu meinem Mann zurückfahren. Sagen Sie ihm aber, bitte, nichts davon, daß ich Sie bat, ihm vom Hierbleiben abzuraten. Er wollte jetzt jeden Tag um eine Audienz beim Präsidenten bitten, um wegen der Sternwarte eine Eingabe zu machen. Ich konnte ihn bisher immer noch davon abhalten."

„Seien Sie unbesorgt! Ich werde Ihren Mann aufsuchen und mein möglichstes tun, ihm die Verhältnisse des Landes so zu schildern, daß er nicht daran denken wird, hier zu bleiben."

„Bleiben Sie selbst noch lange in Mexiko?" fragte sie mich plötzlich und betrachtete mich stark und auffallend forschend.

„Ich weiß noch nicht," sagte ich der Wahrheit gemäß, „wie lange mich meine Geschäfte noch hier halten werden. Wahrscheinlich bis Weihnachten! Jetzt ist es Juli, also ungefähr noch ein halbes Jahr."

„Oh, so lange!" entfuhr es ihr, und dann setzte sie

hastig hinzu: „Amüsieren Sie sich gut? Sehen Sie die schöne Mexikanerin öfters?"

Im gleichen Augenblick verließen wir das Museum, und ich winkte einem Kutscher. Da sagte die Blonde: „Nun, Sie grüßen sie gar nicht? Sehen Sie denn nicht? Dort ritt die Mexikanerin eben mit zwei Herren um die Ecke."

„Ich habe sie nicht gesehen," sagte ich erstaunt und sah eben noch die Hinterteile von drei Pferden, die in der Nebenstraße schritten. „Ich habe die Mexikanerin nicht gesehen und nicht gesprochen, seit ich hier bin, nicht ein einziges Mal," versicherte ich. Die blonde Dame wollte eben in die vorfahrende Droschke steigen, doch sah sie sich nochmals nach mir um und sagte: „Dann wissen Sie gar nicht, daß sie jeden Tag mittags hier am Museum vorüberreitet? Das wissen Sie nicht?" Und sie betrachtete mich ungläubig.

„Bei Gott, ich weiß nichts davon."

Ich verstand nicht mehr, was sie sagte. Ich grüßte und verbeugte mich, und sie fuhr davon. Ich stand allein neben Paolo, der mir mit seinen drei Armen zuwinkte.

Was bedeutet diese Szene? fragte ich mich. Und laut wendete ich mich an die Mißgeburt und fragte: „Paolo, weißt du es?"

Der Indianer, der immer lustig war, grinste und fragte ebenso laut zurück: „Werden Sie auch bald geheiratet, mein Herr?"

Ich wurde sehr ernst, ich gab ihm ein Almosen und lachte nicht mehr; auf dem ganzen Wege blieb ich ernst.

Ich ging die San-Francisco-Straße entlang, wo die mexikanischen Herren in Trupps mit den Rücken an den Schaufenstern lehnen, sich unterhalten und die Wagen beobachten, die mit schönen Frauen vorüberfahren. Diese Straße ist eine große Juwelierstraße, Laden bei Laden voll Goldwaren, Silberwaren und Edelsteinen. Bankhäuser, elegante Restaurants und einige Toilettenladen für die Damenwelt glänzen mit ungeheuern Spiegelscheiben, und man glaubt in der Leipziger Straße in Berlin zu sein oder in der

Rue de la Paix in Paris oder in Regent-Street in London.

Vor einem Schaufenster blieb ich stehen. Da lagen, auf schwarzem Samt zu kleinen Hügeln geschichtet, Haufen ovaler Opalsteine, milchig und irisierend. Als schaue man das Licht gebrochen an einem Wintertag durch gefrorene weißmatte Fenster, so lagen die taubweißen Steine da auf dem schwarzen Samt.

Ah ja, dachte ich, ich habe es ganz vergessen: Mexiko ist ja nicht bloß das Land des Goldes, sondern auch das Land der Opale. Der Volksmund nennt den Opal einen Unglücksstein, und der Opal bringt dem, der einen solchen Stein trägt, Tränen, ebenso wie die Perlen. Ich sah die Steine eine Weile an und konnte nicht verstehen, warum sie mich so sehr beschäftigten und anzogen; dann fiel es mir ein: Die Augenäpfel der blonden Frau hatten einen so milchweißen und leicht irisierenden Schein wie die Opale, bald bläulich, bald grünlich und in der Sonne gelbrosa glitzernd. Mir war das besonders aufgefallen, als wir eben im blutroten Göttersaal gestanden und Tränen in den Frauenaugen geschwommen hatten; da sahen sie wie Opale aus. Ich trat in den Laden und wählte mir einen schönen weißen Stein mit leichten Rosafunken im Milchlicht und steckte ihn in meine Westentasche, um ihn zu Hause zu betrachten; und ich sagte mir dabei: Du kaufst dir vielleicht das Unglück ins Haus. Was tut's! Ich finde: es ist besser, Unglück zu fühlen, wenn man nicht Glück fühlt. Jedes Gefühl ist Leben; nur die Einsamkeit und die Gefühlsleere sind tödlich.

Ich versprach mir, am nächsten Morgen bestimmt das Hotel aufzusuchen, in dem der Astronom mit seiner Frau abgestiegen war. Aber am nächsten Morgen, als ich in meinem Hotel unter dem Torgewölbe auf einem der erhöhten Stiefelputzerstühle saß, die da in langer Reihe standen, bedient von drei Indianerknaben, und als ich die Morgenzeitung aufschlug, fiel mir eine Annonce ins Auge: Ein schönes Pferd, das der Präsident der Republik nur ein paarmal auf der Jagd geritten hätte, stünde im Stall der Reitschule R. L. und wäre dort zu besichtigen und zu verkaufen.

— Ein Pferd wollte ich mir längst kaufen; als meine Stiefel blank gewichst waren, machte ich mich darum auf den Weg zur Reitschule und verschob den Besuch beim Astronomen auf den nächsten Tag.

Aber da ich den Besuch unterschlug, rächte sich mein Herz und redete mir unterwegs ohne Ende von der Blonden.

„Sehen Sie doch dieses traurige Land, das so trostlose, häßliche Götter erzeugt hat, und denken Sie dabei an Griechenland, wo nur Schönheit, menschliche Schönheit, in Stein gemeißelt, das Auge erfreut! Hier ist es, als ob die Menschen alles Unglück des Lebens, Gift, Erdbeben und Blutdurst, nicht bloß erleben, sondern auch anbeten müssen. Man betet, glaube ich, hier in Mexiko nur zum Gott des Unglücks und der Trauer und des Todes, und bei uns in Europa zum Gott des Lebens und der Freude und des Glückes."

Mit einemmal war mir klar, wie recht diese Frau hatte, wie gut sie mit ein paar Worten dieses Land schilderte, das von fortwährenden Erdbeben heimgesucht, das gewöhnt ist, mehr auf das donnernde und grollende Erdinnere zu achten als auf die harmlose Sonne. Dieses Land, das das Gold aus seiner Erdtiefe den Generationen geschenkt und um der Goldklumpen willen seine Freiheit eingebüßt hatte, mußte dieser dämonischen, goldgiererzeugenden und ewig unsicher lebenden Erde mehr Aufmerksamkeit schenken als dem Himmel. Und falsche Schlangen, die bei dem falschen Golde in dem falschen unsicheren Erdinnern wohnten, jagten der Seele fortgesetzte Schrecken ein, so daß der Mensch hier gezwungen war, das Unglück als die Hauptmacht des Lebens anzusehen und anzubeten, da des Menschen Kraft nicht ausreichte, alles Unglück hier niederzutreten.

Während ich dieses dachte, ging ich durch die alkoholdunstigen, nach fauligem Pulquegetränk riechenden engen Straßen eines geschäftigen Stadtteils. Pulque, das Nationalgetränk, wird aus einer saftigen Agavenpflanze mit Stechhebern gewonnen und hält sich nur achtundvierzig Stunden. Es ist ein weißlich milchiger

Saft, der stark berauscht und den Betrunkenen blutdürstig und sinnlos rasend machen kann. Jeden Morgen kommen aus den Agavenpflanzungen des Landes lange Extrazüge mit Wagenreihen voll Pulque in der Hauptstadt an; und wenn die frischen Fässer vor den offenen Barhallen der Straßen abgeladen werden, wird der übriggebliebene schlechtgewordene Pulquesaft, der durch zu starke Gärung ungenießbar wurde, auf die Straßendämme und in die Nebenstraßen gegossen. Wo sich die Pulquebarstuben für das Volk in langen Reihen befinden, stinken die Straßen den ganzen Tag nach dem fauligen, gärenden Milchsaft, der in weißlichen Bächen zwischen den Pflastersteinen und in den Gossen hinfließt.

Mit stieren Augen und gedunsenen Gesichtern wankten die trunkenen Indianer an mir vorbei. Ihre Augen waren von den Göttern des Trunkunglückes verdreht. Als ob ihnen eine unsichtbare Schlange um den Hals läge, die ihnen den Hals zuschnürte und das Blut im Hirn stockend machte, so gedunsen und atemringend tasteten sich bei jeder Bar ein paar Betrunkene an den Wänden entlang.

Die Reitschule mit ihren Stallungen lag in einer alten spanischen Klosterkirche; im Innern der runden Kirche war die Reitbahn, und in den früheren Zellen der Mönche standen die Pferde vor den Krippen. Der Besitzer war ein alter Österreicher. Er war ein Offizier jenes unglücklichen Kaisers Maximilian gewesen, den die Mexikaner absetzten und erschießen ließen, als sie die Republik einführten, die Klöster im Lande räumten und alle Mönche verjagten. Man zeigte mir hier einen kleinen, strammen Eisenschimmel, der blaugrau und roströtlich schimmerte, und der dem Präsidenten von einem Haziendabesitzer bei Gelegenheit einer der letzten Jagden geschenkt worden war. Es ist Sitte, bei jeder Jagdeinladung dem Präsidenten ein Pferd zum Geschenk zu machen. Der Präsident kann natürlich nicht alle Geschenke behalten; er reitet die Pferde einige Male und verschenkt sie dann oder läßt sie verkaufen.

Das muntere Pferdchen gefiel mir sehr gut, und

ich kaufte es. Ich beeilte mich, am nächsten Morgen im Reitanzug wiederzukommen, um es in der Reitbahn für mich zuzureiten. Darüber vergaß ich ganz und gar, daß ich eigentlich den Astronomen besuchen sollte. Der Reiteifer, der mich in meiner freien Zeit jetzt in Anspruch nahm, ließ mich nicht mehr daran denken. Dazu kam noch, daß ich wichtige Besprechungen, Briefe und Arbeiten daheim im Hotel zu erledigen hatte, so daß meine freie Zeit mir täglich nur zu einer knappen Reitstunde reichte.

Da erhielt ich eines Morgens im Bett einen Brief. Die blonde Dame schrieb, ich möchte nicht mehr mit ihrem Mann von der Abreise sprechen. Sie fühle sich allmählich fähig, sich hier einzuleben. Sie zögen jetzt beide auf des Land, in ein Dorf bei San Juan, wo die Mond- und die Sonnenpyramiden seien; dort hoffe sie friedliches Landleben zu finden. Sie entschuldigte sich nochmals für die Stunden, da sie mich in so weinerlicher Weise in Anspruch habe nehmen müssen. Sie grüßte dann von sich und ihrem Mann, lud mich aber nicht ein, sie in San Juan zu besuchen.

Der Brief schien mir, trotzdem er einfach und sachlich lautete, doch, als wäre er von vergossenen Tränen feucht gewesen; es war in jeder Zeile ein Mollton, der Wehlaut eines wimmernden Weibes, das sich vernachlässigt fühlt von seinem Mann, von allen Freunden und von der übrigen Welt.

Ich werde sie später in San Juan besuchen; jetzt ist die Zeit noch nicht gekommen, sagte ich zu mir, fühlte dabei aber hellseherisch deutlich, daß ich einmal dieser Frau nachreisen würde und sie suchen und finden würde, wie eine Wünschelrute die verborgenste Quelle finden kann.

Wohl wußte ich jetzt von der Blonden, daß die schöne Mexikanerin jeden Mittag um zwölf Uhr am Museum vorüberritt, aber ich hatte doch nicht Lust, meinem Schicksal entgegenzulaufen. Ich ging nie mehr zum Museum. Ich hatte jetzt jeden Tag mein kleines Pferd, das „Stella“ hieß, eine Stunde lang in der Reitbahn zugeritten. Es war eine lustige Stunde in

der dämmerigen alten Kapelle, deren Fenster von Spinngeweben grau bepolstert waren, so daß immer Dämmerung dort herrschte, wenn auch draußen auf der Straße grell die Tropensonne brannte. Stundenlang ritt ich im Kreis über den weichen, mit Lohe hochbeschütteten Boden. Der Rittmeister, breitspurig in der Mitte der Bahn stehend, erzählte mir lange Geschichten vom mexikanischen Krieg aus der Zeit, da die Franzosen das Land verließen und den Kaiser Maximilian hilflos den Aufständischen preisgaben. „Es lebt noch eine außerordentlich schöne ältere Dame hier in der Stadt," sagte er eines Tages, „die verehrte den Kaiser sehr und versuchte alles, um ihn zu retten. Man sagte sogar, sie habe den Kaiser so geliebt, daß sie sich wie die Jungfrau Maria eines Tages befruchtet fühlte und eine Tochter geboren hätte, ohne von einem Mann berührt worden zu sein. Die Gelehrten sagen alle, es sei wohl möglich, daß eine Selbstbefruchtung stattfinden könne."

„Ist die Tochter keine Mißgeburt geworden?" fragte ich scherzend.

„O nein," sagte der Rittmeister, „sie ist eine der schönsten und angesehensten jungen Damen der Stadt und eine der besten Reiterinnen von ganz Mexiko."

Ich dachte sofort an die schöne Mexikanerin. „Sie ist natürlich sehr fromm, wenn ihre Mutter in solch gewaltige Ekstase geraten konnte, daß sie behauptet, sich selbst befruchtet zu haben. Die Mutter und die Tochter müssen sehr religiös sein?"

„Das sind sie auch; ein Onkel der Tochter, ein Abbé, ein lieber älterer Herr, begleitet die junge Dame immer auf ihren Reisen. Er ist ihr Beichtvater und ist immer um sie. Sie ist jetzt mit dem Polizeipräsidenten verlobt, aber man sagt, die Verlobung soll nicht sehr glücklich sein. Man meint, sie wird die Verlobung wieder auflösen; der Onkel Abbé soll alles anstrengen, um ihr dazu zu helfen. Er ist sehr energisch und wird es durchsetzen."

„Die Dame ist verlobt? Das wußte ich gar nicht."

„Kennen Sie sie denn?" fragte mich plötzlich der Rittmeister verwundert.

Ich konnte nicht antworten, da im gleichen Augenblick mein Sattelriemen platzte und ich beinahe samt dem Sattel vom Pferde geglitten wäre.

Später sprachen wir nicht mehr weiter. Ich war froh, daß ich nicht um zwölf Uhr Aufstellung am Museum genommen hatte, um die schöne Mexikanerin zu grüßen. Denn wenn sie verlobt war, wünschte ich sie nicht zu sehen. —

Der alte Österreicher stellte mir dann am nächsten Morgen einen Reitlehrer vor, der mir die Wege in der Umgebung von Mexiko zeigen sollte.

Es war ein prächtiger, blendender Vormittag. Wir ritten den breiten Weg nach Schloß Chapultepec, eine Triumphpromenade, die mit den bronzenen Standbildern zweier großer Indianerkönige beginnt, dann an unzähligen kleinen Büsten mexikanischer Feldherrn, Diplomaten und Helden und am Standbild des Kolumbus vorüberzieht. Immer von hohen Korkbäumen eingesäumt, zieht die Straße auf der Hochebene hin, und diese ist draußen rundum am Horizont von unzähligen Kratern eingefaßt. Wie dunkelblaue Riesentöpfe stehen die Kraterkegel groß am Erdrand.

Nach einer Stunde Ritt erreicht man den Grashüpferhügel, darauf das Schloß Chapultepec liegt. Das Schloß sieht aus wie ein riesiges weißes, flaches Ozeanschiff mit verschiedenen Verdecken übereinander. Die breiten offenen Veranden, die das Gebäude umgeben, wirken wie die weißen Promenaden eines Dampfers. Unten am Schloß, in einem Hain von Korkbäumen, steht noch der Riesenbaum, unter dem einst der Aztekenkönig Montezuma Gericht und Rat hielt.

Da es ringsum wenig Felder, nur Staub und graugrüne Steppenflächen gab, ritten der Rittmeister und ich nicht mehr auf ebenem Weg weiter, sondern querfeldein. Als ob die Erde nur uns und den Pferden gehörte, so jagten wir meilenweit über staubiges Feld und über dürre Weiden. Nirgends war hier der Wollust des Reitens eine Grenze gezogen. Nichts stellte sich zuseiten des Weges auf, nur hie und da Erd-

hütten der Indianer aus ungebranntem grauem Lehm, gleich Maulwurfbauten, die grauen Erdwürfeln ohne Fenster gleichen, nur mit einer Tür und flachem Dach, und einem ein dunkles Gemach zeigen. Fast überall an der Türschwelle kauerte ein Weib, das Maisteig zu handgroßen Kuchen klatschte. Und immer hörte man, wenn man an eine Erdhütte kam, von weitem schon das rhythmische Teigklatschen. Kein Singvogel, kein Laut, keine Blume, nur graues, dürftiges Gras, Maisfelder oder Agavenpflanzungen, starr wie aus bläulichem Eisenblech, waren am Wege. Manchmal stürzten unsere Pferde bis an den Bauch in schlammige Erdlöcher, wenn die gedörrten Staubschichten durchbrachen, und das schwarze Morastwasser bespritzte uns bis an den Hals.

Als wir unsere Pferde heimwärts lenkten, lag das eisweiße Gebirgsmassiv des Popokatepetl und des Ixtaccihuatl unter dem Mittaghimmel wie ein bleiches Geisterpaar.

Wie getürmte weiße Gewitterwolken und nicht wie Eis und Stein lagerten diese Vulkane am fernen Erdrand, als könnten sie wachsen und verschwinden wie Wolken, je nach Laune. Wir kamen an großen Brandruinen vorbei, die hinter hohen Mauern schwarz in die Luft standen, und der Reitlehrer erzählte mir, daß dieses Haus ein Mädchenpensionat gewesen sei, daß aber vor Wochen sich die Söhne reicher Mexikaner in der Stadt zusammengetan und nachts das Kloster überfallen, die jungen Mädchen geraubt und die Nonnen verjagt hätten. Das verhaßte Schulhaus, das ihnen die jungen Mädchen aus der Stadt und aus ihren Augen entführt hatte, steckten sie noch in der Nacht in Brand. Man hielt zwar über die jungen Leute Gericht; da es aber lauter Söhne angesehener Familien waren, ließ man sie straflos. Doch wurde jeder von ihnen verpflichtet, das Mädchen, das er geraubt hatte, zu heiraten. Nur eine einzige hatte sich nicht rauben lassen. Sie war eine vorzügliche Reiterin, und als die jungen Männer nachts hereinbrachen, sprang sie auf ein Pferd und sprengte allein in die Nacht hinaus und in die Stadt zu ihrer Mutter.

„Ist das vielleicht die, welche jetzt mit dem Polizeipräsidenten verlobt ist?“

„Ja,“ sagte der Reitlehrer, „kennen Sie die junge Dame?“

Dieses Mal riß mein Sattelriemen nicht, und ich konnte nicht anders, als notgedrungen eine Antwort geben. Ich sagte scherzend und nach der Räubergeschichte zum Humor geneigt: wenn ich jetzt der Dame begegnen würde, so wollte ich gern mit dieser Reitkünstlerin um die Wette reiten.

„O, wenn Sie die Dame sehen wollen, ist das sehr leicht. Sie reitet täglich um elf Uhr den Paseo hinunter nach Chapultepec hin und zurück.“

„Dann reiten wir jetzt nicht den Paseo zurück,“ sagte ich lachend und im Spaß, „denn es könnte sein, daß der Polizeipräsident neben ihr reitet, und das würde mich wütend machen.“

Der Reitlehrer sah mich einen Augenblick von der Seite an und sagte dann: „Ach, will die junge Dame Ihretwegen ihre Verlobung mit dem Polizeipräsidenten lösen?“

Er ist doch zu naiv, der junge Herr, dachte ich. Aber ich fand es plötzlich gar nicht unmöglich, daß sich hier in Mexiko Dinge ereignen könnten, von denen ich mir in Europa nichts hätte träumen lassen.

Ich nickte nicht, aber mein Pferd hatte mir im Reiten einen Stoß gegeben, so daß es aussah, als ob ich zustimmend nickte. Und ich sah aus dem respektvollen Blick des Reitlehrers, daß er mich für denjenigen hielt, den ganz Mexiko beneiden würde, wenn die Verlobung des Polizeipräsidenten gelöst wäre. —

Seit diesem ersten Ausritt wußte ich nun mit Bestimmtheit, daß mir täglich auf dem Paseo oder auf anderen Wegen unter den Reitern, die da allmorgendlich ihren Spazierritt machten, auch die schöne Mexikanerin begegnen könnte. Trotzdem ich immer an sie dachte, wenn ich die Hoteltreppe hinunterschritt, und auch noch, wenn ich dem Indianer, der mir das Pferd morgens am Hoteltor vorführte, die Zügel abnahm, so hatte ich sie fast ebenso schnell vergessen, wenn ich einmal im Sattel saß und den Tumult der

Marktstraßen und das Morgengewühl hinter mir hatte und in den breiten Promenadenweg des Paseo einritt.

Nach ein paar Tagen merkte ich, daß meine „Stella" die Gewohnheit hatte, vor Straßenwalzen zu scheuen, ebenso vor Rohren, die man zu Kanalisationszwecken an mancher Wegkreuzung hingelegt hatte. Ach, dachte ich mir, ich sehe schon, wie ich mich blamieren werde. Sicher kommt, wenn ich eben von ferne die Mexikanerin zum erstenmal sehen werde, eine unglückselige Dampfwalze um die Ecke, oder es liegt ein Kanalrohr am Weggraben.

So ähnlich kam es auch, nur noch schlimmer.

Eines Mittags sehe ich in der Ferne, als ich vom Schloß Chapultepec zur Stadt reite, eine Staubwolke. Ich war eben vom Pferd gestiegen, um mir einen Sporn fester zu schnallen, der sich nach dreistündigem Ritt gelockert hatte. Mein Pferd, das ruhig neben mir steht, schnuppert plötzlich in die Luft. Ich höre ein fernes Donnern, als ob ein Eisenbahnzug hinter der nächsten Agavenhecke herankäme. Da haut meine Stella ihre Hinterhufe in die Luft und fliegt über den Weg querfeldein davon, und ich sehe ihr nach.

Was ist das? Scheut das Pferd vor einem Eisenbahnzug, den ich nicht sehe, oder ist eine Schlange in der Nähe? Vorhin, als ich an einer Hecke vorbeiritt, hatte sich das Pferd gebäumt und geschnuppert. Es mußte da wahrscheinlich eine große Schlange im Gebüsch gelegen haben. Ich schaue meinem Tiere nach und rufe. Da sprengt die Staubwolke, die ich vorher gesehen hatte, heran. Ich sehe grau in grau einen Reiter und eine Reiterin; das Pferd der Dame ist scheu, und sie selbst hängt nur halb im Sattel. Der Herr bemüht sich vergeblich, die Zügel ihres Pferdes zu fassen, um das Tier zum Stehen zu bringen, und er hängt auch halb aus dem Sattel. Die beiden sind vorüber und lassen mich in einer Wolke blind und grau von Staub zurück.

Als der Dunst um mich sich legt, sehe ich in der Ferne einen Indianer, der von einem Maultier gesprungen ist, mir mein Pferd eingefangen hat und es mir entgegenführt.

Eine Stunde später, als ich ins Hotel komme, fragt man mich, ob ich das Erdbeben bemerkt hätte. Alle Hängelampen im Haus hätten geschaukelt, und Bilder wären von den Wänden gefallen; einige Leute wären auch erschrocken auf die Straße gestürzt, andere hätten aber kaum etwas gemerkt. Man war nur ängstlicher als sonst, da vor vier Wochen eine ganze Stadt in einem Augenblick mit Tausenden von Menschen eingestürzt war, und da man befürchtete, Ähnliches könne jeden Augenblick der Hauptstadt Mexiko auch drohen.

Ich dachte nochmals zurück an das unterirdische Donnern, das ich draußen auf der Ebene gehört, und das ich für einen Eisenbahnzug gehalten hatte. Ich erinnerte mich wieder, daß mir, ehe das Donnern in der Erde begonnen hatte und ehe mein Pferd den Hinterleib in die Luft geworfen hatte und querfeldein gestürmt war, die seltsame Totenstille in der Luft unbewußt aufgefallen war.

Der Feuergott Chac Mol und die Erdgöttin Coatlicue, die bei den fernen Kratertöpfen hockten, hätten jemand verflucht, und die Kinnladen der Erdgöttin und die Kinnladen des Feuergottes hätten dabei geknirscht, sagten die Indianer. — Ich saß im Speisesaal des Hotels, wo ich, verspätet und als einzelner Gast, mir das Essen nachservieren ließ. Der Indianerboy glitt eifrig wie eine lautlose Eidechse um meinen Tisch und trug die vierzehn kleinen Gerichte auf, die es täglich auf winzigen Tellern gab, wobei jedes Gericht nur aus einem einzigen Happen bestand, kaum größer als die Taschenuhr in meiner Westentasche: 1. Ein Salatblatt mit einem halben Ei und einer Sardine. 2. Einige braune süße Bohnen, die Lieblingsspeise der Indianer. 3. Einige winzige Eingeweideteile vom Kalb oder Rind. 4. Eine rote Paprikaschote, mit gehacktem Huhn gefüllt. 5. Ein winziges, talergroßes Beefsteak. 6. Gelber Curry und ein kleines Häufchen Reis. 7. Eine halbierte geröstete Tomate. 8. Ein paar Weinbergschnecken. 9. Ein wenig gelber Maisbrei. 10. Ein Stück Hals oder Magen von einer Ente, gedünstet. 11. Geriebene Kokosnuß mit gebranntem Zucker. 12. Ein paar

Bananenstreifen, mit Zucker geröstet. 13. Einige frische Mangofrüchte. 14. Getrocknete Trauben mit Mandelkernen.

Das war täglich so ungefähr das Lunchmenu. Das Diner am Abend war etwas reichlicher, da dann Roastbeef und Suppe in einer Tasse und Kaffee und Pudding dazu kamen. Wünschte man keinen Importwein, so trank man destilliertes Wasser aus einem großen messingenen Destillator, der, ähnlich wie der russische Samowar, in der Zimmerecke der Schmuck eines jeden mexikanischen Hauses war.

Essen und Trinken erschienen mir so künstlich wie möglich und weit entfernt von meinen europäischen Gewohnheiten. Der Indianerboy ging wie ein lautloser Jaguar elastisch um mich herum, kam und verschwand mit den winzigen Tellern und sah in seinem weißen Anzug, mit dem grotesk dunkeln Kopf, wie ein weißer Schneemann aus.

Ich hatte eben abgegessen und starrte, während ich mir eine mexikanische Zigarette drehte, in mein Glas mit destilliertem Wasser und wunderte mich, daß ich ein Erdbeben erlebt hatte, ohne es zu wissen. Da schiebt der Indianerboy einen Teller mit einem Brief zwischen mich und das Wasserglas. Ein Diener hatte den Brief abgegeben. Der Reitlehrer, der mich bei dem ersten Ausritt begleitet hatte, schrieb mir:

„. . . . . . . Heute morgen kam jene Dame, von welcher wir neulich sprachen, zu uns in den Reitstall und sah sich neue Pferde an. Sie ritt dann einen eben aus Texas eingetroffenen Hengst zur Probe, und ich mußte sie auf dem Ausritt begleiten. Ich wußte, daß Sie den Paseo gegen Mittag zurückkommen würden, und begleitete die Dame und wollte es so einrichten, daß wir Ihnen begegneten. Aber unsere Pferde, die wahrscheinlich vor dem Erdbeben scheuten, gingen durch, und ich rettete mit Mühe die Dame, deren Pferd ganz toll geworden war. Auf dem Heimweg, als sich unsere Pferde beruhigt hatten, erzählte ich ihr, daß Sie sicher sehr bedauern würden, daß Sie nicht Gelegenheit gehabt hätten, mit ihr um die Wette zu reiten, und nannte dabei Ihren Namen.

Sie fragte mich, ob ich Sie öfters sähe, und ich sagte ihr, daß Sie bei uns ein Pferd gekauft hätten, welches Sie täglich ritten. Sie schien nichts davon zu wissen und bat mich, Ihnen folgendes zu bestellen: Sie möchten heute abend zwischen fünf und sechs Uhr zur Korsozeit nach der Glorieta di Colon kommen und zu ihr in den Wagen steigen, der dort halten wird. Sie wünscht Sie dringend zu sprechen. Die Dame bat mich zugleich, in diesem Brief ihren Namen nicht zu nennen, für den Fall, daß der Brief in falsche Hände gelangen sollte. Sie selbst wissen ja, welche Dame gemeint ist, und wer Sie heute abend auf dem Korso erwartet."

Erstaunlich! — Die Erde beginnt zu beben, und mein Schicksal auch, dachte ich für mich. Ich wollte zuerst den Brief an der Kerze, die mir der Boy zum Zigarrenanzünden reichte, verbrennen, besann mich aber und steckte ihn in meine Brusttasche. Ich war zu bewegt, um eine leichte Zigarette zu rauchen, und hatte mir eine Zigarre aus dem Etui genommen. Im Schaukelstuhl oben auf meinem Zimmer wollte ich mich, beim gewichtigen Blau des Rauches einer echten Havanna, nach der Lektüre dieses überraschenden Briefes sammeln.

Die Erde wurde hier jetzt wirklich heiß unter meinen Füßen. Sie bebte und verführte mich, und bald würde ich keinen Schritt mehr tun können, ohne daß immer Erdbeben um mich wäre, wenn ich einmal den ersten Schritt auf diesem jetzt so heißen Boden hinter mir hätte: die erste Begegnung allein mit der Mexikanerin.

4

Der Totenpfad

Oben auf meinem Zimmer fand ich europäische Post vor, und unter andern Briefen einen aus London, von einer Dame geschrieben. Es war die Engländerin, die ich in Pouldu kennen gelernt hatte, und die mir für einen Gruß dankte, den ich ihr vor Wochen gesandt

hatte, und indem ich mich nebenbei nach den andern Bekannten, nach den amerikanischen Malern und nach der Österreicherin, erkundigt hatte.

„.... und außerdem habe ich Ihnen noch eine recht traurige Nachricht mitzuteilen," so schloß der Brief: „Die Österreicherin, die uns allen so rätselhaft erschien, ist nicht mehr unter den Lebenden. Sie hat sich in Paris in ihrem Atelier erschossen. Man sagt, sie habe einen Polen kennen gelernt, den sie liebte, der sie vor kurzem verlassen hat, und den sie nicht vergessen konnte. — Die Liebe will ihre Opfer haben, wie der Atlant," fügte die Engländerin hinzu. —

Ich saß am Schreibtisch. Meine Zigarre war ausgegangen. Ich hatte den Brief zu mir gesteckt. In der linken Brusttasche trug ich die Einladung zur Mexikanerin, in der rechten Brusttasche die Todesnachricht der Österreicherin, und beide Briefe kämpften jetzt in mir wie zwei Farben, die mich beschienen. So wie das Gesicht eines Menschen, der in ein rotes flammendes Kaminfeuer schaut und zugleich noch von einem weißen Fenster und dem weißen Wintertag dahinter beleuchtet wird, so rot lebensvoll und schneeweiß tödlich blaß war mir mein Blut in der Brust beleuchtet. Die Liebe will ihre Opfer haben. Wie Wasser, Feuer, Luft und Erde ist sie ein wildes Element, die Liebe; ein Element, das, weise genommen, beglückt und selig macht und den Himmel zur Erde bringt. Aber töricht genommen ist sie eine Hölle, ein Krater, der Menschen und Schicksale verschlingt und ausrotten kann, daß nichts von ihnen bleibt. Doch wo ist der Gott, der der Liebesleidenschaft jemals Weisheit lehrt! Nichts, nichts blieb mir von jener warmen Begegnung am Atlant, als in meinem Koffer der verfluchte Graphitkarbonstift, der damals an einem Morgen voll aufkeimender Annäherung zwischen zwei Menschen die Fühlung ausgestrichen hatte. — So sprach ich mit mir.

Der Tropenregen stürzte draußen von der Verandatüre in den Hofschacht des Hotels hinunter. Von drunten hörte ich das Wolkenwasser wie Kieselsteine auf das Pflaster prasseln. Ich mußte meine Tür

schließen; der Regen spritzte bis an meinen Schreibtisch herein. Er war so heftig, laut und herrisch, als wäre er ein Mensch, der Haus und Erde mit Ruten peitschte. Unmäßig betrunken von Wut, wie ein von Pulque berauschter Indianer, tobte der Wassersturz draußen überall und schlug überall hin und war wie eine tobsüchtige Masse, die sich auf die Erde stürzte und sich in die Steine und in die Erde beißen wollte, sinnlos, atemlos, keuchend und schäumend, wie ein Epileptiker, der hinstürzt und schreit, um sich schlägt und den Menschen von Teufeln besessen scheint.

Die Stimme dieses bestialischen Tropenregens draußen war wie das verwilderte Geheul und der Wutausbruch, dem ich hätte verfallen mögen, wäre ich nicht zu Beherrschung, zu Zucht und Maßhalten in allen Leidenschaften durch Erziehung, Umgebung, Beruf und Bluttradition geschult worden. Ruhe behalten und schweigen können in den leidenschaftlichsten und heftigsten Augenblicken des Lebens, sind mir aber so zur zweiten Natur geworden, daß ich mich für affektiert und verlogen halten würde, wenn ich mit irgend einem Ausbruch von Wut und Heftigkeit die Stunde begleiten wollte, in der ich ein Unglück erleiden muß.

So ging ich nun vom Fenster fort, setzte mich in die Sofaecke, hielt die Hände vor die Ohren, um nicht von der Regenhaftigkeit aufgeregt zu werden, und stellte mir vor, daß die arme Österreicherin jetzt kalt, steif und einsam in dieser Erde lag. Wahrscheinlich von den Eltern noch in letzter Stunde verstoßen, vom Geliebten verlassen und voll Angst, Mutter eines vaterlosen Kindes zu werden, hatte sie zur Pistole gegriffen. Wenn es jetzt regnete drüben in Europa, fiel der Regen auf ein Grab mehr, das ich dort verlassen hatte. Europa, das mir oft als ein großes Grab erschienen war, ehe ich es verlassen hatte, schien mir aber jetzt heimlicher durch seine Gräber zu werden, weil es mir warm im Herzen wurde, wenn ich an alle die geliebten Toten dort dachte. Tote wärmen einen in der Fremde bei fremden Menschen oft mehr als die Lebenden . . .

Ich war über diesen Gedanken in der Sofaecke in

einen Halbschlaf verfallen. Das Erdbeben heute morgen, der lange Ritt, die Aufregungen der beiden Briefe hatten mich ermüdet. Ich schlief und verschlief die Korsostunde; und als ich aufwachte, brannten draußen die elektrischen Lampen im Hotelhof und schienen in mein Zimmer. Ich hörte im Hotelweg unten die Zeitungsjungen, die die Abendblätter ausriefen, und ihre Rufe: „El Mundo de la mañana!!" — „Continente Americano!!" trompeteten wie aus großen Muschelhörnern hohl in den Hof, unter der Torbogenwölbung durch, in die Hausstille.

Der Regen hatte längst aufgehört, die Wasser waren längst verlaufen; alles kommt und geht hier in der Tropenwelt eilig und heftig, — auch die Sonne, die jeden Abend im Sommer und im Winter, Punkt sechs Uhr verschwindet, Punkt sechs Uhr morgens erscheint, keine Dämmerstunde kennt und schnelle Dunkelheit hinterläßt, wenn sie untergegangen ist. Gleich einer Lampe, die man ausgedreht hat, einfach, sachlich, traumlos, vollständig uneuropäisch benahm sich selbst die Sonne in dieser Zone des amerikanischen Kontinents.

Ich erwachte und wußte sofort, daß ich den Korso versäumt hatte. Aber da mich die Mexikanerin sehen und sprechen wollte, brauchte ich mich nur morgen Abend zur Korsostunde einzufinden. Sie würde wahrscheinlich jeden Abend die Wagenfahrt machen, wie alle Damen der Gesellschaft; ich hatte nur bis heute noch nicht Zeit gehabt, an den Abendkorso zu denken, hätte sie auch im Wagengewühl wohl schwerlich gesucht, da ich sie unter den Reiterinnen auf dem Reitweg vermutet hatte.

Ich stand auf und ging auf das Dach des Torgewölbes, von wo ich neulich die Frau des Astronomen auf der Straße unten zwischen der Mauleselherde gesehen hatte.

Die Gesimse der gegenüberliegenden Geschäftshäuser waren mit Reihen aus Hunderten von Glühlampen illuminiert, so wie es bei uns in Europa nur an fürstlichen Geburtstagen Sitte ist. Aber hier in Mexiko illuminiert man alle Häuser jeden Sonntagabend.

Ich sah viele Wagen voll Frauen; diese waren mit

weißen Spitzenmantillen geschmückt, mit Blumen im Haar, in hellen dekolletierten Seidentoiletten, rosa, weiß, blaßgrün, orangefarben, vom Korso zurückkehrend wie von einem Ball.

Die meisten ließen auf der Heimfahrt die Fächer im Schoße ruhen, und ich sah oben von der Brüstung des Daches auf viele schöne graziöse Hände, die auf den Knien in den Wagen ruhten, und sah manche Finger, die ein Taschentuch nervös zerknitterten. Ich sah lässige Hände, die bereits einen Handschuh ausgezogen hatten; sie spielten mit den Ringen an den Fingern der entblößten Hand, der Hand, die sie wahrscheinlich eben beim Abschied einem Kavalier zum Kuß gereicht hatten. Denn an dem Platz Glorieta di Colon stehen gewöhnlich die Wagen in einem Halbkreis um das große Monument des Kolumbus, der jeden Abend zum Tagesabschied die ersten Schönheiten der mexikanischen Gesellschaft um sich versammelt. Am Wagenschlag plaudern die Herren in Gruppen mit den Damen. Man verabredet ein Wiedersehen im Theater oder in einer Soiree und plaudert angenehm beim letzten silbergrünen und orangegelben Sonnenuntergangslicht, indessen eine Musikbande, eine weiß gekleidete indianische Militärkapelle, die alte Liebesmusik beliebter spanischer Opern und Operetten, liebenswürdig und sentimental, unter den riesigen Korkbäumen des Platzes geigt, flötet, trommelt und trompetet.

Dies alles stellte ich mir vor, als ich jetzt auf die mit Spitzenmantillen verhüllten Köpfe und Schultern in den Wagen unter mir hinabsah. Und da ich von oben die Gesichter nicht beobachten konnte, unterhielt ich mich mit den vom Korso heimkehrenden Händen der Damen in der langen Wagenreihe.

Da bemerkte ich in einem Wagen zwei sehr erregte Hände in langen schwarzen Handschuhen, die einige weiße Briefe in den Fingern hielten und zerknitterten. Den Kopf der Dame konnte ich unter der schwarzen Spitzenmantille nicht erkennen, aber einige Linien an den Schultern und um die Knie beschrieben mir die junge Mexikanerin. Wenn sie es ist, wird sie vielleicht halten und mich aus dem Hotel an den Wagen

rufen lassen! Jetzt war der Wagen gerade senkrecht unter mir. Unter Millionen Fingern hätte ich diese Finger und Handknöchel wiedererkannt, diese Finger, die damals so geschickt die Ventile der Lokomotive am Bahnhof von Orizaba aufgedreht, und deren Bewegungen sich in der Sekunde des allgemeinen Schreckens wie ein Gesichtsausdruck in mein Gedächtnis geschrieben hatten. Aber der Wagen mit den erregten Händen und mit den Briefen in den nervösen Fingern hielt nicht und fuhr vorüber. Ich ärgerte mich jetzt und erwachte wie aus einer Betäubung. Es war ganz elend von mir, daß ich eingeschlafen war, schalt ich mich; es war sicher etwas ganz Wichtiges gewesen, was mir die erregten Finger, die am Korso auf mich gewartet, mir hatten übergeben wollen. — Ich konnte den nächsten Abend kaum erwarten. Lange, ehe der Korso begann, setzte ich mich in das dem Korso nahegelegene Café an einen der weißen Onyxtische, die draußen auf der Terrasse stehen, und musterte die Wagen unter den Bäumen des Paseo, die langsam heranfuhren oder stampfend vorbeijagten.

Warten zu können, ist eine Kunst, die nicht die meine ist. Ich gestehe diesen Fehler meines Charakters gerne ein. Es war mir, als wären meine Kleider alle zu eng, so unbequem wurde mir das Stillsitzen vor den beweglichen Pferden und Wagen. Hundertmal tauchte das Gesicht der jungen Mexikanerin in der Ferne in einem Wagen auf, um sich beim Näherkommen in ein gleichgültiges fremdes Gesicht zu verwandeln, dem ich, wenn es näher kam, nicht mehr ansehen konnte, wie ich es für die Erwartete hatte halten können. Ein Spukteufel spielte mit mir. Ich saß bei dem Tisch im Café wie auf einer Folterbank. Heiß und kalt sank das Blut in mir auf und nieder, und der ganze Korso verwandelte sich vor meinen Augen in einen Drehkreisel, auf den tausend junge Mexikanerinnen gemalt waren, die, wenn der Kreisel sich drehte, alle zusammen das Bild jener einzigen erwarteten Dame gaben, die aber, wenn der Kreisel stillstand, tausend gleichgültig fremde Gesichter

zeigten. Mitten unter den Damengesichtern sah ich plötzlich den Abbé, — den Abbé der Mexikanerin. Er saß allein in einem Wagen. Und — es war kein Spuk — er hielt ebenfalls einige Briefe in der Hand, die er erregt zerknitterte. Er sah gerade aus nach der Plaza de la Reforma und fuhr im Trab vorüber.

Vielleicht kommt sie noch! Vielleicht haben sich der Abbé und die Mexikanerin verabredet, einander hier zu treffen, dachte ich mir. Ich wartete nun etwas ruhiger. Es war, als ob wenigstens der Schatten der Erwarteten bereits auf dem Korso angekommen wäre; sie selbst konnte nicht mehr fern sein. Ich betrachtete jetzt auch die jungen Mexikaner, die in gelben Ledertrachten auf silberbeschlagenen Sätteln saßen; ihre kleinen Pferdchen hatten mächtig wallende Mähnen und einen wallenden Schweif, der wie eine seidige Schleppe fast bis auf das Pflaster reichte. Diese reichen jungen Herren trugen kostbare graue Filzsombreros, reich mit Goldbroderien verziert; und mancher dieser Herrenhüte sollte viele hundert Dollars kosten, hatte man mir erzählt. An der Seite der mit schönen Frauen besetzten Wagen galoppierten oft mehrere Kavaliere in dieser reichen nationalen Reitertracht, aber auch viele Reiter auf gestutzten englischen Rennern begleiteten die Karossen.

Der Wagenstrom eilte auf der sehr breiten belaubten Straße der untergehenden Sonne nach. Es sah aus wie eine Flucht allen Reichtumes, der mit der Abendstunde die Häuserstrecken verlassen hätte und zu Pferd und Wagen auf diese breite Promenadenstraße in die Ebene vor die Stadt hinausströmte, und als müßten die Pferde im Wettlauf die verschwindende Sonne einholen. In einem Wagen sehe ich plötzlich auch Angela heranfahren, an der Seite eines Subjektes, das einem der Raubmenschen ähnlich sieht. Arme Angela, dachte ich. Du arbeitest mit noch mehr als mit drei Armen, mehr als dein mißgeborener Bräutigam, um dir ein Hochzeitsgut zu verdienen. Der junge Mann hatte den Arm im Wagenfond hinter Angelas Rücken liegen, er hatte den Hut keck schief sitzen und

trug eine feuerrote Nelke im Knopfloch. Er flog mit Angela vorrüber, als habe der leibhaftige Teufel Leichtsinn das schöne Indianermädchen im Arm und führe übermütig mit ihr direkt zur Hölle.

Nun hielt es mich nicht mehr in der Ruhe auf der schmalen Kaffeehausterrasse; ich mußte mich unter die Figuren des kreiselnden Korsos mischen. Alles lebte hier; das kleinste Indianermädchen jagte seinem durchgehenden Herzen nach. Die Blicke der schönen Frauen reihten sich wie Edelsteinketten in der Luft vor meinen Augen auf; die Fächer schienen alle zu winken. Alle winkten: Eile dich, die Sonne vergeht! Eile dich, jeder Tag endet unter der Erde! Eile dich und lebe!

Ich fand nichts. Ich betrachtete alle Wagen, die beim Musikkiosk in zwei Reihen standen. Ich fand sie nicht. Auch den Abbé konnte ich nicht mehr entdecken.

Jemand ruft meinen Namen. Der junge Reitlehrer aus der Schule des Österreichers reitet zu mir an den Trottoirrand und spricht rasch:

„Die Dame hat Sie gestern erwartet. Vorhin war sie bei uns im Stall und erklärte, sie müsse bis nächsten Sonntag verreisen. Sie käme aber nächsten Sonntag zum Stiergefecht, das da stattfindet, in die Stadt zurück."

„Sie hat nichts hinterlassen, daß ich sie dann sehen könnte?"

„Nein, sie sagte nichts mehr von Ihnen. Ich kam nur hierher, weil ich annahm, da Sie sich gestern verfehlten, würden Sie vielleicht heute zum Korso kommen, um die Dame zu suchen. Und ich wollte Ihnen ihre Abreise mitteilen."

Ich dankte dem jungen Mann. Der nickte nur, als wollte er sagen: ich weiß, wie das tut, wenn man wartet. Dann ritt er zur Stadt zurück, und an mir rollte die lebende Mauer der Wagen von neuem vorüber. Aber nun war alles ein unsinniges Gewirr von Pferdehufen und Rädern. Ich blieb noch einen Augenblick an der Reforma stehen und hörte auf einen spanischen Tanz; es war jetzt ganz dämmerig.

In einigen der eleganten Häuser um den Prome-

45*

nadenplatz, die da in Gärten liegen, leuchteten Lampen auf Balkons. Zu Füßen der Kolumbusstatue lag die stillstehende Wagenwelt im Abendschatten. Wie ein weißer Eispalast mit grünlichen und goldenen Toren leuchteten in der Ferne die Kratergletscher des Ixtaccihuatl und des Popocatepetl unter den Korkbäumen durch. Die Welt begann sich eben vom Tag in die Nacht umzukleiden. Die Sonne war verschwunden. Wie ich noch schaue, ging dicht neben mir ein junger Mann vorrüber. Der hatte große Augen, unruhige, geistesabwesende Augen, wie einer, der mehr und Schrecklicheres sieht als die anderen Leute. Ich schaute ihm nach, da er so wunderbar fortgerückt aussah. Er schien meinen Blick im Rücken zu fühlen. Er wendet sich um, lächelt, kommt zu mir heran, und mit einer Stimme, die sich freut, daß sie reden darf, fragt er mich, ob es schon zehn Minuten nach sechs Uhr sei. Im gleichen Augenblick sieht er am Hause hinter mir hinauf; er wartet meine Antwort nicht ab. Ich wundere mich ein wenig und gehe weiter. Ich habe eben noch gesehen, wie oben eine weißgekleidete junge Dame in kurzen Kleidern auf den Balkon trat. Ich gehe im Rhythmus der Musik, die eben die letzten Takte des „Danza“ spielt, der immer der Abschluß der Korsomusik ist, weiter. Die Bratschen, die Pauken und die Messinginstrumente spielen rasend wie eine wilde Jagd. Es schien mir, man sah die Notenmasse wie ein berstendes Schlußfeuerwerk in die Lüfte verprasseln, und es war, als könnten nun alle großen Korkbäume sich plötzlich entwurzeln und wie die Besen von Hexen und Teufeln in die Lüfte davontanzen, in das finstere Loch der riesigen, plötzlichen Tropennacht.

Mir entgegen sehe ich mit einem Male viele Leute kommen. Ein Tumult entstand. Die Menschen drängen und reden, und einige stolpern und fallen vom Trottoirrande. Die Pferde an den Wagen scheuen, unter den Hufen der erschrockenen Gespanne knattern bläuliche Funken; viele Damen richten sich in den nächsten Wagen auf, und auf den meisten Gesichtern malt sich ein fragender Schrecken und eine geisterhafte

Blässe. Einige halten die Fächer vor das Gesicht und schauen fort, blaß, als ob sie einer Ohnmacht nahe wären. Die Musik schweigt. Ich werde vom Menschenstrom an ein Gartengitter gedrückt. Ich sehe Polizistenhelme an mir vorübereilen. Es ist ein Unglück, irgend etwas Unerwartetes in der Luft. Niemand scheint noch Ende und Anfang zu wissen.

Dann schiebt man mich zu einem Menschenknäuel, aber ich kann nicht weiterkommen; ich erfahre nur, daß sich einer erschossen hat. Plötzlich entstehen gellende Schreie, Rufe, oben in demselben Haus, auf demselben Balkon, wo eben das weißgekleidete Mädchen gestanden hat.

„Ein junges Mädchen und ein junger Mann haben sich Aug' in Aug' erschossen," höre ich neben mir einen Polizisten ein paar Damen in einem Wagen zurufen. „Das junge Mädchen erschoß sich oben auf dem Balkon, der junge Mann mitten auf der Straße!"

Warum? — danach fragte niemand. Alle wußten und fühlten, warum. Die Damen sahen sich mit tränenden Augen an. Die Kutscher schlugen nicht mehr auf die Pferde, um nicht mit den Peitschen laut zu knallen.

„Leise! leise!" hörte ich viele Damen ihren Kutschern zurufen.

Zwei Liebende waren mit der untergehenden Sonne vom Korso fortgegangen und hatten ihre Körper bei den letzten Takten des wilden „Danza" hingelegt.

„Leise — um Gottes willen leise!" Dieses Rufen, diese Furcht, Tote zu stören, nahm ich mit mir: und als ich dann zu Fuß der Stadt zuschritt, an den Lichterketten der Millionärpaläste vorüber, die den Anfang des Paseo säumen, da war mir so schwer ums Herz. Und wie der junge Selbstmörder vorhin meinen Blick im Rücken gefühlt hatte, so fühlte ich jetzt den Blick des Todes hart und drückend in meinem Rücken.

Ich hatte ein Stelldichein mit dem Leben erwartet und war dem Tod begegnet.

Gestern, als mich zum erstenmal wieder das Leben im Brief der Mexikanerin zu sich geladen, da stellte

sich sofort auch eine Tote aus Europa daneben und machte mich todmüde. Heute, als ich mich anstrengte, das Leben aufzusuchen, schlaflos, aufgeregt, erhitzt, da begegnete mir einer, der nach der Uhr fragte, nach der Zeit, die ihm seine abgelaufene Zeit verkünden sollte, und statt des Lebens sprach mich einer an, der jetzt in der Nacht bei der toten Geliebten ausruhte, still, kühl, müde. —

Welch ein Doppelgesicht hatte dieses unbarmherzige Land für mich! Ich fürchtete mich früher nie im Dunkeln. Als ich aber im Hotel in mein dunkles Zimmer trat und an den Schreibtisch stieß, wohin ich heute den Bleistift der Österreicherin gelegt hatte, und der Bleistift zu rollen begann und vor meine Füße kollerte und ich mich bückte und den Bleistift aufhob, — da durchschauerte es mich, als hätte ich in dem Bleistift die Knöchel von Toten angerührt. —

Ich schloß die Glastüre sorgfältig, noch ehe ich Licht angemacht hatte. Das mußte man hier im Tropenland, sonst stürzten in den Lichtschein abends tausend Moskitos herein, tausend winzige Teufel, die spöttisch singend die Luft durchzogen und aus deinem Gesicht einen unförmigen Fleischklumpen machen konnten. Sie sogen sich zu Dutzenden an deinen Poren fest, hinter den Ohren, am Hals, in den Augenwinkeln, in deinen Nasenflügeln, auf den Augendeckeln, auf den Wangen und auf der Stirn. Sie rissen dich aus deiner Gefühlswelt, aus jeder Schwärmerei in die blutdürstige Wirklichkeit hinein. Sie sahen dich nicht als ein Mitgeschöpf an, sondern als ihre Nahrung, als ihr Wild, dem sie auf die schlaueste Weise vom Abend bis zum Morgen nachstellten. Am Tag zogen sie in die Sonne hinaus oder schliefen in Möbelritzen oder hinter den Tapeten oder an der Zimmerdecke von ihren nächtlichen Treibjagden aus. Jeden Abend tötete ich Hunderte und Hunderte, und es gehörte eine Kunst und Gewandtheit dazu, unter das Moskitonetz ins Bett zu gehen, ohne daß die Trupps der blutlüsternen Teufel nachfolgten. Zweien oder dreien gelang es aber immer, unter den Musselinbaldachin zu schlüpfen, und diese zwei und drei wurden gegen Mitternacht, wenn du sie

abgewehrt hattest, zu Wütenden, Verzweifelten, die dich aus den Falten des weißen Betthimmels belauerten und dann sanglos, vorsichtig und bissig den Moment abwarteten, wenn dir nach ewiger Notwehr einen Augenblick die Augen zufielen. Sofort bildeten sich Beulen an den Stellen, wo sie dein Blut anzapften, und sie flogen triumphierend singend davon, wenn du dich von neuem wehrtest. Zuletzt nimmst du ein Buch, drehst das elektrische Licht an und beginnst im Bette sitzend zu lesen und ab und zu mit dem Buch um dich zu schlagen, bis die Sonne morgens um sechs Uhr aufgeht, die die Teufel verschwinden macht.

So habe ich jede Nacht alle die Monate in Mexiko bei Licht bis zum Morgen lesen müssen. An Schlaf war in diesem Moskitoland nicht zu denken, und ich hörte von Europäern erzählen, die bereits seit Jahren dort waren, daß sie seit Jahren nicht mehr geschlafen, sondern nur gelesen hätten. Der ganze Schlaf der so gequälten Europäer besteht aus zwei, drei Schlafstunden nachmittags, nach dem Lunch zur Siestazeit; die Nachtzeit ist mit dem Kampf gegen die blutdürstigen kleinen Bestien ausgefüllt. An diesem Abend ging ich zwar noch nicht zu Bett; aber nach der Schreckensszene am Korso und nach dem verfehlten Stelldichein mit der Mexikanerin wollte ich ein wenig allein sein, ehe ich in den deutschen Klub zum Essen ging.

„Ein Telegramm!" Der Indianerboy klopfte von außen an meine Glastür, und ein Telegrammbote mit einer Blendlaterne in der Hand stand auf der Veranda. Ich erschrak, als hätte ich jetzt erst den Schuß aus der Pistole des jungen Mannes gehört, den Schuß des Selbstmörders, der mir vorher auf dem Korso bei den letzten lauten Paukenschlägen der Musik entgangen war.

Ich ging, um zu öffnen, und fürchtete etwas Unbestimmtes, als ich draußen die gelbe grelle Blendlaterne sah, die wie ein Zyklopenauge durch die Glasscheibe hereinsah. Ich hatte das Gefühl, als ließe ich jetzt, wenn ich die Tür einmal aufmachte, eine

Unzahl von Dämonen und Ungeheuern herein, eine Sintflut von Unglück und Sorgen, einen Berg, der sich aus Schrecken und Finsternissen aufbaute, und als dessen Vorbote mich diese Blendlaterne des Telegraphenboten grinsend und fürchterlich ansah. Und was waren die blutsaugenden Teufel, die Moskitos gegen diese Schrecken, denen ich jetzt die Türe öffnete! —

Eine halbe Stunde später stieg ich umgekleidet im schwarzen Frack und weißer Weste drunten vor dem Hotel eilig in ein Auto und fuhr zur Kinderoper, wohin mich das Telegramm, das ich jetzt in den Händen hielt und beim elektrischen Glühlicht im Automobil immer wieder las, bestellte. „Bitte, kommen Sie, wenn Sie dieses Telegramm erhalten, zur Kinderoper. Es erwartet Sie in Loge 23 eine Dame, die dringend Ihres Rates bedarf, und die Ihnen von der Fahrt nach Mexiko her bekannt ist. Ich ersuche Sie, während eines Aktes (wenn das Theater dunkel ist) in die betreffende Loge zu kommen. Es gilt ein Menschenleben!“

Dieses Telegramm konnte natürlich nur von der Mexikanerin sein. Aber der Rittmeister sagte doch, sie sei heute abgereist und komme erst am Sonntag zum Stiergefecht wieder! Vielleicht war es doch die blonde Astronomenfrau, welche telegraphierte?! Ist ihrem Mann etwas zugestoßen? Es ist nicht unmöglich. Vielleicht hat ihr Mann Fieber! Aber warum kommt sie dann nicht in das Hotel? Warum in die Kinderoper? Ich war ratlos. Da lese ich die Aufgabestelle des Telegrammes, die außen unleserlich vermerkt war. Der Ort hieß nicht Mexiko, sondern Ameca-Meca und Hazienda San Isidro. Es war also doch die Astronomin, denn die Mexikanerin konnte nicht zugleich im Theater und auf dem Lande sein. Und ich dachte mir zuletzt, die Astronomenfrau sei vom Land hereingereist. Vielleicht haben sie und ihr Mann von Ameca-Meca aus den Popokatepetl besteigen wollen, denn dafür ist Ameca-Meca der gewöhnliche Aufstiegort. Ihr Mann, der Astronom, wird auf einer Hazienda verunglückt liegen, und sie wollte als ehrbare junge Frau einen einzelstehenden Mann wie mich nicht

in dem Hotel bei Nacht aufsuchen. Sie kommt eben erst zur Nacht in Mexiko an, und sie wählte ein Theater, um mich dort, da ich einige medizinische Kenntnisse besitze, über den Gesundheitszustand ihres Mannes zu befragen und sich Rat zu holen . . . Aber nein! Alles das war erst recht unmöglich! „Es gilt ein Menschenleben!" So schloß das geheimnisvolle Telegramm.

Es gilt ein Menschenleben! Wie das schwerwiegend klang. Drei Menschenleben hatte ich in diesen zwei Tagen um mich verschwinden fühlen, eine Bekannte gestern und zwei Fremde heute. Und Schauder rieselte mir durch das Blut. Es war mir, als säße ich vollständig nackt in einem dichten, eisigen Schneefall, so kalt war mir von den eisigen Ereignissen.

Das Theater, das ich erreichen sollte, nannte sich für diese Saison die „Kinderoper", weil dort eine spanische Kindertruppe Opern aufführte. Die kleinen Spanier waren eben erst aus Madrid über das Meer gekommen und spielten zweimal täglich, nachmittags und abends. Mir erschienen solche Aufführungen zu abgeschmackt, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie unreife Kinder mit ihren kleinen krähenden Stimmen und ohne sonoren Grundton die langen Partien ernster Opern singen sollten. Ich war deshalb noch nicht in diese Oper gegangen und besuchte abends meist das Nationaltheater. Aber ich konnte mir gut denken, daß die indianische Bevölkerung und die mexikanische, die doch auch das Mißgeburtenmuseum und die verzwickten grauenhaften Götterknäule mit Behagen betrachteten, an dem überreizten Sinnengenuß, den Operndivas von neun und zehn Jahren und Tenöre von vierzehn und fünfzehn Jahren bieten, Gefallen finden mußten. Nein, das konnte doch nicht die blonde Astronomin sein, die die Kinderoper wählte! Das wäre unmöglich! Das war die Mexikanerin!

Und jetzt mit Bestimmtheit annehmend, daß ich heute abend nicht blondes, sondern schwarzes Haar bewundern dürfte, traf ich mit dem Auto vor dem Theater ein.

Die Oper hatte längst angefangen, und man war

beim zweiten Akt von Puccinis Bohème, wie mir die Logenschließerin der Loge 23 sagte, die mir zugleich zuflüsterte, ich würde schon lange von einer Dame erwartet.

Von einer Dame! Während ich mein Gesicht im Spiegel eine Sekunde betrachtete und meine weiße Krawatte ordnete, dachte ich mir: es ist nicht die Mexikanerin! Eine spanische Dame geht niemals allein ins Theater und verläßt überhaupt niemals allein das Haus zur Abendzeit. Es ist eine Europäerin. Es ist die Blonde.

Dann trat ich in die Loge, wo die Schließerin bereits flüsternd meine Ankunft gemeldet hatte. Dann im dämmrigen, beinah dunkeln Logeninnern stand die Mexikanerin vor mir.

In einer Ecke erkannte ich die Umrisse einer zweiten Frau, einer Dienerin, wie mir schien. „O, mein Herr," so empfing mich die Stimme, die ich so gut noch von der Eisenbahn her im Ohr hatte, und die ich sofort in der dämmerigen Loge wieder auf die Lokomotive versetzte, von wo sie zuerst zu mir herabgerufen hatte.

In diesem „O, mein Herr" lagen alle Worte einer langen Entschuldigung, einer Bitte, einer großen Angst, einer Hoffnungsfreudigkeit; ich brauchte nicht mehr zu hören. Es gibt Menschen, die so suggestiv zu sprechen verstehen, daß man mit drei Worten alles weiß. Ich wußte sofort: es handelte sich nicht im geringsten um meine Person. Das war mir gleich klar, als ich dieses „O, mein Herr" hörte, das mich in Distanz halten sollte wie ein leiser, kühler Degenstoß einer eleganten Florettfechterin. Ich war von vornherein durch dieses „O, mein Herr" zwar in einen Abstand gestellt, doch zugleich gebeten, zu helfen, zu retten, aber nichts zu erwarten und vorläufig nichts dafür zu fordern.

Ich sollte als Gentleman die Ehre des Vertrauens für genügenden Dank hinnehmen. Und ich sollte dafür den Genuß haben dürfen, einer ratlosen Frau zu helfen, ein Menschenleben aus Gefahr zu retten. Alles dieses lag in dem „O, mein Herr!"

Die Mexikanerin händigte mir dann ohne viele Umstände drei Briefe ein, die sehr zerknittert waren, und die ich beinahe als alte Bekannte geküßt hätte, wenn das nicht störend gewesen wäre. Es waren dieselben Briefe, die ich gestern abend unter dem Hotelbogen in ihren Händen gesehen hatte. „Um der heiligen Madonna willen, lesen Sie, bitte, lesen Sie, mein Herr, und dann sagen Sie selbst, ob das Ernst, Scherz oder müßige Laune eines hysterischen Menschen ist."

Sie deutete mit dem Fächer auf einen Stuhl neben sich, weit von der Logenrampe, und winkte ihrer Dienerin, daß diese an der Brüstung Platz nehmen sollte, um uns zu verdecken. Das Theater war fast dunkel, und nur ein schwacher Schein von der Bühne beleuchtete die Decke. Die Logenbrüstung legte einen hohen Schatten über uns, die wir im Hintergrund der Loge standen, wo alle Glühbirnen ausgedreht waren.

Die Mexikanerin holte jetzt aus ihrem Ridikül eine winzige elektrische Taschenlampe, die sie auf die Briefe leuchten ließ.

Die Luft war heiß, die Lampe zitterte in der Hand des jungen Mädchens und beleuchtete bald die Briefe, bald die tief dekolletierte Brust, die sich tiefatmend hob und senkte, indessen die leidenschaftliche Musik der Boheme von drunten herauf aus dem Orchester die Luft liebeslüstern und verführerisch durchzog.

Ich nahm der Dame endlich die Lampe sanft aus der Hand und beleuchtete einen Brief nach dem andern, und als der Lampenstrahl nicht mehr die nackten Brüste des schönen Weibes beschien, wurde ich sachlich und las.

Dreimal stand dasselbe da geschrieben, in jedem Brief das gleiche; nur war die Schrift dreimal verschieden verstellt.

Der Schreiber sagte, daß dem Abbé eine Lebensgefahr drohe, und daß es in des Schreibers Hand liege, diese Gefahr abzuwenden. Wenn die Dame, deren Ergebenheit für den Abbé er kenne, dem alten Herrn das Leben erhalten wolle, müsse sie durch ein

Inserat in der Zeitung antworten und eine hohe Summe angeben, die sie dafür zahlen wolle, weil nur dann ein beabsichtigter Mord unterlassen würde.

Die Mexikanerin fuhr mich eifrig an: „Ist das Ernst oder Witz, oder was ist es? Ich frage Sie. Ich weiß niemand, den ich hier fragen könnte. Sie wissen vielleicht, daß wir auf der Reise im Eisenbahnzug nachmittags viel von Handschriften, vom Charakter einer Schrift und vom seelischen Zustand des Schreibenden sprachen, und daß Sie damals versicherten, Sie getrauten sich zu, aus jeder Schrift zu erkennen, ob der Schreiber ernst, leichtsinnig, verlogen oder gewalttätig sei. Vor vier Tagen, als ich den ersten dieser Briefe erhielt, dachte ich sofort an Sie und erkundigte mich überall nach Ihnen. Ich ruhte nicht, bis ich herausfand, daß Sie im Reitstall des alten Österreichers ein Pferd gekauft hatten, und ich kam dorthin unter dem Vorwand, mir Pferde anzusehen. Aber ich wünschte Sie zu treffen. Der Reitlehrer fing zufällig von Ihnen an zu erzählen, und wir ritten aus. Als er den Weg zum Paseo nahm, war ich sehr froh, weil ich dachte, ich würde Ihnen dort, wo viele Reiter reiten, begegnen. Da kam das Erdbeben; die Pferde scheuten, und später gab ich dem Rittmeister den Auftrag, Sie zu mir auf den Korso zu bitten Dort wäre eine Zusammenkunft ganz unauffällig gewesen. Wo alle Welt sich trifft, konnten wir leicht ein paar Worte wechseln. Sie kamen nicht.

Als ich dann aufs Land fuhr, zog mich im Eisenbahnzug meine Angst um den Abbé so stark nach der Stadt zurück, daß ich sogleich am Bahnhof in Ameca-Meca Ihnen telegraphierte und Sie bat, in meine Loge hierher ins Theater zu kommen. Ich nahm den nächsten Zug und fuhr sofort wieder hierher. Dem Abbé habe ich gestern gesagt, daß ich Sie auf dem Korso erwarte. Er weiß noch nichts von jenen Briefen."

Ich wollte eben sagen, daß ich den Abbé heute auf dem Korso gesehen hätte, und daß er ebenfalls Briefe in der Hand gehalten habe, — da meldet die Logenschließerin der Mexikanerin, daß ein Herr sie zu sprechen wünsche.

Ich ließ die elektrische Handlampe verlöschen.

Die Mexikanerin war aufgestanden und stellte sich zwischen mich und die Logentüre, so daß der Lichtschein vom Korridor nicht auf mich fallen konnte.

„Bleiben Sie," sagte die Mexikanerin leise, „ich werde ihm entgegengehen. Es ist der Abbé. Es muß etwas ganz Besonderes sein, weil er selbst kommt. Ich werde ihn zuerst im Korridor sprechen. Zeigen Sie sich, bitte, noch nicht. Wir dürfen den alten Herrn nicht zu Tode erschrecken."

Nun wurde die kleine Loge für mich so höllisch warm wie ein Hexenkessel.

Als das junge Mädchen die Loge verließ, stand ich auf und sah, ohne mich der Brüstung zu nähern, auf das dunkle Parkett und auf die grellhelle Bühne hinunter, aber ich sah, ohne sehen zu wollen. Da unten standen Knaben von acht und zehn Jahren an der Rampe mit künstlichen schwarzen Wollschnurrbärten. Mit Kohlenstrichen war ihnen das Milchgesicht künstlich faltig gezeichnet worden. Mädchen von zehn und zwölf Jahren mit künstlich gepolsterten Brustkörben und hochfrisierten damenhaften Frisuren sangen quäkend.

Diese Kinderschauspieler standen an der Theaterrampe wie eine Schar widerlicher Zwerge mit unwahren alten Gesichtern, und ihre miauenden Katzenstimmen klangen, als ob sie fernher aus den Trichtern kleiner blecherner Phonographen kämen und nicht aus Kehlköpfen von Menschen.

Ein kleiner Knabe von neun Jahren, der als behäbiger Bürger mit künstlichem, rundem Philisterbauch ausstaffiert war, und der mit dicken Backen eine unmöglich tiefe Baßstimme zu markieren versuchte, der kaum noch ohne zu stolpern über Teppiche und Parkettboden gehen konnte, ekelte mich vor allem an. Der Held des Stückes war wohl sechzehn Jahre und sang besonders lasterhaft und herausfordernd den Damen in den Proszeniumslogen zu. Wie eine steife Marionette spielte er den Liebhaber, eckig, verlogen und unwahrscheinlich, und sah aus, als ob er immer noch jede Stellung in dem Spiegel vor sich sehe, vor dem er sich

die Liebesszene eingeübt hatte. Er grinste, als wäre Liebe etwas schülerhaft Witziges, etwas gassenbubenhaft Unanständiges und etwas kirchlich Sentimentales.

Das Mädchen, das die Heldin sang, war überreif entwickelt, zeigte mit Vorliebe ihre dicken Mädchenwaden und schien überhaupt kein Kind mehr zu sein, sondern eine dicke wohlbeleibte Dame, die sich als Backfisch aufgeputzt hätte; sie sang mit fast männlich sonorer Stimme und trug ihren hohen Brustkasten bis unter das fette Doppelkinn hochgeschnürt.

Eine einzige Mißgeburtengrimasse war das Gesicht dieses ganzen Bühnenbildes da unten. Wie ein Wachsfigurenkabinett, das lebendig geworden ist, und dessen Wachsfiguren gehen, Arme und Beine bewegen und krähen, piepsen und grunzen können, so unnatürlich sah die geisterhaft beleuchtete Kindergruppe dort unten im Lampenlicht aus, Kinder, die hohläugig, verzerrt und verkrüppelt von der Verkleidung und der Anstrengung erschienen.

Mich ekelte vor diesen Kinderlippen, die aussahen wie künstlich gefärbte indianische Rosen, künstlich gefärbte Vögel und künstlich verrenkte Mißgeburten.

Als ich im stillen genug gestaunt hatte über das merkwürdige Treiben der zwerghaften Schauspieler unten in der Bühnenhelle, roch ich das Verbenenparfüm der Mexikanerin in der Loge von neuem stärker und nahm an, daß die junge Dame wieder eingetreten sei.

Ich setzte mich auf den Sessel im Hintergrund der Loge. Da kam ihre Stimme vom Vorhang der Türe her zu mir. Sie seufzte und sagte: „Der Himmel allein weiß, wie das enden will!“ Dann hörte ich sie, ohne sie zu sehen, hörte ihr Kleid, das nahe bei mir rauschte. Ihr Parfüm wurde noch stärker; es war, als käme sie als dichte Duftwolke näher zu mir. Dem Rauschen der Kleider nach nahm ich an, daß sie sich auf einen Stuhl in meiner Nähe gesetzt hätte.

„Der Abbé hat heute ebenfalls gleich mehrere Drohbriefe bekommen, worin stand, daß man mir bereits geschrieben habe, — mit jeder Post einen. Er fürchtete, daß ich mich zu sehr ängstigte, und war in unserer

Wohnung in der Stadt gewesen, wo er von der Dienerschaft hörte, daß ich wieder vom Land hereingekommen sei und mich im Theater befinde. Er wollte mich beruhigen und bewegen, morgen wieder zu meiner Mutter aufs Land zu reisen. Meine Mutter hatte ihm telegraphiert, daß ich nicht nach Amera-Meca gekommen sei, wie ich versprochen hatte. Deshalb suchte er mich jetzt überall, der gute alte Onkel."

Ich hörte zu und hörte auch dazwischen wieder nichts, sondern ließ mich von dem Verbenenduft in warme Phantasien fortlocken. Die Musik unten spielte jetzt mit schwärmerischen Geigen; die Flöten und Geigen lullten mich mehr ein als das Dunkel der Loge und als der Wohlgeruch des Verbenenparfüms. Ich wünschte, es möge auf der Welt nichts mehr geben als Dunkelheit, Blumengeruch, Frauenduft und Geigenmusik.

Die Kinderstimmen hatten einen Augenblick geschwiegen. Jetzt aber quälte der kleine häßliche Kerl wieder, der den philiströsen Bürger spielte, aber seine Stimme war so klein, daß man sie, wenn man den zwerghaften Sänger nicht sah, für die Stimme eines Wickelkindes hätte halten können. Wie aus weiter Nacht her hörte ich diese Wickelkinderstimme greisenhaft, vorwurfsvoll winselnd und gequält, sah plötzlich den dunkeln Strohgiebel eines bretonischen Bauernhauses, hinter dessen kurzem Kamin der Vollmond rund wie ein glänzendes Kindergesicht aufging, und hörte die Österreicherin neben mir tief aufseufzen.

Eine Tote war zu uns in die Loge gekommen. Der Verbenengeruch war mir jetzt wie der Geruch verwelkter Grabkränze; die Musik rauschte langgezogen wie ein ferner Atlant, die Dunkelheit war ungeheuerlich, endlos, als wären alle Menschen und ich selbst gestorben, und gestorben die Heimat. Es gab kein Europa mehr; es gab kein Zurückkönnen mehr zu alten traulichen Tagen; es gab nur noch ein Untersinken in Ungeheuerlichkeiten, in Dunkelheiten, in Schrecknissen, Mord, Verwesung, — Untergang ohne Auferstehung.

Dann hörte die Musik des Atlants auf. Hundert Hände klatschten, als ob ein kalter Regen unten ins

Parkett prassele. Ich erhob mich, und als mein Blick die Logenbrüstung streifte, sah ich die Zwergschauspieler unten in langer Reihe vor dem herabgelassenen Vorhang stehen, sich gegen das prasselnde Parkett verbeugen, und sah Hunderte von gelben Orangen und Hunderte von kleinen Blumensträußen, die über die Köpfe der Kindersänger hinflogen, und die den Vorhang tief in die Bühne hinein bauschten. Zwischen der Mexikanerin und mir wurde dann verabredet, daß ich die Briefe zu Hause bei Tag noch einmal ansehen und ihr noch morgen Antwort sagen sollte, ob ich die Briefe für ernste oder kindische Drohungen hielte.

Ich verabschiedete mich eilig, ehe der Zuschauerraum sich noch erleuchtete, und verließ die Loge, da ich der jungen Dame angemerkt hatte, wie peinlich ihr jedes Aufsehen war, und da sie mich im Telegramm besonders darum gebeten hatte, sie während eines Aktes in der dunkeln Loge aufzusuchen.

Als ich nach einigen Augenblicken unten an den zur Pause bereits geöffneten Parkettüren vorbeiging und den Theaterraum hell erleuchtet fand, sah ich die Mexikanerin an ihrer Logenrampe sitzen. Sie spielte mit ihren Armbändern und nickte nach mehreren Logen hin, wo sie offenbar Bekannte bemerkte, und ihr Grüßen war harmlos und unangestrengt.

Die Straßenluft, die Schreie der Zeitungsausrufer, das Klingeln der Trambahnen, Rufe der Eisverkäufer und Fruchthändler an den Toren des Theaters empfingen mich wie einen, der lange bei einem Sarge gesessen oder in einer schwülen Laube bei einem weltversunkenen Liebesgespräch geweilt hat. Ich fühlte mich erstaunt, daß die Welt aus lauten, ehrlichen, unerbittlichen Geräuschen bestand und nicht mehr aus Kinderstimmen, aus Totenerscheinungen und aus Wolken von unerreichbaren Düften, und nicht aus Angst und Dunkelheit allein.

Der Tod, der Mord, jeder brutale Verlust ist nicht so alpdrückend als die Angst vor dem Tod und vor dem Mord; die Wirklichkeit ist nie so quälerisch als die Gedankenwelt. So sagte ich zu mir und atmete

tief. Und es war, als ob ich alle kristallenen Sterne am Nachthimmel über dem Theatertor mit einem Atemzug ein- und wieder ausatmen könnte, so stark und erlöst kam ich mir vor, seit ich nun endlich die Mexikanerin gesprochen und gehört und gesehen hatte, daß sie Fleisch und Blut war und nicht mehr eine unbegrenzte, unklare und nebelhafte Reiseerinnerung.

Morgen sollte ich sie wiedersehen! Ich hoffte für mich von diesem Besuch morgen gar nichts mehr. Aber ich empfand es als eine gesunde, glückliche Tatsache, daß ich für das schöne energische Mädchen morgen eine Notwendigkeit war, eine Erwartung. Ich zündete mir mit großem Wohlbehagen eine Zigarre an, ging dann zum Café Français und bestellte mir ein gediegenes Souper, wählte Austern und den besten Wein, besprach mit dem französischen Kellner eingehend die Temperatur des Weines und benahm mich, als hätte ich eine Dame an meiner Seite, für die ich in verständigster Genießerweise sorgen und mit dem größten Vergnügen mich anfopfern wollte.

Ich aß zuerst mit heißhungrigem Appetit wie ein Genesender, trank gekühlten Rheinwein, süßen Chablis und gewärmten Burgunder, und zuletzt einige Gläser Champagner. Dann ärgerte ich mich, daß ich nicht nur Champagner bestellt hatte, und sagte mir beim Mokka, daß ich mir morgen eine Absage bei der Mexikanerin holen und dann schleunigst wieder nach Europa reisen wolle.

Europa war wieder auferstanden, als ich vom ersten Glas Rheinwein einen kräftigen Schluck getrunken hatte. Ich stellte es mir herrlich vor: die schöne Mexikanerin wie ein schönes Beutestück aus der Raubwelt von Amerika auf den heimatlichen Kontinent hinüber zu bringen.

Ich fühlte einen Durst, als hätte ich den Durst aller Ozeane in mir. Ich trank und trank den eisigen Champagner in schnellen Zügen. Ich sah den Kellner, ob meines Durstes merklich verwundert, mit der Wimper zucken. Ich stand dann nüchtern von diesem einsamen Souper auf, setzte meinen Zylinder etwas in den Nacken, sprang in das bestellte Auto, als führe ich

zur Mexikanerin, und ließ mich eine Strecke durch die Nachtluft fahren, den Paseo entlang, vorbei an den grünlichen Bronzestatuen der nackten Indianerkönige, vorbei an der finsteren Statue des Christoph Kolumbus auf dem Rundplatz der Glorieta di Colon und hinunter bis zur Statue des Guatemozin. Der stand in dunkeln Umrissen, mit dem Federbusch geschmückt, der ihm wie ein Hahnenkamm über dem Scheitel senkrecht auf das Haupt gepflanzt saß, als sei er stolz mit dieser Adlerkrönung geboren. Ein Relief unten am Sockel der Statue zeigt diesen letzten Aztekenkönig, wie er auf einen Folterstuhl geschnallt ist und seine Füße über ein Becken mit Kohlenglut halten muß.

Cortez und die Spanier stehen dort um ihn. Man will ihn zwingen, den Ort anzugeben, wohin er den Königsschatz aus Gold versenken ließ.

Aber der Stolze lächelt nur und sagt: „Meine Füße liegen auf Blumen gebettet."

Und er verriet nichts und ließ seine Füße verkohlen. —

Die Statue dieses eisernen Azteken schwingt mit großer Geste das Kriegsbeil. Er steht aufgerichtet auf dem großen Sockel, und als ich im Auto um den im Sternengewimmel hingestellten totstillen König fuhr, da schien es, als wären die Sterne tausend Funken des Indianerhasses, die aus dem hochgeschwungenen Beil in der Rechten des Königs über die Ebene von Mexiko und über die Europäer in der Hauptstadt hinführen.

Es regnet Haß bei Tag und Nacht in diesem Land, sagte ich mir. Wer mag den alten freundlichen Abbé hier bedrohen? Der Haß der alten gefolterten Könige pflanzt sich auch unter den Europäern hier fort; selbst die Eingewanderten müssen sich untereinander bedrohen und vernichten.

Die Drohbriefe in meiner Brusttasche, die mir die Mexikanerin mitgegeben hatte, knisterten und erinnerten mich an zu erwartende Unheimlichkeiten. Und bei der schnellen Autofahrt flogen die Riesenbäume des Paseo zu beiden Seiten wie tausend aufgerichtete

beilschwingende Aztekenkönige in der Nacht an mir vorüber.

Am Platz des Kolumbus bemerkte ich in später Nacht noch zwei Fenster bei einem Balkon beleuchtet. Es war das Haus, in welchem die Leiche des jungen Mädchens lag, das sich heute auf dem Balkon erschossen hatte. Ich sah einen Augenblick die Reihe der Kerzen, die aus den Fenstern glitzerten, und die wahrscheinlich an der Leiche Nachtwache hielten.

Als ich dann in mein Zimmer heim kam und das elektrische Licht aufschraubte, grinste mir von der Glastüre meines Zimmers ein Reflex von einer Scheibe zu, — der verfolgte mich noch, als ich in der Sofaecke saß und die Drohbriefe untersuchte.

Der Reflex in der Fensterscheibe sah aus wie der Schein jener Blendlaterne des Telegraphenboten, der mir das Telegramm heute abend gebracht hatte, — als wäre die Blendlaterne jetzt draußen für immer stehen geblieben und ginge nie mehr von meiner Tür fort und wolle mir noch Nachrichten von vielen Drohungen bringen.

Ich wußte schon nicht mehr, daß ich bei dem Rheinwein in Europa gewesen war. Ich hörte die Moskitos singen, teuflisch einförmig, einförmig hartnäckig ihrem Blutdurst folgend. Dann lag ich noch lange unter dem Moskitonetz wach und las in meinem Buch, das ich mir zur Nachtlektüre regelmäßig mit unter den weißen Mullvorhang zu nehmen gewohnt war. Ich las und schlug mit dem Buch nach den singenden Blutsaugern und bemerkte erst am nächsten Morgen nach stundenlangem Kampf und Ummichschlagen, daß ich die Drohbriefe auf die Bettdecke gelegt hatte, und daß ich eigentümlicherweise gerade diesen Briefen ein paar ruhige Morgenstunden zu verdanken hatte; denn ich hatte einige Stunden geschlafen, ohne es zu wissen. Die Briefe mußten mit einer vergifteten Tinte geschrieben sein; vielleicht war vergifteter Fliegenzucker in der Tinte gewesen, jedenfalls lagen einige Dutzend der Moskitos festgesogen an den Buchstaben des Briefes und krümmten sich dort, ohne daß sie ein Schlag von mir getroffen hätte.

46*

Ich staunte die giftigen Briefe mit verwunderten Augen an und stand auf und wusch meine Hände; denn vielleicht wären die Briefe so vergiftet, daß sie jeden töten konnten, der sie anfaßte, sagte ich mir. Vielleicht — und ich schauderte: ich mochte es nicht ausdenken — vielleicht war der Abbé schon gestorben, am Gift der Briefe. — Ich konnte kaum die Stunde der Zusammenkunft mit der Mexikanerin abwarten.

Unten saß ich dann im Hoteleingang auf einem der hohen Stiefelwichserstühle und reichte einem der gewandten Indianerboys, deren Kleider aussahen wie aneinandergenähte Löcher, die man mit groben Fäden aneinandergereiht hätte, meine Füße, und seine Bürsten fegten leicht und schlangenhaft geschmeidig über das Leder meiner Schuhe. Ich las eine der Morgenzeitungen, las, daß sich gestern abend zur Korsostunde ein junger Mann und eine junge Dame — sie auf dem Balkon, er auf der Straße — Auge in Auge erschossen hatten. Die Eltern hatten den zu jungen Freier am Tage vorher abgewiesen. Die jungen Leute hatten sich heimlich verständigt, daß sie zusammen sterben wollten, wenn der „Danza“, das Schlußstück der Korsomusik, zehn Minuten nach sechs Uhr gespielt würde.

Ich blätterte in dieser Zeitung wie in einer Schauerballade; neben dem toten Liebespaar tauchten die Drohbriefe auf, die vergifteten. Ich dachte an die quäkende Kinderoper, an Angela, die den Paolo, die Mißgeburt mit den drei Armen, liebte, an Erdbeben und gefärbte Rosen, an gefärbte Vögel und an die Götzenbilder dieses Landes; und es war mir, als wäre ich nicht in ein Land unter irdischer Sonne, in ein Land aus Erde und Pflanzen gekommen, sondern in eine künstliche Schreckenskammer, geschmacklos von gemaltem Blut strotzend und grauenhaft aufgeputzt. Niemals hatte ich in wenigen Wochen in Europa einer solchen Reihe von abenteuerlichen Begebenheiten beigewohnt. Es schien mir zuletzt, es sei nichts mehr ernsthaft zu nehmen. Wie ein Hintertreppenroman schlimmster Sorte mußten sich die Ereignisse für einen stillen, stubenhockenden Europäer ausnehmen, beim

Neuyorker Hochbahnbrand angefangen und bei den Raubmenschen fortgesetzt und noch gesteigert durch die Bekanntschaft mit der Mexikanerin auf einer nahe vor dem Explodieren stehenden Lokomotive und endlich fortgeführt bis heute, wo ich noch immer die rätselhaften Drohbriefe, die mir sehr ernst schienen, in meiner Brusttasche trug, vorsichtig eingehüllt in Pergamentpapier, um mich vor der Gifttinte zu schützen.

Neben mir raschelten die Zeitungen auf zehn anderen Stiefelwichserstühlen; zehn andere Herren, meist Geschäftsleute, lasen eifrig. Die armseligen Indianerburschen, die sich zum Stiefelputzen über die hingehaltenen Füße bückten, waren Abkömmlinge des untergegangenen, großen goldreichen Aztekenvolkes, vielleicht letzte Sprossen alter Adelsgeschlechter. Aus ihren zusammengenähten Lumpenhosen sahen nackte Teile ihrer braunen, geschmeidigen mageren Glieder durch die Löcher. Ihre Väter mußten ehemals musizieren, komponieren, tanzen gelernt haben, um Bürger zu werden, und sie wischen heute den Eroberern, den Mördern ihrer Väter, den Europäern, den Staub von den Stiefeln, lachen dabei vergnügt und drehen sich, wenn sie mit dem Schuhputzen fertig sind, eine Zigarette.

In ganz Amerika gibt sich kein Diener zum Stiefelputzen her. In Nordamerika sind es die Nigger, die dies Geschäft besorgen, in Mexiko die indianischen Eingeborenen. Kein Weißer will der Schuhputzer des anderen Weißen sein. Furchtbar öde und niedrig gehässig fand ich es von meinen weißen Hautgenossen, daß sie sich im Erwerb von solchen Gradunterschieden leiten ließen. Es war, als trennten viele Atlante und nicht nur einer in diesen kleinlichen Anschauungen Amerika von Europa, da bei uns doch niemand in keiner Arbeit eine Schande sieht und die Dienstboten das Stiefelputzen ebensogut besorgen wie das Kochen und Waschen und andere Arbeit. Nicht bloß äußerlichen abenteuerlichen Begebenheiten war ich hier stündlich und täglich ausgesetzt; auch vielen tiefgehenden, innerlichen fremdabenteuerlichen Anschauungen, die mich von Stunde zu Stunde nach Europa zurück-

trieben, und die mich stolz machten, daß ich mich Europäer nennen konnte und nicht Amerikaner war. Die Haupterlebnisse aber, die mich endgültig nach Europa zurücktrieben, sollten jetzt erst einander folgen. Was ich bisher gesehen, war nur das Hors-d'œuvres der Höllenmahlzeit gewesen.

Ich habe hier noch nicht erwähnt, daß mich meine geschäftlichen Angelegenheiten, die Geographische Gesellschaft betreffend, des öfteren nach Chapultepec zum Präsidenten der Republik in Privataudienz geführt hatten, und daß mein Name gewöhnlich auf den Listen der Eingeladenen bei offiziellen Gardenpartys und Empfängen im Schloß Chapultepec aufgezeichnet stand. Wenn auch der Präsident wußte, daß ich privat und zurückgezogen meinen Forschungen in der Hauptstadt und in Mexiko obliegen wollte, so verfehlte er doch nie, mir bei Staatsfestlichkeiten seine Einladung zugehen zu lassen.

Die Mexikanerin, die ebenfalls als eine entfernte Verwandte des Präsidenten in Chapultepec verkehrte, hatte dort meinen Namen auf der Einladungsliste zu den Stiergefechten gelesen. An den nächsten drei Sonntagen gab nämlich der Präsident, zu Ehren der Unabhängigkeitsgedenktage, Festlichkeiten, die teils aus Truppenrevuen, teils aus großen Empfängen im Schloß Chapultepec, teils aus Stiergefechten bestanden. Drei Sonntage lang feierte man das Nationalfest. Die ersten beiden Sonntage galten den Stiergefechten, der letzte und Haupttag der Truppenrevue, sowie dem Empfang in Chapultepec, und der Abend dem großen Feuerwerk und nächtlichen Volksfest auf dem Platz vor der Kathedrale.

„Wie ich neulich aus der Einladungsliste in Chapultepec las," erzählte mir die Mexikanerin, als wir eine Stunde später zusammen den Paseo hinunter ritten, „sind Sie nächsten Sonntag zu den Stiergefechten in die Präsidentenloge geladen. Werden Sie dort sein?"

Einen Augenblick stieg eine warme Blutwelle von meinem Herzen in meine Wangen. Das junge Mädchen hatte, als wir uns bei der Statue Heinrichs IV. am Paseo-Eingang wie zufällig trafen und ich mein

Pferd an ihre Seite lenkte, nur mit der Reitpeitsche gegrüßt und war mir nach den ersten Begrüßungsfragen beinah lautlos in dem tiefstaubigen Reitweg an der Seite der Promenade immer um eine halbe Pferdelänge vorausgeritten. Wir hatten verabredet, nicht in der Stadt, sondern erst draußen auf der Ebene von den ernsten Briefen zu reden.

Nun wandte sie sich mit dieser Frage mitten auf dem schnurgeraden Paseo und im schweigenden Nebeneinandergaloppieren an mich. Ich hatte einen Augenblick Briefe, Abbés und Drohungen vergessen und glaubte, es erwache in ihr einiges Interesse für meine Person, und sie wünsche mich bald wiederzusehen. Wer wünscht, hofft nur zu gern, und wer Leidenschaften zu erleben wünscht, phantasiert zu gern und zu leicht.

„Ich habe eine Einladung, wie gewöhnlich, aber ich weiß heute noch nicht, ob ich zu den Stiergefechten gehen werde," sagte ich und beherrschte mich. „Ich habe noch kein Stiergefecht wieder gesehen, seit ich in Spanien war. Und als ich das letzte sah, verstand ich nichts davon, da ich nicht viel hinschaute," fügte ich töricht hinzu. Denn man wird immer töricht, wenn man Hoffnungen verbergen will.

„Ah," lachte die blasse Reiterin und zeigte ein wenig ihre glitzernden Zähne, als habe sie Lust, zu lachen und zu spotten. „Sind Sie auch einer jener europäischen Herren, die sagen, daß die Stiere Männer auf vier Beinen wären, und daß man sie deshalb nicht wie ein Vieh töten dürfe?"

Verblüffung über die Freiheit, die sich die Zunge des jungen Geschöpfes herausnahm gegen alles, was europäisch schien, machte mich still. Ich lächelte ein wenig, aber ich ließ sie nicht erraten, als sie sich vom Pferd nach mir umsah, ob ich zustimmte, oder ob ich sie verurteilte. Denn ich liebte ihre Keckheit und war zugleich verwundert über ihren gereizten Spott.

Wer spottet, macht sich nachhaltiger bemerkbar, als wer eintönig ernst redet, dachte ich bei mir und freute mich, daß wir auf diesem Ritt heute vielleicht unterhaltsamer würden als gestern abend in der Loge.

„Ich hatte damals eine Dame zu beobachten, die

mir ausnehmend gefiel. Deshalb vergaß ich im Madrider Stiergefecht, auf den Stier zu achten," gestand ich noch törichter.

„Aha!" lachte die vom Ritt nicht im geringsten sich verändernde blasse Südländerin, deren Hautfarbe trotz der dünnen Puderschicht noch gelber leuchtete als die gelben Maiskolben in den Feldern hinter den Straßenbäumen. „Aha, Sie haben die Kühe bewundert und die Stiere übersehen." Diese Rede gefiel mir wieder gar nicht, und ich hätte gern von etwas anderem gesprochen, nur damit das junge Mädchen durch ihre etwas burschikose Redeweise nicht für mein Gefühl minderwertig werde. Wir ritten jetzt querfeldein, und es war nicht möglich, an ein Gespräch zu denken.

„Haben Sie die Briefe?" hörte ich sie durch den Lärm der Pferdehufe mir zurufen. Ich zog die Briefe mit einer Hand aus der Brusttasche und wollte sie ihr geben.

Sie griff danach. Aber ihr Pferd stolperte im selben Augenblick, und sie ließ die Briefe los, um nicht über den Kopf des Pferdes zu stürzen, so daß die Papiere aus meiner Hand in das Feld flogen. Ich wollte mein Pferd anhalten, um die Briefe aufzulesen. Da fiel mir ein, daß es besser sei, sie flögen in alle Winde, als daß man das Giftpapier noch weiter mit sich trüge. Ich hielt dann die Mexikanerin davon ab, die Briefe zu verlangen, indem ich ihr erzählte, daß ich annähme, die Tinte der Briefe müsse vergiftet gewesen sein, da die Moskitos, die sich an den Buchstaben festgesogen hatten, wie vergiftet hängen geblieben und verendet wären.

Plötzlich wurde das junge Mädchen ohne jede Affektation gefühlvoll, sah mich groß und erschrocken an, ließ das Pferd ruhig gehen und hielt sich dicht an meine Seite. Ich sah, daß aus ihren Augen Tränen rollten, die wie Silberfiligran über ihren Wangen glitzerten. Sie zog aus der kleinen Brusttasche ihres Reitkostüms ein kleines Taschentuch und weinte. Sie weinte, und ihre Tränen fielen aus dem kleinen zusammengepreßten Tuch, liefen an dem Lederhandschuh an

ihrer Hand herab und fielen senkrecht in die Mähne ihres Goldfuchses. Es war sonderbar anzusehen: eine weinende Reiterin! Ich wußte keine Situation, bei der mich das Weinen dieser mutigen Frau mehr hätte erschüttern können, als diese jetzt auf dem Pferd. Eine Frau so weinen zu sehen, war tief ergreifend. Sie weinte unaufhörlich, laut und lauter. Ich ritt im Schritt neben ihr, jeden Augenblick bereit, ihr Pferd, dessen Zügel sie losgelassen hatte, festzuhalten, wenn es scheuen sollte.

Wir sprachen nicht mehr. Wir ritten einige Minuten langsam im Schritt, als gingen unsere Pferde in einem Trauerzug hinter einem Leichenwagen her.

Ich fühlte, daß sie mir viel zu sagen gehabt hätte, wenn sie sich hätte Luft machen dürfen, aber sie ließ es bei diesen Tränen bewenden und sprach kein Wort. Ich konnte mit keinem Wort diese aufgeregten wilden Tränen beruhigen, das wußte ich, und ich ließ sie weinen. Ich schwieg, und es wunderte mich nur, welche Tränenmassen das Menschenauge aufspeichern kann. Wieviel salzige Bitterkeit, wieviel überquellende Trauer, wieviel unterdrücktes Schluchzen jedes Herz ansammelt, bis es, geladen wie eine Gewitterwolke, in Tropfen und Bächen aus der Höhe auf die Erde stürzt! Eben hatte sie noch so übermütig kaltblütig über „europäische Herren" gespottet, und nun war sie sich sicher nicht bewußt, ob ein Europäer oder ein Mexikaner an ihrer Seite ritte und ihr Pferd hielte und Zeuge ihres Zusammenbruches wäre, ihrer Tränen, die teils aus Bangigkeit für den alten Abbé, teils aus mir unergründlichen Geheimnissen heraus, die sie nicht erklären wollte, teils vielleicht auch aus Schrecken über Ahnungen entstanden, die sie wohl öfters in einsamen Stunden vom kommenden Unglück haben mußte.

Und wie ich so die Zügel ihres goldroten Fuchses führte und den glänzenden und sich rhythmisch wiegenden Hals des schönen edlen Tieres betrachten mußte, da erinnerte ich mich jenes Abends in Orizaba, wo ich einen Augenblick am Bahnhof hinter dem Abbé gestanden hatte, als dieses selbe schöne Tier den

blanken Nacken aus dem Waggon streckte, und wo die Mexikanerin die Nüstern des Pferdes geklopft und gestreichelt hatte.

Ich erinnerte mich nicht mehr genau der Worte, die damals der Abbé zu ihr gesagt hatte, nur, daß die Worte die Meinung ausdrückten, als ob die junge Dame sich bei ihrer Rückkunft in der Hauptstadt von jemand, der ihr wahrscheinlich nahegestanden hatte, unbedingt trennen müsse. Ich hatte dann später auch in der Gesellschaft und von dem Reitlehrer gehört, daß sie mit dem Polizeipräsidenten verlobt wäre und ihre Verlobung lösen wollte. Aber warum hatte der Abbé damals in Orizaba zugefügt: „Fürchten Sie nichts!" — War es so gefährlich für sie, wenn sie die Verlobung löste? Oder meinte er, als er sagte: „Ich werde ihn besuchen und ihm Ihre Absicht mitteilen. Fürchten Sie nichts!", es könne für ihn selbst gefährlich werden, wenn er ihr beim Lösen der Verlobung behilflich wäre? Und fügte er deshalb hinzu: „Fürchten Sie nichts!" —

„Fürchten Sie nichts!" begann ich jetzt, als das Mädchen ihr Taschentuch in die Brusttasche schob, und ich sagte das, als ob es mir der Abbé diktierte. „Fürchten Sie nichts!"

Ich meinte irgend etwas, aber ich weiß nicht, wie ich es in Worte fassen sollte; ich hätte gute und sichere Hilfe bringen können, hätte ich meinen Gefühlen Luft machen dürfen; hätte sie eine Liebeserklärung von mir angehört, oder wenigstens anhören wollen, dann wäre ich befreit gewesen von dem Hochdruck meiner Empfindungen für dieses Weib an meiner Seite. Aber es war nicht möglich, denn in dieser Stimmung wäre mir eine Liebeserklärung wie ein räuberischer Überfall erschienen, als wäre ich ein Wegelagerer, als wollte ich die erstbeste Schwäche einer Frau für meine Zwecke ausnützen. Ich mochte hier nicht rauben, wo Unglück und Kampf zu bestehen waren. Zuerst mußten die Schrecknisse beseitigt sein. Dann könnte ich vielleicht Boden fassen und der Frau meinen Blutlauf, der auf ihr Herz zuströmte, zeigen.

„Fürchten Sie nichts!" wiederholte ich nur immer

wieder und erschien mir dabei väterlich und würdevoll wie der alte Abbé. „Fürchten Sie nichts.“

Sie sah mich groß an. Sie fragte mich mit den Augen: Aber die Briefe waren doch vergiftet?

„Fürchten Sie nichts! Die Briefe stammen von einem ganz kindischen Menschen, der sicher nichts anderes will, als sich Ihnen auffällig machen. Vielleicht will er sich Ihnen nähern,“ log ich, ganz entzückt von den großen schwärmerischen Augen, die mich ansahen. „Dem Abbé geschieht nichts. Sie werden Ihren Onkel noch lange bei sich behalten.“

„Es ist nicht mein Onkel,“ flüsterte das Mädchen. Und plötzlich von einem jähen Entschluß gepackt, wendet sich ihr Körper energisch zu mir. Sie streckt mir ihre rechte Hand hin und sagt: „Ich muß es Ihnen sagen! Sie sind ein Europäer, Sie sind nur kurz hier, gehen wieder über den Atlant zurück und werden uns hier und alles bald wieder über Ihrer alten Heimat Europa vergessen haben. Der Abbé liebte meine Mutter, als sie jung waren, und ist mein Vater. Sie sind jetzt der einzige auf der Welt, der das außer uns drei Menschen in Mexiko weiß. Aber vergessen Sie es schnell wieder! Ich erzähle es Ihnen, damit Sie mir jetzt die volle Wahrheit sagen. Habe ich etwas für meinen Vater von diesen Drohbriefen zu fürchten? Sagen Sie offen: Wie finden Sie den Charakter des Briefschreibers; ist er ernst zu nehmen?“

Sie schaute mich mit weitgeöffneten Augen an. Dunkel wie ein offenes Grab neben einem anderen offenen Grab, so sahen die schlaflosen, geängstigten und von Angst ermüdeten Augen im Gesicht des blassen Mädchens aus.

Sollte ich in diese zwei dunkeln graboffenen Augen noch den Ernst und die Sorge meiner Beobachtung hineinlegen? Sollte ich sagen, was ich wußte: daß der Mann, der die Briefe geschrieben, ein mit allen Verbrechen beladener Schuft wäre, der zu allem fähig sei? Konnte ich, durfte ich, weil ich einiges von den Charakteren der verschiedenen Schriftzeichen verstehe, es wagen, diesem jungen Mädchen neue schlaflose Nächte, sorgenvolle Stunden aufzuladen? Sollte ich

sie wieder zum Weinen bringen, wenn ich meine ernsten Vermutungen ausspräche?

Ich konnte mich doch aber auch irren und die Ärmste noch schwerer quälen; vielleicht, daß gar keine Sorgen, keine Schrecknisse in den Drohbriefen waren! Vielleicht kamen diese Briefe von einem Witzbold, der sich wirklich auf tölpelhafte Art der jungen Dame nähern wollte, und der später, wenn der Scherz gelänge, uns alle, die wir ihn ernst nahmen, verlachen würde.

„Fürchten Sie nichts!" entfuhr es mir wieder. Im gleichen Augenblick stutzten wir beide. Unsere Pferde stellten die Ohren hoch. Wir waren, ohne darüber nachzudenken, wohin wir ritten, auf ein ganz unheimliches Terrain geraten. Wir hatten uns dem Seesumpf genähert, der draußen vor Mexiko in der Ebene wie eine bläulichgraue Bleimasse, von Staubufern flach umgeben, unter der Sonne liegt.

Graue Mückenschwärme überfielen unsere Pferde, und diese begannen erschrocken zu galoppieren; aber wir hatten die Richtung verloren. Wir wußten im ersten Erstaunen nicht, stürzten sich die Pferde mit uns in die Sümpfe oder von den Sümpfen fort. Denn kaum, daß die Hufe scharf in den krustigen gedörrten Steinboden einschlugen, so barsten die getrockneten Schichten, die sich als graue dünne Erddecken über tiefen Hohlräumen an den Sumpfrändern des Sees meilenweit ausbreiten. In diese geborstenen Erdkrusten und Erdhöhlen brachen unsere Pferde bis an den Bauch ein, und aus den Staubschichten, die von den Pferdehufen wie Rauch in die Luft gewirbelt wurden, stürzten Myriaden von Moskitos hervor, die ebenfalls wie graue fliegende Staubwolken die helle Luft über unseren Köpfen verdunkelten.

Ich wollte rufen, aber die Stechfliegen und der Staub füllten meinen Mund an, meine Augen und meine Nasenlöcher. In meine Ärmel, überallhin fühlte ich die grauenhaften Fliegenschwärme eindringen. Die Pferde bäumten sich, schnaubten und schlugen mit den Hinterfüßen in die Luft, sobald sie mit den Vorderhufen wieder festen Fuß gefaßt hatten. Ich lockerte

die Zügel und überließ es dem Instinkt meines Pferdes, sich vor dem vollständigen Versinken aus dem Staubgrab des Sumpfes zu retten. Kein Baum, kein Strauch, kein Gras, nichts Wachsendes war auf den dürren, brechenden Erdkrusten, die wie die Schollen einer grauen Eisfläche in langen Rissen zerbarsten, einsanken und sich senkten und hoben, als wäre dieser Ritt eine Jagd über die Aschenkrusten des Höllenbodens selber. Die Wolken von Insekten fielen wie Myriaden von Qualen über Tiere und Menschen her, Staub und Insekten verfinsterten das Licht um mich, so daß ich nur mit geschlossenen Augen, die Stirn dicht auf die Mähne des Pferdes gepreßt, vorwärtskommen konnte, bedeckt von Staub, der aus der Luft auf mich herabfiel, als wollte er mich begraben, indessen die Moskitos uns das Fleisch von den Knochen bissen. Ich glaubte, unser Leben ginge zu allen Teufeln. Und ich trauerte bereits um die arme Mexikanerin, die so jung neben mir sterben und in einem ausgedörrten Sumpf begraben liegen sollte. Ich hörte und sah durch die Insektenschwärme und durch den Erdregen nichts mehr von ihr und ihrem Pferd, — nur dumpfes Hufschlagen war irgendwo zu vernehmen.

Dann endlich fühlte ich, daß mein Pferd sich verzweifelt auf die Hinterfüße stellte; die Vorderhufe faßten eine Böschung, einen Eisenbahndamm, den Damm der Ingenieure, die hier mit der Austrocknung der gewaltigen Erdfläche begonnen hatten. In zwei Sätzen ist meine „Stella“ oben auf der Böschung. Das Pferd prustet mit den Nüstern, haut um sich, und es wird hell um mich; die Moskitoschwärme verziehen sich zum Sumpfterrain zurück. Ich schaue auf und sehe auf dem Bahndamm wie einen fortstürzenden Punkt in weiter Ferne die Mexikanerin! Ihr Pferd scheint scheu geworden zu sein und mit ihr durchzugehen! Ich bin erleichtert, als ich sie hochaufgerichtet fortjagen sehe. Sie lebt wenigstens; und als die ausgezeichnete Reiterin, die sie war, würde sie auch keinen Schaden mehr nehmen, wenn auch das Pferd scheute. Ich jagte ihr zwar nach, aber ihr Pferd

und die Staubwolke, die sie umgab, wurden immer kleiner, bis sie hinter ein paar Erdwellen verschwand.

Aber ich ließ nicht nach und jagte vom Bahndamm zu einer breiten Landstraße, die nur auf der einen Seite mit weidenartigen, knorrigen, grauen Bäumen besetzt war. Zu beiden Seiten der Straße lag braches Land flach wie eine Tafel. Hie und da schoß ich an ein paar einsamen, in graublaue Tücher eingehüllten alten Indianerweibern vorbei oder an weißgekleideten Männern, die alle barfuß und wie Katzen lautlos unter der Baumreihe hintereinander einherliefen.

An einer Mauer, die zerfallen von einem alten Gehöft übriggeblieben war, standen ein paar Maultiere zusammengekoppelt, und unter den Bäuchen der Tiere hatte sich der indianische Maultiertreiber zum Schlafen auf die Erde gelegt; dort schlief er, beschattet von seinen Lasttieren, die geduldig den Mauerkalk anstarrten. Überall war Friedlichkeit, beschauliches leises Dasein. Überall, wo keine Europäer sichtbar sind, überall, wo die indianische Natur mit ihren indianischen Bewohnern allein gelassen ist, scheint der Friede uralter Naturgötter zu walten. Nur der Europäer wird in diesem Land vom Haß der Erde verfolgt.

Ich hatte diesen Satz noch nicht ausgedacht, da überschlägt sich mein Pferd, und ich fliege wie ein Ball gegen einen Baumstamm. Ich und das Pferd sind für einen tausendstel Augenblick ein chaotisches Gemengsel. Die Hufe und die Steigbügel fliegen um meinen Kopf, und ich fürchte, daß das sich aufraffende Pferd mich erschlägt mit seinen um sich hauenden Füßen. Ich getraue mich nicht, meinen Körper zu rühren; mir ist, als müsse mein Rückgrat gebrochen sein, mein Brustkasten zerquetscht, meine Hüften eingeknickt. Aber ich bin heil, als ich mich betaste, und das Pferd ist aufgestanden, tummelt sich langsam auf der Straße und kommt zu mir zurück. Meine Nase, meine Stirn, mein Kinn bluten, und meine Zunge habe ich zerbissen. Das Blut ärgert mich mehr, als daß es mich erschreckt. Ein Siegelring,

ein altes Familienerbstück, ist mir beim Sturz vom Finger geglitten. Ich suche ihn eine Weile; ich wühle in welken Laubhaufen, die unter den Bäumen liegen, aber mein Ring findet sich nicht mehr.

Ich habe ihn unfreiwillig den Göttern des Landes geopfert, denke ich mir. Sie nehmen uns Europäern jetzt das Gold ab, das vielleicht einst im Mittelalter die Spanier von hier geraubt und in Europa zu Ringen verarbeitet haben. Vielleicht wollte das Gold wieder zu seiner Heimaterde in Mexiko zurück. Und als ich wieder mit etwas schmerzendem Brustkorb weiterritt, sagte ich mir: Oft ist der Wille eines leblosen Dinges stärker als ein Menschenwille, wenn es länger als der Mensch unter Menschen lebt. Mein Ringgold, wenn es aus Mexiko war, hat mich vielleicht mehr als mein eigener Wille nach Mexiko getrieben, und ich war nur wie der Maulesel, der Lastträger, der das Jahrhunderte alte Gold an seine Heimatstelle zurücktragen sollte. Vielleicht hat dieses Gold meines Ringes jahrhundertelang in Europa auf die Stunde der Rückkehr nach Mexiko gewartet. —

Nach Stunden komme ich zu den nach Pulque stinkenden Vorstadtgassen der Stadt Mexiko zurück. In einer Gasse hält mir ein indianischer Losverkäufer eine Reihe Lose unter die Augen. Ich greife vom Pferd herunter nach ein paar Losen, bezahle, und am Nachmittag hatte ich ungefähr dieselbe Summe zurückgewonnen, die mein verlorener Siegelring wert war.

Glück im Spiel ist Unglück, dachte ich, — Unglück für den, der sich verliebt glaubt. Ich hatte telephonisch in der Wohnung der Mexikanerin angefragt, ob die junge Dame gut heimgekommen sei. Sie sei schon nach Ameca-Meca auf ihre Hazienda zu ihrer Mutter abgereist, sagte mir der Portier des Hauses, und ich lag darnach auf meinem Schaukelstuhl und pflegte meinen zerschlagenen Körper und meinen zerschlagenen Geist und genoß es, daß ich mich totunglücklich fühlte, denn ich war noch in dem jugendlichen Mannesalter, wo man Unglück und Glück gleich belebend empfindet und genießt. Ich war kaum dreißig Jahre alt.

Seltsam, daß sie verschwunden war, ohne ein Lebenszeichen für mich zurückzulassen. Ohne meine Anfragen nach ihrem Befinden zu beantworten, blieb dieses sonderbar eigenwillige Geschöpf verschollen, als wäre ich ihr fremd und unbekannt geworden, als wäre ich tot. Oder wünschte sie vielleicht, seit sie mir den Abbé als ihren Vater verraten hatte, — wünschte sie vielleicht, daß ich für sie tot sein solle? Ein grauenhafter Argwohn stieg in mir auf.

Hatte sie vielleicht gar meinen Tod gewollt, als sie unseren Ritt in den mir unbekannten ausgetrockneten Sumpf hinlenkte? Hatte ihr Geständnis sie vielleicht gereut, und wollte sie, da ich der einzige war, der außer dem Abbé, außer der Mutter und außer dem jungen Mädchen um das Familiengeheimnis wußte, das ich in einem schwachen Augenblick von ihr erfahren hatte, — wollte sie das Geheimnis mit mir in den Staubhöhlen des ausgetrockneten Sumpfes begraben?

In diesem Lande, in diesem Reich aller Ausgeburten einer höllischen Phantasie war es auch möglich, daß ein junges Mädchen Mordgedanken bekam. Oder war mein Gehirn durch die letzten Erlebnisse und durch die aufregenden Geständnisse selbst schon so abenteuerlich und verwildert geworden, daß es Argwohngedanken schuf, die den Mißgeburten im mexikanischen Museum glichen?

Ich stellte mir nochmals das schmale, gelbe und etwas geistesabwesende Gesicht der Reiterin vor, damals, als sie aufhörte zu weinen und zu mir sagte: „Vergessen Sie, was ich Ihnen eben eingestanden habe!"

Wie schnell war sie dann von meiner Seite verschwunden gewesen, als wir in dem Sumpfboden auf die ausgedörrten Erdplatten, in die Staubhöhlen und in die Moskitoschwärme gerieten! Sie verschwand wie eine, die den Weg kannte. War es denn möglich, daß sie in einem Augenblick mir ergeben scheinen, im nächsten den Drachengedanken, mich umzubringen, haben konnte? —

Ich begann an der Sicherheit aller festen Begriffe

irre zu werden. Der Erdboden, auf dem ich in der Stadt Mexiko ging, erschien mir unruhiger als der Atlant, auf dem ich hergekommen war. Es war immer ein unsichtbares Erdbeben hier in allen Dingen, in allen Gehirnen, in allen Tagen. Nichts vollzog sich nach geordneter Folge, wie es in Europa der Fall war. Immer zersprangen die Figuren des täglichen Daseins und wurden zu Grimassen ohne Ende.

Wer das nicht miterlebt hätte, der müßte glauben, wenn er davon hörte, ich hätte mir das Leben hier vielleicht doch geradliniger, feststehender und nüchterner einrichten können. Aber man soll bedenken, daß ich diesen Verhältnissen hier als ein Neuling, als Forscher und Beobachter und Mann der Wissenschaft gegenübertrat, zugleich als empfindender, liebessehnsüchtiger junger Mensch, der noch zu wenig Leben hinter sich hatte, um das Leben vollständig zu beherrschen und die Verhältnisse nach eigenem Willen umzugestalten. Ich war nachgiebig, mitfühlend und aufs Leben hinhorchend, ohne mich mit dreißig Jahren zu getrauen, die Wirklichkeit zu korrigieren, wie man es in späteren Jahren versucht. —

In den nächsten Tagen, da ich nichts mehr von der Mexikanerin gehört hatte, seit ich „Fürchten Sie nichts!" als letztes Wort vor dem Sumpf gesagt, wurde mir klar, daß sie sich nach dem Geständnis, daß der Abbé ihr Vater sei, vor mir schämte und sich deshalb zurückzog. Ich sah als einzige Gelegenheit, sie wiederzusehen, nur den nächsten Sonntag an, an dem sie zum Stiergefecht kommen würde. Vielleicht fände ich sie in der Präsidentenloge, und dann wollte ich nicht mehr abwarten, sondern mich ihr vor der ganzen Welt auffallend nähern. Ob sie ihre Verlobung gelöst hätte, konnte mir im Deutschen Klub, wo man die Mexikanerin wenig kannte, niemand sagen. Man sprach in diesen Tagen in der ganzen Hauptstadt nur vom festlichen Stiergefecht am nächsten Sonntag und erzählte sich erregt und lebhaft, daß zum erstenmal eine Frau als Toreador auftreten würde. Die Dame sei Mexikanerin und werde, da sie ihren Namen nicht nennen wolle, mit einer schwar-

zen Larve gegen den Stier kämpfen. Es sei zum erstenmal, daß eine Frau zum Stiergefechte zugelassen werde. Auf der Calle San Franzisko sah ich dann in dem großen Schaufenster eines Damenmodegeschäftes die Kostümröcke der Stierfechterin. Es war ein scharlachnes, mit faustdicken Goldborten besticktes Kostüm, das sich in nichts von einem männlichen Kostüm unterschied außer dem einen, daß die Taille des Beinkleides enger, und die Hüften weiter und runder zugeschnitten waren. Ich ging täglich mehrmals durch die San Franziskostraße, und dann sah ich mir immer das verheißungsvolle Kostüm an. Das Schaufenster war immer von dichten Menschengruppen umgeben, und ganz Mexiko sah mit höchster Spannung dem ersten Auftreten einer Frau in der Arena entgegen.

„Kommen Sie nicht am Sonntag in die Loge des Präsidenten zum Stierkampf?" hatte sie, die ich jetzt täglich auf dem Korso und auf allen Reitwegen suchte, zu mir damals gleich bei der Zusammenkunft am Paseo, kurz nach der Begrüßung, gesagt. Und nun sollte ich Sehnsucht nach ihr bekommen — so bildete ich mir einfältig ein —, deshalb zeigte sie sich nicht: damit ich am Sonntag zu ihr in die Präsidentenloge käme. Daß sie verlobt war und der Polizeipräsident neben ihr sitzen müßte, das fiel mir gar nicht ein. Ich sah mich schon in meinen Gedanken neben ihr, und ich atmete auch das Verbenenparfüm schon wieder ein.

Mochte sie mich haben ermorden wollen oder nicht, — es war mir jetzt alles gleich, wenn nur endlich diese leeren Wartetage endeten, wenn ich die Mexikanerin nur endlich wieder lebendig und nicht immer als Phantasie anreden dürfte. Von der Stunde an, in der mir klar wurde, daß ich mich auf dem letzten Ritt Hals über Kopf und ernstlich in sie verliebt hatte, daß meine anfängliche Schwärmerei sich jetzt zu einer ernsten unternehmenden Leidenschaft ausgewachsen hatte, — von dieser Stunde an erschien ich mir plötzlich alterlos geworden. Bald fühlte ich mich für Augenblicke vom Ernst der Sehnsucht weise, patriar-

chalisch, menschenliebend und göttlich mitleidig gegen alle menschlichen Schwächen gestimmt; dann wieder wurde ich kindisch, geizig, launisch, unklug und wispel-haft unsicher. Aus diesem, weltfernem und bedächtigem Schweigen verfiel ich in unbewachtes Geschwätz, wurde von einer Lust, mich auszusprechen, beherrscht, die ich sonst an mir für unmännlich und lächerlich erklärt hätte. Aber nun schien mir von meinem Herzen und von meinem, dem Liebesziel zustrebenden Blut alles geheiligt zu sein. Geschwätz und Schweigen, Torheit und Seelenernst, — alles schien mir gleichberechtigt seit der Stunde der Erkenntnis, die mir sagte, daß ich eine ernste Leidenschaft in mir trug.

Jetzt glichen sich für mein Gefühl alle Erdteile; was wußte ich noch davon, daß ich mich sonst in diesem fremden und unsicheren Land immer als kultivierter und überlegener Europäer empfunden hatte. Alle Erdteile hingen doch unter den Meeren als die gleiche Erde zusammen, so philosophierte ich jetzt; wie konnten dann Meere und Ozeane Menschenrassen trennen? Wir waren alle auf derselben Erde ein einziger Typus Mensch, alle hatten Blut, alle wollten, daß dieses Blut einem andern Blut zuströme, alle Menschen erlebten dasselbe, in Europa, in Afrika, in Asien, in Australien, in Amerika, alle, die sich Menschen nannten, wurden geboren, wollten lieben, mußten zeugen, gebären und sterben. Europa war jetzt überall und nirgends für mich. Es gab keine Erdteile mehr, — es gab nur noch eine einzige Erde; seit ich, der Europäer, die Frau eines anderen Erdteiles gewinnen wollte, verflüchtigte meine Liebesglut selbst den Atlant. Und alle Ozeane waren mir nur Oberflächlichkeiten, sie, die den Europäer vorher für mich von der Fremde innerlich und äußerlich getrennt hatten. —

Ich wollte jetzt nicht mehr in dem spanischen Hotel wohnen bleiben. Ich suchte mir am elegantesten Platz der Hauptstadt, an der Glorieta di Colon, in einem der wenigen Häuser dort, die im Halbrund den Korsoplatz säumen, Wohnung in einer amerikanischen Pension.

Ich fand dort zwei sehr angenehme Zimmer: einen

47*

Salon im Erdgeschoß, dessen Glastür auf den Vorgarten sah, und ein Schlafzimmer im ersten Stock, dessen Balkonfenster ebenfalls über den Vorgarten weg auf den Korsoplatz sah. Hier konnte ich jeden Abend von beiden Zimmern den Korso aus nächster Nähe schauen, die Musik in meinen Zimmern hören; und die Wagenreihen, die sich um das Kolumbusdenkmal in der Nähe des Musikkiosks aufstellten, konnte ich genau beobachten; und wenn ich die Mexikanerin nicht selbst jeden Tag am Wagen persönlich begrüßen durfte, so konnte ich wenigstens hinübergrüßen und sie sehen und, so lange der Korso währte, der Ersehnten nahe sein. Ich dachte mir auch bereits heimliche Stunden aus; die Geliebte könnte ja leicht auf Augenblicke unten ihren Wagen verlassen, einen Augenblick durch den Vorgarten herein in meinen Salon treten, der nur zwei Stufen höher als der Vorgarten nach dem Korsoplatz hin lag; ich sah voraus, welche kostbaren Augenblicke dieser kleine Salon uns beiden bringen könnte. Ich ließ sogar schon ein Klavier hereinstellen, um Gelegenheit zu haben, ihr neue Kompositionen aus Europa vorzuspielen und von ihr mexikanische Lieder zu hören, denn sie hatte mir einmal gesagt, sie könne nur mexikanische Musik, Danzas und Nationallieder leiden und verstünde wenig von europäischer, sogenannter klassischer Musik. Vielleicht würde ich schon am Sonntag nach dem Stiergefecht eine Möglichkeit finden, sie vom Korso aus zu mir zu bitten, denn sie war umgänglich, wenn sie gut bei Laune war. Soviel hatte ich gleich bei ihr bemerkt, daß sie sich, wie als Reiterin, so auch als Dame, leicht über Hindernisse hinwegsetzte, aus dem Gefühl heraus, ein modernes junges Mädchen zu sein.

Am Sonnabend nachmittag ging ich auf die Calle San Francisco und holte aus einem Juwelierladen dort endlich den Opal ab, den ich in einen Ring hatte fassen lassen. Ich steckte den Ring an meine Hand und dachte: Nun will ich doch sehen, ob der Opal nicht einmal zur Abwechslung statt Tränen Glück bringt. Ich komme, während ich noch mit mir spreche, am Bureau einer mexikanischen Zeitung vor-

bei, und in der Vorhalle der Redaktion, wo hinter Glasscheiben die letzten Telegramme und Extrablätter angeklebt waren, sehe ich eine Menschenmenge Kopf an Kopf, — viele Menschen, die ein Extrablatt lesen.

Ich lese, daß der Abbé * heute morgen an einer Straßenecke umgefallen und plötzlich gestorben wäre. Ehe der Krankenwagen ihn zum Krankenhaus gebracht hätte, sei er unterwegs verschieden. Er sei eben zum Frühstück beim Polizeipräsidenten gewesen, wo er noch bei guter Laune geplaudert hätte; und kaum habe er den Polizeipräsidenten verlassen, so sei er an der nächsten Straßenecke umgefallen und gestorben, wahrscheinlich am Herzschlag. Ich lese das Extrablatt drei-, vier-, fünf-, sechsmal. Ich konnte es fast auswendig, als ich von dem gedruckten Blatt wieder auf die Straße sah, und konnte es trotzdem nicht verstehen.

Der Abbé war eines natürlichen Todes gestorben und nicht ermordet worden. Er war einfach am Herzschlag gestorben. Und die Drohbriefe? Was hatten die dann mit seinem Tod zu tun? Wie war das eigentümlich! Die Drohbriefe künden ihm seine Ermordung an, und er stirbt von selbst, just als man ihm droht, ihn zu ermorden. Ist er aus Angst vor den Mördern oder aus Aufregung oder aus Zufall gestorben? Und meine Ersehnte, meine geliebte angebetete schöne Mexikanerin, — sie wüßte es vielleicht noch gar nicht. Oder sie erführe es eben erst telegraphisch in Ameca-Meca. Sie käme natürlich nach dem plötzlichen Tod ihres Vaters morgen nicht zum Stierkampf, und nicht abends zum Korso, und nicht in meinen Salon, und nicht an mein Klavier.

Ich ging zum Reitstall und ließ mir mein Pferd satteln und wollte ausreiten, um draußen auf den Feldern von Mexiko, auf dem fliegenden Pferd, meine Gedanken in aller Einsamkeit auf diesen jähen, unerwarteten Umschlag aller meiner Erwartungen mit Nüchternheit und Mut zu konzentrieren.

Aber ich kam mit „Stella" heute nicht weit; kaum zwei Straßen entfernt vom Stall, als ich eben in die

Hauptstraße einreiten wollte, bemerkte ich, daß das Pferd große Unruhe zeigte. Ich dachte, das grelle Sonnenlicht blende das Pferd, das mehrere Tage im dämmerigen Stall zugebracht hatte, und blieb deshalb im Häuserschatten; eine Weile schien es auch, als beruhige sich „Stella", dann aber mußte ich Lastwagen und Mauleseln ausweichen und auf die Sonnenseite der Straße lenken, und gleich wurde mein Pferd wieder unruhig. Es kaute an der Trense, als wolle es den Stahl im Maul zermalmen; kaum konnte ich die Zügel knapp genug halten: es hätte sich fortgestürzt, wenn ich nicht mit aller Kraft die Zügel kürzer gefaßt hätte; und endlich half auch kein Beruhigen mehr: ich wendete das Pferd, und es spitzte die Ohren, als ahne es Unglück von allen Seiten, und wollte zur Stadt zurück. In solchen Fällen, wenn einem das Leben ganz unverständlich wird, ist es besser, schweigend dem Schicksal zu gehorchen. Ich fühlte, ich sollte heute nicht ausreiten, und lenkte mein Pferd zum Stall zurück. Im Hof der Reitschule begegnete mir der junge Reitlehrer, als ich eben einritt, er sah das unruhige Pferd und untersuchte es sofort; da bemerkte er, daß die Ohren des Tieres voller Zecken saßen, die sich an dem Tier, das einige Tage im Stall stillgestanden, tief in die Ohrengänge festgesetzt hatten und ihm das Blut aussogen. Der Reitlehrer schimpfte auf den Indianer, der das Pferd unter seiner Pflege hatte, und der es so vernachlässigen konnte; mir selbst aber war für heute der Appetit zu einem Austritt genommen.

Der Reitlehrer erklärte mir dann noch, daß die Zecken im Ohr des Pferdes lebendig würden, sobald das Tier in die Sonne käme, und daß deshalb das Pferd unruhig geworden sei, als ich in den Straßen auf der Sonnenseite ritt.

Ich stand da und hörte das Wort „Zecken" wie ein gutes deutsches Wort und sah dabei alte hölzerne Bauernscheunen, Heufuder und Erntezeit.

Wie weit bin ich doch fort von dem Heimatkontinent! dachte ich: sogar ein Wort, das ein häßliches Insekt bezeichnet, kann mir im Ohr wohltun.

Ich wunderte mich dann, daß der Reitlehrer gar nichts von dem plötzlichen Tode des Abbés sprach. Aber er konnte ja nicht wissen, daß der Abbé der Vater der mexikanischen Reiterin war, und er hatte sicher auch noch nichts von dem Extrablatt erfahren. Aber es wunderte mich doch, daß nicht jedermann vom Abbé und von der Mexikanerin redete; alle Dinge sind doch ein einziger Schöpfungsleib, dachte ich weiter, und alle sollten doch immer alles wissen, auch ohne Extrablätter. Wenn uns ein Mensch gegenübersteht, der eine wichtige schwere Nachricht bei sich trägt, die er uns mitteilen will, müßten wir ihm durch Gedankenübertragung die Nachricht wörtlich aus den Augen und aus der Stimmung lesen können; wenn die Menschen absichtsloser und unbewußter leben würden, könnten alle allwissend sein wie das All. So philosophierte ich vor mich hin. Und ich war, ohne es zu wissen, zu Fuß in der entgegengesetzten Richtung gegangen, und nicht nach meiner neuen Wohnung an der Glorieta, ich ging ganz in Gedanken nach dem alten spanischen Hotel, wo ich bisher gewohnt hatte. Erst unter dem Torbogen, als ich in den Hotelhof eintrat und immer noch keinen festen Gedanken über den Abbé, über die Drohbriefe und über das Mädchen, nach dem ich mich sehnte, fassen konnte, — erst im Hotel auf der Treppe, als ich oben auf der Veranda wieder die Hotelbesitzerin mit ihrer Serviette auf dem Rücken und dem offenen frischgewaschenen Haar auf und ab gehen sah, da fiel mir ein, daß ich ja gar nicht mehr in diesem Hotel wohnte, und ich schämte mich eine Sekunde vor der Hotelfrau und vor meiner Zerstreutheit. Ich kehrte um und freute mich, daß mich die Stiefelwichserburschen unter dem Torweg grüßten, und daß es noch Menschen in der Stadt gab, die harmlos und ohne zu schaudern hier in den Tag hineinleben konnten. So hätte ich auch sein mögen, wie die Hotelfrau oben, die in der ewigen Pflege ihres Haares alle Lebenslust konzentrierte, und wie die kleinen Indianerburschen, die Stiefelwichserjungen, die jetzt, wo das morgendliche Hauptgeschäft vorbei war, neben ihren Stühlen auf der Erde kauerten und sich dünne Zigaretten drehten

und sie rauchten oder an dem grünen Pflanzenstengel von einem Stück Zuckerrohr sogen, das sie sich für einen Pfennig bei der nächsten Fruchtverkäuferin erstanden hatten; sie alle lebten sorglos.

Ich bekam beim Anblick der grünen Zuckerrohrstengel eine Sehnsucht, mit meinen unfertigen Gedanken, mit dem Schrecken der Todesnachricht des Abbés und mit dem Bewußtsein, daß ich nun die Mexikanerin am Sonntag in der Präsidentenloge nicht sehen sollte, allein zu sein und mir alles zurecht zu legen, — allein mit mir und grüner Landschaft. Sehnsuchtgedanken und Landschaft lieben einander, sagte ich zu mir.

Ich ging im Reitanzug, wie ich war, zur Trambahn, die eben an der nächsten Straßenecke hielt.

Ich hatte keine Ahnung, wohin diese Trambahn führe, und verlangte vom Schaffner ein Billett bis ans Ende der Fahrstrecke. Irgendwo draußen in einer Vorstadt von Mexiko würde die Bahn endigen, dachte ich mir.

„Nach Ixtapalapa?" fragte der Kondukteur. Ich nickte und dachte dabei: Meinetwegen darf mich der Wagen bis auf den Ixtaccihuatl und auf den Popocatepetl fahren, — ich halte still; ich bin zu sehr zerschlagen von dem Leid, daß ich nun morgen zum Stiergefecht meine Mexikanerin nicht sehen darf.

Jetzt erst, wo ich still auf der Bank des europäischen Trambahnwagens saß, dem ein indianischer Trambahnwagen „nur für Eingeborene" angehängt war, konnte ich einigermaßen mein Leid übersehen.

Der Abbé, der rüstige, liebe alte Herr, war gestorben. Hingestürzt, tot, Herzschlag . . .! Wie einfach und unerhört unkompliziert war das Ende eines Lebens, während das Leben solch ein Wirrsal von Unkenntnis und solch eine Flucht vor der Unkenntnis sein konnte. Er hatte geliebt, eine Tochter gehabt, heimlich; und öffentlich durfte er nur der Berater, der Freund seines Kindes sein. Warum? — Weil die Menschen sich ausgedacht hatten, daß es für manche keine anderen Gefühle geben solle als Seelsorgergefühle. Körpergefühle sollten ihnen fremd bleiben!

War diese Erfindung nicht auch eine Mißgeburt? Es gab auch unter den Gedanken lebende Mißgeburten, die man nicht ohne Schauder ansehen konnte, wenn man einfach und natürlich fühlte. War man aber ein Schwärmer, so schwärmte man eben auch für diese Mißgeburtgedanken, so wie der Indianer für die Mißgeburtenkörper im Nationalmuseum schwärmte und Hand in Hand mit seiner ganzen Familie hinkam und dort die vermeintlichen Lebenswunder anstaunte. So bestaunt das europäische Volk, ebenso wie die Indianer, sagte ich mir, seine hirngespinstigen und naturwidrigen Gedankenmißgeburten, indem es aufsieht zu denen, die sich dem Priestergesetz der Lieblosigkeit und der Entsagung unterwerfen können, anstatt Menschenfortpflanzer zu werden, — einem unnatürlichen Gesetz, das sehr einer Mißgeburt gleicht.

Ein solcher Gedanke, der die Geschlechtsliebe ausschalten konnte, war viel ungeheuerlicher und grotesker als alle Kälber mit zwei Köpfen, als alle Paolos mit drei Armen.

Der Abbé mußte schlimm und ernstlich für diese Entsagung gelitten haben, die er sich auferlegt hatte. Sein Leben konnte niemals ganz reine Wahrheit gewesen sein, — immer ein Zwitterdasein zwischen dem Wunsch Vater zu sein, und der Unmöglichkeit öffentlich zu bekennen, es mußte diesen Mann stets aufregend und überreizend begleitet haben.

Spätere Jahrhunderte werden unsere Gehirnmißgeburten ebenso schaudernd betrachten, wie wir heute die Indianer verabscheuen, die Mißgeburten verehren.

Der Wagen fuhr um eine Straßenecke, an einem kleinen Platz vorbei, wo ein seltsam verkrüppelter und halbverkohlter Baumstrunk, der Stammrest einer uralten Weide, wurzelte. Rund um diesen Baumriesen war ein Eisengitter gezogen. Ich wußte nun, wo ich war: es war der Baum der „Noce triste", der Trauernacht. Hier unter dem vor fünfhundert Jahren wahrscheinlich sehr stattlichen Baum hatte Cortez gesessen, als er am Abend nach dem Kampf gegen die Azteken fast sein ganzes Heer eingebüßt hatte und aus der

Stadt flüchten mußte. Hier weinte er, der alle Schiffe in Vera-Cruz hinter sich verbrannt hatte, ehe er zur Eroberung der Hauptstadt des Goldlandes auszog. Er, der große Europamüde, der nicht mehr umkehren wollte, der Kaiser des Goldes werden wollte, er, der Unersättliche, dem es nicht genug war, daß man ihm Gold in Form massiver Mühlräder zurollte, Klumpengold, das aussah, als wäre es der Sonnen- und Mondscheibe nachgeformt. Er saß hier, weinte in der Nacht Träne um Träne, biß seine Lippen zusammen und wollte nicht von der Stadt seiner Goldwünsche weichen. Mit dem letzten Rest seiner armen, müdegehetzten und doch gierigen Europäer warf er sich am nächsten Morgen noch einmal auf die Stadt und siegte, bezwang, unterjochte alles, folterte den Aztekenkönig, der eingestehen sollte, wo in dem Sumpf draußen in den Staubhöhlen und in dem Wasserpfuhl er die Goldberge versenkt hatte. —

Und heute noch fragte jeder Europäer seit der Noce triste, fragte immer noch ganz Europa durch die Jahrhunderte nach dem Golde der Azteken. Und mit Revolvern und Dolchen und in Lederkleidern liefen heute noch die Europäer hier durchs Land, die Goldsucher, die Edelsteinsucher, und wühlten mehr als alle Erdbeben das Land auf, und hatten mehr als alle Erdbeben die Indianer in Massen getötet.

Da draußen unter den weidenartigen Bäumen der Landstraße saßen jetzt an den Stationen indianische Weiber. Eine hatte drei Tomaten vor sich auf ein kleines Tuch gebreitet. Drei rote, wie brennende Kohlen leuchtende Tomaten auf einem einfachen, blauen, gedruckten Leinwandtuch. Daneben hockte eine andere Indianerdime, die hatte je drei gelbe Mangofrüchte in drei Häufchen vor sich, also nur dreimal drei Stück, nur neun Mangofrüchte. Eine andere hatte eine einzige hellgelbe Melone vor sich liegen; eine vierte nur zwei kleine kurze Stummel von Zuckerrohr; eine fünfte klatschte einen einzigen flachen Maiskuchen zwischen den flachen Händen, den sie rasch auf einer heißen Steinplatte an einem winzigen Holzkohlenfeuer buk, das nur zwischen zwei Pflastersteinen glimmte und

nicht mehr als eine Handvoll Glut war. Die Frau zeigte, während ihr Kuchen fertig buk und so lange die Trambahn hielt, mit den Augen auf den Stein und lud zum Kaufen ein. Eine junge Dirne hatte eine weiße Rübe so geschält und gespalten, daß sie einer künstlichen Blume glich. Sie tauchte die Rübe in blaue Indigofarbe und bot die blaugefärbte Rübenblume den Trambahngästen als Kuriosität an. Aber keine von den Verkäuferinnen kam und reichte zudringlich ihre Waren; still saßen sie hinter ihren drei Tomaten, hinter ihrer einen Melone, hinter ihren neun Mangofrüchten, hinter ihrem kleinen Maiskuchen, hinter ihrer gefärbten Rübe, — alle miteinander saßen lautlos da, das Schicksal abwartend, als wären ihre Früchte ihre Kinder, denen sie nicht mehr helfen könnten, wenn das Leben nicht mithälfe. Ruhig, friedlich, gedankenvoll, saßen sie mit ernsten, schönen, einfachen Augen da, träumend und wunschlos und begierdelos, wie Waldrehe, die sich niedergekauert haben und die Natur walten lassen.

Ohne wilde Geste, ohne Hastigkeit, ohne Zeitangst, keinen Zeitverlust fürchtend, keine Zukunft erzwingend, saßen diese Verkäuferinnen hier, leiser als dieser Erdboden, der alle Augenblicke unter Erdbeben grollte und donnerte.

Solch einen Frieden, wie ihn die letzten Abkömmlinge der Azteken ausstrahlten aus ihrer dunkelbraunen Haut, hatte ich bei den Südländern von Europa noch nie getroffen.

Wie wenig hat doch jede dieser Indianerfrauen zu verkaufen, kaum daß es der Mühe wert ist, kaum für zwei Cents, und da konnten sie stundenlang und den Tag lang an der Landstraße hocken, regungslos wie Sträucher, die festgewachsen sind. Sie ließen die Trambahnen klingeln, die Europäer jagen und hasten und zanken, sie saßen lautlos und lächelten kaum und rauchten eine selbstgedrehte Zigarette, hatten einen unscheinbaren blauen Rock und eine blaue oder weiße Hemdjacke an und ein schwarzes oder dunkelblaues Leinentuch, als Schutz gegen die Tropensonne über den Kopf geschlagen und halb vors Gesicht gezogen

wie einen Schleier. Niemand störte sie; blickte ein Europäer die Frauen an, so sahen sie nur auf ihre Ware, jede wie ein Tier, das hinter einem Käfiggitter liegt und sich anstarren läßt und sich nicht wehrt.

Wehrlos ließen sich die Indianer anstarren und behielten ihre eingewurzelte Ruhe und Friedlichkeit, ihren Ernst und ihre ahnungslose Lebensstille. Indianer, die Rudel von Truthühnern in die Stadt trieben, und Esel, mit Lederschläuchen bepackt, die das Pulquegetränk enthielten, und Esel mit Reisigholz, alle abgezehrt, mager, Menschen und Lasttiere gleich bescheiden, gleich arbeitsam, gleich geplagt und gleich zufrieden, — eilten als huschende und lautlose Silhouetten auf der langen Landstraße unter den schattenlosen Weidenbäumen auf die Stadt zu. Leise, als wären sie unsichtbar, immer nur flüsternd, nur auf den Zehen huschend, lebten so die Massen der dreihunderttausend Indianer in der Hauptstadt Mexiko. Keine ihrer Hantierungen, keines ihrer Geschäfte, keiner ihrer Schritte, — nichts machte Lärm. Sie lebten wie die Aschenfiguren eines längst zu Staub und Asche lautlos gewordenen Volksstammes; sie waren mitten unter den hunderttausend Europäern da und doch wieder nicht da, so wenig aus sich machend wie der Erdboden, der unbewußt lebt und träumt, ohne zu sagen: Seht, ich bin! Seht, wer ich bin!

Die Trambahn fuhr und fuhr, der Himmel war blau, die Straße trocken-weiß, die Felder voll Agavenstauden oder Graseinöden oder voll Maiskolben. Nirgends ein trauliches Kornfeld, nirgends eine südliche Palme auf diesem Hochplateau von Mexiko, das nur Ebene neben Ebene hinlegt und am Erdrand die Kraterberge wie Riesentöpfe aufgestellt zeigt. Endlich kam ich weit draußen, stundenweit vor Mexiko, nach dem Indianerdorf Ixtapalapa, das am Fuße eines Hügels und umgeben von Hügelwellenland daliegt.

Ich sah wieder Gras und Gestrüpp, einige Häuser zwischen Gartenmauern, wahrscheinlich mexikanische Sommerhäuser, und ewig graue, würfelförmige, fensterlose Erdhütten der Indianer.

Ich ging an einer Wiese hinunter an einen Bach und wanderte drüben jenseits des Baches den Pfad hinauf zu einem Hügel, der von einer unheimlichen Ruhe umgeben war, als müsse droben hinter den Maisfeldern ein indianisches Heiligtum liegen.

Ich wanderte und stieg bergauf, ununterbrochen, und freute mich, als könnte ich hier von meinen traurigen Gedanken fortklettern.

Immer aber ist auch noch in der Nähe grüner Felder ein Geruch von Vulkanerde in ganz Mexiko. Es riecht nach verbranntem Leben; und wenn man großer Welttraurigkeit einen Geruch zusprechen könnte, so müßte sie so wie die Erde in Mexiko riechen, die jeden Wanderer dort mit trostlosem Brand- und unterirdischem welkem Aschengeruch belastet. Ich ging unerquickt zwischen den grünen Hügelflächen bergan, belastet von Kummer, als schleppte ich eine Leiche auf dem Rücken durch die sanglose, todstille Landschaft, in der ich der einzige Spaziergänger war und der einzige Mensch überhaupt. Denn die paar europäischen Gartenhäuser vor Ixtapalapa lagen wie furchtsame Klosterbauten hinter himmelhohen Mauerflächen, und kaum die Dächer waren zu sehen, als ob sich auch das europäische Haus vor der indianischen Landschaft verberge. Ich erkletterte den immer steileren Hügel am Rande eines breiten ausgedörrten Bachbettes, wo sich nichts regte als manchmal eine blitzschnelle graue Eidechse oder eine dünne Schlange, eine Natter oder Viper, die an den weißen sonnenerhitzten Kieselsteinen ihr kaltes Blut wärmte.

Oben am Gipfel lag wie ein Felswürfel ein von Gräsern und Dornen wildbewachsener alter indianischer Götzenschrein.

Ich hatte keine Ahnung, ob es ein guter oder ein böser Gott wäre, der dort hauste und mich erwartete. Ich sah nur durch die offene Tür eine dunkle Höhle ohne Licht und ohne Schmuck. Der Tempel war längst von europäischen Gelehrten geplündert und der Gott daraus vertrieben, und seine Andächtigen waren jetzt, wie alle hier, Katholiken geworden, auf Staatsbefehl. In dem formlosen Steinwürfel wohn-

ten vielleicht nachts Jaguare oder Schlangen, dachte ich mit.

Ich setzte mich auf ein paar Steine, die vom Gesims des Tempels gestürzt waren, und sah auf die unheimliche, ungeheure Kraterlandschaft, die sich von der Hügelhöhe nach Osten hin wie ein Urweltpanorama ausnahm. Höllenkessel bei Höllenkessel bauchte sich, gleich riesigen Näpfen, in den meilengroßen Tälern unten, die im Spätnachmittag jetzt indigoblau wie die Leinentücher von Indianerfrauen gefärbt waren. Wie riesenhafte dunkle Blutegelrüssel, so hoben sich die Kraterberge aus der Erdebene da drunten in dem unermeßlichen Tal. Jeder Kraterberg schien sich an dem Himmel festzusaugen, als wollte die Erde hier sich mästen, dem Himmelslicht und Himmelsfeuer die Kraft aussaugend. Als würde der Erdkörper hier nicht vom Erdfeuer wild und tobte, sondern vom Sonnenfeuer, das er in sich einsog, und das er wieder der Sonne ins Gesicht spie, wenn er genug hatte.

Hier oben bei dem vergewaltigten Götzentempel, den die Europäer geschändet hatten, und der immer noch wie ein verstümmelter Altar in das Kratertal hinuntersah, in die Urwelt verhaltener Feuer und verhaltener Erdbeben, hier oben stand ich mit meiner Trauer, wie überboten vom Triumph urweltlicher Traurigkeiten, überboten von der Trauer eines gestürzten Tempels und seines trauernden Gottes, überboten von der Brandschwärze und der ungeheuern Kohlenlandschaft der lauernden Kraterwelt, die, wenn sie sich rührte, jedesmal Tod und Trauer in Feuer und Rauch und Verwüstung tödlich über die Erde, tödlich in die Atmosphäre und Tod über alle Elemente schickte. Nur das Feuer allein feierte hier mit dem Erdbeben zusammen seine Orgien. Das Feuer und die Erdbeben aber hatten die Götter dieses Landes und ihre Tempel nicht den Betern entfremdet, — das hatte der Europäer allein getan. Er, der hier habgieriger und tyrannischer als alle Krater gehaust hatte.

Ich suchte in meinen Taschen nach meinem Notizbuch, und dabei fiel mir der Karbonbleistift in die Hände; ich zeichnete, um meine Gedanken von der Un-

ruhe, die mir der Tod des Abbé einflößte, abzulenken, die Linien der Kraterwelt. Ich skizzierte die Umrisse der Kraterkette und der beiden gewaltigen Bergungeheuer, des Iztaccihuatl und Popocatepetl. Eine lange Wolke legte sich wie eine Luftinsel von dem einen Bergscheitel zum andern und verband beide Bergkolosse wie eine breite massive Silberspange. Beide Berggottheiten von Mexiko blendeten mit breiten Gipfeln voll Schnee, und die Schneeprofile glänzten gegen den grünlichen Osthimmel wie weiße Marmorbrüche.

Ich zeichnete auch die im Talschatten gelegenen Kraterköpfe und fürchtete nichts und ahnte nicht, daß die Tropennacht mich plötzlich überfallen könnte.

Kaum aber schaute ich von der Zeichnung des dunkeln Tales auf und zu dem Popocatepetl und Iztaccihuatl zurück, da erschrak ich fast. Die weiße Wolke hatte sich wie eine orangerote Lavaglutmasse entzündet, der Himmel war giftgrün geworden, wie eine Grünspankugel leuchtend, die Schlagschatten im Tal wurden indigoblau, und die Krater unten im Tal standen wie blau eingewickelte Zuckerhüte nebeneinander; die Landschaft hatte ein einziger Augenblick verhext. Auf Tausende von Meilen hin waren Farben, orangerot, giftgrün und indigoblau, aufgetaucht. Im Westen spielte die Sonne als ein dreifach farbiger Scheinwerfer und stieß an den Erdrand des schwarzen Hügelwellenlandes, dahinter sie unaufhaltsam hinabsank, so daß die Schatten wie schwarze Strahlen plötzlicher Nacht über mich und die Landschaft fuhren, als würde die Nacht ein zweiter Scheinwerfer, der schwarze Strahlen würfe neben der Sonne. Es bewegten sich um mich alle Hügel, Täler wurden zu finstern Ebenen; die nächste Nähe, selbst das Gras zu meinen Füßen, wurde fremdartig, wurde wie von Abgründen erfüllt; es wuchsen Moore von Finsternissen neben langen scharlachnen Lichtgassen auf der Erde, und die Indigobläue verwandelte sich in lila Nebel; die Krater verschwanden — es war, als wanderten die Berge fort —, und eine eisige Kälte strahlte aus den Grasspitzen zu meinen Füßen auf. Alles ging so eilig, so sichtbar und greifbar vor sich, als wäre das Licht hier eine Pulvermasse,

die abbrennte, rauchte, lebte und sich verzehrte, wie eine Materie, die überall hier verschiedenfarbig ausgeschüttet wäre und explosiv aufleuchtete und sich verkröche. Hypnotisiert von diesem hexenhaften Sonnenuntergang, der wie ein chemischer Prozeß sich vor meinen Sinnen zubereitete und zu Ende war, ehe ich wußte, daß es mit dem Nachtwerden ernst war, saß ich still, unentschlossen, ob ich gehen oder bleiben solle, — es war, als müßte alles nochmals beginnen und das Scheinwerferspiel sich mechanisch wiederholen. Ich glaubte es selbst der untergegangenen Tropensonne nicht, daß sie fortbleiben wollte. Dieser Sonnenuntergang hatte sich so benommen, als hätte ich dem Beleuchtungsinspektor in einem Theater hinter den Kulissen zugesehen und befände mich dicht bei den Beleuchtungskörpern selbst, die draußen auf der Szene den Sonnenuntergang vor den Zuschauern arrangieren sollten.

Es war, als stünde jemand dicht hinter mir, der diese Skala von handgreiflichen Effekten in Szene gesetzt hätte.

Unwillkürlich wendete ich mich etwas scheu nach der Tempelhöhle um, deren offene schwarze Türwölbung mich ansah, als müsse ein Götze der Indianer, der Sonnenuntergangsgott, da hineingegangen sein, nachdem er gestikulierend hinter mir gezaubert hätte.

Die Nacht war mir jetzt hoch über den Kopf gewachsen. Ich sah kein Gras mehr zu meinen Füßen; der Himmel über mir war eine blaßgraue Milchglasplatte, und die Erde eine finstere Welt aus Kohlengestein und Kohlengestalten. Den Feldweg konnte ich nicht mehr entdecken. Ich horchte, ob ich keinen Hund bellen hörte, dessen Stimme mir sagen könnte, wo Ixtapalapa lag, und wohin ich absteigen mußte.

In der Kohlenfinsternis vor mir sah ich nur noch das helle ausgetrocknete Bachbett, das zwischen hohen finsteren Böschungen schnurgerade hinabschoß.

Nur dieser Weg allein war mir noch halbhell offen. Aber dieser Weg lag voll Schlangen, und in den Büschen, das wußte ich, hingen Schlangen, die sich jetzt zur Nacht herabließen und ihre geheimnisvollen Irrfahrten durchs Dunkel antraten.

Ich war auf dem Berg wie gefangen. Die Maiskolben der Felder waren so hoch um mich, daß ich nicht durchkommen konnte, und daß ich mich darinnen verlaufen und mich später in der Finsternis nie vor Sonnenaufgang herausgefunden hätte.

Bis jetzt hatte ich während des Zeichnens und während des ganzen Nachmittags nur immer darüber Leid getragen, daß ich morgen die schöne Mexikanerin nicht zum Sonntag beim Stiergefecht sehen würde, da sie wahrscheinlich bei der Leiche ihres Vaters wäre und mit keinem Gedanken an Festlichkeiten dächte. Und weder dort beim Stiergefecht, noch auf dem Korso, noch auf dem Reitweg, nirgends würde ich sie finden können, nirgends würde ich mich ihr nähern können. Ich durfte sie nicht einmal besuchen, ich durfte ihr nur eine Zeile des Beileids senden und mußte abwarten, ob sie sich nun nach der Beerdigung noch einmal meiner erinnern würde. Das war grausam. Ich hatte die Zähne aufeinandergebissen und haßte meine Übereilung, die sogar schon einen Salon, ein Klavier, einen eleganten Stelldicheinplatz bereit hatte, um die Liebesabenteuer der nächsten Wochen schmeichelnd zu empfangen.

Ich verachtete mich, daß ich nicht dürr, nüchtern, einfach und kaltblütig den Liebessinn ausschalten konnte, der mich schon so oft töricht verhöhnt und enttäuscht hatte, indem er mir Spuk vorspielte, so wie die mexikanische Sonne beim Untergang.

Hatte ich mich nicht beinah ebenso wie jetzt auch bei der Begegnung am Atlant von wahnwitzigen Liebesvorstellungen anfeuern und enttäuschen lassen müssen? Warum war ich hier in Mexiko nicht bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten eingeschlossen am Schreibtisch geblieben und rannte statt dessen wie ein geprügelter Jagdhund hinaus auf die Felder? Hätte ich doch lieber eine stille Freundschaft zu der Astronomenfrau gepflegt, die ich ganz aus meinen Gefühlen ausgeschaltet hatte, nur um dem fremdländischen Mädchen, der Mexikanerin, keinen einzigen Gedanken schuldig zu bleiben.

Was sollte ich nun tun, wenn ich heim käme? Es

war ganz unmöglich, so enttäuscht wie ich jetzt war, an die Arbeit oder an ernste Gespräche mit ernsten Männern zu denken, — ich war zu zerstreut.

So stand ich und dachte und zögerte, weil es ja unmöglich schien, von diesem Hügel fortzukommen, wo ich, von finstern, hohen Maisfeldern abgesperrt, vor der Tiefe dastand und nur immer das weißlich aus der Dunkelheit schimmernde wasserleere Bachbett ansah, dessen gebleichte Kiesel wie Phosphor leuchteten.

Hier auf diesem Stein, auf dem ich eben gesessen, hatte ich um die Mexikanerin getrauert, und nun ich aufgestanden und noch keine zwei Schritte von dem Stein entfernt war, begann ich alle Lebensgefühle Torheit zu nennen. Ich verachtete meinen abenteuerlichen Sehnsuchtssinn. Ich wollte fort von allem, fort von meinem neuen Zimmer mit dem Klavier, fort von der Hauptstadt, fort von Mexiko, zurück über den Atlant, heim in die Grenzen der angeborenen Möglichkeiten, fort aus diesem Kontinent der stürmenden Überraschungen, fort aus dem Lande der gigantischen Unglücke und fort von den rächenden Götzenbildern eines durch Europäer ausgeraubten Landes.

Ich wollte fort, — fort über Meilen und über den Atlant, und höhnisch sah mich das Dunkel wie eine schwarze Maske neuer Schreckensgötter an. Ich konnte ja jetzt nicht einen einzigen Schritt vorwärts tun, — und wollte über den Atlant!

Bliebe ich bis zum Morgen hier oben, so könnten mich Schlangen und Raubtiere überfallen. Und ich dachte schaudernd an die vielen Leopardenfelle und an die Hyänenfelle und an die unzähligen Schlangenhäute in den Straßen von Mexiko, die da über den Türen jedes Drogenladens hängen, — ein Beweis, daß Schlangen und Leoparden und Hyänen zahlreich wie Moskitos draußen in der mexikanischen Landschaft wimmeln.

Ich horchte auf, nichts rührte sich. Rufe ich, so wüßte der Teufel, ob ich jemals gehört würde. Und keinem unten in Ixtapalapa würde es je einfallen, nachts, wo es überall so unsicher von Raubgesindel ist, meinetwegen die hohen Gartenmauern zu verlassen

und auf den Berg steigen, auch wenn ich ein Feuer anzündete.

Ich sprang also entschlossen in das ausgetrocknete grauweiße Bachbett. Dornen schlugen um meine Knie, Steine rollten mit mir bergab, und es war mir, als müßte ich durch einen Ring von Dantes Fegefeuer wandeln; bei jedem Sprung zweifelte ich, ob ich nicht auf eine ausgestreckte Schlange träte, oder gar auf eine Schlangenbrut, die zusammengeknäult zwischen den Steinen liegen könnte. Ich hob die Füße so hoch wie ein scheues Pferd. Ich versuchte blitzschnell mit den Fußspitzen kaum den Steinboden zu berühren. Ich sprang wie eine Gemse, zuletzt hatte ich das Gefühl, wie es immer dunkler talabwärts in dem Flußbett wurde, ich könnte nicht anders als fliegend aus dieser Finsternis hinauskommen; ich sprach laut mit mir, um die Schlangen zu verscheuchen; ich sah meine Hände kaum noch vor dem Gesicht und fühlte nur an den Steinen unter mir, die rasselnd weiterrollten, daß ich noch in dem Flußbett bergab sprang, aber ich war so voll von eiskaltem Blut, so todesergeben, daß ich mir vorkam, als wäre ich mein eigener Schatten, der dem heißblütigen Körper luftig davongeflogen wäre. Ich glaubte, ich müßte graue Haare bekommen vor Entsetzen, als ich dicht an meiner Seite gegen den helleren Himmel mehrere armlange Schlangenkörper wie Peitschenschnüre aus den Büschen fliegen sah, an denen sie sich mit den Schwanzenden festhielten, und als ich ihr Zischen wie ein Pfeilschwirren in der Luft über meinem Kopfe hörte.

Ich war zuletzt nur noch ein Gedanke, ein elektrischer Funke ohne Körper, der da gefühllos durch die schlangenbelebten Büsche bergab hinunter flog. Und während ich bei jedem Sprung den Karbonstift in meiner Brusttasche festhielt, damit er mir nicht entfalle, betete ich: „Geliebter Karbonstift, rette mich vor den Schlangen! Geliebte Tote, die du mir den Stift schenktest, ich verspreche dir einen herrlichen Kranz auf dein Grab in Paris, wenn du mich lebend nach Europa zurück bringst!“

Fast kindisch geworden vor Schauder über das

48*

Pendeln und Zischen der langen Schlangengestalten auf den höchsten Astspitzen in manchem Busch, machte ich Gelübde, heiße Versprechungen, wie ein Sterbender.

Nach einer halben Stunde, die für mich Jahre umfaßt hatte, kam ich endlich bei den Feldern von Ixtapalapa an und sah kaum noch die Umrisse von ein paar hohen Gartenmauern, die mit der Finsternis eine einzige schwarze Masse bildeten, und an denen ich, immer noch atemlos, endlich mit ruhigerem Schritt entlang gehen konnte. Als ich nach einer weiteren Viertelstunde um die Mauer bog, sah ich in der Ferne, wo ich das Wartehaus der Trambahn im freien Felde vermutete, ein Laternenlicht.

Nun ging ich langsam, allen europäischen Göttern für meine Errettung dankend, auf das einsame Licht zu, nicht wissend, ob noch ein Trambahnwagen aus Mexiko herauskommen würde, und ob ich heute nacht die Stadt erreichen könnte.

Ich liebkoste das ferne Licht nicht bloß mit meinen Augen, — alle meine Gedanken lobten das armselige kleine Laternenlicht, das da fern von allen Schlangen des Berges und des Bachbettes im freien Feld so göttlich friedlich leuchtete.

Die Wartehalle der Trambahn war zugleich eine offene Pulquebar, und als ich in den Lichtstrahl trat, der von der Petroleumhängelampe über dem langen Bartisch in die Nacht hinaus fiel, fühlte ich mich in der Menschennähe wie ein von einer Krankheit Aufgestandener. Ich war noch etwas schwach und leicht taumelig im Kopf von der nächtlichen Flucht und ging an den Bartisch, wo ich vom indianischen Barkeeper hörte, daß der letzte Trambahnwagen gleich ankommen und gleich wieder abfahren werde.

Ich kaufte mir mexikanischen Tabak und Reispapier und drehte mir eine Zigarette. Als ich dann aus dem Lichtschein der breiten Petroleumlampe wieder vor die Wartehalle hinaustrat und ein Streichholz anzündete, sah ich plötzlich am Boden rundum kauernde, schweigsame Scharen von Indianern. Männer und Frauen saßen in langen Reihen zu beiden Seiten des

Lichtstreifens, der aus dem Wartehaus fiel, auf dem Erdboden.

Vorher, als ich, vom Licht geblendet, auf das Haus zuschritt, hatte ich zwar ein Murmeln gehört, aber nichts gesehen. Jetzt, wo ich das Licht im Rücken hatte, sah ich immer mehr kauernde Menschenfiguren, alte Männer, alte Weiber, junge Burschen, junge Dirnen. Sie wisperten kaum hörbar, und die Zikaden, die jetzt in der vollen Dunkelheit lärmten, waren lauter als das Geflüster der Indianer. Ich war verblüfft darüber, daß ich vorhin durch eine Menschenschar gegangen war, ohne einen Menschen zu sehen, und wunderte mich über die an der Erde kauernden Leute, die, wie ich annahm, mit der Ankunft der letzten Trambahn Angehörige aus der Stadt erwarteten. Da trat ein alter Indianer aus dem Schatten in den Lichtstreifen gerade vor mir, er nahm seinen Hut ab und kniete nieder und küßte den Boden. Ein zweiter alter, grauer Mann tat neben ihm dasselbe. Ein altes Weib schob seinen Kopf in den Lichtschein, und ihre Gesichtsfalten grinsten abenteuerlich und wunderlich, ich wußte nicht, ob sie weinte, — das Tränenwasser lief ihr aus den Triefaugen in alle Falten um die Augenwinkel.

Sie begann den Kopf zu wiegen und zu singen. Die alten Männer näselten denselben Sang. Die im Schatten kauernden Gestalten wendeten die Köpfe nicht um und begleiteten rhythmisch singend, monoton wie ein Gebetslied, die drei Alten.

Ich hörte eine Weile zu, verstand aber weder die Worte noch den Sinn. Ich fragte den indianischen Barkeeper, was die Leute mit dem Sang meinten.

„Kommen Sie nicht dort oben vom Berg herunter?“ fragte mich der Mann leise und grinste geheimnisvoll. „Sie waren doch der Fremde, der heute nachmittag kurz vor Sonnenuntergang hier ankam?“

„Jawohl,“ sagte ich, erstaunt darüber, daß man mich bemerkt und beobachtet hatte.

„Es ist nämlich ein dummer Volksglaube hier in Iztapalapa, der sagt, daß bis heute noch nie ein Weißer abends im Dunkeln zu dem Tempel des alten

Götzen dort oben hinauf- oder von ihm heruntergehen konnte. Und als Sie so spät zum Tempel hinaufgingen, kam hier ganz Iztapalapa an der Pulquebar zusammen, die ganze indianische Bevölkerung aus allen den Hütten sitzt da draußen und erwartete, daß Sie bei Nacht nie mehr herunter kommen könnten. Erstens sind Raubtiere im alten Tempel, die des Nachts herauskommen und Nahrung suchen; zweitens ist der Weg dort hinauf voll Schlangen, die alle in dem alten Bachbett wohnen, und das Volk nennt den Gott dort oben den ‚Menschenfressergott', weil auf dem Weg zu jenem Tempel kein Schutz vor Göttern ist. Die Indianer, die dort die Felder bestellen, gehen nie ohne Schlangenbeschwörer, ohne Feuer und ohne Waffen den Weg zur Tempelruine hinauf und gehen immer in großen Gesellschaften, wenn sie die Maisfelder dort bestellen. Denn viele haben schon dort oben beim Tempel ihr Leben verloren."

„Warum hat mich denn niemand von den Indianern gewarnt, als ich hinaufging und man mich bemerkte," fragte ich erstaunt.

„Weiße Herren darf man nicht warnen, die wissen immer alles besser als wir Eingeborenen," sagte der Indianer lächelnd.

„Aber warum singen denn jetzt die Leute? Warum beten sie und warum sprechen sie nicht?" fragte ich weiter.

„Oh, das versteht kein Europäer, das versteht wieder nur ein Eingeborener," sagte der indianische Barkeeper flüsternd. „Sie, mein Herr, sind nämlich jetzt, seit Sie bei Nacht dort oben waren, ein heiliger Mann, weil Sie lebend ohne unsere Hilfe zurückkamen. Eine alte Volkssage erzählt: wenn einstmals ein Weißer aus Europa zu uns kommt und bei Nacht vom Menschenfressertempel heil und gesund nach Iztapalapa heruntersteigt, dann haben sich die alten und die neuen Götter miteinander versöhnt, und dann haben sich auch alle Völker der Welt bald für immer miteinander versöhnt und sind hinter allen Bergen ein einziges Volk geworden, das Frieden hält. Weil Sie jetzt heilig sind, darf Sie niemand von den Leuten an-

sprechen, aber ansingen dürfen alle Leute den ersten Weißen, mit dem der Menschenfressergott sich in Iztapalapa versöhnt hat."

Die Trambahn aus der Stadt kam in diesem Augenblick mit Geklingel und mit elektrisch beleuchteten Fenstern auf der Landstraße angerasselt. Ich konnte mich nicht gleich in die Würde meiner Heiligsprechung finden. Und fürchtend, die Trambahn könnte ohne mich gleich wieder umkehren und nach der Stadt zurückfahren, beeilte ich mich und ging rasch an den noch immer halblaut betenden und singenden Indianergreisen und Matronen vorüber, die alle zu beiden Seiten des Lichtstreifens knieten und mir diesen Lichtstreifen als hellen Weg bis zur Trambahn freiließen.

Der Trambahnwagen kehrte auch gleich um, und als er sich in Bewegung setzte und ich auf der Plattform stand, dachte ich schon kaum mehr an meine Heiligsprechung und war froh, wieder dem europäischen, weißen Gesicht des Trambahnkutschers, der ein Spanier oder wenigstens von spanischer Abkunft war, gegenüberzustehen.

Da rief der Wagenführer dem Kondukteur zu, er könne nicht fahren, das Geleise liege voll von Indianern, die sich alle dem Wagen entgegenstellten.

Der Schaffner, der mir eben mein Billett gab, rief zurück, der Wagenführer solle mit seinem Revolver drohen, damit die Leute das Geleise freigäben. „Gauner und Gesindel," fügte der Schaffner hinzu, „mir haben sie neulich den Hut vom Kopf gestohlen. Es ist eine richtige Räubergegend hier. Sind Sie nicht der Herr, der mich heute nachmittag beim Aussteigen hier in Iztapalapa fragte, ob es schöne Spaziergänge gäbe? Jawohl, Sie sind es; aber wie mich das wundert, daß Ihnen hier in der Nacht nichts passiert ist, wenn Sie bis jetzt, bis zur Abfahrt des letzten Wagens hier im Dunkel spazieren gingen. Ich bin erstaunt, daß Sie nicht irgendwo im Feld ermordet und ausgeraubt liegen." — Der Wagenführer feuerte in diesem Augenblick zwei Schüsse in die Nacht.

„Oh, er schießt nur in die Luft," lachte der Schaff-

ner, „um das Gesindel zu erschrecken, das nicht vom Geleise fort will. Übrigens, heute muß ein geheimer indianischer Götzentag sein, weil so viel Volk da herumsteht und nicht heimgeht; sie beten und singen sogar. Das habe ich noch nie erlebt. Sonst sind sie meistens vom Pulque berauscht und liegen betrunken umher."

Man hörte jetzt aus allen Feldern ein Singen. Gruppen von Indianern, die sich hinter Bäume und in den Maisfeldern hinter den grünen Maispflanzen aufgestellt hatten, leuchteten in ihren hellen Leinwandhosen und Leinwandhemden weiß hervor, wenn die hellen Wagenfenster im Vorbeifahren ihren Schein in die hohen Felder und ihr Licht hinter die Chausseebäume warfen. Hohe spitze, weiße Strohhüte schauten aus den schwankenden Maisblättern, und der Gesang wurde in der Ferne immer lauter, je weiter sich der Wagen von Ixtapalapa entfernte. Man hörte, wie die Massen der Indianer, die allmählich zurückblieben, sich anstrengten, so laut als möglich zu singen, um von der Trambahn, die der Stadt schnurgerade zueilte, so lange als möglich noch gehört zu werden.

„Ich möchte wissen, welchen heimlichen Indianerheiligen die da heute nacht mit ihrem Gesang so laut verehren," sagte kopfschüttelnd der Schaffner auf der Plattform neben mir und ahnte nicht, daß der Indianerheilige neben ihm stand.

„Ruhig, Gesindel!" schrie dann der Europäer nervös zum Wagen hinaus. Aber es war unnötig, daß er schrie, die Indianer hörten ihn längst nicht mehr; der Gesang kam ab und zu noch aus der Ferne, wenn der Wagen um eine Wegbiegung fuhr und der Nachtwind uns die Stimmen nachtrieb.

„So verrückt habe ich die Ixtapalaper noch nie gesehen," rief jetzt auch der Führer dem Schaffner durch den leeren Wagen zu.

„Ich auch nicht," meinte der Schaffner, „man könnte glauben, sie feiern ein indianisches Nationalfest."

Ich lächelte und schwieg und vermied es, den beiden Trambahnangestellten von dem Heiligen zu erzählen,

den der Menschenfressergott heute den Indianern wohlbehalten, trotz Schlangen und Raubtieren, hatte zukommen lassen.

In der Stadt dann, wo alle Läden erleuchtet waren und die Eingänge der Theater voll Equipagen standen und die Restaurants in der Nacht glänzten, mit elektrischen, beweglichen Reklameschriften und Scheinwerfern, und ich an den Menschenmengen vorbeiging und an das Dorf Ixtapalapa, an das Bachbett und an die Schlangen, an den Tempel, an das Kraterpanorama und an den behexten Sonnenuntergang, an die kleine Petroleumlampe in der Trambahnbar und an die geheimnisvoll im Dunkel hockenden Indianerleute zurückdachte, da glaubte ich, daß mein Hirn mir Spukgestalten vorgelogen hätte. Draußen vor der Stadt war ich ein Heiliger gewesen, und hier in der Stadt war ich ein einsamer, einzelner, verschwindender Mensch, der nicht einmal die Kraft hatte, die Frau, nach der er sich sehnte, zu erringen.

Ich stand einen Augenblick vor dem Schaufenster, wo die scharlach- und goldgestickten Toreadorkostümstücke ausgestellt waren, die morgen jene Frau, die niemand kannte, und von der ganz Mexiko sprach, beim Stierkampf tragen sollte.

Ich ging dann seufzend fort. Da bemerkte ich plötzlich, daß ich den Opalring, den ich heute mittag an meinen Finger gesteckt, nicht mehr trug, und ich fand, daß ich ihn ganz in Gedanken abgezogen und in die Westentasche gesteckt hatte. Ich hätte nun gern gewußt, ob ich den Ring vor oder nach der Besteigung auf den Berg von Ixtapalapa abgezogen hatte. Brachte der Ring Glück oder Unglück? Daß er Trauer gebracht hatte, wußte ich; denn kaum hatte ich ihn zum erstenmal am Finger gehabt, da las ich die Todesnachricht des Abbés vor dem Zeitungsbureau, auf derselben Straße, keine hundert Schritte von dem Juwelierladen entfernt.

Ich ließ den Ring in der Westentasche und zog ihn nicht mehr an, aus der abergläubischen Furcht heraus, die dieses geheimnisvolle Land mich lehrte. Dann ging ich nach Hause, um meinen Reitanzug abzulegen

und dann Abendessen in dem „Deutschen Klub" einzunehmen.

Niemals aber ist das Schicksal verwickelter, als wenn man glaubt, alles sei glatt abgewickelt und klargelegt. Der höchste Lebenskünstler, der über dem Menschen steht, ist das Leben selbst, das erfuhr ich jetzt wieder, wie so oft vorher im Dasein. Das Leben erfindet die unglaublichsten, geschicktesten und unausdenkbarsten Situationen, und nur dadurch hat sich ein ewiges Neubeleben bilden können. Die logischsten Schlüsse, die scharfsinnigsten Voraussetzungen lassen das Schicksal gleichgültig, es folgert nichts und setzt nichts voraus, es zaubert fortwährend aus nichts alles und verzaubert wieder alles in nichts; es will nicht zweckdienlich und befriedigend, sondern erschütternd, aufrüttelnd und neubelebend sein, und dazu kann es keine Logik, keine Gedankengänge, sondern nur Wunder aus Glück und Unglück brauchen. Vom Leben haben die Jesuiten niemals den Satz gelernt: Der Zweck heiligt die Mittel. Das Leben ist noch viel gigantisch ungeheuerlicher in seinen Sätzen, es spricht jedem, der es am Leibe erlebt, und den es mit Gefühl und Bewunderung und Unermüdlichkeit erfüllt, es spricht zu ihm: „Die Zwecklosigkeit ist mein Zweck, und kein Mittel ist mir heilig!"

Das Leben tötet, reißt Lebende auseinander, raubt Eltern die Kinder, Kindern die Ernährer, vernichtet im Kriege und beim Erdbeben mit jedem Tag Tausende von Gefühlsbanden und fügt oft zusammen nach Laune und Lust, was ihm nicht einmal gut dünkt. Das Leben ist grenzenlos leichtsinnig. Nur der Lebende hat zu alle dem Leichtsinn kein Recht. Er muß gefühlsecht, logisch, scharfsinnig und fromm auf das Leben sehen, wenn ihn auch das Leben gefühlswidrig, unlogisch, leichtsinnig und unfromm behandelt. Das Ganze ist ein Versteckspiel des Lebens mit dem Lebenden; und dieses Spiel soll beiden eine Freude sein, wie jedes Spiel.

Man muß erst älter werden, bis man versteht, daß das Leben als Riese mit uns spielen will, wie die Katze mit der Maus, ehe sie sie frißt. Als ich jung

und ein Kind war, fühlte ich das Leben schon spielend und anfeuernd; und dies Gefühl soll einem nie abhanden kommen. Sonst muß man lange warten, bis einem das Leben wieder als Gefühl angewöhnt wird, bis es ein Fest, ein Spiel, zwecklose Belebung sein will, die aber der Mitspielende, wie jedes Spiel, wie jedes Fest, ernst zu nehmen hat. „Denn Belebung will ich," sagt das Leben, „belebendes Unglück, belebendes Glück, — beide sind des Lebens Mittel, und das Ganze sei ein Wunderwerk, — keine Logik." Und die Liebesleidenschaft, die tiefer als der Hunger greift, belebt mit Unglück und Glück den Lebenden am stärksten. Sie ist des Lebens höchstes Mittel zur Belebung. Wer dieses verkennt und den Magenhunger stärker fühlen kann als den Hunger seines Blutes, der ist noch nicht belebt genug und ist erst in den Vorhof zum Urheiligtum des Lebens eingetreten.

So sprachen meine mexikanischen Gedanken in den nächsten Tagen, welche diesem Abend folgten, diesen Abendstunden, in denen ich eine Glücksbelebung kosten sollte, die mir unvergeßlicher bleibt, als wenn man mich damals nicht nur in Iztapalapa, sondern über ganz Mexiko hin heilig gesprochen hätte.

An dem Platz Glorieta di Colon angekommen, bemerkte ich, daß in dem Salon, den ich mir unten im Erdgeschoß gemietet hatte, Licht war. Ich wußte nicht, wer in meinem Zimmer am Abend etwas zu suchen hätte; es konnten nur Einbrecher sein, denn von allen meinen Bekannten hätte ich mit Absicht noch keinem meine neue Adresse angegeben, sondern ließ mir meine Briefe immer noch nach dem spanischen Hotel zuschicken.

Ich trat in den Vorgarten und ging auf den Zehen an den dunklen Parterrefenstern entlang, bis ich zu der hellen Glastür meines Zimmers kam. Die Tüllvorhänge waren zugezogen und ein weißes Rouleaux herabgelassen.

Ich horchte. Nichts rührte sich drinnen. Eben erst war ich den Schlangen von Iztapalapa entkommen, — sollte ich jetzt in Räuberhände fallen? Es ist wirklich ein grausam aufregendes Land, dieses Mexiko,

dachte ich. Da hörte ich, wie der Schaukelstuhl sich drinnen rhythmisch bewegte. Also saß jemand auf dem Stuhle, wiegte sich und — erwartete mich. Sollte es die Mexikanerin sein? Sie allein hier, in meinem Zimmer, — das war möglich und unmöglich. Heute, wo sie erst den Schreck des Todesfalles erlebt hatte, konnte ihr Herz sehr leicht zu mir wollen, sich auszusprechen. Ich war doch außer ihrer Mutter der einzige, der wußte, daß ihr der Vater gestorben war, und nicht bloß ein befreundeter Abbé. Ich unter allen Freunden stand ihr jetzt durch dieses Geheimnis, das wir teilten, so nah wie kein Mann wieder auf der Erde. Denn ihr Bräutigam, der Polizeipräsident, wußte nicht, daß der Abbé ihr Vater war, — das hatte sie mir damals bei dem Ritt eingestanden. — Jetzt steht jemand drinnen auf, Schritte gehen zum Klavier. Es ist der leichte Tritt eines jungen Weibes. Nun schlägt sie den Klavierdeckel auf. Wird sie spielen? Vielleicht, um die Leute im Hause zu täuschen, daß man ihr die allzu große Trauer nicht anmerkt.

Sie spielt mit einer Hand einen Straßensang! Ich erkenne das Ausruferlied einer Verkäuferin, die jeden Morgen und jeden Abend hier vor dem Vorgarten vorbeigeht und Süßigkeiten, Obst usw. verkauft.

Sie singt die Worte der Ausruferin, als übte sie den Ton ein. Was bedeutet das alles?

Ich stolpere und stoße mit der Stirn an das Glas der Türe. —

Ihr Schatten fällt jetzt auf den Türvorhang. Sie befestigt ihre Kämme im Haar, ich sehe es sehr deutlich am Schatten: sie ist es, sie ist ohne Hut, nur in der Spitzenmantille, in der sie abends zum Korso fährt.

Jener einsame Wagen, der da drüben eben langsam um das Denkmal des Christoph Kolumbus fährt und einmal schon die Runde gemacht hat, seit ich hier stehe, es ist ihr Wagen, der auf sie wartet. Ich erkenne die Pferde, dieselben, die sie damals abholten, am ersten Tag, als wir von Orizaba ankamen und uns vor dem Bahnhof in Mexiko trennten.

Ich klopfe an die Glasscheibe meiner Tür, ohne mich länger zu besinnen.

Ihr Schatten drinnen tritt von der Tür zurück.

Der weiße Türvorhang hinter den Glasscheiben sieht mich jetzt leer an.

Ich rufe halblaut: „Ich bin es“ — und erwarte, daß sie meine Stimme erkennt.

Da lischt das Licht aus.

Jetzt ist der Vorhang nur von der Straßenlaterne matt beschienen, und das Fensterkreuz der Türverglasung legt seinen Schatten auf den regungslosen Vorhang.

Das weiße Fenster sieht sehr geheimnisvoll auf mich nieder. — Ist sie fortgegangen? Holt sie oben aus der Pension ein Dienstmädchen? Dann hätte sie aber doch nicht das Licht auslöschen müssen. Ich verstehe nichts und weiß nicht, ob ich mich vielleicht doch in dem Frauenschatten getäuscht habe, ob es nicht doch ein Männerschatten war, ein Einbrecher! Ich suche den Wagen, der Wagen ist fort. Jetzt wird der Vorhang zur Seite geschoben. Ich sehe dabei nur zwei von der Straßenlaterne beleuchtete Finger. Ihre Fingerspitzen! Ich hätte die Finger, die damals die Ventile der Lokomotive so mutig ergriffen, und die nachher so aufgeregt im Wagen bei der Korsofahrt mit den Drohbriefen gespielt hatten, in der Nacht unter Millionen Fingern erkannt. Nicht an der Form, sondern nur an der Bewegung, wie sie zart und energisch zufassen konnten, wenn sie die Pferdezügel ordneten oder den Reitrock faßten.

Sie war es; ich sah ihr Gesicht halb beschattet; sie eilte sich, vorsichtig und behutsam die Glastür zu öffnen.

Dann gab sie mir die Hand. Ich sah sie selbst nur halb im Zimmerdunkel, von der Laterne der Straße ein wenig erhellt.

Ich küßte ihre Hand, die mir im Druck ihre zitternde Erregung mitteilte, ihre Trauer über den Tod des Vaters, ihren Schrecken und die Unruhe dieses ganzen Tages, dessen Ernst ich jetzt erst richtig echt fühlte, als ich diese Hand küßte, die reden wollte, ehe der Mund reden durfte.

„Bitte, begleiten Sie mich zu meinem Wagen,“

hörte ich dann die eilige Mädchenstimme halblaut sagen, als ob sie sich schäme, hier im Dunkeln zu sprechen, — „Sie haben sicher schon aus den Zeitungen alles gehört. Ich mußte Sie heute noch sprechen. Ich habe die Lampe ausgelöscht, weil ich nicht wußte, ob nicht vielleicht einer Ihrer Freunde draußen an die Glastüre klopfte, um Sie zu besuchen, weil er Licht sah. Dann erblickte ich Sie durch den Vorhang und bin froh, daß Sie da sind. Ich habe Ihnen zwei Botschaften durch eine Straßenverkäuferin gesendet, denn ich konnte von unseren Dienstboten niemanden schicken. Bitte, kommen Sie in meinen Wagen; da können wir ungestört sprechen."

„Sagen Sie mir, bitte, nur das eine," fragte ich rasch, ehe wir unter die Glastüre traten, „ist Ihr Vater eines natürlichen Todes gestorben oder . . .?"

„Man hat mir gesagt, er sei am Herzschlag gestorben; aber ich bin sicher, er ist keines natürlichen Todes gestorben. Er war heute ganz gesund. Er war zum Frühstück bei meinem früheren Bräutigam eingeladen. Sie wissen vielleicht nicht, daß ich vorgestern meine Verlobung mit dem Polizeipräsidenten gelöst habe; und mein Vater war in meinem Interesse noch einmal hingegangen und war dieser Einladung gefolgt, um eine eingehende Rücksprache mit dem Polizeipräsidenten zu nehmen. Denn neulich, als ich Ihnen sagte, nur Sie, meine Mutter und ich wüßten, daß der Abbé mein Vater ist, ahnte ich noch nicht, daß dies inzwischen auch der Polizeipräsident in Erfahrung gebracht hatte. Mein früherer Bräutigam, der Polizeipräsident, hatte während der Abwesenheit meines Vaters unter dem Vorwand, daß der Abbé Mitglied einer regierungs- und republikfeindlichen Gesellschaft sei, in meines Vaters Hause Haussuchung halten lassen und dabei Briefe an sich gebracht, die ihm das Verhältnis des Abbé zu meiner Mutter verrieten. Diese Haussuchung hat sich vorgestern abgespielt, und ich wußte nichts davon. Heute hatte nun mein Vater, der Abbé, von dem Polizeipräsidenten eine Einladung zum Frühstück erhalten, worin sich der schreckliche Mensch den Anschein gab, als wolle er sich wegen der Haussuchung

entschuldigen; er schrieb gestern in der Einladung, das Ganze sei ein Irrtum seiner Beamten gewesen, die wegen einer Namensverwechslung beim Abbé Haussuchung gehalten hätten, wo sie gar nichts zu suchen gehabt hätten. Er entschuldigte sich vielmals und bat den Abbé heute zum Frühstück, um, wie er sagte, nochmals von mir und unserer Verlobung mit ihm, meinem Beichtvater und väterlichen Freund, zu verhandeln. Mein Vater wollte zuerst nichts von der Einladung wissen, aber meine Mutter bat ihn dringend, hinzugehen; sie hoffte, der Polizeipräsident würde ihm bei dem Besuch auch die kompromittierenden Briefe meiner Mutter aushändigen, die man bei meinem Vater beschlagnahmt hatte. Ich fürchte mich jetzt, ich fürchte ständlich für alle, die mit meinem Geheimnis bekannt sind, — deshalb kam ich bei Nacht zu Ihnen. Ich fürchte jetzt meinen früheren Bräutigam wie den Teufel selbst. Ich fürchte, er könnte uns allen schaden wollen, weil er sich an mir wegen der gelösten Verlobung furchtbar rächen will. Er hat einmal in einem jähzornigen Augenblick bei einem Besuch in Ameca-Meca vor meiner Mutter laut geschworen, er würde uns alle und sich selbst ins Verderben bringen, wenn ich diese Verlobung mit ihm rückgängig machen sollte."

„Und ich glaube, der Polizeipräsident hat sich bereits heute an Ihrem Vater gerächt," sagte ich rasch und drängte das Mädchen in das Zimmer zurück, dessen Tür ich offen ließ, so daß der Laternenschein, der von der Straße her das Zimmer über die halbe Diele hin mattgelb beleuchtete, nicht mehr auf uns fiel und wir im Schatten standen und von keinem Vorübergehenden gesehen werden konnten.

„Ich weiß nicht," sagte die Mädchenstimme im Dunkeln. „Ich weiß nicht, ob er an meines Vaters Tode schuld sein kann."

„Die Drohbriefe können nicht von ihm diktiert worden sein?"

„Nein, unmöglich, denn er erfuhr erst vorgestern, daß ich endgültig die Verlobung mit ihm aufhob. Und ich hielt damals schon zwei Tage die Drohbriefe in Händen. Diese Briefe sind von einem andern,

mir wildfremden Menschen, der meinen Vater vielleicht haßte, aus einem mir unbekannten Grunde geschrieben worden."

Wir schwiegen beide. Sie hatte sich in den Schaukelstuhl gesetzt, ich stand an der Tür und horchte auf den Platz hinaus, der menschenleer war; nur in der Ferne hörte ich einen Wagen auf dem Sand der Paseo-Promenade knirschen; wahrscheinlich war es der Wagen der Mexikanerin.

Die Zeit schien still zu stehen. Es wunderte mich, daß das Mädchen nicht schluchzte, nicht weinte, wie es andere Frauen getan hätten, wenn ihnen so viele Schrecken an einem Tage begegnet wären.

„Es ist besser, wir besprechen hier im Dunkeln, was zu tun ist; ich fürchte, im Wagen, der draußen fährt, könnten wir leichter von Spionen des Polizeipräsidenten beobachtet werden, leichter als hier," sagte ich.

„Ich möchte wissen, ob mein Vater am Herzschlag gestorben ist, — oder ob, ich möchte es nicht ausdenken — ob der Polizeipräsident meinen Vater beim Frühstück hat vergiften lassen." Und trocken und hart und ohne Tränen in der Stimme sprach das Dunkel, in dem das Mädchen saß, zu mir weiter: „Dann würde ich den Mörder meinem Vater nachschicken, damit er drüben im Tod Abbitte tut."

Der weiße Vorhang der aufgeschlagenen Glastüre klatschte im Nachtwind an die Wand.

Ich mußte unwillkürlich erschrocken auf den gespenstigen weißen Vorhang starren, der so laut klatschte, als stünde dort in der Ecke des Mädchens Vater, der seinen Beifall kundgäbe.

Große langstielige Tuberosen, die draußen im Vorgarten in weißen Reihen am Straßengitter standen, dufteten so stark wie der Geruch von Totenkränzen, — Totengeruch, der leidend und schmachtend und aufdringlich den Geruch des Lebens übertäuben wollte.

Ich beobachtete auch eine Weile Hunderte von Insekten um die Straßenlaterne draußen, die einen wahnwitzigen Tanz um das Laternenglas vollführten und aufgeregt und todeslüstern auf das Licht losfuhren

und todeserschreckt zurückprallten und sich von neuem über das Licht warfen, schwindlig vor Lichtlust und Todeslust.

Von meinem Besuch sah ich nur die blitzenden Spitzen der Lackschuhe, die in die Helle der Diele reichten, während der Körper des Mädchens in dem schwarzen Seidenkleid und der schwarzen Spitzenmantille vollständig im finstern Zimmer verschwand.

Ich betrachtete die Lackschuhe, die auf den großen Agraffen ein feines bläuliches Glanzlicht zeigten. Und in den spiegelnden dunklen Agraffen sah ich vornübergebeugt einen blitzenden bläulichen Punkt, der immer heller wurde, als wenn die Fußspitze der jungen Dame mir näher käme, als ob sich von den Füßen, die da in mein dunkles Zimmer gekommen waren, eine bläuliche Helle gespenstig über das ganze Zimmer verbreitete.

Das Zimmer wurde hell dämmerig, und die junge Frauengestalt erschien wie vom Licht der heller werdenden Wände getragen zu werden. Ihr Gesicht, ihre Hände tauchten bläulich aus der Dunkelheit, und sie war plötzlich aus dem Dunkel wie auferstanden und verklärt von den weißen Zimmerwänden beschienen. Ich sah in der feierlichen Helle die elegante jugendliche Erscheinung näher als am Tag, intimer, mir zugehörig und nahe wie ein Gedankenbild, das man in der Nacht in Träumen erlebt, und das mit dem Träumenden eine Welt bildet, die intimer als die wache Welt des Tages ist.

Der Mond war draußen bei der Kolumbusstatue langsam über das Dach eines fernen Gartenhauses gestiegen, und der Mond malte mir jetzt das junge Geschöpf in mein Zimmer mit seinen behutsamen, einfachen bläulichen und grauen Farben, die in atemlosen Augenblicken dem sehnsüchtigen Menschenauge oft mehr Zutraulichkeit geben können, als die siebenfarbige Sonne.

Wie seltsam, daß sie nicht eine Träne weint, dachte ich wieder, und bewunderte die blanken, großen schwarzen Augen des Mädchens, die beinahe so hell wie die schwarzen Steinagraffen ihrer schmalen Lackschuhe in den Mond sahen. Für sie ist ihr Vater noch nicht

tot; sie weiß es nur, kann es aber noch nicht erleben. Das „Empfinden des Todes" will wie jedes Empfinden seine Zeit haben; es ergießt sich langsam über den Trauernden. Wie alles Geschehen hat auch die Trauer ihr Wachstum, ihren Gipfel und ihr Absterben. Nichts ist da, alles kommt, ist und geht, — diese Dreiheit ist der uralte, ewige Lebensgang in allem Empfinden. So sprach ich jetzt zwar nicht wörtlich mit mir, aber so sprach mein Herz im tiefsten Blut; und erst später, wenn ich über diese Minuten nachdachte, war mir bewußt, daß mein Herz damals so gedacht hatte, während mein Auge staunte, daß das Mädchenauge im Mondschein vor mir nicht weinen konnte.

„Ich werde so ruhig," sagte sie langsam, „Ihre Nähe macht so ruhig; es ist, als strahlten Sie die Milde eines fernen, fremden Landes aus, die Milde des gesitteten Europas, das Sie auch hier in dem abenteuerlichen Mexiko noch immer umgibt."

„Ich war heute gar nicht ruhig," mußte ich eingestehen. „Heute mittag, als ich eben von einem Juwelier kam, wo ich mir einen Opal in einen Ring hatte fassen lassen, und als ich den Ring an den Finger gesteckt hatte, überfiel mich gleich die unruhige Trauernachricht, die ich aus der Zeitung im Schaufenster eines Zeitungsbureaus im Vorübergehen las, und ich eilte hinaus vor die Stadt, gepeitscht von Unruhe."

„Opale bringen allen Europäern Tränen, aber nicht den Menschen, die hier geboren sind; denen tun die Opale nichts zuleide, so sagen die Indianer hier," sprach die Mondbeschienene gedankenvoll.

„Dann werde ich meinen Opalring verschenken," sagte ich lakonisch.

„Wenn der Ring Ihnen heute die Nachricht vom Tode meines armen Vaters brachte, dann — möchte ich gern, daß Sie den Ring mir geben; ich würde Ihnen gern einen andern Edelstein dafür zurückgeben. Der Opal, der heute gleich so bedeutungsvoll für Sie und mich wurde, soll mir eine Erinnerung sein, wenn Sie wieder in Europa sind. Und damit Sie Mexiko bald vergessen, möchte ich Ihnen einen Rubinring

geben, der alles Unangenehme im Leben rasch für den vergessen macht, der im Sommer geboren ist. Sie erzählten mir auf der Herreise, daß Sie im Juli geboren sind; also, bitte, nehmen Sie den Rubin, der der Stein des Julimonats ist; er hat meinem Vater gehört."

Und das junge Mädchen nestelte, während sie das sagte, an ihrem Armband, daran sie verschiedene Schmuckgegenstände klingelnd trug, und reichte mir einen Ring, der auch noch im bläulichen Mondschein rötliches Feuer hatte. Ich dankte ihr verblüfft.

Ich gab ihr darauf meinen Opalring, den sie an ihrem Armband befestigte, indessen ich den Rubinring, der mir gut paßte, an die Hand steckte, wobei ich immer noch schwieg und tief erstaunt war. Vor Staunen und Unklarheit über den plötzlichen Ringtausch hatte ich meine Sicherheit verloren.

Im fremden Lande steht man jeden Augenblick auf unsicherem Boden, der vom Gedröhn sich jählings folgender Überraschungen unter den Stiefelsohlen stetig zu zittern scheint, dachte ich für mich. War der Ringtausch eine Annäherung, oder sollte der Rubin mir helfen, sie, das junge Mädchen, so bald wie möglich zu vergessen und alles, was mit ihr zusammenhing, der Vergessenheit zu übergeben?

„Was werden Sie jetzt tun?" fragte ich sie, als sie vom Stuhl aufstand und ihren Mantillenschleier über ihre Haare in die Stirn zog. „Wie kann ich Ihnen behilflich sein, Klarheit zu bekommen, ob Sie sich in Ihrer Vermutung täuschen, daß Ihr Vater eines unnatürlichen Todes starb, oder ob Sie recht haben? Darf ich fragen, ob Sie des Arztes, der den Tod Ihres Vaters als durch einen Herzschlag eingetreten erklärte, ob Sie dieses Arztes sicher sind? Wissen Sie, daß er ein ehrlicher Mann ist und in keiner Beziehung zum Polizeipräsidenten steht?" — Ich wunderte mich, während ich sprach, über meine Sprache, die wie eine offizielle Zeitungssprache wurde.

„Ich kenne den Arzt gar nicht, man hat den Arzt erst auf der Polizei telephonisch herbeigerufen, als die Schutzleute meinen Vater auf die Wache brachten."

„Wünschen Sie, daß ich morgen beim Stiergefecht in der Loge mit dem Präsidenten der Republik selbst spreche und ihn auf den Fall aufmerksam mache? Ich kann das leicht tun, und wie ich den Präsidenten kenne, ist er ein so warmherziger Mann, daß er sicher alles tun wird, um in Erfahrung zu bringen, ob der Tod des Abbés ein natürlicher war, sobald ich ihm nur andeute, daß im Publikum Zweifel auftauchen."

„O, ich danke Ihnen — ich danke Ihnen — ach, ich fürchte so sehr, Sie öffentlich in diese Angelegenheit hineinzuziehen... Nein. — Ich wünschte —," sie zögerte, weiter zu sprechen.

„Sagen Sie nur, was Sie wünschen!" sagte ich eindringlich.

„Ich wünschte — für Sie, — daß Sie alles vergessen und abreisen möchten. — Verzeihen Sie mir, — ich kann mich nicht mehr beherrschen —"

Sie sank in den Stuhl zurück. Sie hielt die Hände vor das Gesicht, und wie eine Sturmflut, die hinter der Starrheit der schwarzen gläsernen Augen seit Stunden sich angestaut hätte, so brach jetzt ein Schluchzen, ein Stöhnen, ein Wimmern, ein ruckweises lautes Weinen aus der Brust und aus der Seele des Mädchens hervor, und es war für mich unmöglich, in dem mondmilden Zimmer korrekt neben der Weinenden zu stehen und das Schluchzen bloß anzuhören; ich hätte mich tot wie eine fünfte Wand im Zimmer gefühlt, hätte ich nicht meinen Arm um die Weinende gelegt und ihr Haar gestreichelt, ihre Hände, ihre Wangen. Ich fühlte, wie sie, aufgelöst vom Schmerz, nach einem Ruhepunkt, nach einem Menschenherzen schluchzte: „Meine Mutter ist selbst ganz gebrochen von Trauer, bei ihr darf ich nicht weinen," stotterte sie unter stoßweißem Schluchzen. „Ich muß endlich weinen, oh — mein armer Vater, oh — mein armer, armer Vater; o Gott, räche ihn, räche ihn, oh, ich will den ermorden, zehnfach ermorden den, der meinem armen Vater den Tod angetan hat. Oh, er ist nicht natürlich gestorben, er ist ermordet worden. Dieser Mensch, dieser furchtbare Feigling, den ich nie liebte, der mich nur aus Ehrgeiz heiraten wollte, um mit dem Präsidenten

der Republik verwandt zu werden, der ist sicher sein Mörder gewesen. Aber ich töte ihn, ich werde morgen schon meinen Vater rächen. Morgen — ich weiß es, niemand anders als er wollte meinen Vater aus dem Wege schaffen, niemand anders, weil mein Vater mir als Beichtvater von der Verbindung mit jenem Menschen abgeraten hat. Er hat als Beichtvater von vielen Leuten viel Ungeheuerliches über den Polizeipräsidenten erfahren, er erkannte ihn, und weil der erkannte und durchschaute Mensch meinen Vater fürchten mußte, hat er meinen Vater vergiftet. Er hat ihm beim Frühstück Gift reichen lassen, — es ist nicht anders möglich, ich weiß es. Plötzlich sehe ich alles klar. Jemand sagt es mir hier in Ihrem ruhigen Zimmer. In Ihrer ruhigen Nähe sehe ich das ganze Verbrechen klar vor mir, als ob es mir der Mond aufklärte, und die weißen Zimmerwände erzählen es, und die Ruhe und die Güte, mit der Sie mich behandeln, — alles macht es mir klar: mein Vater ist ermordet, vergiftet — von dem Ungeheuer von Mann, der mich zwingen will, ihn zu heiraten, und der glaubt, ich würde mich von neuem wieder mit ihm verloben, da mein Vater tot ist und mich nicht mehr bereden und mich nicht über den Charakter des Mannes, den er durchschaute, aufklären kann —"

Sie lachte mitten unter den Tränen in gesteigertem Haß auf.

„Und dazu muß er mir meinen Vater ermorden, — um seinen Wahn, seinen Trotz, seinen Hochmutsglauben zu befriedigen, — nie, niemals hätte ich wieder diesen Mann, dem ich nur auf Zureden meiner Mutter mein Jawort gegeben hatte, von neuem meine Hand gegeben, — niemals, — auch wenn mir jeder das Beste von ihm erzählt hätte. Seit ihm im Zorn der Schwur entfahren ist, daß er uns alle verderben wollte, wenn ich von der Verlobung zurücktreten würde, seitdem bin ich überzeugt gewesen, daß er im Grunde einen niedrigen, streberischen, hartherzigen und selbstsüchtigen, verbrecherischen Charakter hat —"

Plötzlich schwieg sie mitten in der stürmischen Anklage, — sie sah auf, — es wurde todstill, — sie sah

mich an, — ich war neben dem Stuhl auf die Knie gesunken.

„Ich will Sie rächen an dem Kerl!" rief ich ehrlich ekstatisch und war zugleich erschrocken über die Figur, die ich machte: daß ich hier niederkniete wie in einem Schauspiel, wie in der Mondscheinszene eines Liebesdramas auf einer Provinzbühne. — Mein Verstand korrigierte mein unüberlegtes Gefühl. Ich richtete mich rasch auf und ging im Zimmer auf und ab, rasch auf und ab, und fühlte in dem Schweigen, daß mir die Augen des jungen Mädchens, das nicht mehr weinte, folgten; und es peinigte mich, daß ich lächerlich gewesen war, und ich wollte es wieder gutmachen und blieb im Schatten der Wand, und nicht im Mondschein beim Klavier, stehen und sagte:

„Es ist schwer, zu wissen, ob hier ein Mord vorliegt oder nicht, aber ich schwöre Ihnen: ich werde es auf irgendeine Weise erfahren, und sollte ich selbst dabei zugrunde gehen."

Dieser letzte Satz war mir wieder etwas theatralisch entschlüpft, ich verstand mich gar nicht mehr; was hatte ich nur, daß mir alles einfache Sprechen abhanden gekommen war, daß ich immer in viel zu viel Überschwang verfiel, der mir gar nicht zukam, und den ich sonst an anderen haßte?

Da leuchtete im Dunkeln der rötliche Rubin an meiner Hand auf, die auf den Tasten des offenen Klavieres nervös und lautlos hinstrich. Machte dieser rote Edelstein so überschwenglich feurig, daß er mir Worte in den Mund legte, die mich zum Südländer machten und mir alle besonnene deutsche Art nahmen? Ich vergaß aber den Stein wieder. Denn die junge Mexikanerin war nun aufgestanden. Ohne ein Wort zu sprechen, kam sie aus dem Mondschein in den Schatten, zu mir an das Klavier; sie faßte nach meiner Hand und wollte sie küssen. Ich zog die Hand zurück und umschlang das junge, geschmeidige Geschöpf, das sich an mich schmiegte und sich küssen ließ, als ob es unter meinen Küssen und an meiner Brust nun wirklich Ruhe, tiefe, ernste Ruhe gefunden hätte.

„Rennewart," sagte sie und küßte mich auf mein Schläfenhaar, während ihr Gesicht auf meiner Schulter lag.

„Orla," sagte ich leise, und ich strich ihr über die Wangen und sah wieder den rosa Feuerschein des Rubinringes an meiner Hand, während ich ihre Wange und ihren Hals streichelte.

„Orla, kommst du mit mir nach Europa?"

Sie schüttelte leise den Kopf und weinte auf meiner Schulter und schwieg.

Nun wußte ich — und es rieselte mir ein kaltes Gefühl durchs Blut —, das Mädchen, das ich streichelte, liebte nicht mich, es liebte augenblicklich nur den Mann in mir, der ihren Vater rächen wollte.

„Orla, warum küßt du mich, wenn du mich nicht liebst?" fragte ich erschrocken und sanft.

Orla weinte.

Plötzlich aber, als ob sie fürchtete, sie könnte mich zurückstoßen und vielleicht verlieren und mich unmutig und zur Rache unlustig machen, plötzlich umschlang sie mich, zog mich leidenschaftlich an sich; meine Hand, die ich fallen ließ, und mit der ich sie nicht mehr streicheln wollte, riß sie von den Tasten des Klaviers zurück, so daß es laut anschlug und einige Dissonanztöne die Mondstille des Zimmers schrill aufstörten.

Dieser Klang des banalen Klaviers machte uns wach. Wir ließen voneinander. Ich begleitete sie zur offenen Tür, wir blieben nicht im Mondschein stehen, das Mondlicht schien mir greller als alle Sonne.

„Kommst du morgen wieder?" konnte ich nicht unterlassen zu fragen.

„Ich gehe nicht, ich gehe nicht, komm in meinen Wagen!" sagte sie leidenschaftlich und legte beide Arme auf meine Schultern und sah mich mit mondglitzernden Augen an, angstvoll, bittend und zwingend. „Bedenke, daß wir noch nicht gesehen sein wollen, bis wir alles erfahren haben, was wir von deinem armen Vater wissen wollen."

Ich war froh, daß ich mich so hart beherrschen, es so stolz verbergen konnte, wie sehr ich mich sehnte,

mit ihr im Wagen, unter dem Mond, hinaus in die Nacht zu fahren.

„Oh, wie ruhig du plötzlich sein kannst!" klagte sie jetzt. „Komm mit mir, ich gehe weiter mit dir, weiter als nach Europa!" — Und sie lächelte. —

Ah, — da durchfuhr mich ein Schmerz, — ich hatte sie für ganz jungfräulich unschuldig gehalten, und nun sprach sie so reif wie eine Wissende, die alle Geheimnisse der Liebe und Umarmung beherrschte. Ich schämte mich meiner Naivität, meines deutschen Glaubens an die Reinheit der Frauen; meine Seele war mir wie ein weggeworfenes Papier zerknittert, und ich verlor die Lust, das Mädchen zu küssen; sie kam mir wie auf der Gasse oder wie von Räubern geschändet vor.

„Wer war der Räuber, der dich früher einmal raubte", fragte ich halb gutmütig lächelnd, um meine bittere Enttäuschung zu verbergen.

„Frage mich nicht, — du machst, daß ich mich umbringen könnte, wenn ich mir unter deinen ruhigen Augen gestehen soll, daß er es war, der vielleicht der Mörder meines Vaters geworden ist."

„Verflucht, unmöglich!" brach es vor Entsetzen und Staunen aus mir hervor. „Der Polizeipräsident? — Der?"

Sie riß meinen Kopf an ihre Lippen und sagte: „Sprich nicht von ihm. Du bist ein Heiliger gegen diesen Menschen."

Dann lief sie fort. Ich ging hinter ihr her bis zur Straßenecke, sie winkte ihrem Wagen. Sie gab mir noch einmal unter den Augen des Kutschers fest die Hand, sie stand in der schwarzen Mantille, mit den Handschuhen in der Hand und mit den halbentblößten Armen, prachtvoll und reizvoll vor mir, so daß ich ihre Hand plötzlich wieder heftig drückte, ihren Arm streichelte und halb scherzend sagte: „Komm morgen abend wieder! Du bist so schön, daß alle Heiligen dir gut sein müssen."

„Morgen?" fragte sie erschrocken und sah mich groß an.

Oh, ich hatte vor ihrer Schönheit im Mondschein

sogar vergessen, daß sie zu Hause eine weinende Mutter hatte, daß sie der Leiche des Abbé zum Grabe folgen mußte und dann erst wiederkommen konnte.

„Ich gehe mit meiner Mutter morgen zum Stiergefecht," sagte sie plötzlich rasch, „dort darfst du mich anschauen, aber bringe mich nicht zum Weinen. Meine Mutter sagt, wir müßten hingehen und dürften bei den drei Nationalsonntagen nicht fehlen, es würde sonst auffallen, daß wir wegblieben, und man könnte böse Klatschereien machen. Ich finde zwar, meinen Vater, der als Abbé allgemein als unser Familienfreund bei uns bekannt war, könnten wir auch öffentlich betrauern und sollten nicht zum Fest kommen, aber meine Mutter ist wegen der Briefe, die seit der Haussuchung in den Händen der Polizei sind, so aufgeregt, daß sie zum Stierkampf gehen und versuchen will, den Polizeipräsidenten dort zu sprechen."

Ich stand gedankenvoll da und konnte den Wagenschlag noch nicht zudrücken.

„Auf Wiedersehen morgen!" sagte ich endlich ruhig.

„Auf Wiedersehen — Ich liebe dich! — Dich, ruhigen Europäer!" Sie wendete mir rasch die Lippen zum Kuß hin und drückte den Wagenschlag zu. Dann fuhr sie fort, und ich ging nicht von der Stelle und sah dem Wagen nach, der bald hell, bald dunkel durch die Mondscheinstreifen und durch die Baumschatten unter den gewaltigen Laubnetzen der gigantischen Alleebäume des Paseo fortjagte.

Langsam ging ich um den Halbkreis des Platzes der Glorieta di Colon auf dem Trottoir zu meiner Wohnung zurück.

Ich erstaunte über meinen winzigen Schatten: es mochte elf Uhr sein, und unter dem hohen Tropenmond, der senkrecht über mir stand, ging ich fast schattenlos hier auf dem schneehellen Asphalt des Trottoirs. Es war, als fehle mir etwas Altbekanntes. War ich wie Peter Schlemihl geworden, die alte Märchenfigur Chamissos, die ihren Schatten verloren hatte? Oh, ich hatte mehr verloren, viel mehr heute abend, ich hatte ein Ideal, eine Seele, eine Leidenschaft verloren. Was geblieben war, das war

nicht mehr Lust, sondern Lüsternheit, nicht mehr Inbrunst, sondern — Brunst des Körpers nach vagabundenhafter Frauenschönheit.

„Alter Idealist, alter Europäer! Altes deutsches Gemüt!" so spottete ich, während ich mich um mich drehte und verwundert meinen Schatten am Boden im Mondschein suchte und statt eines Schattens nur einen kreisrunden Fleck um meine Füße sah, wie ein rundes schwarzes Brett unter einer Spielzeugfigur aus einer Nürnberger Spielzeugschachtel, — so klein zusammengeschrumpft war mein Schatten unterm senkrechten Tropenmond. „Welch ein Tag, welch ein Tag!" sagte ich halblaut vor mich hin und setzte mich in meinem Salon in den Schaukelstuhl und wollte überlegen, was mir heute alles gedroht hatte; denn das Geständnis, daß ich kein junges Mädchen, kein unerfahrenes Geschöpf, sondern eine reife, erfahrene junge Frau in der Mexikanerin liebte, — das machte mir alles plötzlich unheimlich komisch. Deine Leidenschaft ist zu einer Mißgeburt ausgeartet, dachte ich. Statt daß ich Unerfahrenheit und erste Mädchenhingabe errungen hatte, bot sich mir reife Frauenliebe, geschultes verständiges Liebesempfangen und bewußtes Liebesgenießen an.

Wie die Welt sich hier in Mexiko stündlich verwandeln kann: Ich war heute zum Heiligen in Ixtapalapa erklärt worden, und mir hatte sich eine Heilige in ein reales Menschenkind verwandelt. Ein Lebender war ein Toter geworden. Ein Polizeipräsident zum Verbrecher, ein Opalring war jetzt in einen Rubinring verwandelt worden, und ein feuriger ehrlicher Liebhaber in einen feurigen ehrlichen Lüstling. Einem menschenfressenden Gott war ich entflohen, um der menschenfressenden Liebe in die Arme zu laufen.

Schlangen hatten mich heute verschont, und eine Frau hielt mich jetzt umstrickt und machte vielleicht morgen schon einen Mörder aus mir, der ihren Vater zu rächen, sich nicht vor Menschenblut scheute und schonungsloser als die Schlangen wurde.

Herrgott, ja, ich war in einem Zauberland; viel-

leicht war morgen schon wieder alles nicht wahr, und vielleicht wurde es niemals übermorgen, und alles blieb bei heute, wenn jetzt zum Beispiel jemand draußen am Vorgarten vorbei ginge, seinen Revolver abfeuerte und mich erschösse, angestiftet vom Polizeipräsidenten, weil ich seine ehemalige Braut und Geliebte bei Nacht hier empfangen hatte.

Mit einigem Galgenhumor betrachtete ich den rötlichen Rubinring an meiner Hand, dann stand ich auf, schloß die Glastüren, zog die Vorhänge zu und versuchte, als ich das Klavier schließen wollte, die Töne des Liedes der Ausruferin zu finden, von der das Mädchen gesagt hatte, daß sie sie mit Botschaften zu mir geschickt hätte.

Ich klimperte noch eine Weile die drei, vier Ruftöne, dann schloß ich das Klavier und ging in mein Schlafzimmer hinauf und war vor dem Spiegel ganz erstaunt, als ich bemerkte, daß ich noch im Reitanzug und in Gamaschen dastand.

Ich war sogar zu übermüdet, um an Essen und Trinken denken zu können; ich legte mich unter das Moskitonetz und schlief trotz zahlloser singender Quälgeister, zu Tode erschöpft, für ein paar Stunden ein.

Gottlob, daß die Götter den Schlaf erfunden haben; ohne Hilfe des Schlafes käme man sonst in manchen erregten Zeiten keinen Augenblick zu sich selbst. Man müßte sonst immer das Leben der andern leben; nur der Schlaf garantiert einem, daß man, wenn auch nur für ein paar Stunden, sein unumschränkter Herr wird. Wenn ich mich gar zu lebhaft von der Welt in Mitleidenschaft gezogen fühle, dann erscheint mir manches Mal der Schlaf als der einzige Zufluchtsort, der zurück zur persönlichen Ehrlichkeit führt.

Aber hier in Mexiko, umgeben von Moskitos, war es schwer, sich selbst nachts im Schlaf zu sich zurückzufinden.

„Nächste Woche reise ich ab!" Das sagte ich mir laut vor, wobei ich mir schwor, wenn mich am Tag vor der Abreise die Reue wieder überfallen würde, nur an die Moskitos zu denken.

Europa, süß schlafendes, moskitofreies Europa, wie bist du so weit! Ahnte ich denn jemals, daß man nicht überall zu Hause sein kann, wo einen die Reiselust hinführt. — „Willst du mit mir nach Europa?" so hatte ich vorhin das schöne Mädchen gefragt. Sie hatte den Kopf geschüttelt. Und doch wollte sie mit mir weiter als nach Europa reisen? Sie wollte mir alles, alles geben, sich selbst, — wenn ich ihr bei ihrer Rache helfen würde.

Hatte sie mich wirklich lieb? Fürchtete sie sich vor dem gesitteten Europa und schämte sie sich dort ihrer Abenteurernatur, weil sie nicht dorthin wollte? — Wer konnte das beantworten? Sicherlich wußte sie selbst nicht zu antworten! Wenn sie nicht nach Europa wollte, so war das Gefühl bei Orla ähnlich dem Gefühl der Angela, die auch keine Wagenfahrt nach dem Wallfahrtsort machen wollte, sondern lieber ins Mißgeburtenmuseum zu ihrem Paolo fuhr. Vielleicht hatte auch Orla noch einen Paolo hier, irgendwo, von dem sie noch nicht gesprochen hatte.

Jetzt schien mir alles möglich.

„Ich muß sie doch fragen, ob sie mich neulich im Sumpf in den Staubhöhlen gern umbringen und mich untersinken sehen wollte." Ich seufzte und schlief ein.

Am nächsten Nachmittag blieb ich in der Arena in der Loge des Präsidenten der Republik nur so lange, als es die offizielle Höflichkeit erforderte. Nachdem ich die mir bekannten mexikanischen Würdenträger begrüßt und mit dem Präsidenten den üblichen Händedruck ausgetauscht hatte, zog ich über meinen Frack den hellen Regengummimantel, den man hier Nachmittags „vor dem Regen" immer bei sich haben muß, und schloß mich einigen Bekannten an, um hinunter zu den Ställen zu gehen und die Stieropfer, die dieser Sonntag fordern sollte, zu besichtigen.

Man hatte mir erzählt, es seien für die drei Nationaltage fünfzehn Stiere aus Spanien importiert worden; da sich nicht alle mexikanischen Stiere zum Kampfe eignen und die Spanier besondere Kampfrassen züchten, ließ man das Material zu den Nationalfestsonntagen direkt aus Spanien kommen.

Aber die Stiere interessierten mich nicht. Ich hatte einen Bekannten gefragt, ob er mir den Polizeipräsidenten zeigen könnte; und da er ihn nicht fand, fragte ich den wachthabenden Adjutanten des Präsidenten, der mir versicherte, der Polizeipräsident habe eine leichte Erkältung und käme heute nicht zu den Festlichkeiten; er sei bereits durch einen Diener abgemeldet worden.

Unten bei den Ställen der Stiere ließ ich meine Freunde vorausgehen. Ich selbst betrat einen der Entreekorridore, deren vier wie Schachte von vier Seiten in den Zirkus der Arena einmünden.

Hier stellte ich mich neben dem Musikkorps auf, das da auf der Tribüne spielte, und von hier konnte ich gut die Loge des Präsidenten der Republik und rechts und links von dieser die Logen der Damen der mexikanischen Aristokratie beobachten, ohne im Gedränge selbst beachtet zu werden. Denn die Arena ist in zwei Halbkreise geteilt. Die eine Hälfte des Zirkus, die Schattenseite, ist für die weiße Rasse, spanische Mexikaner, Amerikaner und Europäer, die andere Hälfte, die Sonnenseite, ist für die farbige Bevölkerung bestimmt, für Indianer und Neger. Ich hatte den Diener meines Wagens gerufen, ihm meinen Zylinder gegeben und mir meinen weißen Panamastrohhut aus dem Wagen bringen lassen. Ich knöpfte jetzt den Gummimantel zu, und niemand konnte nun drüben aus den Logen in mir einen der offiziell Eingeladenen vermuten. Ich stand mit meinem Opernglase neben einigen weißen Clerks, welche die billigen Plätze auf der Sonnenseite der Indianer den teureren Plätzen auf der Schattenseite vorgezogen hatten. Unter meinem tief in die Stirn gezogenen Panamahut, hinter meinem Opernglas, konnte ich nun gut alle Gesichter der geladenen Gesellschaft beobachten. Ich suchte und suchte alle Damenreihen ab, alle weißgekleideten und mit weißen Spitzenschleiern frisierten Mexikanerinnen, die große rote Rosen-, Nelken- und gelbe Tigerlilienbuketts vor sich auf den Brüstungen der Logen liegen hatten. Die weißen Spitzen und Schleier gaben allen Damen, auch den ältesten, das Aussehen von Bräuten,

und die Reihen der Blumenbuketts vor ihnen waren wie bunte Reihen langer Blumenbeete, dahinter die tief dekolletierten bleichen Brüste und die gepuderten bleichen Gesichter mit den großen sichelförmigen schwarzen Augenbrauen und mit den üppigen rot gefärbten Lippen wie Reihen von Wachsfigurenköpfen in Friseurschaufenstern auf die Arena hinabsahen. Die Frisuren, die Armgelenke, die Ohren und die Hälse aller Damen glitzerten von Goldgehängen und von Diamantenkrusten, alle Fächer wippten, die farbigen Tücher der Fahnen über den Logen hingen regungslos über den Köpfen der geputzten Gesellschaft; denn ein brennend blauer Sonnenhimmel stand träge und einfarbig über der Arena. Kein Windhauch rührte die Fahnentücher, nur die Damenfächer und die Damenköpfe und die Brillanten bewegten sich ruckweise und geschäftig. Die Musik spielte eine Opernouvertüre. Die Sonnenseite der Arena, auf der ich stand, war so heiß, daß es mir schien, als drücke sich die Sonne wie flüssiger Siegellack durch meinen Panamahut, und als könne der Strohhut jeden Augenblick Feuer fangen.

Ich suchte die jungen Augen, die gestern abend bei mir in den Mond gestarrt hatten, die geweint hatten, die Zuflucht bei mir gesucht hatten, die ich geküßt und wieder geküßt hatte, und von denen ich dann abgeglitten war, während sie sich offenbarten und ihr Leben bloßlegten und aus Göttinnenaugen zu Menschenaugen wurden. Ich begriff nicht, daß ich gestern so töricht empfindsam hatte sein können; wie konnte ich Reinheit von einer Frau fordern, die mir keine versprochen hatte, die mir sofort in dem ersten Augenblick eingestand, was sie mir zu geben hatte, und was nicht.

Waren das nicht alte, veraltete Europarudimente in mir, die von der Frau Keuschheit verlangten, wenn man selbst als Mann keine Keuschheit mehr zu bieten hatte? —

Ich fand die junge Mexikanerin nicht, in keiner Loge, so sehr ich auch mit dem Opernglas alle Damengesichter prüfte. Sie war unsichtbar. Sie war nicht gekommen, wenn sie es auch versprochen hatte.

Die alte Sehnsucht nach Leidenschaft stieg in mir auf. Ich verwünschte meine anerzogenen europäischen eingebildeten und tyrannischen Idealansichten. Ich hatte sicher gestern beim Abschied das leidenschaftliche Mädchen verletzt, weil ich nicht mit ihm in den Wagen gestiegen war, wie sie wünschte, und vielleicht schämte sie sich heute, daß ich meinem Staunen so brutal im Augenblick der Enttäuschung Luft gemacht und gerufen hatte: „Verflucht! War es der Polizeipräsident, der dich verführte?"

Sie mußte gemerkt haben, daß ich mich enttäuscht fühlte, weil sie nicht mehr unberührt war, und es machte sie vielleicht bitter, dies mitten in dem Trauerschmerz um ihren Vater sich und mir eingestanden zu haben.

Ich empfand die Musik so laut; die Blechinstrumente dröhnten, als ob die tropische bombastische Sonne den einen Halbkreis der Arena wie ein glühendes Geschütz mit glühenden Kartätschen beschösse. Die Musik donnerte, die Hitze donnerte, und von tausend Füßen und Spazierstöcken donnerten und dröhnten nun die Sitzreihen der trampelnden beifallswütenden Menschenreihen, die jetzt den runden Kessel des runden Amphitheaters bis zum Rand Kopf an Kopf erfüllten, und die Beifall stampften, wahrscheinlich, weil jetzt der Stier oder die unbekannte Stierkämpferin das Theater betreten hatten.

Ich spürte gar keine Lust, das Schauspiel mit einem einzigen Blick zu verfolgen; ich war froh, daß mir die weißen hohen Strohhüte von weißgekleideten Indianerinnen, die vor mir standen, die Aussicht auf die Arena verstellten.

Ich behielt meinen Feldstecher vor den Augen, stand wie in einem Versteck, und suchte immer wieder die weißen Reihen der Damen ab. Ich bemerkte auch, daß noch nicht alle Plätze besetzt waren, und rechts von der Loge des Präsidenten der Republik sah ich noch einige freie Stühle.

Jetzt kommt ein Diener in jene Loge und legt vor einen der freien Stühle ein großes weißes Rosenbukett auf die Logenbrüstung. Er tritt hinter den Stuhl, eine Dame nimmt darauf Platz.

Sie ist es.

Nun nickt sie zu der Präsidentenloge zurück, von wo alle Herren und der Präsident selbst ihren Eintritt bemerkt haben und grüßend nach ihr sehen. Sie grüßt etwas lebhaft und erregt zu den Herren der Loge zurück, nimmt ihre Lorgnette und mustert die Arena.

Sie ist es nicht. Aber es ist ihre Mutter. Das von der Spitzenmantille eingerahmte Gesicht ist sehr geschminkt und restauriert, so daß man die Dame beim ersten Blick für ein junges Mädchen halten konnte. Jetzt aber, wo sie die Spitzenmantille von der Brust und vom Hals zurückschlägt, sieht man die Figur, den Hals und die Büste einer Frau, die schon ältlich ist, und die, sehr weise, ihr Haar weißgepudert hat, um den Silberton des Altwerdens reizvoll interessant zu machen und durch das absichtliche weiße Haar jung zu erscheinen. Daß es die Mutter der Mexikanerin ist, sagte mir die auffallende Ähnlichkeit; sie sieht der Tochter zum Verwechseln ähnlich.

Aber wo ist sie, die Tochter? Warum ist sie nicht mitgekommen. Ist sie krank? Hat sich etwas ereignet? — Ein neues Erlebnis. Auch der Polizeipräsident ist nicht erschienen. Hat das Ausbleiben der beiden einen Zusammenhang?

Ich quäle mich mit Fragen und Sorgen. Darüber habe ich das Entree der Stierfechterin vorübergehen lassen. Ich bemerke jetzt erst an der Stille im Zuschauerraum, daß sich ein spannender Augenblick im Stierkampf vorbereitet.

Mein Opernglas schaut auf den Sandboden hinunter. In dem Rund meines kleinen Glases sehe ich winzig klein, zwischen den Rändern von zwei Indianerstrohhüten unten vor mir, die rotkostümierte Stierkämpferin, im Männeranzug; sie springt zwischen den zwei Strohhüten hin und her, die vor mir die weitere Aussicht auf die Arena verbauen. Jetzt wendet sie sich um. Eine schwarze Seidenmaske bedeckt Stirn und Nase, um die Frau unkenntlich zu machen.

Ich muß an all die Gespräche im deutschen Klub denken, wo man seit Wochen von der Dame erzählte, die den ersten Stierkampf wagen wollte, und die nie-

mand kannte, und die sich nicht einmal dem Präsidenten zu erkennen geben wollte.

Ihr Mund ist sehr energisch. Ihr Kinn sehr vornehm und ihr Hals wundervoll in der Linie; die ganze Person hebt sich in dem enganliegenden roten Männerkostüm wie ein maskierter Page vom grauen Sand ab, als wäre sie eine der vornehmsten jungen aristokratischen Damen und direkt von den Logen oben in die Arena gesprungen.

Ich habe mir eine derbe, muskulöse, untersetzte Frauensperson vorgestellt und bewundere nun dieses gewandte Geschöpf, das wie ein Jüngling, wie ein Page von edelstem Blut da unten bei den Banderilleros und den Reitern vor dem schwarzen Stier tanzt, der bereits von Blut trieft, und dem der bläuliche Blutglanz vom Rücken durch das pechschwarze Fell naß herabrieselt.

Kurze Dolche, an deren Griffen lange blaßblaue und blaßrosa und gelbe seidene Bandstreifen flattern, stecken dem Stier, von den Banderilleros hineingestoßen, hinter den Ohren im Nacken. Und der buntgescheckte Strauß von Dolchen schwankt auf dem gedrungenen Stierhals wie ein lustiger Festkranz, und nicht wie eine eiserne Dolchkrause.

Zwei Pferde, deren Reiter eben abgesprungen sind, und die vor dem zur Raserei angestachelten Stier über die Barrieren in den Zuschauerraum flüchten, liegen am Boden hingestreckt; dem einen Pferde liegen die Gedärme als ein dicker roter Gekrösehaufen unter dem Sattel im Sand, dem andern hat der Stier den Hals aufgeschlitzt, und das Blut aus Maul und Nästern wächst auf dem Sand zu einer großen schwarzen Pfütze, darinnen sich die Tropensonne spiegelt, weiß wie eine Quecksilberkugel.

Nun erscheint die Stierkämpferin wieder klein zwischen den beiden Strohtürmen der Hüte vor mir. Sie schwingt den roten Mantel, um den Stier auf sich aufmerksam zu machen und an sich zu locken.

Die Musik spielt sentimental „La Paloma“, und ich hebe mein Glas dichter vor die Augen, um den mantelschwingenden weiblichen Toreador besser sehen zu können.

Da ist es, als durchzuckte mich der Degen, den sie in der Hand hochschwingt.

Ich bin der festen Überzeugung, die Dame, dieser kämpfende Page da unten in der Arena, sei meine Mexikanerin.

Ich kann mir nicht klar machen, woran ich sie erkenne, aber ich erkenne sie plötzlich Zug um Zug, an Haltung, Gang, Armbewegung. Würde sie zu Pferd sein, so wäre ich überzeugt, daß es nur sie und sonst niemand sein könne.

Ich habe aber keine Zeit, sie zu beobachten, sie ist wieder hinter den Hüten verschwunden. Nun verwünsche ich meinen Platz. Ich werde unruhig. Ich bedenke nicht mehr, daß ich einen Frack und eine weiße Weste unter dem Mantel anhabe, ich knöpfe meinen Mantel auf, der mir zu heiß wird. Ich dränge vor, die Indianer sehen sich zögernd um. Als sie einen Herrn in europäischer Gesellschaftstracht zwischen sich sehen, machen sie mir alle Platz, als ob ich der Präsident der Republik in eigenster Person wäre.

Aber da ich zögere, vorzutreten, blicken sie sich untereinander verwundert an. Ich sehe eben, wie sich der Stier unten dicht vor der Frau aufstellt, daß er den Kopf bis auf den Sand senkt und von unten einen Hieb mit seinen Hörnern macht, der den Mädchenfingern aber nur den roten Mantel entreißt. Der Stier schleudert den roten Fetzen von sich und sinkt plötzlich, vom Blutverlust zitternd und geschwächt, in die Knie.

Der Degen des weiblichen Toreador fährt ihm wie eine lange Nadel, sicher geführt und hart gestoßen, durch den Hals in die Brust hinunter, so daß wahrscheinlich dem Stier das Herz getroffen ist.

Mächtig dröhnender Beifall tobt rings um das Rund des Theaters; tausend Arme, tausend Hüte fliegen in die Luft, tausend Hände klatschen wie ein knatterndes Gewehrfeuer; tausend Füße stampfen unaufhörlich, endlos, und tausend Bravorufe schallen. Fächer, Hüte, Geldtaschen, Blumenbuketts, Handschuhe, goldene Uhren, Taschentücher, ein Regen von klirrenden, flatternden, glitzernden Dingen wirbelt aus allen Logen

durch die Luft, von allen Plätzen, von allen Reihen, und das Winken der Frauen und das Händeklatschen und Füßestampfen nimmt kein Ende.

Mitten in dem Hagel der tausend Gegenstände steht die Stierfechterin bei dem zusammengestürzten schwarzen toten Stier, der da wie eine schlafende Katze, die Schnauze nach dem Schwanz gedreht und harmlos aussehend am Boden kauert.

Eben kommen sechs lichte Schimmel, auf den Köpfen rote Straußenfedern, zwei und zwei hintereinander vor einen eisernen Rechen gespannt, in die Arena. Und es sieht so aus, und es klingelt von Schellen am Geschirr der stampfenden Pferde, daß man glaubt, nun beginne eine Zirkusnummer.

Meine Lippen flüstern: „Orla! Orla! Orla!“ Als könnte ich durch die schwarze Maske der Stierfechterin sehen, so deutlich erblicke ich Orlas Gesicht dahinter. Eine gewaltige Aufregung macht mich mitten im Sonnenschein kalt und heiß, als ob ich in kalten und eisigen Luftströmungen auf einem freien Berge stünde und ins Tal hinunterschaute, wo Blut, Kampf, Tod und Triumph herrschen — und Liebessehnsucht.

Man hat den Stier auf den eisernen Rechen gelegt, und die Stierfechterin soll den Triumphrundgang vor den sechs weißen Schimmeln antreten, die den getöteten Stier auf dem Rechen hinter sich her schleifen. Man hat die zwei blutigen toten Gäule aus der Arena geschleift und den Sand zum Triumphzug rasch gereinigt und geglättet. Die schellenklingenden Schimmel und die Musik begleiten das Mädchen mit Triumphgetöse, und der Beifall vor dem sich verneigenden Mädchen ist endlos.

Es ist, als sei der Himmel mit Donner und Kaskaden von rauschenden Wolkenbrüchen in die Arena gestürzt, so elementar braust der Beifall, so elementar macht sich hier das Empfinden der Tausende von Zuschauern Luft, deren Blutdurst angestachelt, bis zum Fieber angestachelt wurde.

Es ist, als ob das ganze Theater auf allen Reihen bis hoch hinauf ein zuckender Leib geworden sei, der wie ein bewegter Ring aus Armen, Gesichtern und

Händen, wie eine dicke lebende Schlange rund um die Arena kriecht, darinnen jetzt die fast schwache, zarte Mädchengestalt in roten Kniehosen und weißen Strümpfen und schlanker Taille nochmals erscheint. Nachdem die Schimmel den Stier fortgeschleift haben, steht sie als Siegerin unscheinbar wie eine Marionette dort unten allein im Sand und bewegt sich grüßend nach allen Seiten und vor allem nach den Logen des Präsidenten und der Aristokratie, — aber sie ist dabei immer noch schwarz maskiert. Wieder wirbelt ein noch reicherer Regen von Gegenständen, Blumen, Orangen, Operngläsern, Taschenuhren durch die Luft. — Plötzlich zuckt das sich lächelnd verbeugende Geschöpf zusammen, als habe sie ein Gegenstand an den Kopf getroffen, — man sieht eine kleine Rauchwolke zu ihren Füßen, und mit einem leichten Aufschrei stürzt sie mit dem immer noch maskierten Gesicht vornüber in den Sand, streckt die Arme weit von sich, greift mit den weißen Händen durch den Sand, als ob sie schwimmen wollte, schlägt um sich, als ob sie etwas abwehrte, und bleibt regungslos liegen, die Knie an die Brust heraufgezogen. Totenstille, die Musik bricht jäh ab, und einige Leute eilen von allen Seiten zu der Hingestürzten, tief gebückt, als ob sie auf Händen und Füßen zu ihr liefen.

Ich stoße die Indianer auf die Seite, ich fühle unter meinen Händen die muskulösen Körper von ein paar Dutzend umgestoßenen Indianern, die ich zurückdrängen mußte, um zur Barriere hinunter zu kommen. Ich rede laut mit mir:

„Orla — ist gestorben. Es muß einer eine Pistole vor ihre Füße geworfen haben, und diese ist losgegangen.“ So sprach ich, während ich mich durchdränge, hinunter in die Arena, als ob nur ich allein der Gestürzten helfen könnte.

Ich sehe durch die letzten Menschenreihen, die ich noch zu durchdringen habe, daß die Arena von Menschenmassen gestürmt wird, meistens von Herren, Europäern und Amerikanern, die das Mädchen aufheben. Man hat ihr die Maske abgenommen, aber ich kann nur die schwarze Larve in der Hand eines Herrn sehen.

das Gesicht der Stierfechterin ist verdeckt durch die Rücken der Herren.

Jetzt komme ich an die Barriere, klettere hinüber, schiebe die erstaunten Herren beiseite, — da sehe ich die großen grauen Augen einer mageren Frau, die mich mit geröteten Augäpfeln entsetzt anstarrt; Blut quillt ihr in dünnem Streifen aus dem einen Mundwinkel, man hat ihr einen Herrenpaletot um den Leib gewickelt und Herrenpaletots als Kopfkissen unter ihren Kopf gelegt. Zwei, drei Herren, Ärzte, knien bei ihr und nesteln ihr Hemd am Halse auf.

„Einen Schuß in den Unterleib, oder in die Lunge," sagt ein Herr, mit einer roten Riesennelke im Knopfloch seines Frackes, halblaut zu mir.

„Muß sie sterben?" fragt ein anderer.

„Sie sah hübscher aus mit der Maske. Sie hat ein häßliches Gesicht," sagte ein Offizier neben mir, und er kaut an einer kalten Zigarette, aus der er vergeblich Rauch in die Luft blasen will.

Ich wußte nicht, warum ich dastand.

Es war eine fremde Frau, die von einer ihr unsinniger Weise im Übereifer zugeworfenen Pistole, die sich entladen hatte, zu Tode verwundet worden war.

Ich stehe noch und denke darüber nach, wie so gar nicht ähnlich doch diese Frau in der Nähe der schönen Mexikanerin ist, sie ist viel magerer. Sie ist nicht so graziös. Sie geht mich gar nichts an. Sie rührt nur mein Mitleid, nicht aber meine Leidenschaft. Ich war ein Narr, daß ich eben während einer Viertelstunde ihr alle Aufmerksamkeit gewidmet habe, ohne mich nach der Loge, wo Orlas Mutter sitzt, umzusehen.

Ich schaue hinauf.

Da oben steht aufrecht die junge Mexikanerin neben ihrer Mutter. Aber an ihrer Seite sehe ich einen vollbärtigen, hohen, schwarzen Herrn, nicht mehr sehr jung, der hat den Arm unter Orlas Arm geschoben und hält das Mädchen, vor allen Damen, die sich tumultuarisch neben ihm unterhalten und mit Operngläsern gestikulieren und auf die verwundete Stierkämpferin starren, alle aufgerichtet, als ob die Leute

in allen Logen auf mich heruntersahen, weil ich so erstaunt hinaufstarre.

„Sagen Sie, bitte, ist das nicht dort in der rechten Loge, rechts von der Loge der Republik, — der einzelne Herr in Galauniform, unter all den Damen, ist das nicht —“ Ich mußte schlucken.

„Der Polizeipräsident, meinen Sie?“ sagte höflich der Offizier mit der kalten Zigarette. „Jawohl, und die Dame, deren Arm er hält, ist seine Braut. Ein stolzer Herr, ein schönes Brautpaar. Man sagt, es sei augenblicklich das schönste Brautpaar in der ganzen Hauptstadt.“

„Jawohl,“ sagte ich, „ich kenne kein schöneres!“

Dann, als mich der Offizier um Feuer bat, wurden wir durch Menschen getrennt, die sich zwischen uns schoben, und ich verlor ihn gern aus dem Gesicht, weil mir übel und krank und so trocken im Halse wurde, daß ich fühlte, ich hätte kein lautes Wort mehr sprechen können.

„Welch ein Unfug, Pistolen in die Arena herunter zu werfen; so was kann doch auch nur in Mexiko passieren. Und dort oben steht der Polizeipräsident in eigenster Person und tut, als ob die Sache hier unten unter seiner Würde sei. Er denkt nur ans Vergnügen, der hohe Herr, und an seine reiche Braut.“ Ein norddeutscher Herr sagte das im Vorübergehen zum deutschen Konsul, der mit ihm ging.

Ich ging langsam aus der Arena und vermied es, zu den Logen hinaufzusehen. Aber ich sah noch, wie eben der Präsident mit seinem Stab die Treppen herabstieg, neben ihm jetzt der Polizeipräsident, und wie alle in die Arena eilten, wo immer noch die Ärzte um die Verwundete beschäftigt waren.

Das Theaterpublikum war ein Getümmel von Aufgeregten geworden, man drängte, man stieß sich, man sprach leise, und man schrie sich an. Manche Damen eilten zu ihren Wagen, andere weinten in den Logen. Ich sah die Mexikanerin und ihre Mutter nicht mehr, und als ich zur Ausgangstür hinaustrat, wo die Fahnen in Massen vom Himmel niederwallten, die grünen Girlanden schon welk hingen und die Autos

und Wagen lärmend vorfuhren, da sah ich eben Orla zu ihrer Mutter in den Wagen steigen. Sie zog die Spitzenmantille dicht vor das Gesicht. Sie konnte mich aber nicht gesehen haben. Sie schien sich vor der Menschenmenge zu schämen. Während ihre Mutter vergnügt lachend den Fächer bewegte und die einzige Dame war, die der Unglücksfall der Stierfechterin nicht erschüttert hatte, saß die Tochter regungslos im Wagen.

Der Portier klatschte in die Hände und schrie durch die hohlen Hände laut meinen Namen aus, damit mein Kutscher vorfahre.

Da wandte sich Orla im fortfahrenden Wagen um, aber mein Kutscher schob sich mit den Pferden zwischen sie und mich, ich konnte keinen Blick von ihr auffangen.

Ich stieg in meinen Wagen und ließ das Wagendach schließen, da eben die ersten Tropfen des Nachmittagregens fielen.

Dann lehnte ich mich drinnen in die Kissen zurück und hielt mein Taschentuch vor das Gesicht, als der Wagen fortfuhr. Jeder, der von draußen hereinsah, muß wohl geglaubt haben, daß ich über die verwundete Stierfechterin weinte.

Aber ich weinte nicht. Ich sah immer noch im Geist die Loge, den Arm des Polizeipräsidenten Orlas Arm halten, sah immer dieses Bild. Ich preßte nur mein Tuch an meine Schläfen. Es war, als hätte ich eine Kugel im Kopf und hätte Wundfieber, so heftig preßte sich mein Blut in die Stirn und war um mich wie ein dumpfes Donnern. Schreck, Leid, Bestürzung, Ungewißheit wirbelten in mir durcheinander. Denn Herzbeben ist gründlicher als Erdbeben. Ich sah Hoffnungen einstürzen, hörte Gelächter, ohne daß jemand lachte, hörte Wutgeheul, ohne daß sich meine Lippen öffneten. Das Herz ist ein lebendes Wesen für sich in uns Lebenden. Selten, daß es seine Stimme gebraucht, so selten wie das stille Wild im Walde, das nur aufschreit, wenn es angeschossen ist, das dann klagt und brüllt und eine Stimme bekommt, die es vorher selbst noch nie ge-

hört hat. Und staunend, erschrocken und mit Genugtuung hörte ich aus meinem Fleisch mein Herz schreien, und ich lauschte ihm unter Schmerzen und voll Ehrfurcht.

Der Tropenregen stürzte jetzt draußen nieder, wie Wasserwände stand er um den Wagen; an der nächsten Straßenecke stauten sich Wagen und Automobile, und mein Wagen geriet im Gedränge dicht neben einen anderen, darin die Mexikanerin mit ihrer Mutter saß.

Der Regen aber war dicht und beschlug die Fenster grau, so daß ich die Damen wie in tiefer Wasserflut sah, wie Spiegelungen farblos, wie ein mattes Bild auf behauchten Metallscheiben, — ich sah beide drüben hinter den großen grauen Scheiben ihres Wagens, trotzdem sie ganz nah waren, doch nur wie ferne Erscheinungen. Das Mädchen saß und schrieb mit einem Bleistift in ein kleines Notizbuch. Ihre Mutter saß neben ihr und versuchte, mit dem Taschentuch die Fensterscheibe hellzureiben, was ihr nicht gelang, da der Flutregen die Scheiben von außen trüb bespülte. Die Mutter schien über die Tochter jetzt geärgert zu sein. Diese saß und schrieb und starrte dazwischen der nutzlosen Hantierung der Mutter zu, welche hartnäckig ein Stückchen der Scheibe klarreiben wollte. Die beiden Damen schauten von mir fort, und ich hätte mich gern durch irgendein lautes Zeichen bemerkbar gemacht, aber der Regen vollführte einen solchen zischenden Lärm wie das Sturzwasser an einem Mühlenrad.

Da saßen wir beiden Menschen fast nebeneinander und durften uns nicht einmal die Hände reichen. Ich sah auf das fließende Wasser, das jetzt fast bis an die Achsen der Räder reichte und über einen Meter hoch wie eine Hochwasserflut durch die Straßen raste.

Die Trambahnen standen still. Es war irgendeine Störung eingetreten, und zehn Wagen hintereinander sperrten den Verkehr; wir konnten die Straße nicht kreuzen.

Sollte uns das Leben auch so voneinander fortspülen, sie und mich, wie jetzt hier der Tropenregen vorbeischoß? In einer Stunde würde dieser Regen

wieder vergessen sein, wie ein Nachmittagsereignis vergessen, und niemand kümmerte sich mehr darum, daß man ihn erlebt hatte.

Ist so auch unsere Leidenschaft?

Ich betrachtete Orla. Sie nagte an dem kleinen goldenen Füllfederhalter, mit dem sie geschrieben hatte. Sie sah aus wie eine Meduse. Ihr Haar war geringelt wie Schlangen, und es sah aus, als jage eine Flut von Luftwellen und Gedankenwellen durch seine Locken, die sich natürlich bauschten, als ob das junge Mädchen immer auf dem Rücken eines Pferdes säße, und als ob sich davon das Haar, aus Gewohnheit am stürmischen Reiten, aufbäumte und wellig türmte. Auch wenn sie nicht mehr ritt, behielt das Haar diese kühne, energische Lockenlinie, die immer von Mut und Wagnis sprach.

„Sie hat Milliardärinnenaugen," hatte damals der Reitlehrer zu mir gesagt, als wir zum ersten Male von ihr sprachen. „Sie hat die Augen blank wie blaue Bankscheine," fügte er hinzu.

Er hatte recht: sie hatte die Augen des eisernen Reichtums, Augen, die locken und fernhalten zu gleicher Zeit, wie die Last und die Lust, die der unermeßliche Reichtum mit sich bringt.

Ich hatte gar nicht weiter über ihr Vermögen nachgedacht. Ich erinnerte mich jetzt, daß neulich ein Bekannter im Deutschen Klub erzählt hatte, der Vater ihrer Mutter hätte Kohlenminen in Nordamerika besessen und eine ganze Stadt sein eigen genannt, die auf dem Grund und Boden seiner Bergwerke in dreißig Jahren zu einer Industriestadt erwachsen wäre. Er hätte sich später nach Mexiko zurückgezogen. Seine Tochter, die Mutter Orlas, galt als eine der reichsten Frauen, und als eine der leichtlebigsten in der Republik Mexiko.

Ihre einzige treue Liebe, von der aber niemand wußte, war der Abbé gewesen. Von ihren andern Liebhabern allen wußte man, nur in ihrer Beziehung zum Abbé hatte sie es verstanden, als unantastbar vor der Welt zu erscheinen; und — gerade er war der Vater ihrer einzigen Tochter.

Ihr hatte sie die Augen ihres Reichtums und ihres Mutes zum Leben mitgegeben, — diese seltenen, unerschrockenen Mädchenaugen, die, oft abwesend wie künstliche Glasaugen, unbeweglich starren konnten, Augen, die zwischen den Lidern wie die Zähne zwischen den Lippen unbeweglich stillstehen konnten.

Ich hatte Muße, sie zu betrachten, und Zeit, abzuwarten, ob sie mich nicht fühlen würde.

Sie schrieb jetzt wieder in das winzige Buch auf ihrem Schoß.

Nun wendet sie den Kopf nach der Scheibe, durch die ich sie betrachte, und — sieht mir in die Augen. Sie sieht mich. Sie sieht mich lange an, als ob ich nicht ich wäre.

Sie denkt hinter ihren unbeweglichen Augen ein paar großzügige Gedanken, — das fühle ich.

Ich hatte eben überlegt, wie es wäre, wenn ich meinen Wagen trotz des Regens verlassen und mich einem von den Indianern anvertrauen würde, die die Leute durch die Flut von den Haustüren zu den Trambahnen trugen, und mich an einem Restaurant absetzen ließe.

Aber Orlas Augen sitzen jetzt fest an mir wie gestern ihre Hände, als sie meinen Kopf nahm, ihn zu sich bog und sagte: „Ich will dir weiter als bis nach Europa folgen."

Orla steht jetzt auf und nähert sich der Scheibe ihres Wagens, um sie herunterzulassen und zu mir zu sprechen. Ich rühre mich nicht. Ich bin noch betroffen, ich sehe unter ihrem Arm, der jetzt das Fenster herabläßt, im Geist noch die Hand ihres Bräutigams, mit dem sie vor nicht mehr als fünf Minuten oben in der Loge der Arena stand.

„Was will sie von dir, wenn sie eben noch den andern am Arme gehalten hat!" fährt mich mein Herz trotzig und beleidigt an.

Eben setzen sich alle Trambahnwagen in Bewegung. Und auch der Kutscher von Orlas Wagen und meiner rufen die Pferde an, — die Wagen bewegen sich langsam.

Orla läßt drüben den Vorhang an der Glasscheibe

ihres Wagens herunter und sagt mir zugleich stumm mit einer energischen Handbewegung, daß ich dasselbe mit dem Vorhang in meinem Wagen tun soll.

Ich greife mechanisch nach dem silbergrauen Rollvorhang und ziehe ihn herab und denke, es werde irgendein Sinn bei diesem Augenbefehl sein; es war mir, als würde der Vorhang alles erklären können, wenn er zugezogen wäre.

Ich höre Orla draußen mit lauter Stimme ihren Kutscher anrufen. Ich öffne schnell den Wagenschlag. Es ist mir, als sähe ich durch den geschlossenen Vorhang, daß sie mich sprechen will. Sie steigt in demselben Augenblick von einem Trittbrett zum andern und zu mir in den Wagen. Ich halte sie fest, da mein Wagen schon fährt, und helfe ihr und fasse sie unter den Arm, sie springt in den Wagen, aber sie verfängt sich mit den Fußspitzen in ihre Kleiderfalten. Ich ziehe sie mit aller Kraft herein. Dabei kracht ihr Seidenmieder in allen Nähten, und der Ärmel zerreißt an der Achselnaht, — die dünne, blanke Seide schlitzt wie weißes Papier bis in den Rücken ihrer Taille auf.

Sie lacht. Ich lache und schließe rasch die Türe; Orla hält sich an meinen Füßen fest, greift an ihre Frisur und lacht unbändig. Durch den Sturz und den Sprung sind auch die Haarnadeln herausgefallen, der Spitzenschleier hat sich gelöst und hängt um ihre Hüften. Die nackte rosig gelbe Schulter sieht wie das Blütenblatt einer großen Teerose aus dem Seidenschlitz, ihre Haarringel fallen im sich schüttelnden Wagen lose um ihre Ohren, über die Wangen. Aber es ist alles so unerwartet verrückt, konfus und doch so bitter ernst, daß Orlas Lachen plötzlich in Weinen umschlägt. Sie sitzt im Wagen auf dem Teppich des Fußbodens und weint, weint, mit der Stirn an mein Knie gelehnt, weint unaufhaltsam, so wie sie gestern abend weinte.

Da ist sie plötzlich wieder ganz im Innersten meines Herzens zu Hause. Von dem Tumult, in dem ich mich noch eben befand, ist jedes Echo verschollen. Mein Herz, das angeklagt hatte, hat jetzt nicht einmal Zeit zu entschuldigen, nicht einmal Zeit zu ver-

zeihen; es weiß nur noch von Zärtlichkeit, es ist voll von Zufriedenheit, daß es das Mädchen mit Händen und Lippen fühlen darf. Ich küsse Orla ins Haar, auf den Nacken, auf die nackte Schulter, die sich aus der zerschlitzten Seide heraus an mich schmiegt. Ich biege ihren Kopf zurück, küsse ihren Mund, ihre Augen, ihr Kinn und lasse mein Herz für jeden Schrei, den es vorher geschrieen, jetzt Küsse finden, — Küsse ohne Atem und ohne Besinnen.

Sie läßt sich küssen, küßt mich leidenschaftlich wieder und weint dabei leidenschaftlich. Ihre Tränen hängen an meinen Wangen, ich schmecke sie auf meinen Lippen.

Ich frage sie nicht: „Warum weinst du?"

Ich weiß, daß sie sich auf den Wunsch ihrer Mutter wieder verlobt hat. Wahrscheinlich damit dieser Polizeimensch die Briefe von dem Abbé wieder herausgibt. Aber muß sich die Mutter denn schämen, einzugestehen, daß der Abbé Orlas Vater ist, — jetzt, wo er tot ist?

Alles das haben mir ihre Küsse und ihre Tränen, ohne ein Wort der Aussprache, mitgeteilt, und meine Küsse und meine Augen haben Orla gefragt, ohne daß unsere Lippen sprachen.

Es gibt eine Allwissenheit unter den Liebenden, die ist immer in dem stärksten Liebesaugenblick da; jedes Herz weiß von dem Herzen, das es liebt, hellhörend plötzlich alles. Denn wie es hellsichtige Augenblicke gibt, so gibt es auch ein Hellhören.

Niemand spricht, niemand fragt, und doch tauschen zwei Wesen Gedanken in langen Sätzen aus; sie haben nicht gesprochen und doch gehört.

Orla brachte auch jetzt noch keine Entschuldigung vor.

Aber ein neuer Tränenerguß, eine neue Umarmung sagte mir: „Verzeih! Ich mußte dies für die Mutter tun, verzeih mir für heute. Morgen ist vielleicht alles anders. Verzeih mir bis morgen. Glaube mir, ich weiß, daß es nicht so bleibt, wie es heute auf Wunsch der Mutter aussieht. Du weißt es sicher auch. Vergib mir, bis ich wiederkomme." Dann drückte sie mir

das kleine Elfenbeinnotizbuch in die Hand. Ich verstand, daß sie darin an mich geschrieben hatte.

Der Wagen hielt.

Sie sah mich an und breitete rasch ihre große, weiße Mantille aus: diese bedeckte ihren Kopf, hing wie ein Schleier über ihr, sie wickelte ihre Figur, ihr Gesicht in den großen Spitzenschal, darinnen sie ganz verschwand, — ich fand nur noch ihre Hand zum Kuß, und ich küßte rasch jeden Finger, ich küßte ihre Hand und lehnte sie an meine Wange, — aber an dem einen Finger sah ich einen Opalring, der wie das Auge eines Blinden, wie ein kleiner, weißer, leerer Augapfel leuchtete.

Sie stand jetzt halb aufrecht im Wagen, und ich saß.

Sie hielt sich, als der Wagen hielt, noch einen Augenblick an meinem Haar fest. Sie fuhr mir mit der Hand über die Wangen und die Schulter, als wenn sie mich nie loslassen wollte, dann stand der Wagen still. Unkenntlich vermummt stieg sie aus, als ein Diener von draußen öffnete. Es war ihr Portier. Sie hatte zwischen den Tränen geflüstert: „Ich sagte vorhin zu meiner Mutter: ich steige einen Augenblick in den Wagen einer Freundin. Und ehe meine Mutter antworten konnte, war ich ausgestiegen und in deinem Wagen verschwunden . . ."

Hatte sie das gesagt, oder hatte ich auch das hellgehört? Ich konnte es nicht mehr bestimmen.

Ich fuhr nach der Glorieta in meine Wohnung.

Ich las das Notizbuch unterwegs noch nicht.

Ich wollte noch nicht Buchstaben und Worte in die Küsse und Tränen mischen, die mich wie eine Welt umgaben, welche aus dem Himmel auf die Erde in diesen Wagen gefallen und wieder von der Erde verschwunden war, als der Wagen wieder an Orlas Haus gehalten hatte.

Ich hätte am liebsten diesen Wagen heute gar nicht mehr verlassen. Diese hellen Kissen, die geschlossenen grauseidenen Vorhänge, die voll von der Nähe eines geliebten Weibes waren, — sie sahen aus, als hätten sie jetzt für immer ihren Zweck erfüllt und könnten

jetzt nie mehr ganz leer stehen, — so reich, üppig und erinnerungsschwer sah mich das Wageninnere an, daß ich es nur ungern mit meiner leeren Wohnung vertauschte. In Orlas Notizbuch las ich zu Hause dasselbe, was wir uns schon schweigend unter Küssen gesagt hatten. Aber das kleine Buch hatte ich jetzt lieber als den Rubinring, den ich gestern mit ihr getauscht hatte. Über dem kleinen Buch hatte ich sie, Wagen neben Wagen, belauscht, hatte gesehen, wie sie aussah, wenn sie an mich dachte und an mich schrieb. Und dieses Gesicht, das sonst ein Geliebter selten von der Geliebten zu sehen bekommt, war mir wertvoller als die Erinnerung an den Mondscheinabend in meinem Zimmer, wertvoller als die Erinnerung an den ersten Kuß. —

Ich las in dem Notizbuch, daß ich noch acht Tage, bis zum Schluß des Nationalfestes, Geduld haben müßte. Früher könne sie nicht wieder zu mir kommen. Nach dem Nationaltag hoffe sie, daß sich eine Lösung finden würde. Vorläufig müsse sie noch den Schmerz über den Verlust ihres Vaters mit der Mutter teilen und der Mutter zu Wunsch und Willen sein. Nach den offiziellen Festlichkeiten (von denen sich ihre Mutter des Geredes wegen nicht zurückhalten wolle), hoffe sie eine endgültige Lösung ihrer Verlobung zu erzwingen.

Acht Tage, — wie acht Lebensalter, so unendlich schien mir diese Spanne Wartezeit. Jetzt, wo ich ihre Küsse noch auf den Lippen fühlte, sollte ich acht Tage von der Erinnerung an diese Küsse leben.

Ich mußte jemanden sprechen, ich wollte nicht acht Tage in den Straßen von Mexiko wie ein der Fährte nachwitternder Jagdhund durch alle Straßen gehen und bei jedem Wagen, der um die Straßenecke führe, hoffen, ich würde Orla sehen, und fürchten, ich würde sie mit dem Polizeipräsidenten sehen müssen.

Als der Regen nachließ, war, wie immer in dieser Zauberwelt der Tropen, sofort wieder der ewig grünlichblaue Welthimmel da, der hier, in der heißen Zone und bei der hohen Plateaulage der Stadt Mexiko, ein eisiges Grün in seiner Bläue ausstrahlt, wie ein

Gemisch von zwei bengalischen Feuern. Geisterhaft klar und nicht so gesättigt einfach blau wie in der heißen Zone der Küste von Vera-Cruz sieht der Himmel auf die hochgelegene Hauptstadt.

Das Sturzwasser des Tropenregens, das vorher, über die Achsen der Wagenräder und fast bis an die Plattformen der Trambahnen reichend, sündflutartig durch die Straßen schoß, ist eine Stunde später verschwunden; niemand spricht mehr von diesem Wassersturz aus tiefschleppenden Wolken, man ist sofort wieder in die Gewohnheit des klaren Himmels eingelebt, und auch der Abendkorso nimmt seinen gewöhnlichen heftigen Verlauf, wie eine zweite Sturmflut von Pferden, Wagen mit dekolletierten Frauen und vornehmen Reitern, die den Paseo überschwemmen, ein blitzendes Gewoge aus Leidenschaft, Rassigkeit und Gefallsucht. Die wilde Wagenfahrt begann, die nach dem Regen plötzlich vor Sonnenuntergang in den Straßen einsetzt und auf dem Paseo unter den regenblinkenden Laubgewölben der Alleebäume dahinrast und mit schwindelnder Schnelle die Abendluft durcheilt. Die Stämme der Tamariskenbäume der Promenade sind vom Regen feucht und rot gefärbt; wie ungeheure Fackeln stehen die Riesenbäume auf eine Meile hinunter bis zum Schloß von Chapultepec und lassen den Zug der Wagen allabendlich an sich vorbeistürmen und bleiben mit ihrem roten Holz wie die rothäutigen Indianerhäuptlinge gelassen; unerschütterlich in ihrer Ruhe, erwarten sie, umgeben von der Unruhe der vorbeistürmenden Menschen- und Pferdeketten, die Nacht, würdevoll und festgewurzelt im uralten Heimatboden.

Die europäische Abenteurerwelt, die da den Korso, die Abendglocken, die öffentliche Jagd nach Ehre, Leidenschaft und Geld mit nach Mexiko verpflanzt hat, bleibt den Bäumen so fremd wie den Indianern, die diese Stadt neben den Europäern bewohnen.

Sie mischen sich kaum unter die Massen der um Sonnenuntergang aus der Stadt stürmenden Wagenreihen. Höchstens, daß einmal eine Indianerfamilie in breiter Reihe daherwandert und alle, Vater, Mut-

ter, Verwandte und Kinder, sich in einer Reihe sanft an den Händen halten, als wären die grauen Eltern und die verheirateten Familienmitglieder alle zusammen Kinder, wenn sie feiern und Beschaulichkeit genießen. Und das Wort „lustwandeln“ paßt so vorzüglich auf die sich immer an den Händen führenden rothäutigen Leute, wenn sie spazieren gehen lautlos wie Wolken, ohne Zwang und ohne Frechheit, neben den eingebildeten, den erzwungen höflichen und frech lüsternen Reihen der Europäer, denen sie vorsichtig ausweichen, aber mit einer Vorsicht ohne Demut.

Ich saß in meinem Zimmer auf dem Schaukelstuhl und hatte nach meinen Erlebnissen, nach dem Stierkampf und nach dem Liebesgenuß im Wagen, keine Lust, mich unter die Korsoleute zu mischen.

Ich ließ mir Wasser und Zitrone zu einer Limonnade bringen, vergaß aber die Zitrone ins Wasser zu pressen, bemerkte es jedoch nicht eher, als bis ich mein Glas ausgetrunken hatte, — da erst sah ich die unberührte Zitrone auf dem Teller.

So abwesend kann Liebe machen, dachte ich, sie suggeriert dir Zitronen ins Wasser, du schmeckst Dinge, die du gar nicht berührst, die Vorstellungsgabe wird durch die Liebe bis ins Wunderbare gesteigert, du wirst von ihr nicht bloß allwissend, sondern auch allkörperlich gemacht. Geschmack, Gehör, Gesicht werden in eine vierte Dimension versetzt, in die Dimension einer Sinnenwelt, die sich aus nichts eine Wirklichkeit schafft und die Wirklichkeit ins Nichts auflösen kann. Ich hatte vorher im Wagen Worte gehört, die die geliebten Lippen nicht sprachen, und die nicht an meine Ohren dringen konnten, und die mir doch als Sätze ins Bewußtsein traten. Ich schmeckte jetzt den Saft der Zitrone, trotzdem das Wasser destilliert war und keine Zitrone und keinen Zucker enthielt, — ich schuf mir aus Nichts eine Sinnenwelt. Und vorhin, als wir uns im Wagen hinter den geschlossenen Vorhängen geküßt und der Regen uns wie Himmelsweben umgeben hatte, wußten wir nichts mehr von der Wirklichkeit, und jeder Kuß entrückte uns fort von der Welt, hinaus in den Weltraum, ins Nichts.

Liebe erleben, heißt alles erleben, — Endlichkeit und Unendlichkeit in einer Sekunde, in einem Kuß verkörpert und in einer Umarmung.

„Mehr als Liebe gibt es nicht!“ Diese Worte eines drastischen Buches, das ich früher einmal in Europa gelesen hatte, mußte ich mir jetzt immer wiederholen, und dabei begriff ich nicht, warum ich diese Worte nicht schon damals so gut gefunden hätte wie heute. Ich hatte aber jetzt mit der Liebe auch das Verständnis für Tiefe und Geist erhalten und fühlte mich seit dem Augenblick, da ich Orla geküßt, auch allen Dichtern der Welt verwandter. Trotzdem ich nie Verse machen konnte und nie welche gemacht habe, überfiel mich jetzt die Sehnsucht, in Versen zu sprechen, die Worte tanzen und anschwellen zu lassen, weil genießende Liebe das Blut musikalisch, rhythmisch macht und Körper und Geist zu einer Harmonie verbindet, als tauchten Körper und Geist zusammen im Takt der Weltallharmonie unter. Denn die Welt ist kein Chaos, — sie ist Musik, Gedicht, plastisches und farbiges Kunstwerk. Dieses offenbart sich aber außer den Künstlern, die die Erkenntnis des Weltgenusses und des Kunstgenusses mit in die Wiege bekommen haben, den gewöhnlichen Sterblichen im Liebesgenuß, wo sie sich für Augenblicke gleich den höchsten Künstlern erhoben fühlen und dann für Sekunden das Weltall unbewußt als harmonisches Kunstwerk empfinden, auch wenn sie vorher Grübler, Zweifler und weltmüde Leute waren, — der Augenblick der Liebesseligkeit macht alle Menschen gleich. Kein Kaiser fühlt in der Liebe dann mehr als der Bettler, kein Knecht weniger als der Herr, kein Bauer weniger als der Gebildete. Ein verstandloses Verstehen dringt in solchen Sekunden mit blitzartiger Helle in alle Poren, in alle Blutkörperchen ein, und der Körper flammt mit dem geliebten Körper in einer einzigen zündenden Weltallseligkeit zusammen und verbindet sich mit der Weltallharmonie. Häßlichste Häßlichkeit wird in den Liebessekunden verklärt, nicht für den Zuschauer natürlich, sondern nur für die beiden, die sich umarmt halten und ihre Herzwärme austauschen und vermischen;

selbst aus dem Vagabunden wird dann ein göttlicher Schöpfer.

Dieses Mysterium der Liebe profanierend zu bezweifeln, ist jedem erlaubt, der es noch nicht an sich erlebt hat, — schändlich ist nur der Mensch, der Liebe erlebte, ohne sie zu heiligen; er ist ein Lügner und Verleumder seines eigenen Herzens, das besser reden könnte, wenn es eine Stimme hätte, als der Mund eines solchen Unwissenden und Unverständigen redet. Denn das Herz eines jeden Menschen ist gut und göttlich enthusiastisch geboren und verändert sich nie. Nur die Lippen schwätzen, das Herz aber schwätzt nicht, — es kann nur jauchzen vor Lust oder aufschreien vor Leid. Darum: wer sein Herz jauchzen hörte, während er die Liebste küßte und umarmte, und will das Jauchzen nachher nicht zur Sprache der Lippen werden lassen, der lügt mit denselben Lippen, mit denen er vorher küßte, und lügt sich in Liebesleere hinein. Wer aber seinem jauchzenden Herzen auch die Sprache der Lippen leiht, der steigert seine Liebesfülle und bleibt seinem Herzen treu und singt mit der Weltalliebe im Takt.

Ein Glas Wasser hatte mir diese Gedanken eingegeben, und die Liebe hatte das Wasser in meinem Munde zu Wein verwandelt. Süß berauscht hörte ich mein Herz weise reden wie einen Propheten, der das ganze Weltall durchschaute, mit den Augen liebender Leidenschaft das Weltsystem erkannte und begeistert zum Redner wurde, trunken von der Weltweisheit der Liebe, die weiser macht als alle Wissenschaft und wahrer ist als alle Wissenschaft, da sie sich in Körper und Blut eines jeden verliebten Menschen neu beweist und beweisen läßt und nicht nur ein Gespinst der Gedanken bleibt.

Die Sonne war untergegangen, und die beiden letzten Wagen des Korsos kehrten langsam im Schritt draußen auf dem Paseo, von dem ich schräg über den Glorietaplatz ein Stück sehen konnte, zur Stadt zurück.

Der Sand unter den Rädern sprach mit und knirschte; mancher Stein sprühte knatternde Funken

unter einem Hufeisen, das ihn traf, — die Steine sprechen mit Feuerzungen, und der tote Sand redet eifrig.

Alle Dinge sind Wesen wie der Mensch, alle ein Stück Liebesleben im Liebeslied des Weltalls.

So sprach ich feierlich und wünschte mir: „Wenn doch jetzt Orla wieder zur Tür hereinkäme wie vorhin in den Wagen, — jetzt gleich vom Vorgarten draußen in das Zimmer!"

Ich sah die Blumen an, die gestern im Mondschein wie Eisblumen geleuchtet hatten. Es waren blaßblaue Windenblüten am Vorgartengitter, die hatte ich im Dunkeln für Tuberosen gehalten und hatte sogar den Tuberosengeruch dabei empfunden. Die Windenblüten hatten sich bei Orlas traurigen Worten und bei ihren Tränen über den Tod ihres Vaters vor meinen Augen im Mondschein in Form, Farbe und Geruch in Tuberosen verwandelt, — in die Rosen der mexikanischen Kirchhofkränze.

Ich begriff, daß die Liebe mit mir machen konnte, was sie wollte. War sie gut, so wurde ich davon gut; war sie gemein, so würde ich gemein. Der Mensch ist ein Instrument, auf dem die Liebe ihre Töne dichtet. Der eine wird Prophet und Sänger, der andere Mörder und Verbrecher aus Liebe. Die Liebe war, wie dieses Land Mexiko, reich an Mißgeburten, an Höllen und an klarblauen Himmeln und an staubigen, ausgetrockneten Sumpfhöhlen.

Die Luft draußen war nun grau von der Fülle des grauen Abends. Noch war keine Laterne angezündet, und mein Zimmer war wie untergegangen in der dunkeln Fülle meiner Liebesgefühle.

Ich sah nur noch das helle Viereck der langen offenen Türe, die den Abendhimmel und die weißlich werdenden Blüten der Riesenwinden am Vorgartengitter umrahmte.

Draußen rollte jetzt kein Wagen mehr, es war die Stille vor dem Erscheinen des ersten Sternes.

Ich erinnerte mich plötzlich: ich hatte einmal in Europa in irgendeiner fränkischen Stadt, am Abend, zu der Zeit, da der Venusstern eben zwischen hohen

51*

Hausgiebeln wie eine weiße Knospe aus Diamanten am Himmel stand und glitzerte, einen spielenden Knaben beobachtet, — der sprang plötzlich mitten in die Straße und rief wie ein kleiner Schauspieler seine Spielkameraden an und deutete mit schöner Geste hinauf nach dem einzigen Stern zwischen den Hausgiebeln und rief diesen Satz, als wäre es der Anfang eines Gedichtes: „Das ist der erste aller Sterne der Welt!" Und der Knabe sprang weiter und wußte im nächsten Augenblick nicht mehr, daß aus ihm zukünftige Begeisterung und Anbetung der Venus gesprochen hatte. Daran dachte ich eben jetzt, und dann hörte ich aus dem Zwielicht die Stimme einer Verkäuferin, einer Indianerin, singen:

„Tomales caliente, con carne, con dulce — — eheeeee! Kleine Pastetchen mit Fleisch und Süßem. eheee . . . . ."

Das war Orla! So hatte sie gestern gesungen, so hatte sie mir am Klavier die Takte dieses Ausrufes der Pastetenverkäuferin vorgespielt.

„Tomales caliente, con carne — con dulce — eheee!"

Ich stand auf und trat in die Tür des Salons und sah hinter dem Gartengitter eine kleine alte Indianerfrau, die trug einen Holzteller auf dem Kopf, darauf Fleischpastetchen und Kuchen lagen.

Nun blieb sie stehen.

Ich stieg die zwei Stufen hinunter und tat einen Schritt in den Garten.

Da flog ein kleiner Brief über das Gitter, fiel an den Windenblüten herunter und blieb auf den Grasspitzen des Rasens liegen.

Ich warf eine Münze über das Gitter. Die Indianerin fing die Münze geschickt mit dem Pastetenbrett auf. Sie nickte und bekreuzigte sich, und ihre Augen blickten groß und froh unter dem Teller, den sie dann wieder auf dem Kopfe trug. Sie lachte nicht mit dem Mund, — nur mit den hellen Augäpfeln.

Dann ging sie weiter und sang.

Ich hörte ihr zu.

„Tomales caliente — con carne — con dulce . . . . ehee."

Ich hörte ihr noch lange zu, ohne mich von der Stelle zu rühren, ohne den Brief aus dem Grase aufzuheben.

„Ehee — —"

Dann als alles still blieb, bückte ich mich, pflückte eine Windenblüte und ließ dabei den Brief in meiner Hand verschwinden.

Mit brennenden Wangen, als ob ich mich über ein Feuer gebeugt hätte, richtete ich mich wieder auf und sah auf den Kolumbusplatz hinaus, wo über dem Kopf der finstern Statue der Venusstern aufleuchtete. Im glasgrünen Abendhimmel war er wie ein kleiner Spiegel der dunkelheimlichen Liebesgöttin, der auf die abendstille Straße und auf den kleinen Vorgarten und auf einen törichten Verliebten herabblitzte.

„Der erste aller Sterne der Welt!"

Kleiner Knabe, der du das so klug gerufen hast, möge dich die Venus drüben in Europa dafür bis an dein Lebensende segnen!

Ich fühlte den kühlen Brief, der sich in meiner Hand erwärmte, und drückte ihn leidenschaftlich, als wäre er die Hand der Venus.

Dann ging ich in mein Zimmer und saß dann am Klavier bei einer Kerze und las:

„Rennewart, ich bitte Dich nicht, mich zu lieben; denn das vermögen keine Bitten. Ich will Dir nur sagen, was ich mir heute nacht immer wiederholte: Ich will Dir nach Europa folgen. Ich will sein, wo Du bist, ich folge Dir über alle Meere der Welt.

Verachte mich nicht, Geliebter, verachte mich nicht; ich bitte Dich jetzt: nimm mich fort von hier. Sobald ich meinen Vater hier begraben habe, reisen wir.

Morgen gehe ich mit meiner Mutter nach Tlalpam, wohin die Leiche des Abbés gebracht wurde, wo das Grab seiner Eltern ist. Tlalpam ist die alte Krönungsstadt der früheren Aztekenkönige, und dort muß ich einen Teil meiner Lebenskrone begraben: meinen armen, armen Vater.

Ich bitte Dich, denke jetzt nicht weiter daran,

irgendwelche Schritte zu tun, um zu erfahren, ob mein Vater eines natürlichen oder eines unnatürlichen Todes gestorben ist.

Ich habe eine Ahnung, daß sich das alles in nächster Zeit von selbst verraten wird. Verschiedene Anzeichen und ein Brief, den ich heute von einer unbekannten Person erhielt, sprechen dafür.

Aber rühre keine Hand, gehe auch nicht zum Präsidenten der Republik, wie Du vorhattest. Und dann möchte ich Dich auch warnen: Komme nächsten Sonntag bei der großen Truppenrevue nicht auf die Tribüne des Präsidenten der Republik. Man spricht allgemein davon, daß von einigen Unzufriedenen ein Staatsstreich vorbereitet werde. Aber niemand weiß etwas Sicheres. Auch der Brief, den ich erhielt, spricht von einem Attentat auf den Präsidenten der Republik, das für den Unabhängigkeitstag, den nächsten Sonntag, geplant sei.

Bis Sonntag hoffe ich, die Briefe von meinem früheren Bräutigam (die Briefe meiner Mutter an meinen Vater) zurückzuerzwingen. Sei nicht unruhig! Er darf mich, seit ich Dich heute im Wagen küßte, nicht mehr berühren, und ich weiche ihm bis Sonntag aus; bis zu dem Tag, wo ich die Briefe von ihm zurückempfangen habe, müssen wir uns noch gedulden. Dann kann ich meine Mutter ruhig verlassen und folge Dir nach Europa, das dann meine Heimat und unser Grab werden soll. Nie mehr will ich in dieses Land der Schrecken zurückkehren.

O, ich höre heute nur Musik in meinen Ohren. Die Welt kann mir nichts Böses mehr antun. Die Welt ist Liebe, Liebe, Liebe. Du, mein Geliebter!

Übermorgen, wenn ich von Tlalpam zurückkomme, schreibe ich Dir wieder und sende Dir Nachricht durch die singende indianische Straßenverkäuferin. Und gib ihr dann auch eine Zeile für mich mit. Hast Du heute auch ein Klingen in Deinen Ohren, als ob die ganze Welt eine einzige Liebeshymne sänge? So glücklich singt und jubelt jeder meiner Schritte heute.

Warum darf ich Dir nicht Tag und Nacht schrei-

ben, solange ich Dich nicht sehen und nicht umarmen kann? . . .

Seit Jahren bin ich daran gewöhnt worden, meine Gefühle zu verstecken; von dem Tag an, wo ich erfuhr, daß mein Vater lebte, daß er Abbé war und mir vor der Öffentlichkeit nicht Vater, sondern nur Freund sein durfte, — seitdem ist aus meinem Herzen ein sich windendes Wesen geworden, gleich einer Flamme, die man ausblasen will, und die sich flach an die Erde duckt und dann wieder aufschnellt und sich wehrt und in die Luft jagt ohne Ruhe.

Du hast aus Eurem großen harmonischen Europa eine Ruhe mitgebracht, die mich anzieht, die mich sicher und vernünftig macht.

Ich gehe mit Dir, wenn Du mich noch mitnehmen willst, und Europa soll noch meine Heimat werden, wie es Deine Heimat ist.

Rennewart, vergiß nicht die Minuten heute im Wagen, vergiß sie nicht, bis ich wieder bei Dir bin.

Orla."

„Die Stimme lacht, die Stimme weint, die dieses spricht und singt mit meiner Stimme, die hier gesungen hat von Liebe und Liebesweisheit, bis es Abend wurde."

So sprach ich feierlich laut zu mir und saß am Klavier bei der Kerze, und ich las den Brief drei, vier Stunden lang, bis die Kerze abbrannte und ich mir erst bewußt wurde, daß Zeit, wirkliche Zeit vergangen war. Ich hatte in diesem Brief außer aller Zeit gelebt und wunderte mich jetzt, daß es möglich war, daß Liebe auch die Zeit zeitlos machen konnte. Wunder an Wunder reihte die Liebe in den Stunden, seit ich Orla liebte und von ihr geliebt wurde. —

Ich ahnte nicht, daß auch der Schrecken, ehe er einsetzt, einige harmonische Pausen, einige lebensruhige und festliche Takte voraussendet, — gleich der Stille vor dem Erdbeben, in der nur die Tiere, die an der Erde leben, den Schauder des Unheimlichen fühlen und wie Schatten an den Menschenwohnungen vorbeiflüchten.

Ich war so zufrieden mit der ganzen Welt. Seit ein paar Stunden schien mir die ganze Erde an irgendeinem Ziel angekommen zu sein. Daß nun aber der Zusammenbruch meines kurzen Glücks schon im Gange war, — das konnte ich nicht wittern; ich wußte noch nichts von der Grausamkeit, von den Drachen des Schicksals, die rasselnd aus blauem Himmel über die Menschen niederfahren und sich an der Zerstörung und an der gigantischen Wollust des Todes mästen. —

In dieser Nacht unter dem Moskitonetz entbehrte ich zum erstenmal nicht des Schlafes. Ich wehrte sanft den hungrigen Moskitos und sang mit ihrem Singen; und selbst das Summen der blutsaugerischen Insekten schien mir Harmonie geworden; ich fühlte ihre Stiche nicht, meine Haut schwoll nur wenig an, wenn mich eines der Tiere stach, ich ließ ihnen beinah willig mein Blut und sah zu, wenn sich ein solches bissiges Teufelchen mit seinen schwingenden Flügeln auf meine Hand setzte und den spitzen Rüssel saugend in eine Pore meiner Haut stach. Ich war schmerzlos, von irdischen Schmerzen wie befreit durch die Seligkeit der Liebesfülle, die mir seit den Minuten mit Orla im Wagen nicht mehr auslöschte, und ich erschien mir unendlich erfüllt von ihr.

Ich hatte, als ich den Moskitos bis zum Morgen wachend zuhörte, sogar den Gedanken, ob das feine Singen der Tiere nicht auch eine Hymne an das wollüstige Leben wäre?

Liebe macht töricht und weise.

Am nächsten Morgen hatte ich noch den Moskitosang im Ohr, der manchmal wie das rhythmische Lied der Indianerfrau, der Briefbotin, klang: Tomales caliente — con carne, con dulce — eheee —

Und ich dachte: Wie mag wohl die Apollohymne sein, die man kürzlich ausgegraben hat, und die die Astronomenfrau, die Messingblonde, so gern hier in Mexiko auf ihrer Violine spielen wollte, während ihr Mann bei seinen Instrumenten auf der Sternwarte wäre.

Wo mochten die beiden Eingewanderten sein?

„Vorläufig reisen wir nicht weiter und bleiben in San Juan," hatte sie mir in ihrem Briefe damals gesagt. In San Juan waren die Pyramiden der alten Azteken. Die Sonnenpyramide und die Mondpyramide und der Totenpfad zwischen einer Allee von kleinen Priesterpyramiden waren dort. In den ersten Tagen nach meiner Ankunft in der Hauptstadt hatte ich gleich einen Ausflug dorthin gemacht. Ob wohl jetzt die Astronomenfrau abends bei Mondschein auf dem Totenpfade zwischen den Pyramiden wanderte, fragte ich mich, und ob sie dort die Violine spielte vor den Gräbern der Priester, vor den Pyramiden und vor dem aufgehenden Mond, der zur Vollmondzeit wie ein großer Heiligenschein über der Spitze der Mondpyramide emporwuchs? Ob sie sich jetzt die Apollohymne eingeübt hätte? Oder waren sie und ihr Mann längst wieder zurückgekehrt?

Ich sehnte mich jetzt so sehr nach einer Violine und nach dem Genuß der Apollohymne, daß ich beschloß, für einen Tag nach San Juan hinauszufahren und mich nach dem jungen Ehepaar zu erkundigen. Und auf der Sonnenpyramide um Mittag, wenn der Himmel silbergrau vor Hitze war, dann sollte mir die Violine der messingblonden Frau die Apollohymne vorspielen. —

Die Bahnfahrt nach San Juan währte nur kurze Stunden. Ich ging dann zu Fuß unter dem endlos blauen Morgenhimmel über die scherbenübersäten Erdflächen. Milliarden Scherbenstückchen glitzern hier am Boden, wo vor Scherben kaum ein Grashalm wächst. Reste von Mauern, kaum einen Fuß hoch, zeigten noch rote Wandbemalungen in den Gemächern. Es sind Scherben und Mauervierecke von riesigen, vom Erdboden verschwundenen Aztekenstädten. Stundenlang ging ich an den trübseligen grauen Tonscherben und den blitzenden glasierten Splittern von alten zerbrochenen Krügen vorbei, die, wenn man sie aufhob und näher betrachtete, noch die Spuren primitiver Linienbemalung zeigten.

Ich wurde bei den Meilen auf Meilen, die voll von Scherbensplittern an den flachen Erdflächen vorüberzogen, etwas müde und traurig, und es war mir, als

begleiteten mich einsamen Europäer wieder alle Geister der gemordeten Indianervölker, alle Geister ihrer ermordeten Könige, ihrer Krieger, ihrer Frauen und ihrer Kinder.

Hie und da wirbelten über den Scherbenfeldern Windböen auf, die graue Staubspiralen über die Felder drehten, und die in der unendlichen, blauen, sanglosen Stille wie lebende Wesen drohend aufgerichtet durch die sonnige Öde jagten.

„Es ist nur Wind und Staub," sagte ich zu mir, „mach' nicht mehr daraus, dann ist es auch nicht mehr."

Aber böse Ahnungen in mir redeten: Die Staubsäulen sind wie der Nebel, den ein fernes Unglück aufwirbelt; als ob wieder einer der alten Rachegedanken der untergegangenen Indianerkönige über den Scherben dieser verschollenen Stadt kreist; die Rache des beleidigten Volksgeistes hängt sich hier auf Schritt und Tritt an dich. Wie der Staub dieser staubigsten Hochebene der Welt, so bleibt immer wieder neues aufwirbelndes Unheil an dem Europäer hier haften.

Ich hätte diesen Ausflug nicht machen sollen, ich hätte in der Stadt bleiben sollen. Warum mußte ich Lust nach der Apollohymne bekommen und warum mir die europäische Götterhymne hierher an die Stelle der indianischen Götterpyramiden wünschen? Es ist nicht gut, die Götter zweier Kontinente gottlos zu vermengen, als ob alte Anschauungen kein Leben mehr hätten. Götter sind nie tot, und auch die alten Götter der Heiden kann man heute noch beleidigen. Sie sind Ideen, die ihr Selbstbewußtsein, ihren Stolz, ihre Ehre, ihren Respekt besitzen, auch wenn sie der Vergangenheit angehören.

Solch furchtsame Betrachtungen flößten mir die zahllosen tausendjährigen Scherbenfelder zu meinen Füßen ein, die aussahen, als hätten alle Städte der Welt ihre irdenen Kochtöpfe hier zerschlagen und meilenweit verstreut.

Dann überschritt ich die Brücke eines unsichtbaren Flusses. Die Flüsse eilen in diesem Lande, tief in die Erde eingegraben, wie in langen dunkeln Korridoren

in Erdspalten dahin, und auf der Ebene siehst du keinen Fluß, bis du auf dem Brückenweg über dem Erdspalt stehst und haustief unter dir in der hohlen finstern Erde die Wasser rauschen hörst und dir die Kühle von unten entgegenströmt wie Kellerluft. Ich saß einen Augenblick in der menschenleeren Landschaft, sah auf die baumlosen Scherbenflächen, und hörte den Donner des unterirdischen Flusses unter der Brücke. Bei diesem Fluß fühlte ich mich wohler, es war, als verjage die Wasserkühle die Brandatmosphäre der Luft über den Scherbenfeldern. Die Erde hatte vorher nach altem Brand und Verwüstung gerochen. Aber das eilende Wasser wußte nicht mehr, daß hier einst Städte verbrannt und zerstampft worden waren. Die platte Erde grübelte heute noch mit dem Staub über einstige Unglücksstunden nach, nur das schnelle Wasser unter der Brücke hatte alles vergessen und sprach von Leben und Lebenseile.

Ich sah auf der Brücke nur eine goldene strähnige Flutspiegelung von dem dunkeln Fluß unten, die den Glanz der Sonne wiedergab und die mich an die messingfarbenen Haarwellen der Frau des Astronomen erinnerte. Der Fluß dort unter der Erde rauschte wie das Echo in einer ungeheuren Muschel, und ich mußte bei dem dunkeln, schwarzen, unterirdischen Strom an den Hades der Griechen denken, an den Strom der Vergessenheit, an den Nachen des Charon, an die Seelen der Toten. Ich verlor, wie ich die Sonne da unten in nachtkalter Tiefe kaum heller als das blonde Haar einer Frau sah, allen Glauben an Lebensfülle. Ich verlor alle Sicherheit der Wirklichkeit im Angesicht der ungeheuren Scherbenfelder vor mir. Und bei der Betrachtung des schwarzen unterirdischen Stromes, der nie an das Tageslicht kam, wurde mir das Weiterleben erfüllt von einer unermeßlichen Finsternis, von einer ungeheuren, endlosen Nichtigkeit. Ich versuchte vergeblich, die Küsse Orlas in meine Erinnerung zurückzurufen, — es war, als sei ich von den Meilen der toten Scherbenfelder, die einst glückliche indianische Hauptstädte gewesen, und die wertloser Schutt geworden waren, als sei ich von der Trauer

aller Endlichkeit plötzlich niedergeworfen; und mein Leben und alle Leben der Welt erschienen mir nicht mehr wert als eine einzige kleine Scherbe, nicht mehr als der Schall eines unterirdischen dunkeln Stromes. Ich fühlte mich vom Tode dieser Landschaft angefaßt und wollte auf alle Zukunftsfreuden verzichten und sehnte mich, hinzufallen und Schutt, Staub, Scherben zu werden, um in der Ohnmacht des Daseins die wirkliche Ohnmacht des Nichtseins in mir verkörpert zu fühlen.

Ein Indianer in grauweißem Hemd und grauweißer Leinenhose und mit dunkelm Gesicht unter dem weißen Strohhut lief jetzt auf der fernen Feldstraße herbei. Die Indianer, wenn sie allein sind, gehen nie langsam; sie haben immer den trottenden Laufschritt eines flüchtigen Wildes. Da sie barfuß gehen, tauchen sie plötzlich lautlos in der Landschaft auf, als wären sie aus einer Ackerfurche aufgestanden. Sie eilen, einen Gruß murmelnd, vorbei und sind unhörbar gleich wieder verschwunden, — es ist, als hielte ihr eiliger Gang mit ihren eiligen Herzschlägen Schritt. Während der Gang des Europäers mehr mit den Gedanken des Gehirnes Taktschritt hält und bald langsamer, bald schneller ist, geht der Indianer immer gleichmäßig eilig wie der Sekundenzeiger einer Uhr.

Als der Indianer auf die Brücke kam, fragte ich ihn auf spanisch, ob ein weißer Herr und eine gelbhaarige Frau im Dorf wohnten.

Er sah mich an, schüttelte den Kopf und lief weiter. Drüben verschwand er hinter den hohen, dichten blaugrauen Stauden der Pfeilerkakteen, die wie ein Waldgehege den Weg drüben säumten und wie aus der Erde gewachsene Prügelstangen aussahen. Ich ging weiter; die Kakteen vereinigten sich jetzt an beiden Seiten des Weges zu hohen graugrünen Mauern. Undurchdringliche Stachelmauern, Pfeiler an Pfeiler, wuchsen die haushohen Kakteen senkrecht in die Luft und sahen manchmal wie stachelige Knochen aus oder wie großlappige Ohren von Elefanten. Hie und da leuchtete eine große scharlachrote Blüte an der Warzenreihe eines Kakteenpfeilers. Der Weg schien wie ver-

hext und ausgestorben; nur die Furchen der staubigen erdfarbenen Landstraße zeigten, daß hier Menschen und Lastkarren gegangen waren. Zwischen den regungslosen Kakteen, die nicht rauschten und sich fleischig wie aufgerichtete steife Schlangen den Weg entlang drängten, konnte ich nicht hindurchsehen, und ich wußte nicht, ob Menschenwohnungen dahinter lagen, ob ich von dort beobachtet wurde oder nicht. Denn als ich zum erstenmal hier war, war ich nicht durch das Dorf, sondern einen andern Weg zu den Pyramiden gewandert und war in Gesellschaft der Herren der deutschen Gesandtschaft gewesen und hatte geplaudert und nicht auf den Weg geachtet.

Heute aber nach allen Erlebnissen der letzten Tage war ich eindrucksfähiger als jemals. Und seit ich das Scherbenfeld und den unterirdischen unheimlichen Fluß überschritten hatte, schien es mir, als schleifte ich eine Kette von Unglücksahnungen und Todesgedanken nach; ich war nicht mehr allein, ich war von tausend Gedankengeistern umgeben und von einer Unruhe, die ähnlich der Unruhe war, die mich jedesmal überfiel, wenn ich die unheimlichen Götzenbilder der Indianer im Museum der Hauptstadt betrachtet hatte. Wie ein Fluch, wie ein Bannstrahl ging es von den grotesken Formen der versteinerten Zuckungen jener mißgestalteten Schreckensfiguren aus, als ob jeder Blick auf diese entthronten Götter, denen wir Europäer die Andächtigen getötet und an deren Stelle wir unseren Gott hier eingeführt hatten, uns Europäer und uns Eindringlinge hier in diesem geplünderten Lande verfluchte und uns Leiden und Unglück und Folter und den Tod wünschte.

Hinter den langen lebenden Zäunen der stacheligen Kakteen entdeckte ich jetzt hie und da ein Indianergesicht. Eine Frau, ein paar Kinder, ein paar Dirnen sahen mich durch eine Lücke im Pflanzenzaun an; wie gelbe Masken, aus Lehm geformt und mit künstlichen, weißen, glänzenden Porzellanaugen, — so standen die gelbroten Menschengesichter regungslos zwischen den blaugrünen Kakteenpfeilern, als ob sie dort aufgehängt wären.

Ich lachte und grüßte, — sie lachten nicht und grüßten nicht zurück.

Ich sah hinter den Spalten der Kaktreenzäune freien festgestampften Boden, darauf manche graue Erdhütte stand, deren Dach mit kurzem Gras bewachsen war. Im Hof trieben sich ein Hahn oder Truthühner oder ein Hund umher, oder es stand da ein Maultier, an einem Pfosten angebunden.

Mehr als das wenige, was man durch die Kakteenzäune erschaute, war vom Dorf nicht zu sehen. Und da keine Leute erschienen und die Straße zwischen den grauen Pflanzenmauern wie ausgestorben lag, so ging ich nicht länger in der Hauptstraße weiter, sondern suchte mir einen engen Seitenweg, wo ich wieder auf ein neues Scherbenfeld kam, und wo der spitze Steinhügel der Sonnenpyramide wie ein großes deutsches Hünengrab aufragte.

Die Sonnenpyramide ist nicht sehenswerter als irgendein Grashügel, sie ist mit unzähligen kleinen gelben Sonnenblumen besät und wirkt eigentlich nicht anders als ein hoher Rasenhaufen. Von hier aber führt ein breiter Weg durch eine Allee aus Resten von kleinen Pyramiden, die in gleichmäßigen Abständen den Weg zur Mondpyramide säumen. Diese Pyramide liegt am Ende der Allee wie ein Giebel und ist gut erhalten und in ihrem Steinaufbau gut erkenntlich. Die kleinen Pyramiden am Wege seien Priestergräber, sagt man, und es ist noch die Spur roter Malerei an den Stufen und auch innen in dem höhlenartigen Raum.

Ich stand einsam zwischen den Steinhügeln und sah auf die Mondpyramide und wünschte mir — keine Liebe mehr, — sondern ein Grab.

Ich lachte mich wegen dieses sentimentalen Gedankens aus, aber ich war so von der Luft des Totenreiches hier zwischen Scherbenfeldern, Grabpyramiden und Stille umgeben, daß mir immer wieder die Sehnsucht nach dem Tode näher lag als die Sehnsucht nach dem Weiterleben.

„Ich will nicht zurückkehren," sagte ich mir. „Orla hat schon einem andern Manne gehört. Sie kann

mir nie mehr ganz gehören, sie wird immer vergleichen, oder ich werde Vergleiche in ihren Augen suchen. Das Leben ist kein Zeitvertreib, das Leben ist ein Todeskampf. Ein stündliches Kämpfen gegen den Tod.

Ich will verschollen hier draußen in San Juan wohnen. Will nie mehr irgendeinem Menschen ein Wort von mir sagen. Will die Jahre bis zu meinem Tode zwischen diesen lautlosen Scherbenfeldern verbringen. Oh, wie wohltuend ist die Totenstille dieser ausgestorbenen Felder, auf denen einst die Bewohner von Riesenstädten wimmelten, liebten, feilschten, töteten und starben und nichts als Scherben übrig ließen.

Grauenhaft undankbar ist dieser tägliche Kampf um das Nichts!

Wir erreichen alle dasselbe: den Tod, das Nichts. Warum kämpfen wir, wenn nicht mehr als das Nichtsein zu erringen ist und nur Scherbenfelder und zerfallene Gräberpyramiden von dem Leben der größten Geister ganzer Völker übrig bleiben? Wo sind die Helden, die Könige, die Wissenden, die Reichen und die Armen dieser verschwundenen Städte hingekommen?

Eine Staubspirale dreht sich unterm blauen Himmel über den Scherben einer Riesenstadt, das ist alles: Staub, Scherben, Totenstille. Das ist der Sinn alles Vergänglichen, daß es den Tod als Bleibendes erringt!"

Ich wendete mich wieder den grauen Kakteenpflanzungen zu und ging durch die abenteuerlich geformten Reihen der unbeweglich lebenden Pflanzenungeheuer, die mit ihren roten Apfelfrüchten und mit den feisten, fleischigen Blätterkeulen, die zweimal größer als ein Mensch waren, in die Luft ragten und den engen Weg säumten.

Mir war, als seien da in der Erde Geheimnisse begraben, die in Gestalt regungsloser fetter Pflanzenungeheuer aus dieser Stauberde aufschössen und nur zu dem sprächen, der dem Lande angeboren war wie sie.

Durch einen Kakteenzaun drängte sich jetzt ein Indianerjunge und schleppte einen Steinklumpen, den er mitten auf dem Weg vor mir aufpflanzte. Der Stein zeigte die gedrungene Gestalt eines kauernden Azteken-

götzen, der mich anglotzte, als wollte er mir Eingang und Ausgang dieses Dorfes versperren.

Der Knabe wollte mir das fußhohe Götzenbild verkaufen.

Ich dankte ihm, — ich wollte keine Götter aus diesem Lande besitzen und auch keine nach Europa schleppen. Und ich ging und sah mich, so lange ich in dem Dorf blieb, von dem keuchenden Knaben verfolgt, der mir überall hin den steinernen Götzen nachschleppte und schnaufend hinter mir durch den Sand humpelte und mir, wenn ich mich umsah, den Gott vor die Füße stellte und ihn mir wie einen Sklaven zum Kauf anbot.

Bei dem einzigen Spanier, der hier im Orte Kaufmann ohne Kaufladen war und auch hinter einem Kakteenstachelzaun in einem Steinhause lebte, sprach ich dann vor und fragte nach dem europäischen Ehepaar.

Aber er wußte nichts. Er hatte vor Wochen einmal einen Herrn und eine Dame durch die Straße gehen sehen, aber sie wären nicht dageblieben.

Ich hätte mir denken sollen, sagte ich zu mir, daß die junge Frau keinen Augenblick in dieser Todeslandschaft bleiben wollte. Wie hatte ich nur glauben können, die beiden hier zu finden? Sie waren sicher vor dieser Öde gleich wieder umgekehrt.

Ich lachte und empfand nun einen doppelten Anreiz, hier zu bleiben, wo niemand bleiben wollte.

Ich fragte den spanischen Kaufmann, ob er ein Zimmer zu vermieten hätte. Nein, sagte er, ein Zimmer hätte er nicht, aber wenn ich in der Kapelle wohnen wollte, würde er mir ein Bett hineinstellen lassen.

Er zeigte mir dann im Haus zu ebener Erde einen mit roten Steinen gepflasterten Raum, der ganz kahl war, und in dem sich nur an der Hinterwand ein einfacher Holztisch fand, wie man ihn überall in Restaurants hat; dieser Tisch war mit einem weißen Tuch bedeckt und stellte einen Altar dar. Darauf stand die bunte Statue einer Mutter Gottes mit dem Christkind auf dem Arm. Von der Decke des Raumes hing eine rotverglaste Öllampe, das „ewige Licht", das die Kapelle vervollständigte.

Hier sollte ich wohnen. Bei der Madonna und dem ewigen Licht und bei dem weißgedeckten Altartisch schlafen und träumen.

Ich glaubte erst, der spanische Kaufmann wolle mit mir scherzen. Dann aber sah ich, daß ihm sein Anerbieten vollständig ernst war. Und ich sagte, ich würde es mir überlegen.

Aber ich blieb nicht. Nachdem ich ein Glas von dem milchigen Agavensaft des Pulque getrunken hatte, der wie mit Most gemischte Buttermilch säuerlich, schleimig und alkoholisch gärend schmeckt, verabschiedete ich mich und ging durch die Kakteenzäune und über die Scherbenfelder wieder zur Bahnstation. Statt der Apollohymne hatte dieser Ausflug meinem Herzen eine Totenhymne aufgespielt, und ich erwartete niedergeschlagen den Abendzug von Mexiko.

Erst im Zug, wo viele Europäer saßen, erinnerte ich mich wieder an Orla und fühlte mich wie von einem Alpdruck befreit. Ja, sobald sie ihren Vater begraben und ihrer Mutter die Briefe zurückverschafft hätte, müßten wir beide zusammen nach Europa reisen, sagte ich mir.

Dieses Zaubererland Mexiko war für einen Europäer auf die Dauer zu nervenerschütternd. Und ich wollte nicht länger bleiben, ich hatte hier genug errungen; da ich mir eine schöne Frau aus diesem Lande nach Europa brachte, konnte ich dann froh sein, mit heilen Gliedern aus diesem Götzen- und Kraterreich entkommen zu sein.

Aber umsonst war diese Vorahnung von Tod auf dem Scherbenfelde und auf dem Totenpfad zwischen den Pyramiden von San Juan nicht gewesen. Das Unglück, das mich erreilen sollte, hatte schon seine Schatten in meine Tage geworfen, und darum hatte mein Herz, das ahnungsvoller und wissender als der Verstand ist, an diesem Tag in San Juan auf das zukünftige Leben verzichten wollen und hatte sich unbewußt zu der Totenruhe der Scherbenfelder hingezogen gefühlt; das grauenhafte Unglück, das mich nun Schlag auf Schlag zu verfolgen begann, hörte nicht eher auf, als bis ich die Küste von Europa wieder betrat, und

sogar dorthin noch verfolgte mich, wie eine letzte Welle des Schreckens, ein letzter Schlag. —

Die Woche bis zum Unabhängigkeitstag verging noch lautlos. Ich erhielt abends durch die indianische Straßenverkäuferin öfters ein Billett von Orla, die nur grüßte und sich sonst in ein Schweigen hüllte, das mir natürlich schien, da sie wahrscheinlich täglich neue Spuren des Verbrechens sammelte, das an ihrem Vater begangen worden war.

Orla weilte mit ihrer Mutter noch in Tlalpam, wo die beiden Damen täglich den Totenmessen beiwohnten, die für den Abbé gelesen wurden. Sie bat mich, nicht nach Tlalpam zu kommen, da der Ort nur aus einigen Häusern um einen Marktplatz bestünde und man sich in dem kleinen Flecken nicht treffen konnte, ohne daß es sofort den Leuten aufgefallen und weitererzählt worden wäre.

Ohne jedes Vorzeichen seiner außergewöhnlichen Bedeutung brach der Sonntag des Nationalfestes an.

Auf der Alameda, dem schönsten parkartig bepflanzten Platz von Mexiko, waren die Tribünen für die Zuschauer der Truppenrevue errichtet. Die Straßenzüge von Mexiko wimmelten von Fahnen, die Tribüne des Präsidenten war ein weißes Zelt, mit Fahnenfächern besteckt, und einige Stufen führten von der Straße auf das Podium, wo das Zelt leuchtete.

Nie zuvor hatte ich so viele Leute hier auf der Straße gesehen, — meistens Fußgänger; denn die Hauptstraße Calle San Francisco, die zur Alameda führte, war während der Truppenrevue für Wagen und Trambahnen abgesperrt, und nur Fußgänger wogten dort Kopf an Kopf.

Von allen Balkonen hingen Teppiche, ebenso von den Fenstern der spanischen Paläste, die, meistens im alten Jesuitenstil gebaut, mit geschweiften Mauern, mit Vasen und Girlanden und Ornamenten aus Stein, mit rosa Farbenanstrich prunken und prahlen.

Die Luft hing so voll von der bunten Fahnenleinwand, die von den Dächern bis auf die Trottoire herabreichten, daß man in den Straßen nicht weit sehen konnte; und als die Wagen der Auffahrt und

das Militär und die Musikbanden und die langen Reihen der Offiziere zu Pferd in der Calle San Franzisko heranrückten, sah man nur immer stückweise zwischen zwei Fahnenlaken ein Stückchen vom Aufmarsch des Militärs, von der Anfahrt der Generale und Minister.

Ich hatte mir ein Fenster gegenüber der Tribüne vorausbestellt, aber als ich in das Haus eintreten wollte, war dieses, wie alle Häuser gegenüber der Tribüne, von Polizisten bewacht, und es war verboten, heraus- oder hineinzugehen. Ich zeigte zwar meine Karte, aber der Offizier sagte: „Sie werden da oben doch nichts sehen, da heute keine Fenster geöffnet werden dürfen. Das hat seine Gründe. Es sind zu viele Drohbriefe in letzter Zeit verbreitet worden. Man fürchtet ein Attentat auf den Präsidenten der Republik."

Inzwischen marschierte bereits ein Haufen Militär mit Musik an der Tribüne auf, ich hörte die Kommandorufe und wußte, daß gerade jetzt der Präsident bei der Tribüne vorfuhr; denn wie ich noch mit der Polizei an der Haustür wegen des Fensters verhandelte, das ich gemietet hatte, sagte es schon einer zum andern: „Der Präsident kommt!"

Dann entstand ein wogendes Gedränge, der Polizeioffizier und ich wurden von einer Menschenmauer an die Haustüre gepreßt, es war unmöglich, etwas zu sehen. Ich hörte nur die Worte: „Was ist passiert?" — „Niemand weiß es." — „Es ist ein Unglück passiert." — „Dem Präsidenten der Republik ist ein Unglück passiert." — „Jemand hat sich auf den Präsidenten gestürzt." — „Seht doch, seht, sie arretieren einen Menschen dort an der Tribünentreppe," schrie ein Junge, der an einer Laterne hochkletterte. „Er wollte eine Bombe werfen," rief ein anderer. „Nein, es war nur ein Pflasterstein, den er warf," schrie ein dritter von einer Mauer herunter. „Ein General hat den Stein mit dem Arm aufgehalten," erklärte einer aus einem Fenster über mir. „Der Präsident besteigt die Tribüne." Alles brüllte jetzt um mich her begeisterte Hochrufe für den Präsidenten, den man vorher totstumm empfangen hatte.

„Man bringt den Kerl schon in einen Wagen, der den Stein geworfen hat. Ein ganz harmloser Mensch," lachte der Polizeioffizier, der schon wieder zurück kam und sich orientiert hatte, daß nichts Schlimmes passiert war. „Der Polizeipräsident in eigener Person hat den Kerl aus den Händen des Generals, der sich zwischen den Attentäter und den Präsidenten der Republik geworfen hatte, in Empfang genommen und mit Schutzleuten in einen Wagen befördert."

„Der Präsident ist unverletzt. Es ist nichts passiert," rief der Polizeioffizier und beruhigte die Menge.

Also war doch etwas passiert, und Orlas Warnung war nicht ohne Grund gewesen, dachte ich. Die Revue nahm ihren Anfang, und die Truppen marschierten an dem Zelt vorbei, wo der Präsident schmunzelnd und unverwundet zwischen den Ministern stand und die Truppenführer grüßte.

Dann später, als der Präsident der Republik zum Stadthaus gegenüber der Kathedrale fuhr, wo er den Lunch einnehmen sollte, hallten die Straßen von Vivatrufen; auf allen Balkonen winkten die Taschentücher der Damen, und ein Blumenregen überschüttete den Präsidentenwagen. Die ganze Hauptstadt schien wie nach einem Alpdruck aufzuatmen. Als kehrte der Präsident mit den Truppen unverwundet aus einer Schlacht zurück, so eifrig begrüßten die Vivatrufe und Blumen aus allen Fenstern und Balkonen der Calle San Francisco den Mann, der einem Attentat entgangen war.

Niemand ahnte, daß für die ganze Stadt ein viel tragischeres Schauspiel, als es dies Attentat gewesen war, jetzt erst beginnen sollte.

Der Nachmittag verlief noch still. Man ruhte vom Vormittag aus, und einer beglückwünschte den andern, daß das Fest nicht durch einen Mord befleckt worden war. Ich hatte im deutschen Klub gegessen und schlenderte nach Hause und dachte, mich durch ein wenig Nachmittagruhe von den schlaflosen Moskitonächten zu erholen. Ich sah mich schon im Geist im Schaukelstuhl liegen und rauchen, sehnsüchtig auf den Ruf der Verkäuferin wartend: Tomales caliente, con carne, con dulce, eheee!

Ich sehnte mich nach dem letzten Brief von Orla; denn morgen würde sie ja selbst kommen.

In solchen Gedanken kam ich bei der Glorieta an, wo mir ein Haufe Militär und ein Trupp Polizei auffiel, die da herumstanden.

Ich bemerkte plötzlich von weitem, daß die Tür zu meinem Salon offen ist, und daß Militär auf den Stufen im Vorgarten postiert ist und es drinnen im Zimmer von Polizisten wimmelt.

Dieses sehe ich von der anderen Seite des Platzes, wo ich mich unter die Zuschauer gemischt habe.

„Was geht dort vor?“ frage ich ganz harmlos einen Trupp Soldaten, die, von Spaziergängern umgeben, Gewehr bei Fuß stehen oder sich auf den Trottoirrand gesetzt haben, weil die Sache ihnen scheinbar zu lange dauert.

„Dort wohnt ein Kerl, der mit dem Attentäter gemeinsame Sache gemacht hat, ein Europäer; bei ihm ist Haussuchung.“

Bei mir war Haussuchung. Ich zündete mir ruhig eine Zigarre an und gedachte meiner Unantastbarkeit als Fremder und Untertan des Deutschen Reiches! Ich ging dann zum Kaffeehaus an der Ecke, wo ich sofort an die deutsche Gesandtschaft telephonierte. Der Gesandte, der mich gut kannte, war, wie ich wußte, zum offiziellen Lunch im Stadthaus eingeladen, aber ein Sekretär der Gesandtschaft gab mir sofort den Bescheid, daß ein großer Irrtum vorliegen müsse, daß man keinesfalls bei mir Haussuchung halten dürfe. — Ich hätte keine kompromittierenden Staatspapiere in meiner Wohnung, sagte ich zu dem Sekretär, es wäre mir aber auch nicht angenehm, wenn der Polizeipräsident nach meiner Privatkorrespondenz fahnden ließe, so wie er es neulich bei dem Abbé getan hätte, der dann gestorben wäre, „an den Folgen der Haussuchung“, wie man jetzt in der ganzen Stadt spottet.

Ich solle ruhig im Kaffeehaus bleiben, man würde mir sogleich zu Hilfe kommen, beeilte sich der Sekretär mir liebenswürdig zu raten. Der deutsche Gesandte, der oben mit dem Präsidenten der Republik an der Tafel säße, würde beim Präsidenten der Re-

publik in dieser Sache selbst vorstellig werden. „Warten Sie bitte im Café, bis ich Ihnen alles telephonieren kann, was geschehen wird."

Ich bestellte mir Kaffee und rauchte und versank hinter einer Zeitung und mußte lächeln; die Briefe Orlas hatte ich alle in meiner Tasche; wenn der Polizeipräsident die bei mir suchen lassen wollte, — die konnte er nicht finden. Meine wissenschaftlichen Korrespondenzen wichtiger Natur hatte ich bei dem Sekretär, mit dem ich bekannt war, im eisernen Tresor der Gesandtschaft deponiert. Höchstens ein paar Briefe aus Europa, den Brief der Engländerin, der mir den Selbstmord der Österreicherin aus Pouldu anzeigte, und ein paar Ansichtspostkarten konnten die Herren von der Polizei in meinem Schreibtisch aufstöbern, — das war alles.

Um mich einer Leibesvisitation zu entziehen und die Briefe Orlas zu behalten, war es schon klüger, ich wartete hier, bis Hilfe aus meiner Gesandtschaft käme. In demselben Augenblick eilte ein Indianerjunge mit Extrablättern draußen am Café vorbei und schrie herein:

„Die neuesten Enthüllungen, die der Attentäter nach seiner Gefangennahme gemacht hat! Die sensationelle Verhaftung einer jungen Dame aus der Aristokratie!"

Ich lachte und dachte: sind jetzt die Mexikanerinnen auch Nihilistinnen und Anarchistinnen geworden?

Aber ich hatte keine Lust, die prahlerisch angepriesenen Extrablätter zu lesen, und rauchte und trank meinen Kaffee und war erstaunt, daß ich nicht in meinem Schaukelstuhl saß, sondern im Café, wo ich sonst nie zu treffen war.

Nicht lange, so fuhr ein Automobil vor, und der Gesandtschaftsattaché v. H., mit dem ich gut befreundet war, winkte mir. Ich beeile mich und sehe aus dem Gesichtsausdruck des Attachés, daß irgend etwas Unangenehmes im Anzug ist.

Dann saß ich im Auto. Wir fuhren die Allee nach dem Schloß Chapultepec hinunter, und ich erfuhr, daß der Gesandtschaft von seiten des Polizeipräsidenten

mitgeteilt worden sei, ich stünde in Beziehungen zu der aristokratischen Anarchistin, die heute im Zusammenhang mit dem Attentat verhaftet worden sei.

Ich lachte den Attachés gutmütig aus und sagte: „Ich kenne nur eine einzige junge Dame hier in Mexiko, und die ist die Braut des Polizeipräsidenten selbst und keine Anarchistin."

„Die ist es," nickte der Attachés ernst. „Sie wissen noch nicht, daß der Polizeipräsident dem Präsidenten der Republik heute den uneigennützigsten Dienst geleistet hat, der jemals in Mexiko einem Präsidenten erwiesen wurde, indem er, als der Attentäter den Namen seiner Braut als Mitwisserin des Attentates nannte, diese junge Dame sofort in Tlalpam verhaften und nach Mexiko überführen ließ, wo sie heute noch als Gefangene im Stadthause eintreffen soll."

Ich wußte nicht mehr, ob der Attaché irr redete, oder die Wahrheit sprach! Orla sollte Mitwisserin des Attentates sein, sollte in ein Komplott gegen das Leben des Präsidenten der Republik verwickelt sein?

„Wo fahren Sie mit mir hin?" fragte ich den Attachés, der den Wagen auf Umwegen zur Stadt zurückfahren ließ.

„Zur Gesandtschaft, wo Sie sich einstweilen aufhalten müssen, bis die Haussuchung bei Ihnen beendet ist und wir den Polizeipräsidenten von Ihrer Unschuld und der Harmlosigkeit Ihrer Beziehungen zu der aristokratischen Anarchistin überzeugt haben. Was ist doch hier alles möglich in diesem Lande aller Möglichkeiten!" seufzte der Attachés. „Wir in Europa sind wahre Wickelkinder an Unschuld gegen diese Verbrecherwelt, die einen hier in dem Lande der Goldsucht umgibt."

Ich war verstummt.

Daß ich kein Anarchist war und auch keinen anarchistischen Tendenzen huldigte, wußte man ganz genau auf meiner Gesandtschaft, wo man meine Gesinnung so gut kannte wie die Grenzen des Deutschen Reiches. Der Attachés fragte auch nicht weiter indiskret, wie ich zu der verhafteten Dame stünde; das erschien ihm belanglos, da das meine Privatangelegenheit war.

Orla war von ihrem Bräutigam verhaftet worden!

„Können Sie mir, bitte, sagen, was Sie von dem Tode des Abbés halten, der neulich starb?“ fragte ich Herrn v. H.

„Sein Tod ist mir ein Rätsel. Ein Arzt behauptet, er sei an einer Vergiftung gestorben; das war der Arzt, der auf der Straße hinzueilte, als der Abbé umfiel. Aber das war doch ganz unmöglich, da der Abbé eben vom Lunch beim Polizeipräsidenten kam. Der Gerichtsarzt, der die Leiche untersuchte, behauptete, es liege nur ein einfacher Herzschlag vor. Und das ist natürlich maßgebend.“

„Natürlich,“ nickte ich.

Der Attaché lächelte geheimnisvoll. Dann sagte er mir ins Ohr:

„Nichts ist in diesem Lande so natürlich wie das Sterben. Keiner weiß, was er heute zu essen bekommt, wenn er eingeladen wird. Vielleicht eine Dosis: ‚Tod, eile dich!‘“

„Was ist das: ‚Tod, eile dich‘?“ fragte ich naiv.

Der Attaché schwieg und lachte wieder. Dann erreichten wir das Hoftor der Gesandtschaft, das Automobil fuhr in den Hof, und hier auf deutschem Boden war ich vor allen Leibesvisitationen sicher. Ich fühlte mit der Hand nach meiner Brusttasche, wo Orlas Briefe staken, und mußte lachen über die Komödie des Polizeipräsidenten, der seine eigene Braut arretieren ließ, wahrscheinlich, weil sie ihn nicht mehr sehen wollte. Ich war ganz sicher, daß Orla nichts passieren würde. Morgen würde ganz Mexiko über den Streich des eifersüchtigen Polizeipräsidenten lachen, und Orla würde schon heute abend wieder nach kurzem Verhör freigelassen werden.

Er wird sie doch nicht über Nacht am Ende im Stadthaus bei sich behalten wollen, dieser Polizeiwüstling! — Ich erschrak bei dem Gedanken an die rohe Macht, die gewalttätigen Charakteren zur Verfügung steht, wenn sie an die Spitze einer Behörde gesetzt sind und ihre Macht in roher Weise mißbrauchen wollen. Meine Zähne knirschten mir vor Wut im Munde, wenn ich bedachte, daß der Polizeipräsident, der hier so willkürlich wie nirgends Haussuchungen

unternehmen ließ, vielleicht auch Orla nur unter dem falschen Vorwand des Verdachtes anarchistischer Anschläge zu sich ins Stadthaus hatte bringen lassen, um sie dort nochmals zu überreden, ihn zu heiraten. Denn er mußte heute den Brief von ihr erhalten haben, worin sie ihm endgültig die Verlobung absagte. Vielleicht hatte seine Wut und seine Ohnmacht den Mann zum Äußersten getrieben.

Auf den Treppen des Gesandtschaftsgebäudes standen die Diener zu meinem Empfang aufgereiht, denn es sollte nicht den Eindruck machen, als ob ich hier als Gefangener und Flüchtling einzöge, sondern als Besuch des Gesandten. Graf v. L., er, der eben erst vom Lunch im Stadthaus zurückgekommen sein mußte, kam mir in eigener Person, noch in großer Gala, wie er eben heimgekehrt war, auf der Treppe durch die oberste Glastür entgegen. Seine Orden klingelten als er mir beide Hände entgegenstreckte.

„Mein Lieber, sein Sie unbesorgt! Nun kann Ihnen nichts Schlimmes mehr passieren, und wenn alle Polizeipräsidenten aller Staaten von Amerika hinter Ihnen her wären, — das Deutsche Reich und der deutsche Kaiser machen sich immer ein Vergnügen und eine Ehre daraus, Ihnen dies Haus anzubieten.“

Das war nun äußerst zuvorkommend von dem guten Grafen L., aber ich konnte ihn vor Aufregung kaum begrüßen und fragte atemlos, ob er wisse, was für eine Bewandtnis es mit der Verhaftung einer aristokratischen Mexikanerin habe?

„Ich verstehe nichts von alledem,“ sagte Graf L. und begleitete mich durch die Säle der Gesandtschaft zu seinem Privatsalon. „Die Gesandtschaft steht Ihnen natürlich zur Verfügung; tun Sie, als ob es Ihre Villa in Europa wäre. Rauchen Sie in Ruhe eine Zigarre mit mir, wenn Sie Lust haben, und lassen Sie uns beraten. Zuerst gestatten Sie, daß ich das offizielle Habit mit dem Hausrock vertausche.“

Der Gesandte ließ mich einige Minuten mit meiner angezündeten Zigarre allein in dem breiten Lederklubsessel aus Elefantenhaut; und ich hatte Muße, mich etwas zu sammeln. Ein Dickhäuter muß man hier

in Mexiko sein, dachte ich und fuhr über das Elefantenleder, Mexiko verlangt Dickhäuter und keine nervösen Europäer.

Dann kam der Graf zurück und schritt leicht auf den Zehenspitzen über den Parkettboden des Salons und sprach halblaut, als wolle er nicht von den Dienern gehört sein: „Wissen Sie, daß man in Ihrem Zimmer auf der Glorieta eine Dame gefunden hat, die arretiert worden ist? Mein Diener, der mir das eben mitteilte, behauptet, daß die Leute meinen, es sei die Mexikanerin, die man in Ameca-Meca nicht vorfand, und die man dann bei Ihnen suchte."

Ich war rasch aufgestanden.

„Setzen Sie sich!" so beschwichtigte mich der Gesandte. „Es ist da jetzt nichts mehr zu machen. Die Dame ist ins Stadthaus gebracht worden. Man wird sie übrigens, wenn sie unschuldig ist, natürlich gleich wieder in Freiheit setzen."

Ich bestürmte nun den Grafen, seine ganze Macht aufzubieten, um mich zu Orla zu bringen und Orla die Freiheit wiedergeben zu lassen. „Die Dame ist meine Braut, sie ist natürlich nicht mehr Mexikanerin, sie ist dadurch bald Angehörige der deutschen Nation geworden; lassen Sie doch nichts unversucht, damit man mir meine Braut zurückgibt."

Der Gesandte war sehr überrascht über meine Verlobung und sagte, ich solle mir keine Sorge über das Schicksal meiner Braut machen. Sie würde in einer Stunde wieder freigelassen, sie sei ja unschuldig am Attentat auf den Präsidenten der Republik, und der Polizeipräsident habe sie nur vor dem Publikum schützen wollen. Denn der Attentäter habe sie als Mitwisserin genannt, und wenn das sich herumspräche, dann könne das Volk, das den Präsidenten sehr liebte, den Einfall bekommen, die junge Mexikanerin zu beschimpfen. Und da heute große Volksbelustigungen seien und viel Pulque getrunken würde, sei es immer besser, daß Orla sich auf dem Stadthaus aufhalte, als daß ihr vielleicht, wenn sie im Wagen über die Straße führe, von einem betrunkenen Volkshaufen Beschimpfungen angetan würden. Der Attentäter, den der Polizeipräsi-

dent kurz verhört habe, berufe sich übrigens auf die Mexikanerin; diese könne beweisen, daß er Enthüllungen machen werde, die ernstester Natur wären. Wenn man ihn nicht freilasse, dann würde er vor dem Richter Dinge enthüllen, die eine hochstehende Persönlichkeit als Mörder entlarven würden. Der Mann werde natürlich jetzt erst recht nicht freigelassen, da man jetzt die Enthüllungen fast mehr fürchte als vorher das Attentat auf den Präsidenten der Republik. Vorläufig, da der Attentäter sich auf die junge Dame beriefe, und da beim ersten Verhör einige Reporter von Zeitungen zugegen gewesen wären, die der aufgeregten Neugier der Stadt Rechnung zu tragen hätten und es mitteilen müßten, daß eine junge Dame mit im Spiele sei, — vorläufig bliebe dem Polizeipräsidenten keine andere Wahl, als die junge Dame im Stadthaus festzuhalten, damit die erregten Volksmassen sich nicht wegen des beabsichtigten Attentats vorschnell an ihr rächten.

„Warten Sie jetzt alles Weitere ruhig auf der Gesandtschaft ab," meinte der Gesandte. „Sie sind hier so sicher wie Ihre Braut es auf dem Stadthause ist. Denn niemand kann Ihnen hier und ihr dort etwas anhaben. Ihre Wohnung an der Glorieta, wo man die Dame fand, ist jetzt von tausend Menschen belagert, — Neugierigen aus der ganzen Stadt, die den Festnachmittag damit verbringen, das vermeintliche Attentäternest zu beschauen, und die sich in immer größere Aufregung hineinreden. Sie könnten nicht nach Hause. Ihr Salon und Ihr Zimmer sind versiegelt, es stehen Wachen davor; das wurde angeordnet, damit man Ihnen Ihre Sachen nicht demoliere oder stehle."

Mir schwindelte. Ich war in ein immer enger werdendes Netz von Ungeheuerlichkeiten verwickelt und hatte nicht einen Faden zu der ganzen Verwirrung in der Hand.

Ich wiederholte nur stereotyp die Frage:

„Glauben Sie, Graf, daß der Abbé eines natürlichen Todes gestorben ist?"

Der Gesandte zuckte die Schultern, als wolle er

dasselbe sagen, was der Sekretär und der Attaché mir schon vorher angedeutet hatten, daß es ein Mittel gäbe, das man in Mexiko „Tod, eile dich!“ nenne.

„Der Abbé soll übrigens wieder ausgegraben und nochmals seziert werden; man traut dem Wissen des Gerichtsarztes nicht ganz, denn der andere Arzt, der damals auf der Straße vor dem Gerichtsarzt zuerst gerufen wurde, hat sich heute nochmals gemeldet und behauptet in allen Zeitungen, der Abbé sei einfach vergiftet worden. Beweise hat man noch keine.“

Mir gruselte vor diesem Rattenkönig von monströsen Geheimnissen: — geheimnisvolle Drohbriefe, Vergiftung, Attentat, Haussuchungen und Verhaftungen, — wo war der Schlüssel zu diesem Schreckensknäuel, der sich immer mehr verwickelte?

Gleich mexikanischen Mißgeburten sah mich diese Verwirrung mit vielen verrenkten Armen und vielen Menschen- und Tierköpfen an. Menschen, die zu Bestien und Ungeheuern verunstaltet waren, — Ebenbilder ihrer ungestalten dämonischen Götzenbilder.

Ich mußte an den Jungen in San Juan denken, der mir im Staube nachgekeucht war und mir das gedrungene, aus Stein gehauene Götzenbild nachgetragen und es vor mir aufgepflanzt hatte, wenn ich mich umsah; wohin ich mich jetzt wendete, saß so ein verrenktes Götzenungeheuer auf meinen Wegen hier in Mexiko. Es war nicht mehr das Leben unter der Sonne, es war, als lebe die Welt hier ewig in der Geisterstunde der Mitternacht. Wie die Kraterlandschaft bei Ixtapalapa ein Herd voll Höllentöpfen zu sein schien, so war ganz Mexiko heute eine Hölle für mich. Der Menschenfressergott, der in Ixtapalapa hauste, schickte mir jetzt noch seine Schlangen täglich bis in die Hauptstadt nach und wollte mich vernichten; denn ich wußte es ja nur zu gut, daß ich nicht ein Heiliger war, wie es die naiven Indianerleute damals in der Nacht verkündet hatten.

Orla schien mich also entweder besucht zu haben, um vor der Rache des Polizeipräsidenten zu flüchten, vielleicht auch um die zurückerhaltenen Briefe ihrer Mutter bei mir zu verwahren, oder sie hatte mich

überhaupt nur besuchen wollen, und sie konnte nicht ahnen, daß man sie bei mir verhaften würde. Der Polizeipräsident hatte also überall seine Spione gehabt und wußte von unseren Zusammenkünften. Natürlich mußte er das wissen, denn man hatte uns ja ganz öffentlich zusammen auf dem Paseo reiten sehen. Oder hatte uns die Logenschließerin im Theater an einen seiner Spione verraten? Oder hatte Orlas Kutscher, der sie an jenem einen Abend zu mir fuhr, geplaudert? Es war ja leicht, zu entdecken, für wen sich Orla interessierte, da sie neulich nach dem Stiergefecht mitten im Regen ihren Wagen mit meinem vertauscht hatte und dann aus meinem Wagen ausgestiegen war. Das waren alles Unüberlegtheiten, die nur Verliebten passieren können, und es wäre lächerlich gewesen, wenn ein Polizeipräsident von Mexiko, der sich nicht entloben will, nicht in Erfahrung bringen könnte, mit wem sich seine Braut verloben möchte.

Ich brauchte mich ja nicht gerade um Orla zu ängstigen, aber es war doch sehr aufregend, zu wissen, daß der Polizeipräsident Orla für ein paar Stunden in seiner Macht hatte, und daß bei seiner streberischen, ehrgeizigen und gewalttätigen Natur das junge Mädchen sehr unbehagliche Stunden vor sich haben könnte.

Oh, wenn man sich auf der Erde nur mehr ängstigen würde, als man es tut, — man würde vielleicht manches Unglück abwenden durch eifrigere Angst und eifrigere Aufgeregtheit. Statt sich stoischer Beruhigung, lähmender Beherrschung und diplomatisch kühler Überlegung zu befleißigen, sollte man sich wie die Tiere von den Angstzuständen fortreißen und aufwühlen lassen und heftiger empfinden und sich heftiger sorgen!

Diese Selbstvorwürfe, daß ich mich nicht genügend meiner Angst um Orla hingegeben hätte, mußte ich mir leider später, nach dem Hereinbruch einer nie wieder gutzumachenden Katastrophe, wiederholen. Ich hätte mich an diesem Nachmittag nicht von der Ruhe und Würde des Gesandten und des Gesandtschaftshauses betäuben lassen dürfen. Ich hätte eher ver-

wildert und unwürdig mich von der Angst verzerren und mitreißen lassen sollen; ich hätte mich nicht als ein Schützling des Deutschen Reiches in dem kaiserlichen Hause besänftigen lassen sollen.

Als ich erfahren hatte, daß Orla bei mir gewesen und bei mir verhaftet worden war, — wahrscheinlich gerade in dem Augenblick, als ich ahnungslos die Soldaten vor meinem Haus um Auskunft fragte und dann ins Café ging, um zur Gesandtschaft zu telephonieren, da hätte ich mich nicht zur Gesandtschaft bringen lassen dürfen. Ich hätte in eigener Person zum Präsidenten der Republik, der mir freundlich gesinnt war, eilen und auf der Freilassung meiner Braut bestehen müssen.

Was hatte mich nur abgehalten, dieses zu tun? — Unzählige unglückselige Zufälle. Erstens, daß es Festtag war und der Präsident heute feiern und nicht in der Feier gestört sein wollte. Zweitens, daß man den Präsidenten der Republik nicht mehr an das peinliche Attentat erinnern sollte, das einen Mißton in den Vormittag des Festes gebracht hatte, und das man ihm nun am Nachmittag nicht mit Nachdruck von neuem nahebringen sollte. Endlich hatte doch Orla eigentlich nichts zu fürchten; ich glaubte, wie der deutsche Gesandte, sie sicher von sicheren Leuten umgeben und im Stadthaus so gut aufgehoben, wie ich es in der Gesandtschaft war. Bis sie dann in der Nacht die Stadt verlassen konnte, — bis dahin glaubte ich sie von Menschen und Schutzwachen umgeben.

Denn konnte ich vorausahnen, was nie zuvor die Erde hervorgebracht hatte? Konnten wir uns einen Krater voll Feuer in der Erde oder einen Ozean aus Salzwasser denken, wenn wir noch nie einen Krater, Feuer und Ozean gesehen hätten?

Konnte ich vorausahnen, daß der Polizeipräsident eine der Menschenbestien war, von denen, seit die Erde besteht, kaum zwei Exemplare gelebt haben?

Der Gesandte und der Attaché gaben sich alle Mühe, mir zu erklären, daß jeder Schritt von meiner Seite nur störend und aufreizend auf den Polizeipräsident wirken könne; da ja gar nichts gegen die junge Mexi-

kanerin vorläge, könnte sie nicht länger als bis zum Abend im Stadthause festgehalten werden. So ließ ich mich schließlich überzeugen, daß ich mich ruhig verhalten müsse. Ich sollte alles seinen ruhigen Gang gehen lassen und die Dinge lachend und von der heiteren Seite nehmen, da der Polizeipräsident sich bis morgen durch diese Gefangennahme seiner ehemaligen Braut lächerlich genug gemacht haben würde, so daß ich dann ruhig zusehen könnte, denn ich würde morgen alle Lacher in der Hauptstadt auf meiner Seite haben. Der Polizeipräsident dränge sich bei jeder Gelegenheit als ein Ordensjäger und als gewaltiger Streber vor, der sich immer bemerkbar machen wolle, auch wenn dieses Aufsehen mit unrechten Mitteln erreicht werde; deshalb werde schon morgen alle Welt den Mann verlachen, der seine frühere Braut nicht geschont hätte, um nur in der Gunst der Regierung zu steigen.

„Aber vielleicht ist jener Attentäter, jener Absender der Drohbriefe, die die Dame in den letzten Tagen erhielt, — vielleicht ist er ein Schuft und hat die Dame nur genannt, da man Briefe von ihm bei ihr gefunden hat, und will sich mit ihr wichtig machen und tun, als ob er Enthüllungen von Geheimnissen zu machen hätte, die er wahrscheinlich gar nicht besitzt. Oder ist er vielleicht der gedungene Mörder des Abbés? Denn ein Mensch, der sagte, er habe den Tod des Abbés in den Händen, er könne den Mord für Geld verhindern, schrieb in den Tagen vor dem Tode des Abbés viele Briefe an die junge Dame und an den Abbé.

Es sind so viel mystische Möglichkeiten vorhanden, daß ich nicht ruhig hier sitzen kann, ich muß auf das Stadthaus und bitte Sie, Graf L., verschaffen Sie mir durch den Präsidenten der Republik die Erlaubnis, einen Augenblick mit der jungen Mexikanerin zu sprechen?"

Der Graf lächelte und beruhigte mich mit seinem fortwährenden Gleichmut und seinem Lächeln.

Es ließ mir einen Lemon-Squash nach dem andern durch die Diener bringen, und als dieser Zitronen-

saft, in dem ich übrigens Dosen von Brom zur Beruhigung meiner Nerven herausschmeckte, gewirkt hatte und ich mich dünnblütig und sanftmütig geworden fühlte, beeilte er sich, mir eine Partie Schach vorzuschlagen. Und da er wußte, daß ich ein leidenschaftlicher Schachspieler bin, unterhielt er mich in Gemeinschaft mit dem Attachés bis zum Einbruch der Dunkelheit bei diesem Spiel, das mich diesen Nachmittag mit seinem Lärm, seinen Schrecknissen und Überraschungen ein wenig vergessen ließ.

Ehe es dunkel wurde, kam der Sekretär herein und teilte uns dreien, die wir noch teils spielend, teils zusehend beim Schachbrett saßen, mit, er habe die Nachricht erhalten, daß die Mexikanerin von ihrer Mutter am Stadthause abgeholt worden sei, und daß sich das Volk allgemein über das Attentat beruhigt habe. Die beiden Damen seien nach Ameca-Meca zurückgekehrt. Die Glorieta di Colon sei jetzt auch von Menschen frei. Der Polizeipräsident habe die Siegel an meinen Türen fortnehmen und die Wachen abziehen lassen, da alles in schönster Ruhe und Ordnung zu verlaufen scheine.

„Sie werden aber in dieser Nacht doch noch in der Gesandtschaft Wohnung nehmen müssen. Ich hafte dem deutschen Kaiser und Deutschland mit meiner Person für Ihr Wohlergehen," sagte der Gesandte rasch zu mir. „Wollen Sie einem meiner Diener Auftrag geben, daß er Ihnen Ihre Toilettensachen für die Nacht holt, denn ich kann es nicht verantworten, daß Sie gleich wieder in Ihre Wohnung zurückkehren; wenigstens in dieser Nacht bleiben Sie, bitte, noch unser Gast auf der Botschaft. Man weiß nicht, ob Ihnen nicht jemand etwas Übles antun könnte. Sie sind der Rivale des Polizeipräsidenten, müssen Sie bedenken; das dürfen Sie nicht aus dem Auge verlieren und müssen bis zu Ihrer Abreise noch sehr auf der Hut sein."

Ich dachte wieder an das gräßliche mexikanische Wort „Tod, eile dich!" das hier wie ein verkappter Meuchelmörder hinter schwarzer Larve täglich umherging. Niemand war sicher vor dem „Tod, eile dich".

Ich stimmte dem Gesandten zu und atmete auf bei dem Gedanken, daß Orla nun wieder bei ihrer Mutter in Ameca-Meca war und ich morgen Nachricht von ihr haben würde.

In meiner Wohnung ließ ich durch einen Gesandtschaftsdiener sagen, daß ich auf der deutschen Gesandtschaft sei, und daß man mir Briefe dorthin senden solle. Dann richtete ich mich in zwei mir zugewiesenen Zimmern für die Nacht ein.

Der Gesandte und der Attaché, die am Abend bei dem offiziellen Diner im Schloß Chapultepec nicht fehlen durften, mußten mich um sechs Uhr, gleich nach Sonnenuntergang, allein lassen, und ich versprach ihnen, die Gesandtschaft heute nicht zu verlassen und mich mit Lesen und Rauchen zu unterhalten.

Ich nahm dann das Abendessen allein ein; dann setzte ich mich ans Klavier und spielte im Gesellschaftssalon aus einigen Notenheften, die ich da fand. Umgeben von den lebensgroßen Porträts der deutschen Kaiserfamilie, Bismarcks und Moltkes, die rings von den Wänden sahen, und beim Glanze der elektrischen Kronleuchter fühlte ich mich für eine Weile ganz in Europa zu Hause; es war mir, als läge Mexiko weit irgendwo im Westen hinter dem gelben Sonnenuntergang. Da sah ich es im Geist wie ein Plateau aus Goldplatten liegen, so wie ich es mir als Knabe immer vorgestellt hatte, wenn man mir von den goldenen Aztekenkönigen und von Cortez und seinen Abenteuern erzählt hatte. Da hatte damals für mich dieses golddurchglänzte Land im Westen wie eine Bank aus gelben Sonnenuntergangswolken gelegen und abends die Fenster der fränkischen Stadt Würzburg beleuchtet, in der ich geboren war.

Alle dunkeln Stadtfenster am Main spiegelten dann das ferne Goldreich wieder, und ich sehnte mich viele Abende, nachdem ich die Abenteuer des Spaniers Cortez gelesen hatte, nach dem Lande der goldenen Götzen, nach dem Lande, das ich mir mit Goldplatten gepflastert dachte.

Ich spielte jetzt Schubertsche Lieder und spielte eine Beethoven-Sonate und spielte mir noch einige wenige

Takte von Grieg. Dann dachte ich an die Indianerin und spielte die singenden Takte des Ausrufes: Tomales caliente, con dulce, con carne, eheee.

Und während ich den Tönen zuhörte, stieg mir plötzlich eine unsagbare Trauer ins Herz; ich fühlte mich tief beklommen; ich wußte nicht: war es die Stille des Gesandtschaftshauses, war es die Sehnsucht nach Orla, — ich fühlte mein Herz zusammengeschnürt, es war, als sei jemand hinter mich getreten, als faßten mich von rückwärts zwei feste Hände um den Hals und wollten mich erwürgen. Ich fühlte Angstschweiß auf meiner Stirn, ich stand vom Klavier auf, klingelte dem Diener und bat um ein Glas Eiswasser.

„Der Herr sehen so blaß aus; soll ich vielleicht den Gesandtschaftsarzt rufen?“ fragte der Diener.

Ich dankte. Und er ging lautlos. Ich war froh, daß der Diener rheinischen Dialekt gesprochen hatte; in diesem Augenblick klang das, als spräche eine der Heimaterdschollen zu mir, und die Angst ließ nach; ich konnte aber das Eiswasser nicht austrinken.

Ich sah auf die Kaminuhr: es war elf Uhr. Es würde doch Orla nichts zugestoßen sein in Ameca-Meca? Ich lächelte über meine Angst, als ob ich der deutsche Gesandte wäre, der als echter Deutscher keine Angst zeigte und sich keine Angst eingestand.

Ich betrachtete der Reihe nach den deutschen Kaiser, die Kaiserin, den Kronprinzen, die Kronprinzessin, Bismarck und Moltke und ging vor den Wänden auf und ab und ließ die Augen der Großen des Deutschen Reiches aus ihrem Rahmen heraus ermutigend auf mein geängstigtes Herz schauen.

Ich war einer so angstbeklommenen Stimmung verfallen, daß die Zigarre, die ich mir anzündete, nicht brennen wollte. Ich verfiel in Gedanken und ging auf und ab und freute mich immer, wenn ich die Kaiserin und die Kronprinzessin betrachtete. Es war mir, als wäre durch die Nähe der hohen Frauen der Schrecken, die Angst gebannt, die sich zu allen Fenstern, aus allen Wänden wie ein fremder Metallgeruch hereinschlich. Immer, wenn ich die Gesichter

der Damen ansah, beruhigte mich das mehr als der Anblick der starken mutigen Männergestalten.

Wenn Frauen mit dem Leben fertig werden können, ohne zu zittern, ohne Angst, ohne zu klagen, dann mußt du es auch können. Ich ging auf und ab und sprach eifrig auf mich ein und nickte dabei der Kaiserin und der Kronprinzessin zu, als hätte ich eben die Damen gesprochen, und nickte zu den Bemerkungen, die sie über mich an den Wänden da oben zu machen schienen.

„Es ist etwas passiert," sagte plötzlich mein Herz feierlich. „Entweder ist ein Erdbeben im Anzug, und ich spüre es wie die Tiere voraus, oder es ist irgendwo in Europa ein mir nahestehender Mensch gestorben, und in der Einsamkeit kommt die Kunde in mein Herz, und das weint bereits über den fernen Trauerfall, während der Verstand ein schwerfälliger Bauer ist und erst trauert, wenn er morgen oder in vierzehn Tagen die Nachricht durch die Post erfährt."

Ich nahm mein Notizbuch und schrieb: „Elf Uhr, 17. Sept. abends Angstgefühl, ähnlich einer großen Trauer."

Dieses schrieb ich klar und deutlich in den Kalender meines Tagebuches ein.

Nun war mir etwas freier, seit ich mit Bleistift und Papier meine Angst sozusagen statistisch festgehalten hatte.

Ich hörte am offenen Fenster über die Bäume des Gesandtschaftsparkes hinweg die Musik von der Alameda und die von der Plaza, und die beiden Melodien vermischten sich nicht in der Luft unter den Nachtsternen, — sie standen wie ein Hexenlärm bald über der fernen Alameda, bald über der Plaza.

Diese zwei sich gleichsam in den Lüften streifenden Musikbanden kämpften je nach den Luftströmungen um die Oberhand, und es war bald wie das Gekläff einer Meute von hundert Blechinstrumenten, bald das Miauen von hundert Geigen und Flöten. Es war, als vervielfältigte sich die Musik unter den Sternen, als gäbe jeder Stern sein Echo dazu, so daß

der Himmel in dieser Nacht voll von Musikinstrumenten zu hängen schien.

Bei diesem Lärm konnte ich nicht schlafen gehen; ich hielt es für klüger, einen Spaziergang nach der Alameda oder nach der Plaza zu machen. Der Gesandtschaftssaal mit den großen offiziellen Figuren war mir jetzt lästig.

Ich sehnte mich nach dem Mondlicht in meinem Salon an der Glorieta, wo ich im Schaukelstuhl Orla zum erstenmal bei mir gesehen hatte, und ich sehnte mich nach dem mystischen Straßensang der Indianerin, der nicht wie das Ausrufen von Kuchen klang, sondern wie eine gesungene rhythmische Beschwörungsformel.

Ja, ich wollte mich unter die Indianer auf der Plaza mischen, den Liedern zuhören und den Volksbelustigungen zusehen.

Ich hörte das Knattern der Raketen in der Ferne; das Feuerwerk, das die Stadt dem Volk zur Verschönerung des Nationalfestes darbot, war mitten im Abbrennen begriffen. —

Ein paar Minuten später stand ich am Ausgang der Calle San Francisco, die auf die Plaza mündet.

Der große Platz war eine zischende taghelle Feuerwelt geworden. An Hunderten von hohen Masten brannten die lichterlohen Garben von kunstvollen Feuerwerkskörpern. Zwölf Masten trugen an ihren Spitzen, knallend und paffend und gewaltig fauchend, die zwölf Bilder des Tierkreises. An anderen Masten flammten die Wappen aller mexikanischen Provinzen. An andern feuerfarbige Papageien aus Glühbirnen, Adler, Leoparden, Drachen, Dämonenmasken und künstliche Blumensträuße; viele Lichtfiguren waren aus grünen, gelben, roten, blauen Glühbirnen gebildet, andere Masten stellten flammenwehende Palmen dar und glühende Sonnenkugeln, umgeben von allen Planeten und von Kometen.

Diese helle Welt bewegte sich, flimmerte, flammte, zuckte, explodierte, warf Feuerdämpfe in die Nacht und kreiselte um die Spitzen der hohen Masten.

Darunter, Gesicht bei Gesicht, drängten sich Tau-

sende von weißgekleideten Indianern, die alle zur Höhe sahen; und ihre Augen spiegelten das Feuerspiel, ebenso alle gläsernen Fensterreihen der Häuser rings um die Plaza, die aussahen, als wären es Tausende von Ofenluken, die offen stünden und ihre rote Glut in langen Reihen zeigten.

Unter dem Feuerlärm spielte die Musik und begleitete mit rasselnden Becken und Pauken den Wirbeltanz der künstlichen Feuerspiele rund um die Bäume des Platzes.

Die Kathedrale lag wie in die Luft entrückt, von Feuerschnörkeln umgeben, als wäre sie heute noch der Tempel der aztekischen Göttergrimassen.

Als sei die Hölle auf die Erde heraufgestiegen, so verwirrend wirkten die lodernden, prasselnden Feuerwerkskörper, die sich fortwährend in ihren Gestalten verwandelten. Es war, als mündeten alle Krater von Mexiko in dieser Nacht hier auf diesem Platz mit feuerspeienden Mäulern und ließen Funken regnen und rote Lavaströme anschwellen; denn die Nachtwolken am Himmel flossen gleich roten Lavamassen über die Türme der Kathedrale in die Ferne.

Bis Mitternacht dauerte dieser Hexentanz der Feuergarben, der Raketen und der Musik. Dann als die Masten dunkel standen, die Bäume wieder Bäume geworden waren und keine Haufen von roten Kupferstücken mehr waren und alle Häuser und die Kathedrale bei den Straßenlaternen wieder nüchtern nebeneinander standen, da begann erst für die indianische Bevölkerung das eigentliche Nachtfest. Hunderte von roten Häufchen glühender Holzkohlen glimmten zwischen den Indianergruppen, auf den kleinen Rasenvierecken, zwischen den Wegen und Blumenbeeten des gartenartig bepflanzten Platzes. Auf den Rändern der Springbrunnenbassins aufgereiht, saßen Indianer, andere im Gras, andere unter den Bäumen, andere an dem Rand der Trottoire. Sie saßen still mit glutbeschienenen Gesichtern, einer schürte die Glut, einer röstete Bananen, einer schenkte Pulque aus Krügen ein, einer oder mehrere zupften Mandolinen, und viele im Kreis sangen summend, melodisch dumpf,

als sängen sie keine Sprache, als sängen sie wortlose Erinnerungen, die sie je nach dem Gefühl nur in einem oder zwei Lauten der gezupften Mandoline zusangen. Sie wiegten die Köpfe, und unter dem Schal der Mütter schliefen die Kinder wie in einem winzigen Zelt, sie waren gleichsam unter den Beschwörungen der uralten einfachen Lieder eingeschlafen und waren vielleicht die einzigen hier am Platze, die im Traum, während die Alten Lieder sangen, auch die alten Zeiten sahen, ohne zu wissen, daß es alte und neue Zeiten gab.

Ich betrachtete den alles umarmenden Nachthimmel, dessen Sterne in den Parkbäumen saßen wie die Augen von Millionen Indianern, die da oben über dem Platze herab zu ihren Enkeln und Urenkeln schauten und den gesummten leisen Liedern und den glucksenden Saiten der sanften Mandolinen zuhörten, welche sanft klangen wie unterdrückte Seufzer ohnmächtiger tyrannisierter Menschen. Als das Höllenfeuerwerk vorhin über den Bäumen in die Nacht prasselte, da war's gewesen, als machten die Nachtgeister sich Luft und tanzten entfesselt, und aller Augen auf der Plaza sahen hinauf in die tanzende Feuerwelt, als seien die indianischen Gottheiten mit Schlangen und Blitzen wiedergekehrt. Nun war es dunkel, der Götterspuk war verflogen, die Luft roch noch nach Pulver und Salpeter und Schwefel und war doppelt dunkel. Und nun weilten aller Augen wieder hier auf dem Platz am Boden, und nur die Sterne sahen von weitem wie der Rest eines Feuerwerkes aus, das sich in der Nacht verflüchtigt hatte. Die Indianer saßen wieder, von ihren alten Göttern verlassen, auf dem Rasen, melancholisch, zusammengekauert, in Gruppen, aus denen man keinen Laut, kein Gelächter hörte; nur wenn man näher kam, sah man, wie einige die Köpfe wiegten und zu der dünnen Mandoline murmelnde Laute sangen, — Laute, die keine Worte waren, Laute wie Blätterrascheln oder wie das kochende Geräusch eines summenden Kessels über dem glühenden Holzkohlenhäufchen.

Die meisten der hier kauernden Gruppen waren Indianer, die von den Feldern, aus ihren Erdhütten

und Erddörfern, aus Maisfeldern und Agavenpflanzungen draußen vor der Stadt Mexiko hereingewandert waren, — die Gärtnerfamilien aus Santa Anita, der schwimmenden Gemüsegartenstadt draußen. Anita Santa ist ein Erdstrich, durchzogen von Kanälen, die zwischen den Gärten an Stelle von Wegen laufen, und wo eine Welt von Kähnen täglich verkehrt. Von dort kamen diese friedlichen Gruppen, die sogar jetzt zur Nachtzeit hier auf dem Stadtplatz blieben und erst im anbrechenden Morgen heimkehren wollten. Sie sahen alle so unscheinbar dunkel aus in ihren weißen Hosen und Hemden, als wären sie Gruppen aus grauer Erde, aus Gartenerde, und könnten zerfallen, wenn man sie anstieße. Nichts an ihnen leistete Widerstand, ihre Haltung war weder selbstbewußt noch bewußt, sie lebten wie Pflanzen und Tiere und Wolken ohne Bewußtsein von sich selbst, bang vor dem Chaos, das sich Welt nannte, bang vor den Herren des Landes, die sich immer noch als Europäer fühlten, wenn sich die hellfarbigen spanischen Abkömmlinge Mexikaner nannten. Die Indianer widersprachen ihnen nicht, aber es lag eine Zugehörigkeit zur mexikanischen Muttererde im Schweigen der roten Rasse, mehr als in allem dem lauten Selbstbewußtsein, mit dem die herrischen, von Europa abstammenden Mexikaner auftraten.

Ich fühlte mich auf dem Stadtplatz, den nur niedere Anpflanzungen und wenige hohe Bäume schmückten, wie in einem tiefen indianischen Urwald; als ich langsam von Kohlenfeuer zu Feuer ging, da hatte ich, von den Mandolinen und den Singlauten umgeben, das Bewußtsein verloren, daß ich mich mitten in einer Großstadt befand.

Es war gegen ein Uhr nachts, als ich, von der Urwaldstimmung langsam Abschied nehmend, durch die leeren Straßen zur deutschen Gesandtschaft zurückging. Hinter mir auf dem Stadtplatz war das Gewimmel der Menschen noch groß und hatte mich alles Unangenehme und alle Sorge dieses Tages vergessen lassen. In den stillen Straßen, wo an den Straßenecken mexikanische Polizisten postiert waren, jeder mit einem Totschläger in der Hand und neben sich auf

dem Pflaster eine Blendlaterne, da kam wieder das Europaselbstbewußtsein in meine Urwaldstimmung, und ich dachte an Orla, an die Gefahr der Verhaftung heute nachmittag, an die Haussuchung, an das Attentat.

Plötzlich hörte ich von einer Straße, die ich eben verlassen hatte, den Signalpfiff eines Polizisten. Jeder Schutzmann in der Hauptstadt Mexiko hat eine Pfeife, und alle Viertelstunden beginnt das Signalpfeifen von einer Straßenecke zur andern und setzt sich durch die ganz Stadt fort und dauert endlos in der Nachtstille, als ob große wilde Vögel einander zupfiffen und antworteten ohne Ende.

Dieses Pfeifen störte mich zuerst gar nicht. Ich hatte es jede Nacht gehört, solange ich in Mexiko war. Aber das hatte ich nie gesehen, daß die Polizisten dabei ihre Posten an den Straßenecken verließen und durch die Straßen rannten. Ich sah jetzt von allen Ecken plötzlich Polizisten herbeieilen, als wäre da eine Jagd nach Räubern. Sie rannten alle nach einer und derselben Richtung. Ich war aber schon von so viel Aufregung heute müde gemacht worden, daß es mir ganz gleichgültig war, wohin die Polizisten eilten, und ich empfand auch gar keine Neugier, zu wissen, was sich da wieder Unvorhergesehenes ereignet hätte. Ich ging ruhig meines Weges weiter, passierte den Wachtposten der Gesandtschaft, und als der Portier mir das Tor öffnete, hatte ich längst die Signalpfiffe, die sich noch immer vereinzelt von Straße zu Straße wiederholten, und die Polizisten vergessen.

Ein Diener begleitete mich auf mein Zimmer; er sagte mir, daß der Graf L. auch erst vor einer Stunde heimgekehrt sei und nach mir gefragt habe. Als der Diener mich in meine erleuchteten Zimmer geführt und mir mit seinem rheinländischen Dialekt „Gute Nacht“ gewünscht hatte und ich allein war und Orlas Briefe aus meinem Rock nahm und auf den Nachttisch neben meinem Bett legte, wurde mir wieder weh zumute, fast ebenso weh, wie es mir vorher im großen Saal um elf Uhr gewesen war, wo ich Klavier gespielt hatte. Jetzt war es mir wieder, als stünde

jemand hinter mir und erwürge mich von rückwärts, und mein Kehlkopf wurde mir wieder so eng und trocken, daß ich glaubte, ich müsse den Hals voll Rauch oder Staub haben.

Gepeinigt und erschöpft, legte ich mich halb ausgekleidet auf mein Bett. Neben mir über dem Nachttisch war ein Haustelephon angebracht. Ich starrte dieses Telephon an, als könne ich jeden Augenblick von dort eine Aufklärung erhalten, warum mir so bedrückt und tief traurig der Atem stocke; und mir war, als müsse ich in dieser Nacht noch von allem Abschied nehmen.

Plötzlich klingelt das Telephon wirklich.

Ich glaubte erst, ich hätte auf einen Knopf gedrückt, und hielt das Klingeln für einen Spuk und erschrak und war zugleich wie erlöst, weil sich nun jemand um mich zu kümmern schien.

Graf L. fragte aus seinem Zimmer, ob ich schon zu Hause sei.

Ich antwortete ihm sofort, ich wäre kurz vorher gekommen.

„Das freut mich, daß Sie da sind. Ich hatte mir schon Angst gemacht, es könnte Ihnen etwas zugestoßen sein."

Ich lachte in das Telephon und dankte ihm für seine Fürsorge und meinte: „Auf der Plaza bei den Indianern war es nicht unsicherer als hier auf der Gesandtschaft."

„Nun, das freut mich!" sagte der Graf und wünschte mir eine gute Nacht.

Ich war dann etwas beruhigter, da ich doch wenigstens eine Menschenstimme gehört hatte. Ich entdeckte nun auch auf meinem Tisch beim Sofa eine Schale voll Früchte und eine Karaffe voll Wein, die man mir für die Nacht hereingestellt hatte, und ich bewunderte die Aufmerksamkeit des Gesandtschaftspersonals.

Die Früchte löschten ein wenig meinen Durst. Ein paar Glas Wein gaben mir die Phantasie, daß ich soeben aus sehr fröhlicher Gesellschaft heimgekehrt wäre. Ich bemerkte, daß sehr schöne Bilder von Rennpferden an den Wänden hingen. Ich nahm mir vor,

morgen meine „Stella“ satteln zu lassen und auszureiten, vielleicht träfe ich auf dem Paseo Orla zu Pferd. Ich sah uns schon im Geist wieder über die Hochebene, durch die abgeernteten Maisfelder reiten, immer weiter, immer weiter, bis der Staub der Höhlen in den ausgetrockneten Sümpfen uns umschlang und Orla unsichtbar wurde und ich vergebens kämpfte, aus dem Staub, aus dem Grau der Erdwolken an den blauen Himmel zu kommen. Ich erstickte im Staube und trauerte, daß Orla mit mir ersticken mußte, und daß ich nun nie mehr Europa wiedersehen würde. „Nie mehr wirst du Europa sehen!“ Dieses wiederholte ich mir, während ich, im Traum, am Staub zu sterben meinte.

Ich erwachte erschöpft.

Das elektrische Licht brannte noch, und draußen war es heller Tag.

Ich hatte das Gefühl, daß das Erwachen und das Nichtgestorbensein nicht einmal sehr angenehm wären. Ich hatte so lange im Staub mit dem Ersticken gekämpft, daß mir der Schweiß auf der Stirn stand, als hätte ich mit einem Mörder gerungen.

Warum warst du denn traurig darüber, daß du Europa nicht wiedersehen solltest? Warum fragtest du im Traum nicht danach, ob du Orla wiedersehen würdest?

Ich setzte mich auf und horchte. Mir war, als ob heute nacht sehr viel Leben im Gesandtschaftspalais gewesen sei; ich hatte im Hof Leute kommen und gehen hören und wußte es im Schlaf genau, daß sehr viel um mich vorging, aber ich wollte im Traum nicht vom Pferde steigen. Denn Orla ritt mir immer voraus, und ich wollte sie einholen.

Das Telephon klingelte wieder.

Der Sekretär war am Telephon und bat, daß ich mich schnell ankleiden möchte, der Graf L. möchte mich dringend sprechen, noch bevor er ausritte.

Ich fragte, ob irgendwo in der Stadt ein Unglück passiert sei. Aber das Telephon versagte. Ich hörte niemand mehr und eilte, mich schnell abzutuschen und mich schleunigst anzukleiden.

Meine Finger waren aber fast zu schwach von dem schweren Erstickungstraum; ich brauchte mehr Zeit als jemals und mußte dem Diener klingeln, damit er mir die Stiefel anziehe. Ich war schwindelig, als ob ich auf dem Verdeck eines Schiffes wandelte; so schaukelte der Zimmerboden vor meinen Augen. Ich trank ein Glas Eiswasser, tat ein paar kräftige Atemzüge am offenen Fenster und eilte dann, mich zusammenraffend, den Korridor entlang nach dem Privatsalon des Gesandten, wohin mich sein Kammerdiener führte.

Das weitere der Reihenfolge nach zu erzählen, ist mir heute noch ganz unmöglich.

Ich sehe nur immer den graublauen Ledersessel aus Elefantenhaut, in dem ich saß. Ich war vorher nie in meinem Leben ohnmächtig gewesen. Aber ich sehe mich plötzlich umgeben von Ärzten, Dienern und dem Gesandten, ich sehe die weißen, blendenden Tücher von Kompressen und sehe deutlich einen Eimer voll mattweißem Eis; ich fühlte aber kein Eis, alles war Feuer, überall war das große Feuerwerk, das jetzt nicht über der Plaza, sondern an der Zimmerdecke senkrecht über mir abgebrannt wurde.

Ich dachte nur: Aber warum denn Feuerwerk am hellen Tage? Machen Sie doch die Fensterladen zu, die Leute werden glauben, die Gesandtschaft brennt. Das Eis wäre wahrscheinlich da, um die von der Decke herabfallenden Funken aufzufangen, damit keine Brandflecken auf dem Parkettboden entstünden, dachte ich. Es war aber doch seltsam, daß alle Feuerkörper in den einen einzigen Eimer fielen.

Und noch seltsamer war dies: je länger ich das Eis ansah, desto feuriger wurde auch das Eis. Es verwandelte sich im Eimer in Kohlenglut.

Der Arzt, der Diener, der Graf L. und der Sekretär, alle waren so dunkel im Gesicht. Alle waren Indianer. Es war nirgends mehr ein heller Europäer im Zimmer zu sehen; ah — das Feuerwerk hatte alle Europäer vernichtet. Ganz Mexiko war ein einziges Feuerwerk geworden und brannte vor meinen Augen prasselnd ab. Auch die Indianer verbrannten, das Feuer fiel jetzt von der Decke auf meinen ganzen Leib;

ich erschien mir hell, als strahle ich Feuer aus meinen Gliedern. Ich brannte und verbrannte und wurde zu Feuer. Und nie mehr sollte ich Europa sehen! Nie mehr sollte ich Europa sehen! dachte ich immer.

Ich begann zu schluchzen. Ich weinte mitten im Feuer. Ich löschte mit meinen Tränen das Feuer. Es verkroch sich. Es wurde müde und schwach. Und immer, wenn es wieder aufflackern und nach mir greifen wollte, dann stieg mir ein Schluchzen, eine Sehnsucht nach der Heimat, eine Sehnsucht nach Europa aus meinem Innern. Und mit dem Ruf: „Ich will jetzt zurück, ich will nach Europa, ich will fort, ich bin ein Europäer, ich bin ein Bürger von Europa, und dieses mexikanische Feuerwerk darf mich nicht ersticken," mit diesem Ruf löschte ich die Flammen. Sie wurden zu tausend Feueradern, dann zu tausend Funken, dann wurde es Tag. Es dämmerte sacht und wurde hell. Alles wurde wieder ruhig, irdisch, und das Ungeheuerliche hatte sich irgendwohin verkrochen.

Vielleicht sitzt das Ungeheuerliche hinter den Bildern der Rennpferde an den Wänden, dachte ich und fragte den Diener und den Arzt.

Sie nahmen die Bilder von den Wänden, und man trug die Rennpferde aus dem Zimmer.

Ich sah, daß ich im Schlafzimmer neben dem Telephon lag.

Vielleicht sitzt das Ungeheuerliche im Telephon, reflektierte ich, und fürchtete mich vor dem kleinen lackierten Kasten, der bei Tag und bei Nacht klingeln und reden konnte.

Man schraubte den Kasten ab. Ich sah Hände, die das taten. Ich sah den Schraubenzieher, der die Schrauben drehte. Das Stahl des Schraubenziehers konnte auch ein Messer sein ... „Neunzehn Messer!" rief ich laut. Der Arzt gab mir zu trinken. Ich sah dann nichts mehr und wollte einschlafen. „Das Morphium hat gleich gewirkt," hörte ich den Diener mit dem rheinischen Dialekt sagen ...

Jemand rief: „Tod, eile dich!"

Diesen Ruf hörte ich öfters von den Wänden hallen. Dann erschien gewöhnlich kurz darauf das Gesicht

einer Krankenschwester, die mir zu trinken gab. Viele Krankenschwestern wechselten ab, und allmählich hörte ich den Ruf „Tod, eile dich!“ nur noch aus weiter Ferne, als würde das über den Dächern der nächsten Straßen gerufen.

Eines Tages dachte ich: „Ich muß aber schon sehr lange krank sein, weil ich so viele verschiedene Krankenschwestern gesehen habe.“

„Wie lange bin ich schon krank?“ fragte ich die Schwester, die mir mit einem Palmfächer die Fliegen vom Gesicht jagte.

„Beinah sechs Wochen,“ sagte sie und lächelte. „Aber nun sind Sie bald so gesund, daß Sie auf das Land und dann nach Europa zurückreisen dürfen, hat der Arzt heute gesagt.“

„Wie heißt das Spital, in dem ich krank liege?“ fragte ich.

„Sie sind in keinem Spital, Sie sind immer noch in der deutschen Gesandtschaft. Man wollte Sie in kein Spital bringen. Man durfte es auch nicht. Sehen Sie, hier auf dem Nachttisch liegen lauter Telegramme an Sie aus Europa. Der deutsche Kaiser und der Kronprinz haben bereits mehrmals nach Ihrem Befinden fragen lassen. Der Gesandte hatte dringende Anweisung erhalten, daß Sie in der deutschen Gesandtschaft gepflegt werden müßten, bis Sie zur Abreise kräftig genug wären.“ Die Krankenschwester lächelte geheimnisvoll und sagte: „Man fürchtete vielleicht, daß Sie in Ihren Fiebergesprächen Staatsgeheimnisse ausplaudern könnten!“

„Wer hat denn in all den Tagen immer: ‚Tod, eile dich!‘ gerufen?“

„Oh, das waren Sie selbst, aber jetzt sind Sie seit drei Tagen ganz gesund, und Sie sollen sich auch nicht mehr an den Ruf erinnern. Sie dürfen jetzt auch nicht mehr sprechen, schlafen Sie sich gesund; Schlaf ist immer die beste Medizin, sagten alle Ärzte, die hier an Ihrem Bett waren.“

Und die Krankenschwester legte den Fächer fort und gab mir wieder zu trinken. Danach schlief ich wieder fest ein. —

Die Geschehnisse, die mich auf das Krankenbett geworfen und mir eine Gehirnentzündung gebracht hatten, waren, nüchtern erzählt, diese:

Als ich an jenem Morgen nach dem Nationalfest in das Zimmer des Gesandten trat, ging dieser in seinem Schreibzimmer vor einem Herrn auf und ab. Jener Herr wurde mir als der Gesandtschaftsarzt Medizinalrat Dr. Sch. vorgestellt. Der Gesandte Graf L. fragte mich — und sah mich dabei ernst und bleich an, so daß ich glaubte, er habe den Arzt seiner selbst wegen konsultiert —, ob ich mich stark genug fühle, um eine sehr ernste Nachricht mit Ruhe und Kraft aufzunehmen.

Ich setzte mich in den Elefantenledersessel und sagte, während es mir kalt über den Rücken lief, scherzend: „In diesem Sessel fühle ich mich als Dickhäuter. Ich werde alles aushalten. Bitte, sprechen Sie rasch! Welches neue Ereignis verfolgt mich?“

Der Gesandte ergriff eine Zeitung; es war das Morgenblatt der Stadt Mexiko. Er sagte: „Seien Sie ein Mann und lesen Sie ruhig diese Zeitungsnotiz.“

Diese lautete:

„17. Sept. 189 . . .

Lynchjustiz.

Die Bevölkerung von Mexiko sammelte sich heute nacht vor dem Stadthause um ein Uhr an, und einige hundert Personen der niederen Stände stürmten in den Hof, drangen in das Stadthaus ein und fanden den Weg zu den Haftzimmern; ehe die Polizei sie hindern konnte, begann die aufgeregte Menschenmenge die Türen einzuschlagen. Nachher fand man den Attentäter, der bei der Truppenrevue gestern einen Attentatsversuch auf den Präsidenten machte, von neunzehn Messern durchbohrt. Und Fräulein Orla von ***, von der man am Nachmittag bereits glaubte, daß sie in Freiheit gesetzt worden sei, wurde in ihrem Haftzimmer erwürgt aufgefunden.

Die Personen, die durch diese Lynchjustiz wahrscheinlich dem Präsidenten der Republik, welcher noch nie ein Todesurteil unterschrieben hat, einen Dienst

erweisen wollten, hätten dieses Mal nicht so vorschnell ihre Ergebenheit für den Präsidenten der Republik bekunden sollen, denn es ist leicht möglich, daß sie im Übereifer einen Unschuldigen und eine Unschuldige ermordet haben.

Ob diese Personen damit dem Präsidenten der Republik einen wirklichen Ergebenheitsdienst geleistet haben, muß die genauere Untersuchung der Ereignisse dieser Nacht erst ergeben.

Vorläufig ist festgestellt, daß unter den Hunderten von Menschen, die in das Stadthaus stürmten, neunzehn Männer bemerkt wurden, die, mit schwarzen Masken vor den Gesichtern und in schwarze Mäntel gewickelt, den Weg zu den Korridoren und zu den Haftzimmern so genau wußten, als wären sie im Stadthause aufs beste bekannt.

Auffallend ist, daß diese neunzehn verkappten Gestalten später nicht mehr in der Menschenmenge bemerkt wurden. Man nimmt an, daß sie einen nur den Vertrauten des Stadthauses bekannten Ausweg durch ein Rückgebäude nahmen und so unbemerkt fliehen konnten."

Der Polizeibericht meldete:

„Neunzehn dem Präsidenten auf Leben und Tod innigst ergebene Männer scheint der schändliche Attentatsversuch auf den Präsidenten der Republik heute derart mit Abscheu erfüllt zu haben, daß sie unter sich beschlossen hatten, der amtlichen Justiz zuvorzukommen und dem Attentäter und seiner Mitwisserin im Namen des Volkes den Tod zu geben.

Als die neunzehn maskierten Männer um ein Uhr nachts in das Stadthaus drangen, traten sie zuerst bei dem Polizeipräsidenten ein, der noch spät in der Nacht an seinem Schreibtisch wichtige Arbeiten zu erledigen hatte, und von ihm verlangten sie die Auslieferung des Attentäters, der gestern dem Präsidenten der Republik nach dem Leben gestrebt hatte. Der Polizeipräsident weigerte sich, den neunzehn Abgesandten der Lynchjustiz die Gefangenen vorzuführen. Aber die Volksrächer ließen sich nicht abweisen und stürmten nach den beiden Haftzimmern, wo sie die beiden

Gefangenen fanden, und wo sie sofort Lynchjustiz übten.

Der Attentäter wurde von neunzehn Messerstichen getötet, Fräulein *** fand man erwürgt.

Gestern nachmittag war noch die Mutter der jungen Dame zu dem Polizeipräsidenten in das Stadthaus gefahren und hatte die Freilassung der jungen Dame verlangt. Diese sollte auch ihrer Mutter nach Ameca-Meca folgen, sie weigerte sich aber und sagte: da man sie verhaftet habe, wolle sie auch in Untersuchungshaft bleiben; sie verlange vor Gericht gestellt zu werden, um ihre völlige Unschuld in der Attentatsangelegenheit zu beweisen.

Auf ihren eigenen Wunsch wurde die junge Dame deshalb in Haft behalten, und ihre Mutter kehrte allein nach ihrer Hazienda in Ameca-Meca zurück.

Jedermann weiß, daß auch unser ausgezeichneter Polizeipräsident eine dem Präsidenten der Republik huldigende heroische Tat beging, als er sofort Gerechtigkeit walten ließ und, ohne Rücksicht darauf, daß Fräulein Orla von *** die Braut des Polizeipräsidenten selbst ist, diese junge, angesehene, bekannte Dame so gut wie jeden anderen Angeklagten verhaftete und keinen Unterschied in der Person walten ließ. Damit hat unser Herr Polizeipräsident wieder einmal seine regierungstüchtige Gesinnung von Grund aus gezeigt, und der Präsident der Republik wird ihm dafür zu danken wissen.

Die traurigen Umstände, die den gewaltsamen Tod der jungen Dame und des Attentäters veranlaßten, bedürfen keiner weiteren Aufklärung. Durch diesen Akt der Lynchjustiz zeigte sich wieder einmal die große Beliebtheit, deren der Präsident unserer Republik sich in allen Schichten der Bevölkerung erfreut. Das Volk bewies dies schon dadurch, daß es gleich nach dem Attentat in Scharen herbeieilte. Nur wenige Stunden dauerte es, da hatte das Volk auch sein Urteil gefällt und seinem Präsidenten Genugtuung verschafft, indem es neunzehn beherzte Männer auswählte, denen es die Rache im Namen des Volkes übertrug. Da das Volk selbst gehandelt hat, wird es, um neue Unruhen

zu vermeiden, der Regierung sowohl als allen Bürgern lieb sein, wenn man die Verfolgung der neunzehn Auserwählten der Nation nicht zu streng handhabt. Die Nation selbst hat hier gerichtet, dadurch ist der Präsident der Republik vielleicht enthoben worden, sein erstes Todesurteil zu unterschreiben. Denn jedermann in Mexiko weiß, daß unser geliebter Präsident noch nie ein Todesurteil unterschrieben hat. Die Nation hat gerichtet, heilig sei der Wille der Nation!"

Dieses waren der unklare Polizeibericht und die ungenügenden Zeitungsnotizen, die am Morgen des 18. September in der Hauptstadt bekannt wurden und die natürlich ungeheures Aufsehen erregten.

Ich las damals nur den Satz, daß Orla erwürgt worden sei.

Hier nahm mir der Gesandte das Blatt sanft aus der Hand; ich bat, er möge weiterlesen.

Ich hörte in dem Sessel mit geschlossenen Augen dem ganzen Zeitungsbericht zu.

Ich hörte auch noch, wie aus weiter Ferne, eine kurze Debatte zwischen dem Arzt und dem Gesandten. Dann begann sich zu der Trockenheit meines Halses ein Brand und Blutandrang in meinem Gehirn einzustellen. Mein Gehirn schien zu explodieren.

Die darauffolgenden Krankheitseindrücke habe ich bereits beschrieben, so wie ich mich ihrer noch erinnern kann. —

Die Zeitungen hatten während meiner Krankheit vollauf zu tun; denn täglich verdrängten neue Sensationsnachrichten die alten, und binnen einigen Tagen sah sich die ganze Stadt Mexiko in einen Trubel von Verwicklungen verstrickt, die atemloser und die Gehirne erhitzender nicht von der zügellosesten Phantasie ausgedacht werden könnten.

Am gleichen Nachmittag schon wunderten sich einige Zeitungen, wie es hätte möglich sein können, daß Volksverschwörer bis in das Innere des Stadthauses gedrungen wären. Man fragte sich, wie man das zulassen konnte, da die Polizisten doch auf dem Wachtzimmer in genügender Anzahl versammelt gewesen sein müßten und den Meuchelmördern sofort den Weg

verstellen und verhindern konnten, daß neunzehn Mann nachts bis in das Amtszimmer des Präsidenten vordrangen.

Der Polizeibericht strotzte auch von viel zu viel Selbstlob der Polizei und des Polizeimeisters.

Es war ganz unmöglich, zu denken, daß der Polizeipräsident seine Braut nicht hätte retten können, da er doch ihr zu Hilfe zu eilen vermochte.

Auch wunderten sich andere Zeitungen, daß der Präsident seine Braut nicht gezwungen hatte, mit ihrer Mutter nach Ameca-Meca heimzukehren. Es lag gar kein Grund vor, dem Starrsinn einer gekränkten unschuldigen Dame nachzugeben und sie in Haft zu lassen, um sie erst am nächsten Tage zu verhören.

Darauf antworteten noch am gleichen Abend in den Abendzeitungen die neuen Polizeiberichte: „Der Polizeipräsident stürzte, als er sah, daß die Gefahr des Lynchens nicht mehr von den Gefangenen abzuwenden war, mit zwei geladenen Revolvern auf den Balkon seines Zimmers; dieser Balkon führte auf die Plaza, wo nachts um ein Uhr eine unruhige Menschenmenge wogte. Der Polizeipräsident feuerte die beiden Pistolen in die Luft ab und machte dadurch die untenstehenden Menschen aufmerksam, daß ihm und dem Stadthaus Gefahr drohe.

Wohl an dreihundert Personen drängten darauf in den Hof des Stadthauses. Man weiß nicht, ob sie mit den neunzehn Abgesandten gemeinsame Sache machen wollten. Als der Polizeipräsident die Mörder nicht mehr zurückhalten konnte und sie bei den Gefangenen wußte, befahl er, daß man die großen Tore des Hofes zum Stadthause schließen sollte, um so den Verschwörern und ihren Mithelfern den Rückweg abzuschneiden. Der Polizeipräsident setzte sich, als er die Schüsse, zum Zeichen, daß er Hilfe benötigte, vom Balkon abfeuerte, selbst der Gefahr aus, von den neunzehn Verschwörern ermordet zu werden. Zum Glück waren diese aber nur von dem Willen beherrscht, ihrer Opfer habhaft zu werden, und ließen den Polizeipräsidenten auf dem Balkon die Pistolen abfeuern, ohne ihn weiter zu behelligen. Immerhin ist vor allem der

heroische Mut des Polizeipräsidenten zu bewundern, der seine Gefangenen mit eigener Lebensgefahr verteidigte."

So schloß der Polizeibericht in den Abendzeitungen. Alle diese Berichte erfuhr ich damals nicht mehr, und erst nach vollständiger Genesung las ich die Zeitungsausschnitte, die mich mit den aufregenden Berichten jener Tage der Unklarheit und der Widersprüche bekannt machten.

Schon der zweite Tag brachte dann eine seltsame Notiz der Morgenzeitung: „Es hat sich ein Messerschmied gemeldet. Er behauptet, daß am Unabhängigkeitstag, nachmittags um drei Uhr, ein auffallender Mann, in dem er den Polizeipräsidenten zu erkennen glaubte, neunzehn Messer bei ihm eingekauft habe. Da der Laden des Festtages wegen geschlossen war, bediente er den Käufer im halbdunkeln Laden. Der Messerschmied kann darum nicht genau bestimmen, wie der Mann aussah, den er vor sich hatte. Aber der Verkauf von neunzehn Messern am Feiertag war ihm sehr auffallend gewesen. Auf der Polizei hat man dem Messerschmied keinen Glauben schenken wollen und ihm auch die Erlaubnis verweigert, die Messer zu besichtigen, mit denen der Lynchmord begangen wurde."

Noch einen ganzen Tag kreuzten sich die Ausreden der Polizeiberichte mit den Gegenzweifeln in den Zeitungen. Man konnte aber an jenem zweiten Tage nach dem Doppelmord noch nicht annehmen, daß über Nacht plötzlich das ganze Mordgewebe klargelegt werden würde.

Die Zeitungen alle waren sich am zweiten Tag darin einig, daß die Mörder keine Volksabgesandten gewesen seien. Ebenso habe nachts um ein Uhr keine Unruhe im Volk bestanden. Alle Leute, die noch zu dieser Stunde auf der Plaza waren, behaupteten, es hätten da nur friedliche Indianergruppen um kleine Holzkohlenfeuer gesessen, und die hätten keinen Sinn fürs Lynchen gehabt. Es wären nur noch harmlose Landleute und Gärtner aus Santa Anita auf der Plaza gewesen. Die europäische Bevölkerung hätte meistens schon geschlafen.

Unter den dreihundert Menschen, welche man im Hof des Stadthauses fand, war auch nicht ein einziger, der eine Ahnung hatte, daß man im Stadthaus zwei Lynchmorde beging. Alle Dreihundert waren erst herbeigeeilt, als der Polizeipräsident die Schüsse vom Balkon abfeuerte. Es war nur menschliche Neugier gewesen und kein einiger Volkswille oder Rachegedanke oder gar „der heilige Wille der Nation", der diese dreihundert Neugierigen von ihren Mandolinen fort nach dem Stadthause getrieben hatte.

Der Vorgang blieb am Dienstag abend noch ein Rätsel.

Die neunzehn schwarz maskierten Männer, die niemand kannte, die von keinem Volkswillen gewählt waren, die aber trotzdem Verschwörer sein mußten, begannen die ganze Hauptstadt mehr zu entsetzen, als der schwache Attentatsversuch am Präsidenten der Republik es getan hatte. Niemand fühlte sich jetzt mehr sicher; wenn der Polizeipräsident, umgeben von der ganzen Polizei, nachts im Stadthause nicht mehr sicher vor neunzehn maskierten Meuchelmördern war, — wer sollte sich dann noch in der Hauptstadt sicher fühlen?

Die Zeitungen fingen an zu höhnen. Andere sagten laut, die Mörder müßten vom Präsidenten der Republik selbst abgeschickt gewesen sein, damit dieser kein Todesurteil zu fällen brauche.

Aber auch diese Behauptung war unhaltbar, denn der Attentatsversuch am Nationaltag hätte gar keine Erschießung des Attentäters zur Folge haben müssen, da der Präsident nicht einmal verwundet worden war und es nicht einmal erwiesen war, ob der Attentäter überhaupt den Präsidenten der Republik hatte töten wollen. Viele behaupteten jetzt, jener habe nur einen Stein aufgehoben und getan, als wolle er werfen; er habe nur die Aufmerksamkeit des Präsidenten auf sich ziehen wollen. Er habe gar nicht ausgesehen, als sei es ihm unlieb gewesen, daß man ihn verhaftete. „Heute verhaftet mich die Polizei, morgen lasse ich einen Polizeipräsidenten verhaften!" hatte er gerufen.

Der Gefangene behauptete ebenso wie Fräulein

Orla von ***, daß er am nächsten Tag, wenn er verhört würde, großartige Enthüllungen machen werde.

Und dieser Mann, der bei der Gefangennahme vor allen Leuten bei der Truppenrevue ausrief, er werde morgen den Polizeipräsidenten verhaften lassen, dieser selbe Mann wurde nachts, ebenso wie die Braut des Polizeipräsidenten, sozusagen unter den Augen der Polizei ermordet. Das schien auffallend und gab zu denken. Erstaunlich war, daß nicht am gleichen Nachmittag nach Einlieferung der beiden Verhafteten ein Vorverhör im Stadthause, wie sonst üblich, stattgefunden hatte.

Die Polizeiberichte redeten sich aber darauf hinaus, man habe die Attentäter, welche sich durch die Verhaftung in überreiztem Zustand befunden hätten, sich erst noch ausruhen lassen wollen, damit sie nicht in der Überreiztheit unwahre Aussagen machten. Auch hätte man die Beamten des hohen Nationaltages wegen nicht gerne bemühen wollen und habe deshalb das Verhör auf den nächsten Tag verschoben.

Am Mittwoch aber erschien die Aufklärung in der größten Morgenzeitung mit der sensationellen Überschrift: „Neunzehn Polizisten, vom Polizeipräsidenten verleitet, sind die Schuldigen des Doppelmordes im Stadthause, begangen an zwei wehrlosen Verhafteten."

„Das Geständnis eines der Polizisten, der sich, von Gewissensbissen getrieben, heute morgen auf unserer Redaktion einfand und uns den Sachverhalt erklärte, folgt hier:

Am Nachmittag des Nationalfesttages, nachdem der Mann, der einen Attentatsversuch auf den Präsidenten der Republik begangen haben sollte, im Stadthause eingeliefert war, ließ mich der Polizeipräsident zu sich rufen und fragte mich, ob ich dem Präsidenten der Republik einen großen Dienst erweisen und mir dadurch eine Auszeichnung verdienen wollte. Dann sollte ich mich in die Zimmer der beiden Verhafteten begeben und diese mit zwei Pistolen, die mir der Polizeipräsident einhändigen wollte, erschießen. Der Präsident der Republik würde mir dafür immer dank-

bar sein, denn dann wäre er nicht genötigt, zwei Todesurteile zu unterzeichnen.

Man müsse aber den Mord so arrangieren, daß ich unentdeckt bliebe und man sagen könne, ein Fanatiker aus dem Volk sei in die Haftzimmer eingedrungen und habe die Verhafteten erschossen. Nach dieser Tat könne ich für immer der Gunst des Polizeipräsidenten versichert sein. Er würde mich reichlich belohnen und mich auch schnell im Amte befördern.

Ich zeigte keine Bedenken, da ich mich keines Mordes dadurch schuldig zu machen glaubte, wenn ich Verhaftete erschoß, die doch zum Tode verurteilt würden. Der Polizeipräsident überlegte aber nochmals das Ganze und sagte mir: damit ich sicher ginge, sollte ich achtzehn meiner Kameraden auswählen. Man müsse das Ganze dann so ausführen, als sei eine Volksmenge in das Stadthaus eingedrungen und habe die Verhafteten gelyncht. ‚Neunzehn Mann wären leicht zu finden,‘ sagte ich dem Polizeipräsidenten. ‚Ich finde hundert, wenn Sie wollen, die dem Präsidenten der Republik diesen Dienst leisten möchten.‘

‚Es ist eine Ehrentat, die ihr an Schandtätern verrichtet,‘ hat dann der Polizeichef zu mir gesagt.

Ich kaufte am Nachmittag die neunzehn Messer ein. Wir neunzehn Polizisten, ich und die achtzehn Kameraden, die ich ausgewählt hatte, und die sofort begeistert dem Präsidenten der Republik und dem der Polizei gehorchen wollten, beeilten uns; wir maskierten uns, und abends um elf Uhr drangen wir in die Zelle des Verhafteten. Dieser wehrte sich nicht. Wir warfen ihn auf den Rücken und stießen nacheinander die neunzehn Messer in seinen Körper und ließen die Messer in seinem Leichnam stecken.

Den Mord an der verhafteten jungen Dame aber haben wir nicht begangen; der Polizeipräsident hat sie mit eigener Hand erwürgt.

Da alles scheinbar im Auftrag des Präsidenten der Republik und unter den Augen des Polizeipräsidenten geschah, waren wir guter Dinge.

Nachts um ein Uhr aber waren wir ohne Masken; als der Präsident die Signalschüsse vom Balkon des

Stadthauses auf die Plaza abfeuerte, trieben wir das harmlose Volk, das unter den Bäumen friedlich lagerte, zu Haufen in das offene Tor des Stadthauses, indem wir die Kunde verbreiteten, es wäre ein Attentat auf den Polizeipräsidenten begangen worden. Die ahnungslosen Neugierigen drängten gar nicht sehr zum Stadthaus hin, wir mußten sie immer wieder anfeuern und überreden; bis ungefähr ein paar hundert friedlicher Menschen scheu in den Stadthaushof eingedrungen waren, bedurfte es vieler Überredungskunst. Dann schlossen wir die Tore hinter den Leuten. Allen Eingeschlossenen wurden ihre Namen und Adressen abgefragt. Einige wenige wurden zum Schein verhaftet, die anderen ließen wir wieder laufen. Dabei verbreiteten wir eifrig die Kunde von den neunzehn schwarzmaskierten Mördern, welche die zwei Verhafteten gelyncht hätten.

Aber wir fanden wenig Glauben; die sanften Indianer lächelten nur und gingen zurück auf die Plaza zu ihren Feuern und Mandolinen.

Wir neunzehn lebten nach dem Mord in einer Selbstberauschung, immer von dem Glauben getragen, daß wir nur einem im Namen des Präsidenten der Republik zu Tode Verurteilten den Tod gegeben hatten, den der Verhaftete doch früher oder später durch öffentliches Erschießen gefunden hätte.

Erst in diesen drei Tagen sahen wir allmählich ein, daß wir Mörder und keine Richter gewesen waren. Seit wir wissen, daß der Präsident der Republik diesen Akt der willkürlichen Hinrichtung der Gefangenen nicht befohlen hat und nicht gutheißen will, und seit man uns in allen Zeitungen mit dem Wort Meuchelmörder bezeichnet, — seitdem sehe ich immer das arme Opfer vor mir, den Mann, der sich widerstandslos niederwerfen ließ und keine Ahnung hatte, daß er ermordet werden sollte. Erst als jeder von uns sein Messer unter dem Mantel vorzog, schrie er auf und rief: ‚Oh, ich weiß es, der Mörder des Abbés hat euch gedungen, aber ich schwöre: ich bin unschuldig. Er hat mich überredet, ihm Gift zu verschaffen, um ein Pferd zu vergiften, aber als er das Gift hatte, verlangte er,

daß ich mich bei dem Abbé als Diener einschleichen und ihm das Gift beibringen sollte. Ich habe den Abbé nicht vergiftet, — ich bin unschuldig! Ich schwöre es, daß ihr einen Unschuldigen umbringt!‘

‚Du bist schuldig!‘ riefen wir neunzehn theatralisch, so wie der Präsident, unser Chef, es uns gesagt hatte, und dann erstachen wir den Wehrlosen, trotz seinen Bitten, und ließen die neunzehn Messer in seinem Leib stecken.

Ich bereue jetzt meine Tat bitter. Ich kann nicht mehr schlafen, ich kann nicht mehr ruhig essen und trinken, überall sehe ich den Ermordeten, und immer höre ich seine Worte: ‚Der Mörder des Abbés hat euch gedungen!‘

Deshalb, um Ruhe zu finden, kam ich auf die Redaktion, um alles zu gestehen, und um mir durch mein Geständnis mein Gewissen zu erleichtern.“

Diese einfachen Worte eines Polizisten, der aber seine Kameraden nicht nennen wollte, veranlaßte alle die anderen achtzehn, daß sie noch am Nachmittag auf dieselbe Zeitungsredaktion gingen und ihr Geständnis in gleicher Weise wie der erste ablegten.

Noch am Vormittag wurde die Gefangennahme des Polizeipräsidenten bekannt, am Nachmittag die der neunzehn Polizisten. Der Polizeipräsident wiederholte, als er von dem Geständnis der neunzehn gehört hatte, er habe dem Präsidenten der Republik einen großen Dienst leisten wollen. Dann aber meldete sich der Kammerdiener des Polizeipräsidenten, welcher plötzlich aussagte, er habe dem Abbé, dem Beichtvater der Braut des Präsidenten, beim Frühstück eine Tasse Tee servieren müssen; der Polizeipräsident hatte ihn beauftragt, vorher ein Pulver, das er vom Polizeipräsidenten erhalten habe, in den Tee zu tun; angeblich sei das ein Magenpulver gewesen, das der Abbé gewohnt gewesen wäre, jeden Morgen beim Frühstück einzunehmen. Kurz danach habe sich der Abbé während des Frühstücks plötzlich erhoben und gesagt, er habe zu Hause seinen Schreibtisch nicht abgeschlossen, er wolle rasch in eigener Person nach Hause gehen und seine Papiere verschließen. Dabei sei der Abbé schon

sehr blaß gewesen, und er sei auch nicht weit gekommen, sondern schon an der nächsten Straßenecke tot zusammengestürzt. Wahrscheinlich habe er das Gift im Tee herausgeschmeckt und habe nur zu einer Apotheke eilen wollen, um ein Gegengift einzunehmen. Aber der Tod ereilte ihn vorher. Auf seiner einen Manschette fand man die Worte gekritzelt: „Ich bin vergiftet worden, es war Gift in einer Tasse Tee..." Mehr sagte die gekritzelte Schrift nicht, wahrscheinlich hatte der Abbé das unterwegs geschrieben, als er zur Apotheke eilte.

Nach der Aussage des Kammerdieners des Polizeipräsidenten war kein Zweifel mehr, daß in dem Polizeichef ein vielfacher Mörder verhaftet worden war.

Der Polizeipräsident hatte sich von einem Individuum Gift verschafft und dieses Individuum aufgefordert, daß es den Beichtvater seiner Braut umbringen solle. Als sich der andere weigerte, beging er die Tat selbst, um den Abbé los zu sein, der seine Braut von der Verlobung abbringen wollte, und der als Beichtvater zu viel von der Welt wußte, die den Polizeipräsidenten kompromittieren konnte. Kaum war dieser Mord geschehen, so sah er ein, daß er nichts erreicht hatte; er mußte von seiner Braut hören, daß sie einen andern Mann, einen Europäer, gewählt habe, mit dem sie zusammen Mexiko verlassen wollte. Er wußte, daß sich seine Braut mit dem Mann, der ihm das Gift verschafft, ins Einvernehmen gesetzt hatte, und daß dieser bei der Truppenrevue dem Präsidenten der Republik in Gegenwart aller Leute eine Anklage überreichen sollte, die den Polizeipräsidenten als den Giftmörder des Abbés erklärte. Ihm, dem Manne, der das Gift zur Vergiftung eines Pferdes geliefert hatte, konnte dabei nichts geschehen, aber der Polizeipräsident konnte von der Tribüne weg arretiert werden und keine Zeit zur Flucht gewinnen. So hatte der Giftverkäufer kalkuliert. Und Orla hatte ihm brieflich versichert: wenn er den Mörder ihres Vaters dem Präsidenten der Republik anzeigen würde, sollte er die Hälfte ihres ungeheuren Vermögens erhalten. Denn der Mann hatte nach dem Tode des Abbés

wieder an Orla geschrieben und versichert, er hätte, als er das Gift beschafft und dann gehört hatte, daß es der Polizeipräsident zur Vergiftung des Abbés benützen wolle, den gemeinen Gedanken gehabt, aus diesem Wissen Nutzen zu ziehen; er hätte die Drohbriefe an sie und den Abbé geschrieben, um dadurch Geldsummen zu erpressen. Wenn sie ihm Geld geschickt hätte, würde er sie vor dem Gift des Polizeipräsidenten gewarnt haben. Er selbst war ein heruntergekommenes Subjekt, einst ein Schulkamerad des Polizeipräsidenten; und da er ein studierter Chemiker war, wurde er von diesem immer zu Rate gezogen, wenn er irgendein Geheimmittel brauchte.

Am Ende der Schreckenswoche, die dem Nationalfest mit täglichen Verbrecherenthüllungen gefolgt war, las man in allen Zeitungen, Freunde des Polizeipräsidenten hätten diesem in einem ausgehöhlten Brotlaib eine geladene Pistole ins Gefängnis geschickt. Und der so viel besprochene vielfache Mörder wurde sein eigener Mörder. Es war vielleicht die einzige heldenhafte Tat, die er in seinem Leben begangen hat, daß er den Mut fand, sich selbst aus dem Leben zu schaffen. —

Diese Zeitungsnachrichten und ausführlichen Berichte über die Morde am Unabhängigkeitsfest wurden mir vom deutschen Gesandten, dem Grafen L., langsam und schonend in der Zeit meiner Genesung beigebracht. Ich war durch meine Krankheit so weit von allen Ereignissen fortgerückt worden, daß ich mich manchmal nur schwer auf Orlas Gesicht besinnen konnte; es war von den Fiebererscheinungen, von den Bildern, die ich in der Krankheitszeit fortwährend vor meinem Gehirn vorbeirasen sah, verjagt worden. Ich dachte viel über Orla nach und sagte mir zuletzt: das Schicksal hat unsere Vereinigung nicht gewollt. Sie hätte sich wahrscheinlich in Europa niemals heimisch gefühlt, sie, die waghalsige Tochter eines Abenteuerlandes, die großzügige, mutige und eifrige Pferdeliebhaberin, — sie hätte Europa zu eng, zu alt empfunden, so wie mir meine kleine Nichte in Philadelphia, die Einladung, Europa zu besuchen, mit den Worten ausge-

schlagen hatte: „Was soll ich dort in dem alten Europa?! Bleib du lieber bei uns!" — Mexiko, das mir in Orla verkörpert entgegengetreten war, schien mich jetzt längst verlassen zu haben. Seit Orla tot war, schien ich nicht mehr in Mexiko zu sein. Nur meine Koffer standen noch hier, — meine Seele war längst wieder nach Europa zurückgekehrt. Und mit den anderen Koffern würde mir auch der Koffer meiner Seele, mein Leib, bald nachgeschickt werden.

Wenn ich an die Stunde dachte, wo ich damals in dem Salon des Gesandten morgens, im Elefantenledersessel sitzend, die Zeitung zugereicht erhielt, wo kurz erwähnt stand, daß Orla von *** im Haftlokal erwürgt aufgefunden worden war, — da sehe ich nur noch, ehe das Riesenfeuerwerk meiner Gehirnexaltation begann, den Ledersessel, der mir schien, als wäre er die Kinnlade des Menschenfressergottes von Ixtapalapa; der Sessel sah aus, als bewege er sich und könne mich wie ein offenes Maul zerkauen. Es war mir, als säße ich zwischen den Kinnladen des Menschenfressergottes. Dieser hatte Orla bereits verschluckt und begann nun auch mich mit seinen Kiefern zu bearbeiten. Ich sah dann das Feuer von der Decke regnen, als wäre es der Atem des Menschenfressergottes, der rote Funkenmeere durch die Luft streute, wie das Feuerwerk des Nationalfestes nachts auf der Plaza, wo ich zwischen Indianern, Mandolinen und Feuerbecken gewandert war, ohne zu ahnen, daß sie, nach der ich mich stündlich sehnte, vielleicht vom Sternenhimmel auf mich herabsehen konnte, so wie die Ahnen der Indianervölker, deren Augen ich zwischen den Bäumen als Sterne zu sehen glaubte. Sie lag als Leichnam in jener Nacht mir ganz nah, hinter den Bäumen, in dem langen einstöckigen Stadthaus, dessen Balkone noch mit Fahnenbündeln geschmückt waren, und auf dessen langem, flachem Dach die Reihen der Fahnenstangen aufgerichtet standen und ihre Leinwand regungslos hängen ließen; die Mitternachtluft war friedlich und atemlos wie die Tote gewesen, die dort oben im Stadthaus unter dem fahnengeschmückten Dach ohne Atem lag, und die zwischen den Mandolinen

bei den Indianern unter den besternten Parkbäumen mich aufgesucht hatte, die neben mir ging, ohne sich bemerkbar machen zu können, die des Nachts neben mir war, als ich den Telephonkasten an meinem Bett anstarrte und ich nicht schlafen konnte vor ratloser Unruhe.

Alles dieses durchdachte ich in der Zeit meiner Genesung, und oft, wenn das Kleid der Krankenwärterin hinter mir rauschte und ich die Schwester im Zimmer leise hantieren hörte, mußte ich mich rasch umsehen, ob nicht doch vielleicht Orla wiedergekommen war. Hier in dem Lande der plötzlichen Schrecknisse wäre vielleicht auch das Wunder der plötzlichen Wiederkehr einer Toten mir gar nicht so wunderbar erschienen. — Ich hatte bis jetzt noch keine Träne vergießen können. Es war, als wäre mein Herz zugemauert. Meine Augen lebten getrennt von meinem Herzen. Sie sahen scheinbar alles; aber sie waren argwöhnisch und kalt geworden. Sie waren wie Fernrohre, die alles sehen und nichts behalten. Sie sahen zurück in die letzten Wochen und stellten sich auf die Gegenwart ein und starrten geradeaus in die Zukunft, aber sie sagten nicht: „Oh, wie traurig, o, wie weh," oder: „Oh, wie einsam," und nicht: „Oh, wie wir leiden." Meine Augen hatten die Sprache verloren. Es war mir gleichgültig, ob ich in den Himmel sah, der jetzt nachmittags nicht mehr regnete, der jetzt immer blaue, klare Ewigkeit war; die Augen sagten auch nichts, wenn sie Menschen sahen: wenn der Gesandte an meinem Krankenstuhl mit mir plauderte, wenn die Krankenschwester mir meine Briefe aus Europa vorlas, wenn es Abend wurde, oder wenn der Gesandtschaftsattaché drüben im großen Gesellschaftssaal Beethoven, Brahms und Wagner spielte. Meine Augen sahen die Welt an, als liege sie hinter der Glasscheibe eines Schaufensters und sei nur ein Schaugericht und kein persönlicher Besitz mehr. Das Leben ging nur mit dem Zeiger der Uhr im Kreise an zwölf Stunden täglich vorüber, und meine Augen sahen wie die Räder des Uhrwerks nichts von dem Leben, dem die Stunden dienten. Ich fragte den Arzt eines Tages, wie das

mit mir werden solle, wenn ich gar keinen Wert des Lebens mehr begreifen lernen würde. Es war mir ganz gleichgültig, ob ich aß, ob ich trank, ob ich mich wohl oder unwohl fühlte; gab man mir nichts zu essen und zu trinken, so vergaß ich, es zu verlangen, da ich nach den ausgestandenen Schrecknissen kein Empfinden mehr für irgendeine Lebensregung spürte.

Der Arzt fragte, ob ich ein Lied oder eine Musik kenne, die mich früher besonders erschüttert habe. Musik heile die Apathie am besten und würde vielleicht die Trauer auslösen, die Tränen, die ich nicht weinen konnte. Ich bat, man möge die Indianerin rufen, die abends immer an der Glorieta Pasteten verkaufte; sie solle unter meinem Fenster im Hof ihren Sang singen.

Sofort erfüllte man mir den Wunsch.

Mein Krankenstuhl wurde ans Fenster gerollt.

Gegen Abend, als die Krankenschwester eben fortgegangen war, denn ich brauchte sie nur noch am Tage, da kam der Arzt zu mir und plauderte wie jeden Abend ein Stündchen.

„Erschrecken Sie nicht," sagte er, „die Indianerin tritt eben in den Hof, ich sehe sie bei den Kallablumen des Parkteiches vorbeikommen. Sie wird jetzt unter dem Fenster singen."

Die Indianerin sang:

„Tomales caliente, con carne, con dulce — ehee . . ."

Ich hörte es und hörte es doch nicht.

Sie sang drei-, viermal und entfernte sich singend.

Ich erhob mich nur unwillkürlich im Krankenstuhl und stand zum erstenmal auf und ging ans Fenster. Ich sah das Pastetenbrett über einem Lorbeerbusch wandeln. Die Indianerin sah ich nicht mehr, sie ging, vom grünen Lorbeer versteckt, nach dem Parkausgang. Ich hörte das Parktor knirschen, dann fiel das eiserne Gitter ins Schloß.

„Soll sie zurückkommen und nochmals singen?" fragte der Arzt.

Ich schüttelte den Kopf. Ich verstand nicht, warum ich das hatte hören wollen. Hier in der Gesandtschaft, hier in den Mauern, die für mich Europa re-

präsentierten, verstand ich nichts mehr von der Wollust dieses einfachen, naturlautartigen Rufes, der mir früher so sehr zu Herzen gegangen war.

„Aber Sie können wieder auf ihren Füßen stehen und zittern nicht, — das wenigstens hat der Sang der Indianerin erreicht," so tröstete der Arzt mich und sich. Und dann bot er mir seinen Arm und führte mich langsam auf die Dachterrasse der Gesandtschaft. Über die Welt von Dächern fort konnte ich hier oben noch den letzten Rest des Sonnenuntergangs sehen.

Am östlichen Horizont lagen der Ixtaccihuatl und der Popokatepetl, beide vereist, schimmernd wie irisfarbene große Brocken von Opalsteinen. Weiß gespensterhaft lag das Profil des Ixtaccihuatl, dessen Name „weiße Frau" bedeutet, — weiß wie das Profil einer Toten, die da am Erdrand aufgebahrt lag, und der das gelbe Sonnenlicht wie gelbes Haar niederfloß.

„Kannten Sie nicht ein junges Astronomenehepaar?" fragte mich in diesem Augenblick der Medizinalrat. Ich sah, daß ihn das Profil des Ixtaccihuatl, der weißen Frau, die dort mit weißer Stirn und gelbem Goldschein ausgestreckt lag, an die Frau des jungen Astronomen erinnerte; und ich war gar nicht überrascht, denn ich selbst hatte bei dem abendgelben Berg sofort an die messingblonde Frau gedacht. Der Medizinalrat erzählte mir, er habe gehört, der junge Astronom habe sich eine Sternwarte in einem der Gärten von Cuautla, einem kleinen Flecken in den Halbtropen, bauen wollen, und er und seine Frau lebten schon länger dort in einem Garten. Ob ich nicht Lust hätte, noch einmal Cuautla und meine Bekannten dort vor meiner Abreise zu besuchen.

O ja, ich hatte plötzlich beim Einatmen der kühlen Eisgeruchluft, die im Abend da von den beeisten mächtigen Kratern kam, große Lust zu einem Besuch bei alten Bekannten. Ich sehnte mich, Menschen zu sprechen, die mit mir von Europa gekommen waren. Ich wollte einmal die Apollohymne hören und wollte diesen Menschen, denen es geglückt war, hier in dem

Lande des Menschenfressergottes sich ihr Glück zu gründen, Lebewohl sagen. Um nicht ganz zerstört aus diesem Land zu gehen, wünschte ich mir, doch wenigstens hier noch einmal ein glückliches Menschenpaar gesehen zu haben.

Acht Tage später war ich auf dem Wege nach Cuautla. Der Medizinalrat hatte mich begleiten wollen, ich aber lehnte es ab. Ich war jetzt ganz gestärkt, ich wünschte ein wenig mit mir allein zu reisen.

In Cuautla, das eine halbe Tagereise von der Hauptstadt Mexiko liegt, mietete ich mir beim Gasthofbesitzer ein Pferd und einen Führer. Der Weg ging durch ein trocknes Bachbett, durch Zuckerrohr und Maisfelder und Agavenpflanzungen. Man hatte mir gesagt, daß die Gärten, von denen der Astronom einen gemietet hatte, zu einer Hazienda gehörten; und wenn ich auf dieser, die einige Stunden von Cuautla lag, fragen würde, dann könnte ich erfahren, wo die neue Sternwarte stände.

Gegen Mittag erreichte ich die hohen Mauern der Hazienda. Die Gebäude waren früher ein spanisches Kloster gewesen und standen groß und mächtig auf einer Anhöhe. Gackernde Hühner, Schweineherden und Maulesel trieben sich am Weg herum; auch hörte ich das Summen von Maschinen. Die Zuckerrohrernte war in vollem Gange, und überall am Wege, wo mir Leute begegneten, nutschte jeder: Kind, Mann und Frau, an kurzen Stengeln Zuckerrohr. Göttliches Land, dem die Süßigkeit vom Feld in den Mund wächst, wollte ich sagen, — da kam mir aus dem Tor einer der Aufseher entgegen. Hinter ihm im weiten Hof standen die Wagen mit geschnittenem Zuckerrohr belastet; in der ehemaligen Klosterkirche war das Dach von Schornsteinen durchbrochen, und darunter in dem Kirchenschiff sausten die Transmissionsriemen, Kessel bei Kessel war aufgestellt, darin der Zuckersaft gesotten, gereinigt, gepreßt und gekühlt wurde. Ich war vom Pferd gestiegen, und ehe ich noch sprechen konnte, blieb ich schweigend vor dem tobenden Maschinengetöse stehen, das aus den Pforten der Barockkirche dröhnte, als wäre die Hölle in den Himmel einge-

zogen. Die Mauern und der Erdboden zitterten unter dem Eisensummen und unter dem Schwirren der Eisenräder und der sausenden Transmissionsriemen.

„Können Sie mir sagen, wo die neue Sternwarte ist? Sie soll in einem der Gärten der Hazienda liegen."

„O—o—o," machte der Aufseher und fragte: „Sind Sie vielleicht ein Verwandter des verstorbenen jungen Astronomen?"

Ich glaubte, ich hätte im Lärm, der aus der Kirche kam, nicht richtig gehört. Und ich wiederholte die Frage nach der Sternwarte.

„Der ist tot, der junge Mann. Die Frau hat ihn vor acht Tagen in der Hauptstadt Mexiko begraben, schrieb sie hierher. Die Sternwarte ist noch gar nicht gebaut. Der junge Deutsche bekam jeden Abend Fieber. Und als das junge Ehepaar den Garten bezog, da dauerte es nicht lange — keine vier Wochen waren sie hier —, dann mußte die Frau ihren Mann nach der Stadt Mexiko in ein Spital überführen. Dort ist er vor ein paar Tagen gestorben. Auch die junge Frau sieht nicht aus, als ob sie den Mann lang überleben würde: sie ist von allen Schrecken und Sorgen, die sie mit ihrem Mann hatte, sehr mitgenommen; und der Arzt hatte beiden geraten, schleunigst nach Europa zurückzukehren. Sie hatten auch schon ihre Schiffsplätze bestellt und wollten reisen, da wurde der Mann ganz plötzlich so sehr vom Fieber gepackt, daß man ihn nur noch nach der Stadt bringen konnte. Aber an eine Abreise übers Meer war nicht zu denken. Wer weiß, vielleicht kommt auch die junge Frau nicht mehr nach Europa zurück; sie sieht nicht aus, als ob sie ihren toten Mann noch lange überlebt."

Ich nickte, als ob ich derselben Meinung wäre, und mußte an das totweiße Profil des Ixtaccihuatl denken, der im gelben Abendlicht einer toten Frau mit blondem Haar glich. Und ich wunderte mich auf einmal, daß ich beim Anblick des weißen Frauenprofiles nicht an Orla, sondern an die blonde Astronomin gedacht

hatte. Vielleicht war ihr Mann gerade zu jener Abendstunde in Mexiko gestorben, als ich auf dem Dach des Gesandtschaftshauses stand. Vielleicht ist auch sie selbst schon tot. Ich nickte und bot dem Aufseher eine Zigarre an. Und ich ließ mich dann von ihm durch das Schiff der Kirche führen, wo an Stelle der Beichtstühle, der Chorbänke und des Altars die Zuckerpressen und die Kessel und Zuckermühlen standen, wo statt der Stille und der Gebete die Wucht der Arbeit, die Tatkraft und der Gegenwartswille einsetzten, energisch, unerschütterlich, deutlich und furchtlos. Die Mönche und der Geist der freiwilligen Entsagung waren verdrängt vom Arbeiter und vom Geist der Lebensbehauptung.

Hier war das neue Europa. Hier der Lärm unserer Tage. Hier fühlte ich mich kräftig werden, ich bekam Arbeitslust, und mein Blut geriet mit den Rädern der Maschinen in frische Schwungkraft und frischen Kreislauf.

Der Anblick des gepflegten Stahls der Kessel, der Zahnräder, der Anblick der Arbeiter in ihrer sachlichen, schlichten blauen Leinentracht, der eiserne Eifer mitten in der satten Tropenlandschaft machte mich frei von aller Schwäche. Ich konnte nicht einmal den Tod des jungen Astronomen so sehr betrauern. Ich überdachte nur, daß ich nun mit dem nächsten Schiff zurück in die nüchterne Maschinenzone, die sich Europa nennt, sehnlichst heimzukommen wünschte. Ich fühlte nichts als dringliche Sehnsucht nach einfachen deutschen Waldbäumen, Sehnsucht nach rußigen Städten, wo die Schornsteine der Fabriken starrten und Menschen in Selbstzucht, ohne Götzen, ohne überreizte Abenteuerlust, ohne Krater, ohne Pistolen in den Gürteln, einfach, streng und arbeitstüchtig Bürger von Europa waren. Ich dankte den Maschinen und ihrem kräftigenden Lärm in der hohen Kirche und schüttelte dem Aufseher die vom Maschinenöl und vom Ruß gutmütig und ehrlich verarbeitete Hand.

Dann stieg ich auf mein Pferd und ritt, vom indianischen Führer begleitet, nach Cuautla zurück.

Beim Herritt hatte ich die Gegend nur flüchtig be-

achtet, ich hatte immer über die Spitzen der zartgefiederten Blätter der Zuckerrohrstauden hinweg den Himmelsrand nach der Hazienda und nach der Sternwarte abgesucht. Nun erst beim Heimweg, als es dunkel wurde und die Erde den Abend grau wie einen Dunst ausatmete, sah ich von der Mähne meines kleinen mexikanischen Pferdchens auf. Der Weg war überwölbt von hohen Königinnenpalmen. Die weißen Schäfte dieser Palmen standen wie Marmorsäulen am schmalen Weg. Dichtes Unterholz voll wilder Zitronenbüsche, voll grüner Zitronen füllte die Räume zwischen den Palmen. Der Aufseher vorhin in der Hazienda hatte mich einen Augenblick aus der Kirche fort in den einen der Fruchtgärten geführt, den der gestorbene Astronom gemietet hatte, und wo die Sternwarte hatte errichtet werden sollen. Solch ein Garten war eigentlich ein Fruchtwald. Die Stauden und Bäume standen so dicht, daß die Bündel brauner, roter und gelber Bananenfrüchte von den korallenroten Beeren der graziösen Kaffeebäume gestreift wurden; darunter quollen aus der Erde die stacheligen Ananasfrüchte inmitten von blaugrünen steifen Lederblättern; zitronengrüne und hellgelbe Orangen, bernsteingelbe Mangofrüchte und die langen schönen Schoten der Brotfrüchte drückten sich durcheinander. Der Indianergärtner dieser Fruchtpflanzungen hatte nichts zu tun, als nur die handbreiten Bewässerungsfurchen, die den Garten wie ein rieselndes Wassernetz durchzogen, in der Erde mit einem Stückchen Holz zu regulieren. Geerntet wurde hier das ganze Jahr hindurch, alle Fruchtbäume trugen Früchte und Blüten, frische grüne Blätter und welkes Laub zu gleicher Zeit.

Der Sommer, der Herbst und der Frühling hingen an allen Zweigen dieser Bäume um mich. In diesem Garten war keine Blume, — nur Früchte und Fruchtblüten strotzten über dir, unter dir und um dich her. Man hatte von keinem Weg eine Aussicht, man sah immer nur wieder in Dickichte von Fruchtbäumen, die so eng wuchsen, wie manche Nadelholzpflanzungen in deutschen Wäldern, darinnen sich

die Bäume so stark beschatten, daß sie einander ersticken.

Dieses bedachte ich jetzt nochmals und erkannte, daß die Welt Mexiko doch auch reich und üppig sein konnte; wunderbar fleischig hatte mich der Fruchtgarten angesehen, und niemand hätte geglaubt, daß er durch seine feuchte Treibhauswärme und durch seine gärenden Fruchtsäuren und durch sein üppiges Fruchtfleisch dem letzten Besitzer, dem jungen Astronomen, den Fiebertod gegeben hatte, weil auch die fruchtgütigste Erde hier dem Europäer das Heimatrecht verweigert.

Es wurde nicht Nacht. Der Schein des aufgehenden Mondes stand hinter den Sträußen der Palmen, und immer, wenn ich unter einer Palme hinritt, war die Luft darunter warm wie in einem Haus, außerhalb des Bereiches der Palmkrone aber war die Luft abendkühl. Der Zitronenduft löste sich zudringlicher von den Büschen des Unterholzes. Bald ritt ich durch buschigen Zitronenwald, der grau im Mondschein wie ein Nebel neben mir lag, und atmete so reichen Duft ein, daß mir schwindelig wurde. Der Zitronenduft und der Duft von Orangenblüten erinnerte mich an den Geruch eines Hochzeitskranzes und Hochzeitsstraußes. Wo war die Braut, der dieser Kranz und dieser Strauß gehörte? Das weiße Gesicht des Mondes stieg aus dem Unterholz. Der Mond machte meine kaum genesenen Nerven noch schwindeliger als der Orangenblütenduft. Ich sah die weißen Stämme der Königinnenpalmen wie silberne Leuchter zu beiden Seiten des Weges stehen. Der Weg war weich von tiefem grauen Staub, und die Pferde schritten lautlos wie auf Watte über die Erde, nur die Metallteile des Pferdegeschirres klingelten. Es war wie ein Geisterritt durch Orangenblüten, durch warme Palmen, durch kühles Licht, über dumpfen Staub. Aus den Palmen stiegen große grünliche Glühkäfer, gingen wie die Flammen von Kerzen über das Unterholz, kamen vereinzelt über den Weg; ein Licht blieb mir vor dem Gesicht stehen, ich sah es als grünlich klaren Körper wie ein fliegendes Auge, das aus einem

Schädel fortgeflogen wäre und phosphorn, ohne Herz und ohne Hirn, seinen Weg über die Orangenbüsche suchte.

„Tote gehen um!“ dachte ich einen Augenblick, und ich wunderte mich, daß ich nichts fühlte, immer noch nichts fühlte, wenn ich die Worte Tod und Tote aussprach. Mein Herz war noch nicht bei mir. Der Schreck hatte es ins tiefste Versteck hinter meine Rippen verscheucht.

Seit der Ermordung Orlas hatte ich kein Herz mehr. Meine Augen gingen immer noch allein ohne Herz wie die Glühwürmer durch die Nacht, die aussahen wie Augen, wie Augen ohne Menschen.

Wenn du erst auf dem Meere bist und jeder Tag dich wieder näher nach Europa zurückbringt, dann kehrt auch dein Herz wieder! — Ich könnte vielleicht mit der armen trauernden blonden Frau reisen, dachte ich jetzt. Wenn sie noch lebte, und wenn sie noch nicht abgereist wäre, wollte ich mit ihr reisen.

Ich ritt Galopp, schlug das Pferd mit der Reitpeitsche und trieb es an, als ob ich dadurch früher aufs Meer kommen könnte.

Der Geruch gebrannten Kaffees drang aus ein paar Hütten am Weg. Einige indianische Herdentreiber waren mit Lassos in den Händen vorher an mir vorbeigejagt und kehrten jetzt hinter mir zurück und trieben einen Stier, den sie aus einer Herde herausgefangen hatten, vor mir her und verschwanden mit ihm hinter Zaunhecken im Mondschein.

Plötzlich mußte ich meine Hände vor mein Gesicht halten. Ich fühlte: die Tränen stürzen aus meinen Augen. Die flüchtige dunkle Silhouette des Stieres und die Lassoreiter hatten mich an das Stiergefecht, an Orla in der Loge neben ihrem Mörder, an die Heimfahrt im Wagen, an die Küsse erinnert, die wir da küßten! Mit einem Ruck war mein Herz in meinen Körper, in mein Blut, in meine Augen, in die Luft um mich, in die Bäume, in die Mondlandschaft gedrungen, heller als das hellste Licht, heißer als mein Blut selbst und weiter und unendlicher sich aus mir loslösend als die Nacht, als der Orangenduft. Nur ein Wirklichkeitsschatten der Erinnerung

an die echtesten Minuten hier in diesem Land, an die wenigen hitzigen Küsse und Umarmungen, war mit dem Schatten des vorbeijagenden Stieres auf mein Herz gefallen, und das Herz hatte sein Versteck verlassen, hatte sich verlangend in das offene Weltall gestürzt, sehnsüchtig Liebe von mir fordernd, Hilfe für seine Sehnsucht, und hatte sich wieder preisgegeben dem Durst, dem Verlangen, dem Fordern und dem Trieb zum Leben.

Ich weinte und weinte Tränen der Erlösung, der Sehnsucht, der Trauer, des Vermissens, lebende, rollende, eifrige Tränen, die an meinen Wangen herunter in die Mähne des Pferdes fielen. Ich weinte, über den Hals des Pferdes gebeugt, und fühlte klar mitten im Weinen: nun war ich einsam wie nie, nun war ich wieder ein Liebesuchender, ein Reiter in der Nacht, ohne Herzensziel! — Und ich weinte mich, je länger ich den Tränen ihren Willen gab, desto fester wieder ins Leben zurück. Meine Augen wuchsen wieder mit meinem Herzen zusammen. Und als ich in Cuautla vom Pferde stieg, vor den mondweißen Mauern des Gasthauses, da fühlte ich mich irdischer als am Morgen. Ich wußte nun wieder, was ich verlernt hatte im Schreck und der Krankheit: daß das Leben Verlust und Gewinn, Blüte, Frucht und welke Blätter hatte, und daß es nicht nur ein Phantom und eine Fiebererscheinung war ...

Dies Leben kam wieder gesund zu mir, seit ich den Schmerz um Orla endlich in raschen heftigen Tränen ausbrechen fühlte. Diese Tränen gaben mich wieder dem Empfinden zurück. Denn wo man Schmerz fühlt, ist man auch fähig, Freude zu fühlen, nur die Gleichgültigkeit ist wie ein luftleerer Raum, darinnen der Mensch aufhört zu atmen, und aufhört, daseinsberechtigt zu sein. —

Am nächsten Tag, als ich wieder in der Hauptstadt Mexiko war, teilte ich dem deutschen Gesandten meine Absicht mit, sofort nach Europa zu reisen. Graf L. war erfreut, mich so erfrischt aus Cuautla zurückkommen zu sehen, und auch der Medizinalrat hatte nichts gegen die ganz plötzliche Abreise. Da die Stadt

immer noch unter der Aufregung der Gerichtsverhandlung der neunzehn Polizisten stand und alle Tagesblätter die Verhandlungen täglich wiedergaben und alle Welt nur davon sprach, daß der Präsident der Republick nun neunzehn Todesurteile unterschreiben würde, fanden die Herren der Gesandtschaft sowohl als ich selbst, daß eine schleunige Abreise mir gesundheitlich nur von Vorteil sein könnte.

Ich fand aber noch einen Brief von Orlas Mutter vor, die mich bat, nach Tlalpam zu kommen: sie hätte eine große Sehnsucht, mit mir von Orla zu sprechen. Der Brief war aber schon sehr alt und hatte von meiner alten Wohnung an der Glorieta den Weg durchs Polizeibureau genommen und war nun nach vier Wochen erst der deutschen Gesandtschaft übergeben worden. Trotzdem machte ich mich auf den Weg nach Tlalpam. Aber im Augenblick, als der Zug dort in die Bahnhofshalle einfuhr, sagte eine Stimme in mir, daß ich niemand finden würde. Ich ging deshalb gar nicht erst aus dem Bahnhof; der Ort ist sehr klein, und Orlas Mutter war hier durch die letzten Ereignisse jedermann bekannt. Ich fragte den Beamten am Billettschalter: und der konnte mir auch sofort Auskunft geben und sagte mir, daß die Dame, die ich suchte, sich zur Winterkur nach Florida begeben hätte. Bei dem Worte Winterkur fiel mir ein, daß morgen der erste November, der Totentag, war, und daß man hier in dem immergrünen Lande Mexiko nichts von Winter wußte.

Orlas Mutter hatte also die ganze Tragik der Ereignisse und Todesfälle in ihrer Familie schnell überwunden und schnell mit sich abgemacht und war bereits weit fort über den Golf von Mexiko gereist. Ich bedauerte, daß ich nicht erst telegraphisch bei ihr angefragt hatte, und ärgerte mich, daß ich da am Bahnhof in Tlalpam stand. Ich betrachtete plötzlich die Bahnhofshalle genauer, die wie ein langer, weißer, gewölbter hoher Saal war. Nun sah ich erst, daß ich mich auch hier wieder in der alten Barockkirche eines früheren Jesuitenklosters befand. Der Zug hielt mitten im Kirchenschiff. Die Lokomotive stand wie

ein eisernes dampfendes Götzenbild vor den drei Stufen des Hauptaltars. Der Altar war verschwunden, an seiner Stelle stand eine Weichenwärterzelle, eine armselige Holzhütte, aus der ein magerer Mann trat und mit einer Signalfahne winkte, damit der Zug rückwärtsfahre und auf das Nebengeleise rangiere. Die hohen schmalen Kirchenfenster, die wunderbaren Stukkaturschnörkel an der Decke umgaben ein riesiges Gipsdreieck, in welches das Auge Gottes gemalt war. Das Auge Gottes sah auf den Schienenweg und auf die Personenwagen erster Klasse, aus denen die Europäer gestiegen waren, es sah auch auf die zweite Klasse, aus der Indianer gestiegen waren. Das Auge Gottes sah auf die Weichenwärterhütte, auf den Billettschalter und auf mich. Der Billettschalter war in die Sakristei eingebaut, und statt eines Priesters sah der Beamte mit der Uniformmütze aus dem Guckfenster. Nichts Unheiliges aber war an Stelle des Heiligen hier getreten, — das heilige Leben mit seinem tiefen Lebensernst, der Alltag, den die Arbeit heiligt, der Lebenstrieb gingen fröhlicher jetzt hier um, fröhlicher als ehemals die dumpfe Hingabe an heiliges Nichtstun. Die mit Eisenwagen und ernsten Tagesarbeiten angefüllte hohe Halle sah herrlich tätig aus; die Schönheit der Arbeitsfreiheit, der Drang nach Bewegungsfreiheit, die emsige Hingabe an weises Ausnützen der Sekunden und Minuten ging als der Geist eines neuen europäischen Gottes von der großen Lokomotive aus, die eben langsam und majestätisch ihre Kolben rührte, ihre wuchtigen Räder wie bezähmt drehte und den Dampf aus dem Schlund des Schornsteins kurz gedrungen und wuchtig ausstieß.

Ich mußte an Orla denken, wie sie im Bahnhof von Orizaba auf die Plattform der Lokomotive gesprungen war, und wie gut sie die Ventile und die Regulierung der Maschine gekannt hatte.

Ich schneuzte mich heftig, um meine Tränen zu verbergen, die mir in die Augen traten. Ein Bahnbeamter trat an mich heran und sagte mir, ich könne, wenn ich zurück nach der Hauptstadt Mexiko wollte, gleich wieder in den Zug steigen.

Noch einmal überblickte ich die Halle und bemerkte das Symbol des Heiligen Geistes, eine weiße Taube, die an der Decke über dem Auge Gottes als Relief in Gips gearbeitet war. Die Taube schwebte mit ausgebreiteten Flügeln da oben, und kein Fortschritt hatte durch die Arbeit das Symbol des Geistes und des Friedens verscheucht. Der echte heilige Geist lebt nur im Lebenstrieb, in der Arbeit und in der Liebe. So sprach ich zu mir und fand es seltsam, daß dieses Land mir schon drei Kirchen gezeigt hatte, die der Zeitgeist sich erobert hatte. Die erste Kirche war eine Reitbahn geworden, die zweite in Cuautla eine Zuckerfabrik, und die dritte hier in Tlalpam ein Bahnhof. Und es gab noch viele andere Kirchen hier im Land, die der Lebensdrang sich erobert hatte. Der Zeitgeist drängt die Andacht aus der Kirche, aus den Mauern wieder in die Natur zurück. Vor der Natur, vor der Arbeit und vor einem liebenden Menschenherzen halten wir heute unsere tiefsten Andachten. Die Dreieinigkeit des neuen Lebens, das von Europa aus über alle fünf Weltteile strahlt, ist beschlossen in den dreieinigen hohen Geistern, dem Geist der Natur, dem Geist der Arbeit und dem Geist der Liebe vom Mann zum Weibe und zu allen Menschen. Im Geist der Natur ist die Liebe zu allen Lebewesen, zu den Pflanzen, Tieren und Dingen enthalten. Im Geist der Arbeit ist alle Liebe zum Lebenstrieb, der den Menschen zum nützlichen Glied der Menschheit und der Natur macht. Im Geist der Liebe vom Mann zum Weibe liegt der Grundkeim zur Liebe überhaupt, zur Eltern- und Kindesliebe, zur Liebe des Nächsten und zur Liebe zur Arbeit und zur Natur. Um den Geist der Liebe vom Mann zum Weibe kreist das ganze Weltall; diese Liebe gebiert alle Liebe und alle Kraft.

So philosophierte ich noch mit mir, während der Zug mich wieder nach Mexiko zurücktrug. Auf der Gesandtschaft teilte man mir mit, daß bereits übermorgen ein Dampfschiff von Vera Cruz abgehen würde. Es sei aber fraglich, ob der Dampfer gut sei: er wäre ganz neu und hätte eben erst seine erste Fahrt von Dublin über den Ozean gemacht. Es sei ein kleines

Schiff. Wenn ich aber noch warten wollte, dann würde bald ein größeres Schiff gehen.

Nein, ich wollte nicht mehr warten.

Niemand, nur eine Dame mit ihrem Manne fahre auf dem Schiff mit, sagte man mir noch, da sonst kein Passagier sich auf den kleinen neuen Dampfer wage, der eigentlich erst seine Probefahrt gemacht habe.

„Ist es keine einzelne Dame, die mitfährt?" fragte ich und dachte an die Frau des gestorbenen Astronomen.

„Nein, eine Dame und ein Herr, ein Ehepaar," sagten die Leute des Schiffsbureaus. Dann konnte es die Dame, die ich meinte, nicht sein; trotzdem sagte ich zu, aus Gesundheitsrücksichten wollte und konnte ich nicht jetzt erst die Astronomenfrau aufsuchen. Ich war immer noch im Genesungszustande, wo ich der armen trostlosen jungen Frau keine guten Worte und keine Anteilnahme geben konnte, denn es wäre ihr nicht damit gedient gewesen, weil ich auch von ihr Mitgefühl für meinen Verlust hätte beanspruchen müssen. Ich hätte ihr außerdem alles erzählen und auseinandersetzen müssen, denn sie hatte ja keine Ahnung, daß ich die junge Mexikanerin wiedergesehen und geliebt habe, und daß ich Orla jetzt stündlich vermißte und betrauerte und noch so elend und apathisch war, daß mir keine Gesellschaft wohltat. Nur die stille Trauer und das Alleinreisen könnten mich kräftigen, sagte ich zu mir. Es wurde nun entschieden, daß ich übermorgen abreisen würde.

Am nächsten Morgen hatte ich noch einige Einkäufe auf der Plaza zu machen.

Es war der erste November, der Tag, wo alle Indianer nach den Kirchhöfen eilen, die weit vor Mexiko liegen, um auf den Gräbern ihrer toten Verwandten zu essen, zu trinken und zu plaudern. Auch dem Toten stellt man ein wenig Speise hin und plaudert mit ihm, als ob er noch lebe.

Ich hatte dem Medizinalrat versprechen müssen, nicht auf den Friedhof zu gehen, und hatte nur einen Diener mit einem großen Strauß Tuberosen und Veilchen

an das Grab Orlas gesendet. Unter allen den Neugierigen, die nach den Gräbern drängten, wäre es mir auch unmöglich gewesen, mit Orla an ihrem Grabe allein zu sein; ich gab den Gedanken auf, den Friedhof zu besuchen.

Auf der Calle San Francisco, die ich seit dem Abend des Nationaltages nicht mehr zu Fuß betreten, sondern nur im Wagen durchfahren hatte, als ich nach Cuautla und Tlalpam gereist war, erstaunten mich die Menschenmassen vor verschiedenen Schaufenstern.

Ich sah zwischen den Köpfen der Leute durch und sah lange Reihen von Ansichtspostkarten, auf denen die Köpfe der neunzehn verurteilten verbrecherischen Polizisten photographiert waren. Über diese neunzehn Köpfe war am ersten November das Todesurteil gesprochen worden. Es sollte am Tag der Toten eine Genugtuung und Sühne bedeuten, daß man der aufgeregten Nation das Todesurteil als Beruhigung mitteilte. Neunzehn junge, kräftige Männer hatte ein einziger unüberlegter streberischer Augenblick aufs Schafott gebracht. Neunzehn Köpfe sollten von den Schultern dieser neunzehn Männer fallen. Der Hauptmörder aber war den neunzehn bereits in den Tod vorausgegangen: der Polizeipräsident. Und ich mußte an Orlas Mutter denken, die mir im Brief mitgeteilt hatte, daß sie es gewesen sei, die dem Polizeipräsidenten die Pistole in einem ausgehöhlten Brot ins Gefängnis geschickt habe.

Seltsame Mutter, die dem Mörder vom Schafott half, die es nicht erwarten konnte, bis er verschwand, und die dann eiligst zur Kur nach Florida gereist war!

Die Tragik wirkte hier in Mexiko auf diese Frau so wenig tragisch wie das Erdbeben, an das sich alle Bewohner von Jugend an gewöhnt hatten. Gewohnt, immer Pistolen und Messer in den Taschen der Männer auf allen Straßen offen herumtragen zu sehen, waren selbst die Frauen hier aufs Unglück vorbereitet, wie ein Reisender auf dem Meer beim Anblick des tobenden Wassers auf den Schiffbruch vorbereitet ist. Nur

mir armem, europastillem Mann, mir waren Erdbeben und Gürtel voll Pistolen und Dolche in den Cafés, auf der Trambahn und auf den Trottoiren der Straßen so ungewohnt wie das Morddrama hier, das im ganzen dreiundzwanzig Menschenleben gekostet hatte, ein Drama, das Mexiko nicht länger als nötig interessierte, und von dem schwache Kunden in die europäischen Zeitungen gelangt sind. Als ich später wieder in Europa war, wußten dort die wenigsten von den Aufregungen des mexikanischen Unabhängigkeitstages. Wenn ich nicht die Zeitungen mitgebracht hätte, würde man es kaum geglaubt haben, da man mit Absicht wenig darüber telegraphiert hatte, um solche mexikanische Zustände nicht bloßzustellen. Wenn hie und da in Mexiko eine Stadt im Erdbeben verschwand, hörte man kaum das Echo davon aus kurzen Telegrammen in Europa, und hier waren ja nicht Tausende im Erdbeben begraben, sondern nur dreiundzwanzig Menschen getötet worden. Damit entschuldigte man sich, wenn man möglichst wenig Kunde von dem neunzehnfachen Todesurteil nach Europa dringen ließ.

Ich dachte noch eben über das Totenfest nach, das der Menschenfressergott von Ixtapalapa, dessen Kiefer bis in die Stadt Mexiko reichten, an dem Tage abhielte, wo die neunzehn Köpfe unter der Guillotine fallen würden; und mit diesen Gedanken kam ich auf die Plaza.

Der weite Platz vor der Kathedrale wimmelte unter allen Bäumen von Verkaufsbuden, die aus ein paar Pfählen, bedeckt mit weißer oder grauer Segelleinwand, wie bei einem Jahrmarkt, in Massen aufgebaut waren.

Zuerst sah ich nur Reihen von Totenkränzen und Blumenkreuzen, dann aber war mir, als sei der Platz ein ausgegrabener Miniaturfriedhof geworden. Da waren Zuckerbuden und Spielzeugbuden in langen endlosen Reihen, und auf den Verkaufstischen lagen hochaufgeschichtet lebensgroße Totenköpfe aus Marzipan mit vergoldeten Goldschaumaugen und mit goldenen Zähnen. Da waren ganze Skelette und gekreuzte Knochen, aus Zucker angefertigt. Da waren Scharen

von Hampelmännern aus bemaltem Karton, die den Tod darstellten; wenn man an einer Schnur zog, so tanzten die Knochenbeine des Todes, und die Arme hielten und spielten eine Violine. Da waren ganze Leichenzüge aus schwarzgekleideten Puppen zum Spielen für die Kinder und kleine Trambahnwagen aus Schokolade mit einem Schokoladesarg. Es wurden auch lange Reihen von kleinen Grabsteinen aus Schokolade verkauft, mit künstlichen Blumen verziert und mit goldenen Inschriften. Winzige Skelette aus weißem Zucker saßen auf den Gräbern.

Die Buden hingen voll von diesen Schokoladefiguren des Todes, lagen voll von Bergen von Totenköpfen aus Marzipan, voll von verzuckerten Gräbern, welche die Erwachsenen den Kindern zum Naschen kauften, ohne daß sich diese hier weniger unterhielten als beim Einkauf von Zucker- und Schokoladeeiern auf europäischen Ostermärkten.

Mit dem unbestimmten Gefühl: soll ich hier mitlachen, mitkaufen, mitspielen oder entsetzt umkehren, betrat ich die langen Reihen der Marktbuden, wo die Spielzeuge und die Süßigkeiten, die den Tod, Gräber und Grabsteine darstellten, nicht endeten.

Allmählich erschien mir der Markt nicht mehr wie das offene Maul eines Menschenfressergottes, der einen ganzen oder mehrere Friedhöfe zwischen seinen Kinnbacken zerkaut; allmählich gewöhnte ich mich an das Spiel mit dem Tod, als ich die Finger der kleinen Kinder begierig nach den Marzipantotenköpfen greifen sah, und als einige europäische Kinder an ein paar Totenbeinen aus Zucker nutschten und andere bereits den Mund schwarz gemalt hatten vom Kauen an kleinen Schokoladegrabdenkmälern, und als ich sah, wie die freundlichen, sanften Indianer feierlich und lautlos mit stillen Gesten und fröhlich glänzenden Augen ihre Totenwaren auf den Tischen anboten, — da wendete ich dem Markt nicht den Rücken: ich ging lange sinnend auf und ab und sagte zu mir: „Tod, wo bleibt dein Stachel!"

Das ganze Weltall ist ein Lebensspiel. Geburt, Liebe, Tod sind die großen Spielfestzeiten bei allen Wesen.

Und nun verstand ich auch die Mutter Orlas, die dem Tod nicht mehr Raum in ihrem Leben gab als die Kinder hier. Sie war schon wieder nach Florida zur Kur gereist, denn auch das Leben wollte sein Recht haben, — das große Leben, das den Tod als ein Spielzeug ansieht, wie die Liebe, die Geburt und das ganze Weltall, — als ein Götterspielzeug aus Zucker, Schokolade und Marzipan.

Ich ging nach Hause und fuhr, vom deutschen Gesandten und dem Medizinalrat begleitet, zur Bahn.

Daß die Herzen symbolische Spielzeuge sein können, ebensogut wie die Badepuppen kleiner Mädchen, das hatte ich schon in Europa gewußt, daß aber auch der Tod ein Kinderspielzeug werden kann, das hatten mir erst die Indianer in der Hauptstadt Mexiko gelehrt. Von dieser letzten Überraschung gleichsam mit nachdenklichem Reiseproviant versorgt, verließ ich die Hauptstadt Mexiko für immer und reiste nach Vera Cruz, um mit einem Schiff auf den Atlant und endlich wieder zur Mutter Europa zu kommen.

5

Die Ozeanwelle

Mein Zug raste bergab, siebentausend Fuß von der Hochebene der Stadt Mexiko hinunter an die Küste.

An den Stationen, wo die Indianer und Indianerinnen in rote Wollendecken eingewickelt saßen und ihre Zigaretten rauchten und Sommer wie Winter die mächtigen, hohen, breitrandigen Strohhüte trugen, nahm ich Abschied von den schönen stillen Augen dieser an der Erde kauernden genügsamen und lautlosen Menschen, die sanften Waldrehen gleichen und lautlos hinwandernden leichten Gazellen ähnlich sind und mit den großen stummen Augen den Europäern nachsehen, die ihr Land aufgeteilt haben.

Der Zug durchrasselte wieder die vielen Tunnels wie auf der Herreise, aber so wie die Bergabfahrt

schneller vonstatten ging, als das Hinaufklettern auf die Hochebene, so trennte sich mein Herz auch leichter und flog nach Osten, befreit, dem alten Europa entgegen.

Jetzt werden bald nicht mehr alle Europäer schlafen, wenn ich aufwache, dachte ich; und ich werde nicht immer zu Bett gehen, wenn Europa aufsteht; ich werde auch bald nicht mehr bloß zu Bett gehen, um zu wachen, sondern werde über dem Meer drüben den Schlaf ohne Moskitos wiederfinden, den heiligen Nachtschlaf, den ich seit Monaten nicht mehr empfing.

Ich erkannte die Gegenden, die ich durchfuhr, nicht wieder; denn damals, als ich in Orlas lebhafter Gesellschaft, mit dem Abbé und mit dem jungen Astronomen-Ehepaar hier vorbeigereist war, da hatten die Bäume und die Berge die Geste von großzügigen Seelen gehabt, die den Himmelsraum ausfüllen möchten und Sehnsucht nach Abenteuern und Sehnsucht nach unerreichbaren Glückszuständen haben. Jetzt standen Bäume und Berge an der gleichen Stelle, mit der gleichen Geste; aber ich fühlte nicht mehr den Schwung der Sehnsucht in allen Linien dieser Weltlandschaft; ich war allein da, und die Urwälder draußen mit dem graublauen Unterholz und den fächerartig darüber ausgebreiteten Baumriesen, deren Astwerk gleich den Stockwerken und den Gerüsten fabelhafter Waldhäuser sich über die Buschlandschaft erhob, — diese Blätterriesen und die Berggefälle dahinter, an deren Schluchten der Eisenbahnzug entlang bergab fuhr, standen nur wie die leeren Kulissenmalereien einer Bühne da, die nicht mehr von den Geheimnissen eines Dramas belebt werden, die Fenster des Zuges zogen wie an einer Kulissenwelt vorbei, die leer stand, in die das Tageslicht starrte, und die auf ein neues Stück wartete.

Ich war allein wie nie vorher im Leben. Und ich war nur glücklich, wenn ich hinaussah und bemerkte, wie rasend der Zug bergab eilte, und wie schnell der Schauplatz der letzten Monate zurückblieb. Es war, als wollte mir diese eiserne göttliche Maschine des Zuges wie ein guter europäischer Freund helfen, alles Unglück schnell zu vergessen.

Und wenn ich nicht gewußt hätte, daß drüben im Osten, über den Atlant, mich ein großer Weltteil erwartete, voll Menschen, die mir gut waren, die meine Kräfte anzogen, die mir Hoffnungen und Zukunftsgedanken gaben, wenn ich nicht Europa wie einen Riesenmagneten gefühlt hätte, einen Magneten, der jetzt den Eisenbahnzug nach Osten zog und später das Dampfschiff über das Meer zu sich lenken würde, dann wäre ich gern in einen der Abgründe im Urwald hinabgesprungen, hätte mich an Felsen und Baumstämmen zerschmettert, nur um zu den Toten zu kommen, die mit mir reisten, und die ich doch nicht ganz als ein Spielzeug ansehen konnte, so wie die Indianer es auf dem Totenmarkt von Mexiko konnten.

Am nächsten Morgen kam ich nach Vera Cruz.

Ehe ich aufs Schiff ging, schlenderte ich noch durch die Straßen der Stadt, und mein Weg führte mich an einer Kirche vorbei. Die Kirchentüre stand offen, und eine Sehnsucht nach Stille, Frömmigkeit und nach vereinfachten Lebensgesetzen trieb mich aus der Straße, darin die Aasgeier wie Sperlinge umherflogen und die Gossen nach Fieberdünsten stanken, in das Kircheninnere. Ich staunte: drinnen hing nicht Christus, nicht der weißhäutige europäische Gottessohn, sondern ein Indianer, eine Rothaut am Kreuz. Das Riesenkreuz hing frei über dem Hauptaltar, daran der Indianer geschlagen war, mit schwarzem, schlichtem Haar, mit rotbrauner Haut, den bunten Federschurz um die Lenden. Das machte mir klar, wie gräßlich der Anblick war, an den wir unsere Kinder und uns von Jugend an gewöhnt haben, so daß wir kaum noch sehen, daß wir zu einer Hinrichtung aufschauen; zum erstenmal, da ich an Stelle des weißen Mannes eine unschuldige, sanfte Rothaut mit durchnagelten Füßen und Händen und blutender Hüftwunde aufgerichtet am Kreuz hängen sah, erfüllte mich Schrecken und Grauen vor den Schmerzen eines Gekreuzigten. Unwillkürlich mußte ich an die Tempel der Griechen denken, wo einst die Statue eines lebenbetätigenden Gottes im Allerheiligsten dem Beschauer Mut und Lebensfreude gab. Mir Verzweifeltem gab der Anblick des Hingerichteten und

Gekreuzigten nur die Bestätigung, daß der Lebende einer Fülle von Irrtümern preisgegeben ist, die ihm das Dasein aufnötigt. Die Juden, die Christus ans Kreuz schlugen, irrten sich so, wie hundertmal Gericht und Menschenwissen sich irrten. Wo aber war das zum Lebensglück erhebende Symbol? Die Madonna mit dem Christkind konnte mich wiederum nur in Trauer versetzen, denn ich hatte ein unschuldiges Kind vor mir, das man einst, wenn es erwachsen wäre, hinrichten würde, und diese Mutter, die das Kind im Arm trug, müßte tausend Schmerzen um ihr Kind ausstehen. Ich sehnte mich nach Lebensfreude, nach Lebensbetätigung, nach Lebensfrieden und erkannte nur die Weltirrtümer der Menschen, die einen frommen und guten Mann, der sich Gottes Sohn nannte, quälten und ihn ermordeten, und die dann mehr als tausend Jahre lang zu dem Gemordeten aufschauten. Der Mißgriff der Welt, daß die Menschen Mörder am Göttlichen werden, stand hier, vor mir, hier, wo ich Trost für den Irrtum der Mörder suchte. Orla war ermordet worden, die Geliebte meines Herzens, und ich fand keinen Gott und keinen Gottesbegriff in der Kirche, der mir nach den Schmerzen eine neue Liebe und neue Lebensfreude auf dieser Welt versprochen hätte. Wäre ich aber in einen griechischen Tempel eingetreten, so würden mir die unendlichen Freuden der unendlich glücklichen Götter vielleicht Hoffnung auf ein sich verlohnendes Weiterleben eingeflößt haben, so wie gute Freunde, die mit Musik und Freude einem die Sorgen vertreiben möchten.

Trauriger, als ich eingetreten war, verließ ich das Haus des gekreuzigten Indianers. Ich mußte immer an die neunzehn zur Hinrichtung verurteilten Polizisten in Mexiko denken, an Mord und Totschlag auf der ganzen Welt; denn seit Christus bis heute war die Welt, nach tausendneunhundert Jahren des Kreuzes, nicht anders geworden, nicht weniger mordlustig als am Hinrichtungstag auf Golgatha. Was nützt es dann, das Traurige anzubeten, wenn dieses die Welt so wenig ändern konnte wie die fröhlichen Heidengötter des Olympes? Wenn ich zwischen dem Anblick einer

Hingerichteten und dem Anblick einer Venus, eines Zeus, oder eines Baldur, einer Freia, eines Wodan zu wählen hätte, so würde ich, wenn ich Gemütserfrischung und Lebensbestärkung brauchte, lieber der Statue eines lebenskräftigen Gottweibes oder eines lebensstarken Gottmannes mein Leid vorgetragen haben und hätte aus der unverwüstlichern Kraft eines edlen Frauenkörpers oder einer edlen Männergestalt mehr Widerstandsmut geschöpft als jetzt, wo mein Hirn müde von Mördern, Gemordeten und Hingerichteten war und mein Auge zu einem von Menschen verquälten gekreuzigten Menschenkörper aufschauen sollte. Meine Trostlosigkeit wurde noch schwerer. Ich fühlte mich nun auch von allen Gottesgedanken der Welt allein gelassen, ich fand nicht mehr zu dem Gottesbegriff meiner Jugendjahre zurück.

Die Geliebte tot und ermordet, Gott tot und ermordet; und vor der Kirche auf den Gassen von Vera Cruz huschten die schwarzen riesigen Aasgeier herum wie eine Springprozession verkappter Heuchler und Mörder, wie das Menschengeschlecht, das sich in Aasgeier verwandelt hätte und in schwarzen Federröcken um die Kirche her hockte und nichts vom Leben sähe als die schmutzigen Abfälle, die in den Gassengossen daherschwammen.

Kein Mensch war in den Straßen, nur die sich um Lumpen und Knochen zankenden menschengroßen Aasgeier, die um sich schlugen und die Luft bis in die Kirche hinein mit Hungergezänk erfüllten.

Noch einen Abend verbrachte ich am Land, denn das Schiff verschob seine Abfahrt, und ich wohnte indessen in dem französischen Hotel, wo ich bei der Ankunft vor mehreren Monaten das Mittagessen mit dem Astronomenpaar eingenommen, und wo die junge Frau damals in ihrem Zimmer entdeckte hatte, daß ihre Violine von den roten Ameisen zerstört worden war. Ich hörte noch im Geist durch das Türbrett ihr Schluchzen, wie damals, während ihr Mann mir das Unglück mitteilte.

Nein, in diesem Lande hatte die junge Frau wahrscheinlich keine Apollohymne spielen können, hier hatte

sie sicher niemals Ruhe und Muße zu einem Violinspiel gefunden, wie sie es in Europa gewohnt gewesen war.

Am Abend spielte auf der kleinen Plaza von Vera Cruz eine Militärkapelle, und die Frauen gingen unter den Kokospalmen in weißen Kleidern und mit weißen Schleiern wie im Hochsommer, und niemand dachte in der lauen Mondnacht daran, daß es November war.

Am nächsten Morgen wurde mir mitgeteilt, daß ich eiligst aufs Schiff kommen solle, es rüste sich zur Abreise.

Ich verließ gern das von Aasgeiern wimmelnde Vera Cruz, und als ich auf das Schiff fuhr, denn es lag draußen im Meer verankert, und ein Kahn fuhr mich mit meinen Koffern an Bord, da fragte ich unterwegs den rudernden Matrosen, wieviele Passagiere an Bord seien. Ich hatte vorher mit Absicht keine Erkundigungen eingezogen, um mir nicht sagen zu müssen, daß ich nur mit dem Schiff führe, weil vielleicht auch die blonde Dame darauf reiste; ich wollte alles auf Glück und Zufall ankommen lassen.

„Es sind keine Passagiere außer Ihrer Frau dort, mein Herr,“ sagte der englische Matrose auf Englisch.

„Außer meiner Frau?“ fragte ich.

„Jawohl, mein Herr, sonst niemand!“ antwortete der Mann und sah nicht von seinen Rudern auf; da der Seegang am Dock heftig war, mußte er sorglich auf die Brandung achten.

Was heißt das? dachte ich bei mir.

„Wann ist denn meine Frau an Bord gekommen?“ fragte ich und vermied es, zu lächeln.

„Vor einer Stunde. Ich habe sie eben erst zum Schiff gerudert,“ rief der Matrose zurück. „Jawohl, mein Herr!“

Ich schwieg und überlegte, was das zu bedeuten habe, und fragte nichts mehr. Der Matrose war natürlich in dem guten Glauben, daß ich zu jener Dame gehöre, die er herübergerudert hatte.

„Ich habe eine Kabine erster Klasse vorausbestellt,“

sagte ich zu dem Steward, der mich oben an der Schiffstreppe empfing.

„Jawohl, mein Herr," sagte er und führte mich durch das leere Schiff, hinunter durch den Salon in den Kabinenkorridor. In einer offenen Kabinentür sah ich da die blonde junge Astronomenfrau in schwarzem Trauerkleid sitzen. Sie hatte die Augen geschlossen, sie war totenblaß, lehnte mit dem Kopf an dem Türpfosten und rührte sich nicht.

„Oh," sagte der Steward erschrocken, „die Dame — ich glaube, der Dame ist nicht wohl, — die gnädige Frau! — Sie scheint ohnmächtig zu sein!" —

Die junge Dame saß auf einem Koffer, als wäre sie tot; ihre Hände waren eiskalt. Der Steward sprang schnell fort und holte vom Büfett des Eßsaales nebenan Whisky, um ihr die Schläfen und Lippen zu benetzen. Er träufelte Whisky auf eine Serviette und hielt diese ihr an die Stirn. Ich stützte inzwischen ihren Oberkörper, damit sie nicht vom Koffer glitte. Inzwischen kamen Matrosen mit meinen Koffern polternd vom Deck herunter, um mein Gepäck in dieselbe Kabine zu stellen.

„Steward, sagen Sie doch zu diesen Leuten, daß ich nicht hier in dieser Kabine wohne, man hält mich für den Mann der Dame."

Der Steward dirigierte die Matrosen mit meinen Koffern in eine Kabine nebenan, und in dieser Zeit schlug die Ohnmächtige wieder die Augen auf. Ich dachte sofort: Nun wird sie sich zu Tode erschrecken, wenn sie mich so plötzlich, wie aus allen Himmeln gefallen, neben sich sieht! Sie aber sah kaum auf. Sie war so schwach, daß sie nichts zu erkennen schien.

„Luft, ich erstticke, Luft!" sagte sie schwach und wurde dann wieder ohnmächtig.

Der Steward kam zurück, öffnete das runde Kajütenfenster und sprang fort und brachte einen Palmenfächer. Ich riß eine Decke vom Bett und wehte der Ohnmächtigen Luft zu.

„Eis!" rief der Steward einem neugierigen Schiffsjungen nach, der im schmalen Schiffskorridor draußen vorüberging. „Eis, schnell, lauf und hole vom Koch

56*

Eis aus dem Eisschrank, lauf, die Dame stirbt, wenn du dich nicht eilst." Wir beide wehten indessen Luft mit dem Tuch und dem Fächer aus Leibeskräften. „Es ist zu dumpf hier unten in dem stillstehenden Schiffskasten," sagte der Steward leise und besorgt, „die Dame scheint herzschwach zu sein, ich habe sie eben noch gesprochen, da zitterte sie schon und war sehr blaß. Wenn sie sich nur auf der langen Seereise aufrechthalten kann. Sie hätte besser getan und wäre über Nordamerika mit der Bahn gefahren, das wäre schneller und einfacher gewesen. — Aber vielleicht hat sie die lange Seefahrt gewählt, um sich an der Meerluft zu stärken; aber wenn man so schwach ist wie sie, und wenn dann gar unterwegs Sturm käme, könnte es ihr schlimm gehen." Der Steward sprach das schnell und flüsternd.

Dann trugen wir die Dame vom Koffer auf das Bett und legten ihr einen Eisumschlag auf die Stirn.

„Wir dürfen uns nicht genieren und müssen der Dame das Kleid aufknöpfen," sagte der Steward, „sie kann vielleicht ersticken, wenn wir ihr die Kleider nicht öffnen."

„Ich kenne die Dame schon von der Herreise," sagte ich zum Steward, „ich werde ihr das Kleid öffnen, gehen Sie inzwischen und holen Sie eine Zitronenlimonade."

„Sie kennen sie schon?" sagte der Steward und sah mich verblüfft an, als könnte ich doch vielleicht heimlich der Mann oder der Geliebte dieser Dame sein und wolle nur unerkannt bleiben.

Er ging dann rasch und murmelte: „Goddam!"

Ich fühlte mich in der kleinen Kabine, deren schneeweiße lackierte Wände frisch sauber und anheimelnd leuchteten und von einem Silbernetz aus Wellenreflexen überrieselt wurden, heimisch und behaglich, als ich neben der schwarzgekleideten Frau stand, die leise atmend in den Kissen lag und die Augen geschlossen hielt, und deren Hand ich nicht loslassen wollte, fürchtend, ich könnte sie erschrecken, wenn ich an die Knöpfe ihres Kleides rührte.

Ich hatte bemerkt, daß sie, seit sie der Eisumschlag

auf der Stirn kühlte, wieder eine rosige Gesichtsfarbe bekam, und daß die erschreckende Todesblässe sich verloren hatte.

Unter der weißen Leinwand der Eiskompresse lag ihr gelbes Goldhaar naß, vom Eiswasser an die Schläfen geklebt, und legte sich in schönen langen Goldlinien ein wenig unordentlich über ihr Ohr und das weiße Kopfkissen. Die weißen Wände der Kabine, die weißen Kissen und das weiße Sonnenlicht draußen vor dem runden Fenster gaben mir die Vorstellung, als läge die junge Frau in einer Schneelawine, und sie hätte, in den Schnee versunken, monatelang hier gelegen, und nun erst hätte die Sonne den Schnee so weit geschmolzen, daß ich sie wiederfinden konnte, wie eine Schneeglockenblume im Februar in einer aufgetauten Grube. Und wie diese Blüten einen feinen, frischen Honiggeruch haben, so erinnerte mich ihr goldgelbes Haar an Honig und leuchtete in der kleinen weißen Kabine wie Honigtropfen in einer Wachswabe. Der Meerglanz draußen griff mit seinen silbernen Lichtnetzen herein und streichelte die still atmende junge Frau und kam über die Wände der Kabinen wie ein Lichtregen auf sie herab und überrieselte das ganze Gemach, als wären die Wände voll von erregtem Zittern und Vibrieren und wären so erregt wie mein Auge und mein Herz und mein Blut, die der stillen, regungslosen schwachen Frau huldigen mußten und glücklich waren, daß ich die Hand einer Frau halten durfte, die auch eine Fremde in diesem fremden Lande war, und die wie ich sich nach Europa zurücksehnte.

Der Steward kam leise mit der Limonade. Er sah mich fragend an und wunderte sich, daß ich der Dame nicht die Kleider geöffnet hatte. Dann sagte er:

„Sie sieht besser aus. Sie scheint eingeschlafen zu sein."

Ich legte die Hand der Schlafenden auf den Rand des Bettes. Dann stand ich auf und sagte dem Steward, daß es besser wäre: wenn wir die Dame allein ließen. Sie könnte sonst beim Erwachen erschrecken. Es schien auch keine Gefahr mehr für sie vorhanden

zu sein, sie hatte wieder eine natürliche Gesichtsfarbe und atmete friedlich.

Wir gingen dann und ließen die Türe halb offen, um den Luftzug in der heißen Kabine nicht zu unterbrechen.

Dann ordnete ich meine Koffer und ging umher, um das Schiff zu betrachten.

„Wir reisen nicht vor morgen," hatte der Steward gesagt, „der Kapitän ist noch am Land und holt die Schiffspapiere vom Schiffsbureau. Er hat es eben sagen lassen, daß wir erst morgen die Anker lichten werden."

Der Speisesaal des Schiffes war an den Wänden mit weißen Marmorplatten belegt, auf denen goldene Lorbeerzweige eingegraben waren. Rote Teppiche, rote Sofas und rote Fenstergardinen machten den Raum zu einem kleinen Festsaal.

Das Schiff war vornehm und freundlich wie eine Privatjacht ausgestattet, und ich dachte mir: in dieser freundlichen sonnigen Meeresstille wirst du schöne, liebenswürdige Stunden verleben; das Wasser wird die Schrecken der letzten Monate sanft einwiegen, und die junge Frau und ich, wir beide werden wie in einem Kurhaus in diesem kleinen, sauberen Meerschloß wohnen, das mit seinen weißen kleinen Korridoren, den weißen Kabinen und dem weißen Marmorsaal voller Sonnenschein ein recht nervenberuhigender lauschiger und beinah lachender Aufenthalt sein wird.

Ich hätte nicht zu fürchten, daß noch mehr Passagiere kämen, sagte der Steward lächelnd zu mir, denn die meisten hätten erfahren, daß das Schiff seine erste Fahrt nach Westindien gemacht habe und wollten sich nicht gern dem kleinen neuen Schiff anvertrauen. Zumal, da das Schiff nicht ganz neu ist, fügte der redselige Steward bei. Das Schiff sei früher schon zehn Jahre lang von England nach Australien gegangen. Es habe jetzt in Dublin im Dock gelegen, sei neu hergerichtet worden und dann zur Fahrt nach Westindien von der Schiffsgesellschaft „Prince Line", der es gehörte, beordert worden. Es hieß: „The spanish Prince".

Zum erstenmal seit Monaten atmete ich wieder et-

was von europäischer Sicherheit ein, als ich dem englisch sprechenden Steward zuhörte, der vor drei Wochen erst aus Europa gekommen war und mir beinah Respekt einflößte, als wenn er mehr Europäer wäre als ich, und als ob ich mich gegen ihn beinah schon als Mexikaner fühlen müßte, da ich seit Monaten den Heimatkontinent aus den Augen verloren hatte.

Der Mann freute sich am schönen Wetter und an der Sonne in Westindien und sagte, daß in Europa ein sehr schlechter kalter Herbst schon vor vier Wochen gewesen sei.

Ich erstaunte, daß man vom Wetter sprach, denn mit Ausnahme der Stunden des Tropenregens in den Sommermonaten herrschte hier doch immer ein selig blauer Himmel, und ich hatte es ganz verlernt, vom Wetter zu sprechen oder nach dem Wetter zu fragen, so wenig, wie ich mich um den Kreislauf meines Blutes befragte, der immer, ohne mich zu fragen, gleichmäßig zum Herzen und vom Herzen strömte.

Aber gern wollte ich wieder in das launische, unbestimmte Europawetter kommen, wenn ich dadurch dem viel fürchterlicheren launischen Schicksalswechsel und Seelenwetter entging, das hier unterm blauen mexikanischen Himmel mich täglich mehr als aller Wetterwechsel von Europa geplagt und verfolgt hatte.

Mir war, als hätte das Schiff, seit ich wußte, daß in einer der Kabinen jene trauernde Frau schlief, ein warmes Herz bekommen. Das Schiff war mir jetzt wie ein großer lebender guter Körper, der sich um mich kümmerte und mich vorsichtig und sicher über den Atlant transportieren würde wie ein treues Pferd.

Bei dieser Betrachtung fiel mir ein, daß ich in all der Aufregung der letzten drei Wochen mein Pferd „Stella" im Reitstall vergessen hatte; ich hatte es nicht verkauft, es stand noch dort und wartete, daß ich darauf ausreiten sollte. Ich fühlte jetzt erst, daß ich nach meiner tiefen Krankheit doch noch nicht allen Sinn für die Gegenwart zurückgewonnen hatte, und ließ mich schleunigst wieder nach Vera Cruz rudern, um wegen des Pferdes nach Mexiko zu telegraphieren

und im Rennstall wenigstens meine Abreise mitzuteilen.

Neben dem Stadthause vor Vera Cruz war die Post, ich schickte das Telegramm ab; aber als ich wieder auf die Straße treten wollte, stellte sich ein Mann neben mir auf und deutete mit dem Finger auf die Plaza.

Ich sah dort einen kleinen Trupp Soldaten. Ich begriff nicht, was der Mexikaner meinte, der da mit einem Brief in der Hand nicht in das Posthaus trat, sondern auf die Soldaten deutete.

„Warten Sie nur, Sie werden etwas erleben!“ sagte der Mann rasch, als ich weitergehen wollte.

Ich begriff nicht, warum mich der Trupp Soldaten, die einen Gefangenen in ihrer Mitte führten, interessieren sollte. Jetzt schwenkte das Militär an einer Ecke in die Seitengasse.

„Warten Sie nur, jetzt gleich geschieht etwas!“ rief eifrig und hastig der eigentümliche Mann neben mir und hielt mich am Arm fest.

Ich sah in demselben Augenblick einen Menschen in Sträflingskleidern aus der Gasse herausstürzen, in welche die Soldaten eingebogen waren.

Ich hörte dann einen militärischen Zuruf aus der Ferne über die Häuser herüber, dann das Krachen einer Salve. Der fliehende Sträfling machte zwei Sätze in die Luft, fiel wie umgeblasen platt vorwärts, rührte kein Glied und lag still und flach an der Ecke des Platzes wie ein umgefallenes Brett.

„Er sollte zum Tode verurteilt werden. Aber man sagte ihm heimlich, in jener Gasse dürfe er davonlaufen, man würde ihn entkommen lassen; kaum lief jedoch der arme Teufel, so haben sie ihn erschossen. Das sollen Sie in Europa erzählen, mein Herr, wenn Sie hinüberkommen. Ich bin nämlich der Mechaniker des Schiffes, mit dem Sie reisen. Ich sah, daß einer unserer Matrosen Sie von Bord herüberruderte, und dachte mir, es müsse Sie auch einmal interessieren zu sehen, wie der Präsident hier in Mexiko es versteht, dem Unterschreiben von Todesurteilen zu entgehen. So geschieht es oft. Ich habe an dieser Posttür schon

viermal solche Exekution beobachtet. Und gestern abend hat es mir der Wachtoffizier im Hotel beim Abendessen mitgeteilt. ‚Morgen wird wieder öffentlich hingerichtet ohne Todesurteil!‘ sagte er. ‚Wenn Sie es sehen wollen, gehen Sie nur um die Mittagstunde zur Post!‘ Man tut bei der Überführung des Gefangenen vom Gefängnis zur Bahn, als wolle man ihn los sein, und sagt ihm auch: ‚Der Präsident will kein Todesurteil fällen; darum laufen Sie nur, wenn wir an der Plaza um die Ecke biegen!‘ Läuft der Arme dann, so befiehlt der begleitende Offizier den Soldaten, nach dem Flüchtling zu feuern. So kommt es, daß der Präsident bisher nie ein Todesurteil unterschrieben hat.“

Inzwischen hatten sich die Soldaten um den Toten gruppiert und warteten auf der Plaza, bis man eine Bahre brachte.

„Sehen Sie nur: die Aasgeier auf den Dächern sind hier schon an die öffentlichen Salven auf Menschen gewöhnt. Sie sind alle auf den Dächern in langen Reihen sitzen geblieben. Sie haben das schon öfters gesehen als ich,“ lachte der Mechaniker höhnisch, „Raubtiere und Raubmenschen, — wo ist da eigentlich ein Unterschied? Alles lebt von der Gewohnheit, Tier und Mensch sind dasselbe,“ so schloß der einfache Mann in der blauen Schiffsjacke. Dann grüßte er und ging.

„Dieses war die Abschiedssalve Mexikos für mich,“ sagte ich zu mir, als der Pulvergeruch über die Kokospalmen des Platzes wehte und die Luft mit Traurigkeit und Todesangst erfüllte.

Als ich am Abend dieses Tages wieder an Bord des Dampfers kam und auf das Deck stieg, sah ich die Schornsteine rauchen, denn die Kessel wurden geheizt; die Boote, die am Tage um das Schiff gelegen hatten, waren ans Land gefahren; die kreischenden Ketten des Verladekranes auf dem Mitteldeck standen still, die Matrosen waren dabei, die großen Luken der Verstauungsräume mit Brettern und geteerten Leinwanden zu schließen. Man hörte nur noch das Hantieren der Leute und das Glucksen der Wellen unten

um die Schiffswände, und in der Luft sangen Schwärme von Moskitos, die mit dem Abendwind vom Land aufs Meer hinausgetrieben waren.

Im ölgelben Abendschein lagen die Höhen von Mexiko blaugrau wie angehäufte Aschengebirge, wie die Riesenreste des Feuers der Tropensonne, die am Tage hier gebrannt hatte.

Fern im Hafenwasser standen eine große Baggermaschine und einige verankerte Segelschiffe, deren dünne Masten und Taue wie Stricknadeln fein auf dem Verdeck der langen dunkeln Bootskörper aufgebaut standen. Diese schwarzen Schiffsgespenster im Abend, regungslos verteilt auf der milchglasmatten Meeresfläche, wirkten auf mich wie Gerüste von Guillotinen und wie Schafotte, die auf verurteilte Mörder warten. Ich stand am Schornstein und hatte Lust, tief aufzuseufzen, um mich von dem Alpdruck, den der Anblick des Erschießens und des fliehenden Sträflings heute in Vera Cruz auf mich gemacht hatte, zu befreien, und wünschte mich weit fort von dieser unheimlich fremden und willkürlichen Küste Mexikos.

Plötzlich seufzte nicht ich, sondern die Abendluft neben mir seufzte so tief wie ein Mensch.

„Die junge Frau schläft noch in ihrer Kabine, ich habe mehrmals in ihr Zimmer hinein gesehen, sie liegt noch in der gleichen Stellung, wie wir sie hingelegt haben, und schläft," so hatte mir der Steward mehrmals am Nachmittag versichert, als ich mich nach der Kranken erkundigte. Nun aber sagte mir das Seufzen, daß sie auf dem Verdeck hinter dem Schornstein war; niemand anders konnte es sein als sie, die so viel Leid mit sich trug und Trauer wie ich selbst. Ich ging laut auftretend um den Schornstein und fand die Kranke auf einem Deckstuhl ausgestreckt. Sie hatte wieder die Augen geschlossen und dachte wahrscheinlich, daß ein Schiffsoffizier vorbeigehe. Sie blieb mit geschlossenen Augen liegen, und ich zog mich wieder zurück, um sie nicht zu stören.

Ich sagte dem Steward: „Wenn die Dame sich nicht nach den Mitreisenden erkundigt, dann sagen Sie ihr nicht, daß ein ihr bekannter Herr mit an Bord ist;

ich will die Kranke nicht stören, nur wenn sie sich nach Gesellschaft sehnt, dann sagen Sie ihr, daß ein Freund von ihr, den sie noch von der Herreise über den Atlant kennt, gern mit ihr sprechen würde." —

Zuerst fuhr das Schiff nach Progreso im Golf, wo es vierundzwanzig Stunden draußen im offenen Wasser lag, dann ging es in ein paar Tagen im Golf der Küste entlang nach Tampiko, wo es im breiten und schilfreichen Fluß vor Tampiko liegen blieb.

Es war immer noch zu keinem Gespräch zwischen mir und der blonden Dame gekommen. Sie war während der Seereise in ihrem Bett geblieben und hatte die Kabine nicht verlassen wollen.

Sie sei nicht in der Stimmung, Menschengesichter zu sehen, die sie nicht kenne, sie fühle sich zu traurig, hatte sie zum Steward gesagt. Sie wollte nicht aufstehen.

Aber an dem Abend, als das Boot bei dem Landstädtchen Tampiko vor Anker lag und man nur Waldufer und flaches grünes Land und keine Stadt voll Menschen sah und der Mond aufging über dem Unterholz auf der anderen Flußseite, da sah ich sie auf Deck kommen. Sie trug nicht mehr ihr schwarzes Kleid, das wahrscheinlich zu warm war. Sie hatte ein hellgraues Tafftkleid an und kam unter dem Mondschein geradeaus von der Treppe auf mich zugeschritten. Ihr Gang war erregt und eilig, sie hatte wohl eben erst vom Steward erfahren, daß ein Bekannter von ihr an Bord sei.

„Oh — Sie sind es!" Mehr sagte sie nicht. Ich war aufgestanden und ließ sie sich in meinen Stuhl niedersetzen. Sie weinte plötzlich in ihr Taschentuch und konnte nicht weitersprechen.

Der Mond glänzte auf ihrem Haar, das sah im Mondschein bleigrau aus und hatte in der Nacht jeden gelben Schein verloren.

Dann sprachen wir stundenlang, bis der Mond über den hohen Bäumen der fernen Stadt Tampiko unterging, und bis Nebel dem Fluß entstiegen. Es war mir aber während der ganzen Zeit, als wir auf dem halbhellen mondgrauen Verdeck miteinander sprachen,

als schaue ich in einen Spiegel und antworte mir selbst, wenn ich zu ihren Berichten nickte und „ja" und „jawohl" sagte. Ich hörte ihr zu, wie sie die ganze Krankheit ihres Mannes schilderte, als ob ich mich selbst in dem Spiegel krank liegen sähe, und als ob alles, was sie und ihr Mann gelitten hatten, auch mir geschehen wäre. Ich verstand alles so deutlich, daß sie mir endlich sagte: „Wir sind wie zwei auf Moll gestimmte Instrumente. Sie kommen mir verändert vor, als hätten Sie auch ein Leid in Mexiko erlitten. So schweigsam und trauervoll waren Sie früher nicht."

Aber ich konnte nicht anders: ich mußte schweigen, ich konnte nicht sofort mit meinen Erlebnissen antworten.

Ich nickte nur und sagte: „Ich freue mich unendlich auf Europa!" Und dann erzählte ich ihr nur ganz unvermittelt, daß ich Nachricht aus Europa erhalten hätte: eine mir in Pouldu sehr liebgewordene junge Dame habe sich erschossen. Kaum hatte ich das ausgesprochen, so fühlte ich, wie konfus das war.

„Ach," sagte die junge Frau, und ihre Stimme kam staunend zu mir, — und sie machte eine Pause, als erwarte sie eine Fortsetzung des Berichtes.

Aber ich sah ein, wie ungeschickt es war, von meiner Freude für Europa zu sprechen und den Bericht von einem Todesfall damit zu verbinden, vom Tode dieser fernen Bekannten, die mir nicht mehr als nur eine Begegnung am Atlant gewesen, und die von Orla längst verdrängt und aus meiner Erinnerung schon halb ausgelöscht war. Ich fühlte: nun war ein Mißverständnis da. Die trauernde Frau glaubte, ich traure um eine gestorbene Geliebte in Europa, und ich sehnte mich, an das Grab dieser Toten nach Europa zu kommen; und sie glaubte sicher auch, daß ich nur deshalb, weil mir jemand in Europa gestorben war, zurück in die Heimat wollte, und daß ich mich seit jenem Trauerfall in Mexiko verlassen fühlte.

Mit einem einzigen Wort — ich hätte nur Orla zu nennen brauchen und meine Liebe zu der Ermordeten erwähnen müssen — wäre eine Kette von Mißverständnissen vermieden worden.

Aber es war teils eine zu große Lust am geheimen Besitz meiner Abenteuer, die mich schweigen ließ, teils fand ich aus allen Schrecken auch nicht mal mehr den Anfang jener Verwicklungen, die so wild und plötzlich mich in Leidenschaften und Unglück verstrickt hatten. Ich hätte nicht gewußt, wie sollte ich mein Herz schildern, wie sollte ich eindringlich einer Frau meine Blutwallungen und meine Inbrunst für Orla beschreiben. Lust am süßen persönlichen Geheimnis, Scham vor der Darstellung meiner Herzenserlebnisse und Angst, meine eben heilenden Schreckensnarben wieder aufreißen zu müssen, zwangen mich zu fortgesetztem Schweigen. Und ich ließ die junge Frau in dem Glauben, daß ich drüben in Europa und nicht hier in Mexiko eine Geliebte verloren hätte.

Am nächsten Morgen gingen wir beide an Land und wanderten durch die weiten ländlichen Straßen der kleinen mexikanischen Flußstadt, die einstöckige Häuser mit so niederen Erdgeschoßfenstern hatte, daß man durch die Fenster in die Zimmer sehen konnte.

Seit wir uns beide in der Nacht beim Mondschein auf dem Deck wiedergefunden hatten, war eine übertriebene Lebhaftigkeit in mir und auch in der blonden Frau, die ich früher nicht an ihr und nicht an mir gekannt hatte.

Wir redeten fortwährend wie rasselnde Uhrwerke, doch schien es mir, als vermiede sie es, von ihrem Mann zu sprechen; sie hatte nur kurz den Krankheitsverlauf berichtet. Der junge Astronom hatte vom Sonnenstich eine Gehirnentzündung bekommen und war am dritten Tag an Gehirnlähmung gestorben. Sie erzählte viel von dem Garten von Cuautla und von den Pyramiden von San Juan, wo sie sich sehr gefürchtet hatten; aber sie sprach beinahe mehr mit der Stimme einer befreiten und aufatmenden Frau als mit der Stimme einer leidenden Witwe.

Jetzt in den Straßen von Tampiko kaufte sie am Marktplatz einige indianische Stickereien und eine große Ananas, die sie mir zu tragen gab, und die sie nachher auf dem Schiff essen wollte. Sie lachte ein wenig, und ihr Haar glänzte jetzt am Tag wieder

grell messinggelb. Sie fuhr fort zu lachen, so daß ich, der ihr nichts von meinen Abenteuern mit Orla und nichts von den Erlebnissen des Unabhängigkeitstages erzählt hatte, es schon beinah zu lustig und zu vergnügt fand, wie wir beide hier scheinbar so sorglos gingen und zu schnell unsere Gräber vergaßen.

Da kamen wir beim Rückweg zum Schiff in Tampiko in einer engen Straße an einem offenen Fenster vorbei, und wie wir beide unwillkürlich mit einem Blick das Zimmer im Erdgeschoß streiften, sahen wir uns beide blaß an.

Drinnen stand ein Sarg. Links und rechts brennende hohe Kerzen um den geschlossenen schwarzlackierten Sarg.

Die junge Frau schwieg mitten im Lachen, das sie ab und zu übertrieben lebhaft hervorstieß wie eine, die nicht hört, daß sie lacht. Und nun geschah das Schreckliche, daß sie wieder lachte und immer wieder lachte und dann um meinen Arm bat, weil sie vor Lachen stolperte, und weil sie nicht lachen wollte, doch immer wieder lachen mußte. Dann, auf Deck angekommen, suchte ich ihre Aufmerksamkeit von dem furchtbaren Lachen abzubringen. Ich zeigte auf eine Schar grüner kleiner Papageien, die vom Ufer in die Schiffsrahen geflogen waren und dort eifrig schwätzten und von einem Schwarm weißer Schmetterlinge umflattert wurden.

„Ich weiß, Sie wollen mich vom Lachen abbringen," sagte sie, „ich danke Ihnen; aber versuchen Sie es nicht! Lassen Sie mich in meine Kabine gehen: dieses Lachen verwandelt sich, sobald ich allein bin, in Weinen." Und das Taschentuch vor den Mund haltend, ging sie von mir, immer noch stoßweise ein Lachen lachend, von dem man hörte, daß es sich in einen Schauer von Tränen und Schluchzen verwandeln wollte.

Es war, als ob zwei Welten in dieser Frau um die Oberhand kämpften: die Gegenwartswelt, die lachen wollte, und die Schmerzen des Vergangenen, die nicht weichen wollten und ihr Recht und ihren Platz, den sie im Herzen einnahmen, nicht freigeben wollten.

Am Nachmittag gingen wir wieder an Land. Sie sprach noch lebhafter und hatte entzündete Augenlider und gerötete Nasenflügel, als ob sie viel in die Kissen ihres Bettes geweint und geschluchzt hätte. Wir kamen beim Uferspaziergang in ein buschiges Unterholz, wo sie stehen blieb und einen kleinen Kolibri bemerkte, der wie ein vibrierender kleiner Rubin in den wilden Zitronenbüschen schwirrte.

„Glauben Sie, daß die Tiere auch Seelenleiden kennen?" fragte sie mich plötzlich. „Dieses kleine, göttlich schöne Geschöpf sieht aus wie ein Funken wirbelnder Seligkeit. Dies Tier kennt keine Qualen."

Ich fühlte, wie sie der Gedanke erlöste, daß es Dinge geben sollte, Wesen, die nur selig sein sollten, und daß sie bei ihrem Anblick wieder zurück zum glücklichen Leben finden wollte. Ich konnte ihr den Gedanken nicht zerstören, wollte nicht einwenden, daß Menschen und Tiere, daß alles Fleisch und Blut, daß überhaupt alles Dasein zeitweilig von der Möglichkeit des Nichtseins gequält werden mußte. Ich lächelte nur und sagte: „Der Farbe nach sollte man es nicht für möglich halten, daß der kleine schwirrende Rubin dort irgendein Leid kennt oder fühlt. Er sieht wirklich sehr selig aus, wie er jetzt da zwischen den Blättern um die Zitronenblüten schwirrt und Honig nascht."

„Aber er ist doch nicht immer selig! Nein, Sie sollten mich nicht für so kindisch halten; ich fühlte alles, was Sie mir verschweigen, Sie verschweigen mir unendlich viel, weil Sie mich schonen wollen."

Ich sah sie erstaunt an und glaubte einen Augenblick, sie wisse alles, was mir in Mexiko mit Orla begegnet war.

Sie aber sagte rasch: „Ich weiß es, daß die Tiere ein Herz haben so gut wie die Menschen. Es gibt überhaupt nichts, das aus dem großen Weltall, aus dem fühlenden Weltallkörper und aus der fühlenden Weltallseele geboren ist, das nicht fühlen und empfinden kann."

Ich war wieder erstaunt.

„Woher wissen Sie das alles? Sie sprechen Ge-

danken aus, die ich heimlich für mich denke, aber nicht sage, weil die Menschen nicht reif sind, sie nachzufühlen."

„Ich bin es nicht, die jetzt zu Ihnen geredet hat," sagte sie dann schlicht, „das hat mein toter Mann abends, wenn er von den Sternen und den Fernrohren zu mir kam, immer wieder gesagt: die ganze Materie fühlt sich untereinander, und jedes Ding, das lebt und das wir sehen und benennen, sieht auch und nennt sich auch. Im Leben, meinte er, fühle jedes Ding, daß es lebt, und fühlt alle andern Dinge leben. Und leben ist lieben und leiden."

„Ja, Leben ist entweder Freude oder Schmerz, es wechselt in allen Dingen immer Freude und Schmerz ab. Eine einheitliche Seligkeit gibt es nicht, und das wäre auch kein Leben für Fleisch und Blut," erwiderte ich ihr.

„Also jetzt erst sagen Sie mir die Wahrheit, wo ich Sie anklagte, daß Sie mich schonen wollten, — bitte —," sie blieb stehen, sah mich leicht von der Seite an und sagte leiser: „Bitte, sagen Sie mir in allem immer die Wahrheit. Sie sollen mich nicht zu viel schonen. Wir reisen eine lange Reise über den Atlant miteinander; und um alle Mißverständnisse zu vermeiden, sollten wir uns in allem immer die Wahrheit gerade heraussagen."

„Oh," rief sie plötzlich und blieb stehen.

In einem Acker neben uns, der morastig vom Flußwasser durchsetzt war und schwarz glänzte, lag ein braunes Pferd und schien verendet zu sein. Ein Haufe Raben hatten dem Kadaver bereits den Bauch aufgerissen und zerrten die Gedärme aus der Bauchhöhle.

Wir standen beide einen Augenblick vor dem schauerlichen Bilde still. Plötzlich warf das Pferd den Kopf empor und schlug zuckend mit einem Huf in die Luft. Dann streckte es sich wieder und versank halb in den schwarzen Morast. Die Raben blieben ruhig und ungestört auf seinem Bauch hocken.

„Oh," rief die junge Frau entsetzt. Und nun begann sie wieder dieses entsetzliche Lachen zu lachen.

Sie lachte aber nicht lange, sie nahm ihre Hände vor das Gesicht und weinte; und ich konnte nicht anders: ich mußte mein Taschentuch herausnehmen und mich schneuzen, um meine eigenen Tränen zu verscheuchen.

„O nein," rief plötzlich die junge Frau verzweifelt, „wir können nicht mehr zusammen spazieren gehen; ich bin zu erregt, zu erschüttert. Es bedarf nur eines kleinen Schreckens, — gleich stürzt mein ganzes Herz, das sich zum Leben aufrafft, wieder zusammen. Ich darf Sie nicht wieder belästigen. Ich werde mich von jetzt an in meiner Kabine einschließen. Es ist besser so: ich bin noch nicht fähig, mich zu fassen. Verzeihen Sie mir, das war so dumm und so unnötig vorhin von mir, Sie zu bitten, mir immer die Wahrheit zu sagen. Es kann mir ja ganz gleich sein, ob Sie mich belügen, oder ob Sie mir die Wahrheit verschweigen; das geht mich ja im Grunde nichts an. Wir kennen uns ja kaum. Ich bin durch die Trauer um meinen Mann ganz und gar aus jeder Gesellschaftsfassung gebracht. Ich bin es noch gar nicht wieder gewohnt, so ganz allein mit mir zu sein; und rede ich dann mit einem Menschen, so mache ich, um mich für die Einsamkeit zu entschädigen, doppelt so viel Ansprüche, — Ansprüche, auf die ich gar kein Recht habe."

Nach diesem Gespräch schloß sich die junge Frau trotz meiner Gegenrede in ihrer Kabine ein und kam am nächsten Tage nicht wieder zum Vorschein.

Am nächsten Tag ging ich allein an Land und schnitt im Buschwald einen Lianenzweig ab, den ich ihr durch den Steward ins Zimmer bringen ließ. Es wuchsen ein paar Orchideen mit Luftwurzeln an diesem Zweig, und ich freute mich, daß die Blumen der einsamen Eingeschlossenen Unterhaltung bringen würden.

Am Abend kam die junge Frau im Mondschein auf das Deck und setzte sich neben mich. „Sie haben mich mit Skorpionen aus meinem Zimmer und aus der Einsamkeit gejagt."

Ich verstand sie nicht gleich.

Da kam auch schon der Steward und zeigte uns einen Wassereimer, in den er die Orchideenbündel eingetaucht hatte. Das Wasser wimmelte von kleinen Skorpionen. „Auch in meinem Zimmer liefen schon einige herum und trachteten mir nach dem Leben," sagte die junge Frau lebensvoll erregt und lächelte mich dankbar an, weil ich sie indirekt von ihrer selbstgewählten Einsamkeit befreit hatte. —

Am gleichen Abend saßen wir auf den Deckstühlen schweigend nebeneinander, als hätten wir uns nichts Wichtiges mehr zu erzählen, und als könnten wir es uns wie zwei gute Freunde leisten, zu schweigen, ohne daß dieses Schweigen auf die Dauer beleidigend gewesen wäre.

Sie schien es sich aber vorgenommen zu haben, sich von jetzt ab möglichst wenig für mich zu interessieren; denn als das Schiff am nächsten Tag nach dem Mississippi, nach New Orleans, quer über den Golf von Mexiko weiterfuhr, blieb sie meistens mit einem Buch beschäftigt oder schlafend hinter dem Hauptmast des Verdeckes auf dem Schiffsstuhl liegen; und wie mir schien, sollte dies sagen, daß sie allein bleiben wollte, denn sie sah kaum von ihrem Buch auf; oder wenn sie aufsah, zog sie sich gleich in ihre Kabine zurück und nickte mir nur leicht zu, sobald ich an ihrem Platz vorüberkam.

Ich hielt mich deshalb meistens auf der Kommandobrücke oben in der Steuerkabine des Kapitäns auf. Der Kapitän plauderte gern, und auch der wachthabende Offizier erzählte gern von seinen Schiffbrüchen auf früheren Reisen.

Als wir in den breiten lehmgelben Mississippi einfuhren, hatten die junge Frau und ich in den drei ganzen Reisetagen kaum ein paar höfliche Worte gewechselt und waren einander seit der Abfahrt von Tampiko fremder geworden.

Mir war, als müsse diese Entfremdung durch das kleinliche idyllische Landstädtchen Tampiko bewirkt worden sein, das einen kleinstädtischen Zug von Beschränktheit, Engherzigkeit und Peinlichkeit auf uns ausgeströmt hatte. Denn kaum näherten wir uns auf

dem Riesenstrom Mississippi der großen Stadt New Orleans, so bemächtigte sich aller Menschen an Bord ein großzügiges Erwachen aus der idyllischen Stumpfheit, die von Tampiko her noch dem Schiff und allen an Bord anhaftete.

Die Schiffsleute hatten behaglich breite Erinnerungen an die großstädtischen Eindrücke von New Orleans auf ihren Lippen und priesen das herrliche Leben, das sie jetzt in der großen Mississippistadt mit Theatern, Frauen und Restaurationen erwartete.

Außerdem sollte auch endlich die gräßliche Ladung Kreosot, die das Schiff mit sich führte, ausgeladen werden, und vom Kapitän bis zum Steward freute sich jeder, diese chemisch stinkende Ladung loszuwerden, deren Ausdünstung sich in weißen Kristallen an allen Ventilatoren des Schiffes wie ein Reif niedergeschlagen hatte. „Der Geruch ist gesund," hatte zwar immer der Kapitän behauptet, wenn man sich über diese Ausdünstung aus dem Laderaum beklagte, aber nun schmunzelte selbst er bei dem Gedanken, den „gesunden Geruch" bald auszuladen.

Bei der Landung an dem langen öden Uferkai des Mississipi, wo man nur Holzbarken, Kohlenhäuser und die Hütten der Negerarbeiter am Kai neben dem Schienenweg langer Güterzüge, die da am Ufer standen, sah, fragte ich die junge Frau, ob sie Lust habe, mit mir die Stadt zu besichtigen, die noch durch ein Arbeiterstadtviertel aus kleinen Holzhäusern vom Mississippi getrennt wurde.

Sie dankte und sagte, sie würde in ihrer Kabine bleiben. Ich dachte bei mir: Das wird eine recht trostlose und langweilige Heimreise werden, wenn sie immer darauf beharrt, allein zu bleiben. Ich ging mit dem Kapitän und den Offizieren zur Stadt, wo ich aber bald des Herumschlenderns zwischen den riesigen Großstadthäusern und Warenhäusern müde wurde, so daß ich mich gleich nach dem Abendessen um halb neun Uhr zurück aufs Schiff begab.

Am Ufer des Mississippi angekommen, setzte mich plötzlich der Mond in Erstaunen, aus dem ein großes Stück am Rand der Scheibe weggebrochen zu sein

schien. „Mondfinsternis," sagte ich zu mir, „eine beginnende Mondfinsternis." Als ich vor dem finstern Schiffskörper am Ufer angekommen war und auf dem schmalen Brückenbrett von der Ufermauer auf das Deck ging, rief die junge Frau oben am Geländer meinen Namen.

Wie wohl mir das tat, daß eine bekannte Stimme mich rief, hier am leeren Mississippi. „Haben Sie schon die Mondfinsternis gesehen?" fragte die Stimme oben vom Schiff herunter. „Kommen Sie schnell, ich habe Sie die ganze Zeit hergewünscht, um Ihnen die Mondfinsternis zu zeigen."

Sie kam mir frisch und verwandelt entgegen und deutete mit dem Zeigefinger nach dem Mond, ihre andere Hand schob sie zutraulich unter meinen Arm und zog mich an das Schiffsgeländer nach der Flußseite, wo oben in der Nacht, von vorbeifliegenden Wolken hell und dunkel umdampft und umraucht, der Mond ab und zu erschien und immer noch von einem Schatten angebrochen war, wie ein weißer Teller, von dem ein Stück abgeschlagen ist.

Die junge Frau schien sehr beglückt, daß ich ohne den Kapitän und ohne die Offiziere zu ihr zurückkam; und als ich sie fragte, wie sie sich die Zeit vertrieben habe, klagte sie sehr.

Zuerst seien die Wäscherinnen aufs Schiff gekommen, Mulattinnen, Bekannte von ein paar Steuermännern, die hätten gleich das Klavier im Salon geöffnet und heftige Negertänze gespielt. Dann hätte der Hund des Kapitäns oben an Backbord gestanden und bis zum Abend sein eigenes Echo angebellt, das von einer Wand eines Kohlenlagerhauses zurückbellte, bis er heiser wurde. Der Hund hätte immer das letzte Wort haben wollen, aber das hätte die Wand nicht erlaubt, sie habe immer noch ein Schlußwort auf das letzte Geknurre des Hundes gehabt, bis der Hund nach Stunden ganz tiefsinnig und gekränkt fortgeschlichen sei.

Die junge Frau war dann, ermüdet vom Klaviergeklimper und Hundegebell, an Land gegangen und an den kleinen Vorgärten der Holzbaracken entlang promeniert. Aber der Weg sei dort mit alten Austern-

schalen gepflastert, die einen Pestilenzgeruch verbreiteten, und auch der Anblick von alten Negerweibern, die neugierig aus den Hütten gekommen wären, mit einem schwarzen Kind auf dem Arm und einer kurzen Tabakspfeife zwischen den dicken Lippen, hätte die blonde Frau wieder auf das Schiff zurückgetrieben. Und nun habe sie eben angefangen, sich zu fürchten. Darum sei sie auf dem Verdeck auf und ab gegangen und hätte gewünscht, daß ich doch zurückkommen möchte.

Die Erzählende verbesserte sich aber schnell und sagte noch: „Und natürlich vor allem wegen der Mondfinsternis wünschte ich, daß Sie aus der Stadt an den Fluß kommen sollten, um diese zu sehen."

Ich mußte aber im geheimen lächeln, weil zuerst doch nicht die Mondfinsternis, sondern die Einsamkeit die junge Frau mich auf das Schiff hatte zurückwünschen lassen.

Wir gingen auf und ab, und ich bat, daß sie ihre Hand auf meinem Arm lassen solle, damit sie nicht im Halbdunkel auf dem Verdeck über die unebenen Dielen stolpere und stürze.

So ging sie denn an meinem Arm bis zum Backbord, wo wir immer umschwenkten und bis zum Hauptmast marschierten. Wir gingen schnell, weil es hier am Mississippi in der Novembernacht nicht so warm war wie im Golf von Mexiko.

Und bei diesem Auf- und Abwandern begann sie, ohne daß ich sie befragt hätte, mir offen die ganze Leidensgeschichte ihrer Reise nach Mexiko zu erzählen.

Sie war mit ihrem Manne nicht etwa bloß, um für ein paar Monate einen Ausflug nach Mexiko zu machen, von Europa gekommen, sie hatten beide alle Brücken hinter sich abgebrochen und waren auf gut Glück und europamüde über den Atlant gezogen. Nicht nur hatte der Astronom, der ein großer Schwärmer vor dem Herrn war, in Mexiko seiner Sternwarte leben wollen, von der er träumte, — er hatte außerdem die seltsamsten Einfälle, er wollte das Beste, was Europa und Asien an Büchern, an Götzen, an Kunst und Musik hervorgebracht hatten, wenigstens in Erinne-

rungen mit hinüber in das Land der Sonne mitnehmen, um dort nicht ohne Tradition zu sein.

Das alles in Reproduktionen oder in Büchern mitzubringen und mitzuschleppen, war natürlich unmöglich gewesen. Darum hatte er sich so eine Art Kulturextrakt zusammengestellt und nahm das mit, was von der alten Kultur ihn persönlich am stärksten angeregt hatte.

Er hatte sich einen großen Gipsabguß von der Venus von Milo aus dem Louvremuseum verschafft, ebenso eine Statue des ägyptischen Sonnengottes Osiris, die Statue eines indischen Buddha, auf einer Riesenlotosblume sitzend. Dieses waren die Bildwerke. Dann füllte er Kisten und Mappen mit Kunstblättern von Dürer, Rembrandt, Leonado da Vinci und Michelangelo, Mappen mit Stößen von Meisterreproduktionen aus allen Museen Europas, und Kisten mit Abgüssen von den Friesen des Parthenons in Athen. An Büchern packte er die Edda und das Nibelungenlied ein, die Bibel, den Homer, den Koran und die indischen Veden. Er hatte seiner Frau eine große Harfe in Paris gekauft und eine ausgezeichnete Violine; aber sie wollte nur Volksmelodien und Zigeunerweisen spielen und sonst nur jene Apollohymne, die man eben erst ausgegraben hatte; außerdem hatte er Musikstücke von den Javanern und aus China und Japan und von den Arabern und von den Südseeinseln aus den Reisewerken berühmter Forschungsreisenden gesammelt.

Mit dieser Fracht an Weltkulturextrakt, versehen außerdem mit Angeln, Jagdgewehren, Fischnetzen und Fernrohren, waren die beiden jungen Eheleute nach Mexiko abgereist.

„Das war ja, als ob Sie in Europa die Sintflut erwartet hätten und den ganzen Bedarf an himmlischen Gütern, wie weiland Noah die Tiere in einer Arche, vor dem Untergang hätten erretten wollen,“ konnte ich mich nicht enthalten, scherzend und staunend zu bemerken.

„Oh, spotten Sie nicht,“ seufzte die junge Frau, „Sie wissen nicht, wie ernst diese Auswanderung meinem armen Manne war, und — er hat ja nun auch seine

unerreichbaren Träume mit seinem Leben bezahlen müssen. Er war so überzeugt, daß er für mich und sich das Beste wollte, als er, gleich nach der Hochzeit in England, die Auswanderung in das Sonnenland Mexiko, wie er sagte, vorschlug und ausführte; er war europamüde."

„Und warum haben Sie sich nicht dagegen aufgelehnt, warum haben Sie ihn nicht einfach verlacht und darauf bestanden, in Europa zu bleiben?" fragte ich eifrig und mich ereifernd.

„Haben Sie nie geliebt?" fragte sie mich vorwurfsvoll.

Ich schwieg und fühlte: ich wurde blaß vor Trauer, wenn ich an Orla erinnert wurde.

„Gut," fuhr sie fort und sah mein Schweigen als eine Bejahung auf ihre Frage an. „Wenn man liebt und geliebt wird, sieht man die Welt nie mehr so nüchtern, wie man sie in einsamen ungeliebten Zeiten betrachtet.

Das wissen alle, die die Liebe erlebt haben. — Nie mehr hätte ich nach meiner Hochzeit bezweifeln können, daß sich schöne Träume ebensogut verwirklichen lassen könnten, wie die Hochzeit selbst. Denn die wirkliche Liebe erleben, und nicht bloß von Liebe träumen, das übertrifft doch bei weitem alles Geträumte, alle Erwartungen, alle Vorstellungen unendlich! — Warum sollte ein Leben in Mexiko nicht ebensogut möglich, ebenso schön und herrlich sein, da doch die Liebe täglich alles zwischen meinem Mann und mir möglich und herrlich machte. Daß es auch für die Liebe Unmöglichkeiten gibt, — um das zu wissen, waren wir zu glücklich miteinander, und alles war uns bis vor der Reise über den Atlant herrlich und nach Wunsch geglückt.

Wir sahen Mexiko nicht einmal für so sehr wichtig für unser Glück an. Es sollte nur eine Steigerung unserer verliebten Einsamkeit bedeuten; wir wollten egoistisch ungestört, weltfern, ohne Zeugen unendlich glücklich sein, — umgeben von allem, was die Welt Großes, Harmonisches und großes Unsterbliches geschaffen hat. Darum nahmen wir alle die Kunst-

werke, Bücher und Noten mit uns, um, getragen vom Höchsten, nicht aus der Höhe der Liebe ins banale Leben zu fallen."

„Ja, das banale Leben," sagte ich traurig, „es ist der einzige Rahmen, in dem das Fleisch und das Blut leben und gedeihen und sich glücklich zu fühlen vermögen. Wir sind keine Astralkörper, die aus Licht im Licht leben können. Wir genießen mit dem banalen Leib und seinen banalen Bedürfnissen das höchste Glück, wenn wir das banale Leben nehmen, wie es ist, und es höchstens ein ganz klein wenig und von Generation zu Generation nur ganz sanft, ganz langsam zum Höheren hinlenken. Alle gewalttätige Vergeistigung des banalen Lebens bekommt uns nicht. Wir sind aus dem banalen Leben banal geboren und müssen dieses banale Leben als unser starkes Fundament zu schätzen und zu respektieren verstehen. Alle heftigen Stürmer gegen die Banalität haben sich die Köpfe zerbrochen, und das banale Leben blieb und behielt ewig recht. Das banale Leben lebte schon zur Zeit des Gottes Osiris, zur Zeit des Buddha und zur Zeit der Venus von Milo auch. Umgeben vom Banalen, entsteht und lebt sich das Höchste natürlich."

So dozierte ich und ereiferte mich und schämte mich zugleich, daß ich mich hatte fortreißen lassen, zu einer Frau so ausgiebig über das banale Leben in Beziehung zum Höchsten zu sprechen, zu ihr, die gerade um den Preis, nicht banal zu leben, ihr Leben und das Leben ihres Mannes eingesetzt hatte.

Ich schwieg und sah zum Mond auf, der jetzt wieder als vollkommen runde Tellerscheibe oben am Himmel hing und breit auf den uferlosen gelben nächtlichen Mississippistrom herabglänzte.

Die junge Frau stand neben mir und hatte meinen Arm losgelassen. Sie zog den weißen Seidenschal fröstelnd enger um ihre Schultern. Es schien, als fröre sie nicht so sehr von der Kühle der Mondnacht als von dem Alleinsein, an das sie noch nicht wieder gewöhnt war.

„Haben Sie nicht gefunden," sagte sie sehr ernst, „daß im fernen Land einen die Elemente am besten

trösten können, die Urelemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde?“

Ich verstand sie nicht gleich.

„Sehen Sie das Wasser da unten: es glänzt im Mond so selbstverständlich wie das Wasser des Flusses glänzt in meiner Heimat in Europa. Sehen Sie dann das Licht, die kleine Flamme aus der Negerbaracke da drüben, neben dem Kohlenlagerhaus, — das helle Fenster in der Nacht sieht auch hier am Mississippi vertraut aus, wie das Fenster in einem Haus, dahinter jemand krank liegt oder im Bett liest oder Briefe schreibt, ganz so wie zu Hause bei Nacht ein Fenster in meiner Heimatstadt; und die Nachtluft, die jetzt von den Prärien drüben jenseits des Mississippi herüberweht, — sie weht nicht anders als die Luft zu Hause ins offene Fenster meines Mädchenzimmers; und — neulich, als ich meinen Mann auf dem Friedhof von Mexiko in die Erde versenkte und ihm eine Schaufel Erde auf den Sarg warf und die Erdbrocken poltern und aufschlagen hörte und der Erdgeruch aus dem Grab strömte, da tröstete mich nichts als der Erdgeruch allein, — der roch wie unser Garten zu Hause, wenn im Frühling der Gärtner unterm Fenster schaufelte und wir Mädchen es nicht erwarten konnten, bis wir Sommerkleider und weiße Pfingsthüte bekämen und uns damit in alle Hoffnungen des Sommers einkleiden durften, — sehen Sie, so kindisch sind Frauen, daß sie sich am Primitiven trösten müssen.“

„Gute Nacht.“ Sie verließ mich und brach so schnell ab, daß ich fast erschrak und glaubte, es habe sie ein Unwohlsein befallen. Aber ich fühlte an dem Ton, mit dem sie „Gute Nacht“ gesagt hatte, daß sie doch nicht von den vier Urelementen getröstet war, daß ihr das größte Element, die L i e b e, fehlte; daß sie floh, weil sie nicht in Tränen ausbrechen und nicht zeigen wollte, wie hart sie die Trauer und die Einsamkeit ankamen, — und wie wenig „Luft und Erde, Feuer und Wasser“ einen Menschen trösten können, der das Liebste verloren hat.

Seltsam sanft und anheimelnd waren diese letzten Worte von ihr gewesen: „Die Urelemente können uns

in dem fremden Land nach der Heimat versetzen und uns trösten.“ Oft schien es mir, daß der, welcher reist, bei allem unterwegs nach der Heimat fragt und fragen muß, und im Grunde immer zu Hause ist. Erst zu Hause angekommen, erkennt man die Reise und die Fremde. Wie werde ich wohl von Europa aus meine mexikanischen Erinnerungen anschauen? Werden sie mir noch krasser, noch dämonischer erscheinen?

Das Schiff war zwei Tage später schon bei Florida am Ausgang des Golfes von Mexiko und sollte jetzt an der Westküste von Nordamerika entlang und dann in der Höhe von Philadelphia auf der großen atlantischen Weltverkehrsstraße den Atlant gen Osten kreuzen, — auf einer Fahrlinie, wo man täglich am Horizont Dampfer und Segelschiffe auftauchen und bei Tag und Nacht vorüberziehen sieht, so daß man sich wie auf einer großen Heerstraße fühlt, wie mitten im Weltverkehr zweier großer Kontinente.

Aber noch eine Woche würde es dauern, bis wir in diese Weltverkehrsstraße einbögen; bis dahin waren wir täglich allein auf dem Meer und begegneten nur äußerst selten einem Schiff.

Bisher war das Wetter schön gewesen; und am Abend, als wir um das Kap von Florida fuhren, strahlte der Himmel wie ein Riesenprisma, das man siebenfach geschliffen am westlichen Horizont ins Meer tauchte, und das siebenfarbig leuchtete.

Aber der Kapitän runzelte die Stirn. „Weniger Farben am Himmel würden weniger Stürme bedeuten,“ sagte er.

„Also erwarten wir sieben Stürme?“ fragte ich.

„Vielleicht sieben mal sieben!“ lachte der Schiffsingenieur, der neben mir stand. Der Kapitän sagte nichts.

Am Abend, als die junge Frau und ich allein im Speisesaal bei der Hängelampe saßen und einen kleinen handgroßen Alligator, den ich in New Orleans gekauft hatte, auf dem langen Tisch spazierenlaufen ließen und uns amüsierten, das junge Tier im Nacken zu kitzeln, bis es behaglich grunzte, da sah der Steward herein und sagte, der Kapitän ließe uns mit-

teilen: wenn wir ein Feuerwerk sehen wollten, sollten wir auf Deck kommen.

Wir gingen hinauf und sahen oben um die Mastspitze eine weiße elektrische Feuerkugel schweben, wie eine weiße Feuerblase. „Elmsfeuer!" rief der Kapitän von der Kommandobrücke. Wir passierten die Grenze der Tropenzone, und durch den Temperaturaustausch entstand das Naturphänomen. Mir aber erschien das weiße Licht so, als habe sich der weiße, leuchtende Astralleib eines gestorbenen Menschen dort um den Mast verdichtet, als nehme jetzt die Tote Abschied, von der ich so lange nicht mehr gesprochen hatte, als wollte Orla sich mir noch einmal zeigen und mich an sich erinnern. Das Licht wehte wie ein weißer Schleier aus der Mastspitze und sprühte.

Aber ich sprach auch jetzt noch nicht von Orla zu der jungen Frau, trotzdem mich das geisterhafte blauweiße Licht dazu aufforderte.

Sie hielt plötzlich meinen Arm fest:

„Hören Sie?" sagte sie und horchte.

Es donnerte in der Ferne, und der Himmel am Horizont war als eine schwarze Masse mit der schwarzen Meermasse ineinandergesunken.

„Donner auf dem Meer im Winter! Es klingt, als käme Mexiko mit Erdbeben und donnernden Kratern hinter uns hergeschwommen," sagte sie, und bei dem furchtsamen Klang ihrer Stimme mußte ich daran denken, wie sie sich jetzt nachts in der Kabine beim Donner und bei den sieben mal sieben Stürmen, die von den Schiffsleuten erwartet wurden, fürchten würde.

Ich konnte ihr zu all dem bevorstehenden Schrecken nicht auch noch die Trauergeschichte von Orla erzählen; sie würde ganz vom Leben verschüchtert werden, wenn sie hörte, welcher Schändlichkeiten Menschen fähig sein können. Sie würde nicht mehr ruhen und nicht einschlafen und immer an die neunzehn Polizisten und an den schändlichen Polizeipräsidenten denken müssen.

„Sie sind so still," sagte sie plötzlich, „Sie haben mir noch gar nichts von Ihrem Leben in Mexiko erzählt." Sie sah mich fest an.

Da gingen wir in den Speisesal hinunter, und ich erzählte ihr alles, was ich von Orla wußte: von ihrem Tod, von den Drohbriefen, von dem Unabhängigkeitstag. — Nur daß ich sie geliebt hatte, und daß ich nach ihrer Ermordung totkrank gewesen war, — das verschwieg ich.

Als ich zu Ende gesprochen hatte, sagte die junge Frau: „Ich wußte das alles aus den Zeitungen. Ich habe immer in Tampiko erwartet, daß Sie es mir erzählen möchten. Ich erwartete eigentlich, noch mehr von Ihnen darüber zu hören als aus den Zeitungen."

Ich schwieg.

„Oh, Sie sollen nicht sprechen, wenn Sie nicht sprechen wollen," sagte sie und stand auf und gab mir nicht die Hand wie sonst, wenn sie sich abends zurückzog und „Gute Nacht" wünschte. Sie ging. Und draußen grollte der Donner, als hätte sie, wie sie durch den langen weißen Schiffsspeisesaal zwischen den bronzenen Säulen hinausschritt, eine Schleppe von Donner an ihrem Gewand. Wie hinter einem Kometen her ein Feuer durch die Nacht des Weltraumes fegt, so ging sie und hatte den Donner um sich, als grollten ihre Schritte beleidigt, als grollte das ganze Schiff und das Meer bis in die Ferne mit ihr, weil ich meine Geliebte vor ihr verleugnen wollte, — so wie Petrus seinen Herrn nachts am Feuer verleugnet hatte.

Und während dieser ganzen Nacht, immer wenn ich aufwachte, grollte es, und das Schiff begann gegen morgen zu rollen und sich auf die Seite zu legen, und tausend Dinge auf Deck krachten mit einem Male, und die Taue klatschten und pfiffen wie Signalpfeifen, denn es hatte sich der Vorbote der sieben mal sieben Stürme aufgemacht und hatte das Schiff eingeholt und ließ es sich wie ein lebendiges Geschöpf krümmen und dem Wasserfeld zu entfliehen trachten; aber die Wellen stiegen an den Wänden hoch und drückten das Schiff tief in den Wasserleib, so daß sein Holz stöhnte und in allen Fugen und mit allen Planken aufkreischte wie ein ängstliches Tier, das einer erwürgen will.

Und nun begannen die Tage eines wahnwitzigen

neuen Schreckens. Das Meer hatte sich in eine Gebirgswelt aus Wasserbergen und Wasserhöhlen verwandelt. Riesigen Gebirgsketten ähnlich, wälzte sich das Meer und war zu einer mächtigen schiefen Ebene geworden. Die Wellen erstiegen eine die andere, als wollte sich das Meer von der Erde trennen; und es wurde, zur Höhe gerissen, hinauf in den Luftraum gezerrt, als wolle der Sturm die Wellen wie ein Wassergekröse aus den meilentiefen Schlünden herausreißen.

Das Schiff ritt nicht mehr wie sonst auf dem Scheitel des Meeres, es wurde von den Wellen fortgeschleift, es stand plötzlich, gleichsam hoch in der Luft über die Höhle zwischen zwei Meerbergen fliegend, so daß man die Schiffsschraube außerhalb des Wassers für Minuten nicht mehr arbeiten hörte. Oft horchten selbst der Kapitän oder der Ingenieur während der Mahlzeiten auf, wenn das Surren der Schraube verstummte und die Schiffsmaschine todstill zu stehen schien.

Ist die Schraube gebrochen? Sind wir in dem wahnsinnig gewordenen Element ohne Kraft, dem Wahnsinn des tobsüchtig gewordenen Meeres preisgegeben, ohne Widerstand? So las man von allen Gesichtern der Schiffsleute die schweigende Frage, wenn das Schiff, vom Sturm aus dem Wasser gehoben, ohne Schwere durch die Luft flog, wie ein Riesenheupferd, das einen Riesensprung über eine breite Meereshöhlung macht.

Das springende Schiff und die Rotten der Riesenwellen in der endlosen, tage- und wochenweiten atlantischen Einsamkeit wurden ihrer Jagd während sechs Wochen nicht müde. Zwei Dampfkessel waren unserem Schiff leck und unbrauchbar geworden. Die kostbaren Kohlen, die auf dem Meer ihr Gewicht in Gold wert sind, gingen zur Neige. Der Orkan begann jeden Nachmittag um fünf Uhr und tobte bis zum nächsten Morgen um neun Uhr, dann setzte der Sturm aus; aber das Meer kam wie eine weiße Gletscherwelt, eisgrün und weiß beschäumt und granitgrau und marmorschwarz, gleich langen Marmorbrüchen im Mittagnebel gegangen, und der Atlant glich eher den Ge-

birgsketten einer Schweizerlandschaft als einem flachen Wasser.

Es war, als arbeite der dröhnende Sturmhimmel wie eine gewaltige Saugpumpe und die Wolken sögen das Wasser in Pyramiden hinauf in den Himmel; ein betäubender dreifacher Lärm umgab uns stündlich: der Lärm des Wassers, das wie die Kanonade eines Schwergeschützfeuers das Schiff bombardierte; der Lärm des Sturmgeheules: der Sturm, der den Himmel in ein einziges trompetendes riesiges Muschelhorn verwandelt hatte, brüllte und schmetterte Höllenfanfaren, krachende Töne, explodierende Donnergelächter; die Töne des Sturmes gaben dann dem Eisen, dem Holz, dem Glas, den Korridoren, den Kabinen und allen Gegenständen des Schiffes ein Stimmengewirr, das knatterte, kreischte, klatschte, rasselte, johlte, wimmerte, hatte Seufzer und Angstrufe, hatte markerschütternde gellende Rufe, Schüsse und Kampfgeschrei. Es schienen Geisterherden aus allen Winkeln durch das Schiff zu rasen, und sie sprangen hinaus in die Höhlen des Wassers und auf die Wassergebirge und johlten im Hohlraum des Nebelhimmels und kamen aus allen Windrichtungen wieder herunter, um den Atlant von neuem zu überfallen. Da waren Schlachten in der Luft, Triumphzüge, Bacchanale und hunderttausend Mordtaten und das Todesröcheln von Hunderttausenden auf einmal.

Da saßen Geisterhorden auf dem Deck, die den Mast bogen, daß er hin und her schnellte, da waren Horden von Unsichtbaren, die an den Deckbrettern und am Schiffsboden Tag und Nacht sägten; ihre Sägen knirschten auf und ab, bald im Chor, bald vereinzelt quietschend, und man sah im Geist deutlich die Riesensägen, die eisernen Riesenfeilen, und hörte Schlag auf Schlag die Äxte und Hämmer, die den Schiffskasten von allen Seiten in Atome verwandeln wollten.

Über einen Tisch hinüber verstand keiner mehr des anderen Stimme, wenn man sich nicht Mühe gab und mit Anstrengung durch diesen infernalischen Lärm hindurchschrie.

Die junge Frau lag schon eine Woche lang auf

dem Wandsofa, das durch die ganze Länge des marmornen Speisesaales lief. Sie lag in Reisedecken eingewickelt und hatte einen dichten blauen Schleier um ihren Kopf gewickelt. Denn sie hatte ihre Frisur wahrscheinlich seit einer Woche nicht mehr ordnen können. Wenn ich einmal in den Spiegel meiner Kabine schauen wollte, tanzte mein Gesicht drinnen von mir davon. So wurde ich in der Kabine umhergeschleudert, daß kein Spiegel das Gesicht einfangen konnte. Die Kleider an den Kleiderhaken standen immer wagrecht in mein Zimmer herein, und an das Bett mußte ich mich nachts anbinden. Man hatte Beulen am Kopf und an allen Gliedern von den Stößen, die das stolpernde Schiff und die Hammerschläge der Wellen einander gaben.

Die Betten, die Kleider, die Dielen des Speisesaals, die Wände der Korridore und die Schiffstreppen troffen von Salzwassergüssen, die unversehens Türen aufstießen, Oberlichtgläser zerbrachen und ins Schiffsinnere stürzten.

Wir lebten jeden Nachmittag von fünf Uhr an bis zum nächsten Morgen um neun Uhr jede Sekunde in jener Todesgefahr, die einer nur auf dem Schlachtfeld wieder kennen lernt; jede nächste Welle konnte das Schiff zerschellen.

Längst hatte man die roten Teppiche aus dem Saal von den Dielen gerollt, da das Salzwasser sie steif wie Glatteis machte. Denn der mangelnden Kohlen wegen war auch die Dampfheizung abgestellt, und wir saßen tagsüber in dem eiskalten, seewasserdurchtränkten weißen Marmorsaal in nassen eisigen Kleidern.

Nachmittags um fünf Uhr, ehe der Tag in Dämmerung bläulich zu dunkeln begann, sah ich im Osten durch die runden tellergroßen Fenster des Speisesaales am blaugrau vermummten Horizont weiße rollende Lawinen erscheinen. Es war, als stünden dort Festungsgeschütze hinter dem Nebel aufgestellt, die, statt mit Eisen, mit riesigen weißschäumenden Wasserkugeln schössen; diese vergrößerten sich schnell zu turmhohen Lawinen und waren im nächsten Augenblick schon über das Schiff hingerast, wandernde Wassermauern, die

sich auf dem Schiffsdeck überschlugen, und die das Schiff im Einstürzen mit einem Regen von Steinen zu bewerfen schienen. Polternd dröhnte die Decke des Speisesaals nach jeder Meeressalve, als würden Frachten von wandernden, beweglichen Steinmauern ans Schiff geschoben und stürzten mit allen Steinen auf dem Deck zusammen; wir erwarteten in jeder Sekunde den Einsturz der Saaldecke.

Bald kam der Kapitän, der uns zuerst täglich tröstete, nicht mehr zu den Mahlzeiten. Auch die Offiziere und die Ingenieure hatten genug auf der Kommandobrücke und bei den Reparaturen der Dampfkessel zu tun. Wir waren immer allein. Bald gab es auch keine warme Suppe mehr, da sie sofort aus dem Suppentopf oder aus den Tellern in die Luft, an die Decke, an die Wände und Fenster floß, wenn der servierende Steward mit Lebensgefahr den oft von einer Welle senkrecht aufgerichteten Fußboden des Speisesaals erklimmen wollte und fortgeschleudert wurde. Meinen letzten Teller Suppe auf dem Atlant aß ich, indem ich den Teller wie eine Wand vor mein Gesicht hielt und die Suppe senkrecht vor mir stehen sah, denn alle Begriffe von aufrecht, wagrecht, schief verschwanden in dem chaotischen Geschleuder des Schiffes, das bald auf einer Seite lag wie ein Fisch auf einer Platte, bald aufrecht auf dem Kiel rutschte wie eine Ente, die taucht und den Steiß aus dem Wasser streckt; bald wieder stand das Schiff mit dem Backbord im Wasser und den Kiel wie einen Mast in die Luft erhoben, als wolle es sich wie ein gebäumtes Pferd nach rückwärts überschlagen.

Was Stille war, wußte niemand mehr. Die Ohren schmerzten, als wären sie brüllende Trichter von Grammophonen, in denen ein Höllenspektakel tobte.

Mitten in einer Nacht — es war die schlimmste — rief mich der Steward und sagte hastig:

„Stehen Sie, bitte, auf, der jungen Frau nebenan kann jeden Augenblick das Schlimmste zustoßen, sie hat wieder einen Herzkrampf, wie am Tage, da sie in Vera Cruz an Bord kam."

Ich lag wie immer angekleidet auf dem Bett, denn

es war unmöglich, bei diesem Weltuntergangswetter an Auskleiden zu denken. Der Kapitän hatte gestern das bedenklichste Gesicht gemacht. Er sagte, seit er den Atlant befahre, habe noch nie ein derartiger Orkan zwischen Europa und Amerika gerast. Er sagte, wir sollten uns nicht auskleiden, man müsse aufs Schlimmste gefaßt sein. Man hatte die Rettungsboote mit Nahrungsmittel und frischem Wasser versehen, und alles war klar, um das Schiff zu verlassen, sobald es ein Unglück geben sollte.

„Wir sind seit acht Tagen nicht mehr auf der allgemeinen Schiffsroute. Ich habe, um Zeit und Kohlen zu sparen, den Kurs quer direkt über den Atlant eingeschlagen. Wir können hier niemals einem Dampfer begegnen, also auf keine Hilfe oder Rettung hoffen. Wir sind hier in der Zone von vielen alten Wracks, die im Umkreis von einigen Seemeilen seit Jahren herumtreiben. Wenn ein solches Wrack nachts im Sturm von einer Sturzwelle auf unser Schiff geschleudert wird, dann sind wir verloren. Deshalb müssen wir, so lange wir im Bereich dieser Wracks sind, Tag und Nacht angekleidet bleiben, um uns retten zu können.“

Das hatte der Kapitän mir allein oben in seiner Kabine auf der Kommandobrücke anvertraut.

Er zeigte mir die Karte auf dem Tisch, wo mit Nadeln unser täglicher Kurs bis Havre abgesteckt war.

Passierte etwas an der Schraube, oder versagten die letzten beiden Dampfkessel, dann trieben wir in einem wildfremden Gebiet des Atlant umher, — einem Gebiet, so groß wie viele Königreiche, in dem niemals ein Schiff kreuzte.

Dies alles schoß mir durch den Sinn, als der Steward mich jetzt mitten in der Nacht zu der Dame rief.

Ich kam in das kleine Toilettenzimmer, das man zu durchschreiten hatte, um in die Schlafkabine der jungen Frau einzutreten.

Die Kranke lag in einem weißen Schlafmantel auf dem Bett; der Mantel war nach japanischer Art einfach auf der Brust übereinandergeschlagen.

„Ich bin es,“ sagte ich ziemlich laut.

Eine elektrische Lampe am Kopfende des Bettes beschien das Gesicht der Liegenden.

Sie schlug die Augen auf.

Ich blieb am Fußende des Bettes stehen und hielt mich mit beiden Händen an einer der Messingsäulen fest.

Sie nickte mir zu, und ihre Lippen sprachen etwas, was ich bei dem Klirren einer Eisenkette, die über der Kabine draußen auf dem Verdeck straff gespannt hin und her rasselte, nicht verstand.

Ich hatte dem Steward gesagt, er müsse aus dem Schiffskeller Champagner holen, um der Kranken das Herz zu beleben.

Die junge Frau richtete sich auf und deutete lächelnd auf ihr Herz. Ich nickte ihr zu. Aber es war des Lärmes wegen unmöglich, ein vernehmliches Wort zu sprechen. Die Worte wurden vom Lärm in der Luft getötet und kamen nicht weit.

Wie ich noch unschlüssig dastand und nicht wußte, was ich tun sollte, erscholl ein Klirren, als ob eine ganze Küche zerschmissen würde, die Tür sprang von selbst auf, und herein aus dem Korridor rollten: eins, zwei, drei, vier, sechs, zehn weiße Teller, die alle wie rollende Diskusscheiben in die Zimmerecke liefen und sich dort mit gellendem Geklirr in einen rasselnden Scherbenhaufen verwandelten.

Draußen im Korridor und im Speisesaal klirrten gleichfalls Dutzende von Tellern, die waren in Stößen aus einer aufgegangenen Büfettüre herausgesprungen und waren nach allen Richtungen in Reihen durch den Saal, den Korridor und in die Kabine gelaufen, wo sie unter betäubendem Gerassel zerschellten.

Die junge Frau sah mich einen Augenblick an, dann begann sie wieder das entsetzliche Gelächter zu lachen, das ich zum erstenmal in Tampiko von ihr gehört hatte. Ich ging sofort zu ihr. Ich nahm ihre Hände und schrie sie herrisch durch den Lärm an: „Sie dürfen nicht so lachen, hören Sie, gleich hören Sie auf so zu lachen, Sie ruinieren sich mit diesem Nervengelächter, ich befehle Ihnen, hören Sie auf und lachen Sie nicht mehr so!“

Ich schrie ihr dies, mit dem Mund dicht vor ihren Augen, in das Gesicht.

Sie zuckte noch einmal, zweimal; dann hörte sie zu lachen auf und sah mich stumm an, als ob sie sich besinnen müßte, wer es war, der ihr befahl. Darauf legte sie sich ganz still in die Kissen zurück. Dann kam der Steward mit dem Champagner. Ich ließ die Hände der Kranken los, nahm ein Glas, hielt es der Liegenden an den Mund, stützte mit der andern Hand ihren Kopf und winkte dem Steward mit den Augen fortzugehen.

Das Trinken war ihr schwierig bei dem Schleudern des Schiffes, aber es gelang.

Ich hörte, wie der Steward im Eßsaal die Tellerscherben beiseite schob, und bei diesem Geräusch sah mich die schöne Frau an. Nach einer Weile gab ich der Kranken ein zweites und ein drittes Glas Champagner zu trinken.

„Wir werden niemals wieder nach Europa kommen," flüsterte die Liegende; sie hatte mich mit den Händen an den Schultern zu sich herabgezogen und sagte mir das nah ins Ohr, wobei mein Ohr von ihren Lippen berührt wurde.

Die Berührung ging mir seltsam elektrisch durch den ganzen Körper. Diese Lippen erregten in mir ein Gruseln, als berühre mich Orla wieder, als wäre ich wieder in Mexiko in meinem Gartenzimmer an der Glorieta, wo wir uns im Mondschein zum erstenmal küßten.

Orla und ich.

Und nun überfiel mich in dem Höllenlärm eine wollüstige Sehnsucht, mit Orla vereinigt zu sein.

Vor acht Tagen hatte mich der Kapitän vormittags auf Deck gerufen und auf das schäumende Meer gezeigt. In dem weißen Gischt sah ich damals eine Herde kurzer roter Holzbalken schwimmen: das Meer wimmelte, so weit ich sehen konnte, von roten Hölzern.

„Ist ein Schiff untergegangen?" hatte ich da den Kapitän erschrocken gefragt.

„Ja, ein Frachtdampfer heute nacht, er hatte eine ganze Ladung Mahagoniholz; wahrscheinlich war es

58*

ein brasilianischer Dampfer, nach Neuyork bestimmt. Da sehen Sie noch die Mahagonibretter schwimmen. Es ist gut, daß jetzt am Tag kein Sturm ist; wenn wir Sturm hätten, dann könnte es sein, daß mir diese Balken mein ganzes Schiff zerschlügen. Bis es Abend wird und der Sturm wieder losgeht, sind wir hoffentlich aus dem Bereich der herumschwimmenden Hölzer."

Daran dachte ich jetzt, als ich auf dem Bettrand bei der schwachen Kranken saß und sie ganz still und gehorsam weder lachte noch weinte, sondern still lag, wie ich ihr befohlen hatte. Wo nahm ich nur den Mut her, ihr zu befehlen? Was scherte sie mich? Sie konnte mir Orla nicht wiedergeben, — mein mutiges Mädchen, das nie schwach gewesen war, nie und vor nichts gezittert hatte.

War Orla jetzt bei allen den Geistern, die da auf das Schiff stürmten? Wollte sie mich zu einer hitzigen Brautnacht auffordern? Wenn das Schiff jetzt sinken würde, ich würde die Arme ausbreiten und Orla im Meertod erwarten. Ich wollte nicht erschrecken, ich wollte den Tod süß, als ein herrliches Wiedersehen mit Orla, genießen. Das ganze Meer würde wie schäumender Champagner um uns tanzen, das Schiff wäre nur wie ein tanzender Champagnerpfropfen, der auf den Wellen auf und ab flog. Der Sturm knallte Schüsse; das waren Champagnersalven — oh, keinen Augenblick würde ich zögern, in dem Gischt draußen dem Tod sehnsüchtig entgegenzuspringen, wenn jetzt der Kapitän käme und sagte, das Schiff gehe unter.

Und ich stand auf und ließ die Hand der schlafenden schwachen blonden Frau los. Vorsichtig leise brauchte man nicht zu gehen. Der Lärm verschlang jedes Geräusch. Ich schnallte nur den Riemen des Bettes über der Brust der Schlafenden fest, damit sie nicht hinausstürze aus dem Bett, wenn das Schiff sich zur Seite wälzte.

Sie läge jetzt sicher von den drei Glas Champagner leicht betäubt und träumte von ihrem verstorbenen schwärmerischen Mann, dachte ich mir. Ich wußte, der Steward hatte in dem Speisesaal auf dem Büfett noch einige Flaschen Champagner kalt gestellt.

Ich ging hinaus, tastete mich durch den dunkeln Saal, dessen weiße Marmorwände, beleuchtet vom phosphoreszierenden Schaum der Sturmwellen, bläulich schimmerten. Ich holte mir eine Flasche und wollte den Pfropfen nicht knallen lassen; ich dachte, ich könnte die Schlafende stören; als mir aber der Pfropfen dennoch aus den Fingern glitt und knallend aus der Flasche sprang, hörte ich selbst kaum den Laut, mit so ungeheuerlichem Gebrüll prügelten sich Schiff und Meerwellen und Sturmgiganten rund um mich, und der weiße Schaum flog draußen an den zwanzig finstern Fensterkreisen des Saales hell hinauf und hinunter, und ich mußte, um trinken zu können, immer einen Intervall zwischen zwei Wellendonnern und zwei vernichtenden Explosionen, die das Schiff halb umstülpten, abwarten.

Haha! Ich lachte vor mich hin. Nun war ich bald einer, der den Sturm auswendig kannte. Ich hatte mich in das Bombardement eingelebt; es hatte einen Takt, einen Rhythmus, und ich wußte genau, welche Geräusche, welche Bewegungen, welche Donnerstärke zu jedem neuen Takt der Höllenmaschine draußen gehörte. Ich trank Champagner, für mich allein auf dem langen Sofa ausgestreckt, umgeben vom rasselnden Geklirr der Tellerhaufen, die durch den ganzen Speisesaal auf der Diele wie ein Haufen altes Eisen hin und her fuhren und knirschten.

Furchtbar drückend war die eingesperrte Luft im Schiff, gleichsam zusammengepreßt von den Wellen draußen; man fühlte den Druck des Wassers, als wäre man mit dem Schädel in einen Schraubstock eingeklemmt. Ich stand auf und versuchte die Tür oben auf der Saaltreppe zu öffnen; der Steward hatte abgeschlossen. Aber als ich den Riegel aufdrückte, warf mich ein breiter Wasserstrom von der Tür in den Saal zurück und übergoß mich mit eisiger Salzlake. Die Tür schloß sich knallend von selbst wieder, und ich setzte mich auf das Tischende, um nicht mit den Beinen durchs Wasser waten zu müssen.

„Orla! Wie lange muß ich auf dich warten? Komm schnell, komm, laß uns über das Meer tanzen,

im Hochzeitstanz über ein Champagnermeer!“ So sang ich ganz laut durch das Getöse, wissend, daß niemand im Lärm meine Stimme hören oder verstehen konnte. Dieses Schiff war mein Hochzeitsschiff. Auf diesem Schiff gab es nur mich allein, nur mich, der sich freiwillig mit dem Tod verheiraten wollte. Ja, mit dem Tod sich verheiraten, nicht vermählen, richtige deutliche Sprache paßte nur allein in diesen Höllenspektakel, bei diesem Ritt meines Schiffes ins Jenseits schwand alles Pathos. Nüchtern, herrlich nüchtern sah ich dem Tod entgegen; er wies mir den einzigen Ort, wo mich das Beste erwartete: sie, Orla, die ich jüngst noch im Arm gehalten hatte, erwartete mich. Und wieder rief ich laut: „Große Atlantseele, ich bete nicht zu dir: verschone mich, ich bete: töte mich und mache mich selig, selig mit meiner toten Geliebten!“

Der Sturm sang und schrie Gelächter von draußen durch Fenster und Türen zu mir herein. Und ich sang und lachte; und als ich mich umsah, hatte ich während des Singens schon die dritte Champagnerflasche zur Vorfeier meiner Totenhochzeit geleert.

Der Tod klopfte zwar draußen an die Türen, aber er zögerte und ermüdete mich durch sein Ausbleiben.

Der Lärm blieb gleichmäßig tobsüchtig, so daß ich mich, als ich still und müde wurde, noch von dem eigenen Lärm, den ich beim Trinken gemacht hatte, umgeben glaubte.

Wie ich eben vom Tisch springen wollte, fühlte ich, daß mich jemand an der Schulter berührte. Etwas ganz Weiches, Zartes streichelte mein Ohr.

Ich lag mit aufgestemmten Ellenbogen auf der Tischplatte ausgestreckt, ich wäre beinahe bei der Berührung erschrocken. Es war die Schiffskatze, die im Dunkeln mit ihren drei Jungen, die sie neulich während der Fahrt im Golf von Mexiko geboren hatte, auf der langen Tischplatte jetzt zu mir heranspazierte. Sie saß wahrscheinlich auch am liebsten auf dem Tisch, weil ihr der Fußboden zu überschwemmt war. Sie begann zu schnurren, und ihre drei Kätzchen schnurrten

wie die Alte und umstrichen mich und waren lebensjung und sanft und lebenswarm, mit zartem, warmem Blut in den elastischen schmächtigen kleinen Körpern. „Leben kommt, junges Leben, das den Todsucher anschnurrt, und das gestreichelt sein will!“ sagte ich zu mir. Und ich liebkoste die ganze Katzenfamilie und wurde wiederum von ihr liebkost.

Warum war ich vorhin beinahe brutal zu der einsamen jungen Frau gewesen und hatte sie angeschrien, als ob ich ein Recht über ihr Leben und ihren Tod hätte?

Ich konnte doch die Kätzen streicheln und wurde von ihnen wieder gestreichelt, — warum hatte ich nicht die arme zarte Frau, als sie das Lachen, das furchtbar nervöse Lachen, überfiel, ebenso gestreichelt und sie beruhigt mit Sanftheit und Geduld und Zartheit?

Sind wir nicht alle jeder ein Atom in der großen Weltseele, ein einziges zusammengehöriges Leben! So wie die Katzenfamilie, die sich jetzt auf meinem Schoß zusammengekauert hat, und die beruhigt schnurrt und einschläft, — so hätte ich die kranke Frau wie mein eigenes Stück Leben in den Arm nehmen und hätte sie lieben und beruhigen sollen.

Nein, das wäre nicht gegangen, räsonierte mein körperliches Ich gegen mein geistiges Ich. Du hast vorhin noch deinen Körper mit Orla zu einem Körper vereinigen wollen; der Körper ist kein Geist, der sich blindlings zuneigt. Der Körper sträubt sich heute noch, einer Fremden gut zu sein, er trauert noch um Orla. Das Blut in ihm ist nicht rosigrot wie das Blut eines jungen Verliebten, das Blut ist tiefschwarz von Verzweiflung des Verlustes, vom Nachdenken und Trauern und von dem unendlichen Leid, das Tod deinem Blut zugefügt hat.

Warte noch, der Geist fliegt dem Blut voraus, aber das Blut folgt nicht fliegend, Blut ist ein Teil der Erde, es braucht wie die Erde Tage und Nächte, bis es sich vorwärts bewegt; der Geist, die Weltseele, ist zeitlos, das Blut aber ist schwerrollend, irdisch und braucht Zeit, es ist wie der Bodensatz der Weltseele,

es haftet, wo es einmal haftet, länger als der Geist, und du mußt dein Blut nicht verleugnen.

Dein Blut hat die Frau vorhin angeherrscht, es fürchtete sich, als ihre Lippen dein Ohr berührten und deine Seele elektrisiert aus deinem Körper in den Körper jener Frau hinüberglitt. Dein Blut jagte dich aus dem Zimmer, es stieß dich fort, es wollte lieber für Orla sterben; es ist jetzt noch sterbenszart und eher dem Tod als dem Leben zugetan, da es von viel Todesschrecken durchfärbt wurde. Nie kann man Menschen so schnell wie Tiere streicheln; mit den Tieren verbindet uns nur der Instinkt der Weltseele, mit den Menschen aber der Instinkt der Seele und der des Blutes.

Eine tiefe Harmonie zog nach diesen Gedanken in mein Inneres ein. Es war, als hörte ich nun den Sturm nicht mehr als einen chaotischen Lärm; der Orkan offenbarte sich mir als eine Harmonie, wie eine Hymne auf die Weltseele, die leidet und trauert und rast, und die auch im Rasen noch Göttlichkeit und Urweltharmonien verkündet, — so wunderbar vertieft posaunte nun das Sturmgeheul, das aufbrausende Getürm der Sturzwellen, das Gedonner der Wellengebirge und selbst die Disharmonie der klirrenden Scherben im Schiff, der sägenden Töne an den Schiffsplanken, das Geächze und Geklage der Wände, der Ritzen und Dielen, — alles Geklapper, Geklirr und Gestöhn, das mich umgab, wurde in mir fast zu einer Stille. Ich hörte es nicht mehr. Wenn ich bedachte, daß ich hier als ein Todessehnsüchtiger saß und mit dem Menschenblut in meinem Leibe den Tod bewillkommte und mit der Seele nur ein wenig lebenssehnsüchtig noch an der Seele der Welt hing, — da wurde selbst der Orkan zur Stille.

Kaum wie ein Goldhaar jener Frau da drinnen in der Kabine, mit so dünnen, so zarten Banden hielt mich noch die Weltseele fest am Leben; mein ganzes Blut aber rauschte mit dem Orkan draußen in einer harmonischen Todessymphonie. Ich erwartete die Sturzwellen, wenn sie durch die Decke hereinbrechen

würden, nicht anders als eine Steigerung der Lust dieser Todesmusik, die mich umgab.

Ich träumte halb, halb wachte ich und streichelte die Katzenbrut und lag auf dem Tisch und sah das glitzernde Salzwasser mit den weißen glitzernden Tellerscherben am Fußboden immer heller werden. Es wurde Tag draußen; zwischen den Schaumungeheuern kam die Bleibläue des Morgens durch die runden Scheibenluken in den Marmorsaal herein.

Dann krähten die Hähne mitten durch die Sturmwirbel, mitten im Gewasche und Geröchel von Wasser und Sturmluft krähten aus der Schiffsküche ein paar eingesperrte Hähne.

Dieser Morgenlaut, dieser Heimatruf war wohlig und irdisch beruhigend; ich sah im Geist die Hütten von Pouldu am Atlant in der Bretagne, wo ich zuletzt die Hähne von Europa hatte krähen hören. Die dicken Strohdächer des bretonischen Dorfes hinter den Rotdornhecken, bei den Reihen großer verrenkter Baumriesen, und daneben im gelben Rapsfeld sah ich in Gedanken eine riesige finstere Windmühle, die sich wie ein ungeheures Insekt mit hohen Beinen am Atlant entlang durch die Luft zu bewegen schien. Ah, der Carbonbleistift, den ich in der Tasche trug! Ich nahm ihn heraus und drehte ihn zwischen den Fingern. Die junge Mutter, die tote Österreicherin, kam zu mir in den sturmumheulten Marmorsaal des Schiffes, sie setzte sich neben mich auf einen der Drehsessel, von denen je zehn längs den zwei langen Tischen hüben und drüben an den Boden geschraubt waren. Jetzt bei Tag sah ich, daß, wenn das Schiff sich hob, sich alle vierzig Drehsessel nach links drehten, und wenn das Schiff mit dem Kiel in die Tiefe schoß, drehten sich alle vierzig Sessel nach rechts um ihre Drehachse. Nur ein Sessel rührte sich nicht. Auf ihm sitzt jetzt die Österreicherin, dachte ich, und ich nickte jenem Stuhl zu.

„Ich werde es nicht vergessen, arme junge Mutter," sagte ich zu dem Stuhl, „ich habe dir, wenn ich nach Europa komme, einen Kranz auf dein Grab zu legen. Droben im Montparnassefriedhof von Paris ruhst du.

Und mein erster Gang soll zu deinem Grabe sein. Ich sehe dich, wann ich will, mit dem Mond durch die grauen Dünen von Pouldu gehen. Du hättest mich jetzt bei meiner Rückkunft erwarten sollen; warum griffst du zur Pistole, ohne dich mir erst anzuvertrauen? Du hattest doch keinen Geliebten im Totenreich drüben, der dich in das Grab holte. Wenn ich jetzt im Sturm sterbe, dann —"

Ein anderer Stuhl der Reihe blieb jetzt stehen und drehte sich nicht mehr nach rechts und nicht nach links, — aber der erste, zu dem ich gesprochen hatte, der drehte sich, als wäre er wieder frei.

Orla ist eingetreten und hat sich auf den andern Stuhl gesetzt, und die Österreicherin ist aufgestanden und auf den Montparnassefriedhof zurückgegangen, sagte ich zu mir.

„Orla, die Nacht ist vorüber, und du hast mich nicht abgeholt. Bist du müde vom Orkan, vom Brauttanz, — wollen wir zusammen über die Ebene von Mexiko reiten? Hast du auch dein Pferd im Stall vergessen und es stehen lassen und bist fortgereist, wie ich von ‚Stella' fortgereist bin?

O sieh, die Finger der Schaumwellen, die an den Scheiben draußen hinfahren und das Schiff erwürgen wollen mit allem, was darin ist! So hat dich jener Schuft zwischen seine Finger genommen und dich erwürgt." — Plötzlich blitzte eine Erkenntnis durch mein Gehirn! „Warst du vielleicht auch eine junge Mutter wie die Österreicherin, weil du just hereingekommen bist und dich auf den Stuhl neben sie gesetzt hast, Orla? — Dein Mörder war dein Verführer gewesen! Suchtest du den Tod von seiner Hand, — wolltest du deshalb nicht zu mir nach Europa kommen, — weil — weil du dich schon Mutter werden fühltest . .? Orla? —"

„Oh!" Ich stöhnte und weinte in meine Hände, und als ich aufsah, standen alle Stühle still, — auf allen Stühlen saßen Tote um mich, Ermordete, Hingerichtete und Selbstmörder.

Das Meer donnerte an die Saaltür, das Schiff flog aus dem Meer, — einen Augenblick stand die

ewig surrende Schiffsschraube, von deren Gang stets alle Wände zitterten, still. — Es war, als setzte der Herzschlag des Schiffes aus ... War die Schiffsschraube gebrochen, standen wir entwaffnet und fielen als Wrack in die Abgründe des Atlant? ...

Nein. Nichts war geschehen. Der Takt der surrenden Schraube setzte wieder ein. Die Wände vibrierten wieder wie vorher, und alle vierzig Drehstühle warfen sich eine halbe Minute lang nach links und dann wieder eine halbe Minute nach rechts herum.

Die Sturmstöße kamen vereinzelter; ich sah auf meine Uhr, — es war acht Uhr morgens; und draußen klopfte der Koch an die Saaltüre und rief nach dem Steward.

Ich sprang auf, und mit mir sprangen die Katzen davon, grau und flüchtig und lautlos, gleich meinen lebensmüden Nachtgedanken.

*

Etwas hatte sich in dieser Nacht in mir verändert. Ich fühlte mich zwar immer noch stolz darüber, daß ich glücklich sterben könnte, sobald das Schiff dem Untergang nah käme, — daß ich nicht mit der Wimper vor dem Tode zu zucken brauchte, — daß ich die Todeskraft nicht mit der Lebenslust, sondern mit der Liebeslust in dieser Nacht besiegt hatte. Der Tod gab mich dem Zustand preis, dem Orla jetzt angehörte, er brachte mich also nur der Geliebten näher und konnte mich nicht von ihr entfernen. Entfernen von meiner Geliebten konnte mich nur die Zukunft, das kommende Leben.

Aber die Morgengedanken, der Einfall im hohläugigen Morgen, daß Orla eigentlich nicht mir gehört hatte, daß sie vielleicht sogar Mutter gewesen war, daß sie von den Händen, von denselben Händen, die sie umarmt hatten, erwürgt worden war, — das flößte mir einen unbestimmten Schauder vor der Erinnerung an die Ermordete ein. Ich sah sie plötzlich nicht mehr so anschmiegsam mir gehörend wie vorher. Ich stellte mir ihren Liebeskampf und ihren Todeskampf vor

und schauderte vor den grimmigen Bildern, die mir Orla entstellten.

Nie hatte ich vorher darüber nachgedacht, daß Orla jetzt im Tod wieder mit ihrem Mörder vereint war. Ich war im Leben, aber sie und er in einem mir fremden Element, im Element des Todes.

Warum hat mich nicht jene wahnsinnigste aller Sturmnächte verschlungen, mich zu ihr gebracht?! . .

Hielt die Tote schon einen Toten im Arm, und konnte sie mich Lebenden nicht mehr bei sich brauchen? Ich zweifelte plötzlich an Orlas Liebe. Hatte sie mich wirklich so stark geliebt, wie ich es mir ausmalte?!

Sie war Mexikanerin und ich ein Deutscher, sie aus dem Kontinent Amerika, ich ein Europäer, — trennte uns nicht von Jugend an ein Atlant, der sich nicht überbrücken ließ? Ich zweifelte jetzt, ob wir jemals glücklich geworden wären. Oh, ich hatte gute Zeit zum Grübeln, noch viele Sturmtage fanden mich in Betrachtung und viele Nächte auf dem Tisch im Saal ausgestreckt, und die Katzen kamen, und der Mondbrocken, der weißgesichtige, tanzte mit dem Schaum der Wellenpyramiden draußen, tanzte zwischen den Spiralen der rasenden Wolkenflüge, die im Orkan wie ein zweites stürmisches Meer am Himmel stürmten und den Mond und das Schiff und den Atlant mit sich fortzureißen schienen.

In diesem Gerenne aller Dinge, in diesem rasenden Fortwandeln, wo selbst der Luftraum über dem Kopf davonzueilen schien, und nicht bloß das Meer unter dem Schiff und nicht bloß die Zeit mit Tag und Nacht, in diesem ungeheuerlichen Vorbeistürmen aller Erlebnisse stürmten auch meine Empfindungen wie Wanderwellen in den Weltraum.

Täglich lag die stille blonde Frau im Saal auf der Sofabank in ihre Reisedecken eingewickelt, den blauen Schleier um den Kopf, durch den das Goldreich ihres Haares verborgen wie Gold auf dem Grund eines blauen Wassers blitzte. Täglich lag sie regungslos da vom Morgen bis zum Abend: nur ich und der Steward reichten ihr ein wenig Essen, oder ich saß bei ihr und faßte jetzt ab und zu ihre Hand und fühlte

nach ihrem Puls, der immer schwächer und unfühlbarer wurde.

Der Champagner, den ich ihr hie und da reichte, wirkte nicht mehr belebend, sie wies ihn zurück und lag in einem Schwächezustand, welcher einem letzten Herbsttag glich, der sich schon zum Hergeben des letzten Blattes an den Bäumen, des letzten Halmes auf dem Rasen und zum Abtöten der letzten Asternknospe im Garten entschlossen hat.

Der Steward und ich führten die Kranke am Spätnachmittag meistens in ihre Kabine und holten sie jeden Tag gegen Mittag von dort ab und legten sie behutsam in Kissen und Decken auf das Wandsofa im Speisesaal. Da aber alle Decken seewassernaß waren und der sechswöchige betäubende Sturmlärm, das Rollen und Stoßen des Schiffes und die höllische Kanonade der Wellen nicht aufhörten, machten wir uns alle darauf gefaßt, daß wir eines Morgens die junge Frau kalt und tot im Bett ihrer Kabine finden würden; und mit einem Grauen im Herzen betrat ich täglich die Kabine der Kranken, und aufatmend freute ich mich, wenn ihre Augen mich groß und offen ansahen und sie die Lippen bewegte, um mich zu begrüßen. Wenn ich auch nie in dem Sturm ihre Stimme, seit Wochen schon nicht mehr, gehört hatte, — so war doch schon ihre Lippenbewegung für mich wie ein langes glückliches Gespräch.

Eines Mittags kam der Kapitän polternd in den Speisesaal und sagte, daß wir heute wieder Heizung haben würden, die Kessel seien repariert; und daß wir, wenn der Südwest fortgesetzt so heftig andauernd würde wie heute, in drei Tagen die Leuchtfeuer der Lizzardeilande von England sehen und dann am Morgen darauf in Havre, also in Europa, landen würden.

Der Kapitän sprach englisch, ich übersetzte die frohe Botschaft rasch der Holländerin; diese wendete den Kopf und sah sich um und nickte dem Kapitän zu. Der war ganz stolz, daß die Ingenieure endlich wieder die beiden Dampfkessel instand gesetzt hatten, und als am Nachmittag die wohltuende Wärme wieder in den Marmorsaal einzog, da war es, als ob mitten durch

den Sturm eine unsichtbare Sonne zu uns hereinscheine. Endlich fühlte man wieder, daß die Welt nicht bloß aus nassem Wasser, nasser Luft und nassem Nebel bestand, — hatte man doch nicht mehr gewußt, daß man auch wieder in einem warmen Zimmer leben würde.

Die blonde Frau richtete sich allmählich auf; sie lächelte; sie verlangte Essen. Wir aßen zusammen und lachten uns zu, denn zu sprechen war wegen des Wellendonners und wegen des Windgeschreies noch immer unmöglich.

Am dritten Abend merkten wir, daß der Fußboden des Speisesaales nicht mehr wie ein Berg erklettert werden mußte, wenn man zum andern Saalende gelangen wollte. Das Schiff stellte sich nicht mehr senkrecht auf und kippte nicht senkrecht zur Tiefe; man sah sich auch wieder, wenn man in den Spiegel schaute, Gesicht und Spiegel flogen nicht mehr voneinander fort.

„Morgen früh sind wir in Europa," verkündete dann der Kapitän eines Morgens.

Die junge Frau war schon aufgestanden und erschien zum erstenmal wieder gehend und sich an den Möbeln vorwärtstastend; ihr dichtes goldgelbes Haar war geflochten, und wenn es auch noch immer mit dem Schleier umwickelt war, sah man doch, daß sie sich Mühe gegeben hatte, ihr Haar zu ordnen.

Alle schüttelten ihr die Hände. Die Schiffsoffiziere kamen zur Mittagszeit, der Kapitän lachte und glänzte mit seinem blauroten Gesicht unter der goldgestickten Kapitänsmütze; er war sehr gerührt, daß die junge Frau am Leben geblieben war, so gerührt, daß er ihr die Hände küßte, als sie ihm die Hand reichte.

Am Nachmittag war ich beim Kapitän oben auf der Kommandobrücke und hörte seine Klagen. Er meinte, daß er, als Vater von fünf Kindern, immerhin auf Rücksicht hoffe. Die Reeder in Dublin würden ihm den Schiffsdienst nicht aufsagen, denn das Schiff wäre ja doch heil geblieben, wenn es auch dreimal soviel Zeit gebraucht hätte, als vorgeschrieben war. Aber wer hätte auch wissen können, daß die

Dampfkessel lecken würden, wer hätte einen solchen Orkan von vier Wochen voraussehen können! Aufgeregt ging der arme geängstigte und abgearbeitete Kommandant heftig in seiner Brückenkabine auf und ab und rief dazwischen durchs Sprachrohr Befehl zu den Maschinisten in den Heizraum hinunter.

Ich tröstete ihn und sagte, wir beiden Passagiere würden an die Reeder nach Dublin schreiben, daß wir den unermüdlichen Kommandanten als unsern Lebensretter betrachteten, und ich versicherte ihm, daß es doch die Hauptsache wäre, daß er Schiff und Menschen doch noch heil heimbringe. Denn wenn unser Schiff auch bereits auf der Verlustliste verzeichnet stand, und wenn es jetzt auch drei Wochen zu spät kam, nachdem es schon zu den Toten des Atlant in allen Schiffslisten der Europahäfen aufgezählt stand, wie der Kapitän sagte, dann waren die Reeder in Dublin natürlich gar nicht ärgerlich, wenn das Schiff endlich doch noch, wenn auch mit dreifacher Reisezeitverspätung, heim in den Hafen einlief.

Immer noch tobte der Sturm um uns, wenn auch nicht mehr so wirbelnd und kreiselnd wie vorher; aber das schäumende Meer glich immer noch einer Alpenkette, die einem entgegenschwamm und sich fortgesetzt mit ihren Gletschergestalten verwandelte.

Wie seltsam wird es mir sein, wenn ich nicht mehr den Sturm durchschreiten muß und nicht mehr diesen schiefen, gebirgigen und marmorierten Fußboden des Meeres vor meinen Augen haben werde, dachte ich.

Ich sah mich im Geist von der Schiffsbrücke ans Land steigen, mich hinknieen und vor allen Leuten den ersten Pflasterstein Europas, auf den ich trat, küssen. Es würde keine Ankunft, es würde eine Auferstehung aus einem vielfachen Sterben sein, wenn ich wieder Europa unter meinen Füßen fühlen dürfte.

An diesem Abend dachte niemand daran, zu Bett zu gehen; um ein Uhr in der Nacht, hatte uns der Kapitän verkündet, würden wir, wenn der steife Südwest standhielte, die Leuchtfeuer der Lizzardinseln

sehen können. Bei der angezündeten Hängelampe im Marmorsaal saßen die junge Frau und ich wieder traulich zusammen, wie zwei, die es immer gut gehabt hätten, — so fröhlich glänzten unsere Augen einander an. Denn wenn das Grauen und die Schwächezustände überwunden sind, löst sich die Zunge leicht, und das Vergessen stellt sich schnell ein; Menschen, die Unglück miteinander ertragen und das Sterben miteinander vor Augen gehabt haben, die bleiben aber nach den Schreckensstunden einander immer verwandt.

Als es nach zwölf Uhr war, zogen wir unsere Mäntel an und wickelten uns in Schals und warteten auf den Kapitän, der uns rufen wollte, wenn die Leuchtfeuer erschienen.

Eingewickelt und ähnelnd einer dicken, unförmigen Tonne, so setzte sich die jetzt ganz frische und belebte junge Frau plötzlich an das schaukelnde Klavier und begann zu spielen.

Die Apollohymne!

Diese einfache, wunderbare Harmonie, dieser wandelnde Takt griechischer Tänzerinnen, die um Apollos Altar wandeln, indessen das Altarfeuer senkrecht ins Himmelsblau nach Vereinigung mit der blauen Weltseele strebt, mit der Weltseele des Dichtergottes Apollo.

Nur wenige sanfte, feierliche Takte, rhythmisches Wiederholen und festliches Ausklingen in den blauen Himmel der Weltharmonie, — das ist die Hymne.

Ich saß zwischen den vierzig Drehstühlen auf einem der ewig sich bewegenden und kreiselnden Stuhlkobolde und genoß die griechische Musik, ohne zu fühlen, daß ich noch auf dem Meere war. Die Nebelluft wurde zu Sonne, das Sturmwasser schwieg und wurde zu Wiesen und zu grünem Rasen, der alte Klavierkasten war der Altar Apollos, und die in unförmige Mäntel gewickelte Gestalt sah ich nicht, ich sah nur ihre zehn weißen, gelenkigen Finger, die sich dort wie zehn junge, schlankbeinige griechische Tänzerinnen wiegten und am Altar hinwanderten.

Ich wollte aufstehen und jene Finger von den Tasten nehmen und an meine Lippen führen.

Aber als ich aufstand und mich an einem der beweglichen Drehstühle stützte, da glitt ich auf dem Fußboden aus und fiel in ganzer Länge auf den Boden. Es war zufällig der Stuhl, auf dem ich neulich die tote Mexikanerin in Gedanken hatte sitzen sehen, und ich sagte mir: Die Tote ließ dich hinstürzen, die Tote will nicht, daß du sie verleugnest.

Bei meinem Sturz und meinem Gepolter sah sich die Spielende um, aber zugleich trat der Kapitän zu der Saaltüre ein und rief uns. Dann ein paar Minuten später arbeiteten wir uns im Dunkel der immer noch tosenden Nacht zwischen gespannten Seilen über das Deck, und der Kapitän hielt die junge Frau fest und half ihr vorwärts durch den Sturm, der hohe Wellen über das Deck warf. Wir mußten uns fest an den Seilen halten, um nicht von einem Wasserberg plötzlich über Bord geworfen zu werden.

„Es ist ein heftiger Sturm im Kanal heute nacht," sagt der Kapitän.

Aber mir schien es auf einmal, als ich in der Ferne die Lichtpunkte der Leuchtfeuer sah und dann wieder das Meer betrachtete, als ob sich das Meer im Mondschein nur glitzernd bewege, als ob es glatte See sei. „Glatt wie der Wasserspiegel des Genfer Sees," sagte ich zum Kapitän, als wir von der hohen Kommandobrücke hinuntersahen. „Wo sind denn die Gebirgszüge, wo ist die Atlantische Schweiz geblieben?"

„Ja, wir sind schon im Kanalwasser," lachte der Kommandant, „und Sie sind seit Wochen die Atlantwellen gewöhnt; darum kommt Ihnen der Sturm im Kanal wie glatte See vor. Jetzt sind Sie sturmgetauft, nach diesen vier Wochen, für alle Zeiten," lachte er, „jetzt werden Sie nie mehr wieder etwas Schlimmeres an Stürmen auf dem Atlant erleben können."

Dann gab der Kapitän der jungen Frau eine Rakete in die Hand, er hatte die Zündschnur drinnen in seiner Kabine schon angezündet, und die weiße Rakete sollte als Signal in die Luft leuchten, mit dem Licht sollten die englischen oder französischen Lotsen gerufen werden.

Die junge Frau hielt den Arm hoch, die Rakete zischte, und der turmhohe weiße Magnesiumstrahl beleuchtete uns alle einen Augenblick, bis er dann im Weltraum erlosch.

Während das Licht der Rakete uns alle beschien, begegneten mir die Augen der jungen Frau. Sie hatte Tränen im Blick. Warum weinte sie? Sie hatte die Apollohymne gespielt und dabei an ihren toten Mann gedacht. Sie sah Europa und kehrte allein und als Witwe zurück; dorthin, von wo beide so schwärmerisch abgereist waren, glücklich und von Liebe und Zukunftshoffnungen umgeben, — dorthin kam sie allein wieder. Ich hatte sie einmal küssen wollen, damals nach dem Brande der Hochbahn in Neuyork, als ich sie halb ohnmächtig im Automobil vom Broadway zum Hafen fuhr. Daran mußte ich jetzt denken. Ich hätte ihr gern jetzt die Tränen aus den Augen geküßt. Morgen sollten wir uns für immer voneinander trennen, jeder von uns sollte morgen seinen Weg in Europa gehen, nach Richtungen, die weit auseinanderlagen.

Einen Abend auf der Hinreise nach Mexiko, kurz vor Habana, — hatte ich damals nicht den Wunsch gehabt, ein Raubmensch zu sein und diese Frau ihrem Mann zu rauben? Da war der junge Astronom zu mir gekommen und hatte Bekanntschaft mit mir geschlossen, und ich hatte alle verbrecherischen Liebeswünsche aufgegeben und die junge blonde Frau bis zur Landung in Vera Cruz nur im stillen angebetet, wie man ein geweihtes goldenes Heiligenbild betrachtet.

Die Meerluft, die Erlösung aus vielen Todesnächten, der Anblick des ersten europäischen Lichtes von den Leuchttürmen machten alle Sinne zu Giganten. Warum legten wir zwei einsamen Menschen hier auf der Brücke nicht die Arme umeinander, wir zwei Überlebenden, wir, auf die noch ein Leben voll täglicher Kraft und Arbeit dort an der europäischen Küste von morgen ab wieder wartete? —

Es dröhnte ein dumpfer Schuß in der Ferne. Der Kapitän gab mir das Fernrohr und deutete nach

Süden, wo die senkrechten Felsenklippen der französischen Küste wie eine graue Nebelmauer, vom Mond silbern berändert, dastanden. Die Küstenhöhen zogen sich am ganzen Südhorizont entlang gleich der langen Häuserreihe einer Gasse, auf deren Dächer der Mond schien.

Wieder erdröhnte ein dumpfer Schuß.

„Notschüsse!" sagte der Kapitän.

„Ich sehe bei der Küste im Mondnebel den dunkeln Rumpf eines Dampfers," rief ich erschrocken.

„Es ist einer der schlimmsten Kanalstürme heute nacht," sagte der Kapitän ernst.

„Wenn der Dampfer aufgerannt ist, dann ist er verloren," meinte der Kapitän, und er nickte mir, vom Mond weiß beschienen, wie ein Totenkopf ernst zu.

Die junge Frau — ich sah mich um — sie war die Treppe von der Brücke allein hinuntergestiegen und ging dort, aus ihrem Mantel halb ausgewickelt: der Sturm riß ihr den Mantel halb von den Schultern.

„Um Gottes willen! Halten Sie die Dame fest!" rief der Kapitän, als er sah, daß diese zwischen den Seilen des unteren Verdeckes schritt und sich nicht anhielt. „Wir sind erst am Eingang des Kanals," sagte der Kapitän rasch zu mir, „und es kommen oft noch große Ozeanwellen hinter uns her. Vorhin, ehe Sie kamen, wäre der Koch beinah vom Deck fortgewaschen worden. Es ist besser, Sie eilen der jungen Frau nach und sagen es ihr. Sehen Sie, wie sie stillsteht und das Meer betrachtet. Sie ist dort keinen Augenblick lebenssicher."

Ich war mit ein paar Sprüngen unten auf dem Verdeck, — da sah ich vor mir aus der Meerestiefe einen sich bis zum Mond emporblähenden Wasserberg steigen, der schoß wie eine ungeheure graue Stahlwalze heran, war im Nu haushoch über Bord, über dem Schiff, ging über die Maststpitzen hoch in die Luft; vor mir verschwand alles, und mich selbst preßte ein ungeheurer Luftdruck an ein Rettungsboot.

Ich wußte blitzschnell, das Wasser würde wie eine riesige Lawine über das ganze Schiff fegen. Ich rief:

„Hanna!“ — Ich rief: „Eine Ozeanwelle!“ Und dann hielt ich in der mich umgebenden Finsternis und in der Eiskälte des Sturzwassers plötzlich die junge Frau in den Armen. Sie war geflüchtet und vom Wasserdruck zu mir geschleudert worden. Ich hielt sie unter dem Geprassel und Gedonner, die das ganze Schiff durchdröhnten, fest wie mit Eisenfäusten an mich gepreßt, indessen ich eine Schulter an das Rettungsboot stemmte und mich mit den Zähnen an einem Tau festbiß, um nicht von dem Boot fortzugleiten und über Bord geschwemmt zu werden.

Dann kamen der Kapitän und Leute, sie rissen uns unter die Treppe der Brücke, denn der ersten Sturzwelle folgte eine zweite. — Später, als wir in dem weißen Marmorsaal wieder in Sicherheit waren, sahen wir uns um, als wären wir beide von den Toten auferstanden. Der Saal, der uns so vertraut und voll von wochenlangen Schrecken war, empfing uns wie unser gemeinsames Haus so heimisch, und die brennende Hängelampe über dem Tisch, die vierzig kreiselnden Drehstühle, — alles, was wir hier ausgestanden hatten, war verblaßt gegen diese letzten Sekunden eines wirklichen Kampfes mit dem Untergang.

„Jetzt wären wir bei den Fischen,“ sagte die junge Frau und ließ sich auf einen Stuhl sinken.

Das Klavier, auf dem sie vorhin die Apollohymne gespielt hatte, stand noch offen und zeigte die weißen Tasten.

Ich nahm ihre Hände, die zehn Tänzerinnen, die ich vorhin hatte küssen wollen, — aber sie entzog mir ihre Finger.

„Glauben Sie mir, seit Sie mich neulich Nacht anschrieen, daß ich nicht mehr lachen dürfe, fürchte ich mich vor Ihnen; es ist jetzt jemand in mir, ich bin nicht mehr mit meiner Trauer allein; ich bin verfolgt von diesem Ton, dieser Stimme, die mir Gehorsam befohlen hat, und — ich kann Ihnen nicht einmal dafür danken, daß Sie mich vor der Ozeanwelle retteten ...“

Sie schwieg.

Ich sah wieder die Frau vor mir, die ich damals

als Raubmensch ihrem Gatten hatte nehmen wollen. Ich sah sie plötzlich wieder ganz so, wie ich sie schon längst vergessen hatte. Ihr Haar glänzte wie das Messing der Hängelampe, und ich hatte Lust, mein Gesicht in diesen weichen Haarwellen zu vergraben, die wie eine Fülle von goldgelben Blumen das Haupt der jungen Frau schmückten. Ich bewunderte die schöne Frau, die im weißen marmornen Saal wie ein herrliches Schmuckstück leuchtete. Wo war sie so lange gewesen? Wo war ich gewesen, daß ich sie jetzt erst wiedersah?

Ich hatte vorhin die ersten Lichter von Europa wiedergesehen, und es war, als scheine das Leuchtturmlicht nun auch durch die Schiffswände. „Europa!" sang es rund um mich her. „Europa!" sangen die knarrenden Schiffswände. „Europa!" sang der Regen draußen und der Wasserschaum an den Kabinenfenstern; das Schiff war wie ein riesiges Harmonium geworden, ich fühlte mich getragen von dem feierlichen Akkordklang: „Europa." Wie eine Verheißung tönte es durch diese Nacht, durch mein Blut und durch meine Zukunft: „Europa!"

Sie, die Europäerin, erkannte ich jetzt wieder, nachdem der Atlant und Mexiko und Amerika mir das Blut im eignen Leibe entfremdet hatten. Dieses Land über dem Wasser drüben voll von Alpträumen, von Götzenbildern, von Raubmenschen; dieses Land, wo man Mißgeburten verehrte und mich, den Europäer, stündlich wie einen Eindringling, wie einen Todfeind, wie einen vom Erdboden Gehaßten, von der mexikanischen Erde und vom mexikanischen Himmel Verfluchten verfolgt und gefoltert hatte, — und sie, die ich eben aus dem heimtückischen Überfall der letzten Ozeanwelle gerettet hatte, sie, die wie ich vom fremden Kontinent da drüben beraubt, verfolgt, gefoltert worden war, — sie war mir nun nicht bloß die Blutsverwandte aller Leiden, sie war auch wieder Europäerin wie ich Europäer, Mitglied eines großen gesitteten, kulturreichen und geordneten Weltteiles geworden, seit das Licht der europäischen Leuchttürme in unsere Augen gefallen war, seit wir die europäische Küste im Mond

gesehen hatten, und seit sie das Raketenzeichen in die Luft geschickt hatte.

Ich stand auf und mußte die bleiche weiße Frau umarmen. Ich küßte sie auf den Mund. Und ich sagte, den Mund wieder dicht vor ihren Augen: „Hanna, — wir dürfen nicht auseinandergehen — —"

Sie lag mit dem Kopf an meiner Schulter. Einen Augenblick lag sie still, und ich durfte ihr Haar, ihre Wange, ihre Lippen küssen und streicheln, durfte diese Frau einatmen wie einen einzigen Atemzug. Mit geschlossenen Augen küßte ich mich bis in ihr Herz.

Sie faßte meinen Kopf, preßte mich fest, fest an ihre Brust, sie küßte mich wieder, wieder und wieder. Dann murmelte sie: „O, dies ist Liebe! Gott im Himmel, verzeih mir, wenn ich eine Sünde begehe und diesen Mann küsse. Es konnte ja nicht anders sein. Ich wußte es in allen Zeiten, seit ich ihn zum erstenmal sah — o Gott, verzeih mir, daß ich das wußte, — daß wir uns einmal küssen würden und liebhaben, — das wußte mein Blut; meine Gedanken sagten es nicht, aber mein Blut wurde süß, wenn ich dich ansah, Rennewart."

Mußten wir beide deshalb Europa verlassen, um uns zu finden, und mußten du und ich wieder einsam in diesem Schiff nach Europa zurückkehren, um uns zu finden? — Dann kann der Himmel, der das eingerichtet hat, diese Küsse jetzt nicht sündig finden, diese Küsse, die du mir noch im Trauerkleid gibst, dachte ich bei mir und vergrub mein Gesicht in ihr Haar. Und weiter dachte ich: Keiner von uns wußte, ehe wir Europa verließen, daß wir beide zusammengehören. Als ich dich deinem Mann rauben wollte, da stellte sich dein Mann unbewußt zwischen uns, machte uns zu Freunden und entwaffnete mich durch diese Freundschaft.

Aber jetzt küßten wir uns schweigend, wie Menschen, die sich nie mehr wieder verlassen wollen.

„Aber in Mexiko, da liebtest du eine andere, — die dir starb," — sagte Hanna leise und vorwurfsvoll — „ich habe es in den Zeitungen gelesen."

„Ja, ich liebte, wie das Blut liebt, das nicht einsam

sein will. Aber dich liebe ich nicht wie eine Seltenheit, nicht wie eine fremde Festlichkeit, dich liebe ich, wie ich den Erdboden liebe, der mich geboren hat, dauernd, einfach und irdisch, ohne Abenteuersucht; uns hat derselbe Erdteil geboren, und wir gehören zusammen; uns hat nie ein Atlant getrennt."

Und ich genoß es, in Worten das auszusagen, was mich immer in Mexiko bedrückt hatte, wenn ich dort eine Fremde lieben wollte. Meine Sinne liebten dort, aber nicht meine ganze Person; ich war in der Liebe zu Orla immer ein gedemütigt Fremder gewesen, der von ihr geliebt wurde, aber einer, der ihrem Wesen nicht angeboren war, nicht von der gleichen Rasse, nicht auf demselben Kontinent geboren.

Nie war ich mir dessen so bewußt wie jetzt, wo ich die goldblonden Haare dieser Frau streicheln durfte, — meine Hände fühlten sich nicht mehr leer und gierig, sondern waren zu Hause bei diesem seidenen Blond, bei dieser weißen und rosigen Haut, die wie der Meeresschaum in der Morgenröte glänzte, die jetzt an den Fenstern sanft die Schaumwellen färbte, als wären sie Rosenbüsche.

Während wir uns im Speisesaal stundenlang geküßt, geliebkost, befragt und geschwiegen hatten, um uns liebevoll zu belauschen und unsere Liebe bewältigen zu können, war es sanfter rosiger Nebelmorgen geworden. Ein fliegender Vogel, der in der Morgenröte nach Osten flog, — war das Schiff.

Wir lehnten Kopf an Kopf an einem der runden Fenster, knieten auf dem Wandsofa, hielten uns umfaßt und sahen in die sich rosenrot enthüllende Morgenwelt. Auf den nächsten hohen Felsenufern waren Häuser, Vororte von Havre, kleine europäische Häuser; europäische Menschen wohnten dort unter den Dächern. Hanna fragte: „Wozu ist nun das alles gewesen, daß wir von Europa fort mußten?"

„Mutter Europa hat uns erst fortlaufen lassen, damit wir wissen, daß wir eine Mutter Europa haben. Vielleicht hätten wir uns in Europa nie entdeckt."

„Ich war so europamüde," sagte sie, „aber nun will ich es nicht mehr sein, — solange du es nicht bist, —"

setzte sie lächelnd und mit schöner weiblicher Vorsicht hinzu. —

Dann verabredeten wir, daß wir uns noch für ein paar Tage trennen müßten, danach wollten wir uns in Paris, wo Hanna ihren Musiklehrer aufsuchen wollte, wiedersehen. Ich würde nur für drei Tage nach Berlin und nach Bayern reisen und dann zu ihr kommen, um das Leben dann für uns so einzurichten, wie wir es am besten finden würden.

Wir gingen auf Deck und stellten uns dem gar nicht erstaunten Kapitän als Verlobte vor. Und als er fragte, ob uns die Ozeanwelle einander in die Arme geworfen habe oder die Ankunft in Europa, sagte Hanna: „Die Ozeanwelle.“ Ich aber entgegnete entschieden: „Es war der Anblick von Europa, der mir wieder die richtigen Augen gegeben hat, um Hanna zu sehen.“

Darüber stritten wir lächelnd. Und Hanna sagte: „Die Ozeanwelle aber hat dir die Arme zu den Augen gegeben, um mich zu umarmen und zu halten.“

„Aber,“ widersprach ich, „Europa hat mir zu den Augen und Armen auch noch das richtige Herz gegeben.“

An diesem Morgen, als das Schiff gegen neun Uhr am Kai von Havre anlegte, war der Hafen von der nächtlichen Sturmflut bis in die Straßen hinein überschwemmt, und wir wurden mit Kähnen über das Pflaster gerudert.

Man begrüßte uns erstaunt; die Agenten des Schiffsbureaus, die mit im Kahn waren, waren verwundert, daß das verloren geglaubte Schiff sich gerade in der schlimmsten Sturmnacht durch den Kanal heimgefunden hatte. Man berichtete uns, daß ein großer Dampfer mit vielen hundert Passagieren ganz in unserer Nähe untergegangen war.

Der Sturm hatte ihn auf die Klippen geworfen, er gab Notschüsse ab, aber es war wegen der Brandung unmöglich, an das Schiff zu kommen, es ging mit allen Seelen unter.

„Und uns ist der Kanal glatt wie ein Teich erschienen gegen die Orkanwochen auf dem Atlant,“ sagte ich zu dem Agenten.

„Nun sind Sie wohl froh, bald wieder Pflaster unter den Füßen zu haben?“ fragte der Agent lachend.

„Ja, und besonders froh, daß es europäisches Pflaster ist,“ sagten wir, Hanna und ich, wie aus einem Munde.

Die vielen hellen, das Meerlicht und den klaren Winterhimmel widerspiegelnden Fenster der Stadt Havre glänzten uns entgegen.

Es war, als tanzten alle Häuser vor uns, wenn ihre Scheiben vor Licht zuckten und sich bewegten, als drängten sich uns die Reihen der Häuser aus der Stadt entgegen.

Über dem stummen Entzücken, Europa mit jedem Schritt zu fühlen, „Mutter Europa“, vergaß ich für Augenblicke fast Hanna an meiner Seite. Während wir aus der überschwemmten Hafenstraße auf Bretterplanken zu einer trockenen Straße schritten, sprach ich nur immer von dem Glück, wieder auf der europäischen Erde und nicht mehr auf dem Atlant zu sein. Ich hatte gar nicht beachtet, daß Hanna allmählich still, fast herausfordernd still geworden war. Sie hatte immer noch ihr graues Reisekleid an, das sie auf dem Schiffe getragen; es fiel mir auf, daß sie ihre Toilette für Havre nicht gewechselt hatte. Auch ihre Handschuhe schienen mir abgenützt, und als sie das Kleid hob, sah ich, daß ihre Schuhe vom Salzwasser der Seereise Flecken bekommen hatten. Doch daß die arme Frau vielleicht kaum zwei Kleider, daß sie keine Handschuhe und keine Schuhe mehr hatte, kam mir nicht in den Sinn. Auf dem Schiff, in dem von allen Sturmgiganten umheulten hölzernen großen Sarg, der uns wie durch tausend Begräbnisse über den Atlant getragen, sich in tausend Wellengräber gesenkt und tausendmal Auferstehung gespielt hatte, bis er endlich wieder endgültige Ankunft im realen Leben mit uns feierte, — dort auf dem Schiff hatte keiner sich um die Toilette des andern kümmern können; jeder sah gut aus, wie er aussah. Aber nun schwieg das Meer, das großzügige, und das kleinliche Straßenpflaster trat wieder in sein Recht ein, und die kleinen Schaufenster, an denen wir vorüberschritten, um zu einem Wagenhalteplatz zu gelangen, spiegelten unsere Kleider mehr zu-

rück, als der große Spiegel des Atlant es getan hatte. Trotzdem dachte ich nicht, daß bei uns die Kleiderfrage die erste sein müßte, die wir so viel Gefühl reden lassen konnten, so viel hellauf brennende Leidenschaft zu bewältigen hatten.

Aber Frauen fühlen vorsichtiger und bewanderter als Männer in der Rücksicht auf Kleidung, und so kam es, daß ich mitten im Rausch über die Heimkehr in den Heimatkontinent eine Scheu empfand, mit irgendeinem Blick Hanna vielleicht zu beleidigen, indem ich zufällig auf ihre Handschuhe oder auf ihre abgenützten Stiefel sähe. Ich nahm mir deshalb vor, meine Augen in der Gewalt zu behalten und Hanna nicht mit Blicken zu stören, die ihr ungemütlich sein könnten.

Aber der Mensch sollte den Menschen, für den er Liebe und Leidenschaft hegt, immer mit seinen Vorsätzen und Gedanken bekannt machen, denn niemand ist empfindlicher als Verliebte; wenn sie noch neu in ihrer Liebe sind und aufeinander hinhorchen, kommt es vor, daß sie sich Rätsel aufgeben dadurch, wenn sie schweigend Vorsätze fassen.

Als ich mit Hanna in einen Wagen steigen wollte, um zum Bahnhof von Havre zu fahren, wohin unser Gepäck beordert war, und von wo wir eine gute Strecke zusammen reisen sollten, bemerkte ich plötzlich, daß ich den Rubinring, den mir Orla gegeben hatte, nicht mehr am Finger trug. Ich wußte, ich hatte ihn in meiner Kabine auf den Tisch gelegt.

„Laß den Ring sein," sagte mein Herz. „Aber nein," meinte mein Verstand, „du wirst doch schnell zurückgehen und den Ring vom Schiff holen." Und ich bat Hanna, voraus zum Bahnhof zu fahren, ich würde in zehn Minuten nachkommen, ich hätte auf dem Schiff einen Ring liegen lassen. Ich wollte nicht, daß er gestohlen würde, und wollte deshalb selbst umkehren und ihn holen.

„Ist es ein kostbarer, wertvoller Ring?" fragte Hanna bestürzt. „Vielleicht hat ihn dir die Ozeanwelle vom Finger gerissen."

„Von Orla ein Rubinring," sagte ich lächelnd. Im gleichen Augenblick zogen die Pferde den Wagen schon

an, und ich konnte Hannas Gesicht nicht mehr sehen, denn sie saß im Wagenfond, während ich noch draußen am Trottoirrand stand. Ich winkte dem Kutscher, er solle Hanna zum Bahnhof fahren, und ahnte dabei nicht, daß ich sie nie mehr sehen sollte.

Als ich mit dem Rubinring am Finger eine halbe Stunde später zum Bahnhof kam, sagte mir der Schiffsagent, der meine Koffer dorthin gebracht hatte, die Dame sei soeben mit dem Pariser Schnellzug abgereist. Sie habe im Restaurant während der ganzen Wartezeit einen Brief geschrieben. Und der Agent übergab mir ein mit Bleistift beschriebenes blaues Kuvert.

„Liebster, wir sind nicht mehr zu zweien, seit wir landeten. Dich begrüßt die Heimat, und mich begrüßt die Heimat.

Ich muß Dir außerdem sagen, daß mich die Heimat nicht so lachend begrüßt wie Dich: sie kommt mit dem Schrecken der Armut zu mir. Das Geld, das wir besaßen, wurde beim Herumziehen in Mexiko und für meines Mannes Einkäufe und Krankheit ausgegeben. Wir sollten zum Bau der Sternwarte und zum Weiterleben Geld von einem Verwandten bekommen, aber mit dem Tode meines Mannes fiel diese Unterstützung fort, und ich will mich auch nicht an Verwandte wenden. Ich mag aber auch nicht, daß Du Dich im Augenblick eines stürmischen Geständnisses an eine arme Frau gebunden haben sollst. Die Ozeanwelle hat uns einander in die Arme geführt, und keine Macht auf der Welt reißt mein Herz von Deinem; auch wenn ich nicht bei Dir bin, gehöre ich nur Dir.

Wenn ich mir in Paris mit Musikstunden etwas Geld verdient habe und Dich auch äußerlich würdig empfangen kann, werde ich Dir gleich schreiben. Bis dahin suche mich nicht auf, suche nicht nach meiner Adresse; ich schreibe Dir in Deine Vaterstadt, wohin Du jetzt zu Besuch reisest, wie Du mir sagtest.

Glaube mir, daß ich jetzt nicht gern eine Tote für Dich bin, aber es wäre unwürdig, wollte ich anders handeln, als es mir die Liebe zu Dir vorschreibt."

„O wie töricht," rief mein Blut, als ich den Brief gelesen hatte. „Die Welt ist eine Raubwelt, und

man muß sich die Liebe in ihr rauben, und nicht die Liebe einrichten und würdig einrichten wollen, wenn sie sich nicht würdig darbieten will. Man liebt sich doch, weil man einander sein Blut und seinen Leib anbietet, und nicht, weil man die Kleider des andern anbeten will. O Hanna, warum haben wir uns nicht heute nacht Fleisch und Blut gegeben, warum haben wir gewartet, bis uns Europa empfing und bis das Straßenpflaster uns trennte? Eine Ozeanwelle hat uns aneinandergedrückt, — die Liebe ist ein Ozean, der auch über das Pflaster fluten sollte, dort, wo kein Atlant hinreicht. Die Liebe will großzügig genossen sein, jeder Tag der Liebe, jede Stunde muß fähig sein, das Blut in Ozeanwellen aufrauschen zu lassen, so daß Armut, Alltag und Pflaster davon überschwemmt werden. Oh, warum war ich kein Raubmensch, Hanna!"

„Wir werden uns nie wiedersehen!" klagte mein Blut in allen den nächsten Tagen, während ich nach Paris eilte und Hanna suchte, sie tagelang suchte und nicht wiederfinden konnte.

Einen Menschen in Paris zu finden, das ist nicht so einfach wie in Berlin, wo jeder binnen vierundzwanzig Stunden angemeldet ist. Ich setzte alle Detektivbureaus, die sich darboten, in Bewegung und kam endlich zu dem Resultat, daß Hanna gar nicht in Paris ausgestiegen war; entweder war sie nach Rotterdam gereist oder nach Deutschland. Von der Mutter Seite war sie Deutsche, von des Vaters Seite Holländerin, und einige Verwandte von ihr lebten in Rotterdam, einige in Deutschland am Bodensee. Alles dies konnte ich ermitteln. Auch hatte sie verwandtschaftliche Beziehungen in London und in Petersburg. Soviel wurde mir klar: wenn Hanna nicht selbst an mich schriebe, könnte ich sie nicht mehr finden.

Meine Freunde, die mich am Bahnhof Saint Lazare in Paris abholten, sagten, daß ich auf dem Meer durch das Schreien in dem Sturm eine so mächtige Stimme bekommen hätte, daß sich alle Leute in den Straßen nach mir umwendeten, wenn ich spräche. Ich glaube aber: es war der Schreck und die jagende Angst, Hanna

für immer verloren zu haben, die meine Stimme so laut machte, daß alle Bekannten sich wunderten.

Nach dem vergeblichen Suchen in Paris mußte ich eine notwendige Reise nach Berlin unternehmen; dort wurde ich bis in den Frühling hinein aufgehalten, aber als herrliche lange Maiabende kamen, packte mich eines Abends eine unruhige Sehnsucht, nochmals nach Paris zu reisen und Hannas Spur zu suchen. Es wurde mir dann noch eben vor der Abreise berichtet: eine Dame, wie ich sie beschrieben hätte, eine Dame mit auffallend gelbem Haar, sei Gesanglehrerin in einer altadaligen französischen Familie, aber sie lebe dort unter einem angenommenen Namen und sehr zurückgezogen.

Als ich am Nordbahnhof in Paris ankam, war es ein heller Maiabend; wunderbar blendend milchweiß war der Abendhimmel, und die Straßen liefen alle blau in die Dämmerungsbläue hinein, als münde jede Straße unter dem weißseidenen Abendhimmel in einen blauen Wald. Da ich Paris so schön sah, geheimnisvoll beleuchtet von dem blauweißen Maiabend, glaubte ich sicher, daß ich Hanna heute abend noch finden würde. Ich sah das schöne Abendlicht als eine gute Vorbedeutung an.

Spät an diesem Abend, nachdem ich mich im Hotel umgekleidet hatte, schlenderte ich mit dem unerläßlichen Zylinder auf dem Kopf die Rue Royale entlang zu den großen Boulevards, wo bereits vor dem Grand Café und dem Café de la Paix die elektrischen Lampen brannten und die Strohhüte der Damen wie exotische Blumensträuße unter den rot- und weißgestreiften Leinendächern der Caféterrassen leuchteten. Die Wangen der vielen gepuderten und geschminkten Gesichter und die Lippen, die farbroten, und Augenwimpern, die dunkelbemalten, lachten künstlich, alle Damen glänzten wie neue Pfingstpuppenköpfe neben den glänzenden schwarzen Zylinderhüten der Herren. Das Gewühl der Wagen, die zu den Theatern fuhren, eilte mit vielen Reihen von Gesichtern an den Gesichtern der Kaffeehäuser und an den Gesichtern und Gestalten der tausend Abendspaziergänger vorüber.

Ich saß an einem Marmortisch bei einem Glas Grenadine und hörte einem Gespräch zu, das hinter meinem Rücken geführt wurde. Man erzählte von einem großen Unglück. Von einem Brand. Von Hunderten von Leichen. Ich bin doch nicht mehr in Mexiko, dachte ich und rief einen Zeitungsausrufer und kaufte ein paar Abendblätter. Da las ich von einem Basarbrand, der, während ich hier im Café saß, immer noch wüten sollte. Ein großer Teil der französischen Aristokratie war unter den Opfern des Wohltätigkeitsbasars aufgezählt, — unter der Liste der Schwerverwundeten finde ich, als Musiklehrerin in einer Herzogsfamilie eingetragen, — Hannas Namen! — — —

Noch am selben Abend stand ich in der Charité an Hannas Bett; sie lag mit Binden umschnürt. Ich sah kaum ihre zwei Augen. Aus den weißen Binden sahen mich diese zwei Augenkreise bis zum nächsten Morgen unaufhörlich groß an. Ich konnte nicht sehen, ob sie lächelte, ich konnte nicht sehen, ob ihre Lippen sich bewegten, denn ihr Gesicht war vollständig in die weißen Binden und Bandagen eingewickelt, ebenso ihr Körper und ihre Glieder.

Ähnlich hatten wir uns wochenlang auf dem Atlant angesehen, wenn sie, in den blauen Schleier gewickelt und in die Reisedecken eingehüllt, auf dem Schiffssofa lag und sich nicht rühren konnte vor Sturm und Herzschwäche, und wenn ich ihr manchmal Essen oder zu trinken reichte.

Ich sah jetzt von ihr nur zwei Pupillen in den stahlblauen Iriskreisen und die silberigen weißen Augäpfel. — Kein Laut wurde zwischen uns gewechselt, keine Hand wurde gerührt, keine Geste gemacht, nur unsere Augen sahen einander totenstill stundenlang an. Da auch die Ohren verbunden waren, konnte sie meine Stimme nicht hören. — Am Morgen schauten mich diese blauen Iriskreise noch an, aber — sie sahen mich nicht mehr. —

Am gleichen Vormittag noch besuchte ich den Herzog von D., in dessen Haus Hanna gelebt hatte. Obwohl ich aus den Zeitungen wußte, daß auch die Her-

zogin von D. zugleich mit Hanna bei dem Basarbrand ein Opfer jener Katastrophe geworden und ihr Mann also in tiefe Trauer versetzt war, mußte ich doch den Herzog sprechen, um mir von Hanna berichten zu lassen.

Ich nahm an, daß der Herzog einem von der gleichen Trauer betroffenen, wie ich es war, eine Unterredung nicht verweigern würde; ich kannte den Herzog auch schon flüchtig, ich hatte ihn einmal in England bei der französischen Exkaiserin Eugenie ein paar Augenblicke gesprochen.

Er empfing mich auch sofort, und wir saßen mehrere Stunden in Hannas Zimmer, wohin er mich führte. Der Herzog, der ein Mann Ende der Fünfziger war, erzählte mir dort in dem mit blauen Veilchentapeten und blauweißen Seidenstoffen ausgestatteten Frauengemach von der Toten, von der Zuneigung, die er und seine Frau für das Violinspiel und für die schöne Stimme Hannas gefaßt hätten.

„Aber sie wollte nicht länger als drei Monate bei uns bleiben; sie war als musikalische Gesellschafterin bei uns, und es war eigentümlich, wie sparsam und beinahe etwas geizig diese Künstlerin mit dem Gehalt umging, das sie sich ausbedungen hatte. Wir dachten öfters, es müsse eine besondere Bewandtnis damit haben. Und wenn Sie mir jetzt sagen, daß sie zu stolz war, um von Ihnen Geld anzunehmen, und daß sie sich selbständig aus eigenen Mitteln kleiden wollte, um dann würdig zu Ihnen zu kommen, so verstehe ich, daß der Dame vermeintlicher Geiz und ihre Lust am Verdienen in der Aussicht gipfelten, Ihnen dann nach drei Monaten würdig entgegentreten zu können, sobald sie sich Geld zu einer Ausstattung erspart hätte. Wir glaubten oft, die Melancholie der Dame gälte ihrem in Mexiko verstorbenen Mann, und ahnten nicht, daß sie sich nach einem Mann, den sie liebte, sehnte. Nur einmal dachte ich, es sei möglich, daß sie heimlich eine tiefe Neigung verberge. Sie sang mit Vorliebe ein altes deutsches Volkslied, das der ‚Totenmarkt' heißt, und in dem Lied ist von todesmüden Leuten die Rede, die sich dem Tod anbieten: einem

Greis, einem sterbenden Krieger und einem sehnsüchtigen Mädchen. Den Vers dieses Mädchens, das sich auf dem Totenmarkt anbietet, sang Hanna so wundervoll, daß meine Frau sie bat, diesen Vers in einen unserer Phonographen hineinzusingen."

Ich bat, das Lied hören zu dürfen.

Der Herzog ließ von einem Diener einen kleinen Phonographen bringen. Aus der Walzenschatulle entnahm er eine kleine Walze, die er selbst behutsam in den Apparat einfügte.

Und der Trichter des kleinen Phonographen begann plötzlich mit Hannas Stimme den Vers des deutschen Volksliedes zu singen:

„Tod, eile dich!
Die Sonne steht am Fenster dort, bald kalt, bald heiß,
Doch von mir ging die Nacht nicht fort, die Nacht nicht wich.
Ist auch der Tag wie Silber weiß, wie Silber weiß, —
Seit ich den Liebsten ließ, wer tröstet mich?
Tod, eile dich! —"

Meine Augen wurden undurchsichtig, ich sah nichts mehr vor Tränen, die mir das Zimmer dunkel machten.

Der Herzog saß in seinem schwarzen Traueranzug vor mir und wendete sein Gesicht ab und weinte in seine Hände. Auch ich konnte nicht länger gegen das Weinen ankämpfen.

Da saßen wir Männer und weinten noch lange, nachdem der kleine Phonograph verstummt war.

„Mein Lieber," sagte der Herzog, „diesen Phonographen will ich Ihnen geben, wenn er Sie etwas trösten kann."

„Nur ihre Augen habe ich gestern abend wiedergesehen, und heute nur ihre Stimme wieder gehört," klagte ich. Ich konnte vor Schluchzen nicht weitersprechen, — und als ich von meinem Taschentuch aufsah, erschrak ich beinahe vor den vielen schwarzen Menschen, die das Zimmer füllten.

Wir waren nur zwei Trauernde, aber mehr als fünfzig Trauernde sahen mir aus den Spiegelwänden des Boudoirs entgegen, und alle fünfzig bewegten sich mit uns, waren schwarz gekleidet, hatten rote verweinte Augen und weiße Taschentücher in der Hand,

und alle fünfzig führten die weißen Taschentücher an die Augen, wie wir beiden Einsamen es taten. Vervielfacht boten die Spiegel um uns die Trauer dar. „Das ist wie ein schwarzer Markt von Trauernden," dachte ich, und ich mußte bei den Spiegelbildern mich daran erinnern, daß viel mehr noch als fünfzig heute in Paris so saßen wie wir und weinten, — Tausende weinten heute in Paris; Hunderttausende weinten täglich auf der Erde über immer neue Tote, die sich täglich auf dem Totenmarkt anboten.

Der Herzog begleitete mich dann zur Treppe, und wir kamen durch den Saal, wo der silberne geschlossene Sarg mit den verbrannten Überresten der Herzogin zwischen langen Leuchterreihen stand. Die Diener ordneten Blumenkränze, und Handwerker schlugen die Wände des Saales mit schwarzem Stoff aus und hatten die Spiegel und Lüster mit Flor verhängt. Die Füße der Arbeiter traten leise auf, aber im ganzen Haus hämmerten die dumpfen Hammerschläge der Tapezierer. Und als ich mich verabschiedet hatte und das Haus verließ, mußte ich zwischen Leitern und Handwerkern meinen Weg suchen; auch im Treppenhaus arbeiteten die Dekorateure an dem Trauerschmuck; über Berge schwarzer Laken, mit Silbertressen bestickt, mußte ich fortklettern, und unter dem Tor fuhren eben große Wagen der Gärtnereien vor, die Orangenbäume und Palmen abluden; wieder andere Dekorateure standen auf Leitern draußen auf der Straße und schmückten das Tor von außen mit einem schwarzen und silbergestickten Baldachin und mit schwarzen und weißen Straußenfedern. Überall beschäftigt der Totenmarkt das Leben, dachte ich. Ich hatte vor Schreck und Trauer noch an keine Blumengabe für Hannas Sarg gedacht und ich ließ mich jetzt zu den großen Boulevards fahren. Dort hinter den Riesenglasscheiben der großen Blumengeschäfte war heute ein außergewöhnlicher Reichtum an Kränzen und Inschriften. Auf breiten Bandschleifen sprachen gestickte Buchstaben viele Namen, Trauer, Verehrung und Todesgedanken aus.

Ich trat in ein Blumengeschäft. Eine der Verkäuferinnen fragte mich, in welcher Farbe ich den Kranz

wünsche. „Weiß und blau," sagte ich. „Die Mode ist in diesem Jahr gelb und lila," entgegnete sie höflich. „Weiß und blau," sagte ich beharrlich und dachte dabei an den blauweißen Maiabend, in dem ich gestern in Paris angekommen war, und an Hannas weiß eingehülltes Gesicht, von dem ich nur die beiden blauen Iriskreise ihrer Augen hatte wieder erkennen können, und verlangte einen Kranz aus weißen Maiglocken und blauen Waldglockenblumen.

„Und welche Inschrift soll das Band haben," fragte die Verkäuferin weiter und legte mir zwei gelbe Bänder vor, auf dem einen stand lila geschrieben: „Des Lebens Blume ist der Tod." Auf dem andern stand: „Des Lebens Blume ist die Liebe."

Ich aber hörte in meinen Ohren immer noch die Stimme Hannas aus dem kleinen Phonographen singen und sagte: „Lassen Sie auf ein weißes Band mit blauer Seide sticken: ‚Tod, eile dich.'" Die Dame sah mich beinah erschrocken an. „Wenn das auch nicht Mode ist, so wünsche ich doch, daß das auf dem Band stehen soll: ‚Tod, eile dich!'" sagte ich wieder beharrlich.

„Das haben wir allerdings nicht vorrätig," meinte die Geschäftsdame, „das führen wir gar nicht, und es wird nie verlangt. Das müßten wir erst anfertigen lassen."

Wie seltsam, dachte ich, als ich den Laden verließ und draußen an dem Schaufenster vorbeikam, wo die meisten Konfektionsgeschäfte eben ihre Auslagen umänderten und Trauerstoffe in schwarzen Massen ausbreiteten, da ganz Paris durch den Basarbrand in Trauer versetzt war, — wie seltsam, daß mitten im Leben täglich ein Totenmarkt besteht. Die Erkenntnis, daß neben dem Liebesmarkt des Lebens auch der Totenmarkt täglich Moden und Erfindungen darbietet und Marktstände errichtet, wurde mir nie so bewußt wie an diesem Tag.

Der Totenmarkt der Stadt Mexiko fiel mir wieder ein, wo die Kinder an kleinen Grabdenkmälern von Schokolade knusperten, und wo man Totenköpfe aus Marzipan als Näscherei und Totenskelette als Hampel-

männer und Särge und Leichenzüge als Spielzeug vor meinen Augen am ersten November verkauft hatte.

„Oh,“ sagte ich zu meinem Herzen, „du trägst auch einen Totenmarkt in dir; drei Frauen, die dir nahe kamen, sind im Tod gleichsam zu Waren vor deinen Augen geworden. Von der ersten trägst du einen Karbonbleistift in der Tasche, von der zweiten einen Rubinring am Finger, und von der dritten blieb dir noch die Stimme für dein Ohr auf der Walze eines Phonographen.“

Als ich auf der Straße weiterging, wurden immer wieder neue Totenkränze an mir vorübergetragen. Und mitten durch den Strom der Lebensfülle, der in den bunten mächtigen Straßen der Weltstadt wogte, schien sich ein dunkler Totenpfad zu schlängeln; es begegneten mir viele Damen, in dichte Trauerschleier gehüllt, Schleier, die von schwarzen Hüten über schwarze Gestalten schwarz bis auf das Pflaster herabreichten; man trug Kränze und große Palmenzweige mit bestickten breiten Seidenschleifen und Seidenbändern an mir vorbei; und auf dem Fahrdamm sah man, mehr als sonst, prunkvolle Leichenkarossen heranfahren; mit großen schwarz und weißen Federbüschen und mit schwarzen, silberbetreßten Decken waren Wagen und Pferde verhangen, und die leeren Leichenwagen fuhren in scharfem Trab durch die Menge der Automobile und Equipagen, um die Toten aus den Palästen abzuholen, da die meisten Opfer des Basarbrandes der französischen Aristokratie angehört hatten.

Die Inschrift auf einem Kranz: „Des Todes Blume ist die Erinnerung“ ging mir so zu Herzen, daß ich meine Selbstbeherrschung verlor und mich kaum noch aufrecht halten konnte. Ich trat in die Tür des nächsten Hauses, denn ich fühlte, daß ich in ein Restaurant eintreten müsse, um mich einen Augenblick vom Anblick der Totenwagen zu erholen, da meine Knie zitterten. Aber ich sah mich hinter der Glastüre plötzlich vor der Kasse eines Kinematographentheaters. — O ja, dachte ich, in dem dunklen Raum des Theaters hier sieht es keiner, wenn dir die Tränen aus den Augen stürzen, und hier kannst du dich in der Finster-

60*

nis vom grellen Leben draußen einen Augenblick erholen, ohne ganz allein zu sein.

Ich saß dann im Hintergrund des Theaters auf einem Klappstuhl, und es behagte mir, daß das Theater fast leer war und im dunkeln Raum kaum ein paar Köpfe vor den hellen beweglichen Lichtbildern zu sehen waren. Die Bilder dort, die eben das allbekannte Effektbild zeigten, daß eine ganze Herde Menschen hinter einem herrannte, der irgend etwas verbrochen hatte, und dessen Verfolger sich, je mehr Leute der Fliehende umstieß, an jeder Straßenecke mehrten, bis sie den Verfolgten endlich eingeholt hatten und ihn verprügelten, — diese Bilder sah ich an, als ob sie in einem jenseitigen Leben vorkämen: als hätte ich mich hier in dem dunklen Raum in mein eigenes dunkles Grab gelegt und sähe nur noch von fern das Leben als halbhelle Erinnerung, als ein spukhaftes Blendwerk.

Dann wechselten plötzlich die Bilder.

„Der Basarbrand. Die Brandkatastrophe von Paris," sagte die Schrift, die auf der Bühnenwand erschien, „photographiert während des Brandes bei der Beleuchtung des elektrischen Scheinwerfers der Feuerwehren von Paris."

Ich fuhr auf meinem dunkeln Sitz zusammen. Nein, ich wollte das nicht sehen, das anzuschauen, das war unmöglich für mein erschüttertes Herz. Ich schloß die Augen. Aber als ich sie wieder öffnete, stand eine neue Inschrift an der Wand: „Fliehende, die brennend aus dem Feuerherd auf die Straße springen, um sich zu retten."

Ich behielt die Augen offen und starrte erschrocken auf die Lichtbilder, die jetzt erschienen.

Männer, mit den Spazierstöcken in die Luft schlagend, über gestürzte Frauen hinwegspringend; Kinder, von Feuerwehrmännern aus dem brennenden, qualmenden Bretterausgang des Basars herausgezerrt. Da — Hanna — sie zieht eine brennende Dame nach sich, die Herzogin von L.; Feuerwehrmänner umfassen die Herzogin, die sie in Tücher wickeln, indessen Hannas Haar als eine Rauchsäule vor meinen Augen

emporweht. Sie schlägt nach den Flammen, die an den Falten ihres Kleides wimmeln, und die sie nicht ersticken kann ...

Mein Hals wird wieder so trocken wie damals, als mir der Gesandte in Mexiko die Zeitung zu lesen gab, worin ich Orlas Ermordung angezeigt fand.

Aber außer der Trockenheit im Halse und außer meinem stockenden Herzschlag fühlte ich nichts Schlimmeres an mir. Ich saß und starrte nur — und sah Hannas Erscheinung an.

Stundenlang saß ich im dunkeln Theater und wartete auf die Wiederkehr des Brandbildes. Acht Tage ging ich täglich, mittags und abends, in alle Kinematographentheater von Paris. Die Sucht, Hanna zu sehen, von Hanna Abschied zu nehmen, trieb mich jeden Tag von neuem in die dunkeln, grabdunkeln Theater, wo ich heimlich weinen und mein Taschentuch vor das Gesicht halten und meinen Tränen freien Lauf lassen konnte, und dann ging ich in ein Zimmer, das ich mir in einem Privathaus gemietet hatte. Es war kein eigentliches Zimmer, es war ein leeres Maleratelier, darin standen nur ein langer Strohstuhl zum Liegen und ein Tisch, darauf hatte ich den kleinen Phonographen stehen, den mir der Herzog gesandt hatte.

Das Atelier lag in einem leeren Hinterhaus, und dort konnte ich lange Maiennächte hindurch den kleinen Phonographen das Lied singen lassen — von Hanna:

— „Tod, eile dich!
Die Sonne steht am Fenster dort, bald kalt, bald heiß,
Doch um mich ging die Nacht nicht fort, die Nacht nicht wich.
Ist auch der Tag wie Silber weiß, wie Silber weiß,
Seit ich den Liebsten ließ, wer tröstet mich?
Tod, eile dich!" —

So erlebte ich Grausameres, als jemals erlebt wurde. Die Geliebte zu hören, ohne ihr antworten zu können; die Geliebte zu sehen, ohne sie umarmen zu können; die Geliebte verbrennen zu sehen, ohne ihr helfen zu können! — Täglich wieder ein totes Leben aufwachen zu sehen in Rede und Bild, ohne diesem Leben einen

Körper geben zu können, — das war eine Hölle voll Himmel und ein Himmel voll Höllen. Als das Theaterprogramm des Kinematographen wechselte, kaufte ich mir den Film der Brandkatastrophe.

Ich wollte ihn mir selbst in dem kleinen Atelier vorführen.

Ich weiß nicht, ob ich nicht allmählich irrsinnig geworden wäre vor diesem täglichen lebenden Spiegelbild und von dem Geisterlied einer Toten. Das Schicksal half mir indessen, indem es mir den Phonographen und den Film nahm. Eines Tages, als ich wieder das Zimmer aufschließen wollte, um die Nacht hindurch den Phonographen singen zu lassen, fand ich das Schloß erbrochen, — der Phonograph, der Film, der Liegestuhl und der Tisch waren aus dem leeren Haus gestohlen. Ich erhielt trotz aller Mühen nichts wieder zurück. So wurde ich gewaltsam aus dieser furchtbaren Geisterwelt erlöst.

Raubmenschen haben mir eine Geliebte in Mexiko geraubt, Raubmenschen haben mir eine geliebte Geisterwelt in Europa geraubt.

Jene Raubmenschen verfluche ich mein Leben lang, diese muß ich mein Leben lang segnen.

Der Raubmensch, der der jungen Österreicherin die Ehre nahm, und der Raubmensch, der Orla tötete, und der Raubmensch, der mir Hannas Stimme und Hannas Bild stahl, sie alle drei sind im Grunde eine und dieselbe Seele in drei verschiedenen Verkörperungen; sie sind die Seele aller Vernichtung, die bald Böses, bald Gutes ausrichtet, die Seele des Todes, die aber im Grunde in nichts verschieden ist von der Seele des Lebens. Dieses zu erfassen wird nur dem möglich sein, den jemals beides — höchstes Leben und grausamste Vernichtung — abgründig erschütterte.

Inhalt des dritten Bandes

Novellen

Seite

Romane

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einband von E. A. Enders in Leipzig

MAX DAUTHENDEY

SÄMTLICHE WERKE

Max Dauthendeys Werke

Band 4

Max Dauthendey

Gesammelte Werke

in sechs Bänden

Vierter Band:

Lyrik und kleinere Versdichtungen

Albert Langen / München

Lyrik

Ultra Violett

Einsame Poesien

Ultra Violett,

das Einsame, sprach zu mir:

Noch lebe ich unsichtbar.
Aber ihr könnt mich alle empfinden.
Versucht es mich zu erkennen.
Ich will euch neue Sonnen,
Neue Welten geben.

Glück

Was suchst du?
Warte und wache so laut du kannst.
Wache und horche.
Das Glück, das berauschende, wonnezitternde Glück,
Es kommt nie. Es ist.
Es umarmt dich jäh,
Aus der pochenden Ahnung geboren.

Rosen, starke schwellende Rosen häufen ihren Duft.
Das ist sein Atem.
Und sein Lachen?
Es gibt nur ein Lachen.
Und das Lachen heißt „Glück."

Und seine Augen! O diese Augen,
Die Strahlenblume des Himmels,
Der Sternentau silberner Nächte,
Schrill und melodisch.
Aber so ist es nicht immer.
Es kriegt in sich,
Lustsaugend an der Erinnerung.

Und dann leben die blendenden Träume,
Versteinert, stumpf und hart,
Wie des Mondlichts marmorne Lilien.
Aber nicht lange.

Wühlende Glockenlaute,
Taumelnd, schwelgend,
Von Freude gewiegt,
In Freude schwingend und schäumend
Das ist seine Stimme,
Seine allüberflutende Stimme.

Wird es nie müde?
Müde! Todesmüde.
Aber dann ist es nicht mehr,
Und wird nie mehr sein.

Es flackert noch rot,
Rot, purpurrot,
Aber ohne glühende Kraft,
Nur noch die Farbe von Flammen und Rosen.
Stockend kalt ekelgeronnenes Blut.

So ernst wird es dann,
Und so angstfromm,
Und Weihrauch kriecht ihm zu Füßen.

Tief im Dunkel,
In modernder Einsamkeit
Tasten die blassen welken Gedanken.
Horch! Harfen, ferne, ferne Harfen ...
Da breitet die Sehnsucht
Schluchzend die Arme:
O Glück! Glück!
O Glück!

Es wirft sich an's Herz, auf rauschenden schweren Flügelschlag eine ernste Amethystbläue.

Eine Strahlung verborgener heiliger Quellen und aus glühenden Laubgrotten.

Aus dem Gebüsch ein Mann und ein Weib. Und sie schreiten über den blumigen Rasen, Seite an Seite. Nackt, ein feuchter Violenschein über ihren Leibern.

Ein Löwe leckt seine Hand und andere Tiere folgen. Ein Eber auf der Seite des Weibes. Eine weiße Kuh und schnäbelnde rosige Flamingos und andere, Tiger, Elephanten und noch mehr.

Aus hyazinthblauen Büschen kommt der Zug. Triefende Sonnenbrände über den Büschen. Durchglühte Laubhänge, Malachitleuchten und Smaragdfeuer und darüber die Luft weinrot und rotgolden, wie von üppigen Säften getränkt.

Tauben, lilienweiß, die Flügel gespannt im Golddust über dem Menschenpaare. Im Rasen, rings, kurze große Blumen, rotgefleckte Tulpen und Aurikeln und Primeln in kleinen Sträußen.

Oben schmettert das Licht in Posaunen, die Sonnenbrände wirbeln und über die Laubkronen brausen die grünen Feuer. Aber unten, alles ist Marmorkühle, alles klar, eine blaufeuchte Klarheit.

Das Weib hält eine Blüten-Girlande hinter sich, bis zu den Biegungen der Knie schaukelt die Girlande, bei jedem Schritt streicheln sie die kühlen, tauigen Blüten.

Sie neben ihm. Ihre Leiber breit und kräftiges Fleisch. Und an ihnen die Nacktheit ist wärmeleer in unbewußter blauer Keuschheit. Die Schatten sind gelbzart wie Blütenmehl an ihrem Fleische.

Aber es ist überall um sie, dies dämmerige Violenblau. Es senkt die Äste, sie wiegen sich gewölbt, wie unter Edelsteinlasten, und unter dem Laube in gedämpften Floren. Und über den Tieren dasselbe nachdenklich schweigende Blau, das die Blutwärme verdeckt und alles rollende Rot.

Die großen weißen und roten Blumen im Rasen

mit den samtdunkeln Pupillen sehen zu dem Menschenpaar auf, und wandeln vor ihm her. Und auch auf ihnen das kühle stumme Blau, das alles bezähmt.

Das Menschenpaar schreitet über den Rasen. Der blaue Äther wogt um ihre Nacktheit, eine Strahlung verborgener heiliger Quellen und aus glühenden Grotten.

Eine ernste Amethystbläue, eine Kühle, es wirft sich an's Herz auf rauschendem schweren Flügelschlag.

A Vespero

Die Sonne fällt zur Erde. Gellend zerspringt ihr Licht.

Dicht vor dem blauen Tempel rollt sie nieder. Die berstenden Strahlen jagen durch den Tempelhain. Das Laub fliegt in braunroten Fetzen, geronnene Blutschlacken, triefende Purpurbrände. Alles rast durch die Bäume. Und die Bäume alle von unten in gequollenem Blut und stockend gründumpf.

Gestalten in blauen Laken und in Scharlach ziehen zum Licht.

Helle Wege sickern wie Wasserläufe unter den Bäumen. Blasse blaue Marmorgötter auf breiten flachen Rasenstufen die Anhöhe empor. Grün, blau, rot splittert das Licht über dem Grase, und in kritzelndem Wirbel wie glühende Metallspäne in der Luft.

Ein Schwefelhagel. Es prasselt aus der Sonne. Gellende Strahlstöße, fletschende Goldbrunst hochgeschleudert über den blauen Tempel, über den blutroten Hain.

Eine Bläue von geweihten heiligen Düften quillt aus der Halle, aus öden Säulen schwüles samthaariges Weihrauchblau.

Aber draußen die blutrote Ruhe im Hain steift sich gegen das tolläugige Licht.

Das rasende Gelb verzerrt, reißt das stockende geronnene Schweigen nieder.

Jede Grasspitze knistert, sticht Licht hoch. Rot, und

Blau und ätzendes Erbn. Das rote Dunkel stöhnt im Laube, versengt gekrümmt. Die Bäume in flatternde Fetzen gerissen, flachgepreßt. Und das Licht prallt gegen die Stämme, und verzerrt das Geäst.

Aber das Rot krampfhaft mit braunen röchelnden Kräften und hemmend die gelbe Wut und die Gier. Von den Baumfratzen trieft Purpur. Der Rasen blutet. Und wundgeritzt, rotentzündet der Boden.

Die Gestalten in blassem Blau und stierem Scharlach, alle beugen sich vor dem Lichte, vor der Sonne, die auf die Erde gefallen.

Die Duftbläue raucht aus dem Tempelmarmor. Und das Blau der Tempelhalle beugt sich vor der Sonne.

Das gewaltige Licht steht wie ein schmetternder Donner hochgeschwungen über allem, mit der Kraft berstender Tuben.

Die Sonne opfert.

Inbrünstige Feuer knien vor dem Tempel, flammern an den Säulen.

Auf goldroten Flügeln schwingt es hoch. Ein Hallelujah aus brausenden Himmelsschlünden.

Ein Märchen

Wollt ihr ein Märchen erlauschen?
Ein Märchen? — Ich weiß eines.

O so wunderbar fein, so zart.
Wollt' ich's in Laute, in Töne gestalten,
Wäre jeder Laut, jeder Ton zu lauttönend.

Vorsicht! Behutsam!
Denkt leise!

Sonnenfunken — goldner Hauch —
Löscht ihn nicht — leise! leise!

Ein Garten, eine Gestalt — ein Mädchen.
Rings auf zitternden Schwingen Farben und Düfte,
Und mein Mädchen mitten in Farbe und Duft.

Schwarzgrüne Büsche stumm, atemstockend,
Und darunter Blütenherzen,
Wildrote pochende Herzen,
Pochend in hast'gem Genießen.

Sie singt.
Ihre Träume sind ihre Lieder.

Weiße Astern,
Blendende Astern,
Wie sie sich wiegen.
Und der Garten singt
Und die Büsche,
Alles, alles singt in Farben und Düften.

Starrst du auf Rosen,
Nimm dich in acht.
Rosen sengen, brennen,
Weißt du das!
Sie weiß nichts.
Ahnte sie nur die Glut,
Müßte sie zitternd erglühn.

Aber Flammen wärmen,
Und Wärme weckt Flammen.
O berühre nicht! — Fort! — Flieh!
O berühre sie nicht!

Zu spät!
Erschrick nicht, rette,
Rette aus Flammen den Duft.

Angstfahle Blässe knirscht,
Aber Reue zermalmt nicht.
Auf weißen Astern schwarze Erde.
Warum schwarze Erde?
Warum nicht der Tod?

Erde ist Leben.

Auf weißen Astern schwarze Erde. —
Das ist mein Märchen.

Das Heilige Feuer

Der Himmel blau von einem rauschenden Blau, ein schwellender Akkord. Eine Wiese, wie grünes dunkles Glas, ein gestautes Grün.

Ein Altar in der Mitte, graublauer Stein, rund. Eine Flamme golddünn wie eine Kerze, mit steilem Rauch. Kühle Ruhe.

Im Grunde ein Laubberg, olivschwarz Zypressen, dahinter eine Wolkenlawine, dicht getürmt in gelbweißem Schaum. Oben das Abendlicht rostrot über die Baumwülste. Zwei Zypressen abseits, die Spitzen rote Stifte. Am Rand der Wiese dehnt sich der Rauch in weichen Hängen.

Frauen, in mohnroten Laken eine, — andere in wasserdünnen Schleiern, bis zur Hüfte eine in Schwarz und Gold, alle in Abständen. Die Arme gehoben ziehen um das Feuer. Im Kreis. Ihr Gesang müde, rot wie das Abendlicht, dehnt sich mit dem Rauch und hinaus in die Ebene bis zum hyazinthenblauen Horizont.

Nur oben Licht, und Pochen und rote Wärme, über den Bäumen, am Himmel, in der Wolke.

Aber unten eine Leere und Verlassenheit, ein gläsernes Schweigen. Das Laubgrün moderig wie Kirchenluft und filzig geballt.

Ein Block die Wolke, weiß zwischen der Laubspalte und darüber strotzend wie blasses Fleisch mit kernigen Muskeln.

Die Frauen immer im wandelnden Kreise um das Feuer. Die Leiber braun, und Gesichter braun, alle auf Zehenspitzen in balancierendem Schritt, getragen von ihren Stimmen.

Und das satanische Rot, dies fressende, knirschende braune Rostrot an den Baumwipfeln stockt, das Grün versteinert in Andacht, die Wiese platt, stumm, wie ein gefrorener grüner See.

Im Gehen schaukeln die Gewänder, die Schleiersäume knistern über den Halmen und Amulette klingeln.

Aber immer lautlos das Feuer, eine goldene Spirale zur Höhe in die Stille gebohrt.

Leise Flamme ohne Licht. Alle Gestalten schatten-

los. Lichtlos und schattenlos, in lauer Fläche der Gesang.

Der Rauch röchelt. Die Stimmen schwingen reine graue Linien in flachen Wellen. Das Grün der Wiese, die Baumwand, das Rostrot, durch alles schleicht und summt der gemurmelte Sang. Der Sang schwimmt hinaus in die Ebene. Fern blüht eine veilchenrosige Nacht auf.

Blütenleben

Lauer Schatten.

Ein blühender Birnbaum auf altem müden Gemäuer. Bronzefarbenes Moos quillt über die Kanten und Risse.

Ringsum Gras, junggrün und durchsichtig. Es neigt sich leise und schmiegsam.

Harte blaßgelbe Winterhalme zittern dazwischen, farblos und schwach, wie vergrämte greise Haare.

Aschgraues und purpurbraunes Laub, mit feinem Metallschimmer, wie tiefes gedunkeltes Silber deckt den Grund.

Hie und da ein weißes Blütenblatt mit blaßrosiger Lippe. Leicht, zart, aber müde.

Das Geäst biegt sich dicht und tief zur Erde.

Sacht zerrinnt Blüte um Blüte und gleitet weiß, zögernd nieder.

Die Zweige senken sich tief, bis zu den einsam gefallenen Blüten.

Das Alter hat den Stamm zerschürft. In der gefurchten Rinde ziehen die Ameisen eine Straße hoch hinauf zur Krone. Emsig und flink rennt es aneinander vorüber.

Und dann oben die Bienen. Sie saugen schwerfällig und lüstern von den süßen Lippen und klammern trunken an den weichen Blütenrändern.

Ein üppiges Summen ist in der Laubkrone, ein einförmig gärender Ton.

Die Blüten zittern leise, und die jungen Blattspitzen zittern.

Der alte Baum wiegt sich und seufzt. Duft löst sich, schwebt hinaus in den blauen Sonnenschein, warmsüß und scharf herb.

Die Welle

Pfauengrüne Gluten in der Luft. Über dem Meere Heliotropdüfte. Kochender Atem stockt. Die Wasser stauen sich. In der brünstigen zyanenblauen Dämmerung eine Frau, mit feuchtem Leib aufgestiegen, ein zauderndes Neigen und Schwingen in ihrem Körper, es wogt noch flüssig jedes Glied.

Unter ihr die Wasser glattmilchig, mit Lachen weinrot wie große, offene Wunden.

Ein Pfauenhimmel und Leuchtrauch von Smaragd und Lapislazuli und ein Funkenkitzeln und fliehende Irisschiller um diesen Leib.

Fern am Himmel, im Wasser, rast ein Licht, weiß, elektrisch, und blauweißer Schaum berstet am Ufer. Im hochgesträubten Schaum kauert eine andere, blau und rotgolden der Wasserqualm, über ihren Rücken rieselt grünblauer Muschelglimmer.

Und die Wasser wie silberrandige flachrunde Flossen schieben sich ans Ufer. Überall dieser Heliotropdunst und Weinrauch.

In allem das sich windende Weib, das zum Lande sehnt, das die roten Lachen halten, und aus der Meerestiefe eine herrische Goldglut.

Sie ringt sich höher. Sie biegt den Leib vor. Sie reckt das Kinn. Nur mit den Zehen noch über den roten geöffneten Lachen, sie wankt, tastet — das Ufer! zum Ufer — o, das Ufer!

Sie liegen an ihr und flüstern und hauchen und seufzen, all diese goldrot, goldblauen Farben ihres Leibes.

Ein schluchzender Jubel in ihrem Auge und ein vibrierendes scheublaues Sehnen.

Aber die roten Lachen halten sie, und der mondgoldene Schein aus der Tiefe hält sie. Der Gold-

schein greift an ihren Hüften hoch, greift um die Brüste, um die Schenkel und um den Arm bis zur warmen Armhöhle.

Es zieht sie zurück. Sie wehrt, sie steift sich. —

Der Goldschein faßt höher. Ihr Haarstrom bis zur Hüfte, rot und grün in Perlen, die Goldlichter ritzen das Haar hinauf und an die Wangenknochen und an die Linien des Kinns.

Nur, — o — zum Ufer, Erde!

Das Sehnen spitzt sich, ein metallscharfes Leuchten drängt aus den Poren. Grüne Phosphorblässe auf Stirn, Wangen, um den Leib. Flehende zitternde Farben recken sich höher. Aber der Goldschein der Tiefe bezwingt sie alle. Die stumme qualvolle rote Lache zu ihren Füßen öffnet sich und saugt sie zurück. — Nur einen sehnenden Augenblick lebte die Welle.

Auferstehung

Karfreitag.

Es drängt in den Straßen in die Kirchen. An den Eingängen quetscht sich ein Wurm Menschen hinein, ein anderer spult heraus. Drinnen Schweigen.

In flachen Teppichen spannt sich die Stille zur Höhe. Ein herrisches hochgeschwungenes Schweigen.

Veilchendunkle Laken. Der Altar verhangen. Auf dem erstickenden Blau ein kreideweißes, schlankes bleiches Kreuz.

Stumpfe blöde Ohnmacht kauert vor dem Kreuz.

Blumensträuche. Rote, weiße Azaleen. Dazwischen auf dünnen Kerzenfingern Lichtaugen. Die Sternflämmchen spreizen sich auf ihren dünnen weißen Stielen. Aber in Farbe, in Licht, über allem stockt grüne Leichenkälte.

Der Lichtschein reibt an Gesichtern. Funken prallen an Augäpfel. Männer und Frauen. Aber alle gefühllos, eingepreßt, umkrustet vom Schweigen.

Bis zur Wölbung staut grünmehlige Weihrauchluft, süßätzender Nebel

Lange hagere Fenster, ein steifes glattes Licht, draußen hartweißer Himmel, wie eine Eisplatte.

Vor dem Altar scheuer Raum. Ein Betstuhl. Ein Priester in starrem Faltenhemd und Spitzen. Die Arme breitgestützt. Stahlblaue Stille strahlt von ihm. In strengen gläsernen Kristallen zersticht es im Kreise jeden roten Pulsschlag.

Die Lichtaugen am Altar gefrieren zu goldenen Dornen. Blumenfarben gerinnen. Bleiche Larven.

Oben über der kriechenden moorbraunen Stille, in den Gipsgirlanden der Säulen, in Falten geschwollener Engelleiber hockt höhnischer Moder. Nagt, grinst und fletscht Affenzähne.

Unten am Ende der Halle prallt der Tag an der offenen Türe zurück.

Weißblaues Hyazinthenlicht, sein Atem greift herein. Der Moder sträubt sich. Gelbe Katzen pfauchen. Eine große graue staubweiche Motte flattert auf. Über der Tonsur des Priesters. Taumelt zum Altar. Sinkt in die Lichtdornen. Die Dolche stoßen zischend zu. Der morsche Leib krampft sich. Die dünnen Flügel versengt, schlagen die Blumen. Die Blüten kreischen auf. Gellende Lohe reckt sich vom Altar. Ein Scharlachstrom überblutet das bleiche Kreuz. Die veilchenblauen Laken glutgebläht rollen vom Altar hoch, getrieben von Feuerstacheln. Schrecken verknöchert das Schweigen.

Rote glühende Stirnen heben sich aus der kauernden Menge. Augen schmelzen und erwachen.

Der Priester duckt sich, rutscht zurück. Purpurne Flammenflügel fegen die Halle.

— Auferstehung!

Eine Schmerzstimmung

Es ist eine starre frostige Ebene,
Tiefes graues Gewölk,
Lautlose schwarze Vögel
In flachem Flug.
Und zwischen dem Himmel

2*

Und zwischen dem Erdrand
Ein blasser hilfloser Strahl,
Liegt einsam an der Erde,
Einsam am Himmel.

Es ist eine blutleere Hand,
Blaß ausgestreckt,
Mit dünnem, mattgrünem Geäder,
Und zitternd gereckten, blauen kranken Adern.
Und die graue leere Hand
Liegt hungernd geöffnet.

Es ist das erstickte Auge einer Leiche,
Blauweiß in stechender Steilheit,
Grell unter halbgeöffnetem Lid
Ein erwürgter aufschreiender Blick.

Und es ist von der Leiche
Noch der blaue gekrampfte Mund,
Mit den schweren harten Lippen,
Und dem schweren harten Schweigen.

Aber von Tönen ist es kein Akkord, und kein Laut,
Es ist die vibrierende Fieberstille zwischen zwei Lauten.
Und von Gerüchen ist es
der schluchzende Duft
nasser schwarzer Erde.
Und von Farben:
Das geronnene Rot
und das flehende Blaß
scharfer, verwester Rosen.

Enttäuschung

Die junge Rose war erwacht
In sehnsuchtschwüler Mondennacht.
„Bist du die Sonne! Du blaues Licht?“ —
Sie preßt voll Wonne ihr Blütengesicht,
Bebend in wogenden Qualen,
In die traumblassen, leblosen Strahlen.
„Bist du die Sonne?“ — — —

Der Tag hat ihr die Sonne gebracht.
Der Tag war zerronnen. Duftweiße Nacht.
„Das also Sonne? Empfindloses Gold?!
Und mein Traum, Weichheit so schmiegsam und hold —
Küßt, küsset mich blaue Strahlen,
Löschet die zehrenden Qualen,
Seid Sonne, Sonne!!“ —

Im Paradies

Wie weißes Eisen glüht die Sonnenluft. Jeder Atemzug ein Schluck qualmendes Blut.

Der stumme Mann hält seinen Hut in der Hand. Die Straße hinauf. Immer im Schatten. Den schmalsten Schattenrand benützend, und über die Strecken, wo sie die Trottoirs besprengt hatten, mit Behagen in die glatten dunklen Lachen.

Er war schon vorbei. Aber die Kühle zog sich ihm in den Nacken. Da trat er zurück in die weite hohe Türe, in die eisig nächtige Kirche.

Einen Augenblick kreiste und zersprang es in flimmernden Blasen und splitterndem Sand über seiner Haut, seinen Augen. Bis Wärme und Kälte sich gemischt hatten. Und auch das Licht, das er in sich trug mit dem Dunkel um ihn.

Durch die hageren langen Fenster filtrierte nur dünnes Nebellicht. Aber das Säulengold und das Altargold troff in dem wenigen Lichte blankschweißig. Das Purpurgehänge am Hochaltar mit dem Staubpelz blähte sich üppig in feisten Falten.

Unten in braunen trägen Chorstühlen hockten alte Frauen und standen graue runzlige Männer, wie in Ställe gepfercht, und andere kamen, tauchten drei Finger in das gelbe, steinerne Weihwasserbecken und besprengten sich.

Aber alle starrten zu den goldenen Puppen und dem Bilde eines Hingerichteten zwischen roten Marmorsäulen.

Da kam eine schamdunkle Demütigung über den stummen Mann.

Siehe, diese sind alle deine Brüder und Schwestern.

Und sie knien hier, gläubig vor dem Golde und dem Flitter und hoffen und verlangen. Und keiner unter ihnen ahnt, daß er vor einem tauben Loche kniet.

Das Loch gibt ihnen nichts als seinen hohlen leeren Atem. Aber sie glauben ihm, denn es läßt die Hoffnungen auf der einen Seite ungehindert ein, auf der andern wieder hinaus. Und weil das Loch so gutmütig ist und ihr Wünschen nicht hemmt, haben sie Gold um seinen Schlund gebaut und Marmor und Purpur. Halten es heilig, weil es so sehr bequem, so ungemein beruhigend ist, dies Wunschloch.

Aber es wird eine Zeit kommen mit zurückgeworfenem Nacken und Knien von Eisen und gehärteten Augen, vor ihnen wird das Gold und aller Flitter vor dem Loche wie weichliche Daunen zerstäuben, und sie werden den Blick der Leere ertragen.

Es ist traurig, wie diese hier blöde wie Tiere stieren und ihre Kraft mit dem Brüten über einem hohlen Loche verschlemmen.

Wolltest du jetzt schon an das Loch klopfen, daß seine Hohlheit ertöne, steinigen würden sie dich. Sie würden dich steinigen.

Siehe, das sind deine Brüder und Schwestern. —

Auf den Gesimsen standen kleine weiße Figuren aus Wachs. Ein so naives, lallendes Weiß. Es gehörte nicht in den plumpen Wust. Es ist heilig, dieses Weiß. Dies Weiß allein ist heilig.

Und der stumme Mann mußte an sein Kind denken.

Eine Frau mit dickem Leib, hängenden Wangen und Nase und Augen spitz und zänkisch, stand zum Fortgehen am Weihwassertrog. Immer wieder kreuzten die Finger Stirn, Mund, Brust, Stirn, Mund, Brust. Ihr Rock staubig wie Spinnweben, und so gelb hornig das Gesicht. Dazu ein Blinzeln von tückischen Wimpern.

Der stumme Mann sehnte sich nach seinem Kinde.

Er ging wieder. Die Hitze preßte sich auf seine Schultern. Diese Straße steil, mit den bleiernen Häusern, den sonnenblanken endlos gezerrten Gesimslinien, die Fenstervierecke in marternder Regelmäßigkeit, ein polternder, faulbunstiger Bierwagen, Last-

karren wie Gerippe und gedunsene erschöpfte Menschengestalten, das steigerte die Sehnsucht nach seinem Kinde.

Aber kann ich wieder zu meinem Kinde? Er stand vor einem Schaufenster, drinnen in langen Reihen Stiefel und Schuhe, Glanzleder — und die Schuhe oben mit zerknittertem Stanniol ausgestopft.

Er musterte sich in der Scheibe.

Etwas gebeugter ging er. Und die faltige Schneide an der Nasenwurzel war grauer.

Dies zehrende Mohnblut, das er jetzt in sich trug! Dies stete Wimmern lechzender Sinne!

Es war damals anders, als er täglich sein Kind besuchte.

Eine silberdünne Sehnsucht schmachtete jetzt in ihm nach diesem Damals. Ein weiches Dehnen der Züge, die Brauen hoben, rundeten sich, und die trübe Schicht der Augen geritzt, zerfloß.

Sein Kind! — Dieses Kind!

Es griff sich in den eigenen Blick, bis in das Herzblut tief, es rann wie goldblauer Schnee, so rein strahlten seine Gedanken, so kühl, so durchsichtig.

Der rote Vorhang im Schaufenster zwischen zwei hohen Lackstiefeln bewegte sich.

Er wandte sich rasch. Sein Gesicht zerknitterte wieder, aber in sich blieb er strahlend. Und er hielt schützend die Hand über die zarten scheuen Gedanken.

Dann zu Hause.

Im Korridor quoll Seifendunst. Er ging rasch in sein Zimmer, und zugeriegelt und gleich wieder vor den Spiegel.

Und nun mit Bekümmernis und pochendem Hoffen wieder untersucht, Gesicht, Haltung. Würde sein Kind ihn erkennen, er war entstellt. Dann rasch abgebrochen mit dem Zerfasern — schloß die Fenster, einen Augenblick hielt er noch den sonnenglühenden Fenstergriff in der Hand. Unten schleppte sich eine blaue Pferdebahn vorbei, schwer voll Menschenlast. Drüben gingen Menschen, pfahlsteif, immer mit den Augen an den Dachfirsten entlang, und ein Knattern und — —

Er ging ins Zimmer. Er lächelte. Immer lächelte

er. Nahm die Venusstatuetten und die Faunbüsten von den Konsolen beiseite — und die Opiumphiole in den Spucknapf. Alles mit behaglichen gemäßigten Bewegungen und immer noch dies Lächeln eines Feinschmeckers, dessen Zunge im geschlossenen Munde sich zum Genusse dehnt und schwillt.

Dann noch die Etagère fortgezerrt, und die verstellte veilchenblaue Portière war nun frei.

Er schob sie zurück. Die Ringe klirrten jäh, Staub flüchtete mehldunstig. Noch die Heupolsterung fortgeschleift. Störrischer Qualm, Moder wirbelten auf, nun war sie wieder da die hohe emailleblaue Flügeltüre.

Er sah sich nochmals vorsichtig um. Horchte. Draußen nur das Glucksen und Rieseln der Wasserleitung und oben, in der Etage über der Decke, das Schieben eines Kinderwagens hin, her, hin, her.

Das Schloß war hartgerostet. Der Riegel brach ab.

Und dann drinnen.

Sah sich gar nicht um. Gleich an den weißen Schrank mit den silbernen Leisten.

Erst die Wäsche. Nahm ein dünnes Nesselhemd mit zitternden Goldspitzen. Warf die alten Kleider ab. In lange goldseidene Strümpfe bis hoch über das Knie. Beim Ankleiden krampfte sich die Erwartung heftiger.

Wie es sich freuen wird! Ob es ihn wiedererkennen wird? — O, sein Kind!

Aber die Umgebung stocherte in sein Träumen. Der glaskühle Harzduft vom Kleiderschrank und dann von der Toilette aus winzigen Flacons raunende Walddüfte — Eichen und Erdbeer und Moos. Doch in ihre Kristallglätte wühlte noch ein aufrührischer brandäugiger Dunst aus seinen alten Kleidern. Er schob sie mit zwei Fingern zur Seite.

Dann an der Toilette. Rieb sich mit einem Kirschlederballen Gesicht und Hände. Sprühte Maiglockenessenz über Gesicht und Hände. Das war des Kindes Lieblingsduft.

Und immer lächelte der stumme Mann.

Dann am Schrank. Sonst war die Wahl schwer.

Aber heute ohne Warten, griff rasch hinein, und nahm alles in Scharlach.

Noch nie hatte er Scharlach genommen. Aber es war Widerspruch, Macht in dieser Farbe, das schmiegte sich an seine Stimmung. Es mußte sich selbst trotzen, deshalb Scharlach.

Weite, gesträubte Beinkleider in schwellenden Bäuschen bis zum Knie. Mit Watte gepolstert weiche Wülste auf den Schultern. Daran offene langflatternde Ärmel in Feuerzungen gefranst. Dies Seide. Und das Wams Samt mit frohlockenden Lichtern und dumpfen gesättigten Tiefen. Samt auch die engen knappen Ärmel bis zum Handgelenk. Um die Hüften ein Gürtel, spitz zum Schoß, starr aus gleißenden Rotgoldschuppen, die Schuhe rotes Leder mit geschmeidigen Sohlen und Rubinspangen.

Er streichelte die Seide und rieb sie, bis sie elektrisch knisterte. Und koste das üppige Rot mit den Augen im Spiegel.

Es wird sich freuen!

Es wird jauchzen!

Und er hörte des Kindes Lachen wie schmächtige gläserne Glocken.

Er streichelte von neuem die Seide, bis sie wie Schaumgold knisterte und immer erregter wurde.

Ganz allmählich hielt er an. Seine Nasenflügel vibrierten. Er roch in die Luft, ging rasch, und stieß die alten Kleider in eine Ecke.

Dieser brandige Dunst!

Sonst war es ihm nie so aufgefallen! Und er goß von neuem in die Ärmelfalten und in den Hals von der Maiglockenessenz.

Rasch fort.

Den weiten schwarzen spanischen Mantel über.

Ein geschlossener Wagen — — fort.

Der Kutscher kannte ihn.

Er fuhr ihn immer.

Aber schon in der dritten Straße wieder dieser Geruch. Er mußte aus seinem Fleische kommen. Er hielt die Hände vor den Mund, hauchte hinein. Aber sein

Atem war rein. Doch — ganz deutlich, als er die Handflächen beroch — es kam aus den Poren.

Sein Kind — nein, er durfte es so nicht küssen.

Er klopfte an die Vorderscheibe, der Kutscher bückte sich, er zog an der Gurte, das Fenster fiel nieder.

Bei einer Parfümerie soll er halten.

Hyazinthenduft oder Jasmin. Das mußte alles andere durchwirken. Der Kutscher brachte Jasmin.

Und er schüttete es im rüttelnden Wagen über Hände, Gesicht, goß es in die Schuhe und in den Nacken, bis nur noch ein Stechen und Raufen um ihn war, und er ganz wund von den keifenden Düften.

Nach einer Viertelstunde über die letzte Brücke draußen, am Ende der Stadt. Die schwarzen Kandelaber an den Brückenköpfen eben angezündet. Wie große gepreßte Goldklumpen hing das gelbe Licht in der scharfen Abendbläue.

An der roten Kaserne vorbei. Lärm, Gejohle in der Kantine. Schlaffe, schmauchende Soldaten bei der Wache am Eingang.

Dann eine pfeilgerade Chaussee, weiß, spitz in die Ferne getrieben, darüber die Ulmenwölbung, ein fortlaufender grüner Tunnel. Laubgebauschte, weiche Berge, gelbe Felder, ein träges Tal, der Fluß, und drüben wieder Berge, Weinberge.

Beim vierzigsten Ulmenbaume halt. Der Kutscher wußte das. Er verzählte sich nie. Aber heute — beim zweiundvierzigsten erst.

„Es war zu lange her, seit ich Sie fuhr," entschuldigte er, lüftete den Wachstuchhut und wischte die Schweißfunken von der Stirn.

Der stumme Mann nickte nur und stieg vorsichtig aus. Sprang über den Chausseegraben beim dritten Baume, gleich rechts in einen dünnen Weg zwischen hohen Ähren. Gerade mit den Augen sah er noch über die braunen Halmenköpfe.

Er hörte den Wagen umwenden.

Noch einen Baum weiter gefahren und man hätte ihn drüben vom Paradies sehen müssen. Der Wagen knirschte immer ferner auf der Landstraße — dann wurde es ganz still.

Die Grannen hingen gebeugt, nur in leisem schwachen Schwanken. Die Hitze preßte dumpfen Korngeruch aus den Ähren, und unten zwischen den Halmschäften war die Erde aschgrau und in Rissen geborsten.

Der stumme Mann schlug den Mantel auf und ließ ihn nachschleifen. Von dem Scharlach ging ein lauernder Schein hellrötlich an den steifen Halmen entlang, mit jedem Schritt klirrte das Rot an andere Halme. Eine Lerche zog sich hinauf in den Himmel, ihre Töne plätscherten nieder, aber sie rieselten nur durch die Stille, zerstörten sie nicht.

Drüben, weit im graugelben Feld trieb dunkles, gedrängtes Grün hoch, in Kuppeln, in Säulen, aus dem flachen niedern Halmboden steilsteigend zusammengepreßt, wie eine schroffe hohe Insel.

Vor dem schwarzgrünen gestauten Laub standen violette Dunstschichten, in langen dünnen Strichen. Oben in Laubklüften zwischen runden blaudunklen Kronen sammelten sich grüne flaumige Dämpfe, kreisten, quollen aus der Laubtiefe und goren wieder zurück. Manchmal, blitzschnell, mitten darin, zersprang ein Smaragdlicht und dann den Augenblick danach, schwieg alles und lag still, — und die Laubfarbe ward röchelnder, stumpf, und die violetten Schichten erschöpft weißgelb.

Der stumme Mann schüttelte den Kopf:

Das war sonst nie gewesen!

Er blieb öfters stehen, zog die Hutkrempe über die Augen, der scharfe Abendstrahl blendete.

Aber auch als er näher kam, blieben die zitternden Dünste und die grünen puffenden Dampfknäule in den Laubbrüchen.

Noch die Akazienallee.

Schweres Schilf, und blaue Lilien und schwarzgraue Lilien am Wege entlang. Die Lilien, die blauen immer üppiger gegen das Ende der Allee und die Blütentrauben in den Akazien schäumender.

Dann am silbernen Gitter.

Zu beiden Seiten eine blühende Lanzenwand um den Park. Grüne Malvenzepter, Zepter bei Zepter, mit

roten, und blaßgrünen, und rosigen und weißen Blütenrosetten.

Der stumme Mann suchte an den bunten Pfeilern und wollte dem Kinde eine ganz weiße Malve mitbringen. Aber ganz weiß keine. Die weißen alle mit feinem roten Geäder oder einem grauen Insektenbiß.

Er ging hinein.

Seinen Mantel ab — und ins Gebüsch gelegt, behutsam, und dann mit rauschenden Schritten leise über den blauglimmernden Rasen.

Kein Laut in dem Garten.

Rings die Bäume mit bläulichen Blättern. Eine Bläue wie aus schneidenden Säuren.

Über den Blättern ein Vibrieren, goldgrüne Käfer und durchsichtige Libellen in haardünnem singenden Flug.

Sonst kein Laut in dem Garten.

Kein Laut sonst.

Und mit jedem Schritte wechselten die Düfte, erst zartbitter von Pappelblättern, dann Myrten und Duft von Reseda und Ananas. Wie opalrosige Milchstrahlen flossen die Düfte an ihm vorbei.

Überall, wo er ging, schluckte das Laub den Scharlachschein seines Gewandes.

Er schüttelte wieder verwundert den Kopf. Er befühlte ein Blatt, das er gestreift, es war warm, und ein leichtes Pochen in den Adern.

Aber oben zwischen den Bäumen nichts. Durch die Kronen keine Dämpfe mehr, — und zurück — auch draußen nichts mehr, keine Dunstschichten, — stiller gespannter Hyazinthenhimmel, nur rötlicher, insichgekauerter als sonst.

Aber hinter ihm, durch den Rasen, in der Bläue des Grases standen seine Fußspuren rot, das Gras wie in Glut gefacht, und darüber zitterten dünne Dampfringe. Wo sein Fuß einen Tulpenbecher berührt hatte, stieg vom Grunde ein Rauchfaden, steil wie eine dünne modergraue Schlange.

Er ging schneller.

Die Stille und die Hitze, Düfte und Farben schwollen.

In einer feuchtschillernden Grotte hoben sich zwei

Schwäne, zischten, schlugen mit den Flügeln und stoben auf. Ganz weit fielen sie knatternd nieder.

Einige Federn lagen an der warmen Stelle. Er hob sie auf. Um den Kiel lief eine rote Windung und die Spitze war auch rot.

Er schüttelte wieder den Kopf.

Wo ist mein Weiß! Mein heiliges Weiß! —

Ein weiter blütenüberschwollener Platz. Ringsum starr stockend der violette Laubwall. Im Blütenschaum die Häupter zweier Sphinxe, aus ernstem Lapislazuli, tiefblau, andächtig, wie ein eherner Nachthimmel.

Über die elfenbeinblassen Blüten zuckt das Herzpochen der Sphinxe, jeder Herzschlag ein wimmerndes Lila, ein Fluglicht aus ihren Augen, aus ihren Brüsten über die elfenbeinblassen Blüten.

Purpurbraune Moosstufen zu einer Blütenhalle. Weiße einfache Alabastersäulen, von Säule zu Säule rote Korallenstäbe. Die Decke des Saales dasselbe violette Laub wie im Garten und dazwischen triefende Granatblüten und Drachenblüten und Blutdolden, und aus allen Dolden sickert ein bläulicher Phosphorglimmer und strählt die Säulen.

Der Phosphor schwimmt in der Halle, und die Luft ein leuchtender blauer Nebel, alle Linien darin zart und grübelnd verschwommen.

Der stumme Mann trat tiefer hinein. Da begann in der Bläue ein Zittern, ein fieberndes Rieseln, der Scharlach an ihm sog die Helle und es sank alles an ihm nieder, glimmerte auf den Fäden der Seide, auf den Haarspitzen des Samtes und zerrann.

Bald war die Luft rings kahl und klar. Die Formen in der Klarheit scharf und unerschütterlich. Nur an den Pfeilern klopfte noch der blaue Phosphor, aber gelähmter und dürftiger.

Der stumme Mann zitterte.

Mein Kind? — Wo bist du? —

Mein Kind? —

Es regte sich nichts. Nur der Phosphor rann nieder, und draußen pochte der Herzschlag der Sphinxe über die Blüten. Aber sonst hing alles steif und gläsern.

Auf den silbernen Muschelplatten des Fußbodens blauseidne Pfühle, gefüllt mit duftigen Rosenblättern.

Der stumme Mann lag und starrte hinaus in den blauen Garten, und sein Scharlach bräunte die blaue Seide, der Jasminduft an ihm zerfraß den scheuen Rosenduft und alle Düfte rings.

Über dem Blütenplatz fort, drüben im matten Baumdunkel ein dünnes Licht.

Der stumme Mann zitterte. Seine Brauen bogen sich, die Augen vorgepreßt standen rund und steif.

Mein Kind — mein Kind!

Wie ein blasser Eisfunke ging es fern durch die Bäume.

Kam näher.

Eine durchsichtige Gestalt.

Ein Kindergesicht.

Horchende Augen, wie blauer Marmor und Milch. Leuchtende wachsbleiche Haare über Schulter und Nacken. Von den Schultern ein mondblaues Gewand, in geraden Falten wie silberne senkrechte Regenstrahlen und durch das schwache keusche Blau, der Leib in träumendem Meerschaumweiß.

Über dem Haupte kreiste langsam ein dünner Reif aus silbernen Blütenknospen.

Die Gestalt schwebte lautlos durch die Bäume. Die dunklen Zweige und Äste schimmerten matt durch den hellen Leib. Der Reif schwebte immer mit ihr.

Der stumme Mann preßte die Finger an die Schläfen. Sein Herz wurde eisig. Seine Augen folgten stöhnend dem Gange des Kindes.

Es bückte sich oft.

Es küßte die Erde.

Und ging denselben Weg zurück, den er gekommen, und die Zweige, die er gestreift, und die Blüten küßte es, und sein Licht zerging in der Ferne.

Der stumme Mann kroch in sich zusammen. Die Falten auf der Stirn klemmten sich grauer und tiefer. Die Finger griffen in das Wangenfleisch. Er kämpfte und stemmte sich gegen ein würgendes Grau, das sein Herzblut stockte.

Über dem Garten wölbte sich die Bläue wie eine

Kristallkuppel. Ganz weit darüber flogen Wolken. Aber so fern, nur wie schwacher Rauch, und kein Wolkenschatten fiel über die Blüten unten. Der blaue Nebel der Düfte im Garten leuchtete aus sich selbst.

Aber die Wolken draußen flogen immer gereizter und Sturm stürzte hoch über die Gartenbläue. Doch hier in die Tiefe drang es nur als ein Fächeln, sang in den Äolsharfen, in den rosigen Muschelhörnern zwischen den Säulen der Halle, und die Blüten draußen wiegten sich und stäubten feinen glimmernden Puder.

Der stumme Mann krümmte sich und schauerte. Er stopfte sich die Seide in die Ohren und kroch in die Pfühle, und sein Herz stöhnte:

Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr! — mein Kind! Du wirst kommen — du mußt — Wie ihr mich martert, ihr höhnischen Fratzen — es ist heilig hier, alles heilig hier — fort — ich bin nicht euch — —

Aber der Scharlach grinste:

Du gehörst uns, ganz uns. Alles gehört uns.

Da wühlte er sich noch tiefer in die Pfühle, so tief, daß er durch das weiche Rosenpolster den kühlen Muschelboden fühlte. Dann lag er erschöpft. Die Muschelplatten vibrierten mit den Tönen der Äolsharfen. Er zählte ihr feines Schwingen und dabei schlief er ein.

Im Traume sah er sein Kind im Küssen durch die Bäume gehen, und jeder Kuß auf das Laub, das sein Scharlach erhitzt hatte, rann als Blutstrahl durch den durchsichtigen Körper des Kindes. Nach jedem Kuß reckte sich der Leib und die Brüste schwollen. Der Knospenreif über seinem Haupte erhitzte sich und die Knospen sprangen im Rubinlicht auf.

Dann kam es wieder den Weg zurück, es trat aus den Bäumen, da war das gläserne Kleid von seinem Leibe geschmolzen. Der Boden rauchte hinter ihm, und zehrte die Bläue von dem Laube und die Bläue aus der Luft. Über den Baumwänden schwollen die Wetterwolken, geduckt, gelbbraun mit weißen knisternden Augen.

Und das Kind kam über den Blütenschaum näher. Zu allen Seiten runzelten sich die Blüten und zerkrümelten grau versengt.

Es kam näher zur Halle.

Der Herzschlag der Sphinxe loderte fiebernder, ein breiter schütternder Schlag, — dann erstarrten sie, ihre Herzen zerfielen in Asche.

Er hatte sich bei dem Schlage umgewälzt. Ein röchelnder Branddunst von qualmendem Fleische — knirschende Hitze gegen sein Gesicht. Das Kind stand vor ihm.

Es preßte sich in heißen Linien gegen seine geschlossenen Augen.

Es bog sich über ihn. Die Augen gierig schwarz wie Tollkirschen. Vom Rubinreif über ihr tropfte die Glut und rann in roten Schlangen am Haar nieder, das wachsbleiche Haar hing purpurn in triefenden Bränden. In ihrem Körper verschlangen sich gierige Adernetze und die Spitzen der Brüste glühten.

Vater?!

Sie umschlang ihn.

Er wehrte ihr.

Aber sie kroch über ihn. Und ihr Leib drängte bebend und geschmeidig wie heiße Gallerte an ihn.

Sie sprachen nicht.

Sie küßten sich die Gedanken in das Herz. Und ihre Umarmungen, ihre Küsse waren Klagen und Tränen.

Draußen klirrte das Laub eisern, der Sturm rollte die Luft in polternden Blöcken, prallte zur Tiefe, begrub die Stille, und die Muschelhörner kreischten und barsten und die Äolsharfen zersprangen in Seufzern. Die Bläue erstickte, nur die Dolden glommen an den Korallenstäben, der Phosphor rann in Feuertränen an den Säulen nieder. Von allen Blüten der Decke tropfte warmes Blut und zerspritzte pochend über den weißen Muschelboden.

Ich habe dich vergiftet, mein Kind! Ich selbst —! Ich habe dich aus meinem Blute geboren und muß dich nun mit meinem Blute töten, — mein Kind, — mein Kind! —

Es hörte nicht mehr. Es war eine Gier über das

blasse Geschöpf gekommen, es warf sich über den stummen Mann, zerschnitt mit den Zähnen seine Pulse und sog lüstern sein Blut. Und die Brüste blähten sich und die glühenden Spitzen fraßen den Scharlach von seinem Leibe.

Er sträubte sich, rang dagegen, aber sie ließ ihn nicht, bis sie satt und erschöpft.

Er hob sich zitternd, mit den letzten schluchzenden Kräften und legte sie behutsam in die Pfühle.

Gelbe Wetterwolken krochen wie Hyänen durch die Säulen.

Er betrachtete immer sein Kind. Er mochte, er konnte es nicht verlassen. Wenn er erwachte, würde es ihm neue Marter bringen, und endlich den Tod, aber er wich nicht.

Die gelben hohlen Wolken krochen näher.

Er wollte das Kind wecken, daß es ihn töte mit seinen Küssen.

Aber es blieb reglos. Er horchte. Das Herz war still. Der Körper erstarrt.

Langsam hob er den steifen toten Leib auf.

Draußen bissen sich weiße Feuer am Himmel. Ein Brüllen aus Wolkenschlünden, der Boden schütterte. Er schleppte sein Kind über die rauchenden Blütenaschen zur Gartenpforte.

Die silbernen Gitter waren geschmolzen. Die Malven taumelten geknickt und zerrauft.

An der Schwelle zerrann ihm die Tote unter den Händen. Er trat zurück. Immer wieder entglitt sie ihm. Er konnte sie nicht über die Schwelle zwingen.

Dann legte er sein Kind in die warmen Aschen und küßte es auf das schweigende Herz und flüsterte in das tote Ohr:

„Ich werde dich wiedergebären. Auf Wiedersehen! Ich werde dich wiedergebären."

Dann ging er.

Hinter ihm fraßen die Blitze sein Paradies.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Vernichtungskampf begann gegen das Lasterblut, das er eingesogen.

Er raste gegen die Welt, gegen sich, gegen sein Fleisch.

Er preßte Tropfen um Tropfen des wollüstigen Giftes aus seinem Körper, und wenn die Nägel nicht mehr pressen wollten, dachte er an das Verlorene und wühlte mit neuem Willen in seinen Adern.

So gingen Jahre.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

An einem Nachmittag im Spätherbst lag der stumme Mann zu Hause.

Er hatte Schnupfen.

Auf dem Sofa vier, fünf Taschentücher. Den Rauchtisch neben sich gerückt, darauf einige Bücher. Auf dem Stuhl daneben wieder Taschentücher. Und die Polster mit Karbol besprengt.

Der Gaumen schmerzte und spannte, der Hals kratzte und die Nase stach.

Es wurde dunkel, und er setzte sich an das Fenster. Er blätterte in einem neuen Buche. Er wollte die Seiten nicht erst aufschneiden. Damit das Licht auf jede Seite fiel, stand er bald abwechselnd links, bald rechts am Fenster.

Aber bald schmerzten die Augen. Die Buchstaben zitterten, das Buch schwankte in seiner Hand, und er legte es auf das Fensterkissen.

Es war fast ganz dunkel.

Er stand an einem Sessel, hielt die Lehne in den Händen und starrte immer auf seine Gedanken.

Je dunkler es wurde, desto deutlicher sah er sich — die feinste Runzel und die fernste pochende Ader, und all die dunklen kreisenden Wünsche bekamen Farbe und leuchteten.

Aber alle Äste trafen sich in einem Kern, und von dem Kern bröckelten lockere Schlacken . . . . und im Innern durch matte Häute und Ritzen schnitten schon zage blaue Strahlen und das Licht preßte sich immer steifer, genährter gegen die Schale. Bald mußte sie fallen. —

An der Türe klopfte es.

Das Mädchen.

3*

Den Brief bringe ein Dienstmann und warte auf Antwort.

Der stumme Mann nickte. Machte Licht.

Von Freunden eine Einladung.

Er setzte sich an den Schreibtisch.

Ihr verzeiht. Ich kann mit dem besten Willen nicht kommen. Ihr müßt mir schon einige Wochen Einsamkeit gönnen. Ich muß mich schonen, da ich bald gebären werde.

Das Mädchen nahm die Antwort und ging. —

Der stumme Mann blies das Licht aus. Setzte sich ganz leise an das Klavier. Und spielte stumm, ohne einen Ton anzuschlagen. Dabei sah er im Dunkeln ganz genau, wie glücklich er lächelte.

Die Geburt des Genies

In Felsen kauert die Seele.
Sie lauscht ihrem Atem,
Und atmet ihre Gedanken.
Aber die Ruhe allein gibt ihr nicht die Kraft,
Sie saugt ihre Kraft aus der Erschöpfung,
Aus dem Vertönen erschlaffender Kräfte.

Das Meer wälzt seine Berge um die Stille,
Und ihre Einsamkeit umbrüllen die Wellen,
Über die Felsen fliegt gieriger Schaum,
Er netzt nicht, — er zerspringt in Luft —
Kein Hauch berühret die Seele.
Und dann, ein Tag! Ein Jahr! Ein Jahrhundert!

Kein Zeitraum, der den Triumph einer Sekunde umfassend erschöpfe,
Die Felsen wanken, bersten, zerkrachen.
Das Echo sprengt splitternd die Lüfte,
Spaltet die Ruhe, schleudert Berge empor,
Und schroff auf, wild im Flammensprung,
Im begeisterten Arme die Fackel,
Gebärt das Genie sich dem Lichte!

Sehnsucht

Ihre Arme umschlingen den Mondenschein
Und ringen nach den Sternen,
Die Augen wühlen sich in die Nacht,
In kalte leblose Fernen.
Und es umkrallt die bettelnde Hand
Den tauben Stein, den toten Sand,
Zermalmt von verzweifeltem Sehnen.
Ertrinkend in Sehnsucht und Tränen.

Frühling

In tauiger Nacktheit eine junge Wiese, dünne silberne Stämme nackt, kühle Blütenblässe in der Luft.

Ein rothaariges Mädchen nackt bis zu den Hüften. Nur um die Füße ein Gewand blaugrau aus Sonnenrauch. Durch die Wiese langsam ein glattes Wasser, entlang Weidengefaser, Röhricht, so um den Weiher und den Hügel hinauf.

Eine bleiche Reifstarre, ein Frösteln im Grün und über den rotvioletten Buschweiden. Aber im zarten Wasser ein milchsüßes Blau und ein Rosa wie Mandelblüten, das Spiegelecho singender Wolken.

Primelstille, Veilchenwärme und erregter Erdduft ringsum.

In allem geht das halbreife Kind mit den schmächtigen keimenden Brüsten. Ein schmales Lächeln, das Lächeln des Kindes geht im Goldschein über die Wiese, durch stille Bäume und klingt im rosigen blauen Wasser.

Sie greift nach den dünnen leeren Zweigen, das Reis saugt ihre Wärme.

Um sie im Blaßblau und Rosa und Grün drängt ein weiches Erschließen, ein gelockertes Keimen.

Silberiger Duft ist fern über die Höhe geweht, Samtstaub von Blüten, tauender Reifhauch über allen Farben.

Das Goldgrün und das bereifte Blaugrün lispeln ein Sonnenscheinlied, das blaurote Gestrüpp wispert es und die grünweißen Schneeglöckchen neigen sich, schaukeln in daunenweichen Lüften.

Der Zug der Zwergweiden trottelt den Hügel hinauf. Nur die Nächsten warten, lauschen mit dünnem, sehnsüchtigem blauen Blut und zittern in der Wärme, die von dem Leibe des Kindes strömt.

Sein Fleisch ist blau und kühl, und nur vom roten Haar strahlt Wärme und aus den Augen.

Braune Knospenaugen, noch von keinem Geschehnis geritzt.

Die Lippen von den Zähnen gezogen, zwischen den Zähnen lispelt sie das Sonnenlied.

Die braunen Augen horchen den Lippen und flüstern und lächeln mit den Lippen.

Sie geht mit weichem kosenden Schritt. Sie vergißt keinen und grüßt alle.

Sie ist eben erst erwacht aus dem reifdünnen Grase ohne Staunen, ohne Wundern — es ist Frühling und sie streichelt ihn und lächelt mit seinem Rosa, seinem Blau, seinem Grün und seinem Silber.

Johanni

Himmel, Erde schaffenstrunken.
Noch die Nächte schlürfen lechzend
Des erschöpften Tages Helle,
Bleiches Dunkel atmet Funken,
Und das Spätlicht schleppt sich ächzend
Durch die Mittnacht,
Zu des jungen Tages Schwelle.
Sonnenfeuer kochen Säfte.
Blütenzarte dort versengt.
Aus dem weichen Maienkosen
Drängen willenstarke Kräfte,
Und die Sommerreife senkt
Sinnend ihre ernsten Rosen.
Satt zerrann das Frühlingsgirren,
Grimme Sensenhiebe klirren,
Halme seufzen, in der Luft,
Von Vergänglichkeit umwittert,
Wanket schwermutweher Duft,
— und das stolze Leben zittert.

Herbstbacchanal

Die stolze Fülle verstümmelt, gebrochen.
Die reiche Erde verknöchert, bestaubt.
Fäule kommt auf trägem Leib gekrochen
Und reckt voll Gier das graue Moderhaupt.
Doch trotzig sträuben sich die zähen Pulse,

Die Todesangst fliegt auf, taumelt, rafft
Aus dem zermorschten Siechen
Die letzte, ringende Kraft.

Zitternde Bläße schminkt sich
Mit stierem grinsenden Blut,
Mühsames Leben lodert
Leere, erheuchelte Glut.
Flammenjauchzen durchgellt
In grassem Echo die Welt,
Betäubende Feuer schäumen,
Farben tollen, bäumen
Schrille, kreischende Funken,
Lachen rast, wahnsinntrunken.

Doch unter all dem blinden Tosen,
Durch den verzweifelten Sturm,
Pocht an die flackernden Rosen —
Der Totenwurm.

Wintersonne

Es geht ein Licht vom Himmel wie Rosenmilch. Geht durch die leeren Bäume über den Schnee, über das Schilfdach einer Hütte, über einen kauernden blauen Mann und eine gelbe ziehende Herde.

Der Schnee in blauen Scherben auf dem Hüttendach, um die Hütte in gelben Meerschaumwellen. Vergißmeinnichtblüten und Rosa in den Schneegruben. Der Schnee knistert fiebernd wie Seide. Seiden die Luft, goldweiß und goldrosig gestrählt.

Opalfarben schweben über den Schnee, kaum hörbar, zart wie der Atem der Perlen.

Aber über allem bricht rauschend das Licht im Duftguß aus weißem Kern. Steht in weißem Rosa und höher Gold, blasses Silbergold, und blüht entfaltet wie eine Blume.

Es wird lebendig der Schnee. In blauglimmenden Schatten steigen Flammen und aus Kristallbrüchen

Gase, blaue und rosige weiten die Luft. Mit ihnen summende violette Dämpfe, rauschen unter der Hütte, saugen sich im Baumgeäst hoch. Die kahlen Bäume stehen in der Luft, wie die rosigen Adern auf durchsichtigen Blütenblättern.

Es geht aus allem eine nadeldünne Kühle, eine streichelnde Weichheit, wie die Schiller auf kühlen Muschelschalen und Perlmutter.

Der blaue Mann steht gebeugt im Licht. An ihm vorbei zieht die Schafherde aus der Hütte und breitet sich über den Schnee.

Es geht warmer Lichtfriede über den kalten Schnee. Auf Engelsittichen eine kinderlallende Andacht. Im schmeichelnden Gießen von Düften das Entfalten einer Taube auf rosigem Silbergrund. Das wispernde Beten ganz kleiner runder Engel mit Veilchenaugen und Blütenstaub im Haar und Daunenflügel am Nacken. Und Musik von elfenbeinernen Harfen.

Chorgesang

Stimmblumen eine tauhelle Wiese voll. Und der Frühhauch treibt sie in gelben Scharen zusammen. Ein See, grün und violett, und das silberne Herzpochen der Wellen.

Auf einer Klippe ein Weib. Steil, mager aller Wollust entkleidet. Bleiche Verhärmtheit liegt wie ein strenges Gewand an diesen dünnen, blauen Gliedern.

Eine Luftsäule saugt sich zum Himmel. Ein gerades hochgerecktes Greifen. Die Augen zurückgebeugt, weit, daß die Iris fast hinter die Lider taucht, und das Weiße in verzehrendem Weiß.

Ein schwächlich rankendes Wimmern. Aber doch Rubinmark in weißen durchsichtig zitternden Dämpfen.

Dann schließt sich das alles. — Weich, lau wie graue samtne Blütenblätter zum Sonnenschlummer gefaltet.

Ein Schluchzen quillt aus der Erde. Warme Tränen quellen. Die Starre und die Steile zerfließen.

Die Flucht nach Ägypten

Sie ziehen über eine graue Wiese durch matte Frühnebel an blassen Blütenbüschen vorbei. Eine Frau mit goldnem Schein überm Haupt auf einem Esel. Nur noch der Kopf des Esels geht über den Halmen. Ihr nach, an einem Stabe im Mantel gebeugt, eine Kapuze spitz über den Kopf, der Mann.

Rings um sie steigt blauer Blütenrauch aus der Wiese. Blasse leuchtende Düfte aus dem Graugrün und Graugelb. Ein müder dünner Spinnwebenflaum belegt jede Lichtpore, die Luft steht verdichtet, wie zartes Horn über allen Farben.

Am Horizont ein Streif, rosig wie süße Weindünste, aber noch ein Lila darin, das blutet wie aus weher Narbe.

Wie ganz dünner Schaum schwimmen die Blütensträucher über der Wiese. Ihr Duft saugt die Halme zur Höhe und beugt den Himmel nieder.

Durch die behutsame Stille ziehen der Mann und die Frau auf dem Esel. Unter ihrem Mantel, am Herzen hält sie ein schlafendes Kind. Und alles umher wacht und hütet den Schlummer des Kindes.

Die Farben treten so leise auf. Das Blau nur gedämpft wie behauchte Türkisen. In der Wiese das Rot, nur die Spuren von Rot, als ob Tränen des Glückes und der Rührung darüber schleiern.

Dies das Geleite des Friedens, das mit den Ziehenden schwebt. Es sammelt sich über dem Haupte der heiligen Frau zu einem beschützenden goldnen Lichtschild.

Oben am Himmel im Vergißmeinnichthauch ein schmaler Mond ohne Leuchten, nur wie Wolkenflaum.

Und unten auf der Wiese nur Farbenstaub wie auf Schmetterlingsflügeln, draußen am Horizont das zögernd sickernde Frühlicht.

Diese zögernden Stimmen aller Farben gehen um die Fliehenden in tröstender beruhigender Melodie. Und die Luft rings ist erfüllt von dem Dufte des schlafenden Kindes, und seinem warmen Atem und dem Duft seiner Träume.

Der leuchtende blaue Duft legt sich in die Falten

der Gewänder, dämpft das Rauschen, steigt zum Himmel und zur Ferne, zerdrückt das Mondlicht, wehrt der Tageshelle, senkt sich über die Wiese in die Halme, und es ist da nur noch ein Wimperzittern aller Farben, eine rieselnde Erregung, die sich um das schlummernde Kind drängt, ein kosender rosiger Jubel und ein bebender blaßblauer Jubel und unter Tränen eine unendliche Beglückung.

Faun

Im Walde Faun,
Tief im Grase.
Die Ohren gereckt, mit schnuppernder Nase,
Horcht über die Halme zur sinkenden Sonne.

Und die Affenstirne in Falten geschoben,
Und zitternd die geballte Rechte gehoben:
„Verfluchte Gewalt, du sollst mich nicht zwingen!“

Die Sonne sinkt.
Die Nachtdüfte steigen,
Aus der Waldtiefe
Schwillt rot das Schweigen.

Faun kriecht zusammen,
In die harten Blätter am Boden,
Scharrt Moos, Steine auf:
„Erde, laß mich hinein!“
Und er wühlt die Stirn in die Erde ein,
Beißt um sich, zerfetzt, hackt —
Aber alles bleibt reglos.
Sie hören ihn nicht.
Nur Stille rings mit versteintem Gesicht.
Mondlicht brennt.
Im Walde jagen die weißen eisigen Feuer,
Und von brünstigen Flammen entfacht,
Tanzt Faun und lacht,
Und tanzt und lacht,
Mit wunden Augen in brünstigen Flammen.

Vision

! Stöhnendes Graugelb.
Aber das Stöhnen nur im Blick.
Lautlos sonst und mit unterdrücktem Atem.

! Und ein Blau,
Ein Blau, aus dem ganz zarte silberne Glockenspiele singen,
Und ein Duft geht von Sonnenwärme und Mandelblüten.

! Silber darüber.
Duftleeres, schneekühles Silber.
Aber aus allem hebt sich steif
Und hebt sich fahl, wie Gewitterlicht,
Das stumme Graugelb.
Und hebt sich lautlos stöhnend wie Asche,
Mit welkem darbenden Blick.

! Ein Gesicht — die starre Maske eines Toten —
Ein Kopf — aus dem Blau — aus dem blauen, glatten Wasser.
Braunviolette Strähne — Haare in die Stirn,
Das eine Auge schief, spitze Wangenknochen,
Und trieft von den Schläfen das braunviolette Haar
Über das öde aschige Gelb.

Und darüber: über das blaue Wasser
Silbern ein Schwan.
Silbern die Reflexe von Wolken,
Duftleer, schneekühl.

In das Blau,
In das Silber
Ragt der gelbaschige Kopf des Ertrunkenen.
Und der Schwan zieht reglos vorbei,
Reglos die Reflexe der Wolken.

Schwarz

Abgestürzt.

Die Spätnachmittagssonne in der Hauptstraße von Partenkirchen. Die Häuser gelb vom Licht gestreift. Das Schweigen schwemmt die Straße hinunter.

Beim Bader vor der Treppe ein Gehilfe, erklärt, gestikuliert mit schwülstiger Gebärde — die Hände wölben sich um den Kopf: So — von da bis dahin — den ganzen Schädel habe es ihm gespalten!

Und die Frau mit dem Knaben unten windet sich und biegt sich von seiner Beschreibung fort: Nein, ach Gott, nein, Gott, der arme Mensch!

Und weiter oben bei der Kirche die Obstverkäuferin: Ja, die glatten Eisen an den Schuhen seien es gewesen. Und so — einen Sprung habe er gemacht und dann ausgeglitten — zwischen — vor ihm ein Freund und hinter ihm und er zwischen ihnen gerade in der Mitte hinunter — und gleich fünfhundert Meter.

Und in der Badeanstalt die Frau schaut vom Tor auf den Kirchturm: Fünf Uhr.

Oben im Turmfenster biegt sich ein Junge heraus.

Die Frau zu zwei Damen: Um fünf Uhr würde der Abgestürzte zum Bahnhof gebracht. Vom Krankenhaus, droben vom Krankenhaus aus. Es wäre ein Offizierssohn. Die müßten jetzt gleich läuten dort oben. Ja, er wäre ohne Führer gegangen.

Die Schustersfrau in der Küchentüre und hinter ihr der Qualm von braunem Mehl und Schmalz:

Ganz zerschmettert sei er. Nur die Kleider hätten ihn noch zusammengehalten. Seine Freunde natürlich hätten gewollt, daß man ihn noch am Abend suchen sollte. Aber bei Nacht, das ginge doch nicht.

Die armen Eltern, das sag' ich auch. Ja, wenn er nur gleich tot war! —

Zwei Herren gehen die Seitenstraße höher hinauf. Die Leute in Gruppen vor den Türen.

Die beiden Herren in Schwarz, und Hut schwarz und Handschuhe.

Die Sonne ringsum störrisch blendend an den weißen Häusern entlang und auf dem Akazienlaub und in roten und blauen Knäueln auf Nelken und Rittersporn vor den Fenstern und in den kleinen Gärten.

Durch die wache Helle geht das Schwarz gesenkt, dumpf und steil wie tiefe Stirnfalten. Und die Helle und die Farben wirbeln verletzt auf und umstacheln das Schwarz.

Die Leute halten die Hände über die Augen. Beklommenheit sieht dem Schwarz nach. Aber das Schwarz geht in unbeirrtem Schweigen. Und besonders dies Schwarz der Handschuhe, dies Schwarz, das um die Hände gepackt, das kauert zusammengekrampft und reglos und verblüfft die Helle.

Das Licht schwirrt nervöser, heftig gereizt. Die schwarzen Hände greifen manchmal nach dem Hut, lüften ihn. Dann mit dem weißen Taschentuch über den Nacken.

Das weiße Tuch in den schwarzen Händen, ein kindliches großäugiges Weiß. Das Schwarz ist nicht Klammer um das Weiß, nicht eine Überwältigung, ihre Kontraste kosen sich. Das Schwarz ist diesem Weiß fast unterwürfig und fromm zu ihm, und das Weiß ernst und anschmiegend und tröstend.

Das Licht, das Blau und Grün und Rot, und das in der Helle stocken verdutzt, weiten sich in verwundertem Kreise von diesem Schwarz und Weiß fort.

Am letzten Hause die Menschengruppen enger. Kinder auf einen Zaun gedrängt. Ein Wagen vor dem Hause. An der Haustreppe wieder fünf, sechs Herren in Schwarz. Ein flacher Wagen mit schwarzer Decke. Das Schwarz versöhnlicher und im Lichte grünlich gelöst. Fransen wie Silber an der Decke, aber müde ins Grau kriechend.

Sie nageln eine lange hohe Holzkiste zu. Ein kleiner Kohlenofen daneben mit zitternder durchsichtiger Hitze und der süßgallige Geruch von Lötblei.

Man wispert nur. Die Kinder auf dem Zaune und an den Röcken der Frauen flüstern wichtig und älter. Die Großen schauen. Manches Gesicht gekitzelt lächelnd vor Erregung und in andern Gesichtern die Gedanken behaglich gelähmt, ohne Vorwärts und Rückwärts. Die schlagenden Hämmer schallen nur in der Luft, aber keinem zum Bewußtsein.

Unter den Herren in Schwarz, zwei rücken und stützen sich von einem Fuß auf den andern. Tränenschärfe steht rot, wund in ihren Augen. Das Schwarz liegt beengend um sie.

Die Blicke der Leute rings halten gestaut vor diesem Schwarz. Das Licht kreist nachdenklicher und weniger feindselig die Farben. Es blüht flüssig im Blond der Kinderköpfe und in feuchtem Blau auf einem Ritterspornzweig in einer Kinderhand.

Männer stemmen die Sargkiste hoch und auf den Wagen. Auf dem holzgelben Deckel eine große schwarze Flasche gemalt, „Vorsicht!", ein großes „S" und 400. Alles in stummem geduldigen Schwarz.

Sie ziehen eine schwarze Decke, darauf ein weißes Kreuz, über den Sarg, und über die Rückwand und die Seitenwände hängen die weißen Arme des Kreuzes.

Das Schwarz und das Weiß breiten sich selbstbewußter und pflichternst. Aber rings die hastigen Farben und die hastige Sonne ehrfürchtiger und treten leiser auf und scheuer.

Sie legen Kränze auf die schwarze Decke. Die roten und blauen Kränze und grünen halten auf dem Schwarz den Atem an.

Die Straße herauf hoch, wallend eine Fahne, und Laternen, Priester und Chorknaben weiß und schwarz.

In die Leute rückt eine Beengung, eine Unruhe tritt ihnen auf die Füße. Eine Stille strömt aus dem Schwarz und Weiß, die alles vergewaltigt.

Dann kriechendes Gebetsmurmeln. Eine zwingende Strenge, schwächende Lähmung aus dem schwarzen Murmeln und Weihrauch windet sich und röchelt.

Die Leute mit gefalteten Händen, die Köpfe entblößt, farblos alle Gedanken und wie in lichtleeren Nächten betäubt vom Schwarz.

Beim Paternoster schwingt die Luft. Vom Kirchturm wälzen sich Metallwellen. Schwarze Kreise breiten sich. Im Schwarzen ein Weiß mit großen schluchzenden Augen. Die schwarzen Kreise weiten sich und ziehen sich zusammen um die weißen Augen und weiten sich und ziehen sich zusammen. Sie durchdringen das Licht, alle Farben, durch alles geht ihr Pochen und Wogen widerstandslos.

Amen.

Eine begehrliche Unruhe in all den Menschen um den schwarzen Wagen. Die Geistlichen, die Fahnen und Laternen wallen voran und Kinder hinter ihnen, dann der Wagen, hinter ihm die Herren in Schwarz. Die beiden mit den wunden Augen dicht hinter dem Wagen. Ein Wanken und Drängen und von Beklemmung geschoben der schwarze Zug die Straße hinunter. — — — — — — — — — — — — — — —

Oben nach Sankt Anton führt ein Weg an heiligen Stationen hinauf. Grünschattig unter Buchen der Weg und zur Seite die kleinen kalkweißen Tempelchen, an den Nischen vorbei mit den Kreuzigungsbildern.

Vom Dorf herauf Heuduft und Kuhmilchdunst, Duft von jungen Haselnüssen, und kühler Resedaduft aus den kleinen Gartenwinkeln.

Touristen ein Trupp, Damen und Herren unter einem Baum gesammelt, deuten hinunter über die Schultern und mit Operngläsern. Weiter hinauf hinter weißem Klematisgebüsch zwei auf einer Bank, richten ein Fernrohr, suchen und kneifen die Augen angestrengt.

Immer noch weiten und dehnen sich von allen Glocken die schwarzen Kreise mit den weißen Augen, weiten und dehnen sich, die Luft über der Talebene krampft sich und die flache Stille schwankt.

Von den Bergen rings leuchtet ein stockendes Blau, Sonnennebel gestaut auf den Wiesen und lastet auf dem freien Grün.

Bei den letzten Häusern an der Friedhofmauer vorbei windet sich der Weg flach weiß in jähem Biegen und später wieder eine Handvoll Häuser und der Bahnhof weit draußen.

Grau kriecht wie eine graue Raupe auf dem weißen Weglauf.

Im Fernrohr ganz klein, erst die Fahne über der Kirchhofmauer und eine trippelnde Kinderkette, mit dem braunen Pferd der schwarze Wagen und die schwarzen Herren dann, und dann in nachdrängendem Grau ein ungeduldiger kurzer Haufen. Ganz zuletzt mit hellen Sonnenschirmen, an der Wegseite, zwei Damen mit rosa Blusen.

Und immer als ganzer Körper in allen Gliedern und Abständen, immer gleichbleibend der Zug vorwärts, auf der flachen weißen Straße. Im Schatten unter Wegbäumen, in Lichtlücken, aber immer grau, im selben Grau, kaum gestört vom Licht und nicht vom Schatten. All das Schwarz ist geronnen. Seine Strenge zerfasert. Das Grau wird immer regloser und blasser in der Weite.

Draußen am letzten Hause verlöschen die Stadtglocken, nur die Friedhofglocke noch.

Der graue Zug zerrinnt fern im Licht, hinter Bäumen und dann zwischen den Häusern am Bahnhof.

Der letzte Glockenkreis zerteilt sich.

Das gelbe Licht steht über dem Tal. Es horcht dem letzten grauen Hauch nach und atmet auf. Es springt von den kleinen Häusern zu den roten und blauen und grünen Farben. Sie wärmen sich aneinander und tönen wieder zusammen.

Das steife verblüffende Schwarz ist vergessen.

Stimmen des Schweigens

Gesänge der Düfte, Töne und Farben

Herbst des Blinden

Grau das Weinlaub.
Bleich, goldbleich Platanen.
Sagt ihr nicht, so matt duftet der Herbst?

Grau das Blatt, das meine Wange streifte,
Grau?
Es brennt in Kälte.
Schwarz gellen ferne Stürme.
Dumpf kochend rollen Wellen
In schwarzen Schlangen über meinen Leib.

Und bleich, goldbleich?

Geschmeidig wiegen auf kühlen Zweigen Orangenkelche,
Umneigen meinen Scheitel,
Befühlen Wangen, Nacken,
Umschmiegen glatt wie Luft in hellen Nächten
Mein Haar.
Und halten meinen Schritt
Schneelind umfangen.

Düfte tief von Moosen, Erdgewürzen,
Schießen in Ruten hell und in Kaskaden,
Stürzen von wehen Rosen
Lavawilde Bronnen,
Zerschellen Schaum von wunden Malven, Caprifolien,
Nelken,
Von welken Heliotropen und Levkoien
Schnellen die letzten Schreie
Heiß wie schwarzer Wein.

Im Buchenwald

Du gehst tief auf dem goldenen Grunde der Seen.
Lautlos steigen in Strahlen graue Korallen,
Fließen Phosphorfeuer von grünen Kristallen,
Sinken Perlen auf den braunwelken Grund.

Draußen von silbernen Sonnenufern
Neigen sich Glocken
Und locken mit blauen Kelchen
Die smaragdene Tiefe.

Abend

Schwarze Moose.
Erdgeruch in lauen Flocken.
Schmale dünne Silberblüten
Und Gesang von bleichen Glocken.

Welke Feuer löschen leise.
Nur ein Atmen warmer Flut.
Blühend schmelzen rote Meere,
Dunkle Sonnen saugen Blut.

Faulbaumduft

Weiß der Park, ein Korallenhain.
Eisfäden schneiden den See.
Grün gleißen Pfauen im Sternenschein
Auf ätherblauem Schnee.

Scharfblanke Höhlen,
Goldätzend in Helle.
Auf hyazinthener Schwelle
Brütet scharlachen ein Mond.

Kuckuckruf

Braune Blätter spülen auf dem Schlamme.
Aus den Schattenschluchten
Mondnachtaugen einer Hindin.

4*

Scharlach, schwül, von kalten Schwämmen.
Zwischen schwarzen Wurzeldämmen
Eine blaue Erdgasflamme
Wankt
Und
Löscht.

Amselsang

Fliehende Kühle von jungen Syringen,
Dämmernde Grotten cyanenblau,
Wasser in klingenden Bogen,
Wogen,
Auf phosphornen Schwingen,
Sehnende Wogen.

Purpurne Inseln in schlummernden Fernen.
Silberne Zweige auf mondgrüner Au.
Goldene Lianen auf zu den Sternen,
Von zitternden Welten
Sinkt Feuertau.

Morgenduft

Schwergebogen nasse Äste,
Trübe Aprikosenblüten.
Unter tiefen Wolken schleichen
Feuchte Wege.
Aschenweiche tiefe Wälder,
Kahle perlenmatte Fjorde,
Kaltes Schilf. Auf glasigem Grunde
Spielen scheue Rosenmuscheln.

Vollmond

Gelbes Eis
Und grüne Nebel.

Kranke Kallablüten leuchten.
Von den bleichen Bechern rinnet
Goldnes Öl in sanften Strömen.

Warmer Moder,
Nackte Schädel.
Über weiße Marmorwüsten
Fliehen lautlos
Schwarze Schwäne.

Rosenduft

Weinrot brennen Gewitterwinde.
Purpurblau der Seerand.
Hyazinthentief die ferne Küste.

Ein Regenbogen veilchenschwül
Schmilzt durch weihrauchblaue Abendwolken.
Im Taudunkel lacht
Eine heiße Nachtigall.

Wolkenschatten

Schwarz schleichen Efeuwellen
Über Goldlackranken.
Im Glimmersande rauchen
Violenschwüle Quellen.

Aschenfalter wehen und tauchen
Durch den klingenden Äther.
Die Gesänge der Lilien
Wanken und flehen.

Resedaduft

Lilakühl das Schweigen nach dem Regen.
Blaue Winde fließen über dunkle Ackerfurchen.
Im lichtgrünen Himmelskelch
Öffnet sich der erste Stern.

Jasmin

Wachsbleich fließt die Sommernacht.
Auf erddunkeln faulen Lachen
Bleisüß rosigblaue Irishäute.
Wetterleuchten, schwefelgrün, in Splittern.
Eine weiße dünne Schlange sticht
Züngelnd nach dem blauen Mond.

Totes Feuer

Blaß schweigt der Mohn.
Noch ein fernes Schwingenrauschen,
Hohle Stille dann . . .
Und die leeren Kelche lauschen.
Klaffend geöffnet
Hungernde Grüfte.
Steine klagen.
Schneidend im Dunkel
Weiße Sensen.
Darbend pfeifen die Lüfte.

Regenduft

Schreie. Ein Pfau.
Gelb schwankt das Rohr.
Glimmendes Schweigen von faulem Holz.

Flüstergrün der Mimosen.
Schlummerndes Gold nackter Rosen
Auf braunem Moor.

Weiße Dämmerung rauscht in den Muscheln.
Granit blank, eisengrau.
Matt im Silberflug Kranichheere
Über die Schaumsaat stahlkühler Meere.

Meerwassergeruch

Ein Blau aus fliehenden Wäldern
Sengend, nachtheiß.
In hohler Weite schneidend weiß.
Sand bis zum Erdrand.
Wolkenschatten in schwarzbleichem Zug,
Stumme Geier in lohendem Flug,
Röchelnde Stille.
Gelb zücken die Lüfte.
Fern Donner
Blutet schwarzrot
Durch eisige Klüfte.

Reif

Auf schwarzen Auen
Kalte grünblanke Mondrosen.
Scharf kristallene Sternblüten,
Und senken weißen klingenden Samen
In die weißen singenden Winde.

Streng keimen marmorkühle Myrthen,
Edelweiß aus wehem klagenden Alabaster,
Singen mit den weißen Winden:

: Eine eisblasse Mondwelle schläft
Bei den mattgrauen Wellen der Sonne. . .

Herbstflammen

Hell brennen die Wälder.
Braun versengt sprühen die Eichen.
Weiche Buchenkronen glühen,
Jagen auf in sonnengelbem Schaum.

Rot Pilze,
Gifttrunken.
Grün zucken Moose.

Weisfeuchte Funken sprengen Granit.
In grelle Breschen gespalten die Tannennacht
Rotglut verschüttet um Ulme und Eschen.
Gelbschrill in Feuerfahnen lohen Platanen.

Schwefelscharf Augen,
Glimmen, sengen,
Schneidendweiß klafft Gebiß.
Goldbraune Panther schleichen stier,
Dunkelheiß mit singendem Atem,
Die weißen Kehlen pochen in Gier.

*

Rollend gewölbt,
Flammen wildgelb,
Stürzen vom Laub,
Schlagen in Purpurgruben zusammen.

Schwarz aus roter Brunst
Schreie . .
Ein Weib . . .
Brüllender Dunst von brechendem Blut,
Scharlachen in goldbrandigem Laub
Wälzt sich ein rauchender Leib.

Dunkelgeduckt,
Gelbe Augen,
Blankes Gebiß.
Panther umgleißen den flammenden Strauch.
Rot kocht der Rauch,
Die weißen Kehlen pochen in Gier. . .

Gelber Regen vom Birkenreise.
Gelbe Blätter zitternd geflogen
Von den silbernen Birkenbogen.
Leise Fäden in wallenden Zweigen,
Frauenhaar.
Und die Sonnenstrahlen spreiten
Singendes Licht in die lallenden Saiten.

Mondklar ein Jüngling,
In sehnenden Linien
Einer schlanken Kallaraute.
Weiß des Knaben Finger,
Und pflücken
Von der blanken Birkenharfe
Blaue schwanke sehnende Laute.

Lautlos fällt der Wald in Asche.

November

Grau verwirrt der leere Wald.
Mit tausend blauglühenden Ätheraugen,
Hoch durch schwarzen Fichtenbehang,
Irren Heere blauer gigantischer Blüten.

Von fremden Dolden,
Niemand hat je sie belauscht,
Blüht jeder Morgen im Grase
Eisigen Samen.

Graue Frauen,
Die lautlos im Reigen kamen,
Sind lautlos gegangen.
Der Bleichen Juwelen
Strahlende Fäden
Irisgrün, irisgolden,
Hangen an allen Zweigen.

In nackten Kronen singen
Wachszarte Ströme der Sonne.
Um bloße Säulen,
Auf weißen Schwingen kreist
Einäugig ein Aar,
Das Schweigen.

Erster Schnee

Fern, irgendwo im Himmelblau,
Ein sonderzartes Land.
Die Heiden weiß,
Besprossen lilaklare Primelblüten.
Blüten groß, offen erschlossen,
Augen, weite Augen, die an Tränen saugen,
Sanfte Augen, die ein Paradies behüten.

Mit weißen Fingern
Ein stilles Kind
Spielt mit den Primeln,
Lacht mit dem Wind.

Zaudernd auf schleichenden Zehen,
Über die Blüten,
Weiße Rudel
Von weißen Rehen.

Alles so licht und so eigen.
Einsam entblättert das Schweigen.

Blanke Nächte

Melodien eines Mondsüchtigen

Werdender Mond

1

Die hohen Pappeln starren eisendunkel.
Schwarzblaue Steine glimmen im grauen Wiesentau.
Bleich fließt die Nacht.

Eisgrüne Meere ziehen durch den tiefen Äther,
Und ihre lichten Wellen rühren an mein Blut.

Blau, in aschenweißen Fluten,
Schwingt ein dunkel Echo meines Körpers.
Bleich, von meinem Fleisch,
Reg entzündet Augen, meine Augen,
Und mit der blassen Strömung fließt mein blaues Bild.

2

Der Jasmin schwimmt heller aus den tiefen Büschen.
Seidenglanz gleißt durch das blaue Gras.

Ich weiß es nicht . . . es ist . . .
Ich sah dich schon vor Zeiten.
Doch damals, mein bleiches Bild,
Du blühtest tiefer, unergründlich silbern.
So tönen Schatten hohl aus einer Gruft.

3

Steil in schwarzen Zacken loht der Tann.
Milchhell Lachen schweben durch die Waldnacht.
An den Stämmen rinnen weiße Säfte.
Hoch aus graugespaltnen Wolken
Glimmt der grüne Ätherschnee.

Blauer schwellen deine Glieder,
Und der Eisduft deines Fleisches
Singt von fernen bleichen Ländern.
In den letzten violetten Wäldern
Blühen silberblasse Schluchten,
Wiegen marmorlichte Dolden blanke Düfte. —
Weiße Sehnsucht blendet scharf mein Blut.

4

Stahlweiß brennt in Nacktheit eine Insel
Aus dem schwarzgeschlossenen Nachtmeer.

Und mein blauer Schatten
Öffnet goldne Augen
Nach den silbernen Gestaden,
: Sieh der Weg liegt blank im Äther offen! —

Vollmond

5

Grellgestürzt schrille Schluchten.
Tief in phosphorgrünen Schachten
Glühen stumm metallne Spiegel,
Weiß und lautlos festerstarrt.

Du liegst eingegossen blau
Vor mir in dem klaren Erz.

Und ich knie nieder,
Meine Augen beten:
Strahle deinen blauen Atem in mein Blut.

6

Blaue Schatten knien an den Ufern.
Lächeln in die Silberspiegel,
Ihre gelben Augen singen hell und dunkel.

Alle, Kinder dieser bleichen Insel.
Blaue Wesen, die der Mond geboren.
Und die Feuer ihrer Augen
Glühen hell die Sprache ihres Schweigens.

Aus den weißen Spiegeln blühen
Blaue Echo ihrer Schatten.

Jeder betet zu dem eignen Bilde.
Ihre goldnen Phosphoraugen
Küssen heiß sich selber im Metall,
Und die blauen Wesen schmelzen bleichend,
In das eigne blaue Spiegelbild.

Durch die grünen Einsamkeiten
Wallt der Klagelaut der Blidatulpen,
Und die elfenbeinbleichen Kelche
Gießen Schnee.

7

Hoch am schneeigen Schachtrand
Rauschen weiß die Schwanenbäume,
Und aus grünem Eis die Blüten
Schwingen mit kristallenen Flügeln
Auf und nieder.
Silbermatt ihre Wellensänge
Gleiten durch die erznen Spiegel,
Das Metall schwingt mit den Düften,
Und sie wiegen dich im Lächeln
Ätherblau auf ihrem Silber.

O, ich liebe dich mein Knabe,
Und mein Blut will mit dir bleichen,
Und in einer blauen Welle mit dir schwingen.

8

Grüner glühn die Phosphorklippen,
Und die erznen Seen spannen
Heißer, blanker ihre Spiegel.

Tief bin ich in dich geschmolzen,
Weich in einer blauen Flamme
Tönen wir im bleichen Silber.

Ringsum zucken aus dem Spiegel
Kalt die weißen Seedakelche.
Blendend bleichen ihre Düfte
Unseres Atems tiefste letzte rote Welle.

Wir erstarren schweigend glühend,
Weiß im weißen erznen Spiegel.

Schwindender Mond

9

Bleich von Phosphor grünt die Stille.
Hochauf jagen starr eisfahl die Wände.
Schwarz am weißen Kluftrand brennt die Äthernacht.

Kupferfeurig einer roten Scheibe Bogen
Schwillt am weißen Schachtsaum,
Und die wilde Röte leckt
Murmelnd an dem blassen Eis.

Auf der höchsten blanken Klippenstufe
Zittert irisviolett eine dünne Tojablüte.
Weiße Fühler aus den rosigen Schuppen
Züngeln, tasten schlank gereckt
Nach der Glut der roten Scheibe.

10

Sieh, mein Liebling, unsere blaue Flamme
Blüht mattdünn, gespalten in zwei schwachen Blättern.
Feuerkeime sinken von der roten Scheibe.

Jener rote Bogen in dem schwarzen Äther
Ist die Erde.

11

Schon zur Hälfte überflutet
Schweres Rot den schwarzen Mund des Schachtes.
Schwarze Ströme rollen nieder.
Dunkel welkt die grüne Stille,
Und der weiße See erlischt aschendüster.

Stumpf wälzt der trübe Spiegel
Grau zerwühlt mein Silberbild.

12

Tief in grauerloschnen Gründen
Kochen wetterfahl die erznen Seen.
Eisenwellen sträuben schwarzen Schaum.
Mit den blauen Schatten wandeln wir,
Bleich in bleichem Kreise um die dunklen Ufer.

Alle, die einst lächelnd vor dem eignen Bilde knieten,
Seufzen einsam.
Rot in heiserm Scharlachschrei
Schwillt die Feuerscheibe lauter.
Rot in Tropfen zünden sich Pupillen.
Und die Schatten recken sich gerötet.
Hoch aus schwarzem Äther
Rollt die Feuerblüte näher.

13

Schwarze Kohlenäste sprießen,
Sprühen Asche auf das bleiche Eiland.

Ätherrauch erstickt das helle Eis.
Ferner rinnt das Singen welker Blüten.

Du mein dunkles Bild, grau versengt,
Müde löschen deine Augen,
Müde glimmst du in dem welken Licht.

Rot aus meinem Blute brechen
Feuerflügel, greifen nach den roten nahen Ufern.

14

Sacht ein letzter weißer Klang
Schwingt in schmalem, dünnem Bogen
Über lavadunklen Bergen
Und
Verklingt.

Schmal in grauem Schweigen
Zieht auf dünnen Nebeladern
Blaß ein Schatten in die Schatten.

Toter Mond

15

Schwer die eisendunkeln Pappeln rauschen.
Schwül, ein heißdunkler Violenkelch,
Flammt der schwarze Himmel.

Ohne Echo starrt die Nacht.
Ohne Echo pocht mein Herz.

Doppelleben

Schattenkühl ein Prunksaal in einem dänischen Herrenhof.

Das Goldbraun der Ledertapete. Stumpfes Gelb, Grün. Nordische Arabesken. In schleppenden Wellen Äste, Ringe, Eichenblätter, Schlangen. Rostrote Runen. Eingetrieben mit schweren Schlägen in silbergraues Gebälk.

Alles kalt.

Goldranken, Delphinleiber, rote Blätter steif in eisigen strengen Linien.

Ein totes Leben.

Goldklingend, Sonnenschein am Saalende.

Ein hohes gotisches Spitzbogenfenster. Die Scheiben weit geöffnet. Die Eichenladen hinaus aufgeschlagen in den bleichglühenden Mittag.

Draußen Sonnenleben.

Grüne Feuer unter Buchengewölben. Goldenes Waldinnere.

In bleichem Flug flache Kornfelder.

Opalmatt die Fjordfläche in blauem Sonnenatem.

Fern eine schwarze Mühle, mit reglos schwarzem Rad. Stumm schwarz gegen den schrillweißen Mittaghimmel.

Über den Erdrand quellen Wolkenberge dumpfblau zerklüftet.

In der siedenden Mittagstille das Leben der Waldlaute, des Sonnenlichtes, der Wiesendüfte geht in wechselnden wehen und lachenden Wellen über die Landschaft:

Ein Möwenschrei.

Hoch unter der Sonne.

Fällt bleich in das warme Schweigen.

Dieser klagende kalte Laut ... Licht, Sonne, Gold

gerinnen grau in der harten trüben Frostfarbe dieses Schreies.

Während des Pochens einer Sekunde bleicht das Gelb der Felder. Unter dem Klageschrei geht fahles Eis weit über das Land. Fahl in Winternebeln der Himmel. Aus brüchigem Schnee starren Scharen weißer Disteln, knistern im Frosthauch ....

Im Saal der Schrei schlägt über die Bogen und Gewölbe. Aber die Ranken, die heraldischen Lilien stehen kalt, reglos in blanken Lanzenklingen.

Der Schrei verklungen. —

Die Sonne blüht wieder golden. Gelb ziehen die Felder.

Am Horizont die weißumrissenen Wolkengletscher wachsen. Rollen Alabasterblöcke vor die Sonne:

Ein Wolkenschatten.

Sinkt grau in das Waldinnere.

Die grünen Sonnenfeuer löschen. Der laue stumpfe Schatten spült in grauer Flut durch die Blätter.

Das Waldinnere sinkt unter dem Wolkenschatten auf den dämmerigen Grund eines tiefen Sees.

Grau aus dem rotwelken Grund steigen in schlanken Stämmen graue Korallen.

Tief im trüben Geflecht grünen Lichter von Phosphor und Bernsteingeäder.

Durch die bleiche Wasserschicht leuchten hoch oben die Ufer einer silberweißen Welt ....

Der Wolkenschatten zieht weiter. Über das Herrenhaus grau. Der Schatten schwimmt dumpf in den Saal.

Die grünen gewundenen Drachen an den Säulenknäufen, die blauen gemalten Raben am Deckengewölbe, Äste, Blätter, Runen, stieren reglos, und schwingen nicht mit dem Aufblühen und Welken der Dämmerung, und bleiben steif. Die Schattenwelle gleitet an dem starren Leben ab.

Der Sonnenschein am Bogenfenster glüht wieder gelb auf. Die Wolke zieht weiter. —

Am weißen Himmelsrand langsam erst, steigen, fallen die schwarzen Kreuze der Mühle.

Über dem matten Fjordspiegel dunkelviolette Striche

und streichen unheimlich geduckt nach den Ufern. Flache Wellen gelüftet in Silberblättern.

Tief im Walde ein Rauschen. Steigt in Brandung auf:

S t u r m s t i m m e.

Die Stimme schnaubt heran.

Durch die Blätter, zischt, durch die Eichen, prasselt, lodert in schwarzen Flammen.

Und die schwarze Stimme stürzt für einen Augenblick den goldenen Tag, löscht schwarze Felder, Himmel.

In der plötzlich klaffenden schwarzen Nacht sieden rasende Wasserfälle, blendet die Kälte von nacktem Granit ....

In dem Sturm, Duft von Meerwasser quillt auf, Duft von verwestem Tang, schwülem Salz, scharfen Tierleichen vom Meergrunde:

D e r M e e r d u f t glüht heißer und heißer in der schwarzen Sturmstimme.

Ein glühendroter Mond steigt in der brausenden schwarzen Nacht. Steigt purpurn über die Klippenränder. Gießt Blut in die Klüfte ....

Der Sturm fällt in das Herrenhaus. Der Meergeruch füllt schwer den Saal.

Die schwarzen Sturmflammen, die Eisglut des Meerduftes brennen gegen die Schlangensäulen, die Delphinsessel, gegen die geschnitzten Eichenblätter.

Nur etwas Gold und Staub blättert ab, und die Ledertapete bläht sich leise. Aber das gezwungene Leben an Gewölbe und Wänden bleibt stumm und kühl.

Die Sturmstimme bäumt sich steiler in wildem Leben.

... ein schwarzer Windschrei.

Ein Pfiff von rostigen Eisen.

In den Angeln die hohen Eichenladen am Fenster schwanken.

Schlagen krachend zu.

Dunkel tot der Saal.

5*

Goldene Tränen

Aus der Asche gestürzter Jahre
Tränen, die einst unser Glück geweint.
Goldene Tränen . . .

1

Weißt du noch damals?
Ein Wintertag.
Schnee gelb geborsten um Bautasteine.
Wir hoch auf Granit, wo die Winde horsten.
Uns huldigen Täler im Sonnenscheine.
Und draußen in Eis gespannt die See.

2

Nachtstille.
Sternenäste durchqueren
Weiß die blauenden Ätherauen.
Im West entfaltet grüngolden
Wie Duft von Lotosdolden,
Ein später Schein.
Schneereste in Schlacken
Begraut am Wege.
Nirgend ein Laut.
Sacht auf silbernen Spulen rinnen
Tausende Wasser von Felsenzinnen.
In schwarzen Zügen das Schattenland.
Aus grauen Hügeln lauschen die Trolle,
Tauschen Geflüster von Wand zu Wand.

3

Grünbebend ein Frühlingsmorgen.
Lichte wärmen den webenden Wald.
Weiß in Schwärmen die Anemone.
Und wir steigen Hand in Hand
Zu dem brüchigen Runenthrone
Unter jungen güldnen Eichen,
Wir, Könige in Veilchenreichen.

4

Mondrot der Maienabend.
Ließen das purpurne Licht uns kredenzen.
In scheuen Lauben buhlte das Dunkel.
Fern hat ein Waldhuhn lüstern gelacht.
Bleichsüße Essenzen von den Spiräen und Sorbustrauben.
Wir stürzten die schwere Schale der Nacht.

5

Lodernde Tage.
Heckenrosen und Apfelknospen
Flogen in rosigen Bogen
Über den Lagern von goldenen Moosen.
Weiße Convalien und Erdbeerblüten
Sprühten kühlende Düfte.
Tief aus heimlichen Schatten umschlang
Einer Amsel Silbergesang
Sonne bis spät zum Ermatten.

6

Mittagsstille.
Auf violetter Schwelle am Meeressaum
Gelbnackt die letzte einsame Schere.
Grell brennt der Schaum.
Blank klimmen Welle auf Welle.

In eiserner Öde zieht das Meer
Blaue glühende Kreise,
In eiserner Öde zischen die Wasser
Streng ihre endlose Weise.
Möwe und Eider in blassem Gestöber
Wehrufen, klagen,
Tragen die Angst bleich in den goldenen Raum.

7

Abenddämmerung.
Wühlend eine silberne Wüste die See.
Grünklaffend gewölbt Kluft an Kluft.
Gelbmatt im Duft ein fernes Riff.
Schwarze Seehundköpfe glotzen,
Schwinden mit blitzendem Pfiff.
Inselberge wie Höhlenschlunde
Gähnen dunkel zum Rosenhimmel.
Schweigend mit goldenen Abendwinden
Schneidet ein Segel die blanke Straße.
Nach ihm eine dunkle Wunde.

8

Heiß flossen von Klippen purpurträchtig
In roten Strömen die Heidesprossen.
Schmächtig in Trieben der Espenhain.
Grün die Mitternachtsonne. Die Sterne sprangen.
Grau kroch der Tau über Wiese und Rain,
Grau im Rauch die Heide gefangen.

Alles zergangen. —

Sternschnuppe

Golddurchbrannt, meergrün der Himmel. Tiefgestreckt über nächtig efeugrünen Wassern.

Dunkel auf rasender blanker Strömung treiben blattleer kristallgrüne Bäume.

Blasse bange Geschöpfe. Menschenwesen. Glasbläulich wie Manetengallerte. Grünstrahlige, violettstrahlige Fühler an Stirn und Hüften. Hangen im baren Geäst.

Schwarzgerissen die Astgerippe peitschen den grünknisternden Himmel. Fortgezerrt auf goldblanken Flutgeleisen. Grünfeurig die Wurzeln. Schlitzen mit blutpurpurnen Flossen die Wasser.

Die blaßscheuen Gestalten. Rotirr die Augen. Schlüpfen auf den langen lichten Fühlfäden wie große weiße Spinnen durch die Luft. Pfeifend die Strömung reißt sie mit. Und die fortstürzende Luft.

Langgedehnt die dunklen Flügel einer ungeheuren Libelle. Lange grüngraue Wolken über den goldgrünen Himmel. Schießen mit den schwarzen Wassern.

Spitz in Ruten das düstre Geäst, fegt durch die Goldhelle. Zischt grell. In Grünfeueradern gegen das Nachtgrün der Flut.

Die roten irren Augen. Jagen vorüber. Ritzen rotgelbe Feuersplitter in die Dämmerung. Schneiden in blitzgelben Pfiffen.

Die schwarzgesträubten Bäume fliegen vorüber. Hinter ihnen elektrisch bleiche Narben in die Flut gerissen.

Graue Wolken, goldne Helle, schwarze Wasser rasen vorbei.

Die blassen lautlosen Gestalten kauern, klammern im Geäst, fortgeschleudert rastlos. Die langen lichten Fühler tasten.

Die roten Augen horchen in die schwarze Endlosigkeit: nur Flut, nur Himmel.

Die roten Augen zischen. Rote Feuerfährten schleifen durch die meergoldne Nacht. Und zerschmelzen.

Dornröschen

Sangdichtung

Der Dichter . . . . Einzelstimme
Des Dichters Gedanken unsichtbare Stimmen
Dunkelheit . . . . unsichtbarer Chor
Stille . . . . unsichtbarer Chor
Rosenschein . . . . unsichtbarer Chor
Dornröschens Gedanken unsichtbare Stimmen
Dornröschen . . . . . . Einzelstimme.

*

Abenddämmerung.

Auf grauer schroffer Felskante der Dichter, sitzt auf der Felsspitze und träumt. Fels und Gestalt dunkelgrau gegen den klaren teerosenhellen Abendhimmel. Der Dichter in der knappen geschmeidigen Trikottracht eines „fahrenden Sängers." Zu seinen Füßen brennt kupferfeurig der Horizont über dunkeln Wäldern im Tal. Tiefer rings um die Felsklippe schwarzblaue Waldspitzen. Graue Abendnebel wogen über den Wipfeln, um den Felsen.

Des Dichters Gedanken

Nebel durchfließen stummblau die Täler,
Schattenwellen umschwellen die Wälder,
Felsen glimmen in goldenen Stimmen.
Rot von den Wolken in heißen Chorälen
Glühen die Harfen der Ätherräume,
Purpurn erblühen die Träume.

Der Dichter

Es schleicht durch meine Einsamkeit
Ein Sehnen abendmild.
Ich will ein Leben schaffen,
Ein warmes Menschenbild.

Es soll in Gärten wohnen,
Wo nie der Sommer reift,
In Hallen soll es thronen,
Die nie ein Laut gestreift.

Ich will ins Blut ihm senken
Mein eigen warmes Herz.
Will ihm mein Lachen schenken,
Mein Schweigen, meinen Schmerz.
Du Lichtkind meiner Träume
Wirst mir Vergessen geben,
In meinen Sehnsuchtdornen
Wirst du als Rose leben.
Dornröschen, Sehnsuchtrose,
Du sollst zur Sonne klagen,
Du sollst durch Schloß und Garten
In unbewußtem Erwarten
Mein Sehnen mit dir tragen.
Vor meiner Harfe Klänge
Sollst du nach Ruhe ringen,
Bis dich die Schattensänge
In das Vergessen zwingen.

Du trägst mein Herz in die Schatten,
Du wirst in Schlummer gesungen,
Dann ist auch meine Sehnsucht
Von heilendem Schweigen bezwungen.
Sei mir im Traume geschaffen,
Bringe mein Sehnen zur Ruh,
Und dann meine Sehnsuchtrose
Schlummre auch du . .

Das Abendrot ist langsam im Verbleichen. Die Abendnebel steigen. Felsen und Sänger versinken in Dunkelheit.

*

Die Dunkelheit vertieft sich bis zur schwarzen Finsternis und singt dumpf und hohl.

Dunkelheit

Schwül im Moder wuchern
Die schwarzen Rosen
Und kosen kühl
Den Atem der Stille.
Gelb bleichen die Feuer.
Rote Sonnen entweichen.
Kalt quellen im Dunkel
Die schwarzen Wellen
Der Todesruh.

Grauer und grauer klärt sich das Dunkel.

Im Dämmerlicht steht ein altes graues Turmzimmer, verstaubt, mit Spinnweben behangen. Über Wände, Dielen, Gebälk klettern schwarze Rosen, schwarzer Efeu, schwarzpurpurnes Weinlaub. Fahle Gobelins, erloschener Prunk, verdüstert und schwerfällig.

Die Stille

Grau blühen Pilze aus kühlen Wänden,
Schwammadern glühen, durchwühlen den Stein,
Tagschein und Moderschatten hadern,
Im schwülen Staub um Holz und Schrein.
Der Lichtbrokat blinkt matt entfacht,
Die Silberranke sinkt und schwindet,
Rot schleicht der Rost im kühlen Eisen,
Gold bleicht im leisen Tod und blindet.

Dunkelheit

(singt wühlend aus den Schattenwinkeln des Gemaches)

Schwarze Flammen fliegen aus Rosen.
Schwarze Flammen in schwarzen Ringen.
Schwarze Flammen schwingen die Klingen,
Schwarze Flammen aus schwarzen Rosen.

Im Erkerfenster, durch die kleinen zerbrochenen grauen Butzenscheiben, fällt rauschend ein rosiger Lichtschein von den Gärten draußen herein, der Rosenschein singt lebhaft und klingend immer heller und näher.

Rosenschein

In gleißem Kerne die Sonnenglut.
In Blauflut die Berge zur Ferne.

Die Mittagflammen blank und grell,
Jagen und schlagen schmetternd hell
In weißen Bränden.
Schwerblau klingt vom Himmel der Ätherstrahl.
Grün sprüht kristallen das Wiesental,
Goldlicht gießt schmeichelnden Honigtrank
Über Violen und Nelken.
Tauperlen splittern in Irisflut,
Funkeln auf purpurner Veilchenglut
Im Dunkeln zitternder Erlen.
In schwarzen Moosen glüht weiß ein Quell,
Rot heiß blüht der Mittag auf Rosen.

Fern aus dem Garten singen Dornröschens Gedanken. Der Gesang langsam, hell und nur leise befangen, nähert sich mehr und mehr wehmütig dem Turmgemach.

Dornröschens Gedanken

Zum Schlosse flog der Blütenwind,
Lockt über die goldene Schwelle
Aus der Kemnate das Königskind
Hinaus in die Rosenhelle.

Der Rosenschein
(singt leiser draußen aus den Gärten)

Lautlos über den spiegelnden Plan
Ziehen die Schwäne silberne Bahn.
Goldregen in schimmerndem Schweigen
Rinnt von den zitternden Zweigen,
Nachtigall fleht im Syringenbaum,
Auf lauen Schwingen ein Schattentraum
Weht über die blauenden Matten.

Dornröschens Gedanken

Zwei Augen fragen im Sonnenreiche,
Gebet Antwort, wer ist die bleiche
Welle, die fern in Brandung rauscht,
Mein Herz hat nächtens den Klagen gelauscht.

Rosenschein
(wird bleicher und singt gedämpfter)

Stumm über dunkeln Buchensaum
Treibt der blendende Wolkenschaum.
Blanke Blätter sonnentrunken
Heben und senken zückende Funken.

Dornröschens Gedanken

Sonne spielt mit dem Königskind,
Will sich in Schweigen verstecken.
Schatten huschen im Ulmengang,
Schwarz rauschen die Efeuhecken.

Eine Harfe spielt aus einem düstern Winkel des Turmgemachs eine alte Volksweise.

Dornröschens Gedanken
(näher am Turm)

Das Königskind horcht,
Eine Harfe singt
Tief aus dämmernden Lauben,
Der Sang klingt purpurn,
Schmilzt Sonnenrot
Blut aus brennenden Trauben.

Unsichtbar singt der Dichter zur Harfenmelodie, die sich wiederholt.

Der Dichter

Blank im Wappenschoße den Sonnenstern
Jagt der Prinz in Scharlach und Silbertracht
Zum Purpurschlosse der Mitternacht.
Auf dunklem Thron eine weiße Maid,
Harrt schweigend in Krone und Perlgeschmeid
Auf den goldenen Herrn der Sonne.

Grün sinken die Sterne am Bergesrand.
Nächte um Nächte weichen.
Stumm wartet die Maid. In müder Hand
Beginnt die Lilie zu bleichen.

Dornröschens Gedanken
(wehmütig, singen näher am Turmgemach)

Die Lilie harrt auf den Honigtrank,
Leer steht der Kelch ohne Strahl.
Das Königskind durstet sonnenkrank,
Blutet in Qual.

Die Dunkelheit beginnt dumpf zu singen, und ihre schweren schleppenden Klänge schleichen dumpfer und dumpfer.

Dunkelheit

Schwarz im Efeu,
Schwarz geöffnet,
Im Duft der sternentoten Nacht,
Wacht die schwarze Rose.
Die Rose glüht schwellend weltengroß,
Erden sinken in ihren Schoß,
Trinken „Vergessen."

Dornröschens Gedanken
(singen draußen, dicht vor der Turmtüre)

Vergessen!
Die weiße Maid weinte und rief
Laut durch die Kammern und Hallen,
Vergessen!
Braun lohten die Kerzen, braun und tief,
Frühschatten begannen zu fallen,
Aber die Augen umklammern
Steinern das Bild,
Rot in Flammen gezückt und wild
Tief in die Nächte gegraben.

Dunkelheit
(murmelt)

Die schwarze Rose glüht weltengroß.
Erden sinken in ihren Schoß,
Trinken „Vergessen."

Eine niedere alte Eisentür hat sich von selbst geöffnet. Leiser Rosenschein blüht schwach herein. Auf der Schwelle steht Dornröschen.

Dornröschen in schwerer steifer Brokattracht. Graurosig, mattsilbern eingewebte Ranken, mit schwülem, modergrünem Samt. Das Haar in silberner Filigrankappe. Auf dem Scheitel eine kleine Silberkrone. Aber Seide und Schmuck matt und trübe.

Sie kommt herein mit steifem langsamen Gang. Alle Bewegung langsam, wenig und lautlos.

Nach dem Eintritt in das Turmgemach ist die Stimme ihrer Gedanken tiefer, grauer und wird müder.

Dornröschens Gedanken

So kalt ist es hier.
Hier wohnt der Tod.
Ein Murmeln wallt
Tief durch Grüfte.
Von welkem Lachen,
Von bleichem Rot,
Lallen die eisigen Lüfte.

Dornröschen schreitet langsam, fast teilnahmlos, in die Mitte des Gemaches, und starrt in beklemmenden Träumen, halb horchend, halb betäubt von ihren wehen Sehnsuchtgedanken, in die graue Stille.

Die Stille
(singt einförmig)

Grau über Mauer und Bogen
Wogen die Netze der Spinnen.
Aus dem Holze rinnen
Spähne zermalmt.
Stumpf qualmt der Staub.
Dumpf pocht der Wurm.

Dornröschen hat sich in der Mitte des Gemaches auf die Stufen der Erkertreppe gekauert und starrt auf die verblaßten Gobelins.

Die Stille
(singt vom ersten Gobelinbilde)

Trübe Wolken rollen durch sieches Blau.
Grausilbern entblättern die Weiden.

Auf fahlem Portale schläft der Pfau,
Kahl rauschen die seidenen Gärten.

Dornröschen sieht nach der anderen Seite.

Die Stille
(singt vom zweiten Gobelinbilde)

Die gelb und roten Blumen fortgeflogen.
Grünstaubig weht das leere Gras.
Kaltgraue Winde kommen schwer
Den bleichen Fluß entlang gezogen.
Und schleppen graues Silber durch die Wogen.

Dornröschen lauscht reglos. Der Gesang umher spinnt sie mehr und mehr in Betäubung. Sie vergißt ihre Gedanken. Die Stimme ihrer Gedanken singt flüsternder.

Dornröschens Gedanken

Grauherbst geht hier in Trauer
Über Gesimse und Mauer.
Aus Schattenrauch
In fahlen Strahlen
Weht Winterhauch.

Dunkelheit
(murmelt schwellend)

Schwarze Falter sinken und steigen.
Schwarze Kelche strömen Schweigen.
Schwarze Erde raucht in Glut.
Voll schwillt das Blut
Der schwarzen Rose.

Dornröschen bleibt reglos in horchender Haltung.

Dornröschens Gedanken

Weich klingt das Dunkel.
Weich flüsterte das Laub.
Weich düstert die Asche.
Weich singt der Staub.

Dornröschen lehnt müde den Kopf zurück an das dunkle Eichengetäfel in schwarze Rosenranken. Die

Schatten schwellen düsterer aus den Winkeln an den Wänden hoch.

Dunkelheit
(rauscht stärker und stärker)

Lilien — Lilien!
Graumüde wehen und wanken die Schäfte.
Graumüde glimmen die Kronenopalen.
Zum Schlummer schließen die bleichen Schalen.

Es schattet dunkler. Der Rosenschein an Fenster und Türe schwindet. Dornröschen schließt die Augen. Ihre Gedanken singen leiser und leiser im Einschlafen.

Dornröschens Gedanken

In schwarze Schwanendaunen
Schmiegt sich das Königskind.
Nur tiefe Quellen raunen,
Die Seen löschen blind.
Die Lilie sinkt von den Locken,
Die Perlen welken grau.
Schwarz gleiten Winterflocken
Auf die nächtige Au.

Die Stille

Kalt vom Gewölbe wankt die Nacht.
Rot in der Ampel schwankt das Licht.
Fahl zuckt die Flamme,
Loht und bricht.

Das Ampellicht ist erloschen. Undurchdringliches Dunkel, hohle Nacht.

Dunkelheit
(singt in dumpf wogenden Lauten aus der leeren Nacht)

Aus schwarzen Kelchen strömen schwarze Meere,
Füllen mit schwellenden Wellen die Leere.
Tragen auf dunkle Berge das Schweigen,
Senken in lautlose Grüfte die Klagen.

*

Aus der Nacht blühen weiße Sterne. Am Sternenhimmel schwarz die Mondscheibe in Finsternis. Auf der Felsklippe sitzt der Dichter. Fels und Gestalt schwarz in Silhouette gegen den grünsilbernen Nachthimmel. Wälder, Täler blauen in dumpfer Dunkelheit.

Der Dichter
(singt leise, dann kräftiger)

Sie schläft,
Schwarz fließt die Nacht.
Sie schläft,
Mit ihr mein Herz.

. . . . . .
Aus schwarzgestreckten Wüsten
Stiert die hohle Stille.
Der Mond . .
Ein Schatten würgt die Scheibe.
Dröhnend.
Finsteres Echo preßt die Erde.

. . . . . .
In meinem Herzen, wo die Flammen gruben,
Kreist fahl, wie einer Muschel hohle Stimme,
Die Einsamkeit.

. . . . . .
Das also ist „Vergessen?“

. . . . . .
Von keinem Lachen erhellt,
Von keinem Leiden bedrängt,
Blind in blutlosem Äther
Eine erloschene Welt.

. . . . . .
Das also „Vergessen“:

. . . . . .
Rastlose Tiefen breiten rastlose Weiten,
Schwarze grundlose Meere.
Nie wird ein Laut hier geboren,

Nie ermattet die Leere.
Nächte in Nächte gefroren
Schattet das Schweigen.

. . . . . .

Doch in der Vergessenheit Nacht
Gähnt ruhlos entfacht
Des unbewußten Vermissens
Unversiechbare Allmacht.

Der Dichter
(singt leise vor sich hin)

Dornröschen, Sehnsuchtrose,
Soll mein Auge nie dich grüßen,
Meine Hand dich niemals kosen,
Meine Lippe nie dich küssen?

Der verfinsterte Mond beginnt sich langsam zu hellen.

Des Dichters Gedanken
(dumpf)

Vermissen durchflutet
Des Herzens Räume.
Vermissen entzündet
Hungernde Träume.
Weiß aus dem Moder der alten Qualen
Tasten junge sehnende Strahlen.

Der Mond scheint klarer und klarer, weiße silberne Nebel steigen aus Tal und Wald. Weiße silberne Nebel verhüllen den Dichter. Der silberne Mond wächst immer größer und heller. Aus dem weißen Duft singen die Gedanken des Dichters.

Des Dichters Gedanken

Sacht bleichen Schleier über die Wiesen,
Aus düstern Eichen blüht hell der Weiher.
Ein Flüstern, ein Schleichen,
Lauer Atem tauiger Düfte
Öffnet bleiche glimmende Grüfte,
Weich durch silbertropfende Hallen
Wallen lichte Gesänge.

Die Nebel sind zerflossen. Eine zartviolette silberne Halle, getragen von blassen Bernsteinsäulen, dünn, schlank, glimmt bleich auf.

Draußen mattweiße Rosengärten. Schwach rinnende Silberbrunnen. Weiße und zartgelbe Rosen um die Säulen und in Gewinden um die schimmernden Gewölbe.

In der Mitte aus Elfenbein und silberfließender Seide ein Thron. Der Baldachin ein großes, mattes, meerschaumweißes Rosenblatt.

Der Dichter, in Silber und teerosenfarbenem Samt, steht mit verschränkten Armen in der Mitte der Halle. Blickt träumend auf den Glanz in ruhiger unbewegter Haltung. Horcht auf den singenden Rosenschein aus den Gärten.

Rosenschein

Matt flackern Blütengewinde
In milchblassen Wogen.
Matt schwimmen Elfenbeinrosen vom Silber,
Matt kommen junge Ranken geflogen,
Matt lallen duftwallende Winde.

Auf einer Rasenestrade im Hintergrunde steht Dornröschen. Sanfthell im Seidenkleid von der Farbe weicher Seerosen. Der Nacken hebt sich frei entblößt. Das Haar über Schulter und Nacken offen. Ein helles Rosendiadem mit lichtseidenem Bande über die Stirn geschlungen.

Bleich, mit geschlossenen Augen, stillniederhängenden Armen. Sie schreitet die Stufen herab zum Thron, legt sich in die Silberkissen zurück. Hält die Hand über die geschlossenen Augen.

Dornröschens Gedanken
(singen bebend aus tiefem Schlaf)

Schwarze Rose, fern saugt ein zehrendes Licht.
Schwarze Rose, dein Schatten splittert und bricht.
Schwarze Rose, Strahlen schneiden die Nacht.
Weiß quälen Töne von Sonne entfacht!

6*

Der Dichter
(singt leise und nähert sich Dornröschen)

Blank, im Wappenschoße den Sonnenstern,
Kommt der Prinz in Scharlach und Silbertracht
Zum Purpurschlosse der Mitternacht . . .

Der Dichter faßt Dornröschens Hand und sinkt auf den Thronstufen vor ihr nieder. Dornröschen bleibt reglos mit geschlossenen Augen.

Dornröschens Gedanken
(singen aufgeregter)

Schwarze Rose, Sonne zerwühlt dein Schweigen,
Schwarze Rose, die tiefsten Quellen steigen.
Schwarze Rose, grell sprengen Wogen zum Licht.
Schwarze Rose, — schwarze Rose!
Königskind fleht,
Schwarze Rose, dein Kelch zerbricht!

Dornröschen zittert im Schlummer und sinkt erschöpft tiefer in die Kissen. Im weißen Saale fliegen Schatten grau auf und nieder.

Des Dichters Gedanken
(dumpfer)

Schwer ringen Licht und Schatten,
Des schwarzen Schlafes Ermatten
Fesselt tief mein schweigend Herz . . .

Des Dichters Gedanken
(angstvoll und schlaffer, im Saale wird es grauer)

Der schwarzen Rose Duft
Wallt kühl von ihren Gliedern,
Umkreist mit Schattenliedern
Mein warmes Blut.
Grau rauchen Gesänge
Aus aschigen Schalen,
. . .
Das Licht erzittert,
. . .
Schwer wanken die Strahlen . . .

Der Dichter wankt betäubt, sein Kopf sinkt in Dornröschens Schoß.

Das Echo singt im Garten die Melodie des Harfenliedes.

Die Schatten schwinden langsam von den Silberwänden. Dornröschens Gedanken beginnen leise klarer zu singen.

Dornröschens Gedanken

Einsam horcht das Königskind
Auf dem bleichen Eise.
Einsam bringt der leise Wind
Eine Harfenweise.

Das Echo des Harfenliedes klingt nochmals im Saale.

Dornröschens Gedanken
(wacher)

Zwei Augen fragen im Sonnenreiche,
Wo ist die Welle die rosenbleiche,
Die fern in blendender Brandung rauscht,
Mein Herz hat ihrem Jauchzen gelauscht.

Des Dichters Gedanken
(singen im Schlummer)

Blank im Wappenschoße den Sonnenstern
Kam der Prinz in Scharlach und Silbertracht,
Zum Purpurschlosse der Mitternacht . . .

Dornröschen öffnet die Augen, singt mit eigener Stimme. Die Gärten, die Silberhalle, Rosen, Seide, beginnen sich zu röten.

Dornröschen

Auf sprühendem Throne die Sonnenmaid
In Rosenstrahlen und Lichtgeschmeid
Empfängt den Herrn der Sonne.

Rot rauschen Sonnen aus Felsenkluft,
Erwachende Lilien grüßen,
Die Maid ruft jauchzend zur Sonnenluft,
Komm meinen Herrn zu küssen.

Dornröschen biegt sich über den Dichter und küßt ihn lange. Die Rosen, das Silber, die Seide glühen purpurn. In Gärten und Halle springen in Rubinschalen rote glühende Kaskaden. Von den Ranken des Gewölbes sinken langsam dunkelrote Rosen.

Der Rosenschein

(singt heiß)

Vom Rotdorn in Strahlen schäumt Purpurhauch,
Blutscharlach bäumt der Granatenstrauch,
Öldüfte quellen vom Mandelbaum,
Rosig schwellen die Lüfte.

Dornröschen

Die Rosen rufen warm zum Garten.
Die Rosen lodern in heißem Erwarten.
Mein Prinz hörst du den Rosenschein?

Der Dichter

(erwacht)

Rosen?! Dornröschen mein!

Sie halten sich umschlungen. Sie sehen sich lange stumm in die Augen.

Der Rosenschein

(brausend)

Vom Rotdorn in Strahlen schäumt Purpurhauch,
Blutscharlach bäumt der Granatenstrauch,
Öldüfte quellen vom Mandelbaum,
Rosig schwellen die Lüfte.

Der Dichter

(hat sich erhoben und führt Dornröschen vom Throne, er singt innig leise)

Draußen flammen die Gärten, mein Kind,
Die Seen weben lichtseiden,
Draußen schäumt rosig der Blütenwind,
Mein Herz, — laß uns lieben und leiden.

Der Dichter und Dornröschen schreiten im roten Rosenregen durch die Halle hinaus in die purpurnen Gärten.

Hinter ihnen erlischt die Halle in Dunkelheit. Während sie draußen hinter den Rosenbüschen verschwinden, erlischt der Garten, mit der verklingenden Musik sinkt stummes Dunkel.

Sündflut

(Sangdichtung)

Die Flut . . . . unsichtbare Stimmen
Das letzte Lied . . . . . Frauenstimme
Das letzte Gebet . . . . Männerstimme
Das Schweigen des Todes . unsichtbarer Chor.

*

Schwarz eine Riesengrotte. Tief zerklüftet. Fleischrot der Himmel durch einen klaffenden weiten Riß. Draußen schwarzes Flutmeer, gewälzt, weit zum roten Horizont.

Auf schmaler Felskante, hinter Steinen, ein niederglühendes Feuer. Zerstäubt Rotglut über die nassen Wände. Jagt Rotschatten über das Grottengewölbe. Rings in zerrissenen Klüften kochen die schwarzen Wasser.

Leise violette Blitze verzittern am Horizont.

Ein irres Weib, einen Aststumpf im Arme wiegend wie ein Kind, kauert am Feuer. Die Haare wirr. Brüste nackt, goldbeblendet. Sie lauscht unruhig auf den Sang der Flut.

Die Flut

Lachen, Kind, lachen,
Dunkel der Wind, Palmen knacken,
Schüttle den Nacken, schlafen nicht,
Nicht schlafen, erwachen!

Hyänen umheulen den nackten Mond,
Flammenkeulen,
Brände weiß, schnellen
Blitze, — blank gellen die Gärten.

Hörst du draußen im Mondnachtschatten,
Gold klingelt, goldene Ketten.
Hell reißen Matten, Wände,
Die bleichen geschmückten Sklaven,
Schleppen, reiten, fliehen.

Deine Hände klammre, greife mein Haar,
Irr brennen Agaven, Nesseln,
Die kreischende Schar, hinauf,
Felsentreppen,
Schwarze Schatten jagen, brüllen,
Heulende Herden Menschenratten,
Ehern klagen die Berge.

(Das Weib kriecht näher zum Feuer. Zittert angstwild.)

Eiserne Wolken, Meere,
Zischend die Mähne, stürzen,
Wellenkatzen in Knäulen
Weißnackt die Zähne,
Bleich flieht das Blut,
Blank Rachen an Rachen,
Kind! Kind! Mein Kind!!

(Das Weib springt auf. Schlägt mit der Stirn an die Felsen. Preßt das Gesicht an die Felswand.)

Traum — Traumfratzen nur,
Lachen, Kind, lachen,
Du schlummerst geborgen,
Morgen singen die Auen.

(Das Weib kichert halblaut. Preßt den Ast an ihre Brust. Liebkost das Stück Holz.)

Scharlachen die Terpintenbäume,
Hörst du den Phönix
Goldsingend erwachen?
Blau entfachen die Zedernschatten,
Ibisvögel schütteln die Träume
Lachen, lachen, lachen . . . .

Das Weib schüttelt sich in grellem Lachen. Lautlos fliegt weiß ein Blitz in die Grotte.

Das Weib duckt sich. Lauscht. Richtet sich auf. Geht auf und ab und wiegt das Holz im Arm. Singt innig.

Das Weib

Sterne singen im mondgrünen Reich,
Dunkle Myrthen decken dich weich,
Schlafe mein Kind mit glühenden Wangen,
Mutter wehret dein Bangen.

Leuchtfliegen grün im mondblassen Baum,
Mandeln durchduften rot deinen Traum,
Schlafe mein Kind ohn' Träne und Sorgen,
Morgen lachen die Auen.

Das Weib ist an den Felsrand geschlichen. Starrt hinunter in die Flut. Biegt sich begierig immer weiter über den Schluchtrand.

Die Flut
(singt dämonisch)

Im Erdschoß verborgen, Sonne zerfrißt die Nacht.
Nacht muß blind versinken,
Feuergolden der Morgen;
Ambradüfte! Purpurrauschen!
Sonne, laß uns trinken! ...

Das Weib schnellt lautlos in die zischende Schlucht hinab.

Harte Stille.

Das Feuer erlischt. Die Grotte schwarz.

Die Blitze flattern langsamer auf und nieder, immer lautlos.

Hie und da fließen Blitze weiß in die Klufttiefe. Beleuchten blaß einen Mann. Auf einem Felsvorsprung am Abgrund, niedergeworfen im Gebet.

Der Mann

Jehova, o Herr, dein Morden — schweige,
Zerfleischt die Menschheit,
Blut dir zu Füßen,
Die letzten Herztropfen flehen,
Gnade, Herr, Gnade!
Wir opferten röchelnd Entgelt!

Und du kommst Herr, du kommst,
Schwarz starben Sonne, Sterne.

Erde, Himmel, darben nach dir.
Rausche golden nieder,
Laß Sonnen aufschlagen,
Tausche die ewige Hülle,
Daß sterbliche Glieder deinen Geist zu uns tragen,
Erfülle leuchtend das dunkle Gesetz.

Deine Hand winkt,
Die Schlünde verlöschen,
Du leitest die Meere zurück in die Gründe,
Weiß dein sternblasser Leib,
Du schreitest, eine singende Lotoslilie,
Silbern von rauchenden Bergen.
Deine Straße umrauschen
Heiß Sandel, hyazinthene Düfte,
Morgenrot, Lorbeerrosen,
Elfenbeinlichte Glocken
Neigen sich klingend,
Mit dir in saphirgoldenem Reigen
Die Bronnen des Lebens.

O zögere nicht!
Entstellt, zerplagt, ein Totenschädel
Die bebende Erde.
Zuckend mit letzter Ader
Kriecht, klagt
Ein zermalmtes Geschlecht.
Dein Hader, warum so tödlich?
Recht zum Leben, haben wir Recht?.
Du hast uns Atem gegeben,
Fand man uns schlecht! Strafe!
Aber zerschellt ein Vater sein Kind? . . .
Wir betteln, wir ringen,
Du offenbarst Dich nicht?!! . . .
Herr, Gott, wer sagt mir,
Daß Du bist und warst!

. . . .

Schwarze Stille. —
Die Flut schweigend schwarz geglättet.
Ein letzter weißer Blitz zeigt den Felsvorsprung leer. —

Der Himmel bleicht allmählich violett. Dann blaß eisig lila.

Grüne Phosphorstreifen ziehen fern über die Wasser.

Das Meer rieselt in grünem Leuchten.

Eine sanfte schwarze Welle hebt zwei phosphorblaue nackte Leichen hoch. Die Körper halten sich in Todesstarre umschlungen.

Die Welle hebt die blauglühenden Toten ans Ufer auf eine schwarze Klippe. Phosphorglimmende Tränen rinnen von den Körpern silberblau über den schwarzen Stein.

Das Schweigen des Todes singt hart und kühl.

Das Schweigen des Todes

Eisblaue Gärten in eiserner Stille.
Grau in sanglosen Wellen die Düfte.
Klanglos verhärten opalmatt die Quellen.
Glasige Strahlen schneefahler Blüten,
Schweben in kahlen steinernen Zweigen.
Schwarz im Schweigen die schwarzen Bäume,
Gießen durch ewigbleiche Nächte,
Schwarzen Regen in schwarzen Zähren.
Wirrend durch aschendunkle Gehege
Ringen stumme reifblasse Wege,
Blaue, einsam irrende Flammen
Dringen nirgend zum Ziele.

Aber tief in lautlosen Grüften
Gären junge mondrote Sterne,
Schießen rote Korallenwurzeln
Nach dem Purpurkerne der Erde.

Rosige Tauben hebet die Schwingen,
Werde Ölbaum des Friedens.

Reliquien

Gedichte

I

Auf deinem Haupt schmolz eine goldenrote Krone,
Davon glüht nun dein Haar so goldenrot und stolz.
Aus deinen Augen zieht das stille herbe Lied
Der tiefen ungeweinten Tränen.

Schliefen denn niemals Sonnenstrahlen auf deinen Lippen?
Man könnte wähnen,
Du habest nie dich selbst gesehn,
So arm bist du.

*

Nie sangen die Vögel so lüstern.
Sonne und Winde flüstern
Von weichen, wonnigen Frauen,
Alle Bäume hangen voll Küsse,
Alle Lippen müssen verlangen,
Der Frühling ist hungersäend
Über die Erde gegangen.

*

Meine Haare fliegen,
Bin auf hellen Winden,
Bin auf Flügelfüßen
In die Lüfte gestiegen.

Und mein Haupt steht golden
In den Abendwolken,
Purpurn wanken die Dolben
Meiner Liebesgedanken.

*

Sammle mir in meiner Stille
Köstlich seltne Edelsteine,
Deine kostbar seltnen Blicke,
Die ich im Vorüberstreifen
Heimlich dir vom Auge pflücke.

Und die seltnen heiligen Steine
Drücken sich in meine Seele,
Schmücken meine Einsamkeiten,
Füllen strahlend dunkle Lücken.

*

Möchte von deinem langen goldenbleichen Haar
Ein Lager mir bekleiden.
Seide wäre Stroh, Sammet — Igelhaut,
Aber dein Haar ist wie ein golden Wolkenbett,
Wie man's am Abend gleißend nur im Äther schaut. —

Nein, dein Haar ist mehr, ist mehr,
Dein Haar ist wie ein Strom der goldenen Maienluft
Geschwängert von den Küssen junger Liebe.
Will meine Augen mit deinem Haar verbinden,
Will erblinden, in seinem Gold erblinden.

*

Überschüttet von deiner Glut,
Brechen Blüten aus meinem Blut,
Wird mein Körper ein schauernder Garten.
Warme Blumen stehen und staunen,
Tausend raunende Knospen,
Alle sehen nach dir,
Alle glühen und warten.

*

Sieh die hundert kleinen Menschen,
Frühling bricht in alle Gassen.
Und die kleinen Menschen rennen,
Und die kleinen Herzen klopfen,
Freigelassen, wie die tausend kleinen wilden Wasser-
tropfen.

Und die roten, frischen Köpfe
Eilen durch die Frühlingsgassen,
Tausend tote Augen lachen,
Selbst die Augen, die sonst hassen.

Und die jungen, blauen Herzen,
Aufgewirbelt von der Sonne,
Klopfen an den blauen Himmel,
Und die Himmeltore tauen.

Sieh die tausend warmen Lippen,
Liebe! Liebe! hör ich sagen.
Gerne möcht ich Erde werden,
Alle diese Liebe tragen.

*

Laß mich in deinem stillen Auge ruhen,
Dein Auge ist der stillste Fleck auf Erden.

Es liegt sich gut in deinem dunkeln Blick,
Dein Blick ist gütig wie der weiche Abend.

Vom dunkeln Horizont der Erde
Ist nur ein Schritt hinüber in den Himmel,
In deinem Auge endet meine Erde.

*

Bäche zittern silbern,
Gräser glittern und nicken,
Und weiße Anemonen
Blicken zum blauen Himmel.

Ich ging in jungen Gräsern
Mit meinem weichsten Schritt,
Die Amsel hat gesungen,
Und mein Herz sang mit.

*

7*

Mein Zimmer duftet königlich fein,
Veilchenprinzessinnen zogen ein,
Schwärmen und wärmen mit weichblauen Augen,
Fächeln und hauchen schmachtende Lächeln,
Winken mit feinen, vornehmen Gliedern,
Laden mich ein,
Ich neige mich nieder,
Ihr Page bin ich,
Ihre Lippen sind mein.
Ich schwöre ewige, ewige Liebe,
Sie schweigen so süß,
Schauen so ernst aus den schwerblauen Augen.
Meinen sie, Schwüre und Blumen verwelken?
Sie lächeln und weinen,
Meine kleinen Prinzessen.

*

Am süßen lila Kleefeld vorbei,
Zu den Tannen, den zwei,
Mit der Bank inmitten,
Dort zieht wie ein weicher Flötenlaut
Der sanfte Fjord,
Blau im Schilfgrün ausgeschnitten.

Gib mir die Hand.
Die beiden Tannen stehen so still,
Ich will dir sagen,
Was die Stille rings verschweigen will.
Gib mir die Hand . . .
Gib mir in deiner Hand dein Herz.

*

Das keimend junge Frühlingsgold,
Das singend an den Scheiben ruht,
Es kost so weich, es macht so gut.

Heute im leeren Erlenhag
Zartblank die ersten Finkenlaute —
Den Kuß, den stillen, jungen Kuß

Unter dem großen, freien Blau,
Willst du ihn blühend warm behalten?
Ich säete ihn ins Blut dir ein.
Fahl wird auch dieser Tag veralten,
Und weh zerstäuben muß dies Licht.

*

Die Nacht ist heute so wonnig reich.
Die Sterne drängen und hängen so tief,
Die Menschen müssen sich bücken.
Wir greifen und pflücken
Die reifen, sonnigen Sterne.

*

Maimond über dem Dach,
Maimond sieht in das Haus,
Golden stehen die Scheiben,
Sehnsucht leuchtet heraus.
Draußen Blatt bei Blatt
Schlafen dunkel die Bäume,
Drinnen unter dem Dach
Liegt die Liebe wach.
Schwüre glühen im Dunkel,
Funkeln hinaus in die Nacht.

*

Ich liege im Kaiserkleide,
Mich krönt die goldene Liebe.
Ich liege auf Lagern von Seide,
Auf Purpur und Hermelin.

Um meinen Hals deine Arme
Schlingen ein glühend Geschmeide,
Auf meiner Stirn deine Küsse
Scheinen wie edele Steine.

Meine flammende Krone,
Sie ist der Sonne gleich,

Ich bin Kaiser der Sonne,
Dein Leib ist mein Kaiserreich.

*

Sie singt.
Auf sachten Wellen schwingt sich der Saal.
Die Lichter dunkeln,
Ihre Augen strahlen,
Ihre Pupillen durchfunkeln den Raum,
Küsse schlagen schwer in ihr Blut,
Ihre Brüste tragen die Küsse kaum,
Sie reckt tausend klaffende Lippen,
Ihr Haupt zurückgesunken.
Trunken schließt sich der letzte Wunsch.

*

In mein leeres, nächtiges Zimmer
Flogen oft Vögel lichthell herein,
Es war Lachen fröhlicher Menschen
Unten aus Nacht und Laternenschein.
In mancher kargen, hungernden Stunde
Hab' ich von diesem Lachen gezehrt,
Und für den Bruchteil einer Sekunde
Wurden die lachenden Menschen mein.
Doch im Erwachen mußt ich mich hassen,
Wie der Entthronte sich hassen mag.
Statt Leben zu prassen bis zum Ermatten,
Saß ich bei Schatten, fraß Schatten.

*

An deinen Brüsten die Stunden,
Die Stunden in deinen Armen
Sind zeitlos weit.
Ich kenne die Erde nicht mehr,
Wenn ich von dir wieder zur Erde gehe.

Die Straßen so seltsam,
Schwarz, nachtkühl in den Morgenstunden,

Schwülgelb der Laternenschein,
Die Straßen leer, und ich so allein,
Und doch gehen tausend Dinge
Neben mir her.
Meine Schritte klingen,
Und die Augen von tausend Dingen
Sehen nach mir.

*

Deine Küsse, deine Brüste, deine Arme
Pressen noch lüstewarm meinen Leib.
Dein Blut, dein Fleisch
Ruht noch lüstewarm an mir.
Meine Schritte schallen,
Meine Schritte fallen härter von Stein zu Stein,
Die Erde nimmt mich in ihre Mitte,
Verwundert fällt es mir ein:
Wir lagen draußen im Weltenraum,
Wir beide allein.

*

Zersticht das Alter dein Gesicht,
Und flicht dir Asche in dein Haar,
Dornen in deine Lippen —
Jugendklar bleibt dein Auge.

In deinen Augen springt heilig ein Quell,
An dem die dunkle Nymphe singt;
Heilig ein Quell,
Drinnen Märchenmonde hell funkeln.

Wer einen Blick mit dir getauscht,
Trägt ihn berauscht von Aug zu Auge.
Dein Augenlicht bricht,
Wenn auf Erden das letzte Auge versiecht.

*

Hab' in der Nacht ein Mädchen gesehen,
Die Rose, die sie im Herzen trug,
Schlug aus ihren Wangen.

Mir ist dann jenes Geheimnis geschehen,
Das nur die Nächte den Nächten gestehen,
Daß zwei zu einer Gottheit werden,
Und Himmel und Sterne und Erden vergehen.

*

Du gabst mir deinen kleinen, weichen Leib,
Du lagst so opfernd still.
In deinem Leibe müssen Lippen ruhn,
Die sehnen sich, mir wohlzutun
Und mein Geschlecht zu küssen.

*

Bist aus dem Kalten zu mir geflattert,
Du kleines, warmes Menschenherz.
Will meine Hände um dich falten,
In meinem Herzen eingegattert,
Singe und sage der ganzen Welt,
Daß dich die Liebe gefangen hält.

*

Eine dicke, dumme Fliege summt,
Stößt und brummt an die Scheiben.
Auf den leeren Stühlen sitzt die Sommersonne.
Draußen treiben Wolken im blauen Kühlen.

Die großen, weißen Wolken am Himmel
Sind mein Sonntagsschimmel,
Ich reite lautlos ins blaue Weite.

*

Deine traumweichen Hände,
Ein Blatt schwebt vom Baum.
Nicht Blut, Tränen fluten in dir.
Dein Herz lebt leise wie deine Hände.

*

Grasschatten säumen den Weg.
Weiß der Weg unter Eschenbäumen,
Braungoldne Libellen hinüber, herüber.
Wolken schwellen,
Schwül sengt das Blau.
Die gelbe Kornau
Durchschreitet ein schwangeres Weib,
Matt über dem schwellenden Leib
Die Hände gefaltet,
Träge die Brüste.
Satte Korndüfte gären,
Samenschwer rauschen die Ähren.

*

In meinem Zimmer Nachtstille.
Windegewimmer im Ofen.
Wie seltene Orchideen
Stehen im schwarzen Nachtspiegel
Fremde, weiße Gedanken,
Schwanken vornehm mit ihren Kronen.
Getraue die Stille nicht zu brechen,
Engel könnten drinn wohnen.

*

Dein Auge fliegt jach auf in die Nacht,
Du sehnst nach den Sternen.
Nimm dein Auge in acht.
Die Sterne locken mit silbernen Wünschen.
Was sind die Sterne? —
Erdenbrocken.

Auch deine Erde ist Stern.
Hab sie gern, deine Erde.

*

In manchen Stunden
Erscheinst du mir:
Steinern deine Stirn.
Auf adligem granitnem Roß,

Du stampfst durch eine Nacht,
Du lachst und lachst,
Von Felsen stürzt dein Lachen,
Und unten steht ein blöder Menschentroß
Und zittert, wo du lachst.

Ein andermal
Seh ich dich krank und siech,
Du kriechst dich in die Erde
In Särge, wo die Toten faulen,
Würmer ziehen über deine Stirn,
Du schlägst die Hände vor dein Angesicht,
Und Trän' um Träne sticht durch deine Finger.

Dann wieder nahst du leise mir.
Tiefblaue Blumen sind bei dir.
Tiefblaue Blumen blühn aus deinen Augen,
Sie lächeln, schweigen,
Und alle Menschen saugen Honig
Aus deinem Lächeln, deinem Schweigen.

*

Sonne sank still in die Wälder.
Blank unter den Wolken ein lichtarmer Streif.
Wolken sonst weit, Wolken und Felder.

Im Rasen zwei Pferde, und raufen Gras,
Blaß spiegelt der Teich,
Bleich wächst die Nacht aus der Erde.

*

Alle Bäume stehen, schweigen, — dunkle Riesen,
Aus den Wiesen Abendkälte,
Und die Welt schwebt grau verloren, weit und still.

Bin allein.
Bin der einzige Mensch, der lebt,
Der einzige, den die Welt geboren.
Bin allein.

Bin der einzige Gott, der lebt,
Gott, der diese Welt geboren.

*

Blau schwebt der Garten,
Die Mondenwelle hebt,
Weißentfacht,
Brennendes Silber
Aus tiefsten Bergen.

Große, dunkle Flügel wachsen
Einem kleinen Menschenzwergen,
Tragen ihn von Stern zu Stern
Unermüdlich durch die weiße, starke Nacht.

*

Die kleinen gelben Blumen glittern,
Der Wind springt durch den Wiesengrund,
Und tausend Silberhalme splittern.

Die tausend Grüße, die ich küßte
In all die kleinen gelben Kelche,
Der Wind drückt sie auf deinen Mund,
Die Meilen zwischen hier und dir
Sollen von meinen Küssen zittern.

*

Ich küsse die Luft,
Ich umarme die Wärme der Nächte.
Mir ist, es müsse von meinem Harme, meinem Sehnen
Aus der Leere dein Auge aufsprießen,
Zu mir fließen dein blauender Blick.
Sonne brütet,
Sommergras glüht,
Vom roten Mohn sprüht brünstiger Schein.
Ich strecke die Arme,
Erbarme dich, Licht,
Mich küssen hungrige Nächte.

*

Ich habe sogar zum Himmel gerufen,
Er ließ einen Regenbogen prangen,
Ich wollte dich doch lachend und weinend
Mit allen Himmelsfarben empfangen.
Ich stand auf den Klippen
Und schaute und schaute,
Das Auge hungrig,
Das Herz glückschwer,
Ich sandte die Möven,
Nach dir zu spähen,
Hinaus auf das leere, herzleere Meer,
Der Himmel welkte,
Die Nacht hob sich ernst,
Ernster und kälter als alle Nächte;
Sacht stieg ich nieder.
Ging sacht zum Haus,
Ernster und kälter noch als diese Nacht.

*

Kreuzspinnen kauern auf meiner Stirn
Und lauern auf meine Gedanken.
Und schwarzer Efeu um mein Gehirn
Mit feinen, nagenden Ranken.
Auf allen Wegen nur kümmerlich Luft.
Vor den Augen Regen, nur Regen.

*

Draußen über dem Wiesengrün
Starrt das Schwarz zackiger Wälder.
Von den Winden aufgescharrt,
Glühen blaue Wetterwolken,
Und die Sonne fällt so grinsend
Auf den gelben Ahornbaum,
In die gelben Haferfelder.
Und die Sonne fällt so grinsend
In mein fahles, wundes Hirn,
Horch, vom Walde rollt der Donner!
Es pocht kalt an meine Stirn.

*

Habe im Feld bei den Kräutern gesessen.
Um mich schwärmten Hummeln und Fliegen;
Und Blumen stiegen jung aus der Erde.
Mich wärmten Tiere und Blumen.

Bin dann zurück in die Stadt gegangen.
Kalt waren die Straßen,
Keine Vögel sangen.
Die Menschen der Stadt blickten kalt,
Wärmer blicken draußen die Schlangen.

*

Die Winde verhallen,
Der Regen schweigt,
Nur in den Laubbäumen
Fallen noch Tropfen.
Elfenbeinhellen säumen den West,
Friedelicht steigt die Sonne nieder,
Aus den Tannen äugen
Kleine flüsternde Engel,
Psalmen schallen
Und heilige, düsternde Lieder.

*

Nun wieder Nacht.
Die Sterne nicken im schwarzen Blau.
Ich fühle dein Auge von ferne.
Dein Auge wacht einsam,
Und deine Lippen wachen,
Deine sehnsüchtigen Lippen.

Ich schleiche zur Ferne, von Stern zu Stern,
Bis ich deine Lippen erreiche,
Deine sehnenden Lippen.

*

Die Luft so schwer,
Wolken stehen weiß und still,
Der Himmel hohl und aschenleer,

Ein Rabenschrei —
Und kreischt vorbei.
Die Bäume stehen kalt umher,
Es ist, als ob das letzte Herz gestorben sei.

*

Winde quälen die Bäume
Die Blätter frieren und gilben.

Menschen, noch braun die Sommerwangen,
Aber die Lippen sangen die letzten Silben.
Bald ist das Lied zergangen.

*

Graue Engel gehen um mich,
Sehen trauernd auf dich, meine Seele,
Sie stehen mit lahmen Flügeln
An Aschenhügeln und sinnen;
Draußen und drinnen ist es Abend, meine Seele.

*

Ich sitze am Wasser,
Bei mir sitzt der Gram,
Wir schauen bleich in die grauen Gründe.

Unten Felsen,
Liegen steif, wärmeleer,
Umher gequollen fahles Gras,
Drüber fliegen dunkel die Fische.

Meine gramvollen Augen schweigen,
Saugen Fischblut, erfrieren,
Und stieren gramleer aus der Tiefe.

*

Greise sinnen.
Eine große graue Spinne,
Netze schleiern,
Fäden rinnen.

Die jahrhundert grauen Wälder
Tragen ernst den alten Himmel,
Und verdorrte, alte Lippen
Nippen an dem kalten Horte
Längstverglühter alter Worte.

*

Im Schilf das weiße, eisige Zischen,
Im Wasser die schwarzen Wolkenflecken,
In meinem Hirn nisten hadernde Eulen,
Mein Blut will sich zitternd verstecken.

*

Und jede Pore, die einst für dich brannte,
Jeder Gedanke, der dich kosend nannte,
Muß sich in meinem Blute hassend wenden
Und statt der Süße — Galle nach dir senden.
Doch das ist nicht das Ende.
Das Ende ist, wenn meinen Händen,
Meinen Lippen, meinen Augen
Das schwere, lange Bluten endet,
Und sie nach langem fremden Schweigen
Sich endlich wieder zu dir neigen
Und sagen können: „Freund“.
Dann ist das Ende meiner großen Liebe.

*

Lange rote Abendstreifen,
Und die Wälder schweifen schwarz
Um den toten, bleichen See.
An dem Ufer
In dem dämmerdunklen Klee
Grasen junge graue Lämmer.
Eine Welle schluchzt,
Und die Steine weinen.

*

Silberne Winde rasseln im Laub,
Und der Garten knirscht und rauscht
Schon den langen, langen Morgen.
Wolken hangen graugebauscht,
Fließen trübend durch die Sonne,
Fließen um das trübe Haus.

*

Solch ein lauer weißer Tag,
Mag die Hände gar nicht rühren,
Nur die Augen liegen wach.

Draußen welken gelb die Bäume,
In der stillen Esche nicken
Graue Blätter, altersschwach.
Graue Blätter, graue Träume.

*

Die Wolken fliegen schmetternd, zerkrachen.
Ein weiß und schwarzes Sturmgetöse.
Löse im Busen dein rötestes Lachen,
Lache zum wetternden Himmel hinauf,
Weine, die alte, verdorrte Liebe
Schlägt wieder jungblaue Triebe auf.

*

Silberwollige Disteln am Wege,
Farrnkräuter gelb, schon von Fäule geknickt.
Rege dich, Herz, sammle dir Wärme,
Bald ist der Sommer eingenickt.

Schon jammern vom Walde herbstbleich die Winde,
Berge reich Sonne in deine Kammern,
Sonne in Truhen und Spinde.

*

Nun stehen die Tage grau, lässig, still,
Weil es herbsten will.
Der Sommer wird arm.

Doch ich trage junge Violen im Haar
Und Maienstrahlen eine goldhelle Schar
Und die Sonne im Arm.

*

Schwarz schleichen die Wälder,
Der Abend steht still,
Kahle Winde,
Leere weht über leere Felder.

Mein Leib ist noch nicht leichenkalt,
Noch ein leises, leises Klopfen,
Ein Tropfen Blut ruht noch darin,
Ein einziger wärmender Tropfen.

*

Ich will meine Augen versteinern,
Daß sie nicht vor dir stehen,
Muß meine Worte erwürgen,
Sie sollen nicht Almosen flehen.

In Nächten muß ich mich wärmen
An blassen, verschollenen Monden;
Die Tage sind: Hungern und Härmen,
Und unter Lachen ein Hassen.

*

Als alles schlief,
Tief in der Nacht,
Hat plötzlich wild der Wald gelacht,
Ein Tod schritt siegend durch die Auen.

Sturmraben kreischten ihm voraus,
Disteln zerstäubten,
Blaue Glocken löschten aus,
Mit scharfen Winden schrie sein Haß,
Wohin er spie, hockten im Gras um alle Stämme
Wie geile rotgequollne Augen
Die tausend feilen roten Schwämme.

Der Tod schritt siegend durch die Auen.
In braunes Laub, in gelbe Farren
Stürzte mein Leib zu Blut zerhauen.
Der Tod griff grinsend in mein Blut,
Verschlang mein Herz,
Mein Herz war jung noch,
Jung und gut.

*

Das Laub, das im Sommer so rauschend sang,
Das Laub ist von den Bäumen gestiegen.
Voll stiller Blätter, gelb und braun,
Liegen noch stiller die stillen Wege.

Wie Duft von tausend Küssen und Tränen
Schweben Nässen über den Blättern,
Über den tausend herben Blättern,
Die nun sterben.

*

Die Gedanken werden kalt und steif,
Frost und Reif fällt jede Nacht;
Im Garten sind die Bäume gestorben,
Und die Kinder, die gelacht,
Und die liebenden Menschen.

Aber im Haus im roten Ofen
Leben rote flammende Tulpen,
Und in hellen flammigen Lauben
Schweben blau die Seelen der Toten.

*

Unsere Augen so leer,
Unsere Küsse so welk,
Wir weinen und schweigen,
Unsere Herzen schlagen nicht mehr.

Die Schwalben sammeln sich draußen am Meer,
Die Schwalben scheiden,
Sie kommen wieder,
Aber nie mehr uns beiden.

*

Winde fressen im Birkenlaub,
Rostbraun dorren die Farren,
In dem dürren kalten Holz
Zischelt ein Knistern und Knarren.

Finde es so sonderbar,
Mag es gar nicht glauben,
Hier war auch mal Frühling,
Surrten auch einmal junge Maientauben.

*

Graue Winde schütteln den Wald,
Winde rütteln am Haus,
In den Eichen Regengebraus,
Regen hämmert aufs Dach.
Mein leer Herz liegt wach,
Lauscht auf das Schütteln und Gießen.
Mein Herz kann nicht mehr weinen um mich,
Herz, die Himmel weinen für dich.

*

Regen gittert alle Fenster,
Wolkentrübe engt den Himmel,
Zwängt Totenwürmer aus der Erde,
Und das Blut, das rote, zittert.

Lag einmal,
Blauen Himmelsklang im Munde,
In der Runde schwangen tausend Lerchen,
Tausend Lerchen höher sang mein Mut.
Klanglos sanken meine Lieder.
Sanglos faulen meine Gärten,
Meine Himmel regnen Blut.

*

Öde Wolken hangen,
Scharfer Winde Gefunkel,
Im bangen Wasser tanzt dunkel der Regen,
Im Regen die gelben, glühenden Birken.

8*

Scheue Blätter auf allen Wegen.
Im Wiesensumpf
Sitzt eine Hure, nackt und kalt,
Die Augen alt,
Die Lippen stumpf,
Gift spritzt aus den Brüsten, den losen,
Nacktweiß hocken im Kreis
Tausend feile Herbstzeitlosen.

*

Unter mir liegt das Meer.
Über der grauen, dunkelnden Fläche
Wiegt sich die helle, funkelnde Möwe,
Wellen gähnen,
Jede Welle blitzt schieferdunkel,
Der Tod sitzt im Wasser,
Klappt mit dem Kiefer,
Schnappt mit den Zähnen.

*

Moderdunkle Augenhöhlen,
Finster stiert ein weißer Schädel.
Und die Echo toter Willen
Grinsen blau wie Sterngefunkel
Von dem schwarzen Stirngewölbe.

Wasserjungfern, riesenhafte,
Klirren mit den blauen Flügeln,
Flirren durch die Schädelhöhlen,
Girren um die Gunst des Todes.

*

In deinem blauen Auge
Stehen blaue Tage.
Ein Sterbender liegt vor dir
Und will sterben.

Es stirbt sich schwer,
Wenn blaue Tage

Von totem Jubel jauchzen.
Laß mich im Dunkel sterben,
Ohne Klage und dunkel.

*

Meine Augen voll Asche,
Meine Ohren haben die Töne verloren,
Bäume, Wind, Gestein,
Eure Sprache fällt mir nicht mehr ein.
Höre im Weltraum nur mich,
Mein wildes, hungerndes Ich.

*

Weißer Winterhimmel,
Weiße Häuser unter weißen Schneelasten,
Über den schneeweißen Platz
Hasten grau die Menschen —
Die Menschen grau!

*

Die Nacht rauscht so wirr, rauscht so fremd.
Der Schnee glüht so irr.
Die Erde ein stolzer Stein,
Mehr stolz und mehr Stein als je.

*

Als ich glücklich war,
Konnte ich nicht singen,
Schmückte tagelang
Haar und Hals und Brust
Mit Korallenrot und mit goldnen Ringen.

Nun ich arm, arm bin,
Sing ich tausend Lieder,
Schlinge rote Töne
Über Haar, Hals, Glieder,
Keiner soll es sehen,
Daß ich glücknackt bin.

*

Einst kniete ein Mensch vor dir nieder.
Aus seinen Augen flogen schwarze klagende Vögel,
Umzogen dich flehend mit ihren Liedern.
Du gingst vorüber.

*

Ich liege still im dunkeln Krankenbett,
Leichenscheine wanken durch das Zimmer,
Draußen sanken gelbe Abendwolken.

Hinter meinen Augen
Steigen goldne Länder, menschenleer,
Und ich schreite hehr, ein König,
Durch die goldnen menschenleeren Länder.

*

Draußen rinnen die weißen Flocken,
Um den weißen Platz hocken die Häuser weiß und grau.
Die stillen dunkeln Häuser,
Drinnen die heißen Menschen funkeln.
Jeder Mensch ein Juwelenschatz.
Jedes Haus ein Juwelenschrein.

*

Weißer Schnee, weiße Gräber,
Dunkle Reihen dunkler Kreuze.
Und die Sonne steht darüber.
Und der Südwind weht vorüber.
Und die kleinen Birken freuen
Sich schon leise auf das Blühen,
Und die weißen Wolken winken,
Und die blauen Schatten glühen, —
Weißer Schnee, weiße Gräber,
Dunkle Reihen dunkler Kreuze.

*

Tritte will ich der Erdkugel geben,
Jahre zermalmen in einer Sekunde,
Nur, daß jene Stunden weichen,
Jene Stunden voll heißer Erinnerungsleichen.

*

Die Nacht lastet hart.
Alt starrt die schwarze, erkaltete Erde.
Mein Herz will jung schwingen,
Meine Lippen sind blutvoll,
Mein Blut will singen.
Meine Adern möchten die Erde zersprengen,
Mein Herz in den Weltraum
Als Erde hängen,
Als siedende Erde.

*

Nun kreisen wieder die Möwen,
Nun ist das Eis zerbrochen,
Die Schollen fortgekrochen.
Frei rauschen wieder die Flüsse,
Und helle Wellen nicken
Die Luft voll heller Grüße.

*

Noch Märzschnee auf Birken.
Schon fiedeln die Finken,
Sehnsüchtige Dirnen winken der Sonne.

Dirnen mit blauen, leuchtblauen Augen.
Sie gehen am See,
Sie stehen am Bach,
Sie schauen zur Tiefe,
Die Eise tauen,
Die Welle wird wach.

Bald wird sie kommen,
Prinzessin fein,
Fein wie die silberne Blüte der Weide,
Fein wie die rosigen Lämmerwolken.
Reich wird sie kommen, in goldgrüner Seide,
Veilchenschuhe an kosigen Füßen;
Die Augen grüßen, die Lippen grüßen,
Sie lehrt die Nachtigallen zu lachen
Und alle Menschen das Küssen.

*

Wer rief?
Ich fliege auf, erschreckt,
Die stille, bleiche Kerze wacht.
Mein Bett so weiß,
Und um mich abgrundtief die Nacht.

Mein Herz, das mit der Erde schlief,
Steht aufgereckt.
Wer rief? Wer rief?

Ein Wolfshund keift an meiner Tür,
Sein Aug greift scheel nach meinem Herz,
Sein Zahn greift hart nach meinem Blut,
Mein Blut erstarrt.

An alle Wände pochen Hände.
Wer pocht? Wer pocht?

Die Erde pocht.
Der Kerzendocht flackt lang und weht,
An meinem Bett die Sonne steht,
Und winkt, und geht.

Das Leben geht.

O ist es dies: das Leben geht?
Du bist der Tod?
Die Erde, die dich einst verließ,
Die dunkle Erde pocht und ruft,
Und ruft mich aus der Luft zurück.
Die Luft war rot.
„Sei mein, sei mein!"
Ich wehre nicht,
Ich fliehe nicht.
Ich höre nur, die Erde spricht:
„Mit jedem Gliede bist du mein."

Und dann war Friede.

*

Der graue Tag
Legt seine Wolken an meine Brust,
Mein Herz steht leer.
Mein Herz ist dunkel und wolkenschwer,
Ich habe so lange nicht mehr geküßt,
Ich küsse so gerne.
Lippe und Seele warten auf dich,
Du Herz der Ferne.

*

Erster Mai.
Alle Wiesen keimen,
Alle Vögel reimen,
Kleine Blumen scheinen,
Mädchen in lachendem Schwarm,
Tausend Sonnen warm.

Mai, du machst mich arm,
Ich muß niederknien,
In meine Hände weinen.

*

In meinen dunkeln Gartengründen
Entzünden sich die roten Tulpen.
Die Hunde am Gitter wittern dein Kommen.

Du wirst meine bittern Tage
In stille Totenurnen schließen,
Mein Garten wird überfließen von deinem Lachen.

Komme, die roten Tulpen wachen und warten.

*

Heut habe ich Lust
Den Äther zu küssen,
Und alle Wolken sollen sich beugen;
Alte Himmel zu meinen Füßen,

Ich will mir neue Himmel zeugen,
Gott werden,
In neuen Himmeln,
Auf neuen Erden.

*

Die Amseln haben Sonne getrunken,
Aus allen Gärten strahlen die Lieder,
In allen Herzen nisten die Amseln,
Und alle Herzen werden zu Gärten
Und blühen wieder.

Nun wachsen der Erde die großen Flügel,
Und allen Träumen neues Gefieder,
Alle Menschen werden wie Vögel
Und bauen Nester im Blauen.

Nun sprechen die Bäume in grünem Gedränge,
Und rauschen Gesänge zur hohen Sonne,
In allen Seelen badet die Sonne,
Alle Wasser stehen in Flammen,
Frühling bringt Wasser und Feuer
Liebend zusammen.

*

Du breitest um mich einen Himmel, tiefblau,
Und dein Sang ist darin träumend wie die verträumten weißen Wolken.

Manchmal blickst du auf wie die Erde dunkel,
Wie die Erde treu und tief und gut.
Dann hast du bei der warmen Erde geschlafen.

Dein Herz wuchs auf einer Sommerwiese.
Einfach wie Butterblumen
Und kräftig wie der Salbei.

Wir atmen uns ein.
Draußen am dunstblauen Horizont
Atmen sich Sommermeer und Sommerhimmel ineinander.

*

In deinem Angesicht
Schwebt Stille.
Stille, welche in sommerschweren Wäldern lebt,
Auf abendblauem Berge,
Und im Blumenkelche.
Eine Stille, warm und licht,
Die ohne Laut vornehme Laute spricht.

*

Stille weht in das Haus,
Fühlst du den Atem des Mondes,
Löse dein Haar,
Lege dein Haupt in den Blauschein hinaus.
Hörst du, das Meer unten am Strand
Wirft dir Schätze ans Land;
Sonst wuchsen im Mond Wünsche, ein Heer,
Seit ich dein Auge gesehn, ist die Mondnacht wunsch-
leer.

*

Deine Brüste an meiner Brust.
Die Seelen öffnen ihr Grab.
Ich sah durch die geschlossenen Augen,
Die Sonne sank in dir hinab.
Ich sah noch hinter der Sonne die Tiefen,
Den Urweltraum, wo alle Lebenskeime schliefen.

Sehr einfach still war es umher,
Und wir waren unendlich groß,
Wir waren alles und wußten nichts mehr,
Wußten bloß, daß wir selig waren.

II

Gerne liege ich im Grase horchend,
Wenn die Winde hohen Bäumen Ausdruck geben,
Daß die Zweige Menschengesten zeigen,
Und die Blätter seelenvoll wie Menschenhände leben.

Niemand weiß es, wo die Winde wohnen,
Sie erscheinen in dem Walde und verschwinden.
Und der Baum, den sie kaum wecken,
Niemals sieht der Baum sie wieder.
Wenn der Regen fällt am Nachmittage,
Werden wärmer im gedämpften Zimmer alle Menschen,
Und die Regentropfen freuen mich erregend,
Sie, die plötzlich leben, plötzlich sterben;
Rings die Luft füllt sich mit Totenkälte,
Und die Menschen werden zarter bei dem tausendfachen
Sterben.
Kommt der Abend,
Fühle ich die große Sehnsucht kaltwerdender Erde,
Und die Sonne wird noch einmal groß und stirbt
schmerzend schön.
Schmerzend schön werden auch die Menschen, wenn
sie scheiden.

*

Die verlassnen, sonnenleeren Bäume,
Wolken, die nach Westen schauen,
Eine letzte Hummel rennt vorüber.
Hinter ihr schließt sich die Stille.
Aber von den Unergründlichkeiten
Murmelt irgendwo eine lautgewordne Quelle.
Denn die tiefgebornen Quellen
Sprechen gerne mit den Nächten,
Nur am Tage spricht die Quelle mit sich selbst.

*

Die Sommernacht, und andachtvoll der dunkle Garten
Und schwer zufrieden mit den reichen Bäumen.
Derselbe Mond, der all die großen Bäume klein gesehen,
Vor dem die dunkeln Blätter staunend glänzen,
Unwissend stumm gekommen, unwissend stumm vergehen.

Der dunkle Garten, draus ein kalter Atem weht,
Sehr kühl vom kaltgewordnen Schweiß der Erde.
Und immer kommt und geht darin der Mond
Und wird nicht müde, nie, und kommt und geht.
Doch auszudenken, daß wir müde einst
Für immer gehen, unwissend mit uns selbst.

*

Ich sehe den Berg, den breit schwebenden.
Er zieht an den Himmel edel,
Einfach und sich selbst genug.

Das starke purpurne Meer,
Die blaue erhabene Wolke kommen zu ihm,
Sein Schnee ist weißer als der Schnee.
Nur der Reife nahe dem Edlen!
Jahrtausende begegnen dir auf dem Wege,
Und dem Leidlosen alles Leid,
Den starken Wissenden prüfen starke Tote.

Sorgengeruch des Verbrannten begleitet dich,
Urasche, und ihre Dunkelheit vergißt du nie.

Blumen und Früchte stehen am Fuß,
Grün, aber dunkelgrundig.
Du lachst und fürchtest die schwelgenden Gärten.
Und reiche, düstere Dörfer,
Ihr Reichtum ist ärmer als alle Armut.

Der Tag lebt dort nur am Himmel,
Auf Erden Mauern und Häuser zeigen hartnäckige Nacht.
Und furchtbar lachen dort alle Menschen,
Sie verlachen grimmig sich selbst.

Dann auf den finstern Feldern,
Die Sonne verachten,
Mußt du schattenlos gehen;
Dir schwinden Knochen und Schwere
Auf der gewichtlosen Kohle.

Oben wartet die unergründliche Höhe, schmucklos.
Du verwirfst Gehör und Gesicht.
Dein Lachen geht unter, spurlos.
Dann wirst du sehend,
Das wirst du erfahren,
Niemandem willst du dich nennen,
Ob auch den Boden die Flüche der Bettler erschüttern.

*

Ich gehe durch verwirrte, lärmgefüllte Gassen
Ratlos hin, zurück, und trete in ein unbekanntes Haus.
Durch Korridore, Türen, Zimmer finde öden Weg
Und komme in den alten, hohen Büchersaal,
Still, weltfern lebte hier nur sanfter Staub,
Geistesabwesend schien das Saalgesicht.
An allen Wänden standen weiße Schränke.
Ich will die Bücher sehen,
Ich öffne von den stillen Schränken einen,
Es stehen große dunkle Herzen in Regalen,
Herzen wie Menschen groß und mumienhaft gedorrt.
Ich wußte nur noch, daß ich lesen wollte,
Ich lege mir ein Herz auf einen Tisch, und es bricht auf.
Es war verstaubtes, altes Blut darin.
Älter und stiller wurde es im Saal.
Es ist aus jenem Herzen jemand eingetreten.
Die Schränke an den Wänden stehen alle offen,
Und vor mir dichte Reihen dunkler Herzen.
Die Luft wuchs eng, unsichtbar füllen Menschen dicht
den Saal.
Ich sehne mich hinaus, dort an der Türe sitzt ein Mensch,
gelb und verdorrt,
Ohne Iris und Pupillen sieht er mich wartend an.
Vergrämt und einsam sieht er aus
Und war Jahrhunderte allein.
Er sieht mich wartend an mit leeren Augen.

Ich komme fast erwürgt an ihm vorbei.
Dann, als ich Haus und Straße längst verlor,
Erst weit fort, wußte ich, das war der Mensch,
Des Herz ich brach.
Er wollte einzig eine Träne nur, und alle Herzen wollten
eine Träne,
Sie alle warten seit Jahrhunderten.

*

Allein in hoher Wohnung lebte ich mit meiner Laute,
Und wie die freien Töne trug ich frei mein Haupt.

Ein kühler Abend war im kühlen Haus,
Sehr fern vom Erdreich lagen meine Räume,
Ich spielte selbstzufrieden meine Laute
Und wußte, daß es keine Menschen gab.
Ich ging durch meine Zimmer, lauschte auf mein Lied,
Und meine Lieder sprachen stets von mir.
Es klopfte an die Scheiben meiner Tür,
Ich wußte: vor der Flurtür stand ein Mensch,
Als Freund klopfte der letzte Mensch an meine Tür.
Es klopfte heftig wieder, und es rief.
Ich öffne nicht, mein Lautenlied sprach eben sehr be-
friedigend von mir.
Am Türglas sehe ich des Freundes Hand.
Ich öffne, endlich, steht ein Dunkel groß vor mir.
Weit von mir eine Stimme, die zur Erde fällt.
Ich biege mich zur Treppe, lausche tief,
Im Hause unten sinkt es in den Stein.
Vom tiefsten Grundstein ruft es meinen Namen noch.
Dann bleibt es leer. Die Angst scheint rot aus mir.
Ein Dunkel wird zu einem lauten Seufzen,
Sehr qualvoll, weltverlassen, seufzt es auch in mir.
Meine Laute finde ich nicht mehr,
Die Zimmer schwinden finster, finster Flur und Tür,
Das Dunkel tritt auf alle Schwellen, drängt,
Um mich brennt rot die Angst als letzter Schein,
Ich seufze körperlos und weiß es unabänderlich:
So soll ich seufzen müssen eine Ewigkeit,
Nie mehr ist Welt, und nie ein Körper mehr.

*

Von den Dunkelheiten und den Nöten
Blasen Knochenflöten allen Winden.

In den Gassen bei den schwarzen Scheiben
Sitzen Totgeborne, hassen selig.

Atemlos zum Himmel ragen Galgen,
Ihre Arme schlagen an die Wolken.
Balgen sich dort Fäuste um das Fleisch?

Schatten, ihre alten Menschen starben,
Ziehen zu dem schweren Riesenschädel.
Steht ein Schädel leergebrannt allein.
In dem kalten Stirngewölbe knieen
Steinern die Figuren der Gedanken,
Kleine Kerzen wollen Tote wärmen,
Draußen um die Berge rollen Sonnen.

Das Geisterhaus

Das Geisterhaus, das aus Gerüchen aufgebaut,
Oft nah, daß ich neu wohne in längst Altem.

Dort wusch man einst die Leiche meiner Mutter,
Im Garten lernten mich die Blumen kennen,
Die Gartenblumen, die besonnen blühen.
Und draußen stand behaglich Korn und Klee
Und duftete Begehr, und heute weiß ich,
Daß alle Düfte über Feld und Gärten
Die Liebeslieder all der Blumen sind.
Doch damals unverstanden gingen Frühlingsnächte,
Noch kindlich schlief der Mond im weißen Baum.
Nur reich entsinn' ich körperlose Freuden,
Wenn dumpfe Wolken an den Himmel stiegen,
Ein Augenblick schoß aus den Ewigkeiten,
Er zeigte klein die Menschen, groß den Himmel.

Im Winter, wenn die Tage blind geworden,
Wuchsen die Menschen breit im sichern Hause,
Das bilderreiche Feuer wärmte Träume,

9*

Und Träume wurden Sonnen langen Nächten.
Und viel noch weiß ich von Geheimnisdingen,
Denn mehr verwandter als die Menschenherzen
Waren die Herzen mir der Tiere und der Pflanzen.
In Sommernächten, wenn die Grillen spuken,
Wenn ganze Heere eine Nacht besangen . . .
. . . Die furchtbar stummen Katzen in verlassnen Kammern,
Die durch verschlossne Türen jäh verschwinden,
Mit Augen, die entsetzlich Fremdes wissen,
Sie haben mehr erspäht als alle Menschen.
Und Schmetterlinge, die im Himmel wohnen,
Sie, die versargt gewesen in den Puppen,
Sie kamen oft zu mir dicht auf die Erde
Und legten lichtbestaubt die Baldachine
Flach in die Sonne, sprechend zu der Sonne.
Die Tage wurden so unirdisch lang,
Mit tausend Flügeln sangen die Insekten.
Ich lebte mit der flinken Eintagsfliege
Die sechzig Jahre in der einen Stunde.
Doch später kürzten sich im Haus die Jahre,
Die Falten der Gesichter lehrten zählen,
Sie kamen näher, näher und verwandter,
Doch sehe ich auf sie, die abgeerntet haben,
Ungläubig noch, mit jenen unerschöpften Augen,
Die voll Unsterblichkeit heiliger Jugend.

Singsangbuch

Liebeslieder

Die Herzensfrau

Der Mittag liegt mit mir im Gras,
Die Wolken ziehn tiefblaue Straß,
Die Welt ist grün und weiß und blau,
Zu mir setzt sich die Herzensfrau.
„Rot," spricht sie, „ist die ganze Welt,
Wenn man zum Kuß den Mund hinhält."

Lust wächst

Im tiefen Blauen hocken
Wolken mit weißen Fließen,
Die Sonne sitzt am Wocken,
Lust wächst auf allen Wiesen.
Der Roggen reicht uns schon ans Herz,
Und Salbei duftet himmelwärts,
Menschen und Tier gehn Zwei und Zwei,
Kein Weg ist mehr von Freude frei.

Heut abend

Droben am Berglein im Kirschenland
Heut abend ich mit meinem Vielliebchen stand,
Wo sie manch Schlüsselblümlein fand.
Sie winkte an des Bergleins Rand
Den Wolken zu mit glücklicher Hand.
Frau Venus trat aus der Himmelswand
Aufleuchtend, weil sie zwei Selige fand.

Dort wucherte Mohn

Wir gingen in helle Kornfelder hinein.
Dort wucherte Mohn rotfleckig am Rain,
Fein klingen dort Ähren dem Ohr Melodein
Und wiegen die Köpfe leise und träge,
Und heiße Dinge liegen am Wege.
Nicht Körner allein im Kornfeld gedeihn,
Mohnrote Flecken, die lecken am Blut,
Die können im Feld ein Brennen anstecken;
Wir haben geküßt und nicht ausgeruht.

Augustmond im Weinberg

Augustmond durch den Weinberg streicht
Und hat den Reben die Brust gereicht.
Er, der hinter Verliebten schleicht,
Will Räusche Verliebter den Trauben geben;
Wo zwei ein volles Glas dann heben,
Wird ihnen ihre Erde leicht,
Daß sie als Mond darüber schweben.

Seit mir Süßeres geschehn

Die Rosenhimbeer sitzt im Tann,
Sieht zuckrig alle Leute an,
Doch seit mir Süßeres geschehn,
Laß ich die Beer den andern stehn.

Wie's zähe Harz aus Rinden tropft,
Mein Herz die Poren mir verstopft,
Daß jeder Blick voll Inbrunst bittet
Und mit der Liebsten sich verkittet.

Der Wald nicht große Worte dreht,
Auf alter Erd sich's lautlos geht; —
Mal wie dürr Laub, so dürftig ganz,
Fällt aus den Händen jeder Kranz.

Und voll Lichter ein Wagen

Der alte Mond, der geht
Durch den Fluß, den dunkeln.
Siehst du's wie Ketten funkeln,
Wo er im Wasser steht?

Über die Steinbrücke jagen
Rosse, eisenbeschlagen,
Und voll Lichter ein Wagen, —
Dort wird meine Freud fortgetragen.

Mein Herz als Mond verkleidet

Rühr' im Schlaf an deine Wangen,
Hangen Tropfen an den Kissen,
Du und ich allein nur wissen:
Unser Sehnen hat vereint
Heiß sich in den Schlaf geweint.

Ach, mein Herz wie's liebt und leidet!
Spür es leis als Mond verkleidet
Weiß an deiner Tür.

Sehnsucht muß mit hellen Händen
Noch im Schlaf dein Zimmer blenden,
Und die blanken Scheiben schicken
Blicke, die tags dunkel bleiben;
Wo sie ungesehen fielen,
Steigen Lichter aus den Dielen.

Schweigen müssen Uhr und Zeit,
Sehnsucht spielt auf blauen Geigen,
Und wie einst auf Märzenauen
Werden Balken in den Räumen
Wieder kühn zu Knospenbäumen.
Und auch taut im Mond wie Eis
Lautlos deines Spiegels Glas,
Will mir Heimlichkeiten zeigen,

Die der Spiegel nie vergaß,
Er, der zärtliche Vertraute,
Der nur lebt von deinen Augen
Und in deine Sehnsucht schaute.

Dicht an deinen weißen Wangen
Will ich deinen Atem fangen.
Was die Scham mir nicht gestand,
Küß ich aus dem Schlaf der kleinen, zagen, zahmen Hand.

Rötet Morgen sich im Land,
Auf dem roten Dach der Welt
Tötet sich der Mond gelassen;
Und wer ahnt in lauten Gassen,
Daß, wo Sehnsucht hingestellt,
Sich noch nachts das Pflaster hellt,
Und mein Herz, als Mond verkleidet,
Nächtlich blinde Wünsche weidet.

Die Kerzen vor meinem Spiegel

Die Kerzen vor meinem Spiegel,
Die doppelt im Glase sich zeigen,
Sind wie die Augen, die schweigen,
Und Augen sind glühende Siegel.

Von einem unendlichen Liede
Zwei Noten, dunkel und stumm,
Gehen mir im klopfenden Herzen
Deine brennenden Augen um.

Weiter fällt mir mein Traum nicht ein

Du warst mir nah in meinem Traum,
Deine Stirn war weißer als dein Kleid.
Ein Kuß allein hatte zwischen uns Raum,
Mein Herz fand kaum zum Schlagen Zeit.

Ein Blick in deinen Wimpern stand,
Wie auf dem Samt ein Messer liegt,
So daß ich schön den Tod empfand,
Der heiß mit deinen Augen siegt.

Und noch ein Blick fiel in mein Blut,
Wie eine Rose in den Wein. —
Weiter fällt mir mein Traum nicht ein,
Eh' nicht mein Mund auf deinem ruht.

Der Wind im Kleefeld

Steht die Liebste an der Mauer,
Sieht zum weichen Kleefeld hin,
Sieht den Wind im Acker streichen,
Furchen durch die Gräser ziehn.

Denkt: so schneiden die Gedanken
Stündlich sehnend in mein Blut;
Kann nicht gründlich unterscheiden,
Ob es wohl, ob's wehe tut.

Die Spiegel

Warum werden Spiegel im Alter matt?
Weil jeder maßlos genossen hat.
Denn sind sie glücklich, die schönen Frauen,
Tun sie geschwind zu dem Spiegel schauen.
Und mußten zarte Frauen mal weinen,
Trocknen am Spiegel die Tränen, die feinen.
Immer müssen die heimlichsten Frauen
Herzenswünsche dem Spiegel vertrauen.
Wie oft habe ich einen Spiegel beneidet,
Weil meine Liebste sich an ihm weidet!
Wie oft habe ich ihren Spiegel verflucht,
Da ich warten mußte, wenn sie ihn besucht.
Gar manche hat alle Männer verhöhnt

Und lächelnd nur ihren Spiegel verwöhnt.
Ich schlüge gern all' die Spiegel ein,
Sie verführen die Frau'n durch Schmeichelein.
O Gott, wenn ich selbst doch ein Spiegel wär!
Denn jede trennt sich von ihm so schwer.

Der Regen im Blattwerk

Jed' Blatt schaut noch zum Himmel hinauf,
Jedes Blatt fing heute den Himmel auf.
Während der Regen im Blattwerk wühlte,
Lag ich im Himmel, der selig kühlte,
Hielt in der Hand einer Wolke Brüste,
Die meine Blätter inbrünstig küßte.

Alles wird wertlos

Als ich Abschied nahm von deinem Mund,
Hielt mich noch dein Haar wie Arme fest;
Ich ward stumm von der Stille jener Stund,
Und von deiner Träne blind,
Die mich nicht mehr verläßt.

Wenn du mich verläßt,
Kann mein Herz nicht fliegen,
Und sitzt wie ein nasser Vogel im Nest.

Sonst seh ich in alle Kammern hinein,
Doch wenn du mich verläßt,
Steh ich an Türen von Stein.

Alles wird wertlos,
Auch's Gold in der Hand,
Und die Sehnsucht führt mich
Hinkend durchs Land.

Die schönen Frauen

Sie sind so schön, die schönen Frauen,
Wenn die Augen zitternd schauen
Und der Sehnsucht gleitende Schlösser bauen.

Doch nie sind sie schöner, die schönen Frauen,
Als wenn die Augen sich schließen müssen,
Und die dunkeln Wangen zeigen:
Seht, mich hielt der Geliebte in Küssen,
Und sein Blut ist mein eigen.

Für dich

Möcht' mich als Staub vor die Füße dir legen,
Will dich bewegen wie die Winde das Laub,
Wollt' Küsse dir geben, soviel Tropfen im Regen,
Liebe ist blind, doch du Geliebte bist taub.

Hätte ich Hände, soviel Blätter die Bäume,
Sie alle sollten für dich nur sich regen.
Für dich sterb ich stündlich im Lied meiner Träume
Und kann mich selbst nur im Traum noch bewegen.

Und der Regen fällt

Heut, ums Haus herauf,
Geht die Sonn' nicht auf.
Regen auf den Steinen,
Ihre Bäcklein weinen.
Berglein und die Hecken
Voller Tränen stecken.
Kein Ding hält am Ort,
Nebel trägt es fort.
Weinend kommt die Stund,
Lebwohl sagt der Mund.
Und die Trän' sagt: bleib!
Und das Herz im Leib

Dreht sich schluchzend um,
Nur der Fuß geht stumm.
Weiter rollt die Welt,
Und der Regen fällt.

Das Zimmer im Schweigen

Im Ofen sonst, heimlich verstohlen,
Lag lachend die Glut auf dem Rost;
Rot scheinen auch heut dort die Kohlen,
Doch es brennt mich das Feuer wie Frost.

Das Fleisch liegt sich hart auf dem Teller,
Und Wein steht sich sauer im Glas;
Zu Gold wurde einst jeder Heller,
Wenn mein Schatz auf der Tasche mir saß.

Das Zimmer, im Schweigen, im harten,
Sich weit in die Ferne verliert,
Wie die Rohre auf hohen Sternwarten
Jede Wand ins Unendliche stiert.

Komm Schatz, bring die Wände zum Zimmer,
Dann wär's am Kamin wieder warm,
Die Lampe bekäm blonden Schimmer,
Statt Luft hielt ich Liebe im Arm.

Und süß wär der Wein in den Flaschen,
Und flink wär mein Herz wie ein Fisch,
Erfänd' viele Küsse zu naschen,
Und die Sehnsucht läg tot unterm Tisch.

Bleibt die Geliebteste zu lang aus

So viele Haare,
So viele Gedanken
Sich sonst um meinen Schädel ranken.
Doch heut nach meiner Gedankenzahl

Bin ich am Schädel ratzekahl.
Die Sehnsucht hat mir ohn' Gewissen
Das letzte Härlein ausgerissen.
Und wie des Müllers Esel dumm
Trag ich als Sack mein Hirn herum.
Alles, was ich im Leben verstund,
Hält vor der Sehnsucht erschreckt den Mund.
Die Worte fallen wie Balken schwer,
Gedruckte Bücher sind plötzlich leer,
Und bleibt die Geliebteste zu lang aus,
Sitze ich ganz verblödet im Haus.
Alles werd' ich wieder neu lernen müssen,
Vielleicht sogar lieben und küssen.

Käme doch ein kleiner Fuß

Juniregen rauschte schwer.
In den grünverhüllten Wegen
Necken sich die letzten Tropfen,
Und zwei nasse schwarze Schnecken
Schleichen träge vor mir her.

Käme doch ein kleiner Fuß,
Klein wie eine Kinderhand,
Drückte sich an meiner Seite
In den dunklen nassen Sand.
Und der Fuß sollt' mit mir gehen,
Und dann müßt' im nassen Sand
Seine Spur wie himmelblaue
Kleine nasse Spiegel stehen.

In den Spiegeln da beschauen
Sich zwei Äuglein, die sich freuen.
Mitten in den treuen Augen
Möcht' ich's Bild dort scharf und klein,
Tief in den Pupillen sein.

Wer ist in das Haus weh gekommen

Wer ist in das Haus weh gekommen,
In allen Ecken es weint?
Jemand hat mein Bett mir genommen
Und hat meine Kissen versteint.

Jemand geht um mich immer
Viel schleichender noch als der Tod,
Seine Schritte seufzen im Zimmer
Und meine Augen suchten sich rot.

Ich fühl in den leeren Armen
Die Leere als wie eine Last,
Kann an keinem Feuer erwarmen,
Jede Stunde mich kälter anfaßt.

Ich möchte die Menschen laut fragen:
Könnt ihr mich vor Sehnsucht noch sehn?
Die Tage sind nur noch wie Sagen
Und ich muß gestorben drin gehn.

Weil ich deinen Kuß noch fühle

Schwüle geht im Herzen um,
Weil ich deinen Kuß noch fühle.
Geh' ums Leben heut herum,
Möcht' kein Wörtlein von mir geben,
Nur das Herz möcht' mir entschweben,
Lippen blieben gerne stumm.
Tragen von der Liebesstund
Noch die süße Blüte und
Alle Glieder sagen warm:
Arm macht niemand je mich wieder.

An deinen Lippen

Deine Küsse halten mich glühend wach,
Sie gehen wie feurige Sterne ums Dach.

An deinen Lippen wird's Blut mir rot,
Mein Herz springt ins Feuer, mein Auge loht.

Deine Augen wie kleine Monde beim Küssen
Im letzten Himmel verschwinden müssen.

Deine Locken

Ich wühlte gern hitzig in deinem Haar,
Sage mir: reden die Locken wahr?
Die Locken werfen sich voll und rund
Wie tolle Bäche an meinen Mund.

Und jeder Lockenleib wild sich rollt,
Als ob er mit Glut mir zufliegen wollt.
Ich möchte vor Lust mein Herz zerbrechen,
Mit tausend Splittern zu dir sprechen.

Heut jagt der Wind

Heut jagt der Wind dem Baum durch die Mähnen,
Er lacht, daß es hallt, lacht mit glänzenden Zähnen,
Bläst die Sonn' an, daß ihr das Feuer aufwallt.
Zwar lahm stehen überall welkende Blumen,
Doch wir gehn nicht zahm und sammeln nicht Krumen.

Mein Schätzlein und ich, wir werden zwei Ross',
Mit fegendem Flügelpaar schlagen wir los,
Des Himmels frostblaue Scheiterflammen
Schlagen grell mit der Blutfarb zusammen.
Wir gehen nicht nur mit den Füßen spazieren,
Wir wollen wie der Wind uns in Himmeln verlieren.

Ich warte auf mein Blut

Wie um Kartoffeln, die dumpfen,
Im Keller mit bleichem Keim
Werden die Tage nicht heller,
Kommt mir mein Blut nicht heim.

Mein Blut lief auf die Gassen,
Im Leib war's zu allein,
Es wollte zu seinem Weib
Und in ihr Herz hinein.

Ich liege wie bei Leichen,
Ich warte auf mein Blut,
Das rennt auf Steine sich hart,
Weil in ihm die Sehnsucht nicht ruht.

Von Würmern zerfressen

An allen Bäumen die Blätter
Stehen von Würmern zerfressen,
Dein Auge hat mich vergessen,
Mir ist weh wie den Bäumen geschehen.

Dürr wie die Rippen der Blätter
Seh ich meine Tage vergehen.
Vom Glück blieb nur eine Sage, —
Doch ich stürbe, müßt' ich's gestehen.

Ein Lied ist das Leben

Ich sing dir das busenfreundliche Lied,
Das wie Dämmerung einhüllt,
Wie ein Lächeln entflieht:
Wie den Saiten lausche des Lebens Spiel,
Ein Lied ist das Leben und ohne Ziel.

Küßte ich zur Nacht

Ach, wie fröhlich und gesund
Mich die Liebe macht!
Bin der beste Mensch am Tag,
Küßte ich zur Nacht.

Arbeit tut von selber gehn,
Jeder Schritt ist Dank,
Reden, die ich reden muß,
Red' ich frei und frank.

Heller wird mir jeder Tag,
Weiß, wohin man sieht,
Weiß, wenn's Abend werden will,
Wozu das geschieht.

Herrlich kommt die dunkle Nacht,
Die den Mund mir gibt,
Der mich bis zum hellen Tag
Unter Küssen liebt.

Sie hat Rosen angezündet

Meine Liebste ist mit Lächeln
Durch die Dornen hingegangen,
Und an allen wilden Dornen
Hat ein Blühen angefangen.
Sie hat Rosen angezündet,
Eine blieb am Rock mir hangen,
Und blieb dicht an meinem Herzen
Bangrot wie der Liebsten Wangen.

Der Liebsten Mund ist's Reiseziel

Ein funkelnd Bächlein schiebt durchs Tal,
Und leise Melodie es gibt,
Mir scheint, daß es das Wandern liebt.

Die Tanne aufgepflanzt dransteht,
Ihr Wipfel gern im Himmel tanzt,
Ihr Leben nicht vom Flecke geht.

Gern wie der Bach ich wandern will,
Der Liebsten Mund ist's Reiseziel,
Dort steh' ich wie die Tanne still.

10*

Des Abends die Schwalben

Des Abends die Schwalben am Himmel hinschießen,
Sie müssen zur Nachtzeit den Mond aufschließen.
Sie eilen hinauf ans kalkweiße Tor
Und heben den pfeifenden Riegel empor.
Da kommen Verliebten die Träume heraus,
Die Schwalben tragen sie ihnen ins Haus.
Das Mondtor steht offen die ganze Nacht,
Bis jeder Traum sein Glück gebracht.

Die Bachwelle

Die Bachwelle schlüpft am Waldpfad hin,
Das Wasser will Kreise um Wandernde ziehn.

Durchsichtig sind des Wassers Falten
Und wollen wie ich ein Bild festhalten.

Es blitzen die Kiesel wie Fensterlein,
Die Liebste wohnt drin und ich stieg gern hinein.

Der Waldbach sich immer selber lauscht,
Wie mich Verliebten mein Traum berauscht.

Es atmet dort jemand

Im Tann, wo Ast bei Ast sich spreizt,
Da ist es heiß, wie eingeheizt.
Die Sonne brütend um Wurzeln kriecht,
Der Wald dumpf wie ein Holzstall riecht.
Es atmet dort jemand mit schwülem Schlund,
Steht hinter den Stämmen mit offenem Mund.
Er hält sich unter der Schwüle gebückt,
Hat sich die Stille ans Ohr gedrückt.
Die Sohle brennt in den Waldboden ein,
Manchmal hörst du seinen Schatten schrein.
Jeder Knochen ward seinem Leib ein Spieß,
Dran ihn die Sehnsucht braten ließ.

Der Wachtelruf

Wir gingen sacht dem Abend nach,
Der Himmel war ein goldnes Dach,
Der Tann voll dunkler Kammern stand,
Und wie ein Bett das Ährenland.
Ein Lockruf tat ans Ohr mir gehen,
Andächtig blieb der Fuß uns stehen.
Der Wachtel Herz noch spät anschlug,
Sie hatte nicht vom Tag genug,
Sie fand noch keine Abendzeit,
Rief noch ihr Glück aus meilenweit.

Und weil ich's keinem Menschen sag'

Kam mit der Sonn' am Spätmittag
Zu einem wilden Rosenhag,
Dort hielt manch Vöglein weiche Klag,
Ein Himmel, der die Lieder mag,
Auch über allen Gräsern lag.
Doch Sehnsucht, die ich dorten pflag,
Ich nicht laut zu gestehen wag,
Und weil ich's keinem Menschen sag',
Bringt's hoffentlich die Sonn' zu Tag.

Mein Schatz mit mir am Wege saß

Bei Maßlieb und Spitzwegerich,
Bei einem grünen Berggelaß
Mein Schatz mit mir am Wege saß.
Die Luft um uns war minniglich.

Ich horchte zum Forellenbach,
Die Sonne angelte darin,
Manch Fischlein schnalzte ab und hin,
Und's Wasser tausend Dinge sprach.

Das Wasser sprang vom Waldberg her,
Vom Berg, wo die Frau Venus spann,

Die stets von Liebe plaudern kann,
Und ihre Spule wird nie leer.

Doch hört man, was Frau Venus spricht,
Schwatzt man es weiter ohne Ruh.
Auch ich red' meinem Schatz jetzt zu
Und rede, bis die Zunge bricht.

Geh' ich an dem Bach entlang

Der Bach, der rinnt wie helles Glas,
Als habe meines Mädchens Hand
Den Himmel, der im Herz ihr saß,
Ins Wiesengras hell ausgegossen,
Und heimliche Gedanken schossen
Als Fischlein fort mit schlanken Flossen.

Drum, geh' ich an dem Bach entlang,
Mein Blut stets Liebeslieder sang.
Es denkt bei jedem Schritt ans Minnen
Und will wie's Bächlein mir entrinnen.

Die Nelken glühen auf allen Altanen

Das Laub gibt sich dem Abend hin,
Nur Wolken prunkend ans Fenster ziehn,
Die sind so feurig anzuschauen
Wie kleiderlose schöne Frauen.
Wie Frauen, die nach Freiern fahnen,
Sehn sie dem Abend brennend entgegen.
Die Nelken glühen auf allen Altanen,
Zur Nacht werden auch die Blumen verwegen.
Und sonst so bescheidene Fensterscheiben,
Die werfen's Gold hell auf die Straßen.
Kein Stübchen will nachts ärmlich bleiben.
Vier Wände können all' Lust umfassen.

Abenddunkel im Tann

Kommt's Abenddunkel in den Tann,
Dann jede Tanne spuken kann.
Am Tag da sangen goldene Ammern
Drin in den finstern Nadelkammern.
Und als ob man getanzt da hätte,
So ist am Boden noch die Glätte.
Von Kleidern einer Mädchenschar
Hängt's Spinnlein Fäden mir ins Haar,
Wie eines Ärmels weißer Zipfel
Steckt noch der Mond am Tannengipfel.
Es möchte, könnt es mir gelingen,
Mein Schatten nach den andern springen.
Viel Unruh rückt an meinem Schuh,
Die Tanne sticht mit Nadeln zu.
Die Stämme sind wie Menschen warm,
Fühl' alle Welt und nichts im Arm,
Und eile heim, weil einen Kuß
Bei meinem Schatz ich los sein muß.

Die blaue Kornblum wohnt versteckt

Die blaue Kornblum wohnt versteckt,
So hab ich meinen Schatz entdeckt.
Sie kann nicht meinen Händen wehren,
Wiegt sie wie's Sommerfeld die Ähren.
Die Ähren sind jetzt körnerschwer,
Als läg schon Brot mannshoch umher,
Und nahrhaft wie im Bäckerhaus
Sieht's an der langen Landstraß aus.
Mein Schatz die Ähren streicheln tut.
„Nach Leben riechen sie so gut,“
Sagt sie. Und schau ich roten Mohn,
So fang ich auch sein Feuer schon.
Ich gäb gern alle Ähren her,
Und gern wär mir die Hand brotleer,
Blieb mir am Lebensend davon
Liebe betäubend wie der Mohn.

Schaut ein Haus in das Tal

Schaut ein Haus in das Tal
Mit weißen Mauern,
Menschen gehn dort ein und aus.
Kühe kauern im Stall,
Unter den Linden
Finden Bienen den Honig.
Oft machen die Fenster menschliche Mienen,
Lachen und Sorgen schauen heraus.
Und nichts von all dem wird dauern.
Die Tage lauern und verfliegen,
Welken ab wie die Nelken,
Die vom Altan sich biegen.
Nur Stunden einfältig entstanden,
Da auf zwei Kissen zwei Verliebte sich fanden
Und Aug in Aug sich satt gesehn,
Da bleibt die Uhr unvergänglich stehn.

Windenblüten

Morgens stehn der Windenblüten
Feine Tüten an dem Rain,
Sind wie Augen voll von Frische
Am grasgrünen Lebenstische.

Abends liegen sie daneben,
Gar nichts kann sie mehr beleben.
Sind wie Zecher, die genossen,
Ihre Becher umgestoßen.
Keiner kann mehr nüchtern stehn,
Wer der Lieb' ins Glas gesehn.

Da geht ein alter Schäfer

Da geht ein alter Schäfer,
Sieht ohne Gruß die Welt,
Gebückt tief wie ein Schläfer,
Der schlafend Reden hält.

Sein Hund fällt mit Gekeife
Die kleinste Fliege an.
Der Schäfer kaut die Pfeife
Und stolpert stumm bergan.

Die Schafe fliehn und jagen,
Der Berg gibt Bodenlaut,
Der Schäfer könnt' ihn fragen.
Nur zwein allein vertraut

Der Berg, was er gesprochen,
Dem Schäfer und den Schnecken,
Die ihm am Rücken krochen.

Doch eh' von Lippenrunzeln
Des Schäfers Frage will,
Da müßt' der Berg erst schmunzeln,
Drum schweigen beide still.

Sie wissen, was sie wissen:
Manch Ding lebt noch im Tod,
Ists Herz grau und zerschlissen,
Macht's keine Rede rot.

Wird die Welt ein altes Wrack

Jetzt kommt der Herbst mit langem Bein
Und zieht die Wolken an der Lein,
Er stampft die grünen Lauben ein,
Mein Schatz, der schließt die Fensterlein.

Schatz, wird die Welt ein altes Wrack,
Lieb' schützt uns vor dem Wolkenpack.
Hast du mein Herz in Tasch und Sack,
So macht der Herbst nur naß den Frack.

Weinlese

Nun will sich jeder gern bücken,
Man trägt jetzt Butten am Rücken,
Drinnen die Trauben sich drücken.

Nun schlürfe nur Süßigkeit,
Und mache den Rücken recht breit,
Und schleppe dein Teil heim beizeit.

Und füllst du ins Faß deinen Wein,
Und bist du mal kalt und allein, —
Mit dem Wein bist du immer zu zwein.

Der Wein feuert ein alte Glatzen,
Macht Nachtigallen aus Spatzen
Und lockt dir den Amor, den Fratzen.

Lieb' kennt keine Jahreszeit

Sommer, der so fröhlich war,
Er entläßt der Vögel Schar,
Tausend Stare weiter ziehn,
Tausend Lieder jetzt entfliehn.

Auf der Wiese, die verblüht,
Noch der Himmel einsam glüht,
Wie die Sehnsucht, die nie stirbt
Und um neue Lieder wirbt.

Sitzt das Herz am rechten Fleck,
Fällt's nicht wie ein Herbstblatt weg,
Wechselt auch der Baum sein Kleid, —
Lieb' kennt keine Jahreszeit.

Die grüne Stube

Gern ich ein Julifeld mir küre
Als grüne Stube ohne Türe.
Bin Hausherr dort, bin nicht allein,
Es ziehen tausend Mieter ein:
Die Hummel, die wie's Feuer summt,
Die Grille, die niemals verstummt,

Die Krähe, die nach Regen schreit,
Der Himmel und die Ewigkeit.
Ich sitz' im grünen Staatsgemach
Und denk' der kleinsten Ameis' nach,
Und meine Möbel und Gardinen
Sie haben stündlich neue Mienen.
Heut sind sie grau und morgen heiter,
Das Muster webt von selber weiter.
Ich kann dort ganze Stunden liegen,
Den Kopf auf meinen Schultern wiegen,
Und kommt der Abend still heran,
Hab ich unendlich viel getan;
Sah ich nur in der Hecke drin
Dengelnd 'ne kleine Schnitterin.
Und wird sie dabei etwas rot,
Dank' ich für meine Mieter Gott,
Bin mit der grünen Stub' zufrieden,
Und denk': man wohnt doch gut hienieden!

Die Sehnsucht peitscht

Die Sehnsucht peitscht mit scharfem Dorn,
Sie reitet mich wild
Und gibt mir den Sporn,
Und ob mein Herz streitet,
Sie macht mir die Hände zu Hufen aus Horn
Und rennt mit mir durch die Wände.

Die Sehnsucht, sie ist wie Salz im Meer,
Die Zunge wird mir bitter,
Und Durst klebt schwer
In Gaumen und Brust.
Und wie der Schaum auf Wellen lebt,
So mir die Sehnsucht am Munde schwebt.
Wie Wellen, die sich erdrücken müssen,
Erdrücken sich meine verlassenen Lippen
In Sehnsucht nach deinen Küssen.

Glühwurm im Gras

Die Juninacht, sie hat's entzündet,
Und wie ein Blick, der dich ergründet,
So liegt ein kleines Licht im Gras,
Als flog es dir vom Herzen fort,
Ein Liebeswort, das ungesprochen
Und ungebrochen weiterglüht,
Und lautlos müht sich dir zu nennen.
Doch eh' die reife Juninacht
Zu End' gedacht,
Sollst du's erkennen.

So jedes Herz voll Arbeit liegt

Vor einer Scheune singt die Säge,
Und klingt ein Beil,
Und hartes Scheitholz bricht und springt.
Manchmal die Glock' im Kirchturm spricht
Und schiebt ein dröhnend Wort hinein.
Sonst rührt sich nur im Sonnenschein
Die Grille, die zum Weibchen fliegt,
Ein Halm als Bett die beiden wiegt.
So jedes Herz voll Arbeit liegt.
Die Turmuhr teilt die Stunden ein,
Doch Lieb' will ohne Abend sein.

Tage, wie Blätter still

Oft halten sich Tage wie Blätter still,
Der Himmel regnen nur regnen will.
Als wären die Häuser ganz menschenleer,
Es gehen die Menschen wie Schemen umher,
Und einem Verliebten trauern die Ohren,
Er horcht auf ein Lied hinterm Regen verloren.

Der letzte Rest

Eine leere Fahnenstange
Sieht zum Regengrau hinauf,
Dran zög ich als Trauerwimpel
Gern mein nasses Sacktuch auf.
Wie 'ne Henne gackst die Seele,
Laut ausstoßend Schrei um Schrei,
Und sie legt mit unter Schmerzen
Täglich nur ein hohles Ei.
Welke Rosen in dem Glase
Runzelig wie alte Parzen,
Ausgesogen wie an alten
Mutterbrüsten welke Warzen.
Dieses sind in meinem Zimmer
Von der Sommerseligkeit
Noch der letzte Rest und Schimmer —
Alles andere fraß die Zeit.

Sommerwind

Sommerwind durch die Felder rennt,
Heupferdchen springt, die Sonne brennt.
Mittag schlug's auf der Dorfkirch schon,
Der Stunden Wege niemand kennt,
Das Herz läuft mit dem Wind davon.

Hülle dich in meine Hände

Bleibt das Licht nicht mehr Begleiter,
Dunkelheit bringt keine Binde,
Meine Hände leuchten weiter,
Glühend meinen Weg ich finde.

Meine Finger fühlen sprühend,
Wie zehn Augen sie dich sehen,
Und sie bleiben nicht wie Augen
Nur vor deiner Seele stehen.

Habe deinen Leib gebettet
Dicht an meine heiße Lende;
Kommt die Scham zu dir die leise,
Hülle dich in meine Hände.

Als mein Schatz gegangen

Mein Zimmer hat nur Wände,
Und Fenster hat es keine,
Denn als mein Schatz gegangen,
Saß ich mit nassen Wangen,
Fand, daß die Sonne blende.

Ich schickte meine Hände,
Sie schleppten Mauersteine.
Sie bauten auf der Stelle
Mit Mörtel und mit Kelle
Für meine Seelenruh
Die lauten Fenster zu.

Niemand sieht's, wenn ich weine.
Statt Licht sind um mich Steine,
Und tröstend dunkle Wände.
Die Trän' findet allein
Den Weg in meine Hände.

Ein Augenblick hat da geglüht

In einer blauen Hügelwelt
Bei einer Amsel Sehnsuchtton
Ein großes, grünes Roggenfeld,
Und drinnen feuerroter Mohn.
Wie ein Laternlein jede Blüt,
Und brennen röter als der Tag.
Ein Augenblick hat da geglüht,
Der lang noch nicht erlöschen mag.

Wenn ich jetzt an die Wiesen denk

Wenn ich jetzt an die Wiesen denk,
Scheint jede Feldblum ein Geschenk.
Die Blumensträuße in dem Gras
Sind nicht bloß für die Kühe Fraß,
Sind nicht nur Dung für alte Erde;
Der Blumen lachende Gebärde
Steht frisch an jedem Morgen da,
Wo fromm-verliebt mein Schatz hinsah.

Auf meinem Schatten kühl ich saß

Auf meinem Schatten kühl ich saß
Und legte mein Gebein ins Gras,
Mein Auge stieg zum Grün und Blauen
Und tat aus Wolken Häuser bauen.
Und Menschen setzte ich hinein,
Schrieb Schicksale in Hände ein,
Und ließ die Menschen lachen, küssen,
Bis sie aus Wolken fallen müssen.

Heut fragte der blitzgrüne Wald

Heut fragte der blitzgrüne Wald,
Wo Baum bei Baum eng wohnt:
„Kommt denn Frau Dauthendey nicht bald?
Kein Leben sich sonst lohnt!
Blümlein und Käfer sterben mir,
Kein Blatt bleibt mehr am Platz,
Auswandern tun die Bäume schier,
Kommt sie nicht, unser Schatz.
Denn manchen Kranz Frau Dauthendey
Pflückte sie sonst im Wald,
Den Bäumen war's nicht einerlei,
Sie wurden dann steinalt.

Das Reh und mancher Damhirsch sprang,
Trug ihre Schlepp im Maul.
Jetzt ist es still, kein Kuckuck sang,
Der ganze Wald liegt faul."

„Laßt schönstes Wetter zu mir kommen"

„Laßt schönstes Wetter zu mir kommen!"
Sprach heute früh Frau Dauthendey,
Den Sonnenschirm hat sie genommen,
Da ward der blau'ste Tag im Mai.

„All die Verliebten sind geladen!"
Rief wiederum Frau Dauthendey,
Und in der Stadt schloß man die Laden,
Paarweise zog das Glück herbei.

„Und jeder Kranke soll gesunden!"
Rief wiederum Frau Dauthendey,
„Auferstehen Tote ein paar Stunden!
Und selbst die Götter kriegen frei!"

„Die ganze Welt soll sich genießen!"
Schloß lachend die Frau Dauthendey,
„Denn ich will heut mein Herz ausgießen,
Daß jeder wie ich glücklich sei!"

Weil's Frühling ist, Frau Dauthendey

Die Schmetterlinge saßen gut
Frau Dauthendey am Frühlingshut,
Und jeder sprach: „Ich bin so frei,
Weil's Frühling ist, Frau Dauthendey."

Maikäfer saßen mehr abwärts
Hinterm Korsett an ihrem Herz,
Und jeder sprach: „Ich bin so frei,
Weil's Frühling ist, Frau Dauthendey."

Ihr fielen Blumen in den Schoß,
Es blühte dort bald klein und groß,
Und jede sprach: „Ich bin so frei,
Weil's Frühling ist, Frau Dauthendey.“

Doch sie schickt Schmetterlinge fort,
Und bricht selbst Maikäfern das Wort,
Spricht: „Blüten seid mir einerlei,
Im Frühling braucht mich Dauthendey.“

Würzburgerisch

Wenn ich mich an dei' Bäckle streich,
Und deine feine Tätzle küss',
So ist kei Fleckle mehr so weich
Wie 's Plätzle bei meim Frätzle.

Und hinterm Hemd dei Brüstle, no,
Dran tapp ich voll Gelüstle,
Wieg sie wie Träuble in der Hand,
Und lab' mich dran, wie Moses froh,
Als er kam zum gelobten Land
Verdurstet aus dem Wüstle.

Wen köstlich liebt ein schönes Weib

Wen köstlich liebt ein schönes Weib,
Dem hängt sie ihre Schönheit an,
Die Luft wird wonnig um den Mann,
Aufrecht und stolz auch blüht sein Leib.

Denn über seine Schultern hin
Schaut stets unsichtbar ihr Gesicht,
Mit wem der so Geliebte spricht,
Dem wird gar festlich auch zu Sinn.

Es strahlt, wer eine Schöne liebt,
Verschönt den Freunden und der Welt,
Weil Lieb' mit nichts zurück mehr hält,
Auch 's Schönsein dem Geliebten gibt.

Schatten am Herzen

So bin ich denn hin in die Welt gegangen,
In den Herbst, wo die Winde sich Blätter fangen,
Und langen Nächten entgegen.
Doch immer sah ich auf allen Wegen
Ein Weib mit Blicken, mit bangen,
Die blieben wie Schatten am Herzen mir hangen,
Und fielen zur Erde wie weinender Regen.

Des Sommers singende Häuser vergehen

Herbstwinde wehen durch das Gelände,
Die Hände der Bäume werden so schwach.
Wir sehen den gleitenden Blättern nach,
Des Sommers singende Häuser vergehen,
Wir schauen durch fallende Wände.

Auf leeren Wegen die Winde klagen,
Viel fortgetragen haben die Wege.
Und wo ich auch meine Wange hinlege,
Ich pflege nirgends der Ruhe mehr,
Wie der Baum ohne Blatt ist mein Tag lustleer.

Die Feder, die dies niederschreibt

Die Feder, die dies niederschreibt,
Von der nur diese Zeile bleibt,
Die Feder, dieses Stückchen Stahl,
Fühlt meines Fingers Freud und Qual.

Mein Finger sich nicht danklos müht.
An deinen Leib, den Lieb' behüt,
An deinen Leib er zärtlich denkt,
Wenn ihn die Hand an dich gedrängt.

Die Hand oft nach dem Herz jetzt greift.
Wie eine Frucht im Stroh noch reift

Mein Herz kann mir die Luft versüßen,
Wenn auch die Finger zittern müssen.

Sind zwei getrennt

Sieh droben den Mond zwischen Türmen hängen,
Er konnte die Nacht aus dem Himmel verdrängen.
Er hängt wie der Schein alles Sehnenden oben,
Wie Helle, die sich voll Hoffnung gehoben.

Und sind zwei getrennt, auch in fremdesten Gassen,
Verliebten wird niemals ihr Himmel verblassen,
Ihr Himmel, der kann ihre Augen aufhellen
Durch brennende Botschaften zwischen zwei Schwellen.

Wie mein Aug' am Sommer hängt

Alle Hecken stehn zerzaust
Und der Wind am Wege haust.
Tag und Nacht die Regentropfen
Auf die kahlen Steine klopfen;
Augen meine nimmersatten
Nie genug vom Sommer hatten.
Wie mein Aug' am Sommer hängt,
So mein Mund zur Liebsten drängt.

Die Dächer im Julitag brüten

Der Sonntag der kug'ligen Linden,
Der hat jetzt abgeblüht,
Sie stehen so still und empfinden
Den Montag in ihrem Gemüt.
Die Dächer im Julitag brüten,
Behüten die Menschen und Ställe.
Die Tauben, die fliegenden Fächer,
Sie flattern zur Brut in die Zelle.

11*

Der Abend, wie dunkle Ratten,
Kommt ohne Laut und Rauschen,
Er stiehlt dir den Freund, deinen Schatten,
Und macht dich argwöhnisch lauschen.
So zwang der Juli die Halm'
Auf jeder Wiese zu Heu,
Vom verliebtesten Frühlingsqualm
Bleibt noch der Duft dir treu.

O Mädchen, glaube dem Liede

Weine nicht, weine nicht wieder,
Uralter Frühling kommt bald.
Dann nisten in Wolken die Lieder,
Dann unter den nickenden Bäumen
Säumen Blumen Verliebten die Wege,
Bis in den zufriedenen Wald.
Dort sitzt das Glück im Gehege,
Und das Glück ist blind und taub.
O Mädchen, glaube dem Liede:
Auch die Träne wird einmal zu Staub.

Die Leute sehen mich lichterloh

Bisher war der Tag eine Leier von Stunden.
Hast mir des Augenblicks Wollust erfunden.

Von dir ward ich erst zur Welt gebracht,
Hast mich mit Liebe liebend erdacht.

Die Leute sehen mich lichterloh,
Ich brenne so gründlich und brenne so froh.

Solang ein Weib tut leben

Solang ein Weib tut leben,
Wird selig auch der Mann.
Sie kann den Himmel geben,
In den man kommen kann.

Solang ein Weib tut leben,
Solang lebt auch der Kuß,
Sie kann den Kuß dir geben,
Der sich verdoppeln muß.

Solang 's ein Weib tut geben,
Gibt's keine tote Stund.
Wie das Bukett der Reben,
Hat sie den Rausch im Bund.

An meinem Fenster in kahler Nacht

An meinem Fenster in kahler Nacht
Hat weiß wie ein Kätzchen der Mond gewacht.

Der Mond und mein Herz sie flackerten nur
Und folgten still einer glimmernden Spur.

Haben der Liebe nachgedacht,
Und keiner von beiden hat da gelacht.

Und heute bin ich durch Straßen gegangen,
Die Häuser saßen im Regen gefangen,

Und habe noch immer wie in der Nacht
Über die Liebe nachgedacht.

Stand hinterm Regen in Gittern drin,
Weiß, daß ich Gefangner der Sehnsucht bin.

Ein kahler Stein auf des Baches Grund

Ein kahler Stein, nackt wie ein Knochen,
Liegt grinsend auf des Baches Grund,
Die Wasser ziehn ununterbrochen,
Bereden ihn mit schnellem Mund.
Er wird zum Antlitz blaß und düster,
Sieht zu mir auf von Schmerz gespannt,
Der Wellen unnützes Geflüster

Hat einen Namen mir genannt.
Ein tot Gesicht als Stein noch wartet
Auf das, was einst mein Mund versprach;
Das Leben hat mit uns gekartet,
Mein Fleisch war stark, der Wille schwach.
Viel Schritte haben sich verloren,
Der Weg ist lang, der Weg ist wild,
Manch Echo klagt in meinen Ohren,
Auf manchem Stein da bleicht ein Bild.

Immer neue Küsse gib

Küß mich auf den Mund, mein Lieb,
Immer neue Küsse gib.
Welkt am Weinstock Blatt um Blatt,
Man den Most im Keller hat.

Ach, das Leben ist versüßt
Dem, der sich durchs Leben küßt.
Wer verkennt des Jahres Zweck,
Dem nur schenkt der Herbst den Dreck.

Liebste, drück mir auf den Mund
Küsse wie die Blätter bunt,
Küsse wie der junge Most,
Und berauscht leb' ich getrost.

Des hab' ich mich noch nie bedankt

Des hab' ich mich noch nie bedankt,
Daß deine Hände nach mir langen
Und deine Lippen mich empfangen,
Daß in den Hügeln deiner Brüste
Ich mir fürs Leben Sehnsucht küßte,
Und gern mein Herz nach deinem krankt.
Des sei die Stund, die dich vollbracht,
Die dich zur Liebeslust erdacht,
Von jeder neuen Stund bedankt.

Trennen ist ein Sterben

Wie der Tag sich windet
Und kein Ende findet!
Die Minuten stehen,
Müssen rückwärts sehen.

Seit der Morgenstunde,
Die mit starrem Munde
Dich zum Abschied weckte,
Sich nur Öde streckte.

Fühl' die Haut erkalten
Und die Stirn sich falten,
Muß ins Leere schauen
Und dem Tag mißtrauen.

Trennen ist ein Sterben,
Schlägt die Welt in Scherben.

Kein Lied fällt mir mehr ein

Locktest mich in dein Herz hinein,
Mir ist die Luft ausgegangen,
Meine Stimme liegt bei dir gefangen,
Kein Lied fällt mir mehr ein.

Und rings hör' ich doch Lieder genug,
Es singen beim Nesterbauen
Die Vögel im Grünen und Blauen
Und haben noch Lieder im Flug.

Nur ich muß schweigen und geh' herum,
Als fürcht' ich die Vögel zu stören,
Und ließ mich so gern vor dir hören, —
Doch atemlos bin ich und stumm.

Wenn doch die Gedanken mir die Liebste brächten

Wenn doch die Gedanken
Mir die Liebste brächten!
Dann wär's nicht am Tage
Dunkler als in Nächten.

Schnee liegt in den Wolken,
Kahl Holz in dem Garten,
Als ob die Gedanken
Alles mir erstarrten.

Wird der Schnee mal fallen,
Und die Wolken gehen,
Bleiben die Gedanken
Doch am Fenster stehen.

Wird das Baumholz grünen
Und der Garten leben,
Werden die Gedanken
Doch nie Gnade geben.

Manch Tag, der ist wie's Leben lang

Manch Tag, der ist wie's Leben lang,
Wenn's Schätzlein fehlt.
Taumelst wie ein Falter den Weg entlang,
Fühlst dich kahl wie der Baum,
Den der Wind abschält.
Ein Span steckt dir im Hals, im steifen,
Kannst kein Lied mehr pfeifen,
Und alle Weg' durch den Wald gehauen,
Die sind unendlich anzuschauen.
Gehst du zu ein Stück,
Zieht jemand dich am Rock zurück.
Bald bist du tot, weißt's ganz bestimmt,
Wenn niemand dir die Sehnsucht nimmt.

Ach, Lippen, haltet kaum Rast

Es quillt aus dem Abend hervor
Der Kräuter und Gräser Geruch,
Als duften Sträuße verdorrt
In einem uralten Buch.

Beim Weg am Berg empor
Dunstet das Heu gemäht,
Rauscht eine Sense noch spät,
Und Wolke bei Wolke lauscht.

Im Garten am Pflaumenbaum
Schütteln zwei Hände am Ast.
Ja, ein Sommer ist bald verpraßt.
Ach, Lippen, haltet kaum Rast,
Und küßt auch noch im Traum.

Mein Herz fährt auf, das dort im Monde saß

Das Gras ist feucht, der Mond hängt angebrochen,
Und sengend drängt er durch den Lindenbaum,
Bleibt auf den Blättern schwer und schlafend liegen,
Daß sich die Zweige unterm Monde biegen.
Der Duft, aus allen Blüten schwer entstiegen,
Wirft Unruh in die Luft;
Wird Seufzen, das sich stumm bezwingt,
Wird Sehnen, das kein Schlaf umbringt.
Der Duft geht wie mit Füßen durch das Gras,
Mein Herz fährt auf, das dort im Monde saß.
Mit Händen greift's zur Luft und ruft mit Worten laut
Und weckt die Sehnsucht, die mein Haar ergraut.

Unsterblich sind nicht nur die Sorgen

Am Barbaratag im dürrsten Hag,
Langsam der Saft wieder steigen mag,
Glück schwebt schon draußen in kahlen Zweigen,
Hebt leise an Leises zu geigen:

Jetzt tut dir noch jede Schneeflocke weh,
Doch die Hand, die heut, ach, am Sorgengarn spinnt,
Wohl morgen schon Glocken zu läuten beginnt,
Und der Sinn wird ein hurtiges Reh.

Solange du lebst, auch das Leben dich mag,
Saft steigt in das Dürrholz am Barbaratag,
Saft steigt auch ins Glück wohl schon morgen,
Unsterblich sind nicht nur die Sorgen.

Die Stadt stand steinern um mich hoch

Ich ging so hin in den dunkelnden Tag
Und zählte Stein bei Pflasterstein.
Nicht mal mein Schatten zur Seit' mir lag,
Die Leere war groß und Leere macht klein.

Die Stadt stand steinern um mich hoch,
Der Fluß trieb Fluten durchs Brückenjoch,
Als ob er das Liebste sich suchen muß,
Als müßten die Wasser sich sputen.

Mein Herz mir nicht von der Stelle mehr kroch,
Lag auf der Schwelle von Tag und Nacht,
Ich habe es kaum zum Gehen gebracht.

Den Tag, den lockten die Berge fort,
Sie hockten dunkel wie Zauberer dort,
Ein Berg machte Lachen aus Weinen.
Sein Blick konnt' unter Gruß und Genick
Die Toten lebendig mir machen.

Die Toten, die unter den Blättern liegen,
Die stiegen vom Berg mit zärtlichen Wangen.
Und eine kam über die Brücke gegangen,
Und sehen konnten es selbst die Laternen,
Die Tote blieb heiß mir am Herzen stehen.

Die junge Königin

Die junge Königin
Betrachtet ihre gleißen Schuh.
Sie geht mit Unruh durch die Säle,
Mit weißen Wangen den langen Tag,
Und nichts vermag sie zu versöhnen.
Ihr Leben scheint ihr schon vergangen,
Ihr Lächeln und der Jugend Verlangen.
Hofdamen und Hofherrn gehen
Im Schweigen ihr nach
Durch alle Türen, die offen stehen.
Auf glatten Dielen spüren
Sie Windhauch, von Schatten
Unsichtbaren Reigen.
Im Dielenholze ertönen von Geigen seufzende Weisen,
Von leisen Geigen, die keiner sieht,
Die wie unter Schmerzen aufstöhnen.
Nachts gucken die Lichter der Kerzen und des Mondes zu,
Wie Gesichter, die zucken.
Die junge Königin aber geht ohne Ruh,
Bis ihre Augen einmal Alain trafen,
Des Hofes Dichter, im blauen Mondschein eingeschlafen am Altan.
Die Königin sieht nicht, daß gar nicht schön, fast häßlich der Sängersmann.
Die Königin stund und beugt sich und küßt des Schlafenden Mund.
Und das Gefolge sieht's mit an, entsetzt.
Keiner sich ihr Gelüste erklären kann.
„Ich küßte den Mund, der mir wohlgetan
Mit schönsten Worten, mit tugendhaften, klug erkoren,
Kein Mund in meinem Königreich
Tat's diesem schlafenden Munde gleich.
Doch wer eines Dichters Seele küßt, der stirbt daran.
Schaudernd fühlt sich Unsterblichkeit für Sterbliche und tödlich an.
Wie häßlich, Herrn und Damen, euer Lächeln ist!
Mein Leben, ach, gottlob, daß du nur sterblich bist!"
Die junge, junge Königin,
Sie spricht es hin, —

Starb und lag lächelnd bleich.
Und tot schien sie die Glücklichste im Königreich.

Im Schloßgarten

In des Schlosses Garten bei den grünen Gängen,
Wo die Weiden rieselnd überm Teiche hängen,
In dem gläsernen und alten Wasserreiche
Ziehen Schwäne durch den Spiegel lange Falten.
Bange Schwäne, blendend wie verwunschne Damen,
Bleiche Schöne, die einst seufzend kamen,
Den gesunknen Kahn am Ufer nahmen,
Hinter sich das Lachen bei den Blumen ließen,
Mit den blanken Händen von den flachen Treppen
stießen.
— Wolken, die zur Nacht am Teiche tranken,
Sanken weinend sacht als Regen nieder.
Jedes tote Wasser scheint ein Reich aus Tränen.
Gerne steh' ich dort im roten Zwielicht bei den Schwänen,
Wie sie schmückend sich's Gefieder glätten;
Ihre warme Brust ins Kühle betten,
Mit den Augen drohend stumm vorüberschweben,
Und vom Teich bewundert leben.
Wenn zur Abendsonne hundert Scheiben
In dem Schlosse hundert Feuer geben,
Treiben alle zu den Uferweiden,
Bleiben rosig stehen an den Treppen.
Kleine Federn wehen fort im Winde,
Wie einst Silberfäden, feine, von den Seidenschleppen.

Stein fliegt zu Stein, und Berg zu Berg im Singen

Ein Springbrunn spielte in dem Garten, der verschwie-
gen,
Und lernte sich im heißen Mittag fliegen.
Sein Plätschern und sein Tun, in das die Rosen
starrten,

Benarrten meine Schritte, und ich ging
Ins Blaue, wie der kühle Brunn verstiegen,
Auf eine Aue, die im Himmel hing.
Saß nieder, lauschte lieblichem Gesing,
Versank in meine Brust und ihre Lieder.
Und Lieder machen selbst die Steine zarter,
Die keine Worte kannten, können's plötzlich wagen,
Und sich im Echo über Täler tragen.
Stein fliegt zu Stein, und Berg zu Berg im Singen,
Und Lieder können sie zusammenbringen.
Ein Lied zieht durch verschloßne Türen.
Wenn Lieder an die müden Menschen berückend rühren,
So spüren sie nicht drückend mehr die Glieder,
Entführen könnte dich ein schwacher Schmetterling,
So leicht macht einen Menschen herzliches Gesing.

Die ewige Hochzeit

Liebeslieder

Ich war wie die erfrorenen Bäume

Die Glocken läuten in den Stühlen, wenn sich der Mittag stolz erfüllt,
So läutet jubelnd mir mein Blut, wenn ich dich küsse und die Sehnsucht stirbt.

Ich war wie die erfrorenen Bäume armselig und blind vor der Sonne,
Doch als unsere Blicke sich kreuzten, rauchte mein Herz.

Wie ein Stahl steckt mir dein Blick in der Brust,
Ziehst du ihn aus, muß ich verbluten und sterben.

Du blühst wie die Julirosen

Du blühst wie die Julirosen, mehr Rosen als Blätter am roten Strauch.
Ich knie bei dir, dein Gärtner im Beet, die Sonne verbrennt ihn,
Doch pflegt er dich mit den verbrannten Händen.

Bin nur auf die Erde gekommen, weil du auf Erden bist, schöne Frau,
Bin nur auf der Erde geblieben, weil du die Erde so schön machst.
Deine Augen sind mir Flügel, sie tragen mich tief und tiefer in dein Herz.

Wer goß Wein in dein Haar, daß es duftet und scheint?
Dein Gang ist lautlos und leuchtend wie der Gang der Sternbilder;
Die Wärme deiner Augen geht dir voran. Hörst du, das Feuer nennt dich Herrin und Königin.

Meine Zunge wird heiß und beredt für dich

Warm von der Sonne gerundet ist dein Leib, und vom
Sommer genährt wie die Ähre.
Wohl habe ich ein Bett geziert für deinen Leib, aber
wo finde ich ein Bett reich genug für dein Herz?

Die Blumen bestaunen dich und sterben für dich und
machen anderen Platz, die dich sehen wollen.

Meine Zunge wird heiß und beredt für dich wie der
eiserne Hammer der Glocke.

Von dir lachen noch meine Träume

Dein Leib ist reich gewirkt wie ein Feld voll Honig
und königlicher Blumen
Und kommt weich und heimlich wie der Mond in mein
Bett.

Von dir lachen noch meine Träume und bewachen dich.
Und wie die Hähne kämpfen mit erhitztem Sporn,
So töt' ich den, der dich im Traum begehrt.

Mein Stuhl steht im Himmel

Mein Stuhl steht im Himmel, wenn ich an dich denke.
Sitze bei mir und lege deinen Schmuck in mein Herz,
Du sollst in meinen Augen dich beschauen, wie schön
du bist.

Dein Lächeln hat Hände und beschenkt mich reich.
Ich gehe vor dir wie ein selig Gestorbener,
Mein Herz steht still und feiert.

Ein Feuer, das auf den Scheitern sich wiegt,
Liegt dein Auge auf mir, meine Füße sind Stahl, ich
bin dein Schatten,
Ich folge dir ohne Ermatten und ohne Wahl.

Die Zeit blieb stehen

Die Zeit blieb stehen seit jener Stunde,
Kein Zeiger rückte, keine Sekunde geschah,
Die Zeit blieb stehen, seit ich dich sah.
Mein Blut entfloh mir, da ging ich in Nacht,
Ging sacht meinem Blut nach,
Schwer fand ich mich wieder
Und seltsam des Mannes Geschick,
Ein Blick von dir knickt ihm die Glieder.

Es fließt dunkel ein Laut: dein Blut und mein Blut.
Ich lausche und fühle schwer, umher ist alles groß
und gut.

Du bist vornehm wie die grauen Nachtigallen

Du bist vornehm wie die grauen Nachtigallen, die
sich im Dunkel gefallen;
Verborgen wie die Veilchen, die blauen, die im Grase
knien und nach innen schauen.
Aber ein breiter Strahl stahl sich aus deiner Brust,
Drinnen lebe ich, ganz goldener Staub und Lust.

Du hast dein Herz aus Feuer gebaut

Von einem Thron purpurn und alt
Regiert sie mich, deine junge Gestalt;
Die holde Gebärde und Augen hold
Fassen meine grobe Erde in Gold.

Du hast dein Herz aus Feuer gebaut und tief,
Glühend schlief ich dort, wo noch keiner schlief.
Zierliche Dinger sind deine Hände, doch ihre Gaben
wiegen schwer,
Mein Leben und mein Tod liegen bei dir.

12*

Die Welt

Die Welt war ein Theater alt und gut,
Sonn' und Sterne hingen als Lampen dort;
Nun ist mir die Welt ein vergessener Ort,
Die Sonne wurde mein Tropfen Blut, die Sterne meiner Wonne Tränen.

Einst zerschlug mich die Einsamkeit

Einst zerschlug mich die Einsamkeit wie dumm Holz Scheit um Scheit,
Unter deiner Hand wurden die Wunden ein Traum,
Im gesunden Baum singen mit jungem Flaum deine Vögel.

Dein Herz hat das Wort „Weh" sterben gemacht,
Du hast warme Ähren auf die Felder gestellt,
Du wirst süße Trauben bescheren
Und endlich den Schnee, der den Winter erhellt.
Das Jahr wächst freundlich aus deinem Schoß,
Ich sehe staunend zu, wie reich du bist,
Und wie dein Reichtum nie ruht.

Morgen und Abend sind bunte Wände

Habe kaum noch Raum für alle Freuden,
Und doch zeigt mein Blut Unruh' und ein bös Gesicht,
Neigt sich nur die Falte deines Kleides einem anderen zu.

Morgen und Abend sind bunte Wände,
Frische Freuden reichen sich stündlich die Hände,
Keine Freude ist so groß als das weiche Bett unserer Liebe.

Am Ufer bei uralten Steinen

Mein Ohr, das ist voll Stimmen,
Die Luft schallt um mich her,

Am Ufer bei uralten Steinen
Spricht mit sich laut das Meer.

Es wird nie fertig mit Reden,
Was weiß es nur, daß es nie ruht?
Erzählt es von seiner Geliebten?
Das Meer, das spricht wie mein Blut.

Wir gehen am Meer im tiefen Sand

Wir gehen am Meer im tiefen Sand,
Die Schritte schwer und Hand in Hand.
Das Meer geht ungeheuer mit,
Wir werden kleiner mit jedem Schritt.
Wir werden endlich winzig klein
Und treten in eine Muschel ein.
Hier wollen wir tief wie Perlen ruhn,
Und werden stets schöner, wie die Perlen tun.

Und zimmerte dir und mir ein Bett

Ich schlug vom Weltenbaum ein Brett
Und zimmerte dir und mir ein Bett.
Die Betten wuchsen glühend zusammen,
Und drinnen wiegen sich lauter Flammen.
Nicht Eisen, nicht Zeit kann die Betten je trennen,
Sie werden hell durch die Ewigkeit brennen.

Im Grund deiner Augen

Im Grund deiner Augen steht meine Welt auf dem Kopf,
Dort lächle ich meinen Feinden zu und küsse dem Tod die Finger.

Klopfe an mit dem warmen Hammer in deiner Brust,
Es ist ein Schatz in meinem Meer. Täglich ging ich hinter dir her,

Sammelte deine Worte und deine Gebärde, zog Gold darum
Und versteckte sie unter roter Erde in einem roten Meer.

Sanft legte dich die Liebe auf mein Bett

Sanft legte dich die Liebe auf mein Bett
In deinem schönsten Kleid aus Scham und Blöße,
Und draußen kam die Nacht auf atemlosen Schnee,
Und auch Gottvater kam in atemloser Größe.
Mit vollem Auge hat der Gott geweint, gelacht.
Du hast dein Herz und deinen Leib
Zur Krone dieser Nacht gemacht.

Du bist mehr als ein Frühling

Der süße Flieder steht nur einmal im Jahr auf dem Baum,
Deine Brüste blühen mir jahraus, jahrein, du bist mehr als ein Frühling.

Meine Wünsche glänzten wie die Sprossen der Kastanie,
Du zogst sie alle an die Sonne, wir sitzen in einem Laubdach
Und lachen uns zu im satten Schatten.

Wie einen Baum, den der Blitz überfiel, hatte mich die Sehnsucht gezeichnet,
Jetzt wohnen deine Bienen bei mir, und meine Augen fließen über von deinem Honig.

Und mein Herz singt in seinem Käfig

In allem, was mir schön und allmächtig scheint, bist du,
Deine Augen kommen in mein Zimmer, und die Luft wird jung,
Und mein Herz singt in seinem Käfig.

In mein Haus bringst du Lachtäublein unter mein Dach,
Die Blumen und Kräuter richten sich auf,
Bei Scheibe und Schwelle sitzen die Sonne und der
Mond Mund an Mund.

Die Nachtigallen loben dich

Wie die Wolken an der Erde hängen Tag und Nacht,
So umdrängen dich meine Gedanken.
Die Nachtigallen loben dich,
Und ich schreibe ihre Lieder ab.

Du stehst wie eine Anemone in den Steinfeldern,
Ihre Blütenwangen ziehen meine Hände an.
Nie haben sich Bienen so süß genährt
Wie meine Lippen.

Wenn deine Arme sich ausbreiten

Wenn deine Arme sich ausbreiten, leuchtet mein Blut
und schlägt Feuer.
Der Duft deines Haares trägt meinen Verstand fort.
Wär' ich dein Haar, warm an dir gewachsen,
Ich würde dir auf Brust und Schoß fallen
Und immer bei dir liegen.

Und deine Füße steigen in mein Bett

Du siehst in die Welt feierlich wie der Abend,
Und alle Menschen legen die Hände in den Schoß
Und schauen dich an.

Du dringst sanft in mich wie die Dunkelheit und weckst
die Nachtigall,
Und deine Füße steigen in mein Bett,
Sie haben nie einen andern Schritt gelernt.

Ich bin entbrannt für deine hurtigen Füße

Ich bin entbrannt für deine hurtigen Füße,
Es ist, als trüge jeder Fuß ein Herz,
Daß sie so schnell zu mir eilen.

Wenn dein Lächeln über die Berge geht, wird der Wein
süß und schwer,
Und die Welt sieht groß und neu aus.

Wie der weithallende Wald atmet meine Brust bei dir auf;
Darf ich deinen Namen nennen,
Wird meine Zunge eine süße Frucht in meinem Mund.

In meinem Ohr wohnt nur dein Name

Das Rot deiner Wange ist ein Bett für mein Auge,
Mein Zimmer wird feierlich von der Pracht deiner
Haare,
Jede Stunde bei dir ist ein Baum voll zärtlicher Blumen.

Wenn ich von dir singe,
Füllt der Himmel heiter meine Scheiben,
Und die Wolken ziehn zufrieden ihren Weg.

Wenn ich dich vermisse,
Zerrt mein Herz an einer Kette.
In meinem Ohr wohnt nur dein Name,
Wie ein Vogel im Bauer.

Wie bräutliche Hecken im Frühling

Von deinem Leib haben die Maienglocken ihren keuschen
Geruch,
Die Nachtigallen hast du heiß gemacht,
Ihr Gesang malt dein Bild.

Deine Lippen sind wie Kleeblüten klein und süß an
meinem Weg gewachsen,
Und drüber glänzt dein Haar festlich
Wie bräutliche Hecken im Frühling.

Deine Schönheit ist meine Harfe

Auf den Apfelbäumen ist ein rosiges Gedränge,
Die Blüten sind weich wie dein Nacken
Und rund wie deine Wangen;
Die Apfelbäume haben es von dir gelernt,
Sich süß zu schmücken, sie verlernen es nie mehr.

Deine Schönheit ist meine Harfe,
Du bist unendlich schön, mein Lied sei ohne Ende.
Du schlägst die Wimpern nieder,
Sie sind mir eine neue Brücke in dein Herz.

Auf der Welt habe ich nur einen Weg

Die Äste der Bäume sind Flöten geworden,
Die Vögel begleiten mich.
Auf der Welt habe ich nur einen Weg,
Den, auf dem du mir entgegenkommst.

Deine Augen machen meinen Tag;
Sie sitzen wie ein Königspaar,
Und wer an ihnen vorübergeht,
Legt Stirn und Herz vor ihnen nieder.

Die Kronen

Die Kronen deiner Reize überbieten einander wie
Blumenkronen im Mai.
Heut scheint mir dein Haar über alle gekrönt,
Morgen sind deine Hände meine Königinnen,
Morgen deine Brüste, die ich heilig spreche.
Die Kronen deiner Reize überbieten einander wie
Blumenkronen im Mai.

Ich will gern an dir verbrennen

Deine Augen schläfern meinen Willen ein wie der Same
des Mohnes,
Deine Augäpfel sind durchsichtiger als Tau,
Doch ihre Pupillen sind dunkel wie mein Tod.

Dein Gang ist königlich,
Du bist gewohnt, durch den Himmel zu gehen.

Die Sonne könnte mich nicht tiefer stechen
Als der Stachel deiner Liebe.
Ich will gern an dir verbrennen.

Überall blüht nun die Liebe

Überall blüht nun die Liebe,
Laß uns in die Gärten gehn,
Wo die kleinen frommen Primeln
Zärtlich schon in Paaren stehn.

In den Gärten, wo die Schritte
Und die Worte nicht mehr eilen,
Wo die Träume unter weißen süßen Bäumen
Wie in lauter Wolken weilen.

Viele kleine trunkne Vögel
Kommen dir ans Herz geflogen,
Sind vom Land, wo Honig fließt,
Mit der Sonne hergezogen.

Lausche mit versunknem Auge,
Meine Lippen wollen schwören.
Gib Erhörung meinen Lippen,
Meinem ewigjungen Sehnen
Gib Betören.

Seit ich dich küsse

Ich schaute in den Garten, da schaute mir die Glut
einer Rose entgegen,
Ich fühlte sie aus der Ferne in meiner Hand wie deine
Liebe.
Seit ich dich küsse, geht die Zeit der Rosen nicht aus,
Der Garten lacht mit roten Lippen wie du.
Tag und Nacht sind kaum ein Fächerschlag,
Und ein Jahr ist nur ein Hahnenschrei,
Ich lebe es mit geschlossenen Augen.

Und jemand geigt im Armenkleid

Dein Haar hält mich schwerer als Ketten gefangen;
Wenn nur ein Haar winkt,
Klingt meine Kette bis ans Ende der Welt.
Alle Rosen sind süß wie deine Nähe,
Aber die Rosen werden zu Schmerzen, wenn du mir
fern bist:

Durch alle Fenster kommt es leer und bitter wie ein
Meer herein,
Die Türen stehn wie Eisen schwer und lassen keine
Freude ein.
Mein Aug' geht um und sucht sich wund und tötet lang-
sam Stund' um Stund',
Und jemand geigt im Armenkleid und geigt auf meinem
Herz sein Leid.

Ohren und Augen, sie wanderten aus

Sehnsucht verbrennt wie Feuer mein Haus,
Ohren und Augen, sie wanderten aus,
Wandern, ach, hätten sie dich gefunden,
Kläglich verdursten die Tage und Stunden.
Ich stoße mein Herz hinaus vor die Türe,
Daß ich es nicht als Leichnam spüre.

Mehr als Erde ist oft ein Gedanke schwer

In deinem Haar hab' ich glücklich geruht,
Lieg' nun in Gedanken, wie weh das tut.
Das Blut schläft ein in meiner Hand;
Wie in Spiegel starr' ich in jede Wand.
Mein Herz erdrückt mich und ist doch so leer,
Mehr als Erde ist oft ein Gedanke schwer.

Der Himmel öffnet die blaue Tür

Der Himmel öffnet die blaue Tür,
Da kommt gar schön gezieret
Ein Jungfräulein herfür.

Ihr leuchtet warmes zärtliches Haar,
Davon werden die Wege klar,
Und Segen kommt in das Jahr.

Ich bin ihr nachgegangen,
Sie hat mich auch empfangen;
Jetzt leb' ich ohne Speis' und Trank
Von der Süße ihrer Wangen.

Einst werden Sonn' und Sterne kalt

Du liegst so gut in meinem Arm,
So gut ruht nur in mir mein Herz.
Wir schweben wie das Feuer fort
Und leben nur der Küsse Leben.
Einst werden Sonn' und Sterne kalt,
Uns hat der Tod vergessen müssen,
Und tausend, tausend Jahre alt
Leben wir noch in jungen Küssen.

Wem ein Seufzer fiel in den Schoß

Der Tag legt endlich die Krone ab,
Groß und mächtig wächst jeder Baum;

Sehnsucht tritt an der Wipfel Saum,
Und Seufzer fallen von Wolken herab.
Die Blätter hängen wie Stein bei Stein,
Nachtwinde schläfern die Erde ein.
Wem ein Seufzer fiel in den Schoß,
Den lassen die Tränen nicht mehr allein,
Den läßt die Dunkelheit nicht mehr los,
Dem wandern die Füße rastlos fort,
Sein Mund spricht manches begrabene Wort,
Die Nacht hängt als Schleppe an seinem Kleid,
Bis ihn ein Herz von dem Seufzer befreit.

Die Sonne hängt über dir als Krone

Dein Gesicht leuchtet wie die besternten Büsche des Jasmin.
Ich habe mein Bett so tief in dir wie der Duft in den Büschen,
Und meine Freude geht aus dir auf wie der Vollmond aus der Erde:
Immer ist die Stille des Mittags um dich ausgespannt,
Die Stille, in der die Bienen tönen und kein Wunsch steigt auf.
Die Sonne hängt über dir als Krone in der Luft, und wen du anschaust, der ist König.

Du bewegst das Dunkel in den Bergen

Du bist wie die metallnen Glocken, du bewegst das Dunkel in den Bergen,
Du erschütterst mein Herz, daß es zwischen Lachen und Weinen schwankt.

Einst ging ich durch Traurigkeit wie durch Regen, der endlos niederhängt,
Weit und breit fiel mir der Himmel kalt vor die Füße;
Ich weiß es schwer, sehr bitter sind die Tränen der Trennung,

Sie können mit ihrer Schärfe mein Haus zusammenziehen,
Sie gönnen keinen Schutz, und ich kann ihnen nicht
entfliehen.

Mein Herz ist ein ruhiges Stück Erde geworden

Jetzt sitzt die Sonnenflamm' auf meinem Dach und
dörrt die Ziegel,
Und drinnen geht die Liebe bei mir auf und um,
Und nachts sind noch die Hände wie die Ziegel heiß,
Die Hände, die die Liebe halten wollen.

Die Erde hält die Bäume fest, daß sie dem Wind nicht
nacheilen.
Mein Herz ist ein ruhiges Stück Erde geworden
Und läßt die Wolken wandern und die Flüsse eilen.

Geliebte, mein Garten ladet dich ein

Geliebte, mein Garten ladet dich ein,
Die Blumen wollen deine Schemel sein.
Mein Garten liegt wie ein uraltes Buch,
Drin wallet mit Feier der Bäume Geruch.
Rosen heiter wie Göttinnen winken,
Und Falter wie Seelen vom Himmel sinken.
Und Fische von Gold in Spiegeln stehen,
Die über die Tiefe wie Gedanken hingehen.
Von kommender Freude glänzen die Trauben,
Und Lieder geleiten uns durch die Lauben.
Und uns entgegen an des Hauses Treppe
Steht die Sonne als Priester mit festlicher Schleppe,
Die erhobenen Hände schütten den Segen.

Mein Lieb steht unter seiner Tür

Glocken wandern von Haus zu Haus
Und teilen Freudenkleider aus.
Mein Lieb steht unter seiner Tür,
Seligkeit schmückt sie wie Sommerzier.

Die Glocken haben Wege gebaut,
Und alle Wege frohlocken laut.
Mir läutet das Blut wie ein Glockenschwarm,
Alle Wege führen in meinen Arm.

Die Nacht weicht vor dir zurück

Die Sommernacht ist eng voll Holunder und wildem Rosenholz;
Sie drängt unsere Lippen zusammen
Wie die Glühwürmer, die sich im Dunkel paaren.
Dein Herz macht deine Hand blendend,
Die Nacht weicht vor dir zurück,
Du entschleierst meinen geheimen Wunsch.

Du nahmst mir die Augen aus dem Kopf

Die blauen Fenster des Sommers stehen um dich
Und ein unerschütterlicher Himmel dahinter.
Du teilst Freude aus, wie nur die schwerwiegende Sonne Freude austeilt.
Meine Tage fielen in das bedeutungslose Gras,
Aber als du und ich uns zusammenlegten,
Banden wir die Zeit zu einem Knoten, den keiner zerhaut.

Du nahmst mir die Augen aus dem Kopf
Und hast mir dafür tiefe Feuer eingesetzt;
Um meine Stirn scharen sich die Gedanken wie festliche Freunde.

Nie war die eine Liebesnacht in deinem Schoß der andern gleich

Nie war die eine Liebesnacht
In deinem Schoß der andern gleich,
Dein Leib ist ein Septembermond
An immer neuen Früchten reich.

Die Brüste sind ein Traubenpaar,
Und drinnen pocht der junge Wein,
Die Augen sind ein Himmelstor
Und lassen meine Wünsche ein.

Der Mund im Vollmond scheut sich nicht

Der reife Vollmond stillt die Nacht,
Er legt die Liebenden sich an die Brust,
Er nährt den Schwur und gibt den Lippen Macht.
Der Mund im Vollmond scheut sich nicht,
Er hebt das schwere Herz ans Licht,
Und Wünsche, die sonst ohne Stimmen gingen,
Singen im vollen Mond, wie Bräute singen,
Befreien lächelnd deine Brust
Und weihen dich der großen Lust.

Die flinken Brunnen singen laut

Der Mond legt seinen reichen Schein
Wie ein Geschenk in deinen Schoß.
Die flinken Brunnen singen laut,
Und Worte werden sanft und groß.
Die Erde liegt wie eingewiegt
Und wie ein Himmel schwer durchblaut.
Ich habe mich deinem Aug' vertraut
Und aller Erd' ins Herz geschaut.
Der Mond, der dein Aug' aufhebt,
Lebt von deinem Wunsch und Schwur.
Er steht voll Schatten und Zeichen:
Deine Blicke in den Himmel geschrieben,
Sie reichen mir Lippen und Hände.
Starben Menschen, — ihre Schwüre sind geblieben.

Der Mond, dem sich manche Träne vertraut . .

Der Mond, dem sich manche Träne vertraut,
Der breit die blauenden Treppen der Sehnsucht

Jedem in seinen Himmel baut;
Der mit dem Verliebten die Nächte hinwacht,
Ihm folgt ein Geleit verzückt durch die Nacht,
Er senkt in Flüsse und Seen die Spur
Vom Brandschein der Augen und ihrem Schwur.

Die Schmetterlinge ziehen durch den Garten

Die Schmetterlinge ziehen durch den Garten
Wie Blumen, die von ihren Stengeln fliehen,
Und Rosen, wie mein Herz erhitzt und schwer,
Gaben im Duft die volle Seele her.
Sie locken süß an allen heißen Wegen,
Die Sonne aber trägt mein Feuer dir entgegen.

Du ziehst durch mein Leben wie ein spiegelnder Fluß

Du ziehst durch mein Leben wie ein spiegelnder Fluß,
Trägst Berge davon mit silbernem Fuß.
Wie der Herbsttag durchsichtig erhellst du die Welt;
Du bist zart wie ein Blatt, das im Frost hinfällt,
Kostbar vom Geblüt wie die Blume des Wein,
Das Land, das dich trägt, wird ein Edelstein.

Jedem durchsichtig wird ein Verliebter bald

Du bist wie ein Apfel mit Feuer bemalt,
Bringst mir Glück wie das Vierblatt im Klee;
Bist mir hoch wie der Wolke hohe Gestalt,
Nie vermiß ich die Sonne in deiner Näh'.

Kein Schlaf will mir Verliebtem mehr taugen,
Bin wach wie die Fliege mit tausend Augen;
Hör' Tauben gurren in jedem Wald,

Und das Herz fällt mir schwach in das Gras;
Jedem durchsichtig wird ein Verliebter bald
Und zerbrechlich wie wimmerndes Glas.

Das Herz wiegt schwerer Tag für Tag

Nebel tragen die Berge fort,
Die Erde wird so herbstlich weit,
Und wie vom feinen Wein entrückt
Stirbt um uns jede Wirklichkeit.
Das Herz wiegt schwerer Tag für Tag,
Und eine Hand, die unverrückt
In Frucht und Feuer bei dir lag,
Wiegt in dem leeren Nebelland
Schwerer als deines Herzens Schlag.

Zwei Funken, die vom Feuer sprangen

Zwei Funken, die vom Feuer sprangen,
Blieben an deinen Augen hangen.
Schaue mich an, bis ich ganz verbrannt,
Dann streu' meine Asche über das Land.
Von mir bleibe nichts als die Träne der Lust,
Du trägst sie als Schmuck auf deiner Brust.

Mein Lob für dich

Mein Lob für dich sei fort und fort
Wie die Morgenstund' im weiten Garten.
Noch sind die Blumen vom Schlaf entrückt,
Da streiten schon die begeisterten Vögel,
Von Liebe entzückt, um das singende Wort.

Weiß nicht mehr, wo die Erde liegt

Die Raben schreien wie verwundet
Und prophezeien Nacht und Not;

Der Frost hat jede Tür umstellt,
Und der Hungerhund bellt.
Wir halten uns immer noch eng umschlungen,
Im Küssen fanden wir noch kein Wort,
Die Lerchen haben sich tot gesungen,
Und Wolken wälzten den Sommer fort.
Doch dein Haupt, das in meinem Arm sich wiegt,
Weiß nicht mehr, wo die Erde liegt.

Keine Dunkelheit trägt dich aus meinem Aug'

Der Abend trägt die Dinge fort,
Damit die Herzen näher zueinander rücken.
Noch die Nacht hat einen glühenden Faden, der uns leuchtet,
Keine Dunkelheit trägt dich aus meinem Aug'.

Wenn die Sonne unter den Bäumen hingeht,
Und die Nacht aus dem Gras aufsteht,
Folge ich deines Herzens brennender Spur.
O, nimm von meinen Lippen den lautlosen Schwur.

Sehnsucht gab mir ihr weites Kleid

Sehnsucht gab mir ihr weites Kleid,
Seine Naht ist lang wie die Ewigkeit.
Streicht die Sehnsucht um das Haus,
Trocknen die plaudernden Brunnen aus;
Die Tage kommen wie Tiere daher,
Du rufst ihre Namen, sie atmen nur schwer;
Du suchst dich im Spiegel, der Spiegel ist leer,
Hörst nur der Sehnsucht Schritt,
Du selbst bist nicht mehr.

Ich geh' die schlanke Straße

Ich geh' die schlanke Straße,
Es fehlt mir nichts als mein Weib.

Sie hätte zwei Brüste zu geben,
Die Lust zum Sterben und Lust zum Leben;
Es fehlt mir nichts als mein Weib.

Ich geh' durch Wälder aus hartem Holz,
Schnee sitzt am Berg wie blanker Stolz;
O, käme die Schwachheit als Zeitvertreib,
Süß ist in den Armen ein schwacher Leib,
Es fehlt mir nichts als mein Weib.

Kommt der Mond den Weg entlang

Kommt der Mond den Weg entlang,
Legt seine Wang' an meine Wang',
Redet mir ins Herz hinein:
Ihre Lippen sind sengend wie Feuerstein,
Ihre Augen sind selige Inseln im Meer,
Bang wie die Nacht ist ihr Herz
Und an Wollust schwer.

„O Mond, sprich nicht weiter, ich sterbe schon."
Und die Sehnsucht trug mich halb tot davon.

Ich glühe wie Sand auf heißen Wegen

Ich gehe deinen Augen nach,
Drin ruht die Liebe im frommen Gemach.
Mit heimlichen Armen ladet sie ein,
Sie badet mein Herz im ältesten Wein.
Ich glühe wie Sand auf heißen Wegen,
Blüh' wie die Erd' im warmen Regen.
Ohn' Willen gehen meine Füße hin,
Seit ich in deinem Aug' das Feuer bin.

Höre mich, Geliebte mein

Höre mich, Geliebte mein,
Nimm mein Aug' als Spiegelein.

Wirst als Schönste drin erscheinen,
wenn vor Lieb' die Augen weinen.

Dafür wird dein Blut dann mein,
Heizest mir das Herze ein,
Kannst ein Feuer mir entfachen,
Daß vor Lieb' die Augen lachen.

Deine Augen

Wie auf hellen wehenden Wiesen
Blumen, mit göttlichen Mienen,
Sind mir deine Augen erschienen,
Welche die Liebe froh priesen.

Leicht von den Blumen beschworen
Sah ich den Schmetterling steigen;
So haben deine Augen im Schweigen
Mir meine Lieder geboren.

*

Manchen führt Mondschein gefangen,
Nachtwandelnd öffnet er Türen;
Mich konnten deine Augen fortführen,
Bin ihnen blind nachgegangen.

Sie sind wie der Mondschein gekommen;
Sie können die Erde versenken,
Können den Schatten mir lenken,
Machen mich glücklich beklommen.

*

Deine Augen sind wie die Waldbeeren,
Sie zwingen mich niederzuknien;
Und haben die Sorgen geschrien,
Konnten deine Wimpern sie wehren.

Wie an den Wassern die Weiden
Über den Spiegeln gern schweben
Froh an entrückendem Leben,
Kann ich deine Augen nicht meiden.

*

Muß mich deinen Augen ergeben;
Wie die Wolken, rauschend im Blauen,
Auf Unergründliches bauen,
Bau' ich auf zwei Augen mein Leben.

Deine Augen sind himmlische Brücken;
Wie nach dem Regen im Bogen
Sieben Freuden am Himmel einzogen,
So können deine Augen beglücken.

*

Wenn in dem Abend die Birken
Blutend in Scharen sich röten,
Als müßte die Sonne sie töten,
So fühle ich Todeslust wirken.

Wie todeslüstern die Mücken
Heiß um den Abendstrahl minnen,
Möcht' ich deine Augen gewinnen,
Trag' gern all Leid im Entzücken.

Und die Welt ward mein eigen

Deine Augen verschweigen nichts mehr,
Und die Welt ward mein eigen.
Mit roter Geigen Genuß spielen die Tage uns auf,
Die vielen Lieder sind Blumen vor unserm Fuß.
Die Liebe steht wie ein singender Vogel
Über deinem und meinem Haupt;
Sie hat die Erde mit Trauben besteckt

Und die Masten meiner Schiffe wie frohe Bäume belaubt.
Du hast dein Herz in meinen Garten gelegt,
Und mein Garten wird von deinem Herzblut gepflegt.

Der dich anschaut, teuer wird ihm das Leben

An deinem Haar, das dich wie ein Himmel schmückt,
Daran hangen mit schwerem Gewicht
Wie goldene Spangen meine Freuden.
Die Bäume meiner Wünsche haben
Sich mit Wurzeln und Kronen verfangen.
Dein Haar trägt der Liebe wunderbar Feuer;
Der dich anschaut, teuer wird ihm das Leben.

Dein Haar ist mein zärtlichstes Kissen

Und schmückt dein Haar meine Kissen,
Wie wird die Welt mir so gut;
Deinem Haar verschrieb ich mein Blut,
Deinem Haar, das im Dunkel noch lacht,
Und das der Leidenschaft Geste
Stumm wie das Feuer nachmacht.

Dein Haar schreibt viel brennende Zeilen,
Dein Bett ist der heißeste Brief;
Dein Haar ist mein zärtlichstes Kissen,
Auf dem meine Sehnsucht entschlief.

Es küssen mich prangende Lippen

Es küssen mich prangende Lippen
Und nehmen mein Herz in den Schoß.
Nun ruht es vom bangenden Wandern;
Es wird wie das Feuer allmächtig
Und wie der Tod ungeheuer.

Der brennende Kalender

März bis Februar

März

Nun müssen Märzwinde die Bäume reiten
Und Wünsche und Wolken am Himmel streiten;
Nun lassen die Mädchen die Träume liegen
Und wollen die Hüften im Tauwind wiegen;
Sie flögen wie Wolken gern aus dem Haus
Und schlügen gern wie die Bäume aus;
Und könnt ihnen einer ins Auge spähen,
Er würde den Mai schon im Märzen sehen.

*

Erwartung läßt jetzt keinen los,
Die Äcker liegen erdig und bloß.
Wie Vorabend dunkelt es noch ums Haus,
Noch sprang kein Blumengesicht heraus.
Berg grüßt den Berg mit Erdgeruch,
Vergraben liegt noch das Liederbuch;
Aber manchmal wird schon die Amsel laut,
Wenn die Abendsonn' sich ein Luftschloß baut,
Manchmal sieht ein Aug' zu dem Schloß hinauf,
Und ein Herz geht wie unter Erde auf.

*

Heut habe ich über den Äckern gehört,
Wie brünstig die Amsel den Frühling beschwört.
Betört voll Behagen lag da jeder Stein,
Ließ Moose quellen gar zierlich und fein,
Die Moose bauten kraus Nest bei Nest,
Weil sich manch Pärchen bald niederläßt.
Die Amsel noch abends den Frühling beschwor,
Und er hielt Einzug zuerst in mein Ohr.
Wohl blieben die Äcker noch dunkel und leer,

Im Ohr aber ging mir ein Feuer umher,
Viel schöner noch als der lieb Amsel Gedicht
Sang's Liebchen in mir, das den Frühling verspricht.

*

Der Föhn den Berg angräbt
Und will den Berg umlegen,
Er hext auf allen Wegen,
Die Wolke heult und lebt.

Aus vollen Lungen lachen
Die Echo mit Geschnauf,
Den Äckern all den brachen
Wachen die Furchen auf.

Und mitten in dem Fegen,
Wenn jeder Knochen bebt,
Da hebt die Amsel an,
Kann's Haus in Zauber legen.

Sie wünscht mit tollen Schlägen,
Daß dich der Föhn fortführt
Und dir die Tür aushebt
Der Liebe unterirdisch
Und unirdisch Getön.

*

Man sucht den Frühling mit den Beinen,
Die Blumen sind noch ungeboren;
Noch lebt die Sonne nur auf Steinen,
Und ihre Liebe scheint verloren.
Ich küsse gern im kahlen Garten,
Wenn alle Äste nackt noch warten;
Die Gartenerde ist noch nicht warm,
Schon blühen deine Brüste in meinem Arm.

*

Nun rennt der Fluß wie Feuer durchs Tal,
Vergessen ist Schnee und die enge Qual,
Herrin Sonne, sie tritt in den Saal.

Bin im Sonnenschein fast wie im Dunkel gesessen
Und suchte mein springend Herz zu vergessen,
Mein Herz, das mir wie ein Füllen entspringt;
Käme Eine doch, die es manchmal mir bringt.

*

Wie die Madonnen mit Scheinen und Kränzen
Sind jetzt die Frauen mit Lächeln behangen,
Und Herzen üben Schritte zu neuen Tänzen.
In den Bäumen, die leer noch und kühl,
Liegt ein Himmel auf Erden, warm wie ein Pfühl,
Will die Verliebten gern empfangen;
Doch schamrote Blumen sollen erst werden,
Die ihre Farben nehmen von Frauenwangen.
Auch Vöglein, die Getreuen, sie schweigen noch;
Dafür singen mit Scheuen
Hoch in den Bäumen die Wünsche,
Mit Gesichtern, die unirdisch sich freuen.

April

Es stehen am Himmel viel reiche Wolken,
Als schliefen darinnen viel weiche Mädchen;
Es sehen die Augen mir über die Erde,
Als wären sie Ritter auf prunkem Pferde.
Mir ist, als müßt' ich zum Kirchhof gehen
Und rufen dem Tod: laß die Toten aufstehen!
So breit wandern Männer heut durch die Stadt,
Als ob jeder ein Weib unterm Herzen hat.
Schwanger sind die Fenster an jedem Haus,
Neugeboren schauen die Mädchen heraus.
Das Pflaster der Straße hat keinen Sinn,
Wie Wolken schwimmen die Menschen dahin,
Und trunken ein jeder wie in Dämmerung steht;
Es wird ein seliges Dunkel, wenn der Abend aufgeht.

*

Mädchen, ach, dein Hals ist fein
Und dein Haar ein Heil'genschein:
Nur dein Äuglein blinzelt sehr
Und gibt nichts vom Herzen her.

Ach, dein Leib ist wie ein Lied,
Das durch meine Adern zieht.
Solltest einmal dich nicht wehren,
Wollt' dir ein Geheimnis lehren:

Daß du erst geboren bist,
Wenn du alle Welt vergißt;
Daß die Welt erst wirklich wird,
Wenn dein Herz sich drin verirrt;

Daß die Nächte, jene wachen,
Aus den Tränen Sterne machen;
Und daß du noch nie gelacht,
Eh' ein Mann dich weinen macht.

Mädchen, horche auf dein Blut,
Dann erst wird dein Herz dir gut.

*

Wo mein Schatz vorüberging
An der braunen Buchenhecken,
Flog der erste Schmetterling,
Goldgelb wie ein Sonnenflecken.

Sicher hat er sich versehen,
Hielt für Blümlein ihre Wangen;
Und er mußte auferstehn,
Ist der Röte nachgegangen.

Heute abend stirbt er dran,
Denn kein Grashalm will noch sprießen;
Schatz, wer dich nicht küssen kann,
Blumenleer sind dem die Wiesen.

*

Zu Luft wird jede kommende Stund',
Sehnsucht liegt mir wie Salz im Mund,
Die Sehnsucht streicht gebückt einher,
Sie starrt mit den Steinen hinaus aufs Meer;
Die Sehnsucht horcht, die Sehnsucht späht,
Ob nicht ein Fuß auf den Wellen geht;
Jede Welle im Abend klingt wie ein Schritt,
Als brächte die nächste die Seligkeit mit.

*

Sie ist wie der Wind in den Bäumen,
Sie wendet die Blätter im Nu,
Die Sehnsucht läßt sich nicht zäumen,
Sie stiehlt von den Kissen die Ruh'.

Ich muß sie wie Zugluft spüren,
Sie zieht mich mit Unruh' am Schuh;
Sie stellt sich zwischen die Türen,
Meine Tür geht nicht mehr zu.

Meine Augen, ihr Narren im Träumen,
Ihr Tänzer im dunkeln Haus,
Sie ist wie der Wind in den Bäumen,
Die Sehnsucht, sie löscht euch aus.

*

Blütensträucher stehen verliebt beim Teich,
Jeder Tag macht jetzt dürre Hölzer reich.

Wohl halten die Mädchen die Hände im Schoß,
Doch ihre Herzen steigen lautlos
Und wie der Vollmond lockend und groß.

Ich habe die blühenden Sträucher beschaut,
Jede Blüte war eine herzliche Braut,
Und jede hat blind der Liebe vertraut.

Ich war im Maienabend am Bach,
Der lief der buhlenden Dämmerung nach;
Wohlgeruch tat auf den Grasspitzen stehn,
Es mußten Veilchen im Abend umgehn.
Gebückt ein Mädchen am Erdboden saß,
Sie legte die blaue Schürze ins Gras;
Sie griff ins Dunkel mit ihrer Hand,
Wollüstig der Abhang voll Veilchen stand.
Dunkler und dunkler ward es umher;
Nur ihr Atem verriet sie, der ging so schwer.

*

Ach, deine Augen, schönes Mädchen,
Du hast die Wimper nicht gerührt,
Und doch knüpftest du deine Fädchen,
Hast mir mein Herz lässig entführt.

Und schlägst du auch die Augen nieder,
Mein Herz ließ ich noch nie im Stich;
Zu meinem Herz wollen die Glieder, —
Noch heute nacht umarm' ich dich.

*

Junger Mond schleicht in den Bäumen,
Lautlos scheint ein Mensch zu wandern,
Kommt auf blankem schlanken Schuh,
Streicht von einem Baum zum andern.

Ist ein jung vernarrter Mensch,
Will das Herz der Liebsten holen;
Und sein Schuh, der fing schon Feuer,
Heißgelaufen sind die Sohlen.

Feuer fangen auch die Bäume,
Denn bald brennt der ganze Mann;
Brennend sucht er nach der Einen,
Die den Schuh ihm löschen kann.

*

Hab' meinen Schatz geküßt,
Daß auf seiner Wang'
Eine rote Nelk' entsprang.

Ei, mein Schatz macht heiß,
Daß ich Feuer fang'
Und ihn gut zu küssen weiß.

Lebt ihr, weil man muß,
Ich leb', weil man liebt,
Weil vom Schatz ein Kuß
Lust zum Leben und zum Sterben gibt.

*

Du tust, wie frischer Morgen,
Den heißen Gliedern wohl;
Ich seh', voll Tau ohn' Sorgen,
Den Tag, der werden soll.

Frühlicht auf zarten Füßen
Kommt durch die Nebel zum Bach;
Wie jung Licht tust du grüßen,
Denk' ich über dich nach.

Hebst Lerchen über Auen,
Daß sie zum Himmel dringen;
Mein Herz wird ein Pünktlein im Blauen
Und will sein Leben versingen.

*

In den laubigen Buchenhecken
Spielten wir wie zwei Blätter Verstecken;
Haben geküßt und wenig gedacht,
Wären gestorben und hätten gelacht.

Lagen unter der Mondscheindecke,
Nachtigall kam in die blaue Hecke;
Nachtigall ist in den Mond verliebt,
Weil er den Lippen die Herzen gibt.

Nachtigall lockt die lautlosen Stunden,
Bis zwei Lippen ein Herz gefunden.

*

Es hingen, wie duftende Hände von Frauen,
Blaß die Akazienblüten im Blauen;
Sie streuten uns süße Betäubung aus,
Die Füße fanden nicht mehr nach Haus.

Wir suchten im Gras nach tiefgrünen Ecken,
Wollten berauscht das Auge verstecken;
Kein Versteck war uns dunkel genug,
Weil's Auge Feuer ins Dunkel trug.

Es hingen an Gittern die Rosen wie Tropfen,
Wie Herzen, die schmachtend an Gitter klopfen;
Vor Rosen fanden wir kaum das Haus,
Rosen brannten das Auge aus.

Und wär' ich erblindet, wär' dies geschehen,
Ich müßte immer und ewig dich sehen,
Denn keine Blindheit macht dunkel genug,
Weil ich im Auge wie Feuer dich trug.

*

Lustige Blumen im grünen Grund,
Seid Hochzeitsbetten, an Seligkeit bunt.
Solang' die Blume voll Honig lacht,
Währt in den Betten die Hochzeitsnacht;
Gehe ich an den Blumen vorbei,
Wünsch' ich mir meine Liebste herbei.

Juni

Seit Sommerglut in den weißen Gassen,
Haben die Steine, die heißen, Blut.
Mir scheint, als wär' von den Steinen allen
Jeder einem Mädchen vom Herzen gefallen;

Mit leichterem Schritt tanzt jedes kleine
Herzklopfende Mädchen über die Steine.
Sie tragen in den Adern Rosen statt Blut
Und möchten's klagen, daß nichts mehr wehe tut.

*

Jetzt wachsen Rosen Pfund bei Pfund,
Man pflegt sie am Busen
Und trägt sie im Mund,
Dem Dichter sind sie wie Musen.

Sie reden voll Inbrunst süß und geheim,
Es duftet ihr Atem, sie reden im Reim,
Beschwören uralte Schwüre herauf;
Die Mädchen schauen errötend auf,
Die Rose tut jede gut kleiden,
So daß Rosen die Mädchen beneiden.

*

An allen wilden Hecken
Sind jetzt die Rosen los,
Tun Büsche mit Küssen bedecken
Und flattern dir leicht in den Schoß.

Die Mädchen bleiben gern stehen,
Bei Rosen hat jede gute Zeit;
Muß man durch Dornen auch gehen,
Für Küsse zerreißt man sein Kleid.

*

Seligkeiten, die umgehen,
Sind die Rosen; und im Garten,
Wo sie über Nacht entstehen,
Glaubt dein Aug' ein Herz zu sehen,
Tut dein Blut ein Glück erwarten.

Rosen sind warm ausgedacht
Wie entschleierter Frauen Pracht,
Leben, sterben vom Gefallen;

Allen Wangen, die jung blühen,
Will die Luft voll Rosen hangen,
Will der Rose Seele glühen.

Rosenblätter wollen kühlen;
In Herznot und Liebesbangen
Können Rosen mit dir fühlen.
Rosen sind erfüllt Verlangen,
Augenblicke ohne Zeit,
Die zwei Glückliche genossen;
Wo in Büschen Rosen sprossen,
Atmest du noch Seligkeit.

*

Gern höre ich Vögel mit runden Kehlen
Von jeder Mauer den Winden sagen:
Ihr dürft nicht das Lachen nach seiner Dauer
Und Liebe nicht nach der Ewigkeit fragen.

Und Rosen, versunken in ihren Büschen,
Höre ich trunken und lautlos sagen:
Liebe ist eine zerbrechliche Krone,
Du mußt sie vorsichtig auf Händen tragen.

Verwundert seh' ich die zagenden Menschen
Noch Fragezeichen zum Nachthimmel tragen;
Ich leg' meinen Kopf in den Schoß der Geliebten,
Und gelöst sind für Himmel und Erde die Fragen.

*

Es liegt ein Garten gleich über der Straßen,
Dort stehen die Blumen in bunten Gassen;
Dort ist ein Brunnen mit bangem Schacht,
Im Brunnen unten da wohnt die Nacht.
Die Blumen starren am Tag gradaus;
Doch steigt die Nacht aus dem Brunnenhaus,
Tuen die Blätter die Seele verkaufen
Und hängen lautlos in toten Haufen;
Im Garten jeder Weg sich verschiebt,

Weil die Nacht tödliche Sehnsucht gibt.
Dann starre ich über die Straße hin,
Der Garten drüben verwirrt meinen Sinn;
Gerüche gehn wie Gesichter hervor,
Wie Brüste heben sich Blumen empor;
Und manche schaun wie Pupillen hinaus
Und weinen sich auf den Blättern aus.
Mit Mädchenhänden geht's Mondlicht durchs Laub,
Und Schatten fallen wie Masken zum Staub.
Der Garten scheint mir mit Menschen voll,
Die alle die Nacht reich machen soll.

Juli

Nun ist es Sommer den ganzen Tag,
Den ganzen Tag man nur küssen mag.
Und alle die Rosen, die müssen
Satt duften zu unseren Füßen.

Nun bleibt es Sommer den ganzen Tag,
Den ganzen Tag ich im Himmel lag,
Dort tat man sich paarweise küssen
Und satt lag die Erde zu Füßen.

Nun ist es Sommer Nacht und Tag,
Und Nacht und Tag man nur küssen mag;
Von allen heißen Genüssen
Ist Anfang und Ende das Küssen.

*

Die Ziegeldächer erhitzten sich rot,
Die Felder rochen warm nach Brot;
Die Schnitter fuhren ins heiße Feld,
Senkrecht stand die Sonne aufgestellt.

Die Hitze zeigte mir jedes Ding,
Wie's an der guten Sonne hing.

Da nahm die Liebste meinen Arm,
Und ihre Brust war anders warm,
Sie war nicht von der Sonne entfacht;
Sprach: „Liebster, ach, wäre es wieder Nacht!"

*

Als ich im Abend dich traf,
Ging dein Schuh mondbeschienen
Unter Sternen, die waren wie Bienen.
Sterne wurden groß,
Ließen den Himmel los,
Fielen ins Feld wie Staub.
Wahrsagend mit wallendem Laub
Schauten die Bäume hinauf;
Ein Baum am Weg voll Schlaf
Fing fallende Sterne auf.
Als ich im Abend dich traf,
War's Korn warm wie mein Blut;
Gut wurde mir's ums Herz,
Sah vom Weg nicht mehr auf,
Ging mit den mondenen Stunden,
Und Garben lagen gebunden,
Als läge das Glück zu Hauf.

*

Waldbäume singen gern einen Sang,
Nie werden dem Wald die Tage lang.
Die Bäume halten die Blätter hin,
Lassen kein Lied vorüberziehn.
Es singt des Baumes kühle Gestalt
Von Liebe, die wie die Erdboden alt,
Und kommt ein Mensch ganz lebensmatt
Zum Wald, wird seine Zung' ein Blatt;
Will mit den Bäumen die Seele tauschen,
Sein Atem will alle Wipfel berauschen;
Sein Blut will in den Stämmen summen,
Denn singend macht der Wald die Stummen.
Der Wald ist uralt ein Liederhaus,
Geh hin und singe dein Herz bei ihm aus.

*

Ich wiege mein Herz in der Eiche
Und liege am Fensterbrett wach;
Es lauscht meine Eiche am Dach
Als Göttin, die mich umrauscht.
Sie tut den Leib nie neigen,
Fühlt mit den Blättern ins Haus;
In ihren kühlenden Zweigen
Geigen Gedanken sich aus,
Sie windet Efeuranken,
Die graben nach alten Buchstaben
In ihren Falten und Rinden;
Bei Wolkenschauern und Winden
Erfindet sie ihre Geschichten,
Die Menschen überdauern.
Sie konnte mir reimend berichten:
Drängend ist die Lippe, die liebt,
Versengend ist ihr Verlangen;
's gibt Wunden voll greller Röten,
Dann sprangen Herzen noch schneller.
Keiner konnte Liebe je töten,
Liebe stören kein Todesstoß;
Die Liebe lebt groß vom Betören.

Ich wiege mein Herz in der Eiche
Und liege am Fensterbrett wach.
Die horchende Seele wird heller;
Was die Eiche am Dach nicht konnt' hören,
Das wissen die Wurzeln im Keller, —
Die Eiche kann's Leben beschwören.

*

Wo brennende Blicke an Mauern hinfuhren,
Sah ich im Mondlicht noch phosphorne Spuren;
Sah an der kalkigen Gartenwand,
Wie eine weiße Frau dort entstand.
Sie trug ihrer Hoffnungen leuchtendes Buch
Unter dem glitzernden Busentuch;
Wie eine Kerze neben ihr

Flackte ein Stern auf der Gartentür,
Die Frau, sie las beim dünnen Licht,
Gespannt wie Seide war ihr Gesicht;
Die großen Birnen an dem Spalier
Hingen wie dicke Locken an ihr.
Oft schüttelte sie mit zartester Geste
Auf ihrer Stirn der Gedanken Geäste;
Las zitternd weiter, bekam nie genug,
Bis ihr der Morgen das Buch zuschlug.

*

Wir gingen an dem flinken Bach
Und hielten mit ihm gleichen Schritt;
Die wiegende Weide sah uns nach,
Und blaue Glocken wollten mit.

Doch viel zu heiß war deine Brust,
Für blaue Blumen viel zu heiß;
Es hat sich keine aufgemacht,
Sie blieben mit kühlen Augen stehn
Und haben über dich nachgedacht.

*

Die Nacht saß auf den Tannen
Und baute Nest bei Nest;
Der Mond kam schmuck vom Berge,
Als ging's zu einem Fest.

Es hatte ihn lachend geladen
Dein warmgeküßter Mund,
Der Mond ward Laternenträger
Bei unserer kostbaren Stund.

Bald stand er auf der Tanne,
Dann lag er dicht im Gras,
Leuchtend köstlichen Minuten,
Auf daß uns keine vergaß.

*

Die Grillen behexen die Sommernacht,
Grillen haben mit irrem Laut
Wirre Zauberformeln erdacht.
Sie sägen die Wurzeln der Dinge an,
Kein Wunsch, kein Gedanke still stehen kann.

Geigen die Grillen auf deinem Dach,
Halten sie geigend die Sehnsucht wach.
Wo Sehnsucht hinfällt, kein Schwur mehr hält,
Zum unendlichen Irrgarten wird dir die Welt.

*

Die Luft war stumm, die Vögel schliefen,
Nur die Wünsche, die tiefen, gingen noch um.
Wir sind zum Abendhimmel auf den Berg gegangen,
Deine Wangen waren in Scham getaucht und mit
Feuer behangen.
Viel Blumen saßen um uns dicht beisammen,
Wie junge Schwäre, die mit uns zum Himmel kamen.
Du hast mir deine Lippen wie Blut gegeben, —
O, zu kurz ist der Küsse seliges Leben!

September

Hinfällig, wie die Erinnerungen,
Stehen Herbstzeitlosen im nassen Gras
Und sprechen von Lieb' mit zerbrechlichen Zungen.
Noch ein Schmetterling über die Schulter mir flog,
War ein Gedanke, der bei dir Honig sog.
Den Bäumen fallen die Blätter aus,
Und wimmernde Stimmen wollen ins Haus,
Wo herbstlos dein Herz in Liebe thront,
Wie des Hauses Herd von Flammen bewohnt.

*

Jed' Blatt schaut noch zum Himmel hinauf,
Jedes Blatt fing heute den Himmel auf.

Während der Regen im Blattwerk wühlte,
Lag ich im Himmel, der selig kühlte,
Hielt in der Hand einer Wolke Brüste,
Die meine Blätter inbrünstig küßte.

*

Die Blumen im Rasen, die letzten süßen,
Sind blühende Spuren von glücklichen Füßen;
Es tanzen dort Mädchen verliebt und nackt
Mit ihren flackernden Herzen im Takt.

Die Blumen im Rasen, die letzten süßen,
Sind blühende Spuren von glücklichen Füßen.
Wo eine mit tausend Sorgen saß,
Da wimmelt ein Ameisenhaufen im Gras.

*

Wissen die Amseln von Sehnsucht etwas?
Eine Amsel sitzt bei mir liedersinnend im Gras.

Eilfertig rauscht mir zur Seite der Bach, —
Auch das Wasser geht seinem Herzen nach.

Müd liegen Blätter wie Hände im Schoß;
Lassen Hände jemals die Sehnsucht los?

*

Du hast gelacht wie ein Glockenspiel,
Bis der Abend dich grüßte, der bleiche Narr,
Und dir verzückt zu Füßen fiel.
Die Nacht flocht ihr Haar,
Und die Dinge verschwanden;
Wunderbar entstanden Schatten im Haus,
Bis deine Hände vom Tag nichts mehr fanden.
Die Fenster taten ins Dunkel deuten,
Und Stille kam, in den Winkeln zu hocken;
Nur Abendläuten sang sich herein.
Als würden ferne Menschen zu Glocken.

Und Sehnsucht sang dir vor deinen Ohren
Auf Wegen, die sich im Finstern verloren.

Oktober

Zaudernde Nebel gehen ums Haus,
Der Herbsttag kleidet die Bäume aus.
Werde nicht bang, Geliebte mein,
Die Liebe schläft nicht mit den Bäumen ein.
Verlöschen im Garten die Blumen wie Funken,
Sind die Gärten wie Spuk versunken,
Werden die Tage dunkel und scheuer,
Dir wächst in meiner Kammer unersättliches Feuer.
In langen Nächten küßt es sich gut,
Verliebte haben den Sommer im Blut.

*

Trug manch Lied auf meiner Zung',
Hob den Kopf mit Flügelschwung;
Grünverliebt war rings der Wald
Und mein Herz nur Tage alt.

Konnt' die Wurzeln nicht begreifen,
Die nur schwer vom Flecke gehn,
Und die Bäume all die steifen,
Die schon hundert Jahr dastehn.

Blumen machten mich erstaunen,
Wuchsen auf wie bunte Launen;
Lachten ein paar Wochen hin
Und verrieten nie den Sinn.

Nahm manch Mädchen in den Arm,
Mädchen sind so bang und warm;
Habe ich auch reich geküßt,
Wußt' doch nie, was Liebe ist.

Liebe ist der eine Kuß,
Dran dein Herze seufzen muß;
Stiller wird dein Atem gehn,
Ist dir dieser Kuß geschehn.

*

Abends tut's in den Gassen spuken,
Weingeruch kommt aus den Kellerluken.
Der kluge Wein der alles weiß,
Er macht die kalten Keller heiß,
Er lehrt den Leuten sein bestes Lachen;
Mich kann er nicht mehr heißer machen,
Ich kehrte bei der Liebe ein,
Ihr Keller liegt unterm Herzgrundstein.
Dort sitzt mein Schatz mit jungem Mund,
Die Lippe ist des Herzens Spund;
Augen, durchsichtig wie die Weinbeeren,
Machen mich toller wie Rebensaftgären.
Jeder Bluttropfen will seinen Rausch,
Daß ich leicht Leben und Tod vertausch.

November

Bin heut im erstarrten Garten gewesen,
Wo ich in deinem Auge einst Lieder gelesen;
Wo die Biene den Tropfen Seligkeit sog
Und wie ein Stückchen Himmel der Schmetterling flog.

Wo der Mond aufstieg wie der Liebe Lob,
Wie ein Herz, das sich von der Erde hob,
Und wo jetzt die Wurzeln der Blumen verwesen,
Hab' ich in toten Blättern noch Lieder gelesen.

*

Allerseelen

Du nahst wie ein Nebel, du armes Kind,
Weil deine Kammern dir bodenlos sind.

Auf deinen Dielen sind blutende Flecken,
Dein Rock und Schuh kann nicht alle verstecken.
Du und dein Herz, ihr habt vereint
Blut in den dunkeln Kammern geweint.
Wie ein Nebel irrt dein Leib ohne Laut,
Dein Fuß nicht aufzutreten sich traut;
Denn tödliche Träume, sie wurden wahr,
Wie ausgebrannt ergraut dir dein Haar.
Froh lebten dir deine Hände vom Geben,
Sie starben, du mußtest die Hand überleben.
Deine Augen wurden zwei dunkle Gedanken,
Zwei Nächte, die durch die Kammern wanken;
Du lehnst auf den Schwellen, nicht drinnen, nicht draußen,
Weil dich die blutenden Dielen grausen.

*

Die Raben stehlen die Monde
Der Nacht von ihrer Wand,
Und haben sie alle begraben
Draußen im Ackerland.

Alles, was glänzt, das graben
Sie ein in Erd' und Sand;
Es stahlen mir diebische Raben
Das Herz vom Schatz aus der Hand.

Muß jetzt im Dunkel sitzen
Und kenn' mich nicht mehr aus;
Wenn die Augen der Katze blitzen,
Glaub' ich, sein Herz kommt nach Haus.

*

Wie in dem Keller der Schimmel,
Wachsen Wolken über die Stadt;
Das Fenster ist blind wie der Himmel,
Und die Dinge leben nur matt.

Ich habe nicht viel zu sagen,
Die Taschen sind alle leer;

Ich lasse den Hunger nagen,
Und nichts verwundert mich mehr.

Da find' ich im toten Zimmer
Von der Liebsten ein glitzerndes Haar;
Mein Herz glänzt bei seinem Schimmer
Und vergißt, daß es hungrig war.

Dezember

Die Mutter der Liebe ist blind die Nacht,
Sie die Lippen und Hände sehend macht.
Die Nacht läßt Getrennte durch Mauern gehn
Und läßt die Verweinten sich wiedersehn.
Geliebter der Nacht ist der schmelzende Mond,
Der bald schmachtend vergeht, bald in Seligkeit thront.

Die Nacht macht, daß alle die Frauen blühn,
Sie läßt die Schleier am Leib verglühn.
Sie schweigt die Nacht, daß sie süß betört,
Und singt, wenn dich die Geliebte erhört.

*

Im Zimmer steht mir ein Bett mit Stolz,
Ein seltenes Bett aus lebendem Holz;
Dem Bett geht nie der Frühling aus,
Es blüht mein Bett, und es lacht mein Haus.
Schon ist das Holz vor Jahren gesägt,
Doch fühle ich nachts, daß ein Herz drinnen schlägt;
Und Bienen hör' ich in jedem Traum,
Sie bringen Honig zum Bett,
Wie einst in den Baum.

*

Januar

Rauchig ist mein trübes Herz
Wie die nebelige Nacht,

Leid hat sich ein wüstes Bett
Breit in meiner Brust gemacht.

Straßen münden in die Leere,
Straßen, drinnen Nebel weinen;
Selbst mein Schatten hat jetzt Schwere,
Zieht mich zu den Pflastersteinen.

In der Luft hängt als Grimasse
Mein Gesicht steif und verquält,
Wie durch blinde Nebelgasse
Formlos die Laterne schwält.

Leid schiebt Schritt um Schritt den Schuh,
Und die Straße nimmt kein Ende.
Wenn ich auch den Schlaf mir fände,
Leid macht nicht sein Auge zu.

*

Jetzt muß sich im Himmel die Schneemühle drehn,
Muß Eis und Gedanken zur Erde wehn;
Jetzt müssen sich Erde, Luft, Wasser vermummen,
Nur das Feuer allein wird niemals verstummen,
Das Feuer, das Tage und Nächte durch schwält
Und mit glühender Geste von der Liebe erzählt.

*

Alte Sterne leuchten voraus,
Führen hin zu der Liebsten Haus;
Hinter geisterhaften Gardinen
Glänzt mir ihr Herz als Lämplein beim Minnen.

Heftig steigt mein Seufzen empor,
Hält sie die Hand vor das Lämplein davor;
Brennend in ihren Adern drinnen
Seh' ich rot die Minne rinnen.

*

Ich kann mit zwei Fingern
Ihre Hüften zerdrücken,
Doch vor ihren Augen
Da muß ich mich bücken.
Meine letzte der Stunden
Ist in ihren Blicken,
Sie sind wie ein Fallbeil,
Wenn sie plötzlich mir nicken.
Jede Lüge wird süß,
Jede Lüge wird wahr,
Öffnet sie tändelnd
Ihr launisches Haar.
Ihr Haar ist so finster,
Es mordet das Licht,
Es brennt wie die Hand,
Die die Schwüre zerbricht.
Noch ein Kind ist dies Weib,
Das den Mord bei sich trägt,
Vor der mein Blut stockt,
Wenn die Wimper sich regt.
Die Schneeflocken werden
Auf ihrem Mund rot,
Mein Mund, der erblaßt, —
Sie ist lächelnd mein Tod.

Februar

Das Eis wächst und die Wolke drückt,
Wie Wurzelwerk stehn Bäume gebückt.
Zerdrückt fällt Schnee schief ins Geäst,
Als fiel vom Himmel des Lebens Rest.

Und hat der Schnee alles eingesteckt,
Zwei Lippen hat er nicht zugedeckt,
Und zweie, die sich küssend trafen,
Tun über Nacht den Frost abschaffen.

*

Die Erd' hat noch keine Blume erdacht,
Der Himmel trägt noch Wolkentracht;
Der Frostwind fegt noch jeden Weg
Und sägt mit Geklapper am Schlehgeheg.

Vor meinen Scheiben, wie Schattenzeichen,
Seh' ich die Vöglein liedlos streichen;
Wenn bald im Garten die Blättlein fächeln,
Wenn bald in den Türen die Mädchen lächeln,
Wenn Burschen mit den Augen stehlen,
Dann ihre Noten die Vöglein wählen;
Jeder rote Kopf, der verliebt drein sieht,
Wird eine Note zum Liebeslied.

*

Liebste, sieh, an allen Scheiben
Muß die Welt jetzt draußen bleiben,
Eis tut um uns Hecken treiben.
Hinterm Stachelzaun aus Eis
Bleiben wir uns hitzig heiß;
Kühlen nicht um einen Grad,
Weil man's Herz voll Kohlen hat.

*

Fällt auch der Schnee tot ins Geäst,
Der Schnee macht hell das Winterfest.
Nur Menschen, die sich nie gefunden,
Für diese sind die Todesstunden;
Unsterblich macht der Liebe Kuß,
Daß selbst der Tod dran enden muß.

*

Mein Schatz, der wollte tanzen,
Band sich die Schleppe hinauf;
Fand nicht die richtigen Schritte
Und knüpfte den Gürtel noch auf.

Da hüpfte sein Herz aus dem Busen
Und tanzte als Flamme mit ihr;

Sie wiegte die Hüfte im Feuer,
Und die Welt verbrannte vor mir.

*

Es fliegt dir dein Blut in die Wangen,
Wie ein scharlachen Tuch aufgehangen.
Unterm Tuch hältst du jemand gefangen.

Lieb' kam wie der Wind angefahren,
Hängt dir wie ein Kranz in den Haaren,
Deine Locken, sie drängen zum Tanz.

Die Lieb' will im Tanz mit dir fliegen,
Du läßt die Welt stehen und liegen,
Um dich auf zwei Wimpern zu wiegen.

*

Keine Wolke stille hält,
Wolken fliehn wie weiße Reiher;
Keinen Weg kennt ihre Welt,
Und der Wind, der ist ihr Freier.

Wind, der singt von fernen Meilen,
Springt und kann die Lust nicht lassen,
Einer Landstraß' nachzueilen,
Menschen um den Hals zu fassen.

Und das Herz singt auf zum Reigen,
Schweigen kann nicht mehr die Brust;
Menschen werden wie die Geigen,
Geigen singen unbewußt.

Lusamgärtlein

Frühlingslieder aus Franken

Dem

Andenken

Walters von der Vogelweide

und seinem

„Lusamgärtlein“

in

Würzburg

Ein lustsam Gärtlein auf weißem Papier

Ein lustsam Gärtlein auf weißem Papier,
Nie welke drinnen Lied noch Blatt.
Buchstaben stehen als Blumen hier,
Aus Reim und Zeil' es Landschaft hat.
Du findest dort den ersten Keim,
Den Frühling voller Liebessinn,
Bis in den Sommer voll Honigseim.
Schick' deine Augen wie Bienen hin,
Jed' Lied will lustsam als Laube dienen.

Das ewig ungeduldige Herz ist längst vor jeder Blüte wach

Noch ist kein Blatt am Baum,
Noch keine weiße Blüte hingestellt,
Kein Halm sein Spiel im Wind noch hat.
Gelb, wie ein irdener Krug, liegt jeder Acker in dem Raum.

Die Lerche aber steigt und fällt,
Ein kleiner Fink im Schlehdorn geigt,
Und eine Amsel in dem finstern kahlen Baum
Aufschluchzend Zwiesprach mit der Leere hält.
Das ewig ungeduldige Herz ist längst vor jeder Blüte wach,

Erzählt und ruft den Abendnebeln nach,
Und seine Sehnsucht laut der Liebe Nest aus nichts aufbaut.

Vorfrühling

Wir standen heute still am Zaun von einem fremden Garten,
Sah'n hin und sah'n das Wintergras am Teich auf Sonne warten.
Im Wasser lag verjährtes Laub gleichwie auf Glas,
Am Ufer saß ein Büschel Veilchen jung erblüht im gelben Gras,
Und frisches Lilienkraut wuchs grün bei Tuffsteinblöcken,
Am Himmel oben gingen Wolken jugendlich in weißen Röcken.
Wie wenig Welt tut schon den Augen gut!
Nur ein paar Atemzüge lang hat's Herz dort ausgeruht,
Nur ein paar Augenblicke tat es säumen . . .
Wir sind doch alle in den weiten Lebensräumen
Zaungäste nur bei Wünschen und bei Träumen.

Die Veilchenzeit wird mir Liedermeister

Die welschen Bildergedanken verwehen,
Wenn du und ich auf den Hügeln in Franken
An der Landstraß' dem Märzwind entgegenstehen.
Mehr als goldne Pagoden gilt Heimatgras.
Wenn über den kühligen Vorfrühlingsboden
Die Düfte der Veilchen umgehen wie Geister,
Nicht länger ich dann mehr die Fremde begehre,
Nicht Tropenerde, die feuerbergschwere,
Die Veilchenzeit wird mir Liedermeister.

Noch ist die Zeit der blauen Bäume

Noch ist die Zeit der blauen Bäume,
Sie schauen mit kahlem Geäst
Weit in die funkelnde Ewigkeit
Und halten sich kahl am Himmelsblau fest.

Und nur die Wolken, weiß und breit,
Bauen im blauen Baum ihr Nest.
Die Winde fegten fort verjährten Blätterrest,
Und dein Auge im Baum weiten Raum hat
Für der verliebten Gedanken luftige Lagerstatt.

Und Sonne und Erde sind wieder vertraut

Nun halten die Spatzen laut Schule am Dach,
Die Fenster sind wach, und der Morgen blaut,
Der Himmel neuangekommen ausschaut.
Die Sonne ist durch den Äther geschwommen,
Und Sonne und Erde sind wieder vertraut,
Und jeder Fink pfeift seiner Braut.
Auch ich find' keine Ruhe in der Haut;
Vom Fleck rückt gern der Fuß im Schuh
Und wandert auf zwei Augen zu.

Ein Herz auch der Fischhaut schnell schlägt

Der glänzende Mittag zum Fluß sich legt,
Jede Well' trägt ein Krönlein silberhell und erregt,
Und das Wasser zieht aus wie ein Festzug bewegt.
Übern Fluß tanzt die Sonne auf hitzigem Fuß,
Als ob heut jeder Fisch eine Braut haben muß,
Und ein Herz auch der Fischhaut schnell schlägt.
Hecht und Aal sie verbreiten die Liebeskunde,
Und der Fluß erscheint jetzt zur Mittagsstunde
Wie ein Hochzeitssaal und beleuchtet die Runde.

Vom Gras der erste Schimmer

Vom Gras der erste Schimmer,
Als fiel vom grünen Seidenkleid meiner Liebsten
Auf den braunen Wegrand ein grüner Glimmer.
Bald gehen ihre und meine Schuhe ohne Ziel
Durch die grüne Ruhe im Feld immer weiter, immer,

Dann holen die Nachtigallen zum Liebesspiel
Alle Lieder aus dem Berg, wie aus einer eisernen Truhe.
Alles das und noch mehr verspricht von dem bißchen Gras
Der erste Schimmer.

Bis zum Abend bleibt die Sonne jetzt am Haus

Bis zum Abend bleibt die Sonne jetzt am Haus,
Es geht ihr das Frühlingsfeuer lang nicht aus.
Sie schreibt goldene Schrift an jedes Gemäuer,
Und jeder Grashalm auf der jungen Trift ist ihr teuer.
Sie hält die Aprilwolken, die schweren, umschlungen;
Und ist sie fern wie ein Lied, und zögernd im Leeren
verklungen,
Und kommt der Abend grau an mein Zimmer heran,
Als ob jedes Glück meine Schwelle mied,
Dann zündet mir die Liebste die Helle ihres Herzens an.

In der Nacht sind der Leidenschaft lautlose Feste

Der Viertelmond fällt wie ein Türkenschwert,
Wie eine Fackel, die einer zum Berg hinhält,
Und legt heimliches Feuer an die nächtliche Welt.

Kein Stern sich von der Stelle regt,
Still steht die Nacht und unbewegt,
Wie ein Haupt, das unter das Schwert sich legt.

Und, als hat ein Fieber die Welt verzehrt,
Keine Kraft, keine Geste der Todstille wehrt, —
In der Nacht sind der Leidenschaft lautlose Feste.

Amsel singt im Himmelssaal

Amsel singt im Himmelssaal.
Eine kahle Pappelspitze
Wählte sie sich aus zum Sitze
Für ihr Lied hoch überm Tal.

Wolken fliegen in den Raum,
Wie die Pferde ohne Zaum,
Jagen an dem Berg entlang,
Leidenschaftlich von Gebärde
Wie der frische Amselsang.

Der Abend will sich zur Erde gesellen

Bergmauern am Weg nebelblau.
Die erste grüne grasige Au
Steht hinter Weidenbüschen zur Schau.

An der Straß' ein rotes Ziegeldach,
Ein großer Acker braun und brach,
Mond schwebt wie Watte der Sonne nach.

Der Abend will sich zur Erde gesellen,
Lichter blinken auf in den Fensterzellen,
Sehnsucht und Hunde sehen Gespenster und bellen.

Leben heißt Sehnsucht verehren

Über den leeren nächtigen Bäumen
Hängen die schmächtigen Sterne,
Umdrängen den Mond im Kreise.
Sehnsüchte leben auch in den prächtigen Himmelsräumen,
Und auch Gestirne kommen aus ihrem Geleise.
Keine Sonne, kein Stern kann sich der Sehnsucht erwehren,
Alle Leben leiden und lachen auf gleiche Weise.
Leben heißt Sehnsucht verehren;
Niemals der Tod, die Geliebte allein kann dir Ruhe bescheren.

Du und ich

Du und ich!
Wunschlose Seligkeit
Strömt deine Nähe über mich.

Der Alltag wird zur Sonntagszeit,
Unsterblich schlingt das Leben sich
Um uns. Und Menschengöttlichkeit
Fühl' ich bei dir durch dich.

Was einst gewesen, weiß ich kaum.
Die enge Welt wird weiter Raum.
Und Holz wird Eisen, Eisen Holz
Und Stolz wird Demut, Demut Stolz.
Gar wunderbare Weisen
Singt dann bei seinem Kreisen
Mein Blut im Paradies für mich.
Es haben alle Wünsche Ruh', —
Ich weiß nicht mehr, wer bist dann du.
Ich weiß nicht mehr, wer bin dann ich.

Als sitzen die Frühlingsgötter auf jedem Dach

Wie wilder Vögel Gewimmel
Verschieben sich Berge und Himmel,
Die Wolken die Berge vertrieben.
Wolken haben die Berge begraben,
Frühlingswolken, die donnernd traben.
Donnerfüße die Äcker wachtreten,
Wolkenhände die Erdklumpen kneten,
Als sitzen die Frühlingsgötter auf jedem Dach
Und bilden sich Menschen ihrem Herzen nach.

Ein altes Herbstblatt fliegt im Acker auf

Ein altes Herbstblatt fliegt im Acker auf,
Es raschelt laut, als ob es Leben hat,
Als will es wieder zu dem Baum hinauf.

Hell gleißt ein Schmetterling her übern Fluß,
Ist wie ein auferstandener Frühlingsgeist,
Der Blumenseelen schnell beschwören muß.

Bei meinem Fuß geht scheu mein Schatten mit,
Der ist mir wie die Sehnsucht treu;
Sie und mein Herz, die halten ewig Schritt.

Was will der Wind?

Tief aus der Nacht, die nirgends endet,
Sieht eine Kerze neben mir in mein Gesicht,
Die ihren Schein wie eine Glorie lautlos spendet,
Und lebt als heller Geist vor meinem Augenlicht.

Der Wind kreist um das Haus, das er bespricht,
Wie einer, der Beschwörung weiß und Bann.
Was will der Wind? Was will denn ich und was das Licht?
Wo wohnt der Geist, der einst uns drei ersann?

So fragt die Stirn voll Wissenslust,
So fragt die Liebe nicht.
Sie sagt und zieht die Liebste mir an meine Brust:
Ein jedes Leben ist aus Inbrunst ein Gedicht.

Wolken ohne Flug und Regen

Wolken lähmend draußen stehen,
Wolken durch die Wände gehen;
Heut' vor Wolken, weltengroßen,
Ist der Himmel nicht zu sehen.
Wolken drücken stumm verdrossen.
Wolken sich zusammenschlossen,
Wolken, die nicht zu bewegen,
Wolken ohne Flug und Regen,
Wolken, die ans Herz grob stoßen.

Immer Lust an Lust sich hängt

Alle Dinge können sehen. Sag nicht, daß sie blind dastehen.
Sag nicht, daß sie dunkel gehen. Häuser, Bäume, Wege, Wind,
Stühle, Tische, Bett und Spind, alle Dinge sehend sind.

Alle Dinge können denken. Nicht nur Stirnen Geist dir schenken,
Alle Dinge Geister lenken. Kleiner Mücken grauer Zug,
Spinnwebfaden leis im Flug; jeder Grashalm denkt genug.
Und es lieben alle Dinge. Wie die Vögel mit Gesinge
Liebt sich alle Welt im Ringe. Eines hin zum andern drängt,
Jedes seine Lust sich fängt. Immer Lust an Lust sich hängt.

Lenzsonne hat Lieder in allen Taschen

Kastanienknospen wiegt der Wind,
Und frisches Gras am Weg sich biegt,
Drinnen die Sonne sich müde liegt.

Den ganzen Tag am Fluß sie saß
Und sah den Wellen zu, die sich haschen,
Und singt sich Lieder an der Straß',
Die in den Wellen, den raschen, sind.
Lenzsonne hat Lieder in allen Taschen,
Die steckt sie ins Mieder manch schönem Kind.

Der grüne Regen

Der Frühlingswolken wandernde Herde
Schleift wie mit Haaren die Erde;
Zieht einen grünen Regen durchs Grau,
Jeder Tropfen wird heute ein Blatt auf der Au.
Wohin der grüne Regen dann trat,
Grünt ein Liebesgedanke, und grünt ein Blatt.
Gedanken und Blätter, die verwunschen waren,
Kommen wieder zur Erde in grünen Scharen.
Die blaue Leere auf allen Wegen füllt grüner Regen.

Das Herz wird zur Flöte

Goldgelbe Schlüsselblumen und rosa Waldwicken
Kommen ins Zimmer mit ländlichen Blicken.
Veilchen und samtne Osterblumen mit silbrigem Schimmer
Bringen die Luft vom Berg, wo Gräser nicken,
Und alle rufen: „Frühling bleibt es jetzt immer."
Hörst keine Uhr und keinen Holzwurm mehr ticken,
Alle Tage unsterblichen Atem dir schicken.
Das Herz wird zur Flöte; drauf spielt jede Stund'
Deiner Liebsten wollüstiger Mund.

Der gelbe Reiter

Schnell hinter dem Regen ritt fiebernd ein Reiter,
Hell hinter den Wolken auf graunassen Wegen.
Dem leuchteten gelb die Wangen, die blassen,
Wie die Gelbblüten, die an den Büschen saßen.
Und Mann mit Pferd flog eilend weiter,
Als wäre nur Ferne dem Fieber heilend,
Als ob ihn ein Feuer blind vorwärts trieb,
Auf allen Büschen wie Schwefel weilend
Am Weg des Reiters Blässe blieb.

Um die Hausecken strecken sich Knospenbäume

Um die Hausecken strecken sich Knospenbäume,
Recken sich goldene Knospenhecken,
Gehen hell hervor aus ihren Verstecken;
Sehen schnell übers Dach,
Aus finsterem Hof und steinernem Fach,
Wollen um die Mauer der Sonne nach.
Sie stehen lusthoch in den Himmel verstiegen.
Eines Abends beginnen sich alle zu wiegen
Und lehren Verliebten im Nachtrausch zu fliegen.

Wer jagt den Fluß vor sich her wie ein Tier?

Wer hat die Wolken zerbäult?
Wer heult vom Berg wie von einem Turm?
Wer hat in der Brust solch zwiefachen Sturm?
Wer jagt den Fluß vor sich her wie ein Tier?
Wer ist es, der draußen wild aufstöhnen muß?
Wem ist seine Qual hell wütend Genuß?
Und wer verflucht sich finster und stier?
Ist es die Nacht?
Oder ein Stück Schatten von mir?

Eilt euch, eil' dich, die Bäume blühen!

Eilt euch, eil' dich, die Bäume blühen!
Voll Liebesblicke die Bäume stehen;
Eh' du hingesehen, will's schon vergehen.

Komm zu den hellen verliebten Bäumen,
Die alle Wege jetzt hochzeitlich säumen!
Sollst dich ins Licht zu ihnen stellen,
Lächelnd wird spielend sich zu dir gesellen,
Daß auch dir die Blicke verliebt aufglühen. —
Eilt euch, eil' dich, die Bäume blühen!

Ich bete die Stille an

Ich bete die Stille an,
Darin die Wolke sonder Wille
Zum frohen Angesicht werden kann.
In der Stille kommen Berge fröhlich zu dir heran.
In der Stille gehn Freunde über die Wasserwelle,
Springt aus der Diele eine Liederquelle,
Entsteht die Geliebte aus der Erde brennender Rippe.
Und du rückst nicht das Aug' und rückst nicht die Lippe,
Und du wirst zum Herrn von Erde, Nacht und Helle.

Wir erkannten die Sträucher noch nicht

Wir erkannten die Sträucher noch nicht,
Es hatte noch keiner sein Blättergesicht.
Nur der Rosenbusch zeigte zartzackige Spitzen,
Und der Schlehdorn beperlt tat voll Augen sitzen.
Sonst Grüngras und Grünklee stunden bescheiden,
Grün ohne Blume durfte den Acker nur kleiden,
Und Wolken mußten im Grau noch weiden.
Uns gingen die Augen in Umschau sehnsüchtig umher
Und bepflanzten mit Herzwünschen den Weg, der noch
blumenleer.

Nachtigall und Regen

Draußen durch die Frühlingsnacht fiel ein Regen nackt
und bloß.
Himmel hat sich aufgemacht, Segen zu den Steinen floß.
Wie in einem Glashaus saß hinterm Regen Brück'
und Straß',
Und es sang sich auf gut Glück, daß das Dunkel sie
vergaß,
Eine erste Nachtigall hell ein Liedlein, Stück um Stück.
Wie aus einem Käfig klang hinterm Regen der Gesang.
Die Laternen, Straß' und Brück', alle lauschten stunden-
lang
Auf des kleinen Vogels Glück, und die Regenstränge
rauschten.
Nachtigall und Regen emsig ihrer Seele Lust aus-
tauschten.

Mit Gewitterfurcht in den Rippen

Der Berg ist vom Gewitter umlauert, der Fluß steht
fest wie angemauert.
Fluß und Abend und Berg erwarten den flatternden
Ritter,
Den ersten Frühlingsblitz, von dem der Efeu im Garten
Im Vorgefühl schon rauschend erschauert.

Auf der Pappelinsel im Fluß flüchten die Amseln scheu,
Als ob bald die Insel im Blitzstrahl versinken muß,
Fällt der wie ein Schuß aus den Bergen ins Tal.
Dann, mit Gewitterfurcht in den Rippen,
Hält manche die Lippen hin zum ersten Kuß.

Als gingen die Schatten einer Welt in Stücke

Wolkenschatten kommen über Morgenwiesen geflogen,
Als wollen sie das Rasengrün wie Teppiche rollen;
Sie haben den Morgen in den Arm genommen
Und sind dir begeistert entgegengezogen.
Die Wolkenschatten schwimmen hin wie dunkle Schollen,
Als gingen die Schatten einer Welt in Stücke;
Als fliegen zu dir die Teile einer Himmelsbrücke,
Die zerbrochen liegen, weil einer darübergegangen
Mit hochfeurigen Wangen und in schwerblütigem Glücke.

In der Parkluft aber geht ein Baum rot um und verwegen

Das weiße Parkschloß steht im Frühlingsregen hell,
Ein Licht aus seinen Steinen geht, —
Ist wie ein froh' Gesicht an grauer Stell'.
Die Parkwiesen hoch im Regen wehen,
Voll Orchideen, die sich beleuchten und sich wie Lichter besehen.
In der Parkluft aber geht ein Baum rot um und verwegen,
All seine Brüder stehen noch kahl und halb tot;
Und, als plagt den Baum im Herzen Feuersnot,
Ragt er purpurn zum löschenden Regen.

Es ist den Frühlingshimmeln der Boden ausgestoßen

Platzregen, der sich überschlägt,
Über das Pflaster wie ein Tänzer fegt,

Wie ein gewaltiges graues Wasserspiel.
Und jeder Regenstrahl nimmt einen Stein zum Ziel.
Wie ein Kranz steht der Regen auf der Steine Kopf,
Das helle Pflaster hat einen grauen Wasserschopf.
Es ist der Regen wie Säulen auf die Erde geschossen,
Es sind die Wolkenfässer in Strömen übergeflossen;
Und ist den Frühlingshimmeln der Boden ausgestoßen.

Die Farben, die der Grauwinter vergaß

Die Farben, die der Grauwinter vergaß,
Kommen vom Berg herüber über die Straß':
Das Grasgrün und das Rot von Ziegeln sommerheiß,
Das Himmelblau und gezupfter Wolken Daunenweiß.
Ländlich gekleidet, wie aus Bauernschränken und Truhen,
Geht der Frühlingstag auf frischen staublosen Schuhen,
Geht gedankenlos alter Sitte und alten Wegen nach;
Schnellt die flugfrohen Schwalben wieder über das Dach,
Läßt kleine fiebernde Lerchen singen und ruft Herz-
farben wach.

Augen und Fenster haben noch nicht Licht genug

Blau und weiß und weiß und blau
Stehen die Wolken zerteilt zur Schau,
Liegt die Erde blank, frei wie ein grüner Teller
Und überreicht die Sonne als goldenes Ei.
Über mein Fenster streicht der Vögel Flug
Und fährt am silbergetriebenen Gewölk vorbei.
Augen und Fenster haben noch nicht Licht genug
Und erwarten der Liebsten wolkenfreies Gesicht
Und ihre Wünsche, die sie wie ein Gedicht ins Blaue
spricht.

Grünes Gras ist so wenig und ist so viel

Grünes Gras ist so wenig und ist so viel,
Wenn die Erde in Sack und Asche saß
Und beginnt von neuem ihr grünes Spiel.

16*

Grün Gras bringt Lust für Arm und Reich,
Grün Gras nimmt die Menschen frisch an die Brust;
Im Gras liegt der Ärmste auf Erden mal weich.

Gras wächst über Meilen mit Seelenruh,
Gras auf seinem Gang deckt Taten zu und Gedanken, —
Nur sieht man es lang noch im Gras, wo Zwei drin
versanken.

Auf der in den Abend fliegenden Erde

Die Sonne vergrub sich hinter den Gartenzäunen,
Tat manchen Acker wie mit Rötel bräunen.
Die Birken, denen du hold, sahen grüßend aus,
Schwarze Wegschnecken schlichen um Steine nach Haus;
Ein kleiner Vogel baute noch am Nest im Gemäuer,
Blaue Nebelsiguren machten das Tal nicht geheuer.
Wir saßen auf mancher Bank, wählten manchen Gedank,
Sahen schreitenden Paaren nach und manchem, der
einsamkeitkrank,
Alles, auf der in den Abend fliegenden Erde, wie auf
einem Schiff ohne Steuer.

Als sind hundert Geisterflöten in den Berg gebaut

Frühdämmerung steht am Fenster grau schwach,
Ein Heer von Amseln ruft draußen die Sonne wach.
Es ist, als zieht mein Fenster den frühen Liedern nach.
Flink wie ein Spielwerk plaudert der Liederlaut,
Als sind hundert Geisterflöten in den Berg gebaut,
Und hundert Seelen erscheinen im Liede, ehe der Tag
noch graut.
Wer hat die Amselkehlen geweckt, eh' die Sonne auf-
stand?
Wer ist es, der ihnen den Lustgesang im Dunkel erfand?
Verliebtes Herzblut, das überschäumt über den Rand.

Die einfachen Sterne

Die einfachen Sterne haben sich hoch über die Bäume geschoben.
Manchen, der nie tags sein Auge vom Boden gehoben,
Den machen nachts kopfhoch die blauen Lampen droben,
Die urewig gleichmäßig Wandelnden,
Die ewig fernen und nie laut Handelnden,
Die Sterngeister, die blauen, der großen Ruhe leuchtende Meister,
Die dem Weisen Zeichen und Weglicht geben,
Die alle Erdenkönige samt allen Königreichen überleben,
Die wie feurige Liebesgedanken über den nächtlichen Dächern schweben.

Nun gehn die grau'sten Wege in das Grün hinein

Nun arbeitet der Tag am Maiengrün,
Im fernsten Winkel blinken Blättlein kühn.
Heb' einen Stein auf, findest's noch drunter blühn.

Nun gehn die grau'sten Wege in das Grün hinein,
Die Winterwolke drückt nicht mehr die Fenster ein,
Des Himmels blaue Blume grüßt herein.

Und regnet's in das Maiengrün auch grau,
Der Regen hängt wie Schmuck um eine schöne Frau,
Und Perlenschmuck trägt jede gern zur Schau.

Zerblättern die Apfelblüten

Wie kleines feines Papier zerblättern die Apfelblüten,
Schier ein Atemhauch entführt sie dir,
Kannst sie mit keiner Hand vorsichtig hüten.

Sind wie ein rosiger Hauch, der über Nacht entstand,
Und sie entschweben auch, eh du's gedacht;
Haben glückliche Augenblicke in die Leere gebracht.

Sind wie Liebessekunden flüchtig entschwunden.
Waren in Gedanken unendlich groß, regnen zur Erde
lautlos
Und liegen dir wie ein Blättlein Papier unscheinbar
im Schoß.

Ich möcht' wie ein Baum mich am Weg aufpflanzen

Ich möcht' wie ein Baum mich am Weg aufpflanzen,
Mit jedem Blatt in der Liederluft tanzen.
Ich möchte mir Flügel schaffen wie Finken
Und in der Liedluft hinfliegend versinken.
Ein Lied verschiebt Berge und Dächer und Wände;
Ich möchte im Mai jetzt ein Nachtsänger sein
Und säng' mich im Schlaf zu der Liebsten hinein.
Ich möchte, ich möchte, ich möchte ohn' Ende —
Und hab' zum Umfangen nicht mehr als zwei Hände.

Es ist ein dunstiger Maientag

Es ist ein dunstiger Maientag,
Holzflöße auf dem Fluß hinziehen;
Das grüne Wasser fließt nur zag,
Drin steht der grüne Berg bis an den Knien.

Im Zimmer glänzt ein Schlüsselblumenstrauß,
Durchs offne Fenster und bewegte Türen
Geht Maienluft geschmeidig durch das Haus,
Du kannst sie kühl auf allen Dielen spüren,
Wie eine Tänzerin tanzt sie sich aus.

Alle Augen sehen wieder näher die Nähe

Die Vögel hatten ihre Sprache verloren,
Taub war die Luft und tot allen Ohren.

Jetzt steigen wie Geister aus der Gruft
Die Vogellieder und der Gräser Duft.
Alle Augen sehen wieder näher die Nähe.
Wo sonst blind das Schneefeld und schwarz die Krähe,
Stehen die Wiesen gelb und grün hingestellt,
Sinken Lerchen herab auf die Liederwelt.
Ein Herz dem andern jetzt zu Füßen fällt.

Mailuft geht ihren Liebeslaunen nach

Mailuft geht über alle Häuserschwellen,
Mailuft fließt auf dem Wasser hin, auf grünen Wellen
Und wird in einem Kahn zum frohgesungenen Reim
Und kommt wie junge Sehnsucht niemals heim.

Mailuft sitzt nachts am offenen Fenster wach
Und übt mit Nachtigallen bis zum Morgen.
Sie hat kein Kissen und kein bleibend Dach
Und will auch nicht für lange Zukunft sorgen.
Mailuft geht ihren Liebeslaunen nach.

Im Weinberggarten steht Stock bei Stock

Im Weinberggarten steht Stock bei Stock,
Um jeden Pflock eine Rebe gewunden,
Mit Strohfaden aufrecht angebunden.

Noch ist kein Blatt an den braunen Ranken,
Sie stehen noch alle wie dürr in Gedanken,
Und ihre Glieder im Winde ungelenk wanken.

Kann nur im Geist sie als Lauben heut sehen;
Die Träger der dreist wollüstigen Trauben
Sie leben noch karg heut' vom feurigen Glauben.

Die Sonne, die konnte heut' keiner einreißen

Es blühte der Frühling hellauf in den Tag
Und sonnte den dampfweißen Schlehdornenhag.
Die Sonne, die konnte heut' keiner einreißen,
Die hoch in der Welt wie ein Feuerberg lag.
Auf jedem Gemäuer sie wohl sich fand,
Aufrecht, wie die Pflanzen, am Weg sie stand.
Sie machte den Fluß wie Fackelspur tanzen,
Wie Zündschnur lagen die Wege ins Land,
Und die Sonne schlich hin mit verdächtiger Hand.

Kein einzig Gestirn am Himmel hing

Der Abend ging lau hinter Wolken einher,
Kein einzig Gestirn am Himmel hing,
Der Himmel, der war wie die Brachfelder leer.
Keine Abendsonne ging rot in die Wälder,
Nicht Mond und kein Stern heute Feuer fing.
In einem aschgrauen Wolkenring
Lag öd' die Welt mit steinernen Rippen,
Als wären die Lippen, die leidenschaftroten,
Heut abend verwunschen von neidischen Toten.

Und nun steht alles fertig da

Und nun steht alles fertig da. Der dottergelbe Löwenzahn,
Der wie die Einfalt blüht im grünen Wiesenplan,
Und Blütenbäume sehn sich hell wie Brunnen an
Und leicht, als gingen sie wie Wolken von der Stell'.
Kein Strauch am Wege mehr dem andern gleicht.
Der eine Blütenbusch ist weiß wie Spitzenwerk gebleicht,
Der andere dir scharlachrote Lippen reicht.
Und jeder Baum lebt wie ein Mensch vor Lust in allen seinen Rippen
Und lächelt wie ein Liebender mit tausend Augen unbewußt.

Wie eine Schmiede erklang das Gemach

Blitzfeuer fuhr senkrecht zur Mainacht,
Als würde die Welt flammend niedergemacht.
Die Wände entflohen hell aus der Stub',
Bis der Blitz sich im dröhnenden Keller vergrub.
Sein Strahl totbleich am Bett hinstrich,
All unser Pulsblut mit ihm entwich.
Wie eine Schmiede erklang das Gemach,
Drin saßen wir beide weißleuchtend wach
Und horchten der Leidenschaft Schmiedesang nach.

Heller als Blitze im Gras alle Jungblumen jetzt funkeln

Regen um Regen fiel hin, und alle Blüten erschienen,
Mairegen umarmt auflebende Blumen an allen Wegen,
Und sie alle behalten im Regen die festlichen Mienen.

Keine Wolke kann mehr die blühende Wiese verdunkeln,
Ziehen auch Wolken heran, springend wie rauchige Riesen,
Heller als Blitze im Gras alle Jungblumen jetzt funkeln.

Und wird sternlos die Nacht, wild vom Gewitter verhangen,
Stark sind Baumdüfte, wie Sehnsucht süß bald und bitter,
Stärker als Donner erschütternd über das Nachtgras gegangen.

Bin im Liedregen endlich dann zu ihr gedrungen

Habe ich Bäume und Berge und jeden Grashalm besungen,
So halt' ich in Reimen die Liebste umschlungen;
Bin im Liedregen endlich dann zu ihr gedrungen.

Ich darf sie begleiten auf heimlichsten Wegen,
Darf mich nah wie ihr Schatten als Lied zu ihr legen,
Ich höre in Liedern ihr Blut sich bewegen.

Darf im Laub und in Nächten ihr Blut dann begleiten,
Bin nah ihr wie grüne und schneiende Zeiten,
Darf als Lied mich im Bett ihres Herzens ausbreiten.

Die Wolken

Die Wolken, die sich wie im Schlaf hindehnenden,
Hinziehend über des Himmels Abgrund, den gähnenden,
Sie verleben ihre Tage im Schweben.

Wenn sie sich über die Äcker hinheben,
Sind sie wie Frauen, welche der Erde die Brüste geben,
Sind sie wie Betten, ausgebreitet dem Liebesgelüste;

Sind sie wie schreckende, düstere Schattengerüste,
Sind sie die Herde der Sehnenden
In der Sehnsucht blauer unendlicher Wüste.

Und Jahr um Jahr flog wie ein schwarzer Rab' über den Fluß

Draußen stehen die schmeichelnden Maiwolken und verwehen,
Ins grüne Tal unter der streichelnden Sonne fliehen Maienwinde,
Und alte Wege ziehen jungblumig über der Erde Rinde.

Alle die Wege bin ich gegangen mit überraschten Wangen,
So weit vom Haus meine Augen hinlangen;
Half Jahre begraben und aufbauen mit Jugendbangen.

Und Jahr um Jahr flog wie ein schwarzer Rab' über den Fluß,
Der dem Wasser nur schnell sein dunkles Spiegelbild gab;
Und alle die Jahre wollten, Geliebteste, nur deinen Kuß.

Der verliebte Maiwald

Die weiße Waldanemone, wie vom Wind hergeweht,
In leichten Scharen den Buchen vor den Füßen steht.
Waldwicken und wilde Waldveilchen stellten sich auf,
Sie sehen nicht zu den Bäumen hinauf, zu den hohen,
Sie sehen insichversunken wie die Stillfrohen.
Noch kühl duftet Holz und Halm und Luft,
Und noch selten der versteckte Kuckuck ruft.
Nur der Buchfink singt an den sonnigen Plätzen;
Dazwischen schweigt der verliebte Maiwald in langen
Sätzen.

Gehe auf ebenen Wegen, wo nur Nachtigallen sich streiten

Im Parke leuchten die gelben und roten Tulpenbeete,
Und der Springbrunnen springt wie eine helle Rakete.
Der rosige Pfirsichbaum blüht an den alten Terrassen,
Steinfiguren stehen dort, die sich an den Händen fassen.
Ich gehe den Lauben nach und besuche den Finken,
Sehe die Blütenbäume gleich silbernen Leuchtern blinken,
Atme die Lässigkeit, die alle Blüten verbreiten;
Gehe auf ebenen Wegen, wo nur Nachtigallen sich streiten,
Und atme die Liebesluft der Frühlinge aller Zeiten.

Die Nachtigall ruht jetzt nicht die ganze Nacht

Eine lange Wolkenwand vor dem Mond steht,
Wie eine Tür, die nicht zugeht;
Drunter ein Lichtschein über die Schwelle weht.

Die Nachtigall ruht jetzt nicht die ganze Nacht.
Sie hat sich stundenlang um den Schlaf gebracht,
Als tut nur ein Lied dem müden Blut gut.

Auf die Nachtigall horchend ich oft aufstand,
Als spürt' ich ein Zwiegespräch hinter der Wand.
Aber nur den Mond bei der Wolke ich fand.

Mit großen Gesten sich die Wolken in den Himmel teilen

Es ziehen Wetterwolken auf in dunkelnden Zeilen,
Mit großen Gesten sich die Wolken in den Himmel teilen.
Wie von zerschlagenen Scheiben schauen
Vom Himmel die blauen Scherben und grauen.
Aufgeworfen steigt ein Acker zum Erdrand hin,
Obstbäume sind mit blühenden Scheitern darin.
Acker und Baumgerüste stehen unter des Himmels Ruinen,
Unter den Wolkenfetzen mit den Leidenschaftsmienen,
Die alle wie zerbrochene Tafeln den Griffeln der Blitze
dienen.

Ich bin zum Maienwald hingegangen

Ich bin zum Maienwald hingegangen
Die alten Bäume wieder zu besuchen.
Da standen die langen und aschgrauen Buchen
Mit hellgrünen Blattwimpeln an allen Stangen.
Und statt des Windes, der sonst im Wald laut spricht,
Ging und kam die Sonne mit wanderndem Licht
Und sah jedem Baum ins durchsichtige Blättergesicht.
Die Buchenblätter alle zartsilbrigen Flaum hatten
Und erlebten wie Glückliche kaum einen Schatten.

Wie ein Mädchen, das nicht laut reden mag

Still wolkenverhangen der Maientag.
Grün dämmerig kommt er durchs Gras gegangen,
Steht am Berg unter Blütenbäumen befangen,
Wie ein Mädchen, das nicht laut reden mag,
Seit sie heimlich zur Nacht bei dem Liebsten lag
Und muß die zu roten Lippen jetzt hüten.
Gedankenlos lacht jeder Vogel im Hag,
Aber Mädchen, wenn sie lieben, die halten sich sacht
Und werden erst unbedacht wieder zur nächsten Nacht.

Alle Stunden hatten Zeit und kamen ungebunden

Die Liebste ging mit zum Maiengarten,
Wo Dompfaff und Fink in dem Rasen aufwarten,
Drin wilde Hyazinthen aufs Bienenvolk harrten;
Wo jetzt die Büsche mit goldgrünen Maschen sich bauen,
Und durchsichtige Lauben, denen noch nicht zu trauen.
Die Liebste teilte Lachen dort aus und Lächeln,
Sie ließ sich vom Maihimmel Kühlung zufächeln.
Alle Stunden hatten Zeit und kamen ungebunden,
Und sahen uns an mit Finkenaugen, mit runden.

Maiblüten sind sorglose Lasten

Wie des Weines Geist duften die Blüten draußen,
Und vorbei ist das endlose Fasten.
Ein Singen ist tagelang und nachts ohne Pausen,
Maiblüten sind sorglose Lasten.
Alle Liebe kommt allen jetzt zugeflogen
Auf des Blutes urplötzlich hochgehenden Wogen,
Und Verstand muß in Dunkelheit tasten.
Ach, der Frühling kommt jährlich nur einmal ins Land
Und drückt beide Augen dann zu dem Verstand.

Nur ein Lied färbt die Grauseele bunter

Ich setze mich hin untern nächstbesten Busch
Und sing's Blau mir vom Himmel herunter;
Nur ein Lied färbt die Grauseele bunter.
Aus dem Grautag, in welchen die Sorge öd weint,
Wird ein Blautag, sobald nur ein Lied hell erscheint;
Die verstockteste Wolke wird munter.
Wo ein Liebeslied rot wie die Sonne aufgeht,
Jede Wange frohleuchtend voll Herzblut dasteht.
So ein Rot geht dann schwer mehr herunter.

Wie ein Wölklein kam der Mond hergegangen

Wir horchten aus den Heckenwegen ins Tal,
Dort kamen die Abendlieder der Vögel dir entgegen,
Vervielfältigt wie aus einem Echosaal.

Du hieltest deine Wangen dem Himmel hell hin,
Wie ein Wölklein kam der Mond hergegangen,
Als wär' er dein Bild in dem Spiegelglas drin.

Ich seh' dich jetzt immer am Heckenweg stehn
Wie das Wölklein Mond mit unschuldigem Schimmer,
Und ich muß dir wie den Liedern im Abend nachgehn.

Wie Maisonne durchdringt mich der Liebsten Gesicht

Eine Pappel am Berg steht im Nachmittagslicht,
Maischein durch jedes Blättlein geht,
Kein Blatt der Sonne widersteht.

Maisonne allein hat jetzt überall Raum.
Der Fluß samt Häuser und der Stadt
In Sonne jetzt unterzugehen hat.

Vor Sonne seh' ich die Ferne nicht,
Vor Sonne seh' ich die Nähe kaum,
Wie Maisonne durchdringt mich der Liebsten Gesicht.

Der Mond, der die Welt sich gern unwirklich macht

Der Berg war frisch ein Blätterkranz,
Die Apfelbaumäste voll Blüten sich bogen,
Der Maimond kam weiß wie zum Tanz hergeflogen.

Bei den Pappeln, die hoch sich die Nacht beschauen,
Dicht Wolke bei Wolke vorüberkroch;
Sie mußten dem Mond den Weg verbauen.

Doch der Mond, der die Welt sich gern unwirklich
macht,
Verklärt alle Wolken zum festlichen Zelt,
Wo manch Liebesgedanke hell Einzug hält.

Es irrt die Windsbraut ums Haus verstört

Es irrt die Windsbraut ums Haus verstört,
Durch die Schlüssellöcher man's klagen hört;
Ist wie ein Lied, das umgeht herrenlos
Und sucht sich zum Bleiben heut einen Herd,
Daran es wachsen kann, wie eine Feuersbrunst groß,
Und kommt wie ein Wolkenbruch über die Erd'.
Es klagt die Windsbraut verstört ums Haus,
Es gehn heut Schicksalsstimmen herein und hinaus,
Als riß man den Singvögeln die Zungen aus.

Die kleinen schwachblauen Vergißmeinnicht

Die kleinen schwachblauen Vergißmeinnicht
Sind die Blumen vom wachsenden Vertrauen.
Sie sehen dir offenherzig ins Angesicht
Wie Gedanken, die im Denken aufschauen;
Gedanken, die Pläne ins Grüne bauen,
Von denen der Mund nicht laut spricht;
Gleich den Augen der stillen verschwiegenen Frauen,
Die unter dem Maienhimmel auftauen
Und legen Geständnisse ab, die ihnen längst aus den
Wimpern schauen.

Der Regen schlägt das Haus mit Ruten

Draußen die Regenwolken, die schwimmend großen,
Sind wie die Fische mit grauen Flossen,
Die Wasser aus den Kiemen stoßen.

Der Regen schlägt das Haus mit Ruten,
Laute Wasserfluten schwemmen vom Dach;
Ein früher Abend kommt zu uns ins Gemach.

Wir hören die langen Finger vom Regen,
Die fahrig sich am Fenster bewegen,
Als will der Regen sich zu uns auf die Kissen legen.

Die Nacht will sich in laute Wasser einhüllen

Hörst du, wie draußen im Regen die Wasser sich necken,
Wie die Regengüsse hinfallen in langen, lauten Strecken
Und überlaufen über die Ränder der Wolkenbecken,
Als soll mit Mann und Maus heut Nacht die Erde ersaufen.
Es kann kaum der Regen vor stürzender Eile noch schnaufen;
Die Regengeister füllen mit ihren Wasserleibern die Traufen.

Die Nacht will sich in laute Wasser einhüllen,
Aus dem Regen sie sich ein eigenes Liebeslied macht,
So wie ein Verlassener sein einsames Lachen lacht.

Die kühlen buschigen Weiden

Es stehen wieder die kühlen, buschigen Weiden
Am Inselufer, wo sie zum Wasser hinfühlen
Und spiegeln sich wieder den Sommer lang;
Grüßen den Fluß auf seinem täglichen Gang,
Lassen sich die Welle um den Wurzelfuß spülen,
Zischen mit den Blättern noch nachts voll Genuß
Und lassen sich gern von den vier Winden durchwühlen.
Alle die Weidenblätter voll silbriger Spiegel sind
Und werden wie die Sehnenden auch nachts nicht blind.

Kinderlied

Sonne kommt herab den Berg,
Sonne staubt die Augen ab,
Streichelt jeden Menschenzwerg.

Grüne Bäume kann sie zaubern
Und den Tag von Sorgen saubern
Und vergißt den Kleinsten nie.

Jeder Fink bringt ihr ein Ständchen,
Jedes Kind reicht ihr sein Händchen,
Jeder liebt wie 'n Schätzchen sie.

Säß' ich ohne Aug' und Ohr vor der Welt...

Säß' ich ohne Aug' und Ohr vor der Welt, die Leid
und Liebe tauscht,
Hört' ich doch, wenn's Kleid der Liebsten um mich rauscht;
Säh' ich doch, ob sie errötend stille hält
Und mein Herz wie's Uhrwerk stumm belauscht;
Hörte, ob ihr Haar im Kissen knistert neben mir;
Würde an dem Pochen ihrer Brüste wissen,
Ist der Mai am Fenster voll Gelüste,
Ist es Nacht oder Tag, wenn sie meine Lippen küßte;
Wüßte, ob sie totenblaß ist, und ich sterben müßte.

Der Mond die weißen Nachtwolken erklimmt

Der Mond die weißen Nachtwolken erklimmt,
Die Wasserrosen Wolke bei Wolke schwimmt;
Die Nacht ist auf wandernden Mondschein gestimmt.

Manchmal stürzt ein Käfer zur Stille herein,
Der surrende Schwärmer stößt den Kopf sich laut ein;
Dann steht die Nacht wieder hintreibend allein.

Die Welt scheint tief heut in die Täler versunken,
Der Mond nur hat wehenden Wolken gewunken
Und erhitzten Nachtschwärmern, kopflos und trunken.

Mit den Armen nackt wie ihr Gewissen

Mit den Armen nackt, wie ihr Gewissen,
Liegt die Liebste in den Kissen, in den weißen.
Frühling hat die Fenster aufgerissen,
Sonne rollt den Leib den frühlingsheißen.
Mit der Lust von schönen wilden Tieren
Kommt die Sonne breit auf allen Vieren,
Sonne hat für meine Liebste Zeit;
Wie die Katzen liegen sie beisammen,
Wie die Katzen, deren Haare Funken flammen.

Nur der Verliebte träumend lacht und nie erwacht

Der Morgenmond geht krumm und weiß
Nach einer Nacht, gealtert wie ein Greis,
Stumm ohne Schein ins Feld hinein.

Die Schwalben ziehen Schleifen um das Dach
Und eilen wie die Morgenboten wach.
Wie ein Geschoß reißt jede sich vom Giebel los.

Vom Nachtgespenst blieb nicht ein Schatten da,
Und jeder Baum steht neu im Morgen nah.
Nur der Verliebte träumend lacht und nie erwacht.

Versonnen wie die Augenblicke, von denen keine Tafeln schreiben

Durch die Abendberge, wie eine eiserne Schrift,
Der gewundene Fluß im Tal hinschreibt.
Wie auf graue Tafeln mit eisernem Stift,
Und wie ein ewig Wort er eingegraben bleibt.

Doch flüchtig nur stehen an steiniger Stell'
Am Berg bei mir oben die Anemonen,
Die wie die Taubenschaar weiß auf Höhen wohnen
Und im Abend noch lange helleuchtend bleiben,
Versonnen wie die Augenblicke, von denen keine Tafeln
schreiben.

Mai kommt Freude aufpfropfend herbei

Der Mai aus dem härtesten Baum zu dir lacht
Und alle Menschengesichter zu Vollmonden macht.
Mai kommt Freude aufpfropfend herbei,
Maiheiterkeit tanzt über Gräser frei.
Mai macht dich verliebt in allen Stücken,
Aller Griesgram wird klein wie die spielenden Mücken.
Der Mai läßt's Verliebtsein noch niemals mißglücken,
Er schlägt dich mit Sorgen nicht heute entzwei;
Der Mai verschiebt's Unglück auf morgen.

Maienhölzergerüche begleiten die Abendluft, die linde

Gerüche von wildem Rosenholz und von Maibirken-
rinde,
Maienhölzergerüche begleiten die Abendluft, die linde,
Und sind wie die Gespielen der Blättergewinde,
Geruch der harzigen Fichtentriebe, der hellen,
Der Weichselgeruch und der Duft von Schlehblütenzellen.
Über die Gräser der Hügel an allen Stellen berg-
auf, bergab,
Kommen die Bäume zu dir durch die Luft von weitem
schon,
Als zögen sie atmend am Wanderstab
Verliebt in alle Welt davon.

Die Berge werden wie dunkle Kissen

In der gelben und grünlichen Abendhelle
Gehn finsternde Wolken nicht von der Stelle.
Übern Fluß kommt der Hünde verhetztes Gebelle.

Noch immer sind Schritte am Pflaster draußen.
Sie kommen und gehen in kurzen Pausen,
Als ob da Schritte ohne Menschen hausen.

Die Berge werden wie dunkle Kissen,
Drauf ruhn die Abendstunden, welche die Sonne vermissen.
Der Himmel steht wie ein sehnsüchtig Aug' hell aufgerissen.

Unter blühenden Bäumen kann alles geschehen

Viel blühende Bäume aufgebaut stehen,
Die Landstraße ist wie ein Ballhaus zu sehen.
Wo sich weißgekleidete Mädchen drehen.

Zwischen Himmel und Erde jetzt Feste vorgehen,
Wo wie Hochzeitsfahnen die Bäume wehen,
Und überall schleicht die Verliebtheit auf Zehen.

Unter blühenden Bäumen kann alles geschehen,
Weil sie hergezaubert wie Blendwerk dastehen
Und wie die Luftschlösser plötzlich vergehen.

Durch den hohen Park ging der Zug der Sterne

Durch den hohen Park ging der Zug der Sterne,
Jeder Stern eine kleine Laterne durch die Bäume trug.
Und einige gingen unter die Büsche nieder,
Wo die Nachtigall unter dem Flieder anschlug.
Sonst aber fuhr Dunkelheit durch die Lüfte
Und machte sich unter den Sternen breit.
Die armen Sterne, die über der Zeit hingehen,

Fühlen nur von der Erdenliebe Lied und Düfte her-
wehen
Und haben noch nie wie der Tag deine liebroten Wan-
gen gesehen.

Auch wo Verliebte gingen, lebt von ihnen noch die Luft

Am Talweg schweigt der Abendwald.
Nur eine Krähe kreischt noch im Geheg,
Ein Stern ist erschienen und ruft andere bald.
Die Waldbäume verloren Gestalt und Mienen.
Am Talweg geht Geruch von manchem Maienstrauch,
Maiblumen trug heut' manche frohe Hand nach Haus,
Der Abend wischt am Weg den Duft nicht aus.
Auch wo Verliebte gingen, lebt von ihnen noch die Luft
Inbrünstig wie das alte Lied, das einer in den Abend
ruft.

. . Und Orgelpfeifen sind die Eichen und Buchen im Wind

Im Walde einer am Wege sitzt von Mittagssonne erhitzt;
Sieht der Buschbirke zu, die mit den Blattspiegeln blitzt,
Und horcht der Windorgel nach; die gibt der Wald-
tiefe keine Ruh.
Es spielt im Wald die Orgel erst leise, dann laut bald,
Und immer den Anfang ohn' Ende derselben Weise,
Und Orgelpfeifen sind Eichen und Buchen im Wind.
Sie wünschen dem Wind, der auf ewiger Reise,
Daß er gleich der Liebe das Ende nie find',
Damit ihre Lieder unsterblich sind.

Eine heiße Straße im Maiwald ohn' Ende

Eine heiße Straße im Maiwald ohn' Ende;
Grünwachsende Wände der Buchen und Eichen;
Alle Blätter sind tausend arbeitende Hände.

Die Blätter todstill bei der Arbeit jetzt leben
Und senken und heben sich manchmal voll Zeichen,
Als ob Wollustgedanken vorüberstreichen.

Ein Steinklopfer sitzt an der Straße daneben,
Dem schwer die Brust überm Hämmern schwitzt,
Damit die Steine ihm mehr als nur's Essen geben.

Wenn die Wolken sich heiß den Liebeshof machen

Ein lechzend Gewitter durch den Nachmittag strich
Und krepierend hinter die Berge hinschlich.
Als lagen Drachen im Liebeskampf,
Umbrüllten sich Wolken mit dumpfem Gestampf.
Wenn die Wolken sich heiß den Liebeshof machen,
Sitzt grell der Tod in ihrem Lachen.
Jetzt atmet das Gras wieder hell und klar;
Kühl steht die Welt an alter Stell'
Und weiß kaum noch, daß sie voll Durstgefühl war.

Und noch verliebter ward die Luft

Sie brachte einen Strauß herein,
Maiglockenduft zog in das Zimmer ein,
Und noch verliebter ward die Luft.

Sie schloß das Fenster gut und ging,
Und der Maiglockenstrauß zu atmen anfing,
Als eilt' er zu ihr durch das Haus.

Ich atmete mit und hörte manch Wort,
Das von ihr noch im Ohr fortsprach
Und lief ihr wie der Maiduft nach.

Endlos nur der Mensch verliebt sein kann

Nachts schlug der Regen die Baumblüt' ein,
Grün sehn jetzt die Bäume zum Tag hinein
Und sind mit den groben Blättern allein.

Die verliebte Blüte floh geschwind;
Noch alle Wege weiß heut sind,
Und morgen fegt sie der Wind.

Dann geht bei den Bäumen die Arbeit an,
Sie ziehn Äpfel und Kirschen wie Kinder heran.
Endlos nur der Mensch verliebt sein kann.

Als ist das Feuer dein wahres Gesicht

Maiglocken duften im Zimmer noch spät.
Gewitterlicht schnell an den Fenstern hingeht,
Als ob die Scheibe aufzuckt und zerbricht.

Ein Froschchor quakt von unten am Fluß.
Die Nacht schwemmte fort des Tages Verdruß
Und hat jeder Lust ein Lied erdacht.

Wir lehnen im Dunkel Wang' an Wang'.
Das Gewitterlicht zuckt dir am Leib entlang,
Als ist das Feuer dein wahres Gesicht.

Das Dunkel geht nicht aus den Dingen heraus

Ein früher Abend schleicht im Haus herum,
Er löscht die Farben deiner Wangen aus
Und hängt dir seine Blässe um.

Maibäume stehen im Regen gebückt,
Die Berge dampfend voll Wolken wehen,
Deine Brust ist dumpf wie der Abend bedrückt.

Das Dunkel geht nicht aus den Dingen heraus,
Dein Gesicht allein leuchtet weiß hinaus
Und sieht starr wie die Maske des Kummers aus.

Als wärst du zu Erde geworden vor Sorgen

Ich erwachte heute voll Gram im Morgen,
Als müßte ich dich für immer vermissen,
Und sah dein Gesicht verdunkelt im Kissen,
Als wärst du zu Erde geworden vor Sorgen,
Als wärst du weit fort jetzt und wohlgeborgen.
Dein stilles Gesicht auf den Kissen dort,
Das schwieg und schwieg sich stets weiter fort.
Und ich meinte, es käme nie mehr zu mir hin,
Auch nicht wenn ich Erde geworden bin.

Und bin der Ärmste von der Welt

Ach, nur die Lieder unserer Stunden,
Leg' ich als den Entgelt dir hin
Für deine Lieb', der täglich wieder
Ich neue Lieder schuldig bin.
Ich bin der Reichste von den Reichen,
So lang es deinem Blut gefällt,
Und kann die Schuld doch nie begleichen,
Und bin der Ärmste von der Welt,
Wenn mal mein Tag kein Lied enthält.

Und Regen fällt zu Regenguß

Ein Regen ernst und würdevoll
Wirft Wasser in den vollen Fluß,
Als ob das Flußbett bersten soll;
Die Welt zu Wasser werden muß.
Und immer neues Wasser läuft,
Und Regen fällt zu Regenguß,
Und Regen sich zu Regen häuft
Wie Sehnsucht, die mit jedem Fuß
Auf neuer Sehnsucht fußen muß.

Es hängt der Goldregen seinen Träumen nach

Es singen die Kirchenglocken über den Bäumen,
Als ob Fabelvögel mit erzenen Schwingen
Aufrauschend durch die Wolken dringen.

Es hängt der Goldregen seinen Träumen nach,
Die Kastanienkerzen leuchten an den dunkelgrünen Wegen
Und Maiwolken stehen wie fliegende Gärten über dem Dach.

Nun wollen die Menschen nicht nur vor sich hingehen.
Sie nehmen sich Flügel, wo sie sie finden,
Und lassen sich gern beim Fliegen die Augen verbinden.

Ein jeder hat vom Boden sich blind fortgesehnt

Die Jahre haben alle Fliederbäume am alten Haus gedehnt,
Sie drehn sich mit verrenkten Körpern fremd hinaus,
Der Garten sieht verknöchert und vergeistert aus.

Manch kleiner Stamm, der früher sich an jeden Wind gelehnt,
Und dessen Gabel wir mit einem Griff gefaßt,
Verwuchs sich in die Leere ohne Rast.

Ein jeder hat vom Boden sich blind fortgesehnt,
Die Äste sehn verstürmt an uns vorbei,
Kaum ein paar Schattenreste fallen auf uns zwei.

Die winzige Erdbeerblüte

Im Mittagwald, im moosigen Bett,
Die winzige Erdbeerblüte rund steht,
Sie duftet wie blühende Güte.

Die kleine wird gern von der Waldbien' besucht,
Versteckt unter Eichen in maigrüner Bucht,
Und nur ihr Duft ist ihr Lebenszeichen.

Warm reift zur roten Beere die Blum'
Auf kleinsten Füßen im Waldkönigtum
Und kann zweien die Waldstund' versüßen.

Als darf kein Wölklein auf zweie fallen . .

Die Maiberge grau wie Luft entweichen,
Und Schwalben streichen durch den Regen
Hin unter den Wolken, den wasserreichen.

Und vor uns auf abgekühlten Wegen
Geht unter dem Laub, dem regenzerwühlten,
Ein Menschenpaar verliebt und verlegen.

Scheint von allen den Wolken nicht eine zu sehen,
Als darf kein Wölklein auf zweie fallen,
Die unter getreuen Gedanken gehen.

Ich seh' nur Blumen taumeln, wo ich steh'

Der Flieder streut sich auf die Erde blau,
Der Weißdorn schüttet seinen warmen Schnee,
Die Ahornblüte regnet über Weg und Au,
Ich seh' nur Blumen taumeln, wo ich steh':
Schneeballen, welche keinen schmerzen,
Goldregenbaum, dem helle Ketten fallen,
Und feuerblaue Iris hingestellt zum Gartensee.
Doch ohne dich, Geliebte, ich an allen
Stumm wie ein Winterstumpf vorübergeh'.

Wenn du, Herzliebste, nicht bei mir bist . . .

Wenn du, Herzliebste, nicht bei mir bist,
Möcht' ich mein Herz versenken
Dort, wo der Fluß am tiefsten ist.
Und möchte nichts mehr bedenken,
Damit mich jeder Wunsch vergißt.
Und möchte den Kopf begraben,
Daß grüner Rasen drüber sprießt.
Und glaubte doch nie, daß die Toten
Es besser als Lebende haben.

Himmelfahrtstag

Niemals ich je in einen andern Himmel mag
Als den, in dem ich immer selig lag,
In deinem Arm, wo alle Erde still
Zu deinen Füßen lehnt und nichts mehr will.
Dein Haar mit seiner wogenden Gebärde,
Dein Aug' mit seiner Lichterschaar
Und deine Brust, an der ich wunschlos werde,
Sie aller Himmel allerhöchste Lust mir sind.
Lieb' ist die Himmelfahrt für jedes Erdenkind.

Es ist der Abend im Mai mehr wach als der Morgen

Ich ging in der Nacht unter blühenden Lauben,
Deren Gerüche wie Ätheröle verstauben.
Auch die Ohren mußten dem Tauben klingen,
So übten Nachtigallen der Leidenschaft Singen,
Sie lösten sich ab in den Bäumen verborgen.
Es ist der Abend im Mai mehr wach als der Morgen.
Sie sangen von ihrem Begehr ohne Zaudern,
Von Verzückung und süßen Schaudern,
Und alle, die sie hörten, mußten Feuer fangen.

Im gläsernen Treibhaus

Im gläsernen Treibhaus stehn groß allein
Ein paar gipserne Göttergestalten.
Sie sehn in die sonnige Leere hinein,
Ihre Körper sind weiß ohne Falten.
Die Palmen, die sonst in dem Winter hier hausen,
Die zischen wohlig im Parkgrün draußen.
Und totenstill von ihren steinernen Tischen,
Wie vor Jahrtausend mit blendendem Leibe,
Sehn die Götter verliebt in die Sonnenscheibe.

Doch je kühler der Abend dich von mir weist

Der lüsterne Abend kommt durchs Fenster mit Wohlgeruch,
Als murmelt er vor sich hin manch verführenden Spruch.
Er will dich im Dunkel von meiner Seite fortrücken.
Er stiehlt dich meinen Augen, bis ich nichts behielt
Als dein Bild im Geist und mein stilles Entzücken
Und deine Hände, die mich dunkel an sich drücken.
Doch je kühler der Abend dich von mir weist,
Desto wärmer dein Atem um meinen kreist,
Desto näher meine Lippen zu deinen rücken.

Ein einziger Acker war am Weg, wo heftig Grillen sangen

Ein einziger Acker war am Weg, wo heftig Grillen sangen,
Als trieb sie alle an zugleich ein irrsinnig Verlangen.
Als wüchsen die Grillen verzückt zu Gestalten,
Die Geigen und Flöten im Handknöchel halten
Und spielen zum Tanz allen Liebesnöten,
Bis die Ohren den Träumern im Schlaf noch schallen;
Bis die Wolken im Abend vor Wollust sich röten,
Bis die Wolken im Morgen als Nebel hinfallen,
Und die Tänze die Tanzenden töten.

Der ewige Rabe

Der ewige Rabe im Walde schrie.
Bald hörst du ihn wie ein Kind aufweinen,
Bald klagen, wie in dem Stall das Vieh.
Am Waldrand muß er dir dann erscheinen
Auf schwarzen Flügeln, die um sich schlagen.
Er läßt sich wie's Schicksal nicht weiterjagen,
Als müßte er ewige Lasten mittragen
Und schleppte am eigenen Schatten schwer;
Schleppt wie jeder ein dunkel Gewicht nebenher.

Kaum hat sich die Abendsonne über den Fluß verloren

Kaum hat sich die Abendsonne über den Fluß verloren,
Rufen die Schwalben hell in alle Fenster, alle Ohren,
Als jagen sie die Sorgen fort, die letzen Tagesgespenster.

Frei überm Häuserrauch, übern verbrannten rötlichen Himmel,
Tummelt sich leidenschaftlich der Schwalben pfeifend Gewimmel,
Wie ein Gedankengefecht die äußersten Höhen durchschweifend.

Dann erst zieht verklärt ein die glänzende Abendstille,
Wie des fortziehenden Tages letzter aufleuchtender Wille,
Damit die Mädchen unter den Türen das Nahen des Geliebten spüren.

Der Wald ist jetzt eine dunkle Laube

Der Wald ist jetzt eine dunkle Laube.
Er sitzt weit ab vom Alltagstaube
In ewiger, wogender Festlichkeit
Und vertreibt uns mit Liedern die Zeit.

Wir können dort unter den lautlosen Buchen
Nicht nach dem schweren Golde suchen.
Wir sehen den Spuren der Rehe nach,
Die wohnen leicht unter des Waldes Dach
Und sind wie Verliebte im Mond nachtwandelnd wach.

Das Forsthaus

Das Forsthaus sieht seit hundert Jahren die Waldwiese an,
Und jeden Frühling erscheinen ihm wieder Salbei und Thymian,
Und weißer Staub zieht auf der Waldstraße an ihm vorbei.

Die Jagdhunde lungern im Staub dort zur Mittagsstunde,
Der Kuckuck ruft in unendlichem Einerlei aus der Waldesrunde.
Und die bummelnden Bienen kommen und gehen mit dem Honig im Mai.

Vorüber knarren Lastwagen und fahren die Waldstämme fort,
Manchmal fliegt aus einem der Fenster ein flüchtiges Menschenwort,
Und zwei, die gestern da ausgeruht, sitzen im glücklichen Geiste noch jahrelang dort.

Nie sind der Frühlingsnacht die Wege leer

Die Nacht macht alle Bäume gleich,
Sie stehen wie die dunklen Mauern
Von einem unterirdischen Reich
Und wie Gestalten, die am Wege kauern.

Doch ihre Frühlingsgeister halten mit dir Schritt.
Sie senden Blütenrauch im Dunkeln her

Und gehen abwechselnd am Wege mit,
Und sie verlassen dich nur schwer.
Nie sind der Frühlingsnacht die Wege leer.

Als wollten ihre Augen nicht mehr aus dem Wald heraus

Nur einen kleinen Waldstrauß,
Nur einen Buchenzweig und den gedanklich blauen Fingerhut
Nahm sie vom Waldweg mit nach Haus,
Es wollten ihre Augen nicht mehr aus dem Wald heraus,
Es fühlten ihre Hände sich bei kühlen Blättern sorglos gut
Und schlossen Freundschaft mit den blauen Blüten und schöpften Alltagsmut,
Als brächte schon ein Waldzweig Lauschigkeit in steife Zimmerwände,
Daß man im Haus dieselben umspielten Wege wiederfände
Wie in dem wunschlosen Waldgelände.

Kein Tag hat Anfang mehr noch Ende

Nun löst ein blauer Tag den andern ab,
Sie kommen wie Hochzeitslader den Berg herab
Mit Heckenrosen am Hut und feuervergoldetem Stab.

Die Sonne fährt als Prunkkarosse hin,
Statt Pferde tausend Wünsche an ihr ziehn,
Und jedem sitzt die Schönste in der Sonne drin.

Kein Tag hat Anfang mehr noch Ende,
Nur Sonnenstunden reichen sich die Hände,
Es sieht das Aug', ins Aug' verliebt, durch alle Wände.

Es hat niemand wie dein Herz über dich Gewalt

Eine Geisblattstaude duftet ins Dunkel gerückt
Am Weg beim Bild der Madonna aus Stein,
Eine tiefhängende Gewitterwolke holte uns ein,
Und nahte, wie eine drohende Gestalt
Über dein Haupt gebückt.
Die Mondsichel stand wie ein Heiligenschein in den Himmel gedrückt.
Das Kleefeld duftete dir zu Füßen in die Schwüle verzückt.
Und langsam vor dir, wie zerpflückt, wich die Wolkengestalt.
Es hat niemand wie dein Herz über dich Gewalt.

Frei über der Brüder Gleichmaß und Joch

Das Walddach steht glatt wie mit Sensen geschnitten,
Als sei ein Mäher hoch über die Wipfel geschritten.
Nur eine einzige Eiche höher als die andern ragt,
Wie ein Kopf, an den sich das Messer nicht gewagt.
Der streckt sich sehend in den Abend hoch,
Frei über der Brüder Gleichmaß und Joch.
Und selbst der Blitz darf ihm am Stamm hinschaben,
Als können ihm die tödlichsten Feuer nichts anhaben,
Solange alljährlich die Frühlingslust noch umarmt den Riesenknaben.

Der Himmel wälzt sich donnernd heut herum

Der Himmel wälzt sich donnernd heut herum,
Als rollt er Steine in den Bergen um.
Der alte Himmel, der sonst tot und stumm,
Hat jetzt im Frühling eine Stimme und zeigt Zähne.
Und Feuer springt ihm aus dem Aug' zur Träne,
Als wächst ein Leid in ihm zum Ungeheuer aus
Und wirft sich über Menschen, Baum und Haus
Und loht als rote Fahne am Gemäuer.
Verzückt von einem ungestillten Wahne.

Kein Tod die Sehnsucht niedermäht

Der Tod geht in donnernden Wolken ums Dach.
Wenn sein feuriger Atem die Gesichter anweht,
Dann werden im Blut dir alle Frühlinge wach.

Die Augen fahren den Schnörkeln der Blitze nach,
Manches Geheimnis dann mit Feuerschrift dasteht,
Der Mensch erschrickt und wird beim Lesen schwach.

Der Donner durch die Wolken würfelschüttelnd geht,
Der Menschen Kartenhäuser leicht ein Blitz umweht,
Doch ihre Sehnsucht wandelt fort, kein Tod die
Sehnsucht niedermäht.

Selbstleuchtend steht der Mond groß an den Rampen

Der Halbmond hat die Wolken aufgerissen
Und baute ein Theater mit Kulissen,
Die Bühne fliegend und gleichwie erhellt von Lampen.
Selbstleuchtend steht der Mond groß an den Rampen,
Agiert sein Stück die ganze Nacht allein.
Mit weiter Geste flößt er Sehnsucht ein,
Spricht zu der unsichtbaren Liebsten Reden hin,
Und noch der Schlafende fühlt seines Pathos Sinn,
Und auch geschlossene Augen richten sich auf ihn.

Es ist ein Geisterreich neu in der Luft entstanden

Noch in der Abenddämmerung leuchten Akazienblüten hell,
Dein Fuß geht durch den dichten Duft kaum von der
Stell',
Es ist ein Geisterreich neu in der Luft entstanden;

Und neue Wege über deinem Haupt sich fanden,
Daß dir dein Fuß nicht mehr am Boden gehen will.
Der Geist der Blüten zieht zum Himmel stark und still.

Das Reich der Düfte bringt dir in das tiefste Mark,
Daß du im Dunkel Lieder hörst, wo niemand singt,
Und die Akazie an dem Weg dich aus dir aufzusehen
zwingt.

Lust ist die höchste Not von allen Nöten

Und der Akazienduft macht zwei, umarmt im Tanze,
schwül erröten,
Kommt schwindelnd und betäubend dicht herbei
Und spricht: Lust ist die höchste Not von allen Nöten.

Akazienblüten an die Brust sich einstmals meine Liebste
wählte,
Als sie bei keinem Abendtanz im Mai noch fehlte,
Und jähe Unruh', wie der Duft der Dolde, sie be-
ständig quälte.
Heut nennt sie die Akazienblüt' beim Wiedersehen:
Tänzerin!
Und deutet mit der Hand versonnen winkend zu ihr hin,
Als läge in dem einen Wort aller Genüsse Sinn.

Und es erschienen alle Rosen vor der Tür nach einer Nacht

Und es erschienen alle Rosen vor der Tür nach einer
Nacht,
Es hat sie ein Gedanke, ein einziger von dir, zur
Welt gebracht,
Du fragtest nicht, hast lässig nur ihn vor dir hingedacht.
Du hattest übermütig Sehnsucht nach der Rose Lust
und Götterpracht,
Schwerblütig sind dir alle purpurnen und königlichen
Knospen unbewußt erwacht.
Sie füllen Reihen kleiner Bäume vor der Tür und
sind rund aufgequollen,
Als ob sie wie beglückte Lippen heimliche Kosenamen
nennen wollen,

Anbetend sitzen sie vor deinem Zimmer, so wie ein still verliebter Schwarm.
O, öffne, immer wie für deine Rosen, für meine Inbrunst deinen Arm.

Tag sieht mit spätem Licht noch ins Gemach

Die Vögel brüten, und der Abend schweigt
Liedlos, als muß er ruhen von dem Mai.
Nur eine Amsel singt ins sommergrüne Einerlei
Als letzte, die noch keine Ruhe zeigt.
Der Berg ist grün, und alle Blüten fielen fort.
Der Fluß fließt endlos ohne Sang und Wort.
Der Abend horcht der letzten Amsel nach,
Tag sieht mit spätem Licht noch ins Gemach,
Und Tag und Abend Arm in Arm liegen vereint am Dach.

Das erste Heu liegt schon im Wiesenland

Einförmig sind des Frühlings letzte Nächte.
Die Heckenrose blinkt im Dunkel wie aus Porzellan
Und sieht dich aus den Dornen lockend an,
Als ob sie gerne deine Hand zum Pflücken brächte.
Das erste Heu liegt schon im Wiesenland,
Der Viertelmond lehnt wie die Sense an der Himmelswand,
Als ob er Arbeit in der Nacht noch fand
Und blank und stark die Felder niedermacht
Und alles, was die Frühlingsleidenschaft erdacht.

Ich sah dir und der roten Blume nach

Es stand in der Dämmerung ziegelrot
Die erste Mohnblume über den Weg,
Die sich im Halbdunkel noch deinem Aug' anbot.

Du nahmst sie mit. Die Mohnblum' brannte noch,
Als längst die Nacht in alle Bäume kroch;
Hieltst sie wie eine kleine Fackel hoch.

Zu Haus trugst du sie leuchtend ins Gemach.
Ich sah dir und der roten Blume nach. —
Du trägst mir ewig neues Feuer unters Dach.

Ich sah am Himmel meine Sorge als Komet

Die Sorgen heut auf mich gleich wie aus Wolken
fallen
Und prallen wie ein Hagel vor mich hin.
Die Sorgen lauter als die Straßen schallen.
Und, als verlor die Liebe jeden Sinn,
Mußt' ich mich in die Kissen ratlos legen
Und noch im Schlaf von meinem Elend wissen.
Und nur ein wenig Ruhe war im Traum darin:
Ich sah am Himmel meine Sorge als Komet,
Der feurig weiterfliegend hinter Berge geht.

Kein Regen meine dürren Sorgen stillt

Der Regennebel dampft und Waldgewühl sich bläht,
Ein Riese schwer in Wasserstiefeln stampft,
Er hat das Blau vom Himmel fortgemäht.

Der müde Abend nimmt den Nebel sich als Pfühl,
Waldholz steht prunkend wie ein Chorgestühl
In einem Dom, der seit Jahrhunderten ergraut und
schwül.

Dem Walde schwillt wie nebeltrunken jeder Knorren.
Nur mir kein Regen meine dürren Sorgen stillt,
Es muß die Hand erst im Gebet verdorren.

Indes der Regen durch die Bäume schleicht

Der Nebel hängt am Laub schwer wie ein nasses Tuch,
Und Brennesselgeruch schlägt ins Gesicht.
Holunderblüten schwimmen noch im letzten Licht,
Ihr Duft drückt in der hellen Nacht wie ein Gewicht.
Aus einem Hause spielt schnell ein Klavier,
Indes der Regen durch die Bäume schleicht
Und triefend am Holunder niederstreicht.
Im Hause tanzt der Tasten mutwillig Gegirr,
Es suchen Hände einen Halt im Herzgewirr.

Wir saßen auf den engen Weinbergstufen

Nun hat der Weinberg seinen grünen Blätterbausch.
Die Luft geht um die Rebenblüt' und sucht,
Statt bei der Traubenfrucht, schon bei der Blüte ihren
Rausch.

Wir saßen auf den engen Weinbergstufen
Und dachten nicht an Küfer, nicht an Kufen.
Weinseligkeit kam ohne Wein uns ungerufen.

Es war der Weinberg unser zugemauert Haus,
Und unsere Augen sahn als Fenster hell hinaus,
Und wie den Trinkern ging der Durst nicht aus.

Aus allen Tälern kommt der Hähne Ruf

Aus allen Tälern kommt der Hähne Ruf,
Als ob sich jede Meile eine Stimme schuf,
Und weckt die Erde in der grauen Runde
Zum Augenöffnen in der Morgenstunde.
Dazwischen noch ein Käuzchen leise klagt,
Dem Dunkel es nur ängstlich Abschied sagt.
Manchem die Nacht mehr als der Tag behagt,
Wenn er im Finstern sich zur Liebsten wagt,
Weil ihm das Blut zur Lieb' am Tag verzagt.

Ist's noch Frühling vor der Tür

Ist's noch Frühling vor der Tür?
Liegt am Fluß der Berge grüner Ring?
Meine Fenster ich befragen muß,
Weil wie Schemen und Gespenster
Blind vor Sorge ich im Dunkel ging.
Spüre nichts als nur den Gram,
Der mir wie ein grauer Star
Alles Licht im Auge nahm.
Weiß kaum, daß ich einmal sehend war.

Kommt durch das Fenster der Rosengeruch

Als zärtlich lieblicher Besuch
Kommt durch das Fenster der Rosengeruch;
Geht mitten unter die Tagessorgen
Und zeigt auf die wirkenden Gärten im Morgen.
Mir ruht die Arbeit kurz still in der Hand.
Auch Sorg' lebt mit Rosen eng Wand an Wand,
Denk' ich, und fühle mein Blut versüßt,
Als ob mich im Geist ein Geist warm küßt,
Der mich von meiner Liebsten grüßt.

Die Blütensporen

Vom abgeblühten Flußschilf fliegen die Blütensporen
himmelan,
Schweben wie weiße Federn bis zur Stadt heran
Und wandern an den Häusern hin zu jedermann.

Sie segeln tagelang wie hingehauchter Flaum,
Tauchen und sinken spielend durch den Raum
Und kommen weither von den Ufern übern Fluß,
Als ob das Leben ewig wandern muß.
Es fliegt den Wiesen die verliebte Jugend fort,
Der Blütensporn verweht, wie manch begeistert Wort.

Ein Krähenhauf' flog johlend über die Straße

Wir gingen die Landstraß', die nicht enden wollte,
Hoch überm Wald die goldene Mondkugel rollte.
Ein Krähenhauf' flog johlend über die Straße
Und suchte Nachtruh' in der Wipfelmasse.
Die Kräh'n, die ich vom Winter her nur zankend kannte,
Als sich der Schnee tief in den Wald verrannte,
Die flogen jetzt einträchtlich hin im Zug,
Als ob der Schwarm dem Wald die Nacht zutrug,
Als flogen Sorgen stückweis fort, wie ich zu dir das
Aug' aufschlug.

Die Schwalben schossen vorüber tief dir zu Füßen

Die Schwalben schossen vorüber tief dir zu Füßen,
Als sei ihr Flug ihr Zeichen tief dich zu grüßen.
Oft dünkten die Vögel am Himmel mich mehr klug
Wie mancher, den ich nach Wegen der Erde frug.
Schwalben, die früh bis spät in Freiheit schwammen,
Die halten sich in Liebe eng zusammen.
Sie bauen ihr Nest warm wie der Mensch sein Dach.
Sie fliegen von früh bis spät begeistert wach
Und eilen stets hurtig dem Weg ihres Herzens nach.

Die Rosen öffnen ihre runden Schalen

Die Rosen öffnen ihre runden Schalen
Und leuchten weithin mit den roten Strahlen,
Sind wie gewölbte Muscheln in dem Gartenmeer,
Stehn wie die Urnen aufgeglühter Stunden unterm
Laub umher.

Die Dornen, die sich eng an den Rosen halten,
Sind wie die Hände, die sich um das Liebste falten,
Und wachen eifersüchtig und entschlossen
Und haben Zudringliche fortgestoßen.
Manch Tropfen Blut ist um die röteste geflossen.

Der Schatten sieht die Gärten bedrohlich finster an

Dem Sonnentag wuchs täglich kräftiger ein großer Schatten,
Liegt breit vom Weinberg an den Fluß herab,
Als zieht er jeden Baum zu sich hinab,
Es müssen die Blätter einmal von seinem Gewicht ermatten.
Er liegt wie eine Grube abgründig bei den Hecken,
Er fliegt mit den Wolken und dehnt sich aus Verstecken.
Der Schatten sieht die Gärten bedrohlich finster an,
Als ob er sich anschicken kann zu einer Macht,
Und nur Verliebte schreckt nicht in seinen Blicken die ewige Nacht.

Die grünen Roggenfelder liegen still umhüllt

Die Frühlingsnacht hat grau das Tal gefüllt,
Die grünen Roggenfelder liegen still umhüllt,
Und es verfliegen dunkel Weg und Wälder.
Die Arbeit ließ die Menschen endlich los.
Sie sitzen in dem Dorf an allen Türen
Und werden bald an ihren Reden groß,
Als ob sie keine Erde unterm Boden spüren
Und auf den Worten durch den Nachtduft führen. —
Die Leidenschaft ruft auch den Bauer auf ihr Schloß.

Wir gingen hinter der Abendstund'

Wir gingen hinter der Abendstund',
Und wie in einen Abgrund führen finster die Wälder,
Halme und Ähren wankten am Rand der Felder,
Und ein paar Wolken zogen zerpflückt hinein ins Land.
Ein großer Stern über den Halmen wie eine Blume aufgegangen stand,
Stark duftend die Holunderblüt' im dämmerigen Busch verschwand,

Und Dunkelheit, wie eine Stumme, sich unter jeden
Baum einfand.
In dieser Stund' blieben die Wege der Erde kaum,
Und wie im Abgrund sucht die Hand nach einer Hand.

Vor uns steht im Gras der Nachthimmel als Laterne

Vor uns steht im Gras der Nachthimmel als Laterne.
Der Vollmond beblendet trübgrau und rosig die Ferne,
Als ist das Laternenglas verstaubt und matt.
Kaum ein Schatten vom Baumfuß ein wenig Linie hat,
Die Berge sind niedrig und schmal wie Kinderbänke,
Die Bäume mächtig im Feld wie finstere Schränke.
Du und ich, wir gehen wie Schatten im Scheine um
Und kommen nicht um die Mondlaterne herum und
wandern,
Und manchmal verschmilzt der eine Schatten im andern.

Die Eule ruft, als lacht ein Narr

Die Eule ruft, als lacht ein Narr
Und rennt starr seinen Kopf an Bäume ein,
Und alle Bäume lachen hinterdrein.

Im Mond verwandelt sich gern jeder Stein
Und will gegrüßt sein, und auch angesprochen,
Und alle tun, als ob sie nach dir krochen.

Du hörst noch einer Sense schartigen Klang.
Ein später Mäher geht im Mond entlang
Und haut ins Gras, hart ohne Sang.

Mondschatten hängen ums Haus wie Lauscher

Mondschatten hängen ums Haus wie Lauscher,
Die ihre Ohren an die Läden drängen.
Der Mond begleitete uns in den Baumgängen,
Wo die Büsche hockten wie Vögel mit Federn und Fängen.

Am Tag wollen alle Dinge erscheinen und gefallen,
Aber nachts nur lauschen und plötzlich erschallen.
Alle Bäume beginnen auf einmal zu rauschen,
Als greifen Hände hinein und schütteln drinnen,
Und die Nacht ist erschüttert vom Erwachen und Besinnen.

Dein weißes Kleid war wie aus weißem Stein

Dein weißes Kleid war wie aus weißem Stein,
Metallene Augen legte der Mond in dein Gesicht hinein.
Und wenn dein Nacken sich schlank bewegte,
War es, als ob der Mond mit Händen an dir niedersank
Und sich um deine Hüften sehnend legte.
Du wurdest wie ohne Gefühl, und wie aus Silber gegossen,
Und lehntest dich kühl zurück in den Mondschein, den großen.
Da ist mir eine Blutwelle steil in den Schädel geschossen,
Und ich hätte gern, wie ein Narr, mein Messer nach dem Mond gestoßen.

Ein paar Heckenrosen

Ein paar Heckenrosen, die ich gestern für dich im Mondschein gepflückt,
Stehen heute rosig im Glas, wie von deiner Nähe entzückt.
Gestern stahl sich kaum ihre Blässe in die bläuliche Nacht,
Sie waren in Dämmerdunkel noch nicht für dich erwacht.
Sie waren noch Schwestern der Blätter und Büsche gestern,
Heute sind sie deines Lächelns und deiner Wangen Schwestern.
Die Rosen, wenn in die Nähe verliebter Augen kommen,

Sind nicht wie Vögel, denen die Freiheit genommen,
und die man gefangen,
Die Rosen werden erst Rosen in der Nähe errötender
Wangen.

Heut kommt der Sturm an, um die Bäume zu finden

Heut kommt der Sturm an, um die Bäume zu finden.
Seit jeder Baum belaubt und ein grüner Turm,
Hat der Sturm noch kein Blatt geraubt.
Aber heut ließ er sich nicht mehr binden.
Wirbelnd und sich wälzend wie ein Wurm,
Siehst du ihn sich auf der Landstraße winden.
Er rennt in das Laub und zerreißt die Rinden
Und aufrecht jagt er den demütigen Staub,
Und er tobt, als bleibt ihm die Geliebte taub.

Unsere Gedanken wir tags im Haus vergruben

Unsere Gedanken wir tags im Haus vergruben
Hinter heißen Fensterladen und in kellerdunklen Stuben.
Während draußen der Flußspiegel wie Hexensilber
tanzt,
Und die Sonne das Haus umschanzt mit Mittagbrand,
Liegt drinnen mein Leben leicht in deiner Hand.

Am Abend, wenn der Vollmond die Flußbrücke bleicht
Und dir einen goldenen Schleier über die Fenster-
bank reicht,
Dann gehst du neben mir herzwandelnd dem Dunkel
nach
Und lockst wie das Abendläuten die guten Geister
unter das Dach.

Der Vollmond steigt, und alle Häuser werden klein

Der Vollmond steigt, und alle Häuser werden klein,
Der grüne Fluß steht lautlos wie versumpft,
Der blaue große ferne Wald schrumpft ein,
Der Mond wächst wie ein Goldberg breit allein.

Der Tagesstaub liegt abgestumpft im Grase,
Fiel in die Gärten, in die Nesseln grau hinein.
Noch immer eilt zum Meilenstein die Straße
Und zieht die müden Menschen hinterdrein,
Und drüber wächst der Mond wie aller Abendwünsche
goldne Masse.

Du findest die Menschen im Dunkel, wenn deine Augen warten

Papierlaternen rote und gelbe, die hängen im Ufer-
garten.
Du findest die Menschen im Dunkel, wenn deine Augen
warten.
Manch Busch manchmal wie ein Mensch und zwei
manchmal wie ein Busch.
Aufblitzend im Himmel knattert laut einer Rakete
Gehusch.
Alle Laternen mild leuchten, und wie die Weltkugeln
sich drängen
Und wie die bunten Gestirne nahe den Ufern hängen.
Es spielt die Nacht mit Feuern, und alle Wesen
verschwanden,
Und nur Papierlaternen, wie Monde, im Garten
entstanden;
Hell, manchmal in einem Kahne, zwei Menschen-
gesichter landen.

Und immer geiler der Holunder im Dunkelgrünen blüht

Und immer geiler der Holunder im Dunkelgrünen blüht
Und in der Nacht wie ein Verführer blind sich müht.

Er hat sich in der schwülen Luft breitbrüstig aufgemacht.
Er lacht an allen Gartentüren, wie ein Brandstifter heimlich lacht,
Die Wurzel seinen Rumpf mit viel Geheimem gern ernährt,
Und um ihn rings die Luft toll von den tollsten Schwüren gährt.
Er hat schon manchen Schrei erstickt mit seiner Blüten Brunstgeruch,
Und hat oft zweien Leib an Leib ein Dach für Lust und Fluch gewährt,
Daß manche Hand nach Jahren noch ans Herz sich fährt.

Du sagst, du siehst nicht mehr zur Luft

Du sagst, du siehst nicht mehr zur Luft,
Weil jetzt die Wiesenblumen blühen!
Ich weiß, daß jede dich nur ruft,
Der rote Mohn will dir nur glühen.
Und all die tausend Wiesenkleinen
Sich blühend nur um dich vereinen.
Doch manchmal fällt noch zu den Steinen
Ganz nebenbei ein Blick von dir,
Und dann blühn alle Steine mir.

Im Zimmer deine zarte Brust sich atmend auf und ab bewegt

Der blaue Tag liegt in dem Fensterrahmen unerregt.
Im Zimmer deine zarte Brust sich atmend auf und ab bewegt,
Als ist zu atmen schon allein des Lebens allerhöchste Lust.
Windstille liegt am Berge draußen unbewußt,
Als hat die Erde weite Wege heut zurückgelegt.
Und durch die Fenster sieht der Berg auf deine Brust,
Die keinen Augenblick ermüdet stille liegt.
Ein Vogel hoch hin überm Himmel einsam fliegt
Und wie dein Atem ohne Pausen sich über allen Bergen wiegt.

Es schwimmen die Seerosenblätter im Teich

Es schwimmen die Seerosenblätter im Teich
Wie kleine Inseln und wie flache Kähne.
Es heben sich Geisterrosen aus dem Wasserreich
Über den Wasserrahmen geräuschlos und bleich,
Und um ihre Bilder gleiten die Schwäne.

Als riefe einer sie schlafwandelnd stumm herauf,
Als öffnet sich der Sehnsucht selbst die Wassertiefe,
Biegen sich über die großen Blätter, die regungslosen,
Weitaufgeschlagen in Tagen und Nächten, die Rätsel-
rosen.

Und auch den Äckern gingen Augen auf

Und auch den Äckern gingen Augen auf.
Kornblumen, die stahlblauen, stummen,
Betrachten wie Augen der Sonne Lauf.

Ihre Farbe ist ehrfürchtig und tief.
Sie wohnen ernst auf den Ackerkrumen,
Die blaue Ruhe sie aus der Erde rief;

Der Himmel stückweis auf der Erd' einzieht
Und grünende Ähren über ihm summen,
Und eine Kornblum' der andern wie Aug' ins Auge
sieht.

Johannisfeuer

Auf den Bergen reiten Feuer,
Werfen sich wie Ungeheuer
In die Nachtluft, in den Raum;
Flammen stehen hell als Baum,
Rote Flügel sich entfachen,
Aus den Bergen fliegen Drachen,
Nichts hält mehr den Berg im Zaum.
Flammen sich wie Lieder wiegen —
Sonne hat die Nacht erstiegen.

Und Asche werden alle Wünsche bald

Mit Armen wie ein Feuer, das zum Himmel langt,
Vor dessen Hitze jedem grünen Blatte bangt,
Greift Liebe in der Wünsche jungen Wald,
Und Asche werden alle Wünsche bald.
Und wie der blaue Geist der letzten Flammen
Raffen der Wünsche Seelen sich zusammen
Und fliegen fort, damit es Frieden werde.
Wo einst getobt die jähe Flammenherde,
Bleibt wunschlos sanfte Asche auf der Erde.

Die Ferne und die Nähe ward ein Ort

Und dich und mich, uns trug die Flamme fort,
Die Ferne und die Nähe ward ein Ort.
Wir Menschen wachsen mit den Bäumen auf
Und werden wie die Bäume einst zum Scheiterhauf.
Es zünden sich, wie Scheit an Scheit, so Mann an Weib
Und lodern von der Erde fort als einziger Leib;
Sind Freudenfeuer in der kurzen Nacht
Und haben sich auf Feuerfüßen aufgemacht
Und wissen nichts von ihrer eigenen Pracht.

Bald ...

Bald werden wir wieder zu den Birken gehen,
Die mit ihren weißen Stämmen biegsam wie junge Menschen dastehen.
Bald, wenn die Winde die Wiesen kämmen und am Rain und auf Dämmen die Grasfahnen wehen,
Dann ist unser Herzschlag nicht mehr zu hemmen und will hurtig wie die Bachstrudel sich drehen.
Bald wollen wir unterm Nußbaum wieder liegen, wo die Heupferdchen uns über die Schultern fliegen,
Wo wir immer Rundschau hielten, wenn die Sommerwolken am Erdsaum wie weiße Schiffe in den blauen Raum aufstiegen.

Wir gaben ihnen als Last alles, was wir je gedacht an Gedanken,
Bis dann Schiff und Fracht endlich zergingen in Schaum und versanken.
Bei dem Dornbusch der Heckenrosen, wo uns oft Bluts-tropfen über die Hände geflossen,
Stehen wir bald still und möchten wieder mit den rosa Röslein kosen,
Wenn sie auch mit kleinen Dolchen alle um sich stoßen.
Denn jede Rose nur allein, wie die Mägdlein, ihren Willen will;
Leicht hält keine stolze, fällt's ihr ein, fremden Händen still.
Bald gehen wir zum Steinbruch dann, wo sich nichts mehr regt, und entdecken uralt wie in einem Buch dort Bilder,
Ammonsschnecken, Schachtelhalme finden wir auf Steine eingeprägt. Denn die Steine sind nicht wilder
Als die Menschen. Und ein Stein, der sich niemals noch vom Flecke fortbewegt, hat doch der Jahrtausend' lange Strecke
Still zurückgelegt. Erde hält, was sie geliebt, umschlungen tausend Menschenalter als Versteinerungen.
Wenn am Steinbruch uns das Alter quält,
Gehen wir dem weißen Falter nach, der mit seiner leichten Sippe überm Kleefeld sich bei Flatterfesten wohl gefällt,
Fliegen mit ihm von den steinigen Wüsten zu den Honigküsten, die ihm jede lila Kleeblüt' süß entgegenhält.
Wunderbar ist's auf der Welt bestellt. Wandelbar ist sie die Bühne für des Lebens Launenschar:
Bald durchs Grüne klingt die Lust im Roggen, bald muß sie in einer leeren Muschel raunen, bald spielt sie mit Kleeduft, bald mit Menschenlocken.
Nirgends ist ein Atemstocken, nirgends eine Endlichkeit je war, nirgends bleibt das Leben müde hocken.
Bald, ach bald, sind du und ich, die wir Kind und Weib und Mann gewesen,
Bloß zwei Gräber nur, darauf Menschen von dem Grabstein Namen, Jahreszahl und Amen lesen.

Wo bleibt da des Lebens Spur? Alle schwinden, Berg
und Wald,
Aber immer neue Wege hin zum Leben finden alle bald. —
Bald strählst du die Ähren mit der Hand, wenn die
Körner sich dann täglich mehren,
Und die Felder, die sich tief verneigen, Kornblumen
am Rand dir wie tausend blaue Augen zeigen.
Gibt es denn kein schöneres Lauschen, als wenn wir,
Wang' an Wange hören, wie sich rund die Ähren-
felder bauschen,
Und der Sperling' Horde in dem Apfelbaum sich zankt
zu der Stunde, wenn der Tag abdankt,
Und die Abendsonne unterm Wachtelschlag hinterm
Wald fortwankt.

Bald mag unser Schritt nicht weiter gehen, weil wir
Nachtrauch vor uns steigen sehen.
Und wir spüren süßeren Hauch, als je Blum' und
Blüten geben,
Unser Blut, das sich aufgemacht, will uns bald statt
der Sonne seinen Weg jetzt führen, und die Nacht
will uns verweben,
Nacht will dich und mich fortheben, unser Leib muß
unterm Herzschlag beben.
Denn bald ist da nur noch eine Macht, die Veracht
fühlt gegen Tod und Leben,
Die, geboren, keine Mächte mehr um Rechte fragt,
Die in Allmacht ragt, die für dich das Gute und das
Schlechte wagt,
Die dir nichts versagt. Die so viel genannt und viel
verkannt, bald vergöttert, bald verflucht,
Sie die Licht- und Nachtgestalt, die die Menschen stets
begeistert und stets heimgesucht,
Sie, die Lustgewalt, die aus nichts das All hinmalt:
Liebe, die dies Lied hinsingt. Süß ist sie, wenn sie
mit uns ringt
Und dem, den sie besiegt, den Sieg auch bringt.

Liebste, bald unterm Giebel, der viel Sterne nächtlich trägt,
Hast, Geliebte, du, deine Brüste dicht an meine Brust
gelegt,

Und die Grille geigt durch die Ruh', als ob sie Unendliches noch wüßte;
Und der Mond steigt auf mit Lust über Äcker hin und Hald', er der still Begrüßte. —
Dann wird mir zu Sinn, als ob nichts mehr sich verschweigt, und ich niemals sterben müßte.

Insichversunkene Lieder im Laub

Ich hatt' mal eine gute Zeit

Ich hatt' mal eine gute Zeit —
Kaum wie ein Hündlein bellt im Traum,
Sprach ich von Liebesschmerzen;
Wie jeder mal im Märzen klagt,
Wenn schon der Frühling angesagt,
Und Hastigkeit die Glieder plagt;
Wenn Neugier durch die Äste jagt,
Wenn kahl noch der Kastanienbaum
Schier ständlich nach den Kerzen fragt.
So wie vom Regenschnee der Flaum
Rührte kaum Leid des Ärmels Saum,
Aufs höchste spürte man's am Kleid.
Blitz lag mit Blitz noch nicht im Streit,
Die Lieb' lief durch die Ewigkeit,
Kein Meilenstein stand weit und breit.
Die Sehnsucht traf noch nicht das Mark,
Ich sehnte mich am Sehnen stark,
Blau war noch die Unendlichkeit —
Ich hatt' mal eine gute Zeit.

Heut es kein Abend werden will

Heut es kein Abend werden will,
In alle Gassen hinein
Steht noch der Frühlingstag still.
Und der Laternen funkelnde Reih'n
Ziehen im letzten Tagesschein
Wie in die Halle des Himmels ein.

Seht auch, es glänzen im Grau
Die Steine der Straßen noch blau.

Der Tag will den Stein nicht verlassen;
Er will ihn als Edelstein fassen,
Weil die Menschen darüber gegangen,
Die Menschen zu zwein und mit glühenden Wangen.

Ich habe dir so viel zu sagen

Ich habe dir so viel zu sagen,
Ich glaub' nicht, daß mein Leben reicht,
Das Leben, das nach kurzen Tagen
Dem großen Todesschweigen weicht.

Mein Lied soll mir nie sterben gehen,
Sein Leben niemals ihm entflieht.
Wenn Herz und Atem still mir stehen,
Mein Lied noch singend vor dir kniet.

Die Baumstämme werden wie Menschen jetzt warm

Die Baumstämme werden wie Menschen jetzt warm,
Sie nehmen den Sonnenschein gern in den Arm.
Der Schnee rund um den Stamm entweicht,
Soweit des Baumes Wurzel reicht.
Die Schneeglocken hocken da rund in Scharen
Begrüßt von den Staren.
Auf graslosem Boden blaß Keim bei Keim,
Beim kahlen Baum duftet's nach Honigseim,
Es duftet nach Liebe, dem Frost entronnen,
Erste Blüte und letzter Schnee sich dort sonnen.

April spricht Geistersprache

April spricht Geistersprache.
Wie ein Vergoldermeister
Sitzt er am Nachbardache,

Spritzt Goldschaum auf Taube und Tauber,
Beklebt die Zimmer lichtsauber,
Belebt die Fenstergardinen,
Den Staub auf alten Tischen,
Vergoldet Falten und Mienen,
Sein Zauber will nie mehr verwischen.
Auf meinen Stühlen sitzt still,
Ich seh' ihn mit blumigen Gliedern,
Ein Geist von Liebesliedern,
Der dreist erlöst sein will.

Keiner mehr am Boden klebt

Nun füllt sich das Auge bald
Wieder voll mit alter Freude,
Beine, wandert hin zum Wald,
Wo noch Schnee jüngst schlief am Steine!
Watet Kniee, watet tief
Durch das Kräuterbett der Heide!
Von dem Kopf fiel fort das Brett;
Auch dem allerärmsten Tropf
Lebt die Welt zur Augenweide.
Jeder heut darüber schwebt
Wie der Himmel blau im Kleide,
Keiner mehr am Boden klebt.

Die Uhr zeigt heute keine Zeit

Ich bin so glücklich von deinen Küssen,
Daß alle Dinge es spüren müssen.
Mein Herz in wogender Brust mir liegt,
Wie sich ein Kahn im Schilfe wiegt.
Und fällt auch Regen heut ohne Ende,
Es regnet Blumen in meine Hände.
Die Stund', die so durchs Zimmer geht,
Auf keiner Uhr als Ziffer steht;
Die Uhr zeigt heute keine Zeit,
Sie deutet hinaus in die Ewigkeit.

Das Wissen der Menschen

Wenn Augen sich im Aug' verkriechen,
Und keines einen Wunsch mehr weiß,
Wenn Wangen wie die warmen Lampen
In Kissen leuchten still und heiß,
Dann scheint mir all' Wissen der Menschen ein Harm
Gegen das Feuer der Liebe im glücklichen Arm.

Die Amsel

Da die Nacht mit Laternen noch draußen stand,
Der Schlaf und der Träume glitzernder Fächer
Um Haus und Himmel ausgespannt,
Da sang an mein Bett weit über die Dächer,
Da sang vor der Stund', eh' mit bläulicher Hand
Der Morgen sich unter den Sternen durchfand,
Eine Amsel aus Finster und Fernen.
Eh' noch den Laternen das Licht verflackt,
Hat schon die Amsel die Sehnsucht gepackt.
Sie sang von Inbrunst aufgeweckt
Mit dem Herz, das ihr heiß in der Kehle steckt.
Sie sang von Lieb', die sich aufgemacht,
Und durch die schlafenden Mauern lacht.

Die Mittagsstund'

Im Zimmer, im trägen und stummen,
Hör' ich die Mittagsstund' summen,
Als gurrt eine Taube im Kropfe,
Als kocht man den Sommer im Topfe.
Und ferner Sommer Gespenster
Besuchen dich glühend am Fenster.
Und manch einer möchte gern bleiben
Und hängt sich verliebt an die Scheiben.
Von Sommern, die heiß hereinlugen,
Kracht's Fensterbrett laut in den Fugen;

Und auch eine Fliege, die brummt,
Die alle Sommer schon summt,
Sie singt von der Wollust ohn' Ruh'
Und von allen Sommern dazu.

Weit über den Fluß haben jede Nacht verliebte Nachtigallen gelacht

Es endet selbst nicht zur nächtlichen Zeit
Im Maien der freiende Liebesstreit.
Weit über den Fluß haben jede Nacht
Verliebte Nachtigallen gelacht,
Hat des Faulbaums Blüte gefächelt,
Hat die Milchstraß' am Himmel wie voll Mädchen
gelächelt.
Da bin ich hinunter ans Wasser gegangen,
Es hielten die Wellen sich buhlend umfangen;
Ich sah übern Fluß in die Berge hinein,
Kein Berg wollte nächtlich verschlossen sein.
Es standen am andern Ufer voll Lichter
Fenster mit Glanz, wie entzückte Gesichter,
Und es schien mir auf Erd' und im Himmel ein Tanz,
Selbst Gottvater war Tänzer und nicht mehr Richter.

Maimond

Maimond schwebt über dem Fluß
Und liegt mir glatt vor dem Fuß.
Das Wasser rückt nicht von der Stelle
Und lugt nur hinauf in die Helle.

Ich schau' übers Flußbett hinüber —
Ein Lied schlägt die Brücke herüber,
Es lacht eine Nachtigall
Eine Brücke aus Freude und Schall.

Es regt sich der Nachtwind im Laub —
Es fiel ein Gedanke zum Staub —

Maimond aus vergangen Jahren
Liegt streichelnd auf alternden Haaren.

Maimond zog mich hin mit Verzücken
Sacht über die singende Brücken,
Und jünger wurde mein Gang,
Solange die Nachtigall sang.

Die Welt hämmert' weiter wie Spechte

Der Schierling spinnt sich über das Gras,
Die Blüte fliegt ab, die am Baum lustig saß.
Die Erde wird grün wie ein Lampenschirm,
Und kühn tritt der Sommer hin vor die Rampen.
Kaum daß ich am Weg den Zweck mal vergaß
Und unter dem Flieder beim Maikäfer saß,
Gleich sind sie verflogen die zwitschernden Nächte.
Wenn nicht ein Verliebter in Reime sie brächte,
Die Welt hämmert' weiter wie Spechte.

Am Berg wärmt die Sonne das Maiengrün

Am Berg wärmt die Sonne das Maiengrün
Und selbst der alltägliche Himmel will blühn.
Er wird stündlich größer und tiefer und kühn,
Zieht Bäume und Menschen zu sich hinauf.
Aller Sehnsucht fällt wie ein Schuß aus dem Lauf,
Und keiner hält mehr die Liebe auf.

Die Spiegel trinken verliebt dein Gesicht

Dein Blondhaar dir goldschwere Kränze flicht,
Die Spiegel trinken verliebt dein Gesicht.
Gern würde dein Spiegel zur silbrenen Wolke
Und zeigte dich blendend dem Volke.

Es sinken dir sanft von den Hüften die Seiden,
Doch nie wollen je sich die Augen entkleiden;

Sie bleiben beide im Abgrund versteckt,
Bei dem ich gern schliefe, unerschreckt
Von der tötenden Tiefe.

Nicht mal die Espe rührte sich

Nicht mal die Espe rührte sich,
Senkrecht und still stand auch das Gras,
Stille auf jedem Blättlein saß,
Und nur mein Herze spürte mich.

Voll Butterblumen hing ein Hang,
Aus jedem Stein ein Blümlein drang,
Jed' goldgelb Kelch gar unverwandt
Wie helle Lieb' im Grünen stand.

Mein Auge lang' die Freude sog,
Indes mein Herze Zwiesprach pflog.

Die Silberpappeln stehn hitzeschwer

Die Silberpappeln stehn hitzeschwer,
Wie Augen zucken die Blätter und schauen;
Drunten die Straße ist blendend leer,
Drauf wandert die Sonne wie's brennende Grauen.

Verliebtestes Herz, du guckst umher,
Demütig voll Staub,
Dürr und voll Glut,
Ob sich die Erde nicht öffnen tut,
Daß einmal für immer die Unruhe ruht.

Ein Regen ist kalt durch den Tag gegangen

Viel Wolken halten den Abend umfangen,
Viel dunkle Falten vom Himmel hangen.
Ein Regen ist kalt durch den Tag gegangen,
Und Stille macht halt, ernst, ohne Bewegen.

Der Abend will sich gern niederlegen,
Die Berge reichen den Rücken hin,
Und jeder Stein will dem Dunkel sich bücken,
Dem Abend und seinem geheimen Sinn.

Im Spiegelglas

Sie hält den Spiegel,
Daß ihr Gesicht zum Glas hinfällt.
Und ihre gehobene Hand
Stellt Kämme ins Haar.
Das Haar bebt gewellt.

Wenn sie den Arm zum Kopf hochhebt,
Lebt ihres Kleides Samt
In Falt' und Wogen
Um die Gestalt.

Als lauscht sie auf Gras,
Das im Spiegelglas wächst,
Scheint sie vom Spiegel
Weit fortgezogen.

Bis sie langsam vergißt
Und nicht mehr weiß,
Woher sie kam und wer sie ist.

Dann sinkt die Hand mit dem Spiegel lahm.
Sie sieht sich stumm
Errötend um,
Wie eine, die geheim gelogen.

Der Jungrosen Dorn

Als ob von Freude ein Regen fiel,
Ist jetzt an grünen Dornen
Der wilden Rosen Spiel.

Sie hängen an allen Wegen
Mit Lachen und leichtem Drängen,
Als ob verschämte Gedanken
Mädchen verlegen machen.

Aber der Jungrosen Dorn
Ist weich noch. Will er dein Blut,
Nimmt er's im Übermut,
Und lachend ist sein Zorn.

Der Regen wandert über den Fluß

Der Regen wandert über den Fluß,
Und Wasser durchs Wasser waten muß.
Es ist, als schwimmen die Ufer fort,
So triefend stehen die Berge dort.
Und Regen und Fluß durchs Land hingehen
Und können ihr eigenes Ende nicht sehen.
So wanderten Sehnsucht und Blut oft zusammen,
Und alle Ufer überschwammen.

Die Liebe lehrte den Blumen das Wandern

Es kam ein Strauß nach dem andern
Von Juniblumen ins Haus;
Die Liebe lehrte den Blumen das Wandern:
Kleeblüten, die stehen frühmorgens im Tau
Auf grünem Tanzplatz, wo auf den Zehen
Vorsichtig sich wiegt meine Herzensfrau.
Es kam auch ein klein Bündel Männertreue
Von einfacher schlichter weltferner Bläue.
Die hatte ein Dichter am Weg gesät,
So einer, der fleißig im Äther mäht.
Die Rispen sind blau aus der Höhe gesunken
Und leuchten wie Dichter von Bläue trunken.
Und ein Salbeistrauß von schwermütigem Blau.
So schwerblütig denkt sich der Dichter die Frau,
So würzig und kräftig aufs Erdreich gestellt,
Und überbietet an Bläue den Äther der Welt.

Der Mond, der ohne Wärme lacht

Drüben über dem Fluß in der Nacht
Schwimmen die Berge im mondigen Nebel.

Im Fluß, im Dunkeln, da funkeln sacht
Die hellen Wellen in grellen Kreisen.

Im Himmel steht, großes Feuer entfacht —
Der Mond, der ohne Wärme lacht,

Wie einer, den Liebe längst umgebracht.
Nun lebt er noch als Geist bedacht.

Der Kristall

Hab' einen Kristall mir gefunden.
Wie Frauen zum Spiegel sich biegen
Und über den Spiegeln gern liegen,
Entfliegen mir schauend die Stunden.
Seh in dem Kristall alle Zeiten,
Das Leben in Meilen und Breiten.
Kristall ist mein Herz, das sich klärte
Durch Liebe, die blind in ihm gärte.

Das Feuer will gebären

Mohnblumen rot umgehen,
Wie Feuerfahnen wehen.
Es trutzt des Stieres Horn,
Voll Brand ist jeder Dorn.

Am Himmel wogt ein Blitzen,
Ein Zünden und Verheeren.
Das Feuer will sich mehren
Und will nicht stille sitzen.

Die schwülen Wolken schwären,
Die Wolken um sich schlagen,
Und Feuersbrünste ragen —
Das Feuer will gebären.

Schimäre

Schimäre ritt im Sturm heut an das Haus;
Sie kam auf einem wilden Rasselwurm,
Der preßte einer ganzen Landschaft
Die fromme Sommerseele aus.

Als sie durch die geschloßnen Türen und die Wände ritt,
Hob sie das Haus auf ihre Hände und nahm es mit.
Schimäre trug es mit Gebraus in ferne Breiten,
Und auch in fremde ferne Zeiten trug sie mein Haus.
Wie eine Fähre schwamm es durch Jahrhunderte,
Und lachend sah ich drin mit meinem Lieb heraus,
Doch war nichts auf der Welt, nichts, was uns wunderte.

Stets sind Gespräche im Wald

Stets sind Gespräche im Wald:
Bald winkt dir ein Blatt,
Das dir etwas zu deuten hat.
Bald sitzt ein Käfer an deinem Ärmel und blinkt.
Sein Flügelein blitzt wie ein Liebesgedanke,
Der augenblicklich wieder versinkt.
Die Mücke singend ums Ohr dir schwebt,
Wie Sehnsucht, die vom Blute lebt,
Und dir von deinen Poren trinkt.
Wo der Wald sich lichtet,
Steht ungeschlachten Scheitholz geschichtet,
Weht Rindengeruch, der von Bränden dichtet.
Bleibt in den Kleidern dir lang' noch hocken,
Als will es dich in ein Feuer locken.

Im Tal geht die Straße der Dämmerung nach

Im Tal geht die Straße der Dämmerung nach,
Und Wolken und Bäume und Felder
Umfangen den Abend als stilles Gemach.
Der Mond steht hinter dem Laubwerk verhangen,
Wie ein golden Fenster, das aufgegangen;
Schräg oben an grünender Hügelwand
Steht das Fenster offen und leuchtet ins Land.
Das Gras sich sacht im Taue feuchtet,
Und durch das Dunkel, das laue,
Scheint ein Holunderbaum
Wie ein Geist ins Graue,
Als beschwört er ein Wunder.
Mit hellen Blüten gleißt er an des Weges Saum,
Am Weg, der in das Dunkel weist,
Ins Dunkel, wo mit dem Herz voll Rubinen
Die Liebste dich speist.

Leiden weinen ohne Tränen

Winter in der Brust,
Und durch argen Schnee
Müssen die Gedanken
Und durch Nebelblust,
Drinnen Krähen zanken.

Und doch stehen drunten
In den Sommerbeeten
Stolz die bunten Rosen,
Als ob nie und nimmer
Sie vergehen täten.

Winter in der Brust
Und der Sorgen Wust.
Muß vom toten Gestern
Blut mir borgen für das Morgen.
Tausend Nöte gähnen,
Und es meiden mich
Selbst des Trostes Schwestern —
Meine Leiden weinen ohne Tränen.

Leuchtkäfer ziehen durch die Juninacht

Wie Blicke, die ins Dunkel fliehen,
Ist dort im Abendlaub ein sacht Gefunkel —
Leuchtkäfer ziehen durch die Juninacht.

Ich möchte mich ins Gras hinknien
Still wie ein Schläfer, der die Welt vergißt
Und nur ein Traum bei hellen Blicken ist,
Von denen keiner dir am Tage lacht;
Die nur in vager Heimlichkeit entstehen
Und über schwüle Abendwiesen gehen,
Von einer heißen Nacht zur Welt gebracht.
Ich hab' zu jenen Blicken ein Gesicht erdacht
Von zager Schönheit, daß der Tag nicht wagt
Mehr aufzusehen, und allein die Nacht
Tastend mit sachten Lichtern sucht und fragt.

Zwei schwarze Raben

Zwei schwarze Raben streichen
Geduckt am Acker hin,
Ihr Flug ist wie voll Zeichen
Und voll geheimem Sinn,
Als wollten Dämonen entweichen.

Die Himmel plötzlich klopfen
Auf Steine und auf Staub,
Aus Wolken fallen Tropfen
Und blättern in dem Laub.

Wie finstre Tarnenkappen,
Drin eins versteckt sich hält,
Fällt Rab' um Rab' ins Feld.

Die Tropfen im Himmel stocken,
Die Raben hüpfen und hocken —
Lieb' und Hunger umlungern die Welt.

Jetzt ganz im stillen die Felder reifen

Nun beugen sich im Feld die Ähren,
Und junge Äpfel die Zweige beschweren,
Rote Kirschen sitzen im Baum und lachen;
Kannst Freude schmecken und 's Auge zumachen.

Jetzt ganz im stillen die Felder reifen,
Und Feld und Garten mit Früchten sich steifen.
Die Erde will in die Breite gehen,
Hat geliebt und kann keinen hungern sehen.

Das kranke Mädchen

Des jungen Mondes Spitze ist so schlank.
Wenn ich vor meiner Türe sitze,
Werd' ich von seinem Lichte krank.

Durchs offne Fenster kommt zur Juninacht
Heuduft ans Bett mir wie Gespenster
Und hat das Seufzen mitgebracht.

Der Mond ist weißer noch als Kreide —
Ich muß vor Angst die Finger falten —
Möcht' morgen meine Hände beide
Nur unter Rosenbäume halten.

Die Schwalben, die abends im Äther spielen

Die Schwalben, die abends im Äther spielen
Wie Pfeile, die in die Sonne zielen,
Die Schwalben, die freien und sehnsuchtschlanken,
Sind wie der Menschen verliebte Gedanken.

Die Schwalben, die abends im Äther spielen
Wie Wünsche, die nie noch zur Erde fielen,
Sind ruhlos wie Blicke der Liebeskranken,
Die Schwalben, die freien und sehnsuchtschlanken.

Durchs Korn gehn warme Gassen

Durchs Korn gehn warme Gassen,
Mohnblumen trunken drohen
Und feurig nach dir fassen.

Die Ähr' schwillt heiß und hager.
In Halmen, himmelhohen,
Baut uns die Lieb' ein Lager.

Wo Lerchen drüber stehen,
Wenn wir wie Kornbrand lohen,
Wie Mohn durchs Feuer gehen.

Waldbäume

In des Waldes grauen und grünen Hallen
Sind Stimmen, die aus der Höhe fallen,
Sind Sänger, die hoch in den Himmel sich strecken,
Waldbäume sind singende Recken.

Es leben dort Lieder in grünen Bänden,
Die Recken tragen die Lieder auf Händen.
Die Bände murmeln mit Blätterzungen
Von dem, was der Wald von der Liebe gesungen.

Wie Lippen, die nie stille stehen,
Die Lieder durch die Blätter gehen.
Und immer neuen Liedern winken
Waldbäume, bis ihre Blätter sinken.

Das Dunkel sitzt in den Toren

Zur Nachtzeit wachsen den Gassen,
Den Winkeln heimliche Ohren.
Das Dunkel steht gelassen
Und horchend unter Toren.

Denn was die Füße der Leute,
Die übers Pflaster klappern,
Am Tage schwätzen heute,
Das möchten die Steine plappern.

Dann hörst du Schritte um Ecken,
Und niemand kommt gegangen.
Es spielen da Schritte Verstecken,
Schritte, die längst verklangen.

Hörst einen hastig rennen,
Als möchte sein Leben sich sputen.
Du kannst sein Seufzen erkennen,
Als müßten die Füße ihm bluten.

Hörst leichte trippelnde Sohlen,
Die möchten gar nicht eilen;
Und schwere folgen verstohlen,
Mit ihnen das Pflaster zu teilen.

Das Dunkel sitzt in den Toren,
Und tote Schritte rauschen.
Das Dunkel ist voll Ohren
Und möchte vom Tag was erlauschen.

Die Lerchen schliefen schon im Feld

Die Sonne war wieder einmal am Ziel.
Wie ein Apfel, der golden ins Dunkel fiel,
So löste sie sich aus den Wolken los
Und sank den Hügeln in den Schoß.

Die Lerchen schliefen schon im Feld.
Wir gingen einsam durch die Welt
Mit Lippen und mit Wangen rot;
Die kannten weder Schlaf noch Tod.

Ein Vogel jählings schrie im Schlaf,
Sein Ruf uns beide schreckhaft traf,

Wie ein Gedank', der aufgewacht,
Einer, der Angst hat vor der Nacht.

Die Fledermaus, die kreuzte vorbei,
Und immer einsamer gingen wir zwei.
Der Wald und Acker schrumpften ein,
Und alles ward im Dunkel klein.

Wir fühlten plötzlich wunderbar,
Daß jeder Halm entschlummert war,
Und dachten beide darüber nach:
Warum bleibt stets die Sehnsucht wach?

Fledermäuse

Der Sommerabend mit Hell und Dunkel,
Mit Wolken wie ein geflecktes Fell
Und seinem unklaren Gemunkel
Steht wie auf Zehen auf einer Stell'.

Schnell über die Köpfe der Bäume gehen
Zwei Fledermäuse in irrem Kreise.
Sie flattern, als ob sie Gedanken mähen,
Die da vom Tag in den Lüften stehen.
Sie köpfen das, was ungesehen,
Was leise blieb und ungeschehen,
Und girren darum als irrender Dieb
Und umflirren, was tagsüber dunkel blieb.

Nenn' dich meine Wiesen

Möchte deinen Leib
Keinen Garten nennen,
Wo sich Blum' und Mensch
Nur vom Sehen kennen.
Möchte deinen Leib
Nennen meine Wiesen,
Wo Heilwurzeln würzig
Und Labkräutlein sprießen.

Winzig kleine Blüten,
Kaum sichtbar wie Sterne,
Hausen dort urwüchsig,
Wirken stark zur Ferne.
Darf mich dort zum Schlummer
In den Glücksklee legen,
Er vertreibt den Kummer.

Nie in einem Garten
Könnt' ich in den Beeten
Ruhen in den harten.
Nenn' dich meine Wiesen,
Wo mir Kraft und Freude
Herzerquickend sprießen.

Das Heu liegt tot am Wege

Das Heu liegt tot am Wege,
Wir gingen ohne zu sehen,
Und Amselsang im Gehege,
Wir hörten es kaum im Gehen.

Wir waren still wie Erde,
Wie zwei, die man begraben;
Unsere Seelen mit dunkler Gebärde
Durchzogen den Himmel wie Raben.

Ein Rudel kleiner Wolken

Ein Rudel kleiner Wolken
Schwimmt durch die Abendhelle,
Wie graue Fische im Meere
Durch eine blendende Welle.

Und Mückenscharen spielen
Im späten Winde rege,
Sie tanzen zierliche Tänze
Am warmen staubigen Wege.

Und zwischen Wolken und Erde,
Über die Bäume, die schlanken,
Ziehn auf der Straße zum Monde
Die uralten Liebesgedanken.

Die Krähe

Es stehen die Bäume wie Sommerlauben,
Die Gräser wehen, und über die Felder voll Ähren
Gehen die Scharen der wilden Tauben.
Zwei schwarze Krähen blähen ihr finster Gefieder
Und stürzen versteckt zum Acker nieder.
Es blühen dunkelrot Kleeblüten am Wege,
Die leiden nicht an Honig Not.
Am Himmel glüht sich die Sonne tot
Und backt die Ähre und sorgt fürs Brot.
Das Herz ist wie eine Sommertaube,
Es schwimmt überm Staube selig und träge.
Leicht wird's von der Leidenschaft hingestreckt
Wie von einer Krähe, die Taubenblut leckt.

Die Luft ist voll Kommen und Gehen

Die blühenden blauen Kornraden,
Sie fielen mit den Ähren;
Das Korn liegt still in Schwaden
Im Sonnenschein, im schweren.

Kaum ein paar kurze Wochen
Sind die Felder glühend zu sehen;
Gleich muß die Sense dann pochen,
Und Stoppeln bleiben kalt stehen.

Wenn Augenblicke erwarmen,
Fühlst ihren Atem kaum wehen,
Da entsinken sie schon unsern Armen —
Die Luft ist voll Kommen und Gehen.

Die Scharen von mächtigen Raben

Es fliegen im Abend tief über die Ähren
Die Scharen von mächtigen Raben
Wie Geheimnisse lautlos, die sich begraben,
Wie Gedanken, die sich im Zwielicht mehren.

Und es hängen die Ähren zum Straßengraben,
Als ob sie Sehnsucht nach Menschen haben.
Es steht noch ein Mäher im Klee im dunkeln;
Du hörst nicht die Sense, du siehst nur ein Funkeln.

Es huscht noch ein Vogel schnell in die Hecke,
Die Feldwege schlängeln sich hinter Verstecke.
Die Raben kreisen und machen Runden,
Tauchen unter und sind in der Erde verschwunden.

Der Mond ist wie eine feurige Ros'

Der Mond geht groß aus dem Abend hervor,
Steht über dem Schloß und dem Gartentor
Und läßt sanft glühend die Erde los.
Der Mond ist wie eine feurige Ros',
Die meine Liebste im Garten verlor.

Mein Schatten an den steinernen Wänden
Geht hinter mir wie ein dienender Mohr.
Ich werde den Mohren hinsenden,
Er hebe die Rose vorsichtig auf
Und bringe sie ihr in den dunklen Händen.

Nun scheint der Sommer immergrün

Nun scheint der Sommer immergrün,
Das ist ein Staub und ein Bemüh'n,
Als müßt er wiederkäuend bleiben.
So ganz robust ist jetzt sein Treiben
Und alle Bäume sich beleiben.

Sie sind wie bürgerliche Wichte,
Denen das Dicksein eine Ehre.
Als ob man täglich sich verpflichte,
Daß sich's Unendliche vermehre.

Doch Gott sei Dank, daß die Geschichte
Mit jedem Winter jäh sich wendet
Und sich das Dasein stolz verschwendet,
Und Leidenschaft nie satt verendet.
Daß Sonne wie Zigeunerblut
Alljährlich neue Torheit tut.
Und, in der Erde braunem Arm,
Die Engerlinge still und stumm
Schon träumen von dem Maigesumm,
Als nächster Maienkäferschwarm.

Das weiße Volk der Sommerwolken

Das weiße Volk der Sommerwolken
Steigt in den breiten Fensterrahmen.
Gestalten, die verhext wie aus Gehirnen kamen,
Und keine Hand kann sie mehr halten,
Sie wachsen über Bergen sich zusammen.
Wie ein dämonisch Schauspiel ist ihr Wandern,
Sie hängen wie auf blauer Bühne oben,
Sind Puppen, in den Händen eines andern
An Schnüren unsichtbar zum Spiel geschoben.
Sind Masken, die Gesichter wild verkappen.
Sind Blinde, die im blauen Dunkel tappen.
Gewänder, deren Falten mit Grimassen
Verborgne Leidenschaften ahnen lassen,
Mit weiten Gesten durch die Lüfte streichen.
Sind Komödianten, die im Liebesspiel erglühen
Und sind Tragöden, welche jäh erbleichen.
Als baut das Menschenherz sich Allgewalten
Ins Blau hinaus, sind Fäuste, die sich ballten.
Als sind da Flüche, die nicht mehr zu zähmen,
Heere von Wünschen, die Gestalten gern bekämen.

Und alle Wolken tragen helle Stirnen,
Sie stehen grübelnd oft auf einer Stelle
Und sind gedankenvoll im Weitergehen
Und suchen ihren Tod zur Tiefe wie die Welle.
Und neu steigt Wolk' um Wolke auf als Riese,
Als riefe sie ein Stichwort in das Blau.
Herein schiebt Landschaft sich und Bergkulisse
Hoch in den endlosen Theaterbau.
Schon viele Helden auf der Bühne fielen,
Doch niemand sah den Anfang, noch das Ende
Von jenen wolkengroßen Puppenspielen.
Jahrhunderte sie schon in Szene gehen;
Wir, welche zuschaun müssen, all' ergraun
Und sterben überm Sehen.

Der Regen scheint besessen

Ich hör' den Regen dreschen
Und übers Pflaster fegen.
Der Regen scheint besessen
Und will die Welt auffressen.

Ich muß mich näher legen
Ins Bett zu meiner Frauen.
Wird sich ihr Äuglein regen,
Kann ich ins Blaue schauen.

Die Wolken lehren dem Sommer das Fliegen

Naß liegen Kornfelder wie nasse Strohmatten,
Es ziehen die Wolken im Abend heim,
Wie Wälder, die durch die Lüfte fliehen,
Wälder voll Geister und Schatten.

Das korndürre Tal und den Fluß sie schauen,
Sie liegen am Himmel wie bei einem See.
Die Wolken lehren dem Sommer das Fliegen;
Viel Sommer sind schon in die Lüfte gestiegen,
Auf Wolken über die Auen.

Sie reiten wie die Toten vorüber,
Denen die Herzen starr stille stehen.
Doch die Lippen, die jungen sommerroten,
Küssen, werden die Tage auch trüber.

Das Blut bleibt still mir stehen

Gesträubte Bäume stehen mit hagern Zweigen,
Bestäubte Berge lagern am pechschwarzen Fluß.
Wolken gehen und steigen
Wie Feuer, Rauch und Ruß.

Im Wind eine Silberpappel
Muß ihre Blätter drehen,
Daß sie wie weiße Augen
Blind in das Chaos sehen.

Das Blut bleibt still mir stehen,
Es scheint, daß die Himmel zerreißen
Vor der Sehnsucht Wehen.

Dein Schatten im Feld

Von den Abendwolken empfangen
Stand die Sommersonne mit braunroten Wangen.
Und, als dürft' sie ein Opfer verlangen,
Sind Dörfer und Fernen in Rauch aufgegangen.

Du suchtest Blumen bei jedem Schritt,
Standest gebückt, als sammelst du Geld.
Der Ackerkrumen Kinder gingen gerne mit,
Und ich wurde selig dein Schatten im Feld.

Im Sommerwald

Im Sommerwald, wo sich die Blätter drücken,
Liegt Sonnenschein in kleinen Stücken,

Drinnen die Mücken schweben und rücken.
Ich muß mich unter die Stille bücken.
Vor den finstern Tannenlücken
Sah ich einen Schmetterling weiß wie einen Geist
aufzücken.
Der Wald riecht nach Kien und ist heiß.
Vielleicht hat hier ein Herz gebrannt, und nur der
Wald davon weiß.

Von Aug' zu Auge

Immer eilt Leben durch Stille und Tiefe,
Die Blicke der Menschen sind Depeschen und Briefe.
Sie kommen zu Haufen gelaufen,
Werden gelesen und müssen geschehen.
Alles, was geworden und gewesen,
Muß von Aug' zu Auge gehen.

Wie eine dumpfe Stube steht die Sommernacht

Die Dunkelheit hat alle Wege mit Toren zugemacht.
Wie eine dumpfe Stube steht die Sommernacht.
Die Sterne kommen still den Berg ganz nah herauf,
Manchmal da atmet tief ein Sternlicht auf.
Ein großer Baum streckt seine Krone himmelan,
Als ob die Nacht ihn weit fortrücken kann.
Doch alle Dinge sind nur wie die Schatten
Vom Tag und von Gedanken und von Taten.
Und alle Dinge sind stumm und verblichen,
Als wären sie verstohlen ausgewichen.
Sie alle haben nur verschwinden müssen,
Damit die scheuen Lippen sich finden und küssen.

Die Landstraß' im Abendwind

Wir gingen die Landstraß' im Abendwind,
Wo im Staub noch kräftige Hufspuren sind;

Wo am Tag der Weg war der keuchenden Pferde,
Wo Arbeit schritten und Mühe rings um die Erde.
Da gingen wir sorglos und lachten nur,
Und das Echo am Berg war unsere Spur.
Kommen morgen den Weg die Pferde gegangen,
Werden sie plötzlich inbrünstig zu wiehern anfangen.
Denn wo Liebe ging mit rechtem Genuß,
Gibt sie den andern vom Überfluß.

Schilfrohr

Es braust der Wind am Fluß entlang
Und biegt das Schilf auf seinem Gang.
Das lange Schilfrohr saust gewiegt
Und streckt sich, als ob es im Geiste fliegt.
Sieht aus, als ob's gewandert wär'
Und ging hinter Fluß und Wind einher.
Es schwätzt und zischelt und berichtet
Geschichten, die es aus Luft sich dichtet.
Und, fortgerissen vom eigenen Wort,
Steht's leidenschaftlich am Ufer dort,
Hoch aufgeschlossen Speer bei Speer
Wie der hastigen Wünsche schwankes Heer.
Es rasselt im Wind, als möcht' es fliehn
Und unglücklich wie ein verliebtes Kind
Und gedankenlos durch die Lüfte ziehn.

Wir irren durch die Felder

Es steht die Erde voll Ähren,
Die reich im Winde schwirren.
Wir irren durch die Felder,
Als ob sie endlos wären.

Und um des Himmels Säule
Rauchen leichthin die Wolken.
Wir müssen hart uns verbrauchen
Wie wegefurchende Gäule.

Ein Stern steht im Abend rotlohend
Über den gilbenden Feldern.
Es locken aufflackend zwei Silben —
Die Liebe heißpackend und drohend.

Die letzte Sonne sah uns ins Gesicht

Wir saßen am Feldrand und sahen ins Land,
Die Erde schien ausgestreckt wie eine schwielige Hand,
In ihren Runzeln und Hügeln ein Haus manchmal stand.
Die letzte Sonne sah uns ins Gesicht,
Sie färbte uns bräuner mit bronzenem Licht;
Wir wurden wie Köpfe, die man auf Münzen sticht.
Dann versanken die Bäume und wichen aus,
Die Felder verlöschten, es schwand Dorf und Haus,
Und die Mondsichel wuchs aus den Ähren heraus.
Es raschelt im Korn und knirscht noch ein Stein,
Es fielen noch Rufe ins Dunkel hinein, —
Dann durften wir Schulter an Schulter im Endlosen sein.

Drinnen im Strauß

Der Abendhimmel leuchtet wie ein Blumenstrauß,
Wie rosige Wicken und rosa Klee sehen die Wolken aus.
Den Strauß umschließen die grünen Bäume und Wiesen,
Und leicht schwebt über der goldenen Helle
Des Mondes Sichel wie eine silberne Libelle.
Die Menschen aber gehen versunken tief drinnen im Strauß,
Wie die Käfer trunken und finden nicht mehr heraus.

Die Vogelbeer'

Die Vogelbeer' hat sich rot hingehängt,
Die Vogelbeer', die aus dem Grün rot drängt.
Die roten Büschel im Blau und Grün
Sie wollen, sagt man, als Zeichen glühn,

Ein langer Winter soll es werden,
Ein langes Dunkel zum heimlichen Küssen auf Erden.

Luftgespinst

Ich fand ein rosiges Luftgespinst, einen Regenbogen
Wie einen Schleier hängen geblieben am Waldrand.
Als sei er um einen Busen geflogen mit Lust,
Durchschwimmen ihn zärtliche Farben einer Frauenbrust.
Er verklärt das Stoppelfeld und der Garben Stroh.
Es wär' zuviel Qual und immer dieselbe Leier auf
dieser Welt,
Machte nicht manchmal ein winkender Schleier den
Sehnenden froh.

Gesichte

Die Distel blüht jetzt und die Klette,
Und Staub fliegt mit dem Wind um die Wette.
Schwüle Gewitterwolken dunkeln,
Wie eine Blendlaterne muß die Sonne funkeln.

Sie wirft plötzlich Licht auf ein einzelnes Haus;
Das sticht wie gezeichnet aus der Masse heraus,
Wie einer, eh' er zusammenbricht
Und den Tod vorher sieht als zweites Gesicht.

So gehen Verliebte auch todestrunken
Und sehen Gesichte an jeder Stell'.
Die kommen und verschwinden schnell
Wie Gewitterlichte grell und versunken.

Mittaghitze

Weißer Staub muß die Mittaghitze tragen;
Weiße Gänse, die mit den Flügeln schlagen,
Erschrecken die Stille, sie will etwas sagen.

Weiße Schmetterlinge im Feld sich jagen,
Die weißen Kamillen am Weg sich nicht zu rühren
wagen,
Auch das Unkraut duftet voller Behagen, —
Es ist alles so liebessatt, und keiner hat was zu klagen.

Lieb' oder Tod ist die Losung im Blut

Über deinen Rotrosen am Sommerhut
Spielt ein Mückenschwarm voll verliebtem Übermut.
Die Rosen sind wie deiner Gedanken lichtlohe Glut,
Der wie ein brennender Schein über dir ruht.
Wild hinein stürzt sich der Mücken Mut
Und will verzehrt sein von der Feuerflut.
Manch Verliebter sucht Tod wie der Mücken Brut,
Und ist dem Sterben mehr als dem Leben gut,
Denn Lieb' oder Tod ist die Losung im Blut.

Der Mond muß zu dunkeln Bergen gehn

Wie Kohlen sehen die Nachtwolken aus,
Als habe der Mond verbrannt sein Haus;
Er tritt glühend über die Schwelle heraus.

Der Mond muß zu dunkeln Bergen gehn,
Er hängt über finstern Wäldern versunken,
Er muß sich rot im schwarzen Fluß besehn,
Als hab' ihm heimlich eine Hand gewunken.

Und Nachttau ist ins Gras gefallen,
Der Fluß und die Berge wollen sich kühlen,
Kein Wort will auf den Straßen mehr fallen;
Nur der Mond brennt dort wie der Liebe Fühlen.

Verliebte, die ganz verzaubert dastehn

Wir sahen Heidefelder von blauem Lein
Und lila Heidekraut im Waldgestein.

Und bei einer Eiche, die war uralt,
Sahen wir eine winzige Waldgestalt.
Ein rotes Eichhorn huschte flink herab,
Das uns Gedanken an verzauberte Menschen gab;
An Verliebte, die einsam wie Waldwesen sind
Und beschützter als wie im Mutterleib ein Kind;
Verliebte, die ganz verzaubert dastehn,
Bald als Eichhorn, bald als Heide sich sehn;
Die nie mehr erwachen aus ihrem Traum
Und tausendjährig sind wie ein Eichenbaum.

Ein Waldtal

Ein Waldtal mit grünen Blättern gefüllt
Steht dort unten von Weltferne dicht umhüllt.
Seine Buchen sind wie die verschleierten Bräute
Und kennen nicht morgen, nicht gestern, nicht heute.

Wie Quellen, die hell und verborgen schäumen,
Singen Burschen und Mädchen dort unter den Bäumen.
Und alles, was draußen verschwiegen stund,
Geht singend im Waldtal von Mund zu Mund.

Möchte rollend das Blut aller Verliebten sein

Ich möchte mir Freuden wie aus roten Steinbrüchen
brechen,
Möchte Brücken schlagen tief in die Wolken hinein;
Möchte mit Bergen sprechen wie Glocken in hohen
Türmen,
Wie Laubbäume ragen und mit den Frühlingen stürmen
Und wie ein dunkler Strom der Ufer Schattenwelt
tragen.
Fiel gern als Abenddunkel in alle Gassen hinein,
Drinnen Burschen die Mädchen suchen und fassen.
Möchte rollend das Blut aller Verliebten sein
Und von Liebe und Sehnsucht niemals verlassen.

Ein großer Nußbaum

Ein großer Nußbaum stand wie eine grüne Laube,
Ein Weg ging drunter hin im Staube,
Fern lag ein Dorf, ein Fluß mit Berggeländen.
Der große Baum hielt in den grünen Blätterhänden
Landschaften gleich wie farbige Gedanken,
Die bald voll Wolken standen, bald im Licht versanken.
Und du und ich, wir lehnten in dem Schatten
Und teilten mit dem Baum, was wir im Herzen hatten.

Im Wald der Boden von kalten Blättern

Im Wald der Boden von kalten Blättern
Ist voll Geschichten von alten Jahren.
Sie liegen im Waldbuch wie bronzene Lettern
Und reden wie Menschen mit greisen Haaren.
Sind Hände, die mitten im Sommer frieren,
Sind Tote auf blumenbekränzten Bahren,
Sind Worte, die sich im Winde verlieren;
Sind Schmetterlinge, gestorben in Scharen,
Verliebte Gedanken, die gingen und waren.

Die Eule und ich

Eine Eule hat herübergelacht über den Fluß,
Und es tanzte die Nacht erschreckt auf einem Fuß.
Die Fenstergardinen bewegten sich sacht,
Ein Schatten hat sich über meinen Rücken gestreckt.
Es hat mir der Eule Nachtgelächter die Haare wachsen
gemacht,
Als hätten frischgegrabene Gräber laut gelacht,
Als würde die ganze Erde unter Gewieher und Geheule
Zu einer mächtig dunklen Rieseneule.
Ihre Flügel waren das Finster draußen,
Und bei ihrem Sausen verdorrten die Flammen der
Kerzen.

Alle Schlafenden setzten sich auf in ihrem Bette,
Alle Träume und Liebesgedanken wurden Skelette
Und umtanzten die Eule mit Seufzen und Grausen.
Aber dann fiel es mir glücklich ein,
Daß auch die Eulenherzen nach Liebe schrein,
Sie fühlen wie Menschen der Sehnsucht Geheule.
Und Herzbruder wurde mir draußen die liebesbrünstige
Eule, –
So daß wir uns beide in gleichen Gedanken,
Die Eule und ich, in die Arme sanken.

Sonnenblumen

Sonnenblumen schauen über die Gartenmauer,
Wie in goldenen Hauben Gesichter von Frauen.
Sie sehen aus goldgelben Krausen heraus
Hochaufgerichtet wie zur ewigen Dauer;
Wie Riesinnen, die Wache bei den Lauben stehen,
Bei den Sommerlauben von hochroten Bohnenblüten.
Drinnen Tisch und Bänke und Gedanken nicht vom
Flecke gehen;
Wo die Worte sich hüten, und die Augen viel ge-
gestehen und groß aussehen
Wie die großgelben Blumen, die sich nach der Sonne
drehen,
Wie die Blumen, die goldene Räder werden an Wagen,
Die mit den Verliebten durch den Sommerhimmel jagen
Und eitel Liebeswünsche tragen.

Die Sonne macht mir die Wege blind

Die Hagebutt' hängt rot im Geheg,
Die Reben nicken im Morgenwind,
Geschwind huscht die Feldmaus über den Weg.
Die Sonne macht mir die Wege blind,
Daß sie dunkel wie Wege der Mäuse sind,
Damit ich in dein Herz hinfind
Und dort der blauen Ruhe pfleg'.

Die Sonne geht im grünen Grund,
Rundum sind die Wolken ihr Geleit.
Bald sitzt sie auf den Wiesen breit,
Trinkt bald am Fluß mit heißem Mund.
Sie wandert gern wie nur mein Blut,
Das immer wünscht und niemals ruht,
Dem Sehnsucht wohl und wehe tut.

Mainsand

Der Main kommt durch Weinhügel geschwommen,
Er kann im tiefen Sand kaum weiter kommen
Und spült feine Körner in gelbem Geriesel ans Land.

Manchmal muß das Wasser bei Sandhaufen stocken,
Es bleibt warmbrütend im Sonnenschein hocken
Und spielt wie eine Frauenhand mit dem glitzernden
Sand.

So nimm, Geliebte, die Lieder, die mir mein Blut
bewegen,
Ich will sie wie Mainsand weich auf deine Wege legen,
Wie Mainsand, den ich im Sonnenbrand braun und
feurig fand.

Am Morgen war der Fluß verschwunden

Am Morgen war der Fluß verschwunden,
Hab' nur eine Nebelmauer gefunden,
Die dicht bis an mein Fenster ging,
Als ob der Fluß im Himmel hing.

Hoch aus dem Nebel kam Gesang,
Am Bergufer gingen die Stimmen entlang,
Als ob sich Menschen der Erde entrücken
Und werden zu Riesen auf Nebelbrücken.

Und körperlos wie des Todes Auen
Tat der singende Nebel ins Fenster mir schauen.

Als ob die Welt im Tod verschwand,
Mein Haus nur einsam am Weltrand stand.
Da war kein Himmel, da war kein Land,
Nur die Liebste hielt mir noch warm meine Hand.

Das erste Herbstblatt

Das erste Herbstblatt leuchtet wie Blut,
Als ob verwundet im Strauch einer ruht.
Sein Blut von Blatt zu Blatt still tropft,
Sein Tod an alle Bäume klopft.

Die Sonne brennt so still und stumm,
Das rote Blatt geht drohend um,
Als müßte ein Mörder im Strauchwerk stehen
Und wild sein Blutdurst am Weg umgehen.
Und abends steigt der Rauch dann auf.
Als sei das Land ein Kehrichthauf',
So lastet am Fluß ein schwüler Dunst
Wie der letzte Atem der Sommerbrunst.

Die Schwärme wilder Dohlen

Es türmen sich Laubkronen in die Nacht,
Drinnen die Schwärme wilder Dohlen wohnen.
Als habe Baum bei Baum grell aufgelacht,
So sprangen plötzlich alle Vögel aus dem Traum;
Sie haben sich mit kreischendem Geschalle
Und langen Flügelschlägen aufgemacht.

Und ich bin drunten unterm Laub gegangen
Auf Wegen, finster wie von toten Kohlen,
Und meine Sehnsucht hat mit allen Dohlen
Zu schreien und zu schlagen angefangen. —
Doch meine Schuhe gingen mit mir weiter
Einförmig auf den angeklebten Sohlen.

In der grünen Stille

Nun sind wir draußen in der grünen Stille
Und gehen sonder Wille für uns hin.
Nur Blätter sprechen laut um uns mit Sausen.

Es jagt vor uns des Morgenwindes Brausen,
Und Baum und Blätter wollen mit ihm fliehn.
Er ist ein Reiter, einer von den Kühnen,
Und Schatten winken hinter ihm im Grünen.

Vom Haselstrauch und Eichenlaub umgeben
Sind stille Winkel, wo kein Lufthauch geht;
Wo man sich taub hinlegt vom lauten Leben,
Und wo das Gras voll Sommerwärme steht.

Die Meisen zirpen, und die Gräser raunen
Und warten auf den Tag und seine Launen.
Man starrt mit ihnen in den Morgenrauch, den blauen,
Und küßt und könnte überm Küssen gern ergrauen.

Es sitzt im blauen Mittag ein alter Mann

Es sitzt im blauen Mittag ein alter Mann, der nicht
mehr leben mag.
Seinen grauen Scheitel umgaukeln die Schmetterlinge.
Aber die Sonne und alles Grün im Hag erscheinen
ihm eitel,
Und seine Gedanken schaukeln wie die Schatten der
Dinge.

Es hängen gelbe Blätter in den Birken und gelbe
Halme im Rasen.
Kleine Bündel Wolken sind am Himmel wie Wolle
Und wirken Gewebe, die kann ein Gedanke umblasen.
Die Sonne blickt müd' und will nicht mehr grasen.
Der alte Mann wartet nur auf die Frau Holle,
Die ihn einschneien kann.
Und wenn er sich wieder jung geschlafen,
Kommt trällernd verliebt die Jungfer Mai heran.

Die Liebe kennt das Wörtlein „sterben" kaum

Nachtwinde umschauern die Fenster
Und dicken Mauern des Hauses.
Waldgipfel kauern drunten im Düstern.
Im Loch der Nacht lauern
Wie eines Raubtiers Nüstern — Todesgedanken.
Es ist, als ob die uralten Wände wanken.
Ein Käuzchen lockt mit Geschrei
Den Schauder der Sterbestunde herbei.
Sein Hilferuf gellt wie von einem, der sich die Stirn
zerschellt.
Waldblätter rasseln und Regen fällt,
Und still ist auf einmal wieder die Welt,
Als ob jemand die Atemzüge dir zählt.
Zu meiner Seite aus tiefen Kissen
Spricht die Liebste im Traum.
Ihr Traumwort hat allen Spuk mir zerrissen —
Die Liebe kennt das Wörtlein „sterben" kaum.

Gleich den Frauen lebt die Sonne ...

Gleich den Frauen lebt die Sonne vom Bewundern
und Vertrauen.
Sie kann Wetter einreißen, die sich drohend aufbauen.
Auf die regendunkle Erde scheint heute die Sonne,
Hält die Luft am Boden still und am Himmel der
Wolken Herde,
Weil sie sich lagern will wie ein sanftes Weib,
Das hineintritt mitten in einen Streit Leib an Leib
Und besänftigt der Männer drohende Gebärde.
Die Eichen rauschen nicht mehr und stehen gebändigt
umher.
Weiße Wolken hinter den Wipfeln hängen wie silberne
Helme dort,
Als legten die Männer die Rüstungen fort.
Da darf kein wütender Schatten mehr über die Gräser
jagen;

Alles atmet des Weibes Behagen.
Die Sonne geht warm herum
Und sieht sich nur nach den Herbstspinnen um,
Die ihre Netze zwischen den Ästen aufschlagen.

Eine kleine Maskenwelt

Im bescheidenen Gras lebt eine kleine Maskenwelt mit Behagen,
Marienkäfer, die auf den Flügeldecken Malereien wie bunte Gesichter tragen,
Kleine Käfer, die sich auf die höchsten Gräser wagen,
Und sich mit vielen Beinen redlich vorwärts plagen;
Kleine Halbkugeln, die nach ihrer andern Hälfte fragen.
Alle rennen und müssen sich ihre Liebe erjagen
Und tragen ihre winzigen Romane, ohne laut zu klagen.

Im Aug' eines Geiers

Herbstmorgen im dunstigen Land,
Umflortes Gras bis an der Erde Rand.
Es plärren die Raben ohn' Unterlaß,
Und die Sonne scheint wie Nebel naß.
Im Walde Baum an Baum sich lehnt.
Ein großer Geier kreist droben gedehnt.
Die Erde im Aug' eines Geiers oft ruht
Und verschenkt verliebt ihr Taubenblut.

Der rote Ast

Wie ein gläserner Stab, an den Feuer leckt,
Steht ein einzelner Ast rot ins Waldgrün gesteckt;
Im Abendwald hext er den Blick dir irr:
Waldmenschen erscheinen im Blattgewirr.
Rotsonne draußen am Waldessaum
Buhlt um die Nymphe in jedem Baum.

Sie bricht als trunkener Faun herein,
Schleppt einen Schlauch mit purpurnem Wein.
Waldnymphen den Wein mit Begierde trinken,
Und alle dem Faun in die Bocksarme sinken.
Der Faun aber, taumelnd vom Trunk entbrannt,
Hat sein Horn einer Nymphe ins Herz eingerannt.
Blutflecken färben den Waldboden braun,
Und zitternd sterben die Nymphen dem Faun. —
Dein Aug' den Wald nicht wiederkennt,
Solang im Wald der Ast rot brennt.

Das Dunkel griff uns um den Leib

Die Nacht am Fuß des Berges stand,
Jed' Blatt ward eine dunkle Hand,
Der Weg uns unter den Füßen schwand.

Auf Moos und Wurzeln klang hohl der Tritt,
Und hinter uns gingen bei jedem Schritt
Waldbäume in schweren Scharen mit.

Das Dunkel griff uns um den Leib,
Und Bäume, umschlungen wie Mann und Weib,
Sagten mit toten Gesten: „Bleib".

Die Wege wurden wie tiefe Schlünde,
Als ob man an offnen Gräbern stünde
Und jeder zu einem Sarg hinmünde.

Viele Fäuste haben geballt, gedroht,
Es war alle Liebe vom Tage tot,
Eng Blatt bei Blatt wuchs im Finstern die Not.

Als ob uns die Schritte verjagten und bannten,
Wir uns einander bald nicht mehr erkannten,
Stets fliehend vor Nacht durch Nacht wir rannten.

— So laufen wir alle ein ganzes Leben
Und können im Finstern die Hand uns kaum geben.
Nur ein Kuß kann uns manchmal das Dunkel heben.

Am Hausgiebel sitzen die Pfauen

Am Hausgiebel sitzen die Pfauen, die in den Abend schauen.
Der Berg denkt nach. Die Pfauen schreien vom Dach.

Der Wind kommt durch die Blätter herauf,
Er hebt verlorene Gedanken auf.
Vom Tag blieb noch ein rosiger Rest,
Die Nacht baut den Pfauen ein Nest.

Der Wind fegt über des Hauses Stufen,
Die Pfauen rufen noch einmal vom Dach.
Dann fällt das große Tor ins Schloß.
Die Hände schlafen in meinem Schoß,
Aber die Sehnsucht liegt mit den Hunden wach.

Es ist nicht der Wind, der die Bäume bewegt

Es bauschen sich Bäume am Morgenweg,
Es rauschen die Bäume so glückverheißend.
Sie haben Stimmen in ihren Stämmen,
Die sind nicht zu dämmen,
Des Lebens Wollust preisend.

Es ist nicht der Wind, der die Bäume bewegt,
Es ist die Erde, die sie erregt,
Die Erde will Luft.
Es dröhnt der Bäume holzige Brust,
Und aus der Wurzeln Gruft
Steigt in die Kronen die Liebeslust.
Die Bäume, die sonst mit der Erde schweigen,
Werden laute Schalmeien und Geigen.

Ein Pfauenfalter

Ein Pfauenfalter flog vor uns her
Mit blauen Augen im braunen Samt.
Als wären ihm die Schwingen vor Schwermut schwer.

Wenn er die Flügel zusammenklappt,
Ist er wie ein stiller Mönch verkappt,
Als wolle er andächtig sein
Und für die Armen beten,
In deren Brust sich ein Schmerz eingerammt,
Und für die Armen, die ihre Tränen zertreten.

Verherrlicht vom Morgen

Verherrlicht vom Morgen liegen Dörfer in Feldern und Fernen,
Biegen sich Berge mit Wäldern, als ob die Länder fliegen lernen.
So wiegen sich Gründe und Wiesen im blauenden Schatten und Schein,
Wie die Flügel von Riesen schwimmen grünende Matten in den Morgen hinein.
Nur die Windstimmen holen sie ein und die Sehnsucht allein.

Des Himmels Stuben weit offen stehen

Lieg' mit dem Kopf im Sommergras,
Dürrhalme stehen wie Gitter umher;
Die Grillen freien ohn' Unterlaß
Rings in dem strohernen Gräsermeer.
Die Halme tanzen dem Wind zu willen,
Mit tausend Liedern freien die Grillen.
Des Himmels Stuben weit offen stehen,
Wer liebt, der kann sich drin fliegen sehen.

Draußen im Äther weit und frei

Draußen im Äther weit und frei
Fliegt eine Taube am Fenster vorbei.
Drunten rauschen Blätter der Wälder;
Ich hör' einen Karren, der rollt durch die Felder,

Sonst singt nur Mittagstille in meinem Ohr,
Und mein Blut pocht wie der Klöppel am Tor.
Mein Blut, das mit dem Wind im Morgen lief,
Kommt einsam heim und atmet tief.

Steinnelken

Keine Blume will mehr blühen,
Gras und Blatt gern welken,
Nur rote Steinnelken glühen.

Wenn andere längst liebessatt,
Manch eine späte Blüte hat.
Spätnachmittagssonne drückt ihren Mund
Noch auf die Steinnelken in letzter Stund'.

Sie sitzen rot im dürren Gras
Als Schmuck zu Seiten der grasigen Straß'
Und staunen auf ihren Stielen
Wie späte Liebesblicke, die auf Steine fielen.

Nichts weiter wird geschehen

Die Fenster stehen sommerheiß
Und müssen den Stunden nachsehen,
Die draußen vorübergehen.
Der Stunden Füße sind leis'.

Durch die stillen Fenster im Haus
Sieht die Zeit herein und hinaus,
Und nur der Verliebte weiß:

Nichts weiter wird geschehen,
Wie die Zeiten sich auch drehen,
Alles Blut geht im Kreis,
Und rund um die Lieb' geht der Stunden Reis'.

Wo meine Sehnsucht tags saß und sang

Die Wege führen nicht mehr weiter,
Die Schatten werden immer breiter;
Die Berge dunkel zum Erdrand sich senken,
Und alle Gräser lernen zu denken.

Das Licht wird gelb, und der Nebel wankt;
Schlaftrunken mein Blut dem Tage dankt.
Die Bank, die am Morgen ein sonniges Brett,
Lass' ich der Nacht als Schattenbett.
Wo meine Sehnsucht tags saß und sang,
Sing' noch mein Schatten nächtelang.

Komm heim

Komm heim, komm heim, ich kann's nicht erwarten,
Schon schließt der Abend die Blumen im Garten,
Schon wird der Boden zu Füßen mir rot,
Die letzte Flamme der Sonne verloht.
Die Bäume erschrecken, der Wind geht nach Haus,
Meine Gedanken strecken sich nach dir aus.

Die Mondsichel

Wie ein zartes golden geschmücktes Ohr
Schiebt sich die Mondsichel hell hervor.
Geht durch die Bäume den Waldweg entlang,
Erlauscht alle Sehnsucht auf ihrem Gang.
Bleibt hinter den Blättern als Horcher stehen,
Muß jedem, der kommt, zur Seite gehen.
Sie gleitet nach dir von Baum zu Baum,
Sie horcht dich aus und folgt dir ins Haus
Und lauscht noch an deines Bettuchs Saum.

Die bunten Astern

Die bunten Astern sind wie ein Regenbogen
In den nassen Garten eingezogen,
Wie Gesichter, die schon etwas frieren.
Die großen Äpfel an den Spalieren,
Die hängen wie trutzige Köpfe dort;
Bald trägt sie mein Schatz in der Schürze fort.
Der Morgen ist kalt, und die Blätter sind alt;
Bald hat die Nacht ständig die Obergewalt.
Und wenn die Astern den Garten verlassen,
Wird der Winter die Menschen anfassen.
Trag jeder seinen Garten beizeiten ins Haus,
Bei einem Schatz geht der Sommer nicht aus.

Ein jedes Blatt zur Erde will

Es liegt ein Nebel im Morgen wie Schnee,
Er tut den Blättern an den Birken weh.
Sie fallen gelb und flattern still,
Ein jedes Blatt zur Erde will.

Wir gehen hinter flatternden Blättern drein,
Sie fliegen ins Unbekannte hinein.
So folg' ich blindlings, Liebste, deinem Schritt —
O, nimm mich auch einst zum Sterben mit.

Die Dörfer rauchen in der Runde

Über die Felder geht Dämmerstunde,
Die Dörfer rauchen in der Runde.
Der Rauch zieht lange graue Straßen,
Auf denen Gestalten die Hütten verlassen,
Gestalten, die sich durch die Dämmerung tasten.
Sie schleppen schwere plumpe Lasten.
Der Rauch trägt vom Dach fort der Bauern Sorgen,
Und sorglos liebt jeder im Haus bis zum Morgen.

Nachtfalter

Nachtfalter kommen verloren
Wie Gedanken, aus dem Dunkel geboren,
Sie müssen dem Tag aus dem Wege gehen
Und kommen zum Fenster, um hellzusehen.
Und in die Nachtstille versunken
Flattern sie zuckend und trunken,
Sie haben nie Sonne, nie Honig genossen,
Die Blumen alle sind ihnen verschlossen.
Nur wo bei Lampen die Sehnsucht wacht,
Verliebte sich grämen in schlafloser Nacht,
Da stürzen sie in das Licht, sich zu wärmen,
In das Licht, das Tränen bescheint und Härmen;
Die Falter der Nacht, die Sonne nie kennen,
Sie müssen an den Lampen der Sehnsucht verbrennen.

Im Gras stecken Herbstzeitlosen

Im Gras stecken Herbstzeitlosen
Aus der Sumpferde geschossen
Und vom Wind umgestoßen.

Das Gras steht vom Regen gewaschen,
Und gleich wie Zettel aus allen Taschen
Flattern die Herbstblätter, die raschen.

Die Sonne muß sich genügen;
Wolken, wie Frauen in langen Zügen,
Schleppen Nebel in weißen Krügen.

Du pflücktest am Waldrand die letzte Blum',
Sie sang das letzte Wort vom Liebesruhm,
Sie, die letzte Dichterin aus des Sommers Königtum.

Zwischen Bleiben und Scheiden ist die Lust stets gestellt

Herbsthimmel kommt an den Berg geflossen,
Er ist wie blaues Öl kühl ausgegossen,

Herbstsonne glättet Weinhügel und Land,
Ferne Berge zerschmelzen wie Wachs in der Hand.
Die Grillen zirpen in Ewigkeit,
Im Rasen summt noch die Sommerzeit.
Doch den Bäumen hängen zwei Wesen jetzt an:
Von der Südseit' der Sommer nicht weichen kann,
Und vom Norden rauscht schon ein tötender Wind,
Wie Nachtreste kalt alle Baumschatten sind.
Mit deiner einen Wange die Sonne noch scherzt,
Auf der andern schon die Winternacht schmerzt.
Zwischen Bleiben und Scheiden ist die Lust stets gestellt,
Die eine Hand die Liebste herzt,
Die andre Hand schon die Türklinke hält.

Im Weinberg

Ich hör' eine Hacke im Weinberg schlagen,
Ein Weib steht bei Reben und muß sich plagen,
Sie muß sich bücken und dehmütig sein
Für jeden Becher vom kommenden Wein.

Und Häher, die in den Bäumen krächzen,
Von weitem nach den Beeren lechzen.
Sie huschen scheu nach den Reben in Eil
Und stehlen sich im Flug ihr Teil.

So nimm auch die Liebe so, wie sie sich findet!
Der eine sich vor Sehnsucht schindet,
Der andere stiehlt sich das Best,
Und jedem ist seine Art ein Fest.

Ein wolkenloser Nachmittag

Ein wolkenloser Nachmittag steht blau im Kleid bei Birken,
Die Winde lebendig auf herbstlicher Heid' wie an flinken Webstühlen wirken.

Die Sonne steckt auf den Birkenbäumen
Wie die Flamme auf schneeweißen Kerzen;
Die Winde jagen und sind nicht zu zäumen,
Wie Geister, die 's Leben verscherzen.
Hell hinter den Birken liegt steinern ein Haus,
Wo meine Liebste sich schmückt;
Die Sehnsucht springt meinen Füßen voraus,
Bis sie unter den Fenstern sich bückt.
Die Liebste steht licht wie die Birke und lacht
Und singt mir ein süßes Willkommen;
Das hat meine Knochen erzittern gemacht
Und hat mir die Zunge benommen.
Doch habe ich schnell mir ein Herz gefaßt
Und hieß alle Wehmut verschwinden.
Bin jetzt meiner Liebsten allfröhlichster Gast,
Ich ließ meine Sehnsucht den Winden.

Raupe und Schmetterling

Es kriecht im Gras eine Raupe fürbaß,
Und neben ihr ein Schmetterling fliegt.
Die Raupe eilfertig sich krümmt und biegt,
Der Schmetterling tanzt auf luftiger Straß'.

Grashalme wollen erklettert sein
Von jedem kriechenden Raupenbein.
Der Schmetterling wiegt sich über den Dingen,
Wie Wünsche, die flink den Tod überspringen;

Wie Gedanken der Liebsten, die mich begleiten,
Fortflüchtend spielend aus irdischen Zeiten,
Gedanken, die schnell voraus schon eilen
Den Worten auf geschriebenen Zeilen.

Einen Riesen als Begleiter

Wenn die Abendsonne in die scharlachroten Hagebutten fällt,
Und die Birke ihren weißen Stamm an das letzte Licht hinhält,

Und die Menschen einen langen Schatten, einen Riesen
als Begleiter haben,
Sticht die Sehnsucht ihren Spaten in die Stille
Und fängt langsam an zu graben.
Alle Herbstzeitlosen haben sich geschlossen,
Und die Sehnsucht kommt aus allen Wäldern
Dunkler als die Eichengalle hergeflossen.

Die letzte Wärme

Die letzte Wärme kommt aus den Wegen mit des
Tages Geruch,
Die Nebel sich blind um die Sonne legen wie ein
dumpfes Tuch,
Und es schließt sich die Ferne für alle Augen wie ein
verstaubtes Buch.
Nur ein Gedanke bleibt stets aufgeschlagen
Auf deinen Lippen, die nach der Liebsten fragen.

Das goldene Mondstück

Über den großen Erdacker steigt der volle Mond in
großer Pracht,
An einem Birkenzweig blinkt der erste Stern der jungen
Nacht.
Alle Büsche verschwanden schon, und das Dunkel
wurde dicht,
Jetzt wird jedes Blatt wieder licht und ein Spiegel
für des Mondes Gesicht.
Graue Hasen schlüpfen wie Zwerge über das Ackerfeld,
Der Himmel glänzt grün wie durchsichtig gläserne Berge,
Und das goldene Mondstück ist des Verliebten goldenes
Taschengeld.

So mürb wird jedes Blatt

Der Rasen steht ganz zertreten,
Das Laub ist nicht mehr zu retten.

Als ob einer ein Buch zerlesen hat,
So mürb wird jedes Blatt.
Die grüne Welt jetzt verschwinden muß,
Die Sonne sonst heiter erstickt im Nebel,
Im Wald fällt Schuß um Schuß.
O Herz, du alter Hebel,
Du allein lebst rastlos weiter
Und schaffst dir aus Liebe und Tod Genuß.

Doch wer bei der Liebsten erntet

Nun kommen die Leute mit langen Stangen,
Als wollten sie die Sonne vom Himmel langen,
Und der gute Nußbaum muß es ertragen,
Daß sie die Nüsse ihm aus den Armen schlagen.

Auch Leitern sind in die Zwetschgenbäume gestellt,
Als gingen sie hinauf in eine jenseitige Welt,
Als wollten sie das Blau vom Himmel greifen,
Dort wo die blauen, süßen Zwetschgen reifen.

Doch wer bei der Liebsten erntet, der steigt nicht weiter,
Der steht auf höchster Sprosse der Himmelsleiter,
Der braucht nicht mit Stangen in die Luft zu hauen,
Dem fällt 's Liebste in den Arm beim bloßen Hinschauen.

Brandgelbe Nebel

Brandgelbe Nebel den Vollmond umziehen,
Als habe der Mond wild Feuer gespien,
Als hab' er ein Loch in den Himmel gebrannt,
Als käm' er mit Fackeln toll angerannt;
Als käm' er mit brennendem Mund gesprungen
Und rufe von weitem mit brennenden Zungen,
Als wälze er Sehnen und Glut in eine Gruft
Und über dem Grab brennt noch wütend die Luft.

Im versinkenden herbstlichen Hage

Wir sahnen im Herbstabend der Sonne Launen nach,
Unter den hellen gelben Akazien,
Unter den roten und braunen Platanen.
Die schauen vom glasblauen Himmel
Wie voll Kerzenglanz Zelt bei Zelt und wie bekränzte
Altanen,
Als hält der Sommerkönig, angekommen bei seinen
Ahnen,
Gelage, wo in den Bäumen Lampen glimmen.
Die Sonne ist untergegangen, aber alle Bäume schwimmen
Wie im grellen, sommerhellen Nachmittage
Und stehen wie gelbe Fackeln an den abendblauen
Schwellen.

Im versinkenden herbstlichen Hage
Scheinen die Blätter wie erleuchtete Fenster,
An denen die alten goldgelben Sommertage stehen
Mit goldenen Kronen wie festliche Gespenster
Und mit goldenen Kleidern, die mit ihnen in nichts zer-
gehen.

Die weißen Nebel

Die weißen Nebel umschwimmen den Morgenwald.
Der Wald, der sonst in Felder schaut,
Steht wie ein finster Haus aus Luft gebaut.

Die Blätter schleppen noch Tropfen und Grau,
Es regnet Nebel und regnet Tau.
Die Nebel umwaschen den Waldesrand,
Jedes Blatt wird eine gebadete Hand.

Gerade und senkrecht stehen die Eichen,
Die dem Morgen die eisernen Hände reichen.
Es öffnet der Morgen die Waldtore breit,
Und alle Wege sind sicher und weit.

Hell sieht dein Auge die Ferne kommen,
Dein Blut hat frischen Schritt genommen.
Und der Morgen geht dir durch den Leib,
Als wär' er die Sehnsucht von einem Weib.

Holzflöße

Es sind Holzflöße den Fluß herabgekommen,
Die sind über die Spiegelbilder der Ufer geschwommen.
Es sind tote Wälder, die den Fluß hinabgleiten,
Schiffshölzer, die bald in die Salzmeere reiten,
Tote Leiber, um die einst grüne Kleider gehangen,
Über deren Falten die Sonne streichelnd gegangen.
In ihren Brüsten sangen die Vogelscharen,
Und ihre Brüste voll singender Seufzer waren.
Stumm schwimmen sie weiter, die hölzernen Leichen,
Bald werden sie die bitteren Meere erreichen,
Wo sie wie Geister durch Unendlichkeit jagen
Und die Sehnsucht rund um die Erde tragen.

Die rote Maske

Der Mond kam der Nacht heißrot entgegen,
Schien trunken von Wollust und verwegen,
Wie einer, dem das Blut stieg zu Kopf,
Wie ein wilder, sehnsüchtiger Tropf.

Die Nacht wär' dem Roten gern ausgewichen,
Schwer schwankend kam er durchs Feld gestrichen;
Doch als sie genau sah, war's tot und kalt
Nur eine rotgeschminkte Gestalt.

Der Mond war Hanswurst und wurde verlegen,
War nicht wollüstig und nicht verwegen,
Es fiel ihm die rote Maske ins Gras,
Darunter die tote Sehnsucht saß.

Ein kahler Schädel mit eisigen Wangen
Ist bleich an der Nacht vorübergegangen;
Die Lippen erfroren, die Augen blind,
So trug ihn fort der Morgenwind.

Und nichts will bleiben

Herbstblätter treiben im dunkeln Fluß,
Und nichts will bleiben.

Wie der Wind und das Wetter
Jedes kleinste Blatt jetzt hinziehen muß.

Der Himmel ist wie ein blauer Grund,
Und ich spränge gern in seine tiefe Gruft,
In seinen lachenden klaren Schlund,
Wüßt' ich, daß der Liebsten Mund mich dort ruft.

Die Sonne schleicht sich um des Berges Ecke

Es flog mir ein Spinnwebenfaden um das Gesicht,
Als zog er eine Schlinge um meinen Weg,
Als ob an einem Faden noch die Seele aller Sommer-
dinge
Am Leben hinge, eh' die Welt zerbricht.

Die roten Bäume prunken wie mit rotem Blut,
Und jeder Strauch lebensunbändig grell wie Feuer tut.
Und doch ist's Laub schon halb versunken
Wie schwarze Galle und wie purpurn Fleisch, das auf
dem Schlachtfeld ruht

Die Sonne schleicht sich um des Berges Ecke
Und gleitet unter nasser Blätter Decke.
Doch einer, der da liebt, im Regen steht,
Und weiß nicht, daß die Welt um ihn vergeht.

Das Laub verkrümelt

Der Himmel ist still eine Sterbehalle,
Das Laub verkrümelt, der Busch wird zur Kralle.
Die Nebel herrschen durch alle Räume,
Verstümmelt stehen zerrissene Bäume.

Der Nebel räuchert die Weinbergpfade,
Und es deucht mir der Berg eine Totenlade.
Die Blattgesichter hell und feucht
Sind wie wächsener Lichter matt Geleucht.

Die Füße mir lautlos ins Graue gehen,
Als wäre die Welt nicht vor Tränen zu sehen.
Von der Liebe ich kaum noch zu singen getraue,
Wenn ich das Elend des Herbstes beschaue.

Von meiner Liebe ich kaum noch zu singen wage,
Als ob ich Gelächter ins Totenhaus trage.
Und doch dampft die Wollust aus mir heraus
Und stampft wie ein Hirsch in den Nebel hinaus.

Weltspuk

Lieder der Vergänglichkeit

Sommerelegie

Jeder kommt einmal zu der Erde Rand,
Wo das Land aufhört, Wirklichkeit und Zahl,
Zur Versenkung, drinnen Jahr um Jahr verschwand;
Wo kein Wegmal und auch keine Wahl
Zwischen Nacht und Sonnenstrahl,
Zwischen Berg und Tal.

Sieh, das Sommergrün steht schon grob und groß,
Manche Ranke, derb und kühn, in den Himmel schoß,
Zuchtlos brüsten sich Unkraut und Gedanke.
Berge Laub sind aufgebaut, Wachstum ohne Schranke,
Als bringt nichts sie um, die sich aufgerafft vom Staube;
Strotzend gafft der Baum aus der Blätterhaube.

Gib mir deine Hand, dran die Adern blauen,
Deine Hand,
Die ich nicht am Wege blindlings fand;
Deine Augen,
Die auf Augenblicke wie goldsuchend schauen
Und zum Sand. —
Gleich sind aller Dinge Endgeschicke,
Aller, welche sich zu leben trauen.

Die Jahre

Wie die fortgeworfenen Schalen von Nüssen,
Wertlos und einsam, machen die Zahlen,
Die von allen Jahren den Menschen bleiben müssen,
In alten Blicken, den stillen und kahlen,
Liegen die toten Jahre in Scharen,
Die niemals aus dem Blut dir gefahren,

Die in dir sich begraben wie in einem Spind
Und dort wie mottenzerfressene Gewänder sind.
Sie rascheln Tag und Nacht bei dir allein,
Und nie mehr kann es um dich stille sein.
Du sehnst den Tod und möchtest vom Frieden nur einen Happen.
Der Tod ist wie ein neues Kleid vor deinen alten Jahreslappen.
Schon gehen dir täglich viel Freunde im Tod verklärt um,
Und die lebenden sind nie zu dir so zärtlich stumm.
Da ist kein Stuhl drinnen im ganzen Hause mehr,
Wo du sitzen könntest. Kein Stuhl ist von den Toten leer.
Aber die Lebenden, die jungen, die noch lärmen,
Sehen nichts als Durst und Hunger in den eigenen Därmen.
Sie sind dir toter noch in ihrer Gebärde
Als die Gräber mit ihrer hohen Hügelerde.
Du kannst nicht lachen laut, weil die toten Jahre lächelnd schweigen.
Weinst auch nicht, weil die toten Jahre keine Rührung zeigen.
Deine Hände reichst du nicht gern, sie sind fleischlos und milde,
Und nur deine Augen folgen überall, wie die Augen von einem Bilde.
Während die andern um Lampen sitzen in der Sommernacht,
Hat dir keine Lampe Licht in die Kammern deiner Jahre gebracht;
Und wie unter einem dunklen Baum stehst du verschwunden,
Und kein neuer Wein im Glas kann dir wie die alten Weinjahre munden.
Das Haus, das dich überlebt, sieht hoch zur geräumigen Nacht,
Doch du findest es fremd, seit du weißt, daß es nur für Lebende gemacht.
Seit die Jahre und die Toten dich fortziehen von Giebel und Tor,

Kommt dir das Haus wie ein Wirtshaus lärmend und kaltblütig vor.
Und nur die Jahre, die dich zu den Toten langsam führen,
Mußt du zuletzt noch als die besten Freunde spüren.

Rote Rosen

Du hast deine Hand noch nicht auf die Türklinke gelegt,
Als dir durchs Türbrett der Rosen Brand schon entgegenschlägt.
Die Rosen sind deinem Herzen näher als manches Wort,
Sie geben ihr Glück in die Luft und halten doch vornehm das Prahlen zurück.
Der Rose Seele will sich sanft zu dir setzen,
Deine Augen haben und deinem Blut von Seligkeit schwätzen.
Wer sie vor seinen Türen in kleinen menschengroßen Bäumen pflegt,
Dem hat sich das Glück quer über die Schwelle gelegt;
Denn die roten Rosen, die können für dich küren,
Sie locken dir die Liebste durch verschlossene Türen.

Und einmal steht das Herz am Wege still

Häuser und Mauern, welche die Menschen überdauern,
Bäume und Hecken, die sich über viele Menschenalter strecken,
Dunkel und Sternenheer, in unendlich geduldiger Wiederkehr,
Kamen mir auf den Hügelwegen in der Sommernacht entgegen.
Nach der Farbe von meinen Haaren, bin ich noch der wie vor Jahren,
Nach meiner Sprache Klang und an meinem Gang
Kennen mich die Gelände und im Hohlweg die Felsenwände.
Viele Wünsche sind vergangen, die wie Sterne unerreichbar hangen,

Und einmal steht das Herz am Wege still,
Weil es endlich nichts mehr wünschen will.

Der Welt Gesicht sind aller Welt Gesichter

Die Welt hat kein Gesicht von greifbarer Gestalt.
Vor einem Kind malt sie sich stolz und wie ein Held,
Vor einem Greise ohne Durst, wie tausendjährig Holz so alt,
Den Dummen quält die Welt stets kopfgestellt.
Dem Kühlen und dem Stummen ist sie kalt versteint,
Die Schwachen fühlen sich als Tränensack, der greint.
Dem Trotzigen ist sie voll Mühlen, gegen die er ficht,
Dem Gütigen stets wohlgemeint voll Schwergewicht,
Dem Richter ist sie ewiges Weltgericht.
Ein unwirklich und tief Gedicht ist sie dem Dichter,
Verliebten lieblos oder voller Liebe;
Der Welt Gesicht sind aller Welt Gesichter.

Sieben Gespenster und die Zeit

Es gehen die Uhren ihren Weg ohne Spuren.
Da hocken sie oben in ihren Türmen bei Sonne und Stürmen
Und kauen immer die Stundenbrocken,
Und haben immer bis Mitternacht
Und nicht weiter den Weg gemacht.
Sie haben die Zeit dort oben
Um keine Spanne verschoben,
Sie wollen nur täglich die Stunde erreichen,
Wo über die Wege die Eulen streichen.

Seit hundert Jahren geht auf Rädern ein Karren
Auf der Landstraße abends, einförmig mit Knarren.
Den Einsamen triffst du in allen Ländern,
Nie wird er den knarrenden Gang verändern.
Der Karren ist niemands Gut noch Habe,
Er fährt am Abend die Zeit zu Grabe.

Auch hallt tagtäglich im Wald ein Beil,
Du hörst es, und wirst du auch hundert alt,
Beilschlag um Beilschlag kurz aufschallt,
Doch stehen die Wälder stets grad und heil.
Das Beil aber gellt, als ob es Schicksale fällt, —
Tief im Wald hat die Zeit ihr Schafott aufgestellt.

In den Gassen um Mitternacht stöhnt oft ein Hund.
Der öffnet wie's Grab seinen jammernden Schlund.
Und fallen beim sinkenden Mond Eulen herab in die
Straß',
Hörst du ihn heulen, ihn, der die Schmerzen der Zeit
in sich fraß.

Auch ist in den Mauern um Mitternacht
Ein helles Fenster, das immer wacht,
Das geheime Zeichen ins Dunkel macht.
Und selbst die Zeit muß davor entweichen,
Wo mit langem Docht eine Kerze weht,
Bei Gedanken, die nie zu End gedacht.

Und ist ein dunkles Fenster daneben,
Wo die Nacht auch am Tag nie mehr vergeht;
Wo die Scheiben verfinstert als Abgrund leben,
Und wo jede Stunde als Blinde steht.

Und du findest auf jüngstem Haupt, in jedem Jahr,
Ein einzelnes totes, schneeweißes Haar;
Stets geht ein Gedanke voraus der Zeit,
Stets an einem Haar hält dich die Ewigkeit.

Und alle, das helle und dunkle Fenster,
Die Uhren, der Karren, Beil, Hund und Haar,
Sie verfolgen den Menschen als sieben Gespenster
Und leben wie Jahreszeiten im Jahr.

Oben am Berg

Kein Baum glänzte im Abend mehr, alle Blätter löschten
aus,
Ein paar Stimmen im Feld gingen nebenher, sprachen
vom Wetter und zogen nach Haus.

Oben am Berg, auf einem offenen Acker frisch gepflügt,
Stand ein Leiterwagen und war schwarz an den gelb-
lichen Himmel gefügt.
Drinnen im Wagen, rot wie ein Rostklumpen, die
Sonne als Fracht.
Ein Bauer hat mit der Peitsche laut geschlagen, die
Deichsel hat gekracht,
Zwei Gäule haben angezogen und führen die Sonne
in die Nacht.

Tragödie des Sonnenuntergangs

Wie wenn ein Klöppel am Metall tönend zerbricht,
Ist in dem Abendlicht ein schmerzlich großer Schall.
Als ob sich einer mit dem flinken Stahl ersticht,
Hörst du beim stumpfen Sonnensinken von einem Leib
den dumpfen Fall.
Hochsommer, der am Wege sitzt, gleich wie ein frucht-
bar Weib,
Wird für Sekunden alt, wie zum Erschrecken,
Und unecht, schmal und ohne Silben.
Und kann die Blätter an den Hecken nicht aufrechthalten,
Sie zittern, gilben fahl und strecken herbstlich sich in
Falten.
Giftgrün und ein zerrüttet Gelb sprühn aus dem Laub.
Die Augen schaudern dir, dein Ohr wird wehrlos taub,
Die Schritte zaudern vor dem nächsten Schritt,
Dein eigner Schatten wuchs empor und füllt die Rasen-
matten,
Wie jemand, der vor dir schnell hinter Schloß und
Riegel tritt,
Und geht nicht mehr mit deinen Füßen mit.
Denn jener Klang, mit dem die Sonne fällt,
Löst alle Mauern zu Ruinen auf bei seinem Gang,
Wirft Bäume, Menschen, Häuser, Tiere über Hauf
Und wuchert wirr im Plumpen, wie Efeu und wie
Ginster mit Gewalt.
Und nur verliebtes zähes Blut im Herz geht nicht im
Finster irr
Und macht auch vor dem Klumpen Nacht nicht halt.

Die Stunde stirbt wie in dem Wind die Frucht

Es rollen die Äpfel dir vor die Füße am Weg,
Augustwind bläst mit vollen, warmen Backen,
Die Ähren stehen struppig, gelb und träg,
Und Wolken wandern, wie Berge mit gläsernen Zacken.
Mein Haus liegt dort unter den gläsernen Bergen
Und atmet Menschen ein und atmet Menschen aus.
Tage wie Riesen, Tage gleich den Zwergen
Trafen sich oft um Mitternacht am Haus.
Des Windes Fahne rauscht am Dach vorüber,
Die Sommerstund' enteilt auf blauem Kahne,
Die Gläserberge werden matt und trüber,
Und keine Stunde, ob ich sie auch mahne,
Stillt ganz der Sehnsucht ewige Lebenswunde.
Die Stunde stirbt, wie in dem Wind die Frucht,
Und wenn nicht Liebe sie vertraut umwirbt,
Die Stunde, wie der Apfel an dem Weg, verdirbt.

Auf grünem Rasen

Frühsonne geht im Blauen, wie eine goldne Fee,
Will über die Schultern der Bäume schauen.
Die Schmetterlinge jagen sich über Baum und Klee,
Und Wolken lassen sich tragen
Hin über die blauen Gassen,
Wie Damen in seidenen Wagen.
Du und ich auf grünem Rasen,
Wie am Grund von einem See,
Sitzen verwunschen und weltverlassen,
Und wenn wir uns einsam umfassen,
Wissen wir aller Freude und Weh.

Morgenröte

Geliebte,
Auf kupfernen Wegstreifen
Kam heute der Morgen gezogen.
Du sahst seine Pferde ausgreifen,

Die rot der Sonne vorflogen
Mit scharlachnen Mähnen und Schweifen.

Sie setzten in Brand die Brücke,
Haben Feuer auf Berge geschrieben.
Flußwellen wie Fackeln hintrieben
Und Fenster wurden Goldstücke —
Daß sich deine Wimper entzücke,
Die Augen dir glänzend blieben,
Und dich noch fortrücke der Tag,
Wie es nur Nacht und Liebe vermag.

Deine Hände

Ich fühle deine Hände im Haus,
Sie gehen wie Blut durch alle Wände
Und teilen ihre Wärme aus.

Sie bereiten mitten im Alltagslärme
Mir täglich einen Hochzeitsschmaus,
Verwandeln Sorgen in Singvögelschwärme.

Wie Sonnenstrahlen auf Erden wandeln
Und zaubern aus Staub einen Blumenstrauß,
So müssen sie immer feurig handeln.

Ich fühle deine geliebten Hände,
Sie geben ihren Puls dem Haus
Und gehen wie Wärme durch meine Wände.

Wie Tote liegen aufgebahrt im Tag die Tage

Wenn mal der Spiegel, der dich täglich zeigt,
Von früh bis abend in die Leere schweigt,
Und alle Fenster ohne dich ans Licht hintreten,
Und deine Schritte mir im Ohr verwehten,
Und keine Tür den Händedruck von dir mehr spürt,
Der sie behutsam in den Angeln rührt, —

Werd' ich dich suchen dann mit Aug' und Ohr,
Nichts sehen mehr, als nur des Hauses festerstarrtes Tor,
Nichts hören mehr, als deiner Rede längst verschollenen Rest.
Dann wird dein Traumbild nachts dem nächsten Tag ein Fest,
Dann leb' ich nur wie hohle Muscheln hohl im Raum,
Wie ein verlassenes Vogelnest zerstört im kahlen Baum.
Dann fällt der Zunge schwer das kleinste Wort.
Sie fragt ins Dunkel, glaubend, du stehst dunkel dort,
Und niemals kommt von dir ein Laut auf Ruf und Frage, —
Wie Tote liegen aufgebahrt im Tag die Tage.

Kommst wie stolze Mittagswärme

Unten bei dem Zaun, wo die letzten Äpfel noch am Zwergbaum sitzen,
Seh' ich deinen blonden Kopf zwischen Feld und Garten blitzen.
Steigst den Berg herauf, leuchtest auf wie die Sonnenblume warm und sorglos,
Als sei diese ganze Erde, groß und rund, dein Freudenschloß.
Rufst aufs Geratewohl ins Blaue oben an der Bergwegtreppe,
Hinter dir das Tal mit Klee und Hecken ist wie deines Kleides Schleppe.
Kommst wie stolze Mittagswärme aus dem Grünen hergestiegen,
Und das Haus, mit allen Fenstern, und mein Herz, durch alle Mauern,
Möchten dir entgegenfliegen.

Zwei lila Primeln

Zwei lila Primeln stehn auf der Fensterbank
Und blühen, als haben zwei Menschen verliebt denselben Gedank.

Vor den Wolken draußen, die hochgeschwungen,
Stehen die Blumenbündel dunkel gedrungen,
Als wachsen zwei Schatten wild aus zwei Töpfen,
Als platzt hier die Sehnsucht aus Blumen wie aus
zwei Köpfen.
Es stehen finster trutzig im Fensterrahmen
Die Zwei, die zu einem Gedanken kamen.

Die Mondscheinrune

Die Nacht öffnet ihr Tor,
Du kannst in den Himmel gehen,
Wo Wege voll silberner Leuchter stehen;
So weit die Augen sich dehnen
Kannst du dich nach Ewigkeit sehnen, —
Kommt der Spaziergang dir nicht doch
Noch viel zu endlich vor?

Einer läuft über den nächtlichen Fluß
Mit trunkenem Fuß über die dunkelnde Flut;
Auch dieser Weg dünkt ihm gut.
Warum nicht auf dem Kopf in den Häusern wohnen,
Die kopfüber im Wasser am Ufer thronen?
Kopfunten stehen die Häuser im Wasser drunten.

Ich höre Schritte unter den Pflastersteinen.
Ich höre einen mit seinen Sohlen an meinen,
Ich hör' ihn tiefen Atem holen im Sonnenschein drunten.
Während meine Haare im Nachtwind stehen,
Spüre ich Sonne von unten an meinen Zehen.

Der Mond hat sich aufgemacht,
Einäugig ist die Nacht.
Kommt einer durch die Nacht gerannt,
Niemand hat ihn mir je genannt;
Hält mir eine ganze Vase
Mit Blumenduft an die Nase.

Hat je ein Herz geschlafen am Tag oder bei Nacht?
Hat nicht stets ein Herz im Wachen zugebracht?

Es gibt nur einen Schlaf, der ist sechs Fuß tief
Unter der Erde, wo man hinfährt
Ohne Geste und ohne Gebärde.

Im mondhellen Schein
Wachsen die Berge zum Fenster herein.
Gehst du in Berge hinein, hörst du's schallen;
Dort vergruben Nachtigallen ein Lied jede Nacht,
Und Frösche quaken im Berg. Es ist gleich,
Ob die Liebe quakt oder lacht.

Der Mond, der grinsende Zwerg, tut, was er will.
Die Finsternis macht er zum Bild, malt Mauern
Und Dächer, Gedanken und Sehnsucht
Und läßt nichts dauern, verschiebt alle Schatten,
Die um Dinge kauern, und macht
Wehe Narren, die Häuser anstarren,
Über die dunkel die Bäume trauern.

Keine Fliege ist wach, und Fliegen und Menschen,
Die täglich wimmeln,
Liegen irgendwo wie tot,
Oder wohnen in Narrenhimmeln,
In Himmeln, die von Müdigkeit rot.

Wie ist das Grün weggekommen von jedem Blatt?
Hat's jemand in seine Tasche genommen?
Wer weiß noch, daß der Tag grüne Blätter hat?
Da waren Schwalben und Sperlingsscharen
Am Morgen und Abend mit Nahrungssorgen,
Im falben Mondschein ist Herbst jetzt im Wald,
Wo grün der Sommer noch gestern war,
Sind Bäume wie Köpfe mit finsterem Haar.

Ich geh' auf den krummen Schultern
Der stummen Erde,
Ich sehe meine Gebärde irgendwo,
Sie treibt eine Herde von fremden Gebärden
Vor sich hin, und ist nicht traurig und ist nicht froh.

Die Nacht hat Sorgen.
Sie muß sich stets
Vom Tag etwas borgen.
Sie sendet die Seelen der Schwalben und Spatzen
Im Traum hinaus, läßt sie Traummücken fangen,
Und die Nacht läßt sich atzen.

Was haben die Flußfeuer ausgedacht?
Sie haben ein Feuer im Fluß angemacht.
Eine Kerze im Fenster am Berggipfel oben
Hat Feuer ins Wasser unten geschoben.
Jemand an das Wasser anklopft
Mit einer Hand, an der Feuer tropft.
Weil er keinen Eingang fand, wird mir bang;
Seine Fingernägel wachsen,
Wachsen wie die Nägel der Toten in Gräbern lang.
Ach ja, die weißen Toten sind die Feinde vom roten Blut,
Weil Neid zum Leben am wehesten tut.

Ich backe aus dem Mond mir gern ein Brot,
Esse Scheibe um Scheibe,
Und trage, wie's Jahr, zwölf Monde im Leibe.
Hunger gibt dir auf alles ein Recht,
Und nur dem wird's schlecht
Und wird's übel genommen,
Der nie will zu seinem Hunger kommen.
Hunger ist nicht zu trauen,
Hunger läßt nicht mit sich handeln,
Hunger kann dich zerkauen und in Erde verwandeln.

So sind die Worte der Schlauen.
Aber die Wolkenlosen,
Die mit bloßen Füßen im Mondschein gehen
Und mit den Ohren an Sterne anstoßen,
Fragen: „Wer hat das Wort Hunger genannt?
Wir haben dies Wörtlein nie gekannt."
Nimm sie beim Wort, der Mond geht heim.
Kaum zog er sich ohne Seil hinauf,
Dauert's kein Weil', biegt er sich ins Geäst hinein,
Liegt er wie ein Ei bei dem Baum,
Wie ein bleierner Hauf.

Und Kieselsteine sind nicht in den Kissen
Derer, die 's Ende der Mondrune wissen.

Tauben und Sonne

Über den Dorfdächern lebt nur der Rauch gekräuselt,
Und ein Windzug in einer herbstlichen Baumkrone
säuselt,
Wenn eine Taubenschar mit rauschendem Flug
An die blendende Nachmittagluft anschlug.
In der Tauben Reich, über die braunen Dachziegel,
Ist die Sonne gesetzt als der Stille Siegel.
Und die Tauben und Sonne geben sich Zeichen,
Schreiben Schatten, die über die Dorfstraße streichen.
Weil alle Dinge sich verstehen müssen,
Wie geheime Verliebte, die sich verstohlen grüßen,
Die sich mit ihren Blicken stärken,
Und kein Mensch kann es sehen, noch merken.

Feuerzeichen im Abend

Der Abend schaut über die Fensterkanten
Durch herbstliche Laubberge, die braungebrannten.
Ich sehe Wolken ihre Lichtersprache schreiben
Über den Bergen, die ewig unbeweglich bleiben.
Und Wolken fleischfarbig, wie Menschen nackt,
Hat eine Sehnsucht und eine Scham angepackt,
Die wollen nicht mehr am Fleck kalt stehen,
Müssen wie brennende Scheiter in Hitze aufgehen.
Hin über den Himmel, groß bewegt,
Der Abend sein Feuerzeichen schlägt.
Er fällt in die Kammern und Fenster hinein,
Überschwemmt wie heller vergossener Wein,
Er reißt alle Menschen wie Wolken mit.
Nur verliebtes Blut hält mit ihm Schritt,
Und die Arme langen heimlich hinaus,
Und Brände brennen die Augen aus.

Spuren des Mondes

Wir gehen den Spuren des Mondes nach,
Unsere Schatten zeichnen sich nur schwach,
Sind wie dunkle Geister, die uns begleiten,
Die auf den Fersen uns folgen zu allen Zeiten.
Ein Baum steht am Weg mit dunklem Dach,
An dem der Mond sich leicht anlehnt.
Unterm Baum sitzt die Sehnsucht unendlich wach,
Und ihr Schatten sich rings um die Erde dehnt.
Der Mond läßt hinter sich den Wald, der ist blau,
Und das Kleefeld, das blinkt voll Blätter und Tau.
Die Nachtluft, die lautlose Seufzer trinkt,
Hin unterm Mond auf das Kleelager sinkt.
Der Sehnsucht, der ist kein Weg zu rauh,
Und ihren Wegen kein Ende winkt.

Mondschein liegt tief in das Haus herein

Mondschein liegt tief in das Haus herein
Wie Milch, die über die Dielen lief.
Vor der offenen Tür sitzt Garten und Hain
Voll Schattenköpfe, die keiner rief.

Und Wolken kleben am Mond totstill,
Sie bleiben über den Wegen stehen;
Kein Weg weiß mehr, wohin er will,
Von keinem ist mehr das Ende zu sehen.

Viel tausend Mal mit blauen Mienen
Stand so der Mond freudlos und kahl.
Und tausend Mal ist er lächelnd erschienen,
Abwechselnd, wie ihm dein Herz befahl.

Der Mond im Nußbaum

Im Nußbaum blieb der Mond im Astwerk hangen,
Liegt wie ein weißes Tier im Astkäfig gefangen
Und preßt sein silbernes Fell an die Käfigstangen.

Der Mond hat dir über Brücke und Fluß hell folgen müssen,
Ging aus der Stadt uns nach bis zum Nußbaum auf lautlosen Füßen.
Schnell, eh' der Mond sich wieder rührt, muß ich dich küssen.

Atemloser August

Sommermonde machen Stroh aus Erde,
Die Kastanienblätter wurden ungeheuer von Gebärde,
Und die kühnen Bäume stehen nicht mehr auf dem Boden,
Drehen sich in Lüften her gleich den grünen Drachen.
Blumen nahen sich mit großen Köpfen, und scharlachen,
Blau und grün und gelb ist das Gartenbeet, hell zum Greifen,
Als ob grell mit Pfauenschweifen ein Komet vorüberweht.
Und mein Blut, das atemlos bei den sieben Farbenstreifen stille steht,
Fragt sich: wenn die Blum', Baum und Felder sich verschieben,
Ob zwei Menschen, wenn die Welt vergeht,
Zweie, die sich lieben, nicht von allen Wundern übrig blieben.

Tal und Berge sehen hell

Sonne pinselt in dem Tal
Hell die weißen Häuserflächen;
Malt die roten Giebel grell
Und malt Tinten blau wie Stahl.
Löscht die Lichter wieder schnell,
Schatten eilen gleich den Bächen,
Und die Erd' lebt wie Gesichter.
Berge gehen von der Stell',
Äcker voll Grimassen stehen,
Hügel wollen Worte sprechen,

Alle Ruhe muß vergehen.
Tal und Berge sehen hell,
Sehen jenen großen Geist,
Der die Freud' ist und die Qual,
Liebe, die das All zerreißt,
Sehen sie im Weltgetriebe,
In der Wolken wild Geschiebe
Als die Sonne überm Tal.

Herbstmond

Der kürbisgelbe Mond auf seinem Geistergang
Schwebt überm Bergabhang und lebt
Im Abendlicht schon hell der Nacht voraus.
Er fliegt mit mir am Bahngeleis entlang
Und liegt im Himmel wie ein Schneckenhaus,
Hängt in der gelben Weinberglaube
Wie eine goldene Riesentraube.
Hoch überm Straßenstaube darf er wandern
Und läßt beschränkte Wege gern den andern.
Er schwebt wie nur ein aufgejagter Weih
Im lila Abendäther überm Staube frei,
Ist wie von einem Ei die goldene Schale.
Draus kriecht die Nacht und schleicht sich tief zum Tale,
Die Nacht, die hinterm Mond herstreicht,
Bei der er oft verliebt errötete und auch verliebt
erbleicht.

Fern her übt noch eine Flöte

Wieder ging die Sonne aus,
Ging wie jedes Blutes Röte.
Sterne suchen überm Haus,
Fern her übt noch eine Flöte.
Auskriecht eine Sehnsucht leis,
Die den Weg für Lust und Nöte
Ohne Licht im Dunkel weiß.

O Grille, sing

O Grille, sing,
Die Nacht ist lang.
Ich weiß nicht, ob ich leben darf,
Bis an das End' von deinem Sang.

Die Fenster stehen aufgemacht.
Ich weiß nicht, ob ich schauen darf
Bis an das End' von dieser Nacht.

O Grille, sing, sing unbedacht,
Die Lust geht hin,
Und Leid erwacht.
Und Lust im Leid —
Mehr bringt sie nicht, die lange Nacht.

Jetzt ist es Herbst

Jetzt ist es Herbst,
Die Welt ward weit,
Die Berge öffnen ihre Arme
Und reichen dir Unendlichkeit.

Kein Wunsch, kein Wuchs ist mehr im Laub,
Die Bäume sehen in den Staub,
Sie lauschen auf den Schritt der Zeit.
Jetzt ist es Herbst, das Herz ward weit.

Das Herz, das viel gewandert ist,
Das sich verjüngt mit Lust und List,
Das Herz muß gleich den Bäumen lauschen
Und Blicke mit dem Staube tauschen.
Es hat geküßt, ahnt seine Frist,
Das Laub fällt hin, das Herz vergißt.

Wir gehen wie zur Frühlingsstunde

Die gelbe Sonnenblumenschar schaut über lange Zäune,
Und letzter Scharlachmohn beleuchtet rot die Ackerbräune.

Unter den Bäumen bei der nassen Straß'
Liegen die Zwetschgen blau im grünspangrünen Gras.
Ein gilbend Stoppelfeld daneben tot im Abend ruht,
Und fern in weiße Nebel kriecht der Sonne Glut.
Wir gehen, wie zur Frühlingsstunde, am blaugefrornen Kohlfeld hin.
Bewundern die Vergänglichkeit nur mit den Augen und dem Munde,
Denn unvergänglich ohne Jahreszeit glüht uns im Blut der Liebessinn.

Du leuchtest mehr als die Zwölfuhrsonne

Zum Zwölfuhrschlag im Herbsttag stand die Sonne blaß und schief.
Aber, Geliebte, dein Auge, das über das braune Kartoffelfeld lief,
Fand noch letzte Mohnblumen rote und Kornblumen blau,
Und dein goldgelb Haargelock stand vor ihnen zur Schau,
Wie von den Sommerfeldern der Juliährenschein.
Und dein Sommerhaupt leuchtete mehr als die Zwölfuhrsonne in den Herbsttag hinein.
Du bücktest dich über Mohn und Kornblume tief,
Als ob euch drei ein verliebter Sommergedank' zusammenrief,
Indes der Herbstmittag im fauligen Kartoffelgerank um euch stand voll Nebelgetrief.

Herbstnachmittag

Die Nachmittagsonne muß golden verstauben
Ums Glas einer Schale voll weingelber Trauben,
Voll rotblauer Zwetschgen und Nüssen holzbraunen;
Der Goldstaub spielt drüber mit tanzenden Launen.
Es haschen sich Stäubchen, aufglühend im Licht,
Hinschwebend verliebt und ohne Gewicht.

Die Traube mit zündendem Saft in den Beeren
Blitzt Blicke und Feuer hell aus der Schale.
Und im tiefen Haus, aus entferntestem Saale,
Dringt enthüllt ein Lied von Lust und Begehren;
Ein Lied, das licht durch die Mauern steigt,
Leicht wie ein Stäubchen auffliegt, sich zeigt,
Das wie die Traube die Lippe lockt
Und plötzlich hinter den Mauern stockt.

Heute in der Nacht

Heute in der Nacht hört' ich auf den Gartenwegen allen
Die Kastanien, die aus ihren Bäumen fallen,
Auf den Gartenboden prallen, als ob Schritte weiterspringend hallen.

Heute in der Nacht stand der Mond als Wanderer am Tor,
Kam wie einer hergekrochen, der da draußen auf den Stoppeln fror,
Hat nach kaltem Tod gerochen, und ich fuhr empor.

Heute in dem Morgen dacht' ich wohlgeborgen: geh der Mond in Scherben,
Mögen die Kastanienbäume ihre Früchte müd der Erd' vererben,
Herbst kann nichts bei Tag und Nacht zwischen dir und mir verderben,
So die Lippen meine immer warm um deine Lippen werben.

Im Weinberg

Im Weinberg in braunen verdorrten Lauben
Leuchten die goldgelben Beeren der Trauben,
Und bei den Weinstöcken, die sich farbig malen,
Stehen die Nebel gleich gläsernen Schalen.
Und die Berge klingen in allen Talen,

Als ob dort Geister die Glasbecher schwingen,
Unsichtbare Zecher, die den Durst nie bezwingen
Und die Liebe, den Rausch aller Räusche, besingen.

Die gelb und roten Dahlien spiegeln sich

Die gelb und roten Dahlien spiegeln sich
Im flachen Wasser, das im Parkgrün glänzt;
Die Luft ist wie das Wasser unbewegt.

Die Seele allen Bäumen längst entwich,
Sie stehen nur noch unbewußt bekränzt;
Das Uferbild sich matt zum Spiegel legt.

Schwertlilienkraut fiel um, sein Grün verblich;
Und von metallnen Wolken eng begrenzt
Ein Stückchen Blau sich wie ein Auge regt,

Ein blauer Blick, der sich zum Wasser schlich.
Manch Wolke, wie ein Drache wild beschwänzt,
Mit grauem Leib den blauen Fleck durchfegt.

Und unter Wolken treffen Menschen dich,
Denen die Lieb' den Sommer neu ergänzt,
Daß ihn kein Herbst aus ihrem Auge schlägt,
Denen das Leben dann wie nur ein Tag verstrich.

Ein paar Raben schweben zur Stadt herein

Ein gilbender Weinberg steht vor der Tür,
Ein paar Raben schweben zur Stadt herein;
Wolken und Berge sind draußen allein.
Wie schwarze Lettern ich die Raben spür',
Die dunkel dem Himmel ein Zeichen geben;
Als wird ein neuer Satz geschrieben
Von Gedanken, die nur das Dunkel lieben,
Vom Herbst, der bei den Bergen gelandet,
Vom stockenden Kahn, der am Ufer versandet,

Ein Satz ohn' Glanz und ohne Wahn,
Den auch keiner zu Ende denken kann;
Und nur der Liebende zieht seinen Regenbogen
Auch um den Satz, der mit den Raben in die Stadt
eingezogen.

Und über den Steinen stolzieren die Raben

In grasgrünen Hainen ist Rauschen und Greinen,
Der Wind geht als Dichter im Feld singend um,
Und nur's Erdland liegt todstill und stumm.
Der Himmel ist rauschend ein hellblauer Fluß,
Dran der Acker als Ufer grabstill liegen muß.
Der Erdrachen will alle Toten begraben,
Das wandernde Lachen, das wandernde Weinen,
Und über den Steinen stolzieren die Raben.

Herbstraben

Herbstraben sammeln sich in den Bäumen,
Als ob schwarze Lappen die Äste säumen.
Herbstraben bellen, die Äcker schallen,
Die Raben schwarz aus den Baumkronen fallen.
Sie jagen wie Furien entlang an den Hügeln
Und tragen die Winternacht auf den Flügeln.
Sie streichen verhexend rund um das Haus,
Sie stoßen knarrende Schreie aus,
Als ächzten im Berg unsichtbare Türen,
Die zu den verlassensten Stuben führen.
Die Raben fliegen und fliegen nicht weiter,
Die Blätter fallen, der Waldweg wird breiter.
Und aus den Hügeln mit nassen Wangen
Kommt Verlassenheit breit an dein Haus gegangen.
Und Wolke bei Wolke ins Fenster dir speit,
Und Rabe um Rabe ins Ohr dir schreit.

Es kamen die Nachtfröste die Bäume zu morden

Es kamen die Nachtfröste die Bäume zu morden,
Rot stehen die Bäume im Herbsttag drin,
Als sind sie Fleisch und Blut geworden
Und fallen mit blutendem Leibe hin.

Sie alle verwandeln sich an den Wegen,
Und viele erscheinen, die ganz verborgen.
Sie heben die Arme rot aus Gehegen
Und stehen als Sterbende kalkbleich im Morgen.

Auch allen entwich der grübelnde Schatten,
Der sommerlang um den Stamm rund lag.
Sie leuchten noch einmal hellauf im Ermatten,
Und in ihren Kronen wird's klarer Tag.

Sie tragen jetzt Bilder auf leeren Zweigen,
Die ziehenden Berge, den Fluß und die Fernen.
Landschaften, die blau aus den Bäumen steigen,
Die verschwinden des Nachts und werden zu Sternen.

Die Bäume mit Armen, weiten und hehren,
Sie ragen gleich Weisen mit großer Gebärde;
Sie lehren dich mächtig Unendliches ehren:
Zu lieben und sterben bei deinem Fleck Erde.

Große Stille

Schwindelnde Nebel räuchern das Tal,
Luftwelt bauscht sich grau und kahl.
Weder Laub noch Wiese rauscht —
Große Stille, dumpf und taub.

Wolk' um Wolke ihren feuchten Platz vertauscht,
Und dein Ohr den Nebeltropfen lauscht.
Jeder Tropfen spricht: Es war einmal .....
Und die Bäume leuchten gelb und schmal.

Septemberabend

Die Stoppeln glitzern wie von scharfem Sommerschweiße,
Und eingedrückt, hin durch die Abendfelder, winden sich Geleise
Von Rädern, welche längst schon ihren Weg gemacht.
Die Welt liegt kahlgepflückt und will verschwinden;
Ein junges Rebhuhn lacht verzückt, und eine Büchse kracht;
Ein Hund schlägt an auf fernen Ackerrinden;
Im Westen an der Erde Kugel steigt die Nacht
Schlafsuchend aus des Tales Rinne, wie eine Spinne mit Bedacht.
Die Menschen stehen still, um einen Stern zu finden,
Ehe sie lichtlos werden gleich den Blinden.

Ich spüre dich im Dunkel nah

Ohne Schatten läßt uns die mondleere Nacht.
Ich spüre dich im dunkel nah und habe acht
Auf deine Augen und Lippen, die mir tags zugelacht.

Beim Haus riecht die Nachtluft nach Traubenmost, jung gegoren,
Als spräng' uns aus den Kellersteinen entgegen, unverfroren,
Der nackte Weingott mit dem Traubenkranz rund um die Ohren.

Der Hofhund schlägt an bei des Hauses beleuchteten Scheiben.
Der Haustüre Licht gibt uns Schatten, die müssen zurücktreiben
Und weite Bogen hinaus in die Nacht beschreiben,
Als können wir Verliebten nur im Dunkel uns nahe bleiben.

Lange Nebel, dahinter die Glocken läuten

Als wollt' im Herbst der Himmel sich häuten,
Schleift jeder Morgen die Nebel nach,
Lange Nebel, dahinter die Glocken läuten;
Die Welt wohnt unter grauem Dach.
Die Nebel sich über die Menschen bücken,
Die Menschen erscheinen nur langsam in Stücken,
Dort ein Arm, dort ein Kopf, dort ein Leib ohne Bein,
Als fielen die Glieder den Schultern zur Last,
Und jedes Glied trennt sich und schwebt allein.
Die Schritte kommen und gehen mit Hast,
Doch ist bei den Schritten kein Körper zu sehen,
Nur ein Schatten, dem scheint alle Schwere genommen;
Und der Schatten zieht platt in die Leere hinein,
Als sei ein Fisch glatt vorübergeschwommen,
Als ob deine Welt keine Menschen mehr hat,
Nur Nebelwische an Menschen Statt,
Nur Wasserschichten und glitschige Fische.
Und du sitzt allein unterm Nebelgewichte
Wie der Letzte an einem verlassenen Tische.
Zu Nebel wurden die Schaugerichte,
Du gießt dir statt Wein nur Nebel ins Glas.
Nur ein Gedanke wirst du dem andern sein,
Wenn dich dein eigener Leib vergaß,
Und es stellt dein Herz seine Schritte ein
Und fällt wie der Nebel ins Gras.

Jetzt sind die gelben Blätter gezählt

Jetzt sind die gelben Blätter gezählt
Am Ahorn, an Birken und Buchen.
Die Sonne ist hinter Nebel gestellt
Und läßt sich tagelang suchen.

Vielleicht sind auch mal die Tage gezählt,
Die mir zum Küssen gegeben,
Weil Tag um Tag vom Jahr abfällt
Und Jahr um Jahr vom Leben.

Der Wald fällt ein

Den Waldweg decken Holzblätter, die braunen;
Herbstsonne scheint blau in die Nebeldaunen.
Jede Buche brennt gelb wie ein Leuchter zur Schau,
Und sie blitzen am Mittag noch nächtlich voll Tau.
Das Walddach zeigt rote und blaugelbe Ritzen,
Als ob scheckige Vögel im Astwerk sitzen.
Und manchmal, da regt es sich dunkel am Dach,
Und du siehst einem handgroßen Schatten nach;
Weißt nicht, war's ein Vogel, oder war es ein Blatt,
Das sich in die Nebel verloren hat;
Du fühlst nur inmitten im messingnen Laub,
Fällt Lautloses auf dich wie Steine so taub.
Und die blaue Sonne auf nebelnden Wegen,
Die darf sich kaum mehr an ein Blatt anlegen.
Der Wald wurde schattenlos, hell ein Raum,
Als steckt jetzt statt Laub klares Glaswerk am Baum.
Beim leisesten Blick schon das Glas zerbricht,
Der Wald fällt ein vor deinem Gesicht. —
Mal auch dein Herz wie Glas sich fühlt,
Dein Herz, das sich am Wald einst gekühlt,
Und es wird wie ein Blatt zerbrechlich ermatten,
War ein Singvogel einst und wird ein Schatten.

Die Bäume ersticken

Die Nebel wollen die Bäume ersticken,
Die Nebel, die sich gleich Stricken rollen.
Der Ahorn steht gelb mit sterbenden Blicken
Bei den Nebeln, die ihn würgen sollen.
Die Sonne hängt fern und verschollen,
Wie ein Ahornblatt matt und verquollen.
Und der Nebel drängt wie Gewürm in den Raum,
Er beschleicht wie ein Raubtier Berg und Baum.
Und dein Menschenauge muß sich drein finden,
Daß die Dinge erscheinen und wieder verschwinden,
Daß die Bäume sich plötzlich wie Wolken entrücken.
Wie aus Bilderstücken ein Mosaik,
Entsteht und zerfällt auch dein Geschick.

Als sähst du in ein Buch hinein

Als sähst du in ein Buch hinein,
Und des blassen Papieres heller Schein
Liegt dir im Gesicht, und bleich wie Stein
Wird deine Stirn von des Buches Licht.
So gehst du im Herbst den Weg, den hellen.
Die Bäume stehen wie wächserne Zellen,
Durchsichtig wie Körbe, lose geflochten,
Vom Licht durchflackert an allen Stellen;
Sie sind gleich Kerzen mit langen Dochten.
Und bleich beschienen von fremden Schmerzen,
Geht jeder unter den Bäumen hin,
Bleich, als trägt er die Last von Eisen und Erzen,
Und liest erblaßt des Lebens Sinn.

Unsere Toten

Nebel filtert um die Felderrunden, um die brachen,
Und von Nebeln wird das Fenster grau umwunden.
Die sonst nur in unsern Träumen nachts am Bett er-
wachen,
Unsere Toten, die des Hauses Ausweg leis gefunden,
Kommen herbsttags mit den Nebeln in die Türen, in
die Stunden.
Unsere Toten, die nur lächeln, nicht mehr lachen,
Wollen jetzt im Grauen abgebrochene Gespräche weiter-
führen,
Wollen mit den Nebeln Wangen und dein Kinn an-
rühren.
Ihre Arme sind Gedanken, und du kannst die Toten
näher spüren,
Näher jetzt als damals, wo sie noch vom gleichen Glase
mit dir tranken
Alle Toten können, ohne Ende, liebend die Geschlechter
führen,
Und sie gehen aus und ein, wie die Nebel durch ge-
schlossene Türen.

Die Wolken standen wie Versteinerungen

Die Wolken standen wie Versteinerungen,
Als wär der Herbst jetzt auch in sie gedrungen,
Sie hielten sich nicht lebend mehr umschlungen.

Sonst schwammen sie wie Vögel freigelassen.
Jetzt standen sie erstarrt, gleich stillen Gassen,
In denen Kopf an Kopf ergraute Leute saßen.

Senkrechte Pappeln in die Wolken schauten,
Die sich vor der bewölkten Stille grauten
Und sich mit keinem Blatt zu zittern trauten.

Als ging ein Würger, der die Wolken tötet,
Hat keine in dem Abend sich gerötet;
Der Himmel schien mit grauem Blei gelötet.

Von allen Wolken rührte sich nicht eine.
Sie hingen wie erhängt an langer Leine,
Wie tausend Tote gelb im Abendscheine.

Und keine Schwalbe in die Wolken jagte,
Kein Vogelschatten sich zu rühren wagte,
Als ob ein jeder Flügelschlag verzagte.

Nur steinern alle Wolken droben drohten
Und wurden wie die mächtigen stummen Noten
Von einem großen Liede aller Toten.

Die Menschen aber unterm Liede gingen
Wie Silben, die dir Wort und Sätze bringen
Und atemlos nach Reim und Rhythmus ringen.

Die Toten tranken die Welt mir leer

Es lag der Abendwind auf der Lauer,
Es stieg der Mond auf die Gartenmauer,
Nur ein paar Blätter im Baum waren wach,
Und die gespenstige Fahne hing schaukelnd am Dach.

Der Himmel war starr, ein Schild aus Eisen,
Daran die Sterne wie Nägel gleißen.
Unsichtbar hält einer den Mond am Schopf,
Wie einen blutleeren abgehaunen Kopf.
Der Mondschein kam suchend zu ein paar Tischen,
Wollt' sich in ein paar Gedanken mischen,
Als ob er mit kahlen Augen mich maß,
Und er schaute mit mir in mein volles Glas.
Es haben mir tote Gedanken gewunken.
Ich sah in die Felder, hab' nicht mehr getrunken,
Und mein Kopf wurde wie ein Steinhaus schwer, —
Die Toten tranken die Welt mir leer.

Indes die Sonne verrinnt wie ein vergossener Tropfen

Das Waldtal in Purpur und Ocker prunkt,
Wie eines Malers verwegene Palette;
Bergfernen in Indigo getunkt,
Silberfelder voll Disteln und Klette.
Die Mückenschar spielt, als gäb's keinen Tod,
Über braunen Dornen Punkt an Punkt;
Durchsichtig durchtanzt sie das Abendrot.
Du reißt dir über den Dornbusch gebückt
Die korallenrote Hagebutt', die dich entzückt,
Trägst sie an der Brust, läßt dein Herz dran klopfen;
Und dein Blut sich dabei auf die Rose besinnt,
Indes die Sonne verrinnt wie ein vergossener Tropfen,
Als ob sich eine Raupe in Fäden einspinnt.

Im Mondschloß

Die Mondnacht war wie ein goldenes Schloß gemacht,
Schwebend über der Zeit, mit offenen Toren himmelweit,
Mit Silbersaal an Saal gereiht,
Mit betreßten Schatten, die waren die Diener und Mohren;

Die hatten an Treppenbergen ihren Platz in Scharen,
Mit weißem Puder in blauschwarzen Haaren.
Du und ich, wir gingen wie die Lieder und Sagen,
Von der Mondmusik durch die Räume getragen.
Und ein Saal stand voll Berge mit Nebeln im Tal.
Drunten lag als Teppich ein Strom wie Stahl,
Eine Insel als Kissen, und Pappeln als Wände;
Es spielten im Wasser vergoldete Hände.
Und zwei Augen ich tief im Mondschein fühlte,
Und eine Brust, die mir gern meine Sehnsucht kühlte.
Ich griff in die Leere, wie durch eine Wand,
Und hielt meiner Liebsten liebkosende Hand.

Im nebelnden Abend

Wir saßen im nebelnden Abend
Auf der Bergbank über der Stadt.
Und unsere Gedanken vergaßen
Den Tag, der noch eben versank.
Sternlos stand der Himmel, wie ohne Dank,
Nur im Tal sich Licht bei Licht einfand.
Dort rückten die Häuser zur Nacht ganz dicht
Und saßen im Nebel, wie ohne Land.
Ein guter Duft von welkem Laub
Hing wie Honigwaben bei uns in der Luft,
Als stånd irgendwo hinter dem Nebelrauch
Ein süßer atmender Blumenstrauch;
Als sind bei den Worten, die du gesprochen,
Viele Blumen rings aus der Erde gebrochen
Und haben den Herbst und die Nebel vertrieben,
Warme Worte, die den ewigen Frühling lieben.

Die Nebelkuh

Da draußen zieht weiß die Nebelkuh,
Lautlos führt sie einer auf filzenem Schuh.
Sie brüllt, wenn sie am Fluß hingeht,
Ihre weiße Haut sich gewaltig bläht.

Es wird von Nebelkühen bald eine Herde.
Die treibt über Wiesen, die werden alt,
Und ihr Treiber geht ohne Gruß und Gebärde
Mit weißem Bart und die Faust geballt.
Eines Morgens bleiben die Kühe am Fenster
Und gehen nicht mehr am Haus vorbei;
Und deine Gedanken werden Gespenster,
Und deine Worte sind Nebelgeschrei.

Muß bald wirklich, bald unwirklich sein

Beschwörst du die Blätter der Bäume?
Sie fallen rot vor deinen Fuß.
Gabst du ihnen die Farb' deiner Träume,
Daß es Feuer vom Baum regnen muß?

Der Himmel selbst will sich vernichten,
Und die Wolken, die steigen herab,
Sie wandern gleich Traumgesichten
Auf den Wink, den dein Aug' ihnen gab.

Du baust dichte Berge gelassen,
Die öffnen sich wie eine Hand;
Gehst unsicher nebelnde Straßen,
Und mit dir verschwindet all' Land.

Mit dir will mein Leben verschwinden,
Wird ein Schatten, bald groß und bald klein.
Kann Gestalt vor dir nicht mehr finden,
Muß bald wirklich, bald unwirklich sein.

Du läßt mein Herz nicht schläfrig werden

Im Garten hängen die Weinblätter krebsrot von den Lauben,
Und Nebel, die nicht weiterziehen, machen glauben,
Die Herbstwelt sei ein Wasserkasten, darin gelbe und rote Goldfische tasten.

Du, Geliebte, bist eine der Nixen mit den silberhaarigen Augenbrauen,
Die mit Silberwimpern und Perlmutteraugen zwischen Pflanzenstengeln heraufschauen.
Du läßt mein Herz nicht schläfrig werden und nicht rasten,
Kommt dein Antlitz zwischen roten Fischen zu mir geschwommen.
Nicht die Nebel sind undurchdringlich, die den Herbst durchrauchen,
Undurchdringlich sind deine Blicke, die wie geöffnete Muscheln mit sieben Farben auftauchen.
Dein Blut ist der Strudel, der mich willkürlich dreht,
Der mich fortmäht, daß mein Atem wie Nebel durch Nebel geht.

Geliebte

Aller Oktobertage Schar, des Monats, der einst dein Gebärer war,
Ist golden wie dein seidengoldnes Wunderhaar,
Ist wie dein Auge aller Wirklichkeiten bar.
Dein Blick, der stets durch sieben Schleier schaut,
Der manches Nebelschloß im Blauen baut,
Wie eine Herbstfrucht läßt er leicht das Leben los
Und fällt mir wie die Nuß vom Nußbaum in den Schoß.
Der Herbsttag ist wie deine Haut milchlicht
Und friedlich wie dein flaumig Frauenangesicht,
Das, abgeklärt, ganz ohne Willen ist zu meinem Willen
Und kann wie Wein und Frucht mich Hungerigen stillen.

Ging dir nach im Wind

Ging dir nach im Wind, deine Haare flogen,
Wolken kamen wild, als ob sie die Berge zogen.
Und auf unserem stürmischen Abendgange
Lehnte sich der Wind unter deinem Schleier, dicht an deine Wange,

Preßte deine Kleider um die Kniee, wollt' dich halten
Wie ein Freier, dessen Hände sich um deinen Körper
falten.
Wie ein Tänzer wirbelt, wollt' er dich entzücken,
Aber du — lachst ihn aus, wendest ihm den Rücken.
Und der Wind läuft nebenher, fährt dir um die Schläfen,
Muß im Dunkel, wie ein Hund, abgewiesen kläffen.

Liebste

Jeden deiner Schritte möchte ich besingen.
Meine Lieder nehmen immer wieder dich in ihre Mitte,
Möchten, wie dein Blut, dich rot durchdringen.

Heilig sind mir die Sekunden und kurzweilig,
Seit ich in dir meine Lust gefunden, meine wache,
Seitdem sind die Stunden nicht mehr eine abgetane
Sache.
Unumwunden möchte ich sie dicken Bänden einver-
leiben,
Mit zwei Händen die Minuten singend niederschreiben,
Möcht' mich noch im Lied an deinem Anblick weiden.
Möchte dich an jedem Glied, vor den Augen beiden,
Wie in einem Liederbache ganz entkleiden.
Möchte, daß dich alle Worte meiner Sprache nennen,
Gleich wie deiner Kleider Faltenrauschen im Gemache;
Lieder, mehr als Ziegel auf dem Dache,
Lieder, wie die Atemzüge, die von mir zu dir hin-
brennen. —
Nur in Wollust und im Liede lernen sich Verliebte
kennen.

Die Tage lassen keine Spur

O Regen sag, du kommst so hoch daher,
Ist droben auch der Tag spurlos und leer?

Du fällst zum Fluß und schwimmst zum Meer,
Glaubst, du enteilst dem Leid und suchst Genuß?

O wüßten alle nur, was doch ein jeder wissen muß:
Die Tage lassen keine Spur, so wenig wie der Regen
auf dem Fluß, —
Die Liebe nur.

Zinkfarbene Nebel über der Stadt

Zinkfarbene Nebel über der Stadt,
Und bleiern die Bäume und metallen die Wege;
Der Wolkenhimmel wie Blech so platt,
Wie aus wirrem Draht sind die kahlen Gehege.
Verrostet rollt sich das Blatt, das letzte,
Und Felder malen sich staubig aus Kohle;
Der Fluß rennt durch die Welt, die zerfetzte,
Wie zersetzte Säure aus einer Phiole.
Und durch die ungeheure Leere
Getraut sich der Mensch warmblütig zu gehn,
Mittenhin durch der Urstoffe eiserne Schwere.
Er lacht noch gütig, ist spielend zu sehn
Und übermütig und unbedacht,
Kaum schielend nach der Vergänglichkeit
Und macht die Arme wie Flügel weit.
Und liegt auch Winterrauch dicht und breit,
Er kennt als Verliebter als Jahreszeit
Nur den Frühling, den er ewig nennt.

Das Nebelschwein

Das Nebelschwein rennt im Wald und sucht,
Es riecht der Wald nach der Eichel Frucht.
Die starken Eichen stehn braun und versinkend,
Es hat der Tod den Wald verflucht.

Das Schwein, wild dampfend, rennt waldein,
Die Blätterhaufen zu Nebel zerstampfend.
Herbstsonne geht geisternd am Boden um,
Und das Schwein rennt rund um die Sonne herum.

Das Schwein sich wild in den Nebel wühlt,
Der Wald wird vom Nachtnebel fortgespült.
Das Schwein hat sein Lager aus Nebeln gemacht,
Und über den Wald fällt jetzt ewige Nacht.

Herbstsonne ist kalt gestiegen

Herbstsonne ist kalt gestiegen,
Hat einen blauen Morgen gekräftigt,
Die Straße ist von Menschen beschäftigt,
Häusersteine und Pflaster voll Tag ernst liegen.
Nur der Staub darf flüchtig wie Geister auffliegen
Und darf sich über den Köpfen der Menschen wiegen.
Er, der Meister, von dem alle Gestalt gekommen,
Hat sich im Herbst das Sterben vorgenommen,
Stellt sich greisenhaft und eisig kalt,
Und mit Komödiantengeste den Tod er malt.
Die Berge entfärbt er, stampft die Blum' in den Grund,
Und grau auffliegt er, mit dem Wind im Bund,
Daß alle Gedanken mit ihm nach dem Tode trachten.
Aber nur die ernst Verliebten ihn nicht beachten
Die sind stets bereit zum Leben und Sterben
Und sind der Unsterblichkeit lachende Erben.

Herbstwind

Als wollt' man dem Herbstwind die Liebste einmauern,
Hör' ich ihn klagen mit halblautem Trauern,
Als hätt' er die Wege hin zu ihr verloren
Und bettle verrannt vor verschlossenen Ohren.
Er kommt nicht näher, er wimmert nur fern;
Irgendwo ist ein Haus leer, dort weint er gern.
Luft und Erde, die zittern bei seinem Wort,
Als ob sie die Tage, die wehen, wittern.
Heut geht der Wind noch auf lautlosen Zehen,
Aber einmal, da reißt ihn die Sehnsucht fort,
Und der Wind steht mit rasenden Herzschlägen dort;
Kann mit tausend Armen, auf tausend Wegen
Wie ein Trostloser Gott und Gesetze umfegen.

Erster November

Da draußen ist frühe Nebelnacht,
Die hat den Tag um Stunden bestohlen,
Hat aus den Fenstern Laternen gemacht.
Ich möchte mir den Mond herholen,
Daß ich einen hätt', der ewig lacht,
Denn die Nacht ist wie ein schwarzes Bett.
Dort hat der Tod, wie auf Lagern aus Kohlen,
Gedankenlos als Dieb seine Ruhestätt'.
Weiß nicht, ist die Stadt draußen klein oder groß,
Ob Menschen drin hausen, oder bin ich allein,
Denn ein jeder Tag schwarz wie der Fluß fortfloß,
Und beklagt gingen viele zur Nacht hinein.
Auch Vater und Mutter haben gefragt,
Und niemandem wurde der Weg gesagt.
Auch Vater und Mutter wurden zu Stein,
Ein Stein, der sich über dem Grabe schloß.
Drauf lese ich heut' ihre Namen bloß,
Nur noch die Namen sind beide mein.
Woher sie kamen, wohin sie gingen, —
Ich kann die Nacht nicht zum Reden zwingen.

Es war einmal ein Tag, wo der Boden nicht brannte

Es war einmal ein Tag, wo der Boden nicht brannte,
Wo ich dich Sorglose als Sorgloser grüßte,
Wo ich dich Namenlose zum letzten Mal nannte,
Und dieser Tag geht jetzt niemals zur Rüste.

Ich ahnte nicht, welcher Fluch mir da drohte,
Nicht, als ich bewillkommte deine glitzernden Haare,
Daß unter meinen Fingern eine unbeweinte Tote,
Eine eben Gestorbene, und mein Herz eine Bahre.

Wie der Hochsommertag, aufgegangen in Bläue,
Lebte ich unendlich bis ans Ende der Erde.
Sprach das Wort „Liebe“ aus und das Wort „Treue“,
Wie Namen von Hausgerät am ererbten Herde.

Wußte nicht, daß da Tage ohne Gnade hinleben,
Wußte nicht, daß da Tage jeden Tag überragen,
Und jener, der will keinen Abend nie geben,
Ich muß ihn noch schlaflos durch die Nacht hintragen.

Seit jenem ist um mich ein Herbsten für immer,
Und von allen Tagen erkenn' ich das Ende,
Auf jüngsten Gesichtern den alternden Schimmer
Und die Todesstunde im Druck aller Hände.

O, daß ich noch einmal vom Sorglosen wüßte,
Von grimmigen Worten nur ohne Tat!
Niemals geht der endlose Tag zur Rüste,
Dessen Fluch den unsterblichsten Körper hat. —

Ein Herz, das in Liebe zu deinem Herzen hält

Ein Stückchen sinkender Mond schaut über den Acker-
rand,
Als vergräbt den Mond eine unsichtbare Hand.
Weit ins Land hängt Stern bei Stern in der Luft,
Und sie alle sinken bald wie der Mond in die Acker-
gruft.
Wo am Tag die Wege, Berge und Brücken winken,
Hocken Laternen im Dunkel, die wie kleine Spiegel
blinken,
Sie alle verlöschen und brennen nur ihre Zeit.
Dunkelheit aber steht hinter den Dingen und läßt nichts
erkennen
Als ein dunkles Kommen, Vorüberrennen und Dinge
benennen.
Und kein Tag, und kein Licht kann frommen;
Nie wird die Dunkelheit der Welt ganz fortgenommen.
Nur ein Herz, das in Liebe zu deinem Herzen hält,
Nimmt von dir die Dunkelheit der ganzen Welt.

Die Worte

Mein Mund, wo gingen deine Worte hin?
Wie Stunden täglich neue Herren dingen,
Wie Vögel stets vor andern Türen singen,
Und wie der Winter mit den Schneegespenstern,
Festfrierend und hinschmelzend an den Fenstern,
Sind alle Worte warm und kalt im Sinn.
Die Worte sind ein Bild, dem Raum gegeben,
Dem Raum, der ohne Dach und ohne Pforte.
Wohl kann ein Wort die Lippen überleben,
Doch bricht auch Tod die Worte wie die Rippen.

Die Worte sind wie Wolken, die nicht rasten.
Dem Windvolk gleich, zu Haus an keinem Orte,
Von Mund zu Mund müssen die Worte hasten,
Von Sinn zu Sinn, von Stund zu Stund,
Und wachsen an wie Kapital im Kasten.

Lassen von jedem Ohr sich anders fassen,
Und passen wie der Schlüsselbart ins Schloß.
Sie können wie die Farb' im Licht verblassen,
Und aufersteh'n kanns Wort, das längst schon starb.
Und manche blühen eine Nacht nur groß,
Wie Tropenblumen sich im Glashaus hüten,
Und sterben in der offnen Luft der Gassen.
Und manche sitzen grau alleingelassen,
Die leben nicht zur Schau und leben ungebeten,
Sie sind sich Last und können dich zertreten.

O Wort, forteilend und ungreifbar Wesen,
Schlaf ich, du wanderst draußen ohne Rast,
Schlägst dich an Stirnen an, als starre Thesen,
Machst oft als Henker dich ans Herz heran;
Manch Wort sitzt wie der rote Hahn am Dach
Und manches legt dich wie ein Acker brach.
Manch eines kann dir Glut und Wut anschüren,
Und manches Wort hat nicht zum Schlafen Mut.
Mit Worten kannst du Leib an Leib dich spüren.
Die Menschen sind dir nicht so feind wie Worte,
Kein Blick verfolgt dich so an jedem Orte.

Und wärst du stumm und taub an beiden Ohren,
Du bist als Untertan des Worts geboren.

Mein Mund, wo gingen deine Worte hin?
Sie wurden Völker, die jetzt mit dir ziehn.
Wie Bienen einen Bienenkorb bewohnen,
Wie Arbeitsbienen, Königin und Drohnen,
So summen Worte lebenslang uns ein
Und werden wie der Bienensang auch nie verstummen.
Wen ließen je die Worte mal allein?

Ein Klumpen Eis

Das verschnörkelte eiserne Tor am Park
Steht voll geschmiedeter Rosen schwarz und stark.
Sie sind die einzigen Blüten bei Winterbäumen,
Kahles Astholz starrt zu den Wolkenräumen.
Und unter dem Springbrunn' liegt blendend weiß
Wie ein Mormorblock ein Klumpen Eis.
Im Garten leuchtet herrisch der Brocken,
Daß deine und meine Schritte stocken.
Wir kehren geblendet vor'm Eishaupt um,
Es starb uns die Zunge und wurde stumm.
Wir durchschreiten das Tor der eisernen Rosen,
Vom Todesgedanken vors Herz gestoßen.

Weihnachten

Die eisige Straße mit Schienengeleisen,
Die Häusermasse in steinernen Reih'n,
Der Schnee in Haufen, geisterweißen,
Und der Tag, der blasse, mit kurzem Schein.

Der Kirchtüre Flügel sich stumm bewegen,
Die Menschen wie Schatten zur Türspalte gehn;
Bekreuzen die Brust, kaum daß sie sich regen,
Als grüßen sie jemand, den sie nur sehn.

Ein Kindlein aus Wachs, auf Moos und Watten,
Umgeben von Mutter und Hirten und Stall,
Umgeben vom Kommen und Gehen der Schatten,
Liegt da wie im Mittelpunkte des All.

Und Puppen als Könige, aus goldnen Papieren,
Und Mohren bei Palmen, aus Federn gedreht,
Sie kamen auf kleinen und hölzernen Tieren,
Knien tausend und tausend Jahr im Gebet.

Sie neigen sich vor den brennenden Kerzen;
Als ob im Arm jedem ein Kindlein schlief,
Siehst du sie atmen mit behutsamen Herzen
Und lauschen, ob das Kind sie beim Namen rief.

Mond überm Eis

Der Wintermond, der übers Flußbett scheint,
Hat sich aufs Eis gelegt, wie auf ein Brett,
Wie eine goldne Säge, die dort sägt.

Der graue Fluß stand Tag und Nacht schon still,
Und längst sein Spiegel unterm Eis verschwand,
So daß er nichts mehr sieht noch weiß.

Wie unter seiner Liebsten Augenkreis
Erleuchtet sich der rote Fluß zur Nacht;
Als würd' ihm jetzt die Brust zu eng und heiß.

Nachtschnee

Nachtwelt hängt dort in weißen Uferstücken,
Gerade fort ziehn Brücken übers junge Eis,
Sind offner Wasserstellen dunkle lange Lücken,
Wie viele Ellen Schrift von Schwarz auf Weiß.

Der weiche Schnee, er dämpft den lauten Schuh,
Und stille Geister an der Schneewelt bauen;

Mit feinem Schneegeriesel rieselt ewige Ruh,
Daß sich die Lippen kaum zu reden trauen.

Und Fuß und Worte sinken lautlos tief.
Ein Weg, der weiß erhellt, läuft ohne Ende;
Und keine Dunkelheit ist in den Weg gestellt,
Schneenacht ist linnenlicht und ohne Wände.

Nur als zwei Schatten gingen wir im Schnee,
Wie zweie, die sich nicht zur Ruh hinbringen,
Und hingen noch dem Leben dicht am Schuh,
Auch zwischen blinden abgestorbenen Dingen.

Platt übern Weg sprang eine Katze hin,
Pechschwarz im Schnee, mit aufgeregtem Sprunge;
So schossen uns Gedanken durch den Sinn
Und flogen halb im Satze von der Zunge.

Vergangenes stand nah in dunklen Lücken,
Lief wie die Wasserschrift durchs halbgefrorene Eis,
Zerrissen wie ein Brief in tausend Stücken;
Und Schnee schlief brütend drüber, wie ein Greis.

Nachtschnee, der aus sich selbst wie Phosphor blendet,
Vor dem das Dunkel keine Ruhe hat,
Durch Nachtschnee läuft der Weg, der niemals endet,
Und ist wie Ewigkeit, die keiner noch zertrat.

Schneelicht

Nur der Schnee gibt mir jetzt Licht,
Wenn ich auf den Boden schau,
Scheint er schief mir ins Gesicht.
Tag um Tag auf Schnee ich bau,
Ein Tag nach dem andern sticht.
Tag für Tag geht ins Gericht,
Tage wie die Uhr genau,
Und der Schnee liegt weiß und dicht.
Alle Tage halten Schau,

Jeder blind im Schnee zerbricht.
Reihen Tage enden grau,
Und im Schnee liegt Schicht bei Schicht,
Und gar viele graue Tage enden nicht.

Keine Arbeit jetzt mein Herz mehr tut

Seit du bei mir in den Armen
Dicht mit deinem Mund am Herzen mir gelegen,
Lebe ich von deinem Atem, deinem warmen,
Lasse mich von deinem Blut bewegen.
Keine Arbeit jetzt mein Herz mehr tut,
Das im Weltraum, wie ein großer Vogel ausgespannt,
Ohne Flügelschlag im Fliegen ruht.
Und die Zeit kommt nicht mehr angerannt,
Die zum Niedertreten immer schnell bereit;
Tief und breit in der Unendlichkeit
Darf ich großer Ruhe pflegen.
Bin ein Widerstand der raschen Zeit
Und von deinem Atem voll Unsterblichkeit
Sei dein Mund an meinem Herz gelegen.

Die Sterne

Die Sterne leben heute Nacht,
Als sind sie eben zur Welt gebracht;
Als bieten sich alle dem Leben an,
Wie Kind und Weib und ein jeder Mann.
Sie stehen in silbernen Gehäusen,
Sie wehen wie Blumen in blitzenden Sträußen,
Sie sehen durch kahle Winterhecken,
Als glänzten Goldeier aus Erdverstecken.
Sind wie die Eidechsen mit flinken Schwänzen;
Durchflechten die Bäume gleich gläsernen Kränzen;
Als kämen Reiter, die unsichtbar blieben,
Und nur die Funken der Hufe stieben.
Sie sind die Fußstapfen der Ewigkeit,
Die Millionen Augen am Kopf der Zeit.

25*

Sie leuchteten einst schon deinem Ahn'
Und wachsen mit deinen Kindern heran.
Wohin wollen alle die Sterne nachts wallen,
Und wo ist der Schoß, in den sie fallen?
Wir gingen hinter den Sternen her,
Und nirgends waren Wege von Sternen leer,
Als wollten sie dir ans Haar anstreifen,
Als müßte dein Rocksaum durch Sterne schleifen.
Sie hingen magnetisch um Dach und Wand,
Über Hügel und Tal sich Sternenstaub fand.
Sie bedrängten, wie nur verliebte Gesellen,
Den Leib der Erde an allen Stellen.
Sie banden sich fest an unsern Schritt
Und gingen in hellen Gesellschaften mit.
Sie lassen uns nirgends heut nacht allein,
Sie spüren, wie Menschen, durch Türen herein.
Sie wollen, daß wir die Augen schließen
Und uns nur fühlen und nichts mehr wissen,
Damit sie ihre knisternden Wege gehen,
Sie, die wie wir voll Flammen stehen.

Der rote Vogel und der Vogel Nacht

O Geliebte, der Vogel Nacht wird schon flügge,
Er nimmt dich und mich in seine griffigen Klauen,
Er trinkt den Fluß leer und bricht ab die Brücke
Und stößt das Auge aus allen Männern und Frauen.
Und er schlägt uns, es brennen die Kleider am Leibe
Und unsere Arme werden zu Stricken.
Das Finster wird ein Auge dem Mann und dem Weibe,
Und es betrachtet uns mit der Urwelt hinreißenden Blicken.
Noch einen mächtigen Vogel hörst du sich schütteln,
Es kommt purpurn vor deine Blicke gesprungen.
Schlagen auch die Wächter nach ihm mit Fäusten und Knütteln,
Der Rote und die Nacht, die haben Geschlechter verschlungen.

Der Rote und die Nacht, die kommen seit immer;
Finden sie Arme und Fenster und Türen nicht offen,
Keine Schlösser schließen sie aus, sie erstürmen das
Zimmer,
Sie haben gewaltsam den Schaudernden getroffen.

Der Rote und die Nacht sind wie die Adler Majestäten.
Der Rote und die Nacht, die entwerten die Tage;
Wo ihre Fänge stolz vor die Sonne hintreten,
Wird das Dunkel Gebot, alles Licht eine Sage.

O Geliebte, armselig ist Tageshelle
Dem Vogel Nacht und dem Purpurroten;
Jeder Tag wird ein lärmender blöder Geselle
Vor den trunken Verliebten, wie vor den Toten.

Wünsche nicht ohne Ende

Heute scheint alles durcheinandergestellt,
Eine schwarzweiße scheckige Schneewelt.
In dem eisigen Fluß stauen sich die Eisstücke und Eis-
platten,
Wie die Trümmer einer grauen Brücke, die ein paar
Riesen zertraten.
Auf den Bergen sind wechselnde Schneestrecken
Und dunkle Erdflecken, wie die Herden fliehender Ratten;
Und alle Uferhäuser sind wie Karren, die im Schnee
stecken,
Und sind festgefahren und müssen in Ohnmacht die
Luft anstarren.
Aber blau in der Ferne taucht ein Schneeberg hervor,
Der ist wie ein stählern geschlossenes Tor.
Und niemand weiß, was dahinter erscheinen kann,
Gehst du hin und klopfst an das gespenstige Tor an.
Vielleicht tritt ein Scharfrichter blutrot heraus
Und hält ein Haupt an den Haaren in die Luft hinaus.
Vielleicht kann eine schöne weiße Jungfrau daraus
erscheinen.
Du darfst dir alles wünschen vor dem Schnee, dem
blaureinen.

Und vor der schwarz- und weißscheckigen Erde heute,
Wird dein verwirrtes Herz leicht deiner Wünsche Beute.
Darum nimm dich in acht und wünsche nicht ohne Ende,
Denn zuletzt sind die Wünsche wie Schneeballen für
die warmen Hände.

Es kommen die Sterne im Finstern zusammen

Steht eine Wolke am Himmel wie ein rotseidener Schuh,
Geht die Sonne zur Ruh überm Häusergewimmel,
Bleibt in der Luft eine Lücke, und unten im Fluß
Wird die Wolke dann grau, wie ein alternder Schimmel,
Und verweht dann in Stücke und zerstreut sich wie Ruß.
Und der Laternenanzünder eilt über die Brücke;
Auf der Stange sein Funken verteilt viele Flammen,
Die Laternen leben wie Mücke bei Mücke.
Und es kommen die Sterne im Finstern zusammen,
Sie benehmen sich gerne bekannt wie Gesichter,
Die mit dir von Vater und Mutter abstammen,
Aber sind dir doch immer ein wildfremd Gelichter.
Weißt du denn selbst von dir mehr als den Schimmer,
Daß du ein Schatten bist am Fenster im Zimmer,
Und daß man dich einst wie die Wolke vergißt?

Alle blauen Fenster lassen Lieder ein

Vorfrühling, in deinem ersten Sonnenschein
Sehen tote Dichter durch die Fenster froh herein.
Alle blauen Fenster lassen Lieder ein,
Sehen nicht auf Wolken und auf Schneegespenster;
Fröhlich, wie die Liebesdichter, leuchten alle Fenster.
Und die Sonne läßt sich in das Zimmer
Gleich wie eine goldne Taube nieder,
Im Gefieder froher Tage Schimmer.
Und eh' noch die Apfelblüte wieder
Vor den Scheiben aufwacht, licht an Röte,
Streckt nach mir die Liebste rosenrot die Glieder,
Daß sie mir zugleich Blüt' und Äpfel böte,
Reicher noch als aller Dichter Lieder.

Der Morgen ging in roten Bergen auf

Der Morgen ging in roten Bergen auf,
Die Erde fing in tiefer Kohle Feuer.
Es brannte noch des Tales dunkle Sohle
Rot, als ermannte sich das älteste Gemäuer.
Und keiner diese Wege mehr erkannte,
Sie kamen üppig voller Lust daher,
Und jeder Berg sich in die Brust einbrannte.
Der Weltkot war verglimmend nur ein Haufen Werg,
Und du und ich im Morgenfeuer schwimmend.
Die großen Sorgen wurden klein zum Zwerg.
Der Sonne Riesen wuchsen ungeheuer
Und riefen, daß sie nie uns darben ließen,
Und warfen Gold ins Haus, wie Garben in die Scheuer.

Drunten am Berg, vor meinen Beinen

Drunten am Berg, vor meinen Beinen,
Liegt die kleine Stadt, gewebt aus Steinen;
Keine Stadt einen Anfang noch Ende hat.
Es quillt aus ihr der Drang der Zeit,
Und der überspringt die Endlichkeit.
Ach, den Menschen nicht nur das Leben gilt,
Sind noch über den Tod zur Verantwortung gewillt.
Ich selbst aber will nicht mehr sein als das Gras,
Ich liebe mein Mädchen und zieh meine Straß',
Beneide nicht die Stadt da drunten, die ohne Ende.
Einen Strauß suchen im Ackerfeld meine Hände,
Der freut meiner Liebsten Augen zu Haus
Und löscht am Abend wie die tägliche Sonne aus.

Der ewige Wanderer, der Wind

Der ewige Wanderer, der Wind,
Kam hochgeschossen mit großen Schritten,
Hat die Bäume unbeirrt umhalst,
Die verwirrt geworden sind;

Sie haben verdrossen
Mit Holzarmen nach ihm gestoßen.
Der Wind hat mit tollen Griffen
Ihre glatten Blätter aneinander geschliffen.
Sie aber wollen beim Juliheu in Ruhe brüten
Und lautlos ihr Stück Erde behüten,
Wollen ihre Blätter stillen,
Wie Ammen den Kindlein zu Willen.
Da fährt der Wind ohne Fried' herein,
Hochfahrig an Gestalt,
Macht keinen Unterschied zwischen jung und alt,
Treibt die Baumherden vor sich her
Und duckt ihre Hälse zur Erden,
Und gibt den Festgewachsenen fliehende Gebärden.
Durchfaucht das Einerlei
Und rührt in den grünen Blättern mit Gejohl und
Geschrei.
Kennt keinen Besitz, und wenn er anrennt, keine Grenzen.
Stößt die Stille von ihrem Sitz
Und ist ein Drache mit tausend Schwänzen.
Ich lausche gern seinem Gange,
Der ist gewunden wie eine Schlange
Und gleicht dem Klange der Wälder und ihrer Kühle,
die er durchjagt,
Als ob er die Sehnsucht und die Gefühle
Von Tausendjährigem sagt.

Die Wasser der Welt

Der Himmel wurde zum wütenden Bach,
Wildwasser stürzt allen Wegen nach.
Der Regenlärm laut die Stunden schilt,
Sturzwasser aus Wolke und Acker quillt.

Doch von unsern Herzschlägen, den raschen,
Kann nie der Regen die Spuren verwaschen,
Und die Stunden, die sich warm zu uns legen,
Können die Wasser der Welt nicht fortbewegen.

Sommernacht

Es zieht uns durch die Sommernacht,
Wo der Mond, wie ein weißer Hirsch, entflieht
Durch grüner Wolken fliegende Matten,
Und sein Silberschatten im Fluß aufsieht.
Es zieht uns durch die gedämpfte Nacht,
Wo der Glühwurm seinen Irrweg macht,
Wo, nach den Gewittern, mit bittern Gasen
Das Heu naß brütet am dunkeln Rasen.
Und wo, gleich den Splittern deiner Gedanken,
Leuchtkäfer, gleich Flittern, im Boden versanken.

Und von der Aue der Nacht angezogen,
Sind wir übers graue Weltende geflogen
Und haben den Sand aus den Augen verloren,
Grund unter den Füßen, das Wort aus den Ohren.
Und blieben doch immer noch rund im Land,
Wo der Stunden Gewitter sich schnell verschieben,
Und wo dein Gesicht, wie der Mond voll Brand,
Und ein einzelner Stern am Gartengitter
Von Nacht zu Nacht mir gern verspricht
Deines Blutes warmes Gewicht.

Wohltuend ist der graue Tag

Wohltuend ist der graue Tag,
Welcher ruhend in die Sommerwochen fällt,
Wenn sich die Wolke, unterm Stundenschlag,
Arm in Arm zur Wolke hält.

Kühle streicht um meinen Hals,
Fühle, wie der Sommer bleicht.
Jeder Acker, mit der Erde braunen Schlacken,
Unterm Regen einem Grabhauf gleicht.

Nach des Kornes üppigem Gewühle,
Starren jetzt die Stoppeln unverlegen,
Und der Garben Wucht fuhr zur Mühle.
Wind und Zeit und Frucht muß sich bewegen.

Dein wandernd Haus

Sieh hinaus, wohin wandert dein Haus?
An den Fenstern zieht der Wolken verflüchtend Gewimmel,
Als wandert dein Haus vorbei am beweglichen Himmel;
Als wandert dein Haus querfeldein in die gebräunten Ährenfelder,
Über die wallenden Linien der Flüsse, über die ungezähmten Wälder,
Und in dein wandernd Haus sieht der wandelnde Himmel herein.
Sagst, dein Haus sucht das Ende der Tage, sucht wolkenberändert
Nach dem Baum, an dem sich kein Blatt mehr verändert.
Und denke dir aus, dein Haus bliebe stehen!
Die Tage würden nicht mehr, wie Goldschaum
Leicht sich ablösend, an seinen Wänden fortgehen;
Dein Haus bliebe, ohne zu schallen, am Abgrund vom toten Raum;
Der Sommer ließe sich immer steifgrün durch die Fenster ansehen;
Kein Blatt würde fallen, kein kühn Ereignis geschehen,
Kein Hunger dich würgen, keine Träne dich anflehen; —
Glaub mir, du jagtest die Ruhe aus deinem Haus.
Du sehntest dich nach dem Herbstgesaus,
Nach Schatten der Zeit, nach der Winterbitterkeit,
Nach dem rüttelnden Streit der Taten und vielem andern.
Und von der schüttelnden Sehnsucht, die du verflucht,
Käme dein Haus von neuem ins Wandern.

Nacht bläst die sieben Farben aus

Nacht bläst die sieben Farben alle aus.
Schwarz liegt der Klee, das Korn, das Gras,
Schwarz liegt der Rosengarten bei dem Haus.
Die Schar der Äpfel, die im Baum rot saß,
Ist wie aus Kohlen nur ein schwarzer Strauß,
Und alle Lust scheint aus der Welt gestohlen.

Nur Schatten sich zu Schatten hält,
Kein Weg will mehr die Ferne holen,
Zu Asche jeder Meilenstein zerfällt.
Zum Himmel kamen her die winzigen Sterne,
Wie Samen neuer Tage, der sich nächtlich sät;
Ein Lichterfeld unendlich angefacht, das keiner je gemäht;
So wie mir Leidenschaft des Blutes aufrecht steht
Für dein Blut, welchem nie, bei Tag und Nacht,
Die rote Farbe grau vergeht.

Gartenwelt

Der offne Mohn erhellt die Gartenwelt verwundert,
Die Morgensonne fällt durch feuerrote Kressenblüten,
Und Schmetterlinge, all die hundert weißen, stummen,
Auf heiße Blumen hingestellt, als ob sie brüten.
Gleich Bienenstöcken alle Bäume brummen,
Sie wachsen ihre krummen Wege in die Luft.
Sie blähen sich, gleich grünen Weiberröcken,
Und stehen doch gedankengroß auf ihren Pflöcken;
Wohnen zur Hälfte lichtlos in der Gruft,
Lebend begraben mit den Wurzelstöcken,
Und sind bewegt, aufwiegelnd anzusehen,
Die blanken Kronen in der Freiheit spiegelnd,
Indes die trägen Wurzeln dunkel gehen
Und sich im Erdschacht bei den Würmern regen.
Die Bäume legen uns, von drunten aus der Nacht,
Den Schatten hin, den schwarzen, schrägen,
Und haben Kühle mit heraufgebracht
Aus ihren unterirdischen Wurzelwegen.
Wie Frohgefühle stehen sie beim Tagesgeiste
Und graben tief nach unentdeckten Quellen,
Und sind erhaben Leidenschaften, himmelbreiste,
Die sich errichten über Erdenzellen,
Hinstellen über dem Gewürm
Der Blätter rauschendes Getürm
Und füllen ihre Brust, enthüllen unbewußt
Sich Dunkelm und dem Hellen.
Sind offene Käfige, drin Vogelherzen dichten,

Und stecken mit den Füßen in der Erde Schmerzen
Und decken mit den Kronen ihrer Erde Trubel,
Indessen Liederjubel sie beschwichten.

Das macht den Garten mehr als einen grünen Tisch,
Daß unterirdisch Baum und Blumen sich erleben,
Und nicht nur wie im Raum, als bunter Wolkenwisch,
Die Gärten farbig vor den Augen schweben,
Daß sie, wie ohne Schranken, versenken und erheben,
Frisch wie Gedanken und Gefühl,
Und wie der Liebsten kühl und hitziges Gemisch.

Vorm Springbrunnenstrahl

Der Sommer brennt nicht mehr auf meine Haut,
Ich habe viel zu lang in die Ferne geschaut,
Daß mich das nächste Gartenbeet nicht mehr kennt,
Und mich der alte Buchsbaum schon Fremdling nennt.
Wie der Strahl des Springbrunnens sprang ich einmal
Hinein in den luftblauen Sommersaal.
Und fiel zurück und sprang von neuem auf gut Glück,
Wie ein springender Baum in der Bäume Zahl;
Und sprang doch nur täglich dasselbe Stück,
Wie der Springbrunnenstrahl, immer hoch und zurück.
Ich stehe noch immer am selben Teich,
Ringsum sommert dunkel das Blätterreich.
Viele Sommer streiften ab ihre grünen Häute;
Doch der Springbrunnen tanzt noch für die gaffenden
Leute,
Und die gelben Fische schwimmen noch ihren Schatten
nach
Und wedeln drunten in ihrem glashellen Gemach.
Mir ist, ich stehe seit meiner ersten Lebensstund'
Hier am durchsichtigen Teich und sehe zum Grund,
Bald zur Höhe ins Kahle, und bald in die flache
Wasserschale;
Indessen mein Blut verbraust, gleich dem scharfen
Strahle,

Der aus der Erde sanft und sich losreißt als ein schäumender Geist,
Und dem doch nie gelingt, daß er vom Platz fortspringt;
Der seinen Satz hinsingt mit neuem Munde, immer wieder heftig und kurz,
Und nichts der Höhe abringt, als jede Sekunde seinen eigenen Sturz.

Flug der Vögel

Die Vögel verkörpern der Seele Traum,
Sie werfen sich frisch hinein in den Raum,
Sie folgten der Lust, unirdisch zu sein,
Und sind doch nur Erde, wie ein geworfener Stein.
Aber sie stürzen der Sehnsucht hinterdrein
Und zeigen der Freude schwunghafte Gebärde
Und sind dabei wie winzige Geigen,
Die singend im Himmel hängen
Über den getupften Wiesen und Engen
Und nur zum Sterben niedersteigen.
Der Flug der Vögel läßt stillstehen.
Wenn Vögel eilen, fließen Flüsse zurück,
Wolken müssen verweilen, keine Zeit kann vergehen.
Der Vögel Sehnsucht springt gradaus die kürzeste Brück',
Welche je ein Menschenauge gesehen.
Der Vögel Völklein verschwinden, erscheinen
Und sind überall und nirgends zu finden,
Wie die Wölklein, die sich nicht an die Wirklichkeit binden.
Die Singvögel haben niemals Zeit, wollen nie faul an der Erde liegen.
Haben sie sich müde verstiegen, sitzen sie still
Und lassen übermütige Liebeslieder fliegen.
Und steigen die Singer auf unter Lachen,
Läßt selbst ihr Schatten die Erde los,
Als verschläng' sie das Feuer, der Sonnendrachen.
Jede Lerche körperlos in ihr Lied eindringt;
Gesang geworden, wächst ihr Herzdrang ungeheuer,
Bis sie den Erdkreis der Felderrunde umschlingt.

O Mensch, nur deine Liebesstunde von gleicher Seligkeit weiß.
Verliebt, bist du wie der Vogel zum Flug bereit,
Mit einem unermeßlichen Lied im Munde,
Und der kürzeste Weg durch die Luft scheint dir dann noch weit.

Drei Blitze

Schweißtücher der Schnitterinnen in tiefen Ährenbetten,
Das laute Raufen der Sensen in fetten Feldern drinnen,
Das Klirren von Deichselketten und kurzes Pferdeschnaufen,
Und bei den blitzenden Stoppeln die toten Garbenhaufen.
Unter der Abendsonne, der hitzenden und braunroten,
Ziehen Gewitter herauf, wie Rauch aus Schmieden und Schloten.
Der Schierling dunstet bitter, und alle Pflanzen sieden,
Der Wolken schleppender Bauch berstet auf allen Rieden.
Drei Blitze, drei Mordgesellen, schnellen wie Wahnsinn hervor,
Als ob dir der Himmel drei Schwüre in dreifacher Leidenschaft schwor.

Es sind nicht die Wunden, die uns müde machen

Es sind nicht die Wunden, die uns müde machen,
Nicht der Jahre Meilen, die du abgefunden,
Nicht Vergangenheit, darinnen unser Lachen,
Feierlichkeit und die Taten hingeschwunden.
Es sind unsre Freuden, die uns in den Händen jäh erstarrten,
Die nicht ausharrten, gleich den Himmelswänden,
Die wie Bäume, roh entwurzelt, in dem Garten
An dem Boden liegen und verenden
Und die Träume nicht mehr sorglos wiegen.

Bäume lassen plötzlich alle Blätter fliegen,
Stehen nackt wie Galgen an den leeren Gassen.
Nebel balgen sich, wo vorher Vögel singend saßen,
Stümpfe, kreuz und quer, ringend mit den Stürmen,
Bis sie stürzen, gleich gefällten Türmen.

So sind unsere Freuden, die sich tanzend schürzen,
Und wie Henker täglich uns um Köpfe kürzen.

Mondaufgang

Die Nachtstunde wurde vom Mond erlöst.
Der entstieg mit offenem Munde
Dem finstern Tal und der finstern Bergrunde
Und glich einem Staunenden über einem geheimnis-
vollen Funde.
Sein Haupt stand auf als ein Horn,
Das ein Loch in die Wand stößt.
Der Himmelbogen war sein Joch,
Unter dem der Mond fortkroch,
Als pflügt ein Stier im Gedorn.
Und weder das Feld voll Augustkorn,
Noch das Haus, noch der Garten,
Nichts war bei dir und bei mir,
Als ob uns alle verließen, um den goldenen Stier
zu erwarten.
Es war um uns nur aus Finsternissen ein Strauß,
Und selbst unsern Kleidern gingen die Farben aus,
Als ob alle Dinge an einer blinden Sehnsucht starben
Und wir beide, wie verflucht, im Dunkel saßen,
Aber fühlten uns doch nicht verlassen.
Und der angebrochene Mond, der nicht leuchten kann,
Der ging über uns hin und rührte uns nicht an.
Und jeder spürte nur der Zeit nagenden Zahn
Und in der Dunkelheit ihren Blick, den vielsagenden.

Die Stunden

Es kommen die Stunden und schlagen Wunden
Und reichen den Weinkrug in vollen Runden
Und schleichen ums Haus, tragen Menschen heraus,
Verjagen die Fliegen, müssen Kindlein wiegen,
Fangen sich Grillen, wie die Katze die Maus,
Hüpfen ohn' Willen und stoßen wie Ziegen
Und reiten stampfend auf mannshohen Rossen
Und entgleiten lautlos, wie Fische auf Flossen,
Sind, wie Nebel verdampfend,
Ein spiegelndes Luftschloß.
Die Stunden umkrampfend,
Sitzt du ihnen im Schoß.
Doch eine wird über alle groß,
Die eine gibt dir den Todesstoß,
Und alle, die du geliebt, lassen dich los.
Nur deine Liebesstunde dich nicht freigibt,
Und kein Todesstoß sie zur Seite schiebt.

Schloßherrin

Die Maske der Sonne zog über durchlohte Ähren,
Wurde eine blutrote Nelke über dem Walde
Und flog entgegen ihrem abendlichen Tode.
Dämmerung riß den Tag ein über der Halde,
Nur der Mehlgeschmack künftiger Brote blieb
Und lag auf den Ähren, wo Mücke bei Mücke hintrieb.
In dem grauen Tal war das Korn gebreitet in lautlosen Meeren,
Deine bloßen Hände leuchteten neben den Kornspeeren,
Und deine Finger strichen über der Felder strohene Wände,
Wie eine Blinde, die hinwandert am lichtlosen Gelände.
Als befühltest du Linnen und kühltest dich daran über deinem Spinde,
Ließest die Ähren wie Bachwasser durch die Finger rinnen,

Und hinter dir gingen die Sterne zu Hauf, wie dein Gesinde,
Hoben deine Gedanken auf und bauten eines Luftschlosses Zinnen,
Drinnen ich dich als Schloßherrin wiederfinde.

Die Schlafende unterm Nußbaum

Der grüne Nußbaum mit den grünen Nüssen
Steht ausgebreitet in dem Sommerraum,
Mit seinen Blätterschirmen rund geweitet,
Die lautlos deinen Schlaf behüten müssen.
Und nur der Wolke dunstiger Schaum
Begleitet in die Ferne deinen Traum.
Still, wie gestorben, liegst du in dem Blätterhaus,
Und draußen trocknet Heu im Sonnenschein,
Es schläft das stille Heu sich mit dir aus;
Es dörren drinnen Blumen falb und klein,
Sie wurden all' von Hitze ganz von Sinnen
Und starben alle unterm Sichelblitze.
Sie ließen sich vom Tode minnen
Und fielen um auf ihrem grünen Sitze,
Schlossen, wie du, die helle Augenritze
Und liegen da mit stillen Rumpfen,
Wie du im Schlaf, im dumpfen,
Unter den Nußbaum deinen Leib gelegt,
Indes dein Traum allein dein Herz bewegt
Und mit der Wolke hinzieht an der Erde Saum. —
Tote und Schlafende, sie sind unendlich,
Sind kaum noch Schaum im Weltenraum,
Doch ist der Schlaf nur wie vom Tod der Flaum.

Schatten der Schmetterlinge

Schatten der Schmetterlinge spielen am Fenster vorbei.
Groß sind selbst die kleinsten Dinge,
Löst du sie vom Alltag frei.
Auch der Rost an der Messerklinge

Und der kleinen fliegenden Ameise Schwinge
Reden laut vom Weltenfleiße.
Tat bei Tat schafft Blatt bei Blatt.
Singt im Busch die kleinste Meise,
Kommt die Sehnsucht ins Geleise,
Sehnsucht, die ein gläsern Auge
Und ein hinkend Holzbein hat.

Stetig rücken alle Sterne

Sterne, die im Baum zur Nacht erschienen,
Rücken sich für Augenblicke aus der Ferne,
Wie die Blicke, die aus deinen Mienen
Mir aus deinem Blut entgegenblitzen,
Die, wie reifer Äpfel schwarze Kerne,
Mir im tiefen süßen Fleische sitzen.

Stetig rücken alle Sterne fort, die runden.
Wo sie eben an des Blattes Rand, wie Feuerlunten,
Hoch im Baum noch hell im Blicke schweben,
Seh ich mich von Dunkelheit umgeben;
Schließ ich nur die Augen für Sekunden,
Ist der Stern schon in dem Baum verschwunden.
Nie kann Lust allein dem Aug' ankleben.
Habe mich oft einsamer gefunden
Als ein Mönch in seiner Klosterkammer.
Ach, es kleiden sich genau die Stunden
Blau in Lust und grau in Jammer.

Herdrune

Du kniest am Herd, die Flamme schleßt,
Du bist nicht Fleisch, du bist nicht Erd'.
Die Flamme bäumt sich wie dein Pferd.
Bist nicht bloß Licht, bist nicht bloß Schein,
Du bist die Lust, die Lust begehrt.

Wer hockt am Herd? Die Flamme lockt.
Warst Wunsch von Wünschen angelockt.
Ihr sitzt im Kreis und habt nicht Sinn.
Die Flamme führt, wer weiß, wohin?

Geist der Zauberei

Sage mir, wie du auch heißt, täglich Wunder,
Ob nicht Geist der Zauberei jeden Ackerweg umkreist.
Im geperlten grünen Hafer sitzt der Mond rot und dreist,
Brennt am hellen Tag, wie entflammter Zunder;
Mohn, der wütend seine Träume schenkt
Und die Mauern einstürzt aller Räume,
Daß der Weg im Schlaf sich kürzt und dein Blut sich lenkt,
Dem ins Blut, der hochrot an dich denkt.

Klee und Wolfsmilch blüh'n sich tot,
Gift und Honig stehn im Felde, Lust und Weh,
Überall dir Tod und Leben, Mark und Galle droht.
Ach, der Wind geschwind sich weitersehnt,
Hinterm Wald neue Wälder sich verheißt,
Wolken wie die Federn leicht zerschleißt,
Daß sich keine Wolke an dem großen Blau anlehnt.
Wolken ziehn hinaus, Wallfahrer im richtungslosen Raum,
Wallende hinter jedem Traum, ohne Fuß und Hand,
Aber werfen Feuer plötzlich aus zum Gruß,
Sind nicht Schaum, fluchen donnernd mit Genuß.
Wenn sie leidenschaftlich ihre Liebeswege suchen,
Blitz um Blitz den Wolken leuchten muß.
Ruh' und Licht und Finsternis haben keinen festen Sitz.
Hat der Tag sich wetterleuchtend umgebracht,
Hockt noch in der Nacht, der schwülen,
Dunkler Wünsche unsichtbare Frucht.
Wünsche müssen sich durch Fernen wühlen
Zu den Sternen, die auf ewigen Stühlen rasten
Und mit ihrem alten Strahl Schlaflosem nachfühlen,
Als ob blinde Könige zitternd von den Thronen tasten
Mit den Zeptern, den metallnen, kühlen.

26*

Und sie teilen aus die Zeit und Zonen,
Lohnen deine Arbeit mit Vergänglichkeit.
Sie durchstoßen deinen Himmel, drin sie wohnen,
Wenn sie oft auf feurigen Rossen
Ungebändigt durch den Nachtraum schossen.
Haben unverhofft auch Erfüllung eingehändigt
Wünschen unterm nächsten Buchenbaum,
Wünschen, die sich wie die Knaben dann verfluchen.
Brauchst den Zauber kaum so weit zu suchen,
Nicht im Goldpapierschaum heller Sternennächte,
Nur so kurz du deinen Atem hauchst
Und dein Augenlicht im Grase untertauchst.
Sieh, ein Glühwurm mit dem Lichtgesicht
Schwärmt dort ohn' Gewicht an der dunkeln Straße.
Mancher Wunsch darf nachts nur funkeln,
Naht sich abgehärmt, naht sich dicht,
Wie ein letzter Tropfen aus dem leeren Fasse.
Achte auf die große Weltgebärde.
Schau! es reihen sich, wie Jahresringe,
Stolz die Ketten vieler Wunderdinge,
Erde wird zu Holz und Holz zu Erde.
Neue Bäume rauschen an der Straße
Mit der Blätterlungen scheuer Masse.
Weißt du je, wohin dein Blut gesprungen?
Konnte je ein Mensch sein Herz belauschen,
Drin die Liebe wandert mit dem Hasse?
Wünsche tönen prächtig, die sich bauschen,
Stunden übernächtig, die dich höhnen,
Ohnmächtig mußt du der Ohnmacht frönen.
Wie die Uhrenzeiger in den Uhrgehäusen,
Drehen sich die Jahre auf den Fluren,
Und wie Igel hinter grauen Mäusen
Jagen unterm starren Stachelhaare
Deine Sorgen nach der Sorgen Spuren.
Wie die Seidenspinner spinnen sie ihr Haus,
Aber können nicht dem Lichte mehr entrinnen,
Stürzen nachts noch auf die Lampen ohn' Besinnen.
Und die Flamme muß die Flügel kürzen.
Glaubten, große Feuer zu gewinnen,
Doch das Licht wird oft zum Ungeheuer.
Wärme läßt sich gern umminnen,

Aber Licht entfesselt der Gedanken Schwärme,
Und Gedanken stoßen Dolche in die Därme.
Molche, die in bloßen Taschen Junge tragen,
Sind die Sorgen, die am Weg sich jagen.
Nimmersatt haschen sich die Freuden und die ungeduldigen Sorgen.
Wünsche machen Schulden aus dem Überfluß,
Jeder Wunsch muß von der Zukunft borgen.

Jahre und Jahrtausend brachen sich die Rippen,
Und die Zunft und Sippen sprachen weise Worte,
Mancher biß die Zähne in die blutigen Lippen.
Jeden Morgen schüttelt eine volle Sonne ihre Mähne,
Jeden Abend aber sinkt die tolle hin, wie aller Ohnmacht Träne,
Und der rote Erdspalt trinkt das Tote.

Brünstig ballt sich unterm Mondschein der Holunder,
Sein und mein Blut einen Zauberer speist. —
Sage mir, Gewalt, wie du auch heißest, täglich Wunder,
Ob nicht Geist der Zauberei jeden Ackerweg umkreist.

Daheim

Der großen Meere Meilenmasse
Rief mich zu Wundern und Genuß. —
Jetzt kehrt ich heim, sitz im Gelasse
Und horch vom Fenster hin zum Fluß.

Sah Erdenvolk und Götterberge,
Folgte der Sehnsucht Geisterfuß. —
Der Heimathügel schlichte Zwerge
Belächeln mich heut überm Fluß.

Des nächtens locken da noch Straßen,
Drauf ziehen Mond und Sirius. —
Kann jetzt die Welten wandern lassen
Und schau vom Fenster zu am Fluß.

Weiß jetzt, am Erdsaum wachsen Wüsten.
Stumm wird, wer fremdhin wünschen muß. —
Heimat, von deinen heiligen Brüsten
Eil nur mein Lied fort übern Fluß.

Wenn wir lieben

Wenn wir lieben, sind wir zeitlos,
Liegen bei den tiefsten Feuern,
Sehen dann von Ferne bloß,
Daß die Lebensstunden sich erneuern.

Werden wie die Gottheit groß,
Fühlend in die Höhen, Tiefen, Breiten,
Wissend alles, was vorüberfloß
An den Quellen der Unendlichkeiten.

Wissend, liebend jed' Geschehen,
Mitgenießend alles, was die Welt genoß,
Sehend, ohne mit dem Aug' zu sehen,
Untergehend und bestehend Schoß im Schoß.

Die Liebe

Ach, gibt es ein göttlicher Weh als die Liebe,
Gibt es ein köstlicher Glück als ihr Leid,
Streift sie auch nur mit dem Finger dein Kleid
Mitten im sinnlosen Straßengetriebe!

Liebe fühlt fein, wie ein Nackter im Grase,
Liebe im Aug' sieht den Winter noch grün,
Macht auch den Waffenlosen todkühn
Und trutzig dein Herz zum Prellstein der Straße.

Mehr als die Weisen kann Liebe begreifen,
Liebe gibt tausend Glühlampen dem Geist,
Liebe hat alle Sternbahnen bereist,
Liebe ist rund um das Weltall ein Reifen.

Mit dem Liebe gerungen, der nur ist Ringer;
Wer an Liebe gelitten, der nur hat Ruhm;
Wer die Liebe verschwiegen, der nur war stumm;
Wer aus Liebe gesungen, der nur war Sänger.

Das Leben

Von den Alten zu den Jungen
Muß das Leben wandern.
Was du gestern noch bezwungen,
Bezwingen morgen schon die andern.
Das Lied, das du gestern gepfiffen im Weitertraben,
Will schon morgen der andern Lippen haben.
Und dir entschwundene Augenblicke kannst du sehen,
Wie sie im Blut der Jungen auferstehen.
Darüber, seit ich's erfahre, muß ich die Hände falten,
Muß leiden, daß ich mich wandle, und laß es walten.
Das Leben — ach, einst da kam es umhalsend gesprungen,
Jetzt grüßt es noch im Vorüberschweben und geht zu den Jungen.

Vergänglichkeit

Nun spinnen sich die Tage ein,
Nicht einer will mehr freundlich sein,
Sie müssen sich alle besinnen
Auf eine Hand voll Sonnenschein
Und gehen dürftig von hinnen,
Wie Wasser im Sande verrinnen.

Die Menschen wandern hinterdrein,
Still einzeln oder still zu zwein
Und sehen die Blätter verfliegen
In alle vier Wände hinein.
Sie möchten im Sonnenschein liegen
Und müssen sich fröstelnd schmiegen.

So war es tausend Jahr und mehr,
Mit Blindheit kommt der Herbst daher.
Gern will ihn keiner sehen,
Er macht ja alle Wege leer.
Er muß zur Seite gehen
Und muß um Mitleid flehen.

Und so geht's tausend Jahre fort.
Vergänglichkeit, du müdes Wort,
Du lösest ab die Tage;
Du duldest weder Zeit noch Ort,
Machst Wirklichkeit zur Sage,
Den Liebesrausch zur Klage.

Weltspuk

Wir erstiegen, im Abenddunkel, Steinwege nach Westen,
Sahen den Himmel wie einen Spiegelsaal liegen,
Und die Sterne erschienen im grünlichen Quecksilbergefunkel,
Wie ein Gewimmel metallischer Fliegen.

Eine schwarze Wolke, wie Tinte ausgegossen,
Stand vor dem Glanz wie ein Fisch mit düstern Flossen;
Und der Milchstraße glitzernder Drachenschwanz
Schleifte nach sich eine verwilderte Lichtermasse,
Daß unser Verstand fortschweifte und sich die Worte verwischten
Und klangen, wie ein dünner Hammer auf hohlem Fasse.

Wir gingen über die Hügel unter den Ländern der Abendwolke,
Gleichwie in kümmerlichen Gewändern und gleich blinden Verirrten,
Verbrüdert mit dem Erdreich und dem Fledermausvolke,
Dessen Flügel uns zur Seite schwirrten.

Der Steinweg kletterte in die dunkle Feldseite,
In das Maul des Himmels, das weit aufgerissen,
Als lägen Titanen dort ohne Gewissen
Mit den alten Manen der Götter im Streite.
Ein mächtiger Stern, hell geschleudert von unsichtbaren
Gestalten,
Fiel voll Hitze grell und mußte dunkel erkalten.
Wir standen in seinem Lichtblitze auf der Erde Kruste
Und versanken, wie der Stern, ins Unbewußte.
Wir bestaunten das Leben wie eine große Kinderpuppe
Und erwarteten einen Schrei der Sternengruppe,
Aus deren Mitte sich einer zu Tode fiel.
Doch lautlos und einerlei
Trieb die Nacht ihr verwegen Spiel,
Verbrannte Welten wie eines armen Menschen Hirn
und Haus
Und rannte alte Sterne um und teilte neue Sterne
aus.

Der weiße Schlaf

Lieder der langen Nächte

Nachtstürme reiten die Bäume krumm

Statt der Blumen und Blätter, die sich sonst regen,
Steht Reisigholz stumm auf allen Wegen.
Am Himmel gehen Nebel und Nässe um,
Und Nachtstürme reiten die Bäume krumm.

Ich stehe hinter Fensterscheiben verloren.
Die alten Lieder sind nur Träume hinter sieben Toren,
Die Geliebte ging weit in den Nebel fort,
Nichts blieb in den Ohren als ihr Liebeswort.

Ein jeder Baum strich ein sein grünes Segel

Ein jeder Baum strich ein sein grünes Segel,
Es sitzt die Kälte fest im Haus
Und sitzt wie Niet und Nägel
Und geht nicht mehr heraus.
Die Wolke, die nicht weiterzieht vom Dach,
Sieht wie ein Schneefeld flach schon aus.
Und eines Morgens, wenn ich müd erwach',
Steht jedes Haus da hell im Winterflaus,
Liegt weit die Welt in einem weißen Zelt,
Und Flocke sich zu Flocke hält,
Wie eine Maus zur andern Maus.
Der Tag dann stückweis aus den Wolken sinkt.
Tod sitzt an weißer Tafel zum Begräbnisschmaus,
Der Tod, der Lieb' und Leid in einem Zuge trinkt.

Die Winterwolke spricht von Schnee

Kein Vogel fliegt im leeren Strauch.
Das Gras, das gelb beim Erdreich liegt,
Ist tags noch weiß vom nächt'gen Hauch.

O, armes Gras, du tust mir weh,
Bist müde gleich dem Vogelvolk;
Die Winterwolke spricht von Schnee.

Den Weg des Todes zieht die Welt,
So wie das Blut das Herz einst flieht
Und der Gedank' in nichts zerfällt.

Ich schleppe der Einsamkeit Berge

Es kann mein Mund kaum klagen,
Ich muß jetzt Stille tragen.
Sie macht mich wie zum Zwerge,
Ich schleppe der Einsamkeit Berge.

Seit du Geliebte gegangen,
Sitz ich von der Stille gefangen.
Ich muß mich unter ihr bücken,
Sie hockt mir als Höcker am Rücken.

Und Nächte werden aus allen Tagen

Und Nächte werden aus allen Tagen
Dann endet keine Straße mehr,
Und wie die Gespinste aus grauen Sagen
Hängen die Nebel die kreuz und quer.

Ich suche die Nähe und suche die Ferne
Und habe den Weg nicht weiter gebracht,
Als von einer Laterne zur andern Laterne,
Von Nebelschacht zu Nebelschacht.

Der Nebel geht immer mit deinem Schritte.
Nur so lang du dein Blut mit Blut vermischt,
Nimmt kurz dich das Licht in seine Mitte,
Der Nebel vorm flammenden Blut verzischt.

Mit dem Tode Wand an Wand

Die Nebel fallen in das Land.
Ach, mit dem Tode Wand an Wand
Wohnt jeder, der das Leben fand.

Nur wenn wir uns die Lippen reichen,
Ist das der Nacht ein Feuerzeichen,
Und auch die letzten Nebel weichen.

Jed' Zimmer wird abends zu einer Laterne

Jed' Zimmer wird abends zu einer Laterne
Und beleuchtet grübelnd die Nacht und die Ferne.
Da sind Zimmer, in denen Weingläser lachen,
Zimmer, wo Gedanken sich zu Büchern machen,
Zimmer, wo Hände gerungen beten,
Zimmer, wo Füße das Leben zertreten.

Da leuchten Zimmer rot, als ob sie bluten,
Kahle, wo die Not pfeift mit eisigen Ruten,
Blaue, die unklar im Mondschein schweben,
Graue, die in Sack und Asche leben.

Still leuchten die Zimmerlaternen, die bunten,
Alle locken die Blicke herauf von unten;
Sie locken in des Lebens Gänge hinein,
Und alle wollen Bühnen zum Liebesspiel sein.

Nie findet jetzt mein Hunger Ruh

Nicht bloß der Spiegel sagt zu dir: „Du bist mir lieb,
Wenn doch dein Bild stets fest im Glas mir blieb!“
Auch meine Augen müssen dir gestehen:
Als sie dich angeschaut, da lernten sie erst sehen.

Nie findet jetzt mein Hunger Ruh, der mich verzehret,
Der täglich deinen Leib als täglich Brot begehret

Und keinen Wunsch sonst mehr mein Leben nennt,
Als daß es, wie die Flamme an der Kerze,
An deinem Leib verbrennt.

Jetzt ist es endlos still umher

Und es wird todstill vor meinen Ohren,
Deine Stimme hat sich zur Ferne verloeen.
Es ziehen nur meine Gedanken noch auf
Wie die Rauchfäden aus einem Aschenhauf.

Du warst das Feuer und bist gegangen;
Deine Flammen allstündlich um mich sangen.
Jetzt ist es endlos still umher, —
Bin warm noch, doch ich leb nicht mehr.

Ich grübe mir gern in die Stille ein Grab

Ich fühle mich tot, als wär' ich erfroren,
Als hätt' sich die Welt zu sterben verschworen.
Ich grübe mir gern in die Stille ein Grab
Und warte begraben deine Wiederkehr ab.

Vom langen Warten versteinen die Wangen
Doch lebt auch im Stein noch ein sehnend Verlangen.
Ich weiß nur, daß ich nichts fühlen will;
Vielleicht steht dann endlich das Warten still.

Der Wind, der heult vor den nächtlichen Toren,
Als würde da draußen nur Unglück geboren.
Er klagt wie ein Hund in die Leere hinein,
Und stets drängen Hunger und Sehnsucht herein.

Es rollen Räder tagaus, tagein

Es rollen Räder tagaus, tagein,
Und die Fenster singen ins Zimmer herein.

Die Scheiben sehen vertieft hinaus,
Als spähten sie nach den Rädern aus.

Sie grübeln über der Räder Sinn,
Und es singen die Fenster ganz sacht vor sich hin.
Wie Verliebte, die nicht mehr bei sich sind,
So summen die Scheiben hinaus in den Wind.

Und draußen rollen tagaus, tagein
Die Räder über das Pflastergestein.
Und jede Scheibe bewegt mitklingt,
Als ob im Rhythmus ihr Glasherz schwingt.

Die Mondfrau

In meiner Fensterscheibe tritt der Mond hervor
Mit seinem fraulichen nackten Leibe,
Und um ihn auf der Nachtau ist ein Wolkengetreibe,
Als stürmten Freier zur sich lagernden Mondfrau empor.
Die Fackeln der Hochzeitsfeier und vom Brautbett die
Spitzen
Leuchten herab durch der Dunkelheit Ritzen,
Daß die Schlafenden sich aufsetzen müssen
Und mit geschlossenen Augen die Mondfrau küssen.
Sie zeigt allen zum Wohlgefallen Brüste und Leib,
Sie zieht auf dem Bett ihrer Hochzeitslüste durch den
Raum.
Sie zieht von Fensterscheib zu Fensterscheib,
Und sie macht die Knaben zu Männern im Traum.

Allerseelen

Grau wolkenerfüllt die Himmelsräume,
Geschwärzt von Nässe die kahlen Bäume.
Der Morgen ist wie der Abend verlassen,
Und nur der Regen lebt auf den Straßen.

Die Leute, die hinaus sich wagen,
Die seh' ich Totenkränze tragen.
Und alle hin zu den Friedhöfen gehen,
Wo für Stunden die Toten heut auferstehen.

Und höre ich nachts den Regen gießen,
So sehe ich Gräber, die sich nicht schließen:
Herzwünsche, die wir lebend begraben,
Die zu verschütten wir nicht genug Erde haben.

Es siedet das Blut auch unter den Laternen

Nun liegt alles Leben danieder.
Nur die Straßen am Abend aufleuchten
Wie des brennenden Phönix Gefieder.
Die Menschen dann an gläsernen Fenstern
Vorüberreisen wie dunkle Vögel ohne Lieder,
Und sich im Pflaster spiegeln, im feuchten,
Und in den feurigen Häusern verschwinden gleich Gespenstern.

Scheint auch keine Sonne im Winter auf und nieder,
Es siedet das Blut auch unter den Laternen,
Es blüht das Herz in Eisnächten unter den Sternen,
Und blieb von den Menschen der Schatten des Nachts nur noch über,
Es schleichen die Schatten mit Liebe beladen an dir vorüber.

Fühl' mich wie kahle Winterberge mager

Die Trennung macht das Blut mir dürr,
Daß ich den Frost noch im geheizten Zimmer spür.
Fühl' mich wie kahle Winterberge mager,
Und's Bett ist kalt jetzt wie der Erde Lager.

Als wär mein Kopf ein Traumbuch, das man fragt,
So hat er mir schon viel vorausgesagt.

Doch frag ich, was die Leere will,
Wenn's Liebste fortgegangen, —
Da hängen sich als Antwort still
Nur Tränen an die beiden Wangen.

Würzburg

In der alten Stadt, wo ich geboren,
Flüstert Totes stets vor meinen Ohren.
Auf alten Wegen, bei jedem Schritt,
Da wandern auch alte Tote mit.
Sie wollen sich nicht zur Ruhe legen,
Sie müssen gemeinsam Gewesenes pflegen.
Und Altgesprochenes wiedersagend,
Und Abgetanes mit sich tragend,
So nahen sie tags aus wankenden Fernen
Und starren des Nachts mit in die Laternen.
Sie gehen im Winterschnee wie vor Jahren
Auf Weihnachtsstraßen in Heeren und Scharen.
Ich kann mich kaum aller Toten erwehren,
Der Toten, die sich da jährlich mehren.
Vom Leben und seinen Äpfeln, den roten,
Seh' ich den Wurm nur, den Todesboten.

Doch ein Weg ist von Toten mir freigegeben.
Der ist dort, wo sich zwei Augen heben,
Zwei Lippen locken mich zu sich fort
Und der Liebsten wortloses Wort.

Ich liege wie von Einsamkeit betrunken

Ich liege wie von Einsamkeit betrunken,
Die Ufer aller Welt sind rings versunken.
Ich sehe kaum hinaus vor meine Tür,
Das Draußen ich noch kaum am Leibe spür'.

Ich höre nur die Sehnsucht suchend streichen
Und auf den Zehen durch die Zimmer schleichen.

Sie kann durchs Ferne und durchs Nahe gehen
Und läßt nicht einen Augenblick still stehen.

Sie muß mit Raubtiernüstern unstet wittern
Und reibt sich ruhelos an harten Gittern.
Ich seh' ihr Auge um mich mordend funkeln
Und spür' noch ihren Hungergang im Dunkeln.

Wie im Novembertag das Grün verschwunden

Wie im Novembertag das Grün verschwunden
Und sich kein grüner Grashalm mehr gefunden,
So muß vom Morgen bis zum Morgen ich nur darben,
Denn mit der Trennung von der Liebsten starben
Auf Erden und im Himmel alle sieben Farben.

Die Tage stehen mir als Nebel draußen,
Und Stille muß vor meinen Ohren sausen.
Die Stille klagt wie Luft in hohlen Stämmen.
Die Träne will die Stille überschwemmen, —
Um sie zu dämmen, müßt' ich's Blut erst hemmen.

Erdfarben sind Berge und Bäume wieder

Erdfarben sind Berge und Bäume wieder,
Zu Erde geworden fiel des Sommers Leib nieder,
Als hab' es Erde geregnet bei Tag und bei Nacht,
Als hab' man geschaufelt und Grabhügel gemacht.
Erdfarben stehen die Wege und Felder,
Erdfarben wie Gruben sind dunkel die Wälder,
Die Erdwege gleichen sich weit und breit
Und sind voll Gegrübel und Eintönigkeit.
Doch ist auch die Erdfarbe lustig zu sehn,
Darf nur's Herz auf kahler Erde der Sehnsucht nach-
gehn.

Ach komm, daß mein Herz endlich Atem holt

Ums Haus gemauert steht leere Nachtruh.
Als ob er der Einsamkeit Redner gern wäre,
Rollt mir auf dem Tisch ein Bleistift zu.
Der Stift, er will schreiben, und du sollst es lesen,
Wie der Tag auf dem Berg heute Luft nur gewesen,
Wie der Winter am Wege mit Kälte still lag,
Die Einsamkeit gelauert den ganzen Tag.
Wie versteinert die Steine Gesellschaft mir waren,
Kein Windstoß vertraulich meinen leblosen Haaren,
Wie das Flußwasser abends dann plötzlich verschwand
Und unter der Brücke ein gähnender Abgrund entstand,
Der keinen Stern mehr gespiegelt und keine Latern,
Und mein eigner Pulsschlag schlug mir fern.
Wie jetzt das Blut im Ohr sehnend singt
Und kein Flehn dich von fern auf mein Bett hinbringt.
Ach komm, daß mein Herz endlich Atem holt
Und der klagende Stift aus den Händen mir rollt.

Nur der Regen sich her zu mir bewegt

Nur der Regen sich her zu mir bewegt,
Der Regen, der stumpf auf das Fensterbrett schlägt.
Nur die Kerze am Bett mir ihr Licht hinhält,
Sonst Einsamkeit im Ohr mir bellt.

Sonst sitzt nur Dunkel an meiner Tür,
Und der Regen, den ich als Herzklopfen spür',
Der Regen, der Tropfen um Tropfen zerschellt,
Als renn' er den Kopf sich ein an der Welt.

Der Regen, den ich wie Herzjagen spür',
Überschwemmt, und die Welt bleibt mir trotzdem dürr,
Ich starre die lautlose Lichtflamme an,
Die an der Kerze hartnäckig zehren kann.

Und die Kerze und ich, wir verstehen uns still:
Es verzehrt mich mein Blut, das sich totsehnen will.

Meine Sehnsucht muß sich ins Bett mit mir legen,
Sie nagt wie die Flamm' und ist verrannt wie der
Regen.

Ist niemand da, nicht mal mein Schatten?

Ich ging wie ein Storch auf meinen langen Gedanken
Und stelzte allein und geriet wie die Nebel ins Wanken.
Und ich fragte: ist niemand da, nicht mal mein Schatten?
Nichts rührte sich im Nebellicht, im matten.
Nur ich schritt aus, und kraus saßen Dornen am Wege,
Und Steine staken wie Totenköpf' im Gehege,
Als fielen Steine schon tagelang wie ein Regen,
Und auf Steine und Dornen dürft' ich den Leib hinlegen.
Und dürft' liegen dort, bis die lange Sehnsucht vergangen,
Bis statt meiner Steine und Dornen zu schreien an-
fangen.

Und Nebel zerrt dich in Nebel hinein

Die Sehnsucht, sie läßt dich im Nebel allein,
Du gehst wie verzehrt in den Nebel hinein.
Als wollt' die Erde in Nacht verdampfen,
Muß Sehnsucht die Welt zu nichts einstampfen.
Als wären die Straßen im Rauch verflogen,
Als kämen Kometen mit Irrsinn gezogen.
Es stehen Mauern gewachsen vom Himmel zur Erde,
Es reiten Schatten auf Dächern wie hoch zu Pferde,
Es brennen da Fenster ohn' Wände am Himmel,
Es ist da von Augen ein stechend Gewimmel.
Es stürzen da Lufttürme spurlos zusammen,
Es treffen sich Schatten, die ohne Leiber kamen,
Es tritt der Fuß nicht auf Stein, er geht entrückt,
Es haben schwindelnde Bogen den Fluß überbrückt.
Es ist deine Hand an dem Arm nicht mehr dein,
Und Nebel zerrt dich in Nebel hinein.

Wenn auch die Nächte da draußen immer noch windwütig hausen

Kommst du dann warm zum Empfange nahe mit lachender Wange,
Trage ich endlich die Sehnsucht, die lange, zu Grab.
Wird mir dann wie einem Baume, daß ich zu leben anfange,
Wenn im Dezember die Wurzel ihm seinen Saft wieder gab.

Wenn auch die Nächte da draußen immer noch windwütig hausen,
Steigt in den Stämmen doch hoch unterm Sausen die Kraft.
Seh' ich von fern deine Schläfen, dran sich die Härlein zart krausen,
Springt mir zur totkalten Wange herzhaft der röteste Saft.

Jetzt sind da Wolken wie Ungetüme

Jetzt sind da Wolken wie Ungetüme,
Wie Königreiche, die droben thronen;
Sie wälzen sich fort im Ungestüme,
Als ob die Riesen dahinter wohnen.

Jetzt stehen die Bäume mit leeren Kronen,
Mit Bürsten und Borsten gleich Lanzen und Speeren,
Als müßten sie gegen die Riesen sich wehren
Im Kampf mit den frostigen Heeren.

Jetzt kommt ein Kahn herunter den Fluß,
Es brennt ein Feuer an seinem Bug.
Mein Blick ihn lange geleiten muß,
Als ob er den letzten Funken forttrug.

Es kauern die Wolken mit zottigen Fellen

Es kauern die Wolken mit zottigen Fellen,
Wie mächtige Hunde, zu müde zum Bellen.
Als ging' ein Schlaf den Berg entlang
Am hellen Tag mit plumpem Gang,
Hängen die Wolken als Atem ohn' Ende,
Als tasten dort Finger an die unendlichen Wände
Die Wolken, sie lassen die Welt nie los,
Sie begleiten dich bis in der Erde Schoß.
Zu Wolken werden all deine Gedanken,
Die glühenden und die sehnenden, schwanken.
Eine Wolke ist Wiege, eine Wolke ist Grab,
Und sie sehen mitwissend auf dich herab.

Und die Sehnsucht, die rasende Schöne

Zu der Musik des Regens, da draußen in der Nacht,
Da haben sich meine Gedanken als Tänzer aufgemacht.
Die Nacht ist der wiegende Boden, drauf gleiten sie
kreisend fort,
Und Tänzerin den Gedanken ist manch ein Liebeswort.
Die Regenmusik singt sich Töne auf Dach und Fensterbank,
Und die Sehnsucht, die rasende Schöne, tanzt meine
Gedanken krank.

Die Sonne kann nicht mehr die weiten Wege machen

Die Sonne kann nicht mehr die weiten Wege machen,
Kurz ist der matten Tage eisiges Lachen,
Die Sonne tut, als wollte sie entrinnen, —
Vielleicht will sie auch neue Lust ersinnen.
Sie hüllt sich in das Dunkel langer Nächte,
Als ob sie in den finstern Mantelfalten
Neuer Gedanken neues Spiel erdächte.
Nur Liebe kann der Sonne Feuer wach erhalten
Und spielt auch mit des Winters Nachtgestalten.

Graues Heimatnebelland

Fühle keine Kälte sehr,
Wenn die Nebel sich vereisen;
Denn mein Herz geht vor mir her,
Will mir Heimatwege weisen.

Aus den Fenstern durch die Nacht
Glänzen deutsche Weihnachtskerzen,
Und die deutsche Tanne lacht,
Und sie lacht zu meinem Herzen.

Nenne nichts auf Erden mein
Von dem großen Heimatgrunde,
Als den Regen nur allein
Und den Nebel in der Runde.

Graues Heimatnebelland,
Bin dir immer treu geblieben.
Nirgendwo ich Ruhe fand,
Heimweh hat mich heimgetrieben.

Das Jahr, es wandert rund im Kreis

Das Eis stockt, und der Fluß steht still,
Ein Rabe hockt dort schwarz im Weiß,
Im Winternebel, der nicht weichen will.

Das Jahr, es wandert rund im Kreis;
Es bringt den Schnee zu seiner Stund'
Und winkt jetzt mit beeistem Reis.

Vom Tode kommt uns manche Kund';
Die Worte werden doppelt heiß,
Hängt sich sein Frost an unsern Mund.

Nun kommt der Schnee angefahren in hellen Fuhren

Nun lassen Winterwolken auf Erden weiße Spuren,
Nun kommt der Schnee angefahren in hellen Fuhren.
Nun klingen die Wege im Frost versteint und metallen
Und sind vor Kälte bitter,
Als hätten viele Augen dort Salz geweint,
Als sei der kalte Mond in weiße Splitter zur Erde
gefallen,
Als stünden im Blut die Tropfen still,
Und die Herzen, die feurigen Uhren,
Als ob keines mehr der Liebe Stunde schlagen will.

Ein Nebel kam über die Brücke gegangen

Ein Nebel kam über die Brücke gegangen;
Er riß Berge in Stücke wie alten Kram
Und sprang an die Fenster und hielt mich gefangen.

Er rollte die Dinge wie weiße Ballen,
Und jeder Baum wie ein Tänzer ankam
Und hing in der Luft wie aus Wolken gefallen.

Und der Nebel stand still wie aufgepflanzt.
Die Liebesgedanken an die Hand er nahm,
Verschwand mit ihnen, ist fortgetanzt.

Der Nachtwind mit der Lust, zu klagen

Der Nachtwind mit der Lust, zu klagen,
Muß Gewimmer durch die Gassen tragen
Und muß mit Sprüngen zwischen die Sterne jagen.
Er singt von den Dingen, die verlassen und tot,
Von allem, was draußen erfror,
Und heult dir ins Ohr,
Was hinter den letzten Bergen dir droht.
Und er singt deiner Sehnsucht, die zaudert,
Sein Lied aus Lust, daß sie schaudert.

Es schmolz die Schneehaut über Nacht

Es schmolz die Schneehaut über Nacht,
Die lockere Erde liegt da aufgetaut
Wie einer, der von einem Alb erwacht.

Es schreit ein junger Hahn weit hinterm Berg,
Er glaubt an einen Frühlingswahn,
Sein Wahn, der kräht als Riese aus dem Zwerg.

Und doch steht noch der Winter hinter jeder Wiese.
Mäht auch der Tauwind, der da draußen weht,
All der Eisblumen jähe Pracht an jeder Fensterscheibe,
Sie kommen wieder über Nacht,
Wie Liebeszweifel einem Mann
Zu dem geliebten Weibe.

Und der Fluß erfriert in seinem Bette

Eisschollen schwimmen im Fluß jeden Morgen,
Sie drücken das Wasser wie gefrorene Sorgen,
Als legt sich einer schwer auf des Flusses Rücken,
Und der Wasserspiegel geht in Stücken.
Und die Scherben schwimmen und rollen,
Die dem Fluß das Leben forttragen sollen.
Sie schwimmen hin unter den Brücken
In langer Kette hinunter den Fluß,
Und der Fluß erfriert in seinem Bette, —
Das Wasser wird zum Weg für eines jeden Fuß.
Und das Wasser steht an den Ufern wie Stein,
Und keiner sieht ihm mehr ins Herz hinein.
Vorher war am Ufer ein Kommen und Gehen,
Jetzt ist dort eine Totenstille und ein totes Stillestehen.
Die Gedanken frieren, die den eisgrauen Fluß anschauen.
Ich küsse meine Geliebte, sie kann meine Gedanken auftauen.

Ein fahriger Winterwind johlt durch die Frühe

Ein fahriger Winterwind johlt durch die Frühe,
Und die Berge sind wie eingeäschert vom Schnee;
Das Tageslicht wird vom Gestöber blind.
So wie das Wintertreiben, voll Weh und Mühe,
Seh ich verzweifelte Verliebte große Bogen
Ohne Wille um ihre Einsamkeit beschreiben,
Um die Froststille, aus der Blüt' und Pflanzen fort-
gezogen.
Und die Einsamen müssen, wie der stockende Fluß
aus Eis,
Am Ufer stehen bleiben, und ihre Gedanken tanzen
Mit allen Schneeflocken sinnlos im Kreis.

Wie gern möcht da manch Blut mit Wasser tauschen

Ich hörte eine Stimme groß anschwellen,
Ich hörte Wellen rauschen und lag wach,
Das Flußeis brach in dieser Nacht,
Die Südluft löst' es mir Gekrach.
Lebendig tat der Fluß aufschnellen
Und flog vorbei an allen Uferstellen.
Ich mußt ihn tief im Schlaf belauschen,
Frei lief das Wasser wieder seinem Herzen nach.
Wie gern möcht da manch Blut mit Wasser tauschen.

Umwinterte Berge

Umwinterte Berge wie breite Särge,
Eine weiße beschneite Straße
Mit Frost auf glattem Geleise.
Aus mattem Nachmittaglicht
Sticht des Mondes vergilbtes Gesicht.

Wie von Spiegel zu Spiegel im Glase
Unendlich geht die Straße ins Weite,
Fern, nur noch der Sehnsucht verständlich.
Gern gibt ihr dein Aug' das Geleite.

Die Schneeflocke

Die Laternen leuchten kaum,
Eng ist der weiße Raum
Der schneienden Winternacht.
Schneeflaum fällt im Gedräng,
Die Wege sind weich und erhellt;
Das Gestöber ist wie ein Blütenbaum.
Kein Laut stört die fallenden Flocken,
Der Schnee sich stumm in der Nacht aufbaut,
Und seine Stille geht wie ein Geist sinnend um,
Als sitzt die Nacht spinnend an einem Wocken
Und hat Flocke bei Flocke ausgedacht.
Und morgen, wenn der Tag aufwacht,
Fliegen über den Schnee die schwarzen Raben.
Der Schnee kann die Nacht nicht begraben,
Schnee und Nacht gleich dunkle Gedanken haben.
Der Schneehimmel ist ein Berg ohne Ende,
Seine Wände bescheinen am Tag die Straßen,
Und die kleinen Schneeflocken kommen in alle Gelände,
Wo zur Sommerzeit Blätter und Gräser saßen.
Sie sind wie weiße Nullen mit rundem Leib,
Sie kommen lebendig wie Bienen und Fliegen
Dunkel vor jede Fensterscheib'
Und haben sich geräuschlos verstiegen.
Eine weiße Maske liegt auf jedem Dach,
Darunter sehen Fenster den Flocken nach.
Unhörbar macht der Schnee die Füße der Welt,
Wie eine weiße Nacht voll Schlaf, die am Tag nieder-
fällt.
Schneeflocken sind die Seelen, die hochgeflogen,
Die fortgezogen und der Erde zum Leben fehlen.
Jetzt gleiten sie nieder und verbreiten Licht
Und bescheinen geisterhaft jedes Gesicht.
Der Schnee kommt aus der greisen Ewigkeit,
Und er taut fort wie die Zeit,
Eh du sie noch beschaut.
Schau nicht zu lang in den Schnee
Und nicht in den Schneeflockentanz!
Dein Sinn wird grau, denn ohne Sang
Ist ihr endloser Gang, wie Jahr um Jahr,

Und sie flechten, wie das Alter ins Haar,
Einen weißen leblosen Kranz.
Wenn Schneeflocke bei Schneeflocke fällt,
Und wohin die Schneeflocke faßt,
Wachsen die Berge der ganzen Welt
Und wachsen mit Hast sich selber zur Last.
Die Welt wird entstellt und verblaßt,
Als ob die Schrift eines Buches zerfällt;
Und die Welt scheint schier weißes Papier.
Eine Mondscheib' wird aus dem Erdleib,
Geh oder bleib, du sinkst ein,
Jeder Gedanke wird dir schwer und friert an den
Stein,
Denn ein Schlaf ohne Schranke liegt umher,
Und das weiße unendliche Nichts wird dein;
Die Unendlichkeit läßt dich zu sich hinein.
Befreit von deiner Gestalt und der Zeit
Wirst du wie Schnee so weiß und so kalt.
Hattest du vorher wenig Gewalt und warst klein,
Wirst du groß jetzt ein Nichts und voll Ewigkeit sein,
Dein Sein und dein Nichtsein schließt jede kleine Schnee-
flocke ein.
Sie, die vor deinem Atem zerfließt,
Die in deiner warmen Hand schnell zerfällt,
Wenn sie als Wand in deinen Weg sich stellt,
Wird der eine des andern Geschick,
Und schwer überlebt ein Auge den Schneeblick.

Alleingelassen bei Erinnerungen

Jetzt sitzt der weiße Schlaf vor allen Wintertüren,
Die Fenster sind gleich blassen Eierschalen,
Dahinter leben Straßen voll Gespenster,
Und Stimmen, die uns ferne Menschen malen.

Man kann die Welt nicht sehen und nur spüren.
Wie Blinde ahnt man dunkel das Geschehen,
Alleingelassen bei Erinnerungen,
Die an den Türen wie die Bettler stehen,

Die bei den Ofenflammen warm sich rühren,
Erregt mit nimmersatten Hungerzungen.
Sie können uns an magern Händen führen
Und haben in der Asche noch nicht ausgesungen.

Viel schnelle Amseln laufen unterm leeren Strauch

Viel schnelle Amseln laufen unterm leeren Strauch
Im Efeuhag bei einer alten Treppe.
Es duftet dort im kahlen Wintertag
Nach Weihrauch und nach Wachslichthauch.
Die Treppe führt durch kahle Baumgestalten
Zur ausgetretnen Schwelle einer Bergkapelle.

Die dunkeln Amseln rennen durch den Ulmengang
Sanglos, wo sonst die Beter knieen sommerlang.
Die Amseln sind in kahler Winterhelle
So still, als können sie dir alle Sorgen nennen
Und Herzgelübde, die vom Morgen bis zum Abend
Im Sommer hier die Betenden bekennen.

Der Berg ließ die Erde still los

Hoch hängt ein Berg im Nebel,
Die Äcker sind finster durchtränkt;
Kein Vogel dir Antwort mehr ruft,
Eisduft auf die Felder sich senkt,
Und die Bäume schweben in Luft.

Wie ein Schiff der Berg hinlenkt,
Durch blaue Bäume er drängt.
Die Sonne schaut groß ins Graue,
Die Sonne ist spiegelnd ein Schloß.
Der Berg ließ die Erde still los,
Wie ein Herz an die Träume sich hängt.

Zwei Raben jagen den Fluß entlang

Schneeluft steht still und ohne Sang.
Zwei Raben jagen den Fluß entlang,
Die dunkel mit den Flügeln schlagen.
Seit Tagen streichen sie da herum
Und wollen nicht von dem Ufer weichen,
Als tauschten sie mit der Flut manch Zeichen,
Und mit dem Schnee, den sie belauschen.
Sie reden mit finstern Flügeln stumm
Und gehen verkleidet wie Ahnungen um.

Ein blauer Schneeweg im Mittaglicht

Ein blauer Schneeweg im Mittaglicht,
Die Schneewelt lacht unter Eisschauer.
Manchmal ein Eiszapf vom Zweig abbricht,
Ein Eistropfen raschelt und fällt.

Die grüne Tanne den Schnee sacht wiegt
Und ihn der Mittagsonne hinhält.
Ein Specht einsam dem Weg nachfliegt;
Sein Flug lautlose Bogen macht,
Totstill, als wäre es blauhelle Nacht.

Am Schneeberg sitzen Raben

Am Schneeberg sitzen Raben in Hungerscharen
Im klaren Mittag auf getauten Erdflecken.
Sie erschrecken mit lauten Schreien,
Als käm' ein Unglück unter sie gefahren.
Sie ducken sich in ihre schwarzen Flügeldecken,
Als säßen sie in finstern Verstecken.
Sie sind wie Gedanken, die unsichtbar waren,
Die dann mit Gekreisch sich aufwecken
Und schreien die Schnee-Erde an:
Schnee, werde Fleisch!

Der Schnee nicht mehr die Wege verläßt

Der Schnee nicht mehr die Wege verläßt,
Der Winter hängt weiß an den Dornen fest.
Manch Ast unter der Last zerbricht,
Und die Berge liegen verblaßt.

Die Sonne nur kurzen Weg tags reist.
Sie hängt in den Wolken tot und vereist.
Wenn auch keine Sonne zur Seite dir geht,
Wenn nur Liebe dich anscheint von früh bis spät!

Die Herzen der Sänger nie stille bleiben

Es liegt an den Scheiben noch Winterhauch,
Und schon zirpt die Meise im kahlen Strauch.
Die Herzen der Sänger nie stille bleiben;
Kaum werden die Tage, die fahlen, länger,
So werben sie leise um Sonnenstrahlen.
Und taut es im Eise, so taut einer Meise das Herz
gleich auch.

Erlöst von den Tagen, den rauhen,
Ausplaudern sie all ihre Liebeslieder,
Die sie dem Nächstbesten vertrauen.

Als ob nur die Ferne Glück verheißt

Nun wandert das Eis, der Fluß ging auf,
Die Flut die Schollen zerbeißt,
Wie die Wut, die sich selber zerreißt.

Und schwindelnd ist jetzt des Wassers Lauf,
Als müßt' es mit Eile einholen,
Was ihm die Eisstarre gestohlen,
Als schläg' es das Eis mit dem Meißel zu Hauf.

Es wirbelt rund, wie ein Kreisel geht,
Und Berg und Ufer ums Wasser sich dreht,
Als ob auf Erden nichts still mehr steht

Und alles mit dem Wasser reist,
Als ob nur die Ferne Glück verheißt.
Und gerne rief' ich die Wellen zurück
Zum Herz, wo Nähe um Nähe kreist.

Ein weißer Eissommer

Ein weißer Eissommer kam auf die Welt,
Der einen Tag lang nur hält
Und über Nacht wieder zusammenfällt;
Eine Sommerwelt steif aus zerbrechlichem Reif.
Die blendende Pracht, die schweigend ragt,
Kein Lied laut anzurühren wagt.
Kein Vogelsang dein Ohr auftaut,
Dein Fuß, der sich regt, kommt sich geisterhaft vor.
Baum schaut bei Baum weiß, unbewegt.
Doch dein Blut immer gern an den Sommer glaubt,
Ist die ganze Welt auch eisergraut und eisbelaubt.

Das bißchen Licht am Winterfenster

Der Schnee liegt auf der Erde Bauch,
Und im Kachelofen die Kohle glüht.
Doch im Zimmer blüht ein Fliederstrauch,
Der sich von Herzen zu blühen müht.
Das bißchen Licht am Winterfenster
Lockt statt der Blüten nur Blütengespenster.
Der Ofen, der voll Kohlen dahockt,
Kann nicht die Sonne einholen.
Der Flieder kläglich blüht und dankt,
Wie einer, der täglich dem Wahn nachwankt,
Geliebt zu sein, und glüht auf daran,
Wenn auch im Grund ihm der Glaube krankt.

Schon beim leisen Druck deiner Hand

Hinter bereisten Hecken,
Hinter weißen Dornenverstecken
Lag der bleiblaue Winterqualm;
Der erdrückte den Tag.
Kein Schneehalm von der Stelle rückte.
Die eisige Helle tat den Augen weh,
Wie Glassplitter schmerzte der Schnee.
Doch das Eis verschwand an jedem Ast,
Wenn dein Finger nur leicht hingefaßt.
Schon beim leisen Druck deiner Hand
Zerstäubt jeder eisige Spuk.

Es sieht ein Stern herein

Es sieht ein Stern herein,
Der mit dem Abend einzieht;
Wie einer, der nicht vom Fleck mehr geht,
Und mit glühenden Augen sich viel verspricht.
Wie einer, der sich im Dunkel verlor
Und streicht dicht um Fenster und Tor.
Ein heißer Gedanke die Stirn ihm kränzt,
Der seinen Weg noch nachts beglänzt.

Das Land im Schnee kein Ende fand

Und als ich um eine Wegecke ging,
Hing der Himmel im Abend,
Als ob er gelbes Feuer fing.
Der Waldrand war eine purpurne Hecke.
Voll blauem Schnee stand der Berg ungeheuer,
Das Land im Schnee kein Ende fand.
Doch die Gedanken standen im Licht nicht still,
Da noch endloser als aller Schnee die Sehnsucht hin will.

Das Eis tut heute keinem weh

Gut über dem Schnee steht ein blauer Tag,
Blau wie von unendlicher Dauer.
Das Eis tut heute keinem weh,
Die Felder schimmern friedlich weiß,
Als ächt' der Schnee im Sonnenglimmern,
Wie er einst als Wolke im Himmel lag.
Die Glocken läuten ins Blaue hinein,
Und bei dem zärtlichen Himmelsschein
Fällt selbst dem Schnee nicht der Winter ein.

Schollen Eis

Jetzt kommen einsam Schollen Eis
Als letzte auf dem Fluß geschwommen,
Still, als ob jede ihr Schicksal weiß,
Von Tal zu Tal vom Wasser mitgenommen.
Sie ziehn wie Scherben auf der Flut,
Sie können dem Sterben nicht mehr entfliehn;
Und jede wie im Tod blaß ruht
Und zieht im Fluß wie im Sarge hin.

Die Kälte mit Geduld die Nebel spinnt

Die Vögel sind aus dem Wald noch vertrieben,
Sie stieben frierend um das Haus,
Und Kälte machte die Hasen zu Dieben;
Sie gruben bei Nacht den Garten aus.
Die Kälte lockt den mißtrauischen Raben,
Daß er wie Schuld schwarz am Schneeweg hockt.
Die Kälte mit Geduld die Nebel spinnt
Wie Sorgen, die kein Ende haben,
Bis still der Tag erschöpft verrinnt.

Es ist ein Wintertag durchsichtig einerlei

Es ist ein Wintertag durchsichtig einerlei
So wie ein unbebrütet kühles Ei;
Die Bäume stehn als Holz an jedem Wege.
Der Schnee, der stolz sonst, liegt schon im Vergehn,
Die Erde naß und voll verjährtem Gras.
Prachtfinster schauen alle Berge an der Sonnenstraß',
Als ob Dämonen in den Wänden wohnen.
Die Lieb' behüte dich vor ihren Händen.

Der Himmel ein langer und leerer Tisch

Verschleierter Tag. Die Welt ist kühl wie ein Fisch,
Der Himmel ein langer und leerer Tisch,
Daran die Sehnsucht verhungern mag.
Ob es Tag oder Nacht, heute mir keine Lippe lacht,
Mein Blut ist der Öde Beute.
Die Berge mit frierendem Atem behaucht,
Als ob alles zu Luft zerfällt
Und vor den Augen verraucht,
Und der Fluß — als eil' er aus der Welt.

Laternen stehn im Rauch versteckt

Laternen stehn im Rauch versteckt.
Als niste Unglück in jedem Strauch,
Hat der Nebel die Nacht überlistet.
Wie eine Schlange auf nassem Bauch
Liegt er auf seinem Gange Stück bei Stück
Und fristet ein giftiges Leben.
Er will die Dinge in nichts fortheben
Und hängt sich ums Licht wie eiserne Ringe
Und legt sich als Schlinge ums glücklichste Gesicht.

Die Worte sterben, wenn die Träne spricht

Eine Träne wenn gequält aus dem Auge kroch,
Wenn sie fällt, schlägt ein Loch in die Welt.
Wenn die Träne sich bewegt, trägt sie Last;
Berge rollen bei der schweren Träne Hast.
Tränen leben sich zum bittersten Genuß;
Worte heben Tränen oft ans Licht,
Tränen eine Gnade dir nur geben:
Worte sterben, wenn die Träne spricht.

Abendhelle

Abendhelle drunten im Fluß.
Am Himmel ein paar schnelle Wolkenstriche
Und ein Stern, wie eine kleine silberne Zelle.
Die Steinbrücke reicht in das Finster hinein,
Darauf drei Laternen und von Dunkelheit drei Stücke.
Das Wasser die Lichter reich spiegeln muß,
Die Wolkenstriche weich wie Ruß und den Schatten der Brücke.
Aber die Abendhelle steht im Fluß
Wie eine glückliche blaßblaue Stelle,
Wie ein schimmernder Frauenfuß auf dunkler Schwelle.

Der Tauwind fährt um den erdigen Anger

Der Tauwind fährt um den erdigen Anger,
Der Fluß zieht her voll Hochflut schwanger,
Die Wolken hängen dicht voll Begehr,
Und tolle Regentropfen drängen.
Und die Menschen heben die Füße so schwer,
Als hörten sie Blut auf die Erde klopfen.
Gut fällt der Regen und warm wie aus Händen,
Und keiner mehr hinter den Wänden ruht,
Die Gedanken setzten sich hoch zu Pferde und folgen der Flut.

Das Wasser hat knirschende Stimme bekommen

Die Flut kommt geschwommen, die Welle muß kreisen,
Das Wasser hat knirschende Stimmen bekommen,
Als schwämmen im Fluß laut Stein' und Eisen.
Das Wasser muß schrein und will Berge zerreißen,
Der Fluß ist allein, die Erde muß weichen.
Der Fluß muß hinstreichen wie wilde Nächte,
Und dunkel muß er das Böse preisen.
Er rennt im Schuß, voll Lehm, ohne Spiegel, ohne Gruß,
Als sollt' ihn die Erde mit Leibern speisen.

Vom Wind

Der stürzende Wind, der die Täler anfüllt,
Der in die Nacht sich hüllt,
Brüllt, als ob er den Ruf des Rindes nachahmt,
Wenn er schneller noch als des Hengstes Huf
Den Fluß überholt mit Gewalt
Und am Ufer hallt wie Schuß bei Schuß
Er prallt an des Berges Stufen,
Macht die Wälder zur Orgeln,
Daß sie erwacht den Himmel anrufen.
Es fahren im Tal die Winde empor.
Und immer ist Qual in ihrem Gebaren,
Und immer Jammer, wie über eisgrauen Haaren.
Wer mit dem Nachtwind die Unruh teilt,
An dem eilt die Liebe vorbei,
Wohnt nie mit ihm glücklich im gleichen Gemache
Und weilt nie unter dem gleichen Dache.
Und nie heilt ihm seine Qual,
Und ist nicht ein Schrei,
Ist eine Kette von Schreien ohne Zahl.

Die ganze Nacht hat der Wind aus dem Haus eine Flöte gemacht

Die ganze Nacht hat der Wind aus dem Haus eine
Flöte gemacht.
Mit großen Flügeln zog er hinaus, wie Vögel, die
auf Raub aus sind.

Er löscht den letzten Schnee im Bergwinkel aus,
Und Erdgeruch ist in seinem Geschnaub.
Er dröhnt vor Wollust und stöhnt einem Fluch,
Er weht Dächer auf wie Deckel von einem Buch,
Reckt die Berge, daß sie gleich Brüsten werden,
Weckt die Toten in den gelben und braunen und roten
Erden.
Die füllen sich mit Launen und Wucht und Gelüsten
Und machen den Wind zum Boten ihrer Frühlingssucht.

Jeder muß sich seinen Weg durch die Sterne brechen

Jeder muß sich seine Wege durch die Sterne brechen.
Die können dir mit ihrem Sehnen die Augen ausstechen.
Sie lehnen sich an deine Stirn und sprechen in deine
Ohren;
Du könntest wähnen, du hast dich zu ihnen in Nichts
verloren.
Sie flimmern auch wie Geschmeide am Nacken der
schönen Frauen.
Sie tuen dir nichts zu leide, aber sie erwecken Grauen.
Sie, die über den Schicksalen schweben der Erdenleute,
Die so hoch sind, daß sie hinaussehen über das Heute,
Sie, die ohne Boden ihre Wege hingehen,
Sie leuchten und lassen doch Dunkelheit stehen,
Stützen sich auf deine Schultern und fallen wie ein
Geschoß
Und lassen den Himmel doch niemals los.
Sie lebten schon, als noch keine Menschennamen waren,
Und leben weiter, wie die Liebe von ewigen Jahren.

Nun sitzt Frau Sonne im goldenen Sattel

Nun sitzt Frau Sonne im goldenen Sattel
Und reitet höher den Berg herauf.
Sie knöpft den Wolkenmantel auf,
Schöpft Luft und hat die Brüste geweitet.

Windhunde erklimmen mit ihr die Berge
Und überschwimmen den Fluß in der Runde.
Frau Sonn' hat noch keine Blume im Munde,
Die Ackerkrume liegt schwarz noch wie Ruß;
Frau Sonn' ist die einzig lachende Blum' im Königtum.

Die Sorgen ackern

Die Sorgen ackern von Morgen bis Abend,
Von Abend bis früh; unermüdlich ist ihre Müh'!
Sie säen Schnee und säen Stein',
Nie schlafen die zähen Sorgen ein.
Sie müssen leihen und müssen borgen
Und lachen nie und lehren hassen
Und steinigen, den sie niemals verlassen.
Der kann nichts machen, wen die Sorgen mal lieben,
Es werden die Starken zu Schwachen, Gerechte zu
Dieben.
Den einzigen, den sie vergessen dann,
Ist der, der noch stärker lieben kann.

Wege leer ins Leere sehen

Wege leer ins Leere sehen.
Bäume, Berge, Dorn und Ast
Stehen noch als kahle Last.
Nur die Wolken ziehen, wehen,
Sonst ist noch kein Weitergehen.
Nur die Wolke will sich rühren,
Stille stehn noch all die Andern.
Wolken nur durch Gassen wandern,
Lassen süße Unruh' spüren.

Frischer gehn am Pflaster jetzt die Beine

Nasse Steine leuchten in der Sonne,
Sonne geht von Gasse jetzt zu Gasse,
Und die armen Haufen Pflastersteine
Glänzen weiß als stolze Silbermasse.

Frischer gehn am Pflaster jetzt die Beine,
Übers Silber eilen leicht die Sohlen,
Und die Luft, die aufgetaute, reine,
Glänzt wie Freude hell zum Atemholen.
Selbst die Steine atmen auf verstohlen.

Der Frühling ist in aller Mund

Noch schneit es Schnee in einer Stund',
Und regnet Regen in der andern;
Der Frühling ist in aller Mund.
Aber auf Wegen weit und breit,
So weit die Beine Meilen wandern,
Hat's überall noch gute Zeit.
Unendlich kahl wie Ewigkeit
Ist Berg und Tal im Erdensaal.
Zur Hochzeit ist noch nichts bereit.

Und was suchen die alle?

Nackte Weidenstauden gehen hinter dem Bach,
Westwind packt die Straße und rennt ihr nach.
Die erste Amsel hat angehoben.
Vom Lied werden Wolken fortgeschoben.
Es kommt ein Schimmelwagen mit geschlossenem Dach,
Als führt' er vom Himmel die Braut zum Gemach.
Voraus den Schimmeln, da reitet im Winde,
Der Regen mit Tropfen und Wolkengesinde.
Und was suchen die alle? — Die Liebe, die blinde.

Jetzt rennen die Bäche so blau daher

Jetzt rennen die Bäche so blau daher,
Als sind sie vom Himmel herabgeschwommen.
Noch ist die Luft von Liedern leer,
Doch die Bäche haben schon Stimme bekommen.

Noch ist die Luft so still wie ein Grab,
Nur meine Gedanken haben gesungen.
Den Bächen ich froh das Geleite gab,
Mein Blut ist mit den Wassern gesprungen.

Der Abend wirft allen die Masken ab

Die ersten Sterne hängen wie an Faden
Beweglich über den Gängen der Täler.
Die Berge werden schmäler im Abend
Und haben Brüste und Gebärden.
Der Fluß kommt an voll düsterer Gelüste,
Als ob er Wünsche ertränken müßte;
Der Fluß ist ein Grab ohn' Anfang und Ende.
Der Abend wirft allen die Masken ab, —
Zehn freiende Könige werden die Finger der Hände.

Mit Uhren zählt man nur die Qualen

Mein Ohr belauscht die Nacht,
Der Fluß rauscht mild.
Kein Wind kommt aufgebauscht,
Die Stille Blicke mit der Stille tauscht.
Ich höre alle Uhren schlagen mit Bedacht,
Die dir die Stunden laut vorrechnend sagen.
Mit Uhren zählt man nur die Qualen.
Der Glückliche hat alle Uhren satt und kann es wagen,
Nach Lust zu leben ohne Zifferblatt und Zahlen.

Die Pappeln am Fluß

Die Pappeln am Fluß sind noch winterkahl,
Der Winterschlaf ihnen die Wirklichkeit stahl.
Im Wasser spiegelt ihr Schatten jetzt grün,
Als ob die Schatten wie Laub aufblühn.
Grün ist da unten der Spiegelwald,
Dann landet das Grün am Ufer bald.

Die kahlen Pappeln sich gern besehen,
Und Fische statt Vögel im Wald unten gehen.

Die Mondsichel

Die Mondsichel gelb, schief gestellt
Fällt in den Talgrund hinein;
Senkt sich, als horcht' sie am Tor,
Als sucht' sie einen, den sie beschwor.
Hat ihre Begeisterung blind verschenkt
Und dann sich verdüstert und bedrängt
An einer Nachtwolke aufgehängt.

Und durstig kommt die Nacht zu allen

Die Amseln spielen ihre vielen Flöten,
Die schallen lustig in das Abenddunkel.
Sehr große Regentropfen fallen,
Und durstig kommt die Nacht zu allen.
Ich gehe unterm Regen an dem Fluß entlang,
Die Welle singt halblaut noch ihren Wandersang,
Die Wasser leuchten noch mit letzter Helle.
Doch Berge und die Sehnsucht fliegen nie.
Sie liegen drückend stets auf einer Stelle.

Der Regen, das lebende Frühlingszeichen

Der Regen, das lebende Frühlingszeichen,
Will den Winterboden unter den Füßen aufweichen,
Und die Erde hält still auf allen Wegen.

Jetzt muß sich der Regen in Dornen noch legen.
Bald wird er wieder durchs Gras hinstreichen,
Und kein Tag wird mehr dem andern gleichen.

Die Stunden werden dann wieder verwegen,
Die Füße wandern dann ungebunden,
Und die Liebe wird wieder von allen erfunden.

Alle handeln, wie die Herzen müssen

Meine Ohren horchen in die Nacht,
Wie der Regen seinen Tanzschritt macht.
Ruhe, eine der uralten Ammen,
Singt ihr Lied mit Dunkelheit zusammen,
Und der Regen tanzt auf flinken Füßen.
Alle handeln, wie die Herzen müssen,
Alle wandeln frisch und unverfroren.
Nur die Liebe wird mit Angst geboren,
Nur der Sehnsucht ruhen nie die Ohren.

Schneeflocken wie weiße Mücken

Schneeflocken wie weiße Mücken
Fahren in Scharen quer im Wind.
Wie weißer Puderstaub aus Perücken.
Märzsonne vergoldet und wird nicht mehr blind.
Märzwolken sich tummelnde Masken sind
Und schütten Papierflitter aus mit der Hand.
Weißer Tänzerinnen Tanz ist der Flocken Gezitter.
Unter Mummenschanz schwärmt die Sonn' als goldener
Ritter,
Und die kleinen Flocken fallen erwärmt aus dem Takt
unter Atemstocken.

Einmal läßt Sehnsucht sich nicht mehr verstecken

Neuschnee am Berg in weißen Flocken,
Es stürmt und regnet aus den Wolkenfalten.
Doch nichts kann mehr den Amselsang aufhalten.
Hängt auch der Wind an allen wüsten Hecken,
Die Amsel übersingt den Regenschnee.
Einmal läßt Sehnsucht sich nicht mehr verstecken,
Und durch die graugedämpften Wolkendecken
Flüchtet ihr Lied hin wie ein warmes Reh.

Bald schliefen alle Dunkelheiten in allen Ecken endlich aus

Nun will noch einmal blendend Schnee
Auf allen Dächern hell sich zeigen,
Eh' schnell, den weißen Schlaf beendend,
Im Blätterreigen und im Reigen
Der Gräser, unter Knospenzweigen
Und Augen hin zur Sonn' sich wendend,
Lerchen und Lustgedanken steigen.
Bald schliefen alle Dunkelheiten in allen Ecken endlich aus
Und tanzen hin als kleine Schatten
Über die Wiesen um das Haus.

Bei den Sturmwinden

Bei den Sturmwinden,
Die in den Urgründen wühlen,
Denken viele, daß sie Wege finden,
Die zum letzten Ziele münden.
Wenn der Wind die Nächte aushöhlt
Und sie zu einer heulenden Muschel macht,
So hat er es doch nie weiter gebracht
Und hat nie das letzte zu Ende gedacht.
Er treibt mit der Luft seinen Tanz
Und gibt den Gedanken Stimme und Resonanz.
Aber kein Schicksal gerät ins Wanken.
Der Wind tut, als dürfe er niemals rasten,
Und schleppt laut sein Dasein, wie tausend Lasten.
Aber der Himmel bleibt ewig sein Schneckenhaus;
Er hängt immer darin und kommt niemals heraus.

Und es fegen dir Wünsche aus Stirn und Haar

Der Tauwind, der lange verschwunden war,
Bringt die Windbälge wieder in Gang;
Jagt im Tal und singt den Fluß entlang,
Ist vielgeschäftig wie eine Arbeiterschar;

Ist immer auf allen Wegen zugleich
Und ist König in einem ewig rollenden Reich.
Er wäscht dein Hirn und dein Blut dir klar
Und macht, daß dein Auge aufschaut.
Seine Freiheit schüttelt dich wunderbar,
Und es fegen dir Wünsche aus Stirn und Haar.

Der Wind hat Stimme bekommen

Der Wind hat Stimme bekommen,
Er geht um die Häuser mit Grollen,
Er hat einen Anlauf genommen
Und weht die Wolken zu Hauf.
Er bringt die Stille ins Rollen,
Er leckt den Schnee an den Bergen auf
Und taumelt die Straßen entlang
Wie ein Trunkenbold mit Tollen und Sang.
Er möchte mit krassen Gelüsten
Aufbauen und verwüsten,
Er ruft Namen aus, die verschollen,
Hetzt Geister auf, die sich brüsten sollen,
Und setzt wie ein Meister ein großes Wort in die Luft.
Aber er bleibt an keinem Ort;
Er drückt an das Tor,
Wachst du auf, — ist er fort,
Wie einer, der falsche Liebe schwor.

Nun dröhnt der Wind die zweite Nacht

Nun dröhnt der Wind die zweite Nacht,
Als ob er von Grund aus die Ruhe verhöhnt,
Als ob er die Trommel rührt und wacht.
Er drückt an das Fenster, der Rahmen kracht,
Als ob er hinter Tapeten nachspürt
Und Argwohn und Verrat anschürt.

Am Fluß steht kahl die Pappel zur Luft
Und weht im Winde sacht im Takt.

Der Wind gern an der Pappel hingeht,
Sie, die so schlank und auch so schmal,
Die sich ihm hingibt splitternackt;
Er hat sie stürmisch angepackt.

In dritter Nacht ist er aufgesprungen
Noch übernächtig und hat die Lungen weit gemacht
Und hat von Liebe unendlich gesungen,
Prächtig bei Stimme, und hielt die Pappeln umschlungen.

Der Wind brach in die vierte Nacht herein

Der Wind brach in die vierte Nacht herein
Und es tat wie ein Riß durchs Haus hingehen,
Als ließ' er keinen Balken mehr stehen,
Als blies' er die Augen dem Schlaf noch aus,
Als biss' er den Worten den Boden ab;
Als wollt' er alle Vorstellung verwehen,
Und Arme voll trug er Gedanken fort.
Bald war nur ein Schwanken noch ohne Wort,
Und der Wind war allein; und blind vom Schrein
Entleibt er sich selbst unterm Getose
Und stürzt ins Bodenlose hinein.

Am Morgen war alles wie nach einem Spiel,
Die Schneeflocke fiel an dem Fenster vorbei,
Still aus der nebelnden Himmelsglocke
Sank verdunkelnd der Schnee ins Einerlei.

Kommt der Frühling geschwommen

Der Fluß warf die Eisschollen ans Land,
Groß und weiß liegen sie auf dem Pflaster.
Am Uferrand tollen die Kinder;
Sie sind auf die Eisstücke gestiegen,
Und sie fühlten sich auf dem Eis vor Wunder heiß.
Oben auf der Brücke ist ein Gedränge und Gedrücke,

Leute, die wie die Fische der Eisgang freut,
Und alle erkennen: aus gestern wird heut.
Die Menschen alle rennen,
Eins hier und eins dort,
Als reißt des Wassers Unruh'
Das Blut schon frühlingshaft fort.
Und während drunten die Eishaut zerbricht und zuckt,
Jeden Mensch im Blut eine Sehnsucht juckt.
Und sie sind alle zusammengekommen,
Und sie horchen dem Wasserschalle nach
Wie einem großen Falle und sind beklommen,
Und sind doch erfreut, denn auf jeder Scholle
Kommt der Frühling geschwommen.

Die Schneeschaufel

Ich horch' auf die Schneeschaufeln vor meiner Tür,
Sie scharren und hacken den Rest zu Hauf,
Wie ein Fest ich mein offen Fenster spür',
Hinaus ziehen ergraut die Wintergespenster.
Flußwasser rauscht wieder laut beim Haus.
Mein Ohr begierig der Schneeschaufel lauscht,
Als singt jede Schaufel ihm Lieder vor.
Und dunkel sieht jeder Berg wieder
Mit freier Erde zum Himmel empor.
Mein Atem noch gestern zu Nebel festfror,
Er läßt mich jetzt atemlos stehn,
Und mein Blut pocht mir wie die Schaufel am Tor.

Und Erde ist die Hand, die dieses Buch still schließt

Noch leer die Felder, Erde, Staub und Ackerfurchen.
Von kahlem Holz sind alle Wälder taub und schwer,
Und nur Gedanken an den Frühling schwanken
Unausgewachsen wie im Wasser Lurchen.
Du selbst kamst aus dem Ackerstaub mal her
Und gehst und denkst und liebst dich selber sehr.

Du glaubst selbst, daß du liebend dich verschenkst,
Und blühst doch nur wie bald die Apfellauben
Und meinst, daß du gelitten und dich mühst
Und weinst, wenn deine Jahre tot verstauben.
Doch Erde alles ist: das Buch, worin du Lieder liest,
Und Erde ist die Hand, die dieses Buch still schließt.

Des großen Krieges Not

Kriegsgedichte und Lieder der Trennung
1914—1918

Kriegsgedichte

Drückende Botschaft

Der Abendhimmel bräunt sich still entzündet,
Das Meer wird blasser und von Dunkelheit umzäunt.
Und alte Bäume, in den Kronen breit geründet,
Die wurzeln an dem Weg, der leer zum Wasser mündet,
Kein Windhauch wandert mehr.
Die Stille aber bringt drückende Botschaft her.

(Makassar, 28. August 1914)

Es schreien Stimmen nachts

Ich höre heller, als die Ohren wissen.
Es schmerzen Echos, tief in mir geboren.
Es schreien Stimmen nachts aus meinen Kissen,
Die Stimmen Mutiger, die ihre Kraft verloren,
Die auf des Krieges Feldern liegen, verblutet und zerrissen.

(Makassar, 29. August 1914)

Es liegt bei mir und schreit des großen Krieges Not

Muß hören durch die Nacht das Stöhnen und das Stampfen,
Den Pfiff von Schüssen, die im Flug zerstören,
Den Schlag der Fäuste, die im Kampf sich krampfen,
Die wie die Wurzeln werden hart und tot —
Es liegt bei mir und schreit des großen Krieges Not.

(Makassar, 29. August 1914)

Und immer wiederholt es sich, das Grauen

Beklommen muß ich tags zur Sonne schauen
Und sitze wie im Blutdampf, blind benommen.
Und immer wiederholt es sich, das Grauen.
Des Himmels Pracht, die blaue, seh' ich wundenrot.
Es liegt bei mir und schreit des großen Krieges Not.

(Makassar, 29. August 1914)

Vier deutsche Handelsschiffe

Vier deutsche Handelsschiffe liegen rauchlos dort,
Die Strömung dreht sie stets am gleichen Ort.
Sie sind verankert, haben Weile, warten ab,
Bis sich gefüllt das Riesenmassengrab
Fern in der Heimat, das der Krieg gegraben,
Und sich die Raben sattgefressen haben.

(Makassar, 29. August 1914)

Verbannt in fremdes Südseeland

Verbannt in fremdes Südseeland,
Muß ich von ferne schauen,
Wie täglich sich die Leichenberge Europas höher bauen,
Wie täglich Heldentaten, große, tausendfach geschehen,
Wie kleine Bäche hochgefüllt mit Blut jetzt gehen,
Und wie vorm Tränenfall der Trauernden daheim
Kein Himmelsblau bald mehr zu sehen.

(Makassar, 31. August 1914)

Will härter als die Meeressteine stehen

Zwei große Adler schaukeln in der Morgenluft ums Schiff.
Vielleicht aufs Meer mein klopfend Herz die großen Vögel rief.

Die Adler möcht' ich senden über Ozeane zur Bruderschar
Mit meinem heißen Herzen hin zum deutschen Aar.
Will härter als die harten Meeressteine stehen
Und keinen Herzschlag spüren mehr,
— Sollt' Deutschland untergehen.

(Makassar, 31. August 1914)

Ich steh' geblendet

Im Bambus schaukeln rot und blaue Papageien,
Und glänzend in der lila Sonne wehen der Kokospalmen grüne Reihen.
Darunter gehen, bunt wie Edelsteine, die gelbgesichtigen Malaien.
Ich steh' geblendet im perlmutterweißen Sand im Meergeruch, im freien,
Und seufze: „All die schnellen Südseefarben, sie können nicht das Trauerschwarz
In meinem Herzen überschreien."

(Makassar, 31. August 1914)

Die Sonne läßt mich stehen

Die Sonne sank, das Land ward rot,
Bis alles Feuer in dem Meer ertrank.
Ein Dämmerstreifen blieb. Der Tag ist tot.

Der Tag, der hier an mir vorübergeht —
Spurlos wie Luft, die über Wasser weht —
Der Tag sagt morgens schon und winkt: „Komm, es ist spät.

Eil dich, die Heimat und die Liebste flehen."
Doch ach, die Sonne steigt und sinkt
Und läßt mich stehen.

(Makassar, 31. August 1914)

Vergrämt ist hier des Landes Angesicht

Ich landete bei Inseln heute, deren Wälder verdorrt;
Sonne hat die Wasser ausgesogen an jedem Ort.
Waldäste stehen grau und braun, blattleer im Licht.
Vergrämt, verarmt ist hier des Landes Angesicht.
Und so gequält wie jene Durstigen, die ohne Saft
sich winden,
Kann auch mein Sinn jetzt früh und spät nicht Trost
mehr finden.

(Soembawa, Sunda-Inseln, 2. September 1914)

Nacht um Nacht

Der Mond zieht hinterm Schiff einher,
Er wird des Abends Herr im Meer,
Begleitet Nacht um Nacht die Fahrt.

Ich hab' ihm forschend nachgestarrt,
Ich fragte ihn: „Wohin so spät?“
— Auch er weiß nicht, wohin es geht.

(Soembawa, 2. September 1914)

Meines Herzens Kriegsgespenster

Mir war, ich hörte draußen am Kabinenfenster
Zur Nacht Hurrageschrei im Meer.
Es waren meines Herzens Kriegsgespenster,
Die zogen johlend in der Nacht umher.
Sie schlugen Schlachten um das Schiff im Wind.
Ach, wüßt' ich, ob sie Sieger, ob Besiegte sind!

(Soerabaya, 6. September 1914)

Und ob ihr Tod und Teufel ruft

Zu Land, im Meer und in der Luft
Stehn alle auf, mit uns zu ringen.
Doch ob ihr Tod und Teufel ruft, —
Heil, Deutschland ist nicht umzubringen.

Die deutsche Kraft, den deutschen Geist
Ihr nicht so leicht in Stücke reißt.
Ein ehrlich Volk mit gradem Sinn
Stiebt nicht in alle Winde hin.

Wir wollen es euch lohnen,
Daß ihr gar hoch uns eingeschätzt
Und rund in allen Zonen
Das Eisen heftig gen uns wetzt.

Wir wollen blutig danken,
Nicht vor dem Sturme wanken.
O, schönes Deutschland, bist es wert,
Die große Feindschaft hoch dich ehrt.

Gern stirbt für dich der letzte Mann!
Das Schicksal aber wird's nicht wollen.
Seht euch die deutschen Wälder an,
Ob alle Eichen stürzen sollen.

Im Wald, im Meer und in der Luft
Soll manches deutsche Lied noch klingen.
Und ob ihr Tod und Teufel ruft, —
Heil, Deutschland ist nicht umzubringen.

Stampfe, Maschine, stampfe

Stampfe, Maschine, stampfe,
Jung-Deutschland zog zum Kampfe.
Kein Weib sah man da klagen,
Sie taten's mutig tragen.

Stampfe, Maschine, stampfe,
Jung-Deutschland stand im Kampfe.
Nun Hüft' an Hüfte liegen
Die Toten, die da siegen.

Stampfe, Maschine, stampfe,
Nacht ist es nach dem Kampfe,

Viel schnelle Bäche fluten,
Jung-Deutschland muß verbluten.
(An Bord vor Sumatra, 12. September 1914)

Nie war die Welt so erdenschwer

Hilf Gott, wie ich mich quäle!
Todstill wird meine Seele.
Ich weiß schon längst von Lust nichts mehr,
Nie war die Welt so erdenschwer.
Mein Herz zuckt schmerzend Stund' um Stund',
Nur Feinde, Feinde wandern rund.
(Medan, Sumatra, 15. September 1914)

Ich sah der großen Stille zu

Indiens Tannen aufrecht in der Nacht.
Und im Netzwerk ihrer Nadelzweige
Stehen alte Sterne jung entfacht.
Muß an meinem Fenster schauend bleiben
Und steh' schweigend vor der Sterne Treiben,
Die ins Dunkel weite Wege schreiben. —
Und ich sah der großen Stille zu.
Sprach zu meiner Sorge: „Sorge, schweige!
Sieh, die Sterne wandern immer noch voll Ruh'."
(Lima Poeloe, 7. Oktober 1914)

Bis weit nach Asien zeigt das All

Bis weit nach Asien zeigt das All
Des großen Krieges Widerhall.
Die Sonne geht mit blassem Leibe
Ums Atapdach.
Sie zeigt kaum noch die bange Scheibe,
Ihr Strahl ward schwach.

Versteckt im Dunst, bleibt sie verschwunden,
Der Mittag gleicht den Abendstunden.
Fern in Europa ging durch Blut
Ihr Strahl seit Tagen,
Nun fehlt zum Leuchten ihr der Mut.
Sie will nicht immer Licht nur tragen
Zum Töten und zum Wundenschlagen.
Sie macht den Weg tief grau verhüllt,
Bis daß der Friede sich erfüllt.

(Lima Poeloe, 18. Oktober 1914)

Die Kriegsnot wütet in meinem Herzen

Wie bin ich verdammt zum Lesen hier,
Zum Kriegserleben auf Zeitungspapier,
Ich folge den Heeren nur zwischen den Zeilen,
Durchstampfe mit Buchstaben Schlachtfeld und Meilen,
Verliere, gewinne zu Land und Meer
Und wende das Zeitungsblatt hin und her.
Und doch fühl' ich aller Verwundeten Schmerzen.
Die Kriegsnot wütet in meinem Herzen. —
Ich weiß nicht: legt' ich das Blatt aus der Hand,
Oder flog's vor mir auf in zornigem Brand?

(Lima Poeloe, 24. Oktober 1914)

Keiner stirbt, der für das Leben fällt

Alle großen Berge wurden klein,
Nirgends ist ein Berg so schwer aus Stein
Als der Berg der Schmerzen und der Klagen,
Den die Menschen in der Kriegsnot tragen.

Nächte werden wilde Ewigkeit.
Nie war je so krasse Winterszeit.
Viel Verzweifelte ins Dunkel stieren,
Viele tausend Tote machen frieren.

Auch der Frieden brächt' nicht Frieden her.
Siege wecken Tote nimmermehr.

Nur ein Tor spricht mir von frohen Siegen,
Nur ein Narr kann froh bei Gräbern liegen.

Grollend dacht' ich's, und der Regen fiel.
Und der Krieg trieb fort sein wütend Spiel.
Suchend mußt' ich in die Wolken schauen,
Wo der Himmel weinte wie die Frauen.

Aber lebte nicht ein ewig Blau,
Ewig Sonnenlicht dort hinterm Grau?
Dieses kannte keine armen Toten,
Helle Helden ihren Gruß mir boten.

All die Tapfern sprachen auf mich ein:
„Sollen wir umsonst verblutet sein?
Deine Klagen wollen uns entwerten,
Uns, die wir den Gott der Tat verehrten.

Keiner stirbt, der für das Leben fällt,
Keiner, der gekämpft für seine Welt.
Und ihr sollt um uns nicht Klage tragen,
Um Verklärte nicht aus größten Tagen.

Größer als die Sorge ist die Kraft,
Die aus Totem Berge Leben schafft."
Danach sah ich sie, die hingegangen,
Höher als den Berg der Kriegsnot prangen.

(Tana Besih, Sumatra, 25. November 1914)

Sternenlose Nacht im Battakland

Sternenlose Nacht im Battakland,
Nur ein Blitz schießt auf am Erdenrand,
Zeigt die Berge mächtig, Wand bei Wand,
Mißt der toten Finsternisse Breite,
Reißt die Seele mir hinaus ins Weite,
So wie Blitz und Nacht, lieg' ich mit dem Heimweh stumm im Streite.

(Brastagi, Sumatra, 9. Dezember 1914)

Der „Emden" Nachruf

Wie oft sind wir im Osten hier erwacht,
Und jeder hat dann rasch bei sich gedacht:
Wo kämpft die „Emden" diesen Augenblick,
Und welches wird das Ende, das Geschick
Der Deutschen, die auf jenes Kriegsschiffs Planken
Eng Kameraden wurden den Gedanken?

Wir hörten nah des fernen Schiffes Rauschen.
Ein jeder Mann wollt' mit den Männern tauschen,
Die dort als Wache standen auf dem Deck,
Stumm aufmerksam vom Bug bis an das Heck.
Wir lebten dicht am Bord die Taten mit.
Jed' Herz fuhr auf der „Emden" hin und stritt.

Wie flog uns heilig heißes Feuer an,
Kam Kunde, was ein Schifflein wirken kann.
Als sie zum erstenmal fünf Boote nahm,
Die „Emden" leuchtend in die Brust uns kam.
Noch nachts der „Emden" Lichter uns umglühten.
Des Deutschen Wunsch war: Herr, wollst sie behüten!

Damit begann der Abenteuer Reigen.
Von da wir alle auf die „Emden" steigen.
Wir folgen ihr im dunkeln Weiterziehn
Wie Sonne, die auf blinden Nebel schien.
Bald hören wir in grauer Ferne Kampf,
Kanonenschüsse hinterm Nebeldampf.

Welch' Mut doch diese tolle „Emden" hat!
Erst schießt das kleine Schiff auf eine Stadt,
Dann dringt's verkappt in einen Hafen ein.
Die Herzen weiten sich, die vorher klein.
Man hört berauscht, wie unerhört sie handelt,
Die „Emden" wird zum Geisterschiff verwandelt.

Denn eh' die Feinde zur Besinnung kamen,
Schoß sie ein russisch Panzerschiff zusammen.
Sie wird zum großen Grauen, kämpft und raucht
Gleich wie ein Spuk, aus Hirnen aufgetaucht.

Verfolgt, bohrt sie die Schiffe in den Grund,
Sie wird zum Wunder bald in aller Mund.

Sie nimmt sich nach dem Kampf auch noch die Zeit,
Setzt Boote aus und rettet hilfsbereit
Die, deren Schiff zur Tiefe hingerollt.
Der Feind bald selbst Bewunderung ihr zollt.
Man spricht von ihrer Mannschaft wie von Rittern.
Nur um ihr Ende aller Herzen zittern.

Nun sind es lange, stumme, stille Wochen.
Die Stunden kommen einförmig gekrochen.
Denn nun ist's tot hier draußen auf dem Meer.
Der „Emden" Wrack kreist auf dem Meergrund leer.
Die Geister kehrten heim aus hoher Luft,
Die immer noch den Namen „Emden" ruft.

Man sagt, sie ist im braven Kampf verbrannt.
Man sagt, sie hat sich selbst aufs Riff gerannt.
Man sagt, man sagt, und nichts sagt jedes Wort.
In deutschen Herzen lebt die „Emden" fort.
In uns kämpft sie noch immer ohn' Ermatten,
Erst mit uns stirbt der kleinen „Emden" Schatten.

(Brastagi, 11. Dezember 1914)

Daheim, wo die Schneeflocken fliegen

Daheim liegt jetzt Eis auf der Straße,
Die Krieger kauern im Schnee.
Hier steht die Rose im Grase
Wie tut ihre Schönheit mir weh.

Ich mag keine Rose hier sehen,
Daheim lauern Winter und Not.
Wie darf ich bei Rosen stillstehen?
Daheim blüht den Brüdern der Tod.

Daheim, wo die Schneeflocken fliegen,
Dorthin will ich schauen und warten.
Wenn meine Brüder dann siegen,
Wird mir die Seele zum Garten.

(Tandjong Morawa, Sumatra, 23. Dezember 1914)

Mein Weihnachten 1914

Wohin hat mich ein Traum gebracht?
Weihnachten nennt ihr diese Nacht!
Ölpalmen stehen aufgeschlagen
Wie Säulen, die die Sterne tragen.
Und Wärme kommt aus jedem Baum
Der Mond hängt blumenhaft im Raum.
Die Luft durchbebt von Blütengasen,
Mein Fuß geht hin auf weichem Rasen.
Und wie ein Geist, dem Schwere fehlt,
Bestaunt mein Herz die Tropenwelt.

Die Orchideen dunkel liegen,
Umkreist von blanken Feuerfliegen.
Ich taste hin durch diese Nacht,
Vom Heer der Grillen laut bewacht.
Ich suche, kann mich selbst nicht finden
In dieser Weihenacht, der linden.
Ein Laut aus weiter Stille kam.
Mir zittern plötzlich Trotz und Gram.
Es fiel dort hinterm letzten Sterne
Schlag oder Schuß aus klarer Ferne, —
Es krachte nur ein Palmenblatt,
Das morsch zur Erde stürzen tat.

Ich aber höre mehr und schaue
Auf Felder hin, verschneite, rauhe,
Auf weiße Wege, eisig glatt.
Der Mond, umraucht, scheint hier nur matt,
Und große schwarze Flecken breiten
Im Schneefeld sich, im himmelweiten.
Das Blut der Brüder heiß hier floß.
Ein Sterbender liegt mir im Schoß.
Er haucht: „Ich melde mich zur Stelle,
Herr Leutnant!" — Und Todeshelle
Tritt auf die Stirn. Sein Aug' erstarrt.
Sein Blick wird wie das Eisfeld hart.

Es ist nur Einer von den Tausend!
Mein Blut schlägt mir zur Schläfe brausend.

Ich fühl' die Weihenacht vollendet,
Da so voll Pflicht ein Deutscher endet.

(Tandjong Morawa, 24. Dezember 1914)

Silvester 1914

Neunzehnhundertvierzehn, hast ausgekämpft,
Sie nennen dich laut, mancher gedämpft.
Manchem drückst du die Kehle eng.
Blutiges Jahr, wie warst du so streng!

Kinder, die einst zur Schule gehn,
Werden dich groß im Geschichtsbuche sehn.
Greise, die nachmals die „Vierzehn" nennen,
Werden dich blitzenden Auges noch kennen.

Ward je ein Jahr in die Erde begraben,
Wie du, Jahr voll schwarzer, gemästeter Raben!
Lachte eines so herrlich den Kühnen,
Wie du, dem noch winters die Lorbeeren grünen!

Drückst der „Fünfzehn" den fressenden Brand
Wild zum Willkomm in die Jugendhand.
Salven krachen zum letzten Gruß.
Tod mäht weiter beim Jahresschluß.

(Am Toba-Meer, Sumatra, 31. Dezember 1914)

April 1915

Mutter Erde, deutsche Erde,
Gibst jetzt deinen Wäldern Kraft,
Machst, daß es jetzt Frühling werde.
Von den Birken tropft der Saft,
Alten Eichen springt die Rinde,
Und es blinkt der junge Trieb.
Unsere Feinde überwinde,
Deutscher Faust gib Trotz zum Hieb!

(Garoet, April 1915)

Das deutsche Herz

Es kämpfen nicht Waffen, nicht Pulver, nicht Erz,
Es kämpft das deutsche, das pflichtheiße Herz.
Es fliegt an die Grenzen, es schützt sich sein Land,
Es drängt sich zu opfern, es wurde zum Brand.
Wir wollen es segnen, besingen laut.
Furchtlos dies Herz zur Zukunft schaut.
Dem deutschen Mann, dem deutschen Weib
Lebt um dies Herz kein banger Leib.
Eh' ihr nicht beiden das Herz entreißt,
Zertretet ihr niemals den deutschen Geist.

Es siegen nicht Waffen, nicht Pulver, nicht Erz,
Es siegt das deutsche, das pflichtheiße Herz.

Das deutsche Herz ist stolz gefeit,
Es ist der Zucht und Pflicht geweiht.
Und fällt ein Mann, sein Herz, es lebt,
Aus jedem Deutschen sich's neu erhebt.
Das deutsche Herz, der deutsche Geist,
Sie sind unsterblich zusammengeschweißt.
Sie sind die Frucht der deutschen Erd',
Sie sind geboren am deutschen Herd.
Es kämpfen nicht Waffen, nicht Pulver, nicht Erz,
Es kämpft das deutsche, das pflichtheiße Herz.

(Garvet, April 1915)

Die deutschen Frauen 1915

Sie sparen sich das Brot vom Munde
Und fügen gern sich in Geduld.
Und wächst die Sorge jede Stunde,
Sie ändern nicht den Blick der Huld.

Sie, die ihr Liebstes fern verloren,
Sie zeigen ihre Tränen nicht.
Sie wandeln nicht in schwarzen Floren,
Nur blasser wird ihr ernst Gesicht.

Sie stillen Blut der fremden Wunden
Und leugnen stumm die eignen fort.
Sie stehn bei fremden Sterbestunden
Und trösten sanft mit Tat und Wort.

Herr, sieh die Heldinnen! Und kröne
Mit Sieg mein Volk, dem solche Frauen,
Stark, wie im Feld die braven Söhne,
Voll Mut und Zucht zur Zukunft schauen.

(Garvet, April 1915)

Garten-Frühling 1915

Das erste Gras am Wege fragt
Die junge Frau im Gartenwind:
„Kaum daß mein Halm zu grünen wagt,
Weil deine Augen glanzlos sind.

Fühlst du denn nicht die Frühlingsnacht?
Spricht nicht der junge Mond zu dir?
Dein Mund nicht wie im Vorjahr lacht,
Da gingst du mit dem Liebsten hier.

Warum kommt er nicht her zur Bank
Und legt den treuen Arm um dich,
Wie immer, wenn die Sonne sank?
Du bleibst so ernst, — ich fürchte mich“ ...

(Garvet, April 1915)

Zu Hause

Zu Hause schmolz der Schnee vom Dach
Und munter sprudelt schon der Bach,
Er ward mit Leib und Seele wach.

Leicht hüpft er wie das Nachbarskind,
Und beide singen in den Wind.
— Ich weine mir die Augen blind.

Die Heimat, ach, o Wanderstab,
Die Heimat ich verloren hab.
— Die Fremde ist ein Grab.

(Garvet, April 1915)

In der Frühe am Altangeländer

In der Frühe am Altangeländer,
Ehe die Sonne noch aufgegangen
Und die gelbglitzernden Wolkenränder
An den rauchenden Bergketten hangen,

Frage ich stumm: Wann kommt das Wort „Friede",
Wie dort der Strahl aus dem Morgengrauen,
Dem Aug' zur Freude, dem Ohr zum Liede,
Und dem Blut zu neuem Vertrauen?

Frage: Wann lernt der Geist wieder fliegen
Leicht in Gedanken, sorglos im Hoffen,
Wie sich Vögel im Götterbaum wiegen,
Wie der Garten der Frühsonne offen?

Steine klappern mit lebhaftem Schalle,
Munter springt dort der Rappe zum Grasen,
Kollernd flattern Truthennen vom Stalle,
Freigelassen zum tauigen Rasen.

Drüben beim Nachbarn lernt laut ein Knabe
Aus dem Koran die tausendste Süre;
In den Palmen jagt krächzend ein Rabe
Und überschreit der Tauben Gegurre.

Frisch in das Weltall klingt lautes Leben,
Harmlos wachsend zur Höhe der Stunden.
Ich nur stehe beklommen daneben,
An die Frage: Wer siegt? stumm gebunden.

Es streiten wie Menschen die schwachen Blumen

Augen und Ohren zur Ferne lauschen,
Höre des Krieges Blutbäche rauschen,
Sehe rundum den Frühling aufgehen,
Eifriges Blühen im Kampf ums Bestehen.

Es streiten wie Menschen die schwachen Blumen
Um den Besitz ihrer Ackerkrumen.

(Garoet, 20. April 1915)

Vom großen Krieg ein Schatten

Ein Palmbaum, höher als ein Vogelschrei,
Stellt seine Fächerkrone rund und frei
Gleich wie ein Federspiel vor Wolken hin,
Die dort den Feuerberg wie Schnee umziehn.

Ein Schmetterling, stumm, trauerschwarz und groß,
Entstieg aus eines Mandelbaumes Schoß.
Er kommt zu mir herein ins offne Haus
Und füllt es wie mit dunkler Botschaft aus.

Mein Blick vor Palmen, Wolken und Vulkan
Wird innerlich, seh' ich den Falter an.
Vom großen Krieg ein Schatten mich umfliegt,
Vielleicht ein tapfrer Freund verwundet liegt.

Vielleicht von einem Schlachtfeld, grimmig rot,
Grüßt mich der düstre Schmetterling vom Tod.
Im Zucken seiner Flügel winkt ein Gruß
Von einer Seele, die sich trennen muß.

(Garoet, 23. April 1915)

Muß im Geist zu meinen Brüdern stehen

Immer gurren eingesperrte Tauben
Drüben in den Hütten der Javanen,
Aus den Käfigen an den Altanen.

Immer seh' ich über grünen Lauben
Der Javanenkinder Drachen fliegen,
Die sich wie papierne Vögel wiegen.

Immer rauscht's im Reisfeld von den Bächen,
Die da schläfrig vor der Türe sprechen,
Und ich möchte nur an Frieden glauben.

Immer muß ich mir den Frieden rauben,
Muß im Geist zu meinen Brüdern stehen,
Die mit Bajonett und Kugel mähen.

(Garoet, April 1915)

Bei den Falkland-Inseln

Die Sonne wollte nicht untergehen,
Die hohe, sie wollte heut Helden sehen.

Es kämpft das Geschwader des Grafen Spee, —
Granaten brummen und krachen und heulen.
Und aufrecht stehen des Salzwassers Säulen,
Weiß ragt der Gischt aus runder See.
Die Treffer schlagen wie eiserne Keulen
Ins Admiralschiff, das neigt sich nach Lee.

Die Sonne wollte nicht untergehen,
Die hohe, sie wollte heut Helden sehen.

Noch einmal die deutsche Flagge blinkt,
Und alle Mann stramm an den Geschützen,
Und alle schwenken mit Hurra die Mützen.
Der Graf auf der Brücke den Söhnen winkt,
Die, wie im Sieg einst, im Tod ihn stützen.
Sein Schiff, es feuert noch, als es sinkt,
Schon halb unterm Wasser die Mündungen blitzen,
Schon halb unterm Wasser der Ruf noch erklingt:
„Hoch Deutschland, Deutschland; Gott, magst es schützen!"

O Sonne, konntest stolz untergehen,
Hast als Helden der See Jung-Deutschland gesehen!

(Garoet, 29. April 1915)

Wann wird es Friede?

Die Vöglein, die aus den Bäumen dort locken,
Die fragte ich jüngst: „Wann wird es Friede?
Wie lange muß mir mein Herzblut noch stocken?
Jetzt komme ich nur zur Liebsten im Liede.

Ach, Vöglein, sagt es mir armem Verbannten,
Wie lang' muß ich hier die Stunden noch dehnen?
Ach, Liebste, ich gleiche jetzt einem Entmannten,
Ich koste nie Liebe, erleide nur Sehnen.

Sagt, mich zu trösten, darf ich bald reisen?
Schickt, wenn der Friede nahe, der klare,
Winkende Schmetterlinge, die weisen,
Schickt sie, daß ich's als Hoffnung erfahre!"

Bald nach der Frage sah ich mit Staunen,
Wie um das Laub weiße Falter erschienen.
Sind sie der Landschaft spielende Launen?
Oder wollen als Zeichen sie dienen?

(Garvet, 30. April 1915)

Schlachtfeldkreuze

Seht dort die Reihen Kreuze stehen,
Gleich einem Pilgerzug zu sehen
Am Himmelsrand ohn' Ende.

Seht um die Kreuze Primeln blühen,
Die Gräber frohen Mutes glühen
Und lächeln im Gelände.

Die Toten aus den Feldern winken:
„Laßt nicht den Mut zum Kampfe sinken!
Wir reichen euch die Hände."

(Garvet, April 1915)

Ich trage die Fremde als Stein im Genick

Es springen Ziegen am Straßenrand,
Und Bauern, die Reisbündel in der Hand,
Ziehn unter Mandelbäumen hin.
Der Tag hat sonnigen Arbeitssinn.

Es hocken Verkäuferinnen am Weg
Mit Käufern, versunken in Handelsgespräch.
Und Bambus schattet mit hohem Strauß,
Und Käfige schaukeln am Strohmattenhaus,
Und Kinder spielen am Treppenstein.
Vom nahen Reisfeld glänzt Spiegelschein
Des Wassers, das um die Reisähre steht.
Und eine Kokospalme weht
Und winkt ins blaue Licht hinaus.

Sie alle sind warm und wohl zu Haus.
Nur ich schau' zu mit fremdem Blick
Und trage die Fremde als Stein im Genick.

(Garoet, 16. Mai 1915)

Es kämpft der deutschen Erde Geist

Es kämpfen nicht nur Mann gen Mann
Zu Fuß und hoch zu Pferde,
Die Sonne es dir sagen kann:
Es kämpft der Geist der Erde.

Ich saß zur Ruh' bei einem Baum,
Der hielt die Luft umschlungen,
Die Sonne kam zum Blättersaum
Und hat mir's zugesungen.

Zu meinen Füßen glänzte Gras
Blank wie der Pferde Mähnen,
Es war vom scharfen Tau noch naß
Wie ein Gesicht voll Tränen.

Es kämpft der deutschen Erde Geist,
Er will die Völker führen,
Viel Blut aus tausend Wunden schweißt,
Der Grashalm muß es spüren.

Sah dann im jungen Morgenblau
Hell eine Taube fliegen,
Ihr Lichtbild spiegelte im Tau.
Heiliger Geist, hilf siegen!

(Garvet, 17. Mai 1915)

Es regnet Tränen

Ein großer Regen hastig fällt.
Es regnet Tränen. Es weinen
Die Toten meiner Heimatwelt,
Die sich um mich vereinen.

Es gischt der Regen, und es schallt,
Und fliegende Blitze scheinen,
Und Donnergehämmer im Berg verhallt,
Der Regen springt zu den Steinen.

O großer Regen, o stehe still.
Halt ein, o großes Weinen!
Der Tod das große Leben will,
Und nie die beiden sich einen.

(Garvet, 18. Mai 1915)

Des Krieges tolle Flamme weht

War doch, solang' die Erde steht,
Den Menschen nie die Zeit so heiß.
Des Krieges tolle Flamme weht,
Der Tag ist rot, der Tag war weiß.

War doch, solang' die Erde grünt,
Kein Kampf so männerstolz im Gang,
Kein Dichter hat sich je erkühnt,
Zu träumen solchen Eisensang.

War doch, solang' die Erde denkt,
Kein Tod so sehr voll Lebensbrand.
Kein Mann hat je solch Macht verschenkt,
Wie der heut fällt fürs Vaterland.

(Garoet, 26. Mai 1915)

Ein wolkenschwerer enger Tag

Ein wolkenschwerer enger Tag,
Wie ich ihn in der Heimat mag,
Liegt über Reisfeld und Vulkan.
Der Morgen sieht sich dunkel an.

Und der Mimosenbäume Zeile
Windstill am Wege. Und ich teile
Den Ernst der Straße, die gebleicht
Wunschlos in graue Fernen reicht.

Und lautlos, wie nur Vögel fliehen,
Javanen durch die Felder ziehen.
Sie eilen wie Gedanken fort
Und grüßen nur mit Flüsterwort.

Lautlos zu sein, ist ihr Behagen.
So still; man hört die Wolken fragen:
Wo will der Weg der Menschen hin?
Wunschlosigkeit gibt frommen Sinn.

(Garoet, 13. Mai 1915)

Urwaldfahrt

Das Auto rattert laut bergan,
Und Bambus dunkelt mir die Straße.
Ein Hähnlein kaum noch fliehen kann.
Ein Kopf guckt aus dem Strohgelasse,
Der Sundanese staunt uns an.

Im Reisfeldwasser Frauen stehn,
Und junge Brüste fromm sich runden.
Die Mütter nur ihr Kindlein sehn,
Im Liebesurwald nackt gefunden.
Es kommen Dörfer und vergehn.

Der Wagen, lautlos, sinkt zum Tal.
Im Abgrund rollt mit schroffem Gruße
Hin durch der roten Erde Saal
Der Leib von einem Urwaldflusse.
Der Weg zum Tode ist hier schmal.

Der Wagen überholt den Schaum,
Der rund um Lavablöcke flutet.
Knapp streift er hin am Felsensaum.
Manchmal die Hupe heulend tutet,
Dann hallt der Täler grüner Raum.

Das Urwaldkraut das Stahltier kennt,
Das donnernd kommt und, schnell verschwunden,
Laut rasselnd um die Hänge rennt,
Und das die Eile hier erfunden,
Wo Ruhe nie die Eile nennt.

Die Blüten vom Trompetenstrauch,
Baumfarren, alle, sie erschrecken,
Kommt knatternd der metallne Bauch
Des Tieres durch die Teestrauchstrecken
Zum Baumvolk, schwälend Gift und Rauch.

Die Urwaldblöcke nie begreifen das Ziel.
Sie wissen nichts von Menschenlaunen.
Bei steifer Blätter altem Spiel,
Bei alten Sprüchen, die sie raunen,
Ist ihnen Eile viel zu viel.
Die Urwaldseele schläft auf Daunen.

(Garoet, 1. Juni 1915)

Die Sehnsucht ruft

Der Kokospalmen Federblätter in dem Wind,
Die sträuben sich. Die Mandelbäume rauschend sind.
Und Pisangschäfte schaukeln sich erregt,
Die Lauben alle sind schreckhaft bewegt.

Ich sehe über das Geländer weit hinaus
Von meinem Altan in dem offnen Haus.
Der Wind, gleich einem Boten, tritt heran.
Ich höre Worte, die er wecken kann.

Es spricht dort aus den Lauben, laut und leis,
Gar mancher, den ich bei den Toten weiß.
Es ruft vom großen Wolkenhintergrunde
Die Sehnsucht, und es braust der Bäume Runde.
Und sitze ich so lauschend vor dem All,
So spricht die Welt mit meinem eignen Munde.
Der eine ist des andern Widerhall.

(Garoet, 1. Juni 1915)

Wie lange noch?

O Krieg, wie lange willst du noch
Des Tages wüster König sein?
Die Sonne ward vor dir längst klein,
Der Himmel niedrig, der einst hoch.

O Krieg, nährt dich doch nicht genug
Das reiche arme Menschenblut,
Der Männer eisigblinder Mut,
Der Toten ungezählter Zug?

O Krieg, wie lange lauschst du schon
Dem Schrei der Wunden, die du schlägst?
Die Stirn ist schlaflos, die du trägst,
Und nur aus Trümmern ragt dein Tun.

Krieg, deiner Krone roter Schein
Bringt vielen ein unsterblich Glück!

Auf Helden siehst du starr zurück,
Und Namen hallt dein Herz aus Stein.

O Krieg, dein wahnhaft Heldentum
Läßt wenig Lebenslicht entstehn,
Die Völker blutleer untergehn,
Die sich berauscht an deinem Ruhm.

Mein Leid rückt nicht von seiner Stell'

Da draußen liegt der Sonnenschein,
Drückt er denn nicht die Blätter tot?
Mich zwingt er nur zum Traurigsein,
Mir spricht er nur von Krieg und Not.

Da draußen ewig Himmelsblau.
Doch mir wird längst kein Tag mehr hell.
Um mich ist's stündlich kummergrau,
Mein Leid rückt nicht von seiner Stell'.

Man hungert meine Heimat aus,
Man tötet deutsches junges Blut
Und hält mich fern von Weib und Haus.
Wer krankt da nicht an stiller Wut?

(Garoet, Juni 1915)

Gestern und heute

Ach, gestern schossen sie hier voll Wut.
Die Bäume stehen bespritzt mit Blut.

Was tun sie heute? Was tun sie dort?
Sie gehen im Gras umher ohne Wort,
Den Helm im Nacken, sie stehen gebückt,
Soldat bei Soldat heut Blumen pflückt.

Heut grub man den tapferen Toten das Grab,
Heut senkt man sie blumengeschmückt hinab.

Nicht eine Hand heut ans Töten denkt.
Sie sind ins Blumenpflücken versenkt.

Der Fluß geht vorsichtsvoll, nicht hart,
Und Wiesenhalme umwehen den Bart.
Sie pflücken alle. Sanft pflückt die Hand,
Die gestern nur Zeit zum Töten fand.

Und bald vielleicht liegt still und starr
Dieselbe Hand in der Blumenschar.

(Garvet 1915)

Wie ich mich schäme

Wie ich mich schäme, wenn ich mich labe,
Daß ich täglich mein Essen habe.
Wie ich mich schäme des Bettes, der Kissen,
Und meine Brüder im Schneefeld zu wissen,
Die da im Laufgraben brechen ihr Brot,
Zur Seite den kältesten Freund — den Tod.

Wie ich mich schäme der tatlosen Hände,
Die ich nur falten kann täglich ohn' Ende,
Den Himmel droben um Segen zu flehen,
Segen für sie, die im Feuer heut stehen,
Schäme mich meiner Atemluft,
Schäm' mich im Schlafe noch unbewußt.

Schäme mich blind vor den Sonnentagen,
Die da glänzen, nicht Kummer tragen,
Sehn' mich nach Nebel, nach grauem Regen,
Darin die Tage sich trauernd bewegen.
Schäme mich stündlich und trage Gram,
Bald erstick ich an dieser Scham.

(Garvet 1915)

Qual

Wie Berge einsam bin ich. Möchte klagen.
Muß täglich, stündlich in die Leere fragen.

Reisvöglein hat es gut dort im Geäst,
Das ab und zu fliegt zu der Brut im Nest.

Der Leute Schritte in der Bäume Schatten,
Die vor dem Haus hinwandern ohn' Ermatten,
Sie wissen still und stet ihr täglich Ziel.
Doch Ungewißheit treibt mit mir ihr Spiel.

Die Hahnenschreie, die vom Zaun herschallen,
Hell heimatlich im Ohr mir widerhallen.
Ein Rechen vor der Tür scharrt hin und her, —
Einfachste Laute, von Erinnrung schwer.

Doch Krieg verhüllt mit grauer Luft die Ferne.
Vergeblich such' ich nach der Heimat Sterne.
Kein Frieden zieht mir in die bange Brust.
Nie hat mein Blut von solcher Qual gewußt.

(Garvet, 1915)

Schwere Wolken ziehen hin

Wage kaum zu atmen mehr,
Rundum geht der Tod einher,
Viele Schwellen bleiben leer.

Viele Augen schlossen sich,
Jedes ward ein dunkler Strich,
Als das Lächeln bleich entwich.

Schwere Wolken ziehen hin,
Mancher dort ich ähnlich bin,
Hängen ernste Schatten drin.

(Garvet, 1915)

O Brust, gäbst du den Atem her!

O Brust, gäbst du den Atem her,
Du hebst doch nicht das bange Meer,
Darauf sich schwer mein Heimweh wiegt.

Zu Hause sind die Städte leer,
Und viele deckt die Erde schwer.
Die Jugend gibt ihr Blut und siegt.

Die Luft voll toter Helden fliegt.
O Brust, ich weiß es bald nicht mehr,
Ob Deutschland noch auf Erden liegt.

(Garvet 1915)

Kann ich's je verwinden ...

Wollt' so gern es tragen,
Wollte nicht verzagen,
Was es mir auch bringt.

Könnt' ich euch nur nützen,
Könnt' ich euch nur schützen,
Euch, die ihr dort ringt.

Ach, so fern ich lebe!
Gar nichts ich euch gebe
Als der Treue Gut.

Und ihr dort zu Hause
Steht im Stahlgebrause.
Opfert Kraft und Blut.

Sieg schlägt euch zu Rittern!
Muß ich nicht erbittern,
Weil ich nicht dabei?

Kann ich's je verwinden
Wenn wir je uns finden?
Nie schweigt mir der Schrei.

(Garvet, 3. Februar 1916)

Schulden der Menschheit

Und kämen die Dichter wieder
Die je auf Erden gesungen,
Zu bringen heut neue Lieder
In allen den Völkerzungen, —
Sie hätten nicht genug Töne,
Zu singen vom Mut der Heere,
Der dem Tod geweihten Söhne,
Die fielen im Feld der Ehre.

Schlüg man die Wälder auf Erden
Daß Ehrentempel und Hallen
Den Heeren der Helden werden,
Die vor den Feinden gefallen, —
Das Holz, das würde nicht reichen
Ein würdiges Haus zu richten,
Nicht alle Wälder der Eichen.
Nicht alle Wälder der Fichten.

Was können wir opfern ihnen
Die frisch ihr Blut hingegeben?
Zum Dank, den diese verdienen,
Dazu reicht nicht unser Leben.
Die Menschheit hat es geduldet.
Kann sie den Dank jemals zahlen?
Die Menschheit bleibt tief verschuldet
Dem letzten Mann, der gefallen.

(Malang, 23. Sept. 1916)

Die Vögel vom Niemandsland

„Wir sind die Vögel vom Niemandsland".
Ich ging am Meer, das lag da frei.
Da jagten Vogelscharen vorbei,
Und deutlich ich ihren Schrei verstand.

„Wir sind die Vögel vom Niemandsland.
Die Erde dort ist vom Tode blind.
Dort lebt kein Haus und lebt kein Gesind.
Wir lernten fressen aus Leichenhand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland,
Wo Wolken Eisen wild niedergehn.
Wo rund sich die Lüfte brüllend drehn,
Im Granatenloch das Nest uns stand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland.
Wo nur Männer sterben, Männer blühn,
Wo des Nachts noch die Geschosse glühn,
Aufflogen wir im Raketenbrand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland.
Dort ist der Tod der Tageslohn,
Singt die Kanone dem Leben Hohn.
Wir löschen den Durst beim Blut im Sand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland
Kein Baumzweig hat uns jemals gewiegt
Weil jeder Baum dort in Splittern liegt.
Wir fanden nur Schutz im Unterstand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland,
Wir sangen dem Manne am Brustwall zu,
Doch mehr als Lieder gab Helden Ruh
Die singende Kugel am Grabenrand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland.
Dort bei des Trommelfeuers Gedröhn,
Dort singt es sich gar so wunderschön,
Der Sterbende dankt, uns zugewandt.

Der Krieg weicht nicht, bis den Mann man fand,
Den Mann, vor dem den Zärtlingen graut."
Verschwindend riefen die Vögel laut:
„Wir suchen den Herrn vom Niemandsland."

(Malang, 16. November 1916)

31*

Ruf

(Aufruf an die Deutschen auf Java, der Heimat zu helfen)

Wir sitzen hier in der Sonne, die wir nie missen.
Wir sitzen hier vor gefüllten Schüsseln und Schalen.
Wir, die wir am Leibe hier nichts vom Kriege wissen,
Nichts von der Todeskälte und den Hungersqualen.

Daheim ist kaum Wolle zu haben und kaum Essen.
Der Säugling schon lernt den lähmenden Hunger kennen.
Ihr sollt die zu Hause keinen Tag hier vergessen.
Wenn sie auch nicht laut und dringend ihr Leiden nennen.

Kartoffeln und Brot werden ihnen knapp bemessen.
Wenig Fleisch wird in Grammen sparsam zugewogen.
Sie bekommen ein Ei in der Woche zu essen.
Fett und Zucker sind allen so gut wie entzogen.

Die Frauen müssen in Stunden und Stunden warten,
Aufgestellt auf dem Pflaster vor den Ladentüren,
In der Hand die Brot-, Milch- und Kartoffelkarten
Und dürfen nicht Ungeduld und nicht Kälte spüren.

Wie wird das Mehl vorsichtig verteilt aus dem Spinde.
Mancher Magen hat lange kein Fleisch mehr gesehen.
Und manche Mutter hungert und gibt ihrem Kinde,
Und sie muß tags am eisernen Schraubstocke stehen.

Seit Monaten hat sich keiner mehr satt gegessen.
Was nützt den Reichen das goldene Geld im Kasten!
Noch im Schlaf wird der Krieg nicht vom Hunger vergessen.
Beide, Reiche und Arme, fürs Vaterland fasten.

Darum sollt ihr geben und geben und noch geben,
Ihr Deutschen hier draußen. Denn nicht mit Blut und Nöten
Habt ihr zu kämpfen um jede Stunde im Leben.
Helft Frauen und Kindern daheim, die Not zu töten!

Es kämpfen dort nicht nur Männer im Schützengraben.
Frauen, Kinder bekämpfen den Hunger, den kalten.
Deutsche, hört! Zögert nicht mit eures Geldes Gaben.
Pflicht ist jetzt: Durchhalten mit ihnen, die aushalten!

Gebt ihr viel, so ist das Viel noch wenig. Bedenket:
Was geben Deutschland jene, die den Hunger geben!
Ist dagegen nicht wenig, das was ihr hier schenket?
Die zu Haus hungern, halten die Heimat am Leben.

(Soerobaya, Dezember 1916)

Sind je die Zeiten trauriger gewesen?

Sind je die Zeiten trauriger gewesen?
Die Menschheit hat die Brüderschaft vergessen.

Die Stundenreihen in dem Haß versinken.
Die Erde muß mehr Blut als Regen trinken.

Im Westen dort, das ist nicht Abendglut, —
Die Erde bricht zum Himmel aus das Blut.

(3. März 1917)

Kriegsklage an unsere Feinde

Kann nicht mehr fluchen. Ich muß trauern und schweigen,
Da sich die Völker endlos belauern, endlos die Zähne
zeigen.
Muß sie bedauern. Die Träne will still steigen.

Ohne Nutzen wühlen in Wut die Nie-Satten,
Lassen das Eisen nicht kühlen, nie ermatten.
Tot ist all ihr Fühlen. Es rasen nur Schatten.

Hassende sind sie, die geistlos weitertöten.
Gegenwart wird verhallen, Zukunft erröten.
Sie lallen sinnlos, haben Vernunft vonnöten.

Ihr Götze lacht, der Neid, den Ohnmacht geboren.
Sie haben für Lust und Leib den Sinn verloren,
Abgestumpft vom Streit, dem Hunger vor den Toren.

Der Erde wachsen Sorgen wie Leichenhaufen.
Alle wollen das Morgen im Blut ersaufen.
Doch vom Tod ist nichts zu borgen, nichts zu kaufen.

(Tosari 1917)

Geduld

Ach, Tag und Nacht der gleiche Drang
Nach deutscher Luft und deutschem Klang.
Und immer klafft des Krieges Kluft,
Darüber hin das Heimweh ruft.

Vier Jahre quäle ich mich hier,
Die Sonne kommt tags kaum zu mir.
Es ist ein fremdes, wildes Licht,
Und auch kein Baum von Deutschland spricht.

Mein Leib lebt hingejagt und scheu.
Der Geist ratlos, der Heimat treu,
Gibt meinem Blut schmerzlich Gewicht,
Und stets: „Geduld, Geduld" er spricht.

Geduld, — ein Strohhalm ist dies Wort.
Dran klammern wir uns fort und fort.
Wenn einen die Geduld jetzt ließ,
Das Heimweh ihn in Stücke riß.

(Tosari, 28. Februar 1918)

Lieder der Trennung

Nymphäen

Im Wasser vor mir rosa, weiß und lila stehen
Auf starren Stengeln Scharen von Nymphäen.
Die Blüten still und regungslos zum Morgenhimmel
sehen,
Doch unter ihnen ihre Spiegelbilder sich zuckend drehen.

Von dir getrennt muß ich durch diesen Tropengarten
gehen,
Stumm, nur im Blut bewegt sich mein Gesicht,
Wie tief im Teich der Blumen Spiegellicht.

Dämmerfeier

Ihr alten Tamarindenstämme mit Kronendach, das wie
ein schwarzer Schleier,
Zu euch komm' ich nun Abend hinter Abend gewandert durch den Staub
Und übe Dämmerfeier.

Das enge Blut, das trübe, klopft mir ein wenig freier,
Seh' ich euch stark und streng zum Himmel hingestellt
Auf festen, zähen Wurzelfüßen in diese schwanke Welt.

Den Abend mag ich gern bei euch begrüßen
Und seine goldne Farbenleier.
Euch alten erdentsprungenen Recken seh' ich willig zu.
Ihr ladet Unruh' ein zur Ruh'.

(Makassar, 29. August 1914)

Einsamkeit

O, oft am Tag
Muß ich die Hand
Ans Herz rasch legen.
Auf stillen Wegen
Trifft ein Stein
Die Brust.
Mir wird bewußt:
Ich bin allein,
Weit von der Liebsten
Und vom deutschen Sonnenschein.

(Makassar, August 1914)

Im Zwielicht

Im Zwielicht lagern Kähne auf der Meeresfläche.
Von dünnen Masten springt ein schmales Licht.
Gleich Widerschein im Wasser, leben mir Gespräche,
Zu denen meine Augen ein Gesicht sich weben.
Bleib! Bleib! Du sollst in schweren Nächten mich umgeben.

(Makassar, 29. August 1914)

Die Lust des einen muß die Not des andern stillen

Es spielen keck spiegelnde Fische in morgendlicher Flut.
Sie schnellen auf zur Luft im Übermut.
Nach ihnen schweben stumm zwei Möwen,
Getrieben von des Hungers Willen.
Die Lust des einen muß die Not des andern stillen.

(Soembawa, 2. September 1914)

O Herz, noch eine Weile halt aus

Mein Herz, wird sie noch reichen, die Kraft,
Die in dir schafft?

Das Haar will mir schon bleichen.
O Herz, noch eine Weile halt aus!
Bald glänzt das Ziel,
Dann deine Sorgen teile.
Zwei Herzen tragen viel.

(Soembawa, 2. September 1914)

Bali-Tempel

Im alten Tempelhof, der grau ist und verlassen,
Da blühn allein vielarmig Frangipanibäume
Und halten ihre Blüten hoch, die weltentrückten, blassen,
Und opfern ihre scharfen Düfte, ihre ganz verzückten,
Den grimmen Götterbildern, die da, Stein bei Stein,
sich selbst besehen,
Im alten leeren Hofe dort im Schatten stehen und
verwildern.

(Bali, 6. September 1914)

Ich fuhr die lange Straße im Staub dahin

Ich fuhr die lange Straße im Staub dahin,
Sah hundert mal hundert Leute vorüberziehn.

Die in Staub und Sorgen gehen, wann sind selig
die?
Ich glaube, sie wandern und sterben, und wenn sie
nicht liebten,
Lachten sie selig — nie.

(Lombock, September 1914)

Verbannt

Großtropfiger Regen, der auf die Erde schlägt,
Unter dir stehen im Donner die Bäume rauschend be-
wegt.

Blitz und Donner und Regen, wie lebt ihr glücklich und frei!
Erhört und erfüllt doch eines Gefangenen Sehnsuchtsschrei!

(Medan, September 1914)

Zur Heimat fort

Ich sitze in einem großen Baum,
Weit greifen die Äste zum Himmelsraum.
So klammern sich meine Gedanken ins Leere
Zur Heimat fort über luftige Meere.

Der Wind nur belebt grüner Blätter Schar,
Und er bewegt am Haupt mein Haar.

Mein Blut, das erstarrte, horcht aufgetaut,
Es sucht im Wind einen Heimatlaut.

(Lima Poeloe, Oktober 1914)

Ach, wie lange muß ich warten

In dem Gartengange,
Um die funkelroten Blüten
Der Hibiskushecken
Flattern Falter aus Verstecken,
Die sich froh im Liebesdrange
Spielend fangen und sich necken.
Ach, wie lange
Muß ich andere glücklich sehen
Und muß warten!
Darf, der Wolke gleich,
Im besonnten Garten
Nur als Schatten gehen. —
Wie die Wolke bleich.

(Lima Poeloe, 23. Oktober 1914)

Muß uns auch die halbe Erde trennen

Wie der zähe Gummisaft aus jenen Bäumen,
Die die Pflanzung bis zum Urwaldrande säumen,
Quillt aus mir ein jähes Sehnsuchtsträumen.

Muß uns auch die halbe Erde trennen,
Sie, um die im Kreise meine Stunden rennen,
Muß ich immer meiner Seele Seele nennen,

(Lima Poeloe, 24. Oktober 1914)

Mir kommt ein Grauen an vor dem Leben

Mir kommt ein Grauen an vor dem Leben.
Es kann uns Ruhe unter den Füßen
Und vor die Augen sonnige Landschaft geben.
Aber im Herzen hallt es von Vernichtungsschüssen,
Toben Krieg und Verwüstung,
Wagt die Seele den Todessprung.

(Lima Poeloe, 24. Oktober 1914)

Die Nacht kommt geschlichen

Blaue Wolken in langen Strichen
Auf gelblichem Grunde.
Es ist Dämmerstunde,
Die Nacht kommt geschlichen.
Wieder ist ein Tag ohne dich entwichen
Und ließ mir im Herzen die Wunde.

(Lima Poeloe, 11. November 1914)

Ach, daheim der Mondstrahl überm Flieder

Gerne möchte ich die Hände falten
Und die Wege gehen, die erinnerungsalten,
Möchte meine Heimatnächte wiedersehen.

Ach, nun singt die Amsel bei der Röte
Schmaler Abendwolken im Holunder,
Hier im Reisfeld gurgelt die Posaunenkröte,
Und zum Himmel spreizt sich Palmenplunder.

Ach, daheim der Mondstrahl überm Flieder!
— Hörst du nicht der Gartentüre Klinke? —
Liebste, steig die hellen Stufen nieder,
Und ich steh' im Hohlweg unten, winke.

Und wir wandern um das kleine Haus,
Sitzen unterm alten Apfelbaume.
Und der Nachtigall geht die Lust nicht aus,
Und der Mond, er krönt uns in dem ewigen Raume.

(Garoet, Java, 28. März 1915)

Mondmusikanten

Mit Flöte und der Violin'
Javanen, zwei, die Landstraß' ziehn.
Sie feiern so die helle Nacht.
Musik am grauen Weg erwacht.

Hörst nicht der nackten Füße Schritt, —
Hörst nur Musik. Sie schreitet mit.
Musik als Dritter ist Gesell.
Sie folgt den beiden wie ein Quell.

Musik geht vor den beiden her.
Sie wissen bald von sich nichts mehr.
Musik zieht ihre Seelen fort,
Und zu Musik wird Zeit und Ort.

(Garoet, April 1915)

Laßt die Vögel nisten um euer Haus

Es huschen dort Vogelschatten im Laub,
Ach, Vöglein sind nicht für Klagen taub.

Die kleinen versteckten Sänger im Grün
Sind fröhliche Seelen, die sich bemühn,
Das Herz, das sich quält, mit des Himmels Ruf
Zu locken zum Lichte, das uns schuf.

Sie singen, entzückt von Liebe, sich zu.
Sie geben dem gramvollen Horcher Ruh'.
Er segnet die Sänger. Und Freude und Glück,
Die lang' ihn gemieden, sie kehren zurück.

Laßt die Vögel nisten um euer Haus,
Es schlüpfen aus kleinstem Ei Glückslieder aus.

(Garvet, 28. April 1915)

Nacht vor dem Haus

Dort in der rauschenden Nacht, schlafender Mandelbaum,
Meine Lampe bescheint dich streichelnd im finsteren Raum.

Heute am Tage, da spielten Schmetterlinge bei dir,
Jetzt in der Nacht da stehst du, ach, so verlassen still hier.

Dir kehrt die Freundin, die Sonne, morgen zurück ins Geäst,
Morgen, da feiert ihr wieder begeistertes Blütenlustfest.

Doch ach, zu mir Verlassenem kommen die Stunden nur leer,
Licht ward zur Dornenkrone, täglich drückt sie mich mehr.

(Garvet, April 1915)

Da fand ich mein Herz

Ich ging und ließ die Sonne versinken,
Ließ die Wolken in lila Tinten blinken,
Ließ das Feuer der Schnitter im Strohfeld winken,
Ließ alles Leben in Nacht ertrinken.

Ich ging und ließ der Gedanken Saaten,
Ließ die Nähe schwinden und ihre Taten,
Die Stunden, die mir den Weg verraten,
Ich ließ sie alle, und ob sie auch baten.

Ich ließ die Leere und ließ den Schaum.
Ich ließ die Zeiten und ließ den Raum.
Ich ließ des Daseins endlosen Saum.
Da fand ich mein Herz. Ich erkannte es kaum.

(Garvet, 1. Mai 1915)

Es hockte im Morgen der Hirte am Bach

Es hockte im Morgen der Hirte am Bach,
Die Ziegen gingen den Kräutern nach,
Er hielt ins Wasser die Fingerspitzen
Und ließ sich von kreiselnder Welle bespritzen.

Es grasten am Uferrain Stier und Kuh,
Die Holzglocken pochten leis ab und zu.
Das Bachwasser rauschte frisch ohne Ermatten
Und rannte durch blaue und grüne Schatten.

Es sprach zum Herzen des Grases Duft,
Der Wolken Türme, gebaut aus Luft.
Und wunschlos betrat ich die schwindelnden Gassen, —
Einen Augenblick ward ich bei Gott eingelassen.

(Garvet, 2. Mai 1915)

Die Wolke, die im Blau hinschleicht

Die Wolke, die im Blau hinschleicht,
So fern, so fern dein Haus erreicht.

Der Wind, der an die Mauer schlägt,
So fern, so fern dein Haar bewegt.

Die Erde, die uns Mutter ist,
So fern dich von mir grüßt.

(Garvet, 2. Mai 1915)

Die Sehnsuchtgedanken

Am Hügel schlummert der Klapperbaum
Und das Lalanggras an des Weges Saum.
Der Halbmond wacht im Himmelsraum.

Die Sehnsuchtgedanken sind mein Geleit.
Ihr Atem ist warm. Ihr Weg war weit.
Sie kommen von dir über Urbusch und Meer.
Sie trinken mein Blut. Sie trennen sich schwer.

(Garoet 1915)

Die Sonne sank ...

Es wird so dunkel, und mir wird so bang.
Die Trennung von der Liebsten ist so lang.
Ich zittre, liege still und atme kaum, —
Ein Blitz fiel geisternd durch den Himmelsraum.

Ich bin so schreckhaft wie ein Wild im Wald.
Die Sonne sank; und kehrt sie wieder bald,
So hab' ich nur das eine stets gedacht:
Fern von der Liebsten ist es ewig Nacht.

(Garoet 1915)

Die Sorge

Nur die Sorge mir übrig blieb.
Nun habe ich bald die Sorge lieb.

Die Sorge redet ernst und schlicht,
Die Sorge wie eine Mutter spricht.

Bist du mit der Sorge auf du und du,
Dann siehst du der Wahrheit des Lebens zu.

Liebst du mich, Gott, dann Sorge gib.
Die Sorge macht uns das Leben lieb.

(Garoet 1915)

Und sitze ich so lauschend vor dem All . . .

Der Kokospalmen Federblätter in dem Wind,
Sie sträuben sich. Die Mandelbäume rauschend sind.
Und Pisangschäfte schaukeln sich erregt,
Die Lauben alle sind schreckhaft bewegt.

Ich sehe über das Geländer weit hinaus
Von meinem Altan in dem offenen Haus.
Der Wind, gleich einem Boten, tritt heran.
Ich höre Worte, die er wecken kann.

Es spricht dort aus den Lauben, laut und leis,
Gar mancher, den ich bei den Toten weiß.
Es ruft vom großen Wolkenhintergrunde
Die Sehnsucht, und es braust der Bäume Runde.
Und sitze ich so lauschend vor dem All,
So spricht die Welt mit meinem eignen Munde.
Der Eine ist des andern Wiederhall.

(Garoet, 1. Juni 1915)

Gezähmt soll sein der Sehnsucht Roß

Steigt frisch der Morgen auf mein Dach,
Dann rufen mich die Sorgen wach.
Sie schreien: geh der Arbeit nach!

Ich leg die Hände nicht zum Schoß,
Ach, meine Arbeit ist so groß:
Gezähmt soll sein der Sehnsucht Roß.

Unbändig hält es niemals Schritt.
Der Zügel mir die Faust zerschnitt.
Noch keiner solche Wildheit ritt.

(Garoet, Juni 1915)

Bettler bin ich bei fremden Landen und Leuten

Und nun lege ich Messer und Gabel nieder,
Komme von einem Zimmer zum andern,
Sitze immer neben der Leere wieder,
Und von Leere zu Leere muß ich tagsüber wandern.

Heimat und Liebste, die den Reichtum bedeuten,
Suche ich nachts noch auf dem Kissen, dem leeren.
Bettler bin ich bei fremden Landen und Leuten.
Heimat und Liebste, keiner kann sie entbehren.

(Garoet, Juli 1915)

Der Baum am Hügelrand

Du Baum, allein am Hügelrand,
Dein Einsamsein ist mir verwandt.
Du siehst wie ich den Tagen nach,
Und ruhlos rauscht dein Blätterdach.

O Wolken, Wind, o, Abendland,
Wie seid ihr Schweigenden mir verwandt!
Ein Blitz springt übers dunkle Kraut, —
Die Ewigkeit hat uns angeschaut.

Das Leben, — ein feuriger Augenblick!
Und Sehnsucht und Sehnsucht ist unser Geschick.

(Garoet 1915)

O, ich habe gebetet . . .

O, ich habe gebetet unter dem nächtlichen Baum,
O, ich habe gebettelt um eine Gnade nur.
O, ich fragte beim Reichtum der Sterne im Raum.
Götter, lenket das Glück auf meine Spur!
Ging und wurde schweigend wortlos entlassen.
Ging und schwieg vor mich hin in den leeren Gassen.

(Garoet 1915)

Gebet

Allmachtgott, du naher,
Seit ich zu dir halte,
Wird mein Kummer leichter,
Glatt die Sorgenfalte.

32*

Gott der hellen Höhe,
Gott der klaren Tiefe,
Selig machst du alle.
Daß dich jeder riefe!

Bist die Lebensruhe
An der wilden Straße.
Bist die Lebenswelle
In der toten Masse.

Bin dir voll ergeben.
Glücklich macht dein Wille.
Dein Wunsch ist mir Freude,
Gott der Lebensfülle.

(Garvet, 2. August 1915)

Ein Jahr

Ein Jahr ist die Erde um die Sonne gegangen
Und trug mit sich meines armen Herzens Verlangen.

Der Wind kam oft die Bäume zu umfangen,
Nur ich bin mit leeren Armen heimgegangen.

Meine Schritte gehen still, die einst froh erklangen,
Ein Jahr ist, ohne daß ich es lebte, vergangen.

(Garvet 1915)

Die Bäume, die lieben

Ach, die Stunden, die langen!
Die Sonne ist untergegangen
Die dunklen Bäume, die lieben,
Die sind stehen geblieben.
Sie wiegen sich bei mir die ganze Nacht,
Wir fliegen dem Mond zu, der sich aufgemacht.

Ach, die Bäume, die lieben,
Wenn sie rauschend die Blätter verschieben,

Rufen sie Gedachtes in die Räume.
Aber ihre Schattenspiele sind ihre Träume.
Sie sind nicht wie die andern.
Im Stillstehen können sie wandern.
Aber da wir einer Erde Kinder sind,
Sprechen die Bäume, die lieben,
Nicht nur in den Wind.
Es ist nicht übertrieben:
Ihre Worte sind oft in mir hängen geblieben.

(Garvet 1915)

Was soll ich in dem fremden Land?

Was soll ich in dem fremden Land?
Noch keinen Tag ich rein an Freude fand.

Was soll ich bei den fremden Frauen,
Die mich erstaunt weither anschauen.

Was soll ich ohne Heimaterde hier?
Gequält klagt still mein Ohr im Wortgewirr.

Ich wünsche, ständ' ich doch an alter Schwelle!
Nur Heimat gibt dem Mannesgeist die Helle.

(Garvet 1915)

Bin wie ein Kranker

Der blaue Himmel und der Sonnenschein,
Sie stiegen nicht mit mir ins Schiff hinein.
Beim Regen bin ich einsam hier gelandet.
Im Meere schlug mein Herz noch weit — jetzt liegt
es hier versandet.

Der Regen fällt und füllt mit Trübnis die Gedanken,
Sie schwimmen grau vorbei wie tote Hüllen.
Ihr Mut starb hin, da sie in Gram versanken.
Die Wünsche töten, die sich nicht erfüllen.

Bin wie ein Kranker, den die Nacht bedrängt,
Bin wie der Mond, der blaß im Raume hängt.
Darf ich mein Blut nicht bald an Liebe stillen
Sterb ich an meiner Wünsche letztem Willen.

(Garvet 1915)

Ich dulde stumm

Die Welt um mich ist ein Krankenzimmer
Mit geschlossenen Läden im Zwielichtschimmer.
Ich möchte nur leise Schritte machen,
Meine Augen schmerzen vor nächtlichem Wachen.
Meine Brust ist von Sorgen eng umbunden,
Inwendig bluten mir stechende Wunden.
Ich kann noch kein Ende der Krankheit sehen.
Werd ich je froh auf den Füßen stehen?
Das Fieber des Krieges, Heimweh und Sehnen, —
Ich dulde stumm mit verbissenen Zähnen.

(Garvet 1915)

Und der Wind hat sich aufgemacht

Und der Wind hat sich aufgemacht
Er durchwühlt die Bäume in der Nacht,
Kommt dahergerannt groß entfacht,

Und es wankt der Boden unterm Wind.
Möglich auch, daß es meine Sorgen sind.
Ach, ich ward von langem Heimweh blind.

(Garvet, 24. August 1915)

O Heimat!

Mit Sehnsucht schau ich nach Westen gewandt,
Es stirbt mein Seufzen im fremden Land,
Wie eine Welle verläuft im Sand.

Kein Weg, o Heimat, führt zu dir!
Nur deine Sprache lebt bei mir.
Sonst aber bin ich toteinsam hier.

(Garvet 1915)

Nächte

Es klagt ein Hund dort hinter der Mauer.
Nachts liegen noch Nächte auf der Lauer.

Kein Licht die Dunkelheit vertreibt.
Nacht auch am Tag auf Erden bleibt.

(Garvet 1915)

Stille

Im Haus ist's still. Ein Vogel lacht.
Im Garten sehn sich die Rosen um.
Ihr Blick die Stille leichter macht.

Ich horche auf den Donner hin,
Auf einer Wolke dumpf Gebrumm;
— Wie ich mir unerklärlich bin!

(Garvet 1915)

An den Tjikorai

Du Berg, der hin zum Äther zieht,
Des Gipfel über die Zeiten sieht,
Du Ewiger, der nicht altern kann,
Die Jahre reichen nicht an dich heran.
Und die Jahrhunderte du kaum fühlst,
Wenn du die Stirn im Weltraum kühlst.
Du lebtest, als der erste Mann
Das erste Frauenherz sich gewann.
Du lebst noch, wenn einst das letzte Paar
Hinstirbt im letzten Menschenjahr.

Wie wichtig sind mir doch meine Sorgen.
Wie wichtig das Gestern, Heute und Morgen.
Du lehrst weit über die Tage zu schauen,
Du lehrst, dem Ewigen zu vertrauen.

(Garoet 1915)

Unter dem großen Waringienbaum

Unter dem großen Waringienbaum,
Der da trägt den nächtlichen Raum,
Sitze ich bei den bloßen Sternen
Wie unter kleinen blauen Laternen,
Die ihre Gedanken haben, still,
Über das, was ein jeder will.

In der lampenhellen Moschee
Stehen die Säulen, gebaut wie aus Schnee,
Nicht weit von des Baumes finsternden Zweigen.
Der Vorbeter singt über die Rücken, die sich dort neigen.

Es ruft ein Vogel im Waringiengeäste.
Vielleicht will er warnen aus seinem Neste,
Daß wir nicht wünschen, was unerfüllbar ist,
Will, daß der Beter sich selbst vergißt.

Mir ist, als sei ich bei meinen Vätern,
Wenn ich da lausche bei Sternen und Betern.
Schweigend komm' ich Abend für Abend zum Baum
Als sei auf der Welt für mich sonst kein Raum!

(Garoet 1915)

Vor Sonnenaufgang

Bewegte Welt der Berge
Auf Wolken hingebaut!
Das Frühlicht, das erregte,
Nur schmal zum Tale schaut,
Darin die Nacht noch blaut.

Die Wolkenschar zuerst erwacht.
Der Himmel klingt von Geistern laut,
Und ihre Stimme durch die Täler lacht,
Die jedem Klumpen Berg das Herz auftaut.
(Garoet 1915)

Der welkende Kapokbaum

Vor dem Fensterrahmen, in der Leere des Himmelsraumes,
Steht draußen die dünne Krone eines Kapokbaumes.

Das Stämmlein hält seine wagrechten Zweige von sich wie Sprossen,
Seine Blätter gilben und winken; sie haben ihr Leben genossen.

Sie wollen sterben und scheiden — und andern Raum geben an den Zweigen.
Sie sind meinen Hoffnungen gleich, die täglich enttäuscht vom Himmel zur Erde steigen.
(Garoet, 5. September 1915)

Nacht um Nacht

Und Nacht um Nacht der Wind hinrauscht,
Und Nacht um Nacht mein Ohr hinlauscht.
Und immer die gleichen Sterne ziehn,
Und immer dieselben Stunden fliehn.
Und immer nagt in mir derselbe Gram,
Und keine Nacht ich weiterkam.
(Garoet, 5. September 1915)

Der Schrei der Abendstunde

Wo ist mein Abendfriede?
Vernichtend naht die Nacht.
Ich suche nach einem Liede.

Ich suche nach deinen Händen,
Nach Gedanken, die du gedacht,
Die Stille stockt an den Wänden.

Ein Schrei liegt mir im Munde,
Ich habe ihn lange bewacht,
Den Schrei der Abendstunde.

(Garoet, 18. September 1915)

Der Schlaf kommt nur als Maske über mein Gesicht

Der Schlaf kommt nur als Maske über mein Gesicht,
Darunter wallt mein Blutstrom, der heimwehfiebrig spricht.
Er bringt mir in dem Traum den liebsten Leib.
Ich finde heim im Wahn zu meinem Weib,
Bis daß des Schlafes Maske spröd wie Gips zerbricht.
Und wieder stier' ich taumelnd ins leere Tageslicht.

(Garoet, 18. September 1915)

Der Himmel ward der Erde gleich

Nun wird es wieder abendstill,
Der Wind noch einmal atmen will.
Er biegt die Bäume hin und her.
Die Sonne schwand. Die Luft ist leer.

Nur gelbe Wolken strahlen leicht.
Die Baumwelt dunkelt und verbleicht.
Die Wolken glänzen um das Haus, —
Sie ziehn den Blick mir weit hinaus.

Ich schaue hin von meinem Tisch.
Der Wind verzischt. Die Luft wird frisch.
Die Wolken wandelt tiefes Rot.
Das Haus versinkt — und mir wächst Not.

Der Himmel ward der Erde gleich:
Ein großes totes Dunkelreich.
Und ich allein mit meinem Blut
Und in mir all der Wolken Glut.

Die Nacht mir um die Schultern hängt.
Die Nacht mich nicht so sehr bedrängt
Wie Ruf um Ruf, den ich erstickt
Im Blut, das in die Leere blickt.

(Garvet, 21. September 1915)

Der Vollmond

Der Vollmond macht die Nacht so weit,
Die Bäume wachsen dunkel breit,
Und durch die Blätter springt Gefunkel.

Wie eine reiche goldne Last
Hängt er dort blendend auf dem Ast,
Sein Gleißen hell verschwendend.

Schutzspendend glänzt er wie ein Schild,
Der Ruhe und der Milde Bild
Auf himmlischem Gefilde.

(Garvet, 23. September 1915)

Berge hochgewölbter Wolken

Berge hochgewölbter Wolken standen aufgebaut.
War, als fänden sich im Himmel weiße Wälder,
Von der Ewigkeit gebleicht und umblaut.
Und mein Auge hat sie froh erreicht.
Meine Füße wandern durch der Erde Felder,
Aber meine Seele gern der Welt entweicht.

(Garvet, 23. September 1915)

Stummer Tag

Stummer Tag legt stumm sich nieder,
Morgen kehrt er stumm dann wieder.
Tage haben zähe Glieder.

In dem schmalen Licht vom Morgen
Stehen schon die stummen Sorgen,
Wenn die Sonne noch verborgen.

Ach, es dorren diese Hände,
Wenn ich so ohn' Ende, Ende
Nur die stummen Blätter wende.

(Garvet, 10. Oktober 1915)

Nacht

Aufmerksam an der Wegecke ein Laternenlicht sich dreht,
Mutterseelenallein ein warmer Wind über die Straße geht,
Eine weiße Hauswand leuchtend in der Nacht steht.
Unruhig ein Palmenschatten am Wegrand weht.

Meine Augen schreiben auf die Wand ein Gebet,
Ein Gebet meines leeren Armes, der nach der Liebsten fleht.

(Garvet, 10. November 1915)

Der junge Götterbaum

Ein junger Götterbaum hat heut zum Gruß entboten.
Die eben aufgeschlossenen Tulpenblüten, die scharlachroten.

Und liege ich zur heißen Stunde auf dem Bett,
Dünkt mich, er hält die Blumen hin aufs Fensterbrett.
Der Baum steht flammend auf der Straße
Mit seiner großen Blüten Scharlachmasse.

Der Glückliche, der hell der Liebe Leben zeigt,
Das ihm durch das Geäder seiner Äste steigt.

(Garvet, 11. November 1915)

Es sind nicht leere Lüfte

Jetzt rührt der Morgenwind die Bäume an.
Sie wiegen sich. Sie flüstern, winken dann,
Und leichthin jeder Baum dort lächeln kann.

Sie deuten auf den Himmel, wo der Geist
Der Güte mit der großen Sonne kreist
Und jedes Blatt das helle Leben preist.

Die Zweige wiegen sich so flink und leicht.
Ein jeder Baum dem Himmel Hände reicht.
Des Baumes Seele der des Menschen gleicht.

Die Seele ist die Summe unsrer Kraft,
Die sich im Augenblick zusammenrafft
Und neue Ewigkeiten in uns schafft.

Der Geist der Ewigkeiten baut im Raum,
Der Geist wirkt auch im Menschen und im Baum.
Dein Körper wird so leicht, du spürst ihn kaum.

Es sind nicht leere Lüfte die dort wehn.
Es sind nicht tote Zweige, die sich drehn.
Du kannst die Weltallseele wachsen sehn.

(Garvet, 6. Dezember 1915)

Dezembernacht

Die Dezembernacht geht warm ins Land,
Wetterleuchten flackt in stummer Ferne.
Und die dunkelglatte Himmelswand,
Überblinkt von Stichen starker Sterne.

Dort das gelbe Lämplein leuchtet kaum
Klein am Boden einer armen Klause.
Offen steht die Tür in Nacht und Raum.
Einer betet halblaut in dem Hause.

Manchesmal ein Menschenschatten liegt
Vor mir lang im grauen Sand der Straße.
Manchmal fällt mich an ein Duft und fliegt
Aus der Bäume hoher Kronenmasse.

Und ich ahne, dort im Dunkel lebt
Vieles, das verborgen sich geboren,
Davon Freude süß vorüberschwebt.
Und die Nacht lacht leis zu meinen Ohren.

(Garvet, 7. Dezember 1915)

Längst zu Bergen wuchs die Zeit

O der Abend, o die Dunkelheit!
Sehnsucht macht sich breit!
Tragen soll ich Nacht um Nacht
Diese schwere Ewigkeit.

Längst zu Bergen wuchs die Zeit,
Die mein Warten umgebracht.
Längst verging die Wirklichkeit
Und ich lebe wie der Raum leer und weit.
Ab und zu mein Ich erwacht
Und sieht fragend zur Vergangenheit,
Fragend auf den Berg der Zeit.

(Garvet 1915)

Mein Ohr horcht hin auf jeden Schritt

Die Bäume laut im Dunkeln rauschen,
Der Wind nimmt mich zur Ferne mit.
Ich muß noch nachts der Sehnsucht lauschen,
Mein Ohr horcht hin auf jeden Schritt.

Der Sehnsucht ist es nie genug.
Die Bäume reden schnell im Winde.
Und Schmerzen, die ich täglich trug,
Ich nachts noch spät am Wege finde.

(Garvet 1915)

Ich sah in dem Morgen

Ich sah in dem Morgen den Hirten am Bach,
Seine Ziegen gingen den Kräutern nach,
Er hielt ins Wasser die Fingerspitzen
Und ließ sich von kreiselnder Welle bespritzen.

Ich ging vorbei an Stier und Kuh,
Ihre Holzglocken pochten sacht ab und zu.
Das Bachwasser rauschte fort ohne Ermatten
Und rannte durch blaue und grüne Schatten.

Es sprach mich an des Graswassers Duft,
Es sprachen die Sommerwolken der Luft,
Ich sah in ihre blendenden Gassen —
Einen Augenblick ward ich bei Gott eingelassen.

(Garvet, 1915)

Die Frage

Ein Licht brennt auf dem Tische
Die lange, lange Nacht.
Und in der Fensternische
Steht bleich ein Weib und wacht.

Sie wandert mit den Blicken
Nie müd' am Himmel hin.
Die Himmelslichter nicken,
Die langsam weiterziehn.

Kehrt er zurück? Die Frage
Stellt sie still Nacht um Nacht.
Sie wartet ohne Klage.
Sie wartet und sie wacht.

Die Tage sind ein wirrer Wahn

Durch die dunkeln Blätter des Baumes
Sieht mich eine gelbe Abendwolke an.

Die leichten Blätter winken im Wind,
Sie, die des Baumes glückliche Familie sind.

Wann kommt die goldne Wolke zu mir heran?
Nicht mal wie ein Baum ich froh sein kann.

Die Tage sind ein wirrer Wahn,
Wirr, ohne die Gnade des Traumes.

(Garvet, 1915)

Wolken

Sieh in die Wolken, sie bilden
Gesichter verbannter Zeit.
Die Wolken, die weißen, die milden,
Wandern wie Heimweh so weit.

Wolken, mit euch muß ich fliehen.
Die Wolken hält keiner fest.
Solange Wolken noch ziehen,
Mein Heimweh nicht von mir läßt.

(1916)

Wann liegt alle Not fern in Gedanken?

Ach, im Hügelland am alten Main,
In dem Rebenland in frohen Franken
Möchte ich mit beiden Füßen sein,
Nicht nur mit den sehnenden Gedanken.

Manches gute Lied singt man am „Stein“,
Manchen guten Tropfen wir dort tranken,
Warum muß das Gute fern jetzt sein?
Ach, die Liedertage, sie versanken.

In den Guttenberger Wald hinein
Liegt mein Dach im ewigjungen Franken,
Träte gern zur grünen Pforte ein,
Greifend nach zwei Händen, lieben, schlanken.

Ach, sie geht im Garten dort allein,
Drinnen sich Erinnerungen ranken.
Wann steht wieder zwischen uns der Wein?
Wann liegt alle Not fern in Gedanken?

(Malang, 1916)

In der Frühe

Große weiße Malvenblüten, frischbetaute,
Sah ich in der Frühe, da das Taglicht graute,
In dem Garten, und es schliefen noch die Laute.

Jede runde Blüte leuchtete und brachte
Hellen Schmelz dem Himmel, der erwachte,
Als das Gartendunkel noch der Nacht gedachte.

In der Ferne stand ein blauer Berg gehoben,
Lange Wolken sich am freien Gipfel schoben,
Und vom Lichte lag dort dünne Spur gewoben.

Und ich dachte: Blüten, Berg und Licht, sie wissen,
Daß sie heut am hellen Tage nichts vermissen,
Und nur ich, nur ich bin heimatlos, zerrissen.

(9. September 1916)

Trockenzeit

Die Äcker platzen dürr. Die Luft weht ohne Würzen,
Die Bäche längst nicht mehr sich überstürzen;
Der Staub wächst auf den trockenheißen Wegen,
Die Wurzeln krümmen sich im Durst nach Regen.
Das Farrenkraut vergilbt. Der Berg steht wolkenleer.

Am hellen blauen Himmel glüht das pralle Licht.
Doch wie mein Herz, so lechzt der arme Staub noch nicht.

(6. Oktober 1916)

Weiße Haare

Jetzt funkeln mir im dunkeln Haar
Schon weißer Haare Spitzen.
Es ist, als ob Erinnerungen blitzen
Von dem, was einmal war.

Und immer mehr wird ihre helle Schar.
Ich seh' mich bald mit weißem Haare sitzen.
Das Leben dringt dann nur noch durch die Ritzen.
Stumm lausche ich, verschneit, dem letzten Lebensjahr.

(Malang, Oktober 1916)

Ein Aufschrei

Ein Aufschrei steckt in meiner Brust,
Es schreit aus mir die Heimwehlust.
Und wie ein Sterbender sich streckt,
Mein Geist sich nach der Heimat reckt.
Er will nichts sehn, nichts hören mehr,
Die Fremde ist ihm menschenleer.
Die fremden Worte sind ihm Last,
Die fremde Luft mein Atem haßt.
Gefangenschaft macht grau mein Haar.
O Leben, das mich einst gebar,
Laß mich zur Heimat! Hör' den Schrei.
Allmacht des Lebens, mach' mich frei.

(Malang, 23. Oktober 1916)

Die Grille

Durchdringend heftig ruft die Grille,
Nächtlich im Garten leidenschaftlich singend.
Im Hintergrund der Bäume volle Stille,
Und Äste, hochgereckt wie mit dem Finstern ringend.

Und jemand sitzt im Gartengrund versteckt.
Und jemand preßt die Hände fest zum Mund,
Vom schrillen Grillenrufe aufgeweckt,
Mit einem harten Heimwehschrei im Schlund.

(Malang, 26. Oktober 1916)

O, ein Schluck Heimatfrische!

O, ein Schluck Heimatfrische! O, ein Schluck kühle Luft!
Ich sehne mich fort vom Gemische
Aus Schwüle und giftigem Duft.

O, etwas Winterdunkel! O, eine Flocke Schnee!
Das immergrüne Gefunkel
Der Palme tut mir weh.

O, ein Paar Augen, stahlblaue,
Eine Strähne goldblondes Haar,
Darauf ich mein Glück erbaue.

(Malang, 28. Oktober 1916)

Allerseelen 1916

Ich sehne mich nach tiefer Ruh'!
Kein Frieden mehr im Atmen ist.
Deckt mich mit stiller Erde zu!
Damit mein Heimweh mich vergißt!

Deckt mich mit stiller Erde zu,
Die wilde Leere stößt mich fort.
Ich sehne mich nach tiefer Ruh'
Und nach dem neuen Heimatort.

Der tote Baum

Ein Vogel klagt, ich sehe auf.
Welk steht der Baum vor meiner Türe.
Ich sehe an dem Baum hinauf,
Aus jedem Zweig den Tod ich spüre.

Die Blätter, die sonst hochgestellt,
Von grünem Lichte frisch erhellt,
Die Blätter hängen grau herab.
Es steigt der große Baum ins Grab.

Als mir der Vogel ihn gezeigt,
Flog er dann fort im Wolkenmeere.
Ich habe still den Kopf geneigt.
Rund um mich wächst die Totenleere.

(Malang, 11. November 1916)

Ich bin so weit von dir . . .

Die Regenwolken rauschen.
Ich bin so weit, so weit von dir . . .
Muß zu den Wolken lauschen,
Sie sprechen laut mit mir.

Sie und das Reisekissen,
Das deine Hand für mich genäht,
Sie fragen, ich soll's wissen,
Wann's wieder heimwärts geht.

Im Kissen meine Tränen,
Die trocknen, ach, so schwer, so schwer.
Die Luft ist voller Sehnen,
Die Hände bleiben leer.

Wie sind die Sekunden still und groß . . .

Wie sind die Sekunden still und groß,
Und jede zeigt mir mein Heimweh bloß,

Und gefangen rief ich den Berg dort an,
Der sich über Wolken hochheben kann,

Und gefangen rief ich zum Meere hin,
Unendlich dehnt sich sein freier Sinn.

Und gefangen ich es der Sonne klag',
Die wandert zur Heimat jeden Tag.

Wie sind die Sekunden still und groß,
Und jede zeigt mir mein Heimweh bloß.

Der graue Geist

Der Morgen leuchtet voll Vertrauen,
Die Höhen friedlich sich beschauen.
Dort auf dem Bergkamm
Auf dem frischbetauten Rasen
Drei blanke Kühe ernst geruhsam grasen,
Stehn aufgerichtet kühn,
Am Abgrund ragen sie vermessen.
Die Wolken an der Wälder Spitzen fressen,
Im Nebelduft verwandelt sich das Grün.
Der Nebel schließt des Grundes schroffe Kluft.
Es wandert durch den Morgen stillen Mundes
Der graue Geist, der heißt: „Vergessen".

(Tosari, 1. März 1917)

Vom fernen Bergdorf tönt ein Gamelang

Und es durchgeistigt nun der Mond die Nacht.
Vom fernen Bergdorf tönt ein Gamelang.
Der Luftzug hat die Laute hergebracht,
Leicht mit dem Winde stirbt der leise Klang.

Die Welt im Mond ist nur ein blasser Traum,
Farblos wie die Gedanken im Gehirn.
Doch hat im Mondschein noch so manches Raum,
Was nicht erdacht wird von dem Menschenhirn.

Die Dinge gaben her den bunten Schein,
Der Körper schwand, nur grüner Schatten blieb.
Die Blumen werden ähnlich einem Stein,
Der Geist allein ist nur dem Monde lieb.

Die Blüte duftet stärker als am Tag,
Und mehr als sie hat jetzt der Duft Gestalt.
Der Mond von Taten nicht mehr sprechen mag,
Die Sehnsucht aber wird im Mond Gewalt.

(8. März 1917)

Mich ruft dein Bild ...

Mich ruft dein Bild in meiner Brust,
Es kommt zu mir und weint.
Im Leide fühl' ich mich bewußt
Und eng mit dir vereint.

Im Leide treffen wir uns still,
Da trennt nicht Land noch Meer.
Dein Schmerz, der bei mir weinen will,
Er findet zu mir her.

Das Leid, es ist ein fester Ort
Für unser Stelldichein.
Dort kommst du zu mir ohne Wort,
Bin nie im Leid allein.

(Tosari, 9. März 1917)

Aussicht

Dieses ist die Aussicht, die der Tag gegeben:
Ein Blick auf Festigkeit, geruhiges Leben.

Zypressenstämme, graue, totenstill.
Der Kleeteppich kein Blättchen rühren will.

Die Berge, schwergemauert im Flachland.
Die Meeresbucht gezirkelt an den Strand.

Bergdörfer, drei, hoch zu den Wolken lauschen,
Und Schluchtwasser mit tiefem Brustton rauschen.

Die Meilen sind nun mein vom glatten Meer,
Die Berge kamen zu mir klein daher.

Ich atmete die blanken Fernen ein,
Der Schall der rauhen Schluchten wurde mein.

Der Bäume Kraft, des Klees Feuchte ruht
Mir jetzt wie junges Blut im alten Blut.

Mir ist, ich trage Glück in allen Taschen,
Die Aussicht hat mir meinen Geist gewaschen.

(Tosari, 11. März 1917)

Ach . . .

Ach, könnte jetzt die Abendruhe dich bei mir fühlen,
Ich würde glühen in der Bergluft, der kühlen.
Drei Jahre sind jetzt gegangen seit der Trennungsstunde,
Drei Jahre rührte keine Lippe an meinem Munde.
Die Einsamkeit hielt mich friedlos und lieblos gefangen,
Seit deine Worte nicht mehr zu meinen Ohren drangen,
Wie die Wälder im Finstern muß ich im Schweigen harren,
Muß wie körperlos nur auf meine Gedanken starren.
Wie manchmal ein Klang kommt aus fernem nächtlichen Orte,
Kommt Erinnerung und weckt längst verschollene Worte.
Dann brennen Tropfen in meinen Augen, die mich blenden, —
Der Himmel hat tausend Wege und will keinen senden.

(Tosari, 13. März 1917)

Jede Stunde „sterben" heißt

Es fehlt mir der Liebsten Luft,
Es fehlt mir ihr heiliger Geist.
Der Tag ist mir eine Gruft,
Jede Stunde „sterben" heißt.

Es fehlt mir der Liebsten Kraft,
Es fehlt mir der Liebsten Glut.
Mein Sinn nur Halbes schafft,
Nur Halbes wagt noch mein Mut.

Die Schwalbe

Da draußen über der Nebelweite
Schwebt der Ardjoeno in blauer Breite.
Der Abendhimmel mit gelbrotem Schein
Fliegt als Goldfasan übers Berggestein.
Und vor meiner Tür überm Gartenstrauch
Sticht die Schwalbe durch den Abendrauch.

O Schwalbe, grüße der Seelen Seele,
Für die ich mein Leben dem Tod abstehle!

(Tosari, 7. Juli 1917)

Ein heiliger Gruß

Ich danke dir, du edler Abendgeist.
Dein letztes Licht mich heute glücklich preist.
Ein heiliger Gruß kam mir im Tag gereist
Von ihr, die ferne, süße Liebe heißt.

Ein dunkelblauer Berg im Westen schwebt.
Breit in die Ewigkeit er sich erhebt
Zum Abendfunken, der im Äther bebt.
Der Berg ist wie die Brust, die sehnend lebt.

Am Fenster lehne ich und danke dir,
Dein Geist kam segnend heute her zu mir,
Geliebte. Wie das Fenster vor dem Abend hier,
So warten wir, so warten beide wir.

(Tosari, 17. August 1917)

Nun wird es wieder abendstill

Nun wird es wieder abendstill.
Der Wind noch einmal atmen will.
Er biegt die Bäume hin und her.
Die Sonne schwand. Die Luft ist leer.

Und gelbe Wolken strahlen leicht.
Die Baumwelt dunkelt und verbleicht.
Die Wolken glänzen um das Haus.
Sie ziehn den Blick mir weit hinaus.

Ich schaue hin von meinem Tisch.
Der Wind verzischt, die Luft wird frisch.
Die Wolken wandelt tiefes Rot.
Das Haus versinkt, und mir wächst Not

Der Himmel wird der Erde gleich —
Ein großes totes Dunkelreich.
Und ich allein mit meinem Blut
Und in mir all der Wolken Glut.

Die Nacht mir um die Schultern hängt,
Die Nacht mich nicht so sehr bedrängt
Als Ruf um Ruf, den ich erstickt
Im Blut, das in die Leere blickt.

Kein Ende

Drei Jahre sind gegangen!
So viele Schläge, als mein Herz tat,
Seit ich hier gefangen,
So viele Schreie ich zertrat,
Die voll Schmerz aufsprangen, —
Und kein Ende naht.

(Tosari, 24. August 1917)

Mir fiebert das Heimweh

Den Gärten entströmen die Blütensäuren,
Die Blumen und Grillen ihre Liebe beteuren,
Es schwellen die Sterne wie silberne Früchte,
Es wachsen wie Qualen die heißen Süchte.

Mir fiebert das Heimweh, ich kann's nicht mehr tragen,
Ich möchte den Sprung zum Tode wagen.

Täglich kämpft mein Geist mit Riesen

Klanglos ging der Tag zur Nacht
An den Rand der grauen Erde.
Und der Wolken schwere Herde
Raucht wie Trümmer einer Schlacht.

Täglich kämpft mein Geist mit Riesen,
Heimweh heißt die stumme Macht.
Und der Kampf schweigt nicht zur Nacht,
Schläft der Wind auch auf den Wiesen.

(Tosari, 9. September 1917)

Der Berg Kawi

Dort im östlichen Abendschein, der pfaublau,
Liegt ein gewaltiger Berg, genannt die „liegende Frau".
Die Frau ruht ausgestreckt, den Kopf seitlich gewandt.
Wenn die Himmelsgrenze abends braunrot verbrennt,
Sagt mein Blut, daß es die „liegende Frau" erkennt,
Die Wangenrundung, die volle Hüfte und Brust,
Die Sehnsucht zeichnet mir dann deutlich der Sehnsucht Lust.

Es ist kein toter Berg, es ist mein atmend Weib,
Dort liegt es und wartet mit ergebenem Leib.
Die in der Sehnsucht warten, wachsen zu Riesen.
Ach, meine Schultern längst an die Sterne stießen.

(4. Oktober 1917)

Ich kann auf keine Mädchen sehn ...

Ich kann auf keine Mädchen sehn als nur auf Eine.
Die volle Welt scheint leer zu stehn,
Muß ich für mich die Straße gehn alleine.

Ich finde keine Rede klug als nur die deine.
Denn was ich stotternd in mir trug,
Zwingt schon im Flug ein Blick von dir ins Reine.

Ich finde keine Wege gut und ohne Steine,
Nur den mich drängt die eine Glut,
Daß mein Mund auf dem deinen ruht
Und dein Blut wird das meine.

(Tosari, 6. November 1917)

Manche Frau ...

Manche Frau hat dein Lachen.
Manche deiner Haare Glanz,
Manche kann mich fast fröhlich machen,
Aber keiner gelingt es ganz.

Keine verdrängt deinen warmen Blick,
Keine verdrängt deine wortlose Nähe.
Keine ist meines Lebens Geschick. —
Meine Liebe zu dir bleibt treu und zähe.

(Tosari, 13. November 1917)

Sind es Gedanken von dir?

Die Nacht steht totenstill beim Haus,
Das Dunkel lockt dunkle Fragen heraus.
Sind es Gedanken von dir, die fragen,
Gedanken, die mir ihr Herzleid klagen?
Wie eine Pupille, so schwarz und rund,
Steht das Dunkel vor mir der nächtlichen Stund.

(Tosari, 16. Dezember 1917

Erinnerung

Du warst wie Gräser im Morgen,
Verschleiert von Tau und Dampf.
Ich liebte dich ohne Sorgen,
Ich liebte dich ohne Kampf.

Warst frisch wie Früchte im Garten,
Dein Schritt, er schwebte wie Laub.
Du konntest demütig warten,
Hieltest dich still zu dem Staub.

Wie Dunkelheit sanft war dein Nahen,
Wenn du die Lippen entblößt.
Wenn wir uns fragend ansahen,
Hast du die Sehnsucht erlöst.

Nächte sind flüsternd verflossen,
Die Nächte wurden dann stumm.
Das Heimweh ist zu mir gestoßen,
Das Heimweh geht in mir um.

Wer hat das Heimweh geboren?
Hab's nicht gesucht, nicht erdacht.
Es sitzt versteckt vor den Toren,
Schnellt wie ein Schrei durch die Nacht.

Mittaglied eines Gefangenen

Um einen Büschel deutsches Gras zu sehen,
Möcht' ich mir beide Füße wundrot gehen.
Nach einem Atemzug der derben deutschen Luft
Mein schmachtend Blut mit allen seinen Tropfen ruft.
Und ein Stück Schwarzbrot von dem deutschen Acker-
grunde!
Ein deutscher Quellentrunk dem dürren Munde!
Und von dem trauten Weibe einen treuen Kuß!
Wie bin ich elend, daß ich immer wünschen muß.

(Tosari, 9. Januar 1918)

Die Wolken warten ohne Flucht

Die Wolken warten ohne Flucht,
Der Wasserfall zischt aus der Schlucht.
Grasblüten zittern im Morgenhauch.
Gedanken, wie der blaue Rauch,
Sie eilen hin zum Meeresrand.

Der Sehnende lebt ohne Land,
Wie die Wolke im Leeren hängt,
Wie der Wasserfall eingezwängt.
Er bebt empfindlich wie zartes Gras.
Und wie der Meeresspiegel blaß,
Sucht ruhlos atmend er die Ruh'.
Sein Lächeln deckt Abgründe zu.

(Tosari, 23. März 1918)

Wie sind die langen Stunden leer . . .

Wie sind die langen Stunden leer!
Nie kommt von dir ein Echo her.
Nie haben sich mehr unsre Hände gefunden.
Die Brust ist mir drinnen zerschürft und zerschunden.

Die Tage kommen und sterben fort
Lieblos und ohne dein stärkend Wort.
Warum ich noch lebe? Ich leb' vom Erwarten,
Wie die Bäume im Winter, die halbtot erstarrten.

(Tosari, 30. Mai 1918)

Verlernt hab' ich die Minne

Mir ist, ich liege schlafen
Im Traum, der ohne Ende.
Im Leid ring' ich die Hände,
Mein Meer hat keinen Hafen.

Mir ist, es hat verloren
Das Leben mich am Wege.
Kein Lachen wird mehr rege.
Ich bin wie totgeboren.

Mir ist, — werd' ich heimkehren,
Dann ich mich still besinne;
Verlernt hab' ich die Minne.
Wirst du sie neu mir lehren?

(Tosari, 24. Juni 1918)

Der Baum am Erdensaum

Oft mein Geist im Leben klagte,
Wenn kein Licht im Herzen tagte,
Und er nicht zu lachen wagte,
Und er fragte: Wozu dieses stete Streben,
Wozu dieser Tage Traum,
Wozu alles Lebens Schaum?

Gehe zu dem Baum, sagte endlich eine Stimme in dem Baum,
Zu dem Baum, der da steht am Erdensaum,
Und aus dem die Weisheit weht.

Und ich ließ die Heimat, ließ mein Weib, mein Haus,
Und ich zog der Stimme folgend
Über Meere aus.

Hinter mir indes kam die Welt in Brand.
Jeder Weg im Feuerschein aufstand,
Und auf jedem Wege sich die Flamme wand.
Kein Weg ließ mich wieder in mein Land.

Doch am langen Weg nirgends jenen Baum ich fand,
Der am Berge steht und aus dem die Weisheit weht.
Suchte ihn am Erdenrand, suchte ab den ganzen Erdenraum
Nach dem Baum.

Und ich fluchte dem Geschick, fluchte jeden Tag dem Brand,
Der mir wehrte heimzukehren, der mit roter Flammenhand
Trocken alle Meere kehrte.
Wüsten wurden alle frische Meere.
Und ich stand im Sand und in toter Leere.

Müde legte ich mich nieder auf den nächsten Berg,
Wo kein Atemzug sich regte.
Lange lag ich auf dem Stein
Totenstill und ganz allein.

Sagte mir: will mich niemals mehr von hier erheben,
Will entsagen allem Leben.

Und mein Geist zum Geiste klagte:
Will hier liegen, bis mein inneres Auge sich gelichtet.
Bis sich jener Baum aufrichtet
Und mein Blick die Weisheit sichtet.

Und ein Regen fiel auf meinen Leib,
Und der Sturm erbrauste auf den Wegen,
Und der Feuerwurm der Blitze sauste unter hellem Fegen
Mir in meines Auges halbgeschloßne Ritze.
Sehend ward ich durch des Feuers Hitze.
Weiß nicht mehr, wie lang' ich dort gelegen
Auf der harten Bergesspitze.
Wolken flogen rund im Kreis,
Wolken, die mich durch das Weltall zogen.
Meinem Leibe wurde kalt und heiß.
Sah die Erde unter mir im Bogen kaum,
Und zu Geist ward ich im Raum.

Aber wo mein Herz am Berg gelegen,
Stand mit reifer Krone groß ein Baum,
Größer als die Zeit,
Groß und breit wie die Ewigkeit.
Und er rauschte voller Eifer: Weisheit, Weisheit!
Und mein inneres Auge ewig festlich Leben
Für den Tod eintauschte,
Als ich ernst und hingegeben
Diesem Liede heiliger Weltfestlichkeit im Geiste lauschte.

Kleinere Versdichtungen

Die schwarze Sonne

Wo deine Augen vor Nächten stehen,
Wo deine Ohren durch Stillen gehen,
Brennen noch Welten und Willen im Dunkel:
Hinter den weißen Sonnen gleißen und funkeln
Schwarze Sonnen nächtiger Reiche.

Den Lebensmüden,
Den Tagsonnemüden
Beschleichen gierig die dunkeln Sonnen.
Den Lebenswunden,
Den Tagsonnewunden
Umschleichen die Sonnen der Totenreiche.

I

Weiß fließt Nachmittaglicht. Kühl der Himmel. Schicht an Schicht eisige Wolken.
Geronnen aus Asche und Hunger staubgrau steht die Hochsommerheide.
In Nacktheit wankt eine Schar, Männer, Frauen, Greise.
Schwarze Wunden stöhnen an allen Brüsten. Dumpf dröhnen die Herzen.

Schale Ruhe im Feld. Kahle Staubdüfte steigen. Die Schritte der Nackten im Takt
Mit dem blauen schaukelnden Reigen der Heideglocken und Astern.
Milchlichte Mägde, schwalbenschlank, lesen gebückt lila Minzblüten, Wacholderkraut,
Wecken mit Würzgerüchen den bedrückten Laut ihrer wundkranken Herzen.

Am Weg gelbe Blütenzepter der Königkerzen rauschen
in jubelndem Gold,
Die Dirnen lauschen mit zagem Staunen, im Blüten-
rauschen raunen künftige glückhelle Tage.

Mit fahlen Augen rehschlanke Knaben traben dem
Schwarme voraus,
Saugen knirschend in Qualen das kranke Blut der
eigenen Wunden.
Eine Grasmücke lispelt im Brombeergerank, weiß ein
Wiesel, eine Eidechse grün
Schlüpfen durch die Erdgrüfte, — kühn lüften sich
junge Blicke, die Knaben hüpfen,
Durchspähen die Weiten, einer Lerche Lied wirbelt;
der Knaben todmattes Blut
Wirbelt mit in Hoffnungsröte und Zukunftmut.

Schwer schreiten Frauen, narzissenweiße, umschlingen
einander in heißen Reihen, singen im Wandern.
Haar flutet, strömt über wunddunkle Brüste. Ungestillt,
lüstehungernd glutet ihr Atem.
Einige lösen sich still von der Schar, das schwarze und
brandgoldne Haar mohnrot vom Blut durchfressen.
Sie pressen das Blut aus den Strähnen, singen Mut
den zagenden Greisen:
„Laßt euer Herzrot am Wege, wir werden gesunden.
Laßt euer Herzrot zurück, lacht eurer Wunden.
Kehren wir wieder, blüht uns das scharlachne Glück,
Wir werden lachend gesunden."

Der Greise Schar stockt. Von Falten durchwurzelt
ein blutleer Gesicht spricht klagend zurück:
„Glück lockt uns nirgends am Wege.
Die Heiden kamen, die Heiden verblühten,
Weiß glühten Winter um Winter,
Jeder Morgen entzündet dunkler die Wunden.
Gesunden? — Wir werden nie mehr gesunden."

Ein Keulenstoßen, ein Keulenschlagen, rotfleischige mus-
kelschwülstige Männer jagen den weinenden Alten.

Heulendes Lachen höhnt. Die Stärksten werfen sich
selber die Keulen an die zerschundene Brust,
Peinen mit wiehernder Lust die eigenen Wunden, entfachen der Schwachen Mut mit gegeißelten Kräften.

Blankbrüstig ein schwülgelbes Weib schleicht an einen
der Starken heran,
Schlingt rauschend ihr rauchschwarzes Haar um seinen
prunkenden Leib,
Ihr lechzender Atem sengt ihm das Ohr:
„Tor, ist die Stärke dein, warum liegt einsam mein
Schoß?"

Er stottert. Er bleicht.
Sie durchschneidet mit einer Strähne Haar die
Sehnen an seinem Arm.
Die Keule stürzt ihm ins Gras.
„Scheinkraft war nur noch dein!"
Tränen durchbrechen ihr Auge. Sie läßt den Geschwächten allein.

2

Purpurschwarz klafft ein Moor. In die Heidefläche
funkelnd gestochen, gähnt dunkel das Wasser.
Finster gebrochen brüten am Rand schwarze Erdschollen,
schwarze verbrannte Erdschlacken,
Verwesungsfrost gellt über das todschwarze Land.
Die Mägde, die Knaben schleichen gierig heran.
Die Frauen zischeln und zaudern.
Verwirrt weichen die Männer.
Grinsender Grabhauch irrt durch die Abendluft,
Die Greise, niedergesunken, lauschen trunken, saugen
verzückt den eisigen Duft.

Aus den schwarzen Erdschollen, vom nachtbraunen Wasser
Rollen wühlende Stimmen, schwüle Gesänge, und legen
sich kühl
Um die nackten Leiber der Mägde, um die nackten
Glieder der Knaben.

Mit weißen Knien liegen sie nieder, die Knaben und Mägde,
Drängen begehrlich den keimblassen Leib in die kühlschwarze Erde,
Pressen lüstern den Nacken, tauchen die Brüste, die wundheißen Brüste
In das schwarzgleißende Wasser, zerreißen die Erde,
Pressen die schwarzen Wunden in die schwarzen Erdschlacken.

Die Frauen abseits. Graue Scheine umschleichen die weißen wogenden Körper,
Stumm trauern die üppigen Augen.
Die Frauen kauern nieder, schütteln das wuchtige Haar
Über die grauen zitternden Glieder, über den grauen frierenden Schoß,
Die rotwilden Männer, mit grimmen Augen, mit witternden Nüstern,
Einer schleudert die Fäuste gegen das Moor.
Schalleer seine Worte fallen taub durch die Lüfte,
Nur die rasenden Fäuste prallen gegen die dunkeln Erdgrüfte.
Tödlich wächst Schweigen. Des Mannes Augen steigen stier aus den Höhlen.
Die straffen Fäuste sinken gelähmt,
Die braunen Muskeln erschlaffen,
Grau nagt Kälte an seinem Leib.
Blauliche Schatten umspinnen Schenkel, Hüften,
Schatten durchrinnen schwarz seine Adern,
Der Rücken geknickt . . ., die Haare gesträubt . . .,
Erstickt bricht er nieder.
Die Glieder fleischlos,
Schwarz, ein Skelett . . .
Er zerstäubt zu Erde.

Die Männer schauern.
Die Frauen, reglos gekauert, frösteln unter den Hüllen ihres heißen strömenden Haares.
Die Knaben, die jungen Dirnen und Greise haschen die schwarzen Aschen des Toten
Bestreuen lustlachend Brüste, Stirnen.

Purpurschwarz glüht das Moor. Blutdunkel ein Weg
schräg über die Heide
Blüht finsterlockend bald durch grellweißen Schierling,
bald durch gelben funkelnden Ginster;
Die Knaben und Mägde brechen den Schierling, stecken
die giftsüßen Blüten durch das gelbe flockige Haar.

Die gebückten Greise voran, wandern sie blendend geschmückt
Frohlockend den dunkelnden Weg.
Geflüster,
Leise folgen die Frauen, grauendüster die Männer.

3

Hohe graue Buchen ragen, tragen hohes graues Schweigen.
Letzte gelbe Abendstreifen legen feuergoldne Reifen um
die dämmerdunklen Stämme.
Hart von roten toten Blättern starrt der Boden.

In dem schattenfeuchten Wald leuchten Leiber, nackte
Glieder,
Matt die Männer, matt die Frauen liegen nieder, in
die Blätter eingescharrt,
Ausgeschüttet funkelt Haar rot und dunkel.
Braune müde Männernacken schmiegen sich an Frauenbrüste.
Lüsteweich Frauenaugen. Männer, grau, bleich von
Flüchen,
Falten in die Stirn gehauen, fest die Keulen in den
Fäusten,
Zähne beißen in das beulenschwere Holz. —

Schweißig kalt fallen Tropfen von den Bäumen,
Männer, Frauen kauern lautlos,
Naß von Schauern trieft das Gras.
In den Büschen streichen Schritte,
Knaben, Greise, Mägde, schlangenleise, suchen gierig
nach den Schatten.

Schatten lauern in den Buchen, hangen lang in dunkeln
Gliedern
Von den bangen Espenbüschen, prangen funkelnd auf
den schwarzen Tollkirschstauden.
Um die matten Männer, Frauen kreisen dunkler stets
die Schatten,
Schwärzer funkeln alle Bäume, und mit schwarzer
hoher Lohe
Droht die Nacht.

Alle Augen wachen düster,
Stimmen flüstern:
„Laßt die Knaben, Mägde, Greise um die hohlen
Nächte werben,
Wir, wir wollen mit den letzten tollen Kräften
lieben, sterben,
Fühlt, der Wald brütet heiße Nachtviolen, hütet
schwarze Tollkirschbeeren,
In den reifen dunklen Säften wüten dunkle Liebes-
kräfte,
Greift die Blüten, greift die Beeren."
Einer flüstert es dem andern,
Finger greifen nach den reifen Tollkirschzweigen,
Finger brechen von den stechend süßen Blüten.
Von den tollen Beerensäften funkeln schwarz die
vollen Lippen,
Giftewild loht das Blut,
Rot erwacht totes Lachen.

Blätter, Steine, Moos erwarmen,
In den schweren Männerarmen liegen glutend still
die Frauen,
Unter Küssen biegen sich die nackten Leiber,
Leib muß sich an Leib zerpressen,
Herzen müssen sich zerdrücken.
Lautlos sterben Männer, Frauen im Entzücken.

Morgenlicht um die weichen Glieder, schleichen Knaben,
Mägde nieder vom Wald.
Schwarz lagert Granit, stürzt breit in Stufen,
Die Greise, die blinden, finden nur tastend den Schritt,
Frühlicht sticht in die Wunden.
Weiter, weiter lockt dunkel der Weg, funkelt vom
schwarzen Gestein.

Kein Baum mehr, kein Halm kein Gras,
Salzbitter duftet die Luft,
Donner zittert im Fels, senkrecht stürzen die Stufen,
Donner rufen im Stein, unten kracht brandend die
Flut,
Unten im Nachtschattenschein ruht dunkel das Meer.
Das Meer eine mächtig blauende Flamme, flach-
gereckt,
Leckt drohend zum Rande des Himmels.
Schwer stockt der Schritt. Die Greise greifen mit
steifen Armen.
Am nassen Granit fault dunkel der Tang, die Mägde
bücken sich nieder.
Gürten den kalten blutroten Tang um die eisblassen
Glieder.
Düster die Knaben äugen lüstern zur Flut.
Die Flut schwemmt Stämme zum Strand, rostrote
Kiefern,
Tot prallt das Holz an die Stufen.
Wellen rufen und stürzen. Mit eisigen Augen glotzt
brausend der Schaum.
Weiß funkeln Möwen. Schreie gellen. Dunkel uner-
sättlich wiegt sich der Meerraum.
Die Knaben fangen die Stämme. Schälen Rinden,
langen Bast,
Binden Stämme und Stangen zum Floß.
Greise, Knaben, Mägde besteigen schweigend das
Holz,
Sie stoßen vom schaukelnden Strand,
Gierig strahlen die Blicke, draußen glüht finster der
Meerrand.

Die Sonne rückt weiß zum Zenith.
Ein graues gleißendes Auge das Meer und zückt nach der Sonne.
Schattenschwarz hocken Klippen nachtfinster im Mittaglicht,
Auf den sargschwarzen Brocken kauern Meervögel,
dunkel, rucken und lauern mit Hälsen und Krallen.
Wellenan, wellenab stürmt das Floß.
Weiß, schaumbespritzt, Salzkristalle im Haar, sitzt die Menschenschar,
Die Augen geweitet, dunkel lustgroß.
Grab an Grab brechen die Wellen, die Gräber leben und sprechen.
Greisenweiß liegen unter den Greisen die Knaben und Mägde,
Brust, Gesicht, Arme biegen sich über das Floß,
Lippen und Augen saugen die Tiefe.
„Kommt zum Dunkel hinab,
Sonne blüht dunkel im glühenden Grab,
Dunkel löschen die Wunden."
Schwarzgroß gähnt eine Welle empor. Schwarz funkelt die Mähne,
Stößt dunkel zum Himmel, deckt dunkel die Sonne,
Nacht fällt über das Floß.
Mägde, Knaben, Greise beugen singend den Nacken,
Die Woge stürzt klingend,
Frohlockend gellt der Gesang,
Die Woge zerschellt.
Singen schwingt brausend im Wasser,
Singen im sausenden Schaum,
Haar, Tang, Kränze versinken,
Wellen trinken den Schaum,
Dunkel fliegt Welle zu Welle.

Dunkel unersättlich wiegt sich der Meerraum.

Phallus

Der Riese Zeit und das Mannweib Leben
Trafen sich heiß in der Juninacht.
Sie legten sich nieder am Berg in die Reben,
Hoch auf dem Berg standen die Sterne,
Hoch über den Sternen rauschte die Nacht.

Der Riese blaß wie die fernen Gestirne,
Die Dirne warm, Wein brütet der Berg,
Auf mächtigen Brüsten stützt sie die Krüge,
Schwer mit dem dunkelsten Safte gefüllt.

Sie trinkt und bietet zum Trunk dem Riesen,
Beide schlürfen am steinernen Maul,
Haupt an Haupt in der tönernen Höhle.
Sie trinken, die Mitternacht beginnt zu ermatten,
Sie trinken, die Sterne verschwinden im Berg,
Dem blassen Riesen bricht bald die Kehle,
Unversieglich strömt es vom Krugbauch.
Hält inne endlich, Atem zu holen,
Die Dirne lacht und hält ihm den Nacken,
Feuer wuchern in seinem Fleisch.
Er küßt ihr die Wangen, küßt ihr die Brüste,
Küßt ihr die Brüste, küßt ihr die Wangen.
Die Reben brennen, die Steine zerschmelzen,
Riese und Mannweib biegen den Berg.
Nachtwolken stehen tagfeurig und leuchten,
Riese und Mannweib biegen den Erdball.

Im breiten Lande pochen die Glocken,
In nächtigen Städten die scheuen Menschen
Stehen und starren, rot funkelt der Himmel,
Rot in die Fenster, rot in die Tore,
Glüht rot auf tausend ratlose Stirnen,
Glüht rot in tausend schreckoffene Herzen.

Neuntausend Jahre staunen die Menschen,
Neuntausend Jahre Nächte um Nächte,
Riese und Mannweib liegen am Berg,
Im neunten Tausend loschen die Nächte,
Phallus wurde geboren.

*

Phallus lag sorglos im sorglosen Gras,
Im Westen am Himmelsrand saß sein Vater,
Der schüttet den Sommer über die Erde
Oder die Kälte,
Dann kommen und gehen auf Erden
Alle Gedanken.

Sonne nährt Phallus,
Sie denkt auch für ihn.
Wurzeln sprechen ihm Kräfte ins Ohr,
Die Quellen und alle Metalle tief in der Erde
Machen ihn stark.

Herbst näßt den roten, brünstigen Wald,
Phallus schreit mit den dampfenden Hirschen;
Frühling treibt den Saft ins Gestämm,
Phallus lacht mit dem buhlenden Waldhuhn.

Phallus kannte die Mutter nie,
Sie ließ ihn, wo sie ihn schmerzlos gebar.
Der Vater blies Stürme über die Erde,
Es lebten die letzten der alten Menschen.

An großen Seen von salziger Säure,
Gelagert an gleißenden Kupferbergen,
In ursinstern Häusern von Kohle,
Aber die Rauhsten hausten am Stein,
Der rot ist vom Rost und rot ist vom Schweiß,
Drunter tropft eisenbitter die Quelle.

Phallus, der Nackte, schreitet vom Berg,
Mannstark am Morgen, der ihn gebar.
Sein Aug' gleich dem Brennglas

Durchbringt sieben Häute,
Nackt macht es die Menschen,
Nackt bis zur Herzhaut.

Am Flußufer lagern rauchige Wolken,
Myriaden von Menschen in jeder Wolke,
In heller Sonne nachtdunkel die Menschen.

Phallus durchschreitet die finstere Menge.
Vorbei an den nachtvollen Sorgengesichtern,
Vorbei an den niemüden, gähnenden Gassen,
Vorbei an den Reihen gespenstiger Häuser,
Jeder Ziegel gebacken aus uraltem Staub,
Staub der Ahnen, Eltern, Brüder,
Voll Staub die Lungen und Nasenlöcher.
Sie atmen alle tote Gedanken.
Phallus durchschreitet die finstere Menge,
Alle mit Sorgengarnen bekleidet,
Keiner geht nackt.

Wer wohnt dort im Gletscher,
Der über den Meeren,
Der über dem Rauch
Mit eisigen Gipfeln, mit feurigen Flanken
Ewig sonnig zur Sonne sich dreht?

Dort im ewig sonnigen Pol,
Mit kältenden Gipfeln und lüsternen Flanken,
Über den Meeren, über dem Rauch,
Wohnen die letzten Töchter der Menschen.

In tödlichem Spiegel sind sie geboren,
Sie haben den Spiegel niemals verlassen,
Keine trat je aus seinem Glas,
Niemand kam je zu ihnen hinein.

Der Spiegel aus Eis blendet im Glanzsaal,
Schmachtend am Spiegel liegen die Männer,
Schmachtend zum Bild, das sie niemals erreichen,
Sie sinken alle in zehrende Schwäche.

Phallus der Nackte tritt in den Berg,
Der über den Meeren, der über dem Rauch
Mit eisigen Gipfeln und feurigen Flanken
Ewig sonnig zur Sonne sich dreht.

Leichen füllen die Treppen und Gänge.
In Hallen und Sälen stockt Totenruh.
Mit glasigen Augen, zerbrochener Stirn
Liegen die besten der Männer am Spiegel,
Dem Spiegel, der schmerzhaft und ungeheuer,
Die höchste der Wände füllet im Glanzsaal.

Phallus tritt auf die seufzende Schwelle,
Wütend fliehen gefräßige Fliegen.
Blank und bleich wie Kastanienblumen
Liegen die Jungfraun im schmerzhaften Glas.

„Ihr wohnt im sonnigsten Haus der Erde,
Selber kommt ihr niemals zur Sonne."
„Möchten gerne kommen zur Wärme,
Wir dulden nicht, Wärme zu teilen mit Toren."

„Sonne selber duldet die Toren,
Töricht ist es, nicht Sonne zu teilen.
Gähnt nicht im Spiegel und kommt zum Manne,
Kommt zum Manne, ich will euch frein."

„Nicht Stirn, nicht Faust brechen dies Glas,
Kein Menschenherz schmelzt diesen Spiegel."

Phallus tritt vom Eingang der Halle,
Bricht mächtig mit Händen die Decke vom Saalbau.

„So komme das Herz des Himmels zu euch."
Sonne füllt breit den dachlosen Saal,
Heißgereizt lodert der Spiegel.

Lustige Kugeln, Silber und Eis.
Hurtig schmilzt der Spiegel zu Tropfen,
Frei in kühlem weitem Gemach
Liegen die Jungfraun auf silberner Erde.

Phallus tritt auf das kochende Eis,
Da lachen die Frauen ein fernes Gelächter,
Und lachend sind alle verschwunden.

Phallus verbrennt die Sohlen und Hände,
Er bückt sich nach Kieseln, beißt Steine zu Staub,
Er lachte Feuer, er lachte Blut,
Das weckt nur die Leichen der Männer.
Augäpfel, wachsende, sehen ihn an,
Herzen, von Fliegen zerfressen, erwachen,
Die Männer sehen den machtbreiten Mann,
Die Männer fliehen hinaus in den Rauch,
Phallus steht schweigend bei seinem Schatten.

*

Müde legte sich Phallus zum Gletscher,
Der leuchtet brünstig und wird Vulkan.

Die Männer unten im rauchigen Tal
Bestaunen zitternd solch staunende Kraft,
Sie wollen ihn töten am matten Morgen,
Doch Phallus schläft tief in glühenden Wolken.

In zweiter Nacht schläft er bei einer Quelle,
Die Quelle kocht verheerend ins Tal.

In dritter Nacht stürzt er den Adler vom Horst
Und schläft bei der Adlerin sieben Nächte.

Nach neunter Nacht zwingt er die Schlangen zu Müttern,
Und aufrecht gehen seitdem die Schlangen.

In elfter Nacht jagt er die weiße Stute,
Ihr wachsen Flügel, mit ihr besteigt er die Horizonte.

*

Phallus schläft dreißigmal dreißig Jahre
Im warmen Getümmel der warmen Erde,
Aber am Ende geheiligter Zeit

35*

Wächst ihm von neuem nach nackten Menschen
Die alte unabwendbare Sehnsucht.

Er kehrt zu den dröhnenden Kupferbergen,
Er kommt zu den rauchenden salzigen Seen,
Er liegt ermüdet am rostigen Stein,
Zum erstenmal trifft ihn einsam die Nacht,
Denn kälter noch als der urkalte Raum
Waren auf Erden die Menschen geworden,
Der Himmel zog die Sonne zurück,
Die Menschen im Tal vergaßen den Namen.
Unten an der bittern Quelle
Lagert das letzte Tausend der Männer.

Phallus liegt auf den rostigen Bergen,
Er wärmt die Adern des hohlen Steines.
Tief in den Bergen schlafen die Frauen,
Sie, die das Unsichtbarwerden erlernt.
Sie dachten kaltblütig wie kältende Nacht,
Sie fühlen erwachend die Steine erwärmt.

„Mein Marmorkissen wird siedend lästig?"
„Mir glühen enger und enger die Gürtel?"
„Mir füllen sich seltsam üppig die Wangen?"
„Mir brennen und pochen die Brüste?"

„Wäre es Phallus, der so erhitzt?"
„Kitzelnde Fäden sollten ihn fangen.
Will seine Stirn als mein Diadem,
Will seine Finger als beinernen Kamm,
Will sein Schamhaar als Kissen zum Traum."
„Aber nie nehmen wir Phallus zum Mann,
Er würde uns zwingen, blutend zu dienen."

Phallus hört durch den rostigen Stein
Die Frauen, die wachen, im hohlen Berg.

Da sitzt ein Knabe auf kühnem Berg,
Sein Blick greift sicher die rollende Wolke.
„Hast du auch Silber in deinen Gliedern?"
Er fragt das Mädchen auf treibender Wolke.

„Mein Vater ist Phallus, die Wolke die Mutter,
Ich habe Silber in jedem Glied,
Den Leib von Fleisch hat Phallus geschaffen."
Stolz schüttelt das Mädchen sein schneeweißes Haar.

„Mein Vater ist Phallus, die Adlerin Mutter,
Ich habe Silber in jedem Glied,
Den Leib von Fleisch hat Phallus geschaffen."
Stolz schüttelt der Knabe die Adlerschwingen.

„Rund um den Salzsee wachen die Feuer,
Dort schlafen im Kreise die finsteren Menschen.
Zeige am Feuer dein silbernes Blut,
Dann will ich nur immer dich küssen." —
Der Knabe führt die Wolke ins Tal.

Phallus hält Rundschau:
Die Eichentöchter wandeln im Wald,
Bei ihnen buhlen die Söhne der Sturmfrau.

Phallus hält Rundschau:
Die Schwanentöchter liegen am Strand,
Bei ihnen schmeicheln die Söhne der Robbe.

Phallus hält Rundschau:
Die Adlersöhne umkreisen die Wolken,
In sieben Farben lächeln die Wolken.

Phallus hält Rundschau:
Im warmen Getümmel der warmen Erde
Lieben sich alle, die Phallus geschaffen,
All seine Geschöpfe mit silbernem Blut.

An dem schlackigen urtrüben See
Schlafen einsam die letzten Männer,
In den eisigen hohlen Bergen
Liegen einsam die Töchter der Menschen.

Keiner der Männer im Tal geht nackt,
Keine der Frauen im Berge geht nackt,
Alle mit Sorgengarnen bekleidet;
Sie haben nie einander gesehen.

Phallus liegt auf dem Berg und horcht,
Hilferuf stürzt herauf vom See,
Über dem Haupt erstarren die Wolken.

Der Adlerin Sohn, das Mädchen der Wolke,
Von Menschen getötet, fallen am Ufer.
Den Rumpfen enteilt das silberne Blut,
Die Menschen fangen das klagende Silber.

Menschen ohne Weisheit und Wärme,
Die Menschheit verzehrt eine rächende Nacht.
Phallus springt vom zitternden Berg,
Unter ihm schreit die erschrockene Erde,
Phallus schlägt zornig die zornheißen Zähne.

Glut springt vom erbitterten Mund;
Fliehen auch unsichtbar Männer und Frauen,
Keiner enteilt sichtbarem Tod,
Den letzten erschlägt der lohende Fluch;
Die Menschheit verzehrt eine rächende Nacht.

*

Stille wächst, es wachsen die Berge,
Es wächst der Himmel ernst wie ein Stein
Und deckt die Grüfte und Höhlen und Berge.

Stille wächst, es wachsen die Meere,
Die Wellen waschen die Asche im Tal,
Die Erde wächst, die Erde ist nackt,
Nackt steht die Erde und ohne Ränke.

Phallus sieht auf die nackte Erde,
Da fallen Tränen aus seinem Herzen,
Sein Schluchzen schüttelt die Kerne der Erde:

„Nun werde, Erde, zur klagenden Insel,
Dein Stein sei von Schmerzen gebogen,
Irr spricht der Himmel,
Die Menschen verdarben,
Kein Tod stillt die Leere.“

Phallus weint sechs Tage, sechs Nächte,
Die Träne steht still am siebenten Tag,
Und Phallus ruht auf verwitterter Erde.

Erde spricht dir weisesten Rat,
Höre, Phallus, Weisheit der Erde:

Herzliche Wünsche lenken die Zukunft,
Herzlicher Wunsch lenkt dir alle die Sonnen.

Riesen walten im Feuer der Sonnen,
Urlicht und Urklang.
Urlicht und Urklang rollen die Sterne,
Rollen die Erde.

Sonnen und Sterne, Sterne und Erde dienen dem Urleib;
Urleib der Sonnen, Sterne und Erde,
Urleib dient Urherz.

Erde spricht dir weisesten Rat,
Höre, Phallus, Weisheit der Erde.

Solange ich lebe, dien' ich dem Urherz,
Solange ich lebe, bin ich sein Denken.

Leben ist Herzlust, Leben ist Herzleid,
Sekunden der Freude, Sekunden des Schmerzes,
Alle vereint sind unendlich ein Leben.
Herzlust und Herzleid sind Mosaik,
Und wollen sich ordnen zum Körper des Friedens,
Ordner ist Urherz, Urherz sind alle.

Erde spricht dir weisesten Rat,
Noch höre, Phallus, Weisheit der Erde.

Keiner ist nur auf der Erde geboren.
Es lebt jedes Leben mitten im Himmel.
Sei weise, achte die Seelen des Himmels,
Die Riesenbrüder, die Sonnen und Sterne.

Die Riesengeschlechter sind große Quellen,
Die großen Sterne sind große Quellen,
Die großen Sonnen sind große Quellen,
Ein Gott sind alle mit dir im Urherz.
Keiner ist nur auf der Erde geboren,
Herzlicher Wunsch macht zum Magneten,
Herzliches Wünschen lenkt alle die Sonnen.

*

Phallus steht unterm nächtigen Bogen
Und blickt zur singenden Straße der Sterne,
Er streichelt heiter die nackte Erde.
„Ich wünsche mir herzlich Herzfreude zum Weib,
Und ich will wünschen und ich will lenken.“

Phallus verläßt die einsame Erde
Und wandert über den Urleib des Himmels.
Am lohenden Sonnenherd sitzen die Riesen,
Urlicht und Urklang, sie dienen dem Urherz.
Urlicht bückt sich ins Feuer und fragt:
Urklang, mich blendet im Feuer ein Feuer.
Urklang bückt sich zum Feuer und horcht:
Ein Ruf trifft Urlicht, ein Ruf trifft Urklang,
Die Riesen stürzen betäubt und geblendet.

Das hastige Feuer schrumpft in den Herd,
Die große Sonne steht dunkel und zittert.
Unten im Abgrund schreit heiser die Erde,
Die Wälder versteinern, Eis wächst im Tal,
Aus allen Wolken fallen die Vögel,
Die Tierherden seufzen und sterben.

Phallus in Sehnsucht ruft seinen Herzschrei,
Beim heftigen Herzruf stockt auch die Sonne:
„Urlicht und Urklang, ihr dient dem Urherz,
Gebt mir das Weib, den Leib heiter und nackt,
Sehnsucht heftiger als die Sonnen
Flammt über den Himmel, verdunkelt den Urleib.“

Die Sonnen halten mächtigen Rat,
Phallus, höre die Worte der Sonnen:

So Einer wünscht und wünschet von Herzen,
Regiert er die Sonnen, sein Wille wird Urherz.

Wir bauen im Urblau dir einen Stern,
Sein Kreis sei runder als jede Sonne,
Die irdische Iris kann ihn nicht fassen.
Wir bauen im Urblau dir eine Wohnung,
Neun Farben, neun Töne,
Die Linie eine und einen Gedanken.

Wir bauen im Urblau dir eine Erde,
Rund dort die Ecken herzlicher Steine,
Und Eine wandelt dort heiter und nackt
Im Takt ihres ewigen Herzens.
Ihr Auge ist rund, sie nenne Herzfreude,
Die irdische Iris kann sie nicht fassen.

Drei Söhne wird sie heiter gebären
Aus Erde, aus Himmeln,
Drei Söhne, Bildner, Pfeifer, Träumer.
Die bringe zur Erde.
Drei Bräute gebiert die Sonne den Söhnen,
Drei Bräute, Lichtlust, Klanglust, Mär.

Drei Söhne, drei Bräute schaffen den Menschen
Nach heiligen Maßen, nach Linien der Mutter.
Heitere Arme, nackender Leib,
Füße, die wandeln im Takte des Herzens,
Rund die Augen und rund das Herz.

Nun glühe, Phallus, und zünde die Sonne.
Komme, der Rasen treibt Wärme und Saft,
Komme, der Garten treibt heiße Bäume,
Honigäpfel liegen zu Paaren,
In zwei Teichen steht dunkel geschrieben
Das Alter der Sonne, das Alter der Erde.

Dort in Lauben aus seltenem Laub
Münden feurig die Straßen der Erde,
Finde das Ende der schmerzlichen Welt.

*

Phallus betrachtet sein kräftiges Weib.
Du bist Herzfreude, dich will ich umarmen,
Du bist nicht Erde. Wer hat dich geboren?
Schmerz hat dich göttlich geboren.

Phallus umarmt den verschwiegenen Leib,
Warmer Regen fällt vom Gewölk,
Urlicht und Urklang lachen am Herd,
Breit fällt die Wärme zur Erde.

*

Im Regenbogen war Bildner gewiegt,
An den schön siebenfarbigen Bogen
Knüpfte die Mutter das Bett ihm.
Mit offenen Augen schlief dort das Kind
Unter dem siebenfeurigen Bogen.
Ihm fiel die Sternschnuppe heiß in die Stirn,
Ein Feuer kränzt ihn, von Sternen gefallen.

Pfeifer verlief sich im Vogelwald,
Drei Tage sucht ihn die Mutter,
Am ersten lacht er im Blau mit den Lerchen,
Am zweiten nährt ihn mit Eiern die Wachtel,
Die Nachtigall weinte am dritten mit ihm.
Ihm fiel eine Sternschnuppe heiß in die Stirn,
Ein Feuer kränzt ihn, von Sternen gefallen.

Träumer ist blind geboren und taub,
Doch neun Farben weiß er, die Brüder nur sieben.
Neun Töne kennt er, die Brüder nur sieben.
Die Sternschnuppe fiel ihm heiß in die Stirn,
Nun spricht er Feuer, von Sternen gefallen,
Und Feuer kränzt ihn.

*

„Vater, ich hörte ein Seufzen im Schlaf."
„Das war die Erde, mein Sohn,
Die Erde ist arm."

„Vater, ich hörte ein Schluchzen im Schlaf."
„Das war die Erde, mein Sohn,
Die Erde ist leer."

„Vater, mich brannten Tropfen im Schlaf.“
„Das waren Tränen, die Erde will Menschen.“
„Vater, wir schlafen nicht mehr im Himmel,
Wir wollen zur Erde, wir schaffen ihr Menschen.“
„Wollt ihr zur schmerzlich zackigen Erde,
Faßt nie mehr das Auge den Himmel, den runden.
Küßt eure Mutter, seht ihr ins Auge,
Nie seht ihr wieder solch rundes Auge,
Kommt ihr zur schmerzlich zackigen Erde.“

„Wir wollen zur Erde, wir schaffen Menschen,
Rundherzige Menschen wie Augen der Mutter.“

„Ich bin euer Führer, wollt ihr zur Erde,
Ich küsse euch, Söhne, mit herzlichem Rat:
Kommt ihr zur Erde,
Jungfrauen der Sonne nehmt euch zu Bräuten,
Und drei erwarten euch auf der Erde.
Bildner, nimm Lichtlust.
Pfeifer, nimm Klanglust.
Träumer, nimm Mär.
Die Frauen beschlafet jeglichen Tag,
Ungeschwächt werden die Frauen euch lieben.
Stündlich wächst euch männliche Kraft,
Und Jungfrauen werden sie täglich.“

Die Mutter umarmt die fröhlichen Söhne:
„Hört, meine Söhne, kommt ihr zur Erde,
Ein Wurm lebt urgrau unter den Würmern,
Er nagt an der Erde, sie nennt ihn Tod.
Ihn ehret, gebt ihm ersehnte Gestalt,
Gebt ihm junge aufrechte Gestalt,
Gebt ihm Lächeln und rosiges Blut,
Es knirsche nur eisern die eiserne Sohle,
Der fröhliche Schmetterling steig' aus dem Haupt.

Kommt ihr zur Erde,
Im Berg auf Magneten liegt Unheil, die Schlange,
Ihr gebet göttliche Linien, doch keinen Körper,
Ein Schatten, mit Ketten gefesselt an Sonnen,
Er schreite aufrecht in steinernen Ketten,
Dunkel das Zepter, dunkel die Krone.

Kommt ihr zur Erde,
Brandblumen wachsen, Brandblumen schwächen,
Erdlust pflückt euch die Blumen vom Leib;
Erdlust drückt Trauben ins hitzige Haar,
Ehrt Erdlust, Mutter der Tiere und Früchte,
Sie schürt die Feuer im lodernden Laub,
Ehrt ihre Töchter, Erdfeuer, Fleischlüste,
Blutbrand öffnet fangarmig ihr Haar,
Gürtellos ruft vom wirbelnden Berg,
Nie ist ein Tag am wollüstigen Kamm,
Doch keiner fürchte die feurige Höhe,
Dort tanzen die Töchter den rauchenden Tanz
Jährlich sechs Nächte,
Drei Nächte im Maimond,
Drei Nächte im Herbstmond.

Kommt ihr zum Berg auf lockender Asche,
Verliert die Sonne und alle Schatten,
Lebt den Willen des Willenlosen
Jährlich sechs Nächte,
Drei Nächte im Maimond,
Drei Nächte im Herbstmond.

Seid ihr auf Erden,
Nie backt dort Ziegel vom Staub eurer Brüder.
Nie näht von Maulwurffellen euch Mützen,
Schneller geht nie als im Takt eurer Herzen,
Aber schaut tiefer als euer Auge.
In warmen Lauben schafft warme Menschen,
Rund, wie mein Auge, schafft runde Herzen,
Nackt, wie ihr selber, schafft nackte Menschen.

*

Ein roter Blitz trägt Phallus zur Erde,
Die Söhne eilen auf fruchtbarer Wolke.
Die blaue Wolke sät blauen Samen,
Drei blaue Hengste stampfen am Erdrand.

Nur junge Blitze fressen die Hengste,
Mit beiden Händen streut Phallus Blitze.

Die stählernen Hengste hat Urblau geworfen,
Sie stampfen und nennen sich Eifer.

Die Hengste stampfen, da blühen die Steine,
Die Steinwälder treiben, und munter grünt Saft.
Die Hengste schnauben, da schwinden die Gletscher,
Die Eisfelder schwinden, und munter blüht Kraut,
Die Hengste schütteln die lachenden Nüstern,
Da lachen die Berge und werden Magneten,
Magneten ziehen die Sonne zur Erde.

„Nun lass' ich euch Söhne am dunkeln Erdrand:
Drei goldne Stuten fliehen am Meer,
Drei goldene Bremsen stechen die Stuten,
Drei goldene Bräute müßt ihr erreichen."

*

Phallus kehrt zu Herzfreude im Urblau,
Die Söhne greifen die steigenden Hengste,
Zwölf Monde jagen die Hengste die Stuten,
Zwölf Monde fliehen die Bräute der Sonne.
Siebenmal um den Gürtel der Erde
Und sieben Stuten jagt jegliche Braut.

Einundzwanzig stürzen zu Asche.
Drei des Saturn, drei des Neptun,
Des Uranus drei,
Drei vom Mars, drei der Erde,
Der Venus drei und drei der Sonne.

Die letzten der Stuten zerstäuben im Gras,
Und sonnenweiß stehn in den Aschen die Bräute.
Lichtlust, Klanglust, Märlust, sie warten
Und grüßen Bildner und Pfeifer und Träumer.

„Wir sind geflohn, bis zu Asche die Stuten,
Stahl sind eure Hengste, nie bluten die Hufe.
Stahl seid ihr Fürsten, wir sind eure Mägde."

Irisfelder blühn aus den Aschen
Und Felder von rundem vierblättrigem Klee,

Die Irisblumen sind Hochzeitsbetten,
Der breite Klee labt den siegenden Hengst.

Die Männer sprechen zu ihren Frauen:
„Wir ehren die Wünsche, ihr strengen Frauen,
Wir wollen im jungen Tau euch erwarten,
Wir wollen mit steigender Sonne euch lieben,
Wir wollen mit fallender Sonne euch lassen,
Jeder Tag soll mit Eifer schaffen,
Menschen rundherzig wie Augen der Mutter."

„Wir ehren die Wünsche unserer Männer,
Und keinen Tag wollen wir zögern im Himmel,
Jeder Tag soll mit Eifer schaffen
Rundherzig den Menschen."

*

Rundherz, der erste rundherzige Mann,
Rundherz, die erste rundherzige Frau,
Beide aus weißen Magneten geschaffen,
Die lagen zusammen im Herzen der Erde.

Sie halten sich sicher mit beiden Händen,
Sie halten sich sicher mit beiden Augen,
Sie halten sich ewig mit beiden Herzen,
Nie kann die zerbrechende Erde sie trennen.

Nicht lange, da wurde Goldklang geboren,
Aus sieben Erzen und sieben Klängen,
Aus sieben Welten und sieben Himmeln,
Sie singt, und sieben Echo erwachen,
Sieben Wälder blühen, sieben Quellen tanzen.

Und weiter nicht lange, da wurde Goldwort,
Goldwort, der Stumme, neun Farben im Auge,
Neun Töne im Ohre, neun Lächeln im Antlitz,
Mit einem Lächeln befriedigt er alle,
Neunmal befriedigt er lächelnd die Erde.

Vier Menschen leben rund unter den Bäumen,
Sie leben glücklich mit glücklichen Tieren,
Sie leben glücklich mit glücklichen Früchten,
Glücklich wie Mutter Herzfreude im Urblau.
Noch einmal wird dann am letzten geboren,
Wer da geboren, niemand wird's wissen.

Nicht von den glücklichen Menschen gekommen,
Nicht von göttlichen Vätern und göttlichen Müttern,
Aus keinem Körper, aus keinem Gedanken,
Sie fassen es nie, die glauben zu fassen.

Festliches Jahrbuch

Ein Bruchstück

(Achter und neunter Gesang)

Achter Gesang

Des Himmels großer Löwe sitzt bei mir und rollt das goldne Auge durch den Tag.
Ich wohne in dem alten Geisterhaus, das an den Berg gewachsen uralt steht,
Fern unten bei dem Fluß liegt meine Stadt mit einundzwanzig ungeheuren Kirchen,
Aus allen Glockenstühlen ziehen stündlich Adler und kommen aus den Türmen auf den Berg
Und schweben dunkel um das Haus.

Schon schenkt der Pfau den sommeralten Schmuck dem Staub und den entlegenen Wegen,
Des Abends gleiten Schnuppen unbekannter Sterne wie helle Zungen durch den nächtigen Raum,
Und röter neigen sich von Tag zu Tag die reifen Äpfel auf die reife Erde.
Ich sah den Hirten heute dicke Schafe über die Stoppelfelder treiben, den Hirten, der ein starker, stolzer Greis,
Der mit der Erde sprechen kann und mit der Leere.
Sein Hund bellt nie, und niemals blöken seine Schafe,
Und selten eine Silbe spricht der Greis. Wenn er an mir lautlos vorübertreibt, dann werden plötzlich uralt alle Blätter,
Und alle Blumen in den Feldern werden Stein, und Stein wird alles, steinalt wie die Erde,
Die mit ihm lautlos fremde Zeichen tauscht.
Der Hirte scheint mir oft wie jene fremden Fischer, die ich im fernen Wikinglande sah, dort an den ahnungsreichen, stummen Küsten.
Sie liegen Tag und Wochen in den Booten draußen, allein im Meerkreis bei den Fischen, wie längst Gestorbene.

Die Boote liegen wie die Särge dunkel und senken
Garne in die stillen Gründe, doch mehr als arme
Fische ziehen die zähen Garne aus der fremden Tiefe.
Seltsam ist dort das Gesicht der Erde, durch schwere
Inseln geht das Meer in Gassen,
Es hocken in den geisterhaften Klippen auf Holz und
wenig Pfählen Hütten, blutrotbemalt,
An ihren kleinen Fenstern glänzt viel bitteres Salz;
sie sagen, daß im Spätjahr und im Frühling des
Sturmes wilde Männer zu den Hütten steigen
Und Nächte durch an jenen Scheiben weinen, doch
drinnen wohnen treue stumme Fischerleute,
Die große sanfte Königsherren sind im Reiche einer
unbeirrten Stille.

Im kalten Vorfrühling kam ich in jenes Land, und
wie ein starker Wal brach unser Schiff das Eis.
Die Nebelhörner stöhnten Tag und Nacht, und aus
dem ungeheuren Nebelstall heulten des Meeres blinde
Kühe uns entgegen.
Am Abend fielen alle Nebel schnell, vom Meer un-
heimlich rasch verschluckt, und brandrot standen große
Klippen frei.
Stark aufgerichtet prunkte der Granit, daran in roten
Strömen Eisen klebte, wie frischgestürztes Blut.
Es war noch in der Nacht auf jener Klippe, wo groß,
wie ich es niemals sah zuvor, die Sterne wuchsen
und lebendig standen.
Ich hörte auch, dem vollen Nachtmeer nah, zum ersten-
mal den Meergrund mächtig reden.
Er sprach von einem allgewaltigen Land: es war vor
dem Beginne einer Schlacht, wenn zum Gebet die
schweren Heere und Menschenmassen niederknien,
Inbrünstig rufen starke erzne Orgeln, und mit den
vollen Glocken tönen Dome ...
Ich stand im Schatten eines großen Eisenturmes, auf
dessen Spitze hell ein Wachthaus glänzte,
Der große Turm, er zitterte, so mächtig sprach das
Meer.
Ich ging dann langsam durch die Insel, und mit mir
gingen alle schweren Sterne

Und hingen tief und dicht bei mir, so daß ich meinte manchesmal, ich würde mich verirren in den Sternen.

Gern steige ich zum Schacht der tieferlebten Dinge,
denn seltsam festlich ist es bei den Toten,
Sie legen um uns sanft die Binde des hohen, feierlichen Schauens und nehmen dafür unser waches Leben.

Vom andern Morgen will ich noch erzählen, wie ich die Inselhöfe erst und dann die große Küste fremd betrat.
Am Morgen schieden von uns alle Möven, die einen Tag und eine Nacht Geleit gegeben.
Das Schiff zog in die geisterhaften Gassen. Granitne Wände stiegen herrschend hoch, nur wenig Meer und wenig Himmel blieb.
Das Schiff drang langsam in ein Wirrsal langer Gänge; so düster dehnten sich die Steine, daß alles Licht weit fortgerückt
Und Meer und Morgenhimmel kaum noch leuchten wollten. Die Gänge wurden bald wie Höfe weit,
Doch dichter stand um uns die Stille und die Kälte, wie Blicke einer fremden Gottheit, die töten will.
Uralte Mötwenvölker saßen in den Mauernischen, den längst versteinerten Gebilden gleich, und Schnee beleuchtete die langen Reihen der Schweigenden.
Doch mächtig hob sich Leben schnell in allen Mauern, als ein sehr großer Vogel in die Inseln flog und warnend rief.

Sie sagen, daß, mit hehrer Scheu behütet, ein Heiligtum tief in den Inseln steht,
Darinnen junge Helden mit den schönsten Frauen den Gott der stolzen Einsamkeit verehren;
Da Ungeweihte nahen, mahnen mächtig die Hörner der verborgenen Wächter ...
Das Schiff durchging den letzten größten Hof, und stand dann an der hohen Küste still.

Zu jenen Menschen kam ich, die seit tausend Jahren auf feierliche Inseln schauen und in stille Gründe.

In ihre Augen hat das graue Meer einen gar seltsam grauen Kreis gezogen, der steht mit Stärke streng in jeder Iris.
Wie eine Kette geht der Kreis von Aug' zu Aug' und ist unsichtbar in das Meer geschmiedet.
Entflohen schienen alle Wälder, alle Bäume in dem Land, nur schwarze Felsen, wie die Stücke einer alten Nacht, die lagen weit zerstreut.
In Wüsten des Granites lag ein hölzern Haus, und eines Wikingstammes letzte Fürsten waren die Menschen dort.

Ein Alter und sein Sohn. Von jungen Helden einer war der Sohn, der gern zum Heiligtume in die Inseln zog
Und mit den Freunden und den Frauen den Gott der stolzen Einsamkeit verehrte.
Vom Vater und vom Sohn empfangen, trat ich ein. Das Haus lag frei nur in Granit und Himmel, es wohnte eine fremde Sonne in dem Saal,
Und auch die Seele eines toten Liedes ging mit der Sonne durch den hohen Raum.
Die Stille in dem Saal versammelte noch andere Wesen, als die Menschen sind,
Auch schien ein stetes stummes Fest dadrinnen fern aller Zeit.
Es war ein stolzes Mahl, das man im Hause aß, auf Eisen und Granit wuchs hart das Korn,
Das malmte in der Mühle nur der Sturm, die Mägde buken es in einem alten Feuer,
Das Feuer wurde nie im Herd gelöscht, sein Leben war den großen Nächten heilig.

An einem Morgen breiteten die Mägde viel frische Leinwand in den gelben Schnee,
Sie saßen dann in kahlen Apfellauben und sangen, daß die Sonne warm erscheine.
Geruch zog süß ins Haus wie Sommerhonig. „Nun kommt der Balder", lobten froh die Mägde,

Und in der Nacht ertönte tief das Meer, und eine fremde Frau in Kindesnöten, die ächzte auf den öden Steinen draußen.
Sie sagen, niemand darf das Haus verlassen, am Morgen steht die Frau an jeder warmen Tür
Und zeigt den jungen Balder allen Augen.
Mit Balder kommt die Liebe groß und vornehm auch zu dem letzten ärmsten Stein des Landes.
Die Heide blühet rot, und tägliches Erröten steht blutjung in den toten Klippen. Die Dirnen träumen in den weißen Betten,
Daß Balder hochgewachsen in die Kammer komme, die Dielen duften süß vom Holz der Rosen.
Neun Blumen locken ihn, am Abendweg gepflückt, doch darf der Jungfrau Mund nicht lachen und nicht plaudern,
Auf daß die Kammer sich zum Garten wandle, darin sie Göttin werde der fremden Nacht.

Gar festlich tanzet Laub an allen Birken, und Balder steht im Gras und küßt den Baum, den er vor allen andern Bäumen liebt.
Auch gibt er schöne Namen allen Blumen, doch es erfährt die schönen Namen nur, der bei den vielen schönen Blumen schläft.

Des Hauses Sohn entdeckte mir auf mancher Klippe die Tafeln, die verborgen leben
Und nur geheimnisvoll nach jedem Regen mit jeder neuen Sonne dort erscheinen.
Ein reiner Stift aus ungemischtem Silber grub einst in dunkle Platten Schiff und Schilde.
Die Sonne liebt die stillen Heldenmale, die Sonne kann die Helden nie vergessen, denen sie einst Geleit und Ruhm gegeben.
Auch stehen ernst im Kreise Steine aufgerichtet und waren einst Getreue und Berater der Könige,
Die Treue ließ die Männer niemals sterben, sie stehen noch wie damals aufgerichtet im Ratring, stolz und Stein,

Die Männer schauen auf den Dom des Meeres, wo klar, wie nur die Seelen ihrer Könige, die Wellen zu den fernen Inseln wallen . . .

Auch eine böse rote Würgeblume, die wuchert nah den ehrlich grauen Steinen, sie liegt wie Lokes Kralle am Gestein,
Die Frauen, stolz der Leibesfrucht, sie fürchten sehr den Blick der starken Blume.

Hastig, wie er sich selbst gebar, so hastig stirbt er auch, der reiche Balder.
Darum wagt sich die Sonne kaum zu trennen, es wird nie eine Nacht auf jener Frühlingserde,
Es wagen auch die Veilchen kaum zu duften, denn Salz fällt schon in Knospen, die noch schlafen.

Doch immer liegt die Stille aufgeschlagen wie unerschüttert ein gewaltig Runenbuch,
Beim Anfang aber und beim Ende steht die Schöpfungsrune: der Kuß von unergründlich roten Lippen.
Doch glaube mir, du stirbst in jenem fremden Lande, denn dich verschlingt die große Stille dort,
Und jene Stille wird es auch, die dich mit mächtigen Augen wiederum gebiert.
Dann aber bist du Bruder jener Erde, Geschwister sind dir Wolken und die Berge,
Sie sind dir Sänger auch und schöne sanfte Frauen; die Stille in den Klippen schafft dich sehend.

Tief sehend fand ich einen Mann, weit hinter allen Inselbergen, auf letzter Klippe in dem Kattegat.
Sein hölzern Haus steht wie ein Stein erstarrt, es hat nie Gras und keinen Baum gesehn.
Das Meer geht wie ein großes Tier ums Haus, und stetig zittern alle Dielen und die Wände,
In jeder Kammer ticken laute Uhren, und jede Uhr schlägt eine andere Stunde, es gehen alle Zeiten durch das Haus,
Mir war bei Tag und Nacht, als ob man hinter den Wänden Särge schließt und eilig hämmert.

Durch seine Zimmer geht der alte Mann, sein Aug'
scheint stark im starken Licht des Meeres,
Mit Liebe sieht er und mit Herrscherernst über den
großen Ring des weiten Wassers.
Er sieht dort Länder, die er selbst bevölkert, und
lebt bei Menschen, die er selbst erschafft.
Von ihrem Schicksal spricht er laut mit sich und läßt
die Menschen sterben, wenn sie sehr gealtert.
Doch kommen mit dem Herbst die fürchterlichen Nächte,
wo hilferufend Meer und Steine schreien,
Und liegen draußen im verstörten Morgen sehr weiße
Leichen an dem Fuß der Steine und strecken tote
Arme aus der Flut,
Dann sitzt der Alte in dem Tang und weint, wie
nur die Kinder weinen ohne Atem.

Noch eine Klippe ist der letzte Stein im Meer, es
wohnen keine Menschen da, nur Möwen nisten.
Ich hörte dort die Möwenmütter, die von den Eiern
aufgeflohen wie Geister in den Lüften klagen.
Am hohen Mittag lag ich auf den Steinen, die waren
warm wie junge Menschenkörper,
In blauen Stufen stieg das Meer zur Sonne, und
draußen schlugen sich in Brunst die Schwäne,
Des Meeres wunderliche Sterne hingen verirrt und
bleichten an den Steinen,
Die Wellen trugen roten Tang herbei, und rote Kränze
fielen auf die Insel.
Sie sagen es, auf diesem letzten Stein wird einst der
letzte Mensch geboren,
Und seine Seele steht im tiefen Himmel, und seine
Seele liegt im tiefen Meer,
Und festlich gehen Wolken und die Sonnen und alle
Wellen in ihm auf und nieder.
Ich hatte mich auf einem öden Stein geglaubt und
wurde es gewahr, es lebt noch um den letzten Stein
ein Fest.

Neunter Gesang

Die Nebel eines fremden Schlafes stehen
Mit jedem Morgen dichter vor der Tür.
Wir sind im sachten Monat des September.

Die Blätter lebten nie so groß und lautlos.
Ein jedes Blatt steht um die ganze Erde,
Und diese Erde liegt im Himmel still.

Es lockt mein Herz, von einer Liebessage zu erzählen,
Die mir in Träumen kam und bei mir blieb:

Vom edlen Steinportale einer Kirche wölbte
Der Wind den roten Teppich,
Der rollte seinen Purpur auf die leere Straße.

Unter dem bloßen Bogen stand zum erstenmal
Die Frau, die vorbestimmt
Und nun zum ewigen Leben zu mir kam.

Sie schien vor jener dunklen Schwelle
Wie eine hohe junge Flamme
Und sah zur Welt wie eine Wandlerin,
Die auf den blauen Dächern schreitet ohne Erde.

Dann wieder kam die ferne Frau zu einem Abendfest
In meinen Saal, es lag auf ihrem adeligen Haar
Aus altem Königsgold und schwergegossen eine Krone.

Es staunte niemand, als vor ihrer Krone
Die Kerzen auf den Silberarmen
Und alle Lampen auf den Schalen löschten.

Viel toter Schnee ging draußen um die Erde,
Und alle Menschen drängten in den Saal.

Der Schnee schien durch die Fenster auf die Menge,
Er macht die Gesichter fern.
Ich konnte keinen Freund um mich erkennen.

Doch blieb im Saal mit warmem Haupt
Die goldne Frau, sie schritt mit schwerem
Krug von Mund zu Mund.

Sie war wie eine königliche Magd,
Und unerschöpflich
Schien der schwere Krug.

Bald drang Musik aus den erwachten Mauern,
Es lagen Teppiche im Ahorngarten und
Teppiche auf den Altanen.

An meiner Hand erschien die schöne Frau
Und frisch geschmückt von einem Regen leiser Perlen,
Der Perlen, die in Meeren tief geboren und blind.

Wir traten sacht in meines Himmels großen Wagen,
Sie goß auf weiche Kissen noch ihr weiches Haar.

Und Lippe süß auf Lippe, fuhren wir die heilige Straße.
Die Pferde schlugen sich durch lauter Sterne.
Wir sagten uns ins Ohr den Wunsch der Erde.
Sehr lautlos wie auf Milch eilte der Wagen.

Am Morgen, da ich wunschlos ganz erwachte,
Hielt ich die Frau warm wie mein Herz bei mir.
Sie sitzt nun täglich still an meinem Herd.
Ihr dient die mächtige Gestalt des Feuers.

Bänkelsang
vom
Balzer auf der Balz

I

Vielleicht, weil's heute draußen schneit,
Fühl' ich mich so elegisch weit.
Der Winter ist's, der Seelen weckt
Und nicht allein den Dreck bezweckt.
Im Sommer war man draußen heiter,
Und davon ward der Körper breiter,
Man saß im Garten bei dem Bier
Und legte von sich alle vier;
Im Winter aber schön bescheiden
Hält man sich zu den Eingeweiden;
Die Seele, die im Leib verschlossen,
Wird jetzt so seelenvoll genossen.
Doch Menschen, die von heute sind,
Kennen die Seele nur als Kind.
Wir sind ein seelenlos Geschlecht,
Und keine Gottheit macht's uns recht;
Doch immer hab' ich's so gefunden:
Der Mensch hat seine schwachen Stunden,
Sie lassen keinen ungeschoren,
Sie sind uns einfach angeboren.
Die Seele läßt sich nicht verneinen,
Und kommt sie, will sie bei dir weinen.
Doch uns Modernen heutzutage
Uns ist die Seel die größte Plage,
Wir haben für die schwächsten Stunden
Als Wehr den Übermensch erfunden.
Wir sprechen, wenn wir seelisch sind,
Gar sehr bedeutend in den Wind
Und fragen nicht, warum und wo,
Denn es gehört sich einmal so.
Und anders wär es gar zu schwer,
Weil es ja dann nicht seelisch wär;
Meist ist der Schluß vom Seelischsein,
Man legt sich ab und fühlt sich rein.

Und da ich heute mal so bin,
Sagt meine Seele: „Gehe hin,
Bekenne, wie es dir gegangen;
Ein großer Dieb wird nicht gehangen,
Es hört dich nur dein Schreibpapier,
Stuhl, Feder und die Tinte hier;
Und willst du dir nicht alles schreiben,
So kann ja manches unterbleiben.
Du deutest es nur an von ferne,
Geheimes denkt sich jeder gerne;
Von allen die dich lesen werden,
Macht's jeder, wie er muß, auf Erden."
Ich sprach zu meiner hohen Seele,
Daß sie mir ganz die Ruhe stehle,
Sie möchte mir das Schreiben lassen;
Doch mit der Seel war nicht zu spaßen,
Die hohe Seele sprach nur wieder:
„Schweig, Balthasar, und setz dich nieder!"
Ich, Kaspar Melchior Balthasar,
Setzte mich hin und schrieb, wie's war.
Mein Schreiben stündlich mich erfreut,
Wenn man erwartet, daß mich's reut.

*

Fühlst du dich zwanzig Jahre bald,
So freut dich dein Mannsgestalt.

Die Zeit, wo man in Blüte steht,
Sie macht, daß man behext umgeht,

Man will den Augen gar nicht trauen,
Endeckt man all die schönen Frauen.

Ach, ihre Blicke sind wie Bäder,
Und neugebadet macht dich jeder.

Erschüttert fühlt man sich von allen,
Und jeder möchte man gefallen.

Die zarten Busen die sie heben,
Ahnt man als Grundsteine vom Leben.

Sechs Sonntage bekommt die Woch'
Und einen blauen Montag noch.

Denn stündlich schwärmt der Kopf dir voll,
Wie's mit den Frauen werden soll.

Man geht im Dunkeln gern ums Haus,
Und sieht auch nachts noch glühend aus.

Trifft man die Königin nicht gleich,
Scheint doch die Nacht ein Königreich.

Die Nacht, in der man sonst geschlafen,
Sie scheint zu Besserem geschaffen:

Entdeckt man sich ganz nackt geboren,
Erschrocken rot bis an die Ohren.

*

Ich, Balzer, hatte zwanzig Jahr,
Da sprach mein Vater: „Balthasar,

Heute ist grad ein Regentag,
Weshalb ich mit dir reden mag.

Man bleibt dann gern einmal im Zimmer;
Wenn's schön ist, tut man das nicht immer.

Du bist jetzt zwanzig Jahre eben,
Und einmal wird man's nur im Leben,

Die Mutter ist dir längst gestorben,
O Balzer, bleib mir unverdorben.

Vor Weibern hüte dich und Wein
Und laß mir auch die Karten sein!

Ich will nicht sagen, man kann eben
Auch ohne diese Dinge leben,

Nur hüte dich, mein lieber Sohn,
Und nimm dir nicht zu viel davon!

Doch immer sollst du furchtlos bleiben;
Natürlich ist's, sich zu beweiben,

Weil, was der Mensch niemals probiert,
Sich ewig vor ihm selbst geniert."

Der Vater gab mir einen Kuß:
„Und nicht nur deshalb, weil man muß,

Mein Sohn, nimm warm das Leben hin."
Und abends fuhr ich nach Berlin.

*

„Ein Übermensch bist du, ei was!
Ach, sage mir, wie macht man das?" —

„Mein Lieber, das ist gar nicht schwer,
Man ist einfach nicht menschlich mehr.

Bist du von dir steif überzeugt,
Es jeden andern auch so deucht.

Nie danke, wenn man dir was gibt,
Nimm einfach, weil es dir beliebt;

Denn Dank ist eine Knechtaktion.
Du nimmst, und das sei andern Lohn.

Und Achtung sollst du niemals suchen,
Die ganze Menschheit sei dir Kuchen.

Geld kennt man nicht, weil's zu viel gibt,
Und weil es jeder weiterschiebt.

Mit Schulden sollst du alles zahlen,
Das wird dir auch viel leichter fallen.

Man spreche immer nur von sich,
Und alle denken dann an dich,

Denn du allein sollst weiterleben,
Weil das dem Übermensch gegeben." —

„Gar manches hätt' ich einzuwenden,
Sind Übermenschen nicht zu pfänden?" —

„Nicht leicht, da sie nicht alles haben,
Denn Glanz, den lieben nur die Raben."

„Wie ist's mit Lieben, Rauchen, Trinken?" —
„Das sollst du, bis die Knochen stinken."

„Dies letztre scheint mir, taugt etwas,
Ich werde Übermensch zum Spaß."

Man sieht, die Großstadt macht geweckt,
Ich hatte einen Freund entdeckt,

Den Übermenschen Balduin
Tom Cäsar Christian P. T. Stien.

Gar gern erzählte er von Dingen,
Die zwischen Erd' und Himmel hingen.

Und Übermensch war er von Herzen,
Ich wurd' es auch, doch mehr mit Schmerzen.

Auch Übermenschen fällt beim Wein
Des Lebens hohe Seite ein,

Vom Weibe spricht man viel Gespräche,
Und höher wächst des Weines Zeche.

P. T. meinte, ich sei verloren
Und nicht als Übermensch geboren,

Wenn ich vom Weibe Höh'res wollte,
Als wie sie sein und bleiben sollte.

„Hohes bei Frauen gibt es nicht,
Als daß sie mal Französisch spricht,

Nimm nicht der Frau die Proportion,
Die Frau wirkt leer im höhern Ton.

Heut tut sich jede gleich beschweren,
Soll sie im Jahr einmal gebären,

Sie wirft sich kalt auf das Gehirn,
Statt Busen hat sie nur noch Stirn,

Zu laut wird sie für heut geboren
Und ist oft ein Geschrei den Ohren.

P. T. verhalf mir auf die Sohlen,
Versäumtes schleunigst nachzuholen,

Als ich ihm nämlich eingestand,
Das Weib sei mir noch unbekannt.

„Das Weib," sagt' er, „man bring' es her!
Wünschest du eins oder gleich mehr?

Ach," fügt er zu, „du bist noch schüchtern,
Dann macht dich wohl schon eine nüchtern.

Ja, wenn du willst, so hol' ich sie,
Sie steht gleich unten vis-à-vis."

Und damit eilt' er fort, der Gute.
Ich wartete auf meiner Bude.

Ach, dachte ich, wie soll das werden,
Dein Freund macht sich zu viel Beschwerden,

Doch Übermenschen sind wir beide,
Und deshalb macht es ihm wohl Freude.

Es war ein Übersommerabend,
Und nicht einmal die Spree war labend.

Ich dacht' an Vater und an Schwester
Und an die lieben Heimatnester.

Mein Herz hatte Kürbisgewicht
Und seufzte: Ach Gott, käm' sie nicht!

Ich löschte Lamp' und Kerzen aus
Und tat, als wär' ich nie zu Haus.

Vielleicht bleibt sie mir dann vom Hals,
Und alles andre ebenfalls.

Ich schwur: Ich laß sie nicht herein,
Dies Zimmer ist doch, denk' ich, mein.

Am liebsten wollt' ich mich verstecken,
Tauchte den Kopf ins Wasserbecken,

Doch mußt' ich bald wieder heraus,
Ich fühlte mich nicht ganz zu Haus.

Nichts hilft, dacht' ich, ich sage: Ja.
Da stand sie in persona da,

Das Weib! O, das war viel, mein Gott!
Mir war's die erste Nacht in Not.

Hatt' ich zwei Brüste je gefühlt?
Nie wußte ich, daß Hitze kühlt,

Mein Herz war eine Kanonade
Und schlug durch alle Breitegrade.

Wo war ich denn so lang gewesen?
Und warum lernte man denn Lesen?

Wenn's Leben doch, als Weib genommen,
In allen Lagen süß vollkommen.

Und Küsse sind ja reich erfunden,
Steigend wie an der Uhr die Stunden.

Ich fühlte, daß die Liebesnacht
Noch vor dem Schöpfungstag gemacht.

Sie ist es, die auf dieser Welt
Erde und Mensch zusammenhält.

Warum erfährt man das so spät,
Was nächtlich köstlich vor sich geht?

Wie kann es Krieg und Schauder geben,
Da doch die schönsten Frauen leben?

Was braucht ein Volk noch Religionen,
Wenn Mann und Weib im Himmel wohnen?

Nie schien mir eine Nacht so klar,
Jetzt wußt' ich doch, weshalb ich war.

Als Knab' war stets mein Bettgebet:
Gott gib, daß ich nicht sterben tät,

Eh nicht mein Blut einmal erfuhr
Des Weibes Liebe in Natur.

Ich kann nicht gleich davon aufhören,
Ich muß noch etwas weiterschwören.

So heiß mir nie ein Mantel war,
Wie in der Nacht des Weibes Haar,

Und Küsse lehrte sie mich viel,
Pointen bei dem Liebesspiel.

Gelehriger kein Schüler war
Als in der Nacht der Balthasar.

Am Morgen wußt' ich gar nicht mehr,
Ob ich in meiner Haut noch wär.

Ich sagte mir: wie ich es seh,
Liegt ja Berlin noch an der Spree.

Zum Spiegel trat ich dann schnell hin,
Weil ich so gerne eitel bin,

Und sagte: „Ei, da sieh mal an,
Da drin steht Balthasar, der Mann.

Ich hoffe, daß wir Freunde bleiben,
Männlich sind wir, nicht zu beschreiben.

Rechne dem Vater hoch es an,
Daß er mich auf die Welt getan,

Und auch der Mutter in dem Grab
Send' ich mehr als den Dank hinab."

Und als mich dann Berlin begrüßte,
Kränkt's mich, daß es nicht jeder wüßte.

Die Menschen ich ganz anders sah,
Man wußte jetzt, was nachts geschah.

Ich fand, man macht zu wenig draus,
Die Menschheit sah undankbar aus.

Ich sah die Sonne kräftig an,
Und fühlte mich als Übermann.

*

Doch eh dies Buch begonnen hat,
Dort hat noch ein Kapitel statt.

Bevor den Übermensch ich fand,
Zog ich zuerst verschämt aufs Land,

Lebte als Jüngling herzlos sehr,
Und dieses war besonders schwer.

Die Welt erschien mir noch als Fluch,
Ich floh gar gern in jedes Buch,

Klappte nach mir den Deckel zu,
Nur zwischen Zeilen fand ich Ruh.

Neben dem Druck liebte ich Land,
Viel Landschaft, wo kein Mensch dort stand.

Was von der Menschheit da noch war,
Das Weib, schien im Gehirn nicht klar,

Konnte die holde Läg' nicht lieben,
Mit der die Frauen leben blieben,

Hatte das Weib nicht in der Nas',
War duftlos noch ein Jünglingshas'.

Ich suchte, was fast überall
Stand fortgerückt im Sennerstall.

Und machten brave Kühe: Muh,
Fragte ich sie: „Ach, Kuh, wozu?"

Ich sah's der Welt nicht lachend an,
Daß sie auch „Muh" mal machen kann.

Ich wollte Wildnis, ging nach Schweden,
Hielt dort im Urwald an mich Reden,

Saß bei einem ganz alten Mann,
Der seinen Flachs sich selber spann.

Hier sah nicht Weisheit naseweis aus,
Denn keine Frau sprach in dem Haus.

Hörte nur diebisch Elstern lachen,
Die wenig Kopfzerbrechen machen.

Ich lebte wie in einer Wolk',
War Redner und auch zugleich Volk.

Das Haus just vor dem Urwald stand,
Wo Liebe ich bei Bäumen fand.

Ich liebte sehr die schmale Birke,
Findend, daß sie als Jungfrau wirke;

In ihren Hüften war sie fein.
Ich zapfte ihren Birkenwein,

Hörte die Blätter buhlend summen
Und lebte stumm mit all dem Stummen.

Blumen standen sinnlich um mich,
Und nur ganz sinnlos lebte ich,

Hörte das Elchtier brünstig schreien,
Fühlte so glücklich mich im Freien,

Sah nachts im Tau die Dächsin äsen
Und dünkte mich ein beff'res Wesen.

Stieg dann der Mond gesund herauf,
Sah ich ganz ungesund hinauf.

Zu sterben schien mir ein Genuß,
Das Leben war nur Todeskuß.

Denn nichts siehst du, wie's freundlich ist,
Wenn du dem Weibe feind noch bist.

Mein weißes Bett war kalte Gruft,
Und ringsdarum nur Zimmerluft.

Im Schwedenhaus waren alt alle,
Vom Vater bis zum Gänsestalle.

Die Gans war fünfunddreißig Jahr,
Das Pferd auch ganz verbogen war,

Katzen am Dach zum Himmel schlichen,
Wie Mumien alt und angestrichen,

Die alte große Riegeltür
Erschlug vor Schwäch' den Menschen schier.

Erhängt ging um im Dachgebälk
Ein Geist, wie alte Wäsche welk,

Auf Schnecken schlich der Tag vorbei
Und war erst schön, ging er entzwei.

Vor Stille von den Hanfen Tagen
Konnte das Haus nur „Pst" noch sagen.

Elastisch war nicht mal ein Floh,
Denn altes Blut macht niemand froh,

Ich ging allein zu jung umher,
Wünschend, wenn ich doch grau erst wär'.

Vorwurfsvoll ist es, das was älter,
Und edel darum, weil's gequälter.

Ich neidete dem Pferd, dem alten,
Daß rippig es mit Hängefalten.

Das Alter schien mir wie ein Segen,
Es sagt zu allem: meinetwegen, —

Spricht stets mit sich zum Zeitvertreib
Und kennt's und hält sich fern vom Weib.

Denn ach, das Weib, das war der Knoten,
Empfohlen war es und verboten.

Kam man ihm nämlich mal zu nah,
War Sünd' oder Verlobung da.

So tat ich mich an Bäume halten
Und Hände heiß um Birken falten,

Weil uns die Angst oft tröstend sagt,
Man stirbt nicht dran, was man nicht wagt.

Doch wüßt' ich einmal nur von fern,
Wie tut's, hat man die Frau mal gern.

Die Frau der Kontrapunkt dir ist,
Und schlimm geht's dem, der das vergißt.

Klag' nicht, daß Leben kläglich sei,
Ohn' Weib gibt's keine Melodei.

Wenn Eul' und Kauz verliebt nachts schrie,
Trieb ich statt Lieb' Philosophie,

Welt ohne Will', nur Vorstellung,
Gab meinen armen Mächten Schwung.

Stark war beim Kopf mein Haarwuchs nur,
Wolle und Geist brauchten Schafschur.

Die Schur kam plötzlich unerwartet,
Eh ich im Zölibat erhartet.

Beim Baden kam ein Todeskampf
In der Gestalt vom Wadenkrampf.

Das Wasser ließ mich sanft versinken,
Dem Tod war nicht mehr abzuwinken.

So schön real war just der Tag,
Wo man kein Bodenloses mag.

Primelein gelb wie Narrenschellen
Steckten kokett bei Uferwellen,

Der Amsel Musikantenlachen
Belachte alle Frühlingsachen.

Wie Essig schmeckte heut der Tod,
Sonst schien er mir ein Butterbrot.

Ich dacht': Ach, ließ er sich vertreiben!
Hast du vielleicht noch Briefzuschreiben?

Vielleicht, daß sich die Wade streckt,
Wenn sie Notwendigkeit entdeckt.

Auf einmal war es mir süß klar,
Höchste Notwendigkeit da war:

Das Weib, die mir sonst Kleinigkeit,
War allerhöchst' Notwendigkeit.

Ich kenn' vom Weib noch keine Spur,
Drum, Wade, laß mich leben nur;

So schön ist's heut, hab doch Erbarmen,
Will keine Birke mehr umarmen.

Mann, lieb' das Weib, so wie es ist,
Daß du vom Krampf erlöset bist.

Selbst Wadenkrampf tut dann vergehn,
Tust du schon unter Wasser stehn;

Denn aufgetaucht bin ich still wieder,
Widmend dem Weibe meine Glieder.

Wahrlich, es wär' mein Tod gewesen,
Hätt' ich nicht mal vom Weib gelesen.

Und daß sie Leben viel verleiht,
Davon bin ich die Wirklichkeit.

*

Ein Übermensch schläft sich gern aus:
Den andern ist er doch voraus.

So lag ich oft noch mittags da
Und wartete, was heut geschah.

Nur Nächte hatte ich genossen,
Doch von der Liebe, jener großen,

Die auch am Tage bleiben soll,
Davon wußt' ich noch keinen Zoll,

Denn keiner von den schönen Frauen
Wollte ich noch fürs Leben trauen.

Die einen, ach, die sprachen tief,
Bis jeder Fleischeswunsch entschlief,

Sie ließen sich gern Schwestern nennen,
Um sich nicht ganz vom Mann zu trennen.

Die andern, ach, das sind die Braven,
Die lieben gern nach Paragraphen;

Sie sind's, die mehr als nützlich sind
Und lieben statt dem Mann das Kind.

Die Dritten trugen hoch den Busen
Und liebten durchsichtig die Blusen,

Die sind zum Herzklopfen gemacht,
Doch küssen sie gern unbedacht.

An jeder hat mich was gequält,
Ach, wenn doch einer für mich wählt!

Weil dieses dann für mich geschah,
Deshalb ist dies Kapitel da.

Sie war ein Mädchen stolz und rar,
Hochmütig war an ihr das Haar,

Das war aus Gold wie ein Dukat,
Rein vierundzwanzig im Karat.

Ihr Auge flog ganz leicht ins Grün,
Wie Eidechsen, die stets entfliehn.

Und eilte man den Augen nach,
War's wie am Pol ein halb Jahr Tag.

Hell wie der Demant Koh-i-noor
Kam mir des Mädchens Seele vor.

Ich habe sie nur angeschaut,
Da war sie mir wie angetraut.

Ich sterbe, dacht' ich, Stück um Stück,
Gibt sie mir nicht den Blick zurück,

Doch sollte ich noch lange warten,
Denn man befand sich auf Irrfahrten.

Hatt' sie gesehn und ging wie immer
Nach Haus, da saß sie schon im Zimmer,

Ihr Antlitz war in der Tapete,
Als wenn ich es bestellt mir hätte,

Im Goldfischglas am Blumentisch
Schwamm sie ganz klein als flinker Fisch,

Und nirgends war es mehr geheuer;
Im Ofen tanzte sie im Feuer,

Sie sank als Schnee an meine Scheiben,
Ich konnt' nicht lesen mehr, nicht schreiben,

Statt Buchstaben sah ich nur Haar,
Weil sie von A bis Z da war.

Sie war mein Schatten, saß im Mond,
War überall, wo sich's nur lohnt.

Dieses Zusammensein allein
Ging tief auf meine Nerven ein,

Und ich verlor den Appetit,
Mein Magen wollte nicht mehr mit,

Ich gab mein Fett in Tonnen her,
Und nur mein Herz blieb zentnerschwer.

Filzschuhe hat das Schicksal an,
Weil man es gar nicht hören kann.

Teilt es die Schicksalsschläge aus,
Trifft es uns darum stets zu Haus.

Ich sah die Dame meiner Wahl
Öfters in einem Lesesaal,

Wo man für zwanzig Pfennig saß
Und vieles mit den Augen las.

Sie übersprang der Bücher Lauf
Und schnitt mehr gern die Seiten auf.

Dazwischen sprachen wir ein Wort,
Und jeder sah dann schleunigst fort.

Doch finden sich noch andre ein,
So ist man nicht mehr so allein.

Unter den andern ist P. T.,
Den ich dabei nicht gerne seh,

Zu dreien ist die Liebe schwer,
Und einer geht dann nebenher.

An einem Winternachmittag,
Als Schnee auf allen Dächern lag,

Wie Schnee war's mir gar hell im Sinn:
Vor mir da stund Frau Königin.

Frau Königin hieß jene Dame,
Und besser paßte ihr kein Name.

Ich traf sie just vor meiner Tür.
Sie sagte just, sie wollt' zu mir.

Mir fiel vom Scheitel fast der Hut,
So heiß schoß mir ins Haar das Blut.

Sie sagte mir ernst und bescheiden:
„Ich weiß, Sie können P. T. leiden,

Er will sich heut mit mir verloben,
Ich hab's auf morgen aufgeschoben.

Möcht' fragen, halten Sie's für gut,
Da man so kurz sich kennen tut?"

Der Schicksalschlag war eingetroffen,
Inwendig stand der Mund mir offen.

Der Himmel schien mir aufgerissen,
Mein schönstes Ich hinausgeschmissen.

Warum trägt man gestärkte Kragen?
Man kann drin keine Wahrheit sagen.

Galoschen, die zu weit am Schuh,
Auch sie rauben die Wahrheitsruh.

Kurz, man versteckt sich in Betrug,
Denn Emballagen gibt's genug.

Mein Hals, der wollte laut aufschrein,
Der Stehkragen, der sagte: nein.

Ich wollt' zum End' der Welt hingehn,
Doch die Galoschen blieben stehn.

Ich wollte rufen: nimm doch mich!
Doch tief verpackt lag still mein Ich.

Und da Entsagung edel klingt,
Wenn einst davon die Nachwelt singt,

Lobt' ich den Freund, ganz wie ich sollte,
Und wie er's ja auch haben wollte,

Zeigt ihn in glänzender Parade,
Nannte ihn meine Bundeslade.

Ein Elefant ward aus der Laus.
Königin sah erstaunter aus.

So gern hätt' ich getobt, verneint
Und Balthasaren tief beweint,

Doch öfters spiel' ich jene Rollen,
Die keine andern spielen wollen,

Denn ich war niemals Götterknecht:
Was ich nicht soll, tu ich erst recht.

Ich sprach dann noch: „Frau Königin,
Gehn Sie noch heut zu P. T. hin,

Und da sich noch kein andrer fand,
Reichen Sie dreist ihm Ihre Hand.

Verloben ist meist ein Riskieren,
Es wird nicht besser vom Genieren.

Sie sollen sich noch heut verloben, —
Verzeihung, ich vergaß was oben.“

Leis hieß ich sie so weitergehen,
Denn meine Seele hatte Wehen,

Und ich stieg schwer zu meinem Zimmer,
Die Möbel zeigten Tränenschimmer.

Wenn sich etwas ins Aug' verirrt,
Sieht man die Gegend irisiert.

Ich putze öfters meine Nase;
Kalt war sie wie 'ne Totenvase.

Auch du ein Brutus, dacht' ich, Beste!
Hell sprang etwas auf meine Weste.

Ach Leid, du bist oft menschengroß,
Doch kleine Tränen weinst du bloß,

Und sieht man deinen kleinen zu,
So wird man Null und bekommt Ruh'.

*

Und Montags bin ich aufgewacht,
Mein Zimmer hat ganz laut gelacht.

Sah, daß ich schwarz im Gehrock steckte,
Als wär's ein Sarg, mich darin streckte,

Im Knopfloch einen Stiel der Rose,
Und Schaumweinflecken auf der Hose.

Verlobung war gefeiert worden,
Deshalb am Leib die Schaumweinorden.

Als P. T.s bester Kamerad
Mußte ich kommen ohne Gnad',

Die Braut sagte in aller Huld,
Ich sei an der Verlobung schuld.

O Kaspar Melchior Balthasar,
Und überlebst du tausend Jahr,

Den Stuhl, den wirst du nie vergessen,
Auf dem du heute festgegessen!

Wie hast du seine Bein' gedrückt,
Wenn dich die Träne tief gezwickt.

Doch lächelnd hast du dich gehalten,
Du machtest nur Serviettenfalten.

Und jetzt ersah ich meine Finger:
Wer waren diese schwarzen Dinger,

Wie schwarze Würstlein anzusehn?
Schon wieder war etwas geschehn:

Ein Aschenregen in den Zimmern,
Ein Taschentuch verkohlt, in Trümmern.

Und alles um mich sprach es klar,
In diesen Zimmern Feuer war.

Denn gleich nach dem Verlobungsessen,
Wo ich im Folterstuhl gesessen,

Bin ich bei Nacht nach Haus gerannt
Und hab' mein Zimmer angebrannt.

Denn diese Ruh', die ich erzwungen,
Sie hat zum Schluß darauf gedrungen,

Es mußte irgendwas geschehn,
Blut mußt' ich oder Feuer sehn.

Man kann nicht immer Wasser flennen,
Manch Schmerz will durch den Schornstein rennen.

Warf mich im Sofa in die Kissen
Und hab' mit Zähnen sie zerrissen,

Hielt meine Finger in das Licht:
Sie wurden schwarz, ich spürt' es nicht;

Ließ Taschentuch, Manschetten braten,
Weil Flammen wohl den Augen taten;

Fiel auf dem Fleck in tiefen Schlaf,
Wo mich ein neues Elend traf.

Wohl schlug ich mir Frau Königin
Am hellen Tag aus meinem Sinn,

Doch nachts im süßen Schlafgefilde
Schlich sie sich ein als Traumgebilde.

Diesmal kam sie als kleine Katz'
Und nahm mir meinen Sofaplatz,

Ich kraute und liebkoste sie,
Indes sie Zetermordio schrie,

Doch ich verstand nicht ihr Geschrei;
Da hört' ich Stimmen nebenbei,

Die sagten: „Kätzchen ist ja krank!"
Ich ging zu einem Wäscheschrank,

Legt' Handtücher um meine Katz',
Doch sie entschlüpft mit einem Satz,

38*

Sie wendet ihr Gesicht mir hin:
Der Kopf war's der Frau Königin.

Ein Menschenkopf am Katzenleib,
Und dieses war mein Lieblingsweib!

Draußen mit hochgehobenen Schweifen
Sah Kater ich ums Fenster streifen;

Schmerzlich tat sich das Kätzchen recken
Und tot die viere von sich strecken.

Da ward mein Herz ein kahler Fleck,
Die ganze Welt lag mir im Dreck,

Im dunkeln Hof auf Pflastersteinen
Saß ich und mußte bitter weinen.

Ich wachte auf, erkenn' den Traum;
Auch dieses tröstete mich kaum.

Ich mußte es mir eingestehn:
Unheimliches wird noch geschehn.

Jetzt, Balzer, schnür' den Kofferriemen,
Sonst mußt du hier noch weitermimen.

Man soll sich nicht ans Unglück binden,
Du mußt dich schnell ins Reisen finden.

*

Mir tat ein bißchen Wasser not,
Darum nahm ich ein Ruderboot.

Das Reisen hab' ich sehr geliebt,
Weil man sich weiter fortbegibt.

Die Nähe wird uns oft zu nah,
Für den Fall ist die Ferne da.

Ein jeder sagt: das Meer ist groß,
Doch keiner sagt: drauf ist nichts los.

Denn denk' ich an die nasse Brut
Der Fische mit dem kalten Blut,

Der Erde größte Egoisten,
Die liebeleer ihr Dasein fristen:

Das Weib legt schuldigst Ei an Ei,
Das Männchen schwimmt daran vorbei,

Getrennt lieben die zwei Geschlechter, —
Ich bin und bleib' ein Meerverächter.

Trotzdem ward ich jetzt Wassermann,
Kaute Tabak und spuckte dann.

Ich ruderte und lenkte sehr,
Als ob ich die Vorsehung wär',

Sechs Wochen ruderte ich froh,
Und manchmal tat ich auch nur so.

Nachts schlief ich still am Küstenland,
Wozu sich stets ein Leuchtturm fand.

Steiniger ward der Küstenrahmen,
Je mehr die Ruder nordwärts kamen.

Vom Meer geschliffen runde Steine,
Wie Totenschädel, groß und kleine,

Die lagen von der Eiszeit her,
Als wenn das Land ein Kirchhof wär'.

Ein Seehündlein war mein Begleiter,
Es schwamm acht Tage mit mir weiter;

Wie Marionetten an den Drähten
Hingen die Möwen, bellten, krähten.

Vom leeren Himmel auf mich nieder
Windteufel sangen Orgellieder.

Das Wasser tanzte in Gestalten,
Meergreise, die den Mund nicht halten,

Die spuckten, anstatt daß sie sprachen,
Und tausend unheimliche Sachen

Liefen den ganzen Tag mir nach,
Drum sehnte ich mich unter Dach.

Auf Pfählen standen in den Klippen
Hölzerne Dörflein gleich Gerippen,

Ein Leichenkasten jedes Haus,
Wurmstichig sah das Ganze aus.

Hier legte ich die Ruder ein
Und klopfte an. Man rief: Herein!

Doch ehe ich noch eingetreten,
Zwei Mädchenaugen mich erspähten;

Sie drückten fast die Scheiben aus,
So staunend sahen sie hinaus.

Beim Himmel, dacht' ich, welch Empfang,
Das Land hat also Lebensklang

Der Vater von dem Mägdelein
Sah wie ein Weihnachtsmann darein,

Rotwangig alt und kernig hart,
Schien jünger als sein weißer Bart.

Er grüßte schweigsam wie ein Fisch,
Und schweigsam wies er auf den Tisch.

Die Mägde kamen, deckten schnell,
Ein Tischtuch macht das Zimmer hell.

Ehrfurchtsvoll schwieg man immerfort,
Als wär' der Tisch ein höhrer Ort.

Ich merkte nur, ich war willkommen
Und hab' die Schüsseln angenommen.

Das Mädchen sah ich gar nicht mehr,
Als ob es eingemauert wär'.

Die Mägde flüsterten im Haus,
Geheimnisvoll sah manches aus,

Und einmal, als es Abend war,
Erklärte es sich wunderbar.

Sturm war und draußen laute Nacht,
Manchmal hat dumpf das Meer gekracht.

Im Schaukelstuhl, den er gern brauchte,
Der Vater saß und Stummel rauchte.

Grog dampfte, man sah kaum den Tisch,
Und Grog gibt Sprache auch dem Fisch.

Wir taten oft die Gläser heben
Und sprachen vom Weltende eben.

Der Sturm stieß schwer am Dach ums Haus,
Auf einmal löscht die Lampe aus.

Ich springe auf, der Vater flucht,
Streichhölzer findet nie, wer sucht.

Es mußten Wände offen stehn,
Der Sturm, der tat das Zimmer drehn.

Ein Lärm, als wär' das Haus zersprungen,
Im Dunkel fühl' ich mich umschlungen.

Der Sturm, er hatte Mädchenarme
Und schnelle Lippen, wilde, warme,

Mein Name wurde laut geschrien,
Dann fiel jemand im Zimmer hin.

Wenn so etwas so schnell erscheint,
Glaubt man gar nicht, daß man gemeint

Tat überall nur Küsse spüren,
Licht kam, ich durfte mich nicht rühren.

Zu meinen Füßen, gleich den Leichen,
Lag jenes Mädchen sondergleichen.

Der Vater sprach: „Es ist ein Jammer,
Man bringe sie in ihre Kammer!"

Die Mägde hoben sie sacht auf,
Und trugen sie zu sich hinauf.

Im Zimmer war es schweigsam sehr,
Der Grog, der dampfte auch nicht mehr,

Dem Haus lag etwas auf der Brust,
Da sprach der Vater: „Hab's gewußt,

Zu selten sieht sie einen Mann,
Und gleich verliebt ist sie auch dann."

Die Magd kam: „Ach, sie wacht nicht auf."
Der Vater sprach: „Gehn Sie hinauf,

Mein Herr, erretten Sie mein Kind,
Da Sie doch ihr Geliebter sind."

Gern menschenfreundlich will ich sein.
Doch ach, mein Herz war nicht mehr mein,

Mein Herz, das immer rückwärts lief,
Immer Frau Königin nur rief.

Bin darum schleunigst aufgebrochen,
Bin morgens in die See gestochen,

Der Vater hat es sehr beklagt,
Daß solch ein Mann wie ich versagt.

*

Mein Seehündlein war stets zur Stell',
Und freudig glänzte ihm das Fell,

Es schwamm mir lustig nebenher,
Als wenn es ganz mein Schoßhund wär'.

Man rudert so am hellen Tag,
Bis man am Abend nicht mehr mag.

Da tat es einen Leuchtturm geben
Und bei dem Turm ein Witwenleben.

Sie führte ein beschaulich Sein
Auf einem kleinen Inselstein.

Ein Haus, ein Turm, ein Baum, ein Grab,
Das war der Witwe ganze Hab.

Die Witwe sie war Menschenkenner:
Im Grabe lagen ihr vier Männer.

Ich hielt sie erst für einen Mann,
Die Dame hatte Hosen an,

Teerhosen, und Südwester auf;
Zog mich am Seil zum Fels hinauf.

Dort oben staunte ich noch mehr:
Viel Blumen rannten rot umher.

Plötzlich blieb eine Blume stehn;
Die Blume, sie begann zu krähn.

Sofort sah ich den Zauber ein:
Es waren lauter Hühnerlein,

Hühner wie Steine gelb und grau,
Und sie gehörten jener Frau.

Vor Steinen konnt' man nichts erkennen
Und sah nur rote Kämme rennen.

Die Witwe rief die Magd, den Wächter,
Und man empfing mich mit Gelächter,

Denn ganz verdummt waren die Drei
Vom steinernen Meereinerlei.

Sie saßen auf dem Felsenriff,
Einmal kam jährlich nur ein Schiff

Mit Proviant fürs ganze Jahr,
So daß ich ein Meerwunder war.

Gewöhnlich fischten sie nur Leichen,
Ich hatte alle Lebenszeichen.

Deshalb sie wie die Wilden lachten
Und tausende Grimassen machten.

Zwölf Fische brachte man zum Essen,
Mir schien, als sollt' ich das Meer auffressen,

Fische in allen Lebenslagen,
Ein Fischbassin war bald mein Magen,

Zum Morgen-, Mittag-, Abendtisch,
Immer und nachts im Traum noch Fisch.

Die Dreie gingen um mich her,
Als wenn ich ganz ihr Säugling wär'.

Erfurchtsvoll saß niemand bei Tisch,
Nur ich allein saß und aß Fisch.

Ich war für sie nicht nur ein Mann,
Ich war gleich eine Karawan',

Mein Schuh, mein Hemd, mein Hut, mein Kragen
Wurden Personen sozusagen,

Man sprach mit ihnen wie mit mir:
Man schien sich tausend, nicht nur vier.

Man war gesprächig sondergleichen,
Denn sonst sprach man ja nur mit Leichen.

Damit der Wind das Haus nicht raubt,
War es mit Schrauben angeschraubt,

Felsen und Haus, den ganzen Tag
Zitterten die vom Wellenschlag,

Doch in des Hauses stillen Räumen
Hörte man mehr als Wellenschäumen.

Seltsam sind oft die Angedenken,
Die Menschen ihren Toten schenken,

Vier Uhren machten laut Rumor,
Sie stellten die vier Männer vor,

Hießen Niels, Tom, Knut, Kristian,
Jede benannt nach einem Mann.

Bald rasselt Tom, bald schnarrte Knut,
Und jeder hatte seine Wut.

Der Witwe machten sie viel Freuden,
Denn keiner konnt' den andern leiden,

Die Witwe selbst kam kaum zu Wort,
Die Männer lärmten immer fort.

Beim Haus auch zeigte man den Baum,
Doch weiterfort sah man ihn kaum.

Der Baum, er war mehr Phantasie,
Er ging mir nämlich nur ans Knie.

Hier saß die Witwe manchmal still,
Weil ein Baum Schatten haben will.

Das Grab der Männer lag bergab
Am Strand, wo's einen Sandfleck gab,

Zwölf Schritte nur flach im Quadrat,
Hier war's, wo sie zum Tanz mich bat.

Es war ein ururalter Brauch,
Grab war hier und der Tanzplatz auch.

Denn rings war alles Felsgetrümmer,
Und darauf tanzt kein Frauenzimmer.

Die Sonne schien gar freundlich da,
Die Magd spielte Harmonika,

Es war ein Leben wie auf Rosen,
Die Witwe walzte in den Hosen,

Das Meer kam an in hohen Zügen,
Die Toten schrien vor Vergnügen,

Das Grab ward jedem bald zu heiß,
Die ganze Insel kam in Schweiß.

Bald spielt' die Witwe, bald die Magd;
Ich hab' mich tanzend abgejagt,

Und endlich hab' ich eingestanden:
Mehr geht's nicht, sonst komm' ich abhanden.

Und nicht mehr ließ ich mich jetzt halten,
Ich zog mein Boot aus Felsenspalten.

Ich muß noch sagen: nicht allein
Das Tanzen saß mir im Gebein,

Nein, auch die hunderttausend Fische,
Die ich vertilgt bei jedem Tische,

Die gingen mir nicht aus dem Magen;
Ich konnte Fisch nicht laut mehr sagen.

Wohl stand die See voll Ungewitter,
Die Wellen schnaubten schwarz und bitter,

Ich ritt mein Schifflein durch den Schaum,
Die Seekrankheit bemerkt' ich kaum.

Die Bibel wurde mir ganz klar:
Sympathisch mir der Esau war,

Gab seine Erstgeburt dahin
Für Linsen und ein Beefsteak drin;

Mein Dasein wollte ich gern geben,
Könnt' ich ein Rostbeaf noch erleben.

Es drängte mich nicht weiter mehr,
Heimwärts zog Herz und Magen sehr.

*

Ein Herz ersehnt sein Konterbild,
Und kriegt man's nicht, so macht das wild.

Die Sehnsucht ist ein tolles Weib,
Sie boxt den Mann zum Zeitvertreib,

Und willst du nicht gleich mit ihr gehn,
So läßt sie schwarze Nägel sehn.

Die Sehnsucht schleift dich durch die Gassen,
Lehrt dich solide Menschen hassen,

Willst nicht auf Trottoiren gehn,
Zu langsam tut die Welt sich drehn.

Die Sehnsucht ist ein Nadelöhr,
Hindurch muß jeder, ist's auch schwer,

Und hat sie dich ganz dünn bekommen
Und alles Überfett genommen,

Hast still verzichtet und verflucht,
Da naht sich sanft, was du gesucht.

Weißt nicht, warum der Lärm geschah,
Scheinbar war längst schon alles da,

Hast überhungert deinen Durst,
Und alles ist dir beinah Wurst.

So ging es mir, dem Balthasar,
Der gar so lang' gerudert war,

Der immer nur nach Sehnsucht frug
Und eine Dornenkrone trug.

Die Sehnsucht drängte mich zur Stadt,
Wo alles einst verdrängt mich hat,

Zwar traf ich nicht Frau Königin,
Doch P. T. kam gleich zu mir hin.

Süß war der Abend wie Rosinen,
Fixsterne haben stark geschienen,

Der Fluß schwamm sacht zur Seite fort,
P. T., der stand am Wasser dort,

P. T. zeigte mir leer die Hände,
Fragend, ob ich daran was fände,

Da neulich er zum Pfandhaus ging,
So trüg' er jetzo keinen Ring.

„Denn sieh, ich konnt' es nicht mehr tragen,
Lieb' nicht den Brautstand sozusagen;

Zur Heirat fehlt mir jeder Halt,
So brauchte einfach ich Gewalt.

Für eine frohe freie Nacht
Hab' ich den Ring zu Wein gemacht.

Ein Übermensch soll niemals frei'n
Und sollte mehr geschmackvoll sein."

„P. T., dein Mund gefällt mir nicht,
Da er so ganz respektlos spricht.

Die Ärmste, die du jetzt verlassen,
Sie wird mit Weinen sich befassen."

„Ja, siehst du, Balzer, mein Gebaren
Reißt mich verflucht jetzt in den Haaren,

Kaum hat sie keinen Ring gesehn,
So ließ sie mich stillschweigend stehn.

Sie sprach nicht und sie schrie nicht laut,
Ihr Schweigen hat mich durchgehaut,

Sie schrieb, sie wolle nichts mehr wissen,
Ich hielte nichts und hätt's zerrissen.

Sie hält auf dich, mein Freundesknochen,
Stets hat sie hoch von dir gesprochen,

Schön war sie, wenn sie von dir sprach.
Und denke ich darüber nach,

Blind ist des Weibes Lebenslauf,
Ich hoffe noch, sie sucht dich auf."

„Dann, P. T., muß ich dir gestehn,
Nicht länger würd' ich seitwärts gehn.

Wohl möcht' ich heut schon bei ihr weilen,
Doch peinlich ist's, sich jetzt zu eilen.

Erst soll ihr Schmerz vorüber sein,
Dann stelle ich mich liebend ein."

Gern wäre ich vor Lust geflogen,
Zum Venusstern hat's mich gezogen,

Ich durfte es mir eingestehn:
Das Leben ist doch wunderschön.

P. T. verfluchte sich und schrie,
Er sei kein Mensch, ein Übervieh,

Unglücklich sei er bis zum Rand
Und wolle schleunigst aus dem Land.

Wir sprachen dies auf einer Brücke,
Den P. T. hielt ich kaum zurücke,

Am liebsten sprang er in den Strom,
Ich nahm ihn fest und sagte: „Komm."

„Nein, laß mich," schrie er wie verwirrt,
„Ich habe mich in mir geirrt,

Das Schlimmste, was der Mensch erfährt
Ist, wenn er fühlt, er ist nichts wert."

Er sprang nicht in das Wasser 'runter,
Warf nur den Regenschirm hinunter.

Die ganze Welt hat ihn geödet,
Symbolisch hat er sich getötet.

*

Dein ganzes Leben war nur Dunst,
Liebst du nicht stets mit edler Kunst.

Und lieben sollst du vor dem Tode,
Das war von je pariser Mode.

Die Stadt spricht ganz in meinem Sinn,
Und immer zog's mich zu ihr hin.

Ehre ist mehr ein kaltes Feuer,
Nur Liebe, die wärmt ungeheuer,

Geld gibt dem Leibe vieles Glück,
Doch nicht den höchsten Augenblick.

Nur Liebe macht im Mark erbeben,
Deshalb soll jeder sie erleben.

Mir tanzten die Pariser Straßen,
Konnt' mich vor Freude nicht mehr lassen,

Wußte, Frau Königin war da,
Wenn ich sie selbst auch noch nicht sah.

Wünschte durch Mauern jetzt zu sehn
Und in den Häusern umzugehn.

Doch dieses mußt' ich unterlassen
Und mich beschränken auf die Straßen.

Der Zufall spielt gar gern Versteckén,
Mich tat er unvergeßlich necken.

Auf einem Dampfboot auf der Seine,
Als ich an dem Geländer lehne,

Ein ander Boot kam mir entgegen,
Da naht „sie" wie ein goldner Segen.

Sie trägt ihr stolzestes Gesicht
Und lebt allein und sieht mich nicht.

Ich zählte nicht einmal bis zwei,
Da war das Boot mit ihr vorbei;

Den Dampf tat ich von Grund aus hassen,
Jetzt war ich wiederum verlassen.

Im Schlaf erschien mir dann die Seine
Wie meiner Sehnsucht lange Träne,

Und stets auf einem andern Schiff
Schwamm die vorüber, die ich rief.

Ich wurde nicht im Suchen lahm,
Und wiederum ein Zufall kam.

Kommt man in eine neue Stadt,
In der man ein paar Freunde hat,

Geht man zu ihnen mal hinauf
Und sucht die lieben Freunde auf.

Mein Freund war Maler von Beruf,
Am liebsten er die Nacktheit schuf.

Hab' vor den Bildern Platz genommen.
Er sprach: „Der Wein, der wird gleich kommen."

Sein Modell warf den Mantel ab,
Nackt stand sie da, wie Gott sie gab.

Den Wein tat kleiderlos sie kaufen,
Mich tat es ganz heiß überlaufen.

Ich lobte sehr ihr blankes Haar.
Mein Freund rief: „Es ist sonderbar,

Wie dieses Haar jetzt modisch wird!
Noch stärker hat es mich verwirrt

Von einer Dame vis-à-vis,
Wie eine Königin ist die,

Ihr Haar ist eine heiße Krone."
Ich fragte zitternd, wo sie wohne.

„Dort steht sie an dem Fenster eben!"
Von Feuer fühlt' ich mich umgeben,

Frau Königin gleich rechter Hand
Im nächsten Haus am Fenster stand.

Sie sah gerade auf die Uhr:
„O Gott, wär' ich ein Zeiger nur!

Ich würde ihre Blicke lenken,
An mich müßte sie stündlich denken."

Lange sprach ich kein lautes Wort,
O, ging' sie nie vom Fenster fort!

Natürlich mußte sie dann gehn,
Und ließ mich lahm und zweifelnd stehn.

Und als der helle Tag gewichen,
Kam wie ein Kater ich geschlichen,

Mein Mut, der wurde stündlich trüber,
Saß ihrem Hause gegenüber

Auf einer Bank bei einem Zaun
Und tat nur immer aufwärts schaun.

Und blies sie aus den Lampenschein,
Schlief ich mit offnen Augen ein,

Schlief mich so göttlich nie mehr aus
Wie in den Nächten vor dem Haus.

Sah, wie der Mond am Fenster leckte,
Und Schiefer von den Dächern deckte.

Zum Mond auf Dächern tanzt' Paris,
Nachtwind die Tänzer vorwärtsblies,

Wenn Männer die Jungfrauen küßten,
Fuhren Raketen aus den Brüsten,

Sah Abälard mit Heloïsen
Der großen Lieb' gottvolle Riesen.

Zum Marterberg tanzt' man aufwärts,
Rund um die Kirch' „zum heil'gen Herz",

Und Mann mit Weib zum Mond sich schwang,
Daß still der Mond in Scherben sprang.

Sterne verpfiffen wie die Flöten,
Kein Frührot kann die Tänzer töten,

39*

Schliefen wie Flaschen nach dem Mahl,
Kehrer kamen zum Straßensaal.

Es leb' die Lieb'! blieb 's Losungswort,
Behutsam schob man Scherben fort. —

So hielt ich nachts die Augen offen
Und tat verzückt in Bildern hoffen.

Ich wagte nicht, zu ihr zu gehn,
Aus Angst, sie könnt den Rücken drehn,

Und sich für immer von mir wenden,
Und schnöde müßt' mein Herz verenden.

Ich wartete den Zufall ab,
Der sich zum drittenmal begab.

Dem Zufall muß ein Hoch ich bringen,
Er ist es wert, ihn zu besingen.

Der Zufall fragt nicht wo, nicht wie,
Zerstört und bringt die Harmonie,

Kann selbst in Mißkredit nicht kommen,
Wenn er sich lächerlich benommen.

Ich Ärmster, ich kann nichts dafür,
Ach, lächerlich kam er zu mir.

Wenn man es mal recht eilig hat,
Gibt's Omnibusse in der Stadt.

Ein Platz war nämlich nur noch frei,
Frau Königin saß dicht dabei,

Ich ließ mich ihr zur Seite nieder,
Empfahl dem Himmel meine Glieder.

Sie sah mich noch nicht vorderhand,
Und ich blieb ihr noch unbekannt.

Ein Omnibus, der schüttelt stark,
Ich fühlte mein Gehirn wie Quark,

Da Schulter ich an Schulter saß
Mit ihr, die mit am Herzen fraß.

Ich fühlte bald, ich würde toll,
Mein Kopf brannte wie Alkohol,

Die Augen wuchsen groß wie Räder.
Ich glaub', ich werde Attentäter,

Denn alles drängt nach einem Kuß,
Den ich jetzt endlich haben muß.

Fühlte Fieber in jedem Arm,
Selbst meine Sohlen wurden warm.

Ich bin ganz jählings aufgesprungen
Und hab' Frau Königin umschlungen

Und küss' die Dame durch den Schleier,
Dann erst war mir die Seele freier.

Sie schreit, bis sie mich schnell erkennt,
Doch alles schon zusammenrennt,

Man flieht, man ruft den Kondukteur,
Man kreischt: „Ein Narr macht hier Malheur!"

Man stoppt. Doch die Frau Königin
Sagt zu den Leuten obenhin:

„Es ist ja weiter nichts geschehn
Als nur ein frohes Wiedersehn."

Sie ging dann gern mit mir spazieren,
Sollt' sie zu schönen Bildern führen.

Sie war noch rosenrot vom Kuß
Und sprach nicht mehr vom Omnibus.

Wenn Wangen sich wie Blumen zeigen,
Dann platzt im Herzen bald das Schweigen.

Und in den Louvregalerien
War's Wunschschloß der Frau Königin.

Die Welt herrlich um uns entstand,
Mit Lieb' gemalt auf Leinewand,

Wir saßen still vor einem Bild
In Mondpracht und doch seltsam wild,

Ein schwarz verzweifelt Ackerland,
Ein Wassergraben rechter Hand,

Gemalt nach schwangerem Abendregen,
Und Pfützen noch auf allen Wegen;

In Wolken, die voll Föhn und naß,
Der Mond grell wie ein Blitzstrahl saß.

„Hier in dem Bilde wollen wir
Spazieren gehn," sprach sie zu mir.

Wir saßen eng auf dem Sofa
Und gingen in die Landschaft da.

Sie sprach so göttlich nebenbei,
Und was sie sprach, war einerlei.

Ich fühlte es bei ihr sogleich:
Ja, ich und sie werden ein Reich.

Der Kuß hat freier mich gemacht,
Und ich erzählte von der Nacht,

Daß ich ihr Fenster still besessen
Und Sehnsucht tät den Mond auffressen.

Da tat der Föhnwind heiß umgehen,
Der Louvre tat voll Schwüle stehen.

Mir war, als folgten uns aus Rahmen
All die gemalten Herrn und Damen.

Leute aus jeglichem Jahrhundert
Sie haben Königin bewundert.

Sie konnte Tote zittern machen,
Lieb' sprach zu ihr in allen Sprachen.

Rubens und Rembrandt glühten da,
Sobald Frau Königin hinsah,

Holbein und Dürer grüßten tief,
Und ihr Mund sanft: „Madonna" rief.

Weil man das Singen ja nicht sieht,
Sang Königin halblaut ein Lied,

Ließ wie ein Taschentuch es fallen
In Huld als Dank ihren Vasallen.

Und Milos Venus lud uns ein,
Ihr Marmor hatte Feuerschein,

Ihr Leib war wie ein Sonnenstück,
Es war ihr höchster Augenblick.

Denn einst, als man Paris beschossen,
Hat das die Venus schwer verdrossen,

Sie legte sich in eine Kist'.
Versteckt in einer Fuhre Mist,

Lag sie in einer der Kasernen,
Bis sich der Deutsche tat entfernen.

Sich rettend so aus den Gefahren
Wartet sie jetzt auf Balthasaren.

Blank, und von Mist nicht einen Schimmer,
Steht sie im Louvrehinterzimmer.

Und dann, an diesem Nachmittag,
Die Sonne ihr am Nabel lag.

Da kam der Balthasar auch hin
Und ihm zur Seit' Frau Königin.

Ganz harmlos sagt der Balthasar:
„Die Venus ist mal sonderbar!

Ich sage euch, daß ihr es wißt,
Daß sie hier nicht die Schönste ist."

Und er sah nur Frau Königin
Und sah nicht mehr zur Venus hin.

Als echte Venus freut sie sich,
Die Sonn' sie sich vom Nabel strich

Und legt sie auf das Goldhaupt hin
Als Krone der Frau Königin.

Frau Königin hat nicht verneint,
Frau Venus hat uns still vereint,

Es waren sich die Herzen nah,
Als wär' ich Vater, sie Mama,

Sie drückte mir die Lippen zu
Und ward noch schöner und sprach: „Du."

Von den Genüssen der Genuß
Ist so ein richtiger erster Kuß,

Es müssen beide tüchtig wollen,
Dann schöpft man heftig aus dem Vollen.

So hatt' ich es mir ausgedacht,
Doch anders ist die Welt gemacht.

Auch ich hab' es erfahren müssen:
Ein keusches Weib kann noch nicht küssen,

Sie kann die Lippen noch nicht stellen,
Tut oft den andern Mund verfehlen,

Sie stellt sich ungeschickt noch an,
Man küßt statt Lippe oft den Zahn.

Doch Liebe übt das Küssen ein,
Und dunkel soll es dabei sein.

Wir fuhren weich in einem Wagen
Und ließen durch Paris uns tragen.

Der Wagen war ein fliegend Haus,
Drin übten wir das Küssen aus.

Man küßt sich, und man spricht kein Wort,
Und denkt nicht, — man ist einfach fort.

Das Herz hat jahrelang gehastet,
Bis es den Mund fand, wo es rastet;

Es tat ja Tag und Nacht stets rennen,
Man kann's dem Herzen wirklich gönnen.

Oft hab' ich drüber nachgedacht,
Wie doch das gute Herz es macht,

Daß immerfort es wachen kann,
Arbeitend stets von Jugend an.

Nachts, wenn der ganze Körper ruht,
Sortiert es immer noch das Blut,

Der Muskel schafft oft hundert Jahr.
Ich find' es gar nicht sonderbar,

Daß er nach Kuß und Liebe drängt,
Wenn dieses ihm Erholung schenkt.

O, störe nie den Mensch, der küßt,
Weil das einfach unmenschlich ist!

Und in Paris ist man gewöhnt,
Daß man die Liebe jedem gönnt.

So küßten wir und waren fort,
Sogar noch am Platz „la Concorde".

Wo einst man köpfte Nacht und Tag,
Das Pflaster mir voll Küsse lag.

Laternen tanzten um uns her,
Als wenn der Platz die Milchstraß' wär'.

Doch plötzlich blieb mein Kopf nicht heil,
Ein Wort fiel schwer wie ein Fallbeil.

Wo einst die Guillotine stand,
Der Balzer sich ganz kopflos fand,

Denn Königin sprach ahnungsvoll,
Von „Treue", die man halten soll:

„Du, Balzer, dein will ich gern sein,
Doch fiele es dir jemals ein,

Daß du mich zum Betrug gewählt,
Dann glaub' ich nichts mehr auf der Welt."

Ich weiß nicht, welch ein Blitz geschah,
Daß ich die Zukunft plötzlich sah.

Mitten in meines Blutes Saus
Wischte der Blitz den Kopf mir aus.

Wer könnte es mit Ernst beschwören,
Daß ihn die Zeiten nie betören?

Weiß man denn, wer man selber ist,
Getaufter Heide, genannt Christ.

Nie kann ich für mich garantieren,
Das Leben ist ein stündlich Irren.

Heut leg' als Christ ich mich zu Bett,
Und früh bet' ich zu Mohammed.

Denn immer blindhin rollt die Welt,
Kurz, nur die Seel' im Leib aushält.

Erschüttert hat mich, was sie sprach,
Es war der Liebe erstes „Ach".

Man soll im Glück am Leid nicht rühren,
Nicht stets nach der Mechanik spüren,

Puppen sind wir im Puppenhaus,
Spielt man zu hart, läuft Sägmehl 'raus.

*

Frau Königin ward mein Gemahl
Auf einer Insel im Kanal.

In einem Kirchlein, klein und bieder,
Knieten wir am Altare nieder,

Und niemand hat gelacht, geweint,
Als uns der Priester still geeint.

Doch als wir aus der Kirch' hinaus,
Sahn beide wir erstaunter aus.

Den Ehring ungewohnt ich fand,
Und er ging leicht mir von der Hand.

Denn stets, wenn ich nach Hause ging,
Legte ich ab Hut, Stock und Ring.

Gar lästig scheint der Außenzwang,
Hat man so vielen Innendrang.

Als Gast bei unserm Hochzeitsschmaus
War nur ein weißer Rosenstrauß.

Wir saßen leis wie im Versteck
Mit unserm Glück in einer Eck.

Schön kann erst recht die Hochzeit sein,
Sind Braut und Bräutigam allein.

Doch was die Lieb' erst wirklich macht,
Das ist das Fest der Hochzeitsnacht.

Man ahnte sich ja vorderhand
Nur immer durch die Kleiderwand,

Und man wird dann sich erst zu eigen,
Darf man dem Kleiderschrank entsteigen.

Wir stammen sicher nicht vom Affen,
Zu herrlich ist der Mensch geschaffen.

Das göttlich zarte Ebenmaß
Der Affe ganz bei sich vergaß.

Wir Menschen dürfen sagen laut,
Wir haben edel uns gebaut.

Doch was beim ersten Kuß gesagt,
Sei auch zur Hochzeitsnacht geklagt.

Sie ist nicht so, wie man sie denkt,
Viel schönere die Zukunft schenkt.

Denn ist man keusch, fühlt man ein Trennen,
Man tut sich kleiderlos nicht kennen,

Der Leib fühlt sich noch unverwandt,
Nur das Gesicht bleibt uns bekannt.

Doch selig süß wird das Erschrecken,
Tut man allmählich sich entdecken.

Der Körper in so fremder Weise
Dünkt ohne Kleider uns so leise,

Fast unsichtbar wirkt man als nackt,
Bis uns das Blut am Herzen packt.

Das Blut, der alte Götterwein,
Mit Küssen schenkt man ihn sich ein,

Der ganze Mensch verbrennt davon
Und steigt zur vierten Dimension.

Der Tod, sagt man, beschließt das Leben,
Und dann soll's noch was Beßres geben.

Doch wenn sich lebt ein Weib, ein Mann,
Man sich nichts Beßres wünschen kann.

Das Bett, das ist das Himmelreich,
Dort sind wir Gott und Mensch zugleich,

Dort liegt des Weltalls Schwergewicht,
Mehr Glück als Liebe gibt es nicht.

Von meiner Nacht ist noch bekannt:
Viel Volk ist laut umhergerannt,

Die Fenster klirrten von den Wagen,
Ich hörte schreien, hörte fragen,

Am Fenster zuckte rot ein Tanz,
Zum Himmel flog ein Feuerkranz.

Gleich Hochzeitsfackeln in der Stadt
Ein Feuer hell gewütet hat.

Deshalb der Lärm in allen Gassen,
Das Feuer schien heut nacht zu prassen.

Ich hielt es heiß in meinem Arm,
Und eine Stadt ward davon warm.

*

Weil Mai war und die Flitterwochen,
Waren die Blumen ausgekrochen.

Wir hielten uns mit vielen Händen
Und ruhten an den Efeuwänden

Auf einem alten Schloß am Meer,
Die See kroch unterm Fenster her,

Sie schien mir wie ein glatter Saal,
Der spiegelnd sich zum Tanz empfahl,

Die Träume taten sich dort drehn
Und ließen uns die Zukunft sehn.

Wir bauten manches Kartenhaus
Und suchten unsern Grabstein aus.

Denn wo die Tage zuckern sind,
Greift mancher nach dem Salz geschwind;

Und schmeckt im Glück uns jeder Wein,
So bildet man sich Unglück ein.

Frau Königin, sie wollte haben,
Man soll sie einst ins Meer begraben.

Darüber taten oft wir streiten,
Das Meer tät mir den Tod verleiden,

Ich wollt' bei einem großen Stein
Auf einem Berg begraben sein.

Da schwieg sie, und sie aß nicht viel,
Weil ich mein Grab im Meer nicht will.

Doch in der Nacht, da sprach sie leise,
Sie wollte ganz nach meiner Weise

Ihr Grab auf meinem Berg bei mir,
Zu kalt sei es im Meere ihr.

Efeu wuchs wild durchs ganze Haus,
Grün sahen alle Säle aus,

Meermöwen schwebten um die Schwellen
Wie Ampeln vor den Liebeszellen.

Wohin man von den Sälen sah,
War stets das, was man wünschte, da,

Stets waren wir zu zwein im Zimmer
Und nahmen uns das Schönste immer.

Wie in dem Himmel Wolken fliegen,
So tat das Schloß voll Kissen liegen.

Auf ihnen ging die Sonn' nicht unter,
Sie glühten Tag und Nacht gleich munter.

Wer dort nach hundert Jahren ruht,
Der fühlt noch dieser Kissen Glut.

Unerfüllt ging kein Wunsch vorüber,
Man sprach: Zu wünschen bleibt nichts über.

So lebten wir im Paradies,
Wo man in jeden Apfel biß,

Biß in die grünen und die roten,
Nicht ein Baum war bei uns verboten.

Der Frühling saß an allen Wegen,
Tat Blumen bunt und Eier legen,

Wir wurden mit den Bäumen du
Und sahen faul dem Leben zu.

Gingen wie Bienen um die Blüten,
Ließen vom Sonnenschein uns hüten,

Gingen dem Monde hinterher,
Die Zunge wurde satt und schwer.

Wir machten uns wie Mücken klein
Und sangen schönes Wetter ein;

Und wie in Muscheln das Gesumm,
Ging 's Glück in beiden Ohren um.

Wie Efeu auf dem Dach am Schloß
Ließ uns das Glück gar nicht mehr los.

Im Schloßhof war ein Brunnentrog,
Wo beide Köpf' man überbog,

Da lag der Tag unten am Grund
Als Silbertaler hell und rund.

„Zwei Köpfe sind darauf geprägt,
Hab' ihn als Mitgift hingelegt,"

Sprach sie, „Zins zahlt die Lebensbank,
Solang die Köpfe hell und blank.

Nie gehen meine Taler aus,
Stets liegt ein neuer früh im Haus."

Ins Feld zog sie mich dann am Arm,
Dort stand Klee wie Ohrläppchen warm,

Und wo sich Königin dort bückte,
Fand sie ein Kleeblatt, das beglückte.

Sie brauchte nur vorbeizugehn,
Da tat der Klee vierblättrig stehn,

Sie brauchte nur den Fuß zu regen,
Wuchs Glück gleich Unkraut an den Wegen.

Und immer, wenn es Abend war,
Öffnete Königin ihr Haar,

Dann tat sie an das Fenster treten
Und ließ es von dem Mond anbeten.

Der Mond ging nicht vom Fenster fort,
Er glühte und er sprach kein Wort,

Ich fühlte seine böse Lust,
Und Eifersucht stach meine Brust.

Nur ich durfte ihr Haar besehn,
Wie konnte sie zum Mond hingehn?

„Man weiß nicht, was er tuen kann,
Der Mond ist sicher auch ein Mann,

Er hat schon manches Weib belogen,
Fühl dich nicht zu ihm hingezogen!"

Ich hab' sie in den Arm genommen,
So konnt' sie nicht abhanden kommen.

Verführend lockte auch das Meer,
Warf sich ihr stets zu Füßen her,

Es scharrte nächtlich um das Haus,
Und ungeduldig sah es aus;

Und wenn selbst gute Leute schliefen,
Grunzte es noch in seinen Tiefen.

Es lenkte uns vom Küssen ab:
„Silentium"! rief ich laut hinab.

Dann war es für Sekunden still.
Es staunte, daß man auch was will.

Träumt' ich als Kind von schönen Sachen,
Und fand ich nichts mehr beim Erwachen,

So bat ich oft die Mutter mein:
„Taschen näh' mir ins Nachthemd ein,

Daß ich es in den Taschen finde,
Gibt man im Traum mir Angebinde."

Jetzt braucht' ich keine Taschen mehr,
Denn nie war's beim Erwachen leer,

Mein schönster Traum lag stets zur Seite
In seiner Läng' und seiner Breite.

*

Frau Königin beschnitt ihr Haar
Stets, wenn der Mond zunehmend war.

„Man wirft kein Löckchen aus dem Fenster,
Denn Haare locken die Gespenster,

Und Vögel, welche Nester bauen,
Auch denen soll man niemals trauen,

Denn wenn sie deine Haare finden,
Muß Wahnsinn deinen Geist erblinden."

Sie sprach: „Dies sagt die Mutter mein,
Doch braucht es ja nicht wahr zu sein."

„Ja," sagt ich, „sicher ist es wahr,
Heimlich schnitt jemand mir mein Haar,

Und Vögel taten es dann holen,
So ward mir mein Verstand gestohlen.

Wir leben wie die Kinder hin,
Hab' nichts mehr in den Taschen drin,

Mit ohne Geld backt man kein Brot,
Und tödlich ist die Hungersnot."

„Ach," lachte sie, „wie tut das wohl,
Wenn man mal wirklich hungern soll.

Was macht uns das, dann sterben wir,
Und stündlich lieg' ich dann bei dir,

Und gar nicht stehen wir mehr auf,
Dies wär' der rechte Lebenslauf."

„Ja," sprach ich, „einmal wird sich's geben,
Bis dahin muß man weiterleben."

Zieht man den letzten Ring noch aus,
Dann ist's schon etwas leer im Haus,

Und kann man diesen Ring verborgen,
Dann lebt man noch am nächsten Morgen.

Doch übermorgen ist nicht weit,
Und hat man dann kein Geld bereit,

So klopft der Hunger an den Magen,
Und gar zu gern tät man's ertragen.

Wir fanden noch in einer Weste
An Geld kupferne Überreste

Und kauften etwas Spiritus,
Und kochten uns ein Stärkemus,

Gefärbt mit wenig Schokolade,
Dann schmeckt die Stärke nicht zu fade.

Wir rührten in der Kasseroll
Und wußten nicht, was werden soll.

Und sonderbar, sie hatte recht,
Der Hunger schmeckte nicht so schlecht,

Und vornehm taten wir ihn tragen
Geadelt von dem leeren Magen.

Doch gehen nachts die Sterne auf,
So sieht man meistens mal hinauf.

In der Nacht machen sie mich toll,
Wußt' noch nicht, wie's uns werden soll.

„Ihr Weltstücke dort in der Nacht,
Sagt mir, warum bin ich gemacht?

Ich tue meinen Willen spüren,
Und trotzdem tut man mich regieren.

Hat einer Recht, mich zu bezwingen,
Gebären mich und umzubringen?

40*

Mein Weib soll mich unfehlbar sehn,
Ich wünsche mich sonst ungeschehn.

Liebe ist Herr, hat alles Recht,
Nur ungeliebt ist man ein Knecht.

Es reizt mich gar nicht, mich zu töten,
Das rettet nicht vor Zukunftsnöten.

Ein Herr bin ich und bin ein Mann,
Der keinen Zwang mehr dulden kann,

Mein ganzes Leben sei vergessen,
Hab' ich nicht morgen was zu essen.

Nacht, undurchdringliche Pupille,
Mein Fedehandschuh sei mein Wille!"

Und sonderbar, in dieser Nacht
Bin zähneklappernd ich erwacht.

Unheimlich war ein Traum gekommen,
Hat meinen Körper mir genommen.

Es war in einem hohen Haus,
Das Ganze sah verlassen aus,

Der letzte Mensch kam an die Tür
Und ließ mich dann allein mit mir.

In mir war selbst nichts mehr zu lesen,
Denn nichts an mir schien je gewesen,

Hatte nur furchtbar viele Zeit,
Fühlte, — dies war die Ewigkeit.

Zwar wußt' ich noch nicht, was ich soll,
Doch Hunger zähmte Zoll um Zoll.

Und als der nächste Abend kam,
Ich anständiger mich benahm.

Ich bat: „Ihr Sternenungeheuer,
Gold, weiß ich, schwimmt in eurem Feuer.

Nur eine Handvoll mögt ihr geben,
Vorläufig hätt' ich dann zum Leben.

Ihr Brüder, habt ihr mich vergessen?
Ich liebe und hab' nichts zu essen."

Da endlich mich die Antwort traf,
Ins Ohr sprach jemand mir im Schlaf:

„Mein Junge, du wirst noch nicht sterben,
Dein Vater stirbt, und du wirst erben."

Der Traum, der hat mich aufgeschreckt,
Frau Königin hab' ich geweckt,

Erzählte ihr, wie alles war,
Doch sie findet nichts sonderbar.

Sprach: „Daß der Himmel Botschaft sendet,
Ist gut, denn wir sind ausgepfändet.

Zwar, daß der Vater stirbt, tut weh,
Doch da ich keine Rettung seh',

Und da es unser Schicksal will,
So erben wir und trauern still.

Doch ist der Traum dir nur gelogen,
Hat um die Ruh' er mich betrogen:

Just bin im Traum ich satt gewesen
Und hatte wundervoll gegessen."

Am Morgen sprach ich: „Denke kaum
An diesen bösen Erbschaftstraum.

Es ist ein Frevel, so zu denken.
Will nur dem Leben Glauben schenken.

Sieh, immer fand ich wunderbar
Seidenzeug, das aus Japan war,

Es war mir bunte Augenweide,
Die ganze Welt scheint dort aus Seide.

Und Japan fiel mir heute ein,
Und jetzt soll uns geholfen sein.

Ich zeichne Bilder auf die Seide,
Und du stickst sie zur Augenweide.

Damit werden wir Geld verdienen
Und legen ab die Hungermienen."

„Ach nein," sagte Frau Königin,
„Das Sticken, das verdreht den Sinn.

Doch, wenn ich höre meine Stimme,
Ist's, als ob ich im Himmel schwimme.

Die Stimme, sie ist zwar noch klein,
Und deshalb üb' ich sie erst ein.

Dann singe ich auf allen Straßen,
Von Geld sind wir dann nie verlassen."

„Ja," sprach ich, „übe dich nur ein,
Und laß das Sticken mir allein.

Sorgen, sie hindern mich am Schnaufen,
Wer gibt uns Geld zum Seidekaufen?

„Ja, Seide braucht man, das ist wahr."
Anbetend sah ich auf ihr Haar.

Sie scherzte: „Wenn ich 's Haar abschneide,
Dann brauchen wir kein Geld zur Seide."

Da grollte ich dumpf wie ein Bär:
„Von deinem Haar geb' ich nichts her,

Das wär', als ob ich dich verkaufe.
Ach, daß ich gleich mein Herz ausraufe."

Doch ließ sie nicht ihr Scherzen sein
Und fädelte ein Haar selbst ein,

Drückt mir die Nadel in die Hand;
Ich hab' mich düster abgewandt.

Ich setzte mich ans Fenster hin,
Und drunten ging Frau Königin

Am frommen Kleefeld auf und nieder
Und dehnte im Gesang ihr Mieder.

Da wurde mir so wohl im Blut,
Fühlte mich wie der Klee so gut,

Fühlte mich Staub und Meeressand,
Stach mir die Nadel in die Hand,

Hing an ihr Haar ein Tröpflein Blut,
Hab' nie so nah bei ihr geruht.

Ihr Stimmlein tat mich selig heben,
Tat über allen Hungern schweben.

Doch weiß ich nicht, wie es dann kam,
Daß ich die Hand zur Nase nahm,

Sie roch wie Zigarettenrauch,
Ganz so roch stets mein Vater auch.

Dreimal wusch ich mir beide Hände,
Und immer war's, als ob ich fände

Des Vaters Atem nahe hier,
Und ganz unheimlich war das mir.

Und ehe noch der Abend kam,
Erhielt ich kurz ein Telegramm.

Ich konnt' es nicht vor Tränen lesen:
Der ernste Traum ist wahr gewesen.

Doch dieses Trauertelegramm
Erweckt auf meinen Wangen Scham.

Ich nahm es zu dem Kaufmann mit,
Und er gab uns sofort Kredit,

Und alles ward uns reich bemessen,
Haben uns weinend satt gegessen,

Wir konnten uns nicht selbst betrügen,
Wir aßen beinah mit Vergnügen.

Ich fand uns da im Grund nicht besser
Als zwei bewußte Menschenfresser.

Auch stolz machte mich ganz und gar,
Daß ich so auserwählet war,

Daß Gott nachts selbst zu mir gesprochen
Und sein Inkognito gebrochen. —

Wenn man im Grab wen kennen lernt,
Ist's schlimm, verwandt oder entfernt.

Frau Königin tat es so gehn,
Als sie am frischen Grab tat stehn,

Sie sprach: „Ich glaube nicht daran,
Daß man im Grabe sterben kann.

Menschen, die einem vieles schenken,
Kann man sich gar nicht sterben denken."

„Ja," sagte ich, „lebte er weiter,
So spräch er jetzt: ‚Kinder, seid heiter,

Ein jeder wird es mal allmählich,
Und lebend ist man wirklich selig.

Steht euch die Welt jetzt auf der Höhe,
Beißen respektvoller die Flöhe;

Die Liebe ist nicht blind erfunden,
Haltet euch an die Liebesstunden.

Erlebt stets die Realität,
Heiß wie der Topf am Feuer steht.

Und jetzt sollt ihr Siesta halten,
Und legt die Stirn in keine Falten,

Fürs Leben es euch zwölf Uhr schlug,
Habt jetzt vom Vormittag genug,

Und dehnt die Liebe auch noch aus,
Geht die Siesta mal hinaus.'

2

Ein Schicksal schon seit Ödipus
An jedem sich erfüllen muß,

Und hier sei langsam euch enthüllt,
Welch Schicksal sich an mir erfüllt.

Die Jahre gehen, wie man weiß,
Im Winter kalt, im Sommer heiß.

Nicht nur mit heiß und kalten Wangen,
Sind auch die Jahre mir vergangen.

Es war in meiner Vaterstadt,
Dort fand ein Wiedersehen statt,

Um Folgen von dem Wiedersehn
Tut sich das ganze Buch jetzt drehn.

In meiner Stadt steht auch ein Schloß
Und drinnen wuchs der Amor groß,

Bischöfe bauten dieses Haus,
Und flott sieht's wie bei Göttern aus.

Dort sind Tanz-, Spiel- und Spiegelsaal,
Und dreißig Küchen auf einmal.

Dreihundert Säle gibt es nur,
Wo man genießt Gott und Natur.

Im Garten, in verschämten Lauben,
Muß man an Seligkeiten glauben.

Süß Nacktes spielte hier Verstecken,
Und Amor ließ sich gern entdecken.

Ist er gemeißelt nur aus Stein,
Flößt er doch andern Leben ein.

Wein liegt hinter der Kellerpfort',
Der trägt das Herz gar hitzig fort,

Er bockt in Flaschen sehr markant,
Man hat Bocksbeutel ihn genannt.

Und oft an heißem Nachmittag,
Wenn Gott selbst nicht regieren mag,

Tat Bischof und Prälat sich laben,
Dem Wein sie die Regentschaft gaben.

Mit Nichten und verwandten Damen
Zum Karussellsaal sie hinkamen,

Die Pferdlein dort aus Holz nur sind,
Doch dreht man sie, so macht das Wind.

Denn war die Mahlzeit gar zu heiß,
Kühlt man sich gern den Erdenschweiß.

Man nimmt die Damen auf den Schoß,
Fromm ist stets ein lackiertes Roß,

Und mit Musik dreht sich das Holz,
Und jedes Pferdchen bäumt sich stolz.

Die Dame, jung oder gereift,
Stets gern nach dem Bocksbeutel greift.

Ein Bischof ist auch keine Kuh,
Und heiß trinkt er der Dame zu.

„Gebenedeit sei die Natur,
Hebt hoch das Glas, toujours l'amour!"

Und die Prälaten rufen's nach:
„Toujours l'amour!" Fast springt das Dach.

Das Volk, das auf dem Schloßplatz steht,
Französisch nicht sofort versteht.

Hoch Schorle Morle, ruft es wieder,
Und Amor steigt zum Volk hernieder.

Kommt aus den Kellern dann die Nacht,
Wie Rotwein rot jed' Fenster lacht. —

Heut ist's in Schloß und Garten still,
Der kleine Gott mal schlafen will.

„Hoch Schorle Morle," dacht' ich laut,
Weil's keiner sich zu rufen traut,

Denn offen ist dem Volk der Garten.
Wo Nachtigallen süß aufwarten

Und wo noch Amoretten stehn,
Da hatte ich ein Wiedersehn.

Ging in den Lauben auf und nieder,
Und ich erkannte jemand wieder.

Wir gingen rund um ein Bassäng,
Fast Aug' in Aug', der Weg war eng,

Wie Würfelaugen fiel ihr Blick,
Wir würfelten um mein Geschick.

Glieder spielten ihr wie die Reben,
Wo unter Blättern Träublein leben,

Sie trug die Handschuh in der Hand,
Kein Ehering war der bekannt,

Die Hände weiß wie Sahnenflecken
Mochte man gern vom Kleid ablecken.

Sie klopft den Amor auf den Bauch
Aus Stein in dem Akazienstrauch.

Der alte Amor lachte froh,
Ihm wackelt der Sandsteinpopo.

„Du bist schon längst ein Ehemann,"
Sprach sie, „man sieht dir's gar nicht an."

Sie fragte: „Bist du glücklich jetzt?"
Und hat sich auf die Bank gesetzt.

Ich setzte mich ganz still daneben,
Sprach: „Glücklich bin ich für das Leben."

Fragte nicht, ob sie glücklich ist,
Sie sprach: „Ich freu' mich, wenn du's bist."

Schwarz war sie wie ein Mohrenkind,
Die ganz schwarz durch und durch stets sind.

Wenn ich mein Alter rückwärts schiebe,
War sie einst meine Jugendliebe.

Damals stand bei der Stadt ein Haus,
Ein Mohrenkopf sah dort heraus,

Ich kam dort oft zu ihrer Mutter,
Bestellend für den Vater Butter.

Der Mohrenkopf war nämlich keiner,
Ein Mädchen war er, braun und bräuner,

Mit echten Locken, ungelogen,
Ich hab's probiert und dran gezogen;

Wie Hobelspäne kraus, doch schwarz,
Und glänzend wie am Baum das Harz.

Mit ihr durft ich zum Stall hingehn,
Und Kühe in der Nähe sehn,

Sie wohnte nämlich mehr am Land,
Ich selber war nur stadtbekannt.

Im Kuhstall war's gar liebesam,
Irdischer Duft mein Herz benahm,

Ich war ein Knabe, sie ein Kind,
Und jener Duft, der kam vom Rind.

Sie war elf Jahre, ich dreizehn,
Ich lernte eben das Rauchen,

Wir suchten dunkle Ecken aus,
Dort waren wir mehr als zu Haus.

Den ersten Kuß, von dem man spricht,
Gab ich ihr in das Angesicht,

Doch, sagte sie, daß sie sich schäme,
Weil leicht ein Kind beim Küssen käme.

Das war die Ansicht ihrerseits,
Ich selber wußte mehr bereits,

Ich sagte, daß es nicht so wär',
Sie aber wollte mal nicht mehr.

Und jeden Tag ging Balthasar
Zum Mohrenkopf, der keiner war.

Daß ich genehm auch ihrer Mutter,
Bestellt' ich täglich viele Butter.

Was täglich da an Butter war,
Das kaufte ich und zahlte bar.

Denn ich versetzte, was ich hatte,
Sogar am Bett die Vorlegmatte.

Doch da die Butter leicht verdirbt,
Die man von Kühen sich erwirbt,

Und daß der Vater nichts erführe,
Legt' ich's bei Häusern in die Türe.

So wie man Findelkinder macht,
Wenn man die Türen nicht bewacht.

Dies Mohrle sah ich plötzlich wieder,
Da sang mein Herze Bubenlieder,

Auf einmal war das ganze Land
Wie ein Spielkasten mir bekannt.

Vom Riesenturm her hinter Bergen,
War mir's, als käm' ich zu den Zwergen,

Wo alles sich von selbst verstand,
Zu Gold wurde der Gartensand,

Die Rose fällt dir in den Schoß,
Öffnest du still die Hände bloß.

Im Glück ich wie ein Bär mich fand,
Unglück schien mir interessant,

Glücklich zu sein, fand ich fast dumm
Und sah mich gern nach Unglück um.

Ich tat nach ihren Augen birschen,
Die hingen da schwarz wie Herzkirschen,

Ich wollt' schon eine Leiter holen
Und hätte wie als Bub' gestohlen.

Plötzlich fiel sie mir in die Rede,
Fragte: Welch Ohr ihr klingen täte?

Ob's rechts oder im linken sei?
Mit Eile riet ich falsch dabei.

„Dann wird jetzt schlecht von mir gesprochen,"
Sprach sie und hat sacht abgebrochen,

Meinte, sie könnt' nicht weitergehn,
Sie grüßte, und ich durft' nachsehn.

*

Mein Herz warf mich zur Stadt hinaus,
Wollt' nicht zur Königin nach Haus,

Lief im Wald am Schierling vorbei,
Als ob ich ein Giftbecher sei,

Fühlend, ich werd' noch Unglück stiften
Und mir Frau Königin vergiften.

Schlief ein dann unterm Eibenbaum,
Wahrsagend wirkt der oft im Traum.

Kam als König zum Krönungsmahl,
Die Tafel stand gespickt im Saal,

Gäste standen in steifen Reihn,
Hörte die Herolde laut schrein:

„Ihr seid serviert, Madam, ich bitte."
Der Marschall rief's nach alter Sitte.

Unser Nam' aus Juwelen bunt,
Auf dem Tischtuch geschrieben stund,

Königin saß mir gegenüber,
Mitten die Kron', man sah kaum drüber.

Auf meinem Platz fand ich abnorm
Ein Messer fremd in Sichelform.

Weiß nicht, warum ich plötzlich fror,
Solch Messer kam sonst nirgends vor.

Sein steiles Eisen zog mich an,
Und aller Augen hingen dran,

Fühlte die Zung' am Gaumen kleben,
Wußte, dies Messer will mein Leben.

Königin riß das Schweigen ab,
Sprach: „Ich bin's, die dies Messer gab,

Es kriechen Tage aus wie Kröten,
Die Kron' zerspringt, kannst sie nie löten,

Wahnsinnig Schicksal steht am Tor,
Dies Messer nur schützt dich davor."

Und alles altert, wie sie spricht,
Es faltet sich jedes Gesicht,

Mein Blick geht in dem Saale um,
Grau scheint mein ganzes Königtum.

„Wer will den Liebesdienst mir tun?"
Fragt' ich, doch alle Hände ruhn.

Das Messer nimmt die Königin,
Blut scheint ihr in den Augen drin.

Ich ließ den Krönungsmantel fallen,
Voll Blaßgesichter stehn die Hallen,

Tret' hintern Stuhl der hohen Frau,
Küß ihr die Stirn, ihr Haar wird grau.

Sie sieht nicht um, es stößt die Hand,
Hart mir ein Schnitt im Herzen stand.

Ich stürzte mit des Blutes Strahl,
Königin steht aufrecht im Saal,

Sie atmet hoch, die Brust ihr sprang,
Sterbend ihr Blut zu meinem drang. —

Im Walde war es Abend bald,
Da machte ich im Schlafen alt;

Erschüttert kehrt' ich heim zur Stadt,
Wo man Lampen anzünden tat.

Denn dort, wo fromme Leute wohnen,
Stehn in Steinnischen Hausmadonnen,

Und stille Lampen rot und blau,
Brennen bei jeder Himmelsfrau.

Sie halten Wach' mit frommem Frieden,
Und friedlich denkt man dann hienieden.

Frau Königin schlief schon mit Ruh,
Still kam auch ich und deckt mich zu.

Stundenlang hab' ich nachgedacht:
Warum ist man aus Blut gemacht?

Wär' ich wie Heilige aus Stein,
Stünd' ich im Leben rein allein;

Dann wüßte man, daß man nichts wollt'.
Doch solang' Blut im Leib umrollt,

Will dieses Blut stets was erleben
Und tut uns was zu denken geben.

Ich dachte zuviel diese Nacht,
Ameisen hatt' ich mitgebracht

Vom Wald, die ließen mich nicht ruhn,
Und gaben mir stets was zu tun. —

Gewöhnlich sind die Nächte stumm,
Doch singt etwas, sieht man sich um.

Königin sang zur Mittnachtstund',
Als säß' ein Vogel ihr am Mund

Zwitscherte schlafend sich ein Lied,
Als ob sie nachts noch Geigen sieht.

Dabei schien sie mir winzig klein,
Schien größer nicht wie's Herz zu sein,

War wie ein Brünnlein, das sich schwingt,
Mein Ohr war's Becken, drin es klingt.

Fällt uns im Schlaf noch Musik ein,
Muß man wohl gründlich glücklich sein,

Oder man tut aus Sehnsucht singen,
Die man am Tage konnt' bezwingen.

Ich dacht', wir müssen weitergehn
Und fremde Länder uns besehn.

Heimat ist es, die mich beschwert,
Weil man sich hier um Altes schert,

Heimat ist mir ein dumpfes Wort,
Ich lebe lieber weiterfort.

*

Hat man des Geldes allzuviel,
Weiß man nicht recht, wohin man will.

So wollten wir nach Island reisen,
Um Küsse dort auf Eis zu speisen.

Wir taten dicke Strümpfe kaufen,
Und konnten kaum vor Pelzwerk schnaufen,

Wir packten einen Koffer voll,
Der Koffer wurde später toll,

Er platzte nämlich in Italien,
Spaßhaft sind manchmal die Lappalien.

Island kam uns ganz aus dem Sinn,
Wir fuhren zu dem Ätna hin. —

Der Mond rutschte auf flachem Dach,
Und hundert Tauben saßen wach

Und gurrten sich im Mondschein zu,
Hier hatt' ich vor der Heimat Ruh'.

Man riecht nur Öl, nicht Butter mehr,
Und dies macht die Erinnrung schwer.

Hier ist's, wo jeder glücklich ist,
Und Mensch und Tier Makk'roni frißt.

Wie Wein schmecken heiß alle Augen
Und sind auch schön, wenn sie nichts taugen;

Sonne lehrt dem Gewissen Schlafen,
Ist zu gut hier, will keinen strafen.

Auf dem Balkon man selig stund,
Königin küßte meinen Mund.

Sie sprach: „Nun bist du wieder da,
Gottlob, daß weiter nichts geschah.

Etwas hat mich von dir getrennt,
Ich hab' mich so nach dir gesehnt."

Ihr Haar im Sonnschein mächtig war,
Und Sonn' schien hier das ganze Jahr,

Hoch feurig kam es mir entgegen
Als wollt' es mich in Asche legen.

Am Himmel, italienisch blau,
War's wie der Schein der Himmelsfrau,

41*

Italiens Männer, Kinder, Frauen
Mußten mit Andacht danach schauen.

Bald fuhr mit uns ein Schiff vom Stapel,
Und fuhr im Mondschein nach Neapel.

Zum Ätna hat uns dann gebracht
Wieder ein Schiff bei Mondscheinnacht.

Der Berg schien mir verhängnisvoll;
Ich bat, daß Kön'gin warten soll.

Drei Tage steigt man auf und nieder,
Am dritten Tage käm' ich wieder.

Ging auf dem schwarzen Berg dahin,
Und schwärzer wurde mir's im Sinn,

Denn Erd,' Meerwasser, Luft und Feuer,
Die vier gewalt'gen Ungeheuer,

Sieht man hier um den Berg gedehnt,
Weil eines sich ans andre lehnt.

So wie das Weltall aufgebaut,
Daß man dem Element nicht traut,

Da einzeln jedes ein Tyrann,
So schien das Weib mir für den Mann.

Und immer drehte ich am Ring,
Der mir so leicht vom Finger ging.

Ganz schwarzer Staub am Wege lag,
Und in den Dörfern schien kein Tag.

Die Menschen sahen rußig aus,
Wie Schornsteine war jedes Haus.

Wie Kartoffeln im Keller blühn,
Zeigten die Bäume bleiches Grün.

Die Sonne, die schien doppelt weiß,
Von meiner Stirn rann schwarzer Schweiß.

Der Feuerberg, so wild und frei,
Machte mir alles einerlei.

Daß mir das Erdenfeuer nah,
Das ich von weitem rauchen sah,

Führte mein Herz zum Urzustand,
Ich fühlte mich wie Weltenbrand.

Ging so mit finsterem Gesicht,
Wie einer, der ins Knopfloch spricht,

Hatte mein Kinn herabgebeugt,
Als hätte Pluto mich gezeugt.

Zum letzten Dorf ich abends kam,
Wo die Welt seltsam sich benahm,

Die Leute vor den Kirchen lagen,
Taten die Stirn auf Steine schlagen.

Fanatisch betete man wild,
Als ob der Teufel Messe hielt,

Der Himmel, wetterleuchtend wach,
Tanzte als Hex' ums Kirchendach,

Und alle Frauen schienen mir,
Als ritten sie auf Besen hier.

Manche, die rührten sich gar nicht
Mit tausendjährigem Gesicht,

Taten, als wären sie begraben,
Nur weil sie Angst vor Liebe haben.

Und andere, jung und verdorben,
Die schienen oftmals schon gestorben,

Blieben nur so lang' auf der Welt,
So lang' die durst'ge Jugend hält.

Sie starben schnell und kamen wieder
Und hatten hungerige Glieder.

Und andere, brutal und breit,
Die Zunge und die Faust bereit,

Saßen mit Spindeln auf der Straß',
Für alt und jung von gleichem Haß,

Und Kinder nährten sie im Dreck,
Und starben nach erfülltem Zweck.

Ich kniete an der Kirchentür,
Wünscht', daß der Teufel aus mir führ'.

Vom Teufel fühlt' ich mich besessen,
Ich wollte jedes Weib vergessen.

Blitze tanzten wie Feuerreiser,
Die Orgelpfeifen grunzten heiser,

Schwer schrie des Berges Schwefelseele
Der Kirchenorgel aus der Kehle.

Es spotteten die Feuergeister:
Die Ehe ist pappiger Kleister,

Verklebt jeglichem Mann den Mut,
Wenn er auf diesen Leim gehn tut.

Du sollst Sultan der Erde sein
Und jedes zweite Mädchen frein.

Mädchen sind eine blöde Sippe,
Fühlen sich wohl an jeder Krippe,

Sie wollen flott genossen sein,
Schenk' allen deine Liebe ein. —

Das Meer, das um den Berg tat stehn,
Rief: Du sollst kühl ins Weite sehn.

Du sollst dich von den Frauen trennen,
Frei wie der Fisch durchs Leben rennen.

Luft rief: Ach, laß die Frauen liegen,
Stets lästig sind sie wie die Fliegen.

Nur Erde sprach: Ehr die Natur,
Die Frau ist keine Rippe nur,

Die man abschneidet nach Belieben;
Hab' so viel, als dir vorgeschrieben,

Nimm dir nicht mehr, als dir gehört,
Da dich der Überfluß sonst stört.

Mir war's bald dunkel, bald war's hell,
Als drehte man ein Karussell,

Bald war ich Luft, bald Feuer sehr,
In Stücke ging ich mehr und mehr.

Mocht' nicht mehr bei der Kirche liegen,
Bin schwefelwarm bergab gestiegen.

Ich roch nach Teufel lang noch später,
Die Kleider stanken nach Salpeter.

Er atmete mich gründlich an,
Grün ward mein goldner Plombenzahn.

Zwei Tage konnt' ich noch nicht sprechen,
Ließ mich nur von den Mücken stechen,

Hab' stundenlang hart und vernarrt,
Im Garten vor mich hingestarrt,

Wo im Käfig ein Affe saß,
Der philosophisch Flöhe fraß.

Die Indier, dacht' ich, haben recht,
Die Tiere sind ein schlau Geschlecht,

Stellen sich stumm und sprechen nicht,
Weil man dann niemand was verspricht.

Ich war im Feuerbann gewesen,
Und Feuer konnt' mich nur erlösen.

Frau Königin hat mich geküßt,
Sie sagte: „Sag, ob du's noch bist?"

„Ich bin's," sprach ich, „doch will ich haben,
Im Ätna sollst du mich begraben,

Wenn ich einmal gestorben bin,
Dann fahre mich zur Höll' dorthin.

Ein Teufel bin ich Tag und Nacht,
Der dir verweinte Augen macht."

Sie sprach: „Ich lieb' den Teufel sehr,
Und gäb' ihn nicht dem Ätna her.

Bin froh, daß du zurückgekommen,
Auch wenn du dich so schwarz benommen."

— Nachts, wenn die Grille draußen hupft,
Italien Mandolinen zupft.

Manch Liebeslied zog bei uns ein,
Und man läßt dann das Schlafen sein;

Zur Mandoline gut sich's küßt,
Wenn man wieder anwesend ist.

*

Ich hatte alles, was ich wollt',
Ein Weib und einen Haufen Gold,

Sprach: Mit dem Weibe ganz allein,
Kann jeder Mann zufrieden sein.

Europa, dieser alte Fetzen,
Mein Weib, dacht' ich, kann ihn ersetzen.

Ich will die Heimat nicht mehr sehn
Und will zu Gegenfüßlern gehn.

Niemand dir dort im Wege steht,
Wo die Uhr einen Tag vorgeht.

Empfängst du dort dein Morgenblatt,
Zu Haus man Abendzeitung hat.

Kein Gedank' kann dann bei ihr sein,
Stehst du dort auf, schläft sie grad' ein.

Also ich meine Heimat floh,
Verlegte mich nach Mexiko.

Man ist ein gutes Stück dann fort,
Denn spanisch klingt dort jedes Wort.

Und da die alten Traditionen,
Nur schwach im fernen Westen wohnen,

Nahm ich aus Europa das Best',
Was in der Eil' sich packen läßt.

Von Milos Venus lebensgroß
Man mir für Geld den Gipsguß goß,

Tat sie in eine Riesenkist',
Damit sie drüben bei uns ist.

In Bronzeguß den Stier Apis,
Den Sonnengott, den Osiris,

Und nahm auch mit den Gott Buddha,
Der sanft auf seinen Nabel sah,

Denn lebt man einsam gar so fern,
Hält man doch noch auf Götter gern.

So packte ich ins Schiff sie ein,
Als sollt's die Arche Noah sein.

Ist dann das Schiff in Mexiko,
Dacht' ich, liebt man sich göttlich wo.

Gern schwitz' ich in der Tropenwelt,
Wenn nur der Kitt der Herzen hält.

Doch hatte ich es ganz vergessen:
Fremd sind die Tropen zugemessen.

Mexiko, die Indianerstadt,
Dreihunderttausend Rothäut' hat,

Die nur in weißen Hemden stecken,
Regnet's, tragen sie rote Decken.

Wie ich kam, war just Totenfest,
Wo man die Toten leben läßt,

Man trank statt Bier Milch von Kakteen,
Ich fand, man läßt sie besser stehen.

Kakteen man wie Kühe molk,
Denn seinen Rausch will jedes Volk.

Beim Marktplatz bei der Kathedral'
Tanzte man froh zu dem Cimbal,

Aus Marzipan und Zuckerbrot
Gab's Totenköpf' mit Augen rot,

Grabsteine, Sarg und Leichenwagen,
Auch Schokolad' war süß dem Magen,

Der Tod schmeckte selbst als Skelett,
Aus Kuchen sogar macht er fett.

Bunt saß der Tod in hundert Buden,
Die lebhaft zum Einkauf einluden,

Ich brauchte nicht den Tod zu kaufen,
Denn Heimweh ließ mich kaum noch schnaufen.

Fremd war der Gegenfüßler Welt,
Fühlte mich stündlich kopfgestellt.

Statt Spatzen, aufgereiht in Gassen,
Aasgeier auf den Dächern saßen,

Ihr Aug' stierte blutgierig still,
Ob man sein Herz hinwerfen will,

Rebellisch rauscht dann ihr Gefieder,
Stürzen sie zu den Gossen nieder,

Reißen sich wegen eines Bissens
Schwarz wie die Geier des Gewissens.

Mein Herz schien mir dazu zu gut,
Wenn's auch was will, was man nicht tut.

Kaum tröstlich wirkten Mißgeburten,
Die liebevoll gepflegt hier wurden.

Menschen, die von Geburt nicht locken,
Taten an Straßenecken hocken.

Halb Kalb, halb Hund manch einer war,
Ein anderer zehnarmig gar.

Anbettelnd dich um dein Erbarmen,
Winkten sie dir gleich mit zehn Armen.

Ich dacht', werd' ich nochmals geboren,
Bring' ich gleich mit die Eselsohren.

Warum hab' ich die Reis' gemacht,
Und hier die Götter hergebracht?

Ich ging noch zur Arena rot,
Dort stach man festlich Stiere tot.

Den schönen Stier, ich kann's nicht fassen,
Sollte man wirklich leben lassen.

Stolz auf vier Beinen angebracht,
Verkörpert er die Mannespracht.

Nur weil das Rot ihn irritiert,
Wird er mit Kunst zu Tod verführt.

Auch ich kam nur nach Mexiko,
Weil ich vor etwas Rotem floh,

Wie 's rote Tuch vor einem Stier,
Hing stets mein Herz vorm Auge mir.

Vor meinem Blut wollt' ich entfliehn,
Doch tat mein Blut stets mit mir ziehn.

Nachts war gar alle Ruhe hin,
Nachtigalln wie Trompeten schrien.

Die Nacht, die süß zum Liebeswerben,
Taten Kleinigkeiten verderben,

Ich werde niemals sie vergessen,
Fast jede hat mich aufgefressen.

Moskitos leben klein für sich,
Wie Nähmaschinen Stich bei Stich,

Und liegst du unter dicken Netzen,
Sie fressen dich auch dort in Fetzen,

Sie lieben mehr das fremde Blut,
Und dazu ist der Fremde gut.

Mußt nächtlich blutig um dich schlagen,
Kennst bald nur Schlaf vom Hörensagen.

Frau Königin ward ganz entstellt,
Natürlich, daß ein Weib das quält.

Sie sprach: „Es dauert nicht mehr lang,
Erkennst du mich nur noch am Gang.“

Morgens am Fenster wir auch fanden,
Daß draußen fremde Länder standen.

Statt früh die Milchfrau klingeln tut,
Nahn Mädchen mit Kaffee im Blut.

Sie bieten schweigsam wie die Toten,
Paprika scharf in roten Schoten.

Gefärbte Rosen sie auch gaben,
Wie angestrichne Waisenknaben.

Raben, bemalt wie Hottentotten,
Als Paradiesvögel sie boten.

Im Hintergrunde standen Krater,
Katzenbuckelnd wie falsche Kater,

Und Erdbeben trieb sich umher,
Es kollerte wie Bauchredner.

Sah Hängelampen pendelnd schwanken,
Hielt mich nur aufrecht in Gedanken.

Fühlte mich in dem Wiesenrain,
Mit meiner Frau als Blattlaus klein,

Tat jedes Graslager vermissen,
Denn ringsum tat nur Kaktus schießen.

Die Welt schien mir verkauderwelscht
Und nur mein Heimweh unverfälscht.

Frau Königin, wie immer mild,
Blieb mir im Schmerz Madonnenbild,

Wenn neue Wunder uns geschahn,
Sah Königin mich fragend an.

Dann senkte sie die Augenlider
Und sah still in ihr Herze nieder.

Das war der einzig glatte Fleck,
Hier war noch nicht die Ruhe weg.

Die Venus blieb im Lagerhaus,
Wir packten sie schon gar nicht aus.

Ich sprach: „Dies ist der erste Grund:
Nie ist ruhige Liebesstund',

Und trotz der Hitz' hat kalt man da,
Es zieht mich heim nach Europa.

Auch sieh mal diese Palmen an,
Die Palm' mich nie verstehen kann,

Ich tue alle sie verfluchen,
Sie sind durchaus nicht wie die Buchen,

Und ich will nicht mein ganzes Leben,
Hier diesen fremden Strünken geben.

Es tut zu Mißgeburten treiben,
Ich will nicht eine Nacht mehr bleiben."

Königin sprach: „Was gut ich seh',
Gut riecht's nach Zucker und Kaffee,

Wir kaufen viele Pfunde ein,
Und dann soll auch die Heimreis' sein.

Die Götter mögen all hier bleiben,
Daß sie die Moskitos austreiben.

Es ist ein Ach in jedem Wind,
Auch ich die Heimreis' lohnend find'."

Ich kaufte klein ein Krokodil,
Es weinte mir der Tränen viel,

So daß ich lachend davon kam,
Als ich vom Land schnell Abschied nahm.

Kaum traten wir auf hohe See,
Da rief das ganze Schiff: „Juchhe!"

Die Wellen rund wie Kugeln schossen,
Und senkrecht auch wie lange Hosen,

Sturm kam da jeden Nachmittag,
Selig ich auf dem Rücken lag,

Der Sturm kam wie Artillerie,
Doch stündlich ich laut „Vivat" schrie.

Das Schiff auf Hinterfüßen stand,
Ging fast vor Freud' aus Rand und Band.

Mit Balken lag das Meer belegt,
Wracks kamen durch den Sturm gefegt,

Ich zähl' es zu dem Wunderbaren,
Daß wir nicht auf dem Kopf gefahren.

Weiß war im Schiff ein Marmorsaal,
Königin lag dort wäschefahl,

Ihr schönes Haar hüllte ein Tuch,
Denn tölpelhaft kam oft Besuch.

Mit schweren Schritten wie ein Gong,
Warf sich das Meer in den Salon,

Wusch scharf mit Salz das Haar uns aus,
Ich rief: „All Gold geht uns heraus.

Heb' ich den Suppenteller auf,
Fließt die Supp' senkrecht mir hinauf,

Es stirbt im Hirn jeder Begriff,
Ich seh' die ganze Zukunft schief."

Man schrie sich aus, der Sturm war laut,
Schiffsgötter hab' ich uns erbaut.

Hört' ich die Schiffskatze miauen,
So wuchs in mir das Gottvertrauen,

Und morgens, wenn der Sturm noch schwach,
Krähte ein Küchenhahn mich wach,

Getröstet hat mein Herz gelacht,
Hat Mist und Kühe sich erdacht.

Doch abends, war der Sturm zu viel,
Holt' ich das kleine Krokodil.

Es fraß nicht und hielt Winterschlaf;
Streichelnd, wenn man den Nacken traf,

Sah es aus seinem Traum heraus
Und weinte sich statt meiner aus.

Tat man zwischen zwei Welten schweben,
Ersehnt man endlich Festlandleben.

Beim ersten Leuchtturm von England,
Frau Königin still auferstand,

Zur Nachtstund' brannten wir Raketen,
Daß Lotsen uns bemerken täten.

Am Morgen war schon Hävre da,
Und hinter ihm ganz Europa.

Wenn man solch' Luftfahrt überstand,
Dann küßt man gern sein Heimatland.

Nachts voll Confetti flog Paris,
Wo man den Karneval einblies,

Königin sprach am Opernplatz:
„Hier ist wieder Europa, Schatz.

Moskitos konnt' ich nicht forthetzen,
Und dir Europa nicht ersetzen."

Ich rief: „Laß jeden Weltteil leben,
Wir wollen tanzend weiterschweben."

*

Doch Moskitos, sie sind auch da
Im angebornen Europa.

Etwas in mir tat heftig bocken,
Und blutdürstig blieb es nicht hocken.

Das ideale Heidentum
Lag stets um Griechenland herum,

Dort ging der Mensch einst nackt auf Erden.
Ich wollt' ein alter Grieche werden.

In Griechenland sind Tropen kaum,
Dort steht auch Birk' und Eichenbaum.

Ich bau' dort irgendwo ein Haus
Und schau' auf Griechenland hinaus.

Frau Königin sprach diesmal: „Nein,
Ich bitte, reis' zuerst allein,

Such du uns unten Haus und Garten,
Ich werd' bei meiner Mutter warten." —

Neumond hing an der Himmelswand,
Als ich im Mittelmeer mich fand.

Der Mond ward fein wie eine Ahle
Und stach mich in die Seelenschale,

Er drang mir stündlich tiefer ein
Und sagte: „Mensch, du bist allein!"

In zweiter Nacht ward er zur Wiege,
Mir war's, als ob ein Weib drin liege,

Ein Weib mit dunkeln kurzen Locken,
Der Mund war mir vor Sehnsucht trocken.

Endlich der Mond im Meer still stand
Als Schaumweinkelch mit flachem Rand.

Ich tat nur wenig an ihm nippen
Und fühlt' ihn brennend in den Rippen,

Er gab mir Heimweh zum Begleiter,
Und sprach: „Warum reist man jetzt weiter?

Warum nach Fremdem stets gehetzt?
Komm doch mal in die Heimat jetzt!

Denn wechselst du auch Ort um Ort,
Noch keiner reiste von sich fort.

Du sollst still in der Heimat stehn
Und deine Sünden dort begehn.

Dein Schicksal hat dir's vorgeschrieben,
Zwei Fraun sollst du vor allem lieben.

Entsetzt sah ich das Heimweh an:
„Gibt's nichts, was mich noch retten kann?"

„Der Tod," sprachs Heimweh schnell bereit,
„Doch dazu hast du stets noch Zeit,

Lebst du, so mußt du sündigen
Oder dem Leben kündigen."

O Gott, wer hätte das gedacht,
Daß Liebe mich zum Zwilling macht!

Ich fürchte mich vor Schuldgewicht,
Doch sterben möcht' ich auch noch nicht.

Nun wußte ich es wieder klar,
Weshalb ich unterwegs stets war.

Sehnsucht ist heimlich wie die Laus,
Dem schwarzen Mohrle wich ich aus.

Sie sitzt im Pelz mir wie die Motten
Und ist nicht mehr dort auszurotten.

Wie Klimafieber sie mich plagt,
Seit „glücklich bin ich" ich gesagt.

Glück sollte man nie laut gestehn,
Dann ist ein Unglück schon geschehn,

Ausspucken soll man schnell dabei,
Weil sonst das Glück zum Teufel sei.

Zu spucken hatt' ich ganz vergessen,
Da jene Dame nahgesessen.

Was fang' mit jener Lieb' ich an,
Die sich legitimieren kann?

Denn einstmals, als es niemand sah,
Ging ich heimlich zur Großmama,

Blitzschnell ich meine Lieb' gestand
Und bat um Mohrles Kinderhand.

War Übermensch damals noch nicht
Und nur symbolisch ein Gesicht,

Hatt' schöne Zähn' und sonst nichts mehr,
Das ist nicht viel, liebt man auch sehr.

Großmutter kratzte ihre Warze,
Zerschnitt die Lieb' als strenge Parze.

Nie ganz mein Herz vom Mohrle wich,
Wir sahn uns öfter innerlich,

Doch hatt' ich sie vergessen schier,
Bis sie leibhaftig stand vor mir

42*

Und fragte, ob ich glücklich bin.
Weiß jetzt vor Unglück nicht, wohin.

Heimat schien mir ein Deckelhaus,
Drückt man daran, sprang's Mohrle 'raus.

O Mohrle mit dem Mohrenkopf,
Du machst mich noch zum Sündentropf!

Seufzend fuhr ich zum Mittelmeer,
Der Mond schwamm feurig nebenher,

Ganz afrikanisch roch die Luft,
Der Mond schien eine helle Gruft,

Sah wie der Feuerofen aus
In einem Krematoriumhaus.

Bald, dacht' ich, schiebt man mich hinein,
Nein, bat ich, ich will Sünder sein,

Will mich als Sünder künftig geben
Und nicht so jung vom Sterben leben.

Doch fiel manch' Regen noch herab,
Und nicht so schnell ich mich ergab.

Ich suchte noch in Griechenland,
Ob ich Ruh' vor Frau Sünde fand.

Nah bei Athen am Hymettos,
Dacht' ich, liegt mir ein Klosterschloß,

Zerschossen sind dort Deck' und Dielen,
Dort nehm' ich Räuber zu Gespielen.

Ich hause in dem alten Bau,
Kaffee kocht mir die Räuberfrau,

In Fallen fang' ich Eulen ein,
Die trag' ich nach Athen hinein.

Denn scheinst du dort nichts auszugeben,
Nur dann lassen dich Räuber leben.

Und nachts, wenn ich nicht schlafen kann,
Hör' ich Räubergeschichten an.

Am Tag schreib' ich Frau Königin,
Daß ausgemacht ich Sünder bin,

Für sie sei wert ich keinen Zoll,
Und sie mich nicht ersehnen soll.

Das Kloster fand ich wie gedacht,
Doch war zu teuer mir die Pacht,

Und Wäscherinnen lebten dort,
Die schnatterten in einem fort.

Ich war gelandet bei Athen,
Draußen, wo keine Tempel stehn,

Doch feierlich war's mir im Herzen,
Als stünd' das Land voll Räucherkerzen.

An Venusäpfeln war nicht Not,
Im Hafen lag voll Boot bei Boot.

Ich mußte an den Paris denken,
Schwer ist's, Göttinnen nicht zu kränken.

Prachtvoll wie weiße Heidenfrauen,
Waren die Tempel anzuschauen,

Doch fremd fühlt ich auch hier mich wieder:
Sie hatten keine Heimatglieder.

Sie sind nur edel anzusehen,
Man kommt zu ihnen auf den Zehen,

Und auf den Zehen schlich ich weiter,
Und Heimweh blieb die Himmelsleiter.

Vor den Theatern blieb ich stehn,
Die ohne Dach zum Himmel sehn;

Einst spielte man bei schönem Wetter
Mehr für den Himmel und die Götter.

In Logen, in kornblumenblauen,
Saß da der Gott mit Götterfrauen,

Sah auf die Menschenpüpplein hin,
Denen er seinen Geist verliehn.

Und wie der Gott im Blau auch heißt,
Auch mir verlieh er seinen Geist,

Er tat auch manche Göttin rauben.
Ist Lieb' dabei, tut er's erlauben.

Und auf den Zehen schlich ich weiter,
Stets schleppend an der Himmelsleiter.

Der Marmor der Akropolis
Hoch königlich sich sehen ließ,

Des Tempels heller Wunderbau,
Gemahnte mich an meine Frau.

Vom Berg fällt seine Marmorschleppe,
Ehrfürchtig trat ich auf die Treppe.

Er deutet auf Gebirg und Meer,
Und gibt die Welt verschwendend her,

Und sinkt man an sein Antlitz nieder,
Möchte man nie zur Erde wieder.

Ein Schluchzen steckte mir im Hals,
Der Tempel schien mir wie aus Salz,

Aus Tränen schien er steif geweint,
All Leid der Welt in ihm vereint.

Er sah so bitter auf mich nieder,
Und heimlich schlich ich weiter wieder.

Da festlich bei dem Stadtgedränge
Trat froh ein Tempel aus der Enge,

Hat wie ein Tanz irdisch erfreut,
Und keinem Gott war er geweiht,

Trug einen Helden nur im Sinn:
Dem Theseus gab er stets sich hin.

Irdisch vertraulich war er mir,
Wie Chopin am Salonklavier.

Die Marmorsäulen und die Pforten
Schienen wie Kerzen gelb geworden,

Schon morgens sah das ganze Haus
Wie Abendsonne festlich aus.

Der Tempel, dacht' ich, da vor dir
Scheint wie des Mohrles Seele schier,

Voll Spiel steckt sie schlafend und wach
Und steckt voll Tanz bis unters Dach.

Wie Amor in dem Heimatschloß,
Wuchs sie als Amorette groß.

Das Mohrle läßt dir keine Ruh,
Kehr' um und klapp den Koffer zu.

Ein Platz jedoch noch zu sich lockte,
Es war dort, wo die Pythia hockte.

Nach Delphi wollt' ich gläubig noch,
Der Erde Nabel ist das doch,

Dort, wo man seine Zukunft sah
Und unerwartet nichts geschah.

Itea hieß die Schiffstation,
Es wartete ein Maultier schon,

Auf heil'ger Straße, jetzt ganz leer,
Lief nur des Esels Schatten her.

Durch Ölwald ging's bergauf, bergab,
Von oben sieht man dann hinab.

Eiskalt kam es aus Felsenspalten,
Mein Fell zog sich in Gänsefalten,

Heilige Quellen, stark versumpft,
Weinten wie Weiber eingeschrumpft,

Und Wolken stets die Welt verschoben,
Man war nicht unten und nicht oben.

In Klüften ward das Echo wach,
Dachtest du laut nur etwas nach,

Und Delphi, das einst schön gebaut,
Lag wild, als ob man Marmor kaut.

Niemand wohnt mehr auf den Ruinen,
Nur Hirten, die den Schafen dienen.

Ich stieg auf Säulen wie Skelette
Und lief im Stadion um die Wette,

Lief ganz allein dort in der Bahn
Und kam zuerst als Sieger an.

Sage: zuerst, denn nebenbei
Liefen plötzlich der Schatten drei,

Und rennt mein Schatten noch mit zwein,
Müssen bei Schatten Menschen sein.

Suchend schaut ich am Ziel mich um,
Doch blieb mein Auge suchend dumm.

Nachts erst, wo ich im Bett wach lag,
Da wurde mir im Mondschein Tag.

Die Fenster standen aufgerissen,
Der Mond schien wie ein fremd Gewissen,

Pythia saß nackt auf dem Mondstein,
Sprach laut und deutlich auf mich ein:

„Im Herzen trägst du zwei als Beute,
Und ihre Schatten sahst du heute.“

Ich rief: „Ach, daß ich Ruhe finde!“
Sie sprach: „Erlösend wirkt die Sünde.“

Sie zog verklärt ihr Hemd sich an,
Der Mond in Dämpfen dann zerrann.

Der Erde Nabel grunzte nach:
„Sündigen sollst du ohne Ach.“

Ich hab die Fenster zugeschmissen,
Warf mich verrückt in meine Kissen.

Nun wußt' ich, niemals halt ich Treu,
Und vor der Tat kam schon die Reu.

Wollt' erst recht nicht zur Heimat gehn,
Weil ich in Delphi hellgesehn.

Ich schlich mich in Arkadien ein,
Wollte beim Pan ein Hirte sein.

Frühling spazierte durch die Au,
Hinterließ Blumen rot und blau,

Schön saß sich's bei antiken Quellen,
Hörte den Pan am Mittag bellen,

Und sieht der Pan dich meckernd an,
Wachsen auch Hörner jedem Mann.

So lag ich fauler als die Drohnen
Bei rot und blauen Anemonen,

Und um mich Hirten weiß in Fellen,
Schafe hundert, und hundert Schellen.

Nah im gestorbnen Eichenhain
Stand greis ein mager Tempelein.

Plötzlich entfallen mir die Glieder,
Im Tempel tanzt ein fremder Widder,

Die Hirtenhunde querfeldein
Ziehn rennend ihre Schwänze ein;

Die Schafe scheu zur Seite rücken
Uud tuen sich vor Schreck zerdrücken,

Die ganze Landschaft meckert laut,
Die Haare sind mir fast ergraut,

Mir war, als wenn die Hölle lachte
Und Satan schlechte Witze machte.

Später man mich ohnmächtig fand,
Man sprach, es käm vom Mittagsbrand.

Doch Pan, er hatt' mich angesehn,
Und Hörner konnten jetzt entstehn,

Und warum sollten sie nicht kommen,
Da ich mir Untreu vorgenommen.

Denn wo der Mann die Frau betrügt,
Der Teufel leicht mit Hörnern pflügt.

O Liebe, großes Fabeltier,
Auch deine Hörner wünsch' ich mir,

Erleben will ich gründlich dich,
Vor Unerlebtem fürcht' ich mich!

Und jetzo will ich nicht verschnaufen
Und heute noch zum Mohrle laufen.

*

Nie fürchte vor der Heimat dich,
Die Fremde, die zehrt fürchterlich,

Nur Heimat nimmt dich in den Arm
Und ist wie Muttermilch so warm.

Und Heimat ist wie Honigwaben,
Wo Herzen meist was Süßes haben.

Dort sind die langweiligsten Tage,
Erfüllt von deiner Kindheit Sage,

Dort tun die Stunden schal und hohl
Durch ihr Gedankenloses wohl.

Erkennst du sie als Himmelreich,
Dann bist du erst den Göttern gleich.

Gut ist dort jeder Pflasterstein,
Kennt deine Stiefel, als sie klein,

Und von den Sperlingskindern da
Pfiff auf dich die Urgroßmama.

Jeder nicht gleiche Heimat hat,
Doch irgendwo findet sie statt,

Und auch im kleinsten Bürgernest
Aus Lieb' du auf dich pfeifen läßt.

In meiner Stadt regiert der Wein,
Nach Wein riecht jeder Pflasterstein,

Keller sind dort wie Katakomben,
Drin summen Fässer wie die Bomben.

Wenn man im Keller selig ist,
Den Leib man wie im Grab vergißt,

Der Kater reißt dich leicht nach oben,
Zum Kirchendache hocherhoben,

Und meine kleine Vaterstadt,
Unzählig viele Kirchen hat.

Und in den Kirchen ist es schön,
Wo schwärmerisch Madonnen stehn,

Doch in den Kirchen ist's auch kalt,
Und man verläßt sie wieder bald.

In warmen Straßen brennt die Sonnen,
Auch in der Sonn' wandeln Madonnen.

Ich kam an zum Frohnleichnamstag,
Wo alles auf den Straßen lag,

Aus Teppichen baut man Altäre,
Weil Gott mal gern im Freien wäre,

Sah weißgekleidet Mädchen ziehn,
Schleppten auf Bahren Goldmarien.

Ach, dachte ich, in meiner Stadt
Die Kirche viele Frauen hat,

Darum ist es wohl einerlei
Nimmt sich ein Mensch auf Erden zwei.

In einem Kirchenkeller steht
Ein Brünnlein, wo man gern hingeht,

Denn wer von seinem Wasser trinkt,
Es dann gar leicht zu Kindern bringt.

Frauen drängten zum Kellerloch,
Denn Kinder wünscht sich manche noch,

Und da ich keine Kinder kriege,
Trank ich und wünscht eins in die Wiege.

Wie ich vom Becher ernst aufsah,
Stand schon das Kind leibhaftig da.

Das Mohrle stand am Brunnentrog,
Andächtig es am Eimer zog.

Für Augen soll's ja auch gut sein,
Das Wasser, nicht für's Haus allein.

Das Möhrle stand mir gegenüber,
Und meine Augen schielten über.

Ich tauchte in die Menschenmenge
Und zog mein Schicksal in die Länge,

Ich floh und machte nirgends halt,
Am liebsten lief' ich, bis ich alt.

Und hinter mir rannten die Glocken
Und wollten mich zur Jungfrau locken.

Die Landschaft roch nach Rosensalben,
Die Sonne, selber tat sie kalben,

Es lag in jeder Fensterscheib'
Glänzend ein runder Sonnenleib,

Und Sprungfedern auf allen Wegen,
Und überall sprang was entgegen.

In Büschen, die vor Glut ganz mager,
Hielten die Schnecken Liebeslager,

Der letzte Sünder war sich gut
Und fühlte Heiligkeit im Blut.

Lieb' kam selbst zum Holzapfelbaum,
Er sah die Welt versüßter kaum.

Nur ich wußte nicht, was ich will,
Ach stünd' mein Schalkherze doch still!

Beruhigend wär es zu sehn,
Tät im Weinberg ein Haus mir stehn,

Und Königin schaute heraus.
Ich bau' am Berg mir gleich ein Haus.

Und als das Haus gleich fertig war,
Entdeckte ich gar sonderbar:

Ich nahm das Maß zur Tür zu klein,
Fenster waren nur Fensterlein,

Ein Puppenhaus war's niedelich,
Königin rief: „'s ist nicht für mich."

Sie zog ins Haus erst gar nicht ein
Und wollte in Hotels stets sein.

Sie nährte einen Heimathaß
Und sprach: „Es macht mir keinen Spaß,

Ich möcht' die Lustigkeit gern teilen,
Mit der Menschen zum Wein hier eilen.

Doch Glocken gehen stündlich um,
Und trauernd ich mein Ohr vermumm.

Die Glocken rufen wie zum Grab,
Dein oder mein Herz fällt bald ab."

So gingen wir mit wehen Reden
Durch Gärten voll von Amoretten,

Die zeigten sich leicht den Popo,
Und unsre Herzen ebenso.

In Gärten, wo den Nachtigallen
Liebeslieder im Schlaf einfallen,

Prangten umsonst pausbackig Rosen
Königin und dem Treulosen,

Nachts hing der Mond krumm wie ein Beil,
Das scharfe Schicksal hatte Eil'.

*

Es war im Herbst, man machte Wein,
Da hört' ich nachts mein Kissen schrein,

Frau Königin schlief still bei mir,
Ich dacht: „Das Mohrle schreit nach dir."

Abends ging ich den Weinbergweg,
Den ich so gern zu gehen pfleg'.

Die Stadt lag unten voll Gelichter,
Häuser weinselig wie Gesichter,

Wie Phantasie glühte der Fluß,
Wer darauf geht, ertrinken muß.

Froh bei den Winzern traf ich sie,
Und still sprach ich: Jetzt oder nie!

Das Mohrle ließ aus allen Taschen
Ihr Lachen los wie aus Weinflaschen,

Wir lachten in den Weinberglauben,
Die Herzen gärten wie die Trauben,

Man ließ Raketen glühend steigen,
Als müßt' man die Gefühle zeigen.

Der Most nimmt manchen Gott im Sturm,
Viel öfters noch den Erdenwurm,

Wir knackten Nüsse, tranken Most,
Herz stieß ans Herz und sagte: Prost!

Als mit den Winzern heim wir zogen,
Ist von der Hand mein Ring geflogen.

Ein steinern Heil'genbild dort stand,
Da flog der Ehring von der Hand.

Weiß schien das Antlitz der Madonnen,
Vom Garten, wo nur Nonnen wohnen.

Als tät sie mir 'n vom Finger ziehn,
So flog der Ring zum Garten hin.

Den Liebestanz tat ich just lehren,
Der Himmel wollt' es mir verwehren,

Denn plötzlich Regen runterrannte
Und man sein Parapluie aufspannte.

Doch wir tanzten im Regen fort,
Die Füße hatten froh das Wort,

Das Herz schlug Takt hinter der Weste,
Ich hob den Arm mit schönster Geste.

Da war's, daß mir der Ring fortflog,
Er, der nicht gern mit mir betrog.

Ich suchte ihn in allen Falten,
Die Nonnen haben ihn behalten.

Vielleicht, wenn er im Garten liegt
Und kleine Eheringe kriegt,

Verliebt werden die Nonnen werden
Und Klöster schwinden von der Erden.

So scherzte ich darüber hin,
Weil's Mohrle mich zu lieben schien.

Zum Weinberg führten tausend Stufen,
Beim Aufstieg manchem Müh sie schufen,

Ich hab' es umgekehrt gemacht,
Der Abstieg hat mir Müh' gebracht,

Dacht' ich an Mohrles Haustürschwelle,
Die wartete als Trennungsstelle.

Liegt still die Stadt nachts hinter Türen,
Tut man aus Häusern 's Küssen spüren.

Was ganze Häuser glücklich macht,
Ansteckend wirkt das oft bei Nacht,

Und auch aus Mohrles Stiegenhaus
Sah's Dunkel ansteckend hinaus.

Liebt man still, jeder wissen muß,
Sehnt auch der andre einen Kuß.

Dies zu ergründen, macht oft bänger
Und man verabschiedet sich länger.

Endlich suchte mein Mund sich aus
Den besten Platz im Stiegenhaus.

Das Stiegenhaus ward Himmelsleiter,
Oben sprach's Mohrle: „'s geht nicht weiter."

Ich bat: „O, öffne deine Tür!"
„Ach," rief sie, „welche Angst ich spür'!

O, eine Angst, nicht zu beschreiben,
Mein Balzer, du mußt draußen bleiben."

Die Tür fiel auf die Nas' mir zu,
's Schlüsselloch rief: „Geliebter du."

Seufzend hat dann die Tür geschwiegen
Und ließ mich seufzend draußen liegen.

Und drinn und draußen horchte man,
Wer wohl am tiefsten seufzen kann.

Auch dieser Treppe war dann eigen:
Schwerer war das Hinuntersteigen.

*

Aber zu Haus Frau Königin
Saß wie ein Geist im Zimmer drin.

Sie sprach: „Glaub nur, daß längst ich's weiß,
Und darum schwitz' ich Todesschweiß.

Du bist mir heut untreu gewesen,
Und davon werd' ich nie genesen.

Ich konnte es durch Wände sehn,
Du tatst gestohlne Wege gehn.

Da sieh, ich hab' von Folterqual
An jeder Hand ein Nägelmal.

Als ich das Dunkel taghell fand,
Drückt' ich die Nägel in die Hand."

Und kugelnd, wie die Eier rollen,
Sind uns die Tränen schnell entquollen.

Wir ließen ihnen flotten Lauf,
Und eins hob sie dem andern auf.

Noch liefen vier gesalzte Flüsse,
Da fanden wir schon alte Küsse,

Tanzten wie die geheilten Lahmen,
Die sich vom Herz die Krücken nahmen.

Ich sank zum Kuß auf ihre Hand
Und hab' das Nägelmal erkannt.

Ist es, als wenn die Steine klagen,
Dann traut man sich nichts mehr zu sagen.

Tat wie geschlachtet tief erröten,
Wünschend, man mög' mich schleunigst töten.

Plötzlich sah sie die leere Hand,
Den Finger mit dem weißen Rand,

Dort, wo mein Ring vorher gesessen,
Sie sprach: „Hat sich der Ring vergessen?“

Erklären tat ich nur ein Wort, —
Da flog ihr Ring vom Finger fort.

Sie sprang und stampfte auf das Gold,
Als wenn sie sich zertreten wollt'.

Sie flog zur Luft mit hundert Armen,
Raufte ihr Haar wild zum Erbarmen,

Und es erschien mir voll Entsetzen,
Als riss' sie sich in kleine Fetzen.

Ich rief: „Ach, alles ist vorbei,
Geh du nur selbst mir nicht entzwei!

Dein Schmerz tat meine Sünde richten,
Ich werd' auf Fortsetzung verzichten.

Die ganze Welt sei jetzt vergessen,
Und treu wird stets zu Haus gesessen.

Ich habe mich so lang gewehrt,
Sehnsucht jedoch um nichts sich schert.

Das Mohrle liebte ich ganz stumm,
Ich lieb' euch beid', das bringt mich um.“

Da nahte sie sich auf den Zehen,
Wie Löwinnen auf Wüsten gehen.

Sie sprach: „Und das nennst du verzichten?
Gott möge dich und sie vernichten!“

Ich rief: „Gott straf' mich auf dem Sitz,
Tu Unrecht ich, Gott send' den Blitz!“

„Ach nein,“ rief plötzlich da mein Weib
Und warf sich über meinen Leib,

43*

„Kommt dir der Blitz, sterb' ich mit dir,
Ich bleibe nicht alleine hier.

Ich weiß, dein Herz ist immer rein,
Muß anders nur als andre sein.

Was schlecht ist, wenns ein andrer tut,
Wenn du es tust, dann ist es gut."

Die Tränen liefen um uns rund,
Wir weinten eine lange Stund',

Und endlich sahn wir beide ein,
Wie einer ist, so muß er sein.

*

Doch dann an einem Wintertag
Königin sprach: „Ich nicht mehr mag.

Frau Holle wohnt jetzt weiß im Land,
Und schön ich stets ihr Bettuch fand.

Will auf dem Land mir Ruhe holen,
Die Ruhe, die man mir gestohlen.

Wir sind ja beide dick voll Sorgen,
Ich reise noch an diesem Morgen.

Drei Tag' geb' ich dir zu bedenken,
Ich kann mich länger nicht verrenken.

Und soll ich dich nur halb stets haben,
Werf' ich mich lieber vor die Raben."

Kaum ging Königin aus dem Haus,
Da wollt' ich selber auch hinaus.

Aus Angst vor dem Entscheidungsruck
Trieb ich am hellen Tage Spuk.

Mir schien, an jedem Droschkenstand
Gingen die Gäul' aus Rand und Band,

Fühlte, wenn ich vorüberkam,
Selbst Droschkengäule sind dir gram.

Der Gaul, der auch ein edles Pferd,
Denkt: Du bist keine Droschke wert.

Wie man in alter Zeit schon frug,
Befragte ich der Vögel Flug

Und sah durch meine Fensterscheiben
Vögel im Flug weissagend schreiben,

Doch Tauben, Spatzen, Kirchenraben
Verschiedene Weissagung gaben.

Wahrsagt so viel das Vogelreich,
Meint man zuletzt, 's ist alles gleich.

Es drängte mich hinaus aufs Land,
Dort, wo mein Puppenhäuschen stand.

Dort tat ich durch die Räume steigen,
Einsamkeit war auch hier mein eigen.

In Stuhl und Bett fehlt was hinein,
Das Fehlende soll weiblich sein.

Ich tat bestürzt die Augen senken,
Denn man erschrickt auch bei dem Denken.

Am nächsten Tage kam ich wieder,
Gezupfter Schnee flog wie Gefieder.

Ich trat vor meine Ahnen hin,
Trotzdem ich längst volljährig bin.

Sie sitzen an der Wand in Rahmen,
Wie Menschen, die schon höher kamen.

Doch da sie auch aus dieser Welt
Und nur durchs Totsein hochgestellt,

Fragte ich: „Sagt mir, liebe Väter,
Nennt ihr mich einen Missetäter,

Wenn ich mein Liebesleid abkürze
Und jemand in die Arme stürze?“

Sie sahen unbestimmt mich an,
Was man sich ja auch denken kann.

Ich sprach: „Sie hat schon zugesagt,
Ich hab' proforma nur gefragt.

Das Mohrle kommt zur Nacht zu mir,
Und morgen früh ist sie noch hier.

Verzeiht, daß zuviel ich mich freue,
Und später kommt auch keine Reue.

Ich muß es endlich klar bekommen,
Hat sich mein Herz zwei Fraun genommen.“

Die Ahnen blieben mäuschenstill.
Was bei Ahnen nichts heißen will.

„Ihr habt also gar nichts dagegen,
So nehm' ich sie mit eurem Segen.

Ist's schlecht, so konnt' man mich ja mahnen.
Weshalb hält man denn sonst auf Ahnen?“

*

Nun will ich jene Nacht schön schildern,
Die ich chimärisch seh' in Bildern.

Alles in einer Welt vergeht,
Wo alles fein aus Nippes besteht.

Man wagt dort kaum daran zu rühren,
Fürchtend, die Dinge könnten's spüren.

Wie Rokokko aus Porzellan,
So zart sah sich das Mohrle an.

Und nach den weiten Globusfahrten
Trat ich ans Tor zum Spielzeuggarten.

Die Landschaft wurde Miniatur,
Der Mond hing da als Ohrring nur.

Gelächter war wie Schlittenglocken,
Schnee war nur Puder für die Locken.

Sorg' wirkte nur als Schönheitsmouche,
Ein Pünktlein, das sich leicht fortwusch;

Für Langweil' gab's Musik und Schuh,
Man drehte sich und sieht nicht zu;

Weltteile sind nicht, nur das Plätzlein,
Das gut warmhält Kater und Kätzlein.

Und außerdem man nichts vermißt,
Hat man den Mund, der selig küßt.

Mohrle spielte gern Maskerad',
Weil's Lachen niemand wehe tat.

Als Kind schon liebte sie mit Bangen
Ganz raffiniert das Spiel mit Schlangen.

Natter und Blindschleich', wenn sie fand,
So nahm sie flott die in die Hand

Und ließ sie züngeln sich zum Hohn.
Was tut's, man stirbt ja nur davon.

Und sie vergaß sich dabei ganz
Und pfiff den Schlangen auf zum Tanz.

„Warum soll nicht auch Böses leben?"
Sprach sie, „Gott tat ja alles geben."

So wie der Schnee sanft niederfällt,
Hat sie sich mir still zugesellt.

So selbstverständlich sah das aus
Wie Luft vom Garten in das Haus.

Schwarz ist mein Haar, weiß sind die Kissen,
Ich lieb' dich, rein ist mein Gewissen.

Ein Glasleuchter hing von der Decken,
Gut roch Wachslicht in allen Ecken.

Wachsduft ging um das Mohrle her,
Als ob sein Herz zerschmelzend wär'.

Und alle Möbel wurden stolz,
Und köstlich roch ihr kostbar Holz.

Auf meinem Bett, wo's Mohrle saß,
Kein Wurm im Holz mehr weiterfraß.

Wachslicht tat jede Nacht austreiben,
Die Nacht machte nur schwarz die Scheiben.

Und wie ein Wachslicht, süß entzündet
Hat's Mohrle seinen Mund geründet.

Sein Auge wurde heiß und feuchter,
Durchsichtig wie der Kronenleuchter.

Haarnadeln gingen langsam auf,
Wie Pech schlug's Haar an mir hinauf.

Es schüttelte das Mohrle sich,
Und Locken krochen über mich.

Und wie Korkzieher eine Flasche,
Zog sie mir's Herz auf in der Tasche.

Das Küssen drang uns in die Rippen,
Und Kuß um Kuß sprang von den Lippen.

Und wie zwei Milchtöpf' überlaufen,
So konnten unsre Köpf' kaum schnaufen.

Mein Herz stand endlich an dem Ziel
Wie ein Rad heißgelaufen still.

Ich tat die Lippen etwas lüften,
Sprach: „Mohrle, mit den Kinderhüften,

Fühlst wie ein Wickelkind dich an,
Das ganz erwachsen lieben kann;

Zart sind die Füßlein dir bestellt
Und liefen trotzdem um die Welt.

Wer hat dein Füßlein dir besohlt,
Überall hat's mich eingeholt?"

Das Mohrle tat die Lippen runden,
Sprach: „Balzer, stiehl nicht die Sekunden,

Stör nicht im Küssen diese Nacht,
Sprechen ist jetzt nicht angebracht.

Die Lippen tun mir Feuer schlagen,
Und können nur noch: Küss' mich! sagen."

Die Kerzen brannten feierlich,
Wie Wachs tropfte ihr Herz in mich.

Wenn man zufrieden um sich sieht,
Fragt man, wo Sünde hier geschieht.

Wunschlos und still ich morgens saß,
Wachsen hörte ich 's Wintergras.

Vorm Fenster fiel zuckriger Schnee,
Und Zucker tut der Welt nicht weh.

Ein Liebesbett schien diese Welt,
Das täglich frisch vom Himmel fällt.

Da stieß der Wind das Fenster ein,
Im Zucker flog auch Salz herein.

Bitter wie nur körniges Salz
Steckte die Zukunft mir im Hals.

Doch wenn ich was zu sorgen hatte,
Steck' ich ins Ohr mir gerne Watte

Und horch aufs Leben nur gedämpft,
Weil es ja doch von selber kämpft.

Das Leben wird es wissen müssen,
Darf ich zugleich zwei Frauen küssen.

Zwei hat es sichtbar mir verehrt,
Doch eine sich dagegen wehrt.

Zucker und Salz zusammenrann,
So daß man keins mehr schmecken kann.

Und als die Mittagssonne kam,
Der Schnee sich fast wie Dreck benahm.

Das Mohrle saß noch auf dem Bett
Und fragte, ob ich gern sie hätt'.

Der Abend stand bald vor der Tür.
Antworten, dacht' ich, muß man hier.

Ich streichelte ihr knatternd Haar,
Das voll von Feuerwerk noch war.

Zwiebeln vor uns in Gläsern standen,
Dran heut sich offne Tulpen fanden;

Ich machte sie aufmerksam drauf,
Ihr Küssen wecke Blumen auf.

Doch schien's mir nicht mehr recht geheuer,
Ich streute Asche auf das Feuer.

Und sie sprach: „Immer hält die Glut,
Die warmgeschützt in Asche ruht.

Lebst du am Pol, und ich leb' hier,
Für immer," sprach sie, „leb' ich dir."

Sollst nur im Traum dich manchmal zeigen,
Das unterbricht das Todesschweigen.

Die Welt ist jetzt ein Edengarten.
Und muß ich auf den Adam warten,

Schön ist's im Garten zu spazieren,
Die Schlang' tut mich nicht mehr genieren.

Wenn ich auch in den Apfel biß,
Ich bleib' erst recht im Paradies.

Handle du immer nach Belieben,
Ich lieb' dich und laß mich verschieben.

Und kriege ich ein Wickelkind,
Ich mich als Mutter reizend find'.

Ein Kind von dir wär' eine Freude,
Möcht's anstatt morgen gleich schon heute.

Doch bist du ein beschämter Mann,
Siehst mich als Hausfriedensbruch an,

Will in Versenkung ich verschwinden,
Sollst nicht ein Härlein von mir finden.

Ich dank' dir für die eine Nacht,
Die ich so glücklich durchgemacht,

Und willst du keine weiter schenken,
Kann ich mir all die andern denken."

Mir war wie ein Gedankenstrich,
Je länger dieser Tag entwich.

Wir sagten uns auf Wiedersehn,
Ich fragte: Was soll jetzt geschehn?

Zwei Frauen waren lebend mein,
Welche soll jetzt verstoßen sein?

Trost in meinem Extra-Geschick
Bewirkte mir die Statistik.

Vielbeweibt liegt selbst im Gebet
Halb Asien, wo die Sonn' aufgeht.

Auch Afrika sich so anstellt,
Wo dutzendweis' die Frau sich hält.

Auch mir hat's Schicksal vorgeschrieben,
Ich sollte unbescheiden lieben.

*

Wie kann man denn ein Weib verstoßen?
Ein Weib ist doch kein Mann in Hosen.

Verliebt ist jede Frau so schön,
Nur schwül wird's öfters wie beim Föhn.

Es stand vor mir Frau Königin
Und sprach: „Ich habe dir verziehn.

Es ist so einsam auf dem Land,
Fühl' ich dich nicht gleich bei der Hand.

Drei Tag' ging ich im Schnee dahin,
Als ob ich nicht geboren bin.

Froh bin ich, daß ich wieder hier.
Mach, was du willst, ich bleib' bei dir."

„Ja," sprach ich, „ach, sieh es doch ein,
Kein Schicksal kann uns je entzwein.

Ich fühl' mich wie im Honigtopf,
Seh' ich nur deinen goldnen Kopf;

Doch Untreu ist auf mich versessen,
Sie ist heut nacht bei mir gewesen."

— Auf einmal war es leer im Zimmer,
Es ging was fort, und ging für immer.

Trotzdem die Lampe noch da war,
Verfinsterte 's sich sonderbar.

Ich sprach: „O, rede doch ein Wort!
Ich liebe dich doch immerfort."

Die Seele schien ihr ausgerissen,
Sie sah mich an ohne Gewissen.

Nie fühlt' ich vorher ein Unrecht,
Jetzt war mir's vor mir selber schlecht.

Die Hände hingen ihr hernieder,
Es waren nicht mehr ihre Glieder,

Der Schmerz hatte sie ganz zerdrückt,
Sie lag in Scherben wie zerstückt.

Wie was man nicht mehr leimen kann,
So sah sie mich zerbrochen an.

Sie sprach: „Nun gibt es nichts mehr schlimmer,
Mein ganzer Mensch ist ein Gewimmer,

Ich hab' zum letztenmal gelacht,
Zur Mumie hast du mich gemacht.

Mit Mumien ist nicht gut wandern,
Ich geh', und du bleib' bei der andern." —

Und eine Wolke tat entstehn,
Mit ihr tat etwas vor sich gehn.

Wie Heilige einst vor dem Volke
Stieg Königin auf diese Wolke.

Verjüngt erkannt ich sie kaum wieder,
Rosen fütterten ihre Glieder,

Ihr Leib wie Daunen von der Eider
Zeigt' rosa Blut wie Unterkleider,

Die goldnen Wimpern glitzern ihr,
Es lacht ihr Haar, sie redet irr.

Sie spricht: „Ich habe jetzt gewählt,
Nehm einen, der mich nicht so quält."

Die Wolke ging mit ihr durchs Dach,
Ich sah mit offnem Munde nach.

Das Ganze ging im Handumdrehn,
Ich habe nie so was gesehn.

Nun war auch ich ein Scherbenbrei,
Es schien mir durch und durch vorbei.

Mir war, als ob in langen Tönen
Hunde in mir den Mond anstöhnen.

Gestalten vor den Türen saßen
In langen Tüchern, kalten, nassen.

Die Fenster tränten in dem Haus,
Als weinten sich die Zimmer aus.

Frau Königin ohn' Blutvergießen
Hat mich wie Zähne ausgerissen.

Wußt nichts mehr mit mir anzufangen,
Legte mich hin und ist gegangen.

Hat mich getrennt zurückgelassen
Wie Unterteller ohne Tassen.

Unheimlich war mir meine Haut,
Die Wände hört' ich sprechen laut.

Wie Stimmer stimmen ein Klavier,
So saß ich horchend neben mir.

Kam mir als Leichenwache vor,
Daß ich in allen Pulsen fror.

An jedem Weg, den ich jetzt nahm,
Mir eine tote Katz' vorkam.

Und all die vielen Katzenleichen
Mußt' ich mit jenem Traum vergleichen,

Wo ich Königin einst gesehn
Als Katz' mit Menschenkopf umgehn.

Und stündlich saß ich wie auf Steinen,
Und tat mein Kätzlein heiß beweinen.

Ich tat mich stündlich steinigen,
Und konnt' mich nicht mehr reinigen.

Und so wie kirchliche Ruinen
Bin ruiniert ich mir erschienen;

Ich sah am Meer einst hingefallen
Verschimmelt achtzehn Kathedralen;

Auf Gotland in der Wisbystadt
Verbrannt man alle achtzehn hat.

Wo Ohrenbeicht' einst und Te Deum,
Strichen frivol die Seelüfte um,

Wo sonst der Heiligen Gedränge,
Gehn Kühe kauend durch Grasgänge,

Die Glocken rosten, tief begraben,
Statt Priester predigen die Raben,

Der Fensterrosen Blutrubinen,
Die rot aufs Meer zur Nacht noch schienen,

Sind Löcher, und wo sonst die Rose,
Schaut jetzt ein Loch ins Seelenlose.

Ein Dänenschiff mit Kirchenschätzen
Tat damals sich zum Meergrund setzen.

Die Heiligen waren zu schwer
Dem alten grauen Heidenmeer.

Die Heiligen verschwanden unten,
Haben nie mehr heraufgefunden.

So krumm voll Unkraut unterm Himmel,
Schön, einst voll Bilder, jetzt voll Schimmel,

Belegt mit Meersalz und zerfallen,
Glich ich den achtzehn Kathedralen.

*

Dreht sich die Welt dir so ganz um,
Siehst du auch gute Dinge krumm.

Bei meiner Stadt steht nämlich Wald,
Der ist schon mythologisch alt;

Wildschweine hausen hinter Eichen,
Wo Borsten sie an Rinden streichen.

Es rauchen Meiler still verstohlen,
Zum Bügeln macht man dort die Kohlen.

Still ist es, wie in jedem Wald,
Und eingeschlafen ist man bald.

Sehr früh ist dann die Morgenstund',
Denn Vögel halten schwer den Mund.

Sie ziehen ihre Töne lang,
Dann ist der Wald voll Vogelsang.

Zum Wald kam ich im Sommer hin,
Doch abfärbend schien mir sein Grün,

Leichengrün spielten meine Hände,
Und ringsum nahm der Wald kein Ende.

Die Wege waren regenglatt,
Denn Sonne fand nur draußen statt;

Die Regenschnecken, schwarz wie Grauen,
Krochen wie Finger, abgehauen;

Stinkpilze saßen da verlegen
Und konnten sich wie Dreck nicht regen;

Mit einem Wort, mir war's nicht wohl
Und mir war nicht, wie mir's sein soll.

Und ist solch' Tag dann endlich aus,
Dann schläft man in dem Waldwirtshaus.

Und dort ich's Mohrle treffen tät,
Nacht war's, und sie kam an mein Bett.

Ich mußte tiefen Atem holen,
Als würde wieder was gestohlen.

Sie tat an meinem Bette stehn,
Ich bat, sie sollt' nicht näher gehn.

Ich sprach: „Ich bin noch seelenkrank,
Geh fort und fürcht meinen Gestank.

Vorläufig haff' ich jedes Lieben,
Vergib, daß du mir treu geblieben."

Sie war der Mutter still entwichen,
Im Hemd verklärt hereingeschlichen,

Sie kam wie Zigarettenduft
In meine Seelenzimmerluft,

War für die Nase Rosenholz
Und für das Herz ein Armbrustbolz,

War wie das Rote in dem Blut
Und wie ein Blutkörperlein gut.

Doch trug sie in dem Aug' die Nacht,
Die mir Königin tot gemacht,

Wie Flecken, die nicht weitergehn
Und jeder Wäsche widerstehn.

Sie zitterte auf nackten Zehen,
Tat wie ein Streichholz leis ausgehen,

Sprang früh wild in den Wald hinaus
Und kam des abends erst nach Haus.

Trat ihre roten Schuhe schief,
Als sie im Wald nach Schweinen lief;

Hat sich im Wald ganz hart gesessen,
Wünschend, ein Wildschwein mög' sie fressen,

Wünschend, ein Pilz mög' sie vergiften,
Oder sonst was den Tod ihr stiften.

Die Schweine ließen sie in Ruh',
Die Pilze sahen ihr nur zu,

Bäume standen wie Wand an Wand,
Daß sie mit Einsicht stille stand.

Sie kam zu einem Weiher hin,
Und auf dem Kopf sah sie sich drin,

Sie weinte auf ihr Spiegelbild,
Das machte sie mit sich so mild.

Sie sprach: „Bin ich wo zu Besuch,
Heimlich ich oft in Büchern such'

Ein Ammenlied, man sang's als Kind,
Und von dem Lied ich's End' nie find'.

Wie dieses Lied macht mir jetzt Not
Die Lieb', ich find' nicht ihren Tod.

Ich brauch' ins Wasser nicht zu tunken,
Ich fühle mich schon halb ertrunken,

Heimkehre ich erst recht jetzt heiter,
Leb' noch mit einer Hälfte weiter.

Sie nahm ihr Tüchlein aus der Taschen,
Hat die Pupillen rein gewaschen.

Blaß sah das ganze Mohrle aus,
Und es erkannt' sie kaum das Haus.

Die Haustür stand vor Staunen offen,
Dort hat den Balzer sie getroffen.

„Bist du gestorben," fragte er,
„Blaß bist du wie das weiße Meer?"

„Ich bin nicht tot und nicht begraben,
Das Wildschwein nicht mal wollt' mich haben,

Ich fühle mich nur ausgerottet,
Daß es jeder Beschreibung spottet."

Da seufzte Balzer: „Du weißt dies:
Frau Königin mich kalt entließ,

Heut hat sie Einen krönen lassen,
Ich bin enttront und tu mich hassen.

Dachte, daß man stets Liebe spielt,
Doch macht's die Königinnen wild,

44*

Und schwarze Mohrle werden weiß,
Weil ich sie wie der Tod anbeiß!

Verpfändet fühl' ich meine Glieder,
Ich lege mich verschlafen nieder,

Fühle mich, wie Kamele gehn,
Vorläufig tu ich Wüsten sehn.

Doch einst komm' ich an deine Brüste,
Fata Morgana in der Wüste,

Du weißt, unlöschbar ist mein Durst.
Bin hoffentlich dir dann nicht Wurst?"

„Topp," rief das Mohrle, „angenommen,
Kannst gehen und kannst wiederkommen,

Kamel, dein Mohrle wird dich tränken,
Dir in Oasen Palmschnaps schenken.

Denn sieh, ich sprach niemals im Fieber,
Liebe geht nicht nur so vorüber,

Du kannst verachten mich und schlagen,
Kannst kopfstehn selbst auf meinem Magen,

Kannst alle Schaltjahr wiederkommen,
Wirst wie der Sonntag angenommen.

Statt daß ich mit dem Tode tausch',
Wünsch' ich mir oft noch deinen Rausch,

Wollen mit Seufzern nichts verderben,
Helden sollen berauscht nur sterben."

*

Mein Magen, der von Leid ganz klein,
Ließ kaum den Durst und Hunger ein;

Mein Geld war längst in fremden Händen,
Ich lebte schon mit lahmen Lenden;

Lehrreich ist zwar Philosophie,
Sehr sättigend ist sie doch nie,

Und niemand einem etwas schenkt,
Für all das Geld, das man sich denkt.

Wollt' mich vom Leben nicht entfernen,
Fabrizierte Nachtlichtlaternen,

Laternen, schön aus buntem Glas,
Leuchten zu Haus und auf der Straß', —

Darauf male ich manchen Reim,
Leute leuchten sich damit heim.

Doch öfters leg' ich mir die Karten,
Denn wünscht man was, tut man's erwarten.

Noch einmal wünsch' Frau Königin
Ich mir an meinen Busen hin.

Nur eine Nacht, voll von Vergessen,
Soll sie sich liebend mit mir messen,

Und dann soll kommen was da will,
Das Leben bringt ja stets so viel. —

Wie man von Loreley es weiß,
Ihr Haar tötete gern mit Fleiß.

Tat sie beim Kämmen auch noch singen,
Gleich ganze Schiffe untergingen.

Jetzt wie ein Spuk es öfters war,
Braun bin ich und fand blondes Haar,

Fand's noch im Ärmelfutter hängen
Und weiblich waren seine Längen.

Die Uhr blieb mir vor Schreck dann stehn,
Sehnsüchtig tat ich um mich sehn

Das Goldhärlein flog zitternd hoch,
Der Kopf dazu fehlte jedoch.

Tief seufzend fiel ich jedenfalls
Dem goldnen Härlein um den Hals.

So kommt sie stellenweis nur an
Als Schattenbild zum Schattenmann.

Guckt mir der Abend in die Fenster,
Nahn glucksend die Liebesgespenster,

Schneuzend brauch' ich dann Taschentücher,
Stöhnend wie über schöne Bücher.

Seh' sacht Frau Königin entstehn,
Aus der Tapet ins Zimmer gehn,

Verrückt wird dann das ganze Haus,
Schwimmt als ein Schloß ins Meer hinaus,

Die Pfützentümpel auf der Straße,
Die werden Austerbänke, blasse,

Mein Herz schlägt schwerer als ein Gong,
Königin tritt zum Schloßbalkon,

Wo sie dem Meer sich zeigen läßt,
Und alle Fische halten Fest.

Fische schnellen zum Speisesaal
Auf Silberplatten ohne Zahl,

Hirsche vom Walde springen hin
Auf Monsterplatten, schwer aus Zinn,

Und Schafe tuen lieblich blöken
Und nicht wider den Bratspieß löken,

Alle sind Frau Königin gut
Und braten sich aus Liebesglut.

Und jedes Bein vom Speisetisch,
Blüht flott als Weinstock grün und frisch

Und trägt schon zum Dessert die Trauben;
Man wird das wahrscheinlich kaum glauben.

Königin spricht: „Glück war Geruch,
War wie etwas im Taschentuch,

Glück lag tief vor uns auf dem Bauch
Und räucherte wie Weiherauch,

Glücksgeruch badete mein Blut,
Ich roch einst selber mir so gut,

Ließ Sonne nach Belieben scheinen,
Selbst Meerrettich machte nicht weinen."

Sie tut die Sonn' vom Nagel nehmen,
Damit die Stern' als Lampen kämen.

Wir tuen dann den Mond aufhängen
Und drunter Lipp' an Lippe drängen.

Die Uhr schlägt wie die Nachtigall
Und sagt nicht mehr der Stunden Zahl . . .

So träum' ich nächtlich ins Nachtlicht;
Seufzend geht's aus, das Zimmer riecht

Nach weichem Öl und warmem Rauch,
Mond lehnt mir leer und kühl am Bauch,

Aus Zeitungspapier scheint der Mond,
Alt, daß sich nichts zu lesen lohnt.

Die Häuser, Droschken, Ladenfenster
Sind nur Pappendeckelgespenster,

Gleich Papierpüppchen anzuschaun,
Tänzeln vorbei Herren und Fraun.

Und geh' ich früh zur Stadt hinaus,
Sehn Wolken wie Nachtmützen aus.

Es gähnen Bäum', Wolken, Erdscholl',
Schafherden gähnen weiß aus Woll',

Es gähnt das Feuer in der Schmied',
Ein Riesenschlaf aus allem zieht,

Der Pflug im Acker fällt um still,
Weil Gaul und Bauer gähnen will,

Der Bach sich dicht ans Ufer lehnt,
Wasser, Luft, Erde, Feuer gähnt,

Türme kein Gleichgewicht mehr haben,
Gähnend fallen auf mich die Raben,

Seh' alle Ding' im Schlaf fortschweben,
Frage mich: „Bin ich noch am Leben?"

Vielleicht sind's tausend Jahre bald,
Seit ich einschlief und schlief mich alt.

Möchts gern noch allen Leuten sagen,
Wie schön's war, Liebe zu ertragen.

Die Liebe ich allmächtig fand,
Der Tod ist nur interessant.

Werden mir dunkel jetzt die Fenster,
Seh' ich im Tode nicht Gespenster.

Mache nur still die Augen zu,
Weh tat noch keinem Mensch die Ruh'.

Das Essen uns nur teilweis zündet,
Wenn es uns so behaglich ründet.

Weisheit erquickt, wenn sie uns paßt,
Man fühlt sich blendend angefaßt.

Doch Liebe uns ganz voll entzückt,
Verliebt fühlt sich der Floh entrückt.

Die Liebe ist im Weltall Trumpf,
Auch unten bei dem Frosch im Sumpf.

Verliebtsein ist das Himmelreich,
Da sind sich Mensch, Tier, Pflanze gleich.

Verliebt geht man aus sich heraus,
Pflanze, Tier, Mensch sehn prachtvoll aus.

Liebe im Mittelpunkt dasteht,
Die ganze Welt sich darum dreht.

Und tut ein altes Herz verderben,
Um neu zu lieben, kann es sterben.

Doch mach' ich aus dem Tod kein Fest,
Da man sich gern beweinen läßt.

Und nicht wie sterbend ein Cäsar,
Befiehlt Applaus der Balthasar.

Ich ruf', wenn ich den Leib fortschiebe:
„Die Lieb' ist tot! Es leb' die Liebe!"

*

Wie süß ist es, sprach man von sich.
Man ist nicht mehr ein stummes Ich,
Man kann sich fast mit sich versöhnen
Und sich das Leben abgewöhnen.
Man wird zum zarten Spiegelbild
Und sieht und denkt und grinst so mild,
Denn was gewesen, ist geschehn,
Und jeder hat's ja nicht gesehn;

Und was gewesen, kommt nie wieder,
Und darum schreibt man es wohl nieder.
Man muß es sich nur eingestehn:
Das Leben will vorübergehn.
Denn seht, im Alter kommt ein Jahr
Wo, was gewesen, nie ganz war,
Dummheit von dazumal und Sünden
Die werden dann zu reichen Pfründen,
Erinnerung wird Kapital
Datiert auf Annodazumal.
Denn wenn man es bei Licht besieht,
Wenn was Geheimes wo geschieht,
Das Heimlichste, das wird ein Fest,
Wenn's später sich erzählen läßt.

Messina im Mörser

Episches Gedicht

Aus meinen Gedanken der Groll nur schwer flieht,
Seht, die Erde geriet ins Wanken, die uns tragen soll.
Ihre Steine wurden lebendig, wie wilde Pferde, und toll,
Daß die Welt ihre Gräber weit aufspringen sieht
Und Schlafende und Wachende als Staub in den Staub zieht.

Aus einer Stadt wurde schnell ein Skelett, das will kippen.
Das Meer schoß groß von der Stell' und machte sich an Menschen fett.
Die geordneten Straßen zerbiß es zu Höhlen und Klippen;
Und manches Meerschiff warf es ans Land wie ein Brett.
Ein tausendfacher Schrei aufstand, der jetzt ewig dort Hilfe ruft;
Jedes Haus brüllte als Massengrab, jede Gasse als Massengruft.
Und nie mehr schweigt dort die Luft, auch wenn sie sich still zeigt,
Dort, wo endlos ein unendlicher Schmerz auf der gespanntesten Saite geigt.

Wer schüttete über unsere Gesichter diese Tränen ohne Mut?
Wer tat eine Stadt in den Mörser mit Wutgebärde?
Wer zerstampfte schlafende Menschen zu Mehl und Blut?
Ist es dieselbe, die uns wohl tut, dieselbe Erde?

Wir erwachen und sehen die Wände sich spalten,
Die Sterne, die blauen, erscheinen, wir schauen in einen Rachen.
Wir stürzen, und die Hände, an die wir uns halten,

Werden Knöchel eines Toten, daß wir wahnsinnig lachen
Und unser Gelächter endet im Schmerzgeröchel.
Die Erde selbst spielt den blutigen Schächter,
Und das viele Blut weiß nicht, wohin es will.
Die Sonne erscheint, aber wer weiß, was sie tut?
Die unter den Steinen liegen jetzt totenstill.
Glaubt die Sonne, die Toten wurden gerechter?
Die Sonne beklag' ich, wenn sie zu richten meint.
Ein ewiger Tag ist an ihre Scheibe gemauert,
Daß man die Sonne erstaunt anweint,
Die trostlose, die ewig glückselig weiterscheint.

Von der mütterlichen Erde zertreten, daß die Menschheit erschauert,
Nicht länger, als ein Vaterunser dauert, starb eine Stadt.
Lebewohl, Messina! Du sei von allen Städten betrauert.
Lebewohl, Messina! Du, die wie wir auf die Erde vertraut hat.

Nicht bewichtigen kann die Morgensonne im Höhersteigen,
Sie will dem Schrecken den Weg hell zeigen.
Sie läßt Rauch und Feuer das Blut belecken
Und will ein neues Ungeheuer, das Tagesgrauen, erwecken.

Sieh, die totesten Dinge haben sich als Folterknechte aufgestellt,
Spielen noch ihr Totenspiel, als die Sonne ihr Licht hinhält.
Es hat ein Balkongitter sich zur Kralle verwandelt,
Wurde meuchlings zur Menschenfalle, hat zugegriffen und wie lebend gehandelt.
Es wurde zum Eisenungeheuer, hält am Fuß eingezwängt ein junges Mädchen schwebend,
Die hängt kopfüber herab am Gemäuer, wie an krummer Gabel über dem Feuer.
Sie fegt die Luft mit den Haaren, wie ein Pendel bewegt,
Und gleichmäßig ihr Kopf an die Mauer anschlägt.

Ihr Geschrei gellt, als will sie die Totenscharen, die zerschellt sind, aufwecken,
Die nackten Toten, die im roten Straßenpflaster stecken.
Hinauf reicht niemand zu ihr, die Kopfüberhängende befreit keine Hand,
Bis sie nach Stunden als kalte Masse todstill wie die Gasse stand.
Der verrenkte Balkon im Morgenlicht sich grausig als Grimasse aus Eisen gefiel.
Denn alle sonst toten Dinge waren Dämonen geworden
Und spielten ohne Verschonen ein Totenspiel.

Sonne! Kehrst du nicht um? Kehr zurück nach Osten!
Wieviel Seufzer muß dich dein Morgenweg heute kosten.

Sieh, das rote Menschenblut kommt breit gegangen wie aus Blut eine Sündflut.
Es rennt im weißen Kalk, stumm wie viele rote Schlangen, an den Wänden herum
Und sieht sich mit langen Fangarmen auf den Haustrümmern um.
Man könnte wähnen, es trieft nach der Menschenjagd den Steinungeheuern Blut aus den Mähnen.
Die zerrissenen Häuser, die gleich Mäulern gähnen, zeigen gerötetes Balkenwerk gleich blutigen Stoßzähnen.
Und es irren die Blutströme vogelfrei, wie auf Schlachttischen, auf die Gassen;
Vielerlei Blute mischen sich, auch die Blute, die sich hassen.
Und Blut, das im Leben nie geruht, sich auch im Tode keinen Einhalt tut,
Will hinstreben zum Leben, das ihm Liebe gegeben,
Und nach der Mutter sucht Kinderblut.
Ein Weib, vom Schutt halb bedeckt, auf den Rücken gestreckt, unter Balkengewalt,
Liegt mit roter Maske im weißen Kalk, vom Blut rot bemalt,
Unter warmen Blutbächen, die über ihr aus zerborstener Zimmerdecke brechen.
Das Blut rennt immer noch heißer herbei, immer geschwinder, als will's zu ihr sprechen,

Das Blut ihrer sterbenden Kinder, das zur Mutter hin will, auf die Mutter herab
Und dem Weib ins Gesicht. Ein jeder Tropfen ihr Abschied gab,
Bis sie allmählich dann fühlt, daß das Blut sich kühlt,
Und sein Strom wird schwach, aber steht noch nicht still.
Und der Söhne Blut hat, noch kalt nach Stunden,
Den Weg ins Gesicht der Mutter gefunden.

Und du, Sonne, gehst golden und jung wie immer
Durch die dachlosen, blutgetränkten Zimmer!
Die sind aufgebrochen wie hohle Nußgehäuse,
Und drinnen liegen bei verwelkten Menschen noch unverwelkte Blumensträuße.
Du, Sonne, siehst Geretteten nach, aber kannst die nicht mehr locken,
Die als Wahnsinnige auf verkohlten Balken wie Gespenster hocken.
Nacht nicht und kein Taglicht kann die mehr kümmern.
Die sind nur noch Schatten und suchen Menschen unter den Trümmern.
Sonne, du kannst diese Gesichter nicht mehr beglänzen mit deinem Brand.
Du fällst aus ihren Mienen heute ab wie der rieselnde Sand.
Diese Gestalten werden nie mehr hell in deinem alten Licht erscheinen.
Sonne, warum lernst du vor diesen nicht heute das Weinen.
O Sonne, sollen dich Menschen noch lieben, mußt du dich heute umnachten,
Mußt du, wie ein Menschenauge, diese Stadt durch Tränen betrachten.

... Und die Sonne ging unter. Und Sturzregen fiel über Regen.
Sieben Tage beweinte der Himmel Messina auf den zertrümmerten Wegen.
Und draußen das Meer gab langsam die Toten wieder her.

Aber drinnen die Stadt blieb totenleer, soviel auch
manchen hineingerufen hat.
Es fragten nur kreuz und quer die Steinhaufen:
Wer ruft? Wer will mit uns raufen?
Dann kamen die Helferscharen mit Bahren, mit Verbänden gelaufen.
Aber wer fand vor dieser Hydra von Unglück in seinen
Händen ein Retten,
Auf diesen Stätten, wo immer ein Töten hinter dem
andern Töten aufstand,
Ein Verstümmeln, ein Ersaufen, ein Verbrennen, Stück
um Stück,
Daß die Pestgerüche der Kadaver fortrennen wie
stinkende Boten über das Land
Und melden: Hier ist Totsein, Glück und Weiterleben
ein Unverstand.

Die Sonne kam wieder und hat ihren Weg nicht unterbrochen.
Sie geht über Balken, die zerschlugen einem jungen
Weib Glieder und Rückgratknochen,
Und unter Gegreine ist von der toten Brust der Säugling fortgekrochen.
Der rutscht herum und tappt wie im Dunkel im
Sonnenscheine
Hin zu den Bächen voll Blut, und Pflastersteine säugen
das Kind.
Steine säugen mit Blut, als ob da Bäche voll Muttermilch sind,
Als ob der Kindermund an lebenden Brüsten ruht.
Und das Kindlein schläft ein, genährt und gesättigt
vom blutenden Stein.

Du, Sonne, du solltest heute ein blinder Totenkopf sein,
Ohne Augen, aus Knochen, eine Klippe bloß,
Daß sich dein Licht nicht geschändet und machtlos fühlt,
Wenn vor seinem Angesicht so viel Menschenwärme
an einem Tag endet und verkühlt
Und eine ganze Stadt voll Därme und Gerippe zum
Himmel hinsteht;

Das Blut ihrer sterbenden Kinder, das zur Mutter
hin will, auf die Mutter herab
Und dem Weib ins Gesicht. Ein jeder Tropfen ihr
Abschied gab,
Bis sie allmählich dann fühlt, daß das Blut sich kühlt,
Und sein Strom wird schwach, aber steht noch nicht still.
Und der Söhne Blut hat, noch kalt nach Stunden,
Den Weg ins Gesicht der Mutter gefunden.

Und du, Sonne, gehst golden und jung wie immer
Durch die dachlosen, blutgetränkten Zimmer!
Die sind aufgebrochen wie hohle Nußgehäuse,
Und drinnen liegen bei verwelkten Menschen noch un-
verwelkte Blumensträuße.
Du, Sonne, siehst Geretteten nach, aber kannst die
nicht mehr locken,
Die als Wahnsinnige auf verkohlten Balken wie Ge-
spenster hocken.
Nacht nicht und kein Taglicht kann die mehr kümmern.
Die sind nur noch Schatten und suchen Menschen unter
den Trümmern.
Sonne, du kannst diese Gesichter nicht mehr beglänzen
mit deinem Brand.
Du fällst aus ihren Mienen heute ab wie der rieselnde
Sand.
Diese Gestalten werden nie mehr hell in deinem alten
Licht erscheinen.
Sonne, warum lernst du vor diesen nicht heute das
Weinen.
O Sonne, sollen dich Menschen noch lieben, mußt du
dich heute umnachten,
Mußt du, wie ein Menschenauge, diese Stadt durch
Tränen betrachten.

. . . Und die Sonne ging unter. Und Sturzregen
fiel über Regen.
Sieben Tage beweinte der Himmel Messina auf den
zertrümmerten Wegen.
Und draußen das Meer gab langsam die Toten wie-
der her.

Aber drinnen die Stadt blieb totenleer, soviel auch
manche hineingerufen hat.
Es fragten nur kreuz und quer die Steinhaufen:
Wer ruft? Wer will mit uns raufen?
Dann kamen die Helferscharen mit Bahren, mit Verbänden gelaufen.
Aber wer fand vor dieser Hydra von Unglück in seinen
Händen ein Retten,
Auf diesen Stätten, wo immer ein Toten hinter dem
andern Töten aufstand,
Ein Verstümmeln, ein Ersaufen, ein Verbrennen, Stück
um Stück,
Daß die Pestgerüche der Kadaver fortrennen wie
stinkende Boten über das Land
Und melden: Hier ist Totsein, Glück und Weiterleben
ein Unverstand.

Die Sonne kam wieder und hat ihren Weg nicht unterbrochen.
Sie geht über Balken, die zerschlugen einem jungen
Weib Glieder und Rückgratknochen,
Und unter Gegreine ist von der toten Brust der Säugling fortgekrochen.
Der rutscht herum und tappt wie im Dunkel im
Sonnenscheine
Hin zu den Bächen voll Blut, und Pflastersteine säugen
das Kind.
Steine säugen mit Blut, als ob da Bäche voll Muttermilch sind,
Als ob der Kindermund an lebenden Brüsten ruht.
Und das Kindlein schläft ein, genährt und gesättigt
vom blutenden Stein.

Du, Sonne, du solltest heute ein blinder Totenkopf sein,
Ohne Augen, aus Knochen, eine Klippe bloß,
Daß sich dein Licht nicht geschändet und machtlos fühlt,
Wenn vor seinem Angesicht so viel Menschenwärme
an einem Tag endet und verkühlt
Und eine ganze Stadt voll Därme und Gerippe zum
Himmel hinsteht;

Wo ein einziger Augenblick so viel Unschuld erschlagen
hat, daß aller Menschenmut vergeht.
O daß deine Mittagsscheibe sich nicht wendet und
dunkel werden mag!
Ungeheuerliche Sonne, hast du kein Herz im Leibe für
diesen grimmigen Sterbetag?
Du willst nur weitergehen wie immer, sorglos und heiter;
Magst niemand beistehen, bist nur des Unglücks lachender
Begleiter!
Du begegnest einem dort, der irrt schon acht Tage
durch zerbrochene Kammern.
Er wird nicht von Hunger, Schlaf und nicht vom
Verwesungsgestank verwirrt.
Er behorcht jene Mauern, in die seine schlafende Braut
versank.
Er muß sich an Leichen, als wären sie Freunde, an-
klammern.
Manchmal glaubt er, daß er die Liebste hört, daß
ihr Lachen girrt,
Aber es ruft aus der Mauernstille nur sein Wunsch
und Gedank'.
Endlich, am neunten Tage, fällt er um und schläft ein.
Doch seine Sehnsucht nicht mit in den Schlaf versank,
Und ein Traum führt ihn in Ruinen hinein,
Zeigt ihm das Versteck und die Braut.
Und er erwacht, geht hin in der Nacht
Und hat seinem Mädchen das Leben gebracht.
Du, Sonne, hast nicht geleuchtet dabei!
Der Verliebte hat durch die Nacht geschaut.
Du, die uns immer ein ganzes Leben voll Licht verspricht,
Du scheinst tags, aber warum erleuchtest du die Nächte
der Elenden nicht?
In den Straßen der Reichen, die dir, Sonne, an Glanz
gern gleichen,
Liegen zweier Fürstinnen halbnackte und verstümmelte
Leichen.
Nur ihre gestickten Kronen am Seidenhemd unversehrt
erschienen,
Aber keiner erkennt mehr ihre ausgebrannten Augen,
die einstigen Kronen ihrer Mienen.

Sonne, willst du tagaus, tagein weiter jetzt auf den
Trümmern hier thronen?
Täglich treffen mit den Verwünschungen auch neue
Aasvögel ein.
Willst du mit den schwarzen Wolken der kreischenden
Raben zusammenwohnen?
Wie hungrige Gewitter fallen die Raubvögelscharen
in die Ruinen hinein!
Ach, auch die Tiere können Mithelfer sein. Sonne,
sieh in den Keller hinein!
„Maria, Maria," rief es, „Maria!" Und man rollte
zur Seite Bretter und Stein.
Und dann hat man gelacht und einen grünen Papagein
an den Sonnenschein gebracht.
Aber der ließ nicht ab mit Schrei'n. „Maria, Maria,"
rief der Vogel ohn' Ende.
Und vorsichtig grub man und bekam ein ohnmächtig
Mädchen unter die Hände,
Die Herrin des grünen Papageien. Also tat ein simpler
Vogel einen Menschen befreien.

In ewigen Litaneien könnten weiterschreien der Ruinen
Legenden.
Ohne zu enden, müssen Schreckensgedanken mein Gehirn
wie Verstümmelte umwanken.
Wer brüllt dort, ein Mensch oder Tier? Kaum mein
Auge mir noch zu gehorchen sich traut.
Dieser Laut ist der schrecklichste schier, daß es dem Aug'
vor dem nächsten Blick graut.
Bis ich endlich, ohne gleich zu verstehen, ein alt' Weib
schreiend gesehen,
Dem schien eine Hand abgehauen, und scheue Menschen
die brüllende Alte umgehen.
Zugleich entflieht eine Katze, fortspringend mit fahrigem
Satze über die Trümmerwand.
Die Alte droht ihr mit der einzigen Hand, wo sie ging
und stand wie besessen.
Denn jenes Weib lag begraben, und die Katze mit ihr,
Und am Verhungern waren Mensch und Tier,
Da begann die Katze, die bei der Eingeklemmten gesessen,
Die Hand der Alten zu fressen.

45*

Die muß still halten. Und dieselbe Hand, die jene Hauskatze genährt,
Wurde vom hungernden Tier noch am lebenden Leibe verzehrt.
Ein Tier den Tod abwehrt, ein Tier mehr Qualen als den Tod beschert.
Wo bleibt, Sonne, dein fröhliches Licht, wenn der Schauder des Hungers spricht?
Ich sperre meine Tagaugen weit auf, und, Sonne, ich sehe dich nicht.

Sonne, rufe alle deine Sänger, alle Jahrtausende, die gedichtet!
Zeige ihre Abenteuer, ihre Sehnsuchtslieder, ihre Tragödien, aufgeschichtet,
Kein Scheiterhaufen aus Schmerzen war je so hoch und breit errichtet
Als in Messina, das zerbrochen liegt unter deinem Herzen.

Was antwortest du mir, heilige Madonna, die sie anflehend über den Schutt forttragen
Unter Gebeten, Klagen und mit geretteten Kirchenfahnen wehend?
Betrunkene Messiner hätten am Weihnachtsabend dein Christkind getreten und zerschlagen.
Drei Tage hast du dann noch, Madonna, die Stadt geschont,
Aber am vierten die Stadt der Verirrten wie einen verruchten König entthront.
Als man um Mitternacht in den Weihnachtsstraßen den goldenen Bambino gezeigt,
Da sprangen betrunkene Spieler aus einer Schenkentüre,
Stießen Verwünschungen aus, Flüche und Schwüre.
Die Menge sieht zu und lacht und geigt,
Und die Besessenen reißen das Christkind empor im Gedränge.
Entsetzt auf den Lippen das Mettenlied schweigt.
Und sie haben die goldene Kinderpuppe zerfetzt unter Gelächter;

Zeigten sich wie du, überstarke Sonne, als aller Leiden
Verächter,
Wollten nicht, daß das Mitleid das Kreuz besteigt.
Doch ich frage dich, Madonna, die sich gnadlos gezeigt:
„Macht das Sterben die Betrunkenen gerechter?"
Wimmernde Prozessionen tragen dich jetzt, Madonna,
du Schimmernde, über Trümmer und Schlacken.
Und die da beten und Kreuze schlagen, sie wollen
nichts retten, gehen gehüllt armselig in Laken,
Als ob sie all ihre Habe und all ihr Glück in ihrer
bloßen Nacktheit tragen
Und reicher geworden sind und nichts zu wünschen
hätten und nichts mehr vom Leben erfragen
Und sich nur ums Beten scheren, als ob sie damit
ihre Herzen und ihren Magen ernähren.

Sonne, deine Weingärten brauchen hier keine Blüte
mehr zu schlagen,
Deine Granatäpfelbäume und deine Brotfelder keine
Früchte mehr!
Nahrungslos und nur von Schmerzen genährt, liegen
hier die Menschen, die Sonne verachtend, umher,
Denn wie ein gefräßiger Heuschreckenflug Leid bei
Leid hier einschlug
Und fraß die Menschen wie Halme weg. Und den
es vergaß,
Dem drückt es ein Aas in den lebenden Arm,
Der liegt warm unter Leichen und muß die lebende
Bahre sein für den Totenschwarm.
Sein Haar wird erst grau von der schrecklichen Toten-
schau
Und dann vom Blut rot, das ihn zu begraben droht;
Denn es hält sich reich und arm hier, kalt geballt
zu einer einzigen Leichengestalt.
Und will einem das Schicksal höhnisch gut, verlängert
es langsam die Qual,
Legt ihn, mit Brot versorgt, in den Totensaal
Mit einem Lebensrest, den ihm ein Teufel borgt.
So traf es einen Graf, der aus dem Schlaf zur Küche
hinsprang

Und mit dem Brotschrank unter das Haus versank
und hatte Nahrung tagelang,
Und er konnte leben von dem vielen Brot, das ihm
verlängert die Lebensnot.
Doch bei ihm saß stündlich der Todesgedank' kalt und
abgründlich.
Vier Tage lag er in Todesschauern, bedroht von über-
hangenden Mauern.
Man fand ihn endlich in einer Nacht samt seinem Schrank.
Doch war kein Gedank' an Rettung im Dunkeln, die
hätte Gefahr ihm gebracht.
Man vertröstet zum Morgen, und ein Arzt reicht ihm
Äther als Schlaftrank.
Man glaubt ihn wohlgeborgen im Schrank, aus dem
er den Rettern entgegenlacht.
Am nächsten Tag aber lag Totennacht zwischen den
Mauerwänden.
Man fand den Graf tot, in dem Schrank zwischen dem
Brot,
Das leere Ätherfläschchen in den Händen, den erstarrten.
Er konnte nicht eine Nacht mehr auf Rettung warten.
Er lag mit dem Brotschrank, dem schweren,
Unter den grinsenden Leichenheeren.
Wohl war ihm im Schrank Brot geboten frisch und
weiß,
Aber vier Tage als Trank sein eigener Angstschweiß.
Und er hatte mehr gehört und gesehen in den Nächten
an Höllendingen,
Als hundert Leben nicht in Ohren und Augen bringen.
Sonne, wer beneidet dich noch um deine ewigen
Tage!
Du mußt täglich jetzt anhören an deinem Wege die
Klage,
Die aus dem Zerstören nie Ruhe mehr findet;
Die Klage, die sich mit dem Leichengeruch
Um Olivengärten am Meer hinwindet;
Sie hallt fort an den Telegraphendrähten,
Sprechend ein endloses Buch aus Fluch und Gebeten.
Und sie webt rings um die erschrockene Erde von
Städten zu Städten
Aus Trauerfäden ein Trauertuch.

Und seht, Erde und Sonne, selbst eure Toten müssen noch töten!
Die sich überstürzenden Schreckensstunden stiegen gleich den Wassernöten.
Über die Lebenden fallen aus Messina her die Todesstunden.
Hört, Sonne und Erde, euere Dichter selber werden daran bereit zu sterben gefunden!
Ihre Herzen gehen, wie Messinas sonnige Fenster, vor Erbeben in Scherben.
Eine junge Dichterin wurde erdrückt von den Leidensbildern,
Von dem, was tags die Worte und nachts die Angstträume schildern.
Täglich wachsen die Zahlenberge der Toten, täglich wie Wälder die Särge vor ihr auf.
Sie schichtet ihre Schriften, ihre Bücher, ihre Lieder zu Hauf,
Steckt eine Flamme darauf und legt sich ins Feuer nieder.
Dort kommt ihr ein Schlaf stiller als nachts in die Kammer.
Der Tod allein kann für ihr Grauen ein Ruhebett sein,
Und für ihr Frauenherz, angefüllt mit Messinas Gejammer.
O Leben, mitleidlos,
Zu schwach ist manch Amboß für deinen Hammer.

Einmal fuhr ich mit Vollblut rund um die Erde,
Wie die Sonne es täglich tut; hab' ihren weiten Weg gemacht.
In der zweiten Nacht erschien Messina mit breiten Lichterreihen am Rand der Meerflut.
Seine Lampen sandten mir Abschiedslicht vom europäischen Heimatland.
Keine Lichterküste entstand mehr, bis die Afrikawüste aufstieg mit Port Said im Sand.
Noch heut in Erinnerung dank' ich euch, ihr Messinischen Lampen,
Die überm Nachtmeer standen wie lustige, helle Theaterrampen.

Sie glänzten, als ob man hier nachts die Messinaerde
fand,
Eingekleidet in des Himmels Planetengewand.

Und sind jetzt alle deine Arme gebrochen, Messina,
und alle deine Augen versandet,
Und sind aus der Hölle an einem Morgen alle Un-
glücke ins Meer gestochen,
Und alle Qualen in Sekunden, wie Verfluchte, in deinem
Hafen gelandet,
Und sind Feuer und Salzflut, Räuber und Geier über
dich gekrochen,
Und bist überrascht worden noch im Schlaf, und traf
dich der schrecklichste Morgentraum,
Und hatten Oben und Unten, Schief und Grad den
Sinn verloren und wurden wie Schaum,
Und ging die Erde in Wahnsinnswellen und tat wie
ein Akrobat auf den Kopf dich stellen,
Und kam die zackige See gefegt und hat deine Hafen-
mauern auseinandergesägt,
Und tat sich zur tanzenden Stadt das Feuer mit rotem
Atem gesellen,
Und hat ein einziger Todesschrei die Luft bewegt,
Schier wie vom Getier, das der Schinder erschlägt,
Und ist jetzt Totenstille bei dir, als wärst du ver-
eist, —
Zu allen Zeiten stehen im Hellen, o Messina, deine
Lampen vor dem Geist,
Der einmal durch Meeresnächte zu dir gereist,
Sie zünden sich nachts noch an, auf den zertrümmer-
ten Schwellen,
Für den, der sehen kann,
Und können noch lang ihr Licht nicht einstellen.

Messina, du leuchtest noch gleich jenem Stern,
Den die Astronomen als gestorben kennen,
Dessen Lichtstrahlen auch ohne Kern
Noch durch Jahrhunderte für uns brennen.

Lebewohl, Messina, unter der Sonne!
Lebewohl, Messina, das lachend gebaut auf die Erdengüte!
Lebewohl, Messina, stille, zertretene Orangenblüte,
gestorbene Stadt,
Messina, das wie wir und wie alle Städte dem Licht
der Sonne vertraut hat!

Die Untergangsstunde der „Titanic“

Mein Hund, mein Freund, der mir zu Füßen kauert,
Stößt mit der Schnauze an mein Knie. Er fragt:
„Herr, sprich, warum dein Menschenblut erschauert!
Die Stille um dich stundenlang schon klagt,
Sie rief mir zu: Dein Herr, er trauert."

Da so mein Hund im morgendlichen Raum
Mich weckte, war ich lange wach gewesen,
Seit langem wach, und war doch tief im Traum.
Mir war, ich hatte tagelang gelesen,
Nein, Jahre — oder nur Sekunden kaum.

Ich las in einem Buch, des Zeilen flossen
Auf jedem Blatt wie Wellengänge fort.
Bald hell, bald dunkel, und zugleich zu großen
Gestalten wuchsen Silben an und Wort,
Raketen ähnlich, die die Nacht durchschossen.

Die Worte wurden reich ein Ozean.
Sie wogten vor mir unterm Mondschein weiter,
Und ein Wort kam als Schiffskoloß heran.
Ich las und glitt dem Mondlicht nach, das heiter
Auf weiten Wellen tastend tanzen kann.

Doch dann erschreckte mich ein ungeheures Wesen.
Es kam zu mir aus fernen Zeilen nah, —
Ein Wort, von dem ich in den Büchern mal gelesen,
Doch dessen Körper ich noch nie vor Augen sah.
Und atemlos ist dann mein Traum gewesen.

„Eisberg", — das Wort ging noch im Zimmer um,
Noch jetzt, da ich das Hündlein winseln hörte.
In meinen Ohren aber war ein wild Gesumm

Von Menschen und von Schiffsmaschinen, das mich
störte.
Doch vor mir in dem Zimmer stand der Morgen stumm.

Nicht ruhig aber lag im Land mein altes Zimmer.
Es wanderte noch mit dem Eisberg fort,
Und auch durchs Fenster sah des Eises Schimmer.
„Titanic" — war ein zweites großes Wort,
Das sagten meine Lippen lautlos immer.

„Titanic!" war ein zweiter großer Schrei.
Es trug ihn wohl nun schon zu hundert Malen
Mein Herz aus dieser Nacht zu mir herbei.
Ich sehe noch die Menschen, jene tausend fahlen,
Die sanken mit dem Wort wie eine Welt aus Blei.

„Titanic!" schrieen sie. Das Wort, es sollte retten.
Sie schleudern's tausendmal dem Eisberg hin
Und flüchten fort vom Tanz, aus Spielsaal, Schlaf
und Betten.
Doch ach, das Wort verlor das Leben und den Sinn;
Ward allen schwerer als die schwersten Ketten.

Wie klang „Titanic" erst unfaßbar groß!
Unüberwindlich kam das starke Wort geschwommen,
Ein unversinkbar Schiff, das aller Stolz genoß.
Zu spät ward seine Maske ihm genommen.
Es war der Tod, verkappt, der hin zur Tiefe schoß.

Der Tod, in jenes Riesenwort gehüllt, der bleiche,
Hat Tausend angelockt, die auf das Wort vertraut.
Die Toren trug er hin zu seinem Reiche,
Die blind zum Wort „Titanic" aufgeschaut.
Der Tod, er lenkte selbst des Steuerrades Speiche.

Der Tod, er stellt den Kurs zum Eisberg ein.
Der Eisberg, der Titan bei den Titanen,
Er soll des Schiffstitanen Henker sein.
Es wollte keiner hier des großen Wortes Schwäche
ahnen,
Es wiegte Stolz an Bord die tausend Ahnungslosen ein.

Ich seh' noch festlich aus der Nacht den Schiffsrumpf
ragen.
Wie Reihen goldener Monde sind die Scheiben
Der Fensterluken leuchtend an den Rumpf geschlagen,
Und ungeheure Wirbel schweren Rauches treiben
Aus den Vulkanen, die den Schiffsleib tragen.

Es ist ein prächtig Bild in jenem Buch, das zu mir spricht,
Und dessen Zeilen weiter fort zerfließen.
Dann leuchtet fern auf wie Magnesiumlicht
Zur Nacht die Helle jenes Eisbergriesen.
Sie mahnt wie an ein übersinnliches Gesicht.

Und wäre nicht Triumph Schiffsherr gewesen,
So wäre nie das Schreckliche geschehn;
Auch dieses konnte ich aus jenem Buche lesen.
Nie hätte ich des Schiffes Untergang gesehn,
Wenn Demut mitgefahren wäre, sie, die von weisem
Wesen.

So landete der Schall nur von dem Wort
„Titanic“ überm Meer im Neuyork-Hafen.
Der Eistitan, er riß den Schiffstitanen in die Tiefe fort.
Des Schiffes Anker niemals Land antrafen,
Und nur ein Hilferuf drang zum Bestimmungsort.

Schwer wird es mir, der Bilderreihe nachzugehen,
Die sich im Wirbel jetzt aus langen Zeilen rollt.
Ich möchte für die Untergehenden um Gnade flehen.
Ich möchte rufen, daß ihr alle retten sollt, —
Doch gar zu schnell des Buches Schrecknisse sich drehen.

Nachdem das Schiff mit voller Fahrt gerannt
Und ohne Furcht noch Vorsicht mehr zu kennen,
Wird jenen Übermütigen am Eisberg bald bekannt,
Daß Toren nur ein Menschenwerk frech unvergänglich
nennen.
Ach, alles Tun der Sterblichen ist an die Sterblichkeit
gebannt.

Stets in der Ohnmacht muß das Sterbliche verschwinden,
Und unvergänglich nenne nie die Menschentat.

Dem Starken kann sich stets ein Stärkerer noch finden,
Den Triumphierenden meist sein Triumph zertrat.
An Wortprunk sollst du nicht dein Leben binden. —

So hochgetürmt war dieses Schiff, daß auf dem höchsten Deck
Den Stoß des Eises, der den Rumpf am Grund zerschnitten,
Nicht einer spürt. Und auch die erste Kunde von dem Leck
Wird von den meisten leicht belacht, bestritten.
Denn hier an Bord titanenhaft zu sein, das war vereint der Zweck.

Es war des Schiffes allererste Fahrt. Es flog in Eile.
Man jagte Knoten über Knoten ab,
Und man empfand das Jagen als Kurzweile.
Gesichert durch die wasserdichten Schotten vor Tod und Grab,
Wich man dem Eis nicht aus, um keine Meile.

Man tanzte noch nach dem Zusammenstoß im Saal, der unberührt,
Und der in seinem Schwebegleichgewicht nicht schwankte.
Man scherzte, denn man wußte vom Triumph geführt
Das Schiff. Man spielte, schwatzte, zankte
Mit Herzen, die der Tod bereits gekürt.

Triumph der Technik glänzte in den Räumen,
Im Sport- und Spiel- und Badesaal,
Und die Musik bei Tafel, bei der Speisen Wahl,
Sie übertönt des Meeres wüstes Schäumen.

Schon sah ich, daß der Schiffsrumpf schwerer ging
Und Lichterreihen tiefer Fenster schwanden.
Und immer noch drang Lust und der Musik Gesing
Von all den Oberdecks, wo Angstgerüchte keinen Eingang fanden,
Weil dort der hellste Lebensglanz die Sterblichen umfing.

Des Eisbergs Weiße leuchtet an den Wänden
Des Schiffes, das im Rückwärtsgehen stöhnt.

Der Tod jedoch läßt nicht den Schiffsrumpf aus den
Händen,
Und die Maschinenkraft bald nur gedämpft noch tönt,
Hilflos bei Meeresmeilen und fern von Küsten und
Geländen.

Das Schiff, das unversinkbar galt und stolz ins Meer
hintrat,
Vor einem Eishauch sollte es verschwinden!
Die blind das Wort „Titanic" erst geblendet hat,
Die Tausend mußten rasch den Tod hier finden.
An ihren Leibern werden weit im Meer die Fische satt.

Zuerst noch überflog der Schrei vom sterbenden Titanen
Meilen.
Das Schiff lag still. Und hilferufend von dem hohen
Mast
Zerknattern hin zur Küste mit dem Funkenspruch die
Zeilen
Und brachten zu den Menschen Schrei um Schrei mit
Hast
Hin nach Europa und Amerika, die sich in die Titanen-
schmerzen teilen.

Ein Sarg für Tausende, liegt auf dem großen Meere
der Koloß.
Und auf ihm wimmelt's jetzt von all den kleinen
Begierdewesen, die der Eisberg aufgerüttelt seit dem
Todesstoß,
Die aber nicht den Tod erkennen mögen und die Gefahr
verneinen.
Sie dünkten Schöpfer sich noch immer und blieben,
ach, Geschöpfe bloß.

Tief drinnen eilen durch des Schiffes helle Gänge
Die Stewards, und sie klopfen kurz bei jedem an.
Sie klopfen an die tausend Türen in jenes Schiffes
Riesenlänge.
Und an die tausend Herzen auch in jenem Riesenkahn
Tönt knapp das Wort „Gefahr", dies Wort belächelt
von der Menge.

Ein wenig Neugier weckt es erst nur hier und dort.
Man witzelt und begleitet sich zu hellen Stufen,
Besteigt den Fahrstuhl und die Treppen, noch in dem Mund das Wort,
Das ganz unglaubliche, das aufgetaucht da ungerufen
Man hört es abermals und hört es fort und fort:

Gefahr! — Man will den Witz leibhaftig miterleben,
Denn nur ein Witzbold denkt hier an Gefahr,
Wo Tausende auf stolzer Höhe des Triumphes schweben.
Denn nirgendwo man sicherer als hier im Schiffe war,—
Die Ingenieure hatten gestern erst dies Urteil abgegeben.

Es staut sich noch kein sonderlich Gedräng',
Man bildet Gruppen zwanglos unter Plaudern.
Auch dann wird nicht die Luft den Tausend eng,
Als die Maschinen in dem Schiffsraum zaudern.
Dort ordnet eine Dame noch ihr Ohrgehäng',

Und andere vor Spiegeln leicht ihr Haar betasten,
Das sich ein wenig lockerte beim Tanz,
Beim Druck der Diademe und der Perlenlasten.
Und an Gefahr glaubt keine unterm Lichterkranz,
Wenn auch dem Schiff die Atemzüge rasten.

Doch kaum ein Stündlein später sind entstellt
Im gleichen Saal die gleichen Angesichter.
Noch immer glänzt dieselbe Spiegelwelt.
Die Menschenmenge aber keilt sich ängstlich dichter
Zum Bug, der wie ein Pferd sich hochgestellt . . .

Die letzten Rettungsboote rudern weiter,
Ein jedes nur ein Menschenhäuflein faßt.
Im Wasser aber schreien Hunderte, die gleich wie Reiter
Die Wellen anzuspornen scheinen und in Hast
Wie Korke fliegend schwimmen, denn ein neues Wort wächst breiter:

„Der Tod."— Der dunkle Menschenhaufen auf dem Bug,
Aus dem Pistolenschüsse fallen, tobt unbändig.

Der Tod steht überall jetzt auf, Gefahren gibt's genug.
Die Elemente und die Menschen, sie werden laut geständig,
Daß Leben stets dem Leben, ach, die Todeswunden schlug.

Sie alle raubten immer, um zu leben.
Dem Tod sind wenig Freunde nur bekannt.
Nur wenig sah ich, die sich friedlich ihm ergeben.
Ein altes Paar vor mir hat sich ihm lächelnd zugewandt,
Ich seh' der beiden Seelen vereint dem Tod entgegenschweben,

Man wollt' die Gatten trennen. Doch die Frau
Mocht' nicht allein das Rettungsboot besteigen.
Ein lieblos Leben scheint der Lebensreifen rauh.
So teilt sie mutig mit dem Mann das Todesschweigen,
Und beide Alten, eng umarmt, sie halten lautlos Totenschau.

Und Segen auch verdienten sich noch viele;
Auf mancher Todesstunde Lorbeer ruht.
Manch' Millionär, der nur des Lebens Spiele
Gekannt, steht ab, zu retten sich sein Blut. —
Er nimmt die Rettung anderer zum Ziele . . .

Im Abendkleid, dem lang die Schleppe schleift,
Stehn Damen fröstelnd dichtgedrängt im Dunkel,
Den Hals und auch die Brüste wie bereift
Von Perlenprunk und Diamantgefunkel —
Der Tod auch nach den Edelsteinen greift.

Das Licht ist jetzt erloschen in den Räumen,
Doch bringt man Kerzen und beleuchtet schnell.
Das Wasser steigt, und näher tönt sein Schäumen.
Der Kerzenschein erstreckt sich flackernd grell
Auf die vom Tod Gezeichneten, die noch vom Leben träumen.

Der Kapitän darf stolz die Hoffnung noch nicht sinken sehn.
Er muß des Meerpalastes Untergang verneinen,

46*

Ein wenig Neugier weckt es erst nur hier und dort.
Man witzelt und begleitet sich zu hellen Stufen,
Besteigt den Fahrstuhl und die Treppen, noch in dem
Mund das Wort,
Das ganz unglaubliche, das aufgetaucht da ungerufen
Man hört es abermals und hört es fort und fort:

Gefahr! — Man will den Witz leibhaftig miterleben,
Denn nur ein Witzbold denkt hier an Gefahr,
Wo Tausende auf stolzer Höhe des Triumphes schweben.
Denn nirgendwo man sicherer als hier im Schiffe war, —
Die Ingenieure hatten gestern erst dies Urteil ab-
gegeben.

Es staut sich noch kein sonderlich Gedräng',
Man bildet Gruppen zwanglos unter Plaudern.
Auch dann wird nicht die Luft den Tausend eng,
Als die Maschinen in dem Schiffsraum zaudern.
Dort ordnet eine Dame noch ihr Ohrgehäng',

Und andere vor Spiegeln leicht ihr Haar betasten,
Das sich ein wenig lockerte beim Tanz,
Beim Druck der Diademe und der Perlenlasten.
Und an Gefahr glaubt keine unterm Lichterkranz,
Wenn auch dem Schiff die Atemzüge rasten.

Doch kaum ein Stündlein später sind entstellt
Im gleichen Saal die gleichen Angesichter.
Noch immer glänzt dieselbe Spiegelwelt.
Die Menschenmenge aber keilt sich ängstlich dichter
Zum Bug, der wie ein Pferd sich hochgestellt ...

Die letzten Rettungsboote rudern weiter,
Ein jedes nur ein Menschenhäuflein faßt.
Im Wasser aber schreien Hunderte, die gleich wie Reiter
Die Wellen anzuspornen scheinen und in Hast
Wie Korke fliegend schwimmen, denn ein neues Wort
wächst breiter:

„Der Tod." — Der dunkle Menschenhaufen auf dem Bug,
Aus dem Pistolenschüsse fallen, tobt unbändig.

Der Tod steht überall jetzt auf, Gefahren gibt's genug.
Die Elemente und die Menschen, sie werden laut geständig,
Daß Leben stets dem Leben, ach, die Todeswunden schlug.

Sie alle raubten immer, um zu leben.
Dem Tod sind wenig Freunde nur bekannt.
Nur wenig sah ich, die sich friedlich ihm ergeben.
Ein altes Paar vor mir hat sich ihm lächelnd zugewandt,
Ich seh' der beiden Seelen vereint dem Tod entgegenschweben,

Man wollt' die Gatten trennen. Doch die Frau
Mocht' nicht allein das Rettungsboot besteigen.
Ein lieblos Leben scheint der Lebensreifen rauh.
So teilt sie mutig mit dem Mann das Todesschweigen,
Und beide Alten, eng umarmt, sie halten lautlos Totenschau.

Und Segen auch verdienten sich noch viele;
Auf mancher Todesstunde Lorbeer ruht.
Manch' Millionär, der nur des Lebens Spiele
Gekannt, steht ab, zu retten sich sein Blut. —
Er nimmt die Rettung anderer zum Ziele . . .

Im Abendkleid, dem lang die Schleppe schleift,
Stehn Damen fröstelnd dichtgedrängt im Dunkel,
Den Hals und auch die Brüste wie bereift
Von Perlenprunk und Diamantgefunkel —
Der Tod auch nach den Edelsteinen greift.

Das Licht ist jetzt erloschen in den Räumen,
Doch bringt man Kerzen und beleuchtet schnell.
Das Wasser steigt, und näher tönt sein Schäumen.
Der Kerzenschein erstreckt sich flackernd grell
Auf die vom Tod Gezeichneten, die noch vom Leben träumen.

Der Kapitän darf stolz die Hoffnung noch nicht sinken sehn.
Er muß des Meerpalastes Untergang verneinen,

46*

Solange knatternd noch die Funkensprüche übern
Ozean gehn,
Die sich wie letzte Lebensstrahlen rund um die Todes-
not vereinen
Und um zwei Männer, die im Telegraphenraum im
Wasser stehn.

Das Grab nur konnte jene Braven von ihrem Lebens-
dienst entbinden.
Des Schiffes Fühlung mit der Welt, sie schwand mit
ihnen schwer.
Den Rettungsgürtel um, so funken sie, bis ihre Kräfte
schwinden,
Bis sie am Telegraphen ablöst stumm das Meer
Und sie als letzte Antwort dann den Tod am Apparate
finden.

Unheimlich wächst das Wasser rund heran,
Und manchem kehrt zurück die ferne Seele,
Die hochmütig er längst schon abgetan.
Doch sitzt Gefahr dem Menschen an der Kehle,
Springt leicht der Zweifelnde auch in den Glaubenskahn.

Im Speisesaal, wo noch vor einer Stunde
Gar festlich die befrackte Herrenschar
Den Schaumwein schlürfte und das Lachen in der
Runde
Aufdringlich dröhnte, blind erhaben der Gefahr, —
Da halten Musikanten noch die Instrumente an dem
Munde.

Und durch die Not klang übers Schiff: „Hin Gott
zu dir!"
Und manches Auge weinte in dem Prunken
Des Saales, der geschmückt mit goldner Zier,
Wo Violin und Flöte jetzt noch tönetrunken
Zum Frieden wiesen, fern der Lebensgier.

Das Schreien aber, das im Schiff sich rührte,
Als krachend nun der Rumpf im Kesselraum zerriß
Und Tausende zur Meerestiefe führte,

Das Schreien sich gar grimmig in mein Herz einbiß,
Als wär's mein eigen Leben, das ich sterbend spürte.

Es schrie die Welt auf, die der Mensch gebaut,
Es schrie die Sucht auf jener tausend Leben,
Die stolz der Menschen Eitelkeit vertraut.
Es schrie die Lust, dem Tod den Tod zu geben,
Es schrie der Glanz, dem vor dem Dunkel graut.

Es schrien Stimmen, so wie Tiere brüllen,
Wenn sie der Mensch von ihrer Herde reißt . . .
Dann sah ich alle Bilder sich verhüllen,
Und eine Hand, die mich ins Leben weist,
Sie muß des Buches Seiten rasch zerknüllen.

Getragen von dem eisigsten der Winde,
Noch lange ich auf leeren Wassern flog,
Und nicht sogleich ich wieder heimwärts finde.
Ein tödlich kalter Atem mit mir zog,
Als schmolz das Sterben auch des Eisbergs Rinde.

Am Eise hängen sich die Toten fest,
Und Haufen Sterbende verröcheln stöhnend.
Verschwunden ist des Schiffstitanen Rest.
Das Wasser rauscht an jener Stelle tönend,
Und nur der Tod hält noch ein wildes Fest.

Von Zeit zu Zeit, da tauchten Boote auf.
Ich sah noch Männer sich im Wasser raufen.
Geschmückte Frauen steuerten der Boote Lauf,
Ich höre Schwimmende um mich verschnaufen
Dicht bei der Leichen enggedrängtem Hauf . . .

Der Morgen kam mit seiner leichten Röte,
Als wüßt' er nicht, was hier die Nacht gesehn.
Die Welle aber sprach zur Welle weiter: „Töte!
Kein Leben soll hier dem Triumph des Todes heut
entgehn."
Und da und dort versanken dann die menschenvollen
Böte. —

Fern rotes bald und grünes Licht im Morgendämmern
blinkt, —
Es sind Laternen eines Dampfers, den zur Nacht
gerufen
Durch viele Meilen her der Telegraph. Man winkt.
In allen Booten aber war es jetzt, als schufen
Die beiden Lichter neu den Mut, der schon versinkt.

Der Dampfer läßt die Treppen zu den Booten nieder.
Man kommt und rettet, wo man retten kann.
Doch die Geretteten erkennen nicht sofort das Leben
wieder,
Und manche zarte Frau, die da im Boot gerudert
hatte wie ein Mann,
Sieht noch vor sich den Tod durch die erschöpft ge-
schlossenen Lider.

Und viele, die man aus den Booten hebt, die schreien
wild,
Sie wollen nicht vom Grab da unten scheiden.
In ihren Augen brennt noch Schreckensbild um Bild,
Sie wollen nicht gerettet sein von ihren Leiden, —
Es deckte ihre Liebsten zu der ungeheure Meeresschild.

Und andere, die sich ergeben in das Todeswerben,
Die sich schon ihrem Untergang versöhnt,
Sie sehen in dem Tod nicht mehr Verderben —
Erlösung von dem Dasein, das nur raubt und stöhnt.
Sie wollen nie das Leben mehr betreten, — nur ster-
ben, sterben.

*

Mit dem Geschmack des bittern Meeres noch im Mund
Und vor mir Leben, das die Hand mir leckte,
Erwachte ich. Ans Knie strich mir mein Hund.
Erstaunt ich mich in meinem Zimmerraum entdeckte,
Im Herzen noch der Schiffswelt Todesstund'.

Ich seh' den Hund an, der da vor mir kauert,
Und der mit seinen Augen stumm mich fragt:
„Herr, sprich, warum dein Menschenblut erschauert.

Die Stille um dich stundenlang schon klagt,
Sie rief mir zu: Sieh doch, dein Herr, er trauert." —
Und ich besinne mich, daß ich da nächtens las
Von einem großen Schiff das große Untergehen,
Und daß ich miterlebt Titanenunglück und des Todes
Haß.
Beim Leben, das wir gerne triumphieren sehen,
Die Todeskälte schon im Morgen saß.

Noch jenen Traum im Aug', schau' ich zur Zimmerdiele,
Die wurde wie der Grund vom tiefen Meer.
Erdrückt von Haufen Gold sah ich der Menschen viele.
Denn jener Schiffstitan, er war an Goldlast schwer.
„Die Glücklichen," so seufzte ich, „sie kamen nun zum
goldnen Ziele."

Ich sprach es, todeslustig noch, und wurde langsam
wach.
Vor mir, zerpreßt vom Gold, verschwanden jene Toten.
Und draußen stand die Sonne überm Nachbardach,
Und ihre Strahlen mir ihr Lebenslicht anboten.
Da griff mein Atem zu. Ich dachte nicht mehr heiß
dem Untergange nach.

Ich streichelte den Hund, der lebenskräftig bellte,
Und fühlte mich von Sterbequalen frei.
Das Licht, das süße, das mein Herz erhellte,
Entrückte mich dem großen Todesschrei,
Der fern in der Erinnerung noch gellte.

Das Schicksalsbuch, darin ich weiterlas,
Es schlug mir neue Bilder auf und Seiten.
Doch zwischen neuen Zeilen ich es nie vergaß,
Daß Menschen ihrem Tun den Untergang bereiten,
Wenn nicht die Demut mit beim Werke saß.

Inhalt des vierten Bandes

Lyrik

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Kleinere Versdichtungen

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einband von E. A. Enders in Leipzig

VOLUME

5

MAX DAUTHENDEY

GESAMMELTE WERKE

Max Dauthendeys Werke

Band 5

Max Dauthendey

Gesammelte Werke

in sechs Bänden

Fünfter Band:

Die großen Versdichtungen

Albert Langen / München

Die geflügelte Erde

Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere

Anfang und Ausgang

Ich tat den Weg um die Erde wagen,
Ging Tagen entgegen, die mich weit von der Geliebten getragen,
Wanderte einsam in der Sehnsucht Gehegen,
Auf Wegen, die über Meere kamen. Sieben Meere nahmen mich mit.
Und Schritt um Schritt, auf jeder Welle, in jedem Meer,
Die helle Sehnsucht mir die Brust zerschnitt.
Ich sah des Orients kindliche Pracht und Behagen,
Des Okzidents strebendes Wagen und Allmacht.
Ich ging den reich lebenden Weg, wie über einen bebenden Steg,
Wie durch einen bunten Schacht,
Als sei ich drunten unter der Erde,
Wo sich Nacht reiht an Nacht
Mit der Verlassenheit tödlicher Gebärde.

So wie ein Herz geht und eilt
Und doch weilt und immer auf einer Stelle steht,
So wanderte ich wohl früh und spät;
Und als einzige Helle, die in die Herzzelle fällt,
Sah ich im dunkeln Getriebe,
Als Anfang und Ausgang in dieser Welt,
Der Geliebten Liebe.

Meer, Feuer, Erde, Wolken

Und wollt ihr die wandernden Bilder und Gesten und Schauer fassen,
Die an mir vorübergezogen auf Meeren, Gebirgen und Menschengassen,
Müßt ihr mir willig folgen,

Auf nie müden Füßen der Worte kann ich euch wandern lassen.
Rastlos arbeitet das Meer, wo Welle an Welle sich heftet,
Wo des Himmels sich türmende Helle und Wolken sind wetterschwer,
Wo dich das „Ohn Ende" entkräftet.
Rastlos schreitet Endloses dort die Kreuz und die Quer,
Die Wasser ziehen hinaus, wie Wandrer von Schwelle zu Schwelle,
Und keiner kommt jemals nach Haus.

In erster Nacht fühlt' ich die Luft, wie gekocht im Topf, an den Feuer pocht,
Und ein Berg, wie von Drachen umlagert, mit spuckendem Rachen,
Saß vor mir, ins Dunkel geduckt, und war, wie die Brust meiner Liebsten,
Von lockender Schwüle umzuckt.
Es war der Vulkan, der Stromboli heißt,
Und den das Mittelmeer lüstern umkreist,
Wie Eva im Paradies einst den Baum, den heimlich die Schlange preist.
Wer einmal das Feuer der Erde einatmet und solches Feuers Geruch,
Dem blättert das Herz im Leib, wie in einem von der Wollust redenden Buch;
Der ist bis ans Tor des alten Erdgartens gegangen,
Wo die Vögel noch lachend im Maule der Löwen sangen.

Man sah nur den Rücken des Berges über dem Meere hangen,
Unten waren die Wände von Nachtwolken dunkel umfangen,
Die warfen Blitze, wie Schwerter, umher, und die Luft war voll Bangen,
Als ob im Meer Feuer und Erde nach Atem rangen.

„Die Liebste allein macht uns warm wie der Urgrund der Erde,"

Sagten die Wolken mit brennendem Mund
Und winkten rot aus dem Dunkel des Schiffes schäumender Fährte.

Des Schiffes Räume

Des Schiffes Räume waren erleuchtete Säle, die über die Meeröde fahren,
Mit Treppen und Galerien voll Palmen und grünenden Pflanzen,
Voll Damen in glitzernden Kleidern und fließenden Schleppen,
Die, wie Bilder lächelnd in goldenen Rahmen, vom Erdteil Europa kamen
Und plaudernd und fächelnd zum Erdteil Afrika tanzen.
Im endlosen Wasserschwall, im öden Windhall und Tosen,
Bei Meerlärm und Meereskälte die Lieb', auch hier, ihr feurig Blitzespiel trieb.
Doch ich, der ich mich voll Härte von meiner Geliebten verstieß und mich um die Erde gehen hieß,
Um breit Weisheit zu sammeln, konnt' kaum meine Sprache noch stammeln,
Denn die Sehnsucht trug ich wie Ketten, an denen ich zerrte.

Sieben Meere

Ich kam vom Main aus Deutschland her, wollt' übers feurige Mittelmeer,
Das Rote Meer, das Indische, Bengalische, Chinesische und übern Stillen Ozean
Und den Atlant, — dann käm' ich bei der Liebsten an.
Dann leg' ich ihr zu Füßen hin, was ihr Begehr und unbekannt,
Und freu' mich, wenn, vom fernsten Land, das Leben in der Liebsten Hand
Zum Tand wird, und wie goldner Sand ihr durch des Daseins Stundenglas

Das Unfaßbare spielend rinnt, das hinter den Meeren verborgen sinnt.
Ich kam aus Deutschland, über Paris, und schnell nach Marseille,
Fand ein englisches Schiff, das dastand, eben angekommen, das hab' ich genommen.
Der Schiffsbord, voll Leute bis an den Rand, mit manchem Lord, kam von Engeland,
Von London, mit englischem Ton, und englischen Sitten, und meine Sehnsucht ging unter den Briten umher
Als blinder Passagier mitten auf hohem Meer.

Im Schiffsinnern

Im Schiffsinnern sah ich durch Luken hinunter, wo die Schiffseisen brausten,
Wo die Stahlmassen sausten, wo gigantische Kolben, mit Schwingen und Ducken,
Wie stetes Herzklopfen hausten.
Wo die zwei Riesen, die Glut und Verstand, ein Wille verband, eine lotsende Hand;
Wo die Sehnsucht aller, von Land zu Land, die Schiffsschraube trieb und das Meer überwand.
Denn die Fernen wirken wie die stillen Magneten und haben die Kraft von Wunsch und Gebeten.
Manch einer kann sich die Geliebte nicht nennen,
Doch seine Wege alle den Weg zu ihr kennen,
Und alle seine Schritte nach ihren rennen.
Denn die Herzen lassen sich schwerer als Erdteile trennen.
Überlegen ist immer die Liebe und wird wie die Stahlkolben eifrig sich regen
Und Untiefen stürmisch durchfegen.

Im Speisesaal

Des Abends standen im Speisesaal, auf dem Orientfahrer, in großer Zahl
Die leisen indischen Diener in weißen Livreen.

Dann fanden sich, auf ein Glockenzeichen, die bleichen Schultern der Damen ein,
Die, unter einer Saat von Brillanten funkelnd, wie Feuerwerk kamen und brannten.
Und die Herren traten herein in Smoking und Frack und taten auf Lackschuhen gehen;
Doch meine Sehnsucht wollte es nur schwer verstehen, sich Abend für Abend wie auf Festen zu sehen,
Und vor Spiegeln, die Abendkrawatte bindend, dazustehen.
Mein Heimweh tat mich um Sack und Asche anflehen,
Denn jede Sekund' noch vor mir da lag, wie ein Abgrund, seit dem Tag,
Wo ich zum Abschied geküßt der Liebsten Mund.

Man saß an den hellen Tafeln zum Mahl im meerumrauschten Speisesaal,
Und mir war, als machten meine Sehnsuchtsgedanken die Wände schwanken,
Die Tafel ging mit allen Gästen über Berg und Tal.
Die Indier rannten mit der Speisen Zahl auf und ab,
Manchmal schien mir, als ob die steinernen Brillanten auf den Damenschultern
Meine fiebernde Sehnsucht erkannten und sahen in mein Herz allein hinab.

Das neue Jahr

Der Mispel Laub hing um die Säulen im Speisesaal,
Weil heut die letzte Jahresnacht auch über das Mittelmeer mit uns ging,
Und eine neue Jahreszahl, frischrot, im neuen Kalender hing.
Doch ich saß von der Sehnsucht taub und drehte am Finger meinen Ring
Und wußte, daß mein neues Jahr, für mich, erst hinter sieben Meeren anfing,
Wenn ich am Ende der Erde war,
Wo mir, mit Lachen und Gesing', die Liebste ausbreitet ihr junges Haar,

Das um sie wie ein Schleier hängt, und jedes Haar, wie ein sehnender Arm,
Den Weltumwanderer umfängt.

In der Schiffskabine

Ich saß in meiner Schiffskabine, die mit dem runden Fensterglas hinsah auf Meer und Wolkenstraß',
Und kaum im Traum ich die Sehnsucht vergaß.
Das Schiff glitt schmiegsam, wie auf Daunen, umgeben von der Wellen Launen.
Die Wellen rüttelten, wie Hände, von draußen an die Bohlenwände,
Das Schiff, es knisterte gepreßt und schnitt doch fest,
Als ob man ein Messer am Griffe führt, durch Wassergassen, deren Massen,
Man drinnen noch als Alpdruck spürt.
Ich horchte nächtlich noch aufs Meer, als ob es der Liebe Untiefe wär'.
Das Meer, das ein Brausen vollführt, wie wenn des Blutes Sausen im Leib
Gar stürmisch sich ein Weib erkürt.

Am vierten Tag

Und höher und heller, am vierten Tag, stand der Himmel geklärt,
Und an des Meeres Rand, als ob man an einen Teller anfährt,
Lag, in der Januarsonne, Afrikas Strand.
Und von Port Said die weißen Molenmauern nahmen das Schiff warm an die Hand.
Im Schornstein wurde der Rauch ganz klein, schrumpfte ein,
Und der Schiffsrumpf, gestorben, stille stand.
Und größer schien das Schiff zu sein, wie ein Toter, wenn er Ruhe fand;
Und lag wie ein finsterer großer Schrein, der meine Seele trug in ein jenseitig Land.

Wer fort von seiner Liebsten reist, hat keinen Leib
dabei, die Liebste gibt den Leib nicht frei,
Denn Liebe ist eigensinnig und dreist.

Afrikas Gesichter

Schwarz steigen Gesichter vom Land und zeigen sich
über dem Schiffsrand,
Und es reckt sich manch schwarzer Arm herauf, und
ein Schwarm schwarzer Hände
Fängt die fliegenden Koffer auf. Und sie lachten und
singsangen unten in Kähnen um die Schiffswände.
Mitten hin vor den breitblauenden Himmel, vor den
breitblendenden Strand,
Mitten hinein in der Klarheit Gewalten treten die
dunkeln Gestalten.
Schienen nicht von Afrikas Sonne, doch von Afrikas
Nächten die Abgesandten.
Und ich dachte mir, die Dunkelheit, die hier an jeden
Leib gebannt, ist mir bekannt.
Der Liebesnacht Unvergänglichkeit hat sich mächtig
in Menschenhaut eingebrannt.
In jeder dunkeln Hand ist noch der Finsternis Pracht,
von jeder Nacht,
Wo des Mannes Blut im Weib verschwand;
Wo der Leidenschaft Macht sich dem Tod dargebracht
an der Endlichkeit Rand,
Und der Liebeslust und der Liebesqual schwerdunkel
Portal sich aufgemacht.

Kairos Frauen

Es ging mein Herz mit süßen Schauern an Afrikas
Frauen heran.
Doch ich sah des Orients Schöne gelassen an,
Zwar nicht wie Vasen, daran man sich weiden kann,
Aber keine machte mich leiden.
Es ließen die Frauen in Kairos Straßen mich hinter
die Schleier schauen,

Und ihre Schönheit war oft zum Erblassen.
Sie machte raubgierig wie Geier den Geist, der ohne Fesseln um Tauben kreist.
Doch mein Blut schaute satt, weil es das Reichste reichlich im Herzen hat,
Wie ein Fisch, der zu feist und nicht nach den Angelmücken leicht beißt.
Denn wer da liebt und sich von der Geliebten fortweist,
Der ist, als ob ein Toter durchs Leben reist.

Das Land der Toten

Ägypten ist das Land der Toten, das empfand
Mein Herz von Stund' an, wo mein Fuß dort stand.
Vorboten davon schon waren, als ich mit der Bahn von Port Said abgefahren,
Die Häuser der ersten Stationen, die wie Grabdenkmäler in konischen Formen thronen;
Und Wüstenluft und Meere Sand, wo kaum eine Palme stand.
Der Tod, der reichte hier stumm, zum Willkomm, eine leere Wüste als Hand.
Doch eines ich immer dort in Ägypten empfand: Blickst du auch in die Leere,
So hat doch die Luft überm Kopf, mehr als die Erde, Erdschwere.
Als ob nicht auf Erden, sondern im Himmel, in Gedanken, das Leben heiß stand.
Die Fata Morgana am Himmelsrand das Irdische war, unirdisch dagegen,
Zu meinen Füßen der blendende Sand auf lohheißen Wegen.
So wie ein Verliebter, traumwandelnd, über sich mehr erlebt,
Als wenn ihr ihm die ganze Erde ohne die Geliebte gebt.

Und wie ein verliebter Mensch, wenn er reist, im Geist stets um die Geliebte schwebt,
So auch jeder Erdteil, auch wie er heißt, so auch Europa stets noch in Afrika lebt.
Im Speisewagen ward man schnell durch die Wüstenstrecken nach Kairo getragen.
Und Wiener Kellner, im schwarzen Frack und Kragen und schwarzen Hosen,
Pflegten mit englischen Braten und französischen Saucen den reisenden Magen.
Ich vermag den ersten Nachmittag nur durch die Spiegelscheiben des Schnellzuges zu beschreiben.
Manchmal flog ein Stück des Suezkanals, eine lange Linie Sand oder ein Stand Palmen vorbei.
An den Stationen waren Beduinen, in Mäntel vermummt, verstummt und mit trägen Mienen,
Und schienen wie ein Haufen weißer Säcke und wie eine lebende Menschenhecke.
Auf den Bahnhofsrampen zeigten die elektrischen Lampen am Abend in künstlichem Mondscheinrahmen
Diese wilden Söhne, die aus weltleeren Wüsten kamen.
Doch im Speisewagen, wo die Kellner flink das Diner auftragen,
Saßen am Fenster ein englischer Attaché und eine französische Liebesfee.
Und in den spiegelnden Scheiben konnte ich, zwischen den Schienen und Palmen und Beduinen,
Die Mienen und Liebeslaunen der europäischen Dame bestaunen.
Die weiten spiegelnden Scheiben wollten mehr als Afrikas Schönheit Europa beschreiben,
Meine Augen mußten daran haften bleiben.
Nahm ich mein Weinglas zur Hand, so sah das die Dame als einen Gruß, den sie verstand.
Und es lächelte der Französin Mund, weil der Stempel „Paris“ auf meinem Handgepäck stund,
Und für eine Weile ihr Auge im Leibe mir viel verhieß;
Und es war, als ob ihr Mund in der Scheibe an meinen Mund stieß.

„Auch auf Schnellzugsrädern, die durch Afrika gehen,
will Liebe sich drehen,“
Dachte ich still und ließ mein Weinglas unberührt
stehen.
Ich konnte, ohne Fenster, die Liebste in der Heimat
sehen, und die Augen wollten mir übergehen
Vor der Sehnsucht Gespenster.

Kairos Fischmarkt

In Kairo waren viel Wunderdinge, die mich erfüllt,
und auf die Frauen,
Die schwarz verhüllt, wie verschleierte dunkle Gefahren,
mußte ich immer neu und voll Scheu hinschauen.
Es war Sommernacht dort im Januar, und über der
Straßen Schar
Hing der türkische Halbmond, wie eine goldene
Schaukel,
Und Wetterleuchten flog, wie feurig Gegaukel, hin
durch die Nacht,
Wie ein Frauenblick über Schleier zufliegt und un-
sicher macht,
Über den du dann nachgedacht, ob der verschleierte
Mund dabei weint oder lacht.
Die Nacht ist's, die Kairo wollüstig regiert. Wenn
sich die Sonne überm Nil in die Wüste verliert,
Wird ein Stadtteil, der Fischmarkt, zur Küste, wo
feurige Lüste landen.
Dann wird des Dunkels Macht ein hitziges Weib
und bietet tausend Brüste unbedacht.
In schluchtige Gassen, in die der Mond und die
Sterne tief abwärts, wie auf den Meeresgrund,
schauen,
Stauen sich vor den vergitterten Fenstern die Männer,
die sich ohne Herz zu lieben getrauen.
Hinter den Gittern sitzen zum Scherz, in bunten
Lappen, wie gebrüstete Pfauen,
Die Frauen, denen nach Männerfleisch und Männer-
blut mit geilem Grauen gelüstet.

Männer, Knaben und Greise drängen sich an sie heran, wie an eine Lieblingsspeise;
Schuldlos und schuldig zugleich, denn der Sinnlichkeit Reich ist voll Einfalt und voll Verbrechen der Wildheit.

Die Leiern der Wollust

In kleinen Cafés, hinter farbigen Scheiben, ist ein Treiben von Kastagnetten und Tamburinengeklingel
Und vom Getingel der Silber- und Glasperlenketten an fetten, üppigen Frauen,
Die sich aufgestellt, wie fleischige Pflanzen, die sich im Blauen aufbauen
Und sorglos und ohne Gedanken für die vier Winde tanzen.
Von ihren Gesichtern fiel Schleier und Binde, und doch sind sie nur wie lächelnde Blinde
Und stehen da zur irdischen Feier fürs Blut und sind der Wollust Leier
Und tun den Fingern der Männer gut, die, ohne nach Herzen zu fragen,
Versteckt wie die Wilddiebe, lüstern und schonungslos jagen.
Wie den Hengsten die Nüstern zittern, wenn sie die Stuten wittern,
So drängen sich unter Flüstern, zwischen roten düstern Feuern, zwischen Häuserschatten und Mond,
Die Männer in Massen hin in den Gassen und zwischen Gemäuern.
Es ist ein Kichern und Fassen, und gelassen in den Fensterbogen wogen die Busen der Frauen,
Und auf den Treppen, an jedem Haus, sitzt, in hellen Kleidern, Schar bei Schar,
Sieht unverlegen und klar hinaus und hält geöffnet zur Wollust Busen und Haar.

Garküchen, wo Speisen dampfen, sind neben den kleinen Stuben zur ebenen Erde,
Wo sie Tänze auf Bretterbühnen stampfen, mit Schellen und Kastagnetten, wie rassige Pferde.
In einer Gasse, bei offenen Feuern, in einer lautlosen Menschenherde
Stand stolz, mit der Flammen Gebärde und mit der Inbrunst Beteuern, ein blinder arabischer Dichter
Und sprach, als wären die Mienen um ihn nicht der Menschen, sondern der Götter Gesichter.
Das Feuer am Boden schrumpfte bescheiden zusammen vor den vornehmen Flammen,
Die aus dem Munde des Blinden kamen.
Er schien mir in dem Gemisch von Mond und Lampen, an der Wollust Tisch,
Wie das einzige Herz, das hier an die Rampen tritt,
Und riß, in dem Zweikampf zwischen Erde und Himmel, die Erde in den Himmel der Liebe mit.
Als ob seine Worte die Stirnen beschienen, so leuchteten im Gassendunkel der Leute Mienen;
Und selbst die Dirnen lauschten trunken, wie in ein duftend Ambrabad bis über den Kopf versunken.
Es brachte der Blinde einen ewigen Funken hier, zwischen den Gassenwänden, in das Finster von fettigem Öllicht und Bränden;
Und mit seiner Worte Kommen und Gehen erwachten im Blut der Liebe wollüstige Wehen.
Der Blinde lehrte den Blinden das Sehen.

Bei Ambrazigaretten

Ich ging den Versen, die der Dichter sprach, und ging wohl, in Gedanken, dem Mond nach über manches flache Dach
Und fand: das Menschenherz kennt keine Schranken, und nimmt die Sehnsucht es in ihre Hand,
So wandert es durch Wüsten übers Meer und steht erst still in der Geliebten Land.

Und wie mit Sand im Aug', ging ich umher; ich sah auf einmal alle Lebenden nur schwer,
Wußte, daß ich mit meiner Liebsten auf gleicher Erd' noch stand,
Doch sonst schien mir der Erdball menschenleer.
Ich kaufte Ambrazigaretten in der Näh' und machte Rauch, sah Bauchtanz durch den Nebel im Café,
Hörte auf Händeklatschen und Gesang, wohl viele dunkle Stunden lang;
Quecksilberkugeln hingen bunt von allen Decken, rund in rauchigen Sälen,
Und waren wie Planeten und wie Weltenkörper, als dürfte, bei Musik und Tanz, das Sphärenleben auch nicht fehlen.
Und alle schienen hier hell zum Vergnügen und zum Glanz,
Nur ich saß unter allen und starrte still auf eine Stell' und fehlte mir doch ganz.

Der grüne Nil

Wie Öl, so sanft und lautlos, strömt der grüne Nil, und eines Morgens überschritt ich seine Löwenbrücke
Und fuhr die Straße, die gerade, wie ein Schnitt, die Ebene durchzieht,
Und wo man blau, wie Zelte, in der Ferne die Pyramiden an dem Rand der Wüste sieht.
Ein reich Gewühl von Reitern, Wagen, Karawanen ist auf der Brücke bunt und glitt
So eilig in die Stadt, als ob der Tag, noch schneller als die Nacht, am Nil entflieht.

Hin, wo die großen Ahnen, die Könige Ägyptens, sich begraben ließen,
Eilt meine Straße unter Tamarinden, die, groß und frisch wie immergrüne Fahnen,
Den Weg geleiten durch des Niles Wiesen.
Das reichste Feld, das jährlich von dem Nil gesäugt,
Äugt, grün bestellt, mit junger Saat zur Sonne.

Doch schon nach wenig Meilen färbt sich bleich der grüne Farbenton,
Die Wüste steigt zum breiten Niltal schroff herab,
Und jäh bricht alles frische Gräserleben, am hagern Wüstenrand,
Gleichwie mit einem Messerschnitte ab.

Als ob die Leidenschaft der Sonnenglut hier hastig einen Mord begeht,
Als sei der Tod stürmischer Sehnsucht einzig Ziel,
So hingestreckt und wild getötet ruht und fahl die Wüste bei dem wiesengrünen Nil.

Der Wüstensand

Wie Mauern steht die Wüste vor den Straßen und steht schroff auf und hebt sich in Terrassen
In eine Welt, die sich dem Tod allein als Herrscher unterstellt.
Und, wie die Träger vom Portal, stehen die wuchtigen Pyramiden,
Gleich Steingebirgen, bei dem Totensaal.
Ich fürchtete von weitem schon des stillen Sandes und der Wüstenruh' brennende Qual.
Als ich den Wagen an dem grünen Tal verließ und mir mein Fuß, zum erstenmal im Leben,
An jenen vielverschrienen Sand anstieß, fand ich mich sanft von einem Wohlgefühl umgeben,
Das allen Schreck vergessen hieß.
Der Urwelt Dasein, die den Mensch kaum kennt, die, blendend, das Unendliche, Allüberlebende und Tötende zugleich sich nennt,
Berührte mich, beim ersten Schritt im Sand, mit ihrer Weltallruh',
Daß ich gleich bis zum Scheitel in tiefer Wüste stand, und nicht nur mit dem Schuh.
Beglückend, wie ein Blumenland und wie ein Garten, der voll Sonnenfarben
Sich Kränze sichtbar, doch unfaßbar, wand,
Mit rosig, himmelblauen und irisfarbenen Grübchen,

Wie ein geschmücktes Kind, das man, zum Küssen,
in goldner Wiege fand,
Lag da, erschreckend schön, zu meinen Füßen,
Der altdämonische und tote Sand.

Als hab' die Liebste hier zur Nacht gewandelt
Und hab' bei jedem Schritt an mich gedacht,
So hat jed' Grübchen in dem Wüstensand mich angelacht.

Unter den Pyramiden

Es standen die Pyramiden mit gewaltigen Flächen
Und schienen wie Wesen, deren Gedanken die Erde
vermieden,
Die alle irdischen Grenzen durchbrechen,
Der Mathematik des Weltalls zu dienen und der
Sterne Geschick.
Wie steinerne Wesen, die mit wahrsagenden Mienen
in deiner Seele lesen,
Die Jahrtausende tragen, ohne Alter, ohne Klagen,
Und nicht nach Sekunden und Stunden mehr fragen.

Diese gigantischen Prismen schienen wie Nägel in
den Himmel geschlagen.
Nicht der helle bewegliche Sand konnte solche Ge-
walten tragen;
Das waren Gestalten, die sich hinaus in die blaue
Leere wagen,
Um die Tiefe des Äthers nach ihrem Anfang und
Ende zu fragen.
Wie die Gedanken der großen Sehnenden, die ohne
Zagen und ohne Wanken,
Ihre Nahrung aus der Unergründlichkeit tranken.

Wer zu einem der großen Steinkeile eine Weile hin-
aufsah,
Dem geschah, daß der Leib und die Glieder versanken.
Und wie Pfeile, hinaus in den Raum, flogen die
Geister mit Windeseile
Und fielen zum Äther, wie Vögel in einen blauen,
unirdischen Baum.

Alltag um die Pyramiden

Es war da im Sandgetriebe, in der Pyramiden Nähe,
ein Menschengeschiebe über den Sandwehen,
Von Fellachen, Kamelen, Führern, Photographen
und Wasserverkäufern ein Kommen und Gehen;
Die da lärmen und wie Spatzen lachen und ihre
Geschäfte mit Fremden machen
Und in hellen Haufen an den steinernen Quadern der
Heiligtümer wie Ameisen auf und nieder laufen.
In einer Bude mußte ich Eintrittskarte zur Cheops-
pyramide und Führer kaufen,
Die sich um mich und ums Trinkgeld raufen.

Die Pyramiden lassen sich ruhig vom Alltag anfassen,
Gelassen, in ewigem Frieden, stehen sie auf den
Wüstenterrassen;
Indessen ihre Wände den Weg in den Weltraum gehen,
Wie die Gedanken derer, die ihren Herzenstraum im
Zeitlosen sehen.

Der Begriff von oben und unten

Der gelbe blendende Wüstensand wirft Licht, wie die
Lampe an einer Bühne Rand.
Und wie an einer bunten Theaterrampe, so jede Pyra-
mide, beleuchtet von unten, wie eine Kulisse stand.
Das schwerblaue Himmelgefunkel darüber schien dun-
kel, wie steinerner Lapislazuli.
Und seltsam entwand sich, verschoben, vom grellen
Sandlicht gehoben,
Im bunten Himmel, der wie ein Brunnen drunten,
der Begriff von oben und unten.
Jede Pyramide schien draußen im Äther wie auf
festem Boden zu stehen.
Und unter deinen Zehen wirst du den duftigen Sand
und die Wüstenhelle wie einen luftigen Himmel
ansehen.
Dir deucht dann, als müssen wir hier auf Erden wie
an einer Saaldecke gehen,

Wie eine Fliege, die mit den Füßen kopfüber kreucht.
Und die Wüstenerde, als unirdisch, wird dir verwehen, damit der Himmel ein irdischer Boden dir werde.
So kopfüber kannst du dich wie im Wasser sehen, wenn der Sehnsucht große Wehen ins Unendliche steigen;
Wie die Kolosse der Pyramiden, die kopfüber ins Weltall zeigen.

In der Cheopspyramide

Als ich so lauschend, wie einem Weltall Liede, unter der Cheopspyramide noch staunend stand,
Nahmen mich meine vier Führer behend an der Hand und erstiegen mit mir, an der Außenwand,
Ein paar gemauerte Quadern, in kletterndem Lauf. Dort steht dann ein Loch finster auf, drinnen Grabdunkel lauert.
In eine Rinne, aus weißem Gestein, zwängt man sich ein und rutscht, gestützt und geschoben, hinab
In der Jahrtausende Grab.
Die Fellachen, in ihren bunten Lumpen, leuchten drunten mit Wachslichtstumpen;
Viele Klafter tief unten geht der Weg wieder schief nach oben.
Ich wurde durch Löcher gehoben, wie ein Faden, den man durch Nadeln geschoben;
Immer gebückt und gedrückt auf niederem Weg, den man auf den Knien aufwärts geht,
Mit Keuchen und Schwitzen und Schnaufen beförderte mich der Fellachenhaufen.
Von heißer Stickluft umweht, steht man endlich in einer quadratischen Kammer, fern allem Leben,
Nur von Quaderwänden umgeben.
Mit Magnesiumlicht und bengalischem Feuer beleuchten die Fellachen modern der Welt urälteste Gemäuer.
Viel feuchte Tropfen an allen glatten Wänden, wie Augen, aufwachen und funkeln.
Ich sah meinen Schatten, wie einen dunkeln geflügelten Raben,

In den Händen von einem fremden Schatten stehen,
Als ob sich zwei hier, in dem jahrtausendalten Grabe, wiedersehen.

Der Klang der Totenkammer

Auch tief im Innern der Pyramide ward meinem Herzen kein dauernder Friede, sondern ein schauernd Erinnern.
Beim Schallen und Hallen der Schritte, die von den Mauern fallen,
War da ein Klang, wie ein Sang im Gang einer Muschel.
Und bei dem Läuten und Klingen in der Pyramide Mitte, umsingen mich Liebesgedanken mit dem seltsamen Bedeuten:
Daß Lieben und Sehnen noch in das Steinherz des Todes dringen und sich nicht scheuten
Und unter dem Wüstensand sich ihres Atems noch freuten.
Daß Liebende, beim Hinuntersteigen zu den schwanken Reichen der Leichen nicht dem Sterben versanken;
Daß sie noch unter der Erden zu einer Geige werden,
Die, im Geschweige der Totenkammer, mit Sang aus den Steinen drang;
Daß die Geliebte, wie ein Geigenlied unsichtbar, auch unter den Toten noch um mich war.

Die Königskammern

In der Königskammer, da fand ich nur leere Steine an jeder Wand.
Jener Steine Schar, die manch tausend Jahr' den Tod als Geliebten verehrten
Und von den Gedanken des Todes zehrten. Außer Steinen sonst nichts in der Kammer war.
In der Kammer der Königin, da flogen weiße Fledermäuse durch das Steingehäuse.

Auch war noch ein leerer Steinsarg darin, und drüber flirrten die Mäuse hin.
Der Sarg, der sang unter dem klatschenden Flug langgedehnt, wie einer Leier Klang.
Das Grab gab kein Grauen, das einem den Atem nahm,
Nur Wärme, wie aus liebwarmen Armen, kam aus den Gehauen und Gängen und Steinen der Pyramide,
Warm wie der Friede aus dem Busen von liebenden Frauen.

Es ist gleich, wohin du mich trägst

Wieder ging dann, wie im Weltallweben, der Weg vom Tode zurück zum Leben.
Als ich, an der Fellachenhand, hinaustrat zur Sonne, hoch an der Pyramide Wand,
Und ich Wüste, Himmel und Menschengewimmel, tief unten, noch immer am selben Fleck fand,
Sagte mein Herz mir ins Gesicht: „Es ist gleich, wohin du mich trägst, ins Todesdunkel oder ins Tageslicht,
Du bleibst immer in deiner Sehnsucht und in deiner Liebe Reich."
Und noch oben am Rand der Pyramidenwand bot mir ein Fellachenknabe mit sonnenbrauner Hand
Einen Krug Quellwasser zur Labe.
Ich wusch meine Finger vom Totenstaub rein, und ich stieg nieder wieder unter die Menschen und in ihr sehnendes Sein,
In das brennende Leben der Wüste hinein.

Der Sphinxleib

Ich watete weiter durch Sand, und heiter und sorgenlos stand des Morgens Lichterspiel
Bis fern über den weiß gleißenden Nil. Der lag dort unter dem Sonnenballen,
Wie ein silbern Gürtelband, das meiner Liebsten entfallen.

Als haben große Vögel ihre Flügel in die Wüste eingedrückt, so reihten sich im Sand Hügel an Hügelwall;
Nicht weit von den breiten Pyramiden liegt ein Tierweib, der Sphinxleib, in einem Sandwellental.
Kahl, ein kauernder Fels, mit einem Gesicht, das trauernd starrt und hart nur noch mit Runzeln spricht.
Ein Weib, deren Leib, wie von der Liebe dort festgemauert, die Wüste selber noch überdauert.
Kein Aug', kein Mund, kein Ohr sieht aus dem Kopf mehr hervor;
Als ob sie, die alles gesehen, alles verschwiegen und alles gehört, kein Leben mehr stört,
Keinem Leben mehr traut und bei jedem Laut nur nach innen noch schaut.
Nur der Felsen, aus dem sie aufgebaut, und der Himmel, der über dem Felsen blaut,
Den beiden ist sie mild gesinnt, und dem Sand, der ihr wie eine lebende Haut um die Flanken rinnt.
Aber sonst liegt sie müde und will nicht viel, auf den Felsen gestützt, wie ein Puppenkopf abgenützt vom Spiel.
Und der Fels zieht Schicht bei Schicht, wie Falte an Falte, malte Gesteinlager durch ihr hager Gesicht.
Wie ein Weib, dessen Schönheit seit langem verweht und die ohne Schminken im Sonnenlicht steht,
Und doch möcht' sie nicht für immer versinken und ist im Verstauben noch immer zum Glauben an ihre Reize bereit.

Wem einmal ein Liebesblick nur geblinkt, der weiß nichts mehr vom Alter an seinem Leib,
Sieht immer die Liebe, die einst ihm gewinkt, auch wenn ihm jede Rippe hinkt.
Wunderbar versunken macht das Ewige im Leben.
Und Menschen, die einmal geliebt, sind unendlich vom Rausche ihrer Liebe trunken
Und groß und alterlos umgeben.

Schüsseln aus der Heimat

Hast du so gestaunt und geschaut, verflaut sich zuletzt der Sinn,
Als ob sich Gedank' an Gedank' im Blut anstaut.
Da steht dann blank, an die Wüste dicht angebaut, das Mennahotel, dort ging ich hin
Und war auf der Stelle dort wieder wie in Europa darin und trotzdem an glühender Wüstenschwelle.
Durch kühle Säle gehen Diener leise und bringen dir Eisweine und Speise.
Als ob dir die Schüsseln aus der Heimat entstehen. Wie einer Fata Morgana geisterhaft Kommen und Gehen,
Mußt' ich jetzt nicht bloß im Herzen, sondern auch tief im Magen, mein Heimweh tragen und meine Sehnsucht sehen.

Afrikanische Tierwelt

Seltsam in Formen, wie über die Wirklichkeit hinaus, sieht einem harmlosen Europäer
Die afrikanische Tierwelt aus.
Die Kamele, mit Höcker und langem, liegendem Hals und dem krausen, gelblichen Flaus,
Gehen, sich wiegend wie gute Schlangen, auf vier lange Beine gestellt, aus den Toren von Kairo heraus.
Und in der fremden Welt du kaum noch weißt, sind die Dinge häßlich oder sind sie verschönt,
Weil alles Neue, ganz wie ein Tanz, vor den Augen kreist; und leicht man lacht oder höhnt;
Denn auch die Schönheit hat sich jeder Erdteil besonders und anders angewöhnt.
Der Straußenvogel sieht groß wie ein Schilderhaus aus,
Wie im Vergrößerungsglas ein Küchlein, das eben im Ei noch saß.
Ich sah ihn in einer Straußenzucht, und er rannte hurtig, wie auf Stelzen, herbei;

Wie ein Globus lag da im Sand das Straußenei.
Mir war, als ob in Afrika die ganze Welt am Herzen erweitert sei.
Wo man bei uns nur Würmer sah, da waren große Schlangenbälge da.
Und statt der kleinen Eidechsen Spiel, siehst du im Nil das große gepanzerte Krokodil.
Der afrikanischen Sonne geht, wie einem Verliebten, die Stärke nie aus;
Sie pflegt das Fleisch und zieht es groß und panzert es prächtig als der Liebe mächtiges Haus.

Die Spuren des Propheten

Der Mohammedaner großer Prophet, dem die Liebe zum Weibe bis zum siebenten Himmel geht,
Bei dem die Lust am Leibe, auch nach dem Tod, urewig fest steht,
Allah hieß in Kairos Moscheen manch Wunder geschehen, wovon die Zeichen noch heute bestehen.
In einer Moschee zeigt man zwei Säulen, wie Baum bei Baum;
Wer durch den schmalen Zwischenraum der Säulenschäfte hindurchgehen kann,
Kommt unbehindert nach seinem Tode im großen Paradiese an.
Ich versuchte vergeblich, kam nicht hindurch, und rechne mich doch nicht unter Verruchte,
Denn ich weiß, wenn man mich zur Hölle verfluchte,
Gleich würde die Hölle zum Himmelreich, weil meine Liebste auch dort mich besuchte.

Fußstapfen, in große Steine getreten, zeigt man in Moscheen, als Spur des Propheten.
Man staunt die großen Füße an, doch ich wunderte mich nicht lang daran.
Er war wohl nie ganz verliebt, der Prophet, denn wer liebt, kaum auf seinen eigenen Füßen noch steht,
Sein Fuß in den feinen Spuren der Liebsten geht.

Im Gewühle der Moscheen

An allen Schwellen, in arabischen Moscheen, mußt' ich mich ruhig hinstellen
Und warten, bis sich ein Diener fand, der mir Filzschuhe um die Stiefeln band.
Nur so ließ man's geschehen, in Filzpantoffeln ließ man ungläubige Füße über heiligen Boden gehen.
Und in die Koranschulen trat ich ein und sah dort Hunderte in Säulenhöfen und in Säulenreihen sitzen,
Groß und klein, und ihre Lippen schnurrten wie die Weberspulen.
Doch was mich wunderte, war, daß sie alle laut, und ihre Köpfe wiegend, am Boden in den Hallen und in den Höfen liegend,
Den Koran lernten. Und gleichwie Seifenschaum stieg ein Geschrei empor,
Gleichwie im frühen Morgen, in einem Baum, Schwatzen von einem lauten Spatzenchor.
Doch was sie lernten, konnt' ich nicht begreifen, ob's Weisheit oder Liebeslieder waren.
Ich dacht', nach ihrem eifrigen Gebaren, daß sie mit beiden Wangen sangen
Von dem, was wohl den Koranweisen nicht entgangen: daß man mit Weisheit stets entrinnt allen Gefahren;
Und daß die Höfe und die Hallen davon erklangen; doch daß die ein' Gefahr nie aus dem Wege geht, daß Liebe kommt, besteht,
Und Liebe keiner durchs Gebet erfleht. Das, dacht' ich mir, sei den lernenden Scharen immer wieder aus der Kehle gefahren.
Denn, wenn man auch mit Filzpantoffeln, lautlos und verstohlen, auf heiligem Boden der Moscheen geht,
Die Liebe hängt sich dir an deine Sohlen und läßt dich nicht mehr fromm und stillen Atem holen,
Sie heißt dich seufzend nach der Vielgeliebten sehen, auch im Gewühle der Moscheen.

Kaufen wollt' ich meiner Geliebten ganz Kairo; in allen Basaren bin ich tausend Waren nachgelaufen.
Mit Messing und mit Kupfer, das die Buden füllt, wollt' ich mich beladen.
Und dacht' ich, bring' ihr rot und gelbe Schalen. Ihr Leib wird dann, enthüllt, sich in Metallen malen und wie in Feuern baden.
Und ich sah in den Läden Schleier aus Silberfäden und Seiden, die, wie Fischschuppen glänzend, Frauenbrüste umkleiden.
Wie wird meine Liebste vor den Frauen allen durch solchen Schleier, wie eine Weide in einem silbernen Weiher, strahlen,
Daß alle Spiegel mit ihrem Anschauen prahlen.

Sarazenenklingen zum blutigen Raufen, konnte man kaufen, die jeden Rivalen bezwingen;
Die konnte man kaum mit dem Leben bezahlen; die, will man sie in den Händen stark schwingen,
Durch einen Watthaufen glatt schneiden, wie durch der Männer Mark, und keinen Widerstand leiden.
Und macht der Tod dein Blut gerinnen, zerspringen diese edlen Klingen ohne Besinnen mit dem Herzen, dem sie dienen.
Und wie ich noch nachgedacht, was ich alles meiner Liebsten gern dargebracht, und darüber sann, da bot mir, am Markt, in einer Nacht
Ein Mann einen kleinen unscheinbaren Stein an. Mit Worten, geheimnisvollen und leisen, tat er den Stein mir preisen.
Sprach, daß er Kraft und Wunder wirken kann. Den Stein der Weisen tat er ihn heißen.
Denn jener Stein verschafft den Greisen im hohen Alter noch Liebeskraft.
Ich gab dem Mann Gold, soviel er gewollt, und hab' den Stein wie ein Kleinod mit um die Erde genommen.

Und ahnte nicht, was mir gedroht, und daß ich mir kaufte große Not. Ich dachte, der Stein sollte mir Begleiter ins Alter sein,
Wenn des Lebens Eiszeiten kommen. „Seine Kraft geht ins Mark, und du kannst darauf bauen,
Lieben kannst du mit der Macht von zwölf Männern zwölf Frauen," sagte der Mann, der den Stein mir verschafft, im Vertrauen.
Und immer, wenn ich den Stein tat beschauen, erfaßte mich Grauen vor seiner Heidenkraft.
Doch da ich so weit von der Liebsten war, so nützte nichts der Stein uns beiden, er machte nur unglücklich ganz und gar;
Denn ich mußte jetzt für zwölf Männer leiden, und zwölfmal stärker ward ich heimgesucht von der Sehnsucht Wucht.

Staub der Totenstadt

Kairo hat noch eine Totenstadt im Osten, wo dem Staub ein stilles, ewiges Leben gegeben.
Bei einem Bergzug sind Häuser, Höfe, Gärten, Gassen bedeckt mit Staub und menschenverlassen;
Die Häuser mit Türen und Fensterscheiben, die sich nie rühren und immer geschlossen bleiben.
Vasen stehen auf Fensterbänken, und graue Blumenrasen, drüber Staubwolken wehen,
Sind hinter Gittertoren und Straßenmauern zu sehen.
Keine Schritte gehen, keine Stimmen tauschen Worte, die Brunnen rauschen nicht, und auf den Schwellen an jeder Pforte
Und in den Gassen liegt der Staub in hellen Massen und Haufen, und alles Leben scheint im weißen Staub verlaufen.
In den Häusern sitzt manchmal einer und betet und weint und erzählt
Den Toten, die er dort begraben, was den Lebenden quält.
Er kocht sich munter Mokka dabei, raucht Wasserpfeifen und taucht in das ewige Einerlei des Staubes seine Gedanken unter.

Und fühlt sich wohl bei den Toten, bei denen er klagen kann und weinen und alles sagen,
Was ihn die Lebenden niemals befragen.
Und sprach er so eine Weile hier und ruhte bei dem Staube nieder,
Wird ihm leichter ein gutes Stück und kürzer der Weg, kehrt er dann wieder nach Kairo auf seinem Maultier zurück.
Die Sonne, die durch den Staub kaum zu scheinen vermag, hängt dort wie der Mond tot am hellen Tag.
Gar geisterhaft in staubiger Wolke lag die Totenstadt, mehlweiß, vor mir und in der Sonne so heiß,
Wie einer, der zu matt zum Weinen und Klagen, keine Worte zu sagen und keine Tränen mehr hat.

Der Garten Pharaos

Die Insel Rhodes suchte ich im Nil noch auf. Dort ist ein alter Garten an des Stromes Rand,
Wo einst das Sommerschloß der Pharaonentochter stand, die da im Schilf ein ausgesetztes Kindlein fand.
Dort steht ein alter Weidenbaum noch an des Ufers steinigem Gefälle, ein hölzern Wasserrad an gleicher Stelle.
Dran geht ein Stierlein wohlgemut im Kreis. Das dreht das Rad, das schwer,
Und tut sein Tagewerk mit gleichem Fleiß, wie vor fünftausend Jahren und noch mehr.
Und in dem Garten blühen Blumenscharen, Beet bei Beet,
Und von den gleißen Wegen glänzen des Niles Kiesel, jene weißen, klaren.
Und alle Dinge in dem Garten zeigen ein vornehm feierlich Gebaren,
Als ob noch täglich hier die Pharaonentochter im frühen Tau aufsteht
Und sich beim letzten Sternenlicht ergeht.
Ihr Schleier euch entgegenweht,
Wenn ihr mit tausendjährigen Augen der Sehnsucht seht.

Gedankenschwer kam ich auf diesem Gartenweg einher.
Und ausgesetzt wie Moses in dem Korb im Nil, einsam mein Blick ins leere Wasser fiel.
Wo einst das Sommerschloß gelegen, da ist ein neu Gemäuer jetzt, ein Schacht,
Des Niles Pegel, der den heiligen Strom bewacht.
Und seine Grade zeigen allen
Des Wassers jähes Steigen und sein Fallen.
Wie in ein Auge tritt der Nil dort in den Schacht; ein Auge, ernstlich vom Verstand bedacht.
Und wie verschluckte Tränen steigt das Wasser, Grad um Grad, im Frühling dort herauf;
Wie wildes Sehnen ohne Dämmung, und die Vernunft hält es nicht auf,
Es geht in Überschwemmung seinen wilden Lauf.

Die Rose der Tochter Pharaos

Und weiter kam ich durch des Gartens ebene Terrassen
Zu einem Pavillon, wo eines Schneiders fleißige Gesellen saßen,
Den roten Fez im Nacken, auf Binsenmatten, friedlich auf den glatten Fliesen,
Als stopften sie die Polster für ein ruhig' Gewissen und ließen sich zur Seite
Den Nil ins unbekannte Weite fließen.
Und ich beneide sie, die nie ein Wandertrieb von ihrer Heimat und von ihrer Lieb' weit fortgerissen.
Und als ich schon dem Garten still den Rücken wandt', da kam der Gärtner angerannt,
Brach eine weiße Rosenknospe, die am Spalier sich fand,
Und gab sie mir; und seine Hand war braun, als hätt' die weiße Rose ihn verbrannt;
Als wär's für mich ein glühendheißer Gruß von einer Königstochter, die meinem Herzen stündlich nahestand.

Der Baum ohne Schatten

Eh' ich von Kairo Abschied nahm, ich draußen vor
der Stadt zu einem Baum noch kam.
Der Baum stand ohne Schatten, ein Gerippe; denn
zwei Jahrtausende, die hatten in ihm Raum.
Maria unter ihm, mit ihrer Sippe, dort einst im
Sand gerastet hat auf ihrer Flucht nach der
Ägypter Land.
Der Baum schien wie mit Ewigkeit belastet. Er
streckte starrgewordne weiße Äste breit
Und sah sich wie ein Galgen und Gerüst kahl an,
als hingen dort in Leere und in Einsamkeit
Skelette der Jahrhunderte daran.
Als trüge er das gräßlichste Gespenst der Zeit, den
Geist der Geister, die Vergessenheit.
Nur Ballast war dem Baumstamm jeder Ast, und
Schauder hat mich vor ihm angefaßt.
Denn auf dem Scheiterstoß der Äste, der in die Breite
schoß,
Stand nackt und bloß die Leere, wie eine unerschütter-
liche Feste,
Als wäre sie allein, hoch über allem einst, der Rest
der Reste.
Der Riesenbaum, der blätterlos, lebt kahl noch weiter,
in der Sehnsucht groß, und ohne zu ermatten.
Er überlebte seinen eigenen Schatten.

Traumgesicht

Ich hatte wirr ein Traumgesicht, am Fenster, in der
letzten Nacht, denn Mondlicht und die Sehnsucht
reden irr.
Die Sterne, wie die Fetzen von silbernem Papier,
und wolkige Gespenster, die wollten sich auf alle
Dächer setzen.
Vom mächtigen Nil her zogen weiße Pelikane, wie
Säbel bogen sie die mächtigen Flügel,
Als wollten sie im eigenen Eingeweide der Säbel
Schneide wetzen.

Und ich, gleich ihnen, schlug in meinem Leide, in Liebeswut, die Fäuste beide in mein Blut.
Im Wahne sah ich dann die Wüste, die dahergeflogen, knatternd und flatternd wie nur brennend eine Fahne.
Die Wüste kam ins Zimmer mir gesprungen, und dörrend fielen Wände und Gerüste zu Staub
Und sprachen wie mit feurigen Zungen, erhellt wie goldenes Laub.
Die Welt schien mir vor Raub und Brand nicht mehr zu retten.
Da reckten sich am Nil die Toten hoch, aus ihren sandigen Betten, und streckten Hand in Hand und standen auf aus allen Gräberstätten.
In Scharen waren sie wie Regen, der in ein Feuer wild gefahren.
Sie kamen aus den Dielen jedes Hauses, und andere wie aus den Wolken fielen.
Und war ein Fegen und ein Dampf von allen, die da morsch gelegen,
Ein wütendes Gestampf, als ob die Donner mit den Bergen spielen.
Sie nehmen mir die Luft fort mit den Zungen, die lange schon verdorrt, und jedes Sandkorn hat gesungen.
Von allen, die da kamen, trat einer dann in aller Namen vor und sprach das Wort, —
Die Maske mit der goldnen Wange, die alle Mumien in den Gräbern tragen, warf er empor im Überschwange und sprach mit Wucht:
„Die Toten kommen dir entgegen auf deinem Gange. Du, freue dich, denn Sehnsucht kann die Gräber wild bewegen;
Die Liebe schlägt den Tod in Flucht.
Wie aus Eisstarre Tropfen tauen, riß dein Herzklopfen die toten Männer und die Frauen fort."
Er sprach dies Wort. Und unterm matten Totentuch sah ich sein warmes Blut, wie einen roten Schatten, sich erregen.
Es kam und ging mit meines Herzens Schlägen.

3*

Vorbegriff vom Weiterreisen

Erst quer über ein Meer, von allen sieben, war ich
gekommen. Ein neues Schiff hat mich jetzt aufgenommen.
Wohl wünschte ich, daß seine Eisen verankert blieben,
doch Zeit und Wellen taten mich vorwärtsschieben,
Und ich ergab mich diesem Reisen und war gleich
den Dieben, die ein gestohlenes Gut genießen,
ohne es zu lieben.
Das Schiff stand in Port Said und nahm dort Kohlen ein, ich konnt' kaum Atem holen
Und stieg beklommen in den Kohlendunst hinein.
Und einen leisen Vorbegriff, vom heißen Weiterreisen,
den hab' ich auf der Schiffstreppe bekommen.
Dort waren Zettel angeschlagen, behandelnd aller
Passagiere Betragen.
Im Roten Meer sei's jedem, ohn' Genieren, im Nachtanzug erlaubt,
Am Promenadendeck, bis morgens acht, zu promenieren. Die Stewards würden dazu Tee servieren.
Und wünsche jemand seine Sommersachen, so müsse
er beizeiten sich aufmachen
Und dies dem Hauptsteward vertrauen, daß sie die
Koffer nicht zu unterst, tief in dem Schiffsloche,
verstauen.
Das hat wohl allen andern viel gesagt. Ich aber
hätte mich in Pelzen auch ins glühendrote Meer
gewagt
Und über keinen Sonnenstich geklagt, denn vor mir
her die Welt erschien wie Eis und leer.

Von einem Einerlei zum andern Einerlei

Jetzt also wieder, auf der glatten Wellen Geleise,
ging durch das Tor des Unbekannten die Reise.
Zehn Tage ist es bis nach Indien hin, von Port Saids
Hafen, durch Meere, die gleichwie im Sonneninnern schlafen.
Zuerst ging's Schiff nur einer graden Linie nach,

schmal wie in einer Regenrinne auf einem flachen Dach,
Bis Suez im Kanal, durch Sandland kahl. Dann, zwischen Wüstenbergen grau gebrannt und fahl,
Lag 's Rote Meer, wie aller Höllen durstigster Saal.
Auf Deck, hinter den Segelzelten hingestreckt auf breiten und bequemen Stühlen,
Konnt' man sich nur noch in Gedanken an die verschneiten Straßen des Winters in Europa kühlen.
Die Augen lassen die Wüstenbreiten und Arabiens Küsten vorübergleiten und konnten sie, wie Spukwerk, nicht erfassen.
Es war, als ging das Schiff nicht einen Schritt, wenn es im Sonnenschlaf hinglitt;
Als ob die Reisenden gar nichts vom Wandern wüßten, sondern die Länder ewig, von einem Land zum andern, wandern müßten
Am Schiff vorbei, von einem Einerlei zum andern Einerlei.
Das Leben geht und wird dir fast zur fernen Sage, wenn man so Tage im Bann des Wassers und des Himmels steht,
Und nur die Sonne in der Leere des Morgens auf- und abends untergeht.
Wenn nicht dann noch die Sehnsucht wäre, die noch im Schlaf nach Leben rief,
Und die dein Blut auch noch im Traume lenkt, fänd' man sich wie ins Meer versenkt,
Mit einem Bleigewicht ans Bein gehängt, und schlief den Schlaf, der wie der Weltraum tief.

Im Deckstuhl

Der Zufall brachte es, daß an der Schiffswand, neben meinem Stuhl auf Deck, der Stuhl auch einer seltsam schönen Dame stand.
Schön war sie, wie ein Schnitzwerk aus Olivenholz, und reich geschmückt, und Haar und Kleidung stolz;
Doch hielt sie stets das Haupt etwas gebückt, als ob ein Mangel sie bedrückt.

Ich habe sie zuerst nur im Profil gekannt. Dann, als sie mir das Angesicht voll zugewandt,
Sah ich wie in ein Unglück tief hinein, denn eine schwarze Seidenbinde hüllte die andere Augenhöhle, die leer war, ein.
Doch ihr Geliebter, der an ihrer Seite saß, schien eifersüchtig auf ein Auge, mehr als ein anderer auf zwei, zu sein.
Ich aber bildete mir ein zum Spaß, daß sie das andere Auge auch besaß und es nicht zeigen mag;
Denn dann hätt' sie vor ihres Liebsten Eifersucht nicht einen ruhigen Tag.
Und weil ich meine Sehnsucht auch wie eine Seidenbinde über dem einen Auge trag',
Ich, wie im Scheintod, still in meinem Deckstuhl ihr zur Seite lag,
Als ihres blinden Aug's Gefährte,
Solang' die Fahrt im Roten Meere währte.

Zwischendeck

Oft auch, an langen Nachmittagen, ließ ich die Blicke mit Behagen ins Zwischendeck hinunterfallen,
Wo auf geteertem Tuch und auf den Warenballen, die leisen indischen Händler, die Zauberer und Mekkapilger lagen,
Die, ohne viel zu fragen, von Afrika nach Asien weite Reisen wagen.
Sie tragen sich unschuldig grell in Kleidern, wie Jahrmarktmarionetten in bunten Seiden und Pailletten.
Sie machen feinen Lärm mit glänzendem Metall in ihren Nasenflügeln und mit Schmucksachen in den beiden Ohren,
Die also laut von ihrem Reichtum sprachen.
Andächtig reisen diese farbenfrohen Mohren und bohren ihre Augen in das Meer,
Als gingen ihnen wohlbekannte Geister, als Fische blank verkleidet, unter dem Wasser schützend nebenher.
Wenn sie vor Heimweh froren, haben sie manches Schmuckstück als Dank und Opfer ihnen zugeschworen.

Die alten und ergrauten Händler trauten sich nicht
zu lauten Worten.
Sie hungern in Gebeten den langen Tag bei heiligen
Amuletten.
Die jungen lungern gern vor kleinen Spiegeln und
malen sich die Wangen und die Wimpern aus
Toilettentiegeln;
Kauten Bananen oder banden sich viele meterlange
Seidenstreifen zu Turbanen.
Doch mancher lag, auf Haufen Tau im Schiff halb-
tot und ohne Lebenszeichen,
Wie nur die steifen Leichen blau, und schlief zehn
Tage, wie trunken tief, ohn' Speis', ohn' Klage;
So machte ihn der Abschiedsschmerz versunken.
Ein Zauberer hielt auch in seinem Schoß ein Mungo.
Ein Tierchen, groß wie eine satte Ratte.
Es spielt gar fromm, doch läßt du es auf eine Schlange
los, dann fliegt es wie ein wütend Wurfgeschoß
Und ruht nicht, bis es Schlangenblut genoß und
Schlangenblut ihm durch die Zähne floß.
Es macht sich vor der Schlangenbrut gar wild und
wie ein Löwe groß und kämpft, wenn's gilt,
Wie Sehnsucht, die voll Wut sich an dem Blut in
deinen Adern stillt.

Das Hochzeitsbett

Als wär' die Reise einer Wolke Fahrt, so zart lag
nachts in Phosphorlichtern das Meer, das leise,
Und vorwärts glitt das Schiff mit dunkler Stirn,
kaum hörbar, und umgeben vom knisternd blauen
Schaum,
Als leuchten Träume nachts um ein Gehirn.
Des Meeres kleine Lichterzellen, die sich den Weg
aus eigener Kraft erhellen,
Und von den Wellen aufgewühlt und fortgerafft, sind
Wesen, deren Herz sich Licht geschafft.
Die sich von Liebe ganz erleuchtet zeigen und machen
ihre Leiber glühend
Und sind sich selber blaue Fackeln zum Hochzeitsreigen.

Zu meinen Füßen hin- und hergerissen, flog jedes blaue Licht im Kreise, am Bug des Schiffes auf- und abgeschmissen.
Ich bog mich tief hinunter mit des Schiffes Planken. Bei jedem Auf- und Niedersausen
Nahm mir der Lichter Liebeslust den Alpdruck und die Wehgedanken.
Dort unten, in des Meeres Brausen, wurde ich unbewußt.
Die Nacht schien mir ein großes Hochzeitsbett, drüber der Himmel leicht als Decke geht,
Und diese Decke reicht auch über mich und meiner fernen Liebsten Brust. —
Als ich dies ausgedacht, wünscht' ich zu sprechen nicht und nichts zu denken mehr in dieser Nacht.
Ich hatte meine Sehnsucht lind mit einem Märchen, gleichwie ein schreiend Kind, zu Schlaf gebracht.

Rechts Afrika, links Asien

Am Tage, heiß und weltverloren, standen rechts Afrika, links Asien da und ließen ihre Steine schmoren.
Wild ausgebrannt, wie tote Schlacken, lagen die steinigen Rippen Nubiens an dem Roten Meer, wo nur Gazellen in dem Klippgebirge jagen.
Nah' aus Arabien sahen die hellen Dörfer her, die keinen Europäer kannten, und keine Karten ihre Namen nannten.
Sie starrten zu mir aus der Leere leer.
Sie ducken sich in Felsenstellen, wie weiße Vogelscharen, und verschollen gucken sie tief in Ruh'
Dem Eilen von Europas Schiffen zu, die durch die Meilen, groß wie fremde Riesen, schwimmen
Und ihnen nur den Rauch hinüberbliesen und der Sirenenpfeife Stimmen.
Meine Gedanken müßige Romane sich erdachten in jene weltvergessenen Trachten.
Ich baute mir aus Luft, im Nu, kostbare Löwenburgen dort in jene ewige Sommerruh' an Asiens Küste

Und ein Gazellenschloß auf höchstem Bergesschoß hoch,
in Nubiens Wüste.
Und von dem flachen Dach, da schauten mir zwei
Brüste wie ein Paar weiße Tauben zu.

Arabiens Küste

Arabien lag, an einem Sonntag, zum Greifen nah';
ich sah die blendendweißen Zinnen von Schlössern
und von steifen Minaretten,
Und Palmen drehten sich so festlich, als ob die Lüfte
dort aus Liebesgärten wehten.
Doch jene glücklich schöne Stätte schnell verschwand,
und, wie ein Wahnsinn, heftiger Sonnenbrand
beim Schiff stillstand
Und eine Küste, überschwemmt von Sand.
Ein ungeheures Kraterriff stieg aus dem Meer, baumlos
und braun, als ob's ein Kohlenberg, erloschen, wär'.
Schwer wie ein Riesenamboß, daran die Sonne
schmiedete, so kam der rostige Berg daher.
Und lange rote Dächer waren um jenes Berges
finstern Schlot, als wären sie von Hitze rot be-
laden, —
Die Kasematten und Kasernen der Festung Aden,
baum- und wasserlos, die niemals Schatten hatten,
Die von der Insel, zwischen zweier Wüstensonnen
Grauen, in einen immer dürren Himmel schauen.

Sonntagnachmittag

Daß man an einem Sonntagnachmittag, plötzlich, nur
ein paar Grad nah' dem Äquator, still vor Anker lag,
Das kam mir gar so einfach vor, wie wenn man
sich am Spätsonntage zu Hause lahm gelegen
Und geht, die Beine zu bewegen, etwas vors Tor.
Der Sonntag hat doch seinen Segen, dacht' ich.
Wenn alle Christen gleiche Faulheit pflegen,
Fühlt man sich nah' und gut geeint, so daß die Sehn-
sucht nicht mehr weint.

Man meint, man ist nur etwas ausgeladen zum Sonntagnachmittagsausflug nach Aden.
Daß man die Hölle endlich überstanden, das Rote Meer, das heiß, wie eingeheizt,
Wo sich die Tage, von Salz und Glut gebeizt, zwischen zwei langen Wüsten wanden,
Das fanden all die vielen hundert Passagiere, plötzlich verwundert, einen Segen,
Und einer hat's dem andern eingestanden, und alle wollten ein paar Stunden landen, um sich die Beine zu bewegen.
Das war ein Schwätzen und ein Durcheinander um mich her.
Wo sonst die Schiffsmaschinen und die Wellen sich allen Menschenstimmen in die Wege stellen,
War's plötzlich leer.

Somalineger

In hellen Tropenkleidern stiegen die Leute frisch aus den Kabinen,
Und alle Mienen wurden wieder flügge und wollten nach dem nahen Aden fliegen.
Sie drängten nach der Reelingbrücke und ließen gern das Schiff wie einen toten Kasten liegen.
Wir waren weit vom Strand im Meer, und Dampfbarkassen kamen her,
Und große Barken, voll mit Kohlen. Es war ein Ankerwerfen und ein Loten und Menschenholen um das Schiff,
Und wackelige Boote schwammen mit nackten Negern dicht beisammen, die vom Somalilande drüben kamen
Und sich in ihrer dunklen Haut lautlos, wie Herrn im schwarzen Frack, benahmen.
Ich stieg zu ihnen in ihr Boot, und ihre Ruder griffen ein, und keiner seinen Rudertakt verlor.
Nackt, glänzend, bronzen, wie die Glieder an einem stählernen Motor, war jedes Mohren Griff.
Als ob es nur die Ruderriemen flink an der Meeresfläche schliff,

Ging über Wasserberge hin das tiefgehöhlte plumpe Negerschiff.
Wie eine Pumpe keuchten alle Brüste uralten Sang, nur aus drei Tönen,
Der sollte sie dem Meeresungeheuer mild versöhnen.
Und als ich dann am Ufer stund und sie bezahlte, da war ihr Portemonnaie ihr Mund.
Für ihr Vermögen, das sie sich erhaschen, haben sie nur am nackten Leib die eine Taschen.
Sie nahmen die Bezahlung grinsend und mit Dank, und hinter ihren Backenzähnen, da war ihr feuerfester Kassaschrank. —
Mit Geld im Mund und nackt zu jeder Stund', einfacher kann man nicht mit seinem Schatz umgehen;
Ich dacht', ich möchte mir beim nächsten Wiedersehen, von allen Göttern dies für mich erflehen.

Die armen Adenleute

Nun stand ich da und fühlte wieder Land und wühlte mit den Schritten in meterhohem Staub und nebelfeinem Sand.
Es war, als wollten mich die Füße bitten, doch jeden Schritt auch zu genießen, wie Schafe grasend auf den grünsten Wiesen.
Wenn man nach langen Tagen, nach tiefem Schlaf dem Schiff entkommen, wo beide Beine wie gefangen lagen,
Dann sind die Kniee noch beklommen und wagen nicht den Leib senkrecht zu tragen.
Es wurde mir vor allem lieblich klar, bei jedem Schritt konnt' ich jetzt sagen, daß ich auf selber Erde bei meiner Liebsten wieder war.
Als ob ich ihre Schritte wunderbar noch heute hören werde, so ging ich horchend hinter meinen Füßen mit.
Die Füße mir so wichtig heute schienen, sie, die sonst unbewußt und unbewundert dem Leibe selbstverständlich dienen,
Sie waren mir wie Leute heute mit allerhöchsten, feierlichen Mienen.

Und ich schien mir, als ob ich neben ihnen gar nichts bedeute.
So ging ich auf dem samtnen Staub, wo kein Geräusch erklang, als wär' ich taub,
Und dürr Gewölk sich in die Lüfte schwang.
Seltsame Häuser, klein wie Totengrüfte, standen in weißen Straßen hell entlang,
Als habe sie der Staub hierher geblasen. Alle die heißen Häuser strahlten, augenaussaugend, hellen Schein.
Mir war, als hörte ich von jeder dürren Schwelle das Wörtlein Wasser, Wasser schrein.
Im Hintergrund, über den blassen Häuserzellen, sah man in groben Massen den Kraterberg, rot, finster, ohne Grün und ohne Quellen.
Und durch die Straßen, die staubhellen, rannten, wie die Skelette von Verbrannten,
Die ausgedörrten und zu ewigem Durst verbannten, die armen schwarzen Adenleute, die keinen Schluck von frischem Wasser kannten.
Sie gingen nicht, sie flogen leicht, wie springend Wild, wie lange Schatten, an mir vorbei.
Sie hatten, Mann und Weib, wie Tote, ein weißes Linnen um den mageren Leib.
Als wär' ihr Fleisch zu Asche schon gebraten, als ob sie durch den eigenen Staub hinwaten,
So gingen diese hageren Menschen schwarz und stumm, in windgeblähten weißen Tüchern um.
Und vor den Häuserschwellen lagen, wie Bündel von gedorrten Fellen, Kamele auf dem Magen,
Und ihnen schien das Dursten längst nichts Neues mehr zu sagen und nicht der Sonne brütendes Geschwele.
Ich mußte mir in meinem Herzen klagen: es läßt sich in Gewohnheit selbst der Durst des Fegefeuers mit der Zeit ertragen.
Du sollst die Gleichmut wie ein Leichentuch um die verbrannten Glieder schlagen und mußt, wie Staub, nicht nach dem Regen fragen
Und deine Tage, bis ans End' der Erde, zum liebsten Wiedersehen aufrecht tragen.

Ins dritte Meer

Vom Dampfer kam ein langgedehntes Pfeifen, und
alle die am Land sollten begreifen, daß man die
Anker in die Höhe wand.
Ich fand mich schleunigst ein und pferchte mich von
neuem in meines Schiffes keuchende Maschinen-
brust hinein.
Es ward mir wiederum bewußt: ich war, wie ich mein
Leben auch umschrieb, weit weg von meinem Lieb
Und mit dem Wandertrieb wie eine Wanderratte
ganz allein.
Das zweite Meer zurück jetzt blieb, fünf Meere ich
noch vor mir hatte.
Ins dritte, in den Indischen Ozean, zog ich hinein.
Am dämmerigen Schiffsbord schlief der Sonntagnach-
mittag mit seiner tiefgebeugten Sonne ein;
Und ich sah trüb in ihren letzten öliggelben Schein,
Bis nichts mehr übrig blieb als ich und drüben noch
der große Adenberg, der riesendurstige Stein.

Schiffswahnsinn

Sechs Tage ging es so noch hin durch Meer und Blau.
Die Tage wurden mir so lang, als müßt' ich Jahre
altern schon und würd' in meinem Sinn und meinen
Haaren grau.
Seltsame Dinge mußte ich dabei erfahren, daß Schiffe
Wesen, herrisch wie die Menschen waren.
Lebst du auf einem Schiffe Tag und Nacht, so hat
es dich gar arg in seiner Macht.
Du wirst nicht sehr nach deiner eigenen Meinung
mehr gefragt.
Es sagt: Du bist ein Narr, und keiner ihm zu wider-
sprechen wagt.
Die Menschen stecken ihm in seinem Holz verschmolzen,
wie Nägel in den Bolzen und den Planken;
Und Schiffe wollen Menschen zwingen zu tollen und
erschreckendsten Gedanken.
Im Wandern, auf den schmalen Promenaden, entladen

alle sich verstohlen die Gemüter bei tiefstem Atemholen.
Und Menschen reden da, wie sie gern schaden, und viele sich in Grausamkeiten baden;
Denn alle wachsen über Grenzen und Gewissen, vom Schiff tief ausgehorcht und fortgerissen.
Wohl jeden Morgen kam zu mir ein Trupp bejahrter Damen.
Stets ihr Gespräch nach einer Weile mit gleichem Wunsch anfing, daß einen alten Herrn, der harmlos um des Schiffes Schornstein spazieren ging,
Der Tod recht bald ereile.
Die Damen, die sonst keine Fliege töten könnten, gönnten dem Alten seine Tage nicht,
Weil ihnen, ach, ein Wunsch der Neugier an ihre Herzen stündlich sticht:
Wie wunderbar bei Mondscheinlicht im Meere ein wirklich Schiffsbegräbnis wäre!
Sonst hatten diese Damen auf Erden alles schon gesehen, nur dieser Todesfall, der sollte noch geschehen. —
Und andere, die taten einen andern harmlosen Menschen scharf ins Auge fassen,
Und sie begannen diesen einen wie eine Mißgeburt zu tadeln und zu hassen.
Sie maßen ihn mit Blicken wie mit Ruten, und möchten ihn gepeitscht am Fockmast bluten lassen.
Die Rassen stoßen auf den engen Treppen und in den Korridoren, mit Augen und mit Ohren, die verdammen,
Gereizt zehn Tage auf dem kleinen Raum zusammen, und alle Bitterkeiten einer Hölle müssen vor diesem Schiffswahnsinn erblassen.
Auf einem spätern Schiff, auf einem andern Ozean, erzählte mir ein Herr, stolz wie ein Hahn,
Wie er in Kanton sich für ein paar Pfund, vier Sträflinge mal ausgesucht und auch erstund.
Ich fragte, ob er sie auch freigelassen. Er lachte über alle Maßen:
„Wo denken Sie denn hin! Das Kopfabhauen wollt' ich mir mal für gutes Geld anschauen.

Ich ließ die vier in einer Straße niederknieen und klipp und klar und auf der Stell' das Köpfen schnell vollziehen.
Was meinen Sie, wie weit der Blutstrahl da aus manchem Rumpfe schoß? Dick wie ein Arm und weit im Bogen,
Wie eine halbe Schiffslängʼ groß." So schloß der Herr und hat mit seiner Hand einen gar weiten Kreis begeistert in die Luft gezogen.
Und vielen ging jetzt, unbemeistert, auf der Mund,
Sie sprachen gern im Schiffswahnsinn von ihrem Blutdurst jede Stund'.
Denn treibt man so zehn Tage durch gesalzte Flut und sieht nicht Welt und nicht Kultur
Und ist im Seeraum, unter Fischen, das einzige warme Wesen nur, tut man sich darauf was zu gut;
Rennt um den Mastbaum stets, zu wärmen sich, und aus Gesundheitswut,
Dünkt sich als Mensch von einer ganz besondern Brut und spricht gar laut vor allen Haien und den Stören,
Damit's die kalten, großen Fische hören, von seinem tadellosen heißen Blut.
Wohl stieg auch mir mein Blut hoch in die Krone, doch drängte es nach meiner Heimatzone;
Mein Blut wär' gern in weitem Bogen zu Füßen meiner Liebsten hingeflogen;
Denn kopflos macht erst recht die Liebe sehr, wie Beil und Meer.

Beim Schiffsbarbier

Beim Schiffsbarbier in seinem kleinen Laden, saß ich zur Dämmerstund' am liebsten schier.
Ich konnte mir bei seinen Schränken, voll Raritäten aus allen Wäldern, allen Städten,
Die Menschen still zu Hause bei sich denken und mich ganz ungestört bei Muschelketten aus Tasmanisland und Palmenfächern an der Wand

Und elfenbeingeschnitzten Elefanten, die mich, seit bald
zehn Tagen, jeden Abend auf dem Rasierstuhl als
Klient erkannten,
Benehmen wie bei Freunden und Verwandten.
Haarwasserflaschen ernst, aus Liverpool, glänzten mit
fettgedruckten Etiketten herab auf mich in meinem
Lederstuhl,
Die gelben Schwämme, die in Bündeln hingen, dar-
über einst im Meeresgrund die Fische still spazieren
gingen,
Sie alle fingen an, mich jeden Abend zu erkennen,
zu duzen und auch Freund zu nennen.
Aus Japan schauten Morgenschuh' und Röcke, aus
Ceylon schöngeschnitzte Kokosstöcke
Und Bambus und Matrosenkram, der buntgewürfelt
hier zusammenkam, um sich für weniges hier feil-
zubieten.
Sie alle, ach, gerieten, wie mir schien, leicht wie der
Schaum der Seifen in Bewegung
Und teilten gern mit mir des Heimwehs tägliche
Erregung.
Wenn draußen um das Schiff die Wellen rannten
und beim Barbier die Glühlichtlampen vor allen
bunten Warenschränken brannten,
Konnt' ich mir eine Straße in der Heimat denken, wo
sich vielleicht im Augenblick die Augen meiner Aller-
liebsten in irgendein Schaufenster träumend senken.
So sah ich, hinter Seifentassen, Europa an im Indi-
schen Ozean
Und nahm ein Beispiel mir auf meinem Stuhl bei
jedem Wellenstoß, daß bei den Flaschen festverkorkt,
aus Liverpool, trotz aller Sehnsucht nicht ein Trän-
lein überfloß.
Denn ach, die toten Dinge sind nicht seelenlos, und
sprachen sie auch nicht vom warmen Blut und roten,
Sie boten Obdach doch dem Herz, dem bis zu seinem
Ziele der Meere fünf noch drohten.

Bordspiele waren täglich zum Zerstreuen, und um dreihundert Passagiere zu erfreuen,
Arbeiten abends, daß die Nerven nicht erschlaffen, Klavier und Phonographen.
Wild wurde in dem Schiffsbauch musiziert. Man ließ die Fische nicht im Meere schlafen.
Auch taten schwarze Fräcke sich den Damenschleppen zugesellen,
Tanz war auf Deck im Wettstreit mit des Meeres Wellen, in Mondscheinnächten, in den spiegelhellen.
Man flirtete um Diamanten, lehnt sich an seidige Gewänder und dehnt die Nacht, die warm war zum Ersticken,
Und wähnt, daß unten, wo der Kielschaum in der Tiefe gähnt, weißblaue Blumen um Balkone nicken.
Man ließ die Zigaretten im Dunkeln funkeln und im Seewind sprechen
Mit Feuern, die entzückte Atemzüge dir beteuern, und ist, als wolle man mit vollem Kurse, wie Verrückte,
Nicht nach der Küste steuern, verführt zur Tiefe wagehalsiger Lüste.
Verborgen hinter den Kabinenwänden verwickelten sich unsichtbare Dramen, wie jene Schicksalslinien in den Händen.
Man tat in Herzen wie in Koffern kramen man fühlte nichts vor Scherzen und nichts vom aufgewühlten Meeresschoße
Und nicht die Meereseinsamkeiten, die kreisenden. Man lebte, Herrn und Damen, in einem reisenden und dampfumhüllten Liebesschlosse.

Die Schreibmaschine

Nur ich schlich ohne Wort zur Treppe hinunter in mein Schiffsbett, schloß mich ein
Und fühlte dort allein, ich werde fortgeschoben, mein Bett muß leer mit mir ins Ferne schweifen,

Ich hörte an der Decke Brett, von oben der Passagiere Füße im Walzertakte schleifen,
Und's nackte Herz schlug mir im Hals, im steifen.
Ich saß und sah nur meinen Schatten
An allen Wänden in die Leere greifen.
Gar tröstlich klang in meine Stille, meine schwere, vom Nebenraum die Arbeit von zwei Händen,
Wie stetes Klappern einer Schere. Ein Mister saß dort stundenlang
An einer Schreibmaschine und schaffte nützlich wie die Schiffsturbine.
Er schrieb die Sonntagspredigt. Er war Priester.
Der Emsigkeit und Einfalt dieser Schreibmaschine, die immer im Geleise auf ihre Weise um die Erde wollte,
Zollte ich alle meine Achtung und grollte nur, wenn müde mal, die Hand an der Maschine stille stand.
Kaltblütig wird zuletzt, ewig gehetzt, die Sehnsucht, daß sie schon bei einer Schreibmaschine Rasselton
Sich an der Arbeit und der Fron ergötzt.
Das Herz, das müde sich gehämmert hat, setzt sich, verletzt vom Leben, hin, ergibt sich dem Geschick
Und sucht den Frieden in Mechanik und in dem praktischen Sinn von einem bloßen Apparat.
So mied ich gern den Tanz, der wehe tat, den Walzertakt, der mich am Blute angepackt
Und doch die liebste Tänzerin nicht bei sich hat.

Der Tag vor Indien

Nun kam der Tag, da Indiens Küste hinter zehntägiger Wasserwüste mit Dschungeln, Tigern und mit heiligen Flüssen
Zu meinen Füßen fertig vor mir lag.
Das Indien, vielverheißend. Mit Bergen und Rubinen gleißend, mit Stirnen, die in Andacht und in Askese sich zerwühlen,
Das Nichtsein, das Nirwana preisend.
Das Indien, wo die Menschen den immer heißen Leib am Tod gern kühlen, nichts lieben sollen und doch alles fühlen.

Das Indien, wo die Menschen ihrem Dasein grollen, wo sie selbst nicht im Paradiese leben wollen,
Wo Glück und Unglück gleich gehaßt und nur das Nichtsein alles Daseins Rast.
Gewiß, der Indier Theorie, sie hätte mir fast auch gepaßt;
Denn jedem Sehnenden das Leben stündlich, gleichwie ein Bild, verblaßt, und alles wenig gilt,
Wenn er das Herz nicht an dem Herz der Liebe täglich stillt.
Doch nur mit meiner Liebsten im Verein geh' ich aufs Nichtsein ein, und nie allein,
So lange meine Liebste auf der Welt, hält mich mit tausend Stricken die Wirklichkeit.
Wenn mich auch jeder Reiseschritt in meinen Sohlen, wie nur der Schnitt von neunundneunzig Messern, ganz unverhohlen quält,
Wenn ich auch klage mit dem Munde, im Grunde mir die Sehnsucht doch gefällt;
Trotz allem Jammern klammern sich meine Hände, die verliebten, an meiner Liebsten Welt.

Die Ferne ist der schlimmste Dieb

Das Meer, das bisher blau, wie von Kornblumen eine Au, ward eines Morgens grün und grau
Und schien dem Auge ein Gebrau aus süßen Wassern und aus salziger Lauge.
Groß an den Horizont gestellt erschien, aus Morgennebeln, Indien mit Bergen, die wie dunkler Rauch zum Himmel hoch gewellt.
Dem immerklaren Ozean schickt jenes Land, von seinem Schimmer dort,
Die ersten Morgenwolken breit heran, die wälzten sich wie warmgeballter Atem fort.
Still wurde es im Meer, als ob nicht bloß die Meeresfarben,
Als ob auch alle Meeresstimmen dem Menschenohr im süßen Landungswasser starben.

4*

Die Koffer standen hochgestapelt, Schicht auf Schicht;
und manch Gesicht, das man sonst nie gesehen,
Fand sich jetzt aus dem Schiffsbauch ein, und alle starrten in den Morgenrauch hinein, wie in die Schicksalskarten.
Als sich des Erdteils Glieder breiter dann entrollten,
war es, als ob die Erdenschwellen dem Schiff, den Menschen und dem Meer den Atem nehmen wollten.
Und wie die Luft aus heißen Quellen, kam dumpfer Waldgeruch daher und wurde warm wie Kleidertuch,
Als ob da Menschen uns entgegenkommen auf den Wellen.
Und nicht das Meer nur wurd' uns jetzt vom Land genommen, der Zeitsinn wurde mir in dieser Stunde ganz verschwommen.
Am hellen Morgen sollt' ich meine Uhr um zehn, zwölf Stunden vorwärts stellen.
Und wollt' ich an die Liebste denken, mußt' ich mich in die Nacht versenken.
Die Leute in Europa schliefen noch unter jedem Dach,
da waren wir, in Indien hier, schon einen halben Tag lang wach.
Ich dacht', das Leben werde schwer der Sehnsucht jetzt gemacht,
Nie schlief ich mehr bei meinem Lieb, nicht mal mehr in Gedanken bei der Nacht.
Die Ferne ist der schlimmste Dieb, sie trennt, sie trennt,
Sie nimmt dir alles, was dir lieb, nicht mal Erbarmen in der Zeit sie kennt.

Bombay

Der Dampfer schnaubte laut mit seiner Pfeife, dann ging's wie Todessteife um das Schiff,
Es hat die Anker eingehaut und es entschlief.
Bombay lag dort am Kai, breit, langgestreckt, mit großen, steinernen Hotelpalästen
Und festen Hafenbauten, von Schornsteinrauch und Sonnennebel zugedeckt;

Und alle Fenster schauten glatt, als kröchen ihre Häuser platt vorm Mammon auch in Indien auf dem Bauch.
Ich mußte an die Flaschen unten beim Schiffsbarbier im Laden denken,
Man konnte vor dem Rauchpfuhl hier sich in Gedanken hin gleich nach Liverpool versenken.
Und Indien, dieses schöne Wort, es schmerzte mich.
Ich wollte von den Steinkasernen wieder fort;
Doch eine Dampfbarkasse brachte mich ans Land, wo ich dann Indien auf der Straße, und Kopf an Kopf an den granitnen Landungsmauern, wiederfand.

Menschenmasken

Fänd' ich mich auf dem Mars nach langer Fahrt, ich hätte nicht verblüffter die neuen Menschenmasken angestarrt.
Die Stirnen, Wangen, Ohren all der braunen Leute, von Armen und von Reichen, waren von langen bunten Farbenstrichen, von Kastenzeichen senkrecht und quer durchfahren.
Kalkweiße, ockergelbe, scharlachrote Streifen, die wie Kometen durch die Nachtgesichter schweifen.
Dahinter eingefangen, gleichwie an bunten grellen Gittern, die Augen hangen.
Augen, die über sich erhaben den Europäern ihre Blicke, wie einem Bettler, kaum anstreifend, gaben.
Die Indier standen da in weißen Schleierfahnen, in flammenroten, in grünen, blauen Seiden, mit mächtigen Turbanen,
Als ließen Blumen sich von Wald und Wiesen kleiden;
Als sei da ein Theater, das dir winkt, ein Opernbild auf einer Bühne, geschminkt und farbenlappig grell behängt,
Das sich am hellen Tag auf rußige Straßen, an Hafenmauern hingedrängt.
Mir wurde mein Verstand beengt von denen, die gelassen, von ihrer Sonne überschwemmt, auf ihrem Heimatboden saßen;

Die kaum aus dem Nirwana auf dich sehn, an denen alle lauen Europäer, bedeutend eingeklemmt, vorübergehn
Und sich zum eigenen Weiterleben, zu dem grauen, ein Herz kaum fassen.
Auch meine Sehnsucht schien mir fast, als ob ich sie gelassen, wie eine Sklavin, mir zur Seite wieder fand,
Und statt mit krassen Gesten nahm sie mich, gleichwie ein indisch Weib, sanft um den Leib.
Die indischen Frauen tragen Orangenblüten, und aus gelben Blumen Ketten, und rote Rosen hinterm Ohr,
Als hätten sie ein langes Leben aus lauter Hochzeitstagen vor und endlos eine Freudenfeier
Und nicht die graue Leier steter Alltagsfragen.
Von einem Rosenstrauß, von einer Wartenden am Kai, schwebten ein Paar der roten Blätter leicht heraus
Und klebten an den feuchten Mauersteinen. Ich stieg gerade aus dem Boot mit meinen Beinen
Und tat mit meinen Stiefelspitzen Indien just erreichen
Und rechnete den kleinen Gruß der ersten indischen Blume für meine Liebe als ein gutes Zeichen.

Nicht mal der Menschen Angesichter konnt' ich mehr erreichen

Ich konnte nicht an diesen Menschen dort sofort vorübergehen.
Ich sah mich wie verhext dastehen und ließ dem großen Staunen still das Wort.
Die grellen Gitter auf den braunen Stirnen standen gleich hellen Blitzen und Gewittern dort
Als schlügen Flammenzeichen hinter Wolkenritzen, als glimmten rote Kohlen auf dem Rost, dran die Gedanken schwelend sitzen,
Als blenden dich die gelben Ränder der grellen, dunkeln Abendwolken,
So war ein Knistern und ein Funkeln all der gezeichneten Gesichter,
Dazu die Blendkraft und der Farbensaft all der Gewän-

der, die wie Feuerwerk sich auf das dunkle Pflaster
stellen und rings die Luft wie Feuerwerk erhellen.
Wie bei den Tieren mit gestreiften Fellen, wie auf
den Tigerstirnen, so prangten Zeichnungen an allen
Hirnen,
Als wollten sie die Blicke lenken von denen, die hier
in Gedanken und tief in Andacht sich versenken.
Man konnte nicht zu ihren Augen kommen. Geheim-
nisvolle Kastenzeichen haben den Blick, wie Spuk
und Blendwerk, in Beschlag genommen.
Nicht mal der Menschen Angesichter konnt' ich mehr
erreichen.
Einsam mit meiner Sehnsucht sollt' ich durch die
bemalten dunkeln Menschenmassen streichen,
Die hinter grellen Masken dir entweichen.
Ich sollte zwischen ihnen hin, wie zwischen Sätzen,
deren Sinn ich nicht verstehe,
Die ich wohl mit den Augen sehe, die meine Ohren auch
noch hören, zu denen meine Lippen gerne schrieen,
Doch die sich meiner Nähe, wie für mich ungeboren,
unerreichbar, ganz entziehen.

Indischer Boden

Mit Weihe ging ich, wie die andern Europäer, be-
drückt und wie verunglückt auf dem indischen Boden,
Der mit Gebeten wie gepflastert schien. Die Gesten
all der Leute treten wie Heilige sacht vor dich hin,
Als ob dort die Gedanken, Tag und Nacht, entrückt
nur an der Seele Leben weben,
Von einer Tempelwelt geschmückt umgeben.
Die Kutscher, die dich fahren, sie sind wie Fürsten
im Gebaren, sie sparen ihre Worte stolz
Und sitzen auf dem Kutscherbock wie still gekrönt auf
einem Thron von Elfenbein und Sandelholz.
Als machten sie dir ein Geschenk, wenn sie mit königlichem Handgelenk
Die Zügel führen und als Gast dich nur in ihrem
Wagen spüren.
Als ob der ganze Adel in dem Land sich mit der Hand

zum Diener macht, doch mit der Weisheit und dem edelsten Verstand über sein Handwerk gnädig lacht.
Und sie erniedrigen durch Höflichkeiten dich und durch die Ehren, die sie dem Eindringling als Gönner nur gewähren.
Sie hassen dich auch mit Bedacht und nähren stündlich gründlichen Veracht.

Hotelhaus Tajmahal

Ermüdet von der langen Meeresreise, dacht' ich zuerst nur an ein Bad und Speise.
Hoch wie ein Dom, mit Kuppelbau und Treppensaal, steht an dem Meeresufer das mächtige Hotelhaus Tajmahal.
Es ragt in solch gewaltigen Dimensionen, als wollten alle Könige der Erde dort zusammen wohnen.
In einem Zimmer, aus Granit gehauen, mit blauen Kachelwänden, mit Marmorplatten, grünen Fensterscheiben, die auf das Meer hinschauen,
Ein Zimmer, wie ein Baderaum, saß ich im grünen matten Licht, wie in dem Schatten von einem deutschen Lindenbaum.
Du sitzt als Geist noch unter allem Neuen, wenn dir der Boden unter jedem Schritt entgleist und dir die eigenen Füße scheuen.
Wohl zwang ich meine Seele dazubleiben und sich nicht nach Europa zu entfernen,
Doch auch das Gehen muß man gründlich wieder lernen.
Die Zimmer bleiben dir zuerst nicht stille stehen, du fühlst dich auf dem Meer noch stündlich.
Der Wandkalender zeigte Januar, doch kocht die Luft, als ob August hier war.
Erdkacheln und der Marmor waren gleich einem heißen Herd, und wie in einem Bad lag ich auf einem Sessel still,
Mir schien, das Zimmer bratete am Grill.
Eisduschen konnten nicht vom Leib die Höllenhitze spülen, und nicht einmal die Einsamkeit, die kalte, wollte mich kühlen.

Man konnte meinen, in der Tropensonne, die hier sogar im Januar schon sengend war,
Rasiert die Sonnenglut dir unterm Hut vom Kopf das Haar.
Wie Panzerplatten drückt sie dich bis zum Ermatten auch noch im Häuserschatten.
Mit eines Raubtiers Wut wirft sich auf dich der Sonnenball und nimmt zum Atemholen dir den Mut.
Aus allen Poren stürzt ein Wasserfall, und du beneidest die halbnackten indischen Mohren.
Als Europäer sitzt du im Hotel, im Frack und Smoking, und im hohen Kragen bis an die Ohren,
Und möchtest doch am liebsten nur, als der Natur vornehmste Kleidung,
Die braune Leibesfarbe nackter Indier tragen.
Denn nicht mal mehr mit deinem Schatten magst du dich weiterschleppend plagen.
Wo nehm' ich nur die Lust zum Weiterreisen her? fragt' ich mich vor dem kochendheißen Sonnenmeer;
Die Sonnenhitze war, gleichwie ein Lavameer in einem Kraterschacht, gleichwie ein Meer hier Nummer acht,
Das ich zu allen sieben Meeren, rings um die Erde, durchgemacht.
Die indische Sonne rührt sich größer als der Himmel und brennt noch bei der Dunkelheit, bei Nacht.
Man spürt auch jeden Fixstern noch aus weiter Fern' her glühen,
Als wären tausend helle Öfen im Finstern um dich aufgemacht.
Glut lockt die Glut, und reich, voll Pracht, entfacht im Blut sich jeder Herzenswunsch,
Daß er die Sonne und die Sterne dunkel macht.

Telegraphenamt

Ein jedes Haus in Bombay, in der europäischen Stadt, sieht aus wie ein gotischer Palast, hochgerückt,
Und drückt auf den phantastischen indischen Boden wie eine granitne Hand
Und wird vom indischen Geist und indischen Auge gehaßt.
Mit Erkern, Spitzgiebeln und Knauf fallen Bahnhöfe, Rathaus, Justizhallen wie gotische Zwingburgen auf.
Die düstere Londoner Gotik liegt, gleichwie ein steinerner Strick, um des Indiers geschmeidigen Blick,
Gleichwie ein Stierjoch um einer Gazelle Genick.
Von blauen Schlingpflanzen, die sich um die Spitzbogen ranken, kann doch das Tanzen der Blätter, der blanken,
Nicht das Grauen der europäischen Steinkeller überbauen.
Steinsätze über Steinsätze, schauen die Kolosse wie riesengroße, versteinerte, eitle Pfauen über Rasenplätze.
Und am Meer, im freien indischen Abend, blitzen wie glänzende Geschosse ihre Fensterreihen her,
Wie trotzige Kanonenmassen, aufgestellt in langen Gassen.
Ein Steinhaus aber war am Wege, düster und doch in Blumen versunken
Sah es wie eine belaubte Kaserne aus,
Und dort wandern unsichtbar Funken, aus der Ferne hinein und hinaus.
Das Telegraphenamt, ein Palast wie die andern,
Hat mir die Last der Sehnsucht für Minuten von meinen Schultern genommen.
Denn grüßend bin ich in ein paar Stunden zu meiner Liebsten, als Telegramm, heimgekommen.
Über das vierzehntägige Meer kam mir Botschaft, wie ein Blick, schnell hin und her.
Nicht mehr lästig schienen mir hinterher der Europäer steinerne Keller,
Heller in ihren Mienen waren sie meinem Herz,
Ihr Geist, gleich einem Gotte, ist schneller als die Gazellen,

Eilend auf elektrischen Wellen, für mich heim- und zurückgereist.
Und das bestaubte europäische Haus schien mir eine belaubte Grotte voll heilender Quellen.

Indisches Straßenleben und Straßenschlaf

Ein Rasensaum die europäische Stadt vom Eingebornenviertel trennen tat.
Doch welch ein ungeheurer Zwischenraum! Ein neuer Lebenstraum dir hier entgegentrat.
Als wenn man sich in eine Biene klein verwandelt und flöge unter einen Baum zu einem Bienenstand
Und ging am Rand der blau und gelb und grünen Kasten, die da hochgestellt,
Als Biene zu der Bienenwelt gesellt, wo Bienenflügel hasten;
Wo Sonnenhitze, Blitze von Blumenfarben, Summen, Honigsammeln und Wachsbereiten zu allen Zeiten,
Rüssel- und Flügelputzen unterm blauen Himmel jedermann gefällt.
So ist die indische Stadt. Die Häuser, bunt, wie Holzgestelle,
Viel schnelle Füße, schnelle Hände und jeder Atemzug Berechtigung zum Leben hat.
Lebendig jede Mauer, jedes Haus und Stockwerk, Gitter und Veranden ein bunter Vogelbauer, darinnen es von Leidenschaften blitzt.
Vor allen Türen sitzt von nackten Menschen ein Gekauer. Bis mitten in die Straßen im Verein,
Einer beim andern eng, als ladet jeder Pflasterstein, von Menschen ein Gedräng, zur Unterhaltung ein.
Wie Schwalben schlank sie beieinander saßen vor den Basaren, die weit offen waren
Und voll von rot und grünen Flittermassen.
Viel Schneider, Sticker und Pantoffelflicker arbeiten an den Maskeradestoffen.
Barbiere haben ihre Kunden, mit ernsten Mienen,
Hier mitten im Gewühl der Wagen, am Pflaster hockend, zu bedienen.

Und unter Rädern hochbeladener Karren, im Knarren und Geschrei,
Bleiben da Ziegen, Kalb, Truthühner, Hunde schlafend liegen.
Mit keiner Peitsche wird geschlagen.
Die Pferdehufe stiegen behutsam über den, der eingeschlafen,
Mit keinem Rufe wagen die Indier die zu stören, die schlafend dem Nirwana angehören.
Schlaf ist die allererste Stufe hin zu der Seligkeit und steht, wie Liebe, über Tag und Zeit.

Lotos und Pest

In engen Gassen weiße Tempel lagen,
Die, wie die runde Frucht von einer Riesenananas, mit Wucht zum blauen Himmel ragen.
Auf allen Kuppeln walten, gleichwie Zwerge, Gestalten kleiner Götter, aufsteigend, wie auf einem weißen Berge.
Bei jedem Tempel ist ein Tempelteich, dort badet alt und jung und arm zugleich.
Sie fragen nicht: Ist dieses braune Wasser klar?
Ihr Glaube wäscht sie wunderbar.
Sie tauchen ein und gehen rein aus diesen steifen Jauchen fort,
Vertrauen nicht zuviel auf alle Seifen und bauen auf der heiligen Bücher reinigend Wort.
Auch sind geheimnisvolle Zeichen an den Türen der Häuser, wo die Pest nie weicht,
Die aus den Tempelpfuhlen, als giftiger Schatten, den Reinen bis ins Haus nachschleicht.
Die Pest kann keinen hier erschrecken. Sie baden täglich, wie zum Fest,
Im Tempelteich, wo Lotoskelche weiß den Schwarzen Tod mit Blüten überdecken.
Die armen Indier sind, wie die Verliebten, reich, denen das Leben und das Sterben gleich.

Als ob in langer Reih' scharlachner Mohn, grüne Reseden, lila Kornraden,
Feuerblauer Enzian, Salbei aufsteigen im Juni und im Mai,
So zeigen sich die Indier in Straßenbahnen, Wagen und im Laden.
So jagen schnell, wie Feld- und Gartenblüten, die Frauen und die Männer, auf Straßen und auf Pfaden, bunt vorbei.
Es wiegen sich im Wind die Schleier all, die losen, als ob die Menschen hier, wie Luft und Wind, beweglich sind,
Und freier wie die Blätter, die verfliegen.
Die Indier werden scheu vor einem finstern Europäer, vor seinen abgemessenen Hosen,
Und sie betrachten ihn wie Tauben einen Häher.
Sie glauben an den bösen Blick, und Frauen, die in langen Reihen noch eben lachen, spielen, schwätzen, schreien,
Lösen die Hände, die sich hielten. Sie alle, voll Entsetzen, ergreift ein Bangen.
Sie halten ihre Hand schützend vor Aug' und Wangen.
Um nicht ein Unglück zu erleiden, vermeiden sie, den Europäer anzusehn,
Und schauen nie nach ihm zurück und lassen nicht ihr Auge mit ihm gehen,
Als könnte ihnen Schande schon durch einen Blick geschehen.
Sie fühlen sich von Unglück angesehen und lassen selbst die Schüsseln stehen,
Fällt mal ein europäischer Blick, nur im Vorübergehen, in ihr Essen.
Wo Widerwillen einem stündlich vor Augen und in aller Augen stand,
Ging jeder Europäer wie geächtet durch dies Land.
Nur ich, der von zwei Augen im Schlaf mich noch begleitet fand,
Ich fühlt' mich nicht verstoßen hier; und hoben alle Indierinnen auch vors Gesicht die Hand,
Ein Frauenblick lag warm auf mir, stets wo ich ging und stand.

Indisches Diner

Der große Gong rief zum Diner. Die Damen kamen hell in Tüll und Musselinen,
Und alle zeigten, wie auf einem Balle, erhitzte Mienen.
Hoch, wie nur eine Bahnhofhalle, war im Hotel der Speisesaal, und war ein Stimmgeschall darin,
Von allen Sprachen fielen Silben hin, und Fächer gingen mit Geschwing.
Zehn Diener, Indier, umstanden jeden Tisch in weißen, losen Schleierhosen, mit roten Jacken, aber ohne Schuh',
Sie rannten mit den Speisen, wie dunkle Ratten, barfuß ab und zu.
Doch da die Indier keine Speisennamen kannten, die auf den langen Karten standen,
Nannten mit einer Zahl die Europäer jeden Gang.
Die Zahlen schallen an den Tischen in Hausse und in Baisse flink entlang,
Als ob nicht beim Diner man säße; als ob man äße hier in einem Börsensaal,
Und Makler ließen laut das Fallen und Steigen aller Aktien rings erschallen, daß man ja nicht den Kurs vergäße.
Dazwischen hörte man Champagner knallen, vom Saalorchester brausen die neuen Operettenouvertüren,
Und wär' nicht draußen auf den heißen Galerien der Tropenhitze Schüren,
Man würde nichts von Indien als indischen Pfeffer auf der Zunge spüren.
Ich hörte alle die Bestecke sich wild rings um mich rühren, die Geige und Violoncell.
Schnell aß ich Zahl um Zahl von meiner Speisekarte verhetzt in mich hinein
Und trank zuletzt ein Glas vom besten Heimatwein
Und saß dann zur Siesta ruhelos, mit meinem Heimweh riesengroß,
Auf meinem leeren Himmelbette, bei einer toten Zigarette, mit einem Brette vor der Stirn
Und mit der Tropenglut in Herz und Hirn.

Die Parsentürme

Drei Sehenswürdigkeiten sind im weiten Bombay:
Die Parsentürme draußen vor der Stadt in einem Garten, wo die Geierscharen hausen und auf die Leichenmahlzeit warten;
Die Felsentempel auf dem Eiland Elephanta kühl im Meer;
Und dann die Eingeborenenstadt, mit ihrem indischen Gewühl und mit Basaren und Verkehr.
Ich bin zuerst zu Leichen hingefahren, nachher zum Götterheer, zu altem Glanz in jenem Inselhain,
Und dann zu fröhlichem Dasein und zum Tanz, — zu einer Bajadere ohnegleichen. —
Die Parsentürme liegen im grünen Parkgehege; durch Palmgestäude liefen Wege von purpurrotem indischem Sand,
Und frische Blumen, in gebauchten großen Krügen, standen in langen Zügen an der Wege Rand,
Und Blumentische schön, aus Steingefügen, reihten sich in den Garten tief hinein.
Zu hohen Gruppen scharten sich dort Palmen und Riesenfarne, die sich stolz dir zeigen;
Und stille Treppen laufen marmorweiß, darüber sich die Blumenhaufen neigen,
Als brauchte man die Marmorstufen, um immer höher hier im Glück zu steigen.
Doch manchmal brach das Schweigen furchtbar ab.
Die hellen Himmelstücke, in mancher Lücke zwischen Palmenzweigen, die wurden plötzlich schwarz wie Nacht,
In dürren Schäften hat es laut gekracht, und mit Geschwirr schoß, mit den Kräften von einem wilden Mann,
Ein schwarzer Vogel groß hervor, schlug wild um sich, mit Hast gleich einem, der vor Hunger rast;
Sein Schatten fällt von seinen schwarzen Flügeln wie eine Trauerlast. Im Weitergehen,
Im Dickicht, wirst du dann die weiße Wand von einem Turme sehen.
Denn mitten in der Blumen Feier und in dem Gartenland in finsteren Reihen um des Turmes Rand

Pechschwarze Geier kauern. Sie lauern, Kopf an Kopf, wie schwarzvermummte Menschen, um die Mauern.

Für jene Ungeheuer bringen Bombays Parsen, die zu der Sonne und zum Feuer beten,
Zum Futter ihre Leichen auf das Turmgemäuer.
Stets sitzt der Tod dort um das flache Dach mit seinem Geierhunger wach
Und läßt die Knochen kaum von grausiger Mahlzeit nach.
Die Knochen, die zerstäuben in der Tropensonne. Und zweimal fegen dann im Jahr die Tropenregen alle Türme vom Staube klar.

Den Parsen ist geboten, Luft, Erde, Wasser, Feuer von Leichen rein zu halten und zu schonen.
Darum sie ihren Toten in dem Garten hier Türme bauen, wo die Geier wohnen ganz allein,
Und diese unheimlichen Vögel müssen den Leichen Grab und Totengräber sein.

Von Zeit zu Zeit

Und jene Totenstätten leuchten grell aus des Gartens dunkler Tiefe,
Wo sie, gleich mächtigen Totenurnen, in Blumen und im Grün sich betten.
Und keinem Fremden ist erlaubt, näher als hundert Schritte hinzutreten.
Die schwarze Geierschar fliegt lautlos um den Rand, manchmal aufkreischend und aus lauten Hälsen Futter heischend,
Dann duckt sich wieder schnell der Kopf, und nur das Weiße in dem Auge ruckt.
Ein Parsenpriester in gebleichtem Leinen führte mich durch den Garten und erklärte, in feinem Englisch, alle Türme mir
Und demonstrierte auch in einem Gartenhaus, an einem eigens aufgestellten Gipsmodelle, die Prozedur vom Leichenschmaus.
Man sagte mir, manchmal kommt vor, daß in den

Villen, die dicht an jenen Garten stoßen, mitten
in die Gesellschaftswelt,
Wenn jene Geier sich darüber schwingen, ein Totenfinger niederfällt.
Denn an dem schönsten Fleck von Bombay ist auf
die Hügel jener Garten hin an die See gestellt,
Als ob dort Schönheit Wache bei den Toten hält.
Villen und Gartenwege sind um jenen Todesort, dort
atmet alles Leben breit,
Wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Geierschrei aufgellt
und wie ein Beil aus blauem Himmel fällt. —
Beiß' ich ins Gras, mußt' ich entscheiden, so will ich,
einmal bei den Toten, gern jede Art von Leichenfraß erleiden.
Mög' mich nur, ehe ich gestorben, der Fraß von
Liebesschmerzen meiden,
Die sich an Lebende wild wagen und an den roten
Eingeweiden nagen.

Sonnenuntergang

Ich fuhr auf breiter Wagenspur herab ans Meer
von jenen Türmen her,
Wo, immer noch am Weg, die finstern Geier um die
Palmen stürmen,
Stets zwischen Gärten, die am Berg im Abendwinde
zischen.
Die Indier mischen sich in langen Reihen, zu Wagen
und zu Fuß,
Am freien Meer beim Sonnenuntergange dort am
Strand
Und stehen wie Statuen still zur Abendfeier und
gehen alle Hand in Hand.
Froh rosenrot, orang' und auch smaragdgrün wehen
ihre Schleier.
In Gruppen sahen sie vom Land zur Sonnenkugel,
Die, wie ein einziger runder Tropfen Blut, am
Wasserrand schon lag,
Als letzter roter Tropfen von dem Tag.

Ich fand, die Indier waren wie Meerespflanzen durchsichtig aufgestellt in Scharen.
Der Wind wellt ihre Schleier wie bunte Fühler fort,
Als könnten sie am ganzen Leib die Ferne spüren,
Still angewurzelt, ohn' mit einem Wort die Nähe anzurühren.

Die Korsowagen

Und eine Wagenzeile rollte ohne Eile am Strand entlang,
Viel Dienerschaft auf jedem Wagen saß und stand.
Die Wagen waren mächtige Karossen, wie man sie nur zu Krönungsfeiern
Vor hundert Jahren in Europa einst erfand.
Auf einem Rückbrett hielten drei Fliegenwedler große Federfächer in der Hand,
Diener und Kutscher auf dem Bock, die lenkten lautlos und gewandt.
Sie tragen keine Peitsche hierzuland', schlagen mit Peitschenstreichen auch kein Tier,
Geben auf einer Silberglocke nur ein Zeichen, gerät der Wagen ins Gewirr.
Indische Damen wie Bräute schwärmerisch darinnen saßen,
Als ob sie alles freute, als ob sie eben auf die Welt erst kamen.
Der Kutscherglocken warnendes Geläute klang wie ein lustig Spiel.
Die Damen wie würdevolle Kinder sich benahmen,
Kinder, denen das Leben blind gefiel.
Sie saßen oft in einer Staatskarosse wohl acht bis zehn beisammen,
Und saßen sich nicht auf dem Schoße.
Sie sind so schmal wie Halme Gras; die eine schmiegsam bei der andern saß.
Sie haben Edelsteine in Nasenflügel eingegraben und in die Ohrenmuschel,
Und manch Rubin schaut wie ein Feuerfunken aus ihrer erdenbraunen Haut.

Sie tragen keine Hüte, keine Röcke und Stiefel keine.
Nur eine Hülle, eine dünne, viel Meter lange reine Seide
Zum Kleide, um Arme, Leib und Beine.
Und wo dich ein Rubin aus dunklem Angesicht anschaut,
Ist dir, als wandelt sich das Blut, das feine, unter der Haut in Edelsteine.
Vom Schleierkleide wird an heißen Tagen ein Ende übers Haupt geschlagen.
Sonst tragen sie kein Kleid am Leibe, nur dicke Silberreifen trägt auch noch das ärmste Weib
Um ihren Fuß und um die Armgelenke, als hochzeitliche Brautgeschenke,
Die sie nie abzulegen wagen, und oft sie ärmste Lumpen über den Silberreifen tragen.
Und tiefste Armut kann sie nicht belehren,
Die teuren Brautgeschenke zu entbehren.

Indische Herren

Seltsam sind auch die indischen Herren, entsteigen sie den Wagen.
Sie zeigen sich im Wagenfond, wie Europäer, in Kragen und Krawatten und in dunklem Rock.
Doch wird die Wagentüre aufgeschlagen, fragen oft deine Augen unter Staunen,
Warum die Herrn nicht Strumpf noch Hose tragen.
Unter der Weste hängt das weiße Hemd,
Oder ist lose ein weißer Schleier um das Bein geschlagen.
Gelassen, als wär' der Wagen eine Wanne nur zum Baden,
Steigen die Herren mit nackten Beinen, nackten Waden, in goldenen Pantoffeln auf die Straßen.
Im Kaffeehaus sind sie am Tisch gesessen,
Ernst abgemessen, europäisch bis an die Hüften, und stehen sie dann auf,
So sieht es aus, als haben sie das Beinkleid gleichwie im Traum vergessen.
Wie man oft träumt, daß man nur halbgekleidet unter Menschen geht

5*

Und sich vor Scham aufbäumt, so schien es hier, wenn überm Weg
Ein reicher Indier mir, mit dicker Brille auf der Nase, von oben vornehm angekleidet
Und unten beinahe nackt, entgegenkam.
Und immer hörte ich in mir die Frage:
Bin ich Europa da nur vierzehn Tagereisen nah'?
Ich sah mich wie auf einem Traumplanet,
Weil jeder hier zum Korso nackend,
Wie nur die Sehnsucht durch den Weltraum, geht.

Neben dem Korso

Neben dem Korso lief ein Schienenstrang, wo Vorortzüge, an der See entlang,
Bombay vom Morgen bis zur Nacht bedienen.
Die Kette der verrauchten Eisenwagen, Bahnhöfe, Telegraphendrähte
Vertragen sich sehr gut, dacht' ich, in allen Tagen
Mit Schleiern, mit Rubinen- und indischer Augenpracht,
Sowie das Herz auch mit dem Magen in einem Leib zusammenlacht.
Ich hatte eben diesen Satz zu End' gedacht, da tat mir die Ruine von einem großen Brand
Das Gegenteil besagen, daß hier das indische Herz nicht scherzt.
Zerbrochen, rauchgeschwärzt stand eine mächtige Bahnhofshalle
Mit vielen Kuppeln an dem Meer, gleich einer Kathedrale,
Und hat nach Rauch und Feuer noch gerochen;
Denn indische Rebellenflammen schlugen hier vor drei Wochen Europas Eisenwelt gar wild zusammen.

Eiland Elephanta

An einem indischen Morgen kam ich daher im Blauen.
Es war so schön als könnte man zur Fern' rund um die Erde schauen,

Und gern fuhr ich hinaus ins Meer zum Palmeneiland Elephanta.
Ich fand die Wasserflut großäugig und betäubt von Morgenglut,
Gleich blauen Bronzefedern, glanzgesträubt, im Rade eines Pfauen.
Und über meinem Boot, wie eines Eisenofens weißerhitzte Wand, der Himmel stand.
Die Tropensonne war wie donnernd eine goldene Kanone groß,
Und sie erschütterte die Luft rings überm Land, und Hitze fiel ins Meer wie platzendes Geschoß.
Zwei Stunden keuchte ungefähr mein winziges Motorboot atemschwer;
Mehr Glut wohl keinem droht, hat er den Weg hochrot zur Hölle hingefunden.
Drei Hitzen haben mich umloht: Der Sonne Schlot, das Glutblitzen im Meer und der Benzinmotor im Boot,
Gar nicht zu sprechen von der vierten Hitze, der Sehnsucht Dauerbrand, in dem ich immer sitze.
Wie Ungeheuer gingen diese Hitzen im Meere mit mir Hand in Hand.
Wie wohl war mir nach Stunden dann, als ich an einem Landungsstege der Insel grünen Palmenberg gefunden,
Als wär' das Fegefeuer überwunden.

Und Götter sind hier ganz allein zu Haus

Im Palmgehege, hoch hinauf, stand ein granitnes Treppgemäuer und stieg energisch in das Bergland auf.
Am Fuße aber saßen unverwandt, und ließen sich nicht stören, zwei Indier platt am Boden,
Der eine war Barbier, mit einem Messer in der Hand, und schor dem andern hier, am Wege, das Haupthaar glatt.
Denn diese Felsentempel oben, die sind noch heute den Indiern eine heilige Wallfahrtsstatt,

Und vor dem Beten man sich fein erst säubern tat.
Außer dem Waldbarbier war noch ein Kinderkarussell am Meeresufer auf dem Eiland hier,
Doch statt der Holzpferdlein da hingen, aus indischen Zonen, bunt und klein, hölzerne Elefanten, Kamele, Zebra, Tiger da und Krokodile.
Zwei nackte Indierkinder, die mir entgegenrannten, befanden sich hier wie im Paradiese und hatten alle Tiere als Gespiele.
Sonst wohnte niemand auf dem Eiland. Aus Binsen und Geröhr ein einzig Hüttlein nur beim Karussell dort stand.
Ich stieg wohl eine Viertelstunde, ohne Mühn, auf jener Wallfahrtstreppe durch das Grün.
Über den Kokospalmengipfeln und überm Farndickicht sieht man nur Meer und ein paar Inseln leer,
Kein Schiff, nicht Mensch, noch Maus,
Als kämen unsichtbar nur Götter übers Wasser her, und Götter sind hier ganz allein zu Haus.

Sie zeigen sich dir alle lächelnd

Auf halber Bergeshöh' geht es zu Felsentempeln hin; eisig die Luft her weht,
Man ahnt die Tempel kaum, nur Blattgewirr ist hier zu sehen,
Bis hinter grünem Blättervorhang die Höhlenhallen offen stehen.
Erst ist ein Vorhof, wo die Sonnenstrahlen wie goldene Gitter von der Höhe fallen
Und malen grünes Blätterlicht in einen Felsensaal, der unterm Berg hinkriecht.
Wie grünes Wasser dieses grüne Licht sich dort an grauen Säulenstümpfen bricht.
Die Luft riecht stark nach Raubtierschweiß, als wäre nachts der Tiger Brunstgeheule um dieser Säulen Kreis.
Allmählich treten deinem Auge, das in der Tiefe nichts vor grauem Dunkel sah, haushohe Götterbilder von den Wänden nah'.

Sie zeigen sich dir alle lächelnd, in langen Reihen, und tanzend ihre Reigen,
Die einen trinkend, andere, sich fächelnd, erscheinen winkend und dir in die Arme sinkend,
Mit keinem Wort von Sünde sprechend und auch nicht vom Verzeihen.
Sie haben die Gesichter jener Leute, welche das Dasein niemals noch gereute.
Sie wollen nie erschrecken und niemals Scheu erwecken, sie tanzen um dich und sie wünschen dir,
Daß jeder Blutstropf sich mit ihnen freute.
Sie lehren dich frohlocken und wollen gar nicht dich als ihre Beute,
Locken dich nur auf deines Glückes Spur und lehren dich den leisen Tanz, dem weisen Gestern Dank und Heute ohne Sorgen
Und unter Liebesdrang und Trank und Speisen hin zum Morgen.

Bald sind sie Mann, bald sind sie Weib

Da ist ein Gott, der alles zeugt, einer, der es erhält, und einer, der den Tod darstellt.
Und jeder von den dreien ist zu dem Tanz des Lebens not, und keinen kann man ganz entbehren;
Denn der das Leben auch bedroht, ist doch ein Gott.
Bald sind sie Mann, bald sind sie Weib. Die Männer haben runde Hüften und runde Brüste an dem Leib,
Und nur am Bart man sie erkennen kann.
Denn sie gebärden sich zum Zeitvertreib gar zart und sind doch unerschrocken, wie nie ein Weib.
Ihr Tanz scheint niemals hier zu stocken, sie drängen sich in immer neuen Reihen aus allen Wänden und halten sich mit vielen Händen,
Als sollte ganz im Tanz die Welt erwarmen. Und manche Götter bringen Gaben mit und tragen sie in achtundsechzig Armen.

Und Fabeltiere halten in dem Tanz mit allen Göttern gleichen Schritt,
Und alle sind geschmückt mit Perlen, Federn, Ketten, und nur nicht mit der Tränen Glanz.

Götteraugen und Menschenaugen

„Darin die Augen aller Götter sich von den Menschenaugen unterscheiden:
Die Menschen haben Tränendrüsen und Tränensäcke in den Augen beiden,
Die Götter aber niemals leiden und niemals büßen, und ihre Augen sich, wie Edelsteine, am Lichte weiden.
Daß wir das Büßen meiden lernen, tanzen die Götter vor uns auf geschulten Füßen,
Lächeln, tanzen und wollen weise Heiterkeit in unser Blut einpflanzen."
Die Rede gab mir ein, wie ich vor jenen Felsenbildern stand, ein jeder Göttermund aus Stein.
Sie tanzten ohne Flügel, ohne Schwingen, und meinem Herzen gingen gar fröhlich alle Atemzüge aus und ein.
Wohl mußte ich auch hier zur Seite stehn und war, wie stets, ich weiß nicht wo;
Ich ließ die Götter gern an allen Wänden mit achtundsechzig Händen und mit Beinen tanzen,
Machten sie doch im Großen und im Ganzen mich schon beim Hinsehn froh.

Die Indier, wenn sie beten, bringen Rötel mit

Die vielen Säulen sind verstümmelt von der Zeit,
Die lümmelt sich selbst gegen Götter und gegen Tempel mit der bekannten Rücksichtslosigkeit.
Meist hängen nur der Säulen Kapitäle dort an der Decken.
Als tat das Beten hier die Schäfte sprengen

Und einige der Gottgesichter ohne Zahl, die übermenschlich sich aus diesen Felsen recken,
Sind scharlachrot bemalt, als ob sich Feuer über die grauen Steine strecken.
Die Indier, wenn sie beten, bringen Rötel mit, daß sie den Gott auch sehen, wenn er zu ihnen tanzend aus den Mauern tritt.
Mit Schauern malen sie dann, bebend in Ekstase, die Götter feurig an, daß die rot aus den Wänden schweben und glühende Verheißung geben.
Drei bis vier Säle reihen sich zerbrochen in jenem alten Berg zu alten Weihen, von Erdgeruch durchweht,
Und sie enthalten ein Heiligtum in ihrer Mitte, ein steinern Zimmer mit vier Türen, die in ein steinern Viereck führen,
Darinnen mannshoch eine Säule, ein Lingam, steht.

Lingam

Das ist der Name für das Zeichen jener Gottheit, von der man Fruchtbarkeit und Seligkeit vom Mann zur Frau erfleht.
Des Lingams Ursprung knüpft sich an ein Sagenbild, das grausig ist und wild.
Ein Gott lag abends an des Ganges Ufer, in Liebe eng vereint mit einem fremden Weib,
Das sah mit eifersüchtigem Triebe des Gottes Gattin, und sie straft des Gatten ungetreuen Leib.
Sie rafft sein Schwert vom Boden auf und schlug's mit einem glatten Hiebe zwischen den Mann und jenes Weib.
Des Gottes abgehauen Glied verehrte man aus Stein in allen Tempeln dann im ganzen Land,
So wie es sich im Weibesschoße noch fruchtbar nach dem Schwerthieb fand. —
Hier in der Höhle, unterm Palmenwald, unter der Erde Dung, pries man die Zeugung und die Fruchtbarkeit.
Hier ließ seit Urzeit schon die Gottheit die Menschen in die Liebe sich versenken,

Hier unter einer Erdendecke, die voll vom Wurzelsaft der Tropenpflanzen,
Hier, wo die Götter Werdekraft anspornen und Liebe froh umtanzen.
Wie ich noch hinsah, war, als ob die Schar der Göttermänner und der Götterfrauen
Aus allen Felsen mit dem Angesicht der Liebsten nach mir schauen;
Bald war sie Weib, bald war sie Mann, bald wechselte sie ihr Gesicht,
Bald war es, wie zum Zeitvertreib, als wäre sie mein eigner Leib, der sich zum Weib und Mann verflicht.
Ich kannte mich bald nicht mehr dort heraus und fand mich erst auf meinen Beinen wieder, als ich aus diesem Venusberg hinaus.
So eng verschlungen also, dacht' ich, sieht es im Liebesleben aus
Und fuhr in sehr viel Hitzen mehr, als vorher, in der Mittagsee nach Bombay zu dem Lunch nach Haus.

Asiatischer Sonntag

Ich konnte mich von diesen Göttern, die glücklich wie die Stubenfliegen
Und wollüstig wie nur die Blinden, gar leicht hienieden zu den Menschen wiederfinden.
Viel schwerer war mir's damals, als, vor Wochen, ich aus den Pyramiden müd' herausgekrochen
Und dann herabgestiegen zu den Wüsten, da war tief eine Kluft von jener Totengruft
Hin zu den Lebenslüsten. Doch nicht hier zwischen Menschen- und den Götterbrüsten,
Denn beider Lungen brauchen Liebesluft.

In Bombay war es Sonntag im Hotel, und dieser Tag, in europäischen Räumen,
Ging niemals von der Stell'.
Doch vor den Fenstern stand, am indischen Land und Meer, ein Werkeltag umher.

Zum erstenmal in meinem Leben empfand ich mich, als Christ, ganz sektenhaft
Und saß mit meinem Sonntag außer Kraft daneben.
Denn Asien hat sich keinen Sonntag angeschafft. Es lärmt und pafft
Tagaus, tagein wie alles Leben stets voll Lebenssaft.
Denn die Natur stellt auch nicht stets am siebten Tag das Wachsen ein,
Sie wächst aus voller Brust vergnügt und nicht mit Plag'
Und will nicht jährlich zweiundfünfzig Tag' für ihre Lebenslust belohnt noch sein.
Den Göttern aber huldigt man am besten, packt man das Leben froh und stündlich an.
Von Bombay bis nach Honolulu feiert der halbe Erdteil keine Sonntagsruh'.
Man einigt sich mit der Natur zu großen Festen,
Doch betet nicht zu seinen Göttern nach der Uhr.
Und kommt ein Christ zum erstenmal in jene Heidenwelt hinein,
Fühlt er sich mit dem Sonntag in ein' Eck' gestellt
Und sitzt mit seiner Faulheit dumm allein.
Ich hätte mich im Sonntagsmüßiggang mit meinem Liebesheimweh nur gequält
Und stellte darum kalt die Sonntagsfeier ein
Und merkte bald, daß sie mir gar nicht fehlt.

Der Zauberstab

Der Kai vor meinem Fenster heiß und leer im Mittagsschatten lag,
Nur ein paar Wolken schwammen, weiß und wie Gespenster, überm Meer.
So war es jeden Tag, und jeder Tag kam sonnenheiß
Und lebhaft in sich selbst daher.
Um diese Stunde aller Sonnen hexte mit Kraft ein Zauberer
Unten vor Loggien und Balkonen, vor dem Hotel auf Pflastersteinen.
Er ließ in bunten Lappen die halbe Welt verschwinden und erscheinen,

Und seinen Zauberlehrling hieß er binden, wies ihn in einen Korb hinein,
Stieß unter Schreien, wie besessen, mit Degen und mit Dolchen auf ihn ein,
Ganz wie die Taschenspieler pflegen auf europäischen Messen.
Nur glaubte dieser hier an seine eigenen Hexerein
Und machte dadurch alle, die ihm zugeschaut, verwirrt
Und von dem Zauber ernst besessen.
Auch heut am Sonntag war er da und rührte seine indische Trommel,
Die einen Teufelslärm vollführte. Und statt der Glocken, die im Christenlande läuten,
Sah ich den Zauberer am Pflaster hocken und Gläubige an allen Fenstern
Zur Andacht sich erbeuten und einen Silberregen auf sein Haupt
Von den Balkonen locken. Denn jeder warf ihm gern sein Geld hinab,
Weil ihm der Zauberer mit seinem Zauberstab, für klare Münze,
Den Kinderglauben an Unmöglichkeiten wiedergab.
So zaubert Liebe, dacht' ich, seit urewigen Zeiten den kleinen Menschen ihre Künste vor,
Und jeden freut es, macht sie ihn zum Tor.

Nachtfahrt im Eingebornenviertel

Um abends noch dem Sonntag zu entgehen, wollt' ich im Eingebornenviertel
Die schönste Bajadere tanzen sehen.
Die Droschke hielt nach langen Winkelfahrten.
Der indische Kutscher aber schien verwirrt, als habe er sich im Gedräng' verirrt,
Und sagte englisch mir, ich möchte warten.
Wie dunkle Scheiterhaufen, daran die Funken starrten,
Sahn mich die Eingebornen-Straßen an.
Viel bunte Lampen brennen auf Altanen,
Und offene Feuer rennen in die Luft wie helle, seidene Fahnen.

Es ist ein Duft der Lichter und vom Ambrarauch,
Und die Gesichter, sie saßen sich ganz nah', eng zwischen
Liebesblick und Scherzen.
Verliebte Frauen waren da, wie dunkle Leuchter voll-
besteckt mit Kerzen.
Indisches Sterngewimmel, das in der Nacht durch
offene Häuser geht,
War eben aufgewacht, und selbst das Pflaster schien
ein Stückchen Himmel.
Wie Stufen, die sich höher hoben, hörte ich Stimmen
singen, lachen, rufen.
Als ob sie niemals Feierabend geben, rannten in
kleinen Läden
Englische Nähmaschinen in Händen von gewandten
Indiern,
Die noch bei Nacht von Arbeitseifer brannten.
Als darf das Leben nachts nicht mal verschnaufen,
War noch ein Laufen und Verkaufen in allen Gassen
her und hin.
Auf Füßen, die stets schuhlos sind, die nur in seidenen
Pantoffeln gehen,
Kommen sie lautlos, eilig um die Ecken, gleichwie
der Wind, um spurlos wieder zu verwehen.
Ich sah mich in dem Wagen, in einem dunkeln Tanz
still stehen
Und sah den Kutscher dann beraten in einem Kranz
lautloser Schatten,
Als müßte er das Leben wagen und nach dem Weg
ins Jenseits fragen.
Manch' Weib lehnte indes den Kopf auf ihre Hand
Und stand versteckt von einem Blumentopf und hat
von lampenheller Galerie,
Wo Affen sprangen und Zikaden sangen, wie Boten
ihre Augen still herabgesandt.
Der Kutscher aber kam und sprach, ich hätte nichts
zu hoffen,
Aus Höflichkeit für England sei am Sonntag gar
kein Tanzplatz offen.
Und mit ihm nickten alle Schatten, die ihm Berater
waren.
Ich aber dachte: ich will und muß noch ins Theater fahren.

Und mein Gedanke, mehr als Worte, still auf die Schatten Eindruck machte.
„Ja, ist's Euch gleich," sprach da ein Mann, „dann seht Euch eine Kulibajadere an.
Nur eine Kuli heute vor Euch tanzen kann, sonst keine in dem ganzen Indisch-englisch großen Reich."
Ich zauderte und dachte wieder still, daß zwischen meinem Tanzgelüste
Und einem Kuliweib ein Unterschied bestehen müßte,
Doch hielt der Indier jeden Zweifel mir vom Leib.
Er pries und er verhieß, daß ich dort sehen könnte,
Was nie sonst sich ein Europäer gönnte.

Das Kulitheater

Nicht ohne Widerstand ließ man mich ein.
Ich war im Smoking und der weißen Weste den armen Kulis viel zu fein.
Doch stieg ich, ohne lang' zu zagen, von meinem Droschkenplatz hinein
Und ließ die Indier staunen und sich fragen.
Die Türen zum Theaterraum waren weit aufgeschlagen,
Vom Hof von einem großen Reisigfeuer
Zusammen Rauch und Flammen bis ans Orchester jagen.
Das Feuer wälzte sich wie ungeduldig, ein tausendköpfig Ungeheuer,
Und lebte voll Behagen und söhnte mich mit aller Armut aus.
Im Haus der Raum war ein ganz klein Theater, wie in Europa auch,
Nur vom Gebrauch schon halb zerschlagen.
Ich saß in erster Reihe im Parkett. Der Lederstuhl war etwas fett
Und auch zerschlissen, und Roßhaar hing herausgerissen.
Drei Schritte vor mir war die Bühne, grau eingeraucht und voll Kulissenfetzen,
Als schwebe sie in großen Spinnennetzen.
Das Publikum im Raum sah ich erst kaum.
Elektrisch fiel vom Dach von einer einzigen Bogenlampe

Das Licht nur schwach herab zur Bühnenrampe.
Ich sah nur Lumpen hinter mir, und dicht vor Lumpen
Sah man kaum noch ein Gesicht.
Im Rang lag Kopf an Kopf auf dem Geländer, ich
sah nur Turbanbänder
Und Falten bunt verschossener Gewänder,
Und auch vom Ohrgehänge licht ein Funkeln.
Sonst hing ein jegliches Gesicht wie Rauch im Dunkeln.

Die Kulibühne

Ich hatte gute Weile, gar keine Eile nahm sich das
Theater.
Manchmal kam eine kühne Ratte über die Bühne und
nagte zahm an einer Latte.
Stumm wiegen sich die Kulis rings um mich, und wie
im Schlafe stiegen
Die Tabakswolken aus den Lumpenbündeln auf.
Dann kletterte ein Musikant hinauf über den Bühnen-
rand,
Er wand wohl eine Viertelstunde und mit gelassener
Hand
Ein straßenlanges Turbanband mit Schwung ums
Haupt.
Er hockte auf dem Boden vor einem kleinen Spiegel-
scherben, er nahm sich lange und unendlich Zeit,
Als müsse er vor Eitelkeit und vor Bewunderung
gleich hier am Spiegel sterben.
Drei andere Musikanten gesellten sich zu ihm und
stellten sich zur Schau an die Kulissen,
Die, teils Zimmer, teils Garten, teils Wolkenhimmel,
ganz zerrissen,
Vom Staube grau, unkenntlich starrten. Ich wollte
jetzt schon nicht mehr warten,
Da knarrten Klappern, einer schwang den Gong.
Langsam und unterirdisch klang Metall und Holz und
Trommel,
Und auf der dunklen Bühne kam die Jenseitswelt in
Gang,
Einstweilen mit Musik und Nasensang.

Trüb, ohne Vorhang, stand die Bühne offen, mit
Vorhangstoffen wird hier nichts verborgen,
Vorhang sind für den armen Kuli vor seinem Blick
die Arbeitssorgen.
Den Vorhang zieht ein jeder selbst zurück, gönnt ihm
das Glück,
Sich Stück um Stück hier im Theater zu vergessen.
Auch ich bin mit den Kulis einen Augenblick
Wie im Nirwana sehnsuchtslos gesessen.

Die Kulibajadere

Der erste Takt

Es sprießt ein Zauber aus dem ärmsten Weib, das
sich im Tanze einmal ganz vergißt
Und seine Schritte sauber nach dem Takt bemißt
Und seinen Leib, befreit von aller List, unter die
Götter reiht,
Von einem Taumel angepackt und von der Leiden-
schaftlichkeit, die Öl ins Feuer gießt,
So daß die Zeit weit in Unendlichkeit vor ihr zer-
fließt.

In blauen, vielzerschlissenen Kattun gewickelt, und in
zerrissenen grauen Leinenfetzen
Wie eine Vogelscheuche anzuschauen, zum Entsetzen,
Trat auf die Bühne hin, das Angesicht vermummt,
Die indische Tänzerin.

Vier Musikanten standen hinter ihr, und sie begannen
Mit Metallgeklirr, als müßten sie die bösen Geister
bannen,
Und haben näselnd vor sich hin, wie irr, gesummt.
Ein Gong und Trommeln schlugen an und haben
mitgebrummt,
Die Tänzerin in ihren grauen und den blauen Lum-
pen blieb vermummt, tat sich nicht rühren.
Sie wartete, als müßte sie all die Musik, die klingend
klang wie Glöckchen an den Ziegen,
Und die, wie große Sommerfliegen, heiß gesummt,

In den Gelenken erst als Zucken spüren,
Als dürfte sie sich nicht zu früh dem Tanz verschenken.

Eng eingewickelt blieb sie stehen eine Weile, nur feine
Bronzefüße ließ sie sehen.
Die Knöchel und die Zehen waren dünn, wie zart
geglättet von der feinsten Feile,
Nur auf der dicken Schnur der Silberschellen um ihre
Füße
Und auch von hellen Ringen an den Zehen
Tanzte ein Funkeln.
Die Arme hielt sie übers Haupt gestellt.
Durch manchen Schlitz und manches Loch in dem
Kattun sah man die braune Haut,
Doch sonst ward nur vom Leib das Klingeln ihrer
Silberketten laut.
Sonst blieb das Weib, das zarte, das mit dem Tanz
noch sparte, hochaufgestreckt
Unter den Lumpen trüb versteckt.
Dann aber kochte die Musik, die schneller auf den
Gong und auf die Trommeln pochte,
Ein dumpfer Laut, der in der Luft wie eine ange-
schlagene Saite stehen blieb,
Trieb endlich leis' die Tänzerin zur Mitte in der
Musikanten Kreis.
Nicht länger sie die Ruh' mehr halten mochte.
Wie an dem Dochte eine Flamm' im Nu erwacht,
vom Luftzug hin und her gewiegt
Und angefacht Anstrengung zum Entfliehen macht,
So hat die Eingehüllte plötzlich aufgelacht.
Sie biegt die Hüfte, läßt die Schleier wehen, doch
stehen noch die Knöchel still,
Die Glieder, die sich unter Lumpen nach Rhythmus
und Erlösung sehnen,
Beginnen unmerkbar zu zittern und sich vom Boden
fortzudehnen.

Dann rasselt's fein, die Schellen erst allein, die Füße
stellen sich zum Tanze ein,
Doch ist die ganze schweigende Gestalt verhüllt noch,

Und nur der Lumpen, der sich enger um sie legt und der sie grau beschreibt,
Zeigt an den atemlosen Brüsten, wie sehr erregt die Frau,
Die immer noch auf einem Flecke, bewegt von Gong und Trommeln, stehen bleibt.
Als hätte ich Jahrhunderte zurückgelegt, endlos die Zeit mich schier verwunderte,
Die breit und langsam tat wie 's Wachstum einer Pflanze,
Und die sich vorbereitet hat nur zu dem ersten Takt von einem Tanze.

Der Tanz

Unter der Bogenlampe war die Frau, die tief verhüllte,
Die endlich sich zur Rampe mit wenigen Schritten nur bewegte,
Als ob ein Geist aufstand und unter Lumpen aus dem Grab
Die Ferne von dem Tod zum Leben hinter sich still legte
Und nun den ganzen Raum mit seinem Odem füllte,
So wie ein großer Blütenbaum, der angewachsen auf den Wurzeln steht.
Und mit dem Duft, wenn ihn die Luft erregte,
Durch Meilen Land hin zu dir geht.

So tat das Weib den Rhythmus jetzt verbreiten,
Sie nahm den einen Arm vom Haupt und hat die Hand gestreckt und tat die Finger spreiten,
Sie biegt den Leib nicht viel, der blieb fast still.
Und nur die Hand bewegte sie im Tanz, als ob die Seele ganz zu ihren Fingern kam
Und biegsam still, wie eine Schlange, sich entrollen will.
Allmählich auch enthüllt sie vom Gesicht sacht eine Wange
Und sendet, unterm Schleier halb versteckt, stumm lange Blicke,
Und wie die Schatten einer Nacht weit ausgestreckt.
Sie folgt mit leisem Gange und gebückt dem Sange ihrer wild entbrannten Musikanten,

Die eng und nah im Kreise, wie verzückt, rings um die Tanzende wie um ein Feuer rannten.
Die eine Hand stets an der Stirn, die andere gedehnt gestreckt,
Hat sie sich in das Bühnendunkel wie in ein Bett zurückgelehnt
Und hat die Augen, wie zwei Messer, am Rhythmus voll Genuß geschliffen,
Hat mit der Hand zur Luft gegriffen und wand sich unterm Lustgeheule
Von jedem Musikant, wie eine Säule, die sich dreht,
Wie Rauch, der senkrecht aus dem Brand aufgeht und wie von allen Aschen frei.
Dann aber stieß sie einen raschen Schrei aus ihrer Kehle, als riß sie sich das Herz entzwei,
Ließ sich zur Erde, fiel ins Knie mit einer furchtbesessenen Gebärde
Und kauert wie bedroht, als wär's ihr Tod und nicht ein Tanz und Spiel.
Dann wieder schnellte sie empor, hoch springend, die noch eben ohne Leben hockte,
Und tanzte liedersingend und hingegeben wie zuvor,
Ganz Heiterkeit, ganz seliges Entschweben.
Sie lockte unter Beben mit den Schultern, als sollten alle das Geleite
Ihr durch den letzten Himmel geben.
Dann hat sie plötzlich rückwärts umgeguckt,
Hat ihren Betel, den sie stets mit Wollust unterm Tanz gekaut,
Mit einem Schnalzlaut über ihre Schulter fortgespuckt.
Ganz unbewußt ist das geschehen, als könnt' es keiner in dem Rausche sehen.
Zur Trommel hat die Flöte mitgegluckt.
Die Tanzende legte im Weitergehen sacht ihre Lumpen von den Schultern und den Brüsten
Und gab in Freiheit sich den Lüsten der Töne und dem Tanztakt hin
Und stand bald nackt und blank, wie nur die Dunkelheit in einem Weiher.
Vom wilden Taumel immer heftiger gepackt, tat sie sich drehen,

6*

Sie tanzte wie in zärtlichem Vergehen und ließ den letzten Schleier an den Hüften schon lockerer wehen.
Da trat von ihren Musikanten einer an sie heran
Und legt ihr aus Orangenblüten sacht eine weiße Blumenkette an.
Die weiße Kette auf dem dunklen Leib war statt der Lumpen dann
Wie eine Kleidung einer Königin dem armen Tänzerweib.
Und so geschmückt glitt sie auf rauhen Bühnenlatten
Stumm und glückselig wie ihr eigner Schatten,
Als hielt sie heilig Schritt mit vielen weißen Tempelpfauen,
Mit allen Göttern fern auf körperlosen Auen.

Die Tanzpause

Vom langen Schauen wußt' ich kaum, wo ich mich wiederfand.
So oft dann eine Pause in dem Tanz entstand,
Reichte die Tänzerin mir von der Bühne Rand bettelnd die ärmlich schmale Hand.
Ich gab ihr jede silberne Rupie, die sich in meiner Tasche fand.
Mit ihrem raschen Haschen nach dem Geld entband sie mich von dem Gequäle und dem Bann,
Den jedes schöne Weib mit Leib und Leidenschaft ausübt auf einen Mann,
Der sich nicht trennen kann im Geist vom Bild der Liebsten, das stets mit ihm reist.
Dann fing der Tanz von neuem an. Man sagte mir,
Die Kulis freuen sich bis zu dem nächsten Morgenrot daran.
Als ich nach Mitternacht mich aufgemacht und das Theater dann verließ,
Stieß ich mich wie aus einem weltvergessenen Land, wo alles Blut andächtig stille stand,
Und wo die Heiligkeit der Leidenschaft mich mit dem letzten Kuli noch verband.

Stall der alten Götter

Zwei wunderliche Ställe hat die Eingebornenstadt in Bombay,
In einem sind die alten Götterbilder, die abgelegt und außer Mode,
Im andern Tiere, alte und marode, die gern der Indier bis zum Tode pflegt.
In einer Gasse, eng, verdeckt, halten die beiden Ställe sich versteckt,
Wohl über hundert Götterbilder, wie Puppen und wie buntgemalte Schilder
Standen in einem langen Schuppen.
Es hielt die Göttin Kali, groß, zerfleischte Offiziere,
Engländer, nackt und bloß, in ihrem Schoß.
Statt Hände hat die Göttin Krallen von einem wilden Tiere.
Aus ihrem Mund, verzerrt von Wut, floß gutgemaltes Blut wie rote Bänder.
Sie hielt ihr Opfer festgepackt und fraß die bunten Eingeweide.
Manch General in ihrem Arm lag totenblaß und blutzerhackt.
Mit grünen Augen, grell, aus Glas, und kühnen Bärten, auch aus echtem Haar,
Mit echter Tigerkralle saß hier die alte Götterschar in ihrer Götterhalle,
In diesem Folterstalle nur Blut und kein Erbarmen war.
Mitleidig aber lag, wie Milde und wie die Asche der gestillten Wut,
Staub überm roten Blut, Staub über jedem toten Götterbilde.
Und diese Götter, die den Fremden hassen, mehr als es selbst der Indier tut,
Erscheinen einmal doch im Jahr zu einem Feste noch auf allen Straßen.,
Erblassen muß sogar die Sonne, kommt dann bluttriefend diese Puppenschar
In Prozessionen mit den Pilgerzügen durch die Gassen,
Und glänzt das angemalte Blut hell zum Vergnügen.
Da sitzt der Affengott, braunblau, und fletscht die Zähne,

Und er erdrosselt eine weiße Frau.
Ein Elefantenbild zerdrückt, zerstampft Matrosen
Und dampft von Blut, geschmückt gleichwie mit Rosen.
Der Tigergott mit seinen Zähnen, gräßlich großen,
kaut Därme englischer Soldaten,
Und jeder Gott stößt um sich, tobt und haut
Und ist von Scharlach aufgeregt umflossen.
Und diese schwache Puppenschar sitzt, wie die indische
Rache, im staubigen Stalle eingeschlossen,
Doch furchtbar wird es sein, wenn diese Puppen
alle mit Flügeln aus der Halle fliegen
Und wie die Schmetterlinge, mit grassen Totenköpfen
auf den Rücken,
Sich, überm Lande freigelassen, wie ein Signal zum
Töten wiegen.
Unheimlicher war mir die Straße, als ich den Götter-
stall verließ
Und all die Indier sah, die sanfter scheinen als die
Schafe, von denen keiner einen Hund anstieß, lag
der im Schlafe.
Dieselben Indier aber warfen alle
Geldstück um Geldstück schnell in eine Kasse als Opfer
für den Tigergott, der da rot
Am Eingang zu dem Götterstalle nah' bei der Straße
sitzt und droht. —
Das Menschenblut, dacht' ich, bald ist es honigsüß
und gut
Und bald zerreißt es dich wie eine Tigerkralle.

Stall der alten Tiere

Der Stall der alten Tiere ist ein Hof.
An den vier Mauern kauern die alten, weißen Zebu-
stiere,
Die grauen Elefanten, Affen, Pferde und alte Pfauen.
Sie lassen sich die letzten Tage auf dieser Erde ver-
süßen statt versauern
Durch zarter Menschen staunliches Bedauern.
Sie wackeln auf den abgenützten Füßen und tragen
gelb und rote Blütenketten

Um ihre altersfetten Nacken, sie können sich zum
Futtertrog kaum bücken,
Und große Raben sitzen den Ochsen und den Pferden
auf den Rücken,
Und die verjagen ihnen mit Flügelschlag die Mücken.
Auch ein paar Altarsteine stehn im Hof,
Und vor dem Schreine opfert man dem Affen- und
dem Elefantengott,
Zu lindern hier im Stall die Altersnot.
Mit Klappern und Gebeteplappern und Schwingen
von Brummteufeln gingen
Zwei indische Knaben hinter mir und hielten Schritt.
Sie scheuchten laut die Teufel fort von jedem Tier,
Die mit dem Europäer in den Stall eindringen.
Brummteufel singen nicht, und da das Klappern auch
die Ohren plagt,
Hab' ich die Teufel selbst mit einem Teufel fortgejagt.
Sie schwiegen auf der Stell', als ich mit Geld schnell
all die Klappern kaufte.
Käuflich, dacht' ich, sind alle Teufel weit und breit,
Käuflich vor allem ist die Dummheit.
Ein Teufel nur, die Sehnsucht, läßt sich nicht verkaufen.
Und als die Klappern schwiegen, ist sie mit doppelt
lautem Plappern
Auch hier im Tierstall mir noch nachgelaufen.

Jeypore

Eisenbahnfahrt

Zur Stadt Jeypore, ins Innere von Indien, wollt'
ich jetzt.
Und eines Abends habe ich mich, wie zu Hause, in
einen Schnellzug ganz bequem gesetzt
Und unterm eisernen Gebrause indische Meilen durch-
gehetzt.
Der Telegraphendrähte heimatlich Gesause ohne Rast
hat mich wie eine Melodie gebannt.
Der Zug ist wie entbrannt hin durch die Tropen-
nacht gerannt.
Das eiserne Gedröhne, die Eisenräder, die im Gang
sind voller Heimattöne,

Nicht lang', da hatt' ich ihren Sinn erkannt:
Es sind rings um das Erdgedräng' streng ausgespannt die Strophen, die zeitlosen,
Von einem großen Menschheitssang, vom ewigen Sehnen.
Sie machen Blut und Tränen eng verwandt von Land zu Land.
Doch hörte ich im Eisenklange auch das Gerassel einer Schlange,
Die schon vom Uranfange das Menschenohr betörte,
Die zur Erkenntnis aus dem Paradies fortriß. Nie stockt schier ihre Gier.
Ich hab im Schnellzug wie im Leib und im Gebiß der Schlange selbst gehockt,
Die mich von meinem Weib weit fortgelockt und mich jetzt herzlos vorwärts stieß.

Die Affen von Ahmedabad

Am nächsten Morgen, als es kaum getagt, stoppte mein Schnellzug unter Schnaufen,
So wie ein Pferd im Zaum. Im Bahnhof von Ahmedabad ölte man ihm das heißgelaufene Rad.
Da sprangen Affen an den Zug vom nächsten Baum,
Auch Affenmütter schwangen sich, voll Selbstvertraun, mit ihren jungen Affenrangen an den Brüsten,
Und ohne umzuschau'n, über den Bahnhofzaun.
Sie kamen an den Zug mit ihren langen Armen,
Um Mandeln oder Trauben klug zu fangen.
Sie hockten schwatzend und die Jungen atzend im Kreise,
Lebendig wie ein ganz klein Menschenvolk, und rannten zierlich übers Bahngeleise.
Sie blinkten mit den Augen eine Lichtersprache,
Und ihre kleinen negerschwarzen Gesichter winkten den Reisenden aufmunternd zu:
Du großer Affe, du, raffe dich auf und gib dem kleinen noch eine Nuß dazu.
Du siehst, wir sind im Hunger so demütig wie du.
So bettelten die grauen Affen und Affenfrauen.
Ich dachte fast schon, daß sie kleine Menschen wären
Mit grauen Kleidern, aus gewebten Haaren.

Man könnte ihnen gar den Bahndienst anvertrauen,
Daß sie mit Kannen Öl nach heißgelaufenen Schnellzugsrädern schauen.
So könnte man die kleinen Wesen zum Arbeitsbrauch sich dienstbar machen.
Und auch vielleicht belesen.
Sie schienen mir ja so bescheiden, wie nur ein Bündel Leiden
In silbergrauem Fell, daß man Erbarmen spürte.
Da rührte sich der Zug plötzlich von seiner Stell',
Und alle Affen schrien grell und zeigten Trauer.
Die Affenmütter drückten die Rangen zärtlich an die Brust
Und streicheln sie mit langen Händen, gleichwie im Trennungsschauer.
Die Affenmänner aber taten voll Verlangen, als möchten sie den Zug auffangen,
Und sprangen auf den Schienen mit. Doch hielten sie nicht lange Schritt.
Und schnell erkennend, daß sie nichts erreichen, schauen sich alle an —
Wie auf ein Zeichen umfangen alle Affen ihre Frauen.
Als wollten sie den Reisenden zum Abschied eine Weisheit anvertrauen:
Kann man durch Arbeit nicht sein Futter und nicht Befriedigung sich erjagen,
Stillt man durch Wollust und die Liebe den Hunger auch im Magen.

Ein Stück Wüste

Ich saß im indischen Eisenbahnwagen, und draußen lagen die grauen Strecken der Wüste,
Wo nur Steine mit ödem Grausen aufschauen
Und der Sand mit dem Gelüste, im Zugwind zu jagen.
Wie in Gedankenleere verschlagen sah ich den Sonnenbrand
An des Bahndamms Rand, wo Meile bei Meile das Nichts stand,

Und wo meine Augen, wie Steine, tot lagen und sandbestaubt meine Hand.
Keine Palme, kein Tier, keine Stadt, nur das Nichts hat ein Recht hier.
Und es bietet dir schauerlich alles, was es nicht hat;
Bedauerlich aber ist nicht, daß man vom Nichts nichts erhält:
Daß es alles dir vorstellt, das ist, was dich quält.
Es gibt dir stets grenzenlos viel, mehr als der Wirklichkeit begrenztes Spiel.
Es weckt die Gelüste und eine Sehnsucht ohne Ziel.
Die Dreißigstundenfahrt durch die Wüste
War mir, als hätte ich Stadt bei Stadt dort gefunden,
Denn ich sah das Schönste für mich, das Indien nicht hat:
Das Bild meiner Liebsten mich küßte.
Ich fand ihr Bild klar im Raum, wo die Wüste wild und kein Baum stand.

Der Berg Abu

Ein Berg erschien am Horizont, senkrecht gestellt in derbe Wüstenglut,
Wie ungeheuerlich ein Riesenzuckerhut.
Es war der Berg Abu, um welchen große Heiligtümer stehen sollen,
Tempel der Jainsekte, die sich stets nackt nur wie der Himmel kleiden wollen.
An einer Bahnstation kamen auch Jainpilger schon
In rosig fleischfarbenen Tüchern an den Zug heran.
Über die Nacktheit ziehen sie auf einer Eisenbahn fleischfarbene Mäntel an.
Sie nennen sich die sanftesten der Menschen, doch sie bekennen sich zu großen Nöten,
Weil sie nicht mal das kleinste Tier, nicht ein Insekt mit ihren Händen töten.
Man sagte mir, der letzte König der Jains, er verlor sein Reich,
Er war so weich, daß er an einem Morgen vom Weitermarsch abraten tat,

Aus Furcht, daß die Soldaten Insekten auf der Landstraße zertraten.
Es war ein Regen in der Nacht gefallen und viele Raupen lagen
Unter den Bäumen auf den Wegen.
Der König wollte deshalb nicht den Aufbruch wagen
Und ließ sich lieber mit dem ganzen Heer im Lager von dem Feind erschlagen.
Die Jains, die sich so mit großer Vorsicht selbst zu Tode plagen,
Sind mehr noch zu beklagen, daß sie die Tiere schonen
Und gar nicht nach der Seele des Weibes fragen.
Sie sagen, eine Frau kann niemals selig werden, nie ins Nirwana kommen.
Ich möchte wissen, wie ein Mann sich selber preisen kann,
Sieht er die halbe Menschheit, die Frau, als seelenlose Schöpfung an.
Ich dachte mir, der Jain bleibt ein Tor, wenn er auf seine Einsamkeit stets schwor,
Das Herz ist stets dem Stärksten viel zu schwer,
Er gibt die eine Hälfte der Seele gerne her.
Schwachheit allein fürchtet die Teilung sehr,
Der Starke kann zu zwein nur glücklich sein.
Wie nur ein Jainman, unsäglich leer, sah dieser Berg Abu,
Und dunkel traurig noch dazu, über die Wüste her,
Allmählich ist er hinterm Horizont versunken gleich einem öden Geist,
Um den von ferne nur ein Funken Leben kreist.

Neumondnacht in Jeypore

Mit weißen, blendenden Kuppeln sind die Stationen am Schienenstrang hingestellt,
Als fährt man von Tempel zu Tempel in der indischen Eisenbahnwelt.
Manchmal der Zug auch anhält, wenn es einem Elefanten oder Tiger einfällt,
Daß er den Bahndamm als Lagerplatz wählt.

Dann pflegen mit Pfeifen und Rufen Maschinenführer und Heizer unerschreckt
Das Tier zum Respekt zu bewegen.
Unterm indischen Sternhimmel, wie unter silbernem Metallregen,
Kam ich abends an in Jeypore. Die Tore der Stadt sind dann längst verschlossen,
Und der Fremde beinahe bei den Sternen zu übernachten hat,
Wäre da nicht ein indischer Kastrat, der ein Haus vor die Tore stellen tat,
Dort macht er die europäischen Reisenden satt und bietet Bäder und Lagerstatt.
Ein jeder die Ruhe liebt, kommt er vom Reisen endlich in eine Stadt,
Und der Schlaf kaum sich dann noch verschiebt.
Ich lag im weißgekalkten Zimmer beim Schein einer Petroleumlampe,
Heimatlich um mich Schrank, Tisch und Stühle,
Damit sich der Leib, wie in Europa, zu Hause fühle.
Fremd war nur der Zikaden Geklag' in den Palmenständen hinter den Hauswänden,
Und die Luft lag in lauwarmen Schwaden, gleich Händen auf meinen Händen,
Voll Klingen ist die schwirrende Tropennacht, als ob in Sträuchern klirrende Messer singen.
Um die Geister im Neumond zu scheuchen, machte heut' auch die indische Stadt
Mit Metall, Streichen von Saiten und Klappern von Holz ein Geschall,
Das hörte ich im Haus von weitem vor den Toren.
Das braute sich mir in die Ohren wie ein Spuk, und ich baute mir unter Rumoren von jedem Laut
Die Stadt auf, die ich noch niemals geschaut:
Menschenmengen, die sich um tanzende Feuer drängen,
Tänzer auf flammenbeschienenem Dach, Menschen, verzückt und weit fortgerückt,
An allen Straßenecken Flammen, die Holzstöße fraßen,
Und Geheimes schoß heraus wie aus Verstecken,
Schatten, die bis an die Hausdächer saßen, Schatten, die über Hauswände fuhren, ohne Spuren zu lassen.

Wie eine Albmare saß mir die Stadt, die unsichtbare,
auf meines Bettes Decken,
Und das Schlafen, das wachsen wollte und zu meinem Bett herankam, um sich zu strecken,
Sah mich blöde an, halb ausgewachsen, wie ein Kalb.
Ich mußte vor dem Lärm in meiner Öde erschrecken,
Als wären die Neumondnächte eine Herde Ratten.
Der Neumondgeist ließ es geschehen,
Daß ich im Unsichtbaren Einzug hielt in die Stadt,
die jeden Fremden zur Nacht fortweist.
Ich konnte mich sehen auf der Einsamkeit großem
Schattenpferde,
Auf dem ich, wie nackt und bloß, um die Erde gereist.

Die rosenrote Stadt

Die Straße hin zur Stadt lag taub voll Staub,
zwei Jahre es hier nicht geregnet hat.
Mit meinem Wagen zogen Wolken aus Erde, die
über Pferde und Räder flogen und mit um jede
Ecke bogen.
Im Morgenschimmer stand die Stadt noch immer
wie ein Geisterspuk jetzt da;
Denn wie von rosa Zucker überflossen, ich überall
nur rosenrote Häuser sah,
Der Maharadja hatte sich vor kurzem für rosa Farbe
hier entschlossen.
Kein Haus vom Rosa wich, und alle Häuser waren
mit rosarotem Kalkanstrich begossen,
Frisch wie ein rosa Zuckertisch.
Der blaue Tag in einer himmelbreiten und rosenroten Straße lag.
Viel Fensterchen, nicht größer als die Tür von einem
Taubenschlag, sahen der Straße nach,
Wie Schleppen von den Dächern fielen indigoblau
die Treppen.
Ein Pfau, ein Tiger, heilige Kühe mit Lieb' und Mühe
grün und blau gemalt an jeder rosa Häuserwand,
Daneben stand aus rosa Kalk manch Elefant.
Die Häuser klein gebaut, wie nur von Puppenhand,

Und unten fand sich stets ein offener Laden voll mit indischem Tand.
Mitten im Fahrweg ragte aus Stein ein Heiligenschrein.
Und große grüne Bäume mit weißen Stämmen, die schläferten im Morgenlicht die Heiligen ein.
Von jedem Dache sahen weiße Türmchen in das Land,
Zierlich und fein, wie Schachfiguren und wie gedreht aus Elfenbein.
Hier ging manch Auge in der Nacht dem Monde nach,
Bis dieser an der Himmelsbucht beim Morgenstern sich Ruhe sucht.

Der Marktplatz von Jeypore

Es trollte groß manch Elefant wie eine Kuh, die hin zum Stalle wollte,
Die Straße, die ihm wohlbekannt.
Den weißen Zebustier vor einen kleinen Turm gespannt, der auf vier Rädern stand,
So fuhr der Indier hier durchs Land.
Die Menschen alle, wie verwandt, sich auf den Pflastersteinen
In reinen weißen und in feinen Purpurkleidern hier eins zum anderen gesellen.
Du hörst hier keine Kinder weinen, den Hund nicht bellen, nicht Tiere klagen.
Die Menschen tragen Blüten in dem Mund.
Gelassen gehen alle. Nur ihre Augäpfel, die hellen,
Sie sind die lautesten der Stellen in diesen Straßen.
Lautlos, als wäre es nicht Tag, als ob die rosenrote Stadt im Schlaf,
In sanft bengalischem Feuer lag, so ungeheuer still ging hier im Morgenhimmel
Der Marktplatz voll von summendem Gesing von Tieren und Verkäufern und Verkaufgewimmel,
Als ob er irgendwo fern im Nirwana hing.

Die Tauben von Jeypore

Am Marktplatz macht mein Wagen einen großen Bogen vor einem Rudel grauer Tauben,
Die hier sich, mehr als alle Untertanen, im unbeschränkten Rechte glauben.
Behutsam schrauben sich die Räder von allen Wagen um die Tausend,
Doch wehe, wenn die Pferde nur einer Taube eine Feder zertreten hätten.
Fahrgast und Kutscher wären nicht vom Tod zu retten,
Denn dieses Volk, das hier in Frieden im Staube liebt und haßt,
Nicht mit dem Frieden seiner Liebe spaßt.

Palast der Winde

Beim Markte stand ein seltsam rosa Haus mit vielen Fenstern und Balkonen,
Tratst du hinein, niemand das Haus von innen fand.
Hinter der Tür besehen, ist dieses Haus nur eine himmelhohe Wand.
Leer steht die Wand. Nur Treppen gehen zu allen Fenstern kreuz und quer.
Dort sitzen, wenn der Fürst und seine Götter am Markte Feste halten,
Vergoldet selber wie die Gottgestalten, des Fürsten Frauen, die aufs Volk hinschauen.
Mit seinen Fenstern, seinen vielen, nennt sich die rosa Wand „Palast der Winde",
Weil hier oft schöne Augen mit den vier Winden spielen.

Lebende Statuen

Auch sah ich kleine Statuen auf manchem flachen Dach, auf Häuserecken sitzen,
Sie sahen zierlich aus, als würde man aus Holz Figuren schnitzen.

Dort standen sie am blauen, klaren Himmel manierlich aufgestellt,
Doch ganz possierlich sprangen sie schnell fort und fangen sich wie Katzen,
Es waren Affen, die statt Spatzen auf allen Dächern von Jeypore hocken
Und hier gestohlene Nüsse schmatzen.
Sie lassen sich vom Hunger auf die Straßen locken.
Unhörbar glitten sie herab und bitten unerschrocken Brot, wie Invalide,
Als ob sich alle Unterschiede, wo Sorgen sind, vergaßen,
Saßen sie hungrig bei den Menschen, die teilten dann ihr Frühstück auf den Matten,
Die sie im Häuserschatten vor sich gebreitet hatten.
Und später spaßen dann die Satten mit den Satten,
Und mancher fühlt geschwind, daß Mensch und Affe, beide,
Vom Leide und vom Glück die gleichen Gäste sind.

Willkommen

Es war in einem indischen Basar, da stieg ich einer Treppe nach
Und fand mich wunderbar auf einem flachen Dach und unter mir der Häuser Schar,
Und in den Hinterhöfen mit Wänden alt ergraut und öden Mauern dicht verbaut,
Hinter der rosa Vorderwand ein Haufen Alltag in den Höfen stand.
Da sah ich Ställe, Ziegen, Küchen im Durcheinander um mich liegen.
So ist ans Herz, das rosig gleißt, der Magen, dacht' ich, angeschweißt.
Bisher war ich noch stets weit fort von dieser rosa Stadt.
Jetzt erst sie hier in Wirklichkeit mir nahe trat.
„Willkommen" stand mit meilengroßer Zeile auf einem Vorgebirge vor dem Tore.
Das haben groß die Bürger von Jeypore für einen englisch-fürstlichen Besuch

Wie auf ein Felsenbuch quer ins Gebirg gegraben.
„Willkommen“ sprach es über Dächer zu meinem Ohre.
Gern las ich dort das Heimatwort im Namen einer, die mir fern.

Ein wahnsinniger Elefant

Ich bin zu einem Elefantenstall des Fürsten hingegangen,
Dort sah ich, eingefangen, ein Ungeheuer. Der Elefant, der hatte den Verstand verloren.
War an die Wand gekettet, in einem Lehmgemäuer ohne Dach,
Er schlug sich müd' und schwach und hatte sich die Ohren sehr zerfetzt;
Aus blutgeröteten und winzigen Augen sah er verhetzt umher.
Groß schien die Tropensonne auf diesen finsteren Koloß,
Unheimlich stand er klar im Licht und wußte doch nicht, wo er war.
Am Mauerrand, der heiß vom Sonnenbrand, dörrten wohl hundert Kuchen platt aus Mais,
Er brauchte seine Nahrung nicht zu suchen, wie Ziegel lag das Brot hier um ihn glatt.
Gepflegt und auch von keiner Not bedroht, ward er im Hirn doch niemals satt.
Er raste sich im Wahnsinn hier zu Tod'.
Er tötete im Wutanfall und rötete mit seiner Wärter Blut den Stall.
Ein Gott, der allen unbekannt, hat ihm mit Eisen den Verstand verbrannt, sagten die Indier trauernd.
Wie ich da vor dem tollen Elefanten bedauernd stand,
War mir, als hätte ich den Gott erkannt;
Es ritt mit irrem Feuer das Heimweh nach den Dschungeln auf diesem wahnsinnigen Ungeheuer.

Wie in Unwirklichkeit webt eine indische Stadt, wo nicht ein einziger Europäer lebt,
Wie unter deinen Stiefeln dort der Staub fortschwebt, auf den es jahrelang nicht mehr geregnet hat.
Des Morgens, eh' sich noch die Tore öffnen, hörte ich Lautensang und Schall auch von Musik,
Dann zog der Fürst beim Sonnenaufgang mit seinem Dienertroß von seinem Schloß zum großen Pferdestalle,
Das ist ein straßenlanger Marmorhof, der stets voll Sonne lag,
Und wo, mit seinem Angesicht nach Osten, der Fürst Gericht hielt in der Marmorhalle,
Indessen sich der Höfling' Schar in einer Rennbahn mit den Pferden ergötzt und spielt.
An einem Nachmittag fuhr ich in den Palast.
Der steht wie eine Stadt für sich und stark von Mauern eingefaßt.
Ein echt massives, goldenes Tor dreht lautlos in den Angeln eine edle Last.
Wie die Kassetten in einem schön gehauenen Schrein, lassen dich große Höfe, von Bäumen überdunkelt, ein.
Wie Schwärme bunter Papageien funkelt da eine Menschenschar,
Und ihre Kleider überschreien an allen Wänden die Bildhauereien.
Eunuchen, Schließer, Wachen lungern in bunten Seiden, mit Plaudern und mit Lachen hier herum,
Als wären diese Hallen, diese Höfe gebaut um Menschen ohne Leiden.
Man zahlte eben alle die Soldaten in einem Marmorsaale aus
Und wog die Geldmetalle auf einer feinen Wageschale.
Im Hofe kreuzte vor mir von kleinen Wagen eine Karawane.
Ein jeder Wagen dicht verhängt mit bunter Decke, und drunter saßen im Verstecke, gedrängt, fürstliche Damen.

In einem grünen Gartengang übte ein junger Recke,
nackt, mit zwei Reifen, scharf geschliffen,
Er warf und sprang hindurch und fing sie auf mit
schnellen Griffen.
Sie hätten wirbelnd ihn getötet mit einem Schnitte,
Spräng' er nicht richtig durch der Reifen Mitte.
Zwischen die Füße liefen die Affen, weiße Pfauen,
Tauben
Und folgten einem unter Zank und Zischen.
Im Garten war ein niedriges Gerank von winzigen
Mimosenlauben,
Wo Orchideen in der Luft still standen und ohne Erde
mit den Wurzeln der Luft nachgehen.
Und jeden Weg begleitete geradeaus ein Wasserlauf,
Den fassen Marmorsteine gut. Der leitete, wie Blüten-
blut, gefärbte Wasser rosa bald, bald grün,
Zu Festeszeiten hier in bunten Gassen durch die
Gartenbreiten.
Hallen für die Minister lagen in Palmenschatten,
Mit Säulen und Gewölben, himmelblau und voll
Behagen,
Wo die Gedanken mehr sich mit den Träumen als
mit den Staatsgeschäften tragen.
Fern im Gewimmel dieses Gartens, da war des
Fürsten Bad auch unterm freien Himmel.
Weiß wie der Boden von einem Marmorsaal lag,
eine Viertelstunde in der Runde, das riesige Oval.
So viele Frauen, als dem Fürsten in seinem Harem
sind zur Hand,
So viele hundert Mal stand in dem Marmor aus-
gehauen
Weiß Sitz bei Sitz rings um des Beckens Rand;
Ein Marmorthron auch für den Fürsten am Ende
des Ovals sich fand.
Gleich einem Lotosblatt, so blütenweiß nahm jeder
Sitz ein nacktes Weib in seinen Kreis.
Man weilte in dem Bade zur Nacht bei Vollmond,
wo die Zeit nicht eilte.
Die Gartenpfade verteilten bronzene Lampen am Gestade.
Der Fürst und mit ihm seine Frauen schwammen im
blauen Wasser,

7*

Und alle Ufer leben. Doch mehr als Mond und
Lichter hier zusammen,
Wohl hundert Arme, hundert lachende Gesichter dem
Wasser Feuer und Erregung geben.
Am Ufer auf den flachen Sitzen, bei ihrer Herrin
Kissen
Wachen die Diener, die vertraut Geheimnis und mehr
Wege wissen,
Als selbst der Fürst in diesen Garten sich gebaut. —
Am Gartenwalle ist zum Tanz die große, himmelblaue
Halle.
Dahinter, ganz versumpft, steht schwarz ein See, zu
Schlamm verschrumpft.
Weh' dem, der sich von draußen zu dem Garten wagt!
Es hausen in dem Sumpf Alligatoren als Wächter
mit den feinsten Ohren.
Sie liegen da in langen Tagen, man sieht nur ihre
Nasenlöcher stumpf aufragen.
Doch plötzlich schlagen sie den Rachen mit Krachen
auf und zu,
Sie sind für hundert Frauen die allerbesten Wachen.
Doch kannst du bei dem Weib auf seine Lieb' nicht
ohne Wachen bauen,
Wird eine von den Schlauen sich auch durch das
Gebiß von einem Alligator trauen.
Denn wer ist je der Liebe von einem Weibe sich gewiß?
Ich sah von einem Dache auf diese schwarze Lache nieder,
Da reckte schon ein Alligatorleib den Rumpf,
Er riß sein Maul weit auf im Nu und schmiß es
wieder zu.
Auf diesen kleberigen Sumpf, aus dem nur Nasen-
löcher stieren,
Sieht keiner hin, ohne zu frieren.

Der Hof der Sterndeuter

Eh' ich das Schloß verließ, stieß man mir eine Tür
in einer Mauer auf;
Groß lag ein heller, rosenroter Steinhof da, still wie
ein Keller.

Kein Baum, kein Schatten, nichts bewegte sich,
Wenn nicht ein Vogel durch den freien Himmel über den Steinraum strich.
Als mauerte man hier die Weltallstille ein,
So stand allein der Himmel, eingefaßt wie eine blaue Last auf den vier Wänden.
In diesem Hof hier waren jede Nacht nur Sterne und ferne Schicksale zu Gast.
Hier wurden die Gestirne, Juwelen gleich in einer Schale, ernst bewacht.
Und in Steinplatten eingegraben waren da abgemessene Kreise;
Sehr weise Hände haben schräg da Winkelwände aufgestellt.
Die standen himmelhoch, wie von der Nacht vergessene Schatten.
Sie hatten auf Hypotenusen Treppen, die droben an dem baren Himmel landen,
Wo nachts die hellen Sternenhäuser standen.
Wie die Geschicke des einen Menschen auf andern Menschen fußen,
Verbanden eng hier kluge Deuter das Sternlein Erde mit dem Sterngedräng'.
In diesen tags so toten Hof aus Stein traten des Nachts lebhaft feurige Himmelsboten
In Maharadjas Schloß herein
Und mischten sich in Taten, in Zukunft und in Herzenswünsche ein.
Die Deuter warnten, weckten die von dem Schicksal ernst Bedrohten,
Deuter, die wie die Lotsen Untiefen in dem Nachtmeer loten. —
Weil jeder Stern sich täglich um die Erde wagt,
Hätte ich gern in jeder Stund' auch einen Sternenmund befragt:
Ist denn die Erde wirklich rund, und reicht die Liebe dir die Hände,
Sowie am Anfang auch am Erdenende?
Doch da, solang' es lebhaft tagt, kein Sternenhaus zu reden wagt,

Und da die Steine keinen Trostspruch hatten, trat
ich, gefolgt von meinem trunkenen Abendschatten,
Zum Schloß hinaus, zurück zum Staub der tief ins
Rosenrot versunkenen Stadt.

Der goldene Damenschuh

Hinaus zum Stadttor bog mein Wagen, da flog ein
goldgestickter Damenschuh mir zu.
Der indische Schuster rannte dicht bei meinem Wagen-
schlag und nannte mir den Preis
Des goldenen Schuhs, der mir im Schoße lag.
Ich gab ihm Geld, und flink flog noch der andere
Schuh dazu.
Mir war, als wär' vom Abendrot jetzt eine Dame
in meinen Wagen eingestiegen,
Wie Tauben von den Dächern herab zum Marktplatz
fliegen.
Und glücklich fühlte ich den Wagen sich in dem Staube
wiegen.
Ich dachte an den Tag, wo einst dieselben Schuhe
Unter dem Rocksaum meiner Liebsten vorzusehen wagen
Und mich mit ihr dann wie im Traum zum abend-
lichen Tore
Von jener rosenroten Stadt Jeypore tragen.

Verkäufer, Schlangen, Papageien und Schafe

Stets an den Nachmittagen hatten Verkäufer auf den
Säulenvorplatz, im Schatten vom Hotel,
Mit viel Behagen aufs Pflaster blumige Schleier,
Seidenschals und Waffen hergetragen.
Sie boten, vor dir knieend, gefärbte Ketten, rot und
grün aus Quarzen,
Und niemand konnte sich vor ihrem Eifer retten.
Schlangenbeschwörer holten aus fetten Ranzen Schlan-
gen
Und ließen Cobras aufrecht nach einer Pfeife tanzen.
Ich saß auf einem Schaukelstuhl im Freien

Und sah auf die Verkäufer und auf die Papageien,
die abwechsend dir in die Ohren schreien.
Fünf Schafe liefen in dem Palmenhof umher und
stießen sich voll Neugier sehr
Und ließen sich im Sonnenschein mit allen Waren ein.
Im ganzen muß die Welt sich stets bemühen, dacht' ich:
Die Schlangen tanzen, die Verkäufer knieen, die Papageien lernen bitten,
Und selbst die bangen Schafe liefern zu Mutton Chops
die Lendenschnitten.
Und wie man dann den Papagei mit Süßigkeiten
lohnt, wenn er was kann,
So, dacht' ich, ist des Lebens Sinn: es hält die Erde
jedem Menschen
Die Liebe als den Zucker hin.

Rubinen

Doch viel geschmeidiger als die Verkäufer und die Tiere
Fielen vor meinem Schaukelstuhl auf ihre Stirn Jeypores Juweliere.
In kleine Tücher eingewickelt zeigten sie dir in hellen
Haufen Steine,
Sie ließen sie durch schmale Finger spielen wie Quellen, den Topas und die Türkisen,
Den Chrysopras und die Opale. Sie konnten dir
mit einem Regen von Edelsteinen dienen
Und priesen alle mit beredten Mienen in ihrer Hände
brauner Schale.
Doch alle Steine wiesen mich zurück; nur an Rubinen
dacht' ich,
Rubin allein bringt meinem Blute Glück.
Doch mit dem einen Stein da geizten alle und schlossen
ihre Hände fest,
Wie um die Maus die Mausefalle. Sie reizten meine
Neugier zum Ermatten.
Als ob sie da in ihrer bangen Faust die wertvollste
der Seelen eingefangen hatten,
Als hielten sie ein Phönixei verborgen, enthüllten sie
dir unter tausend Sorgen

Vorsichtig wichtig weiße Häufchen Watte und waren auf der Hut,
Als zahlte man den Blick auf ihre rosenroten Körner mit seinem letzten Tropfen Blut.
Die meisten Indier bieten Spinelle statt Rubinen mit ihren gottergebenen Mienen.
Rubinenschein muß sein wie leuchtend Taubenblut, leicht bläulich, rosig,
Dann nur sind die Rubinen echt und gut. Doch dann noch habe wohl in Indien Acht,
Daß sich der Juwelier nicht doch zu guter Letzt ins Fäustchen lacht.
Ich rate dir, halte dich an das Rot der Lippen! Du tust mehr klug daran:
Wert sind sie auch das höchste Angebot; und werden sie dir unter deinen Händen nicht falsch,
Magst du dein ganzes Geld dein Lebtag dran verschwenden.

Schloß Amber

Auf einer weiten Straße, zwischen verstaubten Feldern und Erdbreiten,
Säumen die bleichen Stämme von Öl- und Feigenbäumen den Weg; Frühwinde kämmen alte Tamarinden;
Man sieht ein breites Flußbett ohne Wasser sich zwischen Hügeln winden,
Und Staublawinen überschwemmen die Elefanten hoch bis zu den Zügeln.
Verfallen liegen an der Straße in Gärten, die dem Unkraut dienen, luftige indische Ruinen,
Ein ehemalig Schloß der Königinnen, mit toten Dächern und verfaulten Mauern und mit zerbrochenem zierlichem Getürm,
Ein Schloß jetzt für die Schlangen und 's Gewürm.
Geradeaus, als wäre sie ein ewig langes Stück gebleichter Leinewand,
Stand in der Sonne weiß die Straße und stieg ins

bergige Land, wo sich ein anderes Schloß, Schloß Amber, fand.
Hinter dem ersten Berg erscheint es auf dem Felsengrat,
Im Talschoß tiefer liegt Amber, die Stadt.
Nur Licht und Schatten leben in den Gassen und Eidechs' nur und Ratten,
Sonst wie ein Haufen Bienenkörbe, der verlassen, ragen die weißgewölbten Häusermassen.
Das helle Schloß, aus weißem Stein geschnitten, steht auf dem Berg, wie mitten im Meer auf einer Welle,
Als wär' es im Blau ein weißes Schiff, am Felsen aufgefahren, hängend an einem unterseeischen Riff.
Gezähmte Elefanten traben den Weg hinauf, der eingezäunt mit Zinnen,
Und sie verschwinden in den Mauern drinnen.
Unendlich weiß und groß liegt hinterm weißen Tor ein weißer Hof,
Wo dich die weißen Treppen hinauf zu weißen Dächern bis zu dem blauen Himmel gehen heißen.
Die blendend weißen niederen Gemächer gleißen von Mosaiken aus kleinen Spiegelstücken,
Und blaue Berge stehen in den Fensterlücken.
Sogar die Schatten in den Zimmern sind weiß getönt, das ganze Schloß ist wie vom Weiß verwöhnt.
Tür aus, Tür ein immer das weißeste Gestein. Ich kam mir vor wie Stubenfliegen,
Die hilflos in den weißen Tassen auf weißem Rahme liegen.
Alle Begriffe lassen dich versinken, du mußt in dieser weißen Welt ertrinken,
Nichts wußte mein Verstand bei jeder weißen Wand mit all den weißen Hallen zu beginnen.
Da dacht' ich mir in dieses weiße Haus, auf diese weißen Zinnen Fest, Feier, Becher, Mahl,
Nächte, wo aus dem Ambertal Geleier der Zikaden steigt um den uralten Weiher,
Nächte zum Minnen, wo Menschen sich auf Menschen warm besinnen;

Ein Frauenblick, grübelnd gesenkt auf diese Diele
weiß von Mosaik;
Nachtfalter, die sich durch die Gitter stahlen, und des
Mondes blaue, bewegliche Splitter;
Halbwach der Papageien Schwätzen und Schnäbel-
wetzen an ihren Ketten und der Affen Pfiffe vom
Dach.
Auf den Flittern von feinen Kissen steigt mit hohen
Beinen eine der großen behaarten Spinnen,
Die den Morgen wittern und mehr als die Zukunft
das Ende wissen.
Schicksale können dem Schicksal nicht entrinnen. Wenn
auch die Augen am Boden sinnen,
In die sich kein Traum gesellt. Das weiße Schloß
stand bei Tag und bei Nacht
Wie in keinem Raum und in keiner Welt. —
Endlich kam ich in ein Gemach, da hockten indische
Arbeitsleute
Und malten die weißen Ranken und die weißen Vögel
mit weißem Gips neu nach.
Sie saßen fleißig in Gedanken und brauchten ihre
Hände,
Und plötzlich versanken das Schloß und die Wände
und das indische Wunder,
Alles mystische Weiß war bloß Kalk und Plunder.
Als die Maler ihre Hände in den Gips eintauchten,
Verrauchten das weiße Geblende und die Wolken alle,
Und das Schloß wurde wieder zur kalkigen, irdischen
Halle.
Als meine Augen sich wieder zum weißen Eingangs-
hof wandten,
Brannten im Sonnenschein dort die purpurnen Decken
auf den breiten Rücken der Elefanten.
Bunter, dacht' ich, wirkt Leben doch in jedem Falle,
erlebt man es nicht stets in weißer Wolkenhalle.
Und ich ritt, wie auf einem lebendigen Erdenkloß, auf
dem Elefantenkoloß hinaus zum Schloß.

Die Göttin Kali

Der Göttin Kali Schrein steht golden eingemauert in einem der rein weißen Höfe vom Amberschloß.
Schwarz ist ihr Angesicht, schwarz auch ihr Leib, als wäre Blut daran erstarrt,
Und mit zehn schwarzen Armen sie in die Lüfte ficht.
Sie wirft mit Tigerwut sich wie vernarrt auf ihre armen Opfer und reitet einen Tiger wie ein Roß.
In einer Rinne vor dem Schrein floß mal an jedem Morgen der Göttin in dem Amberschloß hier frisches Menschenblut,
Heute gibt eine Ziege ihr Leben dieser Göttin hin.
In all dem Licht war diese Göttin ein Schreck und in dem weißen Meer der Mauern der einzig schwarze Fleck.
Der Kali Arme sollen die Feinde töten, wenn nicht die Indier selber töten wollen.
Dem Guten wie dem Bösen die Indier gleiche Achtung zollen, denn beide, Kuß und Ruten, sie erlösen.
Wie Liebe, dacht' ich, tötet die Göttin Kali blind, und ihre Schmerzen immer noch verkappte Freuden sind.

Auferstehungszeichen an indischen Waffen

Zum Vestibül vor dem Hotel, darin ich kühl zur Mittagsstunde lag, brachte man täglich Waffen zum Verkaufe hin.
Da sah ich Tigerscheren mit drei Eisenzungen. Bei einem leisen Druck am Knaufe sind die drei Zungen aufgesprungen,
Wie beide Schneiden eines Schnabels mit einer dritten Schneide in der Mitte.
Stieß man damit in eines Tigers Eingeweide, so riß die Schere Wunden im Fleische dreifach breit.
Solch' Todeswaffen sind in Indien mit einem Lingamzeichen eingeweiht,

Das einen Mörder feit; ein Einschnitt, bloß wie eine Erbse groß.
Ist mit gefeiter Waffe ein Mord geschehen, können die Geister des Getöteten sofort zum neuen Leben übergehen.
Verboten ist dem Indier die Waffe ohne Lingamzeichen,
Doch mit ihm kann er schuldlos ein jedes Leben aus dem Leben streichen.
Er nahm das Leben einer Kreatur nicht fort; er änderte nur dieses Lebens Form und seinen Ort. —
Wie doch Gedanke und das Wort auf dieser Erd' umständlich viel erfinden, dacht' ich.
Kein Lingamzeichen, Liebe nur allein, kann einen Mörder von dem Mord entbinden.

Beim Balsamhändler

Ein Duft von Balsam war auf allen Straßen von Jeypore stets in der Luft,
Daß mir die Lust zum Kaufen von Wohlgerüchen kam.
Ein Haus, es hatte Tür und Fensterlein wie für die Bienen, dort trat ich bei dem Balsamhändler gebückt hinein.
Auf einer Hühnertreppe stieg ich hinauf, und Indier kamen weißgekleidet zum Bedienen und machten mir die Türe auf.
Die Indier tuen die Pantoffel im Hausplatz ab; ein Berg von Schuhen lag schon vor der Türe Rahmen.
Schuhe von allen Altern, allen Farben lagen hier beisammen,
Gestickte, reiche Schuhe und arme, welche darben, und ärmste, wie vergessen, ohne Namen.
Der Zimmerboden ist schneeweiß gedeckt, mit einem Leinentuch bespannt und abgemessen,
Und immer weckt das mir den Glauben, als ging' man auf der Diele hier zum Essen.
Braun setzt sich Mann bei Mann barfuß und leis' um mich herum,
Und immer neues Publikum kommt von der Straße,

stumm und mit Gestaune, Verwandte und Bekannte,
Und draußen wuchs der Hügel Schuhe zu einer Bergesmasse.
Im niedern Zimmer war jetzt Kopf an Kopf. Bei jedem Neuen, der gekommen, freuen sich immer alle,
Die ganze Straße von Jeypore hat's wie mit einem Ohre vernommen,
Daß hier der einzige Europäer in der Stadt am Boden Platz genommen hat.
Sie schweigen alle um mich still im Kreis, und keiner weiß, was eigentlich der andere will.
Kein Angebot und kein Geheiß. Zwar hab' ich immer wieder nach Wohlgerüchen laut gefragt,
Doch niemand eine Antwort sagt.
Allen behagt ein Schweigen, als ob sie sich darin fürs Leben lang gefallen.
So sitzen wir, sehr viele lächelnd und schweigend, auf dieser weißgedeckten Diele.
Der junge Hausherr, sehr gemächlich im roten Sammetjäckchen, im Hemd bis an die Knie,
Beginnt im Schweigen summend jetzt zu singen,
Behandelt allen Handel nebensächlich und spielt mit seinen Ringen.
Die braunen Brüder, braunen Frauen, die Vettern, Schwestern in grünen und in himmelblauen Schleiern
Leben im Selbstbeschauen, am Leib beladen mit dem dicksten Silber, wie mit metallnen Tauen.
Indessen die Gedanken wie Kartenhäuser sich behutsam bauen,
Schnarrten Brummteufel draußen vor den Straßen, und alle, die da bei sich saßen,
Vergaßen sich und rutschten auf den Knien gelassen nach den niedern Bienenfenstern hin.
Die Fenster waren dicht am Boden und größer nicht, als daß zwei Köpfe gut durchpaßten,
Nicht größer als ein paar Zigarrenkasten.
Man mußte platt auf seinem Magen liegen, um auf die Straße sich zu biegen.
Ein Hochzeitszug mit Tanz und mit Musik und mit

der Braut, verborgen jedem Blick, in einer bunten Sänfte ging jetzt unten.

Als endlich das Gesing' verstummt, winkt auch der Hausherr mit der Hand, dran Ring bei Ring.

Es kam jetzt Schwätzen in die Ruhe, und vor ihn setzen drei Diener eine kleine Truhe aus schwarzpoliertem Ebenholze hin.

Es schien, ich mußte hier wie im Theater warten, von Akt zu Akt wurde das Schauspiel ausgepackt.

Denn alle schwiegen wieder und sitzen nieder, und niemand mehr getraut sich laut zu schnaufen.

Und in der feierlichen Ruhe, auf diesem weißgedeckten Boden wie auf dem reinsten Tische,

Nimmt einer jetzt mit dünnen Händen die dünnsten Wageschalen aus der Truhe

Und wiegt erst leere Fläschchen, zart kristallen, wie etwas, das gar nicht mit Gold zu zahlen.

Die Lippen liegen fest verschlossen und wie verdrossen, als sei kein Vorteil bei dem Handel hier zu kriegen.

In all der langen Weil' hat das Parfüm noch keine Eil'.

Dann endlich setzt man vor mich stolz jetzt eine neue Truhe aus weißem Sandelholz.

Als ich mit meinem Taschentuch gelangweilt Luft zu fächeln jetzt beginne,

Erhellt sich, wie mit feinem Sinne, der ganze Kreis zu einem Lächeln.

„Ah" rufen alle da mit einem Male und atmen tief von meinem Tuch den kölnischen Geruch.

Und jeder glaubte, daß ich mir mit meinem Tuch zu fächeln jetzt erlaubte, damit mein europäisches Parfüm ihnen gefalle.

Sie lebten unschuldig verschwenderisch mit ihrer Zeit und keiner ahnte, daß ich ungeduldig.

Endlich stand einer auf aus ihrem Kreise und strich mit einem Glasstab leise auf meine Hand,

Ich rieb die Haut. Da hat sich Rosenduft um mich gestaut, und wie im Treibhaus ward die Luft,

Als wäre, dichtgehüllt, das Zimmer eine Rosenlaube und von dem Blütenstaube der Rosen bis zur Decke angefüllt.

Und alle sogen mit gedehnten Atemzügen, als röchen sie an unsichtbaren Krügen.
Und alle haben mich vertraut wie Brüder, Schwestern, Basen plötzlich angeschaut.
Dem Glasstab war ein Wunder still geglückt: es sind die Seelen, die sich ferne erst, ganz nah' gerückt.
Ein europäischer Garten mir entstand, wo über einen Tisch voll weißer Rosen
Die Seele, die auf dieser Welt am engsten mir verwandt, einst zugereicht mir Lippen und die Hand.
Jasmin, Orangen, persischen Flieder strich mir auf meine Haut der Glasstab hin und wieder.
Und jeder Duft sprach wie mit vielen Zungen und schleppte eine Bürde von Erinnerungen.
Auf meiner Hand ein ganzer Garten mit Laubengängen lebhaft stand.
Ich fand den Abendwind durch Sommerschatten drängen,
Den Mond im Nachtgeruch und hinter Wolken hängen,
Am Tor ein Taschentuch, zart, weiß und fein; das winkte in dem Wind zum Stelldichein.
Gut nur ein Fingerhut ging in ein Fläschlein von Kristall.
Ach, dacht' ich mir mit einem Mal, in kleinen Dosen kauf' ich hier mir neue Heimwehqual.
Ich hätte meine Hand abhacken müssen, Geruch ging dran mit mir in breiten Flüssen,
Und nachts im Bette roch ich noch die europäischen Gartenstädte.

Lied der Getreidemühlen

Von einem indischen Stadttor zum andern verfolgt dich im Wandern
Vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang ein Singsang im Ohr, der gerät nie ins Stocken.
Singende Frauen am Boden hocken, die nicht rechts, nicht links hinsehen und flache Mahlsteine fleißig drehen.
Zehn sitzen oft im Schatten, im Schwülen; und wie die Mehlmühlen sich ewig schwingen,

So bleibt ihr Lied im Singen nicht stehen.
Und wie die Finkenlieder im Wettstreit mit den Ammern klingen, so singen der Töpfer und der Kupferschmied,
Aus allen Ladenkammern dringt ein näselnd Lied.
Der Teppichweber und der Purpurfärber, der eine dumpf, der andere derber,
Doch wie am Mahlstein von den Frauen geht dir kein Lied ins Ohr sonst ein.
Es steht ein Grauen in dem Sang, der nie von seiner Stelle geht,
So wie der ewige Gang der Schicksalsgötter, der sich um eine Achse, die Liebe, dreht.

Gräber, Affen, Sand und Bettler

Nicht 'fern von Jeypore ist ein kleiner Ort; dort stehen im Versteck von einem Gartenviereck hinter zerfallener Mauer
Ein paar Marmorkuppeln, Gräber von Singh, dem Erbauer, und von seinen Söhnen.
Singh, der das Schloß von Amber, einen Palast den Winden und das Minaret der Stadt erfinden tat,
Er, der mit seiner Richtschnur und Loten die Noten zu Liedern aus Steinen geschaffen hat.
In den Marmorstein grub der Meißel Pfauen und Elefanten ein, und die Kuppeln, die weißen, ruhen auf Säulenkreisen.
Darüber werfen Bäume grünen Schein, der Himmel sieht wie blaue Blätter durch die Bäume herein,
Und durch das gelbe Feuer der Sonne springen Affen über Gemäuer.
Mitten im Dorf steht ein Riesenbaum, darauf ritten munter wohl hundert Affen,
Und drunter hat der Affengott seinen roten Altarstein, den reiben die betenden Indier mit frischem Rötel ein.
Indier dürfen die Affen nie quälen und töten, sie bauen dem Affengott Opferstätten, denn er kann erretten aus manchen Nöten.

Mit Schreien warnen aus den Bäumen die Menschen auf der Erde,
Stürzt die Göttin Kali, als Tiger verkleidet, ins Dorf über eine Ziegenherde.
Sogar zwischen Menschen und Affen, dacht' ich, kann Vorteil Güte und Güte Anbetung schaffen. —
Doch kommt hier der Tod nicht als Tiger heran, so wächst er als Sandkorn unscheinbar an.
Was hilft da der Affen Schrein aus den Bäumen. Sand und Stein dringen langsam aufs Dorf ein.
Haus um Haus, Wand um Wand muß man jährlich im Dorf vor dem Wüstensand räumen.
Regen und Tau, die wollen seit Jahren nicht fallen, und vom erhitzten Gebirg' rollen Steinschläge mit Schallen.
Als äschert man Dächer und Bäume ein, so liegt der Staub auf Ziegel und Laub.
Und noch ein Dämon macht jedes Hüttendach zu seinem Thron:
An meinen Wagen drängten Bettler, ein Schwarm, von der Lepra zerschlagen,
Unter jedem Tor krochen die nackten Verstümmelten hervor, die nach Verwesung von weitem schon rochen.
Weiß saß der Aussatz an Mann und Weib, wie weißes Moos an gebrochenen Knochen,
Und manches Gesicht und mancher Schoß von Wunden floß.
Haar und Wimpern von Staub grau bedeckt, kam die Schar mit Gelächter zu mir und hat sich geneckt.
Sie kamen schmatzend und schwatzend heran und wollten einen Happen.
Manchen Müttern hing an einem Lappen Brust ein Kinderskelett zärtlich an,
Die kümmerliche Frucht einer kümmerlichen Lust.
Mit Händen ohne Finger bettelte einer im Schwarm, nur ein Stummel hing ihm am Arm.
Er reichte den Klumpen zum Wagen hinein, und viel fehlte nicht, so stiegen sie alle, vor Elend lachend, zu mir herein.
Alle lachend und munter, als machten sie mir klar: durch Gefahr wird die Lust nur noch bunter.

Ich sehnte mich aus dem Knäuel heraus und werfe Hände voll Münzen zum Wagen hinaus,
Selbst der indische Diener und der Kutscher auf dem Bock müssen sich entsetzen vor diesen lebendigen Menschenfetzen.
Immer mehr von den Leuten drängen heran, daß selbst die Pferde schaudernd scheuten,
Und die Bettlerscharen aufschrien und sich schon aufs Unglück freuten.
Die Pferde fliehn, als sitzt ihnen Angst in den Haaren, und geschleudert fliegt das Gespann
Und hält erst, wie aus der Hölle gefahren, vor dem rosigen Tore von Jeypore an.

Delhi

St. James-Kirche in Delhi

Nach Delhi trug mich dann in einer Nacht der Zug. Im Morgennebel kam ich an.
Ein nordischer Wind dort um sich schlug, als ob die Lüfte stets voll Klagen sind,
Voll Geisterhorden, die seit jenem großen Morden vor fünfzig Jahren durch die Luft noch heute fahren
Und über allen Delhidächern wie unbegrabene Schreie waren.
Ich sah die kleine Kirche, an der die Wände voller Tafeln sind, wie schwarze Bücherbände.
Hier fielen Kinder, Frauen, Gatten in Scharen, die bei dem Gottesdienst an jenem Mordtag waren,
Und englische Soldaten, die weder Säbel noch Gewehr hier bei dem Gottesdienste bei sich hatten.
Sie alle kamen um in einer Stunde. Indier umstellten, wie die Ratten, in der Runde das Kirchenhaus,
Zerfleischend alle Europäer, wie wilde Schlächterhunde.
Die Todesschreie gellten aus allen Kirchenfenstern wild in den Sonnenschein hinaus.
Es war im Mai. Voll Palmenduft die Sonntagsluft. Mitten im Orgellied und Psalmenchor
Brechen die Todesschüsse im Kirchengarten aus blühenden Büschen schnell hervor.

Als sprechen alle Tropenblumen mit einem Mal und senden mörderisch und ohne Wahl
Aufblitzend Feuerblicke in den Kirchensaal.
Die Damen und die Kinder in weißen Sonntagskleidern drängten totenbleich zusammen,
Stammeln Gebete, indes die Männer die Kirchentüren mit den Bänken fest verrammen.
Die Feuerblumen aber aus dem Garten säten auf weiße Brüste roten Samen.
Im Turmstocke schlägt an die große Glocke, die von verirrten Kugeln dröhnt,
Bei jeder Salve Knall stöhnt das Metall. Die Toten liegen schon als blutiger Wall,
Und immer knattert noch vom Garten Salve um Salve unversöhnt.
Die letzten hängen sich in Knäulen eng zusammen. Da sprengen unter Heulen die Indier die zerfetzten Kirchentüren
Und stürzen mit den rauchenden Gewehren über die Totgehetzten.
Die Luft war in der kleinen Kirche noch heute voll von den entsetzten Mienen,
Und mir erschienen auf den schwarzen Marmortafeln, aus allen Wänden,
Kinder im blutigen Haar und Damen mit gerungenen Händen.
Als ob die Menschen mit den goldenen Namen hier noch zum Sonntag wiederkamen,
Wie lebende Gedanken, die, zu schnell getötet, im Geiste nie erlahmen
Und wie Gespenster noch vor deinen Augen wanken.

Todeswaren in Delhi

In einem Kuriositätenladen hab' ich Menschenknochen, an einem Faden aufgereiht zu zierlichen Ketten, gefunden,
Auch habe ich dort Bücher beschaut, gebunden in Menschenhaut,
Und Tischchen standen da, aufgebaut aus Totenköpfen:

8*

Es waren die Knochen jener gemordeten englischen Scharen,
Engländer, die von den Indiern erschossen und erstochen.
Die Gürtel und Ketten aus Menschenbeinen hatten mehr Wert als solche aus Edelsteinen.
Doch diese Ketten, von Schrecken beschwert,
Drücken die Nacken derer in Stücken, die sich mit ihnen schmücken.
Der Indier sie denen schenkt, von denen er Schlechtes denkt,
Daß sich ihr Geist in Wahnsinn daran verrenkt.
Ich habe meine Hände tief in meine Taschen versenkt
Und meine Schritte aus dem Laden, fort von den Todeswaren, gelenkt.
Todesgedanken leben genug in Scharen,
Du mußt sie einschnaufen mit jedem Atemzug,
Du brauchst sie dir nicht als Ketten zu kaufen.

Palast des Großmoguls

Die roten Bauten Delhis wurden, wenn sie ins Tageslicht hinschauten, nicht weiß.
Wie schmiedeheiß und wie mit jedem Glied voll Glut ruht Delhis Mauerwerk blutrot am blauen Himmelskreis.
Mit roter Steine Schar schauen der Großmogulpalast und die Moschee Kimar
Mit roten Türmen und mit roten Treppen zum Blauen.
Wie Fleischerwaren rot, zur Schau, hing von dem Ätherblau der Großmogule Riesenbau.
Durch Festungszinnen, Festungstore, durch eine Last von Mauern von der Welt getrennt,
Steht drinnen der Palast, massiv, als sollte er den Himmel überdauern,
Hallen, wie in ein rotes Bergwerk eingepaßt, die lassen Schritt und Stimme von ihren Platten schallen.
Ich trat in einen Rosengarten ein, der sieht zu einem Flußbett hin; im Garten drin, gleichwie ein Hain aus Edelstein, lag hell der Marmorsaal der Sultanin.

Mit vielem Fleiße von den Händen der Juweliere ausgeschmückt, sind mit dem Meißel an den Wänden
Verschlungen Blütenreiser und Vasen, Ranken eingedrückt. Topase, Jaspis und Türkise sprießen
Hier als Juwelenblumen an den Marmorfliesen.
Als fänden königlich sich hier Gedanken und ließen sich als Edelsteine an allen Wänden fassen,
Wo Königinnen einst vor diesen Marmorranken saßen.
Man mußte sich am hellen Tag besinnen, ob hier der Großmogule Welt mit roten Zinnen
In Wirklichkeit noch auf der Erde lag.
Wie Zelt bei Zelt so weiß und wie ein Seidenschal so reich durchwirkt, lag Saal bei Saal aus Stein,
Und eingeschnitten mit den Zweigen aus Juwelen strahlt in den Sälen der Juwelenhain.
Ich bin durch diesen weißen Marmorgarten inmitten von den blauen, roten, grünen Scheinen
Zwischen den Vögeln und den Blumen aus Edelsteinen hingeschritten.
Zwar taten englische Soldaten die besten Steine stehlen,
Gar manche Blüten fehlen, die hatten Diebe sich gepflückt,
Und statt der echten waren in den Sälen die Wände mit manch' schlechten, gefälschten Steinen täuschend bunt geschmückt.
Vom weißen Marmorlicht verzückt standen die Säle festlich noch, wie zu der Zeit der Königin dem Alltaghell entrückt.
Man stahl die Edelsteine von den Ranken, doch nicht des Königs und der Königin allmächtige Glücksgedanken.

Der Pfauenthron des Großmoguls

„Kommt der Himmel einmal auf der Erde Angesicht zu dir,
Dann ist es hier, ist es hier, ist's hier."
Dieser persische Spruch lebt eingegraben ins Deckengewölbe, gewebt wie in ein marmornes Tuch,
Und sang seinen Sinn vor sich hin, überall wo man stand, von Wand zu Wand.

In einer roten Sandsteinhalle unterm Gewölbe fand sich weiß der Pfauenthron;
Erhöht aus Alabaster ein Balkon über dem Purpurpflaster.
Verschwunden war der goldene Sitz mit den zwölf Säulen, aus purem Gold gewunden.
Ein Papagei, aus einem einzigen Smaragd geschnitten, stand einstmals dort
Inmitten von zwei Pfauen, lebensgroßen. Die schritten, aus Gold gegossen.
Aus ihren Rädern schienen statt Federn geschnittene Smaragden und Rubinen.
Hier hielt der Großmogul Gericht. Unter dem perlgestickten Schirm mit hohem Griff aus Gold und Diamanten
Sahen die Augen ihm aus dem Gesicht und haben mehr gelacht noch als der Schliff der Edelsteine.
Sie blendeten das Volk und seine Abgesandten und sprachen:
„Recht machen es die Schwachen nur den Schwachen,
Den Starken aber lacht die Macht. Sie tuen gut und schlecht.“

Palaststille

Ein Alabasterschleifer saß einsam hinterm Thron voll Eifer bei seiner Arbeit auf dem Steinbalkon,
Sonst war es totenstill im Schloß hier hinter Festungswällen auf allen Schwellen bei dem Großmogul.
Vom Thronstuhl waren die Sultanin, der Hofstaat und die Frauen verschwunden wie die goldenen Pfauen.
Und lange Stunden hatten die khakigelben englischen Soldaten, die unter allen Toren in ihre grauen Tabakswolken schauen
Und an den Pfeifen kauen, die warm in ihren Fäusten schmoren.
In diesen roten Steingehauen gingen nur Sonnenschatten wie Nacht und Tag hier um.
Stumm standen bei dem Tor zwei Riesenelefanten aus schwarzem Stein davor,

Die noch den Großmogul vom Sehen kannten. Sie
stehen ganz allein vom Hofstaat übrig noch im Schloß,
Wie König und wie Königin im Schweigen und im
Denken groß.
Ich konnte aufzuatmen wagen, als hinter mir die letz-
ten Festungstore lagen
Mit ihrer Steinlast und der Last von alten Tagen.
Ich war von allen Quadern und Juwelen am Leibe
wie gesteinigt und zerschlagen.
Ich fühlte in den harten Hallen und in dem Mar-
morgarten, wo Blumen nur aus Steinen starrten,
Daß sich mein Blut um viele Grade kühlte. Und
schlöß' man mich mit allen Edelsteinen ein,
Ich wäre wie im Sarkophag allein; denn auch in
Sälen, schwer geschmückt mit aller Welt Juwelen,
Ist's leer, wenn dort den Augen die Blicke auf das
Liebste fehlen.

Sandsturm

Auf Meilen lag das Land im sandigen Sturm. Der
wand sich wild als Wolkenwurm.
Die Sonne hing verborgen hinter dem staubigen Wind,
als wucherten hinauf zum Himmel der trockenen
Erde Sorgen.
Die Ferne in der Ebene vermauert stand; es war ein
lebend Wogen der Erde, die von Hitze ausgesogen.
Der Wind trug weite Felder fort; die wanderten
erregt und wechselten den Ort.
Vor Delhi auf dem breiten Landweg schlagen die
grauen Falten Sand über den Erdenrand.
Sie tragen wolkige Gestalten; die stürmen dicht und
halten Schritt mit Pferd und Wagen;
Sand aus versunkenen Städten, die mit den Domen
und den Türmen wie geisterhafte Silhouetten
Im Land zerstreut um Delhi ragen.
Teilte die Morgensonne eine Wolke Sand, fand manch-
mal sich ein Säulensaal dort, grau in grau,
Und, wie im Bau begriffen, auch eine ganze Stadt,
die, wie zur Umschau,

Türme, Kuppeln, Zinnen und Mauerrand am Himmel stehen hat.
Urindische, uralte Städte, menschenverlassen, wo in den Gassen drinnen wie Brand der Sand aufwehte,
Als baute eine Hand hier Ort um Ort über das Land, und eine andere Hand mähte sie wieder fort.
Gleich einem Bild, das angehaucht auf einer Scheibe hingezeichnet stand,
Kam und verschwand im Sandgetreibe die Stadt, die eben noch am Weg sich fand.
Der Sand verwischte gleich die Wagenspur. Als fuhr man durch die Schatten der Jahrhunderte, die rauchten,
Tauchten die Städte wie Nebel aus dem Totenreich, mit Kuppeln und Portalen, mit fahlen Steinen, wie die Knochen bleich.
Wie Samen der Vergessenheit flog hier der Sand und lag mit jedem Atemzug im Streit.

Der Esel von Purana Kila

Die Bäume standen bloß und blätterlos. Der Winter hing als Dürre hier an jedem Ast.
Statt Schnee fiel Staub und lag den Zweigen grau zur Last.
Purana Kila hieß am Wege eine tote Stadt.
Die rote Mauer hat gemeißelte Gesimse mit feingedrehten Türmen auf zarten Säulen,
Dahinter aber stürmen Staubwolken in dem toten Raum
Und wiegt die Erde sich statt Laub im leeren Baum.
Mit runden Krügen auf den Köpfen stunden am Wege arme Frauensleute,
Welche das Leben in Ruinen bei Staub und alten Gräbern freute.
Sie lachten mit zufriedenem Blick und hielten ihre Ohren dicht verhüllt,
Damit der Sand sie nicht, wie rings die Gräber, dicht bestreute.
Prachtvoll stand mächtig die Moschee Sher Schah inmitten der verlassenen Trümmer

Mit Plattform, Säulen und Gewölben. Doch niemand war zum Beten da.
Nur an der Mauer drehten ein Esel dürr und eine Eselin die Köpfe nach mir hin.
Sie fanden im Geröll, in Steinen auf der Gasse nicht einen Halm und hatten nichts, bloß Staub zum Fraße.
Aber nach ihren Mienen schienen die beiden zufrieden mit dem Los zu sein,
Sie waren, wenn auch nur bei Staub und bei Ruinen, so doch zu Zwein.

Schrein Nizamuddin

Die Meilen schleppen weiter sich im weißen Staub. Dann gleißen weiße Kuppeln von einem Tempelgrab am Wege,
Und Treppen sehen zu einem Teich hinab. Der liegt versumpft und grün.
Kühn springen dort von einem Kuppeldach aus Stein, gleichwie von einem Stege,
Indische Burschen zum Vergnügen von Turmeshöhe in das Bad hinein. —
Man sagt, daß hier ein Heiliger den Tempel mauern ließ,
Doch da der König alle Arbeitsleute am Tag zum Festungsbau hingehen hieß,
Nahm sich die Leute der heilige Mann bei Nacht zur Arbeit an.
Der König, den des Heiligen Werk nicht freute, hat ein Gesetz gemacht und das Verbot,
Daß man zur Nachtarbeit kein Öl verkaufe, und hat den Weiterbau dadurch bedroht.
Der Heilige jedoch, er hilft sich schnell, verwandelt auf der Stell' in lauter Öl das Wasser in dem Tempelteich.
Mächtiger als des Königs Wort erzeigte sich darnach der heilige Ort, denn in dem Öle badete dort arm und reich.
Beim Teiche liegt auf Marmorsäulen das Grabhaus für den Heiligen noch heut'.

Ich sah auf gelber Seidendecke, auf seinem Alabastersarkophag, viel frische Rosenblätter hingestreut.
In einem schneeigen Marmorhof mit künstlich feingeschnitzten Alabastergittern
Stand auch das Grab von seinem Freunde dicht dabei.
Den nannte heute noch des Grabes goldene Schrift den „zungensüßen Papagei".
Wahrscheinlich sprach der Freund dem Heiligen manch Weisheitswort begeistert nach,
Da sich sehr schwer die Zunge meistert, wohnen befreundete Gedanken zusammen unter einem Dach.

„Der Turm der Welt" Kubar Minar

Und weiter flogen Wagen, Pferde durch aufgeregten Staub, wie fortgetragen von der windbewegten Erde,
Stets grau vorübergleiten Mauerschatten auf Ebenen, unendlich weiten, wie Meilensteine aller Zeiten.
Hoch stund ein Turm, rund wie ein Bund von Bambusrohr, so hoch, als wüchse er zum Mond empor.
Die weise lächelnde Legende erzählt dir leise, daß eines Königs Lieblingstochter,
Von Einsamkeit gequält, die Sehnsucht hatte nach einer Reise in die Welt.
Der König hat der Tochter dann den Kubar Minar hingestellt,
Von wo man Umschau hält gleich übers ganze Königreich.
Würde doch allen, die durchs Leben gehen, ein Kubar Minar zugereicht,
Das Dasein wäre wie der Sand so leicht und auch das Wünschen und Geschehen.

Die rätselhafte Eisensäule beim Kubar Minar

Von einer längst verschwundenen Moschee steht noch die Säulenschar beim Turm Kubar.
Auf freiem Platz, wo nur der Wind sich dreht, ragt eine Eisensäule wie ein Kanonenrohr empor.

Niemand im Land kann heut' beweisen, woher die
Eisensäule stammt.
Fest steht sie aufrecht in der Mitte von jenem Platze
eingerammt,
Aus Stein die andern Säulen umkreisen diese Säule,
die aus schwarzem Eisen.
Das hohe Eisenrohr mit seinem Knauf schaut tausend
Jahre unerklärt zu Indiens Himmel auf.
Nichts Schönes ist an dieser Säule besonders auf-
gefallen,
Und doch hat sie aus allen Reichen die Menschen an-
gezogen,
Sie gilt als Wunder ohnegleichen.
Die Zeit hat ihre Linie nicht verbogen,
Senkrecht, wie die Aufrichtigkeit, und glatt ragt sie,
die keinen Namen und nicht den Ursprung sagt,
Und sie verlacht den grübelnden Verstand und bleibt
ein Rätsel in dem indischen Land.
Wie ich auch eine Lösung suchte und keine fand und
in dem freien Steinraum bei der Säule stand,
Flog eine Schar von kleinen, grünen Papageien mit
Schreien her von Baum zu Baum.
Wie frische Blätter grün im Maien flogen statt Laub
die Vögel in den kahlen Zweigen
Und zogen lebensvoll und grün hin durch den endlos
grauen Staub.
Ich mußte immer zu den Papageien schauen,
Sie lockten mich auf freien Wegen fort, und langsam
folgte ich den Vogelschreien aus dem Ruinenort.
„Denk' nicht an Rätsel fort und fort," riefen die
Papageien,
„Dann steht kein Rätsel dort."
Das ist das Losungswort für alle, die um das Leben
freien.
Flieg' mit der Lust, die dir gegeben, von Traum zu
Traum,
So wie die grünen Vögel leben im kahlsten Baum,
Sie füllen unbewußt, mit Farben ihrer eigenen Brust,
den leeren Raum.

Der Spiegelring

Ich war mit Sand im Haar und Sand im Mund zur Abendstund' zurück in Delhi.
Und ich empfand nach all den Gräbern und dem Staub den Kulihaufen, der in jeder Straße saß und stand,
Wie eine Engelschar und alles Leben wunderbar, wie einer, der zurückgekehrt vom Scheintod war.
Im offenen Laden saßen Juweliere von Delhi in den langen Gassen.
Sie hämmern Silberdinge hier im Freien und fassen Edelsteine in weiße Ringe
Und reihen feine Ketten und bieten sie gelassen zum Verkauf.
Ein Ring fiel mir vor allen auf, den man am Daumen trug,
Der einen talergroßen Spiegel hat statt einem Edelstein.
Und als ich darnach frug, lacht mir der Juwelier ins Aug' hinein.
Es war zum Hochzeitsbrauch ein Ring, den Frauen tragen an den Hochzeitstagen,
Um bei dem Fest im Spiegel ständig sich zu schauen und sich zu sagen, daß sie glücklich sind.
Hell soll man jedes Glück im Auge tragen, eh' es die Sorgen wiederum verjagen;
Denn Glück verfliegt im Wind und wird noch schneller als ein Spiegel blind.
Und wer den Spiegel nicht am Ringe hat, der seh' statt dessen
Um sein Glück zu messen, schnell in ein Auge;
Er wird dann nie den Augenblick des Glücks vergessen.

Das Geisterheer

Mein Ohr hat Tag und Nacht in Delhi vor Sturm gewacht und konnt' die Ruh' nie finden,
Stets heulte Aufstand und der Geist von einer Schlacht in dem Gejohl' von Winden.
Stets las ich Tafeln voll von toten Namen auf den Ruinenwegen,

Und hochgewachsen kamen finstere Indier, in ihren
Mienen drohend, dir entgegen.
An einem Sonntagnachmittag, als im Hotel der Gäste
Zahl zum zweitenmal zum Gottesdienst gegangen,
Hatt' ich die Post empfangen, Briefschreiben angefangen
und saß in einem weißen Steingemach
Und sah dem untergehenden Tage nach.
Wind warf sich laut wie immer um das Dach,
klagte und jagte in den Gängen, wild rauschend
wie ein Bach,
Nachdenklich sah ich einem indischen Diener zu, der
heizte im Kamin ein Feuer an mit königlicher Ruh'.
Im samtenen Schuh ging er mit nackten Füßen im
Zimmer lautlos ab und zu,
Mit Turban und Kattunkaftan in gelb und roten
Farben angetan.
Brachte die Lampe brennend und behutsam und sah
die toten Dinge, gleichwie in alten Märchen, als
seine Freunde an.
Wie er so ging und kam, da wurde auch des Windes
wütendes Gesinge ein guter Geist.
Ich bin im Nachtsturm am Kamin fort in den euro-
päischen Februar gereist.
Die Sonntagabendstille hat mir mein Herz zu einem
Turm gemacht,
Ich stand hoch oben in der Nacht und sah nicht um,
vom Geisterheer der Heimat stumm umkreist.

Agra

Ankunft in Agra

In Agra kam ich im Mondschein an,
Mondschein nahm jeden Stein aus dem Weg,
Und wie auf Nebeln lautlos, fuhr ich zur Stadt heran.
Der Mond reist voraus und macht in der fremdesten
Stadt dich zu Hauf'.
Er ist im ewigen Traumgang und kommt dein Leben
lang aus dem Traum nicht heraus.
Sieht schon leis' dir als Kind ins Gesicht, als Mann
und als Greis;

Weiß, was deine Lippe im Traum noch spricht,
Und er sah dich in seinem Blauschein mehr heiß als die Sonnenglut.
Der alte Mond, der oft mitgelacht, wenn dein Herz sich aufgemacht
Und auf den Brüsten der Liebsten geruht.

Der Taj Mahal

Der Taj Mahal im Mondschein

Wenn ich auch am Tag von Agra viel Mächtiges sah,
Immer steht diese Stadt in meinen Gedanken im Mond mir nah',
Sie, die den Taj Mahal, das zärtlichste Denkmal der Liebe, hat.
Einem Fürst war die geliebteste Tote zu wert für ein trauerndes Grab,
Er stellte einen Schloßbau hin, einen kühnen, der toten, angebeteten Frau,
Ihrer Ruhe er ein Schloß gab, marmorweiß im Grünen.
Im Mondschein trat ich ein durch das Gartenportal,
Schon die Gartenpforte ist ein Schloß allein.
Sechsundzwanzig Kuppeln stehn am Dach in Reihn
Und darunter der Torsaal, der führt in den Garten hinein.
Vor mir lag der Gartenhain wie ein Marmortal,
Mit weißen Platten belegt, unbewegt hing eine silbrige Wolke am Gartenende,
Ein weißer Riesendom, hochschwebend über dem Palmengelände.
Die Domrunde schimmerte in der Mondstunde,
Wie eine mächtige Muschel am grünlichen Meeresgrunde.
Ein marmorner Kanal führt vom Torsaal ab
Mitten durch den Garten. Ich ging am Wasser entlang unter Palmen zum Grab,
Die weiße Kuppel schwebt wie vom Himmel herab,
Wie ein weißer Berg, dem nicht Mauer, nicht Stein einen Halt gab.

Im Taj-Mahal-Garten

Ich ging im mondklaren Garten den harten Marmorpfaden nach.
Die Zykaden waren in Scharen in allen Palmen wach.
Es fahren leidenschaftliche Gerüche in schwülen Schwaden aus den Büschen,
Gleichwie aus wohlriechenden Frauenhaaren.
Es schauen die mondblauen Palmenstauden, wie Gesicht bei Gesicht, sich an im lauen Licht.
Unken rufen hohl aus den Lotosblättern an den Brunnenstufen,
Und ein indischer Pirol singt laut und trunken, in nächtlicher Sehnsucht und Liebesbrunst versunken.
Im Nachtdunst ist im Garten die Ruhe von einem Saal.
Aber es ist, als nahst nicht du dich, auf deinem Schuhe
Vorwärtsschreitend, dem Grabmal.
Die Kuppel schwebt dir entgegen, wie eine Lawine weiß zum Tal.
Ihre Höhe bleibt blau oben im Sternkreis,
Aber ihr Fuß hat sich in Terrassen zu deinem Fuß hingeschoben.
In weißen Gassen lassen dich Treppen aufsteigen,
Weiße Steinmassen schweigen und zeigen die haushohen Flügel der Türe,
Die sich aus weißem Marmor schnitzen und hängen vom Mondhimmel,
Bläulich, wie feinste Gewebe und Spitzen.

Unter der Grabkuppel

Mit einer Blendlaterne tritt mit mir ein Indier ein.
Wie hundert kleine Spiegelstücke fällt durch die marmornen Türschnitzerein
Der Mondschein. Das Licht der Laterne fliegt über die Fliesen
Und wiegt mächtige Schatten vom Boden zur Höhe gerissen.

Es ist warm in dem Dom, in dem Leib des steinernen Riesen.
In Unendlichkeit ragt die Wölbung gewagt und zieht dich unsichtbar ins Dunkel zu sich hinauf.
Jedes gemurmelte Wort weckt den dröhnenden Bau auf.
Wie Geisterflüge rauschen die leisesten Atemzüge im Kuppelknauf.
Und du horchst, als könntest du in dieser Muschel ein Meer belauschen.
Hinter umgittertem Rand stund ein Marmorsarg, der barg die Frau,
Und ein Sarg nebenan für den Mann,
Und über beiden sprach der Dombau mit Geistermund.

Das Bild einer Toten

Ich hatte in Delhi ein kleines Bild der toten Fürstin, auf Gold gemalt, mit Gold bezahlt.
Ich sah mir im Gedächtnis ihr Bild wieder an,
Sah sie, die nicht vor Leidenschaft mild blicken kann.
Elfenbeinweiß ist ihre Haut, dahinter das Blut wie flüssiger Stahl blaut.
Fein ist ihr Gesichtlein und schmal, und die Nasenflügel saugen mit der Luft auch das Licht ein.
Die Augenwimpern spannen der Leidenschaft hellen Strahl
Und sind wie das Dunkel von Tannen über zwei Quellen.
Sie war die Fürstin aller Seelen, sie kannte die kühlen Erhabenheiten und zugleich die schwülen Nichtigkeiten,
Ohne durch Stolz das Schwache vor dem Starken zu verhehlen. Ihr Herz stand über den Zeiten.
Bei ihrem Blicke mochten manchem Geschicke die Stricke gefangener Gedanken aufgehen.
Sie selbst ließ befreit die Lebenslust sehen, aber wie mit einer Sichel konnte sie wohlbereit ihre eigenen Freuden niedermähen,

Mußte es für den Liebsten geschehen.
Dieser fürstlichen Frau baute der Fürst über ihre geschlossenen Augen einen unendlichen Kuppelbau.

Das Flötenlied im Dom

Ich lehnte vertraut im gelben Scheine der Blendlaterne an dem Marmorgitter,
Das seine Steine blumig um die Schreine der beiden Liebenden baut,
Als wär' ich bei Freunden zu Gast, als ob der gewaltige Dom alle Liebe, die vielgestaltige, faßt.
Und wie ich noch hochgeschaut, wurde oben ein Stimmendonner laut.
Ein Gewühl von Getöne, ein Gesing', ein Geroll ging und erscholl,
Als öffne sich weit der Dom und rief die Menschheit.
Und dort oben herein zogen in Scharen die Verliebten in Paaren
Und gingen umschlungen, von ihrer Lust durchdrungen,
Als dröhne der Ewigkeit Welle durch des Domes Zelle,
Als wär' er breit im Donner der Seligkeit aufgesprungen.
Dann, als der Marmor ausgeklungen und die Wände sich schließen,
Da hat auf den Fliesen vor mir ein Indier gehockt,
Der hatte mit der Flöte die Geister in die Kuppel gelockt.
Und bescheiden, nicht wie ein Meister der Lieder, saß er auf den Bodenplatten
Und belauschte, verborgen im Schatten der Blendlaterne,
Die Unendlichkeit, die im Kuppelbau immerfort rauschte.
Der Indier hatte mit seiner kleinen Flöte Macht
Den Himmel zum Singen gebracht.
Und erfüllt vom Singen, in Halbdunkel gehüllt, hingen die Mauern im Schweigen
Und waren nicht Steine, sondern wie die Brüste der Geigen,
Waren gleich Blättern in rauschenden Zweigen, die sich im Mond durchleuchtet zeigen.

Und die marmorgeäderten Wände wurden wie Hände unsichtbarer Gestalten, die den Kuppelsaal wie einen Pokal hochhalten.
Und jeder, der zum Saale kam, tat einen Trunk aus der Schale,
Daß er der Liebe Begeisterung mit sich nahm.

Der Taj Mahal am Tag

Ich ging noch einmal am Tag zum Taj Mahal,
Als das Mittagslicht über dem Garten lag.
Der war grün voll Behag, voll Lauben, Blumentöpfen und Ranken,
Aber vom Marmorbau, von den vier Köpfen seiner vier Türme an den Flanken,
Von den weißen Marmorterrassen wich das Mondlicht auch mitten am Tage nicht.
Und doch waren alle die Marmormauern keine Schranken, waren nicht zwischen Leben und Tod gestellt.
Tod und Lebensgedanken gingen und kamen im Garten drinnen wie die Mienen im Weltallgesicht.
Die Lauben unter den Palmen harrten der Fürstin und alle Treppen schienen auf sie zu warten.
Ich ging auf den gepflasterten Terrassen hin und sah am Rand
Hinab zum Fluß, an dem der Grabgarten stand.
Ich sah wie von einem Dache über das flache, staubgraue Land.
Große Schildkröten schwammen gleich Böten den Strom herauf,
Sie hoben die Köpfe auf über die Wasserfläche,
Und das Flußwasser führte laute Gespräche.
Sieh nur hinaus auf die Brut der Schildkröten, sagte die Flut,
Wie die Schildkrötenbrut die Heimat hat zugleich im Sand und im Wassergebraus,
So sind die Liebenden im Leben und im Sterben gut zu Haus.

Am Abend, wenn die Sonnenstreifen im Staub gleich-
wie ein goldnes Tuch am Weg hinschleifen,
Kam aus den indischen Hütten und den Höfen Geruch
der Reisigfeuer.
Und Rauch lag wie ein bläulich Tuch über den
flachen Dächern und Gemäuer,
Und ungeheuer schlich sich dann die Lust nach Menschen-
wärme von jedem Holzbrand an den Weg heran.
Fern vor der Stadt an einem Feldrand stand der
europäischen Reisenden Hotel,
Und sehr erleichtert sogen die meisten die Hotelluft ein,
Wenn ihre Wagen nach der Fahrt am Abend in den
Palmenhof bei dem Hotel einbogen.
In Lack und Smoking umgezogen, ging schnell man
zum Diner,
Und alle saßen sehr beruhigt auf ihren Stühlen im
kühlen Speisesaal.
Bei Lampen, Spiegeln, Billard, Blumen, Vasen
Mochte dann selten einer sich länger mehr in Indien
fühlen.
Zeitung und auch Zigarren und Klavier und euro-
päische Sprache
Verwandelten gleich zu Europa hier ganz Indien
unter einem Dache,
Und eine Reise um die Erde ward schier zu einer
ganz gemeinen Alltagssache.
Fast jede größere indische Stadt samt Zeitung und
samt der Eisenbahn auch Zeitgeist hat.
Die Europäer treffen sich in Reisegruppen, und unterm
Abendfrack, bei Lagerbier und Tabak, Landsleute
sich entpuppen.
Doch manchmal keiner sich am andern freute, denn
meistens ist ein jeder ein halber Mensch beim Erd-
umwandern
Und dient mit einer Hälfte stets dem Reisen und mit
dem Reste nur dem andern.
Man fühlt sich stündlich als des Zufalls Beute und
legt zur Wehr ums Herz sich sieben harte Häute.
„Stets vorwärts“ ist die Losung einer Erdenreise,

und jeder fühlt sich wie ein Eisenwagen auf eisernem Geleise.
Die Kartentische stehen nach dem Diner in allen Sälen aufgeschlagen,
Und mit dem Fragen nach dem Zufall im Kartenglück vergehen den meisten hier die Abendstunden in allen Reisetagen.
Mit Grauen schauen meine Augen auf jene Abendöde in den Hotels zurück.
Ich steckte meine Hände in die Taschen, sie, die so gern nach ewiger Sehnsucht haschen,
Und trat gelassen zu dem Mondschein hin am Feldrand auf staubtiefen Gassen,
Auf blauen Straßen unter weißen Mondscheinbäumen, in deren Zweigen fremde Sterne träumen.
Manch kleiner Feuerstoß schoß groß am Wege hoch und übersprang ein indisch Hofgemäuer,
Und Rauch fegt aufgeregt und schroff aufs Dach, befreit von jedem irdischen Stoff.
Lautlos und ohne Lied die Indier bei den Flammen saßen und waren lange wach und dachten nach, still, ohne Wort.
Das Feuer tanzte fort im goldnen Kleid wie überwundenes Leid —
Und Feuer weckt des Feuers Neid.

Die doppelköpfige Schlange

An einem Nachmittag saß ich im Schatten des Säulengangs vor dem Hotel,
Und hier auch hatten, sowie in allen indischen Städten, Verkäufer ihre Matten ausgebreitet.
„Master“, bettelt bescheiden vom Garten her ein Indier und müht sich, einen Blick schnell aufzufangen
Und hält in beiden Händen Schlangen. Die Stimme voller armer Leute Leiden.
Er zeigt zweiköpfig eine lange, schwere Schlange, mit einem Kopf an beiden Enden.
Die Schlange streift den einen Kopf bald ab, wenn erst der andere Kopf ganz ausgereift.

So wandelt diese Schlange sich in jedem Jahr, daß stets ihr Anfang wird, wo erst das Ende war.
Ein Kopf hat lebend mit dem Giftzahn zugestoßen, der andere, nach Entwicklung strebend, hielt noch das Augenpaar geschlossen.
Wo jetzt ihr Haupt und ihr Verstand, trug sie zur nächsten Jahreswend' das Schwanzend' durch den Sand.
Und nur das Herz sich auch bei solchen Wunderschlangen stets an demselben Fleck befand.

Kobra und Mungos

Ein Indier bat mich Tag um Tag, ob ich nicht einen Kobrakampf mit einem Mungos sehen mag,
Wobei die furchtbar wilde Kobra dem viel geschickteren Mungos unterlag.
Ein munteres Mungos, klein wie ein Murmeltier, rannte an einer langen Kette rund um des Indiers Bein,
Als ob es keinen Blutdurst kannte und Furcht selbst hätte.
Ohne zu hasten, holte der Indier aus dem Kasten die Kobra, die er eingefangen.
Und aufgerichtet stand die schönste aller Schlangen und blähte ihre Flügelhaut,
Als hält ein Weib, dem seine eigne Schönheit wohlbekannt und wohlvertraut,
In ihrer Hand groß einen Fächer ausgespannt und stellt ihn hintern Kopf wie einen Heiligenschein
Und lehnt sich ganz mit ihrem Leib im orientalischen Tanz zurück,
Als wiegt' sie sich im eigenen Glücke ein, daß jeder Grashalm sich anbetend niederbiegt,
Und Liebeslust dem Weib auf halbem Wege schon entgegenfliegt.
Wie eine Göttin, welche ewig unbesiegt, so stand die feine Kobra dort,
Und tödlich spielte ihrer Augen schwarzer Schimmer.
„Master", bettelt am Boden immerfort der indische arme Mann,
Und hält das Mungos fest am Kettenband,

„Master, nur drei Rupien, ich lasse dann das Mungos aus der Hand.“
Ich wollte keinen Kampf und hab' mich abgewandt.
Das Mungos aber schrie und spie schon Dampf.
„Nur zwei Rupien, wenn das Mungos töten soll,“ schrie auch der Indier jetzt,
Wie toll von Schlang' und Mungos aufgehetzt.
Die Kobra, wie entsetzt, stand senkrecht hochgedreht.
Ihr Herzschlag durch den ganzen Leib sich wand,
Als ob ihr eine Hand am Bauch hinstrich.
Der Indier unablässig nach mir ruft. Die Schlange nicht aus ihrer Stellung wich
Und sendet mit lanzettenfeiner Zunge schnell Stich um Stich zur Luft.
„Nur zwei Rupien,“ schrie wiederum der Indier auf mich ein,
Und sein verhungertes Gesicht war bleich vor Angst vorm Ja und Nein,
Als ob man ihm und nicht der Schlang' das Todesurteil spricht.
Ich warf das Geld ihm hin und sagte: „Nimm, — doch laß den Kampf dann sein!“
Das ging ihm nicht in sein Gehirn und seinen Armutsinn.
Er legt die Hand tief dankend an die Stirn, und unter Schrein
Jagt er das Mungos auf die Kobra ein.
Drei Sprünge flink im Kreis macht jedes Tier. Die Kobra schlägt wie eine Peitsche wirr.
Ein feiner Pfiff, dann fegt der Kampf im Staub.
Mungos und Kobra tanzen, in Sprüngen irr, wie Geißeln wildbewegt und aufgeregt.
Der aufgebäumte Schlangenleib sich immer tiefer duckt, das kleine Mungos in den Zähnen schäumt.
Doch eh' die Schlange nochmals zuckt, ist sie von seinen Zähnen schon erlegt.
Nur wenig dunkles Blut den Gartenstaub befleckt.
Das Mungos, halb betäubt und noch gesträubt von Wut, sofort den dunklen Saft des Opfers gierig leckt.
Mit einer kleinen Wunde im Genick liegt vor des Indiers Armeleuteblick
Die schwere Kobra, die sich langsam sterbend streckt.

Der Indier steckt die silbernen Rupien, den Leichnam, der verreckt,
Und auch das Mungos, staubbedeckt, in seinen Lederranzen.
Vor meinen Augen aber tanzen noch lang' die Haß- und Angstgestalten,
Die sich zu Knäulen und zu Blutschweiß ballten.
Ich hörte noch im Ohr das Mungos schnaufen,
Sah lange noch den kleinen, toten Schlangenhaufen.
Und schaudernd bin ich fortgelaufen, als wäre ich der Kobra Rache jetzt gewiß,
Der Kobra, welche wie ein schönes Weib sich erst gebärdete und ihre Grazie wies,
Und die ich für zwei Silberstücke vor meinen Augen töten ließ.
Ich bat der Liebsten guten Geist, der fern: halte den Unstern fort,
Der jetzt von diesem Ort, vielleicht als Schlangenschatten, mit mir rund um die Erde reist.

Das Fort von Agra

Das Schloß

Groß sieht das Fort von Agra zur Stadt hinaus, ins Flußtal hin zum Ufersand.
An allen Fenstern fand dein Auge den Taj Mahal, weiß wie ein Wolkenball.
Einst lag der Fürst hier in dem Pavillon und starb auf hellem, luftigem Balkon.
Vom Taj Mahal, dem Grab der vielgeliebten Fürstenfrau, wich nicht sein Auge mehr,
Nicht Tag, nicht Nacht, bis den Fürst der Tod zum Taj Mahal gebracht.
Einst wollte er, es sollt' für ihn ein eigenes Grabdenkmal entstehen, ein gleicher Bau am Ufer gegenüber.
Die beiden weißen Schlösser würden bei Tag und Mondnacht dann im Wasser sich besehen,
Und eine goldene Hängebrücke sollte von Grab zu Grab von einem Ufer zu dem andern gehen.
Doch nur zum Grundriß hat's der Bau gebracht,

Dann hat dem Lebenden die vielgeliebte Tote die Augen zugemacht.
Sie schnitt die Pläne ab und nahm den Liebsten auf ins gleiche Grab.
Sein Sarg nicht überm Fluß jetzt steht, sondern der Liebsten nah', im Taj Mahal, wie Bett an Bett.
Kein Fenster, keine Tür zum Schließen, nur Steine sind in diesem Schloß, nur Marmorfliesen,
Nur Alabasterplatten mit weißem, mattem Licht, mit schneeig blauen Schatten.
Statt Hausrat sind zur Zier nur Marmorschnitzereien,
Statt Fensterscheiben schön gerankte Gitter aus Alabaster weiß,
Noch weißer als das weiße Marmorpflaster.
Kein Stuhl, kein Schrank und keine Tische,
Nur in die Wände schnitt man Nische dicht bei Nische,
Zum Aufbewahren von Juwelen und manchem Edelstein.
Und nur den Frauenhänden ist's möglich, dort zu stehlen,
Denn keine größere Hand als die von einer Frau kann in die Nischenöffnungen hinein.
Aus Marmor hängen von den Decken in allen Säulengängen viel helle Lotosblüten
Und drängen schwer hervor und strecken sich in dichten Kelchen, großen,
Als ist der Marmor hier in Blütenblättern aus allen Wänden vorgeschossen.
Und durch die Alabasterranken der weißen Fenstergitter
Gehen Gedanken frei und ohne Schranken hier aus und ein mit Luft und Sonne und Gewitter.
Würde ein Gott aus weißen Wolken sich Zimmer formen und erhärten,
Sie hätten alle diesen Schimmer der steingehauenen Lotosgärten.
Festliche Klarheit hier in allen Sälen steht,
Als ob ein Geist, hell, ohne Sehnsuchtslast, durchs Licht verliebter Augen geht.

Hundertdreizehn Schritte

Unter den weißen Gehauen im Agraschloß ist ein
Gefängnis für die ungetreuen Frauen.
Nicht finster, fröhlich weiß auch, schauen drinnen die
Wände, wie ein festlich Zimmer,
Dort blieben immer ungefesselt die Hände einer Frau,
und was sie leis' nur wünschte,
Erhielt sie dort in allen Stunden auf ihr Geheiß.
Und dreißig Tage ward ihr jeder Wunsch, ob klein
ob groß, erfüllt um jeden Preis.
Und wurde schwanger dann ihr Schoß, ließ man sie
frei und los
Und achtete die Heiligkeit der Mutter bloß.
Doch hat sie nach den dreißig Tagen kein Kind unter
dem Herz getragen,
Führt man sie hundertdreizehn Stufen tief in ein
Gelaß,
Wo in der Mauerdecke ein mächtiger Eisenhaken saß.
Hoch über einen Brunnenschacht war dieser Haken
angebracht,
Ein Tau mit einer Schlinge hing dran fest. Die
zog der Henker um den Hals der Frau schnell an.
Vom Leben war ein kurzer Schrei der Rest.
Über dem Brunnentrog schwang sich die Leiche an
dem Strang noch manche Stund'
Und blieb, bis sie der Brunnenabgrund zu sich zog.
Ein Bündel bunten, welken Laubes fand ich an
diesem Haken,
Und als ich übern Trog mich bog, hört' ich ein Echo
unten,
Als ob auf Flügeln drunten der Tod aufflog,
An unterirdischen Hügeln das Rauschen auch von
einem Fluß vorüberzog.
Ich mußte lang' die Todeslandschaft am Brunnenrand
belauschen.

Der Angelthron am Goldfischteich

Auf einem der Balkone in einem Hofe sind zwei Throne.
Da saßen oft der Fürst, die Fürstin, beide festlich in dem Juwelenkleide.
Sie hielten goldene Angeln in der Hand.
Im Hof ein Teich voll goldener Fische stand.
Der Fürst, die Fürstin ließen die Angelhaken in das Wasser fallen,
Doch tun sie hier den Fischen nichts zuleide.
Der Fürst, die Fürstin, beide spiegeln die Augen in dem Wasserkreis,
Als ist die Luft von ihrer Liebe schon allzu heiß und reich,
Und ihre Augen flüchten zu goldenen Fischen in den kühlen Teich.

Der blutende Thron

Im Fort von Agra, an der Empor' der größten Schloßterrasse,
Steht, schwarz aus Marmor, eine Platte auf vier Füßen.
Um auf den Tigerhof zu sehen, der Fürst den Ehrensitz dort hatte,
Wenn Elefant und Tiger sich Aug' um Aug' im Kampfe drehen.
Beim letztenmal, als schon der Staub und Dampf die Kämpfer hüllte
Und aus der Wolke unsichtbar das Kampfpaar brüllte,
Erfüllte sich ein alter Spruch aus einem Sagenbuch:
Die eine Ecke von der Marmorplatte sprang ab mit dumpfem Klang,
Als ob sich aus der Luft herab ein Eisenhammer schwang.
Zugleich drang rot aus schwarzem Stein von Blut ein Strahl, als blutete der Thron sichtbar vor Qual.
Der Fürst befahl, den Kampf im Hofe einzustellen, und fragte seine Magierleute,
Warum der Thron zerbrochen, und was das Blut bedeute.
Kaum hat sein Mund gesprochen, die ganze Stadt entsetzt aufklagte:

Es ist der Feind zur Stadt hereingebrochen! Und Englands donnerndes Kanonenfeuer laut Antwort sagte.
Eh' dann der Morgen tagte, jagte der englische Soldat den letzten Großmogul von seinem Stuhl.
Der Marmorthron hat schon geblutet, eh' noch dem Fürst vor Schmach das Herz zerbrach.
Es sind die Menschen und die Dinge gern ein Herz.
Und wo die Liebe zwei verbindet, gleichwie mit einem Ringe,
Da ist ein Blutlauf zwischen Mensch und Stein,
Und beide in dem Bunde geben in einer Unglücksstunde die Seelen auf.

Die Palme in der Todesstille

Eine Sagopalme hoch auf dem Terrassenrand tanzt,
Ihre Fächerblätter hat Hitze und Sand und Sturm zerfranzt.
Sie steht wie ein grüner Turm, niemand hat sie dorthin gepflanzt,
Sie lebt auf der hohen Wand im Mondschein und Mittagbrand
Und schaut, wie des Fürsten Seele, allein auf den Flußstrand in das flache Land hinein.
Nur ein Geier sich unter Schrei'n manchmal hin zu ihr fand,
Und der Rauch von Scheiterhaufen, die unten am Strom vereinzelt stehen.
Im Ufergebüsch gehen, mit einer Leiche in weißer Leinwand auf den Schultern,
Vier Indier; sie laufen flink und eilig auf schnellen Zehen.
Bei den Todesstillen, die in den Sälen im Schloß wie Heilige stehen,
Wehen die Wolken von den Scheiterhaufen, und jeder Totenbrand am Strand
Reicht den Todesstillen auf den Schloßterrassen die Hand.

Fatehpur Sikri

Im Automobil

Fatehpur Sikri, die gestorbene Stadt, hatte ich mir eines Morgens von Agra her als Ausflugsziel gesetzt.
Und sausend im Automobil, als ob mich eine abgeschossene Granate trug,
Bin ich vier Stunden wie im Götterflug auf einer schnurgeraden grünen Straße,
Vorbei an Hindudörfern, Zebuherden, wildentsetzt durchs indische Land gehetzt.
Des Großmoguls viel hundert Jahre alte breite Straße
Steht als gerade Zeile in Meile zweiundzwanzigmal bei Meile,
Als grüner Baumgang lang ohn' End' und ohne Anfang.
Die Riesentamarindenstämme werden wie Wände bei der schnellen Fahrt.
Hart Baum bei Baum, stehn sie wie hohe Dämme, als würden alle Bäume mitgetragen.
Und in den Äckern am Gelände die Hirten vor mir auf der Stirne lagen
Und haben vor dem Motorwagen anbetend ihre Hände vor die Brust geschlagen,
Als flog ein Gott durch ihr Gehirn, als wär' der Wagen voll Gewalt,
Von einem Gott die sausende Gestalt in europäischer Inkarnation,
Buddha auf einem Eisenthron.
Laut summend hören alle Karawanen, die in dem Baumgang eilen, aus Meilen einen Ton,
Und jeder schaut dann eine Wolke schon. Die ist durch Meilen gleich davon.
Von allen, die auf ewiger Straße wandern, schaut einer dann den andern an, im Staub ergraut.
Mensch und Kamel, Zebra und Büffel, Affen, Elefanten
Erkannten in der Wolke nur einen Kopf mit Gläseraugen, blitzschnell entrückt,
Und alle Hindus liegen lange noch auf gleicher Stell' und lächeln hell, wie in dem Gott verzückt.

Nachdem ihm manches Eichhorn, tief im Schreck und wie erstarrt Tod suchend, in die Räder lief,
Stand das Automobil nach den vier Stunden Fahrt auf sandigem Hügel still.
Dort hab' ich eine tote Stadt gefunden, mit prächtigen Straßen, vielgewunden,
Die haben durch Paläste jeden gehen lassen.
Dein Fuß in dieser Stadt von Schloß zu Schloß hier trat,
Und niemand als das Mittagslicht hielt ungebunden in leeren Höfen und Terrassen Feste.
Doch sind hier nicht verlassen wilde Reste. All die Moscheen, Kuppeln, Türme sehen
Mit ihren roten Sandsteinzinnen auch drinnen in den Höfen neugebaut noch aus,
Als gehen hunderttausend Menschen mit jedem Windzug über Markt und Plätzen stündlich hinein, heraus.
Unsichtbar dicht bewohnt scheint Haus um Haus.
Und doch mußt du hier einsam gehen, von allen Menschen ungesehen.
Niemals in all der Zeit ist dieser Stadt ein kriegerisches Leid geschehen,
Und doch, vor Hunderten von Jahren sind alle Menschen fortgezogen an einem Tag aus diesem Ort.
Wie Bienenvölker, welche ausgeflogen; und gleich dem Bienenstock leerten sich Häuser Block um Block.
Doch unversehrt steht heute noch jeder Steine Stock.
Und keine Menschen, Stein bei Stein hat hier die Sonne nur allein zu wärmen.
Der Durst war hier die größte aller Sorgen, das Wasser ging der Stadt an einem Morgen in allen Brunnen ein.
Ein Geist, der ewig um die Erde mit seinem Hunger reist, der Durst,
Kam zu den Toren in die Stadt herein, hat jeglichen Palast umkreist,
Hat alle Menschen auf den Dächern und den Türmen und in Moscheen mit dürren, heißen Händen angefaßt,
Und eine ganze Stadt samt ihrem König floh vor diesem einen stummen Gast.

Mirjams Garten

Der Durst saß heute noch der toten Stadt zur Last,
Hielt noch in Mirjams Garten drin, wo einst des
Großmoguls Gemahlin bei vielen Brunnen gern
gespielt,
Auf nackter, dürrer Erde Rast.
Es heißt, die Mirjam war dem Gatten mit ihrem
Leib stets treu,
Doch ohne Scheu beging sie Frevel an aller Freude Geist.
Es hatten ihre Augen vom übersatten Türkengott genug,
Und Mirjam trug ihr Herz, im Schatten von ihrem
kleinen, harten Marmorgarten,
Dem Gott der Christen an, der statt der ewigen
Himmelsfreuden auf Erden menschlich leiden kann.
Mit Mirjams Durst nach Leid kam Leid heran.
In jedem Brunnen, der im Garten stand, an dem die
junge Frau gekühlt die leidenschaftlich heiße Hand,
Ward alles Wasser jetzt dem Leid verwandt, und statt des
Wassers fand sich Durst am dürren Brunnenrand.
Und Quellen, König, Volk und Tiere und Blumen,
Bäume, sie flohen jedes Haus in dieser Stadt,
Wo heute nur allein der Durst für seine Träume als
einziger in den Palästen Wohnung hat.

Der Turm des Elefant

Nicht weit von Mirjams Garten, am Außenrand,
steht rund der Turm des Elefant,
Nach den dreihundertsechzig Elefantenzähnen in seiner
Wandung so benannt.
Man könnte wähnen, die indischen Götter hätten im
Sturm auf manchem Elefant den Turm wild an-
gerannt,
Die Elefanten stachen zu und brachen Zahn um Zahn
daran,
Und weißgespickt mit mächtigem Elfenbein hielt hoch
des Turmes Wand dem Ansturm stand.
Sie wirkt von weitem wie die Stachelhaut von einem
mächtigen Stachelschwein.

Weil Mirjam Christin wurde, stürmten die Götter
auf den Turm hier ein.
Doch eigensinnig selbst wie Mirjam, trotzte den Göt-
tern dieses Turmes Stein.
Da schickten sie den Todesdurst am Turm vorbei zur
Stadt hinein.
Es fordert Eigensinn von einem Weib den Tod ins
Haus herein.
Und trotzt sie auch im Bund mit jedem Steine im Verein,
und rennen sich die Götter selbst die Zähne ein,
Und muß verdursten eine ganze Stadt darin, manch
Weib fühlt stark sich in dem Eigensinn.
Sie gibt die Welt und ihren Leib ihm hin und glaubt,
wenn sie die Götter auf den Kopf gestellt,
Daß sie das Zepter aller Macht erhält. Doch über
Nacht der Spuk zusammenfällt,
Und dann der Eigensinn das Weib verlacht, und sie
steht ganz allein.
Ihr Sinn ist dann kein Turm mehr, stolz gespickt
mit Elfenbein.
Ein jeder Zahn, der sich als Bein anblickt, trittst
du zum Turme heut heran,
Ist nur aus Holz gemacht, falsch und gemein.

Das Wunder des toten Heiligen

Ich schritt durchs große rote Kuppeltor in eine mäch-
tige Moschee hinein
Und suchte, wie zuvor, die Menschen dieser Stadt.
Gar wunderbar aus rotem Stein, stiegen hier Wände
in dem Hof empor.
Des Marmors weißer Schnee liegt da in großen
Platten im Hofe ausgebreitet, gleichwie ein heller
See.
Ein Heiliger mit seinem Grabe ist diesem Ort hier
immerfort noch treu geblieben
Und hat noch heut zum Wundertun die Gabe. Sein
letzter Priester saß dort an der Grabkapelle.
Er kam im weißen Kleid heran und zog mir über
meine Stiefel vorsichtig Strohpantoffeln an,

Eh' ich die einzige bewohnte Schwelle der Stadt betrat.
Ein Sarkophag stand in des Grabes Mitten und Spiegelwerk an allen Wänden, aus Spiegelmosaik geschnitten.
Der Priester mir ein kleines Endchen Strick dann gab. Er schnitt's von einem Knäuel in seiner Tasche ab.
Wer einen Knaben in der Ehe wünscht, wird ihn zu Haus' bald finden,
Braucht nur ein Endchen Strick zu einem Knoten am Gitter hinterm Sarkophag des Heiligen hier anzubinden.
Tausend mal tausend Endchen Strick, wie graue Bündel Haar, hingen als Knoten schon,
Von denen jeder kleine Strick dem Geber einen Knaben bald gebar.
Von Knoten dick verfilzt das ganze Gitter war.
Totstill stand die Moschee, ich seh' sie noch im Mittagslicht mit ihrem Marmorhof,
Gleich einem weiten Feld aus Schnee, tot, aller Freude bar,
Und nur ein Heiliger allein bei seiner Arbeit war.
Nachdenken gab mir dieses Grab, weil hier ein Toter, der die Welt geliebt,
Mit seiner Liebe einer toten Stadt noch Leben gibt.

Ich stand noch, eh' ich hier von allen Wundern aus Fatehpur fort fand,
An breiter, freier Treppe der hochgelegenen Moschee und sah ins weite silberige Land,
Wo nichts sich mehr bewegte und nur verdorrter Staub sich regte.
Hier alle Tage hielt ein ewig blauer Himmel dir sein Gesicht licht ohne Laune hin,
Wie ein unendlich guter Heiliger mit großem Ziel, mit Arbeitssinn und Freude an der Menschen Spiel.
Ich kam am Abend, ehe die erste Spur des Monds auf Agra fiel, zurück von Fatehpur
Und dachte, als ich sausend hinfuhr in dem Motor: wo Sehnsucht ist, gehn Wunder vor.

Der Geist des Auto, der wie ein Heiliger den Indier mit der Stirn zu Boden fallen heißt,
Beweist, daß jedes Land sich Wunder schafft: Europa durch Verstand und Indien durch die Liebeskraft.

Agras Teppichblumen

In einer Bambushalle sitzen, wie Amoretten nackt, in bunten Reihen
Die netten Kinder Agras, wohl tausend braune Mädchen, Buben, gleichwie in einer Himmelsstuben.
Lustig ist ein Geraune, ein lustig Singen, Schreien, und alle arbeiten an Knüpfereien.
Es sitzen, wie die Kolibris auf einer Stange, in einem langen Gange
Wohl immer hundert eng im Fleiß an einem Teppich im Gedräng,
Knüpfen an gelbem, purpurnem und grünem wollenem Strange.
Und tausend Kinderhände zappeln wie Mäuschen hüpfen,
Die Kinder, sie begleiten mit altem, indischem Sange die Arbeit, die in stetem Gange.
Wie Wand an Wand stand Teppich hier vom Dach zum Boden ausgespannt.
Ich habe lange zugeschaut, wie unter mancher Kinderhand sich klug
Aus Pupurfäden manch indisches Blumenmuster bunt vor den Augen baut.
Nie täten grobe Hände der Erwachsenen die Knüpfereien schnell genug.
Den Fingerspitzen dieser Kinder, die singen, knüpfen, lachen, beten, weben,
Entschweben all die Teppichblumen wie ewige Gärten in das Leben.
Und später treten drüberhin die Schritte in den reichen Sälen,
Schritte, die stampfen und befehlen, Schritte, die schleichen und den Tag bestehlen;
Schritte, die sich im Glück nicht aufzutreten trauen,

Schritte, die Blumen streicheln, und Schritte, die die Blumen quälen.
Die Tropensonne aber tritt und glüht im Arbeitshaus aufs Wellblechdach,
Und manche Kinderhand wird heiß vom Fieber, matt und schwach.
Doch keins von seinem Leiden das Ende weiß,
So wie die Teppichblumen, die ohne Jahreszeit ins Leben schauen, bis sie ganz zerrissen,
Und nichts vom Kommen und vom Gehen wissen.

Bahnhof zur Nacht

Der Zug, den ich nach Lucknow nehmen sollte, ging erst des Morgens früh um drei.
Die indische Eisenbahn stellt europäischen Reisenden vom Abend an das Schlafen in den Wagen frei.
Der Bahnhofsplatz ist nachts ein Markt, Händler verkaufen, feilschen mit Geschrei,
Und alle scheinen hier im Schlafe wach zu wandeln, als ob sie hier die Nacht stückweis' als Ware sich verhandeln,
Sitzen um Feuer groß entfacht; sie braten, sieden, schmoren,
Und keinen Frieden finden in dem Bahnhofslärm die Augen und die Ohren.
Die Indier reisen wie die Wanderratten, fast alle Züge sind voll zum Entgleisen,
Als ob sie nur ihr Leben in steter Eile hatten.
Und ungezählt, wie nur die Waldameisen, sind Wagen dichtgedrängt die ganze Nacht,
Als wenn das Leben nur am Reisen hängt.
Die Züge brausten zu der Bahnhofshalle hinaus, hinein
Und sausten, mit den nackten Reisenden beladen, endlos wie schwarze Eisenfaden.
Auf den Geleisen und den Bahnhofsrampen standen Signallaternen, Weichenstellerlampen,
Und bei dem Tuten, bei dem Pfeifen und dem Fauchen, bei Dampfspiralen in der Luft
Konnten mir meine Sehnsuchtsqualen besänftigt

untertauchen, als ob um mich Europas Straßen rauchen.
Ich pries die laute Nacht voll Eisenlärm, die keinen ruhen ließ,
Rangiermaschinen und Lokomotiven, auf die der Mondschein stieß.
Durchs Wagenfenster schien die Welt mir draußen ein Heimatsparadies.
Ich wußte nicht mehr, daß der Taj Mahal und weiß auch Lotossaal bei Saal im Fort von Agra hinterm Bahnhof stand.
Es war, als reichte mir die Liebste, am Bahnhof heimgekehrt, die Hand,
So daß ich Ruh' im Lärm wie keiner fand.

In Lucknow

Ich fuhr am Morgen weiter nach Lucknow auf der ewigen Schienen Spur,
Und indischer Staub und indischer blauer Himmel, die blieben mir Begleiter.
In Lucknow waren große Jahresfeste, der Schluß der muselmännischen Fastenzeit und Lucknows Polorennen,
Das jeder Europäer, der hier in Indien wohnt, besuchen muß.
Sie alle jetzt nach Lucknow reisten. Auch Reisegruppen, die die Welt umkreisten, traf ich hier an.
Die sagten dann, sie hätten schon Amerika, Japan, China und Indien abgetan.
Sie kamen umgekehrt als ich den Weg zu Schiff und Bahn.
In ein paar Wochen schon sah'n sie Europas Küste.
Das weckte mir Gelüste, umzukehren und mich ums Reisen länger nicht zu scheren.
Wenn ich mich vor der Liebsten als Mann nicht schämen müßte, so hätte ich's getan.
Gar endlos sah der Weg sich noch durch vier gewaltige Meere vor meinen Augen und vor meiner Sehnsucht an.

10*

Ich hörte auch von einem Mann, der da mit anderen reiste, der fünfundzwanzigmal schon um die Erde kreiste.
Ich glaub', er sah sich schon gar nicht mehr um und reiste mit geschlossenen Augen,
Gleichwie im Traum, rund um den Globus wie der Mond herum.
Die Fastenzeit in Lucknow schien nicht schwer gewesen, denn alle sagten mir, man fastet dort am Tag.
Doch durfte man von abends sechs die Nacht hindurch bis morgens sechs von allen Speisen essen.
Die Muselmänner durften endlich von dieser Anstrengung jetzt rasten.
Mir aber schien das Weiterreisen und meine Sehnsucht Tag und Nacht wie ein unendlich rastlos Fasten.
In Lucknow fuhr ich hin zu einem Fest zu den Moscheen.
Dort hab' ich hunderttausend Menschen betend in Festtagskleidern, wie weiß' und bunte Kissen,
Gekrümmt am Boden liegen sehen.
Unter den Bäumen, unterm freien Himmel ist das Gebet der Menschenmenge mit dem Gesicht nach Mekka hin geschehen,
Und danach mußt' ich sehen, wie alle hunderttausend in ihren weißen Kleidern, wie Schnee und Blumen, schnell aufstehen.
Sie alle küssen und umarmen sich und legten fort das Fasten und das Büßen
Und teilten Lächeln aus und Händedruck und manches frohe Wort.
Nur ich stand in Gedanken unter Bäumen, einsam, wie nur die Leprakranken,
Und ließ die Frohen, wie ein Spuk, vorübergehen.

Bessies Traum

In Lucknow sind in einem Gartenland Ruinen von einem indischen Aufstand noch zu sehen.
Der Generale Residenzen stehen zerschossen, und prächtige Säulenhallen und lila Blumen gehen,
Wo einst die Menschen sterbend hingefallen,

Und Heldenblut blüht an den Mauern dort in lila
Blumen überm toten Ort.
Ich sah die Kellerhalle, wo Hunderte von Frauen
und von Kindern, gleichwie in einem Stalle,
In Monaten hier in der Erde lebten und zwischen
Flintenschüssen, Pest und Wunden bebten,
Wo Bessie, eine eingeborene Frau, den Traum den
hundert Hungernden beschrieben,
Den sie in letzter Nacht noch hat, der ihr als Trost
am Morgen noch geblieben.
Sie sah die Hilfe, die sich naht, sah in dem Traum
ein Heer,
Und laut sprach sie Mutlosen Mut im blutgetränkten
Kellerraum
Und sprach den Satz nicht aus, da schallt schon Jubel
in das Haus.
Die englische Armee zieht Mann an Mann heran,
und die Belagerten, sie sehn ihr eigenes Elend nicht
mehr an,
Sie rutschen auf den Knien und zieh'n zum ersten-
mal seit Monaten vom Keller in den Sonnen-
schein.
Der Aufstand ist besiegt, und nur ein Totenfeld liegt
heute unter Blumen hier an dem Weg allein.
Viel Käuzchen rufen aus Trompetenbäumen, und
mancher Marmorstumpf auf den Ruinenstufen
Erzählt noch von Gesichten und von Träumen, den
Träumen,
Die des Nachts voraus das Leben dichten, nach denen
sich die Tage dann mit ihren Taten richten.

Auf der Gangesbrücke

Mein Zug kurz vor Benares abends kam
Zur Eisengitterbrücke, die den Strom im Sprung
breit nahm.
Die Nacht lag draußen wie ein Silbersaal, der hing
hoch überm Gangestal.
Durch einen Zufall ging mit einemmal im Zug das
Glühlicht aus,

Die Köpfe aller Reisenden sahn schnell erschrocken in die Nacht hinaus.
Der Zug lief auf der dunklen Gitterbrücke, unten lag breit,
Wie weites Feld aus Eis und Schnee, der heilige Strom, vom Mond beschneit.
Er zog zum Horizont, im Himmel mündend wie in einem See.
Das Wasser schien aus eigener Kraft zu leuchten, gleichwie aus Milch und weißem Blütensaft.
Im Ganges kam der Mond wie eine weiße Lotosblüte angeschwommen.
Nun, schien mir, war ich erst im echten Indien angekommen.
Die Dschungelufer unterm Nebel lagen, ich fühlte mich im Zug auf hoher Brücke
Gleich einer Mücke, die ein Elefant hin übern Strom getragen.
Uralte Göttersagen sangen vor meinem Ohr,
Und alle guten Götter kamen im Mond hervor zum Gangesgreis gegangen.
Mir war, als hörte ich aus Vedabüchern Namen und Echos aus der Weisheit Dom.
Sehnsucht, die immer reist, blieb einen Augenblick hier fromm gefangen
Und atmete den hehren Geist vom heiligen Strom.

Benares, die Prächtigste

Die Stadt Benares, — „Prächtigste" nennen die Hindus ihre Gangesstadt.
Sechshundert Jahre vor Christo war sie schon in Indien die Allmächtigste genannt und lachte,
Als in Europa keiner noch an Rom, „die Ewige" dachte.
Ein Erschauern umfängt dich in Benares' urweltlichen Mauern,
Wo noch heute der Menschheit die heiligen Worte mehr gelten als Gold und Zeit,
Wo die leisen Gedanken die lauten Völker und Reiche überdauern.

Tausend Asketen noch heute den Leib zertreten und seine Nichtigkeit beweisen
Und alle Leiden hoch über die Freuden der Erde preisen;
Benares, das die Seelenlust entdeckte und Weltflucht in allen Seelen erweckte;
Benares, das noch nicht vergangen und nicht verlassen gewesen,
Dessen Tempelstraßen die langen Pilgerzüge noch täglich empfangen;
Wo täglich zum Ganges Hunderte Sterbende von weitem Land anlangen
Und das Wasser berühren mit erkalteten Wangen
Und schon den ersten Schimmer des Nirwana in den Nieren spüren, ehe sie die Augen schließen für immer. —
In diese heilige Stadt trat ich ein wie in ein Sterbezimmer.
Vorsichtig ging ich vorbei auf Zehen an denen, die sich quälen,
Und sah die Menschen von Leben, Lieben und Sterben den Tod hier wählen.
Sah gelassen auf solche, die ihr Herz im Leib nicht erfassen
Und, statt bei einer Liebsten, mit viel Gequäle nur bei der Seele saßen.

Pilgerankunft

Die Pilger, die in Scharen nach der Stadt Benares kommen,
Waren nicht sogleich in ihren Mauern aufgenommen.
Drei Tage soll zuerst ein Rundgang dauern, die Pilger müssen
Zuerst die Stadt, in ganzem Umfang, auf ihren müden Füßen umwandernd grüßen
Und unter Andachten und steten Gebeten dreimal vor ihren Toren übernachten.
Erst dann sind sie, im Ganges sich zu baden, von allen guten Geistern eingeladen.

Auch ich kam erst am dritten Tag zum Ganges hin.
Vorher ist stets am Morgen, wenn ich den Gasthauswagen zur Gangesfahrt genommen,
Verhindernd stets ein fremder Geist gekommen,
Ein Geist, der mich am Weg aufhielt, als ob der Ganges jederzeit schon aus Gewohnheit gern
Drei Tag Verstecken mit den Pilgern spielt, und sich nicht eher zeigt,
Damit die Sehnsucht dir nach seinem Anblick täglich höher steigt.
Einmal konnt' ich, weil Regen fiel, nicht aus dem Hause gehen.
Einmal blieb ich, von einem Tempel aufgehalten, im Schauen stehen.
Einmal verschlief ich auch den Sonnenaufgang, und nicht mehr lohnt sich dann der Gangesgang,
Denn alles Leben lebt dort nur zu Tagesanfang.

Der goldene Tempel und der Asket

Der goldene Tempel nah dem Marktgewühl hielt mich an einem Morgen auf.
Ich kam aus breiten Straßen mit Basaren in enge Gassen feucht und kühl.
Dein europäischer Geist und dein Gefühl gehen dort, Stück um Stück, wie um Jahrhunderte zurück,
Wenn du vom goldenen Kalb bei Moses mal gelesen,
Und auch vom Baal, so stehst du plötzlich jetzt in jener Zeit,
Stehst dort mit deinen Stiefeln und lebst die Gegenwart in der Vergangenheit,
Und so genarrt, liegst du mit dir im Streit.
Blutrot sitzt vor mir unter einer Halle ein mächtiger Stier, aus Stein und alt archaisch in der Form.
Es schien die wulstige Gestalt wie aus der Urzeit unbeholfen und wie aus Blut geballt.
Wie stumpf von Blut und Opfern trunken, lag dieser Stier im Schlaf auf seinen Knien,
In frischen Blütenketten, Weihrauch und gelb und weißen Blumenblättern dumpf versunken.

Sein Scharlach spiegelte in einem schwarzen Wasser.
Voll blasser Blüten schwamm der Tintenteich.
Der war, in eckigem Steingestell, der heiligen Erkenntnis Quell.
Die goldenen Stufen zu dem goldenen Tempel, die lagen nah daneben,
Und hoch von Mauern war der kleine, feuchte Platz umgeben, wie eingesargt in Heiligkeit, fern aller Zeit.
Auf einem Stachelbrett, auf einer Steinterrasse, lag auf derselben Straße ein Asket.
Das Brett besteckt mit Eisenstacheln, und jeder Stachel höher als ein Fuß. Darauf lag unbedeckt,
Sich selber zum Genuß, der nackte Mann auf diesem Folterbrett seit Jahren ausgestreckt,
Mit Ruß und Asche eingerieben, und rings das Volk schien göttlich ihn zu lieben;
Als würden hier durch seine Leiden die Sünden anderer verziehen und vertrieben.
Sein Bart wuchs ihm bis zu den Knieen, grau in Mähnen,
Sein Haupthaar war mit gelben Wollensträhnen wirr durchflochten; sein Blick war irr und wild.
Ein gelber Blütenkranz um seinen Kopf und weiße Kränze an der Brust, gleichwie an einem toten Götterbild.
Bekleidet war er nur mit dicken Stricken um die Lenden.
Wahnsinn war schon in seinem Blick, und unter seiner aschengrauen Stirn
Augäpfel wie auf Stiften staken, wie Augen eines Hummers vorgestreckt aus seinem Hirn.
Sein Leib war mächtig, prächtig im Muskelspiel, und konnte gern gefallen jedem Weib.
Andächtig hielt der Mann ein ungeheuer Buch in seinen Händen.
Er las darin, als ob die Augen Erlösung von den Körperschmerzen bei heiligen Sätzen dort im Buche fänden.
Und er gefiel sich, totenstill auf allen Stacheln dazuliegen,

Und seine Finger regten leicht sich nur im Spiel mit seinen Blumenketten,
Und hätten besser einem Weib sich hingereicht, und seine Schenkel, die sich auf den Stacheln biegen,
Täten wohl freudiger zum Zeitvertreib ein Weib im Schoße wiegen.
Gar lächerlich schien mir, sich selbst zu strafen und selig auf den Eisenstacheln freiwillig öffentlich zu schlafen.
Hat doch die Liebe, läßt du sie ins Herz von Grund aus ein, mehr Seligkeit und auch mehr Höllenpein
Und bohrt mehr Stacheln dir ins Fleisch hinein als jedes Eisenbrett vom mutigsten Asket.
Wer aber seinen Leib mit Eisennägeln nur durchsticht und hat den Mut zu einem Weibe nicht,
Der tut von allen Feigen am meisten feig sich zeigen.
Nur wer der Wollust in die Arme geht und Leib an Leib mit einem Weib zu lieben und zu leiden recht versteht,
Der ist auf dieser Welt der einzig wirkliche und gottgefälligste Asket.

Es fanden sich am gleichen Platz, bei dem Asket und bei dem Stier, noch andere Götterbilder aufgestellt,
Und alle standen hier vom Rötelrot erhellt. Wie eine Fleischerbank von rotem Blute schier,
So leuchten auf dem Platz bei feuchten Steinen
Die Quellen Buddhas und auch Elefantengötter auf den granitnen Tischen und rings in hundert Nischen.
Darüber tagt hellblau der Morgenhimmel und stand ein grüner Baum bei einer Mauerwand,
Und mitten dort, erhöht auf nassen Pflasterplatten, stand in dem Morgenschatten,
Wie einst das goldene Kalb, der heilige Ochse feuerrot am dunklen Quellenrand.
Die Luft war unsichtbar durchloht von teuren Spezerein und Blütensäuren.
Verkäufer hielten, wie mit Gold gefüllt, dir Körbe hin; purpurn und golden lagen Blumen drin,
Doch keine zeigte mehr der Freude Sinn.
Sie lagen feierlich, wie unverwelkbar und wie gepflückt seit tausend Jahr.

Die Indier tragen festlich sie beim Beten, gleich Tropfen aus den Wunden des Asketen,
Nur Blüten ohne Grün und ohne Stiele, gereiht zu roten und zu goldnen Ketten.
Mehr als vom Blumenduft und von dem Weihrauchdunst,
War hier die Luft von großer Wollust der großen Leiden angefüllt, gleichwie ein Wald voll Frühjahrsbrunst.
Und alle, die hier gingen, die haben unbewußt genossen,
Und jeder Seel', in ihren Leib gehüllt, ist hier die Lust am Leben, erst recht in Nähe der Asketen,
Wie schäumend in den Kopf geschossen.
Doch hätte einer laut davon gesprochen, es hätte die Asketen wohl verdrossen,
Und nur der rote Stier aus Stein lag still und gut, allein aufrichtig lustverdächtig hier.

Beim goldenen Tempel und Tempelstier

Zum goldenen Tempel ein durfte kein Europäer. Neben den Tempel nur in eine enge Gasse;
Da warf man einen Blick hinein.
Herausgenommen war dort an der Tempelwand ein Mauerstein.
Der Tempel ist nur eine kleine Zelle. Ich sah von einer Lichtermasse rötliche Helle
Und Goldbild dicht an Goldbild in dem goldenen Schrein;
Und hie und da über dem Kerzenschein ein braunes indisches Gesicht von einem, der schnell ein Gebet hier spricht
Und Wachslicht, Blumenblätter opfert in diesem goldenen Gelasse.
In jener Tempelgasse, eng und schmal, gingen und streiften sich die Leute,
Und stets war Lärm und Schreien überall.
Gleichwie ein golden zugespitztes Faß das Dach massiv metallen am Mauerviereck saß.
Als ich mich hier vom Altan des Nachbardaches bog, sah ich am Tempeltor den lebend schwarzen Stier am goldenen Futtertrog.

Dem opferten die Leute all', gleichwie in einem goldenen Stall, grün Schilf und Blumen hier.
Als Wärter an dem Tor saß nur ein nackter indischer Knabe, der kitzelte den Stier am Ohr,
Trieb ihm mit einem Schilfrohr Fliegen fort und warf ihm Futter vor.
Es schien, der Knabe war sich nicht bewußt, daß dies ein heilig Tier am heiligen Ort.
Auch hab' ich ihn verdächtigt, er hielt den heiligen Stier auch nicht mal gleichberechtigt.
Der Stier auf den vergoldeten vier Hufen und mit vergoldetem Horn,
Den schien der kecke Knabe als Gott nicht anzurufen gern
Und hütete ihn voller Menschenwürde nur aus der Fern'.
Der kleine Indier auf den Tempelstufen, mit seinen zappeligen Beinen,
Schien mir in seinem jungen Herzen mit seinen Göttern nicht im Reinen
Und spielte noch mit jedem Gottbegriff, wie nur mit bunten Kieselsteinen.
In einer engen Hintergasse drängte sich nackt die Menschenmasse.
Man ließ mich in ein Haus eingehen, um droben hoch von dem Altan auf diesen Straßenlärm herabzusehen.
Dachtürme, gleich gedrehten Tüten und wie geschlossene goldene Lotosblüten,
Sah ich im Morgenlicht hier brüten. Ich war zu einer Dächerwelt gekommen,
Voll Steinfiguren kauernd, Steinaffen auf den Simsen lauernd.
Über den Gassen lebte ein Steingeschlecht von Gnomen, die auf den Schwellen vor dem Himmel saßen
Und auf den bienenkörbigen goldenen Domen.
Ich sah Benares' heilige Welt, voll Leid und Gold im frommen Morgenhimmel,
Mit Mensch- und Tiergewimmel aus Fleisch und Stein zu Füßen aufgestellt.

Das Morgenlicht fiel auf den nassen Stein in schattige Gassen kaum hinein,
Wo wollüstig das Leid, Gott, Mensch und Tier, als Heilige Vier, schier schon Jahrtausende zusammensaßen.

Lingambuden

In diesen Gassen, eng für einen Mann, mit Trommeln, Pfeifen, Gong und lautem Beten,
Kamen fortwährend hurtig Pilgerzüge neu heran.
Die Mauersteine waren glatt gewetzt, die Pflastersteine glatt getreten und schwarz von Fetten der Jahrhunderte,
Schwarz von Milliarden Füßen, die, ihres Leibes Seele sich zu retten, zum goldenen Tempel wandern müssen.
Man streift in Enge jeden Arm, und warm von Weihrauch und von Menschenhauch
War jeder Eckstein wie ein fleischiger Bauch.
Die Sonne fiel zur Gasse nie hinab, und an dem goldenen Tempel eng entlang
Schien dieser Weg ein unterirdischer Gang.
In Höhlen und in Nischen dampften Küchen, stand Spielzeug für die Kinder,
Steinbuden zum Verkauf von Spezerein. Und auf den Budentischen luden auch zum Einkauf hunderttausend Lingams ein.
Ein schwarzer, eiovaler Stein, in eine kleine Kupferpfanne eingesteckt, so ist das Lingamzeichen,
Das leicht den Liebestrieb bei dem, der es sich kauft, erweckt.
In langen Budenreihn standen die Lingams aufgestellt, fußgroß bald und bald fingerklein,
Und haben große Segnungen bezweckt.
Hat sich ein Weib als unfruchtbar entdeckt, kauft sie sich gern ein Lingam ein.
Daß man die Hand hier mit dem Geld nach Fruchtbarkeit ausstreckt und diese auch für Geld erhält,

Zeigt, daß der Indier praktisch denkt und nicht aus falschem Ideal
Sich dümmer als der Weltgeist stellt und als Naturmoral.

Tempel der Kühe

Durch eine schmale Pforte in der Gasse trat ich zum Tempel ein der heiligen, weißen Kühe.
Mit Mühe nur gelangt ein Fremder hier hinein und darf auf einem schmalen Stein im Hofe drinnen nur drei Schritte tun.
Und deine Augen dürfen kaum auf jenen Kühen in ihren weißen Marmorställen ruhn.
Festlich, wie nur für Kaiserinnen, war dieser weiße Marmorhof von innen.
Die weißen Kühe an den weißen Marmorkrippen stehen. Nackte Asketen, lautlos und barfuß,
Gehen und füttern alle Tiere hier unter Plaudern und Gebeten.
Und Künstlerhände haben an Wände, Pfosten, Decken aus Marmor Lotosblumen und Ranken schön geschnitzt,
Und jede Kuh geht frei, wie ihr behagt, und lebt hier lang und hoch betagt.
Und würdevoll kaut sie am Marmortrog und hat nicht eine Stunde, wo sie klagt.
Um sie sind Säulen zart gebaut. Es ist ein Heiligtum im Hof,
Wo zwischen Gold und Kerzen ein Marmorbuddha, friedlich wie die Kuh, den weißen Stall mit ewiger Ruh' beschaut.
Auch eine weiße Taubenschar fliegt ab und zu, und über jedem Trog ist eine Nische für ein Taubenpaar.
Schneeweißer Friede über weißen Kühen und über Mist und Marmor war.
Nur an dem Brunnenrohr die Messingpumpen laut sich senken und Wasserstrahlen rauschen, an denen die Asketen Eimer schwenken, das Vieh zu tränken.
Und andere an Rosenketten beten und sitzen still und

denken, und Kuh um Kuh hebt ihr durchsichtig
Ohr, und alle Kühe lauschen, als ob sie mit den
Betern Zeichen tauschen,
Nur manches Auge der Asketen voll Ingrimm stand,
wie aufgezehrt vom leeren Brand,
Und wie verheert ging diese Schar einher mit Asche
über Leib und Haar.
Sie schleppten ihre dürftige Pilgertasche und haben
grünes Futter zu den Kühen hingebracht,
Trugen als Schmuck nur Strick und Blütenkette, waren
wie nackte lebende Skelette,
Als hätten aufgeregte Tänze sie wirr und dürr gemacht.
Es grinst ihr Auge in den Falten der Gesichter, und
ihre Blicke wie die Geißeln schallten.
Sie gehen selig von dem ewigen Hunger, gleichwie
in einer unsichtbaren Tracht.
Ihr Leib nur von der Leere lebt, ihr Lächeln in die
Leere lacht.
Ihr Blick hat mit Gelunger ihr eigenes Herz im Leib
verklagt.
Sie leben fort und leben dort, wo nicht einmal der
Tod zu leben wagt.
Ich hätte hier als heilige Kuh mir alles Futter gern
versagt,
Reichten mir diese Hände, ohne Ruh, täglich und
stündlich jeden Bissen zu.

Der Affentempel

An einem Morgen kam ich hin zum Durgatempel
draußen vor der Stadt,
Der einen zweiten Namen, der „Affentempel", hat.
Der Durga opferte vor kurzem man noch Menschen
dort, der Frau des Gottes Shiva.
Noch immerfort steht in dem Säulenheiligtum ihr Altar
an dem gleichen Orte,
Und gelb von gelben Messingplatten, Messingbeschlägen
glänzt die Pforte.
Dreimal am Tage rühren Priester die Trommel, ihrer
Göttin zum Behag.

Und dumpf dröhnt Schlag um Schlag hier auf zwei Glocken,
Die vor der heiligen Tür wie schwarze erzene Hennen hocken.
Die Göttin braucht noch täglich Blut, und eine schwarze Ziege bringen des Morgens ihr die Priester opfernd hin
Und machen sich die wilde Göttin gut. Doch wenig auf der Götter Wut
Achten viel hundert Affen in dem Tempelhof. Sie sind wie freigelassene Gelüste von einer sinnlichen Gedankenbrut,
Und wohnen wie ein großes Volk im Heiligtum der Götterfrau,
Als wären sie die Seelen aller Menschenopfer, die allzeit hier geschlachtet wurden in dem Bau,
Und wurden alle nach dem Tode Affen und sind der Göttin Wildheit untertan
Und springen alle zähnefletschend zu Haufen aufgeregt heran.
Am Tempeleingang ist viel Volk, und keiner glaubt, es ist erst Tagesanfang.
Bei Trommeln und Gesang und Stimmgemeng stehn Leute und Verkäufer im Gedräng.
Zinnteller halten die Verkäufer hin, voll Mandeln und voll Nüsse,
Die wirft man, um den Heeren der Affen abzuwehren, den Tieren vor die Füße.
Ein Hof aus rotem Stein geht klein im Viereck um das Heiligtum,
Und auf vier Händen fliegen aus Mauerlöchern in des Hofes Wänden
Die Affen, die behenden, aus Mauergängen aus und ein, und ihre Zahl und ihre Brut, die scheinen nicht zu enden.
Es sind meist böse, gelbe Affen, blaurot vor Wut in dem Gesicht,
Sie hängen sich an deinen Weg, und sie begleiten dich ganz dicht,
Und jeder mit dir seine Sprache spricht.
Auf allen Seiten um das Heiligtum stehn groß und

klein aus Stein die nassen Lingams, wie in Gassen,
Am Wege um den Tempelschrein. Ein indisch Weib kam da allein.
Sie schob den Schleier von den Hüften, nahm nackt auf einem Lingam Platz ohne Scham
Und lächelte still vor sich hin, und auch der kahlgeschorne Heidenpriester
Belächelte des unfruchtbaren Weibes tiefgläubigen Sinn.
Die Affen aber tanzten ohne Scham und liefen an die andern Lingam wild heran,
Und mancher übte seine Brunst daran.
Das Weib, der Priester sahn es lächelnd, Gebete murmelnd, still mit an.
Dann, als sie beide meinten, das Lingam habe seinen Segen an ihrem Leib getan,
Bezahlte sie mit einem Silberstück den Priestermann und ging
Und sah noch einmal dankerfüllt zurück zu ihrem Lingamstein und kaufte für die Affen Futter ein.
Harmlos und lächelnd pflegen hier die Priester noch tausendjährigen Brauch,
Den Lingamsegen, und hundert Affen tun dasselbe auch.
Es halten alle gleichen Schritt auf dieser Welt, der eine reißt den andern mit in der Bewegung,
Weil Aller sinnliche Erregung die Welt und ihre Fruchtbarkeit im Gange hält.

Sonnenaufgang in den Gassen am Ganges

Gar vielberühmte Gassen führen am Uferabhang zu dem Gangesstrom hinab
Und sind gar menschenreich beim Sonnenaufgang.
Fürsten aus jedem Landestrakt und Prinzen und Prinzessinnen, der Göttermacht mit Pracht zu dienen,
Haben den Fluß entlang die Gassen, die Tempel, breite Treppenmassen und die Paläste bauen lassen.

Es schauen zwischen tausendjährigen Tamarindenbäumen die Tempelkuppeln, die den Himmel säumen.
Es steht wie helle Wabenzellen am Strom dicht Dom gedrängt bei Dom.
Als ob aus grüner Bäume Fächer sich mächtig Becher neben Riesenbecher zwängt,
So wachsen dort am Uferspiegel gewölbte Dächer.
Wie Pilze, regellos, aus rot und weißem Stein, sind Heiligtümer aufgetürmt,
Und Tempelschrein bei Schrein den Uferabhang wie ein Heer von Göttern stürmt.
Benares liegt an einer Gangesseite.
Am andern Ufer gehen flache, grüne Steppen und Dschungelniederungen in die Weite.
Ich ging entlang den Tempeln, die, wie die Termitenbauten, sich zwischen Ufertreppen drängten, wölbten, stauten,
Und brausend ist um Sonnenaufgang hier das Stimmgewirr.
Es laufen tausend Pilger, und abertausend drücken sich und hängen wie die Mücken dicht in Haufen.
Die Morgensonne drüben in den Gangesdschungeln beginnt sich übers graue Gras her rot zu heben,
Es rinnt ihr Leben übern Fluß, bespinnt die Stadt mit scharlachnen Geweben an allen Tempeldächern,
Und lila rauchen Morgenwolken hoch über Tamarindenkronen,
Da heben hunderttausend Arme mit funkelnd gelben Messingbechern voll Gangeswasser sich zum Gruß.
Und hunderttausend Pilger tauchen von allen Treppen niederknieend entkleidet in den Fluß.
Sie kommen hell in Schleiern an, in roten, gelben, grünen, weißen Reihen, mit dem Gesicht zum Morgenrot gewendet,
Und neigen tief sich vor dem Licht, wenn ihnen wie aus goldenem Boot der erste Sonnenstrahl, der aus dem Ganges loht,
Die erste Weihe zu den Treppen sendet.
Als liefen gelbe, rote Gärten lebend die Stufen hier hinab,
So sind die bunten Menschen, wie Blumen hin zum Licht und Wasser strebend,

Und Männer, Frauen, Kinder schauen von Dächern
und von Treppenwegen
Der Sonnenankunft stumm entgegen.
Die Sonne flammt, und hunderttausend stehen in dem
Wasser, als fallen ihnen Schuppen von den Augen.
Und Gruppen, dicht gedrängt, auf Flößen festgerammt
an Bambusrohren,
Die horchen auf, als hören sie den Sonnenaufgang
gleichwie Musik in ihren Ohren.
Und ohne Lärm ist ein Gesumm von Stimmen. Rosige
Schleier in das Wasser wehen, schwimmen.
Ein Haufen Blütenblätter auf den Wellen glimmen;
denn wo die Leute aus dem Bade steigen,
Sie Blüten an die Stellen streuen, um ihren heiligen
Ganges zu erfreuen.
Wie gelbe, weiße, rote Inseln, heiter, leuchten im
dunklen Wasser die Haufen Blumenblätter
Und ziehen mit der sanften Strömung weiter.
Es liegen oben auf haushohen Marmorquadern, die
glatt behauen sind wie weiße Riesenwürfel, zwischen
den Uferstiegen,
Mann, Frau und Kind, und über ihnen aufgespannt
radgroße gelbe Bambusschirme sind.
Zu Tausenden auf allen Treppen, gleichwie die gelben
großen Sonnenblumen,
Sind diese strohnen Schirme rund in die Höh' geschossen.
In ihrem Schatten sich die Menschenhaufen zu Kurz-
weil und Gebet zusammentaten.
Und Tag um Tag, stets um den Sonnenaufgang,
nimmt hier das Menschenleben seinen Anfang.
Nicht einer von den Frommen in der Stadt tut eine
Arbeit, einen Gang, eh' er nicht bei den Tempeln
hier am Gangesstrand entlang,
Zum neuen Tag ein Weihebad genommen.

Die Asketen

In blassem Staunen kam ich zu den Gangesgassen.
Ich hielt den Atem an vor diesem Murmeln und dem
Raunen.

Und um mich her da waren Menschenmassen, es klang bald wie ein Meer und wie ein Wald.
Schwer sah ich nur den einzelnen in dem Gewirr.
In Eisenkäfigen und in umgitterten Gelassen
Saßen Asketen, nackt und irr, in allen Gangesstraßen.
Die Stirn bemalt mit Aschenzeichen,
So streichen andere an dir vorbei, furchtbar wie Masken und Grimassen.
In weißen Aschennestern an dem Boden, mit Steinen auf den toten Schultern, Märtyrer wie verkohlte Bäume saßen.
Wahnwitzig war ihr Schrein, und aufgeschleudert holten ihre Blicke, wie wilde Vögel an dem Morgenhimmel, die Wolken ein.
Die einen siech auf Stachelbetten, die andern aufgestellt, starr, unbeweglich, die Arme schwer beladen mit Gewichten.
Ihr Haar in langen, dichtgeflochtenen Stricken verstaubt aufs Pflaster fällt.
Sie stehen wie die Bäume, die der Frost entlaubt, seit Jahren tot hier in der Welt,
Und nur beim Wachsen ihrer langen Haare das Volk herum noch an ihr Leben glaubt.
Ich ging hier tiefentsetzt vorbei am Irrsinn, der den Leib zu Tode hetzt,
Das Fleisch mit Geißeln und mit Stacheln wild zerfetzt.
Als hielt das Leiden einen Markttag hier, lag der Asketen Schar stier vor den beiden Häuserreihen im freien Morgen,
Das Leben hassend, in den Aschenhaufen und mit dem weißgekalkten Haar, gleichwie die Schau von allen Erdensorgen.
Gefährlich jeder Schritt hier war, denn mancher schrie, wenn er den Europäer sah,
Und hielten ihn nicht Ketten oder Stricke, es hätten seine Füße gern mich als Insekt zertreten.
Sie alle hatten einen und denselben Blick: voll Stolz verfluchend ihr Geschick.
Als trüge jeder einen Strick voll Knoten, nicht zu lösen, in der Brust und säh das Leben nur im Bösen.

In ihrer Brust lag einfache Natur schon längst bei Toten, sie fühlten alle ewig sich als die Bedrohten.
Und nur die Liebeslust wär' hier, wo keiner mehr dem Leben traut,
Das Schwert, das glatt zerhaut des Irrsinns gordischen Knoten.

Bootfahrt

Ich saß auf strohgeflochtenem Sessel, auf winzigem Verdecke von einem grünen Boot.
Das glitt am Ganges hin, vorbei an Menschentreiben ohne Eile, hinaus auf eine Meile unterm Morgenrot.
Die Horden nackter brauner Indier laufen wie dunkler Erde Haufen am Uferrand.
Mann neben Weib und Kind und arm und reich beisammen stand,
Halb in dem Wasser, halb am Land, halb unter Schleiern, halb verhüllt von Schirm und Hand.
Nicht einer unter Hunderttausend ganz bloß und ohne Scham dastand.
Das Baden, nackt in dichten Reihn, ohne ganz nackt zu sein, schien mir ein Kunststück hier, geübt von groß und klein.
Auf manchem Würfelstein lag ein Asket für sich allein mit staubigem Haar, in Andacht tief verzückt,
Und hat zum ersten Sonnenstrahl auf seinen Knien Gebet und Anrufung beglückt geschrien.
Als böte er sich selber dar, die Arme weit gebreitet, dem Strom, dem Himmel und der Morgenröte
Und wünschte heut', daß ihn der neue Tag mit seinem Lichte töte.

Totenverbrennung am Ganges

Dicht Gasse eng gedrängt bei Gasse mit breiter Treppe in den Ganges hängt.
Ein Platz ist an dem Ufer da, und Wolken rauchen

groß, wenn dort der Morgenwind die Dämpfe auf die Seite schwenkt,
Wird glühend mancher rote Holzstoß bloß. Dampfschwaden von verbrannten Leichen aufwirbelnd übern Fluß hinstreichen,
Dicht liegen mit dem Fuß am Gangeswasser auch Sterbende und schweigen.
Die Halberstarrten warten auf den Tod und sehn die Sonne nur noch einmal steigen.
Vorbei mit weiß- und rotgehüllten Toten auf den Bahren die Trägerscharen eilen.
Die Leichen in dem weißen Leinen Frauen, die in dem roten Leinen Männer waren.
Die Flammen fahren aus den Scheiterhaufen und fassen blindlings zu,
Rauchwolken tauchen grau die Gassen in blinden, blassen Nebel,
Die Nebel übers Wasser gehen, wie Geisterscharen auf lautlosem Schuh,
Und wandern mit dem Strom hinaus. Der zieht sie wie die Seelen fort von Stadt und Haus.
Nach kleiner Stunde Brand kennst du die Knochen von den Kohlen kaum,
Sie sind wie das verkohlte Holz von einem Baum.
Und Wassereimer überschwemmen den Feuerrest in den geschwärzten Stämmen.
Die Asche fließt in grauen Gassen ab zum Ganges, der das Leben ist und auch das Grab.
Mit flachen Körben stehen hier im Wasser viel arme Kulis auf den Zehen.
Den Aschenabguß waschen sie im Fluß
Und retten von den Toten die Rubinen und die geschmolzenen Silberketten.
Hoch oben, an dem Rand von einem großen Würfelstein, da sah manch Trauernder herunter von der Wand zum Totenbrand.
Beschienen von dem Flammenschein, sah er ins Feuer still hinein, wo, weißverkohlt, Gebein und Holz verschwand.
Und fiel der Kohlenstoß dann krachend ein, so blieben tränenlos die Augen beide,

Als ob der Trauernde den Toten bloß um seine Seelen-
ruh' beneide,
Und daß er, frei von allem Leide, als Asche in den
heiligen Ganges und ins Nirwana floß. —
Um einen Holzstoß sah ich einen Mann dreimal im
Kreise gehen.
Bald sollten zur Verbrennung seines toten Weibes
die roten Flammen aus dem Holzstoß wehen.
Er zündete mit eigner Hand das Stroh am Scheiter-
haufen an.
Ein Funkenkranz, verheerend, schoß um die weißver-
hüllte Tote, Leinwand und Stroh zuerst verzehrend.
Und als der Brand dann überm Leichnam senkrecht
lohte, hat sich der Mann stumm, ohne Tränen,
abgewandt.
Er kehrte heim, und keiner redet ihn, als unrein,
dann zehn Tage an.
Ich stieg bei der Verbrennungsgasse aus einem Boot
durch viele Asche am Uferhang hinan
Und nahm ein Tuch aus meiner Tasche vor meinen
Mund;
Anwidernd war der Leichenfettgeruch, der in dem
Morgenwinde stund.
Viel Volk saß plaudernd hier an allen Ecken. Die
nackten Pilger sich auf Steinen strecken.
Sie lassen sich von den Masseuren die müden Glieder
recken
Und salben sich die Schwären und halten ihre Köpfe
hin zum Scheren.
Auch mit den Pilgern lungern wilde Hunde in Asche
und im Staube faul
Und bellen nach dem Fettgeruch der Leichen mit wässe-
rigem Maul.
Wahnsinnige Figuren der Asketen stellen sich auf und
bellen mit jedem Hund im Bund.
Die Füße treten auf Ruinen, denn große Schlösser
sanken beim Monsun am Strand
Vor hundert Jahren hier vom Ufer hinunter in den
Gangessand.
Doch unbekümmert weiter zieht das Leben auf den
Resten,

Und Wege führen hin auf schiefen Fronten von den versunkenen Palästen.
Quer über leere Fenster, Säulen, Tore die Leichenträger ihre Bahren tragen
Und singen eilig ihre Klagen im Weitergehen über Zinnen, die schief noch aus dem Gangessande ragen.
Schriftsäulen, Bronzeelefanten, vielarmige Silbergötter stehen an des Weges Kanten,
Viel Lingams und Erinnerungssteine sind zu sehen.
Der eine sagt: hier sprangen ohne Todesgrauen, beim Leichenbrand von einem Fürsten,
Zum toten Mann ins Flammenbett die siebzehn Frauen.
Und alle siebzehn starben frei aus Lust und ohne einen einzigen Schrei.
Ich ging nicht ohne Staunen an diesem Stein vorbei.
Wie ist die indische Liebe, so dacht' ich, selbstbewußt!
Die siebzehn folgten dem Geliebten und fanden keine Zeit zu einem Schmerzensschrei
Vor großer Todesseligkeit.

Hanumantempel und Sündenpfuhl

Aus rotem Stein steht hoch der Schrein des Gottes Hanuman am Ufer.
Auf roten Treppen steigt man zu der Plattform an.
Rings um das Heiligtum sind kleine rote Bildereien.
In Bildern, wohlgelungen, zeigt der Tempel die Wollust, Männer mit Frauen, zweien und dreien, eng umschlungen,
Wie sie sich den Umarmungen der Liebe weihen.
Denn vierundsechzig Wollustarten haben die alten indischen Liebesbücher vom Mann zum Weib besungen.
Nicht weit vom Tempelstuhl des Hanuman, da ist der Sündenpfuhl,
Und sechsunddreißig Treppen führen im Viereck auf den Grund.
Dort liegt ein Wasserspiegel, pechfinster wie mit offenem Schlund.

Dort müssen sich die Pilger waschen, eh' sie im Ganges baden,
Abladen dürfen sie die Sünden dort, für die sie büßen.
Viel Opfergaben, Kuchen, Blätter, Sandelholz die Wasser hier seit tausend Jahren schon verschlungen haben.
Die Treppen starren von dem Schmutz der kranken Pilgerscharen.
Doch immer neue wanken hier heran und baden ihre Kranken und schleppen Sterbende hinein
Und schlürfen dieses schwarze Wasser gleich Honig gierig ein.
Denn dann erst dürfen sie zum Ganges eilen und an den Ufern alle Andachtwonnen
Beim Sonnenaufgang mit den andern teilen.
Noch viele Teiche in Benares sind, die so Gebrechen heilen.
Doch keiner spendet dir so reiche Gnaden, und keiner kann beim Baden dir ewige Erlösung geben
All deiner Sünden von dem ganzen Menschenleben.

Einige Regentropfen

Es fielen einige Regentropfen, die ersten hier seit langen, dürren Tagen.
Ich ging zurück zum Boot und ließ mich unterm Regenschirm am Ufer wieder abwärts tragen.
Die Menschenmassen sehen nach den Wolken und stehen unterm nassen Himmel mit Behagen und wollen nicht vom Baden lassen.
Sie freuen sich der großen Tropfen, die in den Gangesspiegel schlagen,
Die alle Spiegelbilder der Paläste in kleine Stücke schnell zerklopfen.
Der Regenlaut war mir im Ohr gar heimatlich vertraut.
Bald staunte ich nicht mehr und habe ohne innere Erregung den Gesten der Asketen,
Rauchwolken, die von Scheiterhaufen wehten, den Blumenblättern in der Strömung

Wie einer Alltagssache nachgeschaut.
So wird auch das Gewaltigste dem Auge, wenn die Gewohnheit es beständig wiederkaut,
Dem Herz wie eine Alltagssache bald vertraut.
„Der Leib ist nur das Kleid der Lebenszeit". Stets hat vor dieser Indierweisheit mir gegraut,
Weil sie mit abgelebtem Blick der Lust des Fleisches nicht mehr traut.
Weil sie nicht unbewußt mehr lacht, das Leben wie der Regen farblos und ohne Spiegelbilder macht. —
Und in derselben Nacht im Schlaf fuhr ich im Dunkeln im Hotel empor.
Mir war, als schrie im Hof wie ein Asketenchor ein Menschenhaufen;
Ich hatte noch am nächsten Tag das Nachtgeschrei im Ohr.
Und höre ich sagen: Heulaffen haben in den Palmen des Nachts dies Jammern aufgeschlagen.
Wer dieses einmal nur gehört, muß es zeitlebens in Erinnerung tragen.
Es war, als ob die ganze Menschheit den Selbstmord fordert, wild empört.
In nächster Nacht hat mich der Schreckenslaut nicht mehr gestört.
Mich hat nur doppelt, einsam wie zuvor, nach allem, was ich hier geschaut, vor meinem Heimweh jetzt gegraut.

Segelfahrt

Ich fuhr an einem andern Morgen den breiten, gelben Gangesstrom hinab,
Und eine leichte Brise bald dem großen Segelschiffe Flügel gab.
Nicht fern hier von Benares ist an dem flachen Strand ein Fürstenschloß zu sehen,
Das Haus von einem Herrn, der gern in London lebt und mit der eigenen Jacht stets zwischen England und dem Heimatland sich auf dem Meer befand.
An allen Wänden zeigten mir die Diener dort Lichtbilder aller Könige Europas.

Man schien auf diese stolz zu sein, als wären es die schönsten Malerein.
Am Ganges aber stand, gleichwie nürnberger Tand, ein buntes Lustboot für den Fürst zur Hand.
In kühnen Formen, wie ein Pfau, in Farben grellen, blau und grünen,
Mit hundert Silberrudern an den Seiten, die sich gleich weißen Flügelfedern spreiten.
In diesem Pfauenboote kam der Fürst hin an die Ufertreppen von Benares bei Festeszeiten stolz gefahren
Zu dem Empfang der Pilgerscharen.
Auch sah ich noch die Arbeitselefanten des Fürsten an dem Fluß entlang,
Die schleppten Bündel Gras zu Haufen und hatten ihren Arbeitsgang hier ohne Unterlaß
Und waren fleißig auf den Beinen, als gäbe es im Leben kein Verschnaufen.
Das Beste aber dieser Fahrt, was meinem Herzen ganz besonders nahe trat,
Das war ein Ausspruch, den im Boot ein Bischof aus Newyork hier tat.
Eh' noch das Schiff beim Schloß des Maharadjas zum Ufer lief,
Stand da im Rasengrün, im Winde schief, an Seilen Wäsche aufgespannt in weiß und roten Zeilen.
„Ach," sagte seufzend jener Herr, „wie ist die Wäsche hier mir gut bekannt,
Nie habe ich mir träumen lassen, es könnte bei dem Anblick fremder Wäsche ein tiefes Heimweh mich erfassen."
Er sprach die Worte lachend und gelassen. Und alle Fremden auf dem Schiff,
Die vorher unter Plaudern, unter Spaßen am Deck laut saßen,
Vergaßen schier den Ganges und Benares und gingen in Gedanken fern
Ein jeder zu den Seinen, still in die Heimatstraßen.
Und alle Fremden sahen gern die indischen Wäschestücke an,
Als hing vom Heimatglücke ein Schimmer für sie alle dort daran.

Buddhas alter Wohnort Sarnath

Sarnath, das einst als Gott den Buddha hervorgebracht,
Ein Platz, wo eine Macht ausging, die fast die Seelen von dem halben Erdball
Gleichwie in einen einzigen Kopf einfing,
Vier Meilen draußen vor Benares liegt der Flecken.
Dort konnte Buddha seine Geisterwelt erwecken.
Dort hat, wie brütend über einem Ei, der Himmel hütend über seiner Stirn gelegen,
Eh' sich aus seinem Hirn die neuen Lehrgedanken frei bewegen.
Dort, wo zum erstenmal sein Mund der Welt die erste der Entsagungsreden hält,
War einst ein Kloster, jetzt verkrümelt ein Ruinenfeld,
Wo noch ein einziger Turm aufragt stumpf und verstümmelt.
Der ungeheuere Backsteinleib steht noch gewaltig hoch.
Doch einst war wie ein Spiegel blank sein Rumpf, belegt mit feuerblauem Stein,
Und Buddhabilder viele umgaben ihn mit goldenem Schein.
Ich fand nur Schaumgold angeklebt an manchem Quader.
Das bringen fernher pilgernd die Chinesen mit frommem Sinn
Und kleben es als Weihezeichen ihrer Frömmigkeit am Sockel unten hin.
Sonst liegt der Turm allzeit im Staub und grasbewachsen in Vergessenheit.
Ein Haufen Säulen ist des Buddhas Haus; Steinlöwen sehen aus dem Sande mit ihren Köpfen noch heraus.
Wo einst drei heilige Seen waren, sind nur der Steine rauhe Scharen.
Im einen See wusch Buddha sich vom Leib das Leid,
Im zweiten wusch er wie ein Weib den Eßtopf rein,
Dem dritten gab zum Waschen er sein Kleid. Sie alle schrumpften in die Erde ein,
Des Meisters Leib, der Topf, das Kleid, das Bad und auch des Meisters Hände,

Und nur das Leid dreht sich, gleichwie ein lebend Rad, noch heute auf der Erde ohne Ende. —
Als ich am Spättag dort an toter Schwelle sinnend vor Buddhas Wohnhaus stand
Und sah nach Westen in die Helle, stieg eine braune Wetterwand,
Und unterirdisch Dröhnen war im Boden. Ein Blitz flog gelb vom Zackenrand der Wolke.
Als fand der Gottmensch Buddha sich am Turm jetzt ein und sprach zu einem unsichtbaren Volke.
Der Blitz flog wie die große, helle Geste von seiner Hand durchs staubige, flache Land.
Und seine Stimme durch die Erde rollte, als ob er, deutend über die Ruinen,
Die Nichtigkeit des Lebens laut nochmals aufbrausend hier beweisen wollte.
Ich aber ging im Sand, gleichwie im sanften Mehl von dem Jahrtausend,
Und fand mich mitten in dem Sturmwind wohl, horchend zum Tropendonner hin, der hohl
Im Boden ging mit großen Schritten.
Indessen Buddhas Atemzug im Sturmstoß durch die Ebene schwoll,
Ließ meine Seele Indien los. War wie ein grüner Keim im Wald daheim,
Schuf sich aus Regenluft den heimischen Sommerabend:
Wenn spät ein Wetter labend überm Wald aufzog und unterm Blitz, der um die Köpfe flog,
Das Herz sich näher hin zum Herzen bog. Darin, daß Leidenschaft
Aufwächst in Angst und mit Gewitterskraft, darin
Schien mir, lag mehr als in der Leidenslehr' des Lebens frömmster Sinn.

Buddhafiguren

Der Buddha, der zu Gott geworden, steht bei dem Turm, wo jener Klosterorden war,
Steinern in einer Schar von Bildern hingestellt, so

wie die indische Welt ihn wunderbar als Vorbild
sich gewählt.
Ich will erzählen, wie ein jeder Breitegrad im indischen Land
Sich eine andere Stellung für den Gott nach seiner
eigenen Betrachtung fand.
Im Norden Indiens, auf dem Himalaja, ist Buddha
grausig an Gestalt,
Verwildert an Gewalt, so wie im Hochland Wolkenwand bei Wand
Gleich grausigen Masken grinsend vor den Bergen
stand;
Und ist wie pralle Sinnlichkeit in einem Bauernstalle,
Mit einem Phallus als des Glückes Füllhorn in der
Hand.
Aus Eisen und aus Bronzeguß fand ich den Buddha
hoch am Himalaja im Tibetland,
Mit niederer Stirn, geduckt, so wie am Firn der
Nebel Schar,
Tückisch, wie Hellung zwischen Schnee und Abgrund
war. —
Südlicher, in Benares, ist der Buddha klar.
Ein nackter Mensch, sitzt er dort mit gekreuzten Beinen
und mit gepflegtem Lockenhaar
Auf reinen Lotosblättern. Man stellt aus Silber
gern ihn dar.
Er hebt die rechte Hand, so wie ein Lehrer, und
lauschend knieen die Verehrer.
Er spricht vom leisen Seelensinn, und jeden zieht
es zu dem Weisen
Wie zum Ernährer allen Geistes hin. —
Noch südlicher hält Buddha flach im Schoß die beiden
Hände,
Denkt nicht mehr nach, lebt, wie ein Künstler, still
beschaulich wach.
Er will nicht Antwort, keine Lehre geben. Vom Leben
nur das Gute und das Schöne schart sich um
ihn jetzt still vertraulich,
Dem Frieden ganz von selbst ergeben. —
Noch südlicher, in Burma dann bei goldenen Pagodenhallen,

Dort läßt der Buddha aus dem Schoß die rechte Hand ins Leere fallen.
Verzichtend auf des Lebens Lust und Schwere, entsank die rechte Hand ihm unbewußt.
Auch die Beschaulichkeit ihm nicht mehr lockend winkt.
Er sehnte sich vom Dasein frei
Und sieht am Leben und am Sterben mit großen Augen teilnahmlos vorbei. —
Endlich am südlichsten, an des Äquators Rand, in Ceylon, liegt Buddha dort still ausgestreckt auf hohler Hand.
Sein Leben zum Nirwana schwand, wovon es nie mehr auf die Erde fand.
Er liegt aus Gold in goldenem Schlummer, gleichwie an eines goldenen Abgrunds Rand.
Und weder der burmesischen Entsagung Starrheit, noch indische Beschaulichkeit,
Noch indische Weisheit, und nichts von tibetanischer Geilheit,
Auch nichts von Himalajas Wolkenstreit in seinen goldenen Zügen stand.
Schlafend und auf das Leben nicht mehr bauend, schlafend und alles Leben wissend und es im Traum beschauend,
Ein Schlafender im Gras und nur dem Schlafe blind vertrauend,
Liegt dort der Gott aus Sandelholz, vergoldet, unter zartem Glas.
Er, der einst auf der Lotosblüte hoch über Wasser, Erde, Luft und Feuer saß,
Vergißt sich selbst jetzt stolz, schließt seine Augen und beraubt sich des Gesichts
Und wird im tiefen Schlaf zum All und Nichts. —
Ich reiste von der wilden Himalajawelt herab den Weg des Buddha
Bis Ceylon, wo das Tropenlicht die Sinne wach, die Seele schlafend hält.
Ich dachte immer auf dem Weg dem großen Geist des Buddha nach,
Der sich in Ceylons Zimmetwald zum ewigen Schlafe hingelegt,

Nachdem er alles Leben erst durchreist.
Er stieg herab vom Thron als indischer Königssohn, durch jede Zon' vom indischen Reich,
Wird weiser und dem Ärmsten gleich und ein vom Ich Befreiter und vom Tod.
Endlich in Ceylon, in dem Tropenparadies, einschlafend gar auf goldenem Vlies,
Glaubt er, daß er das Nichts und Alles war.
Und mit ihm glaubt's der halbe Erdenball nun schon manch Tausend Jahr.
Mir aber sagte laut mein Herz: Buddha, der aus dem Leben fort das Leben weist,
Kühl wie der Mond rund um die Erde reist,
Er kam dem Erdenherz nie ganz auf seinen Grund.
Er suchte stets das Glück für sich, nur für den einzelnen allein
Und schlief auch einsam ins Nirwana ein.
Doch nur die halbe Seligkeit ward seinem Geist und seinem Leib.
Er lebte bloß sich selbst zum Zeitvertreib; doch Glück lebt nur zu Zwein.
Nur beim geliebten Weib, nur in den Armen, die ans Herz dich binden,
Kannst du das wirkliche Nirwana finden.

Fahrt nach dem Himalaja

Immer war überall eine lila Blüte in Indien im Februar zu sehen,
Die hing in dichter Schar, wie bläulich Haar, reich über manchem Haus.
Und Kapuzinerkresse hat, wie Feuer einer Esse, auf Dächern gelbrot aufgeloht,
Sonst stand das Land in silberigem Grün und silberigem Staub,
Gleichwie voll Asche grau nach einem Brand.
Einzelne Riesenbäume wehen mit ihren Kronen, die so groß, als könnten Dörfer drunter wohnen;
Wie große grüne Hügel stehen sie rund zerstreut auf meilenweiten Rasen,

Und stark die Luftwurzeln wie Stricke, fest gedreht, von ihren Ästen hingen,
Als ob die Zweige um den Stamm auf Stelzen gingen.
Eintönig flog mein Bahnzug immer vorbei an Rasenschimmer und an Bäumen.
Als ob der Zug die Wagen tagelang durch einen Herrschaftspark hintrug.
Zwei Tag' und Nacht um Nacht
Hab' ich bis hin zum Himalaja im Zug geschüttelt zugebracht.
Zeit, Staub und Wind und Eisenlärm, die machen blind und taub.
War wie in einer Ewigkeit begraben, wie ein Bergmann verschüttet in einem Schacht,
Und preisgegeben der Sehnsucht wilder Gedanken Macht.
Sehnsucht, die verrucht dich zurückzieht an deinen Haaren,
Während der Eisenbahnzug mit deinem Körper entflieht und dein Verstand das Reisen verflucht.
Frühmorgens am dritten Tag ich mich in Siliguri fand
Und suchte im Morgendunkel den Himalaja am Himmelsrand.
Aber da war nichts als Nebel bei Nebelwand
Und saftiges Tropenland voll Zuckerplantagen und Bananenpalmen, und feucht troff jeder Palmenstand.
Ich ahnte nur an der Nässe, die den Morgen betaute, daß sich ein Gebirge hinter den Nebeln staute;
Als aber der Nebel durch die Kaffeefelder strich, als ob der Boden unter den Palmen wich,
Hingen Silhouetten von Wäldern in der Luft, daß mich vor ihnen wie vor grünen Gespenstern graute.
Es war morgens sechs Uhr und vom Himalaja noch keine Spur, weder fern noch nah',
Wie ich auch meinen Hals reckte und schaute, kein Berg am Wege lag,
Überall nur Nebel voll Behag. Und man sagte, daß ich am Mittag
Schon siebentausend Fuß im Himalaja sein sollte,
Hinaufgezogen von einem kleinen Zug, der auf schmaler Spur wie eine Straßenbahn rollte.

Ich dachte, wenn mich kein Adler hintrug, brachte niemals ein Zug mich bis Mittag an den Himalaja heran,
Von dem man morgens keine Höhle und keinen Stein noch sehen kann.
Unsichtbar wie die Sehnsucht, so schaute mich der Himalajariese an.

Von Siliguri nach Darjeeling

Gedeckte Tafeln stehen im Bahnhofsgewühl, und es sprechen viel Heimatzungen im Bahnhofssaal beim Morgenmahl:
Leute, die aus Kalkutta kommen in großer Zahl und suchen Himalajaluft für erschlaffte Lungen.
Vorgesehen mit Wintermänteln und Schal, steigt man in die kleinen Trambahnwagen, die offen und schmal. Die fahren vom Tal
Siebentausend Fuß über den indisch grünen Tropensaal hin zum Eis- und Schneegenuß.
Schwer wie dem Tantalus schien mir dieses Wechsels Qual.
Ich war eben erst eingelebt unter Palmen; nun entschwebt', wie in die Versenkung einer Bühne,
Die Tropenlandschaft, die strotzend grüne, als tat sie einen Sprung in einen Schlund.
Und nahe vor Nase und Mund kam die Frische der Steinluft,
Der Bergduft aus Moos und granitener Gruft, als käme ich mitten in kühler deutscher Erdschollen Schoß.
Ich genoß mit vollen Atemzügen tief in der Brust bei jedem Kältestrom Heimatlust.
Aber kahl und bloß lag vor dem Auge und vor der Hand noch immer des Himalajas unendliche Nebelwand.
Ich stieg fast senkrecht durch die Wüste der Wolkenscharen, und der Erdgrund schwand,
Als fand ich nie mehr den Boden, auf dem ich vorher stand, und nie mehr der Heimat Haus.

Der kleine Zug wand sich mit Lärm und Ruß nahe am Abgrundrand von tausend Fuß zu tausend Fuß,
Und tausend Echos hallten brausend.
Die Himalajaschluchten waren gedrängt voll Fächerpalmen und mit Schlingpflanzen behängt,
Wie voll Blattlawinen, und immer dampfte der kleine Zug im Grünen drinnen;
Kletterte von Bergterrasse zu Terrasse und trug die schweigenden, schauenden Reisenden
Von einer grünen Gasse zur andern Gasse und steuerte, lenkte und pfiff.
Und der Zug sah sich so klein und einsam an, als wären die Himalajawälder ein grüner Ozean
Und die Lokomotive samt Wagen ein langes Schiff.
Höher in der Bergwelt hangen am Abhang zierlich Teefeld bei Teefeld,
Kleine Teestauden, wie runde, grüne Igel in Reihen aufgestellt.
Und immer noch schwangen sich darüber Bananen mit großlappigen Blätterfahnen,
Aber tief in Dschungeln drunten standen totstill die Blätterscharen,
Die träge voll Nässe und Dämpfe waren, und führten voll Regenblässe mit den Wolken stille Kämpfe.

Tibetleute

Die Erde, die den Menschen hält und zu sich zieht, sie ist sein bester Freund,
Wenn er sich mit dem Herzen und beiden Beinen auf sie stellt.
Ins Bodenlose aber fällt, wer in die Wolken steigt zur Luft, die klar erhellt und blendend ruft.
Als ob ein Fisch aufschnellt, vom Wasser an das Ufer fällt,
Fühlt sich der Erdgeborene schwer atmend oben an der Berge Tisch.
In Räumen, die vom Weltallmeer erfüllt, steht eine fremde Lichtwelt droben groß enthüllt.

Es rennt dein Blut im Leib wie eine Herde aufgeregter Ratten,
Die aus dem Keller in die Sonne flüchten und doch nicht heller sehen und dort geblendet stehen.
Die Tibetleute traten an den Zug und saßen schmutzig Schar bei Schar
Hoch oben an den Himalajastraßen, grinsend, mit ungekämmtem Haar,
Das schon seit Jahr und Tag verfilzt wie schwärzlich Moos am Schädel war.
Schlitzäugig und in Wollensäcken, mit Mützen grob aus Fellen und aus Häuten,
Waren sie wie die Welt von wilden Teufelsleuten, die sich ins sanfte grüne, indische Tal hinabzusteigen scheuten,
Und die sich oben bei den nassen Wolken und bei den grassen und granitnen Schluchten
Am spukhaft starren Leben freuten.
Gleichwie ein Kehrichthaufen, vor dem dir graut, stand hier am Schienenweg ein Budenhaus beim andern,
Aus fortgeworfenen Dingen aufgebaut, die sonst als Abfall vor die Städte wandern.
Aus Kistenbrettern und Konservenbüchsen, auch blechernen Petroleumkasten;
Kahl abgetakelt gleich den Wracks, die auf den Riffen hängen ohne Masten,
Standen die Buden in den Steingedrängen, stinkend nach Erdöl, Ruß und Schimmel,
Gedeckt mit Teerpappen die Dächer, verstopft mit Sacklappen die Mauerfächer,
Im Luftzug winkend in den Himmel wie hunderttausend Vogelscheuchen.
Und aus dem Innern hörtest du die Tibetleute niesen, spucken, husten, keuchen.
Mit großen, schwarzen Lettern standen englische Firmen auf den alten Kistenbrettern,
Als ob hier der Kulturwelt Abfall, am Himalaja angespült, zu Boden fällt.
Als wär' die Menschheit hier beim Höherfliegen tiefer in Achtung vor sich selbst herabgestiegen.

Man sah nur rings vertrunkene Gesichter von tibetanischem Gelichter
Am Weg wie fleischgewordener Stumpfsinn liegen.
Sie grinsten wie die unbehaunen Steine,
Und jedes Schlitzaug' glänzt wie eine Fliege, eine kleine. An ihren Schädeln, den bezopften,
Augen und Nase von der Kälte und von dem Schnapse tropften.
Und jede Backe war wie eine blau und rot bemalte Blase.
Aus schmutzigen Petroleumkisten ein Ladentisch in jeder Bude aufgestapelt,
Dahinter stand herkulisch manches Weib, groß wie ein Mast, wild wie ein Urwaldast.
Breitschultrig gleich Granit und kantig war ihr Leib,
Als trägt sie auf den Knochen und niemals mit dem Herz des Lebens Last.
Sie hat die Wangen statt mit Puder belegt mit braunem Ochsenblut,
Sie deutet damit an ihr heiratslustiges Verlangen,
Daß sie zu lang' als Witwe jetzt gegangen und sei zum Einsamleben sich zu gut.
Sie macht mit ihren Wangen voll Ochsenblut den spröden Freiern Mut.
Ich schaute staunend hier auf manche braunrot angeschmierte Frau,
Vor deren Ochsenröte mir im Grunde graute,
Die ihre Liebeswut mit Tierblut grell der Welt zur Schau gestellt.

Über den Wolken

Eine Stunde vor Mittag stieg der Zug aus dem Wolkenschlunde.
In durchdringender Helle der Äther lag, aber die Sonne erschien als eine eiskalte Lichtquelle,
Ohne Glut, ohne Wärmewelle. War, als stünde sie angefroren als glänzende Eisscheibe,
Nur ein Spiegelbild einer Sonne an der Sonne Stelle.

Von den fünf Sinnen flogen Geruch, Geschmack, Gehör und Gefühl kühl fort von deinem Leibe,
Nur das Auge sah über den Gletscherbrücken eine übersinnliche Helle hoch über dem Wolkengetreibe.
Höher als im Zenit die Ätherkreise erkannte ich grünliche schwebende Eise und zitterige Zacken,
Weit hinaus in das Weltall gestellt. Sie staken im Äthermeere,
Als ob ein fremder Planet, vereist von draußen, kopfüber wie ein weißer Geist in die Atmosphäre der Erde fällt.
Als ob im hohen, blauen Nichts eine fremde Welt Einzug hält.
Dort, wo es keiner Wolke Duft mehr gab, dort, wo die Sonne am Mittag
Tot und weiß im Raum lag wie im Grab,
Dort breiteten Eisländer sich wie weiße indische Pfauen.
Alle Sinne sind tot, nur die Augen schauen.
Du gehst, wie ein Geist ohne Leib, dir selber zum kalten und staunenden Grauen,
Wie die Wolken, die unter dir sich fußlos an Abgründen halten.
Und zwischen Sehnsucht hinauf und hinunter fühlt sich jeder Bluttropfen in dir gespalten.
Wie irisierende Kugeln aus Schaum standen die Gipfel des Himalaja im grünbläulichen Raum,
Als zögen sie von der Erde fort, und ihr lautloser Aufflug sprach mehr
Als mancher Menschen höchstes Wort.
Welche Schmerzen der Erde haben hier gestürmt?
Welchen Gewalten hat sich hier die Erde mit Gewalt entgegengetürmt?
Hat hier die weiße Erde den weißen Mond aus ihrem Schoß verloren?
So wie Adam aus einer Rippe die Eva geboren und mit der Liebsten wandernd einen Bund geschworen? —

Himalajabäume

Der Zug ritt höher, als ob er den Erdrand jetzt überschritt,
Als zog er mit den Seelen, die in ihm saßen, hinaus in die unendlichen Ätherstraßen.
Nur noch ungeheure Farnriesen, moosbehängt wie finstere Gerüste, stiegen hinaus über die Wolkenwüste,
Uralte Eichstrünke, daran Mooshaar statt Blattwerk wallte.
Wie weißes Gewürm ballte sich der Dampf um die Riesen.
In den grauen Wolkenwiesen stand, wie ein Drache gedreht, mancher Eichenturm,
Aufgerichtet wie ein ungeheuerer Wurm, der den Abgrund sichtet.
Diese Einsamen lassen ihre Muskeln sehen, als ob sie in einem ewigen unsichtbaren Sturm hier oben stehen,
Auch wenn keine Atemzüge in der Nebelstille gehen.
Hier ist eine Landschaft, in welcher die Kraft von Beil und Faust keinem Baum den Tod noch geschafft,
Wo nur der Sturm sein Schlachtfeld macht nach manch ungebärdiger Nacht.
Der Zufall hat Figuren in Stellungen aus Moos und Strünken vorgebracht,
Und das Schicksal grub seine Spuren in das festgewachsene Holz
Und die Konturen von Zuneigung, Haß und Angst, Sorge und Stolz.

Eine Stunde Aussicht

Farne wie grüne Federn, niedere Magnolien und Rhododendren, hartledern,
Hatten sich noch breit gemacht hinauf bis Darjeeling,
Das auf den Vorgebirgplatten siebentausend Fuß hoch wie am Knie des Riesen Himalaja hing;
Noch zweiundzwanzigtausend Fuß der Everest zum Äther ging.

Viele besteigen Darjeeling von fern und nah und kehren heim nach Europa und sahen den Erdriesen nicht.
Mein Aug' nur eine kurze Stunde an der Erde äußerster Endlichkeit, am Berg Everest, wie in höchster Erdfreiheit hing.
Dann ist des Berges Spiegelbild verraucht, und sein schneewild Gesicht zerging und ist untergetaucht in den Nebelring.
Ich sah, in der Sonne blau schwebend, zum Empfang, den Ätherherrn wie eine Landschaft von einem fremden Stern;
Und nun immer leuchtet er jetzt in meiner Stirn wie ein phosphorner Gott mein Leben lang.
Um seine Helle kreisen noch oft meine Gedanken, wie um der Erdsehnsucht äußerste Schwelle.

Ankunft in Darjeeling

Winzige zweiräderige Wagen, von sechs und zehn Tibetleuten geschoben,
Jagen droben in Darjeeling Berg auf und Straße ab
Und tragen im Geschrei und Hundegebell den Fremden vom Bahnhof schnell ins Hotel.
Wie in einem Badeort voll Basarstraßen, Glasterrassen und Veranden
Standen in Darjeeling die schmucken, hölzernen Häuser,
Hoch, als ob hier die Luftschiffe aller Erdteile sich einfanden und mit Luftgästen von allen Planeten stündlich landen.
Promenaden, Reitwege, Laden voll tibetanischer Kuriositäten fanden sich hier für die Sommergäste,
Säle zum Tanzen und Säle für Konzerte und Feste. Ein Park mit seltenen Himalajapflanzen,
Marställe, Kurbrunnen und Sommerhäuser, luftige, helle.
Viele Meilen breiten sich die Straßen der Anlagen im Berggefälle.
Hin über steilen Steinkeilen sind, gutgepflegt, die Straßenzeilen hoch in den Himmel gelegt,

Wo sich das schmutzige Tibetvolk, als wär' es in Europa zu Hause, zwischen Kurhäusern und Villen bewegt
Und Tempel und wilden Geisterglauben gleich um die Straßenecke bei Totenschädeln und Gebetsmühlen hegt.
Wie Glück und Sorge auf einer Straße hell und dunkel zusammen wandern,
Sind hier Gespenst und Seele eins leicht verwachsen mit dem andern.

Himalajanacht

Im Hotel brannte ein Feuer in allen Kaminen, doch in den Billardsälen und in den Räumen,
Die dich mit Lampen, Teppichen, Musik und europäischen Speisen bedienen,
Wirst du bei keinem Blicke dir bewußt, daß draußen am Paß die Straße nach Lassa
Voll Tibetanervolk saß, klebrig und berußt.
Wunderbar schien mir der Gedanke, daß ich hier an der Straße nur ein paar Meilen von der geheimnisvollen Stadt ferne war,
Jener Stadt, in der noch die Gespensterwelt aus Zauberformeln und Verwünschungen, verfilzt wie das tibetanische Kopfhaar,
Sich auf Erden am Leben erhält. Wo das Herz nicht mit dem Verstand um das Licht reißt,
Wo wollüstiger Wahnsinn blind und toll im finsteren Leib der Menschen kreist. —
Als ich am Abend beim Kaminbrand Kartentisch bei Tisch
Im Hotel, auch hier im Himalaja, aufgeschlagen fand,
Und Herren im Frack und Damen im Abendkleid, Brillant bei Brillant im Haar,
Über die Teppiche zu der Lampen Schar, zum Kamin und zu den Spieltischen kamen,
Da ging ich auf den Bergwegen zum Schneeregen hin, wo Wolken, Mondschein und Schnee in wogender Bewegung waren.

Dämpfe goren, als hätte ein tibetanischer Zauberer
Gifte am Wege zu schmoren,
Laternen und Lichter glitzerten aus den Bergbuchten,
als würden aus den Schluchten glänzende Städte
heraufbeschworen.
Große Wolkentrichter sind aus den Abgründen in die
Höhe gefahren.
Die Bäume am Weg und die Häuser verschwanden
plötzlich in den Nebelschlünden.
Lautlos kamen und gingen unter dem Mond die
Bergrücken mit Bäumen und allen Dingen.
Sie wanderten unhörbar den Ohren, waren bald da
und bald fort
Als hatten mächtige Mühlen Flügelschwingen aus
Licht und Schatten.
Ihr Zaubertanz ging und kam verwirrend vor mein
Gesicht
Und machte mich nach wenigen Schritten ermüdet
und lahm,
Wie der großen Sehnsucht Dunkelheit und irrendes
Licht.

Sonnenaufgang am Tigerhügel

Ich ritt morgens fort im grünlichen Mondschein. Es
nahm mich Wind- und Pflanzendampf noch zwei-
tausend Fuß hoch zum Tigerhügel mit,
Der neuntausend Fuß über dem Meer wie ein Drache
das Wolkenheer durchschnitt.
Ich saß wie festgefroren im Bügel auf einem lebhaften
Pferdchen, das horchend zum Mond die Ohren
stellte.
Der neblige Frühmond die Wegkante kaum am Ab-
grund und Bergschlund erhellte.
Im Nebel erschienen Schneefeld und Wolken bewegt
wie von einem unsichtbaren Hebel.
Wie am Abend, so hier auch am Morgen nichts am
Wege sicher liegt,
Die Himalajawelt unendlich sich biegt und verschiebt
und sich wiegt.

Manchmal fühlst du dich im warmen Dunst, der unten aus Indien emporsteigt, geborgen,
Als reicht die warme Sorglosigkeit der Tropenwelt herauf in die Steinfalten und in die steinkalten Schluchten voll Sorgen.
Mit mir ritten Damen und Herren, und die Hufe klapperten immer heller von Bergstufe zu Stufe.
Vom Himmel war es, als regnete Stern bei Stern.
Alle Nachtmüdigkeit schien dem Berg in der dünnen Luft fern.
Leicht und körperlos schlägt das Herz, und leicht atmet das Pferd, das dich trägt;
Leicht und groß stehen die Sterne, klar und erregt,
Als würde das Herz bei jedem Schritt offen und freigelegt,
Als macht die klare Luft deinen Leib durchsichtig wie eine gläserne Wand.
Du siehst Mut, Hoffnung, Freude und aller Ideale Land. Und wie ein Weg voll weißem Sternensand
Das Mondlicht im Nebelsaale zwischen Höhe und Abgrund stand.
Nach drei Stunden fand ich den Tag am Gipfelrand.
Der schuf Steine, Bäume, Moos, als ob er dir schwarze Zeichnungen hinhält
Und in der Morgendämmerung die Dinge neu aufstellt.
Am Gipfel des Tigerhügels stand ein Scheiterhaufen geschichtet,
Die Tibetdiener haben ein großes Feuer im Schnee errichtet
Und setzten dran einen Topf mit Wasser zum Morgentee.
Als noch alle die Fußspitzen wärmen, Damen und Herr'n,
Gräbt sich von fern durch den Schnee ein blutroter Stern,
Als siehst du aus goldener Höh' einen scharlachnen Vogel fegen.
Manche Wolke rollt wie eine goldene Tonne unter seinen Flügelschlägen.
Der feurige Vogel ist die Sonne.
Rote Schatten eilen über die weißen Schneefelder

und zackigen Gipfelzeilen des Berges Everest und des Kintschen-Jounga,
Die wie große, kalkige menschliche Masken mit geschminkten Wangen die Nebel fleischrot für Augenblicke zerteilen.
Wie die Meilen und Linien von gezeichneten Landkarten starrten aus dem Äther die Bergscharten.
Nichts lebt hier oben an dem Tigerhügel als die Leere der Meilen
Und der Abgrund, der sich wie eine ewige Nacht unter Wolken eingräbt.
Als seien Erde und Himmel erst im Entstehen gedacht,
Gehen im Kreis weiß in Rissen und Formen des Himalajas Glieder,
Von Äther und Wolkenlawinen zerschlissen.
Sind gleich Kissen, darauf einer sich ruhlos wälzt, und in Sehnsucht hat er die Pfühle zerrissen
Und will lieben, umarmen und aus ewiger Kühle heraus endlich erwarmen,
Und will die Liebe erleben und nicht nur von ewigen Leiden wissen.

Tibetanische Straßen

Oft an den Wegen in Darjeeling kommen dir tibetanische Weiber springend entgegen,
Lebhaft auf dich mit Gebärden und Gesten eindringend und mit berggesunder Stimme laut singend
Und silberne Schmuckstücke, silberne Türkisenringe zum Verkauf vor dir schwingend.
Sie verlassen dich nicht und rennen neben deinen sechs Wagenfahrern immer durch die Straßen.
Manchmal ihr Gesicht dicht bei deinem Gesicht, nennen sie dich mit allen Schmeichelnamen
Und kramen alles, was sie haben an Ringen und Ketten, hervor;
Reißen die Ringe vom Ohr, bieten den Ring an der Hand, knüpfen die Armbänder auf,
Verfolgen deinen Weg unter Späßen und Geschnauf, bergab und berghinauf.

In grobem Sack und Fellen, breitknochig und schlitzäugig, stellen sie dir nach
Und bellen den Fremden an mit den hundert Himalajahunden, die sich am Weg eingefunden.
Und ich hab' dabei empfunden: Hunger reißt sich den Schmuck vom Leib,
Und Hunger bellt wie ein tibetanisches Weib.
Immer keuchen und schieben sechs Tibetaner deine Rikscha auf den Darjeelingwegen
Und fegen mit dir hin in langen Stunden auf den Bergstegen,
Zwischen hölzernen Sommerhäusern und um Abhänge gewunden.
Schwitzend und zerschunden, legen die bezopften Kerle Meilen mit deinem Wagen zurück.
Und du fühlst grausam des Goldes einfältiges Glück, das den einen vorwärts bringt Stück um Stück,
Bequem sitzend, indessen aus sechs Kulilungen der Atem ringt
Und der Hunger die Lungen zum Dienen zwingt.
Hunger im Magen und Hunger im Herz, beide jagen vorwärts den Lebenswagen.

Tibetanisches Tempelleben

An einem Abhang im Versteck stand ein tibetanischer Tempel aufgeschlagen.
Von weitem hörte ich einen surrenden Klang, und als ich mit meinem Wagen zum Eingang kam,
Waren davor zwei riesige Gebetsmühlen im Gang, zwei ockergelbe Zylinder wie Menschen lang;
Auf die waren die Gebete geschrieben, sie wurden wie Kreisel angetrieben.
Ein Knabe saß am Boden und zog an einem Strang, daß der hohe Zylinder sich brummend dreht.
Und stets, wenn die Gebetsmühle einmal herumgeht, eine kleine Glocke erklang.
Glockenlaut um Glockenlaut drang hinaus einförmig über den Bergabhang.

Der Tempel, ein einfach gekalktes Haus, schmucklos das Dach,
Sah wie eine offene Scheune aus.
Drinnen im Halbdunkel, am verräucherten Mauerwall, standen die Götter hinter Holzgittern,
Wie Tiere eingepfercht in einem schmutzigen Stall, alle, wie Zwerge klein, aus vergoldetem Holz,
Aber mit Gesichtern wie Gespenster voll Grausamkeit und Stolz.
Manch' Bild aus englischen Zeitschriften, manch' europäischer König und Offizier
Hing als Heiliger zwischen Kerzen, Öl und Wachsfett hier.
Alte Priester in senfgelben Kaftanen saßen am schmutzstarrenden Boden,
Aßen und kochten und rauchten und brauchten den Tempel wie eine Wirtschaft,
Und Wirt war hier der Einfalt Kraft.
Während sich draußen kalte Regennebel um Dach und Bergwände bauschten
Und Nebelwolken wie nasse Fahnen sich am Tempeleingang kaum bewegten,
Pflegten die Priester knurrend ihren Leib und achteten nur, daß sich die Gebetsmühlen surrend regten,
Und die Priesterknaben sich nicht zum Schlaf bei den Mühlen hinlegten.
Wie eine Zauberhöhle, unheimlich heimlich, sah der verrauchte und eingeschmauchte Tempel drinnen aus.
Lichtflämmlein bei Flämmlein saß vor manchem golddämmerigen Schrein,
Und die Lichtdochte schwammen im Tran und sahen sich an
Wie die schmatzenden Priester, versunken in ihr Fett allein.
Bier- und Schnapsflaschen standen ausgetrunken am Boden,
Und die Luft war gemütlich und gesellig, hier wo die Götter, im Schmutz, Schutz vor Kälte und Regengüssen boten.
Die schmauchenden kahlrasierten Priester plauderten mit Geflüster im Halbdüster,
Am Boden hockend und ihre Pfeifen rauchend

Nie stockend schnurren die großen Mühlen. Manchmal spüren Zugwind und Nebel herein durch die offenen Türen,
Und draußen über den kühlen Berggründen erscheint und verschwindet die Himalajawelt in den Wolkenschlünden.
Die tibetanischen Priester sitzen wie die Zauberer im Tempel, im schwülen,
Sie brauchen nicht im Lebenshunger wie die Rikschamänner zu schwitzen,
Sie erhitzen nur sich und die Götter mit Essen und Trinken, Kerzen und Rauch,
Und sind unschuldig wie die Gebetsmühlen auch, die sich drehn und nichts fühlen;
Und die Priester falten die beiden Hände zufrieden über den sehnsuchtsleeren Bauch.

Tibetanische Gebräuche

Inmitten im Tempelhof ist ein Stein. Dort werden die Leichen in Stücke zerschnitten;
Die Tibetleute graben ihre Toten nicht ein. Sie füttern die Bergadler, Geier und Raben;
Die Priester allein das Recht der Totenzerschneidung haben.
Das Dorf ist klein, wo der Priester jeden kennt wie sein Kind, die Freund und Feind ihm sind;
Sie alle kommen noch einmal als Tote zu ihm in den Tempel hinein.
Er zerbricht die Knochen derer, die gepraßt am Leben, indes er zugeschaut daneben.
Und jetzt endlich darf er den Arm aufheben und das verwünschte Fleisch, das er immer gehaßt,
In kalten Stücken den Raubvögeln und den vier Winden geben.
Einen Augenblick ist es, als nähm er von seinem Rücken der Entsagung Last
Und vom Herzen unsichtbare Krücken.
Den Ehebrechern sägt er im Tod die Schädelschalen ab, dem Weib und dem Mann,

Schweißt die Schädel mit den Wölbungen zusammen
spannt über jede der Höhlungen ein Membran
Und schlägt die zwei Trommeln morgens und abends
im Tempel an,
Damit die Seelen der treulosen Beiden nie Ruhe
finden und ewigen Lärm in den Schädeln leiden.
Und alle Geister gehorchen dem tibetanischen Priester-
mann, vom Himalaja bis hinauf zu den Sternen,
Die Hausgeister und Sehnsuchtsgeister der fremdesten
Fernen.
Statt Gebete zu plappern, ziehen die Priester mit
Gebetsmühlen, klein wie die Kinderrasseln,
In den Dörfern aus und ein mit lautem Klappern,
Stecken geschriebene Gebetzettel in die Mühlen hin-
ein
Und lassen die Mühlen in lärmenden Reihn an
Stelle der Herzen zum Himmel schrein.
Ich sah auch den Gott „Genuß", der mit vielen Armen
alles hält, was dem Leib als schmackhaft gefällt;
Er ist aus Bronzeguß und sein Sockel ein Weib,
und er hat als drittes Bein einen mächtigen
Phallus.

Himalaja-Türkise

Unten in indischer Tropenglut finden sich im hei-
ßen Stein, wie Tropfen Taubenblut, die roten
Rubine,
Aber oben in jeder Himalaja-Bergmine sprießen im
Äther die blauen gedankenvollen Türkise,
Die dich kühler ansehen wollen.
Türkise bot jede Hand am Weg dir an, jedes Tibet-
weib, jeder Tibetmann;
Sie tragen kleine, grobe Türkisenstücke in den Ohren,
am Hals und um den Leib,
Gleich Tropfen von blauer Bergmilch, die gefroren.
Hörst du in der dünnen Himalajaluft dein Herz wie
eine Trommel klopfen,
Können dir die Türkise mit ihren sanften Blicken
Ruhe der Ätherhöhe schicken.

Ruhe der Äthergötter, zu denen du hinsteigst auf türkisblauen Brücken,
Denen du dein springendes Herz zeigst, und die sich mit kühlen, beruhigenden Augen über dich bücken.

Himalaja-Teeblüte

Sauber wie in reinen hölzernen Mühlen ist es beim Himalaja-Teepflanzer im bergkühlen Haus,
Wo der erste Teetrieb gepflückt durch Sieb bei Sieb rückt und mit feinem, berauschendem Duft entzückt.
In farblosem Zimmer, aus bloßem Holz, wohnt der Tee wie die Bienenkönigin, heikel und stolz;
Wächst auf kugeligen, fußhohen Büschen in artigen Reihen wie grüne Rüschen,
Wie ein Zwerg am Berg, blüht auf den freien Abhängen unter den Weihen des Äthers,
Unter der indischen Sonne Versengen.
Eine Teepflanzung ist wie ein Garten gehegt und wird wie ein Kleinod gesäubert und gepflegt.
Millionen kleiner Teefamilien an den Himalajaabhängen stehen
Und sind vom weitem wie drollige Herden grüner Igel anzusehen.
Der Tee, der die Menschen gesellig vereint, wohnt hier selbst in Familien gefällig.
Hunderttausend Blättchen bilden einen kleinen Kugelstrauch,
Der ist wie ein kleiner, rundlicher Buddhabauch.
Und wie hunderttausend Buddhabäuche stehen um Darjeeling,
In Reihen und Linien gleich Gärten, des Tees Sträuche.
Besser als die tibetanischen Priestergäuche des Tees Geist
Den Menschen hier zum Frieden und zur Geselligkeit weist. —
Ich pflückte mir eine kleine weiße Teeblüte, die als einzige und erste
Im Februar am Weg leuchtete wie helle Güte.

Durch ihren zärtlichen Duft bin ich heimgereist durch die Luft, in einer Sekunde durch alle Meilen,
Und habe mich in Gedanken zur Teestunde geladen bei ihr, deren Lippen mir die Sehnsüchte heilen.

Auf der Gangesfähre

Zurück vom Himalaja hält der Zug unten im dunklen Morgen dicht an der Ganges-Breite.
Ein flaches Dampffährboot trug alle Reisenden über des Ganges uferlose Weite,
Und durch das Nebelgrau, wie eine Riesenspinne, geht mit der Regen über des Stromes himmelgroße Wasserau.
Im Fährboot unterm Deckzelt stehen die langen weißen Frühstückstafeln aufgestellt,
Von europäischem Glühlicht künstlich vergnügt erhellt.
Und durch die Nebel sehen die indischen Morgensterne herunter auf die laute Reisewelt.
Im gleichen Sinn, wie Well' um Welle schwingt, klingt von dem Backbord hin zum Steven
Ein indisch Fährlied unter Wechselsang. Zwei Indier loten an dem Boot entlang.
Sie werfen singend aus das Blei und rufen laut der Tiefe Knoten mit „Ho" und „Hei".
Der Schornstein dampft, die Schraube stampft, und unter grauer Nebelhaube
Zieht mit Geschnaube fort das Schiff, gleichwie im Selbstbeschauen, lebendig in den grauen Morgen ein;
Gleichwie des Charon Boot aus Nacht hinausgefahren zu einer Küste himmelrot;
Und wie ein Wechselklang von Tod und Leben, blieb mir noch lang im Ohr der indische Fährmannsang.

Im Gangesdelta vor Kalkutta

Smaragdene Bananenpalmen, dicht gestaut, sind reich
voll Frucht am Schienenweg gebaut;
Zierlichen Farren gleich wächst Zuckerrohr, und Kaffee,
Baum bei Baum, mit roten Beeren blitzt hervor,
Und Sagopalmen ragen breit empor.
Wie Feuerwerk am hellen Tag brennt gelb und violett manch Blütenstrauch,
Stehen in Sümpfen Heere weißer Kallablumen auf
Stengeln aufgerichtet, Schlauch bei Schlauch;
Als jagt mit allen Reisenden der Frühzug auf dem
Grund von grünen Meeren.
Es waren Blüten da wie Fische, blank, mit offenem
Mund;
Und scharlachne Kakteen standen Bund bei Bund,
gleichwie gedrungene Hummern mit gewaltigen
Scheren.
Mit Inbrunst mästen sich im Gangesdelta in draller
Luft die Pflanzen,
Und feist im Tropendunst stehn Palmenwälder da wie
grüne Schanzen.
In Scharen lebt die Kallablüte drunter und mehrt
sich hier von Stund zu Stund,
Mit ihrem Kelch sehnsüchtig, totenstill, gleichwie ein
ungeküßter Frauenmund.

Kalkutta

Zur Kaufmannstadt mit ihren indisch-europäisch großen Straßenzügen
Kam bald der Zug und war am Ziel. Ein Tropenregen fiel; er schüttete sein Wasser wie aus Krügen.
Und jeder Indier einen schwarzen, englischen Regenschirm krampfhaft in Händen trug.
Die meisten gingen wie im Paradiese frei und gingen
nackt bis an die Hüften
Und hoben Hemd' und Schleier hoch genug.
Und mit dem Regen schlug die Luft von hundert
Drogendüften mir entgegen,

13*

Von Ingwer, Kampfer, Zucker, Kaffee, Indigo.
Und Kaufmannsschiffe sah ich froh im Geist, von denen jedes schwerbeladen
Wie meine Sehnsucht nach der Heimat reist.
Am Abend schon der Tropenregen in Meterhöhe in den Straßen stand,
Von einem Flügel des Hotels zum andern kein Reisender den Weg mehr fand,
Und alle wie Gefangene, verteilt in den Hotelgelassen,
Im Park, am Abend abgeschnitten saßen.
In Scharen kamen endlich Equipagen und nahmen Gäste, welche hungrig waren,
Um sie zur Table d'hote zu fahren.
Dann in den europäischen Sälen, unter den Kaufherrn ohne Seelennot,
Saß ich und aß zur Sehnsucht still mein Abendbrot.

Der Jaintempel in Kalkutta

In den Kalkuttastraßen die Häuser wie die Kaufmannskisten, nützlich und nachlässig, im wüsten Durcheinander lagen,
Dort ist ein groß Gewander und auch ein großes Feilschen hier in allen Tagen.
Ich sah aus schlumpigen, nassen Palmengärten die ockergelben und zinnoberroten,
Die muschelpurpurnen und indigogeblauten Häuser an einer stinkenden und breiten Straße ragen,
Daneben Eisenbahngeleise, Kohlenstaub und Eisenwagen,
Als ob sich stündlich, stimmungslos, die Menschen das Leben wild gleich einem Raub hier um die Ohren schlagen.
Die Straße zu dem Jaintempel führte. Der lag in einer engen Gasse, wo man nichts Weihevolles spürte.
Beim Gartentor und hinter hoher Mauer erglänzte eine Spiegelmasse
Aus hunderttausend Spiegelstückchen. Ein Tempel, unecht wie zu flüchtiger Dauer.

Der Tempelgarten nur ein Blendwerk war. Er schien zuerst dir wunderbar,
Voll Statuen, voll Porzellan, voll Mosaik und Balustraden, Vasen, Teichen.
Doch auf den zweiten Blick sieht sich's als Scherbenhaufen an.
Die Wege, die zuerst begeistert laden, sind aus zerschlagenem Geschirr, aus Tellern, Tassen,
Und so die Wände, Treppen und Terrassen mit Spiegelsplitterwerk bekleistert,
Als ob hier Gassenkinderhände aus Kehrichthaufen wirr sich eine Tempelwelt entstehen lassen.
Und gleich den Plunderstücken, versammelt auf Auktionen, thronen hier gipsern Amoretten,
Quecksilberkugeln, gußeiserne Brücken; ein Kaufmannspomp, prahlsüchtig, dumm und unverlegen.
Der Spiegelscherben witziges Geklirr spukt billig auf den weißen Scherbenwegen.
Da kam mir eine Indierin, lustwandelnd an dem Karpfenteich, entgegen.
Sie schlug die Augen nicht vom Boden auf und trug sie feierlich durchs Tempelgartenreich,
Sie sah nur zu den roten Rosensträuchern, die noch vom Tropenregen voller Tropfen hingen,
Und ihre blumenruhigen Augen gingen von Strauch zu Strauch,
Als wär sie auf der Welt allein der Blumen wegen.
Auf einmal alle falschen Scherben an dieser Schönen wie echte Augen voll Bewunderung hingen:
Der ganze falsche Garten ließ sich gern von echter Schönheit echt bezwingen.
Könnten die Scherbenwege, dachte ich, die Liebste mir gleich diesem indischen Weibe hier entgegenbringen,
Mein Herz möchte zu Scherben schier vor Freude gern zerspringen.

Vorbei am Rasenpark und dem Palast des Vizekönigs,
wo ohne Rast die Equipagen fuhren,
Kam ich ans Hafenviertel an den Hooglyfluß, wo
Magazine, Märkte und Geschäfte stanken,
Wo Spiegelbilder von den Schloten und den Masten
zum schmutzigen Fluß hinsanken;
Wo Eisenglieder einer Brücke über den Strom hin-
ragen, in Kohlendunst Fabriken dröhnen,
Und in der weißen Tropensonne metallene Eisenkrähne
stöhnen.
Fern draußen, hinterm krausen Dunst der Stadt,
unter den Kokospalmen und Bananen,
Hausen bescheiden strohene Hütten, drüber sich grüne
Sonnenschatten wie grüne Seidentücher schütten.
Dort liegt im reinen Himmel groß der Edengarten.
Gleichwie aus weißen Steinen steht die Königspalme
als Säulengang in Reihen an dem Weg entlang.
Mein Wagen auf den purpursandigen Wegen, gleich-
wie in eine schattige Grotte, ins Grün des Gar-
tens drang.
Und fremd entgegenstarrten die unbekannten Baum-
giganten,
Als ob sie drohten und deine Augen dir verbrannten
mit Blütenhaufen, scharlachroten.
Und sie behüten eine atemlose Stille. Kein Lufthauch
rührt an diese schwülen, fleischigen Tüten.
Ihr Scharlach ist wie in die Luft gespieen, als sind
die Blüten Zungen roter Tiere,
Die ihre Wollust aus dem Blätterdach in alle Lüfte
schrieen.
Goldgelb, lila und scharlach, jeder Baum verschiedenes
Licht dir bot,
Als ist der grüne Park wie von bengalischen Feuern
bunt durchloht.
Tief in dem Garten stand ein Banyanbaum, der groß
als grüne Wand vom Himmel auf die Erde schoß.
An jedem Aste fand sich Stamm bei Stamm, ein
jeder Ast hat zu der Erde mit hundert Stämmen
Wurzel schnell gefaßt;

Und hunderttausend Füße trugen des Baumes laubige Last.
Findest dort auf dem Rasenraum hundert mal hundert Bäume unterm Riesenbaum.
Kein Blick hat je den Riesen ganz erfaßt.
Du hast vor deinen Augen statt eines Baumes einen Wald; und wolltest jeden Stamm du buchen,
Du würdest müde bald, unter den Ästen allen den Anfang und das Ende von jenem einen Baum zu suchen.
Sein Hauptstamm ist zerstört wie nur Ruinenhallen und wie ein ganzes Haus mit Mauern wüst zerfallen.
Des Stammes Reste aber überdauern, stets weiterblühend, tausend Äste,
Und deren Blätter wachsen in den Tag hinein, voll Schatten, dunkel wie ein alter Hain.
Und zum Verirren groß steht dieser Baum, stammlos, und wächst mit seinen Ästen bloß. —
Reiß' Sehnsucht aus dem Herzen los, sie geht wie dieser Baum nie ein.
Sie wächst, mit Wurzeln aus der Luft, von neuem in den Leib hinein
Und ist, wie dieser ewige Banyanbaum, von neuem bald um dich ein Wald.

Abfahrt von Kalkutta

Ich stieg im Morgenrauch ans Schiff und wollte von Kalkutta hin nach Birma.
Der dämmerige Hooglyfluß, gleichwie ein Wasserschlauch, durch eine große Wolkenmasse lief.
Ein Brückensteg stand an dem Schiffsbauch bei des Schiffes Wand, davor die Hafenärztin
Allen Passagieren die Hand gab, um den Puls zu visitieren.
Sie maß die Pulse ab und suchte flüchtig nach den Fieberkranken.
Auch ich mußt' ihr in ihre Augen sehen. Ganz in Gedanken statt des Pulses sie meinen Ärmel hielt.

Sie fand kein Fieber an der Kleidersträhne und ließ
mich ohne Quarantäne gehen.
Der Morgennebel kam am Schiff ins Wandern, und
graue Dampfer, Barken, blaue, grüne, bald hell
entstehen.
Die Sonne deckte wie mit Messingplatten gelb den
Fluß, und hundert Boote, gleichwie graue Ratten,
Umringten aller Schiffe Riesenschatten.
Als ob der Schiffe Rümpfe keine Körper und Ufer-
häuser keinen Steinbau hatten,
Hingen nur Masten, Dächer, Fenster hoch überm
Wasserschein
Im schwanken, gelben Morgenglanz,
Als ballte sich die Wirklichkeit der Welt ganz neu
zum Dasein unterm Nebeltanz
Und formte Planken, Dach und Mauerstein bei Stein.
Weich glitt mein Küstendampfer hin im Hooglyfluß
vom Schattenreich ins feste Tageslicht hinein.
Doch meine Seele hatte nicht Gewinn und weinte
fortgesetzt an gleicher Stelle
Und suchte nach der Liebsten schon in der frühsten
Morgenhelle
Und sagt' mir offen: wie der kühlen Ärztin war's
ihr gleich, muß sie nach fremden Händen oder
Kleiderstoffen fühlen,
Ob fieberlose oder fiebervolle Augen auf sie starrten,
lag vor ihr Birma oder sollt' sie selbst noch der
Saturn erwarten.
Ach, keine Tageszeit schuf in der Fremde Nebelreich
für meine Seele Wirklichkeit;
Ihr Himmel lag noch viele Meere weit. Die Reise-
stunden keine Wichtigkeit für meine arme Seele
hatten.
War auch die Tropensonne jetzt breit aufs bunte Meer
gestellt und gleißte,
Mit meiner Sehnsucht in der Seele reiste ich dunkel
und gequält, wie nur ein Schatten durch die
Unterwelt.

Ankunft in Birma

Still wie aus einem Landgasthaus sah ich von diesem kleinen weißen Küstenschiff aufs Meer hinaus,
Als ob das Schiff an öder Landstraß' stand, fand sich am Schiffsrand nichts zu sehen.
Schiffsoffiziere und die Passagiere versunken tief in Schach und Kartenspiel,
Nicht einer schien hier wach, und keiner sah hinaus, und alles schlief hier unterm heißen Segeldach am weißen, sonnigen Deck,
Als ging' das Schiff vier Tage nicht vom Fleck, als wär' das Meer ein Garten draußen,
Wo grüne kühle Lauben leise sausen, und nur die Sonne ging hier von der Stelle. Ging überm Kielrand auf
Gleich einer Feuerwelle. Viermal erschien sie und verschwand.
Beim vierten Mal stieg sie in Birma mit meinem Schatten an das Land.
Wie zu Geheimnissen, von denen Menschen nur vom Hörensagen die Namen und sonst nichts mehr wissen
Und bei dem Wort noch nicht Begriffe spüren, ließ ich mich von der Sonne zum Worte „Birma" auf die Erde führen.
Wild aufgeputzt in gelber Sonnenglut, wie Federn einer fremden Vogelbrut,
Entfaltet gleich den Rädern grüner Pfauen, zerfetzte Palmen sich am sandigen Ufer stauen.
Als fliegen sie im nächsten Augenblick auf Raub mit großen Flügelschlägen in die Luft,
So fegen ihre schlappen Blätterlappen den Himmel und den Staub.
In ihren Linien ist ein mächtiges Sicherregen, ohne daß Stamm und Blätter sich bewegen.
Hoch über jene aufgejagten Palmenungeheuer sehen die europäischen Hafenhäuser wie ockergelbe und wie purpurblaue Feuer,
Stehen gleich Käfigen aus Stein für Papageien.
Verborgen, unsichtbar sieht nirgends erst der Reisende die Birmawelt,

Die sich mit schlanken goldenen Pagoden und hölzernen geschnitzten Klöstern
Und grauen Bambushütten bescheiden abseits hält
Und nur auf Berge, wie zum Fest, die goldenen Tempel in den Himmel stellt,
Sonst aber, wie die Weisheit schlicht, sich suchen läßt.

Ein Wiedersehen im Hotel

Und kaum an Land, da fand ich schnell im Speisesaal von dem Hotel
Unter der Gäste Zahl ein Angesicht, dem ich noch immer gerne nahestand
Und dem ich in Gedanken einst als leidender Gefährte mich verband.
Die Dame aus dem Roten Meer, die einäugig halbblinde, mit einer schwarzen Binde überm rechten Auge,
Die ich nur schwer vergaß, bei der ich einst zehn Tage auf meinem Deckstuhl Seit' an Seite saß,
Diese erkannte ich an einem Tisch, wo sie in Fröhlichkeit jetzt frisch
Mit ihrem Liebsten ihren Luncheon aß.
Finden wir uns, dacht' ich, auf dieser engen Erdengass' in Weltgedrängen,
In einem Speisesaal in Birma jetzt zum zweitenmal,
Du schöne Dame, du Tiefsehende mit schwarzer Augenbinde, die aller Blicke auf sich zieht, und ich, der Sehnsuchtblinde,
Der mit den beiden Augen die Frauen alle bis auf eine flieht!
Endlos schien mir die Erde bei diesem Wiedersehen, endlos die Wege, die sich um die Erde drehen,
Als ob ich meine Liebste niemals wiederfinde und mich unendlich, wie ein Heerwurm, um meine Sehnsucht ewig winde.
Ich fand zum Gruß kein Wort. Mir war, als stünde hinterm Stuhl der Dame
Der Schatten meiner Liebsten dort und käm' mir nah,
Als ich des Tropenhelmes blauen Schleier im leisen Luftzug winken sah.

Daß wir in einer Ewigkeit wandern und leben ohne Frist und uns die Zeit nur als ein Spielzeug gegeben ist,
Mit dem wir spielen lang und breit, bald mit Klugheit, bald mit Torheit, und sollen auf kein Grab hinschielen, —
Das sprach in Birma der Tropenhimmel auf mich herab.
Der stand, wie das ewige Leben, heiß, selig und hell.
Und klug aus dunklem Augenschlitz
Sah manch brauner Birmane mich auf der Straße an, flink wie der Blitz, ohn' Eile und doch schnell.
Birma, das Land der stillen Tatenlosen, wo die Palme ohne Willen hochgeschossen am Meere stand,
Wie ein Fackelstiel wehte, und der Himmel in Weißglut sich drüber blähte.
In dünne einfarbige Seide eingewickelt wie Puppentand fand ich die Menschen unter runden papiernen Sonnenschirmen am Strand,
Den Ärmsten in feinem seidenen Kleide; und sie gingen Hand in Hand, wie Kinder, die leise im Gehen singen,
Nicht nackt wie in Indien, nicht gepackt von wildester Askese.
Unter den gelben Sonnenschirmen zierlich gepflegte Menschen in den Straßen standen,
In weißer loser Seidenjacke mit rot und gelb und grünem Seidentuch, das sie als langen Rock sich um die Hüften wanden.
Und bei Birmane und Birmanin, bei Frau und Kind und Mann
Zeigt' kaum ein Unterschied in ihrer Kleidung die Trennung der Geschlechter an.
Ohne an Würde zu verlieren, kann hier sogar der Mann mit großem Kamm sein Haar am Haupte hoch frisieren
Und seinen Kopf, wie eine Dame, mit regenbogenfarbigem Seidenschale zieren.
So wenig eitel wie ein Rudel Rehe gehen die Menschen lautlos hier durchs Leben hin,

Geschmückt des schwarzen Haares Scheitel mit ein paar Blumensternen
Ziehen sie sacht zu goldenen Pagoden Tag und Nacht, um von den Göttern Lebensart zu lernen.
Gleichwie auf Seide gleiten die Schritte aller durch das Land, in aller Zeiten Mitte,
Als wollten sie nicht hasten und nicht streiten, hindämmern wie der Rauch der Morgen-, Mittag-, Abendfeuer,
Die sich verschleiert über der Wälder Dschungeln breiten.
Und nur ums Unsichtbare bauen sie ihre Welt, nicht um das Herz, das sich zum Herzen hält.
Die weißen und die goldenen Pagoden gleißen hoch über Menschenwohnungen, auf Berge hin in Glockenform gestellt.
Und die Figuren krauser Fabelwesen, der Greif, halb Vogel und halb Tier, die sitzen steif an Treppen hier und Stiegen,
Die an den Bergen lang hinauf wie Himmelsleitern liegen.
Wie eine goldene Glockenblume, die von dem blauen Himmelsstrauch sich auf die Erde biegt,
Steht aufgestülpt die goldene Stupa inmitten der Pagodenhöfe als breiter, goldener Bau.
Im tiefen Land, in grünen Palmenhainen, sind tausend Klöster, holzgeschnitzte, wo Mönche, arm, in lebenslanger Andacht bleiben,
In friedlichen Vereinen auf dürre Palmenblätter die rundgeritzte Letter von vielen Weisheitssprüchen schreiben;
Denn der Birmane gern zur Alterswende ein Kloster sich im Palmgelände baut, daß ihn sein Weib vertraut „Erbauer der Pagode“ nennt
Und stolz auf ihn wie auf den heiligen Geist des Lebens schaut.
Unheimlich war für mich der Klosterfriede, der in dem Land noch wie ein Todesatem auch in den tiefsten Wäldern stand,
Das Leben sich aus Leere dichtend und ungelebt die Lebenslust vernichtend.

In langen Reihen siehst du jeden Morgen, in gelbe Tücher eingewickelt,
Die Mönche, einer hinterm andern, in Bettelprozessionen durch die Dörfer wandern;
Und jeder hält ein bronzenes Gefäß, und alle halten an vor irgendeinem Haus,
Gebete murmelnd schauen sie gerade aus, nur auf des Hauses Wände,
Und Frauen kommen aus den Hütten und schütten Reis und Früchte als Opfer in die Priesterhände.
Mit ihren glattgeschorenen, kahlen, trotzigen Köpfen gehen die jungen Mönche weiter dann
Und wandeln auf den nackten Zehen unter den Palmen fort mit vollen Schalen und schauen nicht einmal die Bäume an.
Gleich bronzenen Figuren sind sie anzusehen in den gelben Mantelfalten, die sie fest um ihren Körper halten,
Wenn sie, wie leblos wandelnd, leblos handelnd, hin unter den smaragdenen Urwaldblättern gehen.
Sie tragen ihre mächtigen Krüge des Abends und des Morgens schweigend fort, sind ohne Dankeswort und ohne Gruß,
Und immer ihre junge Lippe statt eigener Gedanken uralte Göttersprüche sagen muß.

Holzschnitzereien und Rubine

Die weiten Akazienstraßen von Rangoon riefen mich mit.
Jedes Land, das dein Fuß betritt, in das sich dein Auge verirrt,
Wird von irgendeinem Produkt auffallend regiert, das den Fremden verfolgt vom ersten bis zum letzten Schritt.
In Birma sind es Holzschnitzereien, Säulengelände und hölzerne, lebensgroße Figuren,
Die überall dein Auge wie in die tiefen Wälder des Landes einweihen, in die künstlichen Tier-, Menschen- und Göttergesichter,
Die in den Holzfasern und Holzmasern schliefen, und

welche die Holzschnitzer gewandt aus ihrer Verzauberung befreien.
Und außer dem rötlichen Teakholz ist es der rosigbläuliche Rubinstein, der sich stolz dem Fremden hinhält,
Er kommt aus den Bächen von Birma auf die Welt.
Die Rubine sind wie die rosigen Lust- und Liebesgedanken der jugendlichen Mönche und Asketen,
Die in jenen Herzen, die nur den Göttern, aber nicht der Liebe dienen, um Erlösung flehten und weinten,
Aber unerhört versanken und zu Rubinen versteinten.

Die Sule Solay-Pagode

Auf einem breiten, zimmetroten Sandweg, wo eine grelle Häuserreihe und mit weiten Gesten groß manch Tropenbaum sich fand,
Fuhr ich am Spätnachmittag durch Rangoon in einer hölzernen und buntgestrichenen Droschke,
Wie sie hier Mode ist im Birmaland.
Kam ich zu der Sule Solay-Pagode. Die ist frei auf dem Stadtplatz nah dem Häusereinerlei aus Gold eine Masse,
Wie eine umgestürzte spitze, vergoldete Riesentasse, umdrängt vom Weiß der Alabasterschreine,
Der Götterfiguren und einem grünen Baumhaine; umgeben im Kreis von einem kleinen Jahrmarktleben,
Steht die goldene Stupa, und es brennen Lichter und Kerzen im Freien und rauchen Gerüche der Spezereien
Und wehen rosa papierene Fahnen und klingen kleine Silberblechherzen vor den Göttern, die nicht zur Arbeit,
Nicht zum Beten, nicht zum Leben und nicht zum Sterben hier mahnen.
Die große Gottheit sitzt mit gekreuzten Beinen alabasterweiß auf der Lotosblume, der augapfelreinen;
Und herabgesunken ist der Gottheit rechter Arm, und ihr Auge sieht auf dich ohne Harm.
Fast mit geselligem Lächeln sieht dich diese birmanische Gottheit an, ist nicht Weib, nicht Mann,

Ist schlank in den Hüften, ein göttlicher Leib, mit gepflegtem Gesicht,
Aus dem das Auge mit modischer Lieblichkeit spricht.
Ihre Hoheit rückt dich nicht fort, reißt nicht von der Welt los den, der sich vor ihr bückt;
Gibt ihm auch nicht irdische Macht; ist Lieblichkeit, die höflich und wohlerzogen lacht;
Ist ein zärtlich Gebilde, wie es jeder werden kann, Weib und Mann,
Paßt er sich der höflichsten Lebensart und sonst nichts anderem an.
Ist keine Gewalt, die dir Leidenschaft malt, und keine Gestalt, die sich asketisch quält,
Ist vornehm ein Weltwesen, gut gepflegt, erzogen, geschmückt und scheint belesen;
Ist ein Menschenwunder in Alabaster gut geglückt, das den Beschauer entzückt, aber nicht ins Nirwana rückt;
Ein Gottwesen, das auf Erden alles Schöne getan, das mit der rechten Hand jetzt lässig feiern kann.
Aber keine Gedankenbahn, keiner Leidenschaft Rätsel strengt diese Gottfigur an,
Als ob sie, allzu gut erzogen, im Weltgetriebe unberührt bliebe vom Chaos der Sehnsucht und Liebe.
Ich sah lang in der Gottheit Modegesicht, sah: sie fühlte mich nicht;
War in meiner Verliebtheit so weit von ihr wie ein Soldat, der da ficht im Kugelregen,
Und im Kampfaugenblick nicht daran denken kann, seine Nägel zu pflegen.

Hinfahrt durch die Gärten von Rangoon zur Shwe Dagon-Pagode

Nicht nur der Sule Solay-Pagode, die am Wege lag, galt meine Fahrt an diesem Nachmittag.
Ich wollte zu dem Wunder kommen, von dem ganz Indien widerhallt,
Zur Shwe Dagon-Pagode vor der Stadt, die einen hohen Ruf an Pracht und Herrlichkeit

Gleich einer vielgerühmten Frauenschönheit hat.
Die gleich dem Taj Mahal ein Denkmal indischer Phantasie und Baukunst offenbart,
Wo dir dein Aug' vor Staunen zum Edelstein erstarrt, tritt es in die Pagode ein,
Und will sich mit dem reinen Golde dort vereinen.
Wo Künstlerseelen dich entzücken, die hier aus Schnitzereien und Juwelen,
Um eine goldene Pagode auszuschmücken, scheinbar den Göttern selbst die Träume stehlen.
Der Weg dorthin führt durch die Gärten von Rangoon, wo man die Haltung edler Bäume wie einen Festzug spürt,
Und wo der rosig blühenden Akazie wiegende Gebärde ist, die sich die Luft zum Tanzplatz hier erkürt;
Und Frühlingsbüsche brennen gelb und rot, und Wohlgerüche bauen sich darum
Wie unsichtbare Heiligenscheine über geschmückte Götterfrauen.
Zierliche Häuser, wie Altanennester, stehen von Schlingpflanzen bekleidet,
Als trügen sie buntseidene Gewänder, und violette, feuergelbe, scharlachne Blumenfahnen wehen
In jedem luftigen Stockwerk vom Geländer.
Stahlblau sind alle Gärten hier zu sehen, und nur, wo Sonnenstrahlen die Palmenblätter wie mit Ruten gerben,
Als ob dort mächtigste Smaragde glühn, erscheint der Garten stückweis' grün, wie überstreut von grünen Scherben.
Als zögen Pferd und Wagen unter bemalten Galerien hin, unter geblümten und gestreiften Zelten,
Unwirklich, wie gewebt, beschauen dich die farbigen, fremden Blütenwelten.
Du weißt nicht: bist du hier bei Feuerdrachen, die mit den Funken in den Zähnen drohen,
Oder ist alles nur ein Spuk und Hohn und will dich jählings schnell verlachen?
Du wirst vielleicht, wie unter einem Alb, in grauer Öde gleich darauf erwachen.
Manch Baum hat sich ein Tierfell umgehängt, ist

wie die Jaguarhaut mit Blüten gelb und braun besprengt,
Und andere wie Goldfasanenfedern, und andere rote hängen welk, verdumpft,
Wie tote Häute eingeschrumpft und ledern. Und Linien von Karmin ziehn an den Stämmen flink herab,
Als strich' die Abendsonne dort ihr Feuer ab.
Doch Grazie ist die Geste aller Palmenkronen und der Lianenstränge und der Äste,
Die alle, wie zu einem Tanz und einem Feste im Himmel, wie in einem Ballhaus wohnen.
Wenn auch das Blütenwerk um dich, gleichwie Brokat, den Schiller von tausend wirr verschlungenen Seidenfäden hat,
Du fühlst die Luft deshalb nicht drückend und nicht übersatt, kein Chaos macht dich matt,
Es ist zierlichste Lieblichkeit in jeder Blume, jedem hingestreckten Blatt,
Und jede Blüte nimmt sich lachend Zeit und sieht ins Weltall wie ein Menschenleben, verantwortlich und breit.
Mir schienen im Gewimmel trotz aller Üppigkeit die Tropenpflanzenmienen
Tief unterwürfig vor dem Himmel, gleichwie die reichsten Frauenaugen,
Die gern dem Mannesherzen untertänig dienen.
Durch diese Gärten ohne Tageszeiten, die scheinbar irisfarbene Sonnenuntergänge
Und Sonnenaufgang stündlich um dich breiten, kommst du auf scharlachroten Wegen
Tief aus stahlblauen Laubgehegen zum Fuß des goldenen Dagontempels,
Der hoch auf einem freien Hügel die goldene Spitze zeigt,
Zu dessen Sitze man mehr Stufen, als Tage in dem Jahr sind, steigt.
Haushoch stehn an dem Treppenfuß beim Berggemäuer schneeig weiß zwei feierliche Ungeheuer
Und starren dort geradeaus, gleichwie mit einem Mönchblick ohne Gruß.

Auf Pratzen, wie zwei Löwenkatzen, sitzen die beiden Fabeltiere, die mächtigen Greifen aufrecht groß auf ihren Hintertatzen
Und zeigen Vogelfratzen statt Gesichter; einer ist ganz dem andern gleich,
Und beide wachen vor der goldenen Pagode Fabelreich, wie von dem Berg herabgestiegene Drachen.

Das Treppenhaus der Shwe Dagon-Pagode

Als hab den Berg ein Zauberwort laut angerufen, öffnet sich dieser Tempelberg vor dir,
Empfängt dich, trittst du einige Stufen empor zwischen den weißen Greifen auf die Treppe,
Ein offenes Tor, geschmückt mit Götterzwergen, Blumengirlanden, künstlich kleinen Bergen,
Geschnitzt und eingeritzt in Stein.
Gehst du ins Tor hinein, wachsen zwei Säulenreihn groß vor dir her,
Blutrot bemalte Stämme, wie eine aufgepflanzte Baumschar schwer,
Du siehst der wuchtigen Säulenstiege nach, die senkrecht über dir kein Ende zeigt, rot überdunkelt von dem roten Treppendach
Die Stiege, einer riesigen Leiter gleich, aus schwerem Holz gemacht, die führt hinauf in eine purpurrote Nacht.
Und als erwarte dich von Purpur dort ein Graus, — endlos steigt diese dunkelrote Treppe
Wie in ein bergehohes, blutgetränktes Haus.
Du hebst die Knie' und glaubst zuerst: du wirst es nie erschaun, das Ende dieser Treppe,
Doch mit dem Steigen wächst auch dein Vertraun.
Das Rot an jedem Säulenschaft, das mit dir steigt, ist unermüdlich stark an Kraft.
Und ohne Atemnot und unerschlafft und hochgetrieben vom Erwarten,
Geht dir dein Fuß vom Boden, als trügen dich von drunten die beiden heiligen Greifen

Hinauf in schnellen Flügen zum Gipfelgarten hoch und zu den goldenen Pagoden.
Birmanische Verkäuferinnen mit lächelnd kultivierten Mienen, in Seide, wohlgepflegt gleich ihren Göttinnen,
Sitzen zu beiden Seiten von den Treppen zwischen den Säulenstämmen
Und bieten, ohne dich mit Worten laut zu überschwemmen, leis' wie nur feine Schlänglein zischen,
Weihrauch und Blumensträuße auf den Tischen, und Puppen, Marionetten, Spielwerk und Zigaretten.
Und Kerzen, Flitter, Lichter leuchten im roten Treppenhaus,
Und die Verkäuferinnen scherzen und teilen ihre Waren mit überlegenem Frauenlächeln aus.
Versöhnlich mischen sich die weißen kleinen Lichter von den Tischen ins Rot der Geisterstiege,
Und in den Kerzenscheinen erglänzen golden die Gesichter der hübschen Mädchenschar,
Jedes mit einem Blumenstern im Haar.
In ihrer Nähe mir der blutige Purpur des schauerlichen Treppenhauses
Zärtlich wie 's Lippenrot der Liebsten war.

Die goldenen Gassen um die Shwe Dagon-Pagode

Hoch oben angekommen an dem Treppenende, fällt dir ein Goldgeblende ins Gesicht,
Und ein gewaltig Staunen nimmt dich führend an die Hände;
Denn wie vom Licht beweglich sind erleuchtet rings die Treppenwände,
Vom dämmerigen Treppenhaus hinaus in eine goldne Welt zieht dich erhellt, vom Gold beschienen, dein Leib,
Als leuchte schweres Goldgewicht mit seinem Licht dir tief in die geheimsten Mienen.
Und du verläßt rasch alle Tische der zierlichen Verkäuferinnen, blind angezogen von gewaltigen, goldgezackten Zinnen,

14*

Die dich in goldenen Massen mit goldenen breiten Gassen wie goldene Arme um die Hüften fassen.
Gleichwie in einem goldenen, stämmigen Wald, wo sich im goldenen Herbst, im luftig blauen,
Die goldenen Lauben, goldenen Zweige und goldenen Kronen bauen,
Schauen auf dich massive goldene Kapellen
Mit goldenen Schnitzereien und goldenen Schwellen,
In goldenen Heeren hingestellt
Auf einem freien, großen Platz, im Nachmittag, im tropenschweren.
Du gehst durch diese helle Welt und wehrst und schließt und öffnest deine Augen,
Und immer mehr Gold fällt und fließt, wie Feuerwelle über Welle.
Goldströme stürzen her in goldenem Gefälle, als seien goldene Feuerwerke hochgeschossen,
Als hielten goldene Blumenketten dich eingeschlossen.
Hundert mal hundert goldene Pagoden stellen sich auf im Goldgewimmel,
In Helle heller als der grelle Tropenhimmel.
Sie drängen sich auf freiem Platz, als ob sie glänzend überm Boden hängen, in schwülen Weihrauchdüften schweben,
Im Golde wühlen und im Gold lebendig, vielhändig gleichwie goldene Scheiterhaufen leben.
Als kämst du hin zu einer aus Gold gewachsenen Stadt, und wach aus Gold ist jedes Haus,
Auf jedem Dach steht, wie ein lebend goldenes Gitter, mit zackigem, goldenem Blitzwerk ein Gewitter.
Zwergwagen und Zwergpferde, die aus Gold sich schnitzen, fahren durch goldenes Laubwerk auf die goldene Erde.
Goldene Bänder, goldene Litzen umschlingen goldene Götter auf den goldenen Sitzen,
Und goldene Berge, goldene Pflanzen im goldenen Strahlenwetter tanzen.
Du schließt die Augen, kannst das Gold nicht in die Augenblicke fassen,
Das Gold, das sich, als wollt' es spotten, über dein armes Dasein gießt,

Als wollt's dein Leben schon durch seine Nähe allein mit seinem Schein ausrotten.
Das Gold, es steht im Licht nicht still. Es will mit seiner Helle in heftigen Sprüngen von der Stelle
Und überstürzt sich wie der blanke Strudel von einer heißen Geisirquelle.
Als ob die Blitze dort in allen goldenen Gassen den Sonnenball fort aus dem Weltraum fraßen,
Satt leuchtet vor dir alles Gold der Erde und wurde hier zu goldenen Gelassen,
Die mit der goldenen Gebärde,
Wie in sich selber golden untertauchen
Und keinen Tag und keine Nacht und keine Tageszeiten mehr
Zum goldenen Weiterleuchten brauchen.
So wie ein leidenschaftlich Liebender, der ganz aus eigener Kraft aufgeht in seiner goldenen Leidenschaft,
In seinem tageshellen Glück nicht mehr dem Wechselglanz von Sonne, Mond und Sternen untersteht,
So lebt vor dir auf irdischem Boden der goldene Kranz der festlichen Pagoden,
Drehen die Goldspiralen ihrer Dächer wie Wirbelflammen, die steil aufrechtstehen,
Und sind wie umgestülpte goldene Riesenbecher.
Und all die goldenen Glockenbauten schauten hinauf zu einem goldenen Riesenbrocken,
Wie gelbe Küchlein um die gelbe Henne hocken.
Beinah erschrocken vor den neuen goldenen Massen, die neues Blitzwerk um dich streuen,
Hebst du den Blick, schwebst auf vom Boden über den goldenen Gassen.
Dein Aug' reicht kaum dahin, wo fern die goldene Spitze der mächtigsten aller Pagoden,
Der Shwe Dagon, im hohen Äther bleicht.
Und deine Hand sich übers Auge streicht. Du legst den Kopf zurück in dein Genick
Und suchst das Ende der Pagodenspitze, die wie ein goldener gedrehter Strick
Dem goldenen Stiele einer Riesenbirne gleicht, und die vor goldenem Licht

Dir nicht ihr Ende in dem Äther reicht.
Inwendig sind die goldenen Pagoden nur Stein und Mauerwerke
Und sind nicht hohl und lassen keinen ein.
Sie stehen nur, von außen anzusehen in ihrer Pracht und goldenen Stärke,
Zur Andacht für die Beter da und deuten mit der goldenen Spitze
Hinauf zum blauen Reich der unsichtbaren Göttersitze.
Und um die Schar der kleinen Goldpagoden glänzt noch umher ein Meer von goldenen Schreinen,
Die hier, gleich feinen goldgeschnitzten Lauben, rund offen stehen und lassen goldene Gottgesichter,
Goldene Altäre, goldene Blumenvasen, züngelnde Kerzenlichter,
Dampfende Räucherstangen,
Gelbe seidene Bänder und rosige papierne Fahnen duftig sehen
Und stehen luftig, gleichwie goldene Altanen.
Der weite Platz, auf dem die Shwe Dagon-Pagode lebt, ist rund, ein Kreis.
Einzelne trockne grüne Palmyrapalmen ragen heiß, die sich wie Schatten in der Luft aufschlagen,
Und alles Gold lebt doppelt hell und toll mit seinen Träumen
Im Gegensatz zu diesen finsteren, schlangenhaften Bäumen,
Die beim Pagodenplatz, dem alle Glieder funkelnd starren,
Ihr Leben lang, gleichwie verhext, als Zuschauer beharren.
Auf einem Rundgang um die Shwe Dagon-Pagode wird deinem Fuß bei jedem Schritte bang.
Es liegen Hunde, friedlich schlafend, in goldener Gassen Mitte und rühren sich mit keinem Bein,
Und Hühner rennen in die goldenen Tempel aus und ein.
Truthähne, Pfauen wandern dir dicht vor deinen Füßen her
Und schauen, futterbittend voll Vertrauen, neugierig jedem ins Gesicht und weichen schwer,

Und Ziegen hüpfen meckernd kreuz und quer,
Und Katzen schlüpfen, wo die Mönche in gelben Mänteln liegen,
Und Mönche kauern an den goldenen Mauern und fächeln sich mit trockenen Palmenblättern Moskitos ab und Fliegen.
Und immer weiter gehst du an den Schreinen, und über dir der Abendhimmel, gefüllt gleichwie mit Edelsteinen,
Brennt um der Palmen dunkle Riesenstelzen und will sein Gold mit allen goldenen Tempeln zusammenschmelzen.
Ein Spiegelfechten auf den goldenen Dächern, ein Strahlenwälzen hell entsteht,
Feuer aufblitzend wie von Schüssen, als würfen sich die Affen hoch oben in den Palmenfächern mit goldenen Kokosnüssen;
Und lautlos manch birmanischer Beter in seinen Strohsandalen steht,
In dünner rosiger Seidenjacke, die sich im Abendhauch leicht bläht,
Und kniet vor einem Goldaltar. Tief sinkt er mit der Stirn zur Erde im Gebet
Und weckt ihn auf, den Gott, den er zu sprechen wünscht, und sagt ihm eifrig plaudernd seine Not.
Sich drängend an die Gottheit, sich mit beredten Worten an sie hängend, mit Händeklatschen und mit Schrei'n,
Läß' er erst ab mit seiner heftigen Sprache, flößt ihm der Gott den Glauben ein,
Daß er sich sicher annimmt seiner Sache.
Und schöne Frauen der Birmanen bringen Jasmin und Tuberosen, die sie weihen,
Und kommen an mit schlanken Fingern, Hand an Hand, in Reihen,
In klaren seidenen Jacken, lila, hellgelb, weiß, smaragden, grün, karmin,
Die sie, gleich einem kurzen Hemd, über die blanken Schultern ziehn.
Um ihre Beine ist ein Seidenrock so eng geschlagen,
Daß ihre Füße nur ganz kleine sanfte Schritte wagen.

Einfarbig ist die dünne Seide wie seidenes Papier; die schwarzen Haarfrisuren
Mit wenig Schmuck, doch kostbar und erlesen; es sind die kleinen schlanken Wesen
Wie Blumen, die sich auf graziösen Stengeln ranken.
Und alle leuchten in der goldenen Dämmerung in ihrer reinen Farbenseide,
Hinwandelnd lautlos auf den feinen Strohsandalen, weißgrün und rosa, gleichwie Lampen,
Die schimmernd in dem Abendgold erscheinen.
Und weiter irr' ich durch das Goldgewirr und höre auf das feine Klingen der Goldblechbäume,
Die von den Spitzen der Pagoden singen. Beweglich wie das Espenlaub und nie zu hemmen,
Klingeln in Herzform dünne goldene Blätter an dünnen goldenen Stämmen.
Nicht bloß nimmt 's Gold allein die Augen ein mit seiner Pracht,
Es geht dir auch ins Ohr hinein und lacht und singt wie 's Blut im Leib um die Pagoden Tag und Nacht.
In manche Seitengassen tret' ich ein, nirgends vom Gold und Prunk verlassen,
Und seh' hier von den Bergterrassen zur Stadt Rangoon hinab ins Palmenland hinein.
Die ferne Stadt lag lautlos weit verschollen, und keine Wogen rollen
Von Stadtgetrieb' herauf in des allmächtigen Goldes Schein.
Die Götter hier im Gold allein sein wollen, fühlen sich breit und machen vor der goldenen Einsamkeit
Den Menschen doppelt klein.
Ich wünschte mir die Liebste als Göttin her in einen goldnen Schrein,
Und gern wollt' ich dann Tag und Nacht der heftigste von allen Betern sein.
Durch lange Reihen Riesenglocken wanderte ich vorbei an Holzfiguren, menschengroßen,
Die waren in Glaskasten eingeschlossen; sie sahen auf mich lebend mit Juwelenaugen, aus denen niemals Tränen flossen.

Und einen Buddhariesen, alabasterweiß, fand ich auf Marmorfliesen unterm Himmel sitzen;
Die Augen blickten in das Goldgewimmel. Erstarrt von Gold und Heiligkeit, schienen sie in den Glanz vernarrt.
Und ich verstand, warum hier die Birmanen, wenn sie den Gott begrüßen,
Lautklatschend mit der Hand die Gottheit wecken müssen.
Das Starren unverwandt in diese Karren Gold rückt selbst die Götter außer Land,
Und Gold macht selbst den klugen Götterblick zum Narren. —
Fast war es dunkel überm Himmel, als ich den Rundgang um das Heiligtum beschloß.
Doch in dem goldenen Schoß der goldenen Gassen die Nacht das goldene Licht nicht unterbricht.
Am Boden vor mir ein paar Mönche saßen. Die lächelten gelassen hin auf ein Kind mit großem Wasserkopf,
Das unbedeckt auf einem kleinen Teppich lag, nackt ausgestreckt, und sein Händchen bettelnd reckt.
Und die Birmanen sahn erfreut das Kindlein an und nicht erschreckt.
Die kleine Mißgeburt mit ihrem Kopf, dem kürbisgroßen, hat grunzend tierische Laute ausgestoßen.
Viel Münzen rollten auf den Teppich unter Klingen von allen Leuten, die vorübergingen.
Man hat das Krüppelwesen, im Lande aufgelesen, nach der Geburt zum Tempel hergebracht.
Dort liegt es, von den Mönchen stets bewacht, auf einem Teppich Tag und Nacht,
Starrt in das Gold mit seinem Riesenkopf, als sei hier alle Pracht für seine Augen ganz allein erdacht.
Nie sah es einen anderen Tagesschein als den vom Gold, nie zieht die Lieb' in seinen unverständigen Kopf je ein,
Und bis zum Tod lebt dieses ärmste Herz, umhäuft von Gold, noch ärmer als ein Straßenstein. —
Als stieg' ich wie aus einer goldenen Wolke nieder durch Weihrauchnebel und durch Räucherduft zur Erdenluft,

Fand ich mich dann erstaunt, ernüchtert wieder am Fuß der roten Stiege bald,
Wo die zwei Greifen ohne Gruß da waren, die schon seit tausend Jahren
Den Aufgang hier bewachen zum goldenen Pagodenwald
Und all das Gold mit dem zeitlosen Lachen. —
Der Wagen stand bereit. Ich fuhr durchs Einerlei der Abendgärten zu der Stadt zurück an einem See vorbei.
Der ist ein leeres Spiegelstück, umgrenzt von einem Hügel, Nachtschwärze toter Palmenfächer,
Und drüber glänzt, gleichwie auf einer goldenen Kerze, ein letzter Funken noch von jenem mächtigen Pagodenbecher.
Dann nimmt das Marktgewühl den Wagen schwül auf seinen Boden auf,
Laternen, die vorüberjagen, und helle Fensterreihen, gleich Stellungen von Sternen,
Der Menschen Feilschen und Gerauf, davon die Erde bebt, werfen das Bild, das golden in meinem Hirn noch lebt,
Im Stadtstaub übern Hauf.

Ein Tiger auf der Shwe Dagon-Pagode

Eine Geschichte, die ich in der großen Shwe Dagon-Pagode hörte, störte mir meinen harmlosen europäischen Reisesinn. Sie war,
Als schlug man auf die Riegel von einem Buch, und ich sah darin der birmanischen Seelen Spiegel
Und fand dort eine Schrift mit blutigem Siegel.
Als ich vor einem Monat ankam in dem indischen Land, las ich in Bombay in dem Zeitungsblatte,
Daß man in Birma einen panischen Schrecken hatte.
Es fand sich morgens in der Shwe Dagon-Pagode am goldenen Dach ein mächtiger Tiger ein,
Der brach aus einem Palmendickicht schnell herein und sah mit heißen Hungeraugen den tiefentsetzten Betern nach.

Die Menschen flohen unter Schreien, und Herr allein in allem Göttergolde
Schien dieser Tiger, der nicht wich, für lange Zeit zu sein.
Niemand getraute sich mehr zur Pagode und in den goldenen Hof hinein.
Dort lag der Tiger unbeweglich am goldenen Dach. Um ihn die goldenen Funken spielten.
Und den Birmanen, die von weitem ihn im scheuen Aug' behielten, blieben die Knie schwach.
Sie wußten sich kein Raten aus den Nöten. Sie dürfen in den Tempeln niemand töten,
Und wenn sie's taten, müssen dann die Kühnen den Mord mit ihrem eigenen Leben sühnen;
Denn so nur wird der Tempelschrein von dem vergossenen Blute rein.
Nicht einer wollte Tempelmörder an diesem Tiger sein.
Und niemand konnte zur Pagode, wo alle Kerzen um die Götter niederbrannten;
Und ratlos draußen alle Mönche rannten und hätten gerne mit Gebeten den großen Tiger fortgetrieben,
Doch dieser ist am goldenen Dach geblieben.
Endlich hat man vier gute Schützen, englische Herren, zur Pagode um vieles Gold verschrieben.
Die kamen auch, und mit geruhigster Hand nahmen die vier den Tiger scharf aufs Korn,
Mit kühlstem europäischem Verstand drückten sie los, und rings die Freude der birmanischen Mönche schien unendlich groß,
Als man die Tigerkatze mit einem Todessatze vom Dache springen sah.
Reglos blieb sie in blutiger Lache, unschädlich und verendet, auf dem Platze.
Dies hatte ich in Bombay längst gelesen, und als ich jetzt in Birma in diesem goldenen Tempel selbst gewesen,
Erzählten Europäer mir: die Schützen, jene mutigen vier, die den Birmanen einst geholfen aus der Tigernot,
Die starben einer nach dem andern. Seit ein paar Tagen ist jetzt auch der letzte tot.

Und niemand konnte sagen, was ihre Krankheit war.
Sie starben sonderbar und rätselhaft
Und folgten sich in kurzer Frist, und keines Arztes Wissenschaft hatte zu ihrer Rettung Kraft.
Man sagte sich, birmanisch Gift hat hier geheimnisvoll die vier beiseit geschafft.
Damit nicht die Pagode an Wundertum verliert und sich nicht um den Ruf der Heiligkeit dann brächte,
Man insgeheim den Tempelmord des Tigers an den vier Jägern rächte.
Bei dem Gedank' an diesen Meucheltrank gewaltig die Begeisterung für Birma in mir untersank.
Ich tat das Land nicht unbefangen mehr betrachten, fürchtend, man kann hier stündlich
Harmlose Europäer im Namen seiner Götter schlachten.
Abgründig schien mir jeder zweite Schritt, als ging von jener Kobraschlange der Schatten
Neben mir, laut Rache fordernd, mit: der Kobra, die vor nicht so lange
In Agra eines Mungos Zähne für meine drei Rupien getötet hatten.

Bahnfahrt nach Mandalay

Nach Mandalay, zur alten Haupt- und Königsstadt von Birma, wollt' ich reisen,
Und vierundzwanzig Stunden fuhr ich auf eisenrasselnden Geleisen.
Der Zug trug mich durchs Land, das flach und heiß.
Mehrmals erschien, kalkweiß wie eine Wand, turmhoch ein Buddha vor den Wagenfenstern,
Der zeigte sich, gleich riesigen Gespenstern, unter den Telegraphendrähten im freien Feld,
Als hielten unsichtbare Hände gigantische Marionetten.
Der Buddha hatte stets das damenhafteste Gesicht, halb Weib, halb Mann.
Sein Frauenleib war weiß und leuchtend wie ein weißes Kerzenlicht,
Sein Haupt voll indigogeblauter Locken mit hochgeschweiften schwarzen, edlen Brauen.

Mit unschuldigen, offenen Augen tat er im Feld am
Bahndamm sorglos,
Weiß wie ein riesiger Kreidebrocken und groß wie
nur ein siebenstöckiges Kaufhaus, hocken.
Das Licht der Sonne ging von seinem weißen Kalk-
leib aus,
Jungleuchtend über Stoppeln der abgemähten Zucker-
felder und über hitzegraue Palmenwälder.
Zeitweise hätt' ich gern mit einem solchen Buddha
mal gesprochen aus der Fern',
Denn endlos war die einförmige Reise.
Des Abends kamen Reisigfeuer und Rauch aus licht-
verzerrten Bambusdörfern hergekrochen,
Die steckten mit den hölzernen Gebäuden in Palmen,
die mit schwarzen Blattgerippen tanzend im Nacht-
wind wippen.
Der feurige Geruch des Abends macht den krank,
Der unterm Tuch der Nacht in Heimatträume schwül
versank,
Für kurze Zeit sich gar daheim glaubt in der Dun-
kelheit und dann erwacht und angebunden,
Gleich einem Hund am Stricke liegt, sehnsuchtzer-
schunden
Und tausend Meilen von Europa fern im Schnellzug
hin durch Birma fliegt.
Wie alle Indier reisen auch Birmanen bei Tag und
Nacht, und alle Züge sind voll Menschenfracht.
Auf den Bahnsteigen zeigen sich Gruppen gar seltsam
aufgeputzter Leute.
Ich fragte mich, erwacht am frühen Morgen: Ist
Aschermittwoch in dem Lande heute?
Es stehen Männer, Frauen am Bahnhofsteig im nebel-
grauen Morgen in regenbogenfarbiger heller Seide,
Als ob sie mit den Blumensternen in den schwarzen
Haaren noch übernächtig hier von einem Masken-
balle übrig waren.
Man sieht nicht Bauern, sieht nicht Knechte, nur zarte,
flinke Rehgestalten,
Die Blumensträuße, Fächer und die Juwelenketten halten
Und ihre Augenwimpern mit schwarzen Strichen künst-
lich dunkel fetten,

Die Lippen mit dem roten Betelsaft scharlachen glätten.
Papierne Seide knistert, Haarkamm und Schmuckstück flirrt und blinkt;
Sie sind frisiert wie Spanierinnen mit hohem Knoten, hohem Kamm, so Mann wie Frau.
Du kannst dich nur am Knochenbau auf ihr Geschlecht besinnen,
Es tritt bei Seide, Fächer und Frisur der Unterschied nur schwer zur Schau;
Als lebt birmanisch Leben auf einem ewigen seidenen Götterball.
Du kannst in Birma diese Wesen, die bunt und zart bei einer Bahnfahrt schon im Morgengrau
Wie wandelnde Juwelen dich umgeben, nicht mit Europas praktischem Verstand mehr messen.
Und wie ein Arbeitsuchender, der sich in einen hellen Ballsaal im grauen Taglohnanzug traut,
Fühlst du dich kleinlaut und verächtlich angeschaut, schon eh' der Tag am Wagenfenster graut,
Und wirst beinahe verlacht und bist dir doppelt fremd,
Warst du im Traum noch eben erst daheim im Arme deiner Liebsten, in letzter Stunde dieser Nacht.

Der hölzerne Königspalast von Mandalay

In Mandalay des Morgens angekommen, fand ich, als ich zur Stadt fuhr,
Eine lange, weiße Mauer nur; in einem Wassergraben ist ihr Spiegelbild geschwommen.
Sonst zeigt von dieser Stadt sich keine Spur.
Die lange weiße Mauer und der Wassergraben haben sich in Viertelstunden um ein Viereck gewunden.
Dahinter im Versteck lag das Schloß der birmanischen Könige,
Aber von außen sah man die unendliche Mauer bloß,
Daran sich viermal ein mächtiges Tor fand,
Das zum Himmel stand in der Mitte von jeder Viereckwand.
Am Nachmittag ging ich zum Schloß über das Wasser, das nicht weiterfloß,

Durch eines der Mauertore in einen kahlen, breiten, unendlichen Hof.
Dort lagen nur die Schatten einiger Bäume wie trübselige Flore.
Hinter dem Blattgewirr fand ich ein Geirr von Holzbauten,
Die unter schweren, zackigen Holzdächern tot standen,
Als ob große Wracke von Wikingschiffen vom Himmel am Boden landen.
Düstere, rotbemalte Holzpfähle, die sich auf Holzdielen stemmen,
Hielten mächtig die weiten, hölzernen Königssäle.
Hölzerne Säulen und Träger, die sich ineinanderrammen,
Hielten die hölzernen Wände der leeren Hallen zusammen.
Nur über die wuchtigen Dächer spielten wie Flammen Holzschnitzereien.
Alle spinnwebengrauen Gemächer waren öde, verlassene Kammern,
Als hüte man sich und böte der Leere keinen Stuhl an und dem Jammern der Einsamkeit,
Die sich seit der königlosen Zeit von hier nicht mehr trennen kann.
Die Baumsäulen, die roten, standen wie Mast bei Mast und trugen die Dachlast;
Die Dielenbretter, die lange keine Schritte mehr trugen,
Waren staubig und seufzten in allen Fugen.
Wie graue Riesentiere, welche fünf, sechs, sieben Sättel auf ihrem Rücken übereinander schleppen,
Standen die hölzernen Häuser mit ihren vielfachen Dächern zum Himmel wie Treppen.
Hinein in die grauen Holzgemächer von diesem alten Palast fanden keine Sonnenstrahlen,
Sie standen da wie von tauben Nüssen die leeren Schalen.

Gold, Purpurfarbe und Holz schienen mir die Dreiheit in Birma, die der Stolz aller Bauten ist.
Kein Stein und kein Eisen, immer aus weichem geschnitztem Holz, aus Holzsäulen und Brett
Kloster und Palast in Birma entsteht. Überall aus den dichten Palmendickichten
Richten sich die abenteuerlichen grauen Klosterdächer hoch,
Die mit ihren dünnen Schnitzereien wie Spinnenwerk durchsichtig,
Vielfach ineinander gestülpt, wagehalsig sich aufbauen
Und ausschauen wie hölzerne Ungeheuer; wie die zackigen, grauen Aschengerüste,
Zerbrechlich übriggeblieben von fortgeflattertem Feuer.
Die Bewegung von Flammen ahmen die Schnitzereien von jedem Dach nach,
Flämmlein, die vereint zum Himmel flacken, und jedes birmanische Dach
Erscheint, als wäre es erstarrt aus Feuerschlacken.
Jede geschnitzte Götterfigur im Flammentanz beharrt mit Gewändern, die aufflatternd wie Feuer sich packen.
Und ihre Zackenlinien eilen wie Blitze, die sich zerhacken.
Überall schaut dieser spitze, hölzerne, flammengliedrige Dachspuk aus den Palmenhainen,
Wo Kloster sich an Kloster baut, als ob graue, widrige Geister sich um einen Feuerbeschwörer vereinen.

Die vierhundertfünfzig Pagoden

Vom Schloß in Mandalay fuhr ich hinein ins Feld.
Dort sind aus kalkigem Gestein vierhundertfünfzig kleine und weiße Pagoden aufgestellt.
Wie Haufen Schnee mit blauen Schatten, gleichwie ein weißes Schollenmeer,
Stehn diese blendenden Pagodenmassen um eine große weiße Hauptpagode
In weißen Gassen ringsumher. Und jede ist wie eine helle Bienenzelle,

In jeder steht auf gleicher Stelle, gleichwie in einer Grabkapelle, ein Tafelstein,
Drauf ritzte man die Sprüche einer ganzen Seite des heiligsten der indischen Bücher ein.
Das heilige Buch mag nun verbrennen, verloren gehen: man wird den Wortlaut immer kennen.
Dies Buch bleibt unzerstörbar für alle Zeiten jetzt zu sehen mit den vierhundertfünfzig Seiten aus weißem Stein.
Wie Liebesworte, die den Stürmen widerstehen und graben sich im Regen tiefer ein
Und leben stark, — unendlich und erhaben lebt hier ein Buch in hundertfachen Türmen.

Birmanisches Kloster

Bei diesem seltenen heiligen Buch aus Steinen lag nah, in welken, laubigen Hainen,
Ein uralt Kloster mit den feinen, farblosen Schnitzereien, hölzernen Galerien, holzgrauen Dächern und Gemächern.
Auf Pfählen stehen die Gebäude, auf grauen Pfostenstämmen. Holzstiegen gehen auf die Galerien,
Die sehen über alte, leere Höfe, wo Wiesengräser übers Pflaster wehen.
Eidechsen gleiten unter die Geländer und junge, kahlgeschorene Mönche
Nackt in den weiten gelben Mänteln auf den Altanen gehen.
Im Takte beten drinnen Stimmen in fernen Bretterkammern,
Gleichwie ein fortgesetzt einförmig Jammern. Ich ging hinauf zu einer jener Stiegen, die alt und ausgetreten,
Und sah die jungen Leute in dämmerigen Holzverschlägen liegen,
Im ewigen Feiern auf die Dielen hingestreckt, die wohlgeformten Körper kaum bedeckt;
Und ihre Lippen ewige Sprüche leiern. Nicht einer schaut von seinem Palmenblatt,

Darauf punktiert und eingeritzt die Schrift ihr totes
Leben hat.
Die Kammern stehen ohne Glas und ohne Türen offen;
Bleierne Stille draußen in den öden Höfen saß, und
auch die Bäume mochten sich nicht rühren,
Es war, als wollte sich nicht mal das Gras hier
wachsen spüren.
Es lag als fremder und dämonischer Wille in aller
Augen stumm der Lebenshaß,
Und aller Blicke gingen um den Tag herum, und aller
Herzen klopften wie der Totenwurm,
Der in den Bretterkammern fraß. Sie kennen nicht
die Freude, nicht der Leiden Sturm.
Sie lehnen nur an einer Bretterwand und halten
alter Sprüche Lettern auf trocknen Palmenblättern
in der Hand.
Kein Bart, kein Haupthaar ist an dieser kahlen
Mönche Schar.
Knaben und Männer, wie entmannt, haben ihr lautes
Leben umgebracht
Und stehen jetzt wie vor dem Dunkel von einer sternen-
losen Nacht.
Im Dasein ist ihr Platz ein leeres Holzbrett nur allein,
Und ihre Ohren lassen keinen andern Satz als nur
die alten Sprüche ein.
Kein Schließer ist am Haus, kein Tor davor. Ein
jeder kann hier wie der Wind hinein, hinaus.
Die grauen Galerien stehen unter uralter Bäume
grauem Strauß,
Die gelben Mönchgesichter gehen auf ihren hohen
Stiegen ohn' menschliche Erregung,
Und bloß die Lippen beben, wunschlos in ewig beten-
der Bewegung.
So grau wie ein birmanischer Klosterschrein muß
eines Menschen Inneres sein,
Läßt er die Lieb' zu einer Frau nicht ein.
Holz nur und Jammern ist in seinem Herz, geht
nicht die Melodie der Liebe
Zärtlich und weiblich durch die Seelenkammern.

Einstöckige Häuser, einfach, klein, hat die Stadt Mandalay und Bambushütten
Und dahinter dichten Palmenhain.
Auf breiter, öder Straße ging ich an einem Abend vom Hotel im Dunkel in die Stadt hinein.
Da hört' ich von Hufschlägen Lärm. Ein scheues Pferd kam losgerissen mir entgegen.
Ich mußte mich mit meinem Rücken schnell an des nächsten Hauses Mauer legen
Und fühlte in der Dunkelheit die Pferdehufe dicht mir am Gesicht hinfegen.
Nur einzelne Laternen standen in großen Zwischenräumen weit und gaben wenig Licht.
Und um mich tanzte wild das Pferd mit Hexensprüngen,
Als wollt' es mich zur Umkehr bringen und mich zum Rückweg ins Hotel heimzwingen.
Stets, wenn ich vorwärts wollte, tollte es quer zur Straße her,
Endlich erschien auch ein birmanischer Mann, der wie ein Schatten lautlos das große Pferd einholte,
Mit dem es plötzlich wie gezähmt friedlich am Zügel weiter trollte.
Ich hätte mich geschämt, vor einem wilden Pferde umzukehren,
Hätt' ich auch nur an Angst gedacht. So aber ging ich ahnungslos die Straße weiter in die Nacht.
In mancher Gasse war ein Feuerschein; da saßen die Birmanen vor den Türen bei Würfelspiel und Plauderein.
Garküchen kochten und Laternen brannten mit öligen und rauchigen Dochten.
Ich sah auch im Vorübergehen durch offene Tore, offene Türen
In Zimmer mit gedrehten und gezierten Betten.
Nicht einer sah sich nach mir um, und vor den Türen saß man spielend stumm im Kreise;
Halbleise sprechen alle Orientalen, wenn um sie Abenddunkel ist,

Keiner die Ehrfurcht vor der Nacht, auch bei der Lampe nicht, vergißt.
So ging ich ein paar Stunden bis Mitternacht vorbei an Magazinen, am Markt und durch die Gassenrunden
Und wurde manchmal angelacht von Dirnen auf den Treppen
Und angeredet auch von zwei Birmanen; die wollten mich zu ihren Damen schleppen.
Der eine zeigte mir in einem Sack wohl hundert Hühnereier, auserlesen,
Die nahm der junge Freier als Nahrung für die Nacht zu seinem Mädchen mit.
Ich habe nur gelacht, und keiner hat behelligt meinen Schritt mit weiteren Fragen,
Als ich die Einladung ganz höflich abgeschlagen.
Mit mir alleingelassen, war ich der letzte bald auf allen Straßen
Und wollte zum Hotel heimgehen. Da sah ich, groß, ein Haustor offen stehen
Und drinnen war im Erdgeschoß ein Feuer auf dem Herde,
Gesichter auch von einer Frau und einem Kinde nah der Erde.
Ich sah nur grau undeutlich diesen Raum und stoppte kaum die Schritte —
Plötzlich verdunkelt sich die Mitte von jenem hellen Tor.
Mit wilden Gesten springt halb nackt ein riesiger Mann voll Wut hervor,
Zwei Schüsse knallen, Kugeln pfeifen, und Kugeln streifen meinen Hut.
Ich glaubte erst, daß in dem Haus ein Streit entstanden,
Bis meine Augen plötzlich sich dem wutentstellten Angesicht des wilden Menschen gegenüberfanden.
Der ficht mit rauchender Pistole in der Luft, als ob er alles rings um sich zerbricht,
Und ruft, birmanische Sätze heulend, und steht vor mir mit dem verzerrtesten Gesicht,
Gleichwie ein Flammenkreisel, der wild nach allen Seiten mit Feuerarmen und mit Feuerzungen sticht.

Und ich begriff jetzt, daß die tollen Pistolenschüsse, Wut und Schelten mir gelten sollen.
Steh wie vom Schrecken hingepflanzt vor diesem Wütenden, der noch im Pulverrauche tanzt.
Ich halte fest den Blick mit meinem Blick und geh dann rückwärts wie in einem Raubtierkäfig Stück um Stück,
Bewußt in meinem Herz, daß wenn ich den, der wuterhitzt, im Bann nicht halten kann,
Fällt mich der Mann schnell mit dem Messer an, das in der andern Hand ihm blitzt,
Und das mir dann den Leib aufschlitzt und mir im Blut für immer sitzt.
Im Feuerschein, der von dem Haustor auf die Straßenmitte fällt,
Sind beide wir, vom Licht umrissen, grell hingestellt und starren, Welt in Welt, uns eine Weile an.
Da hör' ich hinter mir aus einer Nebenstraße schnell ein Gespann. Und eine Droschke kommt heran,
Sie fährt hinaus zur Bahn, wo mein Hotel gelegen. Ich fühle wieder Boden und Erde rings auf allen Wegen;
Die Droschke biegt jetzt um die Häuserecke. Ich gehe rückwärts eine Strecke.
Der Wilde läßt mich gehen. Ich ruf' dem Kutscher zu. Doch dieser hört nicht, bleibt nicht stehen.
Ich fühle jetzt, es ist um mich geschehen, bleib' ich zum zweitenmal allein mit dem Birmanen.
Ich schreie auf den Kutscher ein. Der springt vom Bock. Doch ist er ängstlich vor dem Pulverrauch gewesen,
Vielleicht mischt er nicht gern in einen Streit sich ein; der Kutscher macht sich plötzlich klein,
Kriecht wie in ein Versteck unter die Vorderräder und fährt nicht mehr vom Fleck.
Ich faß ihn, zieh' ihn vor, bring' ihn zum Bock empor. Er zittert wie im Winde eine Feder.
Ich drück' ihm in die Hand das Zügelleder. Allmählich erst kriegt er Verstand.
Er fährt jetzt an, ich springe in den Wagenkasten. Der hat ein offen Fenster in der Hinterwand.

Kaum fährt jetzt das Gespann, so rennt auch der Birmane schon von neuem zu mir rasch heran,
Als ob er jedes Rad aufhalten kann. Ich leg' die Hand an die Revolvertasche und sehe auf ihn unverwandt.
Er rennt mit Schrein noch eine Weile hinter dem Wagen drein, bis seine Beine ihn nicht länger tragen. —
Am andern Tag erzählt man mir: einzelne Europäer hier in Birma leicht verschwinden.
Manche Birmanen können den Krieg mit England heut' noch nicht vergessen.
Daß man den König fortgejagt aus Mandalay, der da Jahrtausende in Unantastbarkeit gesessen,
Daß man ihn, arg vermessen, aus seinem Schloß vertrieben, das hallt noch manchem in den Ohren,
Der in dem Kriege Gut, die Eltern oder Söhne gar verloren.
Und solche stehn in heller Wut, wenn sie von fern nur einen Europäer sehen.
Sie packen gern ihn nachts wie Wilde an, mit einem Messer lang und scharf, gleich einem Jatagan.
Sie trennen rasch den Kopf vom Rumpf, verscharren schnell den Leichenstumpf,
Fassen in Gold die Schädelschalen, die runden, und lassen sich drin Milch und Reiswein und ihre süße Rache munden.
Kein Haar wird von Verschollenen je aufgefunden. Fällt ein Birmane einen Fremden an,
Und wird um Mitternacht geschossen, bleiben die Nachbarn in den Häusern eingeschlossen,
Und selten einem Europäer die Flucht dann vor birmanischer Wut gelingt. —
Am nächsten Tag erst, als die Tropensonne auf allen Straßen und auf jedem Dache wieder deutlich lag,
Wurde mir über alle Maßen klar, wie ich entkommen, ohne es zu fassen,
Um Mitternacht der tödlichsten Gefahr und auch vielleicht der Kobra Rache.
Als ich am nächsten Abend in der Sternenhelle zu einer Landungsstelle kam am Irawaddystrom,

Wo ich den Dampfer jetzt zurück, stromabwärts, nach Rangoon hin nahm,
Erreichte mich ein Telegramm, das mir wie Balsam war.
Es sagte mir, die Liebe sieht durch Nacht und Meilen klar.
Die Liebste wußte es bestimmt, es droht mir Tod.
Voll Unruh' jede Nacht ihr Träumen war.
Doch ihrer Liebe Geist hat mich bewacht. Birmanischen Pulvers Wut ging nur durch meinen Hut.
Ich las das Telegramm, das weit her zu mir kam, und wußte: Liebe hatte mich gefeit.
Von Liebenden ist keiner je, vom andern fern, in der Gefahr.
Ein Schutz auch rund noch um die halbe Erde war.
Mein Kopf wär' jetzt ein Becher nur gewesen, gefüllt mit Rachewein zum Rand,
Hätte der Liebsten ferne Hand nicht abgelenkt die Kugeln des Birmanen.
Ich läge jetzt für immer in dem alten Klosterland, zu Blut zerhaun, mein Auge tot im Sand,
Die Knochen von birmanischer Sonne bald gebleicht,
Und hätte hier das End' der Erde schon geschaut und nicht den Mund der Liebsten mehr erreicht.

Morgenweg zur Arrakan-Pagode in Mandalay

Weitatmend stand auf Erden ein Morgen für mich, feuerfrisch nach der erschreckten Nacht,
Gleichwie ein tropischer Blumenstrauß hell, dankbar dargebracht auf einem goldgedeckten Altartisch.
Ich fuhr in aller Frühe zur Arrakan-Pagode froh hinaus, mitten durch Mandalay, durch grüner Bäume Straße.
Die Straße sah, im Morgentreiben blinkend, gleichwie ein heller Fischzug aus, Leben im Lebensstrom ertrinkend.
Hinter krebsroten und den gelben Lackgefäßen saßen Lackhändlerinnen in den offenen Buden.
Sie lachen, spaßen, luden zartgelenkig zum Kaufen ein zu beiden Seiten von den Straßen.

Kaum fährt jetzt das Gespann, so rennt auch der Birmane schon von neuem zu mir rasch heran,
Als ob er jedes Rad aufhalten kann. Ich leg' die Hand an die Revolvertasche und sehe auf ihn unverwandt.
Er rennt mit Schrein noch eine Weile hinter dem Wagen drein, bis seine Beine ihn nicht länger tragen. —
Am andern Tag erzählt man mir: einzelne Europäer hier in Birma leicht verschwinden.
Manche Birmanen können den Krieg mit England heut' noch nicht vergessen.
Daß man den König fortgejagt aus Mandalay, der da Jahrtausende in Unantastbarkeit gesessen,
Daß man ihn, arg vermessen, aus seinem Schloß vertrieben, das hallt noch manchem in den Ohren,
Der in dem Kriege Gut, die Eltern oder Söhne gar verloren.
Und solche stehn in heller Wut, wenn sie von fern nur einen Europäer sehen.
Sie packen gern ihn nachts wie Wilde an, mit einem Messer lang und scharf, gleich einem Jatagan.
Sie trennen rasch den Kopf vom Rumpf, verscharren schnell den Leichenstumpf,
Fassen in Gold die Schädelschalen, die runden, und lassen sich drin Milch und Reiswein und ihre süße Rache munden.
Kein Haar wird von Verschollenen je aufgefunden. Fällt ein Birmane einen Fremden an,
Und wird um Mitternacht geschossen, bleiben die Nachbarn in den Häusern eingeschlossen,
Und selten einem Europäer die Flucht dann vor birmanischer Wut gelingt. —
Am nächsten Tag erst, als die Tropensonne auf allen Straßen und auf jedem Dache wieder deutlich lag,
Wurde mir über alle Maßen klar, wie ich entkommen, ohne es zu fassen,
Um Mitternacht der tödlichsten Gefahr und auch vielleicht der Kobra Rache.
Als ich am nächsten Abend in der Sternenhelle zu einer Landungsstelle kam am Irawaddystrom,

Wo ich den Dampfer jetzt zurück, stromabwärts, nach Rangoon hin nahm,
Erreichte mich ein Telegramm, das mir wie Balsam war.
Es sagte mir, die Liebe sieht durch Nacht und Meilen klar.
Die Liebste wußte es bestimmt, es droht mir Tod. Voll Unruh' jede Nacht ihr Träumen war.
Doch ihrer Liebe Geist hat mich bewacht. Birmanischen Pulvers Wut ging nur durch meinen Hut.
Ich las das Telegramm, das weit her zu mir kam, und wußte: Liebe hatte mich gefeit.
Von Liebenden ist keiner je, vom andern fern, in der Gefahr.
Ein Schutz auch rund noch um die halbe Erde war.
Mein Kopf wär' jetzt ein Becher nur gewesen, gefüllt mit Rachewein zum Rand,
Hätte der Liebsten ferne Hand nicht abgelenkt die Kugeln des Birmanen.
Ich läge jetzt für immer in dem alten Klosterland, zu Blut zerhaun, mein Auge tot im Sand,
Die Knochen von birmanischer Sonne bald gebleicht,
Und hätte hier das End' der Erde schon geschaut und nicht den Mund der Liebsten mehr erreicht.

Morgenweg zur Arrakan-Pagode in Mandalay

Weitatmend stand auf Erden ein Morgen für mich, feuerfrisch nach der erschreckten Nacht,
Gleichwie ein tropischer Blumenstrauß hell, dankbar dargebracht auf einem goldgedeckten Altartisch.
Ich fuhr in aller Frühe zur Arrakan-Pagode froh hinaus, mitten durch Mandalay, durch grüner Bäume Straße.
Die Straße sah, im Morgentreiben blinkend, gleichwie ein heller Fischzug aus, Leben im Lebensstrom ertrinkend.
Hinter krebsroten und den gelben Lackgefäßen saßen Lackhändlerinnen in den offenen Buden.
Sie lachen, spaßen, luden zartgelenkig zum Kaufen ein zu beiden Seiten von den Straßen.

Als ob sie selbst in feinen Lack sich kleiden, stehn sie vor dir in hellen, papiernen, dünnen Seiden,
Auch ihre schwarzen Haare frisch geglättet, gleich blanklackierter Ware.
Statt der Gedanken steckt bequem auf ihrer Stirn in der Frisur nur eine weiße, feine Blume oder ein silbern kleines Diadem.
Wie Damen lächelten hier ärmste Frauen entzückt, zierlich und sorgfältig geschmückt.
An einer Ecke stauen sich die Menschen; unter den Augenbrauen ist Morgenlust zu sehen.
Sie eilen auf Sandalen und auf nackten Zehen und weilen wieder nach Gefallen,
Gleich Rehen, die in einem Park bald langsam und bald wie der Wind hingehen.
In langer Straßen Zeilen viel Buden offen stehen. Schirmhändler kleben Schirme hier aus silbernem Papier.
Götter, aus weißem Alabaster zubereitet, stehen in Werkstätten zur Schau,
Werden mit Gold getüncht und mit dem Indigo, tief dunkelblau,
Und feuerfarbene Seidenlager liegen hier in der Sonne purpurn aufgeschlagen,
Und Kokosnüsse, hergetragen und hingeschüttet Haufen von Bananen,
Und drüber gehen flink im Wirbel, als ob dort Mühlenflügel laufen, der Menschen und der Palmen Schattenfahnen.
Und weiße Zebustiere rollen die menschenvollen, buntbemalten Karren,
Die mit geputzten Frauen hin zu der Pagode wollen,
Und Silberflitter, regenbogenfarbige Tücher starren
Aus den geschnitzten grün und blauen Gitterwagen,
Die übers hüpfende Gedräng' die Last der schönen Mädchen bedächtig auf zwei hohen roten Rädern tragen.
Schmächtig sind alle die birmanischen Gestalten, als könnten sie, wie Palmenschatten, sich kaum am Boden halten
Und müßten im Vorübergehen vor deinen Augen, friedlich wie der Rauch des Tabaks, blau verwehen.

Und doch sind diese Straßen trächtig von Haß und Zorn und Leidenschaft,
Und wenn die Augen auch nicht sehen lassen, was sie an Kraft und Wildheit in sich fassen,
Gelassen und doch zuckend, in Ungeduld sich duckend, — so dreht sich vor mir dieser Menschenstrom aus Seide,
Elektrisch und mit heißer Haut in kühlem, dünnem Kleide.

In der Arrakan-Pagode

Am Straßenende stehen zwei grobe Riesengreife aufgebaut.
In ihrer Mitte schaut der Arrakan-Pagode Eingangstor tief wie ein dunkler Tunnel vor.
Von diesem Tempel sagt man dir: hier steht von allen Buddhabildern das ähnlichste,
Und keines, fern und nah', gleicht so dem wahren Angesicht des Buddha
Als dies, von allen den Millionen Bildern, die aufgestellt sind und zum Beten rufen in weiter indischer Welt.
Von Ost, von West, von Süd, von Nord führen hier rundgewölbte Korridore zum Buddhaschreine.
Und unter ihren langen Säulenreihn lebt hier das gleiche Straßenleben fort,
Die Käufer und Verkäufer dort sich auf dem Pagodenpflaster drängen.
Ich kaufte einen kleinen weißen Elefanten, geschnitzt aus weißem Alabaster;
Schmachtende Marionetten mit glitzernden Pailletten; aus Bernstein winzige Amuletten,
Und komme immer tiefer, vorbei an den Verkäufertischen, ins Innere des Korridors und ins Gewühl hinein.
Ich steige über Bettler fort und über Kinder, welche schlafen, und über Vogelkäfige und Affen.
Der weißgekalkte Korridor ist schmucklos leer, und außer buntgefüllten Buden erwartest du nichts mehr.

Da fällt, gleichwie ein blendendes Gestirn, das Einzug hält, ein Fabelglanz von Gold, bricht wie im Tanz hervor.
Du stehst am Mund des Korridor, gleichwie vor einem goldenen Schlund.
Ein riesig goldenes Buddhabild sich dir enthüllt, das eine große goldene Kammer
Wie eine unbegrenzte Luft und wie ein Feuerbau anfüllt.
Du schaust und du versinkst, gleichwie ein Tropfen auf dem heißen Stein ins atemlose Glänzen,
Wie in ein goldenes Dasein ohne Grenzen.
Und wenn du dann erwacht vom großen Gold, das dich belacht,
Erkennst du, auf der Erde wie Knäule hingerollt, birmanische Beter, Männer, Frauen,
Die halten Blumen hin in vorgestreckten Händen mit betender Gebärde.
Und ihre Augäpfel, gleich goldenen Blenden, den goldenen Gott anschauen.
Sie liegen da, die feinen, seidenen Wesen, vom Gold zum Glück nur auserlesen,
Und geben allen Glanz, den sie auf Stirn und Wangen aufgefangen, dem Gold zurück,
Und scheinen selbst ein Stück der goldenen Gottheit, die sich den Glanz von Menschen leiht. —
Doch mehr noch ohne Ende, ohne Zeit, als dieser Buddha in der goldnen Einheit,
Strahlt zwei'r verliebter Menschen Blick.
Vor ihres Blutes Seligkeit tritt auch das goldene Buddhabild zurück —
Vor ihrem Blick wird alles Gold zum Schatten —
Weil zwei Verliebte sich die Augen heller reichen
Als wie die hellsten goldenen Platten.

Dampferfahrt auf dem Irawaddystrom

Auf einem Dampfer fuhr ich nach Rangoon von Mandalay zurück, vier Tage auf dem Irawaddystrom hinab,

Das Ufer täglich neue birmanische Landschaft Stück um Stück mir gab.
Die Sonne leuchtete ununterbrochen, und mächtig breit ist zwischen reichem, laubigem Strand
Der laue, warme Strom mit gelbem Wasser unter dem Tropenhimmel fortgekrochen.
Als schwemmte vorwärts dicker Sand, so mehlig rückte still der Strom durchs Land.
Und auf graugrünen Uferhügeln, wie weiße Kerzen, aufgestellt am Boden, standen in Gruppen leuchtende Pagoden;
Gleich weißen spitzen Zelten, über dem Wald erhoben, saßen auf jedem Hügelsitze die heiligen weißen Welten,
Klein und auch mächtig bald, und fehlten in der grünen Landschaft nie;
Als könnten sie wie Bäume, ganz allein, ohne der Menschen Hand gewachsen sein.
Am Ufer, wo der Dampfer für Stunden stand, nahm er die Landprodukte ein:
Ballen Kaffee und Zuckerrohr und Öl, Tee, Mais und Reis. Und der Birmane fand sich ein im bunten Chor
Und schleppte Lasten schnell herein und Körbe zum Verstauen, und ist viel Reisevolk dabei gewesen,
Meist Pilger mit Altären und mit Frauen.
Sie fahren zu den Heiligen zu Besuch und schleppen mit sich manchen goldenen Schrein,
Fällt es mal einem ihrer Heimatheiligen ein, daß er das Reisen wählt
Und will zu einer anderen Pagode, um der die Ehre des Besuches zu erweisen.
Die Mönche, Pilger, Frauen, Säcke, Früchte, Körbe verstauen sich im Doppeldecke des Warendampfers,
Und mächtige weiße Bastzigarren rauchend, liegen Birmane und Birmanin dicht gepfercht
Und reisen wandernd wie die Waldameisen und reisen Göttern und Pagoden nach,
Ihr Leben bauend wie auf unsichtbaren Boden; und reisen niemals froh dem Herzen nach,
Die meisten halten's Herz, wie schlechte Raucher, notdürftig nur und schwach im Feuer wach.

Wasserstimmung auf dem Irawaddystrom

Als ob man dich vor eine wandelnde Bühne lüde,
zogen die Ufer vier Tage an mir vorüber
Und wurden nicht müde, schoben Bergbuckel, grüne,
heran, darauf die Pagoden, wie Lotosblüte an
Blüte, zum Himmel sahn.
Es knarrte der eiserne Schiffskrahn, zog Reisballen
vom Ufer herein, als ob dem Schiff wie einem
Zauberschrein
Vom Ufer die Frucht des Landes zuflog.
Reich geschnitzt, mit der Wucht seines Holzschmuckes
und mit geschwungenem Kiel,
Bog sich dunkel aus dem sonnigen Wasserspiegel
manch birmanisches Boot,
Zog mit dem Strom tot um jede Sandbank, blank
in jede Bucht,
Trug sein Leben ins Unbewußte und die dicke Kruste
der Holzschnitzereien am Bug.

Am Irawaddyufer

Oft wenn der Dampfer halbe Tage, die Waren lö-
schend, stille stand, ging ich ins staubige Uferland,
In die birmanischen Dörfer, sah Frauen zu, die hier
am Webstuhl emsig Teppich bauen,
Sah in den Palmenstämmen oben, turmhoch, oft einen
nackten Mann,
Der schnitt die Palme um des Saftes willen an und band
auch kleine Töpfe rings um die Krone dicht daran,
Um sich den Palmsaft einzufangen frisch aus dem
Schaft.
Friedlich war's in den Bambusdörfern. Wohl hun-
dert nackte Kinder spielten wie die Ratten im
Sand, der heiß,
Und die Erwachsenen arbeiteten mit Ernst und Fleiß.
Die Mädchen stampfen mit den groben Kolben den
Reis im Takte, daß alle Häcksel auf die Seite stoben,
Und alles Leben ging, gleichwie der Fluß im Lande,
still und leis'.

Einmal da pflückte ich in einem ganz verlassenen Klosterhof zum Angedenken an den birmanischen Frieden
Dort eine weiße Blüte und wollte sie entzückt im Brief der Liebsten schenken.
Der Saft der Blume aber hat mir Not geschafft. Gleichwie im Brand begann die Hand zu schmerzen.
Nach wenigen Sekunden schon hab' ich mich wie zum Tode reif gefunden.
Und ich verwünschte sehr den Frieden an diesem scheinheiligen Ort und warf die Blume fort, die falsch unschuldig rings am Wege wuchs mit giftigem Brand.
Noch tagelang ich Übelsein empfand und fühlte mich, gleichwie von bösen Geistern,
Von Gift und Tod verfolgt in diesem Land.
Vielleicht, daß mich die Klöster hassen und mich mit unsichtbarer Zauberkunst verfolgen lassen.
Ich fühlte, daß ich dieser Klosterseele, die hier regiert im Land, zu fern mit meiner irdischen Sehnsucht stand,
Und wünschte gern, daß ich des Irawaddystromes End' bald fand.

Die Prom-Pagode

Draußen vor Prom am Irawaddystrom liegt auf dem Berg ein goldener Pagodendom, an Pracht ähnlich der Shwe Dagon-Pagode.
Ich wagte mich zur Nacht hinauf; ein hölzern Treppenhaus nahm mich mit mächtiger Leiterstiege auf,
Und Bettler saßen dort zu Hauf; die alten Treppenbretter und Bettellumpen, all' die grauen,
Mit gleichem Trübsinn auf dich schauen.
Hoch oben bauen sich unzählige Pagoden rings um der Hauptpagode Knauf.
Über den goldenen Spieren schwirren die Sterne in der Tropennacht,
Als ob sich Silberscharen kleiner Vögel hoch in den nächtigen Luftrevieren,

Rund um die Tempel aufgescheucht, verirren. Die Opferfeuer auf Altären
Stehen am Fuße der Pagoden vor goldenem Gemäuer und leben, rot und gelb entfacht,
Und werfen breite, helle Pracht, als ob die Flammen die Gewänder von geisterhaften Tänzerinnen wären,
Und ihre Scheine hängen wie bewegte Bänder an goldgeschnitzten Speeren, um goldne Zinnen, goldene Geländer.
Kerzen und süßer Weiherauch beleben die Gesichter jeder Gottheit und heben die Gedanken weit
Über den engen Rahmen aller Zeit.
Ich fand birmanische Familien Hand in Hand, die ganze Nächte zu den Göttern kamen.
Am Boden vor mir thronen auf den Binsenmatten vier, fünf Personen,
Lautlos, als wären's hingezeichnet ein paar Schatten. Sie hatten Kuchen und Getränke stehn im Kreis.
Sie waren leis' gekommen, die Götter zu besuchen, und rauchten plaudernd ihre Bastzigarren,
Wie Menschen, die auf du und du mit ihren Herzensgöttern waren und zu der Freundschaft nicht mehr Zeremonien brauchten.
Sie saßen hier zur Nacht beim kleinen Mahl und saßen bei den Göttern wie zu Gast
Und ruhten bei den Göttern nach der Tageslast und rauchten lächelnd ohne Hast
Und nahmen sich vom goldumspiegelten Altar ein wenig von des Gottes Seligkeit und Rast.
Mein Schritt mir doppelt einsam war.
Wohl trug ich stets mein golden Götterbild im Aug' rund um die Erde mit,
Doch ach, ich saß nie still bei Speis' und Trank; seit ich ein Erdumwandrer, sehnsuchtskrank,
Trug ich mich fort, zerbrochen, Stück um Stück, gleichwie ein Krug,
Den täglich man gekittet und täglich neu zerschlug.
Selbst in dem grauen Stiegenhaus der Bettler Schar, an denen Staub und Krankheit fraß,
Die unter dem Gestank von Öllaternen trüb und aussatzkrank in Lumpen saß,

Erschien an Wohlstand und an Glück mir Ärmstem überlegen.
Die Grauen hielten mehr Zufriedenheit in ihrer hohlen Hand,
Als ich für mich, fern von der Liebsten, auf allen Wegen um die Erde fand.

Auf viertem Meer

Von Prom bracht' mich in gleicher Nacht ein Eilzug fort, mich und die Fracht von Sehnsuchtssorgen.
Wir kamen nach Rangoon am nächsten Morgen. Dort hat ein großer Dampfer ins vierte Meer sich aufgemacht.
In das Bengalische Meer, das ich vorher schon kurz berührte, als mich vor ein paar Tagen der Weg am Küstenland entlang
Her von Kalkutta hin nach Birma führte.
Jetzt fuhr ich quer vier Tage durch die salzige Lake nach Vorderindien wieder, nach Madras.
Der Wasserweg sich vor mir rollte, und immer südlicher ich dann nach Ceylon wollte.
Auf toter Wasserstraß' ich im Unendlichen viel Raum für mein unendlich Heimweh jetzt besaß.
Am dritten Nachmittag stand ich am Schiffsgeländer; gleichwie quecksilberfarbene Gewänder
Trieben die Wellen her, als schwammen Menschen drunter, die nie zum Vorschein kamen,
Die unter silberseidener Maske blieben und spielten wie verwunschen in dem Meeresrahmen.
Ich sah im Wassersilber Leib bei Leib ohn' Ende, als zählte niemand hier die Menschenmassen;
Sah viele knieen, viele Hände sich umfassen, sich pressen, losgelassen weiterziehen und sich vergessen.
So stand ich still vor diesem Tanz im weiten Meeressaale. Da wand mit einem Male sich seltsam eine mächtige Spirale,
Auftauchend wie ein hingeschleudert Riesenband, ein meilenlanger Wurm, ein lebend Wesen, aufgerollt im Meer, entstand.

Es stieß in zwei Fontänen zwei Wasserstrahlen vor sich her, es schwamm nicht tief, es lief in weiten Windungen,
Als sei es übers Wasser lebend, wie eine Reihe Brückenbogen sich erhebend, fortgesprungen;
So hat die riesige Spirale sich durch das Wasser schraubend fortgewunden.
Es sahen viele Leute, die mit an meiner Seite am Schiffsdeck stunden, dem Wundertiere lange nach.
Doch keiner wagte, ohne in Lachen auszubrechen, von einer Seeschlange zu sprechen.
Sie schüttelten den Kopf, wie in Verabredung das Wort „Seeschlange" meidend,
Denn an Ungläubigkeit war jeder leidend.
Wohl hatten alle jetzt das Fabeltier auf eine Viertelstunde hier gesehen,
Doch keiner mochte es sich eingestehen. Kopfschüttelnd ließen sie das Wunder ungeschehen an sich vorübergehen.
Und wie die Seeschlang', die verlacht von jedem Zeitungsblatt, ein zweifelhaftes Dasein hat,
Verleugnet und doch unterirdisch lebt, hab' ich die Sehnsucht stets verneint und stets verdeckt,
Sehnsucht, die jedem lächerlich genug erscheint, dem sie nicht laut im eignen Herzen weint.

Sonnenuntergang vor Madras

Das Schiff, es stampfte weiter auf seinem bilderleeren Gange, wo sich nur Schornsteinrauch und Wasser krampfte.
Am vierten Abend spannte sich lauter noch als alle großen Worte ein Abendhimmel aus, gleich sieben farbigen Meeren,
Und brannte, glühenden Metallen gleich, in einer chemischen Retorte.
Er zauberte vier Jahreszeiten: Frühling maiglockengrün, Sommer kornblumenblau, den Herbst weinrot,
Winter eisblumengrau und wie verglaste Streifen Schnee um Maste und die Raaen von dem Boot.

Die Anker fielen vor dem Madrashafen, wo wir den Lotsen trafen. Das Schiff stand schwarz und tot zum Himmel mit Spieren, mit den Riggen und dem Bug,
Als wär es ein Gerüste, das stattliche Gemälde trug, des Himmels siebenfachen Sonnenuntergang und drunter brandrot Länderein
Auf schwarzgeteerten Staffelein.
Ich hielt, geblendet von den Farben, vor meine Augen meine Hand, und staunte vor der siebenfachen Himmelswand,
Wo aus der Null des Nichts die Siebenzahl der Farben aufgerechnet stand.
So schafft auch Sehnsucht, geht sie qualvoll mit dir her,
Aus einem Leben Leben siebenfach und mehr.

Morgen in Madras

Madras, in europäischer Gewandung, fand ich gebreitet an der hellen Meeresbrandung.
Die langen Wellen rollten morgens an das sonnige Land, indigoblau zum purpurroten Sand.
Die Morgenwellen wetzen sich mit Zischen im gleichen Takt, und braune Indier gingen nackt
Mit Netzen und mit Körben nach den Fischen. Ein freier Atem hat mich wohlig angepackt,
Als war ich einer Albmare entronnen. Genesen von dem Klosterlande der Birmanen, das feindlich mir gewesen,
Ließ ich mich von der Feuerbreite der warmen, indischen Pupillen sonnen.
Die dichtesten Bananenhaine umfingen alle Wege um die Stadt,
Und in glasgrünen Palmenblättern goldgelbe Früchtebündel hingen,
Darunter Indierinnen, mit den Brüsten nackt, sorglos bei süßen Früchten gingen.
Befreit vom goldnen Drucke birmanischer Pagoden, war ich bereit, göttliche Nacktheit,

Die hier am heißen Palmenboden um Madras lebt,
gleichwie den siebten Himmel hoch zu preisen, —
Als mir ein Schreck den Freudenruf im Mund verklebt.
Ein Mann mit einem Bein, dick wie das Bein von einem Elefant, kam dicht an mir vorbeigerannt,
Und ebenso ein Mädchen, aufgeschwollen, mit Armen breit gedehnt, als ob die Arme Schenkel werden sollen,
Und unter mancher Haustür lehnt ein zweiter, dritter, vierter, zehnter Mensch, an jedem Glied verquollen.
Ich sah bald nicht den Palmenmorgen mehr, nicht mehr die teppichblaue See,
Nicht unter den Bananenbündeln die Bambushütten, klein, verborgen.
Ich sah mit Sorgen nur fast jeden zehnten Menschen, schwer verquält,
Gleichwie in einem Zerrspiegel entstellt.
Dein Atem stockt vor dieser Nacktheit hier, die wie vertiert am Wege hockt,
Die dir dein Herz zerriß, dir grausam erst dein Auge lockt und grausamer verstieß.
Kein Blick mehr Ruhe ließ. Ich ging entsetzt, kaum wagend, unter Grauen,
Die Menschen, die wie Stämme ihre Beine auf Treppen und aufs Pflaster schleppen, anzuschauen.
Als wären dieser Menschen Glieder wilde Wurzelknollen, die ungeschlachten sich anstauen wollen,
Als will das Menschenfleisch dem eignen Herz den Weg verbauen.
Ich mußt' den Blick, stumm fragend, stets erneuern
Und sah mich zagend in dieser morgensonnigen Stadt umgeben wie von Ungeheuern.
Man sagt, ein winziger Fisch vom Meer, ganz klein und rot, den sie in Massen essen als ihr Tagesbrot,
Bewirkt in diesen Menschenleibern die Krankheitsnot.
Elefantiasis ließ alle Glieder hier zu Klumpen wuchern. —
Ich war mir nicht gewiß, ob ich nicht auch im Leibe mit mir trug, unförmig von der Sehnsucht zum geliebten Weibe, Elefantiasis.

Denn ach, mein Herz war viele Zentner schwer, und drinnen wälzte sich ein Feuer
Und wurde stündlich mehr und mehr zum Ungeheuer.

Der Götterwagen von Madras

Ein Wagen stand in einer Tempelgasse. Ein Holzgerüst mit Sackleinwand war darüber zum Wetterschutze aufgeschlagen.
Der Wagen mußte alle Götter einmal im Jahr durch Madras tragen.
Die Götter, kleingeschnitzt, saßen reinweiß, goldgelb und blau und aufgetürmt wie ein Ameisenbau
In hohen Massen wie ein Götterberg zur Schau. Der goldene Karren konnte sie kaum fassen.
Zwei wuchtige rote Bohlenräder unter den Göttern knarren, mannshoch und rauh, wie dicke Walzen.
Und ihre rote Farbe die indischen Blicke lockte, und jedem Mann und Weibe, jedem, der die dämonischen Räder sah, dem stockte alles Blut im Leibe.
Denn wenn an einem wuchtigen gedrehten Stricke, von hundert Männern angezogen, die Götter, glitzernd von dem Gold umflogen,
Goldstrahlen in die Menschenmassen säten, warfen sich viele hin, dem Götterschwarme zum Gefallen,
Und hielten ihre Köpfe den Rädern hin und ließen sie, gleich Halmen, von dem gewaltigen Räderholz zermalmen.
Plump drehen sich die schweren Räderwalzen breit durch die Stadt und falzen Menschenleiber platt,
Und dieser Räder drohend rote Farbe den wilden, roten Blick von einem Henker hat.
Es ist, als ob die Götter dann Gerichtstag halten und Köpfe spalten,
Töten den Kopf mit seiner Stirn und seinen Sorgenfalten
Und röten unter ihrer Räder Bäumen den Boden mit dem menschlichen verquälten Hirn,
Und wählten nur des Blutes Träume zum Weiterleben aus in ihre Ätherräume.

16*

Madras ich gern im Handumdrehn verließ. Doch
mußt' ich dort in Quarantäne stehn zehn Tage,
Weil ich von Birma kam, wo Cholera gewesen samt
der Blatternplage.
Ich sah im langen Warten im Hotel goldgelb den
indischen Frühling jetzt erscheinen in dem Garten;
Und kahle Äste, welche zwischen den immergrünen
Palmenlappen starrten,
Brachten viel wippend Laubwerk schnell zur Stell',
und kleine Vögel lachten in langen Trillern laut
und hell.
Sie machten meine Seele leicht zum Schmetterling.
Frühling verwandelte des Hirnes sorgentrübe
Bühne.
Ich sah die Blättersprossen an und wußte: ehe dies
Laub des Jahres müd zu Staub zerfällt,
Ich meine Liebste wiedersehen kann.
Also verheißungsvoll zogen mich plötzlich alle Bäume
an ihre grüne Brust heran,
Mehr noch als alle Tempel mit dem Götterwust. Und
in dem Lenz-Elan
Setzt' ich mich auf die Eisenbahn und hetzte fort und
stieg nicht aus, an keinem Ort,
Und setzte während einer Nacht im Dampfer, wie im
Sprunge, übers Meer
Und stand am Morgen schon mit Koffer und mit
Reisetasche in Ceylon froh ans Ufer hingestellt,
Vor Zimmetgärten und vor Kokoswäldern, vor Brot-
fruchtbäumen der Äquatorwelt,
Wo Buddha im Nirwana, auf seinem einen Ohre
liegend, ewig träumend, die Seele und den Leib
im Gleichgewichte hält,
Versäumte viele Tempel im Süden Indiens auf der
Fahrt, damit ich Ceylon eiligst fand.
Ich stieg mit tempelmüden Augen in Ceylon an das
schwüle Land,
In das Galle Face-Hotel dort hart am Strand, wo
eine weiße Brandung aufrecht, wie aufgewühlteste
Gefühle,

Um die granitnen Wellenbrecher bei Tag und Nacht
entgegenstarrt mit Donner und mit Kühle.
In diesem mächtigen Hotelhaus hallt das Meer in
allen Sälen, wie 's Tosen und Gebraus von einer
Riesenmühle,
Als gingen hier die großen Wellenstürze auf Treppen,
Korridoren, in Fenstern und in Toren ein und aus.
Auch rauschten drinnen Abendschleppen von europäi-
schen Prinzessinnen;
Und Palmen bauschten sich, wie Pfau bei Pfau, im
Park des Nachts voll bunter Lampen, rot und blau.
Zur Abendruh' die schönen Frauen im Strohgeflecht
der weißen indischen Sessel saßen
Und drückten ihre seidenen Stöckelschuh' leicht auf den
magischen und papageienfarbigen Rasen.
Die Herrn in Lack und Frack, die Damen in Brillan-
ten reich zur Schau,
Gleichwie die Orchideenbeete, beladen schwer mit Tau.
Die Musikbande spielt zum Abendfeste im offenen Pa-
villon und zählt das Meer auch unter ihre Gäste.
Denn immer kommt die Brandung weiß gesprungen
und steht, gleichwie ein krauser Fächer, hoch in
die Nacht geschwungen
Und wirft sich stets vergeblich zu den Sternen.
Umlagert von den Fremden hier aus allen Fernen,
ist hier in dem Hotel das Heimweh etwas abge-
magert.
Und war ich vorher still verzagt und hätte mich ins
fünfte Meer nicht gern hineingewagt,
Jetzt im Galle Face-Hotel, umgeben von Europas
Welt, wo täglich jeder reist,
Bekam ich dreist zurück den Reisemut und kühles
Wanderblut.
In Ceylon, wo die Schiffe täglich wie Räder einer
Mühle wandern nach Japan, China, London,
Gings Reisen mir nicht tiefer mehr ins Blut, als wie
ein Schiffskiel in die Wasserhaut der unermeßlich
tiefen Meeresflut.

Die Raben vom Galle Face-Hotel

Und ich erwachte nach der letzten Reisehetze zufrieden unter dem Moskitonetze,
Und ließ die Scharen schwarzer Raben morgens schrein, die wie ein fliegend Heer von schwarzen Tintenflecken
Den Meereshimmel, in dem Fensterrahmen kommend und gehend, stets bedecken.
Die Raben haben immer laut gebellt, und kaum stellt mir der indische Diener den ersten Frühstückstee ans Musselingezelt,
Und kaum entfernt er sich auf samtnem Schuh vom Bette, da stürzen zwei und drei der Raben unter Johlen
Ins Zimmer um die Wette und haben Cakes und Toastbrot mir vom Früstücksbrette vor meinen Augen weggestohlen.
Auffallende Plakate sagen jedem und sind im Zimmer angeschlagen,
Daß Gold und Schmuck man immer in seine Koffer einzuschließen hätte.
Die Rabenscharen stahlen die Brillanten, die sie fanden, flinker, als es Hoteldiebe verstanden.
Die frechen Raben und das ewig ungestüme Meer erschienen mir wie's wilde Heer der Reisenden.
Die stürmten hier in Ceylon ins Hotel, als wäre da der Freiheit Feld; und fortgerissen, heimatlos
Sahn sie auf Gold und Geld und die Brillanten bloß, sie, die nicht Ruhestund' und nur ein ewig Abenteuern kannten.

Die Fremden im Galle Face-Hotel

Ich rührte mich nicht von der Stell', blieb gern am ersten Tag in Ceylon im Hotel, als hätte ich Station in einem Krankenhaus,
Und europäische Fremdenluft kurierte mir das Heimweh aus. Ich saß hier in den langen, kühlen Wandelgängen,

In den Gedrängen von geputzten europäischen Damen, die sich im Tropenrahmen, mit Spitzenfaden duftig, mit seidenen Musselinen Arme und Busen luftig überladen.
Die meisten Reisenden, seemüd' und überwacht, für eine Nacht von den Ostindienfahrern kamen, die sie am Morgen wieder dann an Bord aufnahmen;
Und sie vergaßen mal für diese eine Nacht Seekrankheitssorgen in dem Speisesaal und faßen Mut, die Reisematten,
Sie, die seit Wochen schwach auf hoher See im Schaukelschiff gefastet hatten.
Und auch Musik und Tanzsaal riefen die Gäste ins Hotel herein, und manch Geschick, die graden und die schiefen,
Im Walzer hier zusammenliefen. Denn nirgends wohl verschiedenere Schritte im Tanztakt das Parkett je schliffen.
Die einen riß es fort aus ödem Rahmen zu Abenteuern in den fremden Kontinenten, in den ungeheuern;
Die andern wieder heimwärts kamen, gebrochen oder ohne zu erlahmen. Und all die Herr'n, die fremden,
Sie trugen über ihren Knochen den gleichen schwarzen Frack und gleiche weiße Hemden,
Und niemand ahnte, ob darunter die Lebenslust, die rasche, tanzte, oder von Lust nur noch die Asche;
Oder ob statt des Herzens, unter dem Frack, nur ein Kreditbrief noch in der Banknotentasche nahe der Hemdbrust stak.

Die rote Strandstraße vor dem Galle Face-Hotel

Es war eine doppelte Atemkraft hier im Hotel am Strand. Unter den Fenstern ging das rosige Meer frühlingshaft und überstürzt einher,
Und rund in den Zimmetgärten im flachen Land brachen die Bäume auf, stachen mit schwefelgelbem Blütenhauf in die fabelblauen Himmelsräume.
Jeder Tropenmorgen war zuerst wasserfrisch, wie ge-

waschen, aber dann stellte sich die Sonne wie ein brennender Brocken auf den Tisch
Und erhellte senkrecht das Land, daß es bebend wie eine Feuerfackel und voll süßem Brandgeruch lebend bis zum Abend stand.
Am Hotel hielten die Wagen der Rikschamänner in Reihen, und eine rote Sandstraße flog hin im Freien, wie eine rote Zeile,
Zwischen flachem Meeresstrand und einer Meile grünem Fußballrasen, dicht an der weißen Brandung Rand.
Kein Haus und kein Baum sich am Wege fand, nur die Meerwasserschäume bauten plötzlich ihre Häuser,
Voll brausendem Donner und prickelnder Kühle, und darüber dreht sich die Ceylonsonne, wie das Rad einer gewaltigen goldenen Mühle.
Der Strandstraße, die flach mit ihrer roten Weglänge am grünen Rasenfeld lief,
Sahen tief alle Hotelscheiben und alle Wandelgänge nach. Und auf die große rote Linie schreiben sich die kleinen schwarzen Rikschawagen,
Die in Heeren hin und her schossen. Sie tragen wehende Tropenschleier, und die Reisenden, gleich weißen Paketen,
Jagen in langen Tagen jene Straße hinaus, hin und her zum Hotel, und dieses einzige riesige europäische Haus am Meer
Sieht, wie ein Ameisenbau, weitläufig und kasernenhaft aus.
Von den großen Schreibsaalfenstern sah ich gern den roten, baumlosen Straßenweg an, der kein Ende finden kann,
Den mit weißen, haushohen Schaumgespenstern, nah und fern bewegt, die Brandung umfegt.
Und diesen seltsamen, roten, schnurgeraden Weg, belebt von den weißen Menschenmaden, die hinjagen an der Brandung hellem Wahn,
Ich nie mehr vergessen kann und nicht das enzianblaue Meer, die weiße Schaumwand, die rote Zeile Sand

Und den sonnengebräunten grünen, unendlichen Rasen,
der voll Gruppen weißer Fußballspieler stand.
In der Ferne, hinter einer Meile, verlief sich der
Weg, als ging' er tief ringsum gleich einem roten
Seile um die Erde herum.
Er war niemals krumm, sah sich niemals um, stand
immer stumm, wie in Parade, an der Brandung
entlang und ihrem ewig wogenden Bade.
Im violetten Abend konnt' ich wie schwarze schmiede-
eiserne Nägel die Menschen am Wege entlang
vor dem Sonnenuntergang feststehen sehen,
Vor der rosigen Brandung Gefege. Und hinter ihnen
jagen die Rikschawagen auf der purpurnen Zeile.
Und ich habe auf die Brandung und auf der Menschen
Eile gestarrt, und für eine Weile schien für mich
nichts mehr auf der Welt als diese belebte Meile,
Die nirgends anhält und in den Welthintergrund rund
um die Erde wie dein roter Lebensweg hinabfällt.
Wie ein Wegweiser schien mir zur Abendstunde diese
Sandstraße, als wollte sie mich weiterziehen auf
der Erdgasse.
Und ich wollte nicht zurückfliehen, nicht umkehren feig;
immer geradaus ging dieser roten Straße Finger-
zeig.
Ich wußte, alle Erdendinge sind Hieroglyphen, und
für den Verliebten schliefen auch auf der leeren
Erdsohle traumredende Symbole,
Die wie Menschen aus ihrem Schlaf zu dir sprechen.
Und willst du sie nicht ungläubig unterbrechen,
Kannst du aus der Sandfarb' und der Linie deiner
Erdstraßen die Fäden deines Schicksals erfassen.

In den Zimmetgärten von Colombo

Das Palmendickicht roch nach heißen Pulverlunten.
Im Morgen, Abend und in Mondscheinstunden
Bin ich hier tief ins Land auf einem kleinen Rikscha-
wagen, auf Wegen vielgewunden, mitten durch
Scharen schwüler Zimmetgärten hingefahren.
Ein nackter brauner Ceylonmann spannte sich schnell

als Pony an die Deichsel an und rannte wie ein lebender Motor, der Müdigkeit nie kannte.
Er kam mir vor wie Zeit, die immer sprungbereit, wie Meilen, welche immer vorwärts jagen. Ich wußte in dem Wagen nie, zieht mich Maschinerie fort über Sand und Steine,
Oder sind es nur Menschenbeine, die rasch hin durch die Stunden tragen. Ohne ein Wort, ohne zu klagen, rennt mit dir fort der kleine Ceylonmann
Und zieht in alle Ewigkeit den Wagen, als kennt er nur im Weiterjagen des Lebens Sinn.
Die Zimmetgärten von Colombo ein einz'ger großer Garten sind, wo Tennisspiele, Golf, Fußball und Pferderennen starten.
Landhäuser liegen hinter Palmenstämmen, die sich in einer einzigen Jahreszeit, in einem ewigen Sommer wiegen und sich mit Früchten überschwemmen.
Johannisbrot, das du als Kind gekaut, schaut unter fingerigen Blättern, zu grünen Schotenhaufen angestaut.
Als ob die Früchtemengen dich bedrohten, so hängen, gleichwie braungerostete Geschosse, kopfgroße Kokosnüsse über deinem Haupt,
Wie holzig dicke Riesentrauben hoch in den Palmenlauben. Die ockergelbe Mangofrucht, dick wie ein Straußenei, bringt starken Terpentingeruch herbei.
Die Kampferhölzer brennen dich und beizen; Düfte wie Wolken, nicht zu nennen, nicht zu zählen. Die stachelige Ananas gleich Igeln in dem blauen Buschwerk saß,
Und feuerige Zimmetbäume heizen die Lüfte wie aus Salbentiegeln.
Erddünste schwälen, und von vielen Stämmen schälen sich würzige Rinden, die die Wege reizen.
Aller erdrückter Gärten Räume sind hier gefüllt von einer Schar verzückter Wesen, unsichtbar; in Blätterlappen und in Bast gehüllt und in die grünen, saftigen Lichter,
Schweben vor dir Gerüche und haben die Gesichter von riesengroßen Früchten, schauen herab von Ast und Rinden und gehen um und fühlen gleich den Blinden

Und wollen dir erzählen und dich finden, unklar und stumm dir Bilder geben von ihrem leidenschaftlich hitzigen Leben.
Der Duft vom Tropensaft geht dir mit unbezwungener Kraft ins Fleisch,
Schafft ein elektrisch Bad, und jeglicher Geruch darin gibt deinem Leben, wenn's dir fad erscheint, ein neues Kleid aus neuem Tuch;
Und wucherte erst bei dir Leid und Fluch, wird daraus Lust und Lebenssinn.

Auf den Ceylonstraßen

Mit hochgeschwungenen Blätterfedern standen Palmen, ähnlich den Speichen von gewaltigen grünen Rädern, und ihre Stämme glichen biegsam windigen Halmen.
Und Palmen mit den langen, straffen Blätterzungen, hoch wie Fontänen aufgesprungen, lebten mit schlaffen Mähnen in der Schwüle, wie überbürdete Gefühle.
Und andre wie die Sensen durch den Himmel mähten und wehten wild zerzaust, und alle Palmen drehten sich vom Boden hoch
Und hatten an der Erde kaum noch Schatten und lebten in der Ceylonwelt, der satten, frei von des Hungers Joch, breit von der Fruchtbarkeit und vom Begatten.
Bananenblätter waren grüne Schaufeln, wie grüne Bretter in der Luft; in Menge knoten sich die Strickbehänge der Lianenstränge,
Gleich roten Riemen und Geflecht von Leder. Luftwurzeln, welche Rüsseln glichen, hielten sich angepackt, und drunter weiße Hütten, mit feuerblauen Schatten angestrichen
Und von der Tropensonne grell umflackt. Unter den Türen lebten nackt, mit ihrer Brust wie braune Bäume,
So Mann wie Weib, und trieben ernst ihr Leben hin im Arbeitstakt, Arbeiter und Arbeiterin.

Die Straßen waren voll von Bauernwagen, daran die kleinen Zebustiere zogen. Die Wagendächer sind wie lange Bambustüten, die riesenhaften weiblichen Kapottehüten gleichen.
Die Wagenreihen drehen langsam ihre Speichen und schleichen hin zum Markt mit Früchten, Menschen und mit vollen Krügen.
Rings auf der ganzen Welt rollen die Straßen, von ewiger Arbeitskraft bestellt, gleichwie dein Blutsaft voller Leidenschaft.

Der goldne schlafende Buddha

In Colombo, im doppelten Sonnenschein, gehen die Menschen nackt in den Tag hinein, sehen mit großen Augäpfeln rund, und die bloßen Augen sind wie der geöffnete Mund,
Sprechen lebendig, gleich sprudelnden Bächen. Die Augen aus den braunen Gesichtern so wie die Wasser aus brauner Erde brechen.
Im sonnigen Morgenwetter zwischen vielen Augen und vorbei an den Schwielen der nackten braunen Rücken, welche braun sind gleich den Dachziegeln und sich wie gebohnte Parkettbretter spiegeln
Und voll heller Lichter zucken, fuhr ich die Straße hin, an den Menschen, den Palmenständen, Gartenwänden und Gartenstücken entlang; vor allen offenen Türen saß die Arbeit breit im Gang,
Auch in den kleinsten Gemächern unter den fleischfarbenen Ziegeldächern hatten die braunen Nackten keine Zeit; sie verkauften, bauten, kramten, packten,
Alle wie die Tropensonne wach, und schauten kaum meinem Wagen nach. Bananenpalmen, beladen mit Früchten, welche aufgereiht waren wie an grünem Faden,
Wuchsen über das Dach, darunter Garküche und Fruchtladen, eingewickelt in Feuer und Pflanzengerüche.
Im Freien zwischen Hüttenreihen, zwischen höckerigen Zebus und Wagenrädern, die sich drehen, Hun-

derte nackter Menschen rannten, und Hand in
Hand gehen miteinander die Bekannten.
Der lebhaften Straße gewundenes Band nie stille
stand. Sie war mit braunen Menschennacktheiten
gefüllt von allen Seiten bis an den Rand
Und zeigte offen alle Lebenslaunen. Alle die nackten
Braunen gingen frisch und elastisch vorbei, als
trügen sie das Leben auf ihren Schultern, leicht
wie Daunen.
Wie die polierten Hebelarme von Stahlmaschinen
glänzen und leuchten die nackten Glieder, die dem
Alltag dienen.
Aber in ihren Mienen die schwarzweißen Augen
spiegeln, gleich weißen Briefen mit schwarzen
Siegeln. —
Hinter hohen Geländen von Kokospflanzungen stand
ein Tempel, von den Gesten der Palmenblätter
wie von Riesenhänden umschlungen.
Auf alten begrasten Stufen geh' ich zum Torweg.
Mönche in gelben Mantelfalten stehen im Hof,
sie kommen auf den Zehen, um mich zu führen,
Und alle Kinderfüße im nahen Dorf beginnen sich zu
rühren und laufen, um mir ein paar armselige,
betäubende Blumen zur Opferung zu verkaufen.
Im Hof, in einem langen Tempelhaus, empfangen
mich in einem dämmerigen Holzsaal in Unzahl
goldene, schlafende, kleine Buddhagötter.
Sie lagen unterm Staub im Glasschreine, auf gold-
nen Lotosblumen, ausgestreckt Haupt, Leib und
Beine.
Scharen von Kerzen brennen fahl; die tausend Flämm-
lein waren wie feine goldne Bienen, die alle schla-
fenden Götter mit der Süße der Wärme, der
Süße der Ruhe und der Süße der Träume drei-
fach bedienen.
Ein Mönch nimmt von der Menge Kerzen aus dem
Kerzengedränge eine und leuchtet durch eine kleine
Tür in ein langes, halbdunkles Gemach.
An der langen Wand war ein langes, dunkles Fach,
das war bis zum Dach verschlossen mit Glas und
maß wohl dreißig Meter die Länge.

Ich drang mit dem Mönch in des Gemaches Enge, und die kleine Kerze in des Mönches Hand ging entlang an der Glaswand.
Da entstand viel Gold mit gelbem Scheine, formlos erst, eine ungeheure Masse, ein Goldland, dreißig Meter groß,
Als steckte die kleine Kerze den langen Glaskasten in gelben Brand, und das Gold geriet in Bewegung, als wollt' es nie mehr rasten,
Und als schoß es auf dreitausend Meilen fort in unersättlicher Erregung.
Auf seiner mühlsteingroßen flachen Riesenhand lag nah, als ich durch die Blendung sah,
Hinter der Glaswand der schlafende Buddha; lag auf der goldenen Wange, und seine Gestalt, die goldene, die dreißig Meter lange, von der kleinen Kerze entdeckt,
War wie ein goldener Baum, der mit seiner Länge umgestürzt ist und am Boden liegt, ausgestreckt, und aus allen seinen Poren strahlte Gold in den Raum.
Der Gott lag auf der einen Riesenmuschel seiner goldnen Ohren, als hatte er sich schlafend und horchend in den goldenen Traum des Nirwana verloren.
In der langen dämmerigen Kammer, die nach Wachs und Wärme roch, schlief der Gott, fern allem Weltjammer, fern allem Weltkram.
Hinter den dreißig Meter Glasscheiben wollte er immer einsam schlafend bleiben. Anlockend war der goldne Schimmer von seinem Leib,
Und es schien in seinem Goldschlaf alle Sehnsucht stockend, selbst die Sehnsucht eines Mannes nach dem Weib.
Fast beneidet hab' ich den Gott hinter dem Glasschrein, der sein Herz und seine Erdschmerzen ins Nirwana, ins Nichtsein, einkleidet,
Umgeben von der Wärme kleiner Kerzen und durchdrungen von goldener Ruhe bis in die goldenen Gedärme.
Aber dann, als ich mit meinem Schuhe wieder hin-

aus in den Hof zu der Sonne und zu den Palmen trat,
Blieben hinter mir Kerzen und Gold, als viel zu matt für mein Blut, das den Himmelbrand gern hat.
Und ich bat mein Herz, nicht zu ruhn und immer nachzugehn seinem Sehnsuchtshange, denn es wäre mir bange, sollt' ich wie Buddha ewig einsam im goldnen Nirwana sein,
Eingeschlafen allein auf meiner eigenen Hand, und vor mir die Glaswand. Nie käme ich allein in goldene Ruhe hinein.
Nur an der Liebsten Wange, nur beim liebsten Weib kann jede Pore an meinem Leib klares Gold sein.

Fahrt in das Innere Ceylons

Ein Bahnzug trug mich ins Bergland hinein, wo dicker Palmenwald hauste, seine grünen Blattfedern krauste wie eine Straußenschar,
Und ein Gedränge von Palmschäften und Palmblättern war, das überwucherte die Bergabhänge. Gelbe Wälder, graue Wälder, blaue, im kalkigen Licht, im gereizten,
Und die Sonne stand darüber gleich einem weißen, gespreizten Pfaue, und die Palmen ragten wie Türme voll Gepränge;
Ein Palmbaum trieb den andern vor Üppigkeit in die Enge. Über Hügel, hoch in die Bergbügel, stieg der Zug und wehte nach sich den Rauch wie verhängte Zügel.
Und wie auf Schaukeln, in Tälern, liegt zu Füßen das Land, als ob es sich zwischen Bergen in grünen Hängematten wiegt.
Es entstanden Landschaft und Ausblick, von Baumschatten umrahmt.
Es öffneten Bergabhänge Fernsicht auf Täler und Bergwelt, von Wäldern, Wolken, Schlagschatten, Baumgruppen und Ebenen umstellt.
Wie ein Theater, auf welchem die Puppen Berge

sind und die Talkessel Bühne und kühne Linien die Leidenschaft agieren,
So öffneten sich hundert Tale zugleich, wie hundert Fernblicke über hundert Schicksale,
Und liefen zusammen, und hundert Landschaften vor einen Blick kamen, als fänden sich hundert Bilder in einem einzigen Rahmen.
Und alle die Täler liegen wie Spiegelungen im Morgenbilde, und drinnen die Baumgruppen, Bergfelder und Wälder
Wie dunkle Ätzungen sind auf einem Silberschilde. Mein Zug arbeitet sich in den Bergreihen hoch, kroch an den Abhängen hin
Und folgte seinen zwei Schienensträngen. Aber meine Augen sind bald wie Vögel vorausgeflogen,
Machten oftmals den Weg in die Höhe und Tiefe und über die Bergbogen.
Doch ein Berg hält den Blick über alle Täler fest und dreht ihn zum Strick.
Und auch im Geist sich nie mehr dein Auge von jenem Berge reißt.
Es ist der Adamspeak, der sagenhafteste Berg in Ceylons Inselland.
Er gleicht einer blauen Arche, hingestellt am Himmelsrand, und wirft einen dreieckigen Schattenzipfel quer durch die Luftwelt.
Mit seinem kurzen Plattendach sieht dir der Berg stundenlang über die breiten Kesseltäler nach,
Wie ein altes Riesenfundament aus blauen Vorzeiten. Und deine Gedanken legen zurück den Weg, den weiten,
Bis zu den ersten Menschen, zum ersten Mann, der Hand in Hand mit dem ersten Weib dort stand und sich sein Paradies hier fand.

Aufstieg in die Ceylonberge

Als hissen Fahrzeuge gigantische Segel, siehst du in Hebung und Beuge Bergplatten und Bergkegel,
Standen Felsen im Morgen mit Hälsen und Köpfen

neben den Schienenschwellen, Schattenfiguren über den hellen Talstellen entlang den Schienenspuren,
Und neben den Felsgrimassen, bei den Steingefällen, stehen friedlich gelassen die kleinen Teebüschel in den grünen, niederen Gassen der Teegärten.
Manches Tal gleicht einem ovalen Saal, und in den Schalen der Bergmulden saßen, wie grüne Stufen, die gehöhlten Reisfelder auf Erdterrassen;
Fromm und zahm in ihren Mienen erschienen die bepflanzten Berge, die den Fleiß der Menschen sanft dulden und die Menschen wie Sklaven bedienen.
Aber dann höher hinauf verschrumpft das Grün, wird hart und erstarrt und verdumpft dunkel zu Moos.
Keine Palme ragt mehr kühn, bloß Buschwerk und die Tanne noch in der Wildnis hinkroch, und dein Kopf bückt sich unter der Einsamkeit Joch,
Und dein Blut durch die Luftleere jagt, und dein Hirn wie erstickt unterm Albdruck klagt.
Deine Ohren sausen, als ob durch deine Adern die Sturzbäche der Berghöhe brausen; dünn wird die Luft um dich und leer,
Gibt keine fleischliche Frucht mehr her, und dein Aug' irrt entgeistert, kreuz und quer, wie von ewiger Sehnsucht verflucht.

Nuwara Eliya

Ich hatte am Morgen Colombo verlassen, die Tropenzone mit ihren Fruchtgassen, ihrem Zimmetgeruch, der den Nacktesten noch umkleidet wie mit undurchsichtigem Tuch.
Und schon am Spätnachmittag, sechstausend Fuß hoch, luftleere Einsamkeit dich umwiegt, daß dein Blut unruhig in den Schläfen fliegt,
Bis endlich mitten in deinem Unbehag und Kopfweh vor dir Nuwara Eliya mit seinen Landhäusern liegt, wie eine kleine Flotte auf hoher See.
Frank, kühl und einsam blinkt schmucke englische Häuserrotte auf den Bergwiesen,

Wie ein europäischer Gedanke auf der Stirn asiatischer Riesen.
Mir war, als hätt' ich Europa erreicht wie ein Telegramm, das als elektrischer Funken mit Schnelle über die Erdteile kam.
War vor einer Weile noch mitten in der Urwälder Gefälle, hatte morgens noch über mir die Sonne gleich einem glühenden Keile
Und stand jetzt hier an eines Hotels echt englischer Schwelle, sah Landhäuser umhergestreut, Vorgärten, Erker, Straßenlaternen in der nebeligen Abendhelle,
Als würde ich noch heut' von einem heimatlichen Wiedersehn erfreut. Und nur noch das luftleere Gepoch in meinen Adern redete mir vom Hadern meiner Ungläubigkeit.
Unfähig zu denken, zu hören, zu sprechen, konnt' ich nur einem tiefen Schlaf noch Zeit und Glauben schenken,
War wie ein Vogel, der sich gar zu hoch verstiegen, und mußte schlafen unterm Fliegen.

Umblick von Nuwara Eliya

Ich besuchte keine der verbrannten Städte, die im Innern von Ceylon als Haufen Steine liegen,
Jene Ruinenzeichen aus unbekannten Reichen. Häuser sind dort zerfallen, die einst höher waren als Europas höchste Kathedralen,
Und auch ein alter Baum ist drinnen im Land, der älteste, den man von Menschenhand je auf der Erde gepflanzt fand.
Der heilige Bobaum, den brachte aus Indien nach Ceylon hin eine Frauenhand, eine Priesterin,
Und er ist schon ein Zweig von jenem Baum gewesen, unter dem Gautama an dem Tag gesessen, da ihn der heilige Geist zur Buddhagöttlichkeit auserlesen.
Der Zweig wurde Baum, überlebte Streit und Brandzeit und steht jetzt zweitausendzweihundert Jahre auf Ceylon im Weltraum.

Die Ruinen von Anuradhapura und Minitale, von Polonnaruwa, die Festung Sigiriya und der Felsentempel von Dambulla,
Bei denen sind uralte Lotossümpfe, steinerne Elefanten und Kobras und die ungeheueren, getürmten Stümpfe von baumbewachsenen Dagobas;
Helle Treppenstufen der Königinnen mit dem runden Mondstein an der Schwelle, gleich einer weißen Mondsense, und turmhohe Buddhas,
Und in manche der stummen Steinzellen sind von Künstlern eingegraben Leoparde und Gazelle, die sich jagen,
Und die dreizehn heiligen Gänse, die in den Schnäbeln Lotosblumen tragen. In Anuradhapura ist auch der eherne Palast,
Wo viele Frauen sich Mut gefaßt in uralten Tagen und baten, man möge ihnen das Gesetz der Selbstaufopferung antragen.
Die Königin Anula und Tausende Frauen, sie wollten gern das Sterben fürs Leben wagen. Und in diesem Land voll Steinspuren und Sagen,
Wo Gedankenwelten und Kulturen und Göttlichkeiten errichtet wurden und wieder zerschlagen,
Jagen auf den Urwaldsfluren noch heute die wilden Weddhas, die nackten Jäger, die Pfeil und Bogen tragen,
Ohn' andere Spuren zu hinterlassen als das Blut der erlegten Leoparden und den verscharrten Rest der Kohlenglut vom Lagerfeuer, an dem sie nachts saßen und starrten. —
Ich besuchte nur die Berglandschaft, die dort liegt im Himmelsraum wie ein Silberschaum;
Und ich vermied, frühlingsfroh, alle Ruinen, die nur der Sehnsucht und dem Zeitschmerz dienen.
Von Nuwara Eliya, hoch auf den Bergterrassen, führt manche Wegbreite zu den Paßstraßen mit der Aussicht auf grünblaue Weite.
Dort ist der Adamsgarten an der südlichen Berglehne, wie eine bunte Mähne aus Blumenfeldern und Blumenbetten,
Mit zierlichen roten Wegsteigen, die vor die Lotos-

17*

teiche hintreten; Waldbäche, rosig überblüht; Fruchtbäume, die sich ausbreiten,
Mandeln, Orangen, Trauben und Feigen und die Blumen aller Jahreszeiten, die sich alle auf einmal zeigen und sich nicht um den Lebensmonat streiten.
Dort in dem unsterblichen Gartenreich ist es Mai und August zugleich, ist die Brust gekühlt und in Glut,
Als ob dir mit Lust und Vertrauen deiner Geliebten frischer Frauenarm, der sich erquicklich anfühlt, unter dem erhitzten Haupte ruht.

Kandy

Wie ein Wein, der, zuviel genossen, dir den Geist aus dem Blut reißt und plump macht und verdrossen,
So weist die Bergwelt, die sich überschwenglich in hellen Brücken erschlossen, den Reisenden bald wieder herab von ihrem schwindelnden Rücken.
Ich bin, bald wieder von der Bergansicht im Herzen entleert, umgekehrt, bergab gereist, und machte erst Halt auf halbem Weg,
Wo im Bergwinkel in der Tropenzone Kandy in Palmen und Sonne liegt, wie eine liebliche Hindufrau ohne Kraft,
Auf der Bergbank eingeschlafen nach einem Trank von betäubendem Mohnsaft. In üppiger Ruhe, wie ein Heiligtum in einer grünen Truhe, liegt Kandy.
Bergbuckel stehen friedlich um einen kleinen See herum, und die Sonne geht trunken und groß über den Brotfruchtwäldern um,
Als lebt sie vor Friede und Sättigung zeitlos.
Die kleine Stadt liegt geschart neben ihrem achteckigen Tempelturm am See. Dort wird ein Zahn Buddhas im Wallfahrtskloster bewahrt,
Denn das kleine Kandy ist schon alt und bejahrt. In einem Rikschawagen fuhr ich nachts um die Biegungen des künstlichen Sees,

Der tot liegt, als wär er ein Stein. Kein Wellensprung auffliegt. Wie in einen Toilettenspiegel sehen die Palmenberge in seine Glätten hinein,
Und immer war der Seeschimmer wie ein Silberdeckel, der still lag, als deckt er eine Welt zu, die darunter auferstehen mag,
Wenn es ihr munter einfällt noch einmal vor dem Jüngsten Tag.

Die Talipotpalme

Wie viele von uns sterben und waren nicht im Leben! Diese Worte hörte ich von den Scharen der Tropenbäume sprechen,
Die sich vor Kraft hier in den Gärten von Kandy zerbrechen. Schaft bei Schaft, schier wie grünes Getier,
Drängen sich die dicklappigen Blätter, die schlauchförmigen Zweige, vermengen sich die Zelte der Kronen zu einem einzigen Dache
Und hängen in der Luft wie große, grüne Lettern aus einer fremden Sprache. Die Tropenbäume, die nur immer lauschen,
Die nie geschwätzig ihr Leben verrauschen, sie leben unterm Luftdruck, wie Gummi, geschmeidig und still,
Als wüßten sie, wie Tiere gezähmt, schon voraus, wohin der Luftzug will. Dick mit Früchten und Blüten gebräunt zugleich,
Steht um den Kandysee das doppeltgesättigte Pflanzenreich. Und du hast im Tropenwald bald den Wirklichkeitssinn verloren,
Bist nicht unter Bäumen, bist wie von menschlichen, fleischlichen Wesen umgeben, fühlst, daß die Bäume ihre Glieder gebrauchen und wie Menschen damit leben;
Sehen wie Menschen auf dich nieder, nur daß sie mit tausend Händen in den Weltraum tauchen und ins Erdreich;
Sind Gestalten, die in den Regionen der verwesenden Erde und in den Lichtzonen wie zugleich im Tod und im Leben wohnen und walten,

Und sind unbegreiflich dem Kommen und Gehen, sie, die wie die Berge im Stillstehen mehr Wissen in sich vereinen

Und mehr sehen als die Menschen auf wandernden Beinen. Du kannst die Bäume hier besser als in der Heimat beachten;

Kannst sie, von der Tropenluft in allen Linien vergrößert, wie unter einer Lupe betrachten.

Ihre Ruhe hat tiefere Andachten, ihre Gesten gehören mächtigeren Blüten- und Fruchtfesten an,

Und du selbst gehst verkleinert an sie heran. Denn auch mit der Baumseele, die du sonst in der Heimat verstehst,

Sich deine Seele hier in den Tropen nicht messen kann. Höre als Beispiel der Talipotpalme Liebesgedicht:

Keiner von uns sieht dem Leben mit einer Seele von ihrer Herrlichkeit ins Gesicht. Die Talipotpalme hat fürs Leben nur Zeit

Bis zum Tag, da einmal goldgelbe Blüten ihr den Sinn der Liebe geben. Sie hat eine unerreicht göttliche Natur

Und findet das Leben lebenswert bis zum Augenblick der Liebe nur. Sie kennt keinen Frühling alljährlich,

Kennt nur einmal ein herrlich Erblühen, zeigt nur einmal dem Himmelsraum eine goldgelbe Blüte und will keinen größeren Lebenssinn.

Nach seinem einzigen Liebesfest stirbt der ganze gewaltige Baum wie ein überflüssiger Rest.

Mondscheinfahrt um den Kandysee

Ich fuhr eines Nacht in einem Rikscha rund um den See. Irgendwo hing der Mond wie ein Silberpfund, war noch nicht über den Bergen aufgegangen,

Aber die höchsten Palmen standen schon wie versilberte Spangen; wie in der Werkstatt bei den Juwelieren, tat blaues Email den ovalen See wie ein Medaillon verzieren.

Und hinterm Geäste regte der Mond seine Silberfeile, und das Mondlicht zerlegte die Bäume mit Geschick in ein vielgezacktes Mosaik.
Wie beim Silberschmied war man unter den Palmen zu Haus; wie Silberbarren und Silbergefäße sahen die Schäfte und Blattscharen am Wege aus,
Als waren da Alleen hingestellt von riesigen Silberpokalen. Und in langen Zügen standen die Kurven ungeheuerer Kakteen,
Gleich getriebenen Silberurnen und Silberkrügen. Endlich kam der Mond groß über den Berg, um im See die Nacht durch fruchtlos zu pflügen.
Ich fuhr unter der nackten Silberfracht in Mondandacht hin durch die mit Wohlgerüchen und mit Zinn- und Silberbildern bepackte Nacht.
Über mir stand das gezackte Astwerk, und aus dem schwülen Erdboden stiegen Glühfliegen und fühlen kreuz und quer
Und lassen groß, gleich lebenden Goldstücken, die Baumwipfel los und fallen über dich her und rücken wie Lichterblumen zu dir,
Und du brauchst dich nicht zu bücken, um die fliegenden Leuchtblumen zu pflücken. Und manche schweben wie Früchte schwer
Und kommen wie tanzende Haufen glühender Mücken von einem Bergabhange, als ging dort eine Juwelenspange in Stücke.
Vor meinem kleinen Wagen war manchmal der dunkle, lange Indier unsichtbar im Weiterlaufen, verschwand im Finstern ganz in einem Laubgange.
Dann sah ich nur noch den Mondglanz von seinem schwarzblauen Haar, bis er plötzlich wieder wie der Schatten an einer hellen Laubwand war.
Diese nächtige Geisterfahrt ging immer hart entlang am Seerand und Hügelhang. Aber plötzlich sprang mein Gespann, der dunkelhäutige Rikschamann,
Scheu wie ein Pferd in die Luft; seine Arme rissen den Wagen hoch, als wäre die Wagendeichsel eine Zange, — im Mondlicht kroch eine lange schwarze Schlange zum Dickicht.
Der Indier ruft einen Schrei und schleudert den

Wagen an der Schlange vorbei, als ob er eine schreckliche Göttin erkennt, die er aus Furcht verehrt,
Und er rennt verstört, hört und sieht nicht, daß fast dem Gefährt Rad und Speiche zerbricht.
Um den See wohnen Kobraschlangen und die faustgroßen Skorpione, und während in der Mondluft unter den Sternen sich die fliegenden Laternen der Glühwürmer über den Weg schwangen,
Drangen Getier und Schlangen vom Seeufer heran, aufgeregt vom Liebeslied, das die heftigen Zikaden im Buschwerk sangen,
Haben sie sich kriechend fortbewegt, haben sich quer über die mondhellen Wege gelegt und lauschen
Den tausendstimmigen Instrumenten der Sehnsucht, die sie berauschen.
Über Schlangen und Skorpione war mein Weg unbewußt gegangen, indessen meine Augen mit Lust an den Silbergeräten der Mondnacht gehangen,
Indessen mein Heimweh die Glühwürmer am See wie Blicke der Liebsten aufgefangen.

Der Peradenyia-Park bei Kandy

Als wären die Täler statt voll Blätter voll Schlangenhaufen, ist mir am nächsten Tag noch der Nachtschauder durch die Kandylandschaft nachgelaufen.
Und es lag ein Behag und ein Genuß für mich in der Gefahr, bei dem Bewußtsein, daß Todeswollust auch in der seligsten aller Fruchtlandschaften war.
Dies brachte mir ein Zwielicht in die Tropenhelle. Es saßen Leid und Lust auch hier in diesem Paradies vor jeglichem Haus auf der Schwelle.
Ganz nah' bei Kandy ist ein reicher Garten. Dort stand ich, wie vor Felsen, vor erstarrten Giganten der Gummibäume,
Die ihre Wurzeln wie Klippenkanten hinstellten und mit dem Silbergrau ihrer Stämme die Luft wie mit einem Balkengebäude erhellten.

Dort gingen Wege unter blühenden Myrten, unter Muskatnuß und Nelkenbäumen; Kaffee, Brotfrucht, Tee und Kakao
Stellen ihre Gerüche mit Wucht dir entgegen, und ihr Atem ist dir vertraut, und die Gebirge von Gerüchen sind aufgebaut über Blättern und Zweigen,
Und über Gebirge von Erinnerungen und nicht auf ebenen Wegen mußt du durch die Tropengärten steigen. Auch wird man dir in ununterbrochenem Schweigen
Des wie aus Leder stillstehenden Gartens bestialische Bäume zeigen; die sind gefüllt mit den stärksten Giften, stehen wie Riesen, scheinbar grün wie die andern, eingehüllt
Und scheinbar tot, doch du bist schon von ihnen bedroht, willst du unter ihrem Laubdach wandern. Sie strömen Nachtdämpfe aus dem Leib ihrer Stämme,
Und schon ihre Nähe wirft dich in Todeskrämpfe. Sie sind pflanzengewordene Ungeheuer, die sich wie Schlangen mit Gift verschanzen,
Die mit friedlichen, grünen Lauben am Wege hocken und machen das Blut dir vor Entsetzen stocken, trittst du in ihren Frieden, den tauben.
Auch dieser Garten wurde mir schaudernd lieb wie mein Lebenstrieb, wie mein Lieben und Sterben,
Dieser Garten mit seinen Holzriesen, die sich wie Festungen erheben; mit seinen Fruchtbergen, die sich dir willig geben, mit seinen Gebirgen von Gerüchen, die um deine Gunst sich bewerben,
Und die dir nachlaufen mit Inbrunst; mit seinen farbigen Blumenbäumen, die mit Blütenhaufen, gleichwie mit gelb und roten Scherben,
Den Boden im Kreis rings um die Stämme färben; und lieb wurde mir auch sein Todesschweiß, Gift und Verderben.

Die Lust der Landschaft gibt dir Lebenskraft. Und hügelan und hügelab bestaunt' ich um Kandy den Erdsaft, der als Palmenschaft oder als Reisfeld ins Tageslicht aufgafft.

Bananenblätter standen dort gleich menschendicken Halmen, in grünen Banden, unter dem roten Bast der Kokospalmen.

Und drinnen klemmen sich kopfgroße Nüsse, von Zentnerlast, als sind die Palmen Akrobaten, welche Gewichte stemmen.

Im Dickicht tiefer Dschungeln verdunkelten Kolosse der Arbeitselefanten mit hohem Rücken fast das Tageslicht.

Sie stehen finster, Schicht an Schicht, in schwerfälligem Trosse und wiegen auf und ab den Rüssel in ihrem vorsündflutlichen Gesicht.

Sie schleppen Bambusreisig zu Bündeln hier zusammen und müssen große Stämme rammen und wie Taglöhner fleißig sein;

Und Eisenketten klirren an ihrem klumpigen Bein, und alle, ohne sich je zu beirren, arbeiten weise im Verein.

Die ungeschlachten Körper sind wie wandelnde Massen Granit. Es saßen leichte, nackte indische Knaben

Auf den Elefantenschädeln wie auf lebenden Thronen und bewachten der Tiere bedächtigen Schritt. Der Elefanten Stoßzähne faßten zu,

Und wie eine Riesenraupe schlingt sich im Nu der Rüssel um die Lasten. Mit gewichtiger Ruh', ohne zu hasten, und mit Gleichmut in den Mienen

Arbeitet emsig jeder Koloß und will willenlos dem indischen Knaben dienen.

Und diese Tiere, welche Macht und Ohnmacht zugleich in ihren Riesenleibern haben, und deren Geduld nie stockt, sie traben mit Bedacht im Takt,

Wenn der Mund eines Knaben einer Flöte ein paar Töne entlockt. Dann ist's, als ob das winzige Elefantenauge blitzt wie eine schwarze Erbse, die in einem riesigen Schädelknochen sitzt,

Und der dicke Elefant lacht, denn die Flöte hat ihm die Arbeitskette leichter gemacht, und der Elefant fühlt sein Herz schwärmerisch pochen,

Und er vergißt, daß ihn eben noch die eiserne Harpune des Treibers bis aufs Blut gestochen, und die Stimme seines Wohlbehagens ruft mit schmetternden Trompetentönen wild in die Waldluft.

Wenn die Palmen am Mittag lange Schatten schreiben, treiben die Knaben die Elefantenherde zum Flußgraben, wo sie Ruhezeit nach der Arbeit haben.

Und das schlammige, flache Wasser kommt, um die heißen Tierleiber zu laben. In ihrer Länge und Breite legen sich, wie schwere Säcke,

Die Elefanten in das Flußbett wie schlafend, ausgestreckt auf einer Seite, ohne sich zu bewegen. Nur eine Wange oder ein Aug' oder ein Riesenohr sehen aus dem Wasser hervor,

Der Ohrlapp wedelt; der Rüssel, der sich schlapp wie eine nasse Schlange rollt und blitzt, zieht Wasser ein, das er in dicken Strahlen hoch in die Lüfte spritzt.

Ruhig, auf dem Kopf des Leitelefanten, im Wasser, sitzt der Flötenspieler wie auf den Kanten einer Klippe, und seine Lippe lockt Melodien,

Und solange sein Lied nicht stockt, bleibt die Herde gelagert im Fluß, wie unbewegte Brocken dunkler Erde.

Und alle lauschen, und manche stöhnen, als wollten sie mit den Tönen ins Nirwana fliehn, indes die Flutwasser beständig mit dem Flötenlied lebendig rauschen und hinziehn.

Die kleinen Flötenlieder der Indierknaben haben die großen Elefantenknochen und Elefantenglieder gleichwie in Ohnmacht hingeworfen und zerbrochen.

Alle liegen tot im Wasser nieder, als hab' sie die Flöte tiefer als die Harpune gestochen. Als sei ihnen der Knabe aufs Herz getreten,

So herzzerreißend trompeten durch die Waldschlucht mit Wucht die Rüssel, die großen; als ritten Dschungelheimweh und Liebessehnsucht auf den gefesselten Kolossen.

Der Kandysee sah immer flach und ohne Sturm der Sonne nach, war im Sonnenschimmer wie ein heller Glasteller in einem grünen, runden Zimmer.
Dem See nahe stund die Tempelmauer und ein kurzer Tempelturm mit spitzem, braunem Ziegeldache. Beide waren von uralter Dauer.
Wie eine Nippsache in einem ruhigen Salon blinkt der runde Tempelturm mit seinem Steinbalkon. Weiße Steingeländer sind auf der Tempelmauer,
Und gezackte Zinnen verkleiden die Mauerränder. Der kleine Turm aber steht wie auf einem Schachbrett, kurz und gedreht,
Wie ein gedrungener Zwerg, der da hockt, von der Beschaulichkeit an den See gelockt.
Ich warf einen Blick hinter die Tempelmauern, wo im gepflasterten Hof die Wohlgeruchverkäufer, Honighändler und Jahrmarktbuden den Betern auflauern.
In kahlen Steinhallen stunden ein paar Altäre in Nischen, die sich mit Goldbildern beluden und mit Buddhafiguren aus Bergkristallen,
Mit Kerzen und Goldkram und mit den Schmerzen und Sorgen und Gebeten der indischen Pilger, die schon im frühen Morgen zu Haufen hinwallen und zu den Symbolen flehten.
Mönche mit rasselnden Blechbüchsen lassen sich den Eintritt bezahlen, Kinder und Hunde tummeln sich zwischen den Stätten der Weihen mit den Pfauen, Tauben und Papageien.
Sie folgen Schritt um Schritt, und es ist erst Ruhe von dem Jahrmarktsschreien, wenn man den kleinen achteckigen Turm drinnen auf einer Steintreppe betritt.
Hier hab' ich, fern vom Weltstreit im achteckigem Turmgemach aufgereiht, die ältesten Bücher Indiens gefunden; sie sind auf Palmenblätter geschrieben.
Aber mehr als zu den Reihen der Bücher trieben mich meine Augen auf den Turmaltan, der sieht sich drunten den See an und droben den Himmel, den freien,

Wie einer, der sich weder vom Irdischen noch vom Ewigen trennen kann. Und ich vergaß fast auf dem Altan vor der Landschaftsruhe,
Daß ich mit meinem Schuhe zum heiligsten Ort gegangen nicht wegen der Landschaft dort, sondern wegen des Buddhas Zahn.
Man öffnete mir dann im heiligsten Gemach einen goldenen Schrank, drinnen stak auf einer goldenen Lotosblume der Zahn von dem heiligsten Mann;
Aus Elfenbein, spitz und blank, sah er sich wie ein Zeigefinger an. Um dieses Stücklein Elfenbein war der goldne Schrein und der Tempelsitz und ganz Kandy gebaut.
Und auf diesen Zahn Indien vom Himalaja bis Ceylon noch heute mit Ehrfurcht schaut. Doch daß der Zahn falsch sei, keiner sich laut zu sagen getraut.
Das hätte manchen verdrossen. Den echten Zahn ließen einst die Portugiesen unter Pomp in einem Mörser zerstoßen und dann in die Winde zerstreuen.
Doch die Sage erzählt, am andern Morgen kam auf dem Fluß eine silberne Lotosblume mit einem Zahn, einem neuen, geschwommen.
Und die Indier haben Blume und Zahn in den Tempel hineingenommen.
Wunderbar hört sich's an. Und wunderbar lang und spitz ist dieser falsche Weisheitszahn von Buddha, dem weisen Riesenmann.
Eine Prinzessin brachte den echten Zahn, in ihr Haar gewickelt, her vom Festland übers Meer.
Und ich dachte lange darüber nach, wie geliebt jeder Zahn dieses Mundes war, welcher einst von Weisheit und Frieden sprach.
Weiches Frauenhaar trug ihn heran, und es lag ein Frauenaug' wach Tag und Nacht, bis Frauenbedacht den Zahn sicher unter das Tempeldach gebracht.
Und später hat die Liebe der Beter einen zerstoßenen Zahn wieder neu gemacht.
Denn Liebe hat sich niemals lange bedacht und sieht,

heißliebend, auch den falschen Zahn immer als echt an.
Und Liebe kennt keinen Wandel der Zeit; wo einmal Echtheit war, betet Liebe stets zu dem Platz
Und hört keiner Aufklärung Rede noch Satz, bietet sich ihr auch die Vergänglichkeit dar.
Denn die Liebe ist des Lebens wunderbar Elixier, und sie überlebt alle Dinge mit dir, die sie anbetend umschwebt,
Und sie sieht das Blut noch rot, das seit Jahren tot, und fühlt warm die Hand und das Wort,
Das schon kalt ist wie die Wand, und wie der Wind wirkt sie fort und hallt, denn ohne Alter und ohne Zeit lieben sich Liebe und Ewigkeit.

Das liebliche Kandy

Ich glaube nicht, ich hätte Kandy so sehr als den süßesten Ruheplatz empfunden, hätte ich nicht vorher die luftleere Höhe von Nuwara Eliya überwunden,
Jene Bergzonen, wo der Kopf dir leer und wie unter der Glocke einer Luftpumpe schwer wird, wo deine Gedanken und Gebärden wilde Wesen werden wie Fakire in gepeitschten Askeien;
Wo nur am Südhang Blumen leben, aber sonst Kiefern und Wälder aus Moos dich, ohne Sang, lautlos, und wie verschrumpfte Gesichter, umgeben.
Und hier in Kandy wußt' ich zugleich: eine halbe Tagreise tiefer war das Meer und Colombos Zimmetreich, war jenes Chaos aus Früchten, Sonne, Süße und Meersalzen,
Tat die Hitze die Zimmetwege walzen, und gleich einem glotzenden Riesenspiegel war die See bei den strotzenden Kokosgärten,
Hitzig, gleich einem Brennglas, wo die Salzluft an der Pflanzenhitze sog und fraß, als wenn sie beim Chaos am Futtertrog saß.
Aber wie ein glänzend Eiland zwischen hoch und tief,

zwischen Luftleere und dem Meere, schlief in der Mitte das winzige Kandy
Und rief alle Beter im Schwarme vom Erdteil Indien, wie die Liebste den Geliebten, in die heimlichen Arme.

Ceylon-Juwelen

Tagelang, mit der Geduld ewigem Faden, erwartete ich in Colombo das Schiff, denn ich sollte mich jetzt in das fünfte Meer verladen,
Und ich war wieder wanderfroh und hatte Lust, noch in drei neuen Meeren zu baden.
Ich saß wieder im Wandelgang im Erdgeschoß im Galle Face-Hotel. Hell hielten Juweliere dort ihrer Laden Spiegelscheiben blank,
In jedem gläsernen Schrank funkelten voll Überschwang die rosig blauen Ceylon-Rubine, die dämmerblauen Amethyste,
Die Mondsteine, die glasgrauen, als wären Spiele dort geisternder Augen von vielen Frauen, die ohne Körper leben und mit Schauen und Funkeln sich vom dunkeln Samte heben.
Mit hohen roten Mitramützen, aus feinen Binsenstrohen geflochten, standen vornehm die Juweliere, gleichmütig und unangefochten, unter den Kreuzfeuern von teuern, reichgeschliffenen Brillanten.
Und um sie brannten die Steine wie Lichtschnuppen, die abgefallen von ihren Dochten. Wie Magier, die ihre Kräfte kannten und sich mit keiner Miene rühren, saßen die Juweliere,
Lassen ihre Juwelen durch die Fenster auf den Straßen kostbare Gelüste in den Vorübergehenden anschüren.
Und unter den Türen erscheinen die Käufer, die meinen, daß sie sich die Edelsteine betrachten, und beachten nicht, daß die Seelen der Steine sie über die Schwelle brachten.
Wie schöne Frauen, die sich getrauen, mit ihrer Augen Scheine zu verführen, so ziehen die Juwelen mit

Quälen und als Tyrannen ihre Käufer an, die sie sich aus der Masse von der Straße küren.
Die Edelsteine sind heikel in ihren Seelen, nicht jeden ziehen sie an, aber bei manchem werden sie nachts gleichwie zu Gewürmen und verlassen sein Hirn nicht und wollen ihn mit Bitten bestürmen,
Bis er nachgibt seinen unbewußten Schritten und seine Hand in die Tasche schiebt und sein Gold zahlt für ein Schmuckstück, das ihn liebt.
Denn kalt tut ihm der Schmuck rücksichtslose Gewalt an, und er wird für ihn zu einer Gestalt, der sein Gedanke Tag und Nacht galt.
Bis er unter dem Druck kaum noch schnauft, bis er kauft und den Preis hinlegt für den Schmuck, der sich in Liebe für ihn hinter den Glasscheiben aufregt.
Vergleicht man Juwelen mit Frauen und will von ihrer Liebe schreiben, so tat ich mich oft in Colombo beweiben.
Rubine, Amethyste und Mondsteine taten mir das Gold aus den Taschen stehlen, und viele taten mich in Liebe wählen.
Und als ich später zum Schiff ging, fand ich an jeglichem Finger der Hand einen anderen kostbaren Ring.
Denn das Herz hängt sich gern an irgendein glänzend Ding, ist ihm die Liebste zu fern;
Und mich hat es zu den Juwelen gedrängt. Und in meine Koffer schloß ich in Eile die Ketten aus Silber und Mondstein und Haarpfeile aus Rubinen ein.
Und ich konnt' sie kaum zählen. Es war mir, als reist' ich jetzt nicht mehr allein,
Bei den Silberketten, die licht flackern, sah ich der Liebsten Nacken,
Bei den goldnen Haarpfeilen durft' ich in Gedanken in den Haarwellen der Liebsten weilen,
Und der Schmuck brachte mir flüchtigen Frieden und flüchtiges Glück,
Es stak für mich dran von der Liebsten Leib ein feuriges, glänzendes Bruchstück.

Abschied vom glänzenden Eiland

Und ich verließ das palastgroße Hotel mit seinem Fremdentrosse, seinen Fenstern, die immer von den lärmenden Rabenscharen umschrieen,
Seinen Palmen und seinem Gartengrase, das immer von der Meerbrandung bespieen. Das Hotel, darin die Reisenden wie auf einer Weltstraße
Zwischen vier Weltteilen aus- und einziehen. Und ich wußte: ich verlasse zugleich jetzt die braune, indische Rasse, mußte fort über den fünften Meerweiher,
Fort von den indischen Augen, die beweglich sind wie kugelnde Eier, deren Pupillen nie alltäglich blicken, die ihre Gedanken, wie unermüdliche schlanke Reiher, im Flug ins Nirwana schicken.
Ich verließ eine Welt, die das Irdische überwand, weil es ihr so gefällt, die den Widerstand aufgab und sich dann unbedroht fand,
Und war mehr als mit dem Leben bekannt mit dem Tod.
Ein großes englisches Schiff im Hafenwasser von Colombo stand. Das rief mit seinen Abfahrtsignalen die Reisenden in kleinen Booten wie auf Nußschalen herbei.
Und ich stand bald an Bord, fand mich endlich wieder auf echt europäischem Boden, sah europäische Damen mit Frühlingshüten und in den Kleidern der letzten Moden.
Ich seufzte, weil jetzt die einfachen indischen Lappen verschwanden und die nackten, braunen Gestalten, die sich vorher zwei Monate vor meine Blicke hinmalten.
Doch nach Tagen gewöhnt' ich mir in Schnelle Europa wieder an, sah von der Schiffsschwelle Indien schon bald wie ein Bild von Sagen an,
Und ich behielt nur noch am Finger die Ceylonringe als einzige indische Wirklichkeitsdinge. Und sah ich mitten im Meerglanz in meiner Edelsteine Feuer,
Wurden sie mir, wie ein indischer Gruß an der Hand,

lieb und teuer, als letzter Glanz vom „glänzenden Eiland“.

Ich hab' schon gesagt: wenn die Liebste weit ist und fern, hängt das Herz sein Feuer an Glänzendes gern.

Aber auch glänzend sind die Tränen, glänzender als die Juwelen, und aus beiden sprühen der Leidenschaften Seelen.

Tropengewitter bei Sumatra

Das Schiff zog mit mir stumm nach Osten fort, nur meine Gedanken sahen sich noch nach Indien um und sprachen von Indien ein letztes Wort.

Aber das Schiff ging geradeaus, wie ein Riesenschneckenhaus schleppt es sich ins Meer hinaus und streitet und ficht, indessen es Wasserwände durchbricht.

Die Welt bleibt drei Tage außer Gesicht, indes das Meerwasser ungereimt und gereimt durcheinander spricht.

Das Schiff erscheint dir zuletzt, als sei es angeleimt, zwischen Himmel und Wasser festgesetzt, weil nur immer die Leere um dich aus Luft und Wellen schwätzt.

Auf der Schiffspromenade, unter den tropenhellen Kleidern, zwischen den Passagieren, tat sich ein dunkler Fleck hin verirren, der meine Augen bannte.

Ich erkannte jene Dame, die auf einem Aug' blinde, und ihre schwarze Augenbinde rannte an mir vorbei in der Menschenmasse.

Zum dritten Mal ich sie auf der Weltreise wiederfinde, und wie zu einer kleinstädtischen Gasse wurde mir die ungeheure Weltenstraße,

Die sich um Erdteile und Wasserwüsten spannte, auf der man sich grüßte und beim Namen nannte und wieder Nachbar wurde bis zur nächsten Küste.

Und Sumatra lag nah', als ich am dritten Tag vom Rand des Schachbretts sah, das zwischen mir und jener einäugigen Dame am Promenadendecke stand.

Als dicke, vermummte Waldberge entstiegen Sumatras Erdrinden dem Meer ähnlich den plumpen Bärenrücken; ähnlich wie mächtige, dunkle Särge

Schwammen dort finstere Stücke hohen Landes. Daß Menschenfresser dort den schwarzen Strand bewohnen, erklärte mir die Dame, hindeutend mit der Hand.

Spät noch am gleichen Nachmittag schlug uns ein Sturmwind Schlag auf Schlag, ein tropisches Gewitter gärte, das Schiff im gelblich überhitzten Himmel lag.

Schnell schlitzten Blitze lange Wolken auf und waren nicht zu zählen, als ob gleich hundert Messer mit weißen Klingen gelbe Früchte schälen.

Der Tropenregen raste, wie eine Bestie mit Geschnauf, und Donner explodierte, als wären Meer und Himmel Panzerplatten,

Als ob in einem Festungswerk ein ganzes Lager von Granaten an den vier Enden wild krepierte. Von Sumatra stand nur ein Schatten als Nebelwand noch nah'.

Die Damen und die Herren hatten sich eben fürs Diner mit großem Glanz gekleidet; da setzte sich die Blinde zum Klavier und spielte allen Blitzen auf zum Tanz

Und allen Augen, drin das Schwefelfeuer spielte, indessen Blitz um Blitz auf Fracks, auf weiße Schleppen und Brillanten zielte.

Gezähmt allmählich, schwieg des Himmels Feuer langsam wie gelähmt, und nur das Meer lag noch wie ungekämmt und aufgestemmt hoch an des Schiffes Steuer.

Und die Gesellschaft, die noch eben, unter den offenen Kabinentüren, dem grellen Schüren aller Blitze zugesehn,

Konnte jetzt lachend unter dicken Sternen am nassen Abenddeck spazieren gehn. Der Dinnergong rief laut zu Tisch;

Gelassen sprach zu mir die blinde Dame, und 's ging ein Gruseln über ihre Haut: „Die Menschenfresser, die in Sumatra am Ufer saßen,

18*

Sie passen auf die Dampfer auf und wünschen ihnen Sturm und Wettermassen. Wär' nicht das Glück hier mit im Schiff,
Wir säßen jetzt vielleicht auf einem Riff, und jene Wilden fräßen uns heut unerschreckt zur Dinnerstunde; ach, doppelt schmeckt mir nun ein jeder Bissen in dem Munde."
Antworten konnt' ich nur zerstreut und ging mit ihr zum Speisezimmer. Mich hatte Sehnsucht, schlimmer gewiß als jeder Menschenfresser, im Gebiß
Und hat mich wieder, immer wiederum gekäut und hat die Mahlzeit stets mit jedem Tage stumm an mir erneut.

Eine Stunde in Penang

Penang, am Eingang der Straße von Malakka, lag in den Morgenstunden nah', und Boote, an Gestalt wie eine Flotte grüner und roter Fische
Mit blauen, runden Augenpunkten, angemalt am Kiel, nahmen sich unser Schiff zum Ziel. Die Boote brachten alle Passagiere für ein paar Stunden an das Land,
Wo sich ein seltsam blaues Licht über dem Landschaftsbilde fand. An diese Stadt schien stets ein seltsam blaues Licht gebunden.
Mitten in einer ewigen magischen Bläue alle die kalkigen Häuser stunden; ich habe nie, in keiner Stadt, wieder dies magische Licht auf allen Dingen je gefunden.
Als wenn die Penanghäuser am Tag mit Phosphor sich blau bemalen und zu leuchten anfingen, als wenn statt der Sonne des Mondes Strahlen bläulich über den weißen Mauerwänden hingen
Und überm Palmenlaub und allen Gegenständen. Ich gehe nicht irr, denn es ist nicht allein mir aufgefallen.
Ich kaufte bunte Postkarten ein, die alle eine Phosphorbläue über Laubberge, Wasser, Häuser und Menschenstirnen hinmalen, über Hunde und Gäule.

Es ist, als stehen die Häuser blau, unwirklich dort wie in Verwesungsfäule, als müßten der Sonne Tropenbrände hier durch die Wände gehen,
Als müßten, überhitzt, der Wirklichkeit Steine und Gelände wie elektrische Scheine verwehen. —
In den Gärten blühten rote Bäume, die waren wie scharlachne Korallen, und in allen Gärten standen Reihen mannshoher Porzellanvasen,
Die trugen Blumenschalen und standen wie helle Porzellanalleen auf dem Rasen und waren, als ob alle Gärten wie geputzte Porzellansäle in den Himmel starren.
In den Menschen der Stadt schien mehr gelbes Blut als rotes zu rollen. In den vollen Straßen saßen halbnackt da die ersten gelben Chinesen, die ich auf der Weltreise sah.
Und selten ist ein braun indisch Gesicht darunter gewesen. Und vor den Häusern wanden sich die ersten chinesischen Riesenlettern auf langen purpurroten und goldenen Brettern.
Schwarze Riesenschnörkel, die von den Dächern bis zum Erdboden rannten. Diese Buchstaben kannten kein irdisches Nirwana mehr,
Sie schlingen sich, wie geschwänzte Drachen um Drachen, die das Leben mit offenem Rachen bezwingen.

Sternennacht in der Malakkastraße

Dann zwei Tage weiter in der heißen Malakkastraße nach Süden, und die Nacht war vor Hitze schlaflos allen Müden.
Es kochte die Ölfarbe der Schiffswand und klebte an deiner Hand, und wie im Fieber pochte nachts jeder Stern, und das südliche Kreuz stand wie eine Lichtgarbe.
Und die Sternscharen waren wie die Lampen von Riesenstädten und belebten nachts die schäumenden Meerrampen.
Eintönig im Takt sauste in der Tiefe die Schiffsschraube, und über die Schiffsgeländer brauste

der Schaum auf, als spräche die Nacht aufgeregt für Taube.

Die Passagiere hatten ihre Matrazen aufs Deck bringen lassen, denn zu heiß war es drinnen unter dem Kabinendach,

Und man lag auf dem Boden des Deckes wach mit den Augen zwischen Meer und Sternmassen. Ich sah Sterne erscheinen und wieder verwischen,

Und es war mir, als hört' ich die Sternschnuppen im Meerwasser verzischen. Das bergtiefe Meer lag unter meinem Kopfkissen,

Und ich horchte diese Nacht hin und her und wollte gern mehr wissen von den Wellen, die nie landen und, wenn sie kaum starben, wieder auferstanden.

Aber das Ganze rollte ohne Anfang und Ende, und wenn auch die Wellen scheinbar Bände voll Lieder sangen, du findest nie einen Text,

Wie auch in Fieberreden die Meerstimme anwächst, des Wassers unstete Hände konnten immer nur, wie tausend Mühlen, ums Schiff wühlen,

Und alle Wasser konnten immer nur eine Antwort anfangen, aber dann riß Ungeduld die Sätze fort, biß halbe Sätze ab,

Die durch die Nachtstille durcheinandersprangen wie ein endloses Gehetze. Denn dem Meerwasser fehlt es am starken Willen zum ruhigen Wort,

Und die gewaltige Meernacht konnte nicht einmal ein kleines Menschenohr mit ihren Gesprächen stillen.

Ich horchte mich müde, und das heiße Nachtmeer gor und kam mir trotz allem Sprechen ohne Sprache vor und konnte nur Schaum versprühen.

Und wie mit ewigem Herzbemühen stampfte unter mir im Schiffsbauch der Maschine Rumor, und es war, als erhitzte das große Sternfeuer das Nachtmeer,

So daß das Schiff in allen Poren schwitzte, als ob die Eisen ihm glühen, und als könnte jede Welle Schiff und Menschen verbrühen.

Und, Ruck um Ruck, trieb mich der Wellen Druck durch den Weltraum, als hätte ihre und meine Sehnsucht nicht Zeit zu Schlaf und Traum.

Mir war, als müßte das Schiff auf dem Meere von meiner Herzschwere zur Tiefe kippen, und tief in meinem Leib brannten die Adern und Rippen.
Nur Meersalz fiel auf meine Lippen, und ich schmeckte es in meinem Munde, und jede neue Sehnsuchtstunde war meinem Blut ein Wellenbrecher,
Und durstig standen meine Augen wie leere Becher, und über mir wanderten unter dem gleichen Sehnsuchtsdruck der Sternschnuppen Heere
Und zerbrachen, gleich erstürmten brennenden Schanzen; und gleich einem Wahnsinnsspuk sah ich den Phosphorschein eines neuen Sehnsuchtstages
Von Osten her über Meer und Schiffsbrücke tanzen.

Einen Augenblick in Singapore

Von Singapore erschienen Inselzinnen, und in dem Meerzimmer, in das Grüne von Landbergen mußte sich mein Schiff, der mächtige Meerhüne, einpferchen.
Ein langes Lagerhaus fand sich auf der Hafenmauer der Stranddüne, dahinter Gärten unter kühlem Schattenschauer. Wir sollen den ganzen Tag Kohlen hier einholen;
Und wieder ging jeder Mann ans Land. Hinter Kohlendunst eine große Gruppe von Wandererpalmen am Lagerhaus stand,
Die spreizten ihre Fächerblätter breit, als ob große schwarze Pfauen am Himmel Räder schlugen, wenn Brunst und Eitelkeit sie reizten.
Sie sind Wandererpalmen benannt, weil asiatische Wanderer, welche sich heißgerannt, ihren Palmensaft in den Wüsten anzapfen, um dann mit neuer Kraft weiterzustapfen.
Hinter den Gärten schlug bald das Stadtgewühl von Singapore, mehr als das Meer vorher, lebendig um mein Ohr. Giftgrüne und indigoblaue Häuser der Chinesen,
Behangen mit menschengroßen, purpurnen Papierlaternen, ließen auf diesen rotglühenden Kugeln wütende, schwarze Riesenlettern lesen.

Chinesenfrauen in rosa und blauen und ockergelben
Seidenmänteln schauen unter den offenen Türen
deinem Wagen nach, und drinnen im polierten
Gemach
Brennen schwach kleine Kerzen. Winzige Götter auf
winzigen Schiffen, auf Wellenbergen aus Kachelstein,
stehen wie Bilderkrusten auf dem Dach,
Als wimmeln über den Ziegeln die Länder von Zwergen.
Und kleine, bunte Kachelblumen, Steinfrüchte
und Steinpapageien pressen sich erhaben als Bildergesimse
über Fensterreihen.
In allen Straßen drängt sich ein Eifer und ein
Schreien; Handelsleute, die einen gelassen, die
andern geschäftig und mit Geifer, um die Gunst
des Augenblickes freien.
Ausrufer schnarren, Eisverkäufer, Fleischkarren fahren
über die Steine. An jeder Stelle eilige Beine
und Hufe um alle Häuser scharren.
Auf mancher Schwelle sitzen, wie am Eingang von
Höhlen, Frauengestalten, die ihr schwarzes, offenes
Haar einölen. Chinesenmänner lachen sie an wie
gelbe Narren,
Und die Weiber grinsen und starren wie betrunken,
in das Feilschen und Hasten der Straße versunken,
als berechnen sie des Lebens Zinsen,
Während sie unter losen, blauen Lumpen ihre bloßen,
gelben Brüste vorsichtig prüfen und betasten und
ihren Leib, der wie der Geldsack ist bezahlter
Gelüste.
Und große, starke Chinesenfrauen kommen gegangen
in weiten, schwarzen Shirtinghosen und schleppen
an Stangen Gefäße und Waren
Und rufen mit gelben, vollen Wangen und plaudern
lachend zu denen, die unter den Türen beschäftigt
mit dem Salben von ihren schwarzen Haaren und
ihrer Brüste und Warzen.
Und winzige kleine und feine Chinesenfrauen, duftend
nach Seide und kostbaren Harzen, ließen sich im
Festkleide im Rikschawagen zu den Tempeln tragen
Und sahen sich an wie Blumen aus Porzellan und
erschienen gemessen mit zierlichen und stillen Mie-

nen und machten alles Verdienen und den Straßenlärm für eine Sekunde vergessen.
— Zur Abendstunde hab' ich wieder auf dem Schiffsdeck auf meinem Segeltuchstuhl gesessen; und wie die Ankerketten krachten,
Begann es in den Gartenwegen am Singaporeufer zu nachten. Die Gruppen der Wandererpalmen standen noch ungeschlacht und unverhüllt in dem Abendhimmel,
Der hat sich mit Frachten von goldenen Wolken, wie mit Bergen von roten Orangen, gefüllt. Und wieder sah ich in einen sterbenden Tag,
In das Unendliche, Wandelbare, mit dem sich kein Sterblicher versöhnen mag.
Viele Reisende waren am Morgen vom Schiff fortgegangen, und neue kamen über die Schiffspromenade gegangen,
Und viele weltreisende Damen gaben den Herren, eh' sie sich trennten, ihr Ozeanbuch mit dem Gesuch, die Seemeilenzahl, die man zusammengereist, darin einzutragen
Und den Breitegrad, darauf man zum Abschied sich empfahl, denn man war nicht mehr wie Anno dazumal
Mit Stammbuchversen der Freundschaft sentimental, und mehr real, genügten den Damen von heute der Breitegrad und die Seemeilenzahl.
Denn diesen Meer-Gewohnten wurden die Seelen zu Riesen, die die Wandertage kommen und gehen ließen
Und sich stellten, als ob sie sich mit dem Wandelbaren versöhnten.

Die Hure der sieben Meere

Als der Dampfer von Singapore in die Meerwildnis weiterrannte, nannte von dieser Stund' ab ein jeder Mund eine spanische Dame an Bord
Und pries sehr die wundervolle Unbekannte, die sich eingeschifft hatte mit der Reisenden neuem Heer.

Die Herren der ersten Klasse bildeten Spalier an
den Deckbarrieren der zweiten,
Um die Dame mit kreuz und queren Blicken zu be-
ehren. Und von allen Seiten tat man sich um
ihren Anblick streiten.
Ein italienischer Baron, den ich schon vom Roten
Meer her kannte, stellte mich bald der Spanierin
vor, deren Name bald lauter als der Schiffs-
maschinen Rumor von Ohr zu Ohr rannte.
Sie, die alle Blicke wie ein Meerwunder bannte, ge-
schmeidig und zierlich kam sie daher, ungewiß an-
gefaßt von ihrem dünnen Spitzengewirr,
Daß sie in Hast mit den feinen Knieen im Gehen
fast zerriß; und sie machte das Meer irr. Sie
tat vergnügt viel unnütze Dinge,
Liebte vor allem meine Ceylonringe, zeigte die Kette
der feinen Zähne, biß den Saum ab von ihrem
kleinen Taschentuch und ließ nach sich ein Gemisch
von Garten- und Tiergeruch.
War schmal und fast unscheinbar anzusehen, aber ihre
Blicke konnten dir nachsehen, flammig und wild,
wie die Augäpfel von einem feuervergoldeten
Bronzebild.
Ein jeder hinter dem Schimmer von ihrem weißen
Atlasschuh rannte. Immer, als ob sie lichterloh
brannte, ließ sie die Leute hinter sich stehn, wie
rotbeschienen,
Und alle Herren zeigten ihr offen erhitzte Mienen.
Ihr Haar war gewichtig schwer und sehr schwarz,
und neben ihrem Haar her wurde fast hellblau
das schieferfinstere Meer.
Und die Augen dieser wunderbaren Frau sagten: „Ich
will nicht ehrlich erscheinen, ich will offen mit
allen Gesichtszügen sagen: Ich will nichts taugen,
Will begehrlich und zugleich beschwerlich denen werden,
die meinen, man müßte lügen. Wenn ich auch
keine Seligkeit erbe, dagegen läßt sich nichts machen.
Mein Gewerbe ist, der Männer Leidenschaften anzu-
fachen. Ob ich nütze oder verderbe, das scheint
mir gleichgültig, wie mein Lachen, mit dem ich
einmal reuelos sterbe."

Und wenn sie so gesprochen, riß sie ihren Kopf zurück in den schlanken, freien Nacken und ließ die Knöchelreihen ihrer Finger ungeduldig knacken.

Sie war schon auf allen Meeren gereist als die Geliebte von hundert Abenteurern und Millionären. Sie konnte erzählen, daß sie auf jedem Meer anders heißt,

Wie ein feuerfangender Geist, den sich alle Zonen wandelbar wählen. Sie machte kein Hehl aus dem Redefluß ihrer Gedanken und sprach ohne Schranken als der fünf Weltteile Venus

Vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen vom Liebesgenuß. Es war, als hätt' ich in ihr im Weltgewander den Dolmetscher aller Sprachen und aller Sinneslust getroffen.

Sie sprudelte alle Weltidiome durcheinander, die schlechten und die besten, und ihr Blut war wie ein Wein, zusammengegossen aus hundert Resten.

Eines Abends sprang sie frisch mit Dolch und dämonischen Gesten zum spanischen Tanz auf den Tisch, und dann, war der Tanz gar, wurde sie schillernd kalt

Und unnahbar, wie eine Fischschuppengestalt, und sprang fort ohne Gruß und Wort und war gleich darauf wieder da und hat ihr Leben gemalt,

Wurde gleichgültig alt für einen Augenblick, und als hätte das Meer ihr Geschick in Gewalt, hat sie oft trotzig über den Schiffsrand fort stumm und leidenschaftlich die Fäuste geballt.

Sie hatte so viel geliebt, als es Wellen auf den Weltmeeren gibt, und sie sagt', ihr Herz in der Brust sei wie durchsiebt. Sie fühlte nichts mehr und mußte doch lieben.

Nur die Gewohnheit der Lust ist ihr übrig geblieben, und der Handelsgeist, den sie mit der Liebe zeitlebens getrieben,

Wenn sie, dreist sich verhandelnd und verwandelnd, von Erdteil zu Erdteil gereist. Aber mehr als die Lust einer kecken Liebe liebte sie jetzt den Liebesschrecken.

Mit Opium, mit Haschisch versuchte sie aus dem Wust

ihrer Gefühle ein Gefühl zu wecken, und für einen Backfisch, sagte sie, brächte sie sich noch einmal um, als Unterhaltung zum Nachtisch.

Sie tanzte und plauderte unüberlegt, ohne Besinnen, am Abend hinter den Kabinen am Backbord. Zur Zeit, wenn die Tropensterne, herausfordernd wie Freier, am Himmel erschienen,

Dann wurde ihre Haut wie Honig so gelb und ihre Augen groß wie dunkle Flecken, die sich im Frühjahreis zeigen aufgetaut. Und ihre Zunge ward lebhaft wie summende Bienen.

Und der Schaum unten am Schiff hat gegafft, und das Schiff ging still auf sein Ziel durch den leeren Raum, glatt durch die Nacht wie auf Schienen.

Aber diese Frau stellte die Augen im Lachen schief und sprach entfacht und lebte über aller Zeit und rief der Männer Geist heran von weit und breit

Und weckte eine Begehrlichkeit mit ihren zwanglosen Gesten; die war nicht zu bändigen, und das Weib mußte sich aushändigen dem Erstbesten zu Orgien, die glichen Totenfesten.

Denn mit den Resten ihrer Gefühle erlebt sie nur noch von der Liebe der Welt die fressenden Blitze der Tropenschwüle und sieht sich von den Begehrlichen wie von Gespenstern umstellt.

Sie fühlt sich bei Gewittern vom Himmel verfolgt. Sie flieht, sagt sie, in Singapore aus ihrem Haus in den Garten, aus dem Garten ins Haus, weil selbst ihre Haut die Blitze noch anzieht.

Sie wechselt die Kleider, weil ihr das Kleid im Gewitter graut, weil sie dem eigenen Kleid nicht mehr traut. Vor ihrem Gesicht fraß der Blitz einmal ihr Gewand,

In dem sie eben noch aufrecht stand, und das sie von sich geschleudert hatte im Garten mit ängstlicher Hand, weil ihr jeder Blitz nachlief wie eine feurige Ratte.

Und im Arm des Geliebten zur Nacht wird sie lahm vor dem Geisterschwarm, der im Dunkel durchs Türbrett bricht, vor dem Licht, das hereinwallt, und das zur Gestalt wird mit mächtigem Haar,

Die näher schwamm, die leuchtend zum Spiegel tritt
und sich kämmt mit der Hure Kamm. —
Ungedämmt ihr Lebensschauder war und ihr Geplauder
gierig und ungehemmt, und damit sie weinen
kann, muß sie auch dichten,
Schreibt ihre Romane und Geschichten auf und läßt
dabei ihren erlösenden Tränen und ihrem Lebens-
wahne freien Lauf.
Dieses Weib, mit ihren sieben und mehr Gesichten,
das ich hier beschrieben, tanzte wie ein Wetter-
leuchten Tag und Nacht vor meinen Augen, um
meinen Leib,
Solange wir durchs chinesische Meer hintrieben. Aber
mein Heimweh und meine Sehnsucht nach meiner
Geliebten blieben wie das Schiff in stetem, glei-
chem Gange,
Und keines von der Spanierin sieben Gesichtern mein
Herz herrief, kein Atemzug von mir ihrer Feuer-
spur nachlief,
Und ich sah auf die schöne Frau, auf ihre Haut im
gelben Honigschimmer, immer so fern, wie am
Nachthimmel ein jeder horchende Stern.
Und es fielen sich unsere Blicke kaum an, wie die
Tropfen vom Seeschaum, der schnell zerrann.
Ich hörte auf die Herde ihrer Worte, sah auf ihre
gereizte Gebärde
Und fühlte mich nur in meinem Heimweh als ihres
zerschlagenen Geistes Gefährte.

Ankunft im Hongkongnebel

Am sechsten Tag änderte sich Luft und Meer. Ein
Nebel, undurchdringlich, wurde grau zur Plage,
und er veränderte die vage Ferne, und Berge
Dampf, von Stund' zu Stund', stießen den Wel-
len Knebel in den Schlund.
Man roch an freien, blauen Meeresstellen das nahe
Land schon an den lauen Pflanzendämpfen. Es
war ein Kämpfen zweier Zonen; die schwüle Tro-
penluft und eine kühle Erde

Verschmolzen sich mit wütender Gebärde, gleichwie das Chaos kühlender und hitziger Gefühle. Das Meeresrauschen schwieg und ward fast lautlos, ein Gespüle, das nicht mehr groß die Menschenstimme überstieg.

Die Passagiere alle begannen bald zu niesen, bald zu husten und in den Nebel still zu lauschen, und mußten alle weißen Tropenkleider mit grauer Straßenwolle schnell vertauschen.

Fast sorglos machte mich das Schauen auf das Gerolle jener Nebelmassen. Nach ewig blauem indischem Tropenlichte, das vorher ohne Unterbrechung lachte,

Erquickte jetzt das Nebeltuch, das einen Steingeruch des Nordens aus nassen, grauen Heimatgassen mit sich brachte. Und auf den blassen Nebeltafeln um mich her

Erschienen, mit dem strohgeflochtnen Segel, die breit herabgelassenen chinesischen Dschunken mit altertümlich schwerfälligen Mienen und streiften plötzlich nah und waren spurlos dann versunken,

Als ob dein Auge dunkle Drachentiere, mit Zackenflügeln und mit hochgehobnen Schweifen, erscheinen und verschwinden sah. Das Schiff kam jetzt zu hohen, bergigen Küsten,

Gleichwie ein Mensch, ein sehnender, zu langersehnten Brüsten. Und vornehm dehnten sich der Erde dunkle Glieder und lehnten sich zum hohen Himmel

Und stiegen würdevoll zu den Gewässern nieder. Gleichwie ein Saal, der dich empfangen soll und will dir auf einmal gleich alle Größe zeigen,

Lag Hongkong hier mit seinem „Tal des Glücks“ im Nebelschweigen, kam von den Bergen groß herabgegangen, und Haus bei Haus breit aus dem Boden schoß

Und sah mit hohem, luftigem Stockwerk weit. Doch Nebel floß wie toll und kam von neuem ins Geroll und quoll wie Baumwollballen und schloß dich aus,

Als ob die Welt zerfallen sich verzog ins Quere. Der Berg mit Häusern in die Leere flog, und du

nur bliebst allein und fühltest doppelt deines Herzens Schwere,
Und Nebel schnitt, gleichwie mit einer Schere, dich ab vom letzten irdischen Stein.

In Hongkong

Nicht der Hongkongnebel auf der Berge Ring machte, das alles Irdische kam und ging, entstand und verschwand; das chinesische Riesenreich
Nahm dich und deine Glieder in Hongkong auf, gleichwie ein fremder Gedank', der immer wieder erschien und versank; denn halb in Europa, halb in China, sah diese Stadt, Haus bei Haus, dich an
Mit hohen Steinbauten blank, daraus gelb, wie runde Mondlaternen, die Chinesen schauten, die Söhne des Himmels, zahlreicher als das Sternengewimmel.
Und frei und frank gingen Leib und Schritte und Töne hier, eilig an der Schwelle zum mächtigen Reich der Mitte, das seit Jahrtausenden, wie heilig, weit abseits gelebt
Und seine eigene Gedankenhelle bewahrte und abseits beharrte, umgeben von der sausenden Zeit, aber angefüllt mit unverwüstlichem Leben. — Wie frische Bäume, von keinem Blitz und keiner Schwäche gespalten,
Halten dir, bist du kaum am Land, am Hafenrand, Rikschamänner im Schwarm, mit gelbem, stämmigem Muskelarm, lachend zugewandt, ihren Wagen vor die Füße;
Und ein lustiger Lärm um jeden Europäer entstand. Und von hundert grinsenden Gelbgesichtern ein robustes Gegrüße.
Hatte ich in Indien, in Ceylon vor mir am Rikschawagen auf Meilen das schlanke, elastische Eilen der Indier bewundert, so bestaunte ich hier in Hongkong
Das gelbe, urkräftige Muskelbein des Kulichinesen, der dich ohne Verweilen über den Pflasterstein durch die steilen Bergzeilen zieht, unermüdlich

und wie von Kraft besessen, als holt ihn kein Pferd ein.

Das blaue Leintuch der Kulis und ihre sonnenblumengelben Gesichter laufen in derben, schreienden Haufen in den Gassen vorbei, als laufen tausend gelbe Lichter,

Und hunderttausend gelbe, zappelnde Maden wimmeln um die Häuserfladen. Nahedrüber in den nebelrollenden Himmeln reiten die Nebelwolken um die Berge,

Wie die Scharen von hellmähnigen Schimmeln. Die schnurgeraden Straßen fassen lange Reihen offener, geschäftiger Laden. Von allen Stockwerken hängen Wäschestücke und Kleider

In Gedrängen, trocknend im Freien. Und immer sind die kleiderbehangenen Gassenzeilen mit den breiten, gelbblassen Chinesengesichtern, die immer, gleich Laternen und Lichtern und Monden,

In dichten Massen dich anscheinen und vorübereilen und den Zopf im Genick bis an die Erde hängen lassen, gleich einem pechschwarzen, festgeflochtenen Strick, angehängt an den kahlrasierten Kopf.

Dies und der Duft von Sandelharzen in der menschenwimmelnden Luft, das alles ist dir ein bewegter Empfang, als sähst du den Tagesgang von guten, stämmigen Menschentieren

Und von schreienden Treibern. Auch hier begegnest du den großen Kuliweibern in losen, weiten, schwarzen Kalikohosen

Und den kleinen, winzigen Chinesinnen mit seidener Ruh' und emaillierten Mienen, mit kleinen Füßen, als wären nur zwei Zehe im Schuh, gleich den vorsichtigen, spitzen Hufen der Ziegen und Rehe.

Diese winzigen Puppenfrauen, die sich auf ihren Fußstöcken liebenswürdig unbeholfen und vorgebückt wiegen, als ob sie sich, vornehm, nicht weit zu gehen getrauen.

Auf ihren Rücken siehst du ein kleines, seidenes Paket sich anschmiegen, das sich manchmal bewegt, ihr kleinstes Kind, das die zierlichste Frau, nah' wie die Liebe zum Liebsten, mit sich trägt.

Die zähe Hongkongluft, vom Regendampf beladen,
gab mir nach der Äquatornähe, nach trägen Hitze-
schwaden, durch die ich Monate gereist, im Geist
ein taglang staunendes Bewegen.
Es mußt' sich wieder mit der Zeit, mit graueren
Kleidern erst, Gewohnheit einer graueren Welt
um meine regen Sinne legen.
Der Tropen Sonnenlunte, die in mir heiß noch war
und auch verwegen, wurde mit jeder Stunde zu
grauer Nebelruh'. Die weißen Sommerschuh',
die wurden in den Schrank gestellt.
Ich tat auch meine Ceylonringe nach einer Weile
von den Händen; ihr allzu buntes Blenden war
mir in diesen grauen, nebligen Geländen fast
wie jene geile Nähe der Hure von den sieben
Meeresenden.
Und ich begann die Last der warmen Hongkongnebel,
ihr jähes Kommen und Verschwinden und ihre zähe
Unrast an den Bergen als ersten Gruß der alten
Heimatzone
Von ganzem Herzen als Genuß und Wohltat zu
empfinden. Der Nebel, dieser neue Reisegast,
der vor den Fenstern Aussicht, Dächer, Berge,
gleichwie mit einem Hebel, bald hob und bald
zerbricht,
Er war mit seinem Schalten nicht vor den Fenstern
aufzuhalten. Er war mit seinem Treiben gleich-
wie Gewandungen, gewoben aus Erinnerungen,
Die nicht am Körper wie die Kleider bleiben. Und
Tag und Nacht ritt um Hongkong der Nebel mit
Gewimmel, schaut' grau sich um auf Berg und
Himmel,
Gleich einem Riesen, der, wohin er haut, die Welt
zertritt und mit den Fäusten wieder baut. Smo-
king und meine Lackschuh' waren oft im Schrank
belegt mit grünem Schimmel,
So feucht schlägt Hongkongnebel sich durch Mauer-
steine und ist in jeden Schrank hineingefahren
und wuchs sich an in Moderhaaren.

Und in dem klaren Hongkongsonnenscheine, da hatten
einen längeren Schatten meine Beine, die Sonne
ging nicht senkrecht überm Haupt mehr mit,
Wie vorher drohend in der Tropenzone, wo sie erregt,
gleichwie ein Feuer, hoch lohend den Zenit gefegt.
Doch bald hatt' ich mich wieder in Gewalt
Und habe mich, den Nebeln angemessen, verändert an
Gedanken und Gestalt. Und hab' nur noch von
dem, was tropisch indisch an mir galt,
Die Sehnsucht nach der Liebsten unbegrenzt mit Tro-
penwucht besessen. Denn Sehnsucht hat, gleichwie
die Hongkongnebelflucht,
Auch hier mich durch die Mauern aufgesucht.

Uhren und Ahnen

Gesicht steht vor Gesicht, und nicht mehr Traum bei
Traum,
Du bist in China nicht, gleichwie in Indien, mehr in
einem unbegrenzten Raum, nicht in Unendlichkeit.
Nah', schulterdicht geht hier die Menschheit neben dir,
von Uhr und Zeit umgeben, abhängig gleich dem
Uhrenzeiger in dem Revier vom Zifferblatt,
Und schwer und breit auch unterm Bleigewicht der
Abgemessenheit.
In allen den chinesischen Hongkongladen muß dir
zuerst, gleichwie ein europäischer Gruß, die breite
Wanduhr in das Auge fallen.
Und jede hat wohl einen halben Meter groß ihr
Zifferblatt. Sechseckig, ziert sie braunlackiert die
Wand, auffällig ungeniert, als wäre sie der erste
Gott im Land,
Als ob von ihrem Regelgang das Leben ordnend in
die Tage drang. Ich sah auf Bildern bei den
Hongkongphotographen die Chinesin oder den
Chinesen
Bei einer Uhr an einem Tische sitzen, als sei die Uhr
sein Liebling in der Welt und freut ihn wie ein
Herz, das tickend sich an seine Seite stellt,
Gleichwie ein treuer Schoßhund ihm gefällt.

Auch Liebenswürdigkeit, deren der höfliche Chinese sich stets befleißt, kommt nicht mehr, wie beim indischen Geist, aus dem Nirwana her und aus Unirdischkeit:

In China ist die Liebenswürdigkeit gleichwie der Uhr Gesicht, das freundlich klug von stets genützter Zeit, von weiser Tätigkeit, auffordernd wie ein leiser Zeiger spricht.

Wie ein Symbol von Weltgericht und Weltgerechtigkeit, die niemals endet, nie sich unterbricht, sieht dich der Chinamann

Mit Uhrgenauigkeit und Uhrenweisheit, Uhrenzeitlichkeit stets lächelnd an, Geduld mit seinem Fächer fächelnd.

Und wie das Uhrgewicht am Uhrenkopf, hängt ihm im Nacken lang der Zopf. Und willst du fragen jeglichen, warum sie alle Zöpfe tragen,

Sie werden weise praktische Antwort sagen: sie wollen bei der Totenreise, von sicherer Hand am Zopf gefaßt, ins Ahnenland einziehen.

Damit dem Totengott die Seelenlast nicht leicht entschlüpft, man sich am Kopf den Zopf erfand. Man wird dran sicher durch die Luft gelüpft.

Denn jedem echten Chinamann das Herz für seinen Ahn stets liebend hüpft. Mutter und Vater sind die Lebensgötter, daran ein jeder sich ans Leben festgeknüpft.

Und alle toten Väter, toten Mütter sind allen Lebenden in China alltägliche Berater. Und täglich geben die Chinesen von jeder Mahlzeit Tee und jeder Mahlzeit Reis

Den Ahnen Trank und Speis', als wären alle die Gestorbenen noch lebend mit dem Uhrengang und mit der Zeit fortstrebend.

So hält mit Uhrenfleiß der Liebe Drang die Toten sich noch heiß und deckt in jedem Haus auch täglich frisch dem toten und geliebten Herzen lange noch den Tisch.

Des Nachts in allen Hongkongstraßen die ölgetränkten riesigen Papierlaternen, in gelb und roten Kugelscharen, an Häuserfronten und Balkonen saßen,
Groß gleich manneshohen Feuerblasen, darauf die schwarzen Riesenlettern lohen; und unter diesen leuchtenden stillfrohen Globen,
Die sich über's Gedräng, hoch über gelbe Menschenköpfe hoben, ist dir, als wirst du unter hellen Weltenkörpern fortgeschoben.
In ungeschlachter Deutlichkeit macht sich das dichtgedrängte Straßenleben breit. Es ist ein Stimmgeschalle, als sei die Welt groß eine Arbeitshalle.
Auch eilen alle Schritte lautlos in allen Gassen; im Filzschuh stört dir kein chinesisches Bein die Seelenruh'.
Und in Garküchen, um die Töpfe und die Brände, siehst du an hundert gelbe Hände schnell bei der Arbeit mit Geschäftigkeit.
Schmucklos ist aller Kuli Kleid; die Leinwandhosen weit und blau, und blau die Leinwandjacke ohne Knopf und Zier,
Als sei die Arbeit hier der einzige Schmuck zu jeder Tageszeit. Und zwischen Häuserschatten und den Werkstattlichtern
Rennen und mischen sich bezopfte Menschen, nicht zu zählen, gleich fleischigen Ratten in Kanälen und mit Gesichtern rundbäckiger Katzen,
Und immer lautlos ist der Herde Schritt, als geht die Menschheit hier nur als dein tausendfacher Schatten auf tierischen Tatzen.
Umdampfte Köpfe sind auf helle Lampen hingemalt, zeigen gekrampfte Muskeln und grinsen wie verhexte Fratzen.
Und breit und groß wie Fleischer und wie Henkersknechte an Gestalt, begleitet dich halbnackt der Kulitroß; und kragenlos mit stiergewaltigem Nacken
Packen chinesische Kuli in die Wagenspeichen, und harte Muskelarbeit ist auf diesen Werkstattstraßen weit und breit das stete Lebenszeichen.

Du siehst hier wenig Müßiggänger streichen, nicht Stutzer oder ihresgleichen, nicht viel chinesische Damen, die sich sehen lassen,
Und nicht Spazierende in neuen Kleidern, nicht Gaffende im Fensterrahmen und vor den Menschenmassen. Es ist hier das chinesische Leben männlich, ein fortgesetzter Arbeitstag,
Ergeben in geschätzter Emsigkeit dem Stundenschlag der Zeit, gleichwie der Saft tagaus, tagein in einem Baumstamm Kraft erschafft.
Wie in der Mühle Körnerhaufen und deren Kornzahl, nicht zu nennen, hin durch den engen Mahltrog laufen, so rennen in geschäftigen Gedrängen
Menschen in Hongkong, weit und breit, arbeiten wie die Bienen an den Wabenzellen, hängen und zwängen sich wie Sand durchs Stundenglas der Zeit.
Der erste Blick zu diesen Arbeitsheeren der Chinesen, die sich nur um den Taglohn scheren, scheint alles Freudige in dir zu rauben,
Macht glauben, daß in diesen Häuserhauben, darin die Menschen, wie die Beeren an den Trauben, sich mehren, nähren, sterben,
Die Herzen wie verhungert öd verderben und niemals ein Gefühl vererben. Aber der zweite Blick in der Chinesen Augen macht fühlen, daß der Arbeiter Geschick in diesen Arbeitsmühlen
Das Leben anfaßt am Genick und es sich nicht zur Last auflegt. Die Indier, die dagegen das Dasein sanft, gleichwie nur noch aus Mitleid, pflegen,
Die hüllen's Leben ein in ihrer Träume Kleid. Aber der Chinamann sieht Tod und Leben wie zwei Drachen an, die ihm mit offenen Rachen keine Wahl mehr geben.
Und unter Lachen, da er nicht vor beiden auf einmal entweichen kann, schluckt er die Freud' und Leiden ohne Zahl und sucht nicht, wie der indische Bruder, das Dasein träumend zu vermeiden.
Er schickt sich an, die Träume in Wirklichkeit zu kleiden; stickt sich die Drachen aufs Gewand mit feuerfarbenen Seiden;

Die Bestien, die auf Wolken reiten, den Blumenflor der Erde überfallen, bringt er symbolisch gern in allen Formen, aus Gold geschnitzt, aus Jaspissteinen und auch aus Porzellan,
Aus Seide auch auf seinem Kleide, in seinem Haus, bei seinen Kindern und bei seinem Weibe und über seinem eignen Leibe als das Motiv des Lebens an.

Chinesische Opferpuppen

Kaum ein Pferd, kaum ein Lastkamel, — ein Esel oder ein Zugtier begegnen dir selten hier in den Hongkonggassen; nur Menschen mit Menschen sich befassen.
Die kleinen Rikschawagen flogen, von Menschen gezogen, vorüber, Menschen hinter Menschen hinjagen, und im Tragsessel Menschen, von Menschen getragen.
Die Haufen Menschenköpfe sind wie Kegelkugeln, die alle ins Dunkel hinlaufen, gelbe Kugeln, welche schreien, lachen und schnaufen.
Lange Ladenreihen verkaufen viele europäische Sachen, und daneben leuchten Chinesenwaren in wunderbaren hochzeitsbunten Scharen.
Aus den Buchbinderladen schauen die goldenen, blauen und purpurnen Puppen aus Seidenpapier, die feuerroten Papierdrachen, Papiergötter und papierne Blumenzier.
Papierene Puppenvölker, belebt, ausgeschnitten aus flachen Pappen und beklebt mit wachen, bunten Seidenlappen; papierne Mandarinen und Frauen, Soldaten und Buddhas
Reiten auf Tiger und Pfauen, behäbig mit runden, bemalten Gesichtern, feisten Gliedmaßen wie Menschengestalten, die im ewigen, alten Wohlstand auf der Erde sicher saßen;
So schauen die Puppen in feuerfarbenen Gruppen hinaus auf die Straßen. Bis der Tag kommt, wo sie zum Ahnendienst bereit um einen Hausaltar stehen,

Einem Gestorbenen zum Totenfest geweiht, in Flammen aufgehen, verwandelt zu Asche und Kohle, als Symbole einer Frauen- und Dienerschar,
Die, sich tötend an der Leichenbahr', dem Gestorbenen folgt. Vor Urzeiten blutiges Totenopfer Sitte war; heute folgt dem Toten aus Seide und Papier eine Puppenschar.
Denn es sind immer doch nur die Gedanken, sie bringen den Toten, den teuern, ihr Leben als Opfer dar, und als Papierpuppen wanken die Frauen und Diener zu den Altarfeuern.
Denn wessen Gedanken mit dem liebsten Toten dahingehen, der kann kaum sein Leben ernstlich erneuern,
Der wird bald von den Feuern des Schmerzes den Toten nachgetragen und bleibt nicht unversehrt,
Und wie die Puppen vom Altarfeuer, so wird ein solch Getreuer von seinem eigenen Herz verzehrt.
Trauer um das Liebste, die macht den Leib schier so zart wie Papier.

Chinesische Gräber in der Landschaft

Draußen vor Hongkong, unter den Bergwänden, bin ich an den grünen Geländen vorbei auf breiter Landstraß' durch Täler gefahren,
Unter uralten Baumscharen, wo die Bambusstaude wächst gleich wallenden grünen Haaren. Dort in den Meerbuchten, den weitschallenden,
Liegen Fischerdörfer eingesunken, wo die großen, braunen Drachendschunken am Strand sich zusammenrotten und wo die braunen Strohsegel sich im Winde blähen und biegen wie die Flügel der geflügelten Flotten.
Unter den Haustüren der Fischer flattern in Reihen an Schnüren goldgetupfte rote Papiere, die statt Gebeten bösen Geistern im Hausreviere unter dem Haustor entgegentreten.
Und gleich steinernen Betten liegen, auf allen Meerhügeln zerstreut, die chinesischen Gräberstätten.

Wie halbrunde Steinbänke schmiegen sich diese hellgrauen Totenschränke
Mit ihren Treppenstufen an die Wiesenabhänge, sind wie luftige Steinterrassen, die im Halbrund eine kleine Tür umfassen. Auf den Stufen Besucher der Gräber saßen,
Schauen vom Berg fort über die Wolken und Wassermassen in die Landschaftsgelände, als ob dort ihr Auge in den Gesten eines Baumes die grüßenden Hände eines Toten wiederfände
Und in den Figuren im Wolkenspiel des fernen Toten Gesicht und Profil.
Eine glückliche Luft liegt in China noch über der einsamsten Gruft, wo der Tote die Lebenden vor eine herzerquickende Landschaft ruft.
Er suchte im Leben das Landschaftsbild aus, und seine Lieblingslandschaft muß den Toten wie ein erweitertes Haus umgeben.
Jener Landschaftsplatz, den er lebend geliebt, allen Trauernden das Bild seiner Seele gibt.
Des einen Grab sieht aufs Meer in den Sturm, des andern in ein Bambustal in den Frieden hinab, der dritte schaut auf die Landstraße her,
Gleichwie auf des Lebens unendlich forteilenden Wurm. Alle Gräber verschieden gestellt und gesinnt. Manch Lebender, der einst ein Rätsel war,
Redet im Tod durch die Landschaft klar, die er sich erwählt, und Meer oder Himmel oder ein Bach, der vorbeirinnt,
Die Gedankenwelt des Toten in dem Trauernden weiterspinnt.

Hongkong-Peak

Der Blendspiegel des Meeres liegt vor Hongkong, von dunklen Bergplatten umfriedet, glänzend wie weiße Milch, die auf dem Herde übersiedet.
Sein Blendlicht fliegt in die Wolkenfalten und an die Bergränder des uralten Reiches der Mitte, die wie steinerne Geländer die Schritte zum Meere hin aufhalten.

Wie flüssiges Licht schiebt sich die Perlflußmündung aus den Bergmassen. Viele geöffnete Talgassen, weite, den blauen Perlfluß ins Breite

Des chinesischen Ozeans einfließen lassen. Zum baumlosen Hongkong-Peak führt eine Zahnradbahn, und oben in den Festungsterrassen

Sehen dich Meer, Gebirge und Flußtäler von drunten wie die bunten Versatzstücke eines unendlichen Schauspieles an.

Deinem Auge, das größere Schritte macht als dein Fuß, ist es Genuß, über die Meerbreite über Hongkong fort wie ein Kanonenschuß zu eilen

Und die Seemeilen wie ein Schwimmer zu zerteilen; und du siehst den Perlfluß zwischen den hundert steilen Klippenkeilen

Und hinter den nassen Nebelfetzen, die dich mit ewigem, feinem Regen benetzen. Sonne und Regen sind um dich in stetem Bewegen,

Wie Quecksilber, das mit seinem Licht bald bleigrau, bald blendend nach dir sticht. Wenn der Mittagsschuß aus dem Hafen heraufkracht

Und macht in die Stille ein Loch und du mit Bedacht deine Taschenuhr stellst, meinst du: kaum noch hat die Zeit auf einem Zifferblatt Raum.

Denn unendlich weit ist dein Auge im Bogen über den Nebelschaum, über Chinaberge und über den Meersaum fortgeflogen.

Und unterm Mittagsschuß erbebend, kommt dein Auge jetzt einsam zurück, und wie betrogen, und findet dich, noch immer Stück um Stück als Menschlein klein lebend.

Und dein Auge war doch eben noch ein Zyklope, Gebirge und Meere forthebend, und war vielen Meeren voraus in Europa und kommt von deiner Liebsten Haus.

Nächtliche Flußwanderung auf dem Perlstrom

Im Hongkonghafen, wo die dichten Massen chinesischer Dschunken schaukeln, die vollgepfropft mit Weibern, Männern, Kindern, die nie das Wasser je verlassen,

Stieg ich beim Mondschein in der Nacht auf einen Kantondampfer ein; der hat mich bis zum Morgen endlich tiefer hinein in das chinesische Reich gebracht.

Denn was ich in Hongkong im Uferschein gesehen, war noch kein echt chinesisches Dasein. Erst hinter der mächtigen Bergkrause

In den unermeßlichen Tälern stehen deine Füße in China zu Hause. Ich saß auf dem Deck wach, und der Dampfer ging unterm Mondhimmel, wie unter blaßblauem Glasdach.

Des Schiffes Spitze in eine Inselwelt drang, an hohen Bergschatten entlang, und trat in den mondbeleuchteten Perlfluß wie in einen breiten, weißgepflasterten Gang.

Zu beiden Seiten schritten die mächtigen Gebirgsriesen, die das Schiff wie einen kriechenden Käfer klein fortkrabbeln ließen.

Kein Laut und kein Uferlicht war da, nur Berggewölbe standen aufgebaut, als ob die Erde wie eine Hydra mit vielen dunkeln Köpfen den Mond anschaut.

Nur die Berge waren meine Nachtgespielen am mondhellen Schiffsdeck und ihre furienhaften Schatten, die über den meilenbreiten Fluß fielen.

Aber manchmal war mir, als ob die Flußwellen verdächtig, wie schiefe Chinesenaugen, schielen und sich verstellen.

An den weißen Zeilen der Kabinenzellen entlang sprang das Mondlicht funkelnd auf blanken, scharfen Äxten, Gewehren, Messern und Beilen.

Zwar alle Waffen malen dir gern Bilder von Blut und Kampf, aber hier unterm chinesischen Nachtstern, im Flußdampf,

Hatten die Waffen nichts mit großem Prahlen zu

schaffen, denn zum öftern schon, eh' der Maat von der Nachtwache die letzte Stunde geläutet,
Trat, wie ein Drache, das Schiff eines chinesischen Pirat' aus den Mondnebeln und stand an der Dampferwand. Und chinesische Fäuste hätten oft gern Geld und Waren erbeutet,
Lägen nicht die schweren Beile und Waffen zur Hand. Die wachen Stahlklingen an der Schiffswand fingen an, mir die Hinrichtungsbilder glaubwürdig zu machen,
Welche, gleich alltäglichen Dingen, die Hongkong-Photographen auf Postkarten in den Handel bringen. Zwanzig Geköpfte liegen oft am Perlfluß am Strand.
Wenn die Flußpolizei ein Piratenschiff fand, fliegen allen Piraten in fünf Minuten die Köpfe zum Sand. Kein Gericht erst ein Urteil den Flußräubern spricht.
Dort, wo man die Plünderer fand, fällt einzig Urteil der Henker mit dem Schwert in der Hand.
Beim Wandern im Mondschein am Schiffsrand schien mir's, als ob der Mond mit einem Fuß hienieden in Silberflut stand, mit dem andern im Menschenblut,
So wie dem Chinesen das Leben galt, bald als greuliche Drachengestalt, bald als liebliche Frauenblume gemalt.

Ankunft in Kanton

Am frühen Morgen war's, als müßten Starenscharen mit lautem Schwatzen übern Strom hinfahren. Von Menschenstimmen war im Morgendampf
Ein brausend Durcheinanderschwimmen; von hunderttausend Barken, Booten, Kähnen ein hölzern Aneinanderwetzen und Gestampf.
Von Rudern, Stangen, Seilen, Flößen ein Klappern rings um unsern Dampfer strich, ein Plappern, Schreien willkürlich von Menschenfudern;
Rund Boot an Boot so dicht gezwängt, daß sich mehr

Holz als Wasser vorwärts drängt. Das Wasservolk von Kanton lag auf Meilen
Um meinen Dampfer her, der mußte schwer und langsam seinen Weg sich teilen. Und wie ein Kranichheer lärmten die Kantonboote,
Klappten mit Stangen kreuz und quer, die Wellen schlappten an die Ufer an, und hundert gelbe Menschenarme langen mit Rudern und mit Hakken her im Schwarme.
Ein schwatzend Meer von Frauen, Kindern, Männern lebte auf diesem grauen Fluß, der glich im Nebel einem mächtigen Darme,
Darinnen Menschen sich wie seine Nahrung stauen, der hier Millionen Tag und Nacht mit ihrer Freude, ihrem Harme verdauen muß.
Mit blauen Augen, angemalten an dem Kiel, gleich gelb und grünen Fischgestalten, sich Boote stoßen, rund umschlossen von Dächern, schwimmenden Riesenbechern gleich,
Mit großen Kappen, leicht gefügt aus Holz und Lappen, darinnen nackt Chinesenrücken und halbrasierte Köpfe, grinsend vergnügt und gelblich bleich.
Wirr struppig war's aus Kleiderstücken, Kesseln, Feuern, Töpfen ein schwimmend Kehrichtreich.
Der Fluß, so weit du siehst, mit Kähnen voll, mit Stangen, Holz und Stämmen; Holz fließt, als kämen laubleer Wälder her, die all' zu wandern angefangen,
Mit Menschen drinnen, die sich streiten, sprangen, arbeiten, näselnd sangen und haben nichts von Nöten mehr in ihren Böten. Menschenfamilien, die im Wasser dumpf hinreiten,
Wie Kröten sich in einem Sumpf gebären, leben, sterben schon seit allen Zeiten. Und bei dem Ton der Holzmusik und bei dem Wellenkratzen
Standen auch hier, unter den Dächern, in der Böte Zellen auf winzigen Altären die Götter lieblich neben Drachenfratzen.
Und kleine Räucherkerzen knisterten und schmatzen vor roten Ahnenschildern,

Indes die Lebenden gleich Flußwasser laut schwatzen:
mit sich und ihren Wellenbildern
Und mit Vorüberschwebenden. Denn jeder hat auf
Wellen hier gebaut, und jeder hat sich doppelt
lebend hier geschaut,
Und hat, wie ein Verliebter hingegeben der Liebsten
hellen Augen, dem Flußspiel und den Strudel-
schnellen sein Leben anvertraut.

Kanton

Hinter dem Holzgehege dieser Welt von Kähnen und
hinter luftigem Gefege trocknender Kleider, Segel,
Lumpen, das sich der Nebelluft hinhält,
Sah man, wie Unrat grau, wie Klumpen dicht bei
Klumpen, die Kantonstadt sich dehnen. Ein
Dächerfeld von niederen Einstockhäusern und nir-
gends einen hohen Bau.
Mit Ziegeldächerkappen, gleich langen, gelben Reihen
von alten Drachenzähnen, gähnen die engen Gassen,
als ob sie nach den Menschen fassen und nach
den Menschen schnappen.
Und an den Stirnen von uralten Holzbalkonen chine-
sische Lettern hochgeschwungen thronen, wie
Schnörkel und wie Windungen in menschlichen
Gehirnen.
Von Farben trat nichts stolz zur Schau hier in der
Unratfarbe, ein wenig Röte nur vom nassen Holz,
ein wenig Gelb beim Lumpengrau der Gassen,
Und um die Fensterrahmen ein wenig Himmelblau.
Und diese spärlich dünnen Farben im Wassernebel
kahl verdarben.
Die Stadt, die weite, an des Stromes Breite eben
lag; fern sah man graue Riesenhügel im Regen-
tag sich heben wie graue Häute großer Drachen-
flügel,
Die hinterm Nebel in die Ferne schweben. Und keine
Rikschawagen an dem Uferrande warten. Nur
gelbe Kulis, die in schmutzigen Lumpen starrten,
tragen den Sedanstuhl durchs Hafenleben.

Auf mächtigen Bambusstäben heben acht Männer dich
auf einem Sessel hoch; sie drangen mit mir ein
in diese Stadt, die wüst' wie nur ein Hexen-
kessel roch.
Fort übern Pfuhl der engen Hafenplätze, wo gelbe
Menschen dichter als die Nebel drängen, wo nasse
Buden voll von kleinen Fleischerwaren hängen;
Mit Hundebeinen, abgezognen Rattenbündeln und
blutigen Katzen dich zum Kauf einluden. Tee-
schlürfend Menschenfratzen und nackte Menschen-
bäuche, die wohlbeleibt im Straßenschlamme hocken,
Die unterm Regen stille sitzen, als bleibt die Welt
für sie stets trocken. Als hat der Strom die
Menschen wie Fische angeschwemmt,
So dicht und ungedämmt die Menschenherde wimmelt,
als ist der Boden Menschenfleisch statt Erde. Und
wie auf einem Pferde mit acht Beinen
Sitzt du im Sedanstuhl und fühlst dich fortgetragen
und geschüttelt, gleich einem Sack gefüllt mit
Steinen;
Es schaukeln in dir durcheinander dein Herz, die Leber
und der Magen, hoch überm Schmutz und Menschen-
pack, das unter dir wie eine Fischwelt gaukelt.
Du sitzt im Schwebestuhl, gleichwie in einem Wagen,
des Räder und Schwungfeder, aus Menschenkno-
chen, durchs Stadtgewühl fortkrochen.
An einem kurzen, klobigen Brückensteg endet der win-
kelige Weg vor einem klumpigen Gittertor. Schild-
wache und chinesisches Zollvolk steht davor.
Die Kettenschlösser öffnen sich, und feierlich empfängt
die stille Insel Schamien dich, von allen Stadt-
teilen der Teil, wo Europäer weilen.
Totstill ist hier der Häuserrahmen. Du fühlst dich
wieder heil nach dem chinesischen Gewirr in den
paar europäisch zahmen Straßenzügen,
Die sich stillschweigend in das Stadtrevier hier fügen.
Als tat man aus Europas Häusern das laute
Leben stehlen, totstill war's auf der Insel hier;
Da waren keine Menschen, nicht Laden, keine Seelen.
Nur hohes Gras wächst neben Pflastersteinen, die
keinen Laut von einem Schritte geben.

Kein Vogel und kein Hund dir hier entgegenschaut,
als sei die Stadt für Schlafende gebaut; unheimlich standen rings die europäischen Fassaden,
Kulissen gleich, die man für eine fremde Bühne am Pflaster abgeladen und losgerissen vom Zusammenhang, so standen all die toten Straßen gleichwie ein Gräbergang.
Schmal trennt ein schmutziger Kanal die europäischen, staubigen Häuserfächer von Kantons Ziegeldächern, von Kantons lauten Gassen und Gewühlen.
Hier auf den Sedanstühlen landen Europas Reisebanden am europäischen Hotel und müssen sich als kleine Sekte fühlen, wie Juden sich im Ghetto einst zusammenfanden,
So ausgeschlossen von dem großen Chinareich. Es luden all die Stühle hier die Fremden abseits ab, den europäischen Leib und europäische Gefühle.

Kantonstraßen

Vom Schamien hörst du Kanton brausen, als sei dort überm Ziegelheer von riesigen Insektenflügeln ununterbrochenes Sausen,
Als müßt' milliardenfach ein Käferheer dort unter Ziegeln hausen. Als ob die Häuser Tiegeln gleich auf einem Herde zischen,
So mischen sich Millionen Menschenstimmen, als säßen hunderttausend Zecher bei einem frischen Becher, von Wein und Wollust brausend.
Lauschend mit Sehnsucht nach dem lauten Glücke, zog's mich vom stillen Schamienviertel an beiden Ohren Tag und Nacht hinüber zur Chinesenstadt über die Schamienbrücke.
Drei Tage riß mich unbewußt der Neugier große Lust in Stücke. Kaum sah ich's tagen überm Häuserrand, fand ich mich schon im Sedanstuhl
Und ließ mich in das Labyrinth von Kanton tragen. Wie in ein düsteres Verließ die Träger mit mir vorwärts drangen, und einer lief dem Tragestuhl voraus,

Der gellend bellt und gurgelnd rief und wegebahnend alles auf die Seite stieß. So reite ich auf meinen sechzehn Kulibeinen,
Gleite im feinen Regen hin, gelassen sitzend wie auf einer Spinne, hinein in diese engen Kantongassen, stets weiter auf den schlammig nassen Steinen,
Gleichwie in einer schmalen, dunkeln Rinne, seh' oft verdunkelt kaum noch die Begleiter. In diesen Gassen sind nicht Pferd, nicht Wagen,
Nur Kulis eilfertig vorüberjagen, und Waren sind an langen Bambusstäben, gleich Menschen, durch die Luft getragen;
Und hunderttausend nackte Kulimuskeln vom Schleppen leben und vom Heben. Zuerst bist du vom Hafenvolk, Garküchen und von Häuserhöhlen,
Starrend von Schmutz und Düsterkeit, noch eng umgeben. Kaum Licht fällt bleich in das Gedräng' und auf die Hände und die Arbeit,
Als bist du unterirdisch tief in einem Kellerreich. Dann lief der Sedanstuhl schnell über kurze Brückensteine, über die Wasserlücken von Kanälen;
Du mußt dich bücken unter niedren Gassentoren, die dich in stille Gassen lassen. Fern bleibt jetzt Lärmen und Rumoren.
Vor deinen Augen hebt ein Goldglanz und ein Schwärmen von rot und gelb und grün und blauen Farben an.
Und lebtest du vorher, im Düsteren verloren, nur mit den Ohren, so mußt du jetzt mit deinen Augen schauen
Und kannst das Goldgeblende, die Purpurfarben, die da prassen, mit deinen Blicken kaum umfassen.
Du fragst dich, sind dies Wände von Tempeln, die sich öffnen, und goldbeladene Juwelenhände?
Zu beiden Seiten in den schmalen Straßen sich offene Ladenkammern breiten, die goldne Schnitzereien strecken wie goldenästige Hecken.
Und mit Befremden siehst du hier die gelben, bleichen vornehmen Chinesen, lautlos und still im Wesen, in langen, himmelblauen Hemden,
Mit den Gesichtern, gelb und rund wie Honigscheiben,

die Wohlbehagen nur und Güte kennen, und deren Seelen, fetten Lichtern gleich, auf ruhigem Öle still verbrennen.

Und ihre Schritte weilen sanft auf Sohlen, die aus schneeig-weißem Filz, und eilen reinlich durch die schmutzigen Gassenzeilen. Im Weiterwandern lassen Holzgitter dich, aus festgerammten Bohlen, von einer Gasse zu der andern.

Als lebst du tausend Jahre weit zurück, zur Zeit der Innungen und der Gewerke, siehst du der Hände Arbeit rings gediegen und gedrungen und nirgends stählerner Maschinen Stärke.

Kein Fenster trennt die freien Laden von den Straßen, die eng nur sind, daß ausgestreckte Arme nach links und rechts die Mauern fassen.

Die Ladentüren sind umschlungen von goldnen Holzgardinen. Holzschnitzereien reich, in üppigsten Vergoldungen, sind über viele Ladenfronten fortgeschwungen;

Als siehst du von der Straße goldne Laubenreihen voll goldner Wurzeln, goldner Bäume, mit goldnen Hecken. Und in den goldnen Ast- und Laubverstecken

Springt manchmal schlank ein goldner Vogel hin, ein Fisch und auch ein Eichhorn goldenblank; denn Tier- und Vogelreich ist in dem goldenen Gedorn geschnitzt und auch vergoldet zu entdecken.

All diese goldenen Gehege, die sprudeln flinken Glanz, wenn deine Augen schnell am Wege im Sedanstuhl, gleichwie im Tanz, vorübereilen,

Als lebten Wild und Wälder hier lebendig, nicht nur im goldnen Bild auf goldnen Zeilen. Wo sich die starren, goldnen Holzgardinen teilen,

Sahst du, umgeben von des goldenen Laubwerks Saum, in einen tiefen Ladenraum und bei dem Eingang neben jeder Ware den Purpur von dem prächtigen Hausaltare.

Und stets zieht zu der Straße hin, aus allen Läden, der blaue Rauch in Fäden von Räucherholz und heller Kerzenmasse.

Der Ladentisch aus Stein zieht sich ins Ladeninnere

tief hinein, und über ihm sieht dich, gleich einem vollen Mond, der leuchten kann,
Im himmelblauen oder lila Hemdenkleide der gelbliche Chinese an. Und neben ihm in fein lackiertem Fach bei Fach die Waren sorgsam aufgespeichert liegen bis ans beglaste Ladendach.
Heilig wie in dem Tempelraum, hat der Chinese den Altar der Ahnenwelt gleich gegenüber von dem Ladentisch der Straße nah' gestellt,
So daß dir erst die Ahnenliebe und dann die Kasse in die Augen fällt. Und hundert Laden zeigen mild dasselbe fromme Ahnenbild.
Und Tee wird in die Opfertasse täglich frisch gefüllt, zwischen der Kerzen Masse am Altar, weil dieser Speisetisch der süßesten Erinnerungen so durstig wie das Tagesleben war.
Die langen Ladenschilder, giftgrün und purpurrot, zitronengelb und blau, die senkrecht an langen, farbigen Stangen zu beiden Seiten von den Straßen prangen,
Machen die engen, düsteren Gassen bunt wie einen Pfau. Die Riesenlettern, schwarz aus Tusche, wie das Gehusche vielgewundner Schlangen und dem Geflatter dunkler Fledermäuse gleich,
Die bilden neben dem farbigen Gatter von hunderttausend Schildern, neben dem Goldschnitzwerk und purpurnen Altären ein rätselhaftes Reich aus schwarzen Bildern.
Im kahlen Regendunkel saßen die schmalen Ladengassen, mit ihrem Schnörkelgold und ihrem purpurnen Gefunkel, als ob, im Meeresboden tief versunken,
Gespenstige Algengärten prunken, umgeben von den goldnen Drachen, die sich an den Gelassen und an den Kammern wild anklammern und mit den goldenen Zähnen die Eingänge umfassen.
Und wie die goldenen Götter, sanft und mild, so stehen gelbe Menschen sanft im Seidenhemd inmitten vom verhexten Straßenbild
Und sehen artig stumm sich kaum nach meinem Sedanstuhle um. Ich schwimme, wie in unterseeischem

Boot auf meinem Bambusstuhl, hoch überm Straßenkot
Und unter dichten Regenmengen hin, im ewigen Weiterwandern, neben den Goldgeprängen und Feuersalamandern und regenbogenfarbenen Quallen,
Die aus dem Schnitzwerk jener Gassen mit ihren goldnen Fühlern, goldnen Krallen nach mir fassen. Im Inneren von Magazinen und Gelassen, unter dem Farbenhauf und unter allen Goldgekrösen,
Zwischen den Lettern, Weihrauch, Regen in dem unendlich langen Schlauch der Gassen lösen sich Wunderwerke los zum täglichen Gebrauch;
Fallen stolz Vasen auf aus Elfenbein, aus Ebenholz; Prunkstücke, fein geschmeidig aus dem Jadestein; Schuhladen, wo Pantoffeln stehn gleich einem Blumenfleck
Für Füßchen wie für eine Heuschreck' klein. Fort weiter unter Toren neuer Gassengatter fliegt wie ein Luftkahn schnell mein Sedanstuhl vom Halbhell in das Dunkel,
Vom Dunkel in das Helle, wo Reihen Häuser stehen, grau verloren, und Zimmer durch lackierte Gitter, über der Türe Schwelle, auf die Straßen sehen.
Manch freundlicher Chinese, aus seiner Silberpfeife rauchend, hält hinterm Gitter stille Schau. In seinem Hemdgewand, das himmelblau,
Stand er so sanft wie eine Frau und frisch rasiert an seiner Häuserwand, wo Häuserzelle dicht an Zelle sich befand, still, fensterlos, mit einer Türe unterm Dache bloß.
Ein jedes Haus aus dieser Schar wie eine Gartenmauer unscheinbar, und drinnen durch die Gittertür schoß unterm Regen von dem Lack
Von dunkeln Möbeln, Seidenfarben, vom Kerzenschein vom Hausaltar kostbar ein flüchtiger Glanz zu mir heraus.
Denn drinnen, unsichtbar dem Straßenblick, lebten Geschlechter schon seit tausend Jahr das Schattenspiel von froh und leidvollem Geschick.

Als grub sich eine Maulwurfherde Irrgänge durch die Erde, so wechseln, ohne abzulassen, die langen, winzigen Kantongassen,
Wo Warenlager, Arbeitstätten und Ladenbuden in langen Ketten beieinander saßen. Und immer auf dem sechzehnbeinigen Pferde ritt ich in Eile durch das Labyrinthgedränge;
Es bohrte sich mein Sedanstuhl gleich einem Keile stets tiefer in die Enge, wie ins Gebräu von einem sumpfigen Pfuhl, vorbei an roten Fisch- und Fleischerbuden,
Die manchen Tisch mit dem Behänge von Regenwürmern reich beluden. Garküchen mischen mit Gerüchen sich in deine Nase, als ob sich vor dir unsichtbar die Fettgerichte in der Luft auftischen.
Dazwischen oft an mancher Wand, in offenen, hohen Tonnen, stinkend Urin stolz vor den Häusertüren stand. Dazu Parfüm vom süßen Sandelholz und Wachsgeruch von den Altären,
Ein Brodeln und ein Gären von Getränken, von Hefen und von Most lähmten mir Fremdem allen Odem, als wird von tausenden Gestänken um deine Seele hier gelost.
Wie Schwalben schnell um Fenster eilen, flog ich im Sedanstuhl vorbei an allen Budenzeilen, als sind es Stücke grell aus wirren Träumen
Und zeigen dir bald einen Sinn, bald eine Lücke. In vielen Schreinerhallen, gleichwie die Scharen abgehauner Bäume, wie Berge aufgestapelt, sind mir die Särge aufgefallen.
Ein jeder Sarg war nur ein ausgehöhlter Stamm, gleich einem Kahn, der in der Urzeit schwamm und kam vom Tod aus ewigen Zeiten in ältester der Formen
Noch heut am Ufer unsrer Erde an. Meist war der Baumkahn unverziert und roh, als sah man ihm bereits die arme Leiche drinnen an,
War eilig ausgehöhlt und nur mit Armut angetan. Oft aber war er schwarz lackiert und schön be-

legt mit Elfenbein, als schloß er Kostbarkeit und Lebensbeute ein
Und hatte es nicht eilig und hatte vornehm gute Zeit, als wäre die Verwesung den Reichen noch kurzweilig. —
Der Kupferschmied, die Lederarbeit, Steinschleifer, Schuster, Weber, sie wechseln alle Glied bei Glied, es ist der ganzen Menschen Arbeitseifer in diesen Gassenhöhlen aufgereiht.
Sähe dein Auge hier nicht immer die ewig blassen gelblichen Chinesen, die unterm Regenschimmer und im Nebeldämmer mit Drechseln, Haspeln und Gehämmer
Auf schmutz'ger Pflasterlauche bei ihrem Tagewerke sich bewegen, du würdest dich zu Häuse fühlen bei dem Geruch von Amboß, Steinschleifmühlen, Hobelspänen, Leim,
Denn Arbeit bietet groß den Völkern die Erde an als Werkstatt und als Heim. Und rund um unsren Erdenkloß
Müssen sich alle Menschen tags gebückt und wie die Mühlen durch die Arbeit vorwärts wühlen.
Doch dann am Feierabend, wenn dann dein Herz sich nicht an einem Menschen verliebt und heiß entzückt,
Ist ihm trotz allem Fleiß die beste Tagesarbeit doch mißglückt.

Werkstatt des Medizingottes

An einem Marktplatz, klein und doch lebendig, schreien die Verkäufer bei Barbieren, die vielhändig im Freien, auf den Straßen,
Die Schädeldecken der Chinesen blank rasieren; in jedes Handwerk siehst du hier hinein. Ich trat daneben in die Werkstatt auch eines Gottes ein.
Der Gott der Medizin hat hier am Markte seinen heiligen Schrein. Viel Leute ziehn zum Tempelhof. In einem finstern Steinhaus ohne Fenster
Funkeln im Dunkeln und im Kerzenruß und Räucher-

rauch zwei plumpe, große Buddhagötter, ein jeder Gott mit rauchgeschwärztem, goldnem Bauch.
Die gelben Mönche hinterm Ladentisch hinreichen einen gelben Wisch Papier, darauf sind viel chinesische Zeichen.
Du sagtest erst den Mönchen, was dir am Leibe fehlt; und wie in einer Apotheke wird einer von den Göttern dann als Dose Medizin gewählt.
Der eine heilt die Knochenbrüche nur allein, der andere ist gut für Magen und Gedärm und Blasenstein.
Die Kupfermünzen rollten auf den Ladentisch,
Es machte lauten Lärm das viele Kupfergeld von all den vielen Gottvertrauten, die in dem dunkeln Saal die Heilung von dem Medizingott wollten,
Und einen gelben Wisch Papier sich holten. Den Wisch, auf den geschrieben eine Rede stand, zog man auf gutes Glück, gleichwie ein Los, dem Mönche aus der Hand.
Der eine gläubig Heilung für sein Kupfer sich erstand, der andre wenigstens ein wenig Hoffnung fand.
Auch ich nahm schnell ein gelbes Los, doch glaub' ich, meine Krankheit schien zu groß selbst diesem alterfahrnen Gott,
Denn ach, kein Gott der Medizin heilt je der Sehnsucht ewige Not. Und weiter zog ich in dem Sedanstuhl durch Regennebel und durch Gassenkot.

Im Ahnentempel von Kanton

Ehrfurcht für das, was deiner Ahnenschar schon nützlich war, und auch Bescheidenheit sind über alle Maßen hier der Ausdruck in den fleißigen chinesischen Gassen.
Ernst eingesessen schon manch tausend Jahr' beim gleichen Werkzeug, gleichen Handwerk die zähen Arbeitsscharen saßen.
Unscheinbar, aber doch gewandt wie schon der Ahn, arbeitet Hand bei Hand und klug der Stirne Falten und des Auges Mienen,

Als sind Verstand und Herz und Menschenhand zum täglichen Verdienen brauchbarste, zuverlässigste Maschinen in dem chinesischen Millionenland.
Und lautlos weiter durch das Gassenband mein Sedanstuhl den Weg sich fand. Viel Buden voll von schwarzen langen Haaren zeigten in Scharen aufgehängte Zöpfe,
Die warteten auf Käufer und auf Köpfe. Zöpfe, die stets das Zeichen des Erkennens der Söhne dieses Landes waren.
Der Rufer und der Läufer vor dem Sedanstuhl schrie bald nicht mehr, ging schweigend nebenher, denn leer ward jetzt der Wald der Laden und sehr gelichtet alles Marktgewühl;
Dann hielt vor langen Mauern mein Gestühl. In leere Höfe, tot aus weißem Stein, unter die vorgestreckten Balkendächer trat ich in einen Tempelsaal hinein,
Der war nur kahl aus Lack und braunem Holz, und eine Unzahl kleiner Urnen, kurz und schmal, ich dort auf einen langen Tisch geschichtet fand,
Gleichwie aus kleinen schwarzen Urnen eine Wand. Es war der Ahnentempel und Kantons Ahnensaal. Die besten der chinesischen Familien ein Aschenbüchslein zu den Ahnenfesten auf diesem Altartische stehen hatten.
Ein gelbes Stäbchen war an jeder dieser Urnenbüchsen mit feiner Schrift zu sehen. Das sagte all die vielen Namen der vielen Aschenreste an, die schon seit Hunderten von Jahren die kleine Urne bergen kann,
Denn Namen gelten hier gleich Särgen. Und Namen halten noch den Toten aufbewahrt, und Namen sind nie tot, sind nur bejahrt.
Und um die Namen hier der Tempeldienst der Menge, Gebet und Opferung alljährlich und Festgepränge gern sich schart.
In einen Namen rollen die Lebenden ein Leben ein. Namen bei Namen wie der Samen sich vermehrt, und liebste Namen wollen weiterlieben und werden ohne Tod wie Lebende verehrt

Und für die Augen hingeschrieben, und sind im Blut
auf Lippen und im Ohr nach tausend Jahren
warm geblieben.

Zurück zum europäischen Schamien trollen die Sessel-
träger hurtiger davon, als ob die Pferde von der
Fron zum Stalle wollen.
Als wär' ganz Kanton eine Mausefalle und ich ver-
dankte mein Entkommen nur einem Zufall und
dem Glücke, atmete ich aus tiefem Herzen auf
schon an der Schamienbrücke.
Und ich begrüßte gern den europäischen Häuserhauf
am Wasserlauf, bei dem Kanal, war er auch
totenstill wie eine Wüste,
So schien er mir zugleich ein Gartental im Gegensatz
zum Höllenreich, gegen die Nasenqual in jenen
Kantongassen, wo dich, Blutegeln gleich, die Düfte
schröpfen
Aus Fässern von Urin, aus Opium und aus Pfeifen-
köpfen, aus Moschus und aus Räucherrauch, aus
Küchen und aus Fleischertöpfen und aus dem
Wachs der tausend Kerzenmassen;
Gerüche, die wie Fratzen dicht am Wege saßen und
dich nicht Atem schöpfen lassen. Von meiner Zunge,
meinen Kleidern ging nicht der Kantonstadtgeruch,
Er schrieb sich ein mit einem wilden Schwung in
Fleisch und Blut und ward noch in Erinnerung
wie eine Schrift im Tagebuch.
Ich wußte nicht, war der Geruch, der sich um mich
gebauscht, wie Manna oder Gift; Lüste und Ekel
haben stets getauscht.
Im ganzen aber fühlt' ich mich berauscht, als war
die Tagereise auf dem Sedanstuhl heut' eine Fahrt
an eine ferne Küste.
Ich sah am Abend jetzt die Sterne drüben hoch über
allen Kantonhäusern und den Gassen, als ob sie
sich, wie hell in Massen,
Wie Blüten von den brandigen Düften dem Himmel
in das Fleisch eingrüben. Und immer hörte ich
im stillen Schamien
Die Menschenheere von der Stadt, ihr Rufen drüben,

als ob sich Haufen Papageien im Sprechen schwatzend üben.
Als ob vielhunderte Millionen von Chinesen im menschenvollen Chinareich die Worte meiner Sehnsucht, Einsamkeit und Leere zugleich laut und millionenfach aus allen Sternen lesen.

Nachtfahrt zum Kantontheater auf dem Perlfluß

Als kocht ein Kessel über, so sprangen laut von Stund' zu Stund' die Schreie aus der Nacht her, von der Kantonstadt zum stillen Schamien herüber.
Als hätt' die Stadt sich aufgemacht mit lautem Munde und gäb' von Nachtfesten die Kunde. Der Mond, als Gast unter den Gästen, stand an der Dächer Rand,
Wie eine Lampe aus Papier, hellauf im Brand; er ließ mir keine Ruh' noch Rast. Gleichwie ein großer weißer Falter, so flog voraus der Mond,
Bis er zur Landungsstell' mich brachte, wo wie ein Kerzenhalter mit hunderttausend Lichtern hell der Perlfluß an der Ufermauer lachte.
Zu einer Fahrt hin zu dem Stadttheater, das mich sehr angelockt, lagen die Dschunken hier an Ufertreppen angepflockt.
Ich hatte im Hotel von den chinesischen Dienern einem schnell gewunken, der sollte für die Nacht mein Führer sein, und beide sprangen wir jetzt in ein Boot hinein.
Die Perlflußwasser schwangen sich wie Tintentunken, zwei Ruderstangen raffen sie zu langen Falten, und jede Stange wird an jedem Ende vom Boot von einem Kuliweib in Gang gehalten.
Die Kinder dieser Weiber kauern, von Neugier still gehalten, wie die Gestalten kleiner gelber Gnomen, im Kahnzelt drin und lugen durch die Spalten der gelben Bambusmatten.
Wir gleiten vorwärts durch die Schatten der ungeheuren Dschunkenwelt, die hier den Fluß besetzt hält, dicht wie Wanderratten.

Die Bootslaterne sticht sich scharf den Weg hin durch die Nacht, und sie beleuchtet manches Mal, gleichwie aus gelbem Ton gemacht, ein grinsendes Gesicht

Oder die Ballen einer Warenfracht; das ältere Chinesenweib am Kiel gar laut und breit hin in das Wandern aller Schatten spricht und schreit,

Denn oft die Bootswand an ein Boot ankracht; das jüngere Weib am End' von unsrem Boot, das rudert nur und lacht. Der Fluß scheint wie aus schwarzem Lack gemacht.

Fern in der Finsternis gewaltigem Sack stehn groß erhellte Ufer, Laterne bei Latern', manchmal auch reckt sich aus dem Nebel, wie ein Wrack,

Ein geisterhafter weißer Dampferbauch, daran die Dschunke still vorüberfliegt, und Rauch liegt von dem Dampferschlot im Wasser und streckt sich wie ein langer gelber Schlauch.

Durch hundert hell und dunkle Himmel, durch Wasserdunst arbeiten sich die zwei Chinesenfrauen mit viel Geschrei und Kunst,

An vielen Bojen, die da schwimmen, glatt vorbei, und unter Kränen durch und unter den gespannten Tauen von hohen Warenkähnen.

Des Stromes Nebel werden dick wie Brei, die Ruderstangen dieser Frauen streiten mit tausend Dingen, wie Hebel, die mit Lasten ringen,

Die Alte mit den falt'gen Wangen, die raucht von Schweiß und faucht und keucht und scheucht mit wilden Worten an allen finstern Orten rings viel Stimmen auf,

Die hinter Nebelwänden, ganz nah bald und bald fern, vorüberschwimmen. Dann stockt das Ruder in den Händen, mein führender Chinese, welcher totenstill gehockt,

Beginnt jetzt aufzuschauen, die Weiber schreien wie im Streit, kein Ufer rings, nur Nebel weit und breit, sie sagen, daß es Flutzeit ist,

Und daß der Strom jetzt rasend hohe Strudel hißt, und ganz unmöglich sei die Weiterreise, die Strömung führt uns schon im Kreise.

Sie lassen ihre Stangen liegen, sie können auch kein Ruder rühren, der Strom scheint alle Hölzer umzubiegen, und der Chinese und die Frauen in ihren weiten Shirtinghosen,
Sie plappern aufgeregt und unentschlossen, und fremde Schattenboote, die in dem Nebel leben, klappern, als ob sie Zeichen geben;
Und Menschen schreien, die im gleichen Wirbel wie fortgefegt an uns vorüberschweben. Am Kielrand speien Wellen in das Boot,
Und die gehetzten Weiber stechen mit ihren Stangen in die Nebelwand, darinnen Holz und Wasser kracht; und angefeuert von dem Widerstand
Lärmt jede, und ihre Ohnmacht sie beteuert, bis sie dann den Versuch zur Weiterfahrt, heftig und blindlings, wiederum erneuert.
Endlich, da scheuert unsre Kahnwand andrer Kähne Wände, und es erscheinen in den Kähnen Gesichter, Hände; Windlaternen drehen ihre Lichter,
Und durch des Nebels dampfende Gelände jetzt hellschattierte Brände fliegen, und aus dem Nebelrauch entstiegen Barken und tauchen auf mit roten Glasgehäusen,
Mit grün und blauen Prismen in den Türen; Geruch von Teen und Parfümen ist zu spüren, und wie in einem farbigen Bilderbuch entstehen
Und werfen blau und rote Scheine Kantons gefeierte und vielgepriesne Blumenboote. Geleierte Gesänge und Musik
Und mancher schnelle Blick von weißgeschminkten Mädchengruppen fällt wie von Sternenschnuppen in meinen dunkeln Kahn.
Glasrosen runder Türen standen offen, und drinnen saßen mit berühmten Namen die Freudenmädchen, die zum Nachtmahl hier mit ihren Freunden in die Boote kamen.
Es glänzte dort von blauen Seidenstoffen und kupferroten Seidenhosen. Voll mit Glaslampen und mit goldnem Tand, stand Boot an Boot mit farbiger Gläserwand
Und spiegelt in dem Nachtfluß seinen hellen Rand.

Dahinter über Bretter fort und Landungsstege
erkletter' ich mit dem Chinesen, der mich führt,
Mühsam durchs Sturmgefege den festen Uferboden,
umsaust vom Sturmflutwetter. Hier ist es, wo
das Stadttheater haust.
Die mächtig hochgezimmerte und breite Halle, die
glich mit Riesenbalken und den Dachstuhlbäumen
mehr einer Riesentenne und einem finsteren Heu-
bodenstalle.
Als wir gefragt, klagt an dem Eingangstor die Men-
schenmenge, die dort lungert, die Vorstellung sei
wegen hoher Flut heut' abgesagt.
Das Schiff, mit Schauspielern von Hongkong her
erwartet, hat sich im Stromnebel verirrt und ist
mit allen Mimen wer weiß wohin geschwommen
Und ward vermißt, und niemand weiß, wird's je-
mals kommen. Und auch die Blumenböte, die
nah' mit ihrer Fenstergläser Röte das Ufer hier
erhellen,
Durft ich als Fremder hier nicht stören, da sie den
reichsten Söhnen aus der Stadt als Eigentum
gehören. Und nirgends war jetzt Unterkunft zu
finden vor Regen und vor Winden.
Die Kleider fliegen fast vom Leib, und wieder bin
ich, von dem Sturm zurückgejagt, ins Boot ge-
stiegen. Ich sitze unterm Mattendach, gleichwie
in einer Höhle, nieder
Und bin im Nebel hingetrieben durchs Windgekrach
und durch die Heere finsterer Boote, viel Tau-
sende in allen Größen, vorbei an Stämmen und
an Flößen,
Fort in das Ungewisse, und jeder Welle Schwere
trieb in neue Finsternisse. Die Mastenwälder
aus den Barken wie Schattenrisse standen,
Und viele Kiele legten sich ins Quere, bis wir den
Weg nicht weiterfanden. Und um uns lagerten
in Booten totenstill, an deren Rahen Töpfe, Lum-
pen, Windeln hingen,
Wie eines Feldzugs wilde Beute, Banden Strom-
leute, Fischer und Piraten, der ganzen Welt
schlimmstes Gesindel,

Die ihren Unterschlupf nur auf dem Wasser fanden.
Bleich, atemlos saß mein Chinese in dem Boot,
als ob er sich abschloß, vom Leben rings bedroht,
wie eine Mumie gelb und tot.
Die Ruderweiber klagten lauter ihre Not. Der Regen
triefte über ihre Leiber, manchmal im Finstern
schob sich eine Segelwand hervor,
Und ein verwitterter Chinesenkopf hob sich empor,
und eine Stimme sang, und eine andre schwor.
Wir glitten an der Räuberwelt entlang.
Die Segel standen Zelt bei Zelt, und manchmal hat
ein Ruf gegellt, als ward im Nebel einem die
Kehle durchgeschnitten.
Wir kamen viele Stunden kaum vom Fleck und saßen
überregnet in der Nacht, in ihrem hohlen Raum
nur langsam fortgetrieben,
Und Schulter fast an Schulter mit Mördern und mit
Dieben. Stockfinster heulend war hier Ort um
Ort; der Regennebel fiel aus engen Sieben,
Auf Pfählen standen manches Mal erleuchtete Gehäuse,
hoch über schwarzen Bootgedrängen. Und hinter
ölgetränkten und bleichpapiernen Scheiben
Sah ich oft Menschenschatten schwarz auf weiß hin-
schreiben, als ob dort Nachtgespenster sich vor'm
Sturm gerettet hatten;
Die Schattenhände fuhren auf, groß wie ein Dra-
chenwurm, und schwanden ohne Spuren.
Ich steckte meine Hände in die Taschen; es war, als
haschen sich die Fäuste des Raubgesindels in der
Luft, als muß der Fluß wie warmes Blut ums
Boot hier waschen.
Ich streifte heimlich meine Ringe ab vom Handgelenk,
mein goldnes Uhrgehenk, damit ich all die gold-
blitzenden Dinge in Sicherheit vor diesen Schatten
bringe,
Vor diesen Riesen in der Finsternis, die hier allein
die Oberhand noch hatten. Die Barkenwelt, vom
Sturme hin und her gerissen,
Schien mir wie eine Räuberburg, unheimlich und mit
unergründlichen Verließen. Daß alle Wellen Blut
geschluckt schon hatten

Von Hingemordeten und von gerichteten Piraten, das lag hier laulich in der Luft, die war so finster wie das Hirn von einem Schuft.

Mühsam nach Stunden hat sich dann das Boot fort aus dem Bootsgewühl gewunden; die Ebbe kam und löste ab die Flut.

Die Weiber ruderten zurück und haben Kanton bald gefunden. Der Strömung wegen mußte jetzt das Boot weit draußen vor der Stadt anlegen.

Die stille Stadt uns in die Arme nahm, durch finstre Gassen liefen wir uns lahm, die Wächter lassen uns in Dutzenden von Gittertoren ein,

Und meine lauten Stiefel klappern unverfroren und holen meinen Führer kaum noch ein, der auf Filzsohlen lautlos rannte,

Als gab die Nachtfurcht ihm die Sporen. Durch alle Winkel, die ich noch vom Tag vom Sedanstuhl her kannte, mußt ich jetzt durch die Stille eilen,

Und bei geschlossenen Ladenzeilen und an den Häuserwänden begegne ich den Fackelbränden der Wächter,

Geisterbeschwörer, die mit Rasseln und mit Schnarren die Schlafenden vom Alpdruck heilen; und endlich, dankbar meinem Glücke,

Fand ich zurück zur Schamienbrücke, mich freuend, daß nichts Böseres geschehen. Statt dem chinesischen Theaterstücke

Hatt' ich heut' nacht ein großes Schattenschauspiel auf einem Fluß gesehen. In meinem Geiste schwirrt noch Akt um Akt,

Als hatte das Theaterschiff, das sich verirrt, Schauspieler in dem Nebel vor mir ausgepackt, und alles spielte mit den Nebelmienen

Auf Flößen, Kähnen, Blumenbooten, in allen Größen sie bald lachend und bald drohend mir erschienen;

Der Kantonfluß, die Nacht, der Sturm als Text und als Kulisse dienen; mich selbst ergriff das Stück und machte mich zu Haus noch wie von Sinnen.

Ich konnte kaum mit meinem Leben aus dem Theaterstück entrinnen. Verfolgt und wild umgeben von allen Schatten der Piraten,

Von Blumenbooten, Wasserratten und von Chinesen-

zöpfen, traf ich in dem Hotel, als ich mein Zimmer matt betrat,
Am Bett, wie immer, meine Sehnsucht, die schlimmer noch als ein Pirat; die mir das Blut am Herzen schröpfen tat,
Und niemand konnte sie mir köpfen.

Zweiter Tag in Kanton

Am zweiten Tage fiel kein Regen mehr; mein Sedanstuhl scheint meinen Trägern weniger schwer, und wie ein Bach schwatzt Gasse laut bei Gasse, im Sonnenscheine, nebenher.
Als ist kornblumenreich ein Feld im Morgenlicht lebendig rings gewesen, so liefen hurtig, quer auf meinem Weg, die Scharen himmelblau gekleideter Chinesen.
Auch mancher himmelblaue Mann trug stolz den kleinen, himmelblauen Sohn, als sei des Vaters Arm des Kindes feierlicher Thron. Und nächst dem Kind hielt noch die andere Hand
Aus Bambus einen Vogelbauer, darinnen Nachtigallen saßen, und unter Spaßen mit dem Kind und Vogel kamen großmächtig die Chinesen und gelassen
Prächtig in Seide durch die Menschengassen; die frischerwachten Kinder lachten, und alle Vögel auf den Käfigstangen das Kinderlachen froh besangen. —
Ich trat in einen alten Tempel ein. Fünfhundert Buddhas, lebensgroß wie menschliche Gestalten, sitzen in zwei gekreuzten Reih'n, und jeder Gott legt seinen Bauch vor sich aufs überschlagne Bein.
Hier walten alle Götter: die lachenden, die ernsten, die jungen und die alten, der Reichen Gott und auch der Gott der Not, sie gleichen denen, die zu ihnen beten,
Den Frohgesichtern, schön geschwungen, und den Gesichtern, tief durchdrungen von hundert Lebenslasten; sie gleichen allen denen, die vor sie bittend treten, —

Fünfhundert Göttermienen, fünfhundert Menschenkasten. In diesem Tempel, in dem langen Balkenstalle, schmucklos und trutzig,

Diese Götter alle fast lustig sitzen, geschnitzt und auch gegossen, als lebt das Menschenangesicht fünfhundert Mal hier lachend eingeschlossen. —

Und weiter durch der Menschen Masse kam ich zur Töpfergasse, wo mitten auf der Straße ein blutig' Lumpenbündel lag.

Hier wurde hingerichtet jeden Tag, und unter einem Hüttendache sprangen ein Knabe und ein Weib schnell zu mir her und hüpften über eine blutige Lache;

Sie schwangen vor mir auf und ab ein kurzes, messerartig' Schwert; es waren die Scharfrichterleute. Sie haben mitten zwischen Töpferwaren

Die Hinrichtung von gestern laut erklärt und grinsend dann ein Almosen begehrt. Man hätte mir auch für ein Goldstück gleich Gefangene zur Hinrichtung gewährt.

Denn es ist Sitte, daß oft Europäer verurteilte Gefangne kaufen; sie lassen sie nicht etwa laufen, nein, in der Gassen Mitte hier, wo Kinder mit den Hunden raufen,

Wo sich um Töpferwaren die Käufer und Verkäufer scharen, am Pflaster, vor dir kaum zwei Schritte, trennt für dein Geld ein Schwert die Köpfe ab mit einem Schnitte,

Als ob kein Mensch beim Töten Schmerz erlitte. Das Pflaster muß sich jeden Tag mit Blut hier röten, als sei das Töten nur ein Scherz und kein Entsetzen.

Es lag das Blut am Kleiderfetzen von gestern rot noch da und schien kein lachend Auge chinesischer Gesichter zu verletzen. —

Darnach hab' ich auf einer Hügelgasse hoch einen Turm erreicht, dort wird mit ältestem Zeitmaße noch eine Wasseruhr von Wächtern sorgsamlich gepflegt;

Durch viele umständliche Steingefäße hat eine Wassermasse, hoch oben in dem Turmgelasse, geduldig tropfend ihren Weg zurückgelegt.

Des Wassers gleichmäßiges Rinnen von einem alten Becken drinnen zum andern alten Becken war, wie das Fortspinnen der Zeiten, lebendig und erregt.
Und manch Jahrhundert saß im Spinnengrau hoch oben in dem alten Bau. Die Steine in dem greisen Turm, die hatten Gruben, Falten von Wind und Tau und Sturm
Und haben doch die ewige Wasseruhr noch fest und hoch gehalten. Drunten, auf vieler Meilen Strecke, lag Ziegeldach bei Ziegeldach wie eine gelbe Schuppendecke, —
Die Kantonstadt, gedehnt und flach, und über ihre Ziegelzeilen die Wolken und die Sonne eilen. Hier oben ahnst du nicht, daß diese Ziegelwelt Menschen in Massen und Millionen Gassen reich enthält.
Über die Straßen dicht sind Dächer zudeckend hingestellt, daß kaum noch Licht und Luft einfällt. Hier oben auch war von Abfallstoffen vergiftet rings die Luft.
Nah' bei der Wasseruhr stand eine Tonne voll Urin für die Besucher offen, daneben Sandelholz und eine Kerzenschar, die brannten in des Turmes Ecke um einen Hausaltar,
Denn überall in dieser Stadt der Götter- und der Menschendunst zusammenwandernd war. —
Dann wieder drunten zu den Straßen niedergestiegen, hört' ich Trommelwirbel, einen Gongschall und Flötenblasen, und ich mußte meinen Sedanstuhl verlassen,
Als Ehrerbietungszeichen, um einem Mandarinen auszuweichen. Ich sah blaugekleidete Soldaten heranziehen, und hinter ihnen in gelber Seide und im grünen Tragstuhl erschien
Das gelbe und feine Gesicht von einem alten, bebrillten Mandarin. Gongmusik und Soldatengeschrei schossen wie ein Komet vorbei.
Und in meiner Brust fühlt ich etwas von der Wollust der Tyrannei der Großen, als wär' ich dem Gefauch eines Drachens begegnet, der sich Platz schafft zum Lebensgebrauch. —

Dann sah ich auch in manchem Laden zu, wie Seifensteinkünstler Figuren aus Seifenstein schneiden, und ich trat in die Elfenbeinlager, wo aus weißem Bein und Zahn
Zierlichste Schnitzereien mich ansah'n, zerbrechlichste Gebilde, auf denen deine Augen kaum wagen zu weilen,
Und an denen oft ein ganzes Menschenleben lang unermüdliche Künstlerhände feilen. —
In einer Gasse stieg mein Stuhl, nahe einer Parkmauermasse, am Hügel empor. Fein Moos wuchs auf den Steinstufen, und klopfend an ein festverschlossenes Tor
Wurden Wächter gerufen, die ließen mich ein. Drinnen steigen laubleere Platanenkronen, Maueraltanen umfassen alte Teiche, Steinwälle schützen reiche Terrassen.
Und droben in dem Gartenteehaus, dort saßen im Sommer die Kantonleute und sahen ins Land hinein aus gläsernen Pavillonen über Baumwipfel und den Hügelabhang hinaus,
Eingerahmt von bunten Kacheln und buntem Glas, gleichwie auf farbigen Thronen, erlebten sie des wandernden Himmels und der wachsenden Erde ungeheuere Dimensionen.
Ich saß allein, nahm ein Mittagessen hier ein, und auf das Glashaus fiel Regen fein nieder, und einige rosig blühende Pfirsichäste und einige goldgrüne Weidenzweige
Streckten ihre märzverzückten zierlichen Glieder aus, und von den Dachtraufen bekam der Berggarten mit seinem alten, finstern Erdrasen wie ein durstiger Drache zu saufen,
Und er rauschte voll Wasserblasen. Ich hörte laut die Himmelsmilch in die Erdkehle laufen und habe neugierig in den Frühlingsregen geschaut,
Wie ein Freier auf den dichten Schleier seiner Braut. Und beruhigend wie zu Hause bei mir war auch hier der Märzenregen,
Hier, wo sie das Köpfen auf den Gassen pflegen. —
Von neuem fassen die Träger den Sedanstuhl, und

weiter am Hügelhang fliegen sie hinauf im Barfußlauf, an der zerbrochenen Stadtmauer von Kanton entlang.

Dort, wo alte Kanonenrohre wie tote Ungeheuer liegen, ist ein Grashof dicht am Gemäuer, da steht mit Würde und Gewicht die rote Fünfstockpagode,

Welche steingeschnitzte Schoßhunde und Drachen mit verschnörkeltem Steingesicht am Eingang bewachen. Jedes rote, hölzerne Stockwerk überdachen geschweifte grüne Ziegel,

Daneben, gleichend einem zerbrochenen Türriegel, ist der graue Mauerring von Kanton fortgekrochen. Verwildert und sorglos über Berg und Tal die schartige Mauer ging,

Und darüber sah man ins Gebirge kahl, wie in einen Steinsaal, wo Grab bei Grab das Tal und den Hang übersät, als ob Steinbank bei Steinbank auf allen Bergen steht. —

Der Sedanstuhl bergauf, bergab wieder weitergeht, am Stadttor vorbei, im Regeneinerlei und im Frühlingswind, der wie zu Hause weht.

Vor einer Steinklause hält die Trägerschar, drinnen sind in winzigen weißgetünchten Höfen kleine Steinhütten wie kleine Steinöfen gebaut und mit Indigo geblaut.

Einen Sarg schließt jede Steinkammer ein. Hier liegen die Toten geschart und warten aufs Grab, in ihrem Baumstamm aufgebahrt.

Denn ein Begräbnis vielen Reichen das Vermögen oft nahm, und manche Söhne wurden arm und darben, wenn die Väter starben,

Weil der kostbare Sarg sie später in Schulden bringt, so daß manch Toter seine Söhne zum Geldverdienen zwingt. Fort von den Totenkammern, wo Tee und Weihrauchopfer dampft,

Stampft meine Trägerschar jetzt heim durch Straßen, die breiter bald, bald schmäler. In einer dieser Gassen saß im Abendregen auf den Tischen eine Zunft.

Wahrsager dort in Massen berichten manchem flüsternde Geschichten von Zukunft und von Traum-

21*

gesichten. Dicht mit dem Ohr dem Wahrsager am Munde,
Horcht mancher dann auf seines Glückes und seines Unglücks Kunde.
Denn bis an ihrer Mauer Saum hat diese Kantonstadt für alle Dinge Raum, die's Menschenherz in Lust und Schmerz bewegen,
Und ist um keine Antwort laut und murmelnd je verlegen; und auch der Liebessehnsucht, die sich ihr vertraut, sendet sie eifrig plaudernd tagelang beschwichtigend den Frühlingsregen.

Bei der chinesischen Sängerin am Abend des zweiten Tages in Kanton

Ich ging des Nachts nochmals zur Schamienbrücke mit Führer und Laterne hinein in Kantons Nachtgeschrei und ins Gesinge, das klang, als wär ein Festlärm aller Sterne.
Ich dringe ein in eine enge Gassenlücke, die war nicht breiter als zwei Ellenbogen. Chinesen sind, wie Katzen und wie Ratten grinsend und lautlos, durchgezogen.
Da waren Reihen offner Fenster hell zur ebenen Erde, und drinnen saßen lieblich Mädchen, dicht gedrängt wie eine Lämmerherde auf der Weide;
Alle in himmelblauer Seide, mit Schmuck behängt und mit Parfüm besprengt und mit gepudertem Gesicht und weißen Händen, saßen wie kleine, himmelblaue Engel ohne Flügel,
Gereiht an kahlen Wänden. Sie lachten, plauderten und machten Zeichen und warteten, daß man sie zu dem Teehaus holte, wo sie die Speisen und den Reiswein reichen, Gedichte sagen,
Legenden von Chinesenhelden und aus des Landes ältester Geschichte. Dazu sie auch die Laute schlagen und sich wie Porzellan zerbrechlich zierlich stets betragen.
Wie kleine Nippes, die sich mit Grazie zieren in ihren reichgestickten Seidenhemden, lächeln sie

zwischen Seidenblumen, Vögeln, Tieren, und
überm blauen, seidenen Gewand
Lebt ihr Gesicht, gleichwie der Silbermond, der von
der Liebe in den blauen Wäldern und blauen
Mondscheingärten spricht. Aus allen ebenerdigen
Fenstern
Der Mädchen kichernde Gelächter hallen, und überall
ist liebliches Gedräng', als sei ein Markt eng
unter Lampen und den Lichtern, und überall das-
selbe Warten von den geschminkten, schwarzge-
scheitelten Gesichtern. Mir war,
Als könnte ich von einem blauen Gartenbeete zu
andern blauen Gartenbeeten schauen. Ich trete
in ein großes Teehaus ein, das lag im rot und
blauen Schein von bunten Gläsern eingekrustet,
Mit Fuchsienblüten auf Altanen, mit grünen Kacheln
dicht an einem schmutzigen Kanal und Stockwerk
über Stockwerk, Saal bei Saal.
Musikgezirp spielt drinnen wie Geklirr. Lichter, ru-
binenrot und grün und gelb, mit langen Strah-
len prangen aus kleiner Fenster Glasgewirr;
Und viele Holztreppen bin ich hinaufgegangen, und
in unendlich langen Gängen erwartet Saal bei
Saal der neuen Gäste Zahl.
Man lud mich hier zum Abendfeste bei einigen Man-
darinen ein, denn stets, wenn diese wohlbeleibten
Herren hören, daß Europäer in dem Teehaus
sind, dann möchten sie sich gern belehren.
Sie baten mich, ich möchte sie beehren. Ich konnte
mich der Einladung nicht gut erwehren, und auch
die Neugier trieb mich zum Besuch.
Zuerst seh' ich im dunklen und lackierten Saal, in
Farben lichterfroh wie rotgekochte Krebse ange-
kleidet und wie Pakete blaues Indigo,
Die Herren, die sich all' erheben von den geschnitzten
schwarzen Stühlen und sich vor mir vielmals ver-
beugen, wie in dem Winde große Mühlen.
Sie klappen ihre Fächer zu, mit denen sie sich nicht
mehr kühlen, und steckten sie mit Seelenruh am
Nacken ins Gewand.
Und ähnlich den himmelblauen Sternen, sitzt eine

Anzahl kleiner Frauen, halb Kinder noch, im Teehaussaal. Tee wird gereicht, und dazu Mandelkerne.

Manch einer aus dem bunten Troß hebt eine kleine Frau sich auf den Schoß; man grüßt sich nochmals mit der Tassee Tee, eh' man den Trank zum Munde führt,

Und man verbeugt sich wieder gleich den Storchen, um dann mit dem verbindlich ewigen Lächeln auf Frauen und auf Lautenlieder hinzuhorchen.

Die älteste der kleinen jungen Frauen, umgeben von den jüngsten Mädchen, hält in der Hand ein Taschentuch aus weißen Seidenfädchen.

Sie singt mit leidenschaftlicher Gebärde, und um sie kauern Lautenspielerinnen auf Seidenkissen an der ebnen Erde.

Ihr Taschentuch den Takt leicht winkt; wie eine Grille, die die Nacht durchdringt, singt angestrengt ihr Mund, der, rot geschminkt, im weißgepuderten Gesichte blinkt.

Sie ist, wie eine Somnambule trunken, tief in ihr leidenschaftlich Lied versunken, besingt die Taten und die Liebe großer Helden,

Die einst die Erdenstraßen stolz betraten in einer Stadt, so fern wie's fernste Thule, und jetzt im Saal auf den porz'llanen Steinen

Glänzend im Liede nah erscheinen, glänzender als die Sterngespenster, die draußen über rote Fuchsien scheinen am offenen Altanenfenster;

Und oft die Lippen sich im Schmerze beißend, das kleine Taschentuch in ihren Händen fast zerreißend, sitzt sie auf ihrem niedren Schemelstuhle

Und spinnt den Seidenfaden der Legende, gleich wie an einer Silberspule, und ohne Ende klagend, halb singend und halb sagend,

Und ringt die kleinen, weißen Hände. Und dieser Frauenmund, der kirschenrote, singt alle Liebe, alle tote, der tausendjährigen Sagenbände. —

Nie bin ich ärmlicher mir je erschienen und bäurischer je in meinen Mienen, als neben diesen kühnen, kupferroten Seiden,

Den birkenblättergrünen, eiergelben und glockenblumenblauen Augenweiden, in die sich Chinas Männer festlich kleiden.
Unscheinbar wie ein Holzbock, so erschien mein Wollenrock und stach stumpf ab mit seiner Kohlenfarbe, so dumpf, wie dröhnend Eisen von fröhlicher Saiten Weisen.
Gleich Rauch vor Gold und roten Flammen, so trübt mein finstrer Anzug hier den Festesrahmen, in dem chinesische Herrn und Damen,
Gleich Edelsteinen kostbar, hier zusammenkamen. Auch was ich sprach, auch meine Stimm' und Geste, — nichts paßte hier zu dem chinesischen Feste.
Nichts ließ sich mit dem Takte hier vereinen; sie alle lächeln von dem Zopf bis zu den Beinen und spüren sich in ihren dünnen Seiden,
Darinnen sie elektrisch sich berühren, noch nackter, als wenn wir uns nackt entkleiden. Viel höher und viel kleiner sind die Stimmen,
Wie feinste Instrumente, fein gestimmt, und ihre Ohren hören Sphären, die nie ein europäisch' Ohr vernimmt, gleich einem Auge, dem durchs Mikroskop noch eine Welt im Wassertropfen schwimmt.
Und ihre Lieder sind gesungen, als lallen Kinderseelen, als seufzen brünstiger Tiere Zungen, als lispeln Kehlen feiner Meisen,
Als klagen Lippen sanft, zahnlos, von hundertjährigen Greisen. Uralt gleich einem Urweltbache kommt ihre Stimme angesprungen,
Und oft den Lämmerböcken gleich, den wochenjungen; gealtert und verjüngt ist der Chinesen Sprache in mein erstauntes Ohr gedrungen.
Ö-Laut um Ö-Laut sich in dieser Sprache singend baut; so wie ein süßes Zuckerwerk, das man mit seiner Zunge nur zerdrückt und nicht hart kaut, das Blut versüßend,
Sang die Sängerin vor meinem Ohr; die sich kaum aufzuschauen traute, saß klein in sich gebückt, von feinster altchinesischer Rasse
Und lispelt' in Ekstase, als ob sie Sagenzeit und

Heldentaten im Geiste fortgerückt erschaute, als würde sie dann überm Singen alt,
Und all ihr schwarzes Haar ergraute, so reiste sie in die Jahrhunderte und sang der Sehnsucht Lust und Last und wurde in dem alten Lied zu einer kleinen Greisin fast.
Hat Ö-Laut neben Ö-Laut durch die Nacht gelallt. Bald sich mein Ohr schon nicht mehr wunderte; als ob in jedem Ö-Laut Tränen stecken
Und wecken Sehnsüchte wie Nachtigallen, fühlt ich mich mit Erschrecken von Tränen und von Heimweh überfallen.

Chinesische Abendmahlzeit

Ich empfahl mich bald aus dem Gesellschaftssaal und ließ mir im Teehaus, auf den endlosen Korridoren, ein Speisezimmer nach eigener Wahl aufschließen,
Um noch ein chinesisches Nachtmahl zu genießen. Der Köche Schar holt mir die Speisekarte, die ein großes Blechschild war, von der Wand,
Darauf in langen Reihen die Speisefolge stand. Ein Koch verschwand und kam zurück mit zwei kleinen, himmelblauen Dienerinnen an der Hand,
Die sollten mir mit Engelmienen beim Speisen dienen. Sie schienen wie Kätzlein neugierig zu sein, aber auch überlegen, und waren sanft wie aus Milch ein Regen.
Grünes Jaspisgestein glänzte mit goldnen Fischlein, mit leichtem Gekling in ihren Ohrmuscheln am Ohrring. Das himmelblaue Kleid wie ein Hemd von den Schultern senkrecht zur Erde hing,
Und jedes kleine Ding zeigte die zollangen, gepflegten Fingernägel, auf die sie großen Wert legten; aber das Geräusch ihrer Nägel mehr Lärm machte,
Als ihre Kinderlippe zustande brachte. Auf die Mitte der Lippen war ein Karminpunkt hingetunkt, der zu jeder Stund lächelte, ohne daß der Mund lachte.
Die beiden Mädchen sich gleich ans Bedienen machten,

als die Köche die ersten Speiseschüsseln brachten.
Sie benahmen sich mit lautlosen Gesten,
Wie Engel bei Kirchenfesten, die am Hochaltar aus
blauen Türkissteinen auf den Beter scheinen. Aus
feinen Silberkannen gossen sie den Reiswein
In eierbecherkleine Silbernäpfe ein und geben dir die
Speisen auf Eßstäben aus Elfenbein, und daneben
so unhörbar wie möglich zu sein, war ihr Streben.
Goldpfeile und grüne Jaspisklammern glänzten im
schlichtgescheitelten Haar, im pechschwarzen, und
die Mädchen dufteten am ganzen jungen Leibe
nach zärtlich süßem Sandelholz und Blumenharzen.
Das erste Gericht eine Brühe, die hatte ein krebsrot
Gesicht; gekochte Nester der Salaganschwalbe dar-
innen waren, die schmeckten gleich dem Sago,
dem klaren.
Das zweite Gericht sind schwarze Schnitten, die ich
erst nicht erkannte; das brannte die Zunge gleich
den schärfsten Käsen; es waren schwarze Eier,
verfaulte, die ein Jahr in der Erde vergraben
gewesen.
Gekochte Haifischflossen als dritte Speis', und eine
Schüssel voll gewürfeltem Schweinefleisch mit
Reis. Ich habe mich an alle Speisen gewagt
Und mich dann erstaunt gefragt, warum man man-
cher chinesischen Speise das Übelste nachsagt. Jede
Landeszunge hat eine Seele nach ihrer Weise.
Mir hat die chinesische sehr behagt, und gewürziger
als alles, was ich je gegessen, schmeckte mir das
vielverrufene chinesische Essen.
Als ich meine Eßstäbe niedergelegt, hatt' sich einer
der kleinen blauen Engel mit seinem Kindergesicht
lächelnd zu mir bewegt.
Die andere Kleine hielt ein Silberbecken mit kochen-
dem Wasser, gleichwie ein letztes Gericht. Die
Hände der ersten steckten ein Tuch vorsichtig ins
dampfende Wasser hinein
Und wickelten dann, eh' ich's versah, mein Gesicht
in das kochende Tuch ein. Nach diesem letzten
Gericht die Haut mir dampft, und neugebadet
mein Gesicht in die Welt schaut,

Und der fettigen Speisen Dunst verfliegt, der über
der Stirn liegt. Nachdem ein Koch die beiden
Kleinen an seinen Händen wieder fortgeführt,
Habe ich keine Lust mehr zum Bleiben verspürt.
Mein Führer hat mich noch mit seiner Laterne
von Spielhölle zu Spielhölle begleitet,
Dort wurden die Spieltische von bebrillten Chinesen
leise und still geleitet, und das Volk aller Schich-
ten, arm- und reichgekleidet,
Drängt noch nachts über die Zahlentische, tiefgebeugt,
und sie lungern über den Nummern, daran der
Zufall hängt.
Der eine wird vom Glück gesäugt, der andere muß
im Unglück hungern. —
An einer Gassenstelle bestieg ich eine finstre Treppe,
kam in ein Opiumhaus, ins Halbhelle. Ich sah
in eine Stube über die Schwelle;
In der halbdunklen Zelle lag auf Steinbänken halb-
schlafend der Opiumraucher Schar, elfenbeinweiß,
mit schweißnassem Haar, Schläfer,
Die im erstarrten Behagen verworrene Augen im
Schädel tragen; meist Kulis, die mit dem Lohn
von ein paar Tagen
Ihre Opiumdose bezahlen und erhalten für einen
Geldpreis statt der Erdqualen einen Göttertraum
und sehen für Stunden verzückt in den nacht-
leeren Raum.
Ein altes Chinesenweib bog sich über einen Trog
und schwenkte Teetassen und putzte Pfeifen, und
nur ein rauchendes Öllicht
Bei ihr sah den blassen Gesichtern auf die Augäpfel,
die steifen. Ein paar richteten sich auf und fielen
zurück und sahen mich kaum.
Wahrscheinlich hielten die Raucher in ihrem Traum
mich für eine Vision aus Rauch und Schaum.
So sieht auch einer den andern im Leben an,
Und alle Wirklichkeit kommt aus den Träumen
heran. —
Die wandernde Laterne meines Führers kam dann
aus der chinesischen Mitternachtferne wieder zur
Schamienbrücke.

Der Himmel war dort voll Sterne, wie das Hirn eines Geizigen voll Gedanken an Goldstücke. Ich legte meinen Kopf in das Hotelbett nieder;
Die Welt erschien mir wie ein Wunderknäul. An einem langen Faden sah ich hin und sah vor mir die halbe Erde, Ägypten, Indien, China aus diesem Wunderknäul wie abgerollt vorüberziehn,
Doch Japan und der stille Ozean und auch Amerika, die waren noch im Knäul darin. —
Über die Schamienbrücke hört' ich lang noch Nachtgeheul, als wollte gellend sich entwirren im Dunkel drüben mancher wilde Greu'l;
Geisteraustreiber gingen um, Holzstücke klappern, als war die Nacht ein Greis und ging auf stumpfer Krücke und schlug nach bösen Geistern und nach der Drachen Tücke.
Die Nacht lag wie ein heller Rachen aufgesperrt; im finsteren Kanal sprang Stern um Stern im schwarzen Wasser wild verzerrt.
Mir war, als schlug die Finsternis die Welt in tausend schwarze Stücke, und wie verdumpft lag ich in allen Finsternissen auf meinem leeren Kissen,
Und furchtbar klein und wie verschrumpft fühlt ich mich in dem ruhelosen Reisedasein.

Zurück nach Hongkong trug am Morgen der Perlfluß mich davon. Ich war noch in die Kantonbilder eingehüllt
Und wie ein schwerer Weinkrug bis zum Rand gefüllt und trug auch noch den Dunst von jeder Kantonstraße, gleichwie Geruch von einem Brand in meiner Nase.
Früh stand ich auf dem Dampfer; der breite Perlfluß lag rings aufgetischt, und kraftvoll hat mir frischer Meerwind die Stirn und Wangen abgewischt.
Ich hab' die Salzluft, schnell vertraut, wie einen alten Freund empfangen, und vor ihr ist der Drachengeist der Kantonstadt
Wie Morgennebel überm Fluß zergangen und ist nicht weiter mehr mit mir gereist. Die Sonne saß nicht mehr in engen Gassen,

Sie saß mit breiten Spiegelmassen auf Bergen, Wasser, Tälern, und ich und sie vergnügt zusammenstanden,
Als hinter mir der Blumenboote und aller Kähne Banden und alle Kantonziegel schnell verschwanden. Ich konnt' mich endlich schlafend auf die Schiffsbank niederlegen,
Indessen sich Sprühwellen rund am hellen Schiffskiel hoch bewegen, als wär' ein Scheuertag mit Wurzelbürst' und Besen, ein lustig frisches Fegen. —
In Hongkong hat ein Meerschiff mich dann aufgenommen und ist nach Japan mit mir fortgeschwommen.
Nur einmal stieg ich auf dem Weg in Schanghai aus, nur auf fünf Stunden, und habe dort die Telegraphenwelt von Telegrammen aufgestört gefunden.
Vom stillen Ozean wie Wellen turmhoch kamen täglich Kunden an: Ganz San Franzisko stand drei Tage schon in Flammen
Und fiel im Erdbeben zusammen. — Ich kam soeben heil vom Meer, sah ins chinesische Erdenleben nur eine Weil', nur ein paar Augenblicke,
Und hörte gleich vom Untergang und dem Geschicke einer großen Stadt. Auf vielen Meeren hatte ich gelebt, doch keines schien mir, hatte je so stark gebebt.
Mir war, als wenn schier Wasser mehr Festigkeit und Tragkraft als die Erde hat, als wäre alle Erdenruhe abgeschafft.
Ich fühlte mich am Land in Schanghai fast in Todeshaft und kehrte gerne zu dem Schiff zurück ins ferne fünfte Meer,
Das ich nach Japan hin drei Tage noch durchquerte. —
Im Hafenwasser von Schanghai lagen entlang am Kai eiserne Panzerschiffe aller Nationen, die starrten wie erzene Riffe
Und lagen wie Ungetüme zur Schau, gefesselt an eisernem Ankertau, waren wie schlafende Drachen, die, wenn sie mit feurigem Atem erwachen, Mauern umbliesen.
Standen totstill wie die eisernen Schuhe von unsichtbaren Riesen, hingestellt mit gewichtiger Ruhe.

Und ich habe die Heimat nahe gefühlt, das dynamithafte Europa mit seinen Panzerpuppen, als wären angespült von einem fernen Ungetüme die rasselnden Eisenschuppen.
Staunend ging mein Auge über die Gruppen der Eisentürme, manche Schiffswand stand rot voll Rost und von Spuren der Stürme.
Ich hatte Mitleid mit den Eisenkolossen, als wären es eiserne Riesentränen, die ins Meer geflossen sind, von ganzen Völkern, die sich zu Völkern sehnen.
Aber mit Waffen bis zu den Zähnen hält die Furcht ihre Sehnsucht umschlossen, und die großen Völker kommen wie Drachen aufeinander geschossen,
Statt unter Lachen und auf Blumenkähnen.

Zwischen China und Japan

Wenn ich vorwärts sah, lag Japan wie ein Gespräch nur da, nur als erzählte Worte, die ich in der Erinnerung schwach hörte, wie durch das Schlüsselloch einer Pforte.
Man sagte, es sei ein Land, wo ein jedes Ding im Leben leicht war wie ein Schmetterling, ein Land voll Chrysanthemumblätter wie krause Goldtüten und voll Bambushütten,
Von denen jede nachts hell wie eine Papierlaterne am Wege stand, wo die Frauen sich wie Blumen farbig und lächelnd dir zeigen
Und die Männer wie Helden jetzt die großen Kriegsschiffe besteigen. Und auch daß vieles verschwunden ist, was dem sanften Lande einst eigen.
Aber doch konnte ich in allen Reisestunden, die über das Meer gehn, kein echtes Bild von Japan im Herzen sehn und wußte nicht, was dort geschah,
Und habe mich im Geist lieber zurückgefunden in das chinesische himmlische Reich, dem fühlte ich mich immer noch nah,
Und China entstand farbig und deutlich gleich, wenn ich zurücksah. Ich lag im Schiffsstuhl, und unter mir der unendliche Wasserpfuhl,

Der kam wie ein tanzendes Theater daher, chinesische Bilder sprangen aus meinem Gehirn, und der Mittelpunkt der Bühne war meine Stirn.
Manch chinesischer Erinnerungstraum stellte sich in Szenen nochmals auf über dem Meerschaum, und als meinen einzigen Zuschauer
Sah ich meine Liebste unsichtbar im blauen Weltraum wie in einer blauen Loge lehnen. Ich stellte noch einmal die Berge von Hongkong auf,
Sah hin in das lebhafte Land; auf den Wegen wimmelte Menschenhauf bei Hauf wie Sand; da ist weithin unterm chinesischen Himmel
Keine Landstraße vom Gewimmel leer. Wie Welle bei Welle im Meer treibt ein Mensch hinter dem andern her,
Überall, wie weit sich die Straße über Äcker und Wiesen hinschreibt, — Einsamkeit kennt in China nicht mal das Grab.
Die Gräber sehen auf Menschengesichter von allen Hügeln hinab; es ist dort, als ob bergauf, bergab jede Straße Menschen, täglich neue, in Herden hin und her gab.
Als sind dort Menschen wie die Schollen der gelben Erden lebendig und rollen vorwärts mit Beinen und Gebärden.
Nie ist in der Landschaft in dem Riesenreich ein Stillestehn, wo die Menschen dicht wie Staub vorübergehn,
Die blaugekleideten Söhne des Himmels mit den Gesichtern, friedlich und bleich wie der gelbe Mond, mit den Augen gleich immer fröhlich brennenden Lichtern.
Schwer war mir der Abschied im Geist von dem Riesenland, das wie ein großes Menschheitslied noch in meinen Ohren laut bei mir stand.
Und wie ein paar seiner Töne verloren, fand ich im Meergestöhne die Ö-Laute der Sprache der himmlischen Töchter und Söhne.
Und ich baute mir nochmals den Abend in Hongkong auf, damals, als ich ein chinesisches Theater schaute.

Eine einfache, dunkle Holzhalle, mächtig und festgefügt, war der Zuschauerraum, der, gleich einem Stalle beschränkt, dem genügt, der kaum mehr an sich denkt,
Der nichts dort sehen will als eines Dichters Leidenschaft und Traum. Und wie die Augen von einem Würfel, einem großen,
Hat die Halle Tausende Menschenaugen umschlossen, Tausende Köpfe, die ihre Opiumpfeifen schmauchen, und die alle weitgeöffnet schauen,
Als könnte das Bühnenbild verrauchen, und als könnten alle die vor der Bühne wie ein einziger Seher im zweiten Gesicht untertauchen.
Die Bühne ein Bretterpodium war, nüchtern und schlicht; im Mittelpunkt auf der Bretterdiele stehen viele Musikanten, und rund um sie ziehen die Schauspiele.
Trommel, Holztöne und Saiten begleiten sie wie ein Rauschen von Schilf; wie ein Austauschen aller Stimmen der Elemente die chinesische Musik dich umflackt.
Und dein Naturherz pocht dir beim Zuhören einfach und nackt, als ob neben dir die Grille kritzelnd zirpt und ein Beil im Wald irgendwo Baumholz hakt.
Und im Geist dabei dein Herz mit dem Holzwurm im Baumstamm lebt und mit dem Weltgefühle im Takt. — Um einen Tisch und ein paar Stühle wandern Schauspieler über die Bretter.
Ein weißhaariger alter Mandarin kommt heran, ein junges Weib kniet hin, und es erscheint ein junger, heftiger, stolzer Mann.
Sie spielen der Leiden und der Liebe urewig wiederkehrenden göttlichen Sinn. Sie haben rosige, eidechsengrüne und porzellanblaue Kleider an, und die Männer
Bärte, kühne. Und mitten in dem Brettergrau der Bühne erhält all der Kleider Glanz gewichtige Werte.
Bei der klagenden, feinen, singenden Flöte, die der kleine Mund ist der ringenden Frau, werden Seelennöte ein wimmerndes Lied.

Und auch die Männer unter geschminkter Wangen Röte, sie sprechen kaum, sie singen ihre Gespräche in gelallten Lauten in den rauchenden, ungeheuern Theaterraum,
Als werden zu Diamanten der Schauspieler Zungen und sind mit sieben Feuerfunken in dein Ohr gedrungen.
Tausend bei tausend Zuhörer lauschen, und jeder hört sein Herzblut wie eine Mühle mit großen Flügeln durch die Stille sausen.
Kein Kulissentand, keine bunte Leinwand hinter der Leiden und Freuden Kommen und Gehen.
Um die Musikanten, die zwischen zwei Türen im Hintergrund im Halbdunkel stehen, drehen sich die Handelnden
Und das große, einfache Geschehen, das die Schauspieler bringen; das und der Schauspieler Stimmen zwingen die tausend Zuschauer,
Daß sie Felder und Häuser, Zimmer, Bäume, Sonne und Nachtschimmer sehen,
Und daß niemals den Blicken der Ohren diese leeren Bretter verloren und leer stehen. Im Rauschen der Waldblätter donnern Wasserfälle und Brandung;
Es blendet des Meeres Helle; Wind und Stürme wühlen, und drunter singt der Rede Quelle. Und alle die Zuschauer,
Sie fühlen Wasser, Feuer, Erde und Luft dort an kahler Bretter und an kahler Wände Stelle; Kulissen, wie sie kein Maler auf die Bühne ruft.
Unter der Leidenschaften zündendem Wetter werden fernste Bilder und Orte nah'stehend, und alle Tausend im dunkeln Raum werden rings um die Erde sehend
Und werden für Augenblicke die Allwisser aller Geschicke.

Erste japanische Eindrücke in Nagasaki

Wir näherten uns neuem Land. Der Himmel, der sonst täglich, gleichwie ein Spiegel, klar gewaschen stand,
Er musizierte endlos jetzt mit Regen leise an des Schiffes Wand, und ich empfand des neuen Landes Gruß mit Wohlgenuß auf meiner ausgestreckten Hand.
An einem Morgen stockte dann des Schiffes Schraube, und unter einer Nebelhaube viel Klippeninseln, ausgestreute, und ausgespannt das Meer, ganz leblos wie gedorrte Häute.
Es war zur frühsten Morgenstunde; allmählich erst hob sich der Nebel über Inseln in der Runde. Vom Nebel wie zerstückt erschienen Schwarzkiefern, weitgeästet und tief in sich gebückt.
Und ein paar große Vögel zogen Kreise; das war der erste leise Anblick von Japan nach der langen Reise. — Mit schwarzer Tusche auf weißes Silber gemalt, erschien der Schwarzkiefern Gestalt,
Und die Vögel, die, ohne zu schreien, im Nebel aus- und einflogen und ihr Spiegelbild dunkel im Wasser nachzogen, erschienen auf der Nebelheide,
Wie japanische Malereien auf Porzellan oder Seide. Und wie auf weißem Papier, bemalte sich mehr und mehr die dunkle Inselwelt im Nebel hier.
Sie zeigte winzige grüne Teepflanzungen, winzige grüne Reisfelder, über Hügelbergen hingestellt; und eine Emsigkeit, wie von Gnomen und Zwergen,
Belebte auf dem Wasser, dem straffen, mit roten Schiffskielen und weißen Schornsteinen und blauen Barken den Hafen.
Mein Dampfer in die lange Bucht hineinschwebte; und so weit man sah, lag eine graublaue, hölzerne Stadt mit grauen Ziegeldächern im Grünen unter den Hügeln nah'.
Die krebsroten japanischen Flottenschiffe atmeten mit ihren Schloten. Und beklettert von Matrosen wie von Affen, machten sich viele ausländische Schiffe im Nagasakihafen zu schaffen. —

Ist es also möglich, daß Träume auf Erden ihre wirklichen Räume haben, wo sie seit Jahrhunderten hinleben in Herden, und wo wir Ungläubigen aufsuchen die Verwunderten?

Auf dieses Land voller Bildergestalten, die sich sonst nur in Goldfarben auf schwarzen Lackkasten in den Schaufenstern der orientalischen Läden zu Hause hinhalten,

Sah ich jetzt, als müßte ich meine Hände um die Hände von alten Bekannten falten. Nächst den gekrümmten, hockenden Kieferbäumen, die den Strand säumen,

Bestaunte ich am Land die kleinen Menschen, die dir große, künstlerische Gedanken schenken, und die in stiller Schar in den Straßen unscheinbar

Auf ihren Holzschuhen klappern wie auf winzigen Fußbänken, zwischen sauberen Bambuswänden aus Bambusstangen und zierlichen Ackergeländen, darinnen rosigblumige Kirschbäume nach dem Märzregen langen.

Nachdem ich das fünfte Meer durchschwommen,

War ich hier zu der emsigsten Volksseele der Welt gekommen, zu Menschen, die nicht mehr in steinernen Gassen bei ungeschlachter Arbeit saßen.

Mit einfachen leichten Buden luden hier die Städte wie Jahrmärkte ein, und wie offene Vogelkäfige aus Matten und Bambusstangen

Standen hier in langen Reihen die einstöckigen Häuser, und drinnen im Schatten lagen offen, ohne Fenster und Glas, aufgestapelte Warenberge dicht an der Straß'.

Und alle Buden zur Schau einen winzigsten Garten der Welt hatten. Eine Hand breit und lang nur zwei Hände war, in einer Vase, sein winziges Erdgelände,

Und eine Hand hoch kaum stand drinnen eine ausgewachsene Tanne, eine Eiche oder ein Ahornbaum. Ein paar Kieselsteine schillerten als Weg in dem mikroskopischen Gartenreiche.

Die Blätter der Eiche waren wie die Nägel einer Menschenhand klein, aber der Stamm mochte viele

hundert Jahre alt sein und war zerkrallt und von
ehrwürdiger, winzigster Gestalt.
Keine Ladenbude sah in den Tag hinein ohne diesen
Zwerggarten, der in einem Porzellanbecken lag.
Verkaufbude neben Bude taten sich in langen
Straßen ausstrecken,
Und haben auf Strohmatten Porzellangeschirr, Holz-
waren schön aufgebaut und auf runden Holz-
platten Körbe voll Früchte aufgestaut, und Binsen-
flechtereien
Und tausend Waren auf ebener Erde im Freien. Aber
ein eigener Laut verfolgt dich auf allen Gassen,
nach dem sich immer wieder der Fremde umschaut.
Wenn die Verkäufer, die ruhig und gelassen neben
ihrem Zwerggarten saßen, von ihren kleinen schlan-
ken Metallpfeifen die Asche an dem Aschentopf
abstreifen,
Dann haut das Pfeifenrohr ans Porzellan; und ver-
traut bald verfolgt dich ununterbrochen dies Ge-
klopf bergab und bergan.
Der Zwerggarten und der mächtige Aschentopf sind
in allen Ladenbuden der Ruhepunkt, um den die
Verkäufer die Käufer luden.
Der Aschentopf, der dick ist und behäbig und wie ein
Kürbis groß aus Messingmetall oder Porzellan,
ist wie der warme japanische Familienschoß
Und sieht sich wie ein Schmuckstück und wie ein
Hausgott gütig an. Der weißen Holzkohlenasche
darinnen gehn nie die roten Funken aus.
Und gedankenversunken sitzt immer jemand vom Haus
in seiner Nähe und ruht bei ihm mit seinem
Pfeiflein in der Hand. Aber der Pfeifenkopf ist
klein wie ein Fingerhut.
Der Raucher nur ein oder zwei Züge tut, dann will
das winzige Pfeiflein wieder gefüllt sein. Darum
niemals das Ausklopfen der Asche ruht,
Und das Klopfen schläft nie ein, so wenig wie unter
der silbrigen Asche die Rotglut. Das Rauchen
ist hier in Japan nur ein Genasche vom Rauch.
Man arbeitet nicht immer bloß, man säumt auch,
man zieht sein Pfeifchen aus der Tasche und

22*

träumt bei zwei Pfeifenzügen, zwei langen. Denn unendlich ist alles Leben,
Und nur bangen macht die endliche Zeit; aber keinem Träumer ist quälend ein Anfang und Ende gegeben, weil Gedanken erlösend mit dem Rauch zusammen in die Ewigkeit entschweben.

Japanisches Seelenbild und japanisches Lächeln

Ehe das Schiff in den Hafen von Nagasaki lief, trafen japanische Zollwächter, japanische Ärzte und japanische Hafenbeamte an Bord ein,
Und erstaunlich schlank und klein waren die Männlein in europäischer Uniform. Als wollte keiner größer als der andere sein, waren sie alle gleich hoch anzusehn,
Und alle schienen höflicher als wir im Gebaren, als ob sie gehorsamere Menschen vor ihren Göttern wären. Neben diesen ersten winzigen Menschen, die ich von Japan sah,
Schienen wir Europäer wie vierkantige Riesen. Alle Japaner ließen sich bescheiden an, traten energisch heran, mit geordneten Mienen,
Und man fühlte, daß sie kleinste Lebewesen niemals unbeachtet verstießen. Aber trotzdem hat ihr Blick nicht in blinder Schwäche nach dem Leben getrachtet.
Das Leben war ihnen kein Problem, es war ein Wunder, und es wurde mit Aufmerksamkeit von diesen Zwergen mit Respekt und Ehrfurcht bis in die letzten Einzelheiten betrachtet.
Diese Leute standen nicht verkrochen hinter sieben unnahbaren Gedankenbergen, sie haben das Leben freundlich angesprochen, weil sie sich alle dem ewigen Leben als ewig angeboren empfanden.
Und so hatten sie nichts aus den Augen verloren und hatten keinen verachtenden Blick und keine verschlossenen Ohren.
Aber sie hatten auch nichts von dem göttlichen Geschick und der Heiterkeit des Chinesen, der gern

bei seinen himmlischen Ahnen fern lebt über aller Zeit,
Und der im menschenreichsten Reich, gleichwie im Mittelpunkt der Menschheit prunkt. Mir erschienen die Japaner von allen Erdwesen die,
Welche auserlesen und voller Ehrgeiz dem Reiz einer peinlichst geordneten Weltseele dienen, und sie sind alle ihr Leben lang zum Wettstreit bereit
In der Unterwürfigkeit vor des Allebens Hoheit. Jedes echten edlen Japaners Ich ist das All. Dem geordneten All allein gilt sein Dasein wie ein einziger unendlicher Fußfall.
Ich suchte in Japan von der ersten Stunde an das Lächeln, das wir an den Japanern loben. Ich suchte vom ersten bis letzten Tag, aber mir scheint,
Das Lächeln hat er heut daheim nur für sein Haus noch aufgehoben. Das Lächeln heut nicht leicht mehr auf der Straße lag.
Der Chinese dagegen lächelt ungebunden und liebt, sich lächelnd stolz durch die Straßen zu bewegen, strotzend vor Ahnenkraft, wie ein Baum vor Holz.
Aber aus dem Japaner strahlt ein unsichtbares Lächeln, daß sich wie die reine Luft am Morgen ihren Weg schafft,
Aber die weiß, daß ihr Duft unterm Mittag verstaubt unter Arbeitssorgen. Die Seelenaugen der Japaner stehlen sich zu den zarten Blumenfiguren des Feldes, zu den Wäldern und Landschaften hin,
Sie gehen auf darin in der Spur der Natur, in einer lächelnden Lust am friedlichsten Sinn; ein Grashalm, der eine Mücke wiegt,
Gibt jedem Japaner ein Lebensstück, bei dem sein demütig Auge angeregt still liegt. Und die beschauliche Stille wird ihm zu seiner Seligkeit die Brücke.
Unendliche Bescheidenheit, unendliche Zeit und unendliche Emsigkeit, die drei sind in Japan weit und breit unter Japanern das Merkmal ihrer Zusammengehörigkeit.
Bescheidenheit, du liebenswürdigster Sinn, die Lust und alle Lebensfülle fällt dir von selbst zu Füßen hin.

Und Zeit, du Wiege der Wollust, du Wiege der Wohlgefühle, — nimmt der Mensch geruhig dich an seine Brust, dann wird ihm erst Herzenslust bewußt.

Und du, Emsigkeit, bist wie des Lebens fröhlich wandernde Uhr, dicht folgst du der Sonne kräftigender Spur und lebst von Zeit und Bescheidenheit schlicht.

Ihr gewaltigen Drei zeigt der Seele wahrstes Gesicht.

Also mit nachdenklichem Gewicht trat ich ein in das mir neue japanische Leben, das, von grünen Landschaften umgeben, Tag um Tag voll winzigster Malereien lag. —

Sollte es möglich sein, schlief mir an dieser Küste voll Goldlackschimmer das Bild meiner Liebsten für immer ein? —

Dann, dachte ich, setze ich nicht einen Schritt in dies Land hinein, wenn ich das vorher wüßte; lieber will ich auf Erden ewig unselig sein, als daß ich die Schmerzen der Sehnsucht zur Liebsten einbüßte, Hier unter lächelnden Seelen alle Seligkeit verscherzend.

Japanische Allgemeinheiten

Wie unter einem Brennglase betrachtet, lag die Kaistraße von Nagasaki scharfsonnig und luftig mit ein paar Gärten und Gasthäusern,

Im Äußern scheinbar von europäischem Stil, denn erst vom Hafen fort hinein in die Stadt das japanische Ziegeldächermeer an Europas Stelle trat.

Auf jede Tür legt sich ein Ziegeldach, auf jede Mauer ein Ziegeldach, ein Ziegeldach trägt jedes Gesims. Unter prächtigem Falzziegeldache

Verschwindet fast immer das ganze Gebäude mit seinem einzigen Gemache, jedes Dach streckt seine schützende Kappe wuchtig und breit aus.

Das Ziegeldach läuft allen Bewegungen der Gebäulichkeiten nach, und mit vielen kurzen und kleinen Dächern umschachtelt sich ein jegliches japanisches Haus.

Das dicke Dach will die größte Wichtigkeit sein, wie die Frisur einer Frau, wie der Himmel am Weltbau; es ist von behäbiger Dichtigkeit und tritt, das Haus breit beschützend, ins Auge springend zur Schau.

Es ist des japanischen Hauses einziger äußerer, gewaltiger Schmuck. Wie der behäbige Deckel auf einer Truhe behauptet es sich bei Tempel und Hütte mit Nachdruck.

Die Leere in einem japanischen Gemach will dir zuerst nicht recht in den Sinn. Siehst du über die Warenberge in alle die offenen Häuser hin,

So bemerkst du kein Stück Möbel darin. Die auf den Matten am Boden kauernden Menschen allein bilden drinnen des Hauses ausdauernden vornehmsten Schmuck.

Der Menschen sinnendes Gesicht, ihre Worte und Reden und die Gesten ihrer Hände werden deutlicher in der Umrahmung der leeren papiernen Wände.

Durch das weiße Papier der Tag nur gedämpft hereinbricht, und faltenlos erscheint hier das Alter in diesem milden, versöhnlichen Fensterlicht.

Die Dielen sind nicht Brett und nicht Stein im Gemache, sind federnde, zolldicke Bambusmatten. Die ganze Diele will dein Bett, dein Sofa, dein Tisch, dein Sessel und Lager zum Ausruhen sein.

Unter jedem Dache bleibt hier in Japan der Mensch allein die einzige Hauptsache. Und mehr Bedeutung erhält im japanischen Zimmer an die Papierwand dein Schatten hingestellt,

Als jemals unter europäischem Dache der ganze Mensch im möblierten Gemache. Und nur zu aller Zeit eine kleine, winzige Sache

Dem Menschen im leeren japanischen Haus das Gleichgewicht an Wichtigkeit hält. Das ist die Nische, wo eine einzige Bronzevase mit einem einzigen Blütenzweig

Kaum auffällig ins Auge fällt, dahinter ein einziges Bild an der Wand und ein geschrieben Gedicht ein paar Verse spricht

Und in der Leere des Zimmers künstlerische Gesellschaft mit den Seelen der Menschen hält. Ein Künstler also oder ein Dichter noch immer mit dir spricht,
Wenn sonst nichts im leeren japanischen Zimmer kriecht, als der Sonne zärtliche Lichter. Menschen verschwinden hier nicht unter den toten Dingen,
Unter leblosen Teppichen, Tapeten und Möbelgestalten, die ihren Starrkrampf mitbringen, die mit brutalen Linien und Farbengewalten
Oft den Blick zum Einfachsten aufhalten, und die dich wie verstaubte Leichname umschlingen, und die oft den Druck einer ewigen Bürde dir aufzwingen.
Einfach wie der Sonnenlauf ist das Leben unterm japanischen Dach. Abends rollen des Japaners Hände den seidenen Schlafsack auf,
Und der Hausherr schließt seine papiernen Rahmenwände, durch die der Mond sanft wie durch weiße Eierschalen hereinfließt.
Jeder Napf, jede Teeschale ist winzig im Hausrat, leicht und ohne Beschwer; die Lackgeräte sanft und spiegelglatt; lautlos und elastisch die Bambusmatte;
Kühl und warm zugleich Seidenkleid und wattierter Seidenpfühl. Alle die zarten Dinge drücken nicht nieder mit Gewicht des Japaners Glieder und Gefühl.
Und die Schlafrocktrachten, die weiten, hindern nicht seine Arme, die emsig arbeiten und seine Gedanken, die zu Zeiten, wie die Sonne hinträumend, sich in Unendlichkeit ausbreiten.
einer Gedanken liebenswürdigste Wege sich und den Nachbarn im Zimmer zu zeigen, schmückt der Japaner in der Nische immer die Vase mit ein paar grünen Zweigen,
Mit der Jahreszeiten Lieblichkeiten. Er wechselt auch das Bild an der Wand, das ist auf Papier oder Seide gemalt, oft hunderte Jahre wertvoll und alt;
Und er hängt öfters ein neues Gedicht sich hin, je nach der Zeiten, Feste und Tage wechselndem

Sinn. Ach, wie fühlte mein Auge sich ausruhn in den offenen, leeren Zimmern,
Wo die Menschen, nicht beschwert von Stiefeln und Schuhen, auf weißen Seidenstrümpfen lautlos wie ihr eigener Besuch umgehen,
Still bei ihren Gedanken wie Schatten hinter den hellen Papierwänden stehen und bei ihren immer fleißigen Händen!
Durch irgendeine geöffnete Papierwand schaut vertraut in den Zimmerrahmen ein Stück Straße oder grünes Land. Diese Aussicht wird im leeren, möbellosen Raume zur Wichtigkeit.
Das kleinste Blatt am entferntesten Baume verliert seine Nichtigkeit. Jeder Käfer, jede Maus sieht, umrahmt von leeren Wänden, im japanischen Haus kameradschaftlich aus.
Denn das Leben von draußen gesellt sich gefällig zu dem, der von Leere umgeben. Und die Landschaft im Fensterrahmen wird Kamerad.
Der Japaner lebt Sommer und Winter mit ihr eng in Familie zusammen. Und wie wir im Stalle Kaninchen, die zahmen, betrachten, locken alle Japaner die Wolkenbrocken,
Die Schneeflocken und der Regen, kommt er geschwommen; als ob alle Jahreszeiten nur zur Unterhaltung für ihn an seine leeren Wände kommen.
Und als ob ihm alle ihre Leidenschaften auskramen, betrachtet er die Landschaften, die weiten, denn er selbst kennt von seinem Ich nur den Namen. Er fühlt mehr, als er sich fühlt, das All; ihm ist,
Als tragen alle Dinge von seinem Herzklopfen mehr als sein eigen Herz einen Widerhall. —
Als ich mich noch am Schiffsbord fand, hörte ich am letzten Morgen den Kapitän ernst sagen, als das Schiff vor Nagasaki stand:
„In diesem Land hört niemand ein Kind je schreien und niemand ein Tier je klagen. Kein Erwachsener wird ein Tier oder gar sein Kind hier schlagen.
Sie verstehen, daß Tier und Kind noch beide mit dem Menschenleben unwissend sind und nach dem Lebensweg fragen.

Warum sollte man ohrfeigen den, dessen Unwissenheit dich stumm bittet, ihm Zeit und Weg zu zeigen?" —
Und dann am Land sah ich mich um und überall ich diese Wahrheit fand. Mensch, Pflanze, Kind und Tier in diesem Land, alles sich schier wie eine einzige Familie nahe stand.
Doch nicht bloß schaut ins Zimmer das grüne Land hinein zur offnen Papierwand, auch bei geschlossenen Wänden prägen sich in dein Auge
Baum, Blume, Käfer aus Goldlack und auf Porzellan ein, und nicht die kleinste Teeschale läßt dich ohne ein winziges Weltbild sein.
Auf den Kleidern der Kinder und Damen regen sich Wellen, Blumen, Mondschein gewebt dir entgegen. Nicht nur in ein Stoffstück unbelebt hüllt der Kleidersaum die Menschen ein.
Sie gehen umher alle gehüllt in ein Stücklein Landschaftsraum. Auf das Kleid gewebt ein Schwalbenheer, ein Zug Fische, eine fliegende Weihe über einer Wolkenreihe an dir vorüberschwebt;
Und über das Pflanzen- und Tierbild sich das Menschengesicht wie ein Gestirn licht erhebt; es sind das Kleid und der ganze Leib belebt
Von freundlichen Bildern aus farbigem Gehirn; und mild, wie eine Papierlaterne, leuchtet über den schwarzen Augenbrauen die japanische Stirn,
Und blitzend schauen und sitzen, wie schwarze Diamanten, die japanischen Augensterne, die sich in die Nähe und in die Ferne, in das Kleinste und in das Größte ritzen.

Im Tempel des bronzenen Pferdes zu Nagasaki

Ein Rikschawagen, den eines blaugekleideten Rikschamannes Fäuste anfassen, sprang wie in Ceylon und Hongkong, so auch in Japan mit mir durch die Budenstraßen.
Der Morgenregen hatte nachgelassen, die Sonne kam froh daher und stand wie ein goldener Blendspiegel über dem Meer.

Kreuz und quer läuft der Rikschawagen mit mir durch die friedlichen Straßenreihen, keine Menschen rufen und schreien, keine Pferde stampfen mit den Hufen,
Nur hölzerne Menschenschuhe klapperten und schufen eine Holzmelodie, einförmig aus Tönen in allen Stufen.
Und die regelmäßigen, schönen, geordneten Warentische unter den Ziegeldächern zum Einkauf rufen.
Vor einem blaubronzenen Tempeltor hält der Wagen im Lauf, das Tor besteht nur aus zwei Seitenpfosten und oben quer ein dritter Bronzebalken darauf.
Ohne Türflügel steht das einfache Riesentor immer einladend auf. Ich steige auf breiten Steinstufen empor an einem Bergabhang,
Grünes Gras und Bäume stehen an der senkrechten Bergtreppe entlang. Noch ein paar Tore wie das erste durchschreite ich auf halber Höhe, die stehen wie aufmunternd zum Empfang,
Und ihre drei Balkenscheite sehen wie ein großer Buchstabe in die Weite. Oben unter grauen Ziegeltordächern mein Fuß eindrang, und ich bin in einem Tempelhof,
Der ist eine gepflasterte Terrasse am Bergabhang. Unter wuchtigen Dächern, die gleich Riesenkähnen in die Luft stiegen,
Liegen in roten Lackholzgemächern uralte goldene Reliquienschreine. Davor an einer langen Leine weiße Papierschnitzel über Eingängen fliegen.
Um anzudeuten auch, daß gute Geister hier, baumeln, aus Stroh geknotet, dicke Taue, die sich im Morgenwind hell wiegen.
Auf das graue Hofpflaster sieht der Himmel, der blaue, und es sitzt auf der Mauer der erste rosigblühende Kirschenbaum, als wär sein Geäst mit Zucker bespritzt;
Bei ihm blitzt ein Springbrunnenteich, drinnen unter künstlichen Moosfelsen rote Goldfische leben. Das alte Wasser schimmert voll schwimmender Kirschenblüten,

Daneben erheben sich ein paar Teebuden, leicht aus Bambus gezimmert, deren rotwollene Decken auf niederen Tischen zum Sitzen unter die Ahornbäume luden.

Kleine japanische Teemädchen huschen aus den Türen, wohlfrisiert und geschminkt; sie verbeugen sich tief, und manch Händchen winkt.

Der Mädchen Lippe ist nur ein runder Punkt aus Karmin, ihre Augenbrauen Striche aus schwarzen Tuschen. Jedes Mäulchen miaut einen Morgengruß,

Und ihr Köpflein zur Seite gelegt, ist jede wie ein Vögelein, das durch die halbkahlen Buschäste dir zuschaut. Vom Terrassenende siehst du den Berg hinab.

Unten am hellgrünen Frühlingsgelände liegen Nagasakis bläuliche Ziegeldächer nahe der Meerbucht. Wie Fischschuppen blau und dicht ist die Dächerflucht.

Draußen im Seewasser schwimmen die Gruppen von Ozeandampfern und Panzerschiffen, wie Muscheln und Betten von kleinen Puppen.

Der Tempel hier oben ist von den Europäern genannt: der Tempel des bronzenen Pferdes, und allen wohlbekannt das lebensgroße Bronzepferd, das eines Morgens sich im Tempelhofe fand.

Und niemand weiß, aus wessen Hand der Bronzeguß entstand, nicht, welcher Künstler es erdacht, und wer es über Nacht zur Treppe hier herauf aufs Pflaster in den Tempelhof gebracht.

Das Pferd steht schlank, aus Bronze wohlgegossen, frank hingestellt auf einen Steintisch, einen großen, umgeben von den heiligen Steinlaternen,

Tags neben seinem Schatten in der Sonne, nachts wie verschwunden in den Sternen. Und alle, die es vorgefunden, und alle, die es hier betrachtet,

Haben ihm gern ein Stück von ihrem Leben hingegeben, gaben dem Pferde in Gedanken Flügel und dachten nach, wer es wohl hergerufen,

Und ließen es noch einmal ohne Zügel, wie damals in der Nacht, die Bergstufen herauf auf diesen

Hügel traben und gehen fort und lassen es dann dort als Bronze stehen,
Und Neue kommen, um es anzusehen, und alle haben mit dem Bronzepferd den gleichen Nachtritt unternommen.
O Menschenherz, du trabst mit allen Wundern gern im gleichen Schritt, liebst es, nimmt dich ein bronzenes Pferd oder dein Herz allnächtlich mit.—
Dieser Morgen erschien mir wie die Kirschenblüte voll Honig und ohne Sorgen, wie die Tempelmädchen, die mir zugeraunt, und wie das Wunderpferd gelaunt.
Ich habe über nichts mehr hier gestaunt, nur über den ersten Kirschenblütenbaum am Tempelzaun und über das erste Grasgrün im Erdbraun.
Das hat mich mehr wunder genommen, als hätten vor mir die Teemädchen selber Flügel bekommen und wären durch die Lüfte fortgeschwommen, wie die Meermöwen über die Meerbucht.
Ich habe nur immer mit jedem Auge die blühende Erde besucht; und als unten an den Bergstufen aus kleinen Teebuden am Bergfuß
Neue Geishamädchen ihren Gruß nach mir gerufen und mit den Augen zum Tee- und Liebesgenuß einluden,
Da erschien mir jeder Pflasterstein im Morgensonnenschein rund wie ein küssender Menschenmund. Und wie alles um mich zum Lied und Reim wurde,
Dachte ich bei einem blühenden Goldregenbusch an meiner Liebsten gelbes Haar daheim, und ich ließ den Rikschamann kaum mehr verschnaufen.
Und ich flog von Laden zu Laden, und ich trat in das schönste Schildkrotlager von Nagasaki ein, um für meine Liebste Arme voll Geschenke zu kaufen.
Prächtige gelbe Schildkrotkämme, jeder mit feinen Drachenschnitzereien, gearbeitet wie eine Gemme.
Ich sah im Geist zwei Handgelenke, die steckten die Kämme vorsichtig in die Haarfülle ein,
Und ich bin im Geist ungesäumt heimgereist, und ich grüßte ihr jedes Haar, das im Licht wie der Frühlingstag am Meer gleißt.

Und ich sah ihren Leib ohne Hülle milchrosig warten,
wie der junge Kirschenbaum im Tempelgarten. —
Rief uns nicht manchmal vertraut des Blutes Braut,
das Weib, das uns zärtlich anschaut, das Leben
wäre uns Männern trotz aller Hast ein Totenleib.
Wer nie einen der sieben Himmel der Liebe erfaßt,
der lebt wie im Wurmgewimmel auf einem Leichnam zur Mast.
Wer aber in allen sieben Himmeln der Liebe gewesen,
der macht sich des Lebens Noten zahm, der kann
die Sprachen aller Dinge,
Der Tiere, Vögel, Pflanzen und das Gesinge aller
Herzen lesen und im rechten Takt mit der Gottheit tanzen;
Der kann reimen und stanzen, von der Sehnsucht gepackt, dem kommt das Leben entgegen, umhalsend
wie der zärtliche Frühlingsregen,
Dem leuchtet das Herz durch die Kleider feurig und
nackt; doch die sieben Himmel sind nicht zu erzwingen,
Und um durch sie hindurchzugehen, muß einer oft sein
ganzes Leben lang mit dem geliebten Herzen ringen.
Aber der Liebe Kämpfe sind göttliche Schmerzen.

Ein Kirschblütengarten bei Nagasaki

So muß es den Schwalben sein, wenn sie von Afrika
aus der Hitze Brandschein, aus dem heißen Wintersitze einziehen in Europa, in gemäßigtes Land,
Und sie saugen dann die beweglichere Luft der kühlen
Gräser, der regsamen Blüten, der feuchten Aprillüfte ein.
Ausgebrannt von den Tropentagen, fühlte ich hier in
Japan meine Lunge von frischen Atemzügen freier
getragen.
Als wurde mein Leib ein Blätterbaum, und mein
Herz durfte wieder, der Erde gehörend, Wurzel
schlagen; vorher hatte überall nur die Tropensonne Raum.
Ein kühles Lager auf halmiger Erde gab's in er-

hitzter Tropenwelt kaum. Aber hier grünten kühl um mich die Hügel um Nagasaki
Mit derselben Gebärde, wie in meiner fränkischen Heimat unter spielender Wolken Herde am bläulichen Waldsaum. Ich ließ mich an grünenden Wegzeilen
Vorbei an der Erde Ackerbrüste hineilen, endlich entronnen den Meilen einer unendlichen Hitzewüste. Ich grüßte jeden Weidenbusch,
Der nassen Reisfelder Ackerkrum', den Landwind, das winkende Heckenlaub und jede blinkende Feldblum'. Wie aus Leder und Gummi aufgebaut,
Hab' ich hinter mir im Geist die Tropenwelt geschaut, wo dir stündlich vor den Pflanzenleibern wie vor wilden Tierzähnen geheimnisvoll graut.
Keine feuchte Wolke fliegt dort im Schwunge wie eine leichte Schwanenfeder vorüber; der Himmel ist dort immer ein Schlund,
Der rot und rund geöffnet liegt, und die Sonne ist eine rauhe Feuerzunge.
Mein Rikschawagen hat mich am Nachmittag hinauf in die Hügel über Nagasaki getragen. Ich sah über winzige Felder, die wie ein grünes Maschenwerk lagen;
In den Berggruben und Berggrübchen, in die kleinsten Ecken aufgeschlagen, wie kleine grüne Stuben, lagen überall die Äckerlein hinter Graben und Hecken.
Es gab keine gewaltsam geebneten Feldstrecken; winzige Äcker haben die Erde bedeckt in allen Winkeln und Verstecken.
Das Gesicht der Erde war dadurch natürlich und wellig geblieben, weil die Japaner nicht gern auffällig die Züge der Erde verschieben.
Zeit, Bescheidenheit und Emsigkeit, diese drei Worte standen überall in die Furchen der Felder geschrieben.
Diese drei Worte waren im japanischen Reich aller Tage Eingang und Ausgangspforte.
Noch war in Nagasaki manche Bananenpalme vom Süden stehengeblieben, die sich mit den fedrigen,

zierlichen Bambuswäldern fremd in die Feldlandschaft schieben.

Aber die Luft roch heimatlich nach Veilchen und nicht nach Sonnenbrand, und jeder Wegrand wie ein blaues Kissen voll Veilchen stand.

Veilchen und Kirschenblüten gingen vor mir her wie gute Geister, wie Kinder, die harmlos springen und meine brennende Sehnsucht mit Heimatgrüßen streichelnd empfingen.

Das Reiskorn stand, wie Gartenblumen mit der Hand gepflanzt, auf hohen Ackerkrumen in langen Zeilen, überall sah man des gebückten Gärtners Hand,

Und nirgends war Maschinenwerk in diesem künstlerischen und insichverzückten, edlen Handwerksland.

Auf den Hügeln hielt ich droben an einem Bambushaus, das hatte unter seinem Ziegeldach die Papierwände, Vorder- und Rückwand, weit aufgeschoben.

Man sah hindurch in den Garten, der hing reich voll Kirschenblüten, als wär er von Morgen- und Abendwolken zugleich rosig durchwoben.

Drinnen im Gemach unterm Dachschatten stand der Besitzer mit seiner Pfeife auf den goldgelben Strohmatten und sah der Bergstraße nach.

Das Haus war, gleich einer Tenne, ein einziger Raum; war von der Straße aus wie ein Rahmen für den Garten, aus welchem Rotdorn und Kirschblust ins Gemach starrten.

Der Besitzer des Gartens ging, als einziger Mensch in dem leeren Hause, hin und her; und als würde ihm das Alleinsein unter so viel Blütenpracht schwer,

Hatte er die Papierwände aufgeschoben, und die Vorübergehenden sahen nachdenklich zu ihm hinein. Der rosa Garten lag da wie ein Bilderrätsel, nicht zu entwirren.

Ich hörte daraus die Bienen ungestüm schwirren und dachte an das Liebesfest der Drohnen und Bienenkönigin, die sich um diese Zeit zu einer Bluthochzeit in die Lüfte verirren.

Seufzend hab' ich mich abgewendet von dieser Last

von Hochzeitslust, die auch bei den Blüten mit einem Seufzer endet.
Denn auch die Bäume können nie von Liebe gesättigt sein und sind wie Menschen von ewiger Sehnsucht angefaßt, und geht ihnen endlich die Lebensfülle ein mit der Jahre Last,
Dem ältesten Strunk juchhet noch im Frühling ein blühender Ast.

Rückkehr aufs Schiff

Am Spätnachmittag trafen sich alle, die vom Schiff ausgestiegen, wieder im Nagasaki-Hafen, um noch eine Nacht auf dem Meer zu schlafen.
Denn der Weg nach Kobe ging bis in den Morgen hinter der Inlandsee her, ins Herz von Japan hinein, vorbei an morgenlichtblauen Inseln durch perlmuttfarbene Meergassen,
An denen unter den Kiefernwäldern bei den Meersteinen, im feinen gelben Sonnennebel die kleinen, japanischen blassen Papierstädte saßen.
Im Frühlicht sahen sich Himmel und Inseln und Bäume an wie durchsichtiges blaues Porzellan, und nach einer Tag- und Nachtfahrt
Trieb mein Schiff an die Küste der Stadt Kobe heran. Dann habe ich hier des fünften Meeres Wassermassen verlassen.
Ich trennte mich nicht schwer vom schwanken Wasserhorizont, dem wenig Wirklichkeit und nur die Wolkengassen auf dem Rücken saßen.
Doch ehe des Schiffes Lichter fort aus dem ruhigen Wasser von Nagasaki im letzten Meerabend zogen, habe ich noch ein Zwiegespräch mit einem kleinen, japanischen Handspiegel gepflogen.
Das Allerheiligste in einem japanischen Shintoschrein schließt gewöhnlich drei Dinge ein:
Ein Schwert, das ist die Gerechtigkeit; ein Kleinod, das ist die Schönheit; und einen Spiegel, der zeigt dir die Gottheit, —
Denn siehst du in einen Spiegel hinein, erkennst du

dich selbst und in dir die Göttlichkeit. — Diese drei Dinge regieren seit Väterzeit, ohne Geschrei, das japanische Land. —

Am Bord fand ich am Abend noch Scharen von Verkäufern mit Nagasaki-Schildkrotwaren, und einer von ihnen legte vor mich einen Handspiegel hin.

Und eine goldne Abendwolke, die sich über dem Schiff aufbaute, mir aus dem Spiegelglas wie meiner Liebsten goldnes Haupt entgegenschaute.

Der Spiegel saß in dicker, goldbrauner Schildkrotschale, ich konnte ihn nicht hastig genug mein nennen und eilte mich und bezahle

Und glaubte, die goldene Wolke würde sich jetzt nie mehr aus dem Spiegelglase trennen. Ich mußte meinen Kopf auf die Brust senken

Und glücklich nachdenken über das Wunder, das geschieht, daß der Liebende sich nicht selbst mehr im Spiegel sieht.

Daß die Spiegel ihn aber nicht vermessen kränken, wenn sie ihn vergessen, weil sie ihm dafür das Gesicht, das ihn anzieht,

Das seine Gottheit ist, in ihrem Glase schenken.

Durch Japans Inlandsee

Draußen lag das emailblaue Morgenmeer, und das Schiff ging, wie ein unwirkliches Ding, wie ein schöner Gedanke, groß durch den Frühlingsmorgen,

Der zwischen den vergißmeinnichtblauen Küsten hinfloß, endlos und ohne Schranken. Das blankweiße Verdeck spiegelte des Himmels Bläue in jedem Schattenversteck,

Als blühten Veilchen am Bord in jedem Sonneneck. Und jeder Mensch stand von silbernen Scheinen umgeben am Schiffsrand.

Das Küstenband kam und verschwand und ging dann wie eine Girlande von beiden Schiffsseiten friedlich Hand in Hand,

Wie ein seliges Morgenwandern durch alle Zeiten. Und jeder Passagier gemütlich sorglos dem andern

im Wege stand, als wäre die ganze Schiffswelt einander verwandt.
Solche helle Einheit strömte schon hier, an jeder Seestelle, der Anblick und die Nähe aus von dem schönen und sanften japanischen Land.
Voraus flogen Möwenscharen, wie aus Silberpapier, als ob sie ans Schiff an Seidenfäden gebunden waren und den Schiffskörper wie eine Kulissenwand spielend und flatternd zogen.
Dazwischen aber stürzen sie ins Wasser, blitzende Fische ergatternd von des Meeres silbernem Tische.
Nie mehr sah ich wieder, in einem Morgen vereint, in der Fern' und in der Näh' so viel Bläue und Licht, als über der japanischen Inlandsee
Aus den blauen Waldbuchten, aus den blauen Wasserschluchten und aus den blauen Himmelswuchten wie aus tausend Toren und tief wie aus des Landes Poren scheint.
Als hatte die Welt jeden Schatten verloren, so schwamm das weiße Schiff auf kristallenen Emporen; mit blauem Schliff lagen die Küstengestalten,
Vom blauen Wasser getragen und hochgehalten. Und es hätte mich nicht gewundert, wären zwischen Wasserhimmeln und Lufthimmeln
Die Schaumwellen alle zu Silberschimmeln geworden und hätten sich vor das Schiff gespannt, wie vor einen Wagen,
Und wären mit ihm in die Bläue gerannt. Einen Körper hatte das Land, das man immer sah, kaum,
Und das Kommen und Gehen der blauen Küsten war wie ein unendliches Geisterleben im Lichtraum.
Das Schiff, umgeben von dem großen Kristallstücke des Meeres, von dem Kristallstücke des Morgenhimmels und von der fernen blauen Kristallbrücke der Küste, die bewegt vorüberfloß,
War wie eine winzige graue Mücke, die ein einziger Diamant scharfgeschliffen einschloß; und jedem Herzen am Bordrand der Diamant seinen Blitz als Wanderstab in die Hand gab.

Kein Rauch und kein Ruß über dem sonnigen Hafen von Kobe stand; keine Schornsteine starren am Himmelsrand;
Graue Dächer, wie eine Ziegelhaut ausgestreckt, so weit das Auge schaut. Dicht mit dem Erdboden vertraut
Liegt jede japanische Stadt dicht an den Boden gebaut und steigt an, sanft über Bergabhänge gestaut, überall mit zahmem, geducktem Gedränge.
Die Stille des Meeres und des Meeres Gedankengröße kamen vertraulich nah an die Gassen zum geruhigen Land,
Und leicht konnte man dort vor dem Frieden den Gedanken fassen, als genösse hier jeder Mensch der Weltseele Größe und wisse nichts von Gut und Böse.
So wenig, wie der Schatten eines Baumes an der Häuserwand des Morgens dalag, weil er gut war, und des Abends, weil er böse, gezwungen wurde und verschwand,
Sondern der Schatten untertan ist dem regelmäßigen Tag, so auch der Ordnung untertan und wohlgeordnet des Landes Seele unter der Sonne lag.
Die Straßen der Kaufbuden luden breiter in Kobe ein als in Nagasaki und in längeren Reihn, aber waren ebenso klein.
Ein lebhaftes Stadtleben eilte emsig zwischen den graublauen Ziegeldächern weiter und war dabei wie draußen der Meerglanz unter der Sonne lautlos und heiter.
Da es Vorfrühling war, ging die japanische Menschenschar noch immer in grauer, gedämpfter Seide; sie waren unscheinbar wie Mäuse und farblos in ihrem wattierten Kleide.
In düsterem Stahlblau, Tieflila und Nußbraun waren die meisten mehr nützlich als lustig fürs Auge anzuschau'n. Ich fragte mich oft, wo denn die japanische Buntheit lebt,
Die auf japanischen Fächern und Bildern aus glit-

zernden Seidenfäden Menschengestalten wie Paradiesvögel aus Regenbogenfarben webt.

Aber der Sommer war noch nicht gekommen, wo sie alle als Schmetterlinge leuchten; jetzt waren sie noch alle gekleidet wie die Aprilwolken, die feuchten. —

Und wenn ich an japanische Bilder dachte, mußte ich mir gestehen, daß auch die japanischen Künstler und Dichter mehr Farben, als die Wirklichkeit täglich hat, sehen.

Denn der Künstler wird ja nie am Leben satt und muß mit seiner großen Sehnsucht vergehen, darf er nicht zeigen,

Was seine Augen hinter den Dingen an neuen Himmeln und neuen Höllen einsingen, darf er nicht das zweite Gesicht sich und den andern zur Welt bringen;

Jene Unwirklichkeitsbilder, die mit ihm ständlich überwältigend ringen, die ihn zum Singen und Malen zwingen,

Die ihn mit ihrer Sehnsucht umbringen, läßt er nicht sein Herz mit der Unwirklichkeit schwingen. —

Der Künstler muß den Unwirklichkeitsbildern frönen, die mit ihm reden, lachen, weinen, stöhnen, die in der Künstlerseele kommen und gehen,

Und sich mit der Wirklichkeit nur im Kunstwerk versöhnen; die aus des Künstlers Einsamkeit sich ihre Werkstatt machen und dort arbeiten, und die berauschen gleich dem stärksten Weine,

Und die seine verborgensten Schmerzen umwandeln in sichtbare Edelsteine. Edelsteine, die dann mehr als tausend Weisheitskerzen plötzlich das Licht in der Welt anfachen

Und bald als Genien erscheinen und bald als Dämonen und Drachen. So lebt der Künstler unsichtbar vor der Welt, unsichtbar in einem ewigen Feuerrachen gleich einem verborgenen Gott;

Aber sichtbar ist er wie die andern aus Fleisch und Blut hergestellt und muß, bedroht vom täglichen Verlachen und Verhöhnen, unter den Menschen als Menschlein wohnen

Und trägt einen modischen Hut auf dem Haupt über seinen rotblühenden Dornenkronen und ist der ewige Weltreisende der Götter in den tief unwirklichsten Zonen.

Abend in der Theaterstraße von Kobe

Immer wieder warten deine Ohren in den japanischen Straßen auf Geschrei und Rumoren, aber lautlos emsig zogen die graugekleideten Menschen in den Kobestraßen vorbei,
Humpelten geschäftig und eintönig Männer, Frauen und Kind auf den winzigen Holzbänklein, die ihre klappernden Schuhe sind.
Kaum daß sie einen neugierigen Blick dir schenken. Alle versenken sich arbeitsam, und aller Handel bewegt sich mit Ruhe,
Als wenn hier alle Leute geduldig am Lebenstor Queue stehn und sind zahm, weil jeder hier wußte, daß er vom Leben seine Lebensration bekam.
Am Abend nahm ich einen Rikschawagen zur Theaterstraße; dort ist Theater neben Theater aufgeschlagen.
Am Wege hie und da manches erleuchtete Wohnhaus, wie eine Laterna magica, mich ansah. Durch die papierhellen Wände fielen die Schattenbilder der Menschen wie Gespenstergraus.
Man sah der Insassen vergrößerte Schattenhände, die liefen durch Lichtkegel wie Riesenspinnen auf die Straße hinaus,
Und manche erleuchtete Papierwand stand in der Nachtluft wie ein weißes Segel, und viele Häuser zeigten ihre offenen, hellen Gemächer unter der dunklen Fracht ihrer schweren Ziegeldächer
Und waren wie für die Scharen der Sterne weit aufgemacht. In den langen Straßen hinunter standen diese winzigen Häuslein wie helle Schubladen und Fächer,
Und ihre Dächer darüber wie von geschweiften Schiffen die Schatten, die sich zur Nacht neben einander verankert hatten.

Auf einem weiten, unbebauten Feld lag die Theaterstraße, wo den Nachthimmel Hunderte Lampen und Laternen gelb anschauten,
Und wo für wenig Geld auf vielen hölzernen Bambusbauten, hinter Schminke und Maske, die Schauspieler ihre Tränen verkaufen,
Ihre Gesten und Mienen darbieten zu Nachtfesten, daß ihnen die Menschen, wie die Bienen dem Honig, nachlaufen.
Die einstöckigen Bambushäuser da draußen beluden sich mit Papierlaternen, und alle Theaterbuden standen hell beschienen,
Mit langen Reihen von weißen Tuchbildern behangen, darauf die Szenen der Schauspiele, blau und rot, im Nachthimmel wie Hunderte Fähnlein prangen.
Ich bin zuerst im Menschengedräng vor diesen Bilderzelten hingegangen; und aus dem Budeninnern die Stimmen von den Bühnen
Gleichwie aus aufgestellten Phonographen klangen. Ich konnte nicht glauben, daß diese zerbrechlichen Holzhäuser die japanische alte Theaterkunst enthalten,
Daß sie manch Jahrhundert schon Japan zur Ehrfurcht zwangen mit ihrer Kunst, die ganz Japan bewundert. Denn diese Bambusscheunen gar keine Pracht enthalten.
Keine marmornen Treppenhäuser, keine Auffahrten auf die Besucher mit Prunksäulen warten; einfach wie Jahrmarktbuden, dünn wie die Häuser aus Spielkarten,
Hier die Theater nebeneinander in den Nachthimmel starrten. Und entlang an der Papierlaternen gedämpftem Schein und unter elektrischen Birnenlampen
War ein Volksgewimmel und einfaches Abendgewänder, und nur die vielen lebhaften Augen glänzten ineinander hinein,
Aber nirgends war Lärm, und kein Geschrei riß die Nachtstille ein.
Nur ein Tuchvorhang oder eine dünne Bambuswand trennte den Zuschauerraum vom Straßengang.

Draußen Kopf an Kopf die Menge stand, und drinnen ich Kopf an Kopf die Leute am Boden auf Strohmatten niedergekauert fand,
Und alle horchten atemlos, als ob sie den leidenschaftlich besorgten Stimmen, die das Wort auf der Bühne hatten, alle ihren Atem borgten.
Ein viereckiger Platz, von einem Balkon umgeben, und die Decke getragen von manchem Balkenbaum, war der Zuschauerraum,
Aus honigfarbenem Naturholz, anspruchslos, luftig und groß; dagegen die Bühne war lang und tief, aber nicht höher als die Schauspieler bloß.
In dem langen, niederen Bühnenrahmen die Schauspieler mit jeder Geste, wie auf einem Relief, zur Wirkung kamen.
Und wuchtig war jeder Schauspieler hingestellt, daß zuerst er allein und nichts anderes dem Zuschauer in die Augen fällt.
Ich ging in ein Theater hinein auf den Zehen, indes ich die Worte zuerst auffing, ohne zu verstehen, und im Sehen am Schauspiel wie ein Tauber hing,
Dessen Augen allen Gesten mit Inbrunst nachgehen. Ich sah einen Akt, der wurde nicht gesprochen, sondern geweint.
Vorwurfsvoll und gebrochen kniete ein Kind, und ein Mann kam auf den Knieen zu ihm gekrochen; er hatte ihm, seinem Knaben, die Mutter verstoßen;
Und durch Verhungern zu sterben hatte diese bei sich beschlossen. Es war vom Drama der letzte Akt, und einsam, von Verzweiflung gepackt,
Erzählte der knieende Vater dem knieenden Kind, wie die Menschen einander doch ewig unbekannt sind
Und nicht mehr Willen haben als die Schatten, bewegt von der Kerze im Wind. Die Schatten, die ein Bilderleben treiben
Und die Menschen auf durchsichtigen Papierwänden beschreiben.
Der Mann hat geschluchzt, und das Kind, mit Gewimmer, sah das mutterleere Zimmer wie ein Gespenst betroffen an.
Offen waren alle Papiertüren, und der Hungertod,

der die Mutter fortgetragen, war in allen Hauswinkeln noch, wie ein ausgebranntes Feuer, durch die Stille zu spüren.

Der Vater wollte mit Worten die eisige Ruhe wieder warm schüren, aber seine Zunge sprang nur wie der Wind in das Zimmer hinein,

Und sprach er auch auf das Kind ein, er konnte dem Kleinen doch nur der Vater und nicht auch die Mutter sein.

Und die beiden Knieenden konnten nur miteinander weinen; und bei einem Lämplein, das knisternd um sich ficht,

Knieten sie bei ihren Tränen, die in das Öl hineinfielen, und ein Schluchzen klapperte in ihren Zähnen,

Als ob die stillen Schmerzen, die großen Riesen, mit den Herzen der Verlassenen Würfel spielen. — —

Ich ging dann von diesem Theater in ein zweites hinein, da übten die Schauspieler Waffentänze auf einfacher Bühne.

Kühne Angriffe mit antiken Säbeln und Speeren, und einer schwang zwei Schwerter zugleich und hatte Geschicklichkeit, mit der Linken und Rechten

Unsichtbare Angriffe abzuwehren, und ich sah ihn mit sich selber fechten, er stellte zwei und mehr Menschen zugleich dar,

Fiel sich selbst an und verteidigte sich gegen eine unsichtbare Schar. Dann kam er in alter Samurairüstung angesprungen,

Breitspurig, blutdürstig und gedrungen, und spielte einen, der mit Speer und Schwert und Bogen und Pfeil dreifach auf einmal zielte;

Blitzgewandt flitzt der Pfeil, sitzt der Speer, hat das Schwert gebrannt.

Nach einer Weil' hab' ich mich einem dritten Theater zugewandt, da lachte ein lustiges Stück; volkswitzig saß einer, bei allen beliebt,

Und schon wenn sein Mundwinkel sich rührt und verschiebt, er damit das Zeichen zum Massenlachen gibt,

Und wenn sein Ohr zuckt und die Zunge ruckt und

ein gewitzelt Wort ausspuckt, war er wie ein Floh, der das ganze Theater kitzelt,
Daß das ganze Theater fortguckt und sich unter Krümmungen juckt.
Aus diesem Lachen und Schrein trat ich fort in ein viertes Theater hinein, wieder zurück zu einem ernsten Wort.
Hier wurde ein Hofstück gespielt von Hofdamen und Damyons in einem Mikadoschloß. Die Bühne, die, wie alle, ohne Kulissen war —
Nur mit Schiebetüren wie in jedem japanischen Haus —, stellte ein Zimmer im Kaiserschloß dar, veranschaulicht auf der Papierwand durch etwas Goldgeschimmer.
Aber sonst kein Kulissenwust den Zuschauer fort vom Spiele lockte. Ein großer Schogun in der Mitte zwischen zwei Ministern auf dem Boden hockte.
Sie sprachen und rührten die Hand kaum, da eine Beratung stattfand. Aber von der Frau des Schogun war eine Hofdame als Horcherin ausgesandt,
Die erschien mitten im Stücke auf der Holzbrücke, welche die Bühne quer durch den Zuschauerraum mit dem Theatereingang nach der Straße verband.
Diese Brücke ist nicht höher als die Köpfe der hockenden Beschauer. Wenn die Dauer der Spannung erhöht werden soll,
Wenn von außen das Verhängnis einem Schicksal der Bühne naht, tritt der Schauspieler nicht auf der Szene ein,
Sondern kommt, wie von der Straße, durch den Zuschauerraum auf diesem Bretterweg auf der Brücke an den Köpfen der Menge vorbei,
In das Stück und in die Handlung hinein. Dabei drückt er in steter Verwandlung der Mimik den Charakter seiner Person aus.
Und ein Schauder geht durch das Haus bei seinem gestikulierenden Näherschleichen, Horchen und Erbleichen.
Aber er verrät sich mit keinem Ton, bis er an eine Türe kommt, die ist wie ein Zaun an der Bühne aus drei Hölzern gezimmert;

Und wenn er durch diese eingetreten, dann ist er erst vor den Mienen der Spieler im Stück erschienen.
Die Zuschauer konnten schon lange ihm folgen,
Und jedem wurde bange, kommt das Drama mitten unter der Schaumenge in Gestalten angeschritten, die sich, wie außerhalb der Stücke, auf der Brücke zum Zuschauer halten
Und dann erst eintreten auf die Bühne, mit Schicksalsschwere den Knoten und die Tücke der Handlung zerspalten.
Die japanische Bühne ist nicht ein Guckkasten bloß, die Schauspieler faßten groß hinaus in den Zuschauerraum,
So daß das ganze Theater eine Handlung erhaben umschloß; und immer mit gleich viel Lust am Traum wie an der Wirklichkeit
Saß rings die Menschenmenge, unscheinbar in ihren mäusegrauen Kaftanen aus Seiden und rauchte zwei Züge und tauchte in den feinen Rauchfahnen unter
Und hatte unendliche Zeit für die aus dem Leben erdichteten Leiden.
Die Hofdame sollte den Tod eines Prinzen verhüten, der ist noch klein, ist des Schoguns Sohn; und sie schließt sich im nächsten Akt mit ihm ein und hält ihn versteckt,
Und sie erwartet ängstlich des Kindes Geschick, indessen draußen, von einer Papierwand verdeckt, spielt die Musik,
Holzstäbe klappern, Saiten zirpen und Trommeln pochen, das Kind und die Hofdame tändeln und plappern,
Bis die Stunde hart naht, wo die Gefahr sich enger und enger um das Versteck des Kindes dann schart. Schon zieht die Gefahr vorbei, krümmt dem Kind kein Haar,
Und man glaubt, es hat die Dame das Kind bewahrt, — bis der Hofdame Herz plötzlich selbst zu einem Mörderherzen erstarrt, —
Als sich ihr schnell, weiß vor Schreck, des Kindes Ähnlichkeit mit dem Schogun offenbart. Da

erscholl kein Schrei in ihr, nur ein Pfeifen ihrer Kehle sagt,
Daß sie das Kind töten will, das Kind, das sie beschützen soll; denn des Kindes Anblick, das plötzlich dem heimlich Begehrten gleicht, macht sie toll;
Und für ihn, den sie liebt, der sie abwies, und der ihr nie gehören soll, wird sie verhängnisvoll ein Dämon. Sie erschrickt nicht vor Strafe und Tod; sie erstickt sein Kind mit ihrem Seidenärmel,
Weil das Kind bald wie der Mann, den sie haßt, bald wie der Mann, den sie liebt, auf sie blickt. Aber weil sie noch vor der Tat erblaßt, schminkt sie sich erst rot,
Lockt das Kind dann heran, drückt es an sich, verzückt und grausam zugleich —, und der Mord ist geglückt.
Aber danach liegt sie lange über das tote Kind gebückt, wie eine satte Schlange, und spricht Reden verrückt, indes die Musik mit dem Saitenspiel gluckt,
Wie von der Wollust des Mordes entzückt, indes die Musik wie ein Wasser das Lachen der Mörderin schluckt.
Dann stellt sich die Hofdame auf, bettet den Leichnam auf Kissen, stellt einen gemalten Wandschirm darum.
Niemand sollte den Mord als nur der verhaßte Schogun zuerst wissen. Aber sie eilte kaum durch die Tür auf die Brücke und in den Zuschauerraum,
Da begegnet ihr nicht der Schogun, sondern gleichwie ein Traumgesicht am Ende der Brücke steht ihres totgeglaubten Mannes aufgerichteter Leib.
Er lebt, kam zurück aus Verbannung und Not; sie glaubt, sie sieht seinen Geist, duckt sich schrittweis, kaum trägt sie ihr Fuß.
Doch sie erwägt, macht Freudenzeichen und geht ihrem Manne entgegen; der kommt näher mit seinen Dienern und bietet ihr Gruß, er, der Freund des Schogun, sieht sein Weib trotz der Schminke erbleichen.
Sie läßt ihn zitternd in das Gemach hinein, wo der Mord geschehen; er tritt ahnungslos ein, bis die Diener das tote Kind finden, hinreichen, —

Da sieht man das Weib fortschleichen über die Brücke, sich winden; ihr Mann, der den Bogen vor Wut gespannt, will, daß ihr der Tod nacheile,
Doch sie entfloh mit seinem Köcher voll Pfeile. Erst im nächsten Akt wird dann bekannt, daß sie Wahnsinn angepackt;
Und Tod und Rach' erhielten ihren Anteil: sie erstach sich mit einem vergifteten Pfeil.

Am Nunobikiwasserfall bei Kobe

Ich ging am nächsten Tag, noch das Schauspiel vom Abend vorher im Sinn, auf den bergigen Wegen im Hintergrunde von Kobe hin.
Da war mir, als ob ich gestorben bin, und mein Leib ging geistlos, und abwesend war mein irdisches Auge, stets in der Vergangenheit lesend,
Und sah zurück nach dem Schauspielerweib, das wuchs riesengroß, nahm Städte, Meere, Berge wie ein Kind auf ihren Schoß,
Ließ es nicht mehr los, und die Berge und Bäume und alles, was ich erblickt, lagen vor diesem Weibe, wie von einer riesigen Schlingpflanze eng umstrickt. —
Ich kam in ein Berggedräng, da war ein Weg; wie ein Parkpfad im Grünen stieg er hinauf, fern vernahm ich ein Donnern.
Als kamen Lawinen kopfüber im Lauf. Eine senkrechte grüne Schlucht tat sich zwischen Bergbuckeln auf,
Dort stürzte, wie ein schaumiges Tier, ein Wasserfall aus dem Felsenrevier, der sich, wie ein Stier mit weißem Horn, aus Felsentor und Walddorn
Den Weg im Sprung aus der Höhe kürzte. Im Laubengang zwitscherte Vogelsang, schiefes Farnkraut wuchs am Abhang zuhauf,
Spannt' sich über die naßdunkle Erde auf; und wie eine Bühne hing eine Bambusbrücke, eine kühne, quer über das Tal vor des Schaumes Säule am Wasserfall her.

Und ich verstand im Wasserschall die Worte meiner Gedanken nicht mehr, als an der Brückenpforte ein Hüttlein mich aufnahm,
Ein Teehaus, zu dem ich kam; das saß am weißen Wasserfalle, wie eine Fliege am weißen Kleidersaum.
Auf der verdeckten Brücke war hier der Zuschauerraum, von wo aus das Schauspiel von Sturz und Donner und Schaum die Menschen entrückte.
Ein Schwarm von blühenden Kirschenbäumen hing dem grauen Felsen im steinernen Arm. Die Kirschenblüten vor den Wasserkaskaden waren wie rosige Wolken, die am Abhang baden.
Die überdachte Bambusbrücke schwankte leicht mit stetem Zittern mit ihren dünnen Bambusrohrgittern, als ob auch hier wie im Theater die Furcht im Schrecken den Zuschauerraum beschleicht.
Neben mir saßen Pärchen von Japanern und Japanerinnen auf ausgebreiteten roten, wollenen Decken und schienen hinter ihren papierenen Fächern von aller Furcht unerreicht;
Saßen bei kleinen Teeschalen, winzigen Kuchen und winzigen Blumensträußen, lispelnd und wispernd gleich knuspernden grauen Mäusen.
Ich ließ den kühlen, weißen Nunobikiwasserfall sich eine Weile kopfüber vor mir zwischen die rosigen Kirschblüten einwühlen, ließ ihn die Nachtbilder der Theaterstraße fortspülen
Und atmete auf der Brücke, trotz dem Donner von tausend Mühlen, wieder friedlich theaterlos bei Pflanzen, Steinen, Wassern, bei kleinen japanischen Verliebten
Und baute mir aus meinen Frühlingsgefühlen für mich und meine ferne Liebste der Zukunft schaumiges Luftschloß.

Fahrt nach Osaka

Eines Morgens brachte mich eine Stunde Eisenbahnfahrt hin nach Osaka; Telegraphenstangen vorbeisprangen, lichtgelbe Rapssaaten und blaue Leinfelder

Und die bewässerten Erdstrecken der Reisäcker, die im Frühjahr sich mit Wasserspiegeln wie weite Seen bedecken.
Als ich in Vierecken die Äcker vorübergehen sah und ich hie und da an einem Kiefernwaldsaum vorüberschwebte,
Wußte ich kaum, daß ich eine halbe Erdkugelhälfte fern im Weltraum fort von der Heimat lebte.
So ähnlich wie nur daheim in Franken,
So wie im Herzen von Deutschland stand die japanische Erde da unterm Regen mit ihren dunkelgrün gestreiften Flanken.
Aus dem grünen Weizenfeld sahen die blauen Kornblumen, und Regenwolken schleiften wie eines Müllers weiße Säcke über die Ackerkrumen.
Als wär' der Himmel wie ein grauer Esel bepackt, und Mühseligkeit und Arbeit und Schläge gingen, ohne ihren Trott zu ändern,
Auch hier, wie in allen Ländern rings um die Erde, im gleichen Takt.
Und nur die Leidenschaft, die Liebe allein, kann gleich den verklärten Kornblumen, die an den Feldrändern in blauen Bändern saßen, sich mit blauen Träumen befassen;
Und wie der Weizen, der über die Kornblumen fortschaut, nützlich heißt und die Kornblumenmassen ein Unkraut nennt, so muß sich oft die Liebe ein Unkraut vom Unverstand schelten lassen.

Osaka

Osaka, die Strom- und Meerstadt, empfing mich wie eine einzige, riesige Werkstatt. Dicht liegt Haus bei Haus;
Schornsteine und Kamine ragen in den Nebel hinaus. Der Regen hatte die Dächer, die Brücken und die unendliche Strombreite mit Nebel beschlagen;
Meer, Nebel und Dampf hüllten die Uferseite, aber in all dem Nebelkampf lagen doch noch japanische Freundlichkeiten

Über all den grauen, einstöckigen Häusern, die ihre Dächer wie eine unendliche, graue Ziegelwüste über die hölzernen, grauen Schubfächer der kleinen Zimmer breiten.

Unterm Regen gingen die Japaner, rund umgeben von ihren ölgetränkten gelben Papierschirmen, hell beleuchtet wie von einem Sonnenrad,

Indessen sie die Schlafrockkleider über die Knöchel heben. Und jeder humpelte und klapperte auf seinen Holzsandalen eilig über den regenplätschernden Straßenpfad.

Die Zinndrachen der Dachrinnen spieen ihr Wasser in die Straßen herab, und viele laute Kaskaden sprangen lustig von allen Hauszinnen.

Als hätten die Hausdächer unter Lachen zu einem Wasserspiele ihre Rachen geöffnet und nähmen sich die Vorübergehenden zum Ziele.

Ich trat unter das Dach eines Satsumamalers, stieg einer winzigen Treppe nach und freute mich in dem kleinen Werkstattgemach an dem emsigen Meister und seinen Kunstgesellen,

An jenen winzigsten, kostbaren Bildern, die sich nur unter dem Glas einer Lupe herstellen. Ich sah, wie die nur punktgroßen Schmetterlinge und Fliegen

Und ihre bunten Flügeldecken und Füßchen entstehen; sie sind auf der Innenseite von winzigen Porzellannäpfen mit dem bloßen Auge kaum zu sehen,

Als ob sie sich in den gekratzten Rissen und in den absichtlichen Sprüngen der Porzellanhaut in bunten Schwärmen zu verstecken wissen.

Auf einem einfachen Kissen auf den Bodenmatten, am Fenster entlang, saß jeder Maler lautlos wie sein eigener Schatten,

Und eine Lupe war vor ihm angeschraubt, darunter entstanden, von Gold und winzigen Farbpunkten bestaubt,

Die wimmelnden Insekten, die deine Augen auf dem Porzellan kaum entdeckten. Auch alle Vorlagebücher sah ich an,

Die sich in der Malerfamilie vererbten seit manchem

Jahrhundert, wobei dein Herz still die japanische Lust an alten Traditionen bewundert.
Ich trennte mich schwer von dem kleinen Dachzimmer, wissend: von ihm aus ging der Schimmer einer kostbaren Kunst rings um die Erde her.
Hätte man die Kammer — sie war wie jedes Gemach in Japan außer den Malern ganz leer — angefüllt mit dem Heer der goldglimmenden Fliegen und Schmetterlinge,
Die schon von hier aus in die Weltluft gestiegen, man könnte nicht in dem Hause schnaufen, so dicht müßte dort die Luft von Insektenflügeln voll bis unter die Dachtraufen liegen.
Der Regen tropfte schwach an die papiernen Scheiben; ich konnte mich nur schwer aus dem uralten hölzernen Arbeitsraum fortbewegen,
Wollte gern hier bleiben und niederkauern, bescheiden in den Holzmauern, und die Welt draußen meiden im Freien;
Ließ gern die Dachtraufen draußen ihren Schaum speien und wollte zuschauen, wie im Traum hier die Goldpunkte der Käfer und Bienen entstehen;
Inzwischen würde unterm grauen Nebel die Erde sich drehen, ohne daß die Augen sehnsüchtig auf Jahre sehen, auf Tage oder Stunden.
Ich habe aus diesem fleißigen Haus nur schwer den Weg weiter unter dem Heer der Dachtraufen fortgefunden.

Das Schloß von Osaka

In Osaka liegt ein mittelalterlich Zitadellenschloß, das auf stämmigen Granitmauern einst aufschoß, von breiten Graben umgeben.
Und nur noch Steinwälle und Graben heute die Zitadelle überleben. Die Einfahrt durch Tore ist, wie in eine Festung, hart und gründlich ummauert.
Die Geschichte des Schlosses, die heute noch auf der einsamen Plattform die Leere des Platzes überdauert, hat mein Herz mehr noch als alle Öde dort durchschauert.

Im Haupthaus belagert und bedrängt war damals eine kleine Schar Hofleute und Krieger mit Frauen und Kindern eng eingezwängt,
Die wußten eines Tages, der Feind war endlich Sieger. Aber sie gaben sich nicht in seine Gewalt, sie steckten mit eigener Hand das Haus in Brand;
Sie blieben zusammen, Mann und Weib, als das Schloß, statt von goldenen Wänden umgeben, mitten in goldroten Bränden stand.
Sie hatten an der Schloßtreppe eine Quelle daneben, das „goldene Wasser", genannt so wegen seiner Helle; aber niemand von den Eingeschlossenen eine Hand
Hin zum Quellenrand rührte; jeder lieber die Flammen als das Wasser auf seinen Lippen spürte,
Damit ein Scheiterhaufen sie alle zusammen als Helden und Heldinnen fort ins Nirwana führte.
Jetzt müssen die Gräben dort verschlammen, die Wallmauern rammen sich aber noch fest in die Erde
Und zeigen noch in ihrer Geste die Haltung und Reste einer einstigen mutigen Gebärde.
Aber von jenem Todesfeste unversehrt lebend blieb nur noch die goldene Quelle, die steht heute noch klar wie der Spiegel der Mutigsten an der Treppenstelle.
Ich sah von der Grundmauer der einstigen Zitadelle jetzt im Regennebel auf Osakas Fabriken und Schlote, die den Himmel rundum mit Rauch beschütten,
Stand nahe bei Esse und Brand, und die Festung sah mich gewaltig an und sprach über das Land:
Kaufmannsarbeit und Soldatenmut sind einander wohlverwandt, aber ein Soldatenherz aus einem Guß
Tat von jeher mehr, als der Arbeiter kann und muß. Doch der höchste Mut ist der Mut zur Liebesleidenschaft, die leicht sieben Paradiese gelobt der Liebeskraft,
Aber oft den Menschen wie eine Brandflut umtobt und tötend dahinrafft.

Glocke und Schildkrötenteich im Tennoyitempel in Osaka

Gegen Abend trat ich noch in den Tennoyitempelgarten. Schwere Steinlaternen stehn, wie überall, am Tempelwege,
Und um die roten Schreine unter den grauen, geschweiften Dächern wimmelten viele Menschenbeine.
Hohe Schwarzkieferbäume standen verfinstert im Haine, ich fand eine neue, ungeheuere Glocke unter ein Strohmattendach gestellt,
Ihr neuer Tempel stand als unfertig Gerüst in der Nähe, — der Tempel, in den die Glocke dann Einzug hält.
Diese mächtigste aller Glocken der Welt war aus den geopferten Bronzespiegeln der Frauen von Osaka gegossen.
Metallspiegel, die einst jeder das Bild eines Weibes genossen, waren hier in Schmelzgut zu einer Glocke zusammengeflossen.
Wie wunderbar muß der Klang sein, denkt diese Glocke ihr Leben lang an die schönsten Augen und Lippen und Wangen,
Die einst an ihrem Metall mit Blicken und Seufzern gehangen. Von der Glocke nicht weit ist unter einem Dach ein Steinbecken tief und breit.
Ein Wasserbach springt aus dem Maul einer steinernen Schildkröte schnell in den Trog; ungezählt schwammen feine Papierstreifen drinnen dem Wasserstrom nach,
Und von mancher Hand ein neuer Zettel hin zum Wasser flog über den Brunnenrand. Die gelben, langen Papierstreifen, die da im Trog fort trieben,
Waren alle beschrieben; es sind Briefe, Nachrichten an die Toten, Bitten mit Gedichten an die gestorbenen Lieben,
Welche untröstliche Lebende an das Totenreich richten.—
O Sehnsucht, wie du rings um die Erde dir gleich bleibst!
Es ist dir kein Weg zu unmöglich, auch nicht, wenn du gläubig mit Tinte an Tote schreibst.

Ankunft in der alten Kaiserstadt Kioto

Von Osaka, dem nebligen Hafen, reist' ich dann mit der Eisenbahn fort, unter Regenwolken nach der Königs- und Tempelstadt Kioto

Und kam an am uraltesten Ort japanischer Künste und Sitten, der inmitten des Landes gelegen, von einem schönen Flußbett durchschnitten,

Umgeben von regen Berglinien, die ihre Schatten seit Jahrtausend über den Kaiserpalast morgens und abends über die Gassen und Gäßchen legen.

Ich sah die Brücken, die Tempel und die Landschaftsbilder, die alten, auf allen Wegen, welche japanische Künstler auf Seide, Reispapier und Lack festgehalten,

Und alle die vielgesichtigen Straßengestalten, die tausendfach in Elfenbein geschnitzten und in Goldlack gemalten,

Die hier heute noch vor mir, gleichwie aus Perlmutter, vielfarbig blitzten. —

Der Abend war trübe, wenig Laternen brannten, als mit mir die Beine meines Rikschamannes durch die finstern, verödeten und verregneten Straßen rannten.

Hätte ich nicht gewußt: ich bin in Kioto hier, ich hätte geglaubt, ich bin in einem endlosen Dorf; dunkel und totenstill standen die winzigen Häuser, wie ausgestorben schier.

Da war kein Ladengefunkel, die Buden, frühzeitig alle geschlossen, standen dunkel, wie Scheune bei Scheune aus Holz;

Und nichts an dieser Stadt erschien im Finstern königsalt und stolz. Nur das Kiotohotel wie eine erleuchtete Insel war, gefüllt von einer europäischen Fremdenschar.

Die kleinen japanischen Dienerinnen, jede mit einer Rose im Haar, knicksten und verbeugten sich tief. Die grüßenden Japaner ziehen den Atem laut ein,

Als ob sie deinen Anblick kosten und ihn laut schlürfen, wie einen Tropfen vom erlesensten Wein.

Dieser schlürfende Laut überall durch ganz Japan

mit mir lief; immer, wo sich zwei auf der Straße oder im Haus verbeugen,
Hörst du dieses schlürfende Hochachtungsbezeugen.
Manchmal sah es aus, wenn zwei sich zu grüßen kamen,
Als lief' dem einen beim Anblick des andern, wie vor einem köstlichen Apfel, der Speichel im Munde zusammen. —
Besser grüßt man wohl kaum eines andern Leib und Gesicht,
Als daß man ihn ansieht wie ein wohlschmeckend und leckeres Lieblingsgericht.

Natürliche Jahresfeste in Japan

Im Hofe des Kiotohotels, das wie ein Landhaus im Grund eines Gartenhofes gelegen, pflegen die Scharen von Rikschas
Im Frühling mit europäischen Gästen ein und aus zu fahren, denn Kioto ist fort und fort dann ein Wanderort.
Hebt Anfang April die Zeit der Kirschblüte an, ruft sie nach Kioto zu ihren Festen Japan und Europa und Amerika heran.
Eine kleine Blüte es fertig bringen kann, daß viele Menschen in vielen Ländern ihren Wohnsitz verändern
Und um die halbe Erde nach einem fernen Land hindringen, wo die Güte und Einsicht der Bewohner die Kirschblüte zur Königin großer Feste machten,
Wo man die kleine Blüte zärtlich besingt, ihr Tänze, Theaterstücke, Musik, Lieder und bewundernde Andachten in ihrer Blütezeit darbringt.
Und siehst du die Kirschenblüte in Japan in Kioto genauer an, so ist es dieselbe Kirschenblüte, die man auch bei sich in der Heimat sehen und feiern kann.
Es hängt nicht an einem einzigen Kirschenbäumlein in Japan etwas anderes daran als die liebliche, kreisrunde, rosige Blumentüte,

Die jeder in Europa mit gleicher Liebe und Güte sich als Frühjahrskönigin hinstellen kann. Mit denselben Millionen Blütenzellen wie in Japan
Stehen dieselben Kirschenbäume in unserem deutschen Landschaftsbilde, mit derselben Milde
Und leuchten wie Milliarden Laternlein rosig über den Frühlingsweg in die Frühjahrsbläue hinein.
Nur fällt es bei uns den wenigsten Menschen ein, deshalb ein Fest zu begehen, weil die blühenden Kirschenbäume im Zeichen des Hochzeitsfestes stehen.
Aber wenn alle beim Lebensanfang wüßten wie am Lebensende, daß die Freuden der Erde spärlich gezählt sind,
Machten sie die Türen auf, Mann, Weib und Kind, und begrüßten mit Tänzen die Hochzeit der Kirsche zu allen Lenzen.
Wenn sich alle Singvögel rühren und es freudig mitspüren, daß sich die Kirschenbäume verliebt und errötend bekränzen,
Sollen auch Burschen die Mädchen unter die freienden Bäume hinführen; denn die Kirschenbäume teilen gern mit den Menschen ihre rosig schneienden Liebesträume.
Japan, wie jedes Land in asiatisch-buddhistischer Welt, keinen regelmäßigen Sonntag kennt, dafür aber jeder natürliche Festtag der Natur ihm gefällt;
Und mit den Hochzeiten der Jahresblumen es viele Feiertage hält. Im April lockt die Pflaumenblüte und der rosige Kirschenast,
Und der Liebste die Hand der Liebsten erfaßt, und beide wandern beschaulich, winterfrei und vertraulich in die Landschaft zwei und zwei.
Im Mai mit ihrer Blütenlast hängen lila Glyzinen, gehen Päonien und Azaleen auf, die in Tempellauben wohnen
Und in Tempelgärten unter Bambusgerüsten thronen und zur Schau stehen. Im Juni ziert die senkrechte Iris mit ihren Schwertblättern Teichränder und Seen,
Blau und weiß und goldgelb am Wasser, wie drei-

farbige Blütengeländer. Im August liegt voll
Sommerbehagen unter den runden Tempelbrücken
Zum frommen Entzücken der Lotos in den Morgenstunden weiß aufgeschlagen, von todstillen Wasserstücken und schwarzgrünen Flutspiegeln getragen.
Im November leben die Chrysanthemen mit den goldkrausen Köpfen, den vornehmen, — sie, die Anfang und Ende der Dinge wissen,
Den Sommer in den Tempelgärten beschließen und im Winter noch wie unvergängliche Schemen auf dem Wappen des Kaisers weiterleben und auf seinen Emblemen.
Dies sind die Stufen der Blütenfeste im äußersten Osten, die sich durchs Jahr erstrecken. Uns im äußersten Westen, uns könnten die Heimatblumen zu gleichen Festen rufen,
Ließen wir uns von ihrem Hochzeitsjubel erwecken. Wer die Brust den Blüten und ihrer festlichen Helle öffnet, der wird ein Natürlich-Fröhlicher,
Dem wird das Leben nicht grau zur Einsiedlerzelle; der wird natürliche Feste erleben und vom Jahr das Beste.
Dem Natürlich-Fröhlichen wird die Liebste Haar, Brüste und Leib gern immer wieder neu geben,
Und eine festliche Blumenernte wird ihm ihre alltäglichste Geste. Denn den Natürlich-Fröhlichen immer gern die Fröhliche grüßte;
Und die liebsten Lippen, die er so oft schon küßte, erscheinen ihm unendlich an Güte und Süße, reichwechselnd wie des Jahres Blüte,
Wie des Jahres unverlöschliches Liebesgelüste.

Im Kirschblütentheater in Kioto

Am Spätnachmittag fuhr ich durch die Straßen von Kioto zum Kirschblütentheater. Aprilhimmel hat Regenmassen unablässig rauschen lassen;
Ich sah grau die Häuserbuden und Regenwolken nur, die sich darüber entluden, von Kirschenblüten nirgends noch eine Spur.

Viele Rikschas rannten denselben Weg an den Straßenkanten; viele von Regenschirmen überspannte japanische Damen
Mit kreideweiß gepuderten Gesichtern und rotgeschminkten Wangen daherkamen; sie waren Schauspielerinnen, die eilten auf klappernden Holzschuhen
Enge Gäßlein entlang, wo lustig Regenbach bei Bach von jeglichem Ziegeldach sprang. In einem bambusvergitterten Hof stieg ich aus,
Drinnen lag das hölzerne, unscheinbare Theaterhaus; das öffnete seine Pforten nur einmal im Jahr,
Wenn die Kirschblütenschar als Schauspielerin lächelnd eingezogen war und rings im Bogen um Kioto bei jedem Luftzug die Kirschblüten rosig durch die Tempelgärten flogen.
An der Kasse im Vorraum wartete die Zuschauerschar, denn der Eintritt ins Theater nur truppweise war,
Geduldig und leise, Schritt um Schritt; es wurden immer kaum dreißig gebeten, in den Teezeremoniensaal zu treten.
Hier war zuerst zum Empfang Teezeremonie. An den Wänden entlang, in einem weißen Saal aus Papierrahmen,
Kamen auf Bänken immer dreißig mit dem Rücken zur Wand an niederm Tisch hinzusitzen.
Dann erschien des Hauses vornehmste Schauspielerin, den schwarzen Kopf geschmückt mit einem Kranz von großen Haarpfeilen,
Die wie ein goldenes Gerüst im Haar sitzen; an den Pfeilen baumeln glitzernde Goldlitzen.
Der Dame tiefdunkel Purpurgewand besprühten Stikkereien von goldigen und rosigen Kirschenblüten.
Ihre Schleppe trug eine Gruppe von sechs winzigen Kindern, jedes wie eine winzige Purpurpuppe. Sie alle grüßten einen jeden der dreißig im Vorübergehen;
Kamen in den dämmrigen Saal mit kleinen Kerzen in der Hand, und ein Klingeln und Knistern von Goldlack-Ketten, von Talismansteinen und Seidenfalten entstand,
Und es ging und schwand ein Wehen von Weihrauch

und Balsam. Die geschminkten Kinder mit den Haaren, tief in die Stirn gekämmt,
Sangen lange Gedichte wie alte Gebete und trippelten vorüber, in die Purpurseide gewickelt, wie kleine rote Pakete.
Und mit dem Gedichtton, mit Trommeln, Gong und Kerzenlicht zog die rotgoldene Festprozession dreimal durch den halbdunkeln Saal,
Beleuchtet vom Goldgeflitter und der Seidenfäden prunkendem Gezitter. Dann verstummen die genäselten Lieder,
Bei einem Wandschirm kauert die Schauspielerin auf einer Bambusmatte nieder; sie hantiert über dem Kohlenbecken mit Ruhe und Rast
Und schickt zwei und zwei, die Kleinen, mit einem irdenen Teller, darauf eine Reiskugel liegt, hin zu jeglichem Gast.
Die Kleinen verneigen sich mit dem Kopf auf die Brust, erzeigen Ehrfurcht und einen Vers sie einem jeden singen, dem sie die Reiskugel bringen.
Sind die dreißig versorgt, ist die Teezeremonie beendet, und zum Kirschblütenfest erhebt sich die Schauspielerin, die mit den Kindern tief grüßt und den Saal still verläßt.
Nachdem alle die Reiskugel aßen, waren alle dreißig entlassen; dann trat man durch eine schmale Tür, breit für einen einzigen kaum,
Über Holzbrücken, im Hof, hinein in den Theaterraum, wo schon viele Zuschauer, wartend auf den Matten, im rosigen Lichtscheine Platz hatten.
Hier in dem Viereckfaal nahm eine Seite die Bühne ein; auf den Seiten, zur Linken und Rechten entlang,
War schmal ein Empor. Dort hockten am Boden neun Mädchen als Musikantenchor mit Trommeln, Fiedeln, Gong und Gesang;
In rosig und blauer Seide, neun Mädchen zur Linken entlang, neun Mädchen zur Rechten.
Viel rosige Papierlampen und elektrische Glühlichter brannten, und rosig und himmelblau bespannten sich alle Wände mit Seidentüchern,

Und Kirschenblütenzweige hingen über der Bühne, und rosig war beleuchtet der Theaterraum, wie ein einzig blühender Kirschenbaum.

Ein Gong tönt an, und die Trommel- und Lautenmusik der rosig und blau gekleideten Musikantinnen begann.

Die Lautensaiten lallen, als ob aus den Lüften, den weiten, wie flaumige Federn die Kirschblüten fallen.

Die kleinen Holztrommeln tönen, Holzstäbe mit Taktschlägen klappern, als ob Quellen glucksen, als ob selbst Holz und Steine sich freudig regen,

Und gesellen ihr Lied zum Aufschwellen der Kirschenblüten und zu der Kirschenäste Wiegen. Und die achtzehn Musikantinnen singen,

Als ob ihnen gemurmelte Herzenswünsche halblaut von den Herzen entfliegen. Indes ihrer Instrumente Chor, wie Bienengesumm eines Kirschenbaumes,

Einlullte dein Ohr, tritt auf jeder Seite, auf dem Empor, ein Zug blau und rosig gekleideter Mädchen hervor.

Die ziehen an den Lautenschlägerinnen vorbei, dehnen schrittweise langsam ihr Gehen und heben und senken sich auf den weißseidenen Strumpfzehen.

Jede trägt einen winzigen Fächer aufgeschlagen, und mit ihren zagen Schritten, bald gesenkt, bald gehoben, nur langsam von dem Takt der Musik sanft vorwärts geschoben,

Begegnen sich von beiden Seiten mit leisem Tritte die zwölf von links und die zwölf von rechts in der Bühne Mitte.

Immer eine kniet, und um sie dreht sich eine andere, und so entsteht von vierundzwanzig Mädchen ein wiegend Gewandere.

Hinter ihnen auf der Bühne verändert der Wandschirme Bild, verschieden gestellt, der vier Jahreszeiten wechselnde Welt.

Erst ist es Sommer, einheitlich grün, mit weiten Wiesen und Bergen; dann Herbst, und rötliches Laub fällt; dann Winter mit silbernem Schneegeriesel

Und einem kleinen roten Tempel im Schneefeld mit winzigen Laternen, Mond und Sternen; dann endlich der Frühling Einzug hält;

Derselbe Tempelgarten, umgeben von rosigem Kirschblütenleben. Nicht höher als bis an die Knie reichen die Tempel, die sich rundum im Hintergrund bauen,

Zu den Füßen der kleinen, tanzenden Frauen, so daß die, welche zuschauen, glauben, daß das Tempelland meilenweit fernstand.

Die blauen und rosigen Mädchenfeen wechseln im Tanz nur die Fächer, mit denen sie wehen.

Die japanischen Fächer stehen im Sommer fest, sind im Herbst und Frühling zusammenzuklappen,

Indes die Frauen im Winter fächerlos, mit ölgetränkten Schirmen, bloß durch Schnee hintappen. Sonst ist kein Ändern zu sehen

Als nur die Schritte und die Musik und die Mädchen, die bescheiden und ländlich kommen und gehen und wie die Jahreszeiten lächelnd und schwärmend vorübergleiten.

Der letzte Takt der Kirschblütentänze ist das zierlichste Drehen, das zärtlichste Sich-in-die-Augen-sehen,

Das spielendste Winken und Wehen mit rosigen Zweigen, bis zu den Fußzehen tiefstes sich Wiegen und Neigen.

Seidene wattierte Schleppen schleifen, und jedes Mädchenköpflein will unter den Kirschenblütenzweigen sich selbst als die rosigste Blüte zeigen.

Es tanzen nicht Mädchen und Blumen allein, es tanzen die Flöten und Trommeln und Geigen,

Bis bengalische Feuer die Bühne röten und die Kirschenblüten von den Bäumen allen als geschüttelter Regen zur Erde fallen. —

Dann zieht sich über den Bühnenrahmen der Vorhang zusammen. Die Musikantinnen gehen, indes die Schauenden noch lang beim Heimgang durch den Theaterhof,

Wo im Regenfinstern fahrige Pechbrände wehen, auch noch in der Nacht mit geschlossenen Augen die rosig regnenden Kirschblüten sehen.

Die rotgelben Pechbrände im Hof kann ich nicht vergessen, die wollten, wie Raubtiere, den Träumenden die Träume auffressen.
Doch viel zu tief ist das Bild der Kirschblüte in mir gesessen; fest standen für mich auf immer Kiotos Tempelkirschgärten mit ihrem lieblichsten Mädchenschimmer.
Aber nach einer Weile sprach es in mir: Es war dies doch nur ein armer Frühlingstanz hier, —
Aus Theaterschminke, Seide, Blüten aus Papier und bengalischem Feuer zur Augenweide.
Denn was hilft die Reise zu Kirschblüten in einem fremden Lande dir, streichst du dort heimwärts nachts, einsam wie eine Eule, über die Heide,
Und deine Sehnsucht geht neben der Hochzeit der Blüten im Armenkleide.

Oben beim Kiomizu-Tempel in Kioto

Über das Flußbett mit seinen trockenen Strecken, die voll mattgrauer Kieselsteine stecken, geht eine breite Brücke, geschwungen im Bügel,
Zu einem Stadtteil, der liegt gedrungen am Fuß sanftsteigender Hügel. Oben im Grün hält auf Holzgerüsten ein roter Tempelbau
Über das Flußtal, über die Kiotodächer und über die ausgebreiteten Fächer der fernen Berge lächelnde Umschau.
Dort oben stehst du unter den Tempeldächern, nicht, um in den Gemächern vor den Göttern zu knien, du gehst dort auf die Terrassen zum Anbeten der Fernsicht hin.
Voll Steinlaternen stehen die Talmulden droben, Hallen sind mit Buddhafiguren, mit Lackschreinen voll und von roten Torbalken hochgehoben;
Treppen grün bemoost unter mächtigen, heiligen Schwarzkiefern, die über den hügeligen Boden fortflüstern
Und sich mit düstern Ästen wie fliegend in den Himmel schoben. Dort im Steinlaternengewimmel, bergauf und bergab,

Ist die Luft uralt voll Legenden und Sagen, und dein Blick fällt an Frühlingstagen von den roten Tempeln hinab ins Kiototal, wie von einem roten Thron in den Thronsaal.

Da kommt drunten der silbergeschüttelte Fluß gegangen als Riesengott, da stehen Götterberge mit ihrem grauen Kieselsteinfuß,

Und von Sonnenschatten blau behangen, als sprangen sie tief aus dem Land an den Fluß, um ihren Scheitel zu spiegeln, mit Wohlgefallen und Genuß.

Da liegen drunten am Fluß, gleich tausend kleinen Herdtiegeln, die Kiotohäuser mit ihren Dachdeckeln aus grauen Ziegeln.

Und alles dieses, das Große und das Kleine, schwarze Tempelhaine und die roten Tempel, umhergestreut,

Alles dies steht im gelben Sonnenscheine vor deinen Augen und Sinnen, erfreut wie ein Geschenk die Ärmsten, welche Andacht hier oben auf den Hügeln gewinnen,

Und welche kommen, um ein großes Gefühl zu minnen, hoch über dem Stadtgewühl und dem Stadtdunst die Weltkugel anbeten mit Inbrunst.

Aber nur du, Verliebter, du erkennst des Lebens einzigste Gunst, dir ist nicht genützt mit dem schönsten Blick auf Silberflüsse und Berge,

Die Landschaft wird dir leer und wird nur öder Dunst sein, wenn um den Tempelhain die weite Luft nicht deine Grüße fortruft, der Liebsten nach, in die Berge hinein.

Denn hier diese urältesten Bäume haben vor tausend Jahren für dich nur Wurzel geschlagen, daß sie dir heute ihr Grün, die Farbe beruhigender Hoffnung, kühn entgegentragen.

Und die Tempelbalken in roter Lackfarbe wie in ewigem Sonnenuntergang glühen, um rot wie dein Blut in die Ferne zu sprühen.

Die roten Tempel leuchten ungeheuer, als fängt das Tempelholz von deiner Nähe Feuer, wenn zu ihm dein Herz um die Erde kommt und ist auf seine Liebe und Sehnsucht stolz.

Denn die geflügelte Erde will nur für Tiefliebende singen, wird niemals den Liebestauben erklingen,
Wird nur von Liebenden mit goldnem Recht erwogen,
Von denen, die mit geflügeltem Herzen inbrünstig ihres Weges zogen.

Im Kaiserpalast zu Kioto

Wie ein Kirchhof totenstill ist die Kiotostadt, die weder Pferde noch Lastwagen hat, und nur der hölzerne Laut vieler Holzschuhe geht über die Erde;
Die Rikschamänner barfuß laufen, und nur dünnen Lärm macht der knatternde Rikschawagen.
In den Budenstraßen, die schmucklos sich dehnen, saßen hinter den Waren Verkäufer an Rechenmaschinen, zählen und gähnen,
Kleine Trupps Menschen trollen gelassen, fassen Waren an, feilschen und wählen; eintönig ist das Bild der Handwerkerstraße.
Hinter den gelblichen Budenmassen öffnet sich mein Weg, es treten Bäume und lange weiße Mauern hervor, ein graugrüner Rasenstreif,
Und mein Rikscha hält an der endlosen ziegelbedeckten Mauer, vor einem einfachen ziegelbedeckten Tor.
Siehst du empor, sehen nur Kieferkronen über die schneeweiße Mauer hervor, und du ahnst nicht, daß hinter dem schlicht weißen Tor
Die Kaiser von Japan seit Jahrhunderten wohnen; hinter dem Torriegel beginnen überweltliche Zonen.
Der Kaiserpalast liegt von der unendlichen weißen Gartenmauer eingefaßt; keine Dachlast und kein Turm,
Nur Baumland schaut über den dunklen Ziegelrand der langen, schneeweißen Wand. Wie der Zaun von einem Gehöft, aber ungeheuer, betrachtet dich das weiße Gemäuer.
Einige Torbeamte öffnen im Tor ein Türlein, und ich trete ein. Unter einem Kaiserpalast versteht man in Europa einen schöngemauerten Berg aus Stein,

Der Marmorsäle einfaßt, Granitkorridore und ein hohes, hallendes Treppenhaus. Aber hier im weißgepflasterten Hof

Sah ich als Schloß nur ein Erdgeschoß aus braunen Hölzern, Holzpfeilern, Holztüren, darauf ein Ziegeldach schwerschützend gestülpt;

Und nur das Dach, nicht das Schloß war groß. Zur ebenen Erde folgte sich drinnen ein Holzgemach nach dem andern,

Als müßte die Leere hier wandern; einfache Holzkammern mit Goldpapierwänden waren die Säle.

Die Korridore, die die Säle verbanden, alle mit weißen Papierscheiben, die keine Aussicht fanden und wie ungeheure helle Schränke dastanden.

Nicht ein Spiegel und kein Kamin, kein Vorhang, kein Teppich, von Tapeten keine Spur, nicht Leuchter, nicht Uhr, nicht Türsims, nicht Bogenfenster,

Keine Statuen und nicht Stukkatur; nur Bildergespenster wohnten stolz in den Wandbalkenrahmen von gedunkeltem, rötlichem Rohholz.

Gemalt auf Goldpapier, schier in übernatürlicher Größe, kamen mir aus der Dämmerung, als könnten sie sich lebendig bewegen, dunkelgrün gewaltige Baumwipfel entgegen,

Als wüchsen sie hier seit jahrhundertjähriger Zeit in dem Schloß, und sind die Ältesten bei des Kaisers Festen.

Staunend sah ich ihre rötlichen Rinden mit ungeschlachten Gesten sich über gedunkelten Goldpapiergrund bis an das Dachgebälk winden.

Jede Wand war ein Bilderrahmen, und immer stellten sich vier der Riesenbaumbilder zu einem Gemach zusammen. Das Dach darüber aus gedunkelten Rohholzbalken,

Und darunter am Boden aus geflochtenem Binsenstroh dicke Matten, flach in die Diele eingelassen; sie gaben federnd und lautlos den Schritten nach.

Manchmal in einem Gemach wild ein Tiger, goldgelb auf das Gold gemalt, wie ein Wächter, der zum Aufsprung wach.

In einem andern Saal waren mächtige Kronenge-

stalten von lebensgroßen uralten Eichen, die keinem Sturmwind weichen.

Diese gemalten Baumriesen ließen niemals die Wurzel sehen, sondern jeder stand, mit der Krone am Fußbodenrand, über die Höhe der Wand.

Wenn der Kaiser auf seinem Kissen in diesem Gemach lag, waren die Goldkartonwände um ihn wie ein gelber, gedämpfter Hochsommertag.

Er sah von der Welt nicht mehr den Boden, nicht die Felder, sondern die Gipfel der dunkelgrünen Wälder, vom Gold umspielt; als ob der Kaiser hoch über seinen Reichen,

Hoch über den Kronenwipfeln der ältesten Eichen wie ein Adler einsam ernst Umschau hielt. Und als könnte niemand als die Adler allein

Dem Kaiser und seinen Gedanken Gesellschafter sein, fand ich im Thronsaal, wie lebend gemalt, an jeder Wand eines Adlers hartnäckig mächtige Gestalt;

Den hakigen Kopf in die Schultern gedrückt, hockend im Eichengeäst wie die irdische Allmacht, die den Kaiser niemals verläßt.

In manchem Gemach warf mancher gemalte Eichenbaum seinen Riesenzweig bis hoch unters Dach, ein anderer schräg, wie vom Sturm verbogen,

Warf sich seitlich gleich einem stürzenden Turm und ist wie ein großer, markiger Arm rund um den Saal durch vier Goldwände gezogen.

Überall stand die Gewalt der wachsenden Baumriesen, wie das Kaiserhaus tausende Jahre alt, und manchmal ein Adler, angekrallt mit seiner regungslosen Machtgestalt auf papiernen Goldgrund gemalt.

Und der einzige Baum, der beflissen in einem Gemach um die vier Wände ging, war wie vom Sturm herumgerissen

Und stand dort, als wurde er zum gekrümmten Wurm unter des Kaisers Wort. Es war todstill, doch du glaubtest, die Eichblätter müßten knirschen

Und die unwirschen Astknochen sich regen und die gigantischen Zweige im Herbst verdorren und im Abendwirbel quer durchs Gemach hinfegen.

Manch lebensgroßer gebückter Adler, in sich verbissen,
sah dir herrisch nach, als wühlte sein gezückter Blick in deinen Eingeweiden nach deiner Ehre und deinem Gewissen.
In diesen Balkenkammern waren auch dunkle, getriebene Bronzemassen als Klammern in die Winkel eingelassen, darauf sich getriebene Bilder von Laubwerk, Drachen und Wolken fanden.
All diese Zimmer zur ebenen Erde standen im Halbdämmer von großen, weißen Ölpapierscheiben, als lebten sie im Zeitlosen ohne bestimmten Stundenschimmer. —
Ein Zimmer, in welchem Gedichte gelesen werden und Dramen vor dem Kaiser und den kaiserlichen Damen,
Das zeigt auf weißem Grunde mächtige, wagerechte, tiefblaue Streifen, damit sich der Blick ins Unendliche versenke und zuhörende Augen in die Ferne schweifen,
In himmelblaue Ausblicke durch weiße Wolkenbänke. In dieser Leere des liniierten blauweißen Zimmers, wo die geschmückten Menschen wie Wolken im Himmel zusammenkamen,
Standen im Geist vor mir die Augen der kaiserlichen Damen, die ihre Wimpern kaum aufschlugen und vom Dichter die Worte wie Wolken voll Mondlichter forttrugen. —
Im Schlafraum des Kaisers sind die Wände bemalt mit langen Bambusrohren, und im gelben Gehölz der Bambusstangen, wo Baum schlank bei Baum,
Liegen mächtige Tiger im Tau, grau, gekauert, die den Schlaf des Sohnes der Sonne bewachen;
Und die Dschungelluft ist vom Atem der dampfenden Tigerrachen durchschauert. Und jeder, der hier dem schlafenden Kaiser naht,
Fühlt sich mehr und heftiger von den Augen gemalter Tiger als von den besten Wachen belauert; denn oft trat die Gewalt eines Bildes dir stärker nah und tat dir mehr Harm
Als ein bewaffneter Arm. Du bist bei geschlossenen Augen oft mit Gewalt noch verfolgt von eines Bildes Gestalt;

Oft macht dich eines Bildes Anblick wie das Leben warm, und ein geliebtes Bild, das dich senkrecht ins Herz traf, behütet dich auch noch als Wächter im Schlaf. —

Im Schloß folgen sich Zimmer für die Prinzessinnen mit Heeren von weißen Chrysanthemen auf Silbergrund;

Zimmer, wo die jungen Mädchen sich die Stille der Blumen anlehren und sich nur auf weiße Blumen besinnen zu jeder Stund'.

Denn küßte ihre Mädchenlippen noch nie ein blutroter Mund, so ist ihr Leben hinter papierweißen Scheiben nur ein Blumentreiben, vom Nebelsilber umgeben. —

Ein Raum war bemalt voll mit Wildgänsen lebensgroß, von blendenden Gänsen an allen Wänden, grau und weiß ein Troß;

Manche, aufgescheucht, zogen zum Himmelssaum. Ein anderer Raum war genannt: der Saal der kühlen Luft, wo die Kaiserin Gäste zum Tee in den Sommermonden zu sich ruft.

Schneebilder zeigen hier silbriges Eis auf Bambuszweigen, alle Wände silberweiß, Landschaft bei Landschaft begraben im Schneegelände.

Winter steht hier vor der Kaiserin Blick, indes es draußen August ist und augustheiß.

Gemach bei Gemach hat einen andern Kunsttraum dem Kaiserauge aufgeschlossen, und Wirklichkeit darinnen waren nur die Diele und das Dach,

Aber alle Wände gingen der Unendlichkeit nach. Durch dieses Schloß zog dein Geist, wie die Wolke im Blauen dahinreist,

Und dein Auge die Wände alle durchflog, denn möbellos waren alle Rahmenräume, und nur des Kaisers und des Künstlers Seele war hier groß,

Und nichts Wirkliches störte dich hier in diesem Palast ohne Gegenstände.

Du warst hier der Ewigkeit Gast,

Hielten deine Hände zwei liebende Hände

Die Welt von Kiototempeln zu besingen, die in der Nähe des Palastes und über dem Fluß auf den Hügeln und im Land in den Feldern um Kioto
Ihre mächtigen grauen Dächer über den roten Erdgeschossen schwingen, damit müßte ich meine Lebenszeiten zubringen, um alle Kostbarkeiten in Worten auszubreiten.
Ich will nur einige Seltsamkeiten aufzählen, von den alten und neuen Wundern einige wählen.
Ähnlich wie der Kaiserpalast, ist auf den Hügeln über dem Fluß ein roter Tempel, der Gemächer für den Kaiser umfaßt, wo sich die Kaiserfamilie zurückgezogen zur Andacht und Rast.
Die Dielen, die durch die Gemächer führen, sind so alt, daß ihr Holz zu singen beginnt, wenn deine Füße im Gehen dran rühren; flötende Töne entstehen und singen, die wie Nachtigallenlaute klingen.
Der Japaner nennt auch Nachtigallendielen diese Holzplanken, die wie Vögelchöre aufspielen. Drinnen in den Goldpapiergemächern wohnen unter den Holzbalken
Gemalte Geier und Falken; sind Zimmer voll Reiher und Zimmer voll Wasserfällen, Zimmer voll Kirschblütenbäumen mit rosigen Ästen auf Goldschimmer.
Auch ist da ein Gemach, wo viele graue Sperlinge in Reisfeldern plauschen; eines, wo an den Wänden gemalte Meereswellen schaumtriefend aufrauschen;
Eines, wo die weißen Blüten der Pflaumenbäume zerflattern; eines, wo Wildgänse scheinbar in Scharen watscheln und schnattern;
Eines, wo große Panther und Tiger aus vielen Winkeln hervorfahren; eines, wo weiße Kätzlein unter blühenden bunten Päonien spielen;
Und endlich eines, wo die Wände sich kaum zu atmen und schnaufen getrauen, wo einst die Köpfe der Feinde abgehauen
Dem Kaiser zum Beschauen in blutigen Haufen vor die Füße hinfielen. Und draußen um die Ve-

randen laufen Gärten mit Zwergbäumen und Lotosteichen,
Die winzigen Glastischen gleichen; da sind auch Gemächer mit brauner Sepia bemalt, mit vielen Blumen, Tieren, Steinen;
Auf ihren Dielen erwartete man in den Nächten des Mondes blaufüßiges Erscheinen. „Mondrasen" hießen diese in Mondnächten geöffneten Sepiastuben,
Wo die farblosen braunen Sepiabilder sich vom Mondschein beleben lassen und der Kaiser und die Kaiserin zur Taustunde, der feuchten,
Darinnen sitzend, aus dem Garten das Aufleuchten des Mondes erwarten. —
Ein anderes Tempelgemach am Fluß lag, dessen Dach ist so lang, daß darunter auf einem Wandelgang die Bogenschützen sich im Pfeilschießen üben.
An des Gebäudes Ende ist die Scheibe, und die Schützen stehen am Anfang, und alle Pfeile flitzen am Tempel entlang.
Drinnen mit goldenem Speer bei Speer, am Haupt umgeben von goldenen Strahlenspitzen, sitzen fünfhundert Götter als Kiotos goldenes Kriegerheer.
Wird die Stadt mal von Feinden bedroht, rücken in höchster Not die goldenen Gottheiten aus, und alle fünfhundert streiten und jagen die Feinde nach Haus.
Nichts mehr den verwundert, dem die Sagen mehr erzählen, als die Lebenden ein Leben lang erfragen; denn die größten Wunder:
Geburt, Liebe und Tod brennen täglich vor dir ab wie Zunder; und warum fragst du nie, wenn einer kam, liebte und verblich,
Sind diese drei Wunder unwahr oder wirklich? —

In einem andern Kiototempel sind polierte Lacktonnen aufgestellt, die enthalten die unzerreißbarsten Taue der Welt.
Als man das Gerüst des Tempels aufbauen wollte, da boten die Frauen von Kioto ihr schwarzes Haar zum Flechten von fußdicken Tauen dar.

Neunzehn schwarze Taue entstanden, und an diesen
wanden die Männer die Balken zum Bau empor.
Keine hanfenen Fäden sich beim Tempelbau befanden,
nur die geflochtenen Haare der japanischen Frau
allein den mächtigen Bau zusammenbanden.
Ich hob ein Tauende in meine Hände und fand es
so zäh und rauh, als ob die Frauen, denen es
angewachsen einst war,
Ihre Liebessehnsucht mit ins Tau einflechten ließen;
und jedes Haar war fest wie die Sehnsucht, und
es ist nicht ein Tau zerrissen. —
Vor demselben Tempel ein blühender Kirschenbaum
war, der stand breit und rosig groß, als wär' er
von Bäumen eine ganze Schar.
Und man sagt, jedesmal ein Wasserstrahl aus seinen
Wurzeln schoß, war das Tempelgebäude in Brand-
gefahr.
Unzählig sind die Legenden der heiligen Bäume, der
geweihten Tiere, der Steinlaternen, der bronze-
nen Glocken, die wahrsagen mit ihren Tönen,
Der bronzenen Stiere, die heilen können, all der wun-
derwirkenden Bilderwerke. Denn die Japaner
wissen, daß es kein Ding gibt, das im Weltall
entsteht,
Bei dem nicht Freudenstärke oder ein Leid mitgeht.
Auch kein totes Ding im Weltenverein ist so klein,
daß es nicht ein Sehnen wie ein Liebender hat
und ein liebend Dasein.

Die Arashiyama-Stromschnellen

Ganz nah bei Kioto beginnen die Stromschnellen von
Arashiyama. Dahin geht wie zu einer Wallfahrt
aus der Stadt
Zur Kirschenblüte jeder, der Augen im Kopfe hat.
In einer breiten Ackerebene fließt dort der Fluß,
bewässerte Reisfelder säumen seine beiden Seiten,
Gelbe Strohhütten, Felder und ferne tintenblaue, zer-
streute Wälder. Ich ging im Morgen dort und
atmete mit Genuß,

Meine Augen folgten mit Siebenmeilenflügeln dem breiten, grauen Wasserstrom, dem Recken seiner kecken Wirbel und seinem Schuß durch erdige Landstrecken.
Die Reisfelder lagen noch ohne Grün, wie dunkle, rauhe Pferdedecken; Gruppen von Immergrüneichen wehten und Gruppen verbogener Kiefernwipfel, die sich in die Lüfte drehten.
Japanische breitköpfige Bauernfrauen, jede hatte ein Kind auf den Rücken gebunden, folgen dem Fremden, den sie sich lachend beschauen.
Am Ufer, im hechtgrauen Wasser, faßten große, viereckig gezimmerte Kähne gleich hellen Sargkasten die Lasten von vielen Personen;
Auf einem Stuhl sitz ich im Boot, Bootsleute an beiden Bootsenden, mit langen Stangen in den Händen, stoßen vom Ufer ab und hasten die schnellen Wasser mit mir herab, die nie rasten.
Die weite Ebene zuerst noch dem Strombett mächtige Breite gab, dann engt es sich ein. Zwischen Waldhügel gedrängt und zwischen Bergfelsen gezwängt,
Sprengt das Wasser Felsstücke und jagt, wie mit Schaum im Maul und ohne Zügel, jede Welle wie Gaul bei Gaul, durch die Tallücke. Bambuswälder, Föhren und Eichen halten auf den Hügeln an in grünen Gestalten;
Das klare Wasser rast vorbei, geschärft, als will es mit Beilhieben nach links und rechts den Weg sich spalten. Nach einer halben Stunde tritt es aus dem Waldtal, wie aus einem grünen Tor,
In eine weite Ebene hervor, fließt sanft ohne Hast, und seine Fläche steht still fast, wie von Erschöpfung verglast. Dort sind die grauen Kieselufer und Kieselbänke von winzigen hellen Holzhäuschen eingefaßt.
Jedes Haus ist eine Teeschänke zur beschaulichen Rast. Dort sitzen in Gruppen, die Beine verschränkt, auf roten Decken, wie weiße Porzellanpuppen, geschminkte japanische Frauen,
Kinder und Männer, welche das flache Kieselbett überschauen, wo die rosigen Wolken der Kirsch-

blüte vor den grauen Kieselsteinen aus den grünen Uferwäldern scheinen.
Die Teehäuser sind mit Reihen von roten Tuchstreifen behangen, darauf mit weißen Lettern die Namen der schönsten und berühmtesten Hetären prangen.
Denn nicht allein die rosigen Blüten der Kirschenbäume sollen den Träumern Genüsse gewähren; auch die Namen deren, die das rosige Feuer der Sinne hüten,
Die dem Volk teuer und lieb geworden, — ihre Namen reden wie große Gewinne hier an der Frühlingsstätte mit den Kirschenbäumen um die Wette von Wollust und Minne.

Das heilige Nara

Es gibt Orte, die sind stark, mehr als ein menschlicher Wille, und werden von Menschen gepflegt, denn ihre Stille trägt eine Lust ohne Worte.
Als ein solch' glücklicher Ort fühlt sich Nara an, der heiligste Wallfahrtswald im ganzen Japan. Überall bietet man dir in den Städten Nara in Bildern zum Kauf an;
Doch wie kann eine deutliche Photographie die Innigkeit und die unendlich graue Zeit der Dinge von Nara schildern.
Stets zeigt man dir Rehe und Hirsche, Waldwege und Tempellaternen und Tore, aber ich sehe auf keinen Bildern die Nähe der verzaubernden Luft,
Die dich in Nara aus der Welt fort in deine früher gelebten Leben ruft. Ich kam in Nara nach einer kurzen Fahrt mit der Eisenbahn
Von Kioto her morgens an; sah unterwegs manche Dörflein und unter die grünen, wehenden Bambusrohre luftiger Bambuswälder hinein.
In Nara dann zieht ein Weg durch die kleine Budenstadt, sanfte Hügelflächen hinan. Ein brennend roter, vielstöckiger Pagodenturm
Und rote Lackwände sehen dich aus dem lauschig grünen Waldgelände, wie rote Scheiterhaufen, leuchtend an.

Die dunkel geschweiften Säume der Pagodendächer schwimmen wie Luftschiffe über dem finstergrünen Fächer der Kryptomerienbäume.

So weit dein Auge reicht, bis an die fernsten Bügel der Waldsäume, trittst du ein in einen den Göttern geheiligten Hain.

An den weiten Lotosteichen vorbei, die sich im grünen Rasen vor den roten Tempel wie Spiegelgläser ausbreiten, zieht sich ein Weg in einen hochstämmigen Zedernwald.

Unter den rötlichen Zedernstämmen, die, dicht gleich hölzernen Dämmen, dem Wegrand kaum Licht geben, stehen hunderttausende Steinlaternen;

Die ziehen, wie eine Wallfahrt von Steingestalten, zu beiden Seiten des breiten Waldweges tief ins Walddunkel hinein, immer begleitet von den Riesenzedernstämmen, den zeitlos alten.

Die großen und kleinen Steinlaternen nirgends ihren Zug anhalten, sie folgen den Wegwindungen bergauf und waldein,

Sind wie die Beter und Wallfahrer, die überm Beten ihren Weg vergessen; und der Wald verwandelte die Köpfe der Hunderttausende zu Stein.

Du begegnest immer neuen Laternenreih'n, sie bevölkern alle Waldlichtungen mit grauem Stein, schöngemeißelt, geschweift und geschwungen,

Auf graue Quadern gestellt, massiv und gedrungen, als sollten sie ausdauern, wie des Waldes Grundmauern, bis ans Ende der Welt.

Manche der Steinlaternen aber waren schief, manchen das Moos gleich grünen Barthaaren am Stein herablief, manche grau und brüchig wie ein Skelett, das schon hundert Jahr am Waldboden schlief.

Aber die meisten sind unverwüstlich und bilden eine heilige Schar auf den Wegen, auf den Waldstufen und Waldplätzen, wo sie, zusammengerufen wie die Köpfe großer Volksmassen, rings die Ränder der Waldwege einfassen.

Dazwischen aber saßen, aus schwarzer Bronze gegossen, schwarze Hirsche, hochgeschossen auf Sockeln,

und Buddhafiguren, von den grauen Heeren der Steinlaternen eng eingeschlossen.

Die Formen der japanischen Tempellaternen lehren dem Unwissenden die Fundamente und Normen der Welt, den der steinerne Aufbau einer Tempellaterne darstellt.

Der Würfelstein, auf dem jede Laterne aufstrebt, stellt die Erde dar, auf der des Menschen Fuß lebt. Das Laternengehäuse aus Stein

Soll die Feuerflamme sein, die sich senkrecht aus der Erde erhebt; darüber das gestülpte Glockendach macht die Tropfenlinie des Wassers nach;

Und wieder darüber eine kleine Schale, geöffnet nach oben, will der Becher der Luft sein; diese hält als Abschluß, hochgehoben, eine Kugel: die Ätherwelt,

Den Äther, der abgerundet das Symbol aller höchsten Erkenntnis darstellt. Die Erde, das Feuer, das Wasser, die Luft und den Äther jede Laterne mit ihrer Formengebärde anruft.

Und hunderttausend Seelen brachten aus dem weiten Japan nach Nara in den Wald hunderttausendmal dies Symbol ihrer Andachten.

Und das Gedenken an Erde, Feuer, Wasser, Luft und Äther, die allen Lebenden zusammen das Leben schenken, wuchs zu einer Steinherde an,

Daß der Wald kaum ausreicht und einer Gedenkstadt gleicht. —

Eh ich noch den Waldweg betrat, hat mich ein großes Staunen benommen: an dreihundert Rehe sind spielend und springend aus den Büschen auf mich zugekommen.

Die Böcke, zutraulich, stießen ihre kurzen Geweihstöcke an meinen Arm; die Geißen und Kitzen ließen ihre großen, schwärzlichen Augen im Morgenschein umgehen,

Taten die durchsichtigen Ohren spitzen, sprangen mit leisen Sätzen heran und rieben ihre feuchten Lefzen an meinen Wangen.

Ich mußte mir lächelnd sagen: das war seit langen Reisetagen das erste Liebkosen, das ich rund um die halbe Erde empfangen.

Die zierlichen Rudel Rehe gingen und kamen, nahmen Futter, und ich fragte mich hier: Warum kommen Mensch und Tier nicht immer als Freunde zusammen?

Die dreihundert Rehe, die zahmen, gingen auf den Waldwegen neben mir und waren wie dreihundert Freunde dem Einsamen.

Begleitet von den blonden Rehen ohne Eile, ging ich unter den Zedern zwischen den Laternenreih'n und hatte gute Weile in dem morgendlichen Hain.

Die roten Masten der Zedernbäume, die sich nie rühren, sind wie die Balkengerüste der Waldräume; und auf spitzen Hufen, wie auf lautlosen Zehen,

Folgen Hunderte von gelben Rehen meinen Rufen, und die weißgetupften Tiere folgen über die Waldstufen, die sanft höher in den Waldsaal gehen.

Ich muß bei den feingliedrigen Gelenken der Rehe an Waldtänzerinnen denken; und die Zedern wie die roten Galerien in einem Ballhaus vor mir stunden.

Und als ich mich aus meinen Gedanken wieder umsehe, sind die hundert gelben Rehe verschwunden. Nur die grauen Steinlaternen besetzen in stummen Gruppen die Wegränder,

Wie ein graues Geländer, wie mit runden Köpfen steinerne Puppen. Der Weg hat sich tiefer durch die grünen Blattschuppen der Waldbüsche gewunden,

Und der Spuk von hunderttausend Laternenköpfen wird im Wald wie ein Jahrmarkt von steinernen Töpfen,

Und ihre totenstille Gebärde aus Erde, Feuer, Wasser, Luft und Äther sitzt mir wie eine fremde Kraft am Leib, als will ein Zauber mein Blut mir schröpfen.

Der Zedern senkrechter Schaft bei Schaft steht verfinsternd wie eine Plankenwand; nur ein paar grüne Zweige federn, der Frühwind geht leicht durch des Waldes Last,

Und es raschelt belebt manch toter Ast. Da dröhnt ein Gong, eine Geige streicht, eine Flöte tönt,

der Weg, der wie vermauert stand, weicht im Bogen aus

Vor einer hellen Tempelwand und einem scharlachnen Torhaus. In das Waldgrün hinaus, freundlich rot und weiß, leuchtet Gebälk und Gemäuer,

Ziegeldächer und Tempelgemächer. Steinterrassen, darauf wie graue Zuschauer Steinlaternen standen, groß und klein, als ob sie sich gegenseitig maßen.

Durch den roten, geziegelten Eingang tret' ich in den Tempelhof hin, wo die Flötenmusik sang. Der Hofraum voll Kirschenblüten lebte,

Als ob ein seidengewirktes Zeltdach über mir schwebte, und der Hof erschien wie ein lila und rosig Gemach.

In einem Tempelschrein, der nach dem Hof zu offen war, tanzten auf einer Bühne Tempeltänzerinnen in weißen Seidenstoffen und wiegten sich zu der Priester Musik.

Diese sitzen am Boden mit bronzenen Mienen, in Mänteln dick aus safrangelbem Tuch, und dienen fröhlich mit Tänzerinnen und Flöten den Frühlingsgöttern, statt mit Gebet und Spruch.

Ich war gedankengebückt aus dem Wald gekommen und sah verwundert das heilige Tanzhaus im Tempelhof und auf die Tänzerin, die mit Scharlach geschmückt.

Ich erschien mir gar unscheinbar, wie eine Bücherlaus, die zwischen die farbigen Bilder von einem Märchenbuch gekommen war;

Ein Bilderbuch, wo erst halbdunkle Wege mit himmelhohen Bäumen schweigen und Myriaden von Laternen aufsteigen

Und blonde Rehe hin an den rötlichen Rinden der Bäume, auf leiser Zehe, den Weg dem Fremden zu hunderten zeigen,

Die dann dem Verwunderten verschwinden, eh' er's noch weiß. Und dann sich statt der Rehe spielende Geigen einfinden

Und sich der blaue Morgenhimmel mit rosigem Kirsch-

reis behängt, darunter dich ein Kreis von lieblichsten Mädchen tanzend empfängt.
Vom Reispuder weiß wie die Blüten und rosig geschminkt, glühten wie Kirschengärten die kleinen Gesichter, blinkt wie eine Kirschenfrucht der Mund, kreisrund und scharlachen gemalt;
Das schwarze Haar zum Tanzfest geschmückt wie ein Juwelennest und in den Händen ein Blütenreis, frisch gepflückt.
Alle auf der Bühne fallen vor mir nieder im Halbkreis aufs Knie, liegen tief mit der Stirn zu den Strohmatten gebückt,
Stehen auf und beginnen sich wieder im Takt zu wiegen, tanzen leicht gleich Wesen ohne Schatten,
Als ob sie unendliche Zeit und unendliche Feier zum Tanz vor den blühenden Kirschenbäumen hatten.
Sie tragen viele Seidengewänder übereinander; von jedem Gewand sieht man aufgeschlagen die wattierten blauen und rosenroten Schleppenränder,
Diese gleißen unter den Säumen des Obergewandes, des weißen. Die Mädchen klatschen rhythmisch die Hände, wiegen die Köpfe unter den weißseidenen Stirnbinden und unter dem Flitter und Haarnadelschmuck
Und folgen mit Geschick dem Gong und dem Geigengezitter, als wär' die Musik verführender Hände Druck.
Vor den Tempeltänzerinnen, mitten im Hofe drinnen, steht ein Baum frühlingserregt in dem Blütengelände;
Der ist ein Wunder im Himmelsraum, da er sechs verschiedene Blütenzweige trägt: weiß die Pflaumenblüte, lila Glyzinen und rosig den Kirschenflaum,
Pfirsich- und Ahornreis und noch die Blüte von einem Orangenbaum.
Inmitten der Tempelzinnen mit sechsmal verschiedenen Mienen bemeistert dich dieser Wunderstamm, als wär' er begeistert von Sinnen,
Sechsmal der Lieb' und dem Frühling zu dienen.
Zahm sind hier nicht allein die Rehe, zahm sind auch

die Bäume im Narahain, es blühen hier sechs auf einer Wurzel verliebt im Verein.
Bald nichts mehr unmöglich und wunderbar dem Einsamen hier erscheint in der Wunder Schar,
Weder sechsfach Geblühe, noch im Wald das Geigengesinge, noch der Mädchen Tanz ohne Mühe, noch die Rehe, die zahmen;
Mir war, als kamen meine Augen in Nara zum Anfang aller Dinge, wo alle voll Liebe das Leben nahmen.

Beim Daibuts von Nara

Einen Hügel ansteigend in die freien Waldungen hinein, lösen sich der Steinlaternen dichte Reih'n.
Ein Wasserquell sprudelt über Moosblöcken;
Wie ein Erzähler lebt er laut, spricht vor sich hin an jeder Stell' und plaudert zu den umstehenden Zedernstöcken.
Durch das Laubdach jetzt ein Regentropfen nach dem andern fällt, als ob der Himmel herein will in die vereinsamte Baumwelt.
Ein grasiger Hügelkopf erscheint, der Kagisugaberg ohne Baum, für den Wanderer ein grünes, mächtiges Graskissen im Waldraum.
Dann in den Waldschlund bergab geht der Weg in einen Talgrund. Dort im Tal liegt offen nahe der Ebene aussichtsreichem Saal
Der rote Todayitempel; dort lebt ein Riese, ein Einsamer, ein ungeheuer Daibutsbild in des Tempels gewaltiger Balkenkammer.
Das lange Tempeldach ruht auf mächtigen, gedunkelten Zedernbohlen, als Dachträger ragen geschnitzte Wolken, die das Dach tragen,
Hölzerne Wolken, blutrote, gerollte, als ob der Himmel das Dach hochheben wollte. Von einem Platzregen in die Flucht geschlagen,
Flohen mit mir aus dem Wald die Pilger alle zum Riesen hinein in die dunkle, riesige Tempelhalle, und draußen sanken Donner und Regen nieder mit dröhnendem Falle.

Wie grau bemalt, lagen draußen Steine und Rasen in der Regengewalt, vor den hohen, offenen Hallentüren, vor der vergoldeten Gottgestalt.
Unter dem Donnerbeben dachte ich: „Würde hier mein Leben beim Daibutsriesen unter einem Blitzschlage abschließen, ich wäre wie eine Ameise ergeben.
Winzig stand ich neben dem Gottkoloß, der saß auf dem Riesenkelch eines Lotos, der Leib und die beiden Schultern wie ein goldenes Schloß
Und mit einem Kopf wie die größte Sturmglocke groß. Indessen draußen das Tempeldach von Regenmassen überfloß,
Saß der Gott gelassen hier seit manchem Jahrhundert trocken mit seinem Kopf voll vergoldeter, kurzkrauser Locken,
Bewundert unter Atemstocken von hundert und hundert Pilgern, die mochten alle gern an seiner Stelle hocken,
So wie er, unerschrocken vor Donner und Blitzhelle. Menschenfurcht hat diesen Riesen geboren, gab ihm seine Größe
Und erbaute ihm diese gewaltige, dunkle Balkenzelle, hat sie mit einer Riesenelle bemessen,
Menschenfurcht, die jeder zur Welt mitbringt, jeder der vergessen, wozu ihm das Blut nach dem Herzen drängt.
Wozu gut? Daß er nichts Feiges tut. Wozu bestimmt?
Daß sein Herz diese Welt wie ein goldener Riese auf den Arm nimmt,
Daß Liebeshitze ihn durchglimmt und ihn Herzenskälte ergrimmt.

Am Sarasuwa-Teich

Nicht weit von diesem Tempel, auf der Wiese hinab, liegt der Sarasuwa-Teich, der einer geliebten Frau einst den Tod gab.
Ein Hoffräulein liebte einst einen Kaiser von Japan;

sie sah keinen andern als würdig für ihr Herz an, und für alle Freier, war einer noch so mächtig und reich,
Hatte sie nur Verachtung. Macht und Reichtum waren ihr gleich, sie liebte allein den Kaiser, schmachtend und stumm.
Allmählich auf sie achtend, sah sich der Sohn der Sonne nach dem lieblichen Mädchen um; er winkte es heran,
Und das Herz schlug vor Liebeslust an, wie zu einer Andacht, wie ein Gebetsgong dröhnend, in jeder kaiserlichen Liebesnacht dem schönen Mädchen in der Brust.
Aber die Mächtigsten auf Erden verhöhnend, haben die großen Götter den großen Menschen selten beschert nur ein einziges Herz,
Und der Kaiser entließ das liebliche Kind, als er satt war vom Liebesscherz, und hat ihre Lieb' nicht geschont,
Denn in eines Kaisers unruhiger Brust eine Legion von Herzen wohnt, und jedes wechselt täglich mit dem andern ab in der Wollust.
Das zarte Mädchen, von seinem kaiserlichen Liebsten entthront, will nicht die Geschenke, nicht das Gold, womit sie des Kaisers Schatzmeister lohnt,
Das Hoffräulein läuft in die Nacht, totenbleich, an das Wasser vom Sarasuwa-Teich. Aber das Wasserreich erschrak, und, wunderbar, das Wasser wich eilig aus,
Und der Teich lag trocken im Mond, wie nur die trockene Diele in einem Haus, und des Teiches Stimme sagte dem Mädchen klar,
Daß, sie zu töten, im japanischen Reich kein Teichwasser elendig genug war. — Da öffnet die Trauernde, daß sie Ruhe fände, ihr schwarzes, gesträhltes Haar
Und legt es als Schlinge um ihren Hals und ließ ihre Hände zuziehen die Schlinge und starb lautlos und schloß sich an der Geister wesenlosem Ringe.
Und sie lag tot auf dem Teichgrund, der auch am

nächsten Tag noch leer stund und noch kein einzig Tröpflein Wasser bot,
Bis man das Mädchen geholt und legte die Tote am Ufergras nieder; dann erst erschien tiefdunkel des Wassers Glas wieder aufsteigend mit altem Gefunkel.
Und von der Toten singen noch heut' am Sarasuwa-Teich unvergänglich die Lieder. —
Ich kam auf den nassen Wegen zu dem Teichschimmer, und immer noch reich tat der Regen zum Spiegel spritzen,
Der stand voll Wasserspitzen wie ein gesträubter Igel, und der Teich schien ein hartnäckig Wasser zu sein,
Denn er blieb noch finster im schwefelgelben Gewitterschein. —
Am Abend fuhr ich nach Kioto hinein, aber Nara hab' ich doch nie ganz verlassen, nicht den Zedernhain, mit den Steinlaternen und Rehen,
Mit den Tänzerinnen, die vor den Kirschenbäumen tanzend den Frühjahrsgöttern dienen. Ich kann, wann ich will, bei dem Riesen Daibuts während des Regens stehen;
Kann die schöne, leidenschaftliche Tote, lotosbleich, am Ufer vom Teich Sarasuwa sehen;
Alles, was in Nara geschehen, ich wohl in Gedanken für meine Liebste verpackt habe,
Als aller Weltwunder wunderlichste japanische Gabe.

Tempelekel

Die Luft der vielen dämmernden Tempelräume, die ich in Kioto eingeatmet, Rauch der Essenzen, Lackduft und Geruch alter Balkenbäume und Bronzen,
Die Totenstille verzückter tausendjähriger Gebetsräume, die Nähe lautlos wandernder kahlrasierter Bonzen
Und in Heeren die goldschweren Lotosblumen und Göttergestalten ringsum auf der halben Erde in fünf Meeren,
Alles das gab meinem Leib, der sich den Heiligtümern vertraut, eine übersinnliche, zweite Haut,

die hat mit den Poren mehr als mit den Augen alles geschaut.
Als hatte ich den Weg um die Erde verloren, sah ich bald mit geschlossenen Augen immer nur goldgefärbte Göttergesichter auf Emporen,
Götterhände, die jeden Schritt führen und unter dunkeln Türen Weihrauchwolken und Lichter beschworen.
Ich sah die ganze Welt bald auf Wolken schweben über Weihrauchstangen, wie die Gesichter der Götter leben;
Als müßten vor der gesättigten Lust der Götter auch in meiner Brust meine Adern verdorren, wie einem Heiligen vom Fasten im leeren Wüstenwust.
Ich sah Wirkliches und Unwirkliches durch Heiligenscheine verworren, als sollte ich im Nirwana bald für ewig rasten,
Als paßten meine Füße kaum mehr zu der Welträder Hasten und in die Sekunden. Denn die Straßen mit ihren Lasten, der Handel, der Alltag
Nur noch als ein Schatten veralteter Daseinsstunden vor mir am Weg lag. Mein Kopf erschien mir Ewigkeiten alt
Und war wie eine gewaltige Mühle, die nur für die Götter mahlt. Nur manchmal sah ich aus dem Tempelgewühle
Meiner Liebsten göttlich' Gesicht in der Ferne und manchmal abends erschien sie mir beim ersten Sterne,
Als suchte sie mein Herz auf Erden mit einer Laterne. Und eines Abends hat mich ein Grauen vor den Göttern erfaßt,
Die mich Einsamen störten bei meiner Liebsten Anschauen, und ich habe alle Tempel schon von weitem gehaßt;
Und sah ich jetzt in Kioto eine offene Tempelkammer, ergriff mich Tempelekel und Tempelkatzenjammer.

Fahrt zum See Biwa

Ich fuhr eines Morgens von Kioto über die Sanjo-Brücke der Hügellandschaft entgegen. Der endlose Frühjahrsregen wurde mein Kamerad,
Er war meiner hitzigen Einsamkeit Bad. Die Sanjo-Brücke mit ihren roten Holzpfosten und kleinen gekupferten Kegeln lag im toten Morgennebel.
Regenschirme und klappernde Schuhe kamen von Westen und Osten; wie bewegliche Nebelstücke waren die Menschen auf der breiten Brücke,
Und der Morgenhimmel darüber braunrot wie Eisen im Verrosten. Die Brücke ist wie eine Spule, darüber sich Viele drehen.
Viele kleine Kinder gingen zur Schule, viele Lastträger, die gebückt vor sich hinsehen, heben an Bambusstäben Kessel und Ballen und laufen und springen,
Und es ist ein Vorwärtsstreben von Menschenhaufen und klappernden Schuhen, die ihre Unruhen in den nebelnden Morgen bringen.
Mein Rikschamann hat einen Mantel aus gelbem Stroh an, und seine Strohsandalen springen vor meinem Wagen und schlagen Schmutzstrahlen auf in unermüdlichem Lauf,
Bis wir draußen unterm hellen Tag ins Landschaftsgrün dringen. In nassen Erdfeldern, vom Regen umschauert,
Lag manches Strohhaus, wie ein Hase eng zusammengekauert, und besah sich die Straße, die wie eine Gosse schwamm, und den triefenden Erddamm.
Meinem Rikschamann das Wasser durch den Halskragen floß, daß seine dunkelblaue Leinwandhose ihn wie eine Fischhaut anliegend umschloß.
Er hat mir trotzdem noch gutes Wetter laut prophezeit, doch weit und breit standen die Wolken wie Bretter. Unter den Hüttendächern sich die Zwerghühner verregnet zusammenfanden,
Und es war, als wollte die Sonne niemals mehr durch den Regen landen. Bei einem alten Bauernrasthaus,

Das wie eine Scheune offen am Waldweg lag, ruhte ich aus. Dunkles Alter füllte drinnen die Balken mit Gebräune,
Und zwischen Herden und Trögen und steinernem Gezäune war eine uralte eingemauerte Quelle, die den Herbergraum kühlte.
Sie nahm den Ehrenplatz ein mit ihrer sprudelnden Helle, als sprach sie da in den Tag hinein auf dem Ehrensitz in der weiten Hauszelle
Und redete dort an der toten Urahnen Stelle. Und die Leute im Haus, das voll Landgeschäft und voll Landarbeit lag,
Lebten um den plaudernden Wasserplatz mit jahrhundertaltem Behag. Der Morgenregen, mein Kamerad, der mit mir gekommen,
Kam auch mit seiner Wassermusik draußen aus allen Dachrinnen, wie ein Straßensänger, vor das Haus geschwommen,
Und die beiden Wasser, drinnen und drauß, sprachen sich aus, und es wurde mir zuletzt jedes Wort genommen.
Ich trank meine winzige Teetasse leer, und mit dem bittern Geschmack vom japanischen Tee auf der Zunge, fuhr ich aufs neue in den Regensee.
Der Regen aber lief nur mit kurzem Sprunge auf gut Glück noch ein wenig hinterher, bis sein Lied am Ende war,
Dann blieb er zurück, und der Tag wurde klar wie ein Silberstück. Im Weiterfliegen sah ich vom Wagen,
Als hatte mir einer mit der Faust ins Auge geschlagen, blutrot einen Garten erscheinen. Von allen seinen Blättern hatte keines ein anderes Licht als Rot,
Rot, hell und dunkel, in allen Schatten, rot in jeder Schicht, rot wie ein Rubingefunkel; am Boden stehen rotes Schiefblatt und rote Azaleen,
Ohne einen grünen Halm zu sehen, darüber die Bäume alle hochrot voll Scharlach und Purpur sich blähen.
Rote, junge Ahornblätter, die im Frühling über ganz

26*

Japan blutrot aufgehen und wie brennendes Herbstlaub wehen.
In diesem roten Garten, wo noch der Staub und der Schatten rot erscheinen, standen die Blätter wie Menschenhände vor die Sonne gehalten,
Als siehst du lebende Blutröte durch Menschenadern ziehen; als böte einer dem Frühling alles Blut,
Damit dieser Gärten und Blumen aus seinem roten Blut aufbaut für das Mädchen, dem er gut: einen roten Brautgarten für seine Braut,
In den kein Schatten ergraut hineinschaut.

Der alte Baum am Biwasee

Die Landstraße hatte starken Fall, und vor mir bergab lag der glatte See Biwa aufgerollt, wie Millionen Pfunde gewalztes Metall.
Vor dem grauen Seegrunde stund am Weg manch Bund rosiger Kirschenbäume und die grauen Ziegeldächer der Stadt Ozu und schieferfarbenes Bergland im Halbrund.
Mein Rikschawagen jagte am Ufer, wo nur Stoppelfelder von gemähtem Schilf lagen und die Nebel wehten, rauchend an die Berge verschlagen.
Das Wasser lag knirschend unterm fernen Regenschauer wie ein Sack, ein grauer; als ob die Leere hier mühsam herumkroch,
So erschien der See in der Frühjahrslandschaft wie ein ungeheures, lebloses Loch. Am Bergfuß, dicht am Seerand, da ist eine haushohe Spinne mit vielen hundert Füßen am Strand gesessen,
Dieses dunkle Untier im leeren Raum verwandelte sich, als ich näher kam, in einen vielfach gestützten Riesenbaum;
Aus drei Balken stand ein Tempeltor als Zeichen seiner Heiligkeit davor. Der Baum ist Japans ältester Riese,
Er steht im weißen Uferkiese, von Hunderten Holzfüßen gestützt. Ohne Krone, zerbrochen, zerspalten und von hundert Krücken gehalten,

Als ist ihm das Sterben verboten, dem Uralten. Er ist vor dem blassen Nebelsee wie die Faltenmassen und wie die grauen Millionen Runzeln von einem Greis anzuschaun.
Bald ein Grübeln, bald ein Drohen, bald ein Schmunzeln, Hunderte Gedanken sich aus- und einschalten in seinem Geäst,
Und vom einst schwungvollen Leib steht da nur noch ein Rest. Die Linie seines Gesichtes und seiner Gestalt ist längst verwischt,
Nur der Lebensinhalt, wie ein Rätsel verschlungen, als Faltenwelt vor deinen Augen sich mischt. Der See ihn stetig mit seiner Stimme umzischt,
Fast bis an seine Wurzeln die Seewellen laufen, und dichte Haufen von Laternen aus Stein pferchen sich auf dem Platze unter dem Baume ein.
Weiße Papierstreifen, mit Gebeten beschrieben, schweifen an den Baumzweigen, die Andenken mancher Andächtigen, die, im Winde wehend, dem Baumgott als Andachtopfer blieben.
Selbst der Frühling saß dem Alten noch jung in seinen Astfalten und Blitzhieben. Seine äußersten Reiser frisches Jahresgrün trieben,
Denn der Alte hatte es noch nicht verlernt, in den Frühlingsnächten die Sehnsucht zu lieben.

Die acht Seebilder beim Mijdera-Tempel

Vom See fort in den Bergwald hinein sah ich Feuerschein. Ich trat in das Gehölz ein, da standen Zedernbäume, rot mit lotrechten Schäften,
Als war der Wald von senkrechten Flammen bedroht. Ich bin auf langen, bemoosten Treppen auf die Berghöhe gegangen, immer zwischen roten Stämmen, wie zwischen rotglühenden Zangen.
Manchmal sangen Windstimmen, über mir aufrauschend, und ich sprach, mit dem Wind Gedanken tauschend:
Die roten Zedernstangen sind wie vom Waldlied die Linien von roten Noten. — Und ich ging weiter, dem Frühlingswind lauschend,

Als hatt' er sich mir singend als zweiter Kamerad heute angeboten. Ich kam hoch droben zum Mijdera-Tempel auf die nassen Steinterrassen;
Aber ich wandte allen Tempeldächern und den hölzernen Götterstuben gelassen den Rücken und ließ mich von den Sälen der Seeaussicht entzücken.
Neben mir vor einem Teehäuslein stand ein japanisches fleißiges Weiblein; erst schenkte sie Tee ein,
Dann walzte sie grünes Pudermehl, von Zuckererbsen gewonnen, zu kleinen Kugeln; sie war fleißig beim Werke, vermengte mit Reisstärke die Masse
Und verkaufte hier im Freien in kleinen sauberen Holzkasten diese alten japanischen Frühlingsleckereien.
Von eingesalzten Kirschblüten konnte man auch Tee erhalten und auf Reispapier die kindlichsten Götterbilder, die mit tiefer Andacht gemalten.
Von der Terrasse hier kannst du drunten, vor den Dächern von Ozu, den grauen, den weiten See in seiner Harfenform schauen;
Die Japaner nennen acht Schönheiten in seinem Gesicht:
Den Abendschnee, auf dem Hirayama gesehen, der begräbt schon für den nächsten Morgen, wenn du ihn andächtig anschaust, deine Sorgen.
Zu Seta das fließende Abendrot, ist wie Bienenhonig dem Ärmsten, und sein Anblick gibt einen sanften Tod.
Vom Istuyama den Herbstmond aufgehen sehen, ist ein Gruß der Gestorbenen aus dem Nirwana.
Vom Tempel Mijdera die Abendglocke, sie gibt dir ein Streicheln im Ohr wie deiner Liebsten Haarlocke.
Und von Yabase, im Abendwasser glucksend, ein heimkehrend Segelboot ist schön wie ein Auge, das, sich der Sehnsucht erwehrend, zu weinen droht.
Der sonnige Himmel mit Brise in Amazu ist lächelnd wie der Kirschentanz der Mädchen auf der Kirschenwiese.
Einmal den Nachtregen regnen hören in Karasaki, dann wird dich im Herzen kein Mißlaut mehr stören.
Und endlich der Wildgänse Flug in Katata nach-

schauen, ist wie die Zukunft heller aufbauen, und du verlierst niemals deiner Liebsten Vertrauen. —
So erzählte mir das Weiblein im Mijdera-Teehaus und lachte lustig wie eine Wachtel.
Ich wählte zum Dank eine Schachtel ihrer Zuckererbsen aus und dachte noch lange bergab über die acht Schönheiten nach,
Die jedem der Biwasee gab wie acht göttliche Launen, und ich wünschte sie alle acht meiner Herzliebsten zum Bestaunen unter ihr Dach.

Im Bergkanal zu Ozu

Am Fuß des Tempelberges von Mijdera führte ein Fünfmeilenkanal als Tunnel durch den Berg hindurch, vom See Biwa zum Kiototal.
Ich fuhr auf einem Boot in den Berg hinein; bei einer Kerze Schein drangen japanische Schiffer mit mir in den finstern Bergbauch ein.
Nur der nassen Mauermassen Gefunkel warf Tropfen ins Dunkel, sonst sah man nicht die Hand vor dem Gesicht, wenn man am Bootsende stand
Und sich die Kerze am Kiel befand. Mit einer Stange sticht der Schiffer ins Wasser, auf einer stundenlangen Fahrt, auf der nur das Wasser glucksend spricht,
Geht es finster vorwärts in dem unterirdischen Gange, fern von Menschen und Tageslicht. Manchmal erscheint, wie ein Feuerpunkt in der Nacht,
Ein begegnendes Boot, beladen mit Warenfracht, und das Bergecho kracht gleich hallenden Schüssen, wenn sich die Bootsleute zurufend grüßen.
Wie ein Boot, das der Tod lautlos fährt, durch die Unterwelt, hält der Schiffer die Stange schattengroß und breit und führt wuchtig Stoß um Stoß in die Dunkelheit.
Wie ein Gestorbener ohne Macht mußt du hier, fern von Leben und Zeit und Tagesschein, tief unter den Wurzeln der Zedernbäume
Wie in einem schmalen Holzsarg sein, bist winzig

wenig, bist mächtig allein; und draußen die Welt fährt fort und lebt ohne dich lustig und prächtig.
Dann, als du übernächtig vom langen Dunkel, bricht mit Prangen der elektrische Tag wie ein Hammerschlag in die Bergnacht hinein.
Und Wasser und Wände tanzen gleich brillantenen Feuern, und du kannst deinen Einzug in die Welt erneuern.
Eben, als das Dunkel mir gefällt und mein Auge kein Licht vermißt und bescheiden wie ein Asket geworden ist,
Da lag wie eine Eischale vor mir der weiße Tag und die Stadt Kioto im bläulichen Stromtale, und der Kahn geht durch grünen Wiesenrain,
Wo die Scharen von Blauveiglein vom Frühling ins Gras gestellt werden. Und du bist wieder bei deinem Schatten auf Erden und suchst deine Straß',
Und drei Schritte weiter hat dein Herz schon vergessen, daß es zwischen zwei Tälern unterm dunklen Erdberg gewesen.

Im goldnen Pavillon bei Kioto

Vor Kioto ist hinter Waldwegen und Reisfeldern draußen ein goldner Pavillon gelegen, darinnen Mönche hausen.
Als ich dort einmal von den Arashiyama-Wasserschnellen vorüberkam, klopfte ich dort an der Gartentüre an.
Die Mönche, die das Haus bestellen, traten heraus, luden mich artig ein und hießen mich mit Tee willkommen, und das Schälchen Tee spricht in Japan:
Du bist gern bei uns aufgenommen. — Das Haus gehörte einst einem Schogun, einem Landestribun, der hatte sich an dem Ende seiner Tage dorthin zurückgezogen,
Er gab nach seinem Tod das hölzerne Haus mit dem goldenen Dach in der Priester Hände. Das Gold darauf glänzte nur noch schwach,

Aber der bronzene Phönix saß noch stolz droben als Knauf. In den Gemächern sind alte Handmalereien an die Wände gehängt;
Aber schöner als alles im Haus ist der Garten rundum mit seinen Spielereien; der japanische Garten, darinnen jeder Felsenstein
Um den Teichspiegel, ausgewählt wie ein Gesicht, an den Wasserschein gestellt, als ob er im Inneren einen verzauberten Menschen enthält.
Jeder Felsstein nimmt eine Sonderstellung ein, daß er ins Aug' wie eine kauernde Figur fällt.
Da ist jeder Baumstamm und Stein an der Gartengestalt wichtig, wie an einem Menschenleib ein Knochenbein.
Keine gekrümmten Wurzeln zu nichtig und klein in dem Garten, daß sie nicht der Schönheit wie dienende Geister aufwarten.
Da hat ein Meister verschiedenes Laubwerk vergoldend und rötlich und grau hingetan, wie die Stickereien auf dem Seidentuch einer Frau,
Da paßt das senkrechte Schilf gegen den wagrechten Zedernast gleich der Randzeichnung in einem Buch an den Teich.
Jedes Blatt sieht aus, als wär' es im Gartenraum gezählt, als sei im weiten Garten kaum ein gezacktes Blättlein überflüssig gewählt.
Die Kirschbäume stehen hier spärlich wie aus künstlich rosa Seidenpapier geschnitten. Und da ist beim Haus ein Rasenberg dahinter,
Der spielte einmal mit seinem grünen Hügelleib mitten im Sommer Winter, verkleidet von des Schoguns liebendem Weib.
Denn der Fürst, verdorrt von Sommerglut und von manchem unausgesprochenem Machtwort, das wie ein Komet nie ruht,
Sah mit blutunterlaufenen Augen und mit Sausen in den Ohren den heißen Julitag an. Und des Fürsten Weib verstand: zu ihrem Mann kam ein tötendes Fieber heran;
Vielleicht der Tod schon jetzt unter die Haustüre trat, war dem Kranken nicht rasch Heilung getan und Wohltat.

Des Schoguns Wangenknochen glühten wie der Gartensand, und die Frau hat sich erschrocken abgewandt und sah auf des Hauses weiße Papierwand
Und dachte beim weißen Papier an Winter und Schnee. O hätte sie Schnee hier, dann könnte sie gut dem Kranken das Fieber kühlen,
Und kein Brand würde den Schogun mehr durchwühlen! Plötzlich ein flinker Gedanke in ihr Gehör fand:
Sie hat die Diener ausgesandt und ließ weiße Tücher Seide aufkaufen im Land, und alle Mägde mußten rennen und laufen
Und weiße Seidenballen bringen, so viel Seide, als sich nur fand, weiße Seide in weißen Haufen; und die Fürstin bedeckte in der Nacht mit eigener Hand
Den Hügelberg am Gartenrand, daß er am Morgen schneeweiß in der Seide dastand, und vom Gartenhaus sah der Berg gleißend und kühl aus
Wie ein Hügel im Januarschneekleide. Das fiebernde Auge des kranken Schogun glaubte am nächsten Morgen geruhig an die Winterkühle,
Und des Kranken wirre Schwüle wich vor dem klaren Schneegefühle. Der Kranke ließ seine fiebernden Augen in langen Tagen,
Ohne nach dem Grund zu fragen, auf dem weißseidenen Schneehügel weilen, und seine kluge Frau sah zufrieden ihres Mannes Fieber langsam heilen.
Denn die, die liebend die Tage miteinander teilen, werden zu Zauberern im Handeln und können im Nu zum Glück ihrer Ruh' die Jahreszeiten verwandeln.

Japanische Gärten

Sind die japanischen Zimmer für den Europäer leer wie Holzrahmen, wie Bilderrahmen, die den Schimmer des Menschengesichtes gediegen, zart und ohne Beschwer
Wie ein lebendes Bild aufnahmen, so ist der japa-

nische Garten am Haus umher kraus und kreuz und quer voll kleiner Brücken,
Voll Steinlaternen bei Wasserlücken, und auf manchem Hügelein, rund wie ein Buddhabauch, sitzt ein kostbarer Zwergstrauch, wertvoll gleich teuren Möbelstücken.
Da sind keine Bäume, die lärmendes Rauschen vollführen; nur eine stille Welt aus Strauchfiguren steht über den Rasen, die sich nie rühren.
Ein vornehm japanisches Haus lud mich in seinen Garten an einem Nachmittag. Alle Schiebetüren waren geöffnet im Haus,
Und ich sah erstaunt hinaus und wußte nicht, wo sollte der herrliche Garten sein. Drunten lag nur ein welliger Rasenrain.
Kein Weg führte hinein, kein Baum sah ins Haus herein; vor mir nur ein grüner, mäßiger Raum von welligem Rasen,
Aber der Garten selbst schien wie fortgeblasen. Ich trat auf den Hausaltan und suchte vergeblich Baumgänge, Lauben und Blattgedränge.
Nirgends Blumenbeete, nirgends Schatten, nirgends Teppichrabatten; vor mir eine unverständlich grüne Grasenge,
Darauf nur leichte Hügellinien um seichte, rinnende Wasser; ein paar Zwergsträucher, von denen reichte mir keiner kaum ans Knie.
Und ich stand, wie der einzige Baum, groß auf dem Altan vor dem grünen Rasenraum und glaubte, ich finde den Garten nie.
Endlich der Hausherr und ich das Rasengras betraten; da lagen in krummen Reihen unregelmäßige, glatte Felsplatten, fein säuberlich eingelassen in die Grasmatten.
Diese gingen quer durch die Rasenmitte und bildeten nacheinander den Weg für die Schritte.
Es war ein Gewander wie über die Rasen von bergigen Wiesen. Es gluckste des Wassers behutsames Fließen.
Aber immer noch wollte sich mein Verstand nicht für diesen Garten erschließen, bis ich über kleinen Steinbrücken fort

Ein rotes Teehäuslein, zierlich geschnitzt, im Grünen fand; und dort nahm der japanische Hausherr erklärend das Wort.

Er deutete lächelnd mit der Hand über die Aussicht, die für mich aus nichts bestand; vor mir war nur der Rasen grün und der Himmel blau.

„Dies," sagte der Japaner und zeigte mit einer Geste wie über ein Paradies, „schau dies, dies ist die Heimat meiner Frau!

Hier in dem Teehausschatten kann sie sich nach Haus zu ihren Eltern träumen. Sieht sie hier, mit dem Kopf auf den Fußboden gestützt, hinaus,

Gleicht jede winzige Hügelwelle im Garten den großen Bergsäumen vor ihrem Elternhaus. Und jede Rasensenkung täuscht ihr vor vom Talschwung der Heimat eine Ahnung.

Zwergahorn und Zwergeiche tun das gleiche. Sie sieht hier, auf dem Raum von einigen hundert Schritten kaum, die Landschaft von hundert Meilen

In Zwergbaumlinien, in Hügeln und Wasserzeilen; sie sieht die Heimat ihrer Lieben rund, kaum einige Hände hoch über den Gartengrund hingeschrieben."

Ich stund wie einer, der blind gewesen, der mit einem Mal sehen lernt, vergleichen und lesen. Was ich für Wurzelstaude und kriechenden Busch gehalten auf den Rasenfalten,

Waren fünfhundertjährige Eichen, Fichten, Zedern, vielfach verästet, verkrüppelt und vom Alter gespalten.

Der Garten, der vorher verschwunden war, lag als fußhohes Landschaftsbild vor dem Altan des Teehäusleins im Nachmittag jetzt klar.

Ich verstand jetzt, daß der kniehohe Garten eine ganze Provinz von Landschaften war, in deren Mitten

Selbst die kleinen Japaner wie große Riesen über die hundertjährigen Eichenwälder und über die lebenden Flüsse schritten.

Die Liebe, der Riese im Mann, zog dem geliebten Weib die alte Heimat über Meilen an die Türe heran,

Daß die Geliebte, wenn sie wünscht, darin weilen kann und träumen, wie sie als Kind es getan. —
Es sind um Kioto noch seltsame Sommergärten der Kaiser entstanden, in denen sich in einem, der „männliche" und der „weibliche" benannt,
Zwei Wasserfälle befanden und Brücken in Brillenform, die mit kreisrunden Rücken den Wasserspiegel schmücken.
Da sind Gartenzimmer mit vielfacher Benennung: Die Harfe in der Kiefer, Zimmer für den aufgehenden und Zimmer für den untergehenden Mondschimmer,
Zimmer der Blumenbewunderung. Ein jeder Garten dieser Art ist genannt eine Zeremonie, denn er offenbart allen Dingen eine Deutung.
Wie in einem Lied jeder Reim, jedes Wort einen Keim gibt dem Sehnsuchtssinn, so steht in einem japanischen Garten, grad oder gebückt, jede Zwergform dort und wirkt als Rhythmus fort und fort, und nichts stellt sich hin
Ohne Willen. Jeder Garten entwickelt eine inwendige Gewalt, die dich im stillen fortrückt und entzückt.
Ein japanischer Garten ist fast unsichtbar, wie ein Wort, das sich unterdrückt, und das sich im Gesicht heimlich und beglückt hinmalt.

In der kaiserlichen Dschiudschitsu-Schule in Kioto

Glaubst du auch, du hast alles gesehen, werden dir immer noch Augen aufgehen, wird sich dir wie in einer japanischen Schachtel
Immer ein neues Schächtelein zeigen; unendlich viele Tanzfiguren tanzt der unendliche Lebensreigen.
Eines Nachmittags fuhren meine Rikscharäder zur kaiserlichen Dschiudschitsu-Schule hinaus, die das Kämpfen lehrt in einem eigenen japanischen Haus.
Ich erwartete ein paar Kämpfer, einen kleinen Saal nur und bin erstaunt, als der Rikschamann auf die Stadtflur hinaus

In einen weiten Park fuhr, unter einem roten Shintotor durch. Er kam mir schwerhörig vor, und ich befahl von neuem und rief ein paar Mal:
„Zur Fechtakademie!“ Mein Rikschamann nickt und deutet bloß auf ein Haus, rot und groß, unter grüner Bäume Strauß.
Ein geschwungener Dachfirst im Himmel lag, wie ein Riesentempeldach im Gartenhag.
Bald fällt mich an ein Gekläff, ein Geheul, wie von einem raufenden Tierknäul, wie von schnaufenden Bestien im Gartenfreien
Ein grelles Gewinsel; eine Folge von Schreien, als stürzen Tierbanden im Augenblick, unter Blutspeien und das Maul voll Schaum, hervor aus jedem Gartenbaum;
Als verbissen sich Jaguar und Tiger ineinander im Genick, als krähten Hähne, flögen Papageien auf, plappernde,
Als jagten Pferde, hufklappernde, mit fliegender Mähne. Ich sprang aus dem fahrenden Rikschawagen zur Erde,
Ich faßte den Rikschamann mit energischer Gebärde am Leinwandkragen an und sagte: „Nein, ich will nicht, daß man den zoologischen Garten durchquert!
Ich will mit dem Gefährt zur kaiserlichen Akademie, wo man fechten lehrt!“ Der Rikschamann hört und bleibt ungestört,
Er will nicht vom Garten fort, er sieht das Haus hinter den Bäumen an und sagt: „Das ist der Fechtboden dort, wo man vom weiten die Fechter schon hören kann.“
Das Geheul tobte rings um den Ort. Ich traute mich beinahe nicht näher zu gehen, ich war sicher, es war hier ein Irrtum geschehen,
Und ich bekomme wahrscheinlich eine Tierzähmung zu sehen, wo Löwen brüllend durch Pechreifen setzen; ich konnte den Rikschakuli nicht begreifen
Und glaubte, er müßte im Sakarausch schwätzen und wollte mich am falschesten Tor absetzen.
Da sah ich Türflügel offen stehn. Drinnen in einem einzigen gelben Holzsaal, der groß wie das ganze Riesenhaus,

Tobten zur ebenen Erde ringende Menschen, stießen springende Menschen die ohrenbetäubenden Riesenlaute aus.
Wie in einem Tanzsaal spiegelblank der hohe Saal wie ein einziger, heller polierter Holzschrank; Zedernholz alle Pfosten, Wände und Dachgebälk.
Da war kein Stein und kein Eisen zu sehen, nur zartes gelbes Naturholz bis unters Dach; der Saal war ein gewaltiges Zederngemach.
Gewappnete Kämpfer mit altmodischer Wehr, jeder mit großem Holzspeer, mit Drahtmaske und Schwert und Dolch im Gürtel quer,
Sprangen einer gegen den andern; immer paarweise fegen die Speerstangen. Dabei war das Haus in allen Fugen in Lärm eingehüllt,
Von Schreien bis unter das Dach angefüllt; Schreie wie heisere Hähne, Gebrüll wie der Tiger grollendes Gegähne;
Und dazwischen Knirschen und Zischen zusammengebissener Zähne, und es krachen die Speere zu Zweien; fortgesetzt ein ununterbrochenes Schreien,
Als könnte nichts mehr auf der Welt das Haus von den wütenden Kehlen befreien. Rings um den Saal, dessen drei Türen,
Jede wie ein Kirchenportal lang und hoch, auf drei Seiten hinaus in das Gartengrün führen, breiten sich Dielen, einen Fuß erhöht,
Von wo die Kampflehrer den Kampf mit Genuß anfeuern und wo ich niedersitzen muß vor Staunen, denn mein Staunen muß sich immer wieder erneuern.
Die Menschen, die vor mir wie Bestien hüpfen, die sich wie Kampfhähne gesträubt anschauen, sind, wenn sie die lackierte schwarze Fechtmaske lüpfen,—
Junge, adelige Mädchen, junge Samuraifrauen; unmöglich zu glauben: dieses Wutschnauben, dieses Hähnekrähen, diese Bestienschreie
Entschlüpfen der Reihe nach den Kehlen japanischer Damen, und diese Muskeln, die sich vor mir im Speerkampf stählen, sind Frauenglieder; —
Ich sitze, immer in mich versunkener, nieder, betrachte

die Gesten, die immer kampftrunkener die Speere schlagen,
Ausfall und Abwehr wagen, die, kaum zu zähmen, ihre Masken endlich abnehmen von den erhitzten Gesichtern und den Schweißdampf abwischen,
Und sich friedlich unter die Zuschauer mischen; diese kleinen Krieger sind japanische Frauen, in Bein- und Armschienen und waffenstarrend zu schauen,
Geschmeidig gleich Fischen, aus deren Schuppen, den starren, sich Mädchen entpuppen; ich glaubte, meine Augen wollten mich narren. —
Das Kämpfen ist nach alten Kampfregeln geschehen. Wenn zwei gewappnet fertig stehen, gehen sie einander entgegen,
Legen quer vor sich den Speer, knieen voreinander nieder, mit der Stirn den Boden wieder und wieder zum Gruß berührend.
Dann springen sie auf. Nun schlägt Speer auf Speer, jedem Schlag folgt wie ein Schuß ein Gewaltschrei nebenher, —
Ein Geheul, womit sich der Kämpfer furchtbar und schrecklich machen muß; dazu der Anprall mit einem Hochsprung geschieht, wie man ihn bei Kampfhähnen sieht.
Dann prasselt Speer gegen Speer, der Lederpanzer rasselt, die Armschienen krachen, als ob die Kämpfer vor Eifer Blut speien und Geifer aus allen Poren lachen.
Du hast noch das Speergehämmer in den Ohren, da steht der Kampf plötzlich wie still auf einer Stell', beide Frauen wie angefroren,
Speer gegen Speer vorgehalten. Es duckt sich eine der Kämpfergestalten, blitzschnell ein blankes Dolchmesser aufschnellt und durch die Luft wie ein Blitz fällt.
Die andere, wehrlos bedroht, erwartet ins Knie gesunken den Tod; wenn diese Schlußpantomime fiel, endet damit das Übungsspiel.
Beide knieen darnach nieder auf ihre Hände, berühren den Boden mit der Stirn wieder und wieder zum Abschiedsgruß,

Sie lüften die Masken, setzen sich zuschauend auf die erhöhte Diele und rasten oder verlassen die Kampfdiele mit gleichgültigem Fuß.
Das ist dann vom Zweikampf der höfliche Schluß. — Vor mir standen sich zwanzig Frauenpaare zugleich entgegen, die im regen Kampfeifer so brannten,
Daß meine Ohren aus ihrem Schreien alle Tierlaute der Erde erkannten. Dieser Frauenspeerkampf bewegt sich nur im halben Hausraum her.
Auf demselben Fußboden, dem spiegelglatten, war die andere Hälfte der Diele mit dicken Binsenmatten belegt.
Dort wurde von fast fünfzig Männern zugleich der Kampf des Dschiudschitsu gepflegt. In losen weißen Hemdjacken und losen weißen Kniehosen
Überschlugen sich wie Akrobaten die nackten Paare. Es war ein Kampf im Lautlosen auf den Binsenmatten, als wär' nur ein Gekämpfe von weißen Schatten.
Die einzigen Töne waren ein leises Geächze und Gestöhne, der dumpfe Fall der stürzenden Leiber. Der Lehrer saß dabei, tadelte und lobte,
Indessen dicht auf derselben Diele der Lärm der Speerweiber heulend tobte. Die fünfzig Männer, die dort alle zugleich, zwei und zwei, miteinander gerungen haben,
Waren von allen Altern: Männer, Burschen und Knaben. Aus den Haufen weißer Gestalten war es schwer, eine einzelne Kampfweise festzuhalten.
Oft drehten sich zwei daher wie ein weißes Mühlenrad; einer den andern abwechselnd über die Schultern werfen tat.
Dieses Handgemeng' der Fünfzig blieb ein lautloses Gedräng'; ich sah nur ein Gewühl von Gliedmaßen, die sich wie Stricke fassen und nie mehr loslassen. —
Ich schaute dann noch im Fechtsaal mit einem Blick den Thron des Mikado an; der ist ein polierter Holzboden, nur zwei Fuß hoch, ohne eine Schmuckspur zu zeigen.

Aber alle, die den Saal zu einer Kampfforderung betreten, verneigen sich zuerst vor der Thronerhöhung, als ob sie beten. —
Ein hundertfaches Schweigen empfing mich draußen als ich wieder ins Parkgrüne hinausging; ich sah über der Rasenmatte
Ein Japan aufsteigen, von dem ich noch keine Gedanken hatte. In dem Land der zierlichsten Gärten, dem Land der Blumenbewunderung,
Der Papierwände, der schwanken, traten die adeligsten Frauen, die Hände um Speere geballt, kampfheulend in die Schranken,
Und zeigten Mut und Dolchmesser, die gern dem Landesfeind das Herzblut tranken. Mann und Frau, in einem Saal vereint,
Übten in den Kampfkleidern die Waffenkraft, die dem Hausherd den Frieden vor Neidern schafft. Ich seh' noch in mancher Stunde im Geist die kämpfenden, schwarzmaskierten Frauen,
Versteckt in die lederne Panzerbrust, die runde, und vermummt wie Seehunde, aufeinander hauen. Seit diesem Frauengefecht hat mich vor Japan ein Grauen erschreckt,
Als hätt' ich ein neues Liebesgeschlecht auf einem fremden Stern entdeckt.

Unterwegs nach Minoshita

Ich bin von Kioto weitergereist und wollte endlich den Fushiyama sehn, diesen adeligen Vulkan, um den sich alle japanischen Landschaftsbilder wie Radspeichen um eine Achse drehn.
Aber er lag noch in rauchenden Frühlingswind verschlossen, und nur dampfende Wolkenmassen von seinen Flanken in das breite Land herabflossen.
Ich wollte auch zugleich zum Hakonesee, dessen Wasser des Feuerberges Silberbild anfüllt. Dieser See liegt hoch im Gebirg' mit gewichtiger Wasserfläche,
Und See und Vulkan führen mit Spiegelsprache bei roten Sonnenuntergängen feurige Gespräche. Auf dem Weg zum Fushivulkan

Hielt ich zuerst unterwegs hinter Kioto in der kleinen Provinzstadt Nagoya an. Im Hotel kamen der winzige Wirt und zehn winzige Dienerinnen zusammen zur Türschwell',
Und alle zogen laut atmend die Luft ein vor Hochachtung, und die Mägde fielen zur Diele mit tiefster Verbeugung.
Ihr begrüßend Geschlürfe hat geklungen, als schluckten alle elf lebendige Austern mit lauten Zungen. Nach einem kochendheißen japanischen Bad
Bedienten mich alle zehn im Eßsaal im lebhaften Verein; sie verstehen kein europäisches Wort, aber sie führen die Unterhaltung miauend fort,
Wie Kätzlein sich schmiegend, die Gesichter gepudert, die Brauen gemalt, der Mund nur ein Punkt, rot und klein; alle schauen weise und altklug auf mich plumpes Europaschwein,
Das mit Stiefeln das Zimmer betritt, statt mit weißseidener Strümpfe Schimmer; das, statt mit Elfenbeinstäbchen zu essen, mächtig mit Messern und Gabeln Fleischhaufen zerschnitt;
Das in dicker, plumper Wolle umgeht, statt in einem Seidenkaftan bequem und fein; das, in Röhren eingenäht mit Armen und Bein, unbequem deutlich dasteht;
Das nie einen Farbenschein zeigt, nie einen Seidenschimmer, und vor dem die kleinen genauen japanischen Frauen, wie vor einem Barbaren,
Bei seinem Grüßen und vor seinen schwarzen Stiefelfüßen halb belustigt und halb verlegen erschrecken müssen.
Der Europäer, der glaubt, alles zu wissen, alles zu kennen, und der alles sein nennen will, erscheint den Japanerinnen unfein, unbescheiden und zum Hochmut beflissen.
Und sie haben für ihn nur ein nachsichtig Lächeln allein; denn er erkennt nur als sein einzig vorrechnend Gewissen sein Scheckbuch,
Und sein Herz erscheint in Japan gröber als seines Rockes grobfadenes Wolltuch.

Die Delphine vom Nagoyaschloß

Nagoya hat ein uraltes Schloß. Fünfmal baut sich
Steingeschoß über Geschoß, mit Dächern geschwungen, auf einen Mauerwall gestaut.
Zyklopenmächtig trägt der Wall zur Schau den
prächtig vielgeschweiften fünfstöckigen Schloßbau.
Ich kam am Nachmittag vor den Schloßgraben,
Davor Soldaten ihre niedrigen Kasernen und Kasematten haben. Schwarze struppige Kiefernbäume
auf den grasigen Wällen
Stellen Schattenfiguren an den sonnenhellen Nachmittaghimmel. Ein breites, binsengrünes Grabenwasser voll Linsen und Schlamm
Umsäumt den zyklopenhaften grauen Schloßdamm.
Die Steinmauer ist ein Stück Japan aus den
Ritterzeiten.
Wie riesige Fledermausflügel breiten sich die geschweiften schwarzen Dächer des hellen Schlosses
in die hohe Luft, und darunter, trotzig,
Steht der graue Steinwall wie ein Eisenhügel protzig.
Drinnen im Hof besteige ich den weißen fünfstöckigen Bau, komme auf Holzleitertreppen
Durch wuchtige Holzbalkenkammern ins fünfte Stockwerk hinauf; droben rollt sich eine Rundschau
über sonnige Reisebenen und wolkige Gebirge
und schwarzgezeichnete Wälder auf.
Vor der Stadt weiße, sandige Manöverfelder. Da
exerzieren blitzende Truppen im Sonnenschein zuhauf, manövrieren in blanken Gruppen wie kleine
Zinnpuppen
Artilleriezüge im Lauf. Bloß ameisengroß sind die
Pferde und schmeißen um sich kleine Wolken von
Staub und Erde.
Das Schloß, innen und außen, zeigt Kraftgebärde.
In den fünf Stockwerken hausen nur leere Wände.
Doch dein Auge viel Stärke entdeckt:
Holzbohlen und Balken, gereckt und gestemmt, mit
Schwere wie Riesenmuskeln; Riesenbalken bei
Balken hockt in den dunklen Holzkammern eingepflockt.

Zwei goldne massive Delphine glänzen droben am höchsten geschweiften Dach, und vom gepflasterten Hof unten siehst du ihrem gelben Glanz noch lange gedankenvoll nach.

Den einen goldnen Delphin führte man einst zu einer Weltausstellung nach Europa hin. Es mußte das goldene Paar, das so manches Jahr und Jahrhundert auf dem Dach gefunkelt,

Sich lange trennen, und vor Gram hat der zurückgebliebene Delphin seinen Goldglanz verdunkelt. Der andere aber, als er aus Europa nach langem Gewander zurückreisen sollte,

Rollte ins Rote Meer; denn das Schiff, das ihn heimführen wollte, sank gestrandet bei einem Korallenriff. Nach Japan drang kaum noch Kunde her vom Untergang, —

Da verbreitet sich eines Tages die Mär in der Runde von einem riesigen Goldfunde. Man fand an der japanischen Küste aus Gold einen Fisch,

Der glich dem Delphin auf dem Dachgerüste vom Schloß von Nagoya, als wenn er einer der beiden Delphine sein müßte, der, den man außer Land gesandt hin nach Europa.

Bald großer Jubel entbrannte, als man ihn wirklich als den Nagoyadelphin erkannte, und als zugleich die Nachricht von seinem Untergang im Roten Meer angekommen.

Schnell sich das Wunder seiner Heimkunft herumspricht: daß der Delphin, vergessend seines Goldgewichts Schwere, vor Sehnsucht durch viele Meere nach Japan geschwommen.

Als man ihn wieder aufgehißt auf das Schloßdach, da wurde auch der andere Delphin, der dunkelgewordene, einsame, nach langer Frist wieder im Sonnenschein leuchtend wach.

Alle Japaner sagten es einer dem andern nach: Es müssen beide Delphine Mann und Frau sein und sich innig lieben.

Darum mußte des einen Goldfunkeln sich verdunkeln, und darum ist der Schiffbrüchige nicht am Meeresgrund liegen geblieben;

Von Sehnsucht getrieben, vergaß er seine Schwere
und schwamm, bis er wieder zum andern Delphin
aufs Nagoyaschloß kam.
Seit jener Zeit feiert Nagoya jährlich den Tag der
Wiederkehr, den Tag, da ein sehnsüchtiger Fisch, gold-
metallschwer, den Weg heimfand über manches Meer,
Und aus dieser Sehnsucht ein neues Wunder entstand
dem uralten japanischen Wunderland.

Auf den Straßen in Nagoya

Als ich das Schloßtor verließ, mein Rikschamann
einen Schreckruf ausstieß. Vor dem Nagoyaschloß
riß ein wildgewordenes Pferd sich los und rennt
in seiner Angst den Soldaten um, der es führte.
Es spürte mit den Nüstern in die Luft und sprengte
fort, als ob ein großer Schauder es bedrängte
vor einer Reihe Europäer, welche in Rikschas
zufällig um eine Straßenecke lenkte.
Auch das japanische Pferd haßt, wie die japanische
Frau, den europäischen Geruch; vielleicht trug es
noch mit sich vom Russisch-Japanischen Krieg in
seinen Nüstern den Blutfluch. —
Ich zog weiter und bog in einen Hof ein; da ist
eine Halle als Schrein, die enthält fünfhundert
kniehohe Buddhafiguren, und jeder Buddha ist
anders dargestellt.
Sie lachen, weinen, schlafen, wachen, sind vergnügt
und gequält, fünfhundertmal sie ein anderes Gesicht
sich verschaffen,
Sind wie Grimassen von fünfhundert Affen und
leuchten in allen Farben wie Blumengarben. Die
Japaner gestehen:
Es kann unter den fünfhundert jeder Mensch seinen
Vater sehen, seine Mutter und seine Braut, denn
jedes Menschenvolk ist auf der ganzen Welt immer
wieder nur aus fünfhundert Gesichtern aufgebaut.
Gern wär' ich Tag und Nacht in dem Schrein ge-
blieben und hätte das Gesicht gesucht, das sich
mir am tiefsten ins Leben eingeschrieben;

Aber ich war zum Weiterwandern verflucht. — Ich kam zu einer andern Gasse; da begegne ich einer Schar Leute, die, Gesänge näselnd, Trommeln und Gong anschlugen
Und eine Sänfte trugen, darinnen kauernd ein Leichnam war; in Rikschawagen folgten trauernd die Verwandten, die Räucherwerk am Weg verbrannten.
Noch lange Stunden danach meine Augen die Farben der Welt nur schwer erkannten. Des, sagt' ich mir, hast du nie unterwegs gedacht,
Daß der Tod täglich, wie die Sonne, seinen Weg um sieben Meere festhält; und wer sagt dir, ob es ihm in dieser Stunde nicht gefällt,
Daß er ein Gesicht, das liebste, das du vorhin unter den fünfhundert im Tempel gesucht, sich heute zum Mitgehen wählt! — Und mehr als vorhin das scheue Pferd,
Ward ich jetzt vom Schreck entstellt und vom Geruch des Todes gequält.

Nacht in Nagoya

Die Aprilnacht war kühl, als ich an den erleuchteten Theatern hinwanderte. Ich fand viel Menschengewühl, Verkaufsbuden, die zu Lottospielen einluden.
Warenrampen waren am Boden ausgebreitet; über altes Eisen, altes Porzellan und über Menschenhäute, die dort kramen, flackern offene Pechfeuer und Azetylenflammen;
Vor einem Haufen europäischer Strohhüte und Filzmützen kaufen die Menschen, eng im Gedräng' gedrückt; denn der Mann, der mit einem Hammer die Hüte und alte Sachen versteigert,
Entzückt die Leute mit Witzen und Lachen. Große Balkengerüste von roten Tempeltoren stehen düster am Mondhimmel mitten über dem Menschengewimmel.
Ich bin an den farbigen Theaterbuden und Garküchenzelten vorbeigeschritten und kam in Gassen ins Halbdüster. Da waren vergitterte Holzrampen;

Da war Geflüster in offenen, holzvergitterten Gelassen im Erdgeschoß; drinnen saßen am Boden in rosiger Seide Mädchen unter den Reihen von Glühlampen und ließen um sich freien, —
Tänzerinnen und Freudenmädchen, die hier in den Teehäusern ausgestellt zur Parade erschienen, die, gleichwie schöne Ladenauslagen, zum Anlocken dem Teehaus dienen.
Einige Männer auf der Gasse plauderten mit den Mädchen in einem Gelasse. Es war schon spät, viele Gemächer standen schon dunkel, nur der Mond schien über die Dächer,
Und manche Türen waren bereit, sich zu schließen; in andern saßen Mädchen am Boden auf ihren flachen Kissen und gähnten von Zeit zu Zeit, Mädchen, die nur lieben und nie hassen;
Und die Schminke auf ihren puderweißen Wangen war stellenweise abgegangen, wie vom Anfassen die feine Malerei auf gebrauchten Porzellantassen.
Ich ging heim durch den stockdunkeln Gassenschwarm, vom Mond begleitet, der mich unter den Arm nahm. Und der dickbackige Mond mit mir ins Gespräch kam.
Er hat meine Gedanken geleitet und gesagt: „Gestern waren dir neu die wahnwitzig kämpfenden japanischen Frauen;
Die heutige Nacht ließ dich zum erstenmal die Gitterkäfige des japanischen Liebesmarktes schauen.
Wie weiße Tauben, bunte Enten eingepfercht, wie buntbemalte Töpfe, wie in Tennen goldgelbe Hennen saßen vor dir die lieblichsten Geschöpfe, die von der Liebeslust nur die Macht eines Goldstückes kennen.
Und wieder hat ein neues Staunen über das Japan mit seinen Blumen-, Kampf- und Liebeslaunen in dir sich breit gemacht.
Aber keine von ihnen, wenn sie ihre Lippen geründet, hat dein Herz entzündet. Jede war für dich nur bunt wie ein geschmücktes Grab.
Aber warte nur ab, bis ich dir die fünftausend Freudenmädchen der Hauptstadt Tokio zeige auf Erden.

Dann werden deine Sehnsucht und dein Heimweh endlich schweigen."
Also sprach zu mir der Mond mit seinem weißgepuderten Gesicht, dem feigen.

Die Fische am fünften Mai

Der Eisenbahnzug trug mich am nächsten Morgen fort, tiefer ins Land, wo sich unterm Wolkenflug die blaue Vulkanwelt mit waldbärtigen Schluchten am Himmel aufschlug.
Schnee lag blau blendend erhellt an den Flanken des Fushiyama, und der Zug eilte am flachen Rand der braunen Meerbuchten, bei Schilf, Tang und Binsen entlang.
Und draußen stand, wie eine glänzende Glaslinse unter der Sonne, die See. Großzügig leuchtete die jähe Landschaft bei Meerkraft und Vulkannähe.
Der Zug rasselte über die Ketten von eisenbespannten Brücken; die strecken über ungeheuere, steinerne, trockene Flußbetten ihre stählernen Rücken.
Wieder wollte es mir kaum glücken, mir in allen Stücken vorzustellen, daß ich in Japan sein sollte,
Weil der Zug in dem riesigen Landschaftssaal, gebieterisch wie in Europa und stählern über Stahl, hinrollte.
Da sah ich vor meinen Waggonfenstern in Reisfeldern helle Strohhütten erscheinen und darüber, gleich fliegenden Gespenstern,
Die Luft voll von mannsgroßen, sich wiegenden roten, gelben und grünen Fischen; Fische, die den Himmel beleben, schweben als luftige Lasten an Faden an hohen Bambusmasten.
Sie sind vom Wind aufgebläht, aus Papier und Seide genäht. Es war der fünfte Mai, wo Japan im Zeichen der Fische steht.
Alle diese roten, grünen und gelben Fische im Winde nach einer Richtung streichen und einem Fischzug über den Dächern gleichen.
So viele Knaben die Eltern eines Hauses haben, so

viele mannsgroße Fische treiben an der Bambusstange über dem Hausdache ihre Luftspiele,
Oft ein Dutzend Fische über manchem Haus; das sah stolz aus und sagte: Zwölf Söhne schick' ich in die Welt hinaus!
Und Dach bei Dach zeigte mit seinen Fischen an der triumphierenden Stange meinem Eisenbahnfenster nach.
Und die von Fischheeren umschaukelten Strohdächer schienen umgaukelt von Wünschen und Begehren, als zog der Himmel die Weltsehnsucht der Knaben mit sich,
Als ob jeder Knabe in Fischgestalt über das Dach aufflog; und kein Dach kann es wehren, und kein Herd hält mit Gewalt die jungen Männer zurück
In ihrer Lust nach den Vulkanen und Meeren.

Die Bergtreppe in Shizuoka

Ich war müde am Nachmittag an einer Station ausgestiegen, ohne zu fragen, wo ich bin. Ich fuhr in den Straßen hin und wollte hier ein paar Stunden in dem Provinzort liegen.
Ich war jetzt mit der Kirschblüte in Japan von Süden nach Norden gereist, und sie, die rosige Gebieterin, verfolgte mich von Ort zu Ort, wie ein Lied, das ich, Wort bei Wort,
Bald auswendig kannte; aber ich bewunderte es doch immer fort und fort. Hier am Bahnhof sah ich eine viereckige Steinhalle mit vier Bogenpforten.
Darüber stand, in weißen Stein gemeißelt: „Willkommen", mit japanischen und englischen Worten. Es war für die Mandschureikrieger das Siegestor,
Die in diesem Jahr von Port Arthur als Sieger zurückkamen. Auch die Provinzstadt Shizuoka empfing würdig ihre tapferen Scharen,
Die sie ausgeschickt hat in den Kampf gegen den westlichen, russischen Barbaren. Entlang am warmherzigen Bergrücken Oku-No-In,
Draußen vor Shizuoka, fuhr ich an Reisfeldern hin,

sah die Gelände mit Teebüschen, mit runden, die
am Fuß von üppigen Bambus- und Kiefernwäldern
Zu Tausenden den Bergabhang umstunden. Dort im
Tal führt von einem Tempelschrein eine senkrechte
Treppe aus Stein,
Wie eine Leiter, geradeaus auf die Bergflanke hinauf, als führe sie senkrecht in den Himmel hinein.
Jede Treppenstufe fast aufrecht, wie eine Hauswand, über dem Kopf dir stand.
Schritt um Schritt zieht dich der Wunsch, wie ein starker Arm, mit, daß dein Herz oben am Berg vielleicht Freiheit sieht, wie der Wolkenschwarm.
Und die hohe Treppe unüberwindliche Sehnsucht nach einem Aufstieg erweckt, als ob dich ihr Freiheitsfieber ansteckt.
Keiner, der diese Treppe je angesehen, kann ihrer Anziehung entrinnen, und jeder muß Stufe um Stufe hinauf ohne Besinnen.
Du weißt nicht, warum, du steigst und steigst, senkst den Kopf und steigst weiter, wie auf einer Feuerwehrleiter,
Siehst schaudernd vor dem Abgrund nie um und bedenkst auch nicht zaudernd deinen Rückweg auf dem schwindelnden, senkrechten Himmelssteg.
Nur der Höhe Wolkenlicht strebst du geblendet entgegen auf der Stufenzahl, die kaum endet, und dein Auge, nie umgewendet, sieht nur über sich den lockenden, leeren Luftsaal.
Dann, mit stockenden Kräften, erreichst du die Höhe; am schrägen Scheitel ein hölzern Teehaus als Warte, und tief unter dir breitet sich aus des japanischen Landes Landkarte.
Sie macht dich rege, du siehst hinter Bergen noch über Tagereisen weit in den Wäldern und in den Tälern die Wege.
Die bewässerten Furchen der überschwemmten Reisfelder drunten über die Ebenen wie Seen und glänzende Gitter hingehen,
Und deine Augen gestehen den Wolken, daß sie mit ihnen im Sonnenuntergang, in Blutröte und Inbrunst, gerne vergehen.

Deine Augen, die beiden geflügelten Riesen, nehmen Aufschwung und Flug in die unermeßliche Ferne, sie sind wie die Fortsetzung jener Treppe, die dich hinauftrug.

Dann aber, als die Abendnebel die Täler schließen, werden die Fernen schmäler, und deine Gedanken und deine Füße dünken sich noch groß, gleich den Füßen von Riesen,

Bis deine Fußspitzen wieder beim Rückweg, bei den Moosen der ersten Treppenstufe, an den Abgrund und an deine menschliche Ohnmacht stoßen.

Du setzt dich auf die oberste Stufe nieder; es schwindeln dir die Glieder. Unmöglich scheint's dir, von oben, senkrecht, ins dämmernde Tal zu steigen.

Aber kein anderer Weg will sich zeigen. Nichts als deine Glieder sind jetzt nur dein; kein Gedankenflug und kein Wolkenzug kann dir jetzt Rettung sein.

Du machst deine Augen, die vorher Riesen, jetzt zu Zwergen klein; sie helfen dir nicht mehr als Adler, aber als sichere winzige Mäuslein.

Denn alle Größe stürzt dich in den Abgrund hinein mit ihrer Gewalt, und du kennst vor dem Abgrund allein deine wahre winzige Gestalt.

Du bist nicht Riese, du mußt wieder Menschlein sein, sonst brichst du, abstürzend, Hals und Bein.

Und von allen Gedanken im sinkenden Tag blieb nur ein kleiner Herzschlag beständig dein, bis die letzte Bergstufe hinter dir lag.

Von Kozu nach Miyanoshita

Ich stand in Kozu beim nächsten Mittaglicht dicht am flachen Meerstrand. Luftiger Baumhag, von den Fluten zerzaust, spricht im Wind

Und sieht dem Salzwasser ins Gesicht. Hier ging das Meer oft mit den Menschen ins Gericht, trieb, turmhoch mit einer Flutwelle, Einwohner und Häuser vor sich her,

Sprang plötzlich wie eine Schlang' über die Küsten-

schwelle, ins Land hinein, bis ans Berggefälle.
Eine elektrische Straßenbahn führte mich feldein
An der Meerflucht entlang, an der weitgeöffneten Odawara-Bucht. Die Bambusaltanen der Stadt Odawara
Erschienen, bedeckt mit rotweißen Papierlaternen und Papierfahnen, am Meer, geschmückt zum Siegesfest, wie entzückt von der Mandschureisoldaten Heimkehr.
Von der Straßenbahn sah die ganze Stadt aus wie ein roter und weißer papierener Strauß. — In Yumoto im Berggewühl wird es dann waldig und erdkühl.
Dort führt mich ein Rikschawagen hinauf, der Bergstraße entlang, zu der Bergungeheuer grünender Felsenmasse,
Wo sich nur graue Nebelzungen strecken, die die Abhänge belecken, und wo sich Waldhütten mit grauem Strohdach und rotnassen Holzwänden unter den Baumgängen verstecken.
Zwischen Immergrüneichen, Föhren und Kiefergeländen fühlst du die Weltverlassenheit hier um die klippigen Waldgewinde streichen.
Unter der Baumstämme singenden Chören und unter den Nebeln, die gezupfter Watte und Wolle gleichen, legt die Einsamkeit um deine Stirn eine eiskalte Binde.
Zwischen der Bäume nasser Rinde zieht die Bergstraße aufwärts; und mehr als je sehnen sich beim eindringlichen Erdgeruch dein Herz
Und dein Leib, beim Dehnen der Frühjahrsnebel, unterm Rocktuch nach ihrem Weib.

Fushiyahotel in Miyanoshita

Im Fushiyahotel in Miyanoshita war groß der europäischen Gäste Schar; Lesesaal, Treppenhaus und Glasveranden
Schwärmten voll von Damen und Herren, die sich von allen fünf Weltteilen zusammenfanden. Ich sah einen alten Bekannten auf mich zueilen,

Einen amerikanischen Bischof; den hatte ich seit Benares, also seit vielen tausend Seemeilen, nicht mehr gesehen. Schon im Roten Meer sprach ich von ihm in diesen Zeilen.

Ich hörte ihn damals mit der Schreibmaschine in seiner Kabine Predigten ausfeilen und traf ihn öfters danach noch auf mancher Eisenbahnschiene.

Er reiste, um alle asiatischen Götter zu sammeln. Mit geduldigster Miene umkreiste er Indien und brachte Koffer voll winziger Messingbilder der Götter aus indischen Meeren,

Und auch die Götter trug er jetzt bei sich, die China und Japan verehren. Er war ein milder Priestermann, und er wollte im amerikanischen Schulplan

Alle Götter der Welt den Kindern erklären, und die Kinder sollten verstehen: die Götter sind Pfadfinder und bringen die Menschen aller Weltteile zusammen,

Wie viele Hirten die Rinder. Aber ich sagte dem Bischof: Noch geschwinder als die Götter ist das Menschenherz Pfadfinder.

Wenn alle Völker endlich verstünden, daß in allen Weltteilen Männer und Frauen sich für einander entzünden, und dann ihre Liebe als ihre Gottheit verkünden, —

Diese Einheit aller in Liebesgründen, sie könnte alle Weltvölker mit einer einzigen einfachen Gottheit verbünden,

Mit der Gottheit Menschenherz, um die das ganze Leben kreist, dem Menschenherz, das alles Menschliche ordnet und alles Unmenschliche abweist.

Die Liebe vom Mann zum Weib ist rings um die Erd' eine Einheit, die Liebe ist die einzige Gottheit, die mit ihrer leidenschaftlichen Gebärde die Menschen leben und sterben heißt.

Diese Liebe ist der rote Faden im Labyrinth der sieben Meere, der niemals abreißt.

Viele Götter sind erschienen, auf- und untergegangen, wie die Sonne mit Schnee, Regen und Frühlingsmienen;

Aber mit immer gleichmäßig jungen Wangen nimmt

die Liebe vom Mann zum Weib, nimmt Menschenherz das Menschenherz unsterblich gefangen;
Nimmt die Liebe unsterblich jeden blühenden Leib in ihre glühenden Zangen, und keiner, der herzhaft gewesen, ist der Liebe entgangen,
Und nicht der Stärkste ist je von der Liebe genesen. Sie ist das Höllenverließ und das Kirschblütenparadies aller Lebenstriebe,
Und nur der Feige entgeht ihr im Weltgeschiebe. Alle Völker bauen um die Liebe ihre Herde, allen Völkern lehrt sie der Weisheit vornehme Gebärde,
Und allen Völkern gräbt sie ihr Grab in die gleiche Erde.

Bergpaß nach Hakone

Zusammengeklumpt liegen die Hakone-Berge im Morgen eingemummt, mit runden Rücken gleich einer Bärenfamilie, die im Knäul schläft,
Und über der die Schlafluft brummt. Acht Sedanstuhlträger schleppen mich von Miyanoshita im Trab hinauf auf die Bergmatten,
Die liegen ohne Waldungen und ohne Schluchten, wie gebauschter grüner Samt und ohne Schatten: wie Heupolster runden sich die Bergreviere
Und sind wie faule, trächtige Muttertiere. Vom Sedanstuhl, meinem sechzehnfüßigen Gaul, hör' ich die lustigen japanischen Kuliträger, die mich wiegen;
Sie plaudern und meckern vergnügt in den Tag, als wären sie Bergziegen. Bald im Schnellauf, bald vorsichtig im Takt schwebt mein Leib in die weiten Bergzonen hinauf,
Fort über die goldgelben Ginsterbreiten. Es ist ein graumatter Tag, mit Wolken vernagelt an allen Himmelsseiten, ohne blaue Spuren.
Wir halten an einsamen Wegteehäusern, wo die Leute auf Steinfluren nahe dem Weltrand wohnen. Die kleine Porzellanschale voll grünem Tee
Und Pfeffermünzzucker begrüßen dich auch hier noch, hoch über dem Tale, und diese verschollenen Tee-

häuser, nebelumschoben, gleichen verwunschenen hölzernen Menscheninseln im Luftsee.
Höher im Bergland oben erscheinen grauhaarige Binsenmoore; die Heidedisteln und feinen Silbermoose wogen am Wege lose im Tanze, halb Nebel, halb Pflanze.
Durch die Stickluft der „Kleinen Hölle", wie die Japaner droben eine Strecke nennen, beginnen die Kulis mit meinem Bambusstuhl Trab zu rennen.
Heiße Quellen dampfen aus mancher Bergschlucht, wie faule Eier stinkend vom Schwefelwasserstoffduft.
Hölzerne Dörfer mit Badezellen erscheinen, und mitten im Nebelstanke verläßt dich hier nicht mehr der Gedanke an rheumatische Krüppel und Kranke.
Als die Wege drüben abwärtsgehen, stehen abseits dreitausendjährige Denkmale, hohe Gräserflocken umweben die drei alten Steinkugeln, die auf Steinquadern hocken,
Und ringsum ist die Bergmattenwelt, die luftkahle. Von zwei Brüdern, jeder ein Nationalheld, spricht hier jede Grasfahne und von einer berühmten japanischen Kurtisane.
Die drei sind die Helden von vielen japanischen Gedichten, und die drei Steinkugeln wollen ihre Lebensgeschichten und ihre Abenteuer berichten:

Die Geschichte der Brüder Juro und Goro und der Kurtisane Tora Gozen

I

Die Kirschen blühen über dem lauten Frühlingsbache, und Rache für den Vater rufen die Gebirgsechos von Hakone.
Rache rief der Mond in den Kirschenbäumen über dem Dache; Rache rief selbst am Weg ein schneeweiß Büschel der Waldanemone.
„Rufen meine Schritte auf allen Dielen nicht stündlich Rache?" so sprach Juro zu seinem Bruder, und, seinen Bogen gespannt, ließ er Pfeile zielen,

Pfeile, lange, stahlharte, die nicht mit dem Leben spielen; und alle Pfeilspitzen senkrecht ins Schwarze der weißen Scheibe fielen.
Dort blieben sie erschüttert und dröhnend sitzen gleich Stichhieben, und Juro begann seinen Bogen, den starken, wie einen Gott der Rache ehrfürchtig zu lieben.
Goro, sein Bruder, die Lanze in der Faust, war wie die Papierscheiben, auf die sich der Mond durchpaust, blendend und weiß im Gesicht.
Er nickte stolz, und sein Speer ist gesaust, als durchbohrt er Gespenster. Und er aß nicht und trank nicht, und wie der Bruder schlief er ein Jahr nicht.
Seit zum letzten Mal die Kirsche aufblühte über dem Dache und vor seinem Fenster, kämpft er, übt sich im Lanzenwurf auf der Pirsche, tötet und ficht.
Beide Brüder, von Rache durchdrungen, den Vatermörder zu finden, halten sich jetzt wie zwei verwachsene Äste eines Baumes, die sich umwinden.
Und sie schwören den Bergen von Hakone, die nie verschwinden, sie wollen rächen, noch eh' dieser Sommer verflogen, mit Pfeilen und Bogen,
Mit Lanze und Schwert. Und beide, Juro und Goro, bewehrt und gerüstet, sind ausgezogen.

2

Kudo Suketsune hatte damals hitzig beim Gastmahl getötet im Trunk. Juros und Goros Vater lag leblos vor ihm gleich einem Wurzelstrunk.
Des Gemordeten Festgewand war zerfetzt, die Strohdiele von klebendem Blut gerötet, und alle Gäste flohen entsetzt.
Und der Gemordete wurde von Kudos Dienern verscharrt ohne Prunk. Der Mörder Kudo Suketsune lachte darnach, wie ein Zedernast knarrt,
Rief Tora Gozen, die Kurtisane, zum Tanzen und hat ihr ein Lied geflötet. Aber Tora sah Kudo durchdringend, als wär' sie ein Spiegel, an,
Daß ihm eisiger Schweiß auf der Stirn gerann und Kudo seine Flöte zerbrach. Er jagte Tora aus seinem Gemach;

Und dieweil er sich besann, war ihm, als regnete Blut auf sein Dach.

3

Juro und Goro gehen, den Vater zu rächen, bewaffnet im Abendstaub über fallendes Herbstlaub, und kommen zu Dizo heran.

Dort zünden eben die Mädchen die Papierlampen vor den Teehäusern an. Aber der beiden Brüder Augen und Ohren haben nicht hingeschaut, sie sind ohne Laut wie das Herbstlaub,

Sie sind wie die Schlafenden taub. Tora Gozen, die schöne Kurtisane, mit Reismehl geschminkt, rosig wie der Feuerberg Fushi im Abendschnee, lächelnd den Brüdern winkt.

Sie sitzt im Teehaus hinter dem Gitter im Erdgeschoß und sieht Goro an, den sie ins Herze schloß. Und sie bittet noch in derselben Stund'

Heimlich im Geist seinen Mund, daß er kommt und Tee bei ihr trinkt. Goro, der junge, in dessen Armen Speer bei Speer im Abendlicht blinkt,

Eh' er sich noch besinnt, spricht seine Zunge: „Höre, mein Durst ist groß, Bruder Juro, teurer Rache Genoß, laß uns ins Teehaus eintreten!

Wir wollen uns stärken noch heute nacht, und morgen am Mittag sei die Rache, die wir wohl bedacht, dem Vater und allen Göttern gebracht."

Juro hatte die Mantelkappe tief übers Gesicht heruntergezogen, und Tora konnt ihn nicht sehen. Juro nickt, und die beiden Brüder gehen ins Teehaus.

Und Goro sieht Tora am Gitter dort stehen. Da werden des durstigen Goro Augäpfel, die vorher tot, wie tauendes Eis im Abendrot, und sie müssen heiß das Mädchen betrachten.

Aber sein Bruder Juro, tief unterm Mantel versteckt, geht über die Schwelle ins Haus, ohne auf Tora zu achten. Im Obergemach streckt sich Juro aus, schläft ein und schläft Stunden;

Und als er nach Mitternacht aufgewacht, hat er sich im Dunkel allein gefunden. Dicht nebenan, hinter papierener Wand, hört er ein Mädchen seufzen,

Und ihr Seufzen kein Ende fand, bis Juro aufstand, die Schiebetüre zog und sah durch die offenen Wände ein Mädchen drinnen bei einer Lampe,
So schön, daß ihm das Blut ins Gesicht flog und sein Herz wie ein Feuerberg dastand. Er fragte nicht nach ihrem Leide und reichte dem Mädchen nur die Hand
Und ließ sich nieder dicht bei ihrem blumigen Kleide. „Bleibst du jetzt?“ fragte das Mädchen und hob ihr verweintes Gesicht, und der Puder ihrer Wangen lag weiß auf ihrer scharlachnen Ärmelseide.
„Ich bleibe!“ nickt Juro, verwundert, daß die Schöne vertraut zu ihm spricht, als sind sie seit Stunden bekannt. Dann aber hat das Mädchen sein Gesicht Juro voll zugewandt.
Sie weicht zurück, wie ein Ertrinkender ohne Land, sieht ihn an, als ob sie vergleicht, und ist plötzlich aufschreiend fortgerannt.
Juro sitzt staunend am Boden allein, sieht ins Kohlenbecken hinein; da tritt Goro ein. Kaum sieht Goro seinen Bruder im Lichtschein,
Ruft er aus und stürzt nieder: „Hilf, Bruder, hilf, mein Blut will vergessen, laß uns eilen, dies Haus ist von Dämonen besessen!
Ich kann mich kaum mehr besinnen, — was wollten wir morgen erleben? Ich kann meine Waffen, den Speer, die Rüstung, den Helm nicht mehr heben!
Bruder Juro, trage mich fort aus dem Haus, ich bin wie ein Knabe, so schwach bin ich worden, seit ich den Schatten von Tora Gozen mit meinem Schatten gestreift nur habe.
Ich habe Tora noch nicht berührt, ich habe nur ihren Schatten durchs Gitter auf meinen Schatten fallen gespürt.
Ich bin durch die Nacht gerannt und wollt’ meinen Leib zerbrechen, Bruder Juro, ich weiß nicht mehr: wen wollten wir rächen?
Ich hebe keine Lanze mehr auf, ich bin schwach wie der Schaum auf den Frühlingsbächen; ich weiß keine Namen mehr, ich kann nur noch Toras Namen sprechen.“

Da öffnet sich langsam die Schiebewand, und Tora
steht am papierenen Rahmen, — dieselbe, die vorher bei Juro gesessen.
Ihre Augen messen die beiden Brüder, als wollte sie
Bücher aus ihnen lesen, und ihre Augen wurden
müder und müder, als ob sie aus weiter Ferne
ans Licht herkamen.
Aber sie tritt nicht ein, nur ihre Hände schieben, wie
zwei Brüder im Verein, über die Schwelle ein
Kästlein. Dann scheinen die Hände ihr ganz zu
erlahmen.
Sie zieht sich zurück, sie seufzt und schiebt die Türe
in ihren Rahmen. Sie ist verschwunden, und die
Brüder erkennen im Kästlein am Boden einen
Frauenhandspiegel, einen metallenen, runden.
Sie betrachten erstaunt das polierte Metall und finden beide im Spiegellicht zweimal zugleich ein
und dasselbe Gesicht. Zweimal dasselbe Gesicht
sieht ihnen entgegen, und verwundert jeder der
Brüder spricht:
„Will der Spiegel uns necken? Zwei sehen hinein,
und nur einer ist zweimal darin zu entdecken." —
Verwundert denken die Brüder nach, und gemach
versteht ihr erstaunter Verstand:
Zweimal der gleiche Gedanke, dieselbe Rache, dieselbe
Liebe in ihren Gesichtern sich fand, so daß sie wie
Eier sich ähnlich geworden und nicht voneinander
zu kennen.
Und nur eine, die einen von beiden liebte, die konnte
die Zwillingsgesichter trennen.

4

Im nachtdunkeln Jagdgrund, vom Feuerberg Fushi
rot erhellt, hat der Schogun von Yoritomo sein
Jagdlager hingestellt;
Auch Kudo Suketsune war als Gast eingeladen und
hatte im Lager ein prächtig Gezelt. Das Wild
war mager;
Man tat sich die Zeit mit Spielen und Essen und
Trinken verjagen; da erscheint am Waldrand im

Abend eine Frauensänfte mit Trägern, die sich nicht näher wagen.
Und der Schogun ließ fragen: „Wir sehen aus den Farben der Sänfte, daß ihre Träger uns eine Kurtisane wie ein Geschenk der Götter hertragen.
Wir lassen sagen, die Schöne möchte heut abend abstehen vom Weiterreisen und unsre Augen und Ohren unter den Fackeln auf dem Rasen mit ihren Liedern und ihrem Tanzschritt speisen."
Da tat man alle Fackeln anblasen, und dann ließ sich unter den Bäumen und überm feuerroten Rasen, wie der Mond überm Rauch,
Das weiße Antlitz von Tora Gozen anschauen, sie, die schönste der tanzenden Frauen, sie, die zart ist wie auf einem Spiegel ein Atemhauch.
Sie ist den Zuschauern erschienen wie ein Abendsegel im Abendwind, faltenlos und weiß, ein Segel, das seinen Schein leis in die Seewelle goß
Und hat ein zweites Leben in der Welle spiegelndem Augenkreis. Und Tora wiegt sich in der Fackelhelle wie eine Flamme, vom Rasen aufgeschossen.
Aber mehr als ihr Lächeln entzückte ihr Seufzen, das sie mitten im Tanzen ausgestoßen. Breit unter des Schoguns Schranzen saß Kudo Suketsune in Kleiderpracht.
Er freute sich, Tora Gozen wiederzusehen, und verlangte sie gleich vom Schogun für die Nacht. Tora scheint für ihn nur zu tanzen, als hätt' sie heut nur für ihn sich gekleidet.
Und immer näher sie tanzt und tanzt an das Licht und tanzt Suketsune dicht unter die Augen, und da ist es, daß ihr Seufzen spricht, wie eine, die durstet und leidet.
Ihr Schatten sich über den Zuschauerraum wie ein Kreisel dreht, als ob, hell und dunkel und fackelheiß, ihr Blut, rund im Kreis, schnell über die Stirnen der Männer geht.
Aber dicht vor Suketsune hält sie den Blick gesenkt, und der Fächer, den sie über ihn hin wie eine runde, rote Blume schwenkt,
Der Fächer fällt aus der Hand und fliegt Suket-

sune leicht in den Schoß, wie mit Absicht geschenkt.

Der will lächeln, — die Luft zischt, ein Pfeilstoß blinkt, ein Bogen pfeift; und vom Tod weiß und vom Fackellicht rot gestreift, sinkt Suketsune zum Rasen, eh' noch sein Gedanke vom Fächer schweift.

Zugleich stürzt von rückwärts vom Walde über des Lagers Schranke und über die Rasenhalde, an Kudo vorbei, eine surrende Lanze,

Und Tora Gozen, durchbohrt, fällt ohne Schrei, zum Tode getroffen, im Tanze.

Aufwirbeln die Menschen und Schatten, Zuschauer und Diener, Soldaten und Wachen, sie schleppen entwaffnet totbleich einen Mann vom Wald zu der Fackeln Mitte heran.

Sie trafen ihn liegend, verblutend an einem Harakirischnitte, am Waldrand auf einem Baumast, das Auge verglast, vom Tanzplatz fern nur zehn Schritte.

Man legt den Toten zu beiden Leichen unter die flatternden Fackeln hin, wo die drei Toten unter den roten Flammen den roten Lebenden gleichen.

Man findet und bindet dann noch einen Mann, angewurzelt im Gras, wie ohn' Lebenszeichen, als konnt' er nicht mit seinen Speerstangen, die seine Hände umschlangen,

Vor den drei Toten am Feuer entweichen. Erst als man ihn in den Fackelkreis brachte, der Mann tief seufzend erwachte.

Und als man ihm den toten Suketsune zeigte, der Mann am ganzen Leib lachte. Und als man ihm Juro und Tora wies,

Da war es, als ob man sein Herz ausblies. Und Goro nie mehr einen Laut dann im Kerker und keinen Laut unter dem Beil ausstieß.

Der Gott aller Reisenden

Hochwehende Berggrasblüten und Ginstergelb und Goldblumen vom Löwenzahne umrahmen die Steinkugeln der Gräber dieser drei Helden, Juros und Goros, der Brüder, und Tora Gozens, der Kurtisane;

Die Brüder, die ein Jahr lang dem Wahne der Rache nachhingen und in einem Augenblick in Liebe um Tora Gozen untergingen. Große Herzen trotzen dem Zeitzahne und werden zu Mythen. —

Weiter fort auf diesen Bergfluren kauern fünfundzwanzig steinerne Buddhafiguren, und alle tragen der Jahrhunderte graue Spuren und sitzen, als ob sie über Wunden brüten.

Und ihnen wie den Helden naht der Menschen pilgernd' Gewürme und der Stürme Wüten, und nimmer enden, noch heute nicht, dort die Pilgerscharen,

Deren Wünsche und Hoffnungen den steinernen Götterohren längst bekannt, wie die Moose und Blätter, wie des Jahres Wetter, das über sie tausendmal gefahren. —

Noch ein Stück weiter, wenn die Pilgerfüße traben, finden sie auf einer kreisrunden, senkrechten Felsplatte, haushoch, erhaben den Gott aller Reisenden gemeißelt,

Der einen einzigen runden Stein als Heiligenschein um das Haupt hat; auch ihn hat die Zeit gegeißelt und ihm eine Hand zerbrochen.

Er aber sitzt immer noch lächelnd vor seiner Felswand, unter den Blattzweigen der immergrünen Eichen, die fächelnd ihre täglichen Lichter und Schatten

Dem Gott als tägliches Opfer darreichen. Da waren schon manche, die auch nicht mehr zu opfern hatten als nur ihren Schatten. Und wie gern zufrieden wäre manch einer der Wanderer,

Dessen Schritte einsam am Weg entlang hallen, wollte nur von fern der Schatten eines geliebten Menschen über seinen Weg hinfallen.

Der Bergpaß ist überstiegen, und die Kulis biegen mit meinem Strohstuhle den Waldweg hinab am Waldabhang durch den Waldgang. Hinter den Baumriesen

Dampfen die Seenebel auf den ersten Strohhäusern drunten in den Hakonewiesen. Ein hölzernes Shintotor im Wald, ein paar Steinlaternen davor,

Bezeichnet den Eingang ins Dorf. Ein gewaltiger Baumzug von Riesenzedern läuft am See entlang, als wären die höchsten Bäume der Welt hier ans Ufer gewandert.

Und die Riesen machen halt und machen ihre Stämme lang, um über die Schilfwiesen in das Seewasser als Schatten zu fließen,

Damit sie im Seespiegel mit dem Bild des heiligen Fushiberges zusammenstießen. Doch ich suchte immer,

Im Himmel, im Wasser, — nirgends war ein blasser Schimmer vom heiligen Berg zu schauen. Der Fushi sollte sich wie aus weißem Porzellan drüben über dem See zweimal aufbauen,

Oben an der blauen Tapete vom Himmelssaale und unten in des Sees grüner Wasserschale. Ich suchte rund die Gegend aus,

Aber kein Berg für mich im Himmelsgrund und im Wasser unten stund. „Der Fushi,“ sagten meine Tragstuhlkulis, „ist heute nicht zu Haus.“

Er war fort, der große japanische Bilderheld, der, uralt, sich in Japan auf jeden papiernen Fächer, auf jede winzige Tasse und sich goldig gemalt hinstellt auf jeden schwarzen Lackkasten.

Meine Enttäuschung schnitt eine traurige Grimasse; es war mir, als müßt' ich an einem gedeckten Tisch fasten. Einsam, als hätte man ihn bestohlen,

So leer lag vor mir der See mit seinen fernen Nebellasten, und ich konnte mir nicht des Fushi Bild vom Himmel und nicht aus der Seetinte holen.

Ich setzte mich in den beglasten Altanensaal des Teehauses, der nach dem See schaute, und bestellte

mein Mittagmahl und wartete sehr auf des Berges Heimkehr.
Wie Bleihaufen lagen die Berghöhen um die Ufer. Nach einer Weile kamen leichte Windböen über die Wasserfalten gelaufen,
Die Nebeltraufen begannen sich zu regen; es war, als stiegen weiße Kuhherden dampfend an die Seeränder, um zu saufen.
Und wie eine hohe Frau, deren weiße Gewänder geordnet werden, und die lautlos einzog, erschien langsam der blendende Kegel des Fushi hoch über der Erden;
Und mein Herz ihm entgegenflog. Die silbernen Gipfelränder erschienen, als die Nebelbänder seitlich rollten; bläulicher Sonnenschein war in seinen Mienen.
In den grauen Tag hinein sah der weiße Berg aus dem blauen Licht wie ein silbernes Gesicht aus einem Glasschrein.
Sein Haupt sah für Augenblicke auf mich, wie ein fliegender Geist, der die Nebel schlicht fortweist, aber Leib und Fuß erschienen nicht.
Dann von Nebeln umkreist, kurz wie er gekommen, ward der heilige Berg wieder genommen. Von göttlicher Nähe verlassen, lag dann der Seeraum wieder beklommen, trüb zwischen den Bergstraßen.
Und mein Herz am Seesaum sehnsüchtig übrig blieb, wie ein leeres Boot, das in die Seebucht trieb.

Tokio

Ich verließ die Vulkanzone und das salpeterdampfende Hakone und eines Morgens auch das von Fremden und Fräcken wimmelnde Berghotel von Miyanoshita im Regenrauch.
Und unten in den Talstrecken konnte ich schon die ersten lila Blüten der Glyzinenbäume in den Gärten entdecken.
Von queren langen Bambusstecken hangen die Heere dieser milden Blütentrauben und bilden lila Lauben,

Und man könnte an Gärten aus geklöppelten lila Seidenspitzen glauben. Wie ein blütengewordener lila Regen hängen senkrecht, ohne Bewegen,

Die lila meterlangen Glyzinen über den Gartengängen und sind jetzt als zweite Blumenfestzeit im ganzen Land gleich nach der Kirschenblüte erschienen.

Die japanischen Gärten sagen: „Gehe den Blumen nach, und du erhältst ein Jahr aus festlichen Mienen, als gehst du der Liebe nach, häufst du über dein Leben Blütendach über Blütendach."

Auf den Eisenbahndämmen war von blauen wilden Veilchen ein Überschwemmen. Wilde rosige und gelbe Azaleensträucher standen daneben.

Dunkelgrüne Orangengärten umgeben die beschneiten Vulkangelände; und Palmenstände und alle Zonen der Erde wohnen im Tal,

Wie eine Auswahl von Frucht und Blüte an der Tokiobucht; denn in der Nähe vom vulkanischen Feuerherde leben alle vier Jahreszeiten auf einmal.

Am Nachmittag traf mein Zug in der Bahnhofhalle von Tokio ein, indes auf die Hauptstadt ein gewaltiger Regen schlug.

Auch hier in der Millionenstadt war jedes Haus winzig klein; in eine breite, unscheinbare Straße lief mein Rikschawagen hinein;

Festungsgraben schließen innen die Stadtteile ein; Graben, Wälle und manche Brücke zerschnitten die Stadt gewaltsam in viele blockierte Stücke.

Und dort sind Holzpaläste und Gärten, dort lebt der Mikado wie auf einer Inselfeste, in der Mitte, hinter dem letzten Wallring verborgen,

Ein asiatischer Fürst mit europäischen Soldatensorgen. Am nächsten Morgen fand ich auf den Paradeplätzen inmitten der Stadt,

Ausgebreitet gleich ungeheuren Schätzen, Tausende schwarze Kanonenreihen und Stahlgeschosse zu Haufen aufgestellt im Freien.

Siegestrophäen von Port Arthur. Die russischen Kanonenungeheuer ließ man das Volk wie getötete Bestien sehen,

Zerfetzt und zerbeult von japanischem Granatenfeuer, die Stahlmanteltürme der russischen Panzerschiffe, aufgestellt auf Steingemäuer
Und wie Blech durchsiebt. Die grelle Morgensonne schiebt ihr Gestrahl durch den finstern, durchlöcherten Stahl.
Eine stille Anzahl von Hunderten japanischen Landfamilien, von denen kaum eine ein lautes Wort von sich gibt,
Geht im stillen Vereine vorbei an den schweren Eisenkanonen, an den Heeren von Maschinengewehren, und mancher hört dort in Gedanken
Die Stimme eines Toten, die er geliebt; denn das Stahlgerät, zerhiebt und zerkratzt wie Blei, deutet auf manchen Todesschrei.
Und vor den Eisenpanzern, zersprungen wie im Krampf, schiebt sich in die Gedanken manches Gesicht im Todeskampf, das der Krieg nicht mehr hergibt, manch totes verwandtes Gesicht,
Das zu den Frauen, Eltern und Freunden hinter den Masken der grauen Stahlplatten spricht.
Die Japaner, welche meist die Morgenstunden als Besuchszeit wählen, haben sich zu Massen aus Stadt und Land hier eingefunden.
Und Familien fassen sich an der Hand und beginnen statt ihrer verlornen Söhne die Beulen auf einer Kanone zu zählen.
Mancher Granate Schlag wie eine Muschel im Stahl eingedrückt lag; es war, als hörtest du noch vom Belagerungstag der krepierenden Geschosse nahes Heulen in deinen Ohren.
Die Morgensonne kam über tausend und tausend Rücken von langen geschwärzten Kanonenrohren wie ein gelbes Metall gegangen und geflossen.
In den langen Gassen, zwischen den blitzenden Pyramidenhaufen von erbeuteten Granaten und Geschossen,
Sind die stummen japanischen Mädchen und Kinder, in lila Seide, mit einer Blume in den Haaren, im Gewimmel trippelnd gelaufen,
Als lag da, umgestoßen, unterm Morgenhimmel auf

den Wiesen über dem Paradeplatz das Stahlgerippe eines toten europäischen Riesen,
Den die Schmetterlinge umgeschmissen und jetzt bestaunen mit ihrer Fühler Getippe. Ich sah nicht eine einzige Träne weder bei Frauen noch bei den Müttern und Vätern fließen,
Und auch keiner verbiß eine Trauer in seine Zähne. Kein Todesschauer und kein Spotten über den Feind mit den winzigen stillen Menschen ging.
Andächtig wie an fremden eisernen Göttern ihr Auge an den toten Armeen der russischen Kanonen hing. Aufgebaut aus Kieferngrün war am gleichen Orte
Eine himmelverdunkelnde, mächtige Triumphpforte. Als gingst du hindurch unter einem grünen vierfüßigen Tier, so stand dieser grüne Triumphsaal breitspurig hier
Zwischen den neuen Scharen von eroberten Bajonetten und beim Kanonenstahl. Auf langen Masten flatterte eine rotweiße Fahnenwelt ohne Zahl.
Fahnen, die im weißen Feld die aufgehende rote Sonnenscheibe malen, eine Fahnenschar, die ihre rote Sonnenstrahlenwelt über die eroberte düstere Kriegsbeute tausendfach hinhält.
Ein zweiter und ein dritter Triumphbogen, aus eroberten Gewehren und Säbeln blitzend hingestellt, schien, mit den roten Fahnen beladen, wie von rotem Kriegerblut schwitzend.
In einen kleinen Tempelhain zwischen Steinlaternen zieht der Siegeszug der Beute dann ein; und hier, in hölzernen Sälen,
Sind die Sättel, Stiefel, Mützen, Degen, Uniformen gefallener Russen kaum zu zählen. An dem zerknitterten eisernen Feldbett des russischen Generals Kuropatkin
Ziehen ehrfürchtig die langen schweigenden Reihen der hunderttausend japanischen Besucher hin. Denn einsam liegen nicht die eisernen Schlachtenreste heute hier zum Siegesfeste,
Die, mit Schlag- und Blutspuren und Schußhieben, wie gefallenes Laub und winzig wie die Fliegen von einem heißen großen Sommer, übrigblieben.

Von den Mandschureifluren, wo der Soldat fußhoch durch Blutbetten gewatet, von den Wolfsgräben, darinnen Menschenleib über Leib, aufgespießt auf Bajonetten,
Die Brücke sein mußte für das Handgemeng', von der Granaten feuerrotem Höllengedräng', daraus es Menschenteile geregnet,
Davon war hier nur wie von einem dicken Buch noch eine kleine Zeile, nur ein Luftzug von Port Arthurs fernem Totengeruch.
Und ich ging in der Volksmenge, die artig die engen Gänge des Siegestempels füllte, und suchte immer noch die Träne, die hier verborgen die Kriegsbeute umhüllte.
Aber keinen Trauerblick zeigten alle diese Leute; es zuckte kein Frauenmund, kein Gedanke an eines Geliebten zerschossene Brust.
Mir war, als lebten hier bei allen Verlust und Besitz in einem ewigen, unzertrennlichen Bund,
Als schlüg' hier keinem mutig liebenden Herzen jemals die Todesstund'.

Gedanken und Abendstunde im Stadtpark von Tokio

Wenn die siegenden Asen, die kleinen, winzigen Lichtgötter, kommen werden in hellen Heeren, sagen alte Mären, dann ist der Kampf gegen die Riesen beendet auf Erden
Und die Götterdämmerung von dem Menschengeschlecht genommen. Mit diesen Gedanken sah ich die Reihen der erbeuteten Stahlmassen,
Die wie eines Riesen zerbrochene, eiserne Pranken ausgearbeitet lagen in Tokio auf allen Paraderasen, und sah daneben die winzigkräftigen freundlichen Männer der aufgehenden Sonne, die Asen.
Die hatten den Riesenkoloß, als seine Stiefel nur an die Grenzen ihres Landes hintraten, ohne lange zu zagen, heimgeschlagen, —
Diese Spielzeugmenschen, die sich sonst gefallen im

Naturbehagen und in ihre Häuser zu allen Jahreszeiten einen Blumenzweig hineintragen.

Diese kleinen Asen, die sich Zwerggärten und Zwergbäume erfinden, die sich seidene Röcke umbinden und mit ihrem Leib hinter seidegestickten Landschaftsbildern,

Hinter seidenen Blättern, seidenen Vögeln, seidenen Fischen, seidenen Wolken im Seidenkleide verschwinden, — diese wurden im Kampf

Wie Donnergestampf, wie Blitzgezische im Wolkendampf, und sie fuhren auf aus ihrem gestörten Friedenswahne

Wie die Salpetergemische ihrer halberloschenen Vulkane. Und die Herzen dieser unscheinbaren Menschen, dieser kleinen,

Wurden zu hochgeschleuderten, glühenden Lavasteinen. Ihre eisernen Armeen waren wie wandernde Krater zu sehen,

Die unter Feuerscheinen noch in den Nächten hell stehen; und als wär' über sie gekommen ihres heiligen Fushiberges Wut,

Verwandelten sie auf ihrem Weg zu Asche des Feindes fliehendes Blut. — Die Liebe zum Herde treibt jeden Mann zum Verteidigen seiner Heimat an.

Und die Liebe zum Herde ist die Liebe zum Weib, das, wehrlos auf der Scholle Erde, sich nicht verteidigen kann. —

Ich sah immer wieder diese winzigen japanischen Frauen an, von denen jede nur lächeln und nicht viel reden kann,

Die herantrippeln auf ihren Holzsandalen; auf dem Rücken trägt jede ein Kind, dem sie zulächeln.

Und sie gehen unter Bücken, demütig und emsig, dem Geliebten zu nützen; und ihre Papierfächer fächeln. Nur ihre prächtigen, lackschwarzen Frisuren

Sind an ihnen kunstvoll wie die reichen Falzziegeldächer, die ihre Bambusgemächer und Häuser beschützen.

Aber sonst sind an ihnen wenig eitle Spuren, und in der Reihe ihrer leeren Gemächer sitzen sie nicht bei den Heeren von modischen Wünschen,

Sondern bei wunschlosen Tugenden, die sie verehren. —

Am Abend, müde vom Wandern und von den Schrecken
jeder Kriegstrophäe, seh' ich in der Nähe des
Imperialhotels einen Buschgarten,
Wo die Azalee rosig und lila und in roten und gelben
Büschen blüht. Nur niedere Blütenbüsche starrten,
und nirgends ein Baum,
Als ob siebenfarbige Abendwolken hier niedergegangen
sind auf den Rasenraum. Draußen vor dem
Gartentor spielten japanische Fußballspieler und
Baseballgruppen
Auf dem zertretenen Stadtplan; und große Volks-
massen sahen das Spiel an. Ich ging zwischen
den Gartenhügeln und fand Teiche und Inseln dort
Und fand Bambusstangen, mit lila Glyzinen behangen,
und ich saß, bis der japanische Mond in den
dunklen Mienen eines kleinen Teichwassers er-
schienen.
Ich hörte einer Okarina zu, die blies einer vor den
Fröschen am Ufer mit melodischer Ruh', und es
kamen zwischen den Azaleenblüten kleine Liebes-
paare auf humpelndem Holzschuh,
Die wanderten, wie in Europa, in süßem Gespräche.
Dann sah ich allmählich das Mondstück verlöschen
auf der Wasserfläche;
Und in der Ferne erschienen in Scharen erleuchtete
Papierfenster der Stadt, manche elektrische Bogen-
laterne und der blaue Nachthimmel voll blauer
körniger Sterne.
Da hab' ich nachgedacht und sprach zu mir also:
„Friedlich geht hinter dem Mond gerne zu jedem
Volk die Mondstunde rund um die Erde; die
Mondnachtstunde
Mit ihrer einwiegenden Gebärde, sie heilt mit der
Liebsten Nähe jede Wunde. Dem Ärmsten wird
dann die Liebe in der Tasche zum reichen Silber-
pfunde,
Und dem Durstigen reicht die Mondstunde ein Herz,
wie einen kostbaren Wein in silberner Flasche.
Aber schlimmer als jedes Kriegsungeheuer,
Schlimmer als dem Soldaten im Granatenfeuer und
Wundfiebergewimmer geht es dem Verlassenen

und Ungeliebten im Mondnachtschimmer. Dem, der allein, muß der Mond nachts wie ein weißes Porzellanauge leblos sein,
Und die Leere seiner Mondstund' ist auf ihn ewig gerichtet wie einer Kanone Schlund.

Die fünftausend Mädchen im Yoshiwara in Tokio

Ob fünftausend Mädchen mir die Einsamkeit vergehen machen können, wenn die Augen nicht die eine, die ferne Liebste, sehen, —
Dieses fragt' ich mich in dem Vollmondscheine und ließ mich dann, noch in der Nacht, der klaren, die für mich nur dunkle Zeit hieß, schnell als Rikschafracht nach dem Yoshiwara fahren.
Yoshiwara ist der Liebesmarkt, ist ein Stadtteil, abgeschlossen von den andern, wohin Männer abends liebesgeil zu fünftausend Mädchen wandern.
Durch die großen Tokioviertel, bald durch breite Straßen tageshell, wo die Häuser, wie voll goldnen Bienen, voll Papierlaternen saßen,
Dann vorbei an dunklen Magazinen und vorbei an dunklen Parken, über Eisenbahngeleise, über Trambahnschienen,
Hell und dunkel war die Reise; bis der Weg, sich ganz verfinsternd, über Brückenstege und Kanäle zog und dann in die Nacht wie auf eine schwarze Ebene flog.
Und es mehrte sich im Finstern rings das Räderrasseln anderer Gefährte; und es fuhren mit mir Hunderte von Männern, die denselben dunklen Weg genommen,
Mit der Lust zum Lieben hergekommen, und die Rikschaburschen, gleich den besten Rennern, unter Rufen in das Finster trieben.
Andere Rikschawagen schieben unsichtbar auf den finstern Winkelwegen schon zur Heimkehr mir entgegen;
Tragen trunkene Gelächter laut und übertrieben. Manche Stimme haut wie ein übermütiger Fechter, und die Zunge lallt aufgetaut, daß die Nachtluft schallt.

Diese Räderjagd um mich in der Dunkelheit stets zunahm, und nicht eine Handbreit Licht zu mir kam.
Dreister Stimmen Rufen und Rumor
Hängten sich wie kecke Geister an mein Ohr, rennen, kommen und verschwinden, ohne daß die Augen einen Schatten in der Finsternis erkennen.
Nur des Himmels blanker Sternenriß funkelt über schwarzen Hüttenlatten. Dann erleuchtet mich, wie mit braunen Bränden, eine Gasse bei dem Wenden um die nächsten Ecken.
Garküchen mit vielen flinken Händen braten, kochen, und mit Fettgerüchen sich die Dämpfe in die Straßen strecken.
Auf zwei großen Eisenpfosten saßen mächtig zwei Laternen. Polizisten stehn als Posten. Durch ein bronzen Gittertor eingelassen,
Öffnen sich mir lange Lichterstraßen. Tausende mal tausend von Laternen, weißen, runden ziehen sich in Reihen fort,
Und begleiten, hell und ohne Wort, lockend durch die Mitternacht die Stunden. In den breiten Lichteravenüen
Mit den saubern Holzgehäusen hier zu beiden Seiten, blühen in der Mitte rosige Kirschenbäume, die im Lichterschein, wie geschminkt und gepudert, unterm Sternenhimmel rosig glühen.
Alle Straßen sind gleich langen Sälen, wo die Wände und die Holzaltanen mit den Lichterketten weiß und rot behangen;
Und der Kirschenbäume Blütenbetten in der Nachtluft rosig wehen, als sind rosa Seidenfahnen aufgerollt an der Äste Stangen.
Eine erste Eingangsstraße ist noch mädchenleer, festlich nur erhellt, erst die nächste Seitenstraße hat die wunderbaren Scharen von fünftausend Mädchen offen ausgestellt.
Gleichwie helle Ladenreihen in der Städte Warenstraßen, stoßen hier, vor dem Volksgewander in der Häuser Erdgeschossen, offene, prächtige Gemächer voll von ausgestellten Mädchen aneinander.

Unterm Lichtermeer steht dort hellbeschienen eine Menschenmenge vor der Freudenhäuser lautlosem Gepränge. Statt der Scheiben trennen dicke Gitterstäbe diese Prunkgemächer von den Straßen.
Drinnen aber saßen wie die Bilder, welche Künstler zart auf goldne Fächer malen, aufgereiht in jedem Haus fünfzig liebliche Gesichter;
Wie aus rosigen Perlmutterschalen glühen ihre Wangen in dem Heer gedämpfter Lichter. Gleichwie matte Perlen eingefangen, und auf Seidenhaufen hingelegt,
Sitzen diese Mädchen unbewegt in den goldgewirkten, blumigen Stoffen ihrer Kleider, wie die Göttinnen vergoldet und gepflegt.
Keine hat die Augen frech und lüstern offen, jede hockt am Boden auf den flachen Seidenkissen, jede ihrer Gesten abgewägt.
Und sie zeigt sich wie ein zartes Ei, das man hier auf zarte Watte vorsichtig zur Schau gelegt. Alle sitzen wie die Buddhagötter auf den Lotosblumen,
Wie in stummem Selbstbeschauen, unerregt. Fünfzig stets von Haus zu Haus, eingehegt wie die kostbar weißen heiligen Tempelpfauen,
Sitzen diese winzigen Frauen. Wie die Schar von weißen Mäusen, Maus bei Maus, schau'n sie aus den Goldgehäusen auf die Menschenmassen in den Straßen.
Stets ein Strauß von hundert Mädchenaugen lugt aus jeder langen goldnen Gitterzelle in die lampenhelle Nacht hinaus.
Unbewegt wie ein Zug von roten Fischen, die im Goldfischglase auf den Tischen stehen, lassen sie die Pracht der blumigen Seiden, wo die Fische ihre Schuppen, sehen.
Und die Schaugemächer gleichen jedes einem Kleinodschrein, sind wie goldne Becher, drinnen diese Mädchen leuchten gleich den hellen Tropfen vom vornehmsten Wein.
Draußen alle Straßenaugen lebhaft in den Schätzen wühlen, und der Männer fünf menschliche Sinne wirbeln wie die Flügel von fünf Mühlen.

Über wunderbar geschnitzte Wände kriecht aus Goldlack blendendes Getier; prächtig und erhaben goldgeschnitzt sind zur Augenweide die Gemächer hier.
Goldne Tiger traben, die sich mit den Wänden halb verschmelzen, goldne Drachen, die sich aus der Decke wälzen,
Goldgeschnitzte Flammenfeuer, und draus schießen goldne Ungeheuer, zeigen goldgepanzert ihre Leiber, öffnen weite goldene Rachen,
Als ob sie die Reihen dieser fünfzig tauben, stillen, kleinen Weiber wie Prinzessinnen bewachen. Jede Mädchenreihe zwischen goldnen Wänden sitzt,
Jede Kammer, ringsum alle fünfzig, Gold aus allen Wänden schwitzt. Anderer Häuser Schaugemächer sind aus rotem Lack, wie aus rotem Blut getrieben,
Wie aus Eisen rot in Glut. Und gleich Reihen weißer Monde hier die Kette der gepuderten Gesichter vor den rotgeschnitzten Wolken ruht.
Rot von Lack, künstlich aufgebaut, sind da rote Pinien, rotgeschnitzter Wellen Flut, roter Bambuswälder rote Speere,
Und darüber lebensgroß rote Störche, rote Kranichheere. Jede Kammer lebt voll Spukfiguren, gleich der Wollust, die hier bei fünftausend Huren
Vielarmig, wie die rot und goldne Glut eines Feuers, niemals ruht.
Aus dem Oberstock der Häuser zirpte manchmal eine Flöte; eine dreiste Trommel brummt, und am Eingang sitzt der feiste Hausbesitzer, summt zufrieden hinter seines Hauses Kasse,
Und er zählt dabei seiner Gelder Masse. Unterm Lichte steht erleuchtet Gasse neben Gasse. Manches Mädchen tritt ans Gitter einen Augenblick heran,
Schleift nach sich die Seidenmasse ihrer Schleppenkleider wie ein Goldfasan; leicht tönt an auf dem Haarschmuck Filigran und Blumenflitter,
Und es klingelt eine Weile hell der Kopfschmuck ihrer Jaspispfeile. Und sie greift mit der Hand durch das Gitter, daß sie einen Atemzug aus der kleinen, silberfeinen Tabakpfeife auf der Straße einem Freund antrug.

Dieser raucht einen leichten Zug. Sie begann ein Geflüster durch die Gitterstäbe dann, bis der Mann sich nicht lang' besann, trat vom Mädchen lachend fort an die Kasse und zur Haustür schnell heran.

Hie und da steht auch anderer Besuch an dem Gitter dort. Mutter oder Schwester plaudern mit der Liebesgöttin ohne Scham und Zaudern,

Tauschen fröhlich Neuigkeiten und ein herzlich Wort. —

Zu dem hellen Liebesmarkt, wo die Frauen, wie Kaninchen zart und auch selbstverständlich, aus den goldenen Ställen schauen,

Kam ich wie ein Bär aus dem unbeholfenen Europa her unter Staunen, und mein Fuß ging, mit den hellen Sitten unbekannt, wie ein Elefant auf Eiderdaunen.

Und ich stand vor dieser schönen Mädchen Zahl, ging vor allen Gittern hin, ging durch alle Straßen, ging von Saal zu Saal,

Wanderte im Volksgewimmel und bestaunte an vielhundert Mal viele hundert Hurihimmel. Sah vor mir der Liebe Leib, der hier, Weib bei Weib,

Mit vieltausend Augen nach mir glänzte. Aber von fünftausend Gesichtern, die hier, klein und schmal, auf die Qual meiner Sehnsucht hergeleuchtet,

Still und fröhlich wie die Blumenlichter, — nicht auf ein Gesicht fiel meine Wahl. Ich verließ des Yoshiwara goldenes Gestühl,

Der fünftausend Mädchen ewig lächelndes Gewühl. Mit der Leere, wie ich hergekommen, ging ich unter meines Heimwehs Schwere.

Über sieben Meere sah ich eine, die hat meinen Liebessinn ganz zum Sklaven sich genommen,

Darum ist mein Herz hier wie ein Fisch, folgend einer einz'gen Angelleine, an fünftausend Ködern kühl vorbeigeschwommen.

Daß das Schicksal einem jeden nachläuft bis in Ewigkeit, dies erfuhr ich noch zur selbigen Nachtzeit.
Kaum wich ich heil und bedacht den fünftausend Mädchen in dem Freudenstadtteil aus, so hat sich mein Schicksal aufgemacht,
Und es lud mich schnell noch ein, in derselben Nacht, in ein kaiserliches Haus, und dort trat die schönste der fünftausend Tänzerinnen dann zu mir herein.
Und mein Herz, das dunkel lag, sieht sie heut' noch hell dort tanzen bis zum Jüngsten Tag. Wie das Schicksal, wenn ihm einer flieht, nacheilt,
Davon sei die Kunde hier erteilt:
Die Tokiostadt war noch wach; an mancher Stell' noch mancher Laden bis Mitternacht hell. Ich trat kurz vor dem Hotel an einen Postkartenstand
Und habe meinen Wagen heimgesandt, weil ich mich nah bei meiner Wohnung befand. Ich wählte Bilderkarten, gemalte, von Yoshiwaraschönheiten aus;
Will zu Fuß dann nach Haus, verfehle aber die nächste Straße, bleibe noch stehen vor manchem Ladengelasse und tat mich oft um mich selber drehen.
Kein Wagen war zu sehen, nur in den Massen der Straßen in langer Leier die Papierlaternen wie weiße erleuchtete Eier. Und endlich muß ich mir schnell gestehen:
Ich finde den Weg nicht mehr zum Hotel. Bei einem japanischen Schutzmann an nächster Ecke frage ich nach meiner verlorenen Wegstrecke;
Der aber steht wie ein Tauber am Flecke. Wir gestikulieren, wir begreifen uns nicht; je mehr wir agieren, desto mehr wir den Sinn verlieren.
Da treten drei japanische Herren zu mir und dem Schutzmann hin. Sie glauben, daß wir streiten, und dann erbieten sie sich, mich zum Hotel zu begleiten.
Ich danke ihnen nach drei Seiten und gehe in ihrer Mitten. Zwei von ihnen sind gekleidet nach des Landes Sitten, aber den dritten zeichnen europäische Kleider aus.

Als wir die Brücke beim Imperial-Hotelhaus überschritten, lud ich die Herren höflich und dankbar zu einem Trunk ein in meine Hotelbar.

Doch die Bar war geschlossen; da baten die Japaner ihrerseits mich zu einem Teehaustrunk; und hätte ich ausgeschlagen, ich hätte die drei unhöflich verdrossen.

Wir traten in eine der schmucken Seitenstraßen, wo die Papierlaternen mit den Hausnamen wie helle Gesichter über den Türen saßen.

Die niedern zierlichen Holzhäuserzellen standen, gleich feingesägten Lattenställen, unscheinbar im matten Papierlaternenschein.

Auf das Klopfen mit einem Klöppel an einem Haus erschien eine winzige Alte zwischen der Schiebetür Spalte, die warf sich vor den drei Herren mit dem Gesicht auf die Erde.

Sie nahm die Aufträge entgegen, immer am Boden knieend auf der Straße, ohne aufzusehen und mit tiefer Begrüßungsgebärde.

Es wurde mir aber vor dem stillen Haus klar, daß dieses kein öffentliches Teehaus war, und ich ließ darum die Herrn verstehen,

Ich nehme den Einladungstrunk an als geschehen, denn in ein Privathaus möchte ich nicht nach Mitternacht familienstörend hineingehen.

Indes aber ging die Alte über die Straße an eine hölzerne Wand; dort schloß sie ein Haus auf, das drinnen dunkel stand.

Zwei der Herrn aber sagten, daß ich nicht störe, das Haus gehöre dem dritten. Der war schon hineingeschritten, die Alte ist ihm gleich nachgerannt,

Und bald hat Licht im winzigen Hausgang gebrannt. Ich ließ mich nicht länger mehr bitten, trotzdem ich mir im stillen gestand:

Vielleicht wird dir hier der Hals abgeschnitten. „Sie sollen sich nicht scheuen," sagte der eine Japaner, von meiner Furcht etwas betreten,

Und hat mich mit einer einladenden Handbewegung ins Haus gebeten. „Sie werden es nie bereuen, wenn Sie uns Japanern wie ehrlichen Europäern trauen.

Wenn Sie wünschen, sollen Sie einen Tanz hier im Hause anschauen, den schönsten von Tokios Tänzerinnenfrauen."

Da trat ich ein mit heroischem Schritte. Ich zog im Hausgang nach japanischer Sitte meine Lackschuhe aus, und auf Strümpfen ging ich den beiden Führenden nach

Und betrat ein kleines, viereckiges, leeres Bambusgemach. Man öffnete ein paar Schiebetüren; ein winziger Garten draußen im Dunkel lag,

Und ich konnte aus seinem Finster den Duft der Kirschblüte spüren. Die alte und eine junge Dienerin stellten in des Gemaches Mitte den Aschentopf voll Glut vor uns hin.

Dann erhellten sie im Garten eine Steinlaterne, brachten mit eifrigen Händen Schreibpinsel, Lackblock, Papier und Tusche

Und verschwanden hinter den Bambuswänden mit dienstfertigem Gehusche. Wir Herren nahmen Platz auf den Fußbodenmatten mit unterschlagenen Beinen.

Wir saßen im Kreise um den Aschentopf, und die Unterhaltung und Vorstellung begann auf zeremonielle japanische Weise.

Der eine Herr schrieb auf Reispapier, mit großem Fleiße erklärend, die Namen; er war Arzt, der andere Gelehrte, der dritte, der in europäischem Kleiderschnitte,

Ist mir erschienen, als ob er kein Wort Englisch und Deutsch verstand, er saß mit ernstadeligen Mienen. Die beiden andern sprachen sich zu mir aus:

Dieser dritte sei nicht in Tokio zu Haus, sie taten ihn einen Gutsbesitzer nennen und sagten, er lasse morgen in Yokohama neun Pferde starten beim Frühlingsrennen.

Einer schenkte Kiribier ein, Bier nach deutscher Art aus japanischen Brauereien. Ich unterhielt mich mit den zweien,

Die in japanischer Tracht links und rechts von mir sitzen, laut gestikulieren und lebhaft schreien. Der dritte aber kaum einmal lacht

Und fast nie den Mund zu einem Wort aufmacht, doch schien er mir der Angesehenste von den dreien. Draußen lag der winzige Garten totstill mit seinem Laternlein,
Es sah aus, als schwamm ein Gondellicht in einen dunklen See fern hinein; daneben schimmerte das gelbe kleine, niedere Bambusgemach
Mit seiner Leere und mit vier Menschen unter dem Dach. Es schien mir wie ein Vogelbauer zu sein und die beiden radebrechenden Herren wie zwei sich laut übende Papagei'n.
Ich wartete auf die Tänzerin und sah oft nach den Schiebetüren hin; diese aber sollte erst aus dem Yoshiwara geholt sein,
Und allmählich schlief die Unterhaltung beim Biertrinken ein. Bis ein Rikschawagen rasselnd vors Haus lief und die Ankunft der Tänzerin hereinrief.
Unscheinbar tiefgrau gekleidet schob sich durch die Schiebetüre das feine Figürlein einer Frau. Das mondweiß gepuderte Gesicht der grauen Seidengestalt erschien wie ein Wachskerzenlicht,
Die Lippen zugespitzt, wie eine Himbeerfrucht rund und rot gemalt, die Augen schauen wie schwarze blitzende Apfelkerne unter den hochgezogenen Brauen.
Sie verneigt sich in der Tür, tief mit dem Kopf bis zum Knie, bis man sie rief. Auf weißseidenen Strümpfen lief sie über die Dielenmatte herein
Wie ein hurtiges Stallhäslein. Dann fällt sie ins Knie, grüßt und saugt laut die Luft ein, wie eine, die niederfällt, die den Boden küßt und vor den Göttern Andacht hält.
Und dann tanzte sie. Kaum um drei Schritte dreht sich ihr Bewegen. Sie schleift den Rocksaum; sie hebt einen winzigen Fächer wie einen Vogel, dem sie nachschaut im Traum;
Sie winkt in den Raum, biegt sich und dreht sich kaum. Und ihre Bewegungen sind wie ein kleiner blühender Fliederbaum, der in der Nachtluft steht
Und seinen Honigduft über die Schlafenden hinweht. Diese, unter den Blüten liegend, hüten jedes Wort, sind wie blind und taub,

Und die Tanzrhythmen der Tänzerin tragen ihre Seelen fort, sanft wie die Nachtluft den Blütenstaub. Aus dem Tanz, wie die Nachtluft verfliegend,
Kehrt sie zurück. Ehrfürchtig die Knie biegend, singt sie am Boden ein japanisches Lied. Und damit man der Gastfreundschaft die Krone bringt,
Singt sie mir Fremdem mit einer winzigen Stimme, die piept wie ein Küchlein im Ei, das deutscheste Lied vom deutschen Rhein, das Lied der goldhaarigen Lorelei.
Wie durch ein Nadelöhr fein, unendlich lieblich wispert sie Wörtlein um Wörtlein. Und ich sah in der weitesten Ferne über den fünf Meeren den schillernden Rhein so klein,
So weit, daß er nur war wie ein winziger Gartenbach klein, wie ein Bach in japanischer Gartenlandschaft voll Zwergbäumlein.
Dann stürzte mein Herz wie ein Kartenhaus schwach unterm Luftzug der Heimat ein. Ich half mir aus meiner Seelenpein, die ich nicht gern offen zur Schau trug,
Durch eine harmlose Geste, die aber schier wie ein Blitz ins japanische Haus schlug. Als blies man dem Feste alle Lampen aus, so entstand eine peinliche Stille im Raum,
Als ich der Sängerin zuwarf als Dank und fast ohne Willen für ihr Lied eine Kußhand. Damit beging ich eine Sünde gegen japanische Sitte und Anstand.
Jede Gunstbezeugung muß hier in Japan in Gesellschaft unterdrückt sein, und nur dem Hausherrn gebührt eine Verneigung allein.
Es war, als ob ich mitten in allen Frieden hinein eine Pistole abschoß, denn Kuß und Kußhand, öffentlich gegeben, gelten in Japan für schamlos.
Als ich der Singenden meinen Kuß hingeworfen, entstand eine Leere im Raum, als versank im Meere eine glückliche Insel im Schaum,
Die kaum erst geboren gewesen. Ich konnte offen blassen Abscheu auf allen japanischen Gesichtern lesen, und dann war mir, als saß ich allein und verlassen.

Denn zu spät fiel mir erst mein Frevel ein. Meine Kußhand allen die Lust am Tanz und Spielen zerstörte, alle waren aufgefahren wie Empörte,
Als ob ich jetzt auf die Straße gehörte. Die Tänzerin schneller, als sie kam, verschwand, wie verflüchtigt hinter die Bambuswand.
Man nahm kaum meine Entschuldigung hin, daß ich als Fremder in japanischen Sitten nicht tadellos bin. Man sah verlegen an mir vorbei,
Und man geleitete mich auf der Stell' auf den schnellsten Wegen zurück zum Hotel. Aber kurz vor dem Hoteltor sagte mir der japanische Arzt rasch ins Ohr:
„Nun haben Sie erfahren, daß Ihnen nichts Schlechtes in einem fremden Hause in Japan geschehen, und Sie haben die beste Sängerin von Tokio tanzen gesehen und singen gehört."
Ich sagte darauf: „Ich bedauere aber, daß meine europäische Kußhand die Dame und alle japanischen Herren heftig gestört."
Der Arzt schwieg höflich. Dann macht' er ein Zeichen, und eh' wir das Hotel erreichen, spricht er wie zuvor in mein Ohr:
„Sie wissen noch nicht, wo sie den Abend zugebracht, Sie waren zum Tanzfest heute nacht
Bei einem kaiserlichen Prinzen." Und der Arzt trat noch näher an mich heran und lacht: „Sehen Sie sich den Herrn fest an, den in europäischer Tracht,
Der, dem morgen in Yokohama neun Pferde rennen; Sie werden des Prinzen Bild morgen auf allen Ansichtspostkarten erkennen.
Das Haus, das Sie betreten, war eines der Absteigquartiere, davon er sich mehrere in Tokio hält, und wohin er sich immer die besten Geishas bestellt, wenn es ihm einfällt.
Und die Tänzerin heute war seine beste hier, die schönste von den fünftausend in Tokios Yoshiwara-Revier. Ich bin des Prinzen Leibarzt, sein Haushofmeister ist der andere Herr.
Wir hoffen, Sie langweilten sich heute abend nicht allzusehr. Der Prinz und ich kamen gerade von einem Diner, das wir einnahmen beim Haushofmeister,

Und wir machten noch eine Nachtpromenade, um uns Bewegung zu schaffen, als wir Sie bei dem Schutzmann trafen. Mein Herr, ich empfehle mich Ihnen und wünsche wohl zu schlafen.
Der Prinz selbst wollte, daß Sie erfahren, eh' wir Sie verlassen, daß Sie bei einem japanischen Prinzen zu Gaste waren."
„Erstaunen Sie nicht, ich bin gleichfalls ein Prinz," sagte ich dem Arzt und habe mich schnell gefaßt und sprach ohne Hast dem Herrn ins Gesicht.
„Aber mein Reich ist auf dieser Erde nicht. Mein Reich ist im Gedicht und Reim, ich bin ein deutscher Prinz aus Wolkenkuckucksheim."
Ich weiß nicht, ob mich der Hofherr verstanden, der mir den Prinzen zum Abschied gezeigt; ich habe mich dann vor der Hoheit verneigt,
Als ob uns gleiche Kronen verbanden. —
Also ist mir, weil ich im Yoshiwara ausgewichen dem Tänzerinnenhaufen, in dieser Nacht im japanischen Reiche
Das Schicksal nachgelaufen, schnell wie auf einer Radspeiche. Und es hat sich die beste Tänzerin noch spät für mich aufgemacht,
Hat sich in ein kaiserliches Haus gebracht und tanzte und sang, bis ich mich wehrlos zu einer Kußhand entschloß,
Einer Kußhand, die ich lustig mimte, — die erste, die ich auf dieser Reise durch fünf Meere für ein anderes Gesicht als für das meiner Liebsten bestimmte, —
Einer Kußhand, die doch nichts anderes andeuten sollte, als daß ich mein Heimweh dahinter verbergen wollte.

Die Päonien blühen

Die Päonien blühen! Überall hin trug sich diese Kunde ohne Bemühen. Die Stadt führte der Päonien Namen im Munde,
Als nannte man den Einzug von Frauenschönheiten, die in die Stadtmauern von Tokio kamen. Da

Blumen zu allen Zeiten nicht warten können und nicht warten sollen,
Wollen alle die Eingeweihten sie im frühsten Morgen aufsuchen in ihrem Garten. Der Maimorgen schaute voll Helle auf mich von allen Häuserwänden.
Jede Straße ihre kleine Häuserzelle, wie Vogelnester ohne Sorgen, an den Weg aufbaute zwischen leichten Bambusgeländen.
Wie Musik von hundert Händen, erklangen aus den Werkstätten die Arbeitslaute, der Schreiner sägte, der Steinmetz haute;
Manch kleine japanische Hausfrau fegte den Staub aus dem offenen Bambusgemach; aus den Gärten glänzte goldgelbes Junglaub,
Und jeder Falzziegel warf Spiegelfeuer von Dach zu Dach. Den blanken Straßen lief mein Wagen durch die Frühkühle nach.
Die Sonne drehte sich ungeheuer, und die Mailuft rauschte frisch wie unter einer Mühle ein Quellbach.
Viele Holzschuhe klappern, und das schallt, als ob hundert Störche um mich plappern. Nach langen Wegen hält der Wagen vor staubigen Bambusgehegen.
Ich bin am Garten, und still steht das Räderrennen; ein bescheidener Vorhof läßt mich ein, dann durch Mauergänge trete ich in einen grünen Raum voll Schatten,
Der ist kaum ein Garten zu nennen. Gelbe mannshohe Bambusstangen waren in die Erde eingesteckt; darauf hatten die Gärtner, als Dächer, gelbe Strohmatten gedeckt.
Der Garten dadurch wie ein niedriger, dämmriger, gelber Saal war, der Boden bestreut mit rotem Sand, und dazwischen boten sich in hohen Reihen, Schar bei Schar,
Die kopfgroßen, violetten, weißen und purpurnen Blütenrosen der Päonien dar. An einer langen Wand zogen sich unterm Mattendach die geschützten Blumenköpfe hinaus in ein offenes Gartenland.
Zwischen den langen Strecken der großen Blumenflecken stand manch flacher Sitztisch, belegt mit roten Wollendecken;

Darauf saßen japanische Damen, den Sonnenschirm aufgespannt, lassen in ihrer kleinen Hand den Fächer wippen. Es sind vornehme Tokiobürgerinnen im Festkleide,
Die mit ihren Augen wie dunkle Bienen von den Farben der Päonien nippen. In lila und taubengrauer Seide, mit breitem, kostbaren Schärpenband,
Mit viereckigen Schärpenknoten am Rücken, der wie ein flaches Rückenkissen von den Hüften bis an die schmalen Schultern stand,
Sitzen sie geschmückt für den Maitag zur Augenweide. In den Gartenlüften stehen, wie Damenköpfe groß, die feierlichen Päonien, wie Bräute in ihre Hochzeitsstunde verzückt.
Lautlos trippeln vor ihnen japanische Holzschuhe, und es flüstern die Damen vor den Blumen in der Runde, und alle Augen schienen beglückt,
Und sie benahmen sich ehrfurchtsvoll vor der Blumenwelt, die hier im Garten stand, als ob man sich bei den vornehmen Päonien wie am Hof des Mikado befand.
Jede Päonienblüte stand vor den Frauenaugen groß und lichtbeflissen, wie die Liebesgeister in einem Luftschloß leuchtend, als ob sie bloß das Beste vom Leben wissen.
Besser können auch nicht die besten Bücher den Menschen aller Sehnsuchtsorgen entheben, als die Maienblüten im sinnlichen Maienmorgen.

Im Glyzinen-Tempel

Die Frühsonne flog höher ins Land. Über den Maimorgenstraßen in Tokio stand der Himmel wie ein blauer Papierschirm mit rundem Rand,
Und Menschen, Häuser, Tempel, Gärten darauf gemalt, wie auf eine Goldpapierwand. Wie silberne Fächer schlugen sich Straßen auf,
Und ein Tempelgarten voll blühender Glyzinen war da, wie ein Haus voll lila Seidengemächer. Tokio-

Damen und Herren sich hier in früher Morgenstunde neben mir drängen,
Zwischen den Porzellanbuden und Bilderverkäufern, unter dem roten Tempeltor hinein in den Garten, wo die Glyzinenmassen senkrecht über den Köpfen der Leute hängen,
Wie lila Gardinen vom Himmel über den Garten herabgelassen. Eine tonnenrunde Brücke führt über einen Tempelteich, und alle Holzschuhe trippeln mit Dröhnen über den Brückenbogen,
Und alle Augen suchen das Spiegelbild der Glyzinen im Wasserreich. Alle Männer werden von den lila Blütenmienen wie von seidnen Frauen angezogen,
Und alle Frauen lassen sich von den Blicken der Männer und von den Blicken der Blüten verwöhnen.
Statt der alten Götter hüten heutzutage die Mönche hier die guten Geister der schönen Glyzinen. Die Mönche wurden Gärtnermeister.
Und die Blüten teilen aus unter die Beschauenden die Gnaden sanfter Frühlingsmienen. Die Holzgrimassen der alten Götter im Tempelhaus drinnen
Verstauben vor ihnen, vor den Liebesgöttern der Glyzinenblüten, die, statt bekleistert mit Lack und statt vom tauben Goldschaum umgeistert,
Voll warmer Maisonne dasaßen und den blauen Gartenraum belauben. Unter den lila Blütenzelten gehen die Menschenherzen hier zwischen zwei Welten;
Mit den Holzschuhen an den Beinen am Boden über den grauen Kieselsteinen und mit den gehobenen Blicken
In den festlichen Hochzeitsfreuden der lila Blütentrauben. Und die Menschengedanken mehr dort als nur die bloßen Blumen erblicken,
Weil diese großen, schwanken, verliebten Blütenranken jeden Glücklosen glücklich zu seiner Geliebten schicken.

Ich schlendre durch Verkaufsstraßen, wo die Buden,
wie zu einem Jahrmarkt im Sonnenlicht, wie
zum Kauf aller sieben Regenbogenfarben luden.
Keine Wolke veränderte diesen bunten Maimorgen,
der sich vor meinen Füßen nicht an Helle ver-
änderte.
Ein Gedränge von kauflustigem Volk blieb vor dem
Warengepränge, und wolltest du erfahren, was
alle die Dinge auf den Verkaufstischen waren,
So wurdest du von den Gemischen erstaunt. Denn alles,
was im Weiten nur Augenlust erschien und bunt
gelaunt,
War in der Nähe unter dem Budendache nur eine
einfache Gebrauchssache. Buden voll von schwarzen
Frauenhaaren
Dargeboten als Waren, falsche, glänzende, schwarze
Haarknoten kunstvoll gewunden. Auf andern Tischen
stunden jene kleinen bunten Schlummerrollen,
Die den Schlummernden den Nacken stützen sollen.
Andere Buden packen Haufen von hellen, hölzernen
Opferschemeln aus,
Die vor den Göttern stehen wollen im Tempelhaus. Viel
Porzellanlampen und bunte Sommerstoffe bieten
sich an;
Aber im Maimorgen hätt' ich geschworen von weitem,
es stünde nichts Nützliches da am Weg auf den
Emporen der Buden,
Weil sich die Strahlen der Maisonne wie ein Feuerwerk
darüber entluden. Und doch fühlst du dich wohl
geborgen,
Wenn die Welt des Alltags im Maimorgen wie ein
Fest ist aus bunten Alltagssorgen. —
Zu großen Tempeldächern mit roten Lackgemächern
kam ich in einem offenen Park, und hier wurde
eine Göttergestalt gezeigt,
Die war wild bemalt und uralt, die wahrsagte auf
seltene Weise. Der sie befragte, nahm ein Papier-
küglein in den Mund,
Und ohne daß er spricht, spuckte er dies Papier leise

dem Gott ins Gesicht. Fiel der Papierklump daneben, dann der Gott keine Antwort gab;
Blieb das Papier aber kleben, dann war dem Fragenden Erfüllung seines Wunsches gegeben. Mir zur Seite spuckten Männer und Frauen und waren ernst, als gält es ihr Leben.
Und ihre Wünsche sind mit Kraft aus dem Mund gefahren und selten flog ein heftiger Wunsch mal daneben.
Den Tempelgarten beleben alle Arten von Lust wie 'nen Prater; da sind Käfige zur Schau, drinnen sprangen Löwen und Tiger und Schlangen;
Da sind Marionettentheater im Freien, wo statt der Menschenpuppen Gruppen künstlicher Affen auftreten,
Und eine Bühne, wo jede lebensgroße Figur, statt in die Kleiderschar, in wachsende, farbige Moosblumen gehüllt war;
Moos wuchert auf den Köpfen statt Perückenhaar, und die toten Puppen standen in lebenden Blumenkleidern auf einer Bühnenwelt.
In diesem Tempel die Gottheit mit Theaterspiel, Schaulust und Einfällen die Menschen unterhält.
Denn auch der Zeitvertreib ist ein Gott und tut wohl dem dankbaren Leib, der gern aufatmet von der Tagesnot.
Im Kwannontempel hier gab es nur ein Verbot, das war im Tempelhaus, auf Papier geschrieben, angeschlagen:
„Niemand soll in das Tempelhaus der ‚Tausend Strohmatten' seinen Mittagschlaf hertragen.
Jeder schlafe erst draußen aus seinen Schlaf." Das war, damit keinen der Glücksgott schnarchend am Wege traf.

Reiseromantik auf dem Weg nach Nikko

Ein altes Sprichwort sagt dir an: „Noch keiner ehrlich in Japan das Wort ‚prachtvoll' gebrauchte, ehe er nicht Nikko gesehn, das machtvoll erlauchte,
Und dort in den Wäldern, Bergen und in den Sälen der Nikkotempel untertauchte!" —

Ich ließ manchen Tempelschrein deshalb in Tokio ohne Besuch sein, um nur noch die Tempel in Nikko zu sehn, und damit das Wörtlein „prachtvoll“ zu verstehn.

Denn die Buchstaben allein lassen ein Wort noch nicht zu Herzen gehn, und sind es auch ihrer zehn. —

In den Mai hinein fuhr der japanische Bahnzug; seine Wagen sind sauber und rein; und hält sich der Zug auf, bringt man schnell zum Verkauf Bier und Reiswein;

Und an den Hauptstationen man mittags zum Zug in weißen Holzkästlein verschiedene Speisen appetitlich ans Fenster trug.

Viele Leute reisen, viele japanische Herren und Damen, Männer und Frauen steigen aus und ein. Und durch die spiegelnden Fensterreihn

Springen die lauschigsten Landschaftswinkel im krausen Durcheinander zum Anschauen herein. Auch große Reklamebilder

Gemalt auf haushohe Schilder. Der Riesenkopf von Bismarck sogar in Japan am Bahndamme gemalte Reklame war.

Am Nachmittag, in weiten Bergebenen, wächst in Stufen höher die Landschaft, und von steifen Riesenkryptomerien eine Unzahl

Steht an einem steinigen Bergbach wie Maste kahl. Waschendes Schaumwasser raste. Es kommt von Körpern ferner Gebirgsmauern her, von dampfblauen;

Hat seinen Weg sich selber blitzend gehauen. Und die mächtigen Kryptomerien, glänzend vom Harze, stehen am Bachrand wie Balken, pechschwarze.

Sie dunkeln hier, wie mit Tusche gemalt auf glänzend weißes Pflanzenpapier. Und die Augen schmerzen dir vor dem neuen Gebirgslicht,

Das mit weißen Wassern und schwarzen Schattenbäumen dich anspricht. Dann wölbt sich höher der Bergdom,

Gedrängt unterm Sonnenstrom. Der Zug hält am Eingang auf der schroffen Hügelwange vor einem langen, uralten Kryptomeriengange.

Das heilige Nikko! Du siehst Holzhäuser und manch Schindelbach, hochgehängt über den Bergbach zwischen die Berge hinein, an ein breites Kluftbett aus bläulichem Stein.
Die Harzluft dringt frisch wie das Wassergezisch auf dich ein. Die Rikschawagen jagen eilig mit den Fremden auf einer Bergstraße auf die Anhöhe zwischen Budenreihn,
Wo Hotelhaus und Waldgeröll und Berggärten und rotes Ahornlaub aufwarten und die Fernsicht über schwärzliche Wasserschlucht und grünliche Gebirgsbucht.
Auf den weißen Altanen des Nikkohotels, das oben auf den Bergstufen, erschienen mir die Leute aus allen Nationen,
Wie von den roten Laubfahnen der Ahornbäume und von den rosigen Kirschengeländen hingerufen. Ich finde im Hotel auf der Stell' einen Freund,
Den traf ich schon in vier Meeren in verschiedenster Zon'. Es ist ein junger italienischer Baron, Don Juan vieler reisenden Damen. In manch indischem und chinesischem Hafen
Wir oft zufällig zusammentrafen. Dann vertraut' er mir immer an, daß er wieder nicht schlafen kann, denn immer ein neues Weib wohnt in seiner Brust.
Bei jeder neuen Frau ruft er laut, daß er endlich in dieser die einzige Lust seines Lebens von Angesicht zu Angesicht schaut! Und er schnalzt, wie im kochenden Wasser ein Hecht, vor der neuen Braut.
Auch in Nikko hier hämmert sein Herz wieder heftiger als ein Waldspecht. Die Leidenschaft zu einer neuen Schönen macht ihn zum Stallknecht,
Denn auch ihr Fußtritt ist ihm recht. Wieder ist es eine andere, die er im Weltgewandere gefunden. Eine Gesandtin aus Peking ist jetzt das Idol seiner Liebesstunden.
Und immer ist die letzte Liebe, von der er einst besessen, wie ein schöner Sonnenuntergang längst vergessen.
Er steht im Reitanzug beim Treppensaal vor dem

Hotel; seine Reitpeitsche mit Vergnügen in die Luft schlug; er begrüßte mich lebhaft, und ich frug noch nicht,

Da deutet er schon, wie der sinkende Sonnenball rot im Gesicht, auf ein Bergpferd, das einen Damensattel trug.

Dann neigt er das Knie wie zu einem Fußfalle und hält Zügel und Steigbügel, denn die schlanke Gesandtin erscheint in der Treppenhalle.

Gleich danach jagen beide unter roten Ahornbäumen hin, Pferd an Pferd eng, als trägt sie voll Liebessinn ein Gedanke,

Als tranken der Reiter und die Reiterin, Schulter an Schulter, aus einem Becher von einem und demselben Liebestranke.

Ich hörte die Hufe ihrer Pferde noch lange am Bergabhange; ich ging zu meinem Zimmer und dachte auf jeder Treppenstufe:

Die Liebe reist in verschiedenem Gange. Des einen Reisenden Herz bleibt wie ein Feuer am Herde, und nur seines Leibes Gebärde

Geht wie der Rauch um die Erde. Ein anderer nimmt sein Herz zur Ernährung mit wie seinen Bauch,

Braucht zur Wegzehrung immer neuen Liebesschwung drall und füllt sein Herz mit Liebluſt prall an wie einen Weinschlauch

Und scheidet immer verzinste Liebe aus der Brust, wie man Kupons abschneidet mit der Schere.

Er nimmt immer neuen Herzschwung wie eine neue Münzsorte zur Hand und prägt sein Herz um wie der Länder Geldwährung am neuen Orte,

Immer neu in jedem Land der sieben Meere.

Mystik der Nikkotempel

Hin zu der immergrünen Kryptomerienbucht über die Nikkoschlucht führt eine rote Brücke; die ist aus einem Stücke, aus feinem roten Lack geschnitten.

30*

Kein Sterblicher ist darüber je geschritten, nur der Mikado, er allein, wenn er den Nikkotempel sucht, nur dessen Fuß drückt sich im roten Lack der Brücke ein.

Drüben im Kryptomerienhain, der uralt und als finstrer Wald den Bergstein rund bedeckt, liegt droben Tempelschrein bei Schrein im mächtigen Gehölz bergauf versteckt.

Die Pilgerwege steigen bei Waldstämmen, die hochgestreckt, des Bergstroms Zischen hörst du tief vorüberschwemmen, Baumwipfel, die sich bauschen,

Mischen ins Wasserschäumen der lauten Äste Rauschen. Es wachsen allen Flügel, die hier lauschen, aufsteigend in die Hügel.

Und wär' auch keine zweite Brücke aus grobem Steine für die Sterblichen, — ein jeder, der im Wald die Nikkotempel sucht, —

Nicht einer wäre hier zu hemmen, es trügen ihn hinüber die Stimmen aus den hohen Waldesstämmen. Der stünde recht verflucht, als Feigling im Verzagen,

Den nicht die Sehnsuchtsstimmen, auch ohne Brücken, fort über Schlünde tragen. Verstiegen in des Bergwalds Gründe, leuchtet ein Rot,

Als ob ein Feuer tief im Baumschlag droht. Vors Grün der Kryptomerien, die sich wiegen, ist dort hochrot das Balkenwerk fünfstöckiger Pagodenungeheuer

Wie Scheiterhaufen aufgeschichtet. Mit Drachenknaufen und mit hochgeschwungenem Dach bei Dach steht hier die Nikkotempelwelt mit ihren Prunkgemächern aufgerichtet. —

Du gehst zuerst im Wald hinauf, unendlich hohen Treppen nach, darauf sich Moos und Alter, in grün und grauer Sanftheit, eng verdichtet.

Granitene Terrassen nehmen, gleich Waldaltären, dich dann auf, du siehst an dunkeln Zotteln der Kryptomerienmähnen, gleichwie an mächtigen Bären, hoch hinauf.

Es stehen Tempeldach bei Dach, gleich Kähnen, mitten im fliegend grünen Waldgemach. Die Ein-

gänge, Tempelwände, Säulen und Geländer, die unter diesen Dächern sich hier dehnen,
Sind nicht nur aus grober Steinstärke, sind nicht nur aus steinernem Mauergedränge, — es sind Wunderwerke, belebt wie Blumen und gewirkte Bänder.
Sie gleichen Knäulen aus gilbendem Elfenbein, aus roten, schwarzen und goldenen Lacken und aus regenbogenfarbigem Perlmutterstein. Und alle Tempelwände zacken sich wie glutrote Wolkenränder
Und sind gewirkt wie damastene Gewänder. Es sitzt, im Wandgetäfel lebensgroß hingestellt, feingeschnitzt aus Lack, Elfenbein und Gold, eine Tier-, Pflanzen- und Vogelwelt hier.
Da sind riesige brütende Pfauenhennen und Pfauenküchlein, die aus grünem Perlmutter über den roten Lackgrund rennen,
Und die Räder der Pfauen lassen sich aus grünen Smaragdfarben auf rotem Feuergrund schauen. Da sind an den Schreinen
Phönixvögel aus blauen Lapislazulisteinen, die aus Goldflammen fliegen, die sich mit blausprühenden Federn über den gelben Feuerringeln wiegen.
Da liegen in rosigen Perlmutterkörben Berge voll siebenfarbiger Chrysanthemen, rund aus Porzellan, und häufen sich auf dem schwarzen Lackgrund.
Und es strahlen dich statt Steingemäuer diese roten, gelben, grünen und blauen Blumenungeheuer an, die, in der Nähe besehen, sich mit Perlmuttertränen betauen,
Als ob blühende Frauengesichter unter Glückstränen aus den Tempelwänden schauen. Scharen von getriebenen Bronzeschließen an diesen kostbaren Kassettenwänden
Am roten Lackgebälk waren. Diese Tempel glichen goldrot und schwarzen Büchereinbänden, gehalten von juwelengeschmückten Händen,
Die unter den Waldbäumen, den dunkeln, im grünen Sommermorgen funkeln. Auf den langen Steinterrassen saßen vielarmige Bronzeleuchter, Bronzeglocken, Bronzelaternen,

Die in den Formen von Schlangen, Lotosblumen
und Lotosblättern schwarzgegossen prangen. Die
schweren, geschweiften Tempeldächer
Schützen, wie beschuppte Helme, die kostbaren Gesichter
der Prunkgemächer. Auch die Türsäulen stehen
hier, von Bronze, Elfenbein und Lack umkrustet;
Darauf sind getriebene Blumen, gebauchte Wolken,
gemeißelte Felsen, Vögel und Getier, als sind die
weißen Säulen Lichter, die mit Flammenbildern
Alle Wesen der Welt zusammenfassen und schildern.
An einer Tempelwand sind drei Affen dargestellt,
deren Abbildung ganz Japan auf tausenden Spiel-
zeugen und Nippes gefällt.
Ein Affe die Hand vor die Augen hält; er will dir
gestehen: Du sollst nichts Böses sehen, dann läßt
dich Böses in Ruh'.
Der zweite Affe preßt sich das Maul, ein dritter die
Ohren zu, und sie meinen: Willst du nichts Böses
hören, mußt du nichts Böses reden,
Dann leidest du keine Schäden, und du wirst nie-
manden stören. — Löwen, schlummernd auf den
Wurzeln von Föhren,
Wolkenfiguren, Wasserfälle bei Schilffluren, Tiger
und Drachen richten sich auf, öffnen ihre Rachen
und überschlagen sich im Lauf,
Durchjagen alle Wände und Pfosten und entzünden
aus Metall, Gold, Lack, Elfenbein und Perlmutter
farbige Brände.
Diese alten Tempel sind wie ein brennender Welt-
stall, wo die ewig jungen Urgestalten der Blumen
und Landschaften sich vor dir unvergänglich und
feurig entfalten,
Als wäre hier der Welt Urbildnis in der grünen
Wald- und Bergwildnis auf diesen Tempelzellen
in Urmodellen erdacht,
Und als hätte danach die Liebe im Weltgetriebe die
Welt in Fleisch und Blut zur Welt gebracht.
Es schien mir, als sind hier in ihrer Pracht die
Waldtempel eine prunkende Wiege, von wo der
Löwe und die Fliege, die großen Kühnen und die
Kleinen hinauszogen

Und im lebenden Bogen die Welt durchflogen. Als ob hier die Kraniche und Störche zum ersten Mal aufstiegen,
Pfauen, Phönix, Affen und Ziegen haben sich hier erschaffen. Und es ist, als ob aus den Nikkotempelschreinen alle Samen der feinen Blumenfiguren und Gräser in die Wälder und Gärten kamen.
Als haben sich von den Tempelwänden dort alle Zeichnungen, entstanden aus Künstlerhänden, vermehrt über Weltfluren, von Ort zu Ort.
Drinnen in den Gemächern auf goldenen Lotosblumen sitzen die Götter, die vielen, friedlich wie Frauen, die mit der Welt wie mit ihren Fächern spielen.
In ihren vergoldeten Gesichtern lebt ein Lächeln und ein Vertrauen, das brennt ruhig gleich den Kerzenlichtern und duftet gleich dem Räucherwerke.
Denn alles Träumen wird zur Stärke, — Stärke, aus der sich die Wälder mit den Kryptomerienbäumen aufbauen und sich die Bergschluchten stauen, darin die grauen Bergwasser schäumen.
Denn die träumenden Friedlichen und Sanften sind nicht die Schwachen und Feigen; träumende Götter und träumende Frauen immer sanft im Schweigen handeln,
Weil sie in die Stille wie in einen Kristall hineinschauen, darinnen die Anfänge aller Dinge wandeln,
Die bei Pflanze, Stein, Tier und Mensch im liebenden Zuneigen die Gesichter der beiden Geschlechter zeigen.

Die Geschichte der Messinglaterne Bakemono-Toro

Seht, in den Nikkotempeln, in der Ecke des Hofes des Shintotempels Futaara-Jinja, unter dem grünen, nächtlichen Waldlaub die Messinglaterne Bakemono-Toro steht,
Die spät nachts bei Nikko umgeht. Zum Herbst, bei der Sterne Schnuppenregen, begegnest du der

kreiselnden, großen Messinglaterne auf den Tempelwaldwegen.

Sie blitzt Lichter, die bläulich und rötlich durch die Kryptomerienäste fegen. Sie hat hundert Gesichter, greulich verlogen.

Denn sie ist ausgezogen, um Leute irre zu führen, und lockt ihre Beute unter die Wasserfälle, die weißdampfend sich bei den Bergspalten Tag und Nacht rühren.

Dann, kommen die Leute heim, spüren sie Fieber und können kein Wort mehr für sich behalten und sagen der Welt ihre geheimsten Gedanken, den Jungen und den Alten.

Im selben Tempelhof, neben dem Pfeilerhaus, darunter die Messinglaterne steht, siehst du nicht weit an einem Pfosten eine schwarze Glocke schweben.

Die steht Wachtposten, und sie bekommt Leben, wenn nachts die Laterne sich dreht und fortgeht. Dann beginnt die Glocke dort ohne Klöppel zu schlagen.

Bis zum Morgen fort hörst du, von Zeit zu Zeit, den Glockenton vom Wind weit über die Nikkoschlucht getragen.

Diese Glocke will warnend allen Wanderern sagen: „Sprecht ein Gebet, weil im Nachtnebel und im Sternschnuppenregen heut

Die Messinglaterne Bakemono-Toro auf trügenden Wegen falschleuchtend umgeht." Eine große Beule könnt ihr an der Teufelslaterne gewahren.

Eines Nachts kehrte die Laterne heim unter Geheule, denn es war ihr einer mit einem Schwerthieb über die hundert Gesichter gefahren.

Und ihr müßt wissen, wie sie handelt, wenn sie aus dem dritten Tempelhof nachts hinausgeht, wie viele Male sie sich dann unter Lügen und Geschwätz verwandelt.

Zuerst kommt sie zu dem „chinesischen Tor"; dem schwor sie stets, sie sei ein Barbier, der die toten Priester nachts auf den Tempelgräben schor.

Und das gute chinesische Tor, — es weiß, daß sie lügt, aber tut immer, als glaubt es ihr. Dann kommt sie zu einem Hügelgrab,

Von dort muß sie zweihundert Steinstufen hinab.
Der Bronzestorch auf dem Hügelgrab, der einen Armleuchter hält,
Der hat die Messinglaterne noch niemals zur Rede gestellt. Aber sie lügt, was ihr einfällt, und rennt die zweihundert Stufen fort,
Dabei lockt sie den Storch und lügt, eine Störchin habe ihn drunten gerufen. Aber der Storch sagt kein Wort.
Dann kommt sie im Jeyasutempel zum „Tor der schlafenden Katze“. Der lügt sie vor und beschwor, daß der Mond die Sonne betrügt.
Der Mond verwandele sich gerne zum weißen Kater und jage wie Mäuse die Sterne. Aber die schlafende Katze öffnet nicht eine ihrer Pupillen
Und ist der Laterne nicht im geringsten zu Willen.
Und die Katze folgt ihr nicht aus dem Torgehäuse, auch nicht mit einem Auge von ferne.
Die gelbe Messinglaterne dreht sich nun mit eitelstem Gang und glänzt im Mondblau wie ein Pfauenschwanz und rasselt und kommt zum „Kagura-do“.
Das ist die Bühne zur Schau für den Priesterinnentanz.
Und die Laterne bestellt sich zur Bühne die Priesterfrau. Die kommt erstaunt im roten Scharlachgewand, im weißen Überkleide
Und mit weißer Stirnbinde aus Seide; nimmt ihr Tamburin zur Hand und tanzt, immer tanzend gelaunt, drei leise, kleine Schritte im Kreise,
Drei Drehungen in der Bühne Mitte, so will es die Kagurositte. Die Messinglaterne rasselt vergnügt und lügt zur Priesterin:
Das Tanzgeld lege die schlafende Katze hin. Die Katze bezahle mit Edelsteinen, die sie umkralle mit ihrer Tatze. Und mit schnellem Satze ist die Laterne verschwunden.
Immer lächelt dann die Priesterin und fächelt sich Luft mit dem Tamburin und setzt sich abwartend geduldig auf die Bühne im Mondschein hin.
Denn nie kam und kommt der Kagurapriesterin, Nacht um Nacht, der Gedanke in den Sinn, daß die Messinglaterne sie lügend verlacht.

Die Laterne aber dreht sich, eitel wie eine Kokette,
durchs prächtigste Tor „Yumei-mon". Dessen
Pracht hätte längst den Neid der Götter entfacht,
Wäre an einer seiner Säulen nicht absichtlich ein
Fehler angebracht. Nur so darf es strahlen, das Tor.
Denn es will nicht fehlerlos sein und tut sich nicht
über die Götter hervor. „Du hast keinen Fehler,"
lacht lügend die Laterne zum Yumei-mon-Tor,
„Aber du wärst schöner als der Stern aller Sterne,
wärst du nicht so genügend. Komm mit zum
Fluß, dort sollst du dich spiegeln, im Wohlgenuß
dich mit dir selbst vergnügend!"
Aber der bescheidene, bedächtige Pfeiler Ma-yoke-no-
Hashira stützt das prächtige Tor und läßt die
Messinglaterne lügen und wandern und schweigt
wie die andern.
Die Laterne unter dem Schnuppenregen der Sterne
muß weiterfegen wie ein Wirbelsturm durchs
„Torrii" mit goldenen „Taguwawappen".
Und sie leuchtet bald grün wie ein Drachenwurm,
bald rot wie ein Purpurlappen. Und sie kommt
in ihrer ewigen Unruh'
Zu den drei geschnitzten Affen „Sambiki-saru". Auch
die wollen nichts mit ihr zu schaffen und halten
sich Augen, Mund und Ohren zu.
Und die Laterne läßt die drei ungeschoren, aber geht
zu dem Stall des heiligen Schimmels unverfroren.
„Willst du Flügel?" fragt sie das Pferd ins Gesicht.
Und sie wirft vor ihm ihr rotes und grünes Licht in
die nächtlichen Waldhügel und über die Bergstufen.
Der Schimmel aber wiehert, und statt daß er spricht,
Schlägt er mit den Hinterhufen auf der Laterne
Bügel. Die sieht alle Sterne auf einmal, und,
rasch gelogen, sagt sie, die Göttin Kwannon habe
sie gerufen, und ist fortgeflogen.
Unten im Landschaftsgarten des Manywanytempel
macht sie gerne einen Bogen um die eiserne
Sorinto-Säule, die gegen Dämonen schützt.
Denn die erhebt, wenn sie böse Geister wittert, ein
warnend Geheule. Beim Tempel der tausend-
händigen Kwannon,

Der Glücksgöttin Amida und der pferdeköpfigen Kwannon eilt die Messinglaterne geduckt vor den letzten Tempeln davon.
Aber kaum ist sie unten am Berg, so grinst sie auch schon und wird zum Ungeheuer, spuckt Feuer und Nebel überall und lockt den Nächstbesten zum donnernden Wasserfall.
Ob er flucht oder fleht, sie umkreist ihn. Sie verdreht seinen Blick, bis er Blut schweißt. Sie sitzt ihm im Genick, und er stürzt fort nach dem Wasserfall, der ihm Leben verheißt.
Und er gerät zwischen die weißen Schaumpuppen vom vielästigen Wassersturz. Und zu spät stürzt er davon wie vereist und jagt her hinter Sternschnuppen,
Bis er erkennt, daß er, siedend und kalt, im Fieber fortrennt, daß er lautauf alle Gedanken jetzt nennt wie die fiebernden Kranken.
Und aus seinem rasenden Lauf wacht er niemals mehr auf. Und es lacht die Laterne und verfolgt sein Geschnauf, und über ihn stürzen die Schnuppen der Sterne.
Nur eines allein hält den Rasenden still. Das ist, wenn ihm über die verglasenden Augen die Hand einer liebenden Frau streichen will,
Die hinhorcht auf der nachtwachenden Glocke warnendes Zeichen, daß den Mann nicht wieder von ferne verlocke die Messinglaterne,
Und nicht über ihn fallen von neuem die fiebernden Schnuppen der Sterne.

Ausflug zum Chuzenjisee bei Nikko

An der Unruhe des Bergwassers entlang eilte mein Rikschawagen in den Windungen im Talgang. Neben meinem Wagen war der schieferschwarze Gesteinraum,
Und es schoß mir das Bergwasser wie Tintenschaum entgegen und ließ nicht den blauen Himmelsschein freundlich in sich ein.

Das Tal, groß wie ein versteinert Gewitter, bleiern mit Wasserblitzen und Steinplatten dalag. Hoch darüber lebte harmlos über den Waldmatten der blauäugige Frühlingstag, sonnig und mit Behag.
Ich hörte auf Stunden nur das Stromwasser leiern, das gewunden vorbeischoß, und das explodierte, wie angezündet von Pulverlunten.
Ich kam vorüber an den Bergtoren, darin sich die turmhohen Wasserfälle senkrecht vom Gipfel in die Talsohle bohren,
In Abständen, schneeweiß, wie kreiselnde Säulen das Tal beblenden und deinen Ohren Donner und Heulen entgegensenden.
Ich saß in den strohgedeckten Teehäusern an den Bergwegen, die winzige Teeschale in den Händen, und hörte die lauten Wasserfälle fegen
Und sah daneben die lautlosen Berge mit ihren roten Frühlingsgeländen, den kletternden, roten Bergahorn an den Wänden,
Die blühenden Kamelienbäume, die, grau und ohne Blatt, nur rosige Blüten verschwenden, sah Kuli-träger in blauer Sackleinwand traben,
Die haben stundenlang vor mir her Hängematten am gelben Bambuspflock über den Schultern hin-auf in den Bergstock getragen.
Drinnen hatten japanische Damen Platz, eingehüllt in ihren blumigen Seidenrock. Einer jungen Dame Hände lagen spielend bei blaßblauen Bergveilchen in ihrem Schoß,
Und ihre Augen ließen die Berggipfel nicht los; ihr papierner Fächer war aufgeschlagen, und sie genoß fächelnd den Tag, als ob er hell wie das leidenschaftliche Bergwasser durch ihr Herz floß.
Sie lag da, fein wie das schlafende weiße Kätzlein im Nikkoschrein am Tempeltor, und es kam mir vor, als ob sie Schöneres sah
Und Gewaltigeres, und daß sie nicht bloß Tal und Berg genoß, wenn sie die Augen schloß. Da hörte ich hinter mir Pferde trappeln über das Moos,
Sah Roßbeine, blankes Pferdegeschirr im Gewirr der kahlen Kamelienbäume die Berghöhe erkrap-

peln. Hinterm Geschäume der Pferdemäuler sehe ich zwei,
Die sind hitzig sehr, wie der hungrige Weih, hinterm Blutgeruch her. In englischem rotem Reittuch die Pekinggesandtin und der italienische Baron im Reiterfrack,
Beider Gesichter hochrot wie flackernder Siegellack. Sie rasen wie ein Waldfeuer durch die Landschaft hin, losgelassen wie zwei Falken aus einem Sack.
Bald hinter den Waldmassen der Höhe erschienen grashohe Bergmatten, und es senkten sich jetzt die Straßen. Es erschien der Chuzenjisee in Hügeln ausgestreckt,
Und Hügelschatten umzogen ihn im Kreis, wie graue Vögel, die ihn umflogen. Sauber weiß aus Holz, stand manch japanisches Haus nahe dem Seerand
Und sah in den Zauber von Wolken, Wasser, Bergring und Schilfstrand. Ich ging um diese quecksilberne Seewelt, die nie stillhält,
Die immer wie ein Blendspiegel dich überfällt; sah manchmal Tempeltore aufgestellt, verdunkelt und erhellt, als ob das Strandbild im Wechsel entsteht und zerfällt.
Und wie ein Kreisel sich blitzend dreht, sah ich dann, im Kahne sitzend, das lebende Ufer wie eine Spukgestalt an, — die im Wahn vorüberschwebende Welt um mich her,
Die, siehst du sie ohne Liebesgewalt an, ohne Halt und kernlos wie im Irrsinn das Lebende malt und wie ein Bergecho leer verhallt.

Beim „König der Kuriositäten" in Nikko

Ich saß in den Abendstunden in Nikko beim König der Kuriositäten, der hatte Bücher, in alte, gedämpfte Seide gebunden.
In denen habe ich die Liebesgeschichte des japanischen Reiches, in Farben und Holzschnitten, wie inbrünstige Gedichte gefunden.

Auf Strohmatten Männer im Frauenschoß im Nachtschatten lagen, und der schwarze Tuschestrich konnte dir die Wollüste ihrer Umarmungen sagen.
Mann und Weib, jedes die Augen schloß, und tausend Millionen Augen öffneten sich dafür an ihrem Leib, in ihrem Blut,
Wie vor den Papierfenstern die Nacht mit tausend Sternensonnen klar liegt und doch im Dunkel ruht.
Da war die Feier von Bacchanalen, wo die Falten der blumigen Kleider, die Landschaften der Wandschirme, die Frisuren und Gesichter, die Reisweinschalen,
Die nackten Schenkel und Brüste, die Gitter der Veranden und die Flammen der Windlichter und die rasierten Lippen der Männer, die kahlen,
Die Frauenschultern und halbnackten Menschengestalten einen krausen Teppich der Wollust malen.
Maler, die sonst nur Schmetterlingslandschaften auf den kleinen Fächern und in den leeren Gemächern hinstellen, ließen hier die Liebespaare erscheinen, —
Männer von schwarzen Frauenhaaren umschlungen; dichter rücken die Körper zusammen, beredt mit Lippen und Zungen.
Die erhitzten Gesichter werben um Gunst, und die blau und roten Gewänder, weit geöffnet, zeigen die fliegenden Frauenbrüste in der hellen Brunst.
Der Mundwinkel, der geküßte, ist oft schmerzgebogen, als will er sagen, daß die Liebeslüste nur zu schnell vorüberzogen,
Und daß ein Kuß oft nur ein knapper Trunk ist in unendlicher Wüste.
„Wer ein solches Bild in der Tasche auf der Brust trägt," pflegt der König der Kuriositäten zu sagen, „der erweckt, wo er will, die Liebeslust,
So daß kein Weib ihm einen Herzenswunsch abschlägt." — Ich habe nicht lange überlegt und kaufte die Bilderbände
Und war wie einer, der im Gasthaus den Speisezettel vorsichtig in seinen Koffer hinträgt und sich hungrig zu Bett legt.
In der Nacht bin ich im Nikkohotel oft horchend er-

wacht. Der Bergstrom im Schluchtbett hat donnernd gekracht,
Und über den finstern Waldbäumen hat manchmal eine Tempelglocke gedröhnt in langen Zwischenräumen,
Wie ein Ruf, der durch die ganze Erde hindurchtönt.
Als weckte mein eignes Herz mich auf, das ich in Europa bei der Liebsten gelassen,
Getrennt von meinem Fleisch durch sieben Meeresmassen.

Das abendländische Yokohama

Je näher mein Zug von Nikko nach Yokohama hinkam, desto mehr Europäer der Wagen aufnahm.
Man konnte dann bald nicht mehr sagen, war man, in der Eisenbahn, schon im Abendland oder noch in Japan.
In Yokohama kam ich an und fand eine kleine abendländische Miniaturstadt, die mit Bankhäusern, Hotels und europäischen Hafen am Stillen Ozean stand.
Viele ins Auge fallende ausländische Dinge sind heutzutage ganz Japan verwandt; da ist das Heer von Telegraphenstangen,
Die in allen Stadtstraßen mit ungeschlachten, rohen Holzmasten die Wege einfaßten. Auch der europäische steife Hut wie ein Topf und europäische Mützen saßen auf jedem japanischen Männerkopf.
Aber sonst passen sich nur Soldaten und Studenten der abendländischen Hosenform an. Die großen Menschenmassen gehen in Japan im Norden und Süden im Seidenschlafrock durch die Gassen,
Mit dem Gurt um die Hüften. Und nur mit den Hüten mimt der Japaner die europäische Mode ohne Veracht.
Aber nie begegnete mir eine einzige japanische Dame und keine japanische Frau aus dem Volk in europäischer Tracht.
Solänge die Frau, wie ihr geziemt, noch über die Schönheit ihres Nationalkleides wacht, ist ein Volk immer gut beraten und am besten bedacht.

Japanische Ringer

In der Theaterstraße von Yokohama stand eine Ringerbude, und die Menschenmasse drängte hinein von der Gasse.

Es waren nackte ringende Frauen zu schauen. Ich trat ein in das Zelt. Es war nachmittag, unter der grauen Leinwand großer Andrang

Und das Ringen bereits im vollen Gang. Um eine erhöhte Bretterbühne, eine breite, standen die Leute im Kreise von jeder Seite.

Kleine, nackte, fette Frauen kämpften schnaufend und paarweise. Die Kämpferinnen trugen nur einen Gurt um die Mitte.

Nur der Kampfrichter war in schwarze Zeremonientracht gekleidet und ging sacht und dicht hinter der nackten Kämpferinnen Schritte.

Das schwitzende Fett auf jedem Kämpferinnengesicht und auf den Leibmuskeln wurde von den ringenden Fäusten umpackt. Aber das Fett entglitt, und man hörte fortwährend, wie im Takt,

Das hohle Schlagen von Handflächen auf Rücken, Schenkel, Magen und von nackter Sohle den klatschenden Schritt.

Bis endlich eine ungeduldig, mit tiefem Bücken den Kopf untertauchend und zum Zustoßen brauchend, die andre umwarf auf den Rücken

Und beide sich am Boden wälzten, ähnlich zwei weißen Fettstücken, dabei vor Wut rauchend und wie Katzen pfauchend.

Ringsum stand die Kulimenge, dicht Bein an Bein, grinsend wie Masken und Fratzen. Und mit Wohlgenuß sogen die Männer die Schweißluft der kämpfenden Frauen ein,

Die dort auf der Bühne, gleich Bällen aus Menschenfleisch, hoch über die Köpfe der Zuschauer schnellen. Auf Strohmatratzen sitzen indessen zehn wartende Kämpferinnen am Seitenpodium, die sich bereits im Geist kämpfend messen;

Sie schauen sich blinzelnd um, wickeln ihre nackten

Rücken in weiße Wollenlaken ein, und jede raucht ihr Pfeiflein. —
Ich hörte diese pfauchenden Weiblein noch draußen in den Gassen, als ich das Zelt verlassen, lange in meinen Ohren rumoren
Und trug ihren Kampfgeruch unter meinem Nasenbein. Und ich brauchte viel kölnisch' Wasser auf mein Taschentuch, um mich von ihrer Muskel-Inbrunst zu befrein.

Hotelterrasse in Yokohama am Stillen Ozean

Auf der asphaltierten Hotelterrasse am Meer saßen die Fremden aller Nationen, wie zur Weltschau umher, im Smoking und weißen Abendhemden,
Plaudern und trinken. Und draußen winken die Ozeandampfer mit den tausend Signalwimpeln, wie mit tausend Taschentüchern am Abendhimmel, die in allen Farben blinken.
Weil ich angekommen bald am Ende der Welt, schlägt mein Herz im bunten Reisebilderwald nicht mehr beklommen.
Es sieht das sechste und vorletzte Meer vor sich, das sich an die Hotelterrasse legt und in der Ferne Schiffe, wie wandernde weiße Europäerhäuser, auf seinem glänzenden Nacken trägt,
Das große Meer, das wie ein großer Akrobat die Schiffe wie Bälle schaukelt und wie ein Taschenspieler dem Geist Länder und Erde vorgaukelt und die Heimatstadt,
Die es hinter den letzten Wellen wie in einer großen Tasche hat.
Bist du im fremdesten Land allein und kommst an das Meer, — gleich bist du im nächsten Augenblick zu zwein.
Denn das Meer ist nie endlos leer: es reicht bis zu deiner Liebsten nach Haus, kommt es auch siebenfach daher, und sieht auch eine Welle wie die andre aus.
Das Meer ist ein Spiegel voll fernsehender Helle;

heraus schaut das Bild, das du ersehnt. Und kein Wald, kein Erdberg, mit grünem, braunem Felle, der sich dehnt,
Rückt dich in solchem Flug von der Stelle, so wie das Meer, das sich an zwei Weltteile zugleich lehnt.
Und es täuscht liebevoll zwei Getrennte, tut, als wäre das trennende Wasserreich bei dir und bei deiner Liebsten zugleich. Und du glaubst, bei deines Herzens Bitte wärst du schon zu Haus beim nächsten Schritte.
Und mein Heimwehherz wurde beim Anblick des Meeres zufrieden und weich.

Der gigantische Buddha von Kamakuro

Noch mit dem letzten Schritt in Japan sah ich den gigantischen Buddha an in Kamakuro, — die größte bronzene Gestalt, die, umblaut vom Erzglanz,
An den Ufern nahe dem Meer, vielhundert Jahre alt, dort sitzend in sich selber schaut und, von Geschlechtern zu Geschlecht bewundert, die Menschen alle sterben sieht
Und niemals selbst ergraut, als ist sie Erbe aller Erben.
Es war ein emailleblauer Tag, der um den Stillen Ozean lag. Ich ging in Kamakuro auf sonnig grüner Tempelstraße hin.
Die weiße, heilige pickende Taubenmasse vom Tempel Hashiman schloß oben auf der Tempeltreppe um meine Beine einen dichten Ring.
Es war, als drängte aus dem roten Tempelschreine gefiedert eine gute Geisterschar, die sich vertraulich dicht an meine Schritte hängte.
Beim Tempel hält der schwarze und tausend Jahre alte Ichobaum sein struppiges Geäst zum Licht. Im Grünen lief beschaulich dann mein Weg,
Den grüne Hügelflucht und blanke Seebucht säumen, der endlich sich den Tempelhain des großen Buddha aufgesucht, nah bei dem Ozean, wo hell die Wasserfelder schäumen.

Geruch von Seetang und von Kirschenbäumen begleiten dich im Frühlingsmorgen. Ich trete in das Tempelgärtlein ein, wo niedere Zypressen vielverschlungen stehn,

Als sind dem Boden finstere Figuren hier entsprungen, die übern veilchenfarbenen Morgenhimmel reichen, wie schwarzer Schrift geschnörkelte und vielgewundene Zeichen.

Tiefer im Hain öffnet sich klein ein Rasen. Bein über Bein geschlagen, in bläulich-silberigem Bronzeschein, siehst du den mächtigen Buddha hockend ragen,

Als würde er vom morgendlichen Ozeanlicht getragen. Ein bronzener Tisch mit bronzenen Blumenvasen und bronzenen Sonnenblumen ist vor den Sockelstein gestellt.

Der Tisch, gleich einem Menschen hoch, scheint doch nur wie ein Schemel klein. Der mächtige Buddha hält still Hand bei Hand flach in dem Schoß.

Ein schöngefaltetes Gewand zeigt seine Brust im runden Ausschnitt nackt und bloß. Der Kopf sitzt wohlgeformt und groß;

Sein vollgeschwungener Mund zeigt nicht zum Sprechen Lust; die Augen er gesenkt am Boden hält. Er sieht nicht hin nach außen, er sieht in seinen Schoß,

Als ob die ganze Welt von draußen tief in ihm kreisend floß. Abweisend nicht und nicht hochschauend, sitzt diese rundgegossene Turmgestalt wie auf sich selbst vertrauend.

Wie unter einer Perlenkappe, von Perlen regelmäßig rund bestickt, blickt sein Gesicht unter dem Lockenrahmen, mit einer runden Warze auf der Stirn, ins Morgenlicht.

Vor der allmächtig eisernen Gestalt unter der Lockenkappe wird selbst der große, blaue Meereshimmel so unbedeutend wie aus blauer Pappe.

Die Warze auf der Stirn will tiefstes Auge sein, das in sich selbst hinein den Weltschein lenkt und sich beobachtend in Ruhe senkt,

Als in den Anfang und das Ende von aller Urwelt

31*

Dasein. Und höher als der Bäume Kranz und einheitlich aus Erz mit blauem, sanftem Glanz,
Horcht dieser Gott in alle Räume, über die Ozeanschäume fort und zu der Morgenwolken fernstem Ort, und übermittelt dir im Schweigen der Friedensweisheit einfach Wort.
Nur Frieden kann in deinem Geist vor diesem Gottgesicht aufsteigen. Wenn auch das Meer mit Salzluft um sich beißt,
Kommt auch die Sonne wie ein Feuerdrachen, Blut fordernd, stark daher, — das Schweigen nie im Urgrund reißt.
Hinterm geschlossenen Gottheitmund die Welt in ewigem Frieden kreist. Der Gott wie ein Verliebter an dem Strande stund,
Als hält sein Blut nur fest im Aug' der Liebsten Bild, das in ihm ruht, das sich in Leidenschaft zu ihm gesellt. Wenn auch das Meer sich draußen lärmend stellt,
Sturzwellenflut hoch auf dein Haus hinfällt, und reißt der Sturm ihm die vier Pfähle aus, — bist du verliebt, die Liebe Ruh' dir gibt, und niemand deinen Frieden dir vertreibt; wie um den Kamakurabuddha tief unerschütterlich die Ruhe um dich bleibt.
Auch wenn die Sonne selber sich entleibt, auch wenn der Erde die Vulkane funkeln und ihre Rinde bebt, —
Dein Auge dir, wie's Gottesaug' aus dunkelm Erz, beim Bild der Liebsten ewig friedlich lebt.

Die Glücksinsel Enoshima

Enoshima, die heilige Insel, liegt nah dem Kamakurabuddha. Verflucht von einem Drachen einst, schaut sie jetzt friedlich hochauf aus dem Morgenmeer, draußen vor der Sagamibucht.
Gleich einem grünen Sommersessel steht sie im Meeressausen. Dort geht des Glückes Göttin, die schöne Benten, hell umher.

Sie schwebt auf flachen Wellen, gleichwie auf eines Silberteppichs langen Fransen, und hält das Glück in Silberzangen.
Sie tat sich einst dem Drachen zugesellen und liebte sanft das Ungeheuer und küßte es auf seinen blutigen Rachen und gab ihm offen ihre beiden Brüste,
Bis sich die Bestie, tief betroffen, in einen Gott verwandelt, weil dieses Weibes Leidenschaft von Liebe hingerissen handelt.
Und es entweichen diesem Schuppenwurm, der sich am Blut der Menschen wild besoffen, der unerhörte Blutdurst und die rohe Kraft.
Als er das Weib umarmt, erwarmt in seinem Leib der kalte Saft. Er fühlt, daß Liebe ihm ein Herz verschafft, und von ihm sinkt des harten Panzers Buckelhaut;
Der Rachen schließt sich, wird ein Menschenmund, zum frohen Lachen laut. Der Drachen wird zum schönen, wohlgewachsenen Mann,
Der heiß nur noch ins Aug' der Göttin Benten schaut; er wird der Göttin Glück und bleibt ihr treu vertraut. —
Die Strandlandschaft liegt da im Morgenglimmer mit weißer Sandbank, dunkelbraunem Tang und grünen Tannen auf dem gelben Felsenhang.
Mit Hügeln, die im blauen Dunst tief in dem Land verrannen, Wolken wie weiße Ballen in dem Blau auftauchen,
Und draußen bauchen Wellen sich bei Wellen wie hundert hohle Wannen. —
Ein Künstler einst verzweifelt, ohne Kraft hier seinen Pinsel vor der Landschaft von sich warf, wie einer der nicht weiterleben darf.
Seit dieses Künstlers Ohnmacht und Verzweiflung nennen Japaner heut das Landschaftsbild: den Ort, wo Künstler sich erkennen. —
Auch ich steh' ohne Wort am Strande. Weit fern beim grünen Hügellande erschien, erhöht über der Meereswelt, schneeweiß wie auf der Sehnsucht sanft Geheiß,

Das blanke Kraterzelt des Feuerberges Fushiyama,
der hier allein das ganze Japanland, das Feuer
und den Schnee, den Himmel und das Meer
verschenkt, —
Wie eine Hand der Göttin Benten, die niemals leer,
die Glück verschwenden kann — wie nur an einen
Mann ein Weib mit Händen, Herz und Lenden.

Zwei Erdbeben in Yokohama

Draußen vor meinen Hotelfenstern erschienen tagaus,
tagein die Ozeandampfer gleich bunten Gespenstern
in den Nebelrinnen am Himmelsbogen
Und zogen wie winzige Kähne ins Leere und ließen
nach sich die dunkeln langen Linien ihrer Rauch-
strähne.
Ich bereitete mich vor auf den Weg in das sechste
der Meere. Nur noch eine Nacht stand davor;
war die verflogen, dann wurde ich wieder zu einer
Dampferfracht
Und sollte siebzehn Tage dulden müssen, daß die Die-
len unter meinen Füßen auf und nieder wogen,
daß mich morgens, mittags und abends, mich und
meine Gedanken,
Nur die Schiffsplanken und drüber der Himmel und
darunter das Wasser begrüßen. Als ich die Koffer
im Hotel am Abend schloß und sich der Schlaf
zu mir gesellte
Und ich am Bett das elektrische Licht abstellte, wußte
ich nicht, daß ich Ahnungsloser noch einen beson-
dern japanischen Abschied erleben mußte.
Nach Stunden wachte ich auf, als zerrte mich jemand
an jedem Glied. Das ganze Haus rasselte und
krachte rings um meinen Verstand,
So daß ich dachte, daß ich mich schon auf dem Meer
befand. Es wölbte sich neben meinem Bett, wie
ein lebender Körper, die Zimmerwand,
Als ob ein Sturmwind durch die geschlossenen Fen-
ster hereinrauschte und die Tapeten hohl bauschte.

Und mir in meinem Bette war, als ob ich eine Schlange verschluckt hätte,
Weil mein Leib sich in Windungen hochwarf und vom Scheitel bis zur Sohle zuckt. „Erdbeben?“ fragte mein Gehirn, und das bange Blut sagte:
„Wir müssen uns ergeben.“ Meine Füße, aufgejagt, springen unter die Tür, wie nach einem rettenden Ziele, denn ich wußte: viele Türrahmen und Türschwellen halten stand, stürzen Decken und Diele.
Mein Gehirn ruft mir dies noch zu, mitten im Schrecken. Das ganze Haus wankt jetzt wie ein Schiff gebückt und will sich flach niederstrecken;
Dann hebt es sich wieder wie aus einer Kniebeuge, die ihm geglückt. Menschenstimmen schreien aus allen Räumen wie unter Alpdruck und wie mitten aus wahnwitzigen Träumen.
Das Haus muß sich wie ein Pferd bäumen. Die roten Teppiche im Zimmer und die Fußläufer in dem Korridor stoßen dicken Staub aus.
Ich dachte schon, bald ließen sich alle Sterne durch die Zimmerdecke erblicken. Aber dann verlor sich das unterirdische Rollen in der Ferne.
Als wäre mein Bett ein Drache und könnte sich gleich wieder rühren, so vorsichtig saß ich jetzt neben ihm bis zum Morgen auf der Wache
Und konnt' zum Schlafen keinen Schlaf verspüren. Die Japaner, gewohnt an ihr wackelndes Land, sprachen am nächsten Tag so wenig vom nächtlichen Beben,
Wie von einer Fliege an der Hand; und nur die Europäer im Hotel taten noch im Schrecken leben. Ich glaubte schon danach,
Es ist nur ein Traum gewesen und ich stand nur nachtwandelnd wach unter der Türe. Und ich ging umher und wußte bald nicht mehr, ob ich mir glauben durfte in dem, was ich spüre.
Ich tat mich schon vor den Japanern schämen, daß sie so stark sind und keiner beim Erdbeben erwacht,
Während ich jetzt noch alles kreuz und quer sah nach dieser Nacht. Ich ließ mir meine Rechnung

geben und stand eben im Treppensaale vor dem langen Kassentisch, wo ich das Gold hinzahle, —
Da betrachtet mich mit einem Male der japanische Kassier und ist wie eine Leiche, eine fahle; wie einer, den man frisch geschlachtet hatte,
Stand er ohne Blut, totengrün, hinter der Tischplatte. Ich entdeckte nicht gleich, warum mein Geld ihn so erschreckte. Er aber deutet bloß zur eichenen Zimmerdecke,
Die sich über uns mit einem Riß groß aufreckte. Und der Japaner sagte blaß und tonlos: „Das war ein schrecklicher Erdbebenstoß, —
Einer der gefürchtetsten, weil er senkrecht vom Boden hochschoß." Ich glaubte, ich verstehe ihn schlecht. Da stürzen von der Hotelterrasse zwei blasse Amerikaner herein.
Sie, die aus San Franzisko vor dem Erdbeben, vor Wochen schon, nach Japan entflohn, riefen beide mit einem Ton: „Kein Erdbebenstoß in Frisko ging an jenem unheimlichen Morgen so ins Mark
Wie dieser Stoß eben. Das ganze San Franzisko-Erdbeben war dagegen ein Zwerg bloß." — Ich stand erstaunt und wie vor mir selbst gerührt, — ich hatte von diesem Beben nichts gespürt;
Denn meine Gedanken hatten mich eben schon über den Stillen Ozean meinem Heimweh nachgeführt. Ich war schon im Geist auf dem Ozeanschiff,
Von wo mich erst die Stimme des Japaners wieder zurückrief.
Wie weit von sich kann doch der Mensch fortleben und fühlt nicht die Erde dabei wanken. Will die Sehnsucht ihn nicht freigeben,
Kann er sterben und nicht mal den Tod erleben.

Abfahrt von Yokohama

Wie auf der Heimkehr von einem großen Balle, trafen sich auf dem Ozeandamfer, dessen Schornsteine am Hafenpier rauchten, eine Herde von bekannten Gesichtern,

Die alle um die halbe Erde her neben mir rannten
und vorbeieilten gleich Windlichtern, bald in
Indien, bald in China auf Schiffen und in Eisen-
bahnen auftauchten.
Im dämmrigen Schiffsgang fand ich ein Liebespaar
unter einer Kabinentür, von denen der Laut von
Abschiedsküssen zu mir drang.
Sie haben nicht links noch rechts geschaut. Es
waren der italienische Baron und die ausländische
Pekinggesandtin, die einander hier verlassen
müssen. —
Nach einigen Stunden beginnt des Schiffes Gewander
hinaus in den Ozean, der grau in die Ferne
rinnt. Und die umwölkte japanische Küste versinkt,
Und mit ihr das ganze Asien gleich einem Nebelgerüste.
Ich hatte bald keine Gelüste mehr, rückwärts zu
schaun, und wenig Erinnerung ist mitgehinkt.
Ich ging im Geistersprung, der auf alles verzichtet,
mit einem Mund voll Sehnsucht, die einen Ozean
austrinkt, flink über den Stillen Ozean
Und kam im Geist im selben Augenblick, wo wir die
Anker in Yokohama gelichtet, schon drüben in
San Franzisko an.
Aber oft bin ich dann auf die Suche zurückgegangen und
sah, gleichwie ein paar Kommas in einem Buche,
meinen Leib, meine Koffer und das Schiff, die
in siebzehn langen Tagen
Auf den Wellen zwischen Japan und Amerika lagen.

Auf dem Stillen Ozean

Im grauen großen Meeresteller, wo sich die Wellen
mischen tagaus, tagein mit gleichem Zischen, kann
nie die Dunkelheit sich ganz verwischen.
Die Sonne wirkt hier nur als Fensterluke; die Wellen
mauern sich wie Stein bei Stein; das Schiff,
nachschleifend schwarzer Schäume Schwanz,
Führt wie die Kellerratte einsam seinen Tanz. Und
auf dem Schiff ein jeder Muße hat, mit langem
Hals noch tiefer als zum Meeresgrund zu sehen.

Denn weiter noch als bis zum Himmelsrand des Wassers dunkler Schiefer stand. Kein Schiff begegnet dir im Stillen Ozean.

Auf Wochen hin läuft an des Dampfers Kiel des Meeres-Meile leer heran. Und auch das Menschenhäuflein auf dem Schiff sieht sich im Riesenmeer fast wie ein Häuflein fortgeworfener Knochen an.

Was sollen diesen vielen tausend Wassermeilen die wenig hundert Menschenherzen, die in dem Schiffsbauch pochen,

Wo draußen Bänderwellen, größer noch als ganze Länder, zwischen Erdteilen hin und wieder krochen. Nur Albatros, Sturmadler, grau und groß, verfolgen tags des Schiffes Zeilen.

Und nachts sind sie verschwunden, niemals nach Sonnenuntergang gefunden. Und jedermann fragt sich im Schiff, ob diese Vögel in dem Mond nachts nistend weilen.

Doch in den frühen Morgenstunden siehst du sie wieder, wie ans Schiff im Flug gebunden. Der Schornsteinrauch, im langen Zug gewunden,

Schleppt hinterm Schiff sich nach, gleichwie ein Aschenschlauch, als fallen hinter uns verbrannt die Meerminuten und die Meersekunden.

Volk aller Herren Länder ist auf dem Deckholz laut und stumm, bedrückt und stolz umhergerannt, als wär der kleinste Mensch Diener von einem Zweck, der selbst ihm unbekannt.

Das Schiff ging stetig emsig fort und blieb doch stets am gleichen Fleck. Wohl wechselt Ort um Ort im Meer, und wie das Schiff wälzten sich Wellen fort.

Doch alles schien zugleich stets an zwei Stellen, in wechselnder Bewegung unbeständigem Reich, und blieb sich doch vom hellen Morgen bis an die Mitternacht hin ewig gleich.

Kaum fühlst du noch die Zeit verstreichen. Die Tage sich wie leere, weiße, unbeschriebene Seiten gleichen. Und auch des Schiffes weltlich Lebenszeichen, die Stundenglocke, schlägt kaum an.

In diesem unersättlich stolzen, weiten Raum die Lüfte kaum noch einen Schall verbreiten, als ob sie sich

nicht mehr um Zeiten drehten, nur um die Ewigkeiten, unbetreten.
Und alle Menschen hier, in diesem Reiche ohne Zeiten, im Schiffe täglich weiterreiten auf glattem Wasserschliffe und wissen unter sich die sonnenlose Meerestiefe und über sich den Urweltraum
Mit seiner Ferne ohne Traum und Sinn, darin die Sonne klein zum Sterne wird, wie nur ein Bläslein Schaum. Doch auf dem Schiff die Menschen nicht dicht zusammen rücken
Und sind auch nicht demütiglich, nicht wie ein Sünderzug, der hinzieht zu dem Jüngsten Weltgericht. Sie, die aus allen Weltteilstücken kamen und kaum die Namen voneinander kennen,
Sie werden nicht wie Mücken, die im Frost erlahmen. Sie spielen fort getrost die Rollen, auch hier im ungeheuren Meeresrahmen,
Die ihnen, von dem Schicksal ausgelost, bis in den Tod zukamen. Und oft vermeinte ich, daß von vier Himmelsstrichen viermal die wochenlange Leere, die sich gewaltig um das Schiff vereinte
Im unermessenen, blendendweißen Riesenmeere, — sie müßte unterm Trieb von vier Magneten, von Nord und Ost und Süd und West, dem Schiff die Nägel aus den Planken reißen mit einem Hieb,
Daß nur ein Rest, gleich eines Fisches Gräten, im schwanken Wasser kaum zu retten blieb. Aber das Schiff ging zahm, nur mit Gedanken dicht beladen,
An seinem Lebensfaden und war wie eine Fliege, die über dicken Rahm hinlief. Keiner im Schiff mußte am Schreck ersticken, trotzdem doch Hoch und Tief
Und auch zurück die menschenleeren Meilen, vieltausendmal gedankenlos und ohne Hirn, bloß wie ein Ballast auf der Stirn dir weilen. Aber ein Herz saß dir im Blute tief,
Das wie des Meeres Ungestüm stark rastlos weiterlief, — ein Herz, das nachts auch wie das Meer nie schlief. Und wenn der Leib im engen Schiffsbett schwer zum Schlaf tat drängen,
Dann wußt' selbst keiner von dem eigenen Herzen mehr. Und trotzdem mußt' er sich von ihm nicht

trennen, und trotzdem läuft es nachts dir noch bewußt,
Denn niemals läßt es deine Brust im Leben ohne Leben leer. Und gleich dem Vogel Albatros verschwindet abends dein Bewußtsein dir samt der Gedanken klarem Troß.
Des Nachts, gedankenlos, geht jedes Schiff groß, einsam durch das Meer und trägt dann eine Herde Unbewußter bloß, gleichwie ein Häuflein warme tote Erde.
Aber des Morgens, ohne Schranken, kommen dann wieder alle die Gedanken den Menschen an von kreuz und quer, die gern die Herzen überlisten,
Wie Sturmvögel, die nachts im Monde nisten und kommen tags von neuem an den Schiffsrand her. Dann fühlst du noch im Tageslicht, wie eine feine Sonde,
Das warme Klopfen, das dir in dem Blut, gleichmäßig wie ein steter Tropfen, von deiner Ewigkeit im Weltraum spricht. Gedanken brauchen wie die Glieder Ruhezeit.
Dein Herz allein bleibt dir zu allen Stunden als Lebenswache Tag und Nacht bereit, — dein Herz, das nachts noch wach im Meere treibt,
Das dir mit deinem Blut die roten Liebeslieder ins grauenvolle Leere schreibt. Und wie ein vollgeschrieben Liederbuch,
Kam auch der Ozean, gefüllt und eingehüllt vom Wohlgeruch der Liebe, mit seinem Herzen an dein Herz heran.
Bald siehst du Liebeslust, so wie dir selbst im Spiegel, auch allen Ozeanwellen und Ozeanwolken an.

Ozeanflirt

Drei Tage grämte sich mit sehnsuchtsvollem Auge in die Weite der italienische Baron. Am vierten aber schon verwandelt sich der Sinne vage Klage in einen neuen Jubelton.
Er weckte mich am frühen Morgen, getrieben von

der Lust der neuen Minnesorgen, und hat mir wunderbar beschrieben, wie lieblich die Gewalt der neuen Dame, ihre Gestalt und Haar,
Die auf dem Ozeanschiff zu lieben jetzt einzig sein Gedanke war. Und bald sah ich sie beide voll Behag. Sie lag im Deckstuhl, weiß im Tropenkleide,
Und überschien mit ihrem Lächeln den ersten blauen Meerestag. Und er bog sich zu ihr herab; mit einem Palmenblatte sie Verstecken spielen.
Sie ließ sich Fliegen fächeln, die es gar nicht gab, und ließ sich von der Meeresbrise wiegen; und ihre Bücher ungelesen in ihrem Schoße liegen.
Und beide waren wie zwei Wesen, die sahn den Ozean an, gleich einem Park vor einem Schlosse. Von nirgends trat von den vier Seiten des Meeres Einsamkeit an sie heran;
Weil sie in ihrer Minne gleich roten Kletterrosen bis an die Meeressäume verliebte Sinne breiten. Und beide sahen sich einander als einzige Passagiere an.
Als machten sie allein dem Stillen Ozean das schöne Wetter, wenn sie lachten. Ein italienischer Konsul, der nah von seinem Deckstuhl auf dem Schiff den beiden zugeschaut,
Versprach im Scherz, wenn man anlief den Hafen von Hawai, würden sie gern von ihm getraut. Und er trug seine Konsulschärpe aus seinem Koffer ernstlich schon herbei. —
Und sorgenlos, wie dieser Ozean im schönen Wetter, sah sich der ganze Reisetroß in weißen Tropenkleidern auf sonnigem Schiffsdeck täglich sorgenfrei.
An einem Morgen aber war das Staunen groß; denn dieses Meer hat über allen Meeren Launen: es trat zweimal mit einem Montag zu uns her.
Wir lebten einen Tag voraus und kriegten einen Montag mehr als andere Menschen sonst zu Haus. Man wußte kaum, wie kam man zu dem Tag in diesem Wasserraum,
Wo einem nichts mehr an dem Zeitmaß lag. So ist es aber wohl mit allen Dingen, daß sie sich doppelt bringen an der Straß', wenn man sie halb vergaß.

Nur das, woran man unablässig denkt, das wurde niemals hier wie dieser Montag zweimal mir geschenkt, wie dieser Montag, der in Summa an achtundvierzig Stunden bei uns lag.

Ein Passagier

Neun Tage bald das Schiff im Meer hinlief, und alle Welt erschien sich alt, wie eine Festgesellschaft, die im selben Saal, immer dasselbe leiernd,
Neun Tage feiernd sich auf einem Fleck aufhält. Zwischen zwei Pfosten auf dem Hinterdeck hing dick ein Riesenlederball. Damit der Männer Kräfte nicht verrosten,
Übten sich Aller Muskeln mit Geschick. Du hörtest immer Knall um Knall klatschend von weitem schon den Lederball.
Der Fäuste Ungeduld, besonders wenn sich mal der Himmel trübte, das Boxen heftiger und trotzig übte. Der Rauchsaal war von scharfen Spielern voll,
Die Tag und Nacht die Karten faustdick warfen und sich in ihre Leidenschaft kopflos vernarrten, da keine Tage mit der Zeit hier sparten.
Die Zeit, die wog sich nicht bedächtig mehr auf einer Wage, ging schrankenlos und nicht an Mond und Sonne angebunden hier umher. —
Bei mir saß oft im Mondschein noch um zwei Uhr nachts, wenn die Matrosen schon das Deck gewaschen, die Hände in den Taschen, ein Passagier.
Der redete, wie lange Bücher, aus seinem Leben dicke Bände und tat sich mir vertrauen. Sein Herz ging ihm, wie ohne Sinn, im Zwiestreit zwischen zwei geliebten Frauen.
Er kam von China; denn um diesem Grauen der Doppelliebe zu entfliehn, tat er fort aus Amerika zwei Jahr nach Asien ziehn.
Er ließ zurück die beiden Frauen an dem gleichen Ort. Und jede war ein Stück von seinem Lebensglück. Und beide, ohne ihm, dem Fliehenden, im Herzen zu mißtrauen,

Schauen ihm nach, gedrückt vom Trennungsleide.
Und jede mit des Blutes Wünschen nach ihm blickt und glaubt, es haben ihn Geschäfte und nicht der Liebeskummer über Meere fortgeschickt.
Gleich wie ein Hummer festhält mit der Schere, was er umklemmt, so war ins Herz von diesem Mann die Doppelliebe eingestemmt. Und nichts dies Zwillingsherz in seiner Sehnsucht hemmt.
Er kehrt jetzt heimwärts, ungeheilt, gleich jenem einen, der versuchte, daß er mit seinen Beinen von seinem Leib forteilt,
Indes der Leib doch immer bei ihm weilt, mit Sanftheit und mit Wut, gleich wie in aller Lebenszeit sein angeboren Blut.
Und viele Abende beschwor der leidenschaftliche Erzähler laut mein Ohr und sprach von diesen Frauen beiden, mit Bildern und dem Schildern seiner Leiden.
Gleich einem scheuen Ausgestoßenen vor dem Tor, konnt' er sich keiner Stunde Ruhe freuen und reiste heim, schaudernd entgegen einem neuen Höllenschlunde
Und mit dem Munde zeitlos nur von seinem Unglück plaudernd. Des Meeres Riesenmuschel rauschte groß, indes er seinen eigenen Worten, wie in dem Beichtstuhl, lauschte,
Wobei der Mond ihm sein Gesicht vertauschte; blaß und wie leichenblau saß er im Deckstuhl in dem mitternächtigen Licht, von jeder Freude arm.
Doch sahst du ihn am Tag im Menschenschwarm, so hattest du vor dir ein Menschlein wie die andern, ganz lebensrot und schlicht.
Und nur um Mitternacht, wenn schon das halbe Schiff im Schlafe lag, ging er mit sich, als wär's sein jüngster Tag, bleich ins Gericht.
Er wurde wie ein klagend Ungeheuer, das aus des Blutes Feuer bricht. Hochragend überm Meer stellt' er sein Doppelherz befragend vor die Nacht,
Wie an das hellste Licht sich tragend und, gleichwie Geißeln, Worte in das Fleisch sich schlagend —

bis er, erschöpft und endlich stumm, den Boxerlederball als Ziel sich nahm.
Von seinen beiden Fäusten Schlag auf Schlag fiel in die Nacht, als prügelt er sein Unglück krumm und lahm.

Meermaskerade im Stillen Ozean

Der italienische Baron kam in dem Nachtmeer stets auf Deck, aus irgend einem Winkel hinter den Rettungsbooten her, und täglich war sein Schritt noch mehr beflügelt.
Und unterm Mondscheinschimmer stand er, wie glatt vom Glanz gebügelt, und hat dem unvollkommenen Mond von seinem Kopf, dem liebesroten, im Übermut die Hälfte angeboten.
Und überschwenglich ganz sah er die Sterne in dem Nachtmeer loten und lud die Passagiere ein zu einem Maskentanz auf Deck am nächsten Vollmondschein;
Und seine Lippen pfiffen flott des Tanzes Noten. Die Passagiere wollten alle sich im Tanz gern dreh'n. Der Kapitän hat dann den Maskenball auch niemandem verboten.
Und wie ein Papageienstall voll bunter Federn, so voll von Seidenstoffen aller Länder der Speisesaal am nächsten Tag voll närrischer Vorbereitung
Im Stillen Ozean gleich einem Bändermarkte lag. Denn viele hatten ihre großen Koffer im Packraum unten aufgeschlossen.
Und drunten saßen Herrn und Damenwelt und wühlten unverdrossen, bis alle Räume sich mit den zerknüllten Stoffen füllten. Aus Guinea Stroh und Federn,
Aus Japan Seide, Stickereien auf chinesischem Kleide, indische Schale, Schuhe aus bunten Ledern, sie alle lagen bergehoch am Boden in dem Speisesaale.
Unter dem grünen Abendhimmel, als kaum das Sterngewimmel zu spuken anfing überm hellen Wasser-

ring, da öffnen sich Kabinenluken, und aus den Türen in des Schiffes Gängen
Gucken und drängen unter Schmuckgebimmel unechte Hindumädchen, Geishas und Sklavinnen mit Perlbehängen,
Japanerinnen, die den Fächer eifrig rühren. Und durch des Schiffes leuchtende Empfangsgemächer führen mit weißen Mänteln gefälschte Koreaner,
Schlitzäugige Chinesen und funkelnde Javaner die Damen sacht im Flüstern unter den Glühlichtlüstern, als hätt' das Schiff die Wesen aller Zonen,
Die um die sieben Meere wohnen, zu einem Liebesfeste paarweis aufgelesen und gleite jetzt mit üppigen Gedanken hin durch das Abenddüstern, mit seines Deckes hellen Planken,
Gleich einem bunten Phönixvogel, dem alle glühen Federn im Abenddunkel sprühen. Die Albatros, die ließen im letzten Licht an diesem Abend
Noch lange nicht des Schiffes Fährte los. Das Schiff, auf dem Musik manch Tanzstück spielt zu rot und blau bengalischen Feuergarben, hielt selbst des Sturmes Vögel vom Schlaf im Mond zurück.
Und noch der Morgenschein traf in Verbrüderung den Völkerschwarm, der Menschen närrische Scharen, um Schiffsschornstein und Masten Arm in Arm,
Als ob die bunten Nachtgespenster zu Fleisch und Blut geworden waren. An die Kabinentür zu mir kam früh schon, glücklich sehr, der italienische Baron,
Erzählte, daß ihn wirklich dieses Mal in Honolulu morgen früh mit seiner Angebeteten sein italienischer Konsul vermählte.
Und mancher tat, wie er, sein Maskeradeherz mit einem kecken Liebesschwur belasten, — Schwüre, die unterm Morgenhimmel mit dem Champagnerschaum zerbarsten.

Neun Tage wir die Wassermassen und Himmelsbläue als Begleiter hatten. Am Morgen vor dem zehnten Tag erschienen Schatten, nahe Inselgassen. Gleich grauem Einschlag in ein blau Gewebe zackte sich Land.

Am Himmel der Vulkane Rand sich in die Himmel steil aufpackte, — Hawai, mit dem Konzert von Bergen, auf Morgenwolken überm Meer dastand.

Wir mußten jeder es zu jedem sagen: erstaunlich war, daß man nach den zehn Wassertagen auf Erden noch die Erde fand.

Der Tropenbrodem kam wie Brandgeruch von einem Herde bis auf das Schiff. Das Meer uns feuerblau entgegenlief. Das Wasser war wie brennend blaues Gas,

Als ob der Schiffskiel hier auf flüssigem Weltenäther saß, hinausgefahren übers Ziel. Zum Feuerfraß bereit standen die Mäuler der Vulkane hier an der Meeresstraß',

Daß man die Hölle bei dem Himmel nicht einen Augenblick vergaß. Vor einem Riesenbrocken Kraterland blieb an dem Nachmittag das Schiff hier eine Weile an der Küste hocken.

Bis man den Quarantänearzt und Hafenwache mit Signalen rief, bestaunte ich im Meer das Regenbogenwasser, das hier wie ein Getrief,

Smaragdengrün, karmoisin und blau wie Lapislazuli und silberweiß, vierfach gefärbt, am Uferrand, als vierfach buntes Meilenband, hinlief.

Als mischte man Getränke hier aus vier Phiolen, ergossen sich vier Farbenbänke, grün unverhohlen, rosa, blau und weiß, und flossen unvermischt

Rings um die Insel hin, vierfach in farbigem Kreis vom Meere aufgetischt. Das Meer steht hier vor Honolulu gleichwie ein vierfach Gartenbeet,

Gleichwie mit hellem, grünem Weizen, mit rosa Türkenklee, mit blauem Enzian und weißem Schnee besät. Darüber, schwarzgrün, starrten Palmgebirge hoch

Und, wie gebrannter Töpfe Röte, brandbraun vulkanischer Erde Schlöte, die sind hinter dem farbigen Meeresgarten düster der Zaun.

Und aus der indigogebläuten Meereslauge, nahe der Schiffswand, dicht vor meinem Auge, steigen, karminrot, Meeresquallen aus der Tiefe, erscheinen wie die Fliegenpilze,

Steigen und fallen und gleichen Augäpfeln von einem Tollen, die feuerrot sich dir für Augenblicke aus blauem Abgrund zeigen wollen.

Ach, blutig haben hier sich einst die Augen der braunen Honolulukönigin am Meer geweint und mit ihr alle Augen ihrer Frauen, die sie im Rat um sich vereint',

Damals, als dieses Blumeneiland der Fuß der weißen Leute zum erstenmal betrat, vor denen gleich zum Gruß — wie selbst der Feuerberg, der Kilauea, niemals tat —

Das Meer mit Strömen Blut sich färben muß, mit solchen Massen, daß hier die Meeresgassen den roten Gliedern von Korallen glichen

Und abends statt den Liedern um die Hütten, in langen Länderstrichen, Raubtiere, Menschenknochen krachend, vom Leichenschmause nicht mehr wichen.

Jetzt ist der Weiße hier zu Hause, und er erfand statt Blumenketten, die man sich einst am Morgen frisch zur Tagesreise hier um Hals und Körper statt der Kleider wand,

Dem braunen Manne, statt der Blumen, die Perlen nur vom Arbeitsschweiße und drückte ihm des Geldes tote Marke in die Hand.

Dem harmlosen, von einer Frau regierten Volke, dem unter ewig blauem Himmel der Gott in einer roten Wolke auf großen Feuerbergen täglich nahe stand,

Seit langem schon aus diesem Meer der alte Freudengott verschwand. Es geht der Gott des Arbeitsschweißes jetzt umher.

Fabrikschornstein und großer Faktorein Geschäftigkeit und langer roter Dächer Rand auf neuen, hellen Hafenmauern stand.

Ein Heer von Steinpalästen, von Ladenfenstern, Trambahnwagen steht, gleichwie ein Arbeitslager, kreuz und quer, als neues Honolulu aufgeschlagen;
Und Telephon und Telegraphen tragen die Sorgen und Gedanken über Stadt und Meer. Und Palmenwälder stehn im Hintergrunde nebenher.
Und Palmengärten weh'n, die, auf die Berge flüchtend, dem Rauch aus den Fabriken kaum entgeh'n. Nur drinnen in dem Land die braunen Krater und die Urwaldschluchten,
Die schicken unberührte Lüfte noch und ihrer Düfte Urweltlieder hinunter in die vierfach farbigen Meeresbuchten.
Bei Magazinen, Dach bei Dach, kreischten der Schiffe Warenkrahnen, auf Meerkolossen, die mit finstern Mienen, mit Rauch und Arbeit in den Hafen stoßen.
Sie füllen sich mit Säcken, Körben, Kasten ihren Bauch und hüllen sich in Wolken gleich Vulkanen. Und rasten siehst du keinen.
Sie hasten alle wie die Länderfahnen an den Masten, die unruhig eilig in die Meerluft tasten. Als ob sich Fliegen an Kadavern mästen,
So liegen dicht die Schiffe mit den Treppenstiegen und mit gefräßigen Gesten an diesem Blumeneiland, dessen Volk, in Resten,
Die Blumenketten, wie zu letzten Festen, auf Wagen jeden Morgen legt und frisch aus ihren Wäldern hin zum Ufer trägt. Da sitzen jeden Morgen Männer, Frauen im Hafen bei den Warenmagazinen,
In langen Reihen an den schmutz'gen Wänden, um sich das tote Geld mit dem Verkauf von Blütenketten der Urwaldblumen zu verdienen, —
Das Geld, von dem doch ihrer Väter Lied nichts singt, und das die Kinder, Männer, Frauen zum Sitzen hier im Hafenschmutz demütig zwingt.
Die Tropenblumen, aufgereiht in purpurn, gelb und weißen Blütenketten, blitzen in hingestreckter, brauner Hand. Sie zeigen sie den Fremden, den blassen Weißen,

Die von den finstern Schiffen steigen. Die Fremden kaufen, schmücken sich der Sommerhüte Rand; und ungeschmückt der Eingeborene, über die Kupfermünzen still gebückt,
Daneben sich am Boden drückt. — Für Stunden und nur eine Nacht hat sich mein Dampfer, der die Post aus Asien hergebracht, im Honolulu-Hafen eingefunden.
Dann hat er wieder sich für neue sieben Tage mit mir hinaus ins Meer gewunden, und alle Erde dann verschwunden blieb,
Bis San Franzisko sich am Himmelsrand hinschrieb.

Die Erdbebenruinen von San Franzisko

Sechs Wochen waren erst verflossen seit jenem großen Beben und dem Brand.
Wie totgetreten und wie fortgewaschen, mit riesigen, ausgebrannten Steingerüsten am grauen Küstenland die Aschenstätten grüßten. —
Mit Fernrohrgläsern auf des Landes Ränder schauten die Reisenden an Bord, vom Morgen bis zum Mittag, übers Schiffsgeländer.
Sie suchten sich die Stadt, die da gelegen, und fanden kaum noch von der Stadt, der raschen, ein silbriges Gerippe aus Schlacken und aus Aschen. Verschwunden war der Häuser Herde auf allen Wegen,
Als tat aus Blitzen hier ein Besen die Erde von den Häusern sauber fegen. Lautlos und langsam zog mein Dampfer in den Geruch des Todes ein, im Junisonnenschein, im trägen.
Weit lag nur todesstille Trift, wo sich die Zeilen der quadratischen Gassen, zwischen Ruinen, über Meilen, öd, menschenleer und leblos, ziehn.
Darüber in der Luft voll Brandgeruch hing überall noch groß der Schall von einem wilden Fluch. Und wie die Aschen, so sind die Reisenden zerstoben mit Koffern und mit Reisetaschen,
Nachdem der Dampfer, als das einzige Schiff, sich

zu der Landung in den großen, leeren Hafen hingeschoben. Kaum ein paar Leute trafen wir am Kai;
Und jeder uns, mit Witzen statt mit Klagen, hier zurief, wir seien seit den Schaudertagen das fünfte Schiff erst, das zur Hafenmauer lief.
Ein einziger Trambahnwagen geht drinnen zwischen Häusern, die am Boden lagen. So weit die Welt dir vor den Augen steht, ist sie mit Steinruinen, grau in grau, besät.
Rostrote Eisenträger, wie die Gedärme wild verdreht, wie ausgerissen einem Magen, in roten Massenbergen rings an den grauen Wegen lagen.
Und in den Straßen ragen, zerrissen wie Papierkulissen, einsame Wände, dreißig Stock oft hoch, und gleichen dunkeln Brettern, flach an den blauen Sommerhimmel angeschlagen.
Der mächtige Hotelpalast, in dem ich Rast zu nehmen dachte nach siebzehntägiger Reisehast,
Ist nur ein leeres Riesenmauerwrack, von dem Gespinst geschmolzener Balkone eingefaßt. Und statt der Herrn und Damen, mit Schleppen und im Frack,
Ist drinnen nur die Kohle und der Schutt zu Gast. Der Junihimmel mit der trocknen Glut stand über rauchgeschwärzten Meilen dort mit großer Grelle
Und ohne eine kleinste milde Wolkenzelle. Die großen Firmenschilder, die schon rosten, großer Plakate Bilder sprechen hoch bei des Himmels blauem Fleck
Noch von der Ruhe vor dem Schreck. Sie starrten von den Häuserpfosten wie Traumgedanken ohne Zweck. Ich las das Schild von einem großen Arzt, auf den jetzt keine Kranken warten;
Die Wechselbanken standen leer, und keine Kurse sanken, und keine Kurse stiegen mehr; die Uhren über den Kontoren zeigten mit ihren Zeigern noch die Stunden, da sich hier alle Waren,
Statt sich in Geld rasch zu verwandeln, in Rauch und Flammen unsichtbar verloren. Die Reste dieser Riesenbauten in dieser einzigen Riesenstadt, die standen wie Gerippe großer Ungeheuer,

Dreißig und vierzig Stock hoch im Gemäuer. Auf dem geborstenen Pflaster liegen die Kassenschränke vor den Banken, wie fortgeworfner Kehricht vor den Häusertoren;

Zersprengt vom Dynamit die dicken Eisenplanken von mächtigen Tresoren; und Bogen Wertpapiere fliegen fort vor deinem Schritt, einstige Aktien und Vermögen,

Die ihren Sinn, unter dem Tritt von ein paar bebenden Sekunden, schnell verloren. Auf einem freien Platz hab' ich ein eisern Standbild, das das „Symbol der Arbeit" dargestellt,

Noch unversehrt und aufrecht vorgefunden. Ringsum die Häuser hingefallen und mancher Stadtteil platt vom Erdboden verschwunden;

Nur noch das Eisenmonument der „Arbeit" stand da auf dem granitnen Sockel breit. Vier bronzene Arbeitsmänner, muskelstarke und halbnackte,

Und jeder hakt sich hoch an einem Riesenarme von einer einzigen Hebelstange, und jeder Muskel hat noch zugepackt in heißem Arbeitsdrange.

Die vier, sie hingen in der Luft und drückten auf die Riesen-Hebelzange; und ihre Arbeit war, gleichwie im Überschwange, noch mitten in Ruinen, den zerstückten, im vollen Gange.

Als war die Arbeit hier ein Tanz von Halbverrückten, so hingen diese vier aus schwarzer Bronze an schwarzer Eisenstange bei diesen Straßenfluchten, den zerpflückten,

Und schienen mit dem finstern Hebelriesen, den sie mit letzter Kraft umschlingen, wie mit dem Arbeitsgotte selbst, hier ganz allein in dieser toten Stadt zu ringen. —

Und weiter bring' ich in die Straßen zerfallener Paläste ein, wo auf verbranntem Hügel viel rauchgeschwärzte Gärten saßen: der Milliardäre prunkende Terrassen.

Fünf Tage hier die Feuer fraßen, und wie der Rest vom Glanz, vom Sport und Spiele, liegen vor manchem Gartentor zerknäulte Eisenhaufen, Skelette der geschmolzenen Automobile.

Die Wagen keinen Weg mehr fanden und dann
hier Feuer fingen, damals, als unterm großen
Beben die Pflastersteine von der Stelle gingen
Und aufgerichtet standen wie die Mauerwälle. Rings
in den Parken auf verkohlten Rasen liegen die
goldenen Rahmenmassen der Bildergalerien ohne
Bilder.
Die Leinwandmalereien haben schnell die Diener vor
der Flucht, eh noch das Feuer an das Dach ge-
schritten, mit Scheren aus den Rahmen aus-
geschnitten.
Breit von dem Hügel sieht dein Auge weit und
immerfort dasselbe Bild auf Meilen; nur leerer
Himmel kann des Brandes Wüste mit deinem
Auge einsam teilen.
Du stehst wie nach der Menschheit Ende, wie nach
dem Untergang von allem Fleische dort. Und
hilflos krampfen sich, wie blöde Narren, in deinen
Taschen deine Hände.
Und alle Meilen, Ort bei Ort, nur in Ruinen starren,
und nur des Himmels Wände, ewig blau und
aufrecht, weilen
Und doch nie einen Zuspruch dir erteilen, mit keinem
Mitleid diesen baren Schrecken heilen und wie
ein blau versiegelt Buch im Schweigen rauh
verharren. —
Stoß einen Fluch aus, Fluch dem Himmel, der hier,
groß an Gier, dem heißen Raubtier überlegen!
Doch horche, kannst du's noch in deinen Lippen
dir verbeißen, —
Hörst du nicht dort das Tippen in der Stille, wie
einer kleinen Vogelkehle Wippen? Fühlst du
dein Herz im Blut von deinem Blute nippen?
„Der große Brand und auch das große Beben,"
sagt klug dir dein Verstand, „der Schreck, der
hier gehaust mit Wut und scheinbar ohne Zweck,
Er war auch deines Herzens Wille. Das ganze
Weltall ist ein Leib und Blut.
Das Weltall nichts als aller Herzen Willen, im
Schreck und in der Liebe, tut."

Und ich verließ die umgestürzte Stadt, die umgerannt an „Goldner Gasse“ lag, — so ist die Meeresstraße, die ich von Westen kam, benannt.
Ich hörte noch in meinen Ohren, an manchen Orten, neuen Hammerschlag und sah auch Häuser schon mit neuen Pforten und mit jungen Pfosten. —
Doch reist' ich schon am gleichen Tag davon, in Eile hinter meinem Heimwehstern nach Osten. —
Dacht' ich zurück an Japans Küstensaum, an die gemessenen Tempel, an Stille und Bescheidenheit und manchen rosigen Kirschblütenbaum,
Dann glaubt' ich mich vor Friskos Trümmerraum wie angekommen in dem Chaos. Als tobte in dem Land, unsichtbar an Gestalt, ein Heer von ungeschlachten Riesen,
Das seine eigne Tobsucht lobte. Groß standen noch die Riesenreste schwindelnder Häuser überflüssiger Gewalt auf diesen grauen Aschenwiesen,
Die alle mir im stillen anvertrauten, daß meine Augen beide leibhaftig hier ins Land der Riesen schauten. —
Beim Bahndamm, wo der Zug mit mir im blauen Abend gleichwie ein langer Fisch hinschwamm, lag überall, gleichwie auf einem Riesenarbeitstisch,
Quadratisch Feld bei Feld hin über Berg und Tal gestellt. Orangenbäume abgezählt wie Regimenter von Soldaten.
Und Meilen über Meilen von Quadraten, gequält, symmetrisch, rechts und links vorübereilen. Wie ein Fabrikarbeiter lebte jeder Baum in Reih und Glied in einem Arbeitsraum.
Und jedes riesige Orangenfeld, so weit du siehst, sprach nur von Geld. Kein Dornenbusch, kein wilder, lauschiger Bruch,
Kein Blümlein hatte in der Ordnung, in diesem großen Arbeitsbuch, für eine kleine Laune Zeit. Und nichts erschien gefällig hier zum Schmuck und nichts gesellig hier zum Wohlgeruch.
Nur hinterm Eisenstachelzaune, da lebte, wie die

Biene von dem Fleiße, Orange abgezählt hier
bei Orange auf langer, langer Stundenreise.

Als hätte hier das ganze Land sein Heil im Rechnen
und im Zählen stets gefunden, so quälen diese
Meilen Bäume in den quadratischen Revieren
den Menschen, den vernunftgesunden.

Es war, als ließen sich hier ganze Königreiche, ohne
sich vor den Augen zu genieren, wie Schiefer-
tafeln quadratieren. — Und diese Landschaft war
mein Reisekamerad,

Die unterm Zahlenfluch gezählter Bäume leiden tat,
bis sie, erlöst von Nacht, ins Dunkel trat. —
Daß auch die Symmetrie ein Chaos werden kann

Und in ein Chaos dein Gehirn und Herz versetzt,
das wußte ich bis jetzt und bis hier in Amerika
noch nie.

Auf dem Wege nach Los Angeles

Die Nacht und noch den nächsten Vormittag hab'
ich im Pullmanwagen zugebracht. Die Landschaft
wurde an Plantagen leer.

Das Meer im Mondschein ging am Schienenwege
nebenher. Am nächsten Morgen lag viel Dünen-
wildnis kreuz und quer; Kakteen hoch mit gelben
Blütenkerzen vor gelben, sandigen Bergen standen.

Doch dicht vor meinen geistigen Augen fanden sich
immer noch Franziskos graue Trümmerfelder und
auch die abgezählten Bäume quadratischer Orangen-
wälder.

Erst als ich eine lange Weile im Pullmancar den
kalifornischen schönen Damen, den weißgekleideten,
und ihren kleinen flinken Töchtern und ihren
kleinen wachen Söhnen zugesehn,

Dann, fand ich, konnte erst der Morgen lachen bis
an den Meeresrand. Der Frauen und der Kinder
Lust war hier so heilend wie in jedem Land.

Ich hatte, schien es mir, seit ewigen Jahren auf
Erden nirgends Völker mehr gesehn mit zarter,
rosiger Haut und weizenblonden Haaren.

Jetzt kam der Morgen amarantrot her und fiel auf grüne Kissen, in den Salon der Pullmanwagen, wo schöne, heimatfarbene Frauen mit ihren schönen blonden Kindern spielend lagen.

Mein Zug fuhr immer südlich nach Los Angeles, zur Stadt, genannt die „Königin der Engelscharen", und sehr zufrieden war mein Sinn, als ob die Engel alle um mich waren.

Die Landschaft kreiselt draußen, wie aufgedreht auf Walzen. Des nahen Meeres sonnige Wellen salzen den platten Dünensand. Und manche Welle stieg empor

Und horchte für Sekunden, gleichwie ein schillernd Muschelohr. Das Meer voll blauer Himmelsflammen stand. Es zeigte mit den Lichtern, mit tausend Fingern seiner Riesenhand

Auf all die schön blauäugigen Damen, die es durch alle Fensterrahmen halb schlafend in der frühen Morgenstunde fand.

Wir grüßten uns, das Meer und ich. Es bauscht sich, deutet in die Runde und sagte falsch, mit einer Doppelzunge in dem fischigen Munde:

„Läutet dir nicht dein Herz entzückt zu dieser Stunde, dein Herz, das stets im fernen Asien klagte, daß es nie blondes Haar, nur schwarzes sah?

Rückt dir nicht diese Frauenschar im Pullmancar in Kleidung, Haltung, Geste, Haar ein wenig deine Liebste aus Europa nah'?

Dir ist wie einem Greis, dem von dem Haupt die Sorgenhaare fallen, alle grauen, und er darf wieder neuer Jugend trauen.

Gleichwie durch viele Alter alt geworden, so hast du müde dich gereist, müde vom Schauen fremder Trachten, müde von fremden Sitten und müde vom Betrachten fremder Frauen.

Und du vergaßest bald, daß dieses Erdenleben auf Liebe zum geliebten Leib hinweist, und daß die Welt nicht nur zum geistigen Anschmachten vor deinen Augen gleißt.

Jetzt weißt du erst, du warst sechs Meere weit, seit deine Augen heut im Morgen dir aufgehen und

wieder auf die abendländischen blonden Frauen sehen!"
So sprach verlockend draußen der Riese Morgenmeer und warf den Sonnenball in seiner Riesenhand umher. Und kalifornische Sonne loht und flackt.
Mir war, als zeigt sie mir die Frauenkörper verführerisch und nackt und deutet mit den Fingern dreist auf alle Damen, die in dem Zug mit mir gereist. —
Als aber wiederum dann in Los Angeles, am Nachmittag, in hellen Scharen, die Sonne hier auf allen Straßen die vielen Damen, weißgekleidet, die Wege hat beleuchten lassen,
Fand ich fast lästig diesen lauten Frauentroß, der, während sich der Mann in Arbeit arbeitsam in das Kontor einschloß, groß zeittotschlagend auf die Straßen lärmend Lärm ausgoß.
Ich fand den Straßenlärm der ersten abendländischen, lebendigen Stadt, die ich jetzt wiedersah, herzlos. Bei himmelhohen Warenhallen mit ihren Eisenpfeilern, Spiegelgläsern, welche gigantischen Würfeln glichen aus Kristallen,
Unter dem Rennen, Tuten, Rasseln, Schallen, vor diesem ewigen Sichsputen erschien ich mir als winzig graue Maus unter den stolzen weißen Reihen Frauen allen,
Wie unter tausend weiße Katzen hingefallen, und fühlte mich nach tief asiatischer Stille noch lange nicht im Abendland zu Haus.

In der Texaswüste

Ich floh mit nächstem Zuge schon vor diesen lauten weißen Engelscharen entsetzt nach Osten hin, bis meine Augen wieder in grauen Wüsten einsam waren.
Zu lang' hatt' ich im Geist mich stets am fernen Bild der Liebsten nur ergetzt, jetzt hat ein großer Schrecken mich gehetzt:
Vielleicht kommt nie mehr heim mit mir jetzt mein

Verstand; vielleicht hab' ich vertauscht im Reisen um die Erde meinen Leib
Durch alles, was ich sah, und alles, was ich still belauscht! Vielleicht ist dieser Sehnsuchtsdruck nach meiner Liebsten nur ein Spuk
Und ist verflogen, komm' ich heimgezogen über das siebente von allen Meeren? — Ach, ein Gigant, ein neuer, lief jetzt nebenher:
Der Zweifel hat mir alle Knochen in meinem Leib verbogen. Des Zweifels Feuer konnte ich nicht wehren; der Zweifel lächelnd mir Gedankenungeheuer gab.
Er sprach: „Vielleicht gräbst du jetzt besser mit einem schnellen Spaten dir ein Grab und legst die Sehnsucht dort hinab,
Nachdem du sie getötet wie ein Karnickel mit dem Taschenmesser; und leg dazu auch deinen Wanderstab." —
„Reise nicht erst nach Haus," sprach laut der Riese Zweifel, „bleib hier und laufe meinem allbekannten Riesenbruder nach, dem Dollar, dem Giganten,
Der macht dich riesenstark und nicht, wie Liebe, mäuseschwach; den Dollar nimm dir zum Verwandten.
Die Liebe kann dich weich, der Dollar golden betten; sag Lebewohl der Lieb', der überspannten, und bleibe hier im Dollarreich!" —
Der Riese Zweifel mir zu Leibe rückte und schrie, er wolle mich erretten, indes er wütend mir das Herz zerdrückte.
Und bleich saß ich und halb zerschlagen im Rauchsalon vom Pullmanwagen und ließ die Meilen grau vorüberjagen.
Ich sah die Männer ihren Gummi kauen und gelb, wie mit der Farbe längst gestorbener Leute, gleichgültig mit erworbener Kälte um sich schauen,
Eiswasser zu der Mahlzeit schnell sich durch die Zähne spülen und, immer ohne Zeit, in riesigen Tagesblättern wühlen. Ich sah den größten der Giganten,
Die Lettern der Reklame, hoch über Bretterflächen, wie Hexenformeln einer Ware Name vieltausendmal zu Ohr und Auge sprechen.

Da war manch Wort zu sehen wie ein Fresser, das
hielt dir die Pistole vor die Stirn und schrie dir
in dein Hirn, daß dir's nach Stunden gellt:
„Die Schmitts Rasiermesser sind besser als alle die
Rasiermesser der Welt.“ Und mitten auf der
Reise in den Öden
Tauchen die Riesenlettern auf, wie um die ganze
Landschaft zu verblöden, haben nicht Gnade Tag
und Nacht. Du wirst von den Giganten der
Reklame,
Gleichwie von räuberischen Blendlaternen, bis auf
die Haut und in des Blutes Kernen angeschaut.
Und hinter ihnen steht die Dollargier,
Der größte der Giganten hier, der Kaiser aller Mienen.
Nur eine Frage in dem Zuge die Männer im
Vereine schert:
Wie viele Dollar ist der Mann auf seinem Sitzplatz
neben ihnen wert? —
Vergnügt sah ich die dürre Texaswüste an; im Morgen
lag sie beinah ohne Sorgen. Sie lag versteinert
zärtlich fast, ohne verwegene Reklamen
Und ohne Goldbegierde, wie eine Zierde in dem
Himmelsrahmen. Sie trug nicht Riesenlettern und
nicht Hast und nicht Gewerbenamen.
Sie war ein ebenes versteinert Buch. Ein Segen
schien mir ihrer Dürre Fluch und ihrer Steine Last.
Und Wüste draußen, Wüste drinnen in meiner zweifels-
regen Brust haben sich unbewußt, wie gute Freunde
und mit Schnelle, einander angepaßt.
Doch auch die Wüste saß nicht lange still an gleicher
Stelle; in ihrer Morgenhelle erschienen der Borax-
lager ausgegrabene Gefälle.
Und dürftige Arbeitsleute, in dürftiger Arbeitszelle,
kamen mit fahlen Mienen und verschwanden.
Denn auch die Wüste heute, sah ich ein, war schon
der Goldgier breite Beute.
Und überall des Dollars goldne Füße standen, die
auch zu den entlegenen Salzen dieser entlegensten
der Wüstenei'n hinfanden.
Ueber dem heißen, bratenden Gestein erschienen fern
des Berges Bernhardino schneeige, kühle Flanken

und sahen in die hitzige Wüste wie eine stete Pein für die verschmachtenden Gelüste.
Der Berg war wie die weiße Büste von einem Weib, das einer stets im Herzen trug, und das doch unerreichbar seinem Leib.
Wohl gab es Eiswasser im Zug, doch mehr noch als der Riese Durst mein einsam Herz als Riese nach mir schlug.

Rothäute in der Texaswüste

Zwei Tage fort, immer nach Osten, schoß weiterrasend hin der Pullmanwagen durch Arizona, wo von einstigen Riesenwäldern, die verschwunden, groß, wie versteinte Puppen,
Bloß noch die runden, kalkigen Stämme, in Massengruppen grau, gleich steinigen Bergen stunden. Als würden auch die Tage und die Wochen in diesen Länderstrecken still zu Stein,
Lag, wie ein abgenagter bleicher Knochen, das Land im Schrecken einer Sonne, die selber steinern über brachen Steinen und salzigen Laken stand.
Und wieder hat das Chaos unter Sonnenkochen mit mir gerungen. Steinleere rief mit Geisterzungen aus Bergen, schädelkahlen, aus den baumlosen Talen,
Die haben wie zerbrochen unter Qualen, durstig und lebenslechzend, im Lärm des Zuges laut mit mir gesprochen. In öd' verlassenen und winzigen Stationen liefen mit Quieken und Geschrei,
Aus erdigen, staubigen Hütten Matronen der Indianer an den Zug. Und jede Rothaut trug ein Häuflein bunten Glanz aus schlichten Glasperlketten feilbietend zu dem Bahngeleis herbei.
Und dieser feiste Schwarm von alten Rothautweibern bringt, bis die Wagenkette wieder weiterreiste, dem Schnellzug einen heftigen Freudentanz.
Die Weiber, die hier hüpfen, tragen nur rot und gelbe Taschentücher vier als Kleid, das sie sich um die Schultern knüpfen.

Am dicken Kopf der schwarze Zottelbausch von bläulich-schwarzem Haar tanzt mit bei ihrem Freudenrausch. Und in dem Steinmeer, im verwunschenen Chaos-Lande
Tanzten die roten Weiber als einzige Freudengeister im Wüstensande hier umher. Die weiße Rasse lebte rings vom Reisen, und nur die weisen, stillen, roten Leute,
Um deren Nähe schwebte noch von einer toten Landesseele der letzte Funken heute, der sich auch an geringster Wüstenscholle, zwecklos und göttlich, bloß am Dasein freute.
Sie sind in diesem weiten Kontinent die einzigen Künstler hier, die dieses Land noch kennt. Sie bringen schönbemalte Krüge, Flechtwerk und Teppiche an die Station.
Und schlagen in den Wüsten bunte Märkte auf für alle Fremdenzüge. Aus bunten Wollenfäden sie in die Tuche Linien weben, die, gleich den Uranfängen, ein eckig Tier- und Pflanzenreich dir geben.
Sie sind die einzigen Menschen hier im ganzen Land, die nicht gewandt dem Gold allein nachtanzen,
Die noch des Lebens Farben, Formen und Figuren, in seinen bunten Spuren, gern auf die Alltagsdinge stanzen.
Die Rothautweiber lachen mit breitem Mund noch hinterm Schnellzug her und blasen aus der Pfeife blaue Ringe.
Und leer liegt rund die Wüste, wie eine große graue Schlinge dem, der vorüberreist, —
Nur nicht dem Rothautweib. Das setzt sich glücklich still hin in den Staub zu seinem Mann,
Dem es die Kupfermünze, die aus dem Schnellzug fiel, jetzt weist.
Und beide sehn sich schmunzelnd an, und beide zeigen dann,
Daß man zu zwei'n sein Glück auch in der Wüste finden kann.

Grand Canon im Colorado-Gebirge

Station Williams

Fort von Los Angeles, der Stadt der Königin der Engelscharen, war ich zwei Tage jetzt im heißen Eisenzuge hingefahren,
Bis ich dann ankam an der Erde größtem Abgrund, der war so breit und tief, als ob mein Fuß dort an dem Ende des Planeten stund. Auf viele hunderte und hundert Meilen die Riesenschluchten hier mit vielen tausend Abgrundkeilen
Der Erde rote Rinden tief zerteilen. Man sagt, es leide hier die Erd' an Wunden, die nimmermehr vernarben, nie mehr heilen und immer rotgetrocknet offen stunden. —
Und hier droht einst dem Erdball End' und Tod. Hier soll die Erde, diese Kugel Kot, in ihren brachen bunten Rinden sich einst im letzten Kampfe winden,
In Teilen auseinanderkrachen. Denn tiefer als Gebirge sich sonst zur Höh' aufmachen, verschwinden hier zur Tiefe hin die Gründe, in deren Länge, deren Breite die Augen dir erblinden.
Du kannst des Abgrunds Ende nirgends finden, es können deine Blicke sich über dieser Spalte Riesenweite hinüber nur durch Luft mit Luft verbinden.
Und in der Runde, uferlos für deine Augen, deine Hände, stehst du hier vor der Erde einstiger Todesstunde, stehst du vor dieser gähnenden Gebärde oben auf grünen Waldeswiesen
Vor einem einzigen, großen, roten Abgrundriesen, wie vor dem Totenbette deiner Erde. —

Die Cowboy-Station Williams

Eh' ich den Grand Canon erreichte, sah ich im Spätnachmittag Williams an, die winzige Cowboy-Station. Und nachts erst keucht bergauf der Zug zur Bergregion, auf eine waldbestellte Platte,
Wo ich am Morgen dann den großen Weltabgrund dicht an dem Waldhotel zu Füßen hatte. —

Williams liegt flach, mit kaum drei langen Straßen, hölzern auf einem Feld, das kahl und brach. Cowboys, mit Lassobündeln an den Sätteln, erscheinen in der Abenddämmerung,

In Hemd und Gurt und Hose, gleichwie Geschosse in den staubigen Wolken, auf kleinen Pferden und reiten durch die leeren Gassen mit ihrem Freiheitsdrang in den Gebärden.

Da stehen Budenladen, in Staub und Rasenerden wie versunken, die mit Reklamelettern prunken und in den leeren Fenstern einladen in der Prärien Öde

Zum Kaufe von viel eisernen Gespenstern, Automobilen, Nähmaschinen und Telephon und Schreibmaschinen; und diese Worte wirken hier in dieser Wüste endlosem Revier in ihrem Ton

Wie Wracks von fernstem Hafenorte. Die alten, grünen Spiegel in den Bars und den Salons erglänzen jetzt nach Sonnenuntergang.

Und selbst die Stars der großen Städte, die schreien hinter dem Büfette mit Blechgewalt aus Grammophonen um die Wette. Und Cowboys mischen sich den Brandygrog an den Bartischen, an den langen,

Und wischen sich den Bart ab an den Wangen von jungen, fahrigen Dirnen, die sie sich im Vorübergehen fangen, die, aufgeputzt und abgenutzt, von einem Barhaus in das andre sprangen.

Trutzig trinkt, kaut, raucht, haut, schreit, schimpft und speit die Cowboyschar, als ob sie mitten in Newyork hier war. Und war doch, von der Welt weit abgeschnitten und verschlagen,

Nur eine kleine Gilde, auf ihren Kleppern dürftig nur beritten, im kargen Steingefilde. Und weil sie alle hier nur für ihr eigen Leben, nur ganz allein für sich,

Für niemand als für sich, im öden Land hier waren, so müssen sie sich atemlos das Leben in die Ohren schrein und haben nichts sich als Geschrei zu sagen.

Denn ihrer Lebenszeit, in diesen Prärien der Einsam-

keit, gilt nur der Trutz als höchster Putz; und ihre Herzen leerer jagen als Wracks, die niemals heim mehr finden, in Wildnisse verschlagen.

Am Weltabgrund

Am nächsten Morgen steh' ich oben am Grand Canon,
im braunen Holzhotel, drinnen die Halle, voller Büffelköpfe, bei mächtigen Kaminen hockt,
Behaglich ausgeschmückt mit Jagdschloßlaunen, und gern als Gäste Milliardäre lockt. Im Garten stehen neugepflanzte Bäume, die, ohne Schatten, noch auf Laub und Breite warten.
Vom Hause fort, hinter dem letzten Baum kaum hundert Schritt, trittst du an einen meilenlangen Raum, der, dir zu Füßen, dich erschreckt verwundert. Du siehst nur eine Tiefe ohne Ende, und drinnen, wie entzündet von farbigen Flammen ohne Fesseln,
Stauen sich Felsenbuchten in Erdenschlünden und Erdkesseln, gleich hunderttausend roten, blauen, grünen, grauen, weißen, gelben gigantischen Riesensesseln.
Sie steigen aus dem bodenlosen Raum und schweben auf der blau und violetten Tiefe, als wären sie der Platz für alle Unterwelten.
Als ob die Höllenfürsten und alle Engelscharen sich hier die Sessel für den Jüngsten Tag hinstellten, so dehnen sich Millionen von Arenen
Und runden sich mit feuerfarbenen Thronen. Es ist ein riesig rosiges Gebirge dort unten in den unbekannten Gründen. Die Höhen aber ragen nicht herauf.
Glatt an der Kugelfläche dieser Erde enden, in einer Linie, alle platt. Es ist, als hat man hier auf Meilen, ins Innere der Erde, die mächtigsten Gebirge eingerissen,
Und drinnen tief sieht man nicht mehr die Wurzeln von jenen unergründlich tiefen Keilen. Die Ferne fort in einen violetten Nebel lief.

33*

Und niemand rief über den Weltabgrund jemals ein Wort. Kein Ruf aus einem Mund, kein Schall erreicht den unsichtbaren Jenseitsort hinter dem Nebeltuch im leeren All. —
Jede Arena, die du eingebuchtet unten siehst, ist stundenweit und wie ein Muschelohr gewunden.
Und tagelang und tagetief sind diese Windungen, die runden; und wie in einem Irrgang, und ohne daß du dir ein Ende in diesem Chaos in der Tiefe dort gefunden,
Hältst du die beiden Hände vor die Augen, erschrocken, wirr. Du siehst die Blutfarbe von deinen Fleischgeweben auch in dem Abgrund in der tiefsten Erdennarbe leben.
Vom dunkelsten Karbon bis tief hinab zu dem archaischen Gneis liegt hier die Bläue toter Adern, zerschnitten wie der Erde treue Pulse,
Als hätten sie hier langes Hadern und hätten hier entsetzten Kampf gelitten. Und mitten in den Tälern, den zerfetzten, liegt hier die Wunde, wie ein Welttheater,
Der Neugier in der Runde offen. Du findest nirgends hier von diesem Schauspiel je das Ende. Du kannst die Gegenstände drunten nicht erkennen,
Die Meilenzahlen, die die Felsensessel drunten trennen, nicht mehr nennen. Ich sah tief unter mir ein weiß Papier, nicht größer als ein Zeitungsblatt;
Das aber war ein riesiges Hotel auf einer Felsenstufe in den Schlünden; und was ich sah, war nur das Dach im Felsgewirr,
Das lag wie ein Papier so klein und flach im halben Abgrund unter mir.
Es war, als hätt' sich hier ein zackiger Planet einst wie ein ungeheuer Rad in das Erdinnere hineingedreht; und nun blieb ewig, wie gefärbt vom Feuer zweier Leidenschaften,
Durch die Millionen Jahre fortgeerbt, die Wunde rot und aufgebrochen in unserer Erde siebenfarbig haften.
Und hier wird einst die Todesstunde, hier einst der

Jüngste Tag der Erdenwelt, wenn sie zerfällt unter den Todeshieben, hier dieser Stelle zugeschrieben.

Hier an der Waldesschwelle, wo ich stand, und die sich „glänzend Engellager" nennt, sagt man, fahren Erzväter und Erzengel dann auf ihre Sessel hin in heiligen Scharen.

Und in der Tiefe in den Schlünden, wo sich pechschwärzlich die Gesteine ründen, erstehen die Gebeine aller Sterblichen, die fortgegangen, um den Tod in seiner Tiefe zu ergründen,

Und die sich dann von neuem hin zum Leben sehnen. Und in den tausend purpurnen Arenen, auf blau und violetten und weiß und rosigen und gelben Felsensesseln sitzen, der Todesfesseln bar,

Dort Schar bei Schar paarweis die Glücklichen, die sich zum Lichte wieder retten und sehen an ihr Sehnen, allein dann in der Liebe klar.

So geht die Sage von dem Weltgericht, die hier am Abgrund groß andächtig und gesprächig spricht. —

Ich ließ die Luft des warmen Kiefernstandes, der kühlen Waldbergeichen, von Moos und Matten und der bleichen Birken Duft

Um mich und meinen Schatten an dem Waldweg streichen und fühlte überall bei Harz und Rinden, als könnt' ich hier den ersten Lufttrunk aus meiner Heimat wiederfinden.

Und dicht schien mir die Heimat durch die Luft genaht, trotzdem mich noch ein letztes, großes, siebent' Meer, leer, von der Liebsten trennen tat.

Nichts scherte mich der rote Höllenabgrund, der wildgerippte kreuz und quer; es ging die Waldbien' honigsuchend, und Sommerwärme nebenher.

Lag auch die Erde aufgerissen mit rot und blauem Felsgedärme, und hielten dort im Engellager Erzväter heute schon Gericht

Über der Menschheit gut und schlecht Gewicht, mir war es recht. Mich quälte nicht die Tiefe jener Schlünde, die hier noch keiner zählte, und denen jeder Boden fehlte.

Die Füße stießen mir nicht hier an aller Erde Ende.

Ich sah die Felsenwände nicht zerrissen. Ich sah
sie nur wie einen Haufen rosiger Seidenkissen,
Die drunten durcheinander und rund umhergeschmissen.
Ich sah nicht Höllenschlöte, sah nur die Abgrund-
farbe wie zweier Menschen herzerblühte und tief-
verliebte Röte;
Und nirgends sah ich Todesnöte und nirgends wild-
zerschlissen Erdenwunden. Mir war, als hätt' ich
hier für meine alte Sehnsucht endlich ein offen
Hochzeitsbett am Ende dieser Welt gefunden.

Sieben Schaukelstühle

Unter der Mittagsonne brannte rot, unauslöschlich in
dem siebenfarbigen Feuerton, der Grand Canon.
Ich ging zurück im Waldstück, das sich das „glän-
zende Gezelt der Engel" nannte.
Und ich erkannte, daß ein Name in der Welt oft
mehr enthält, als uns beim ersten Hinschaun in
die Augen fällt.
Die schwersten Reisestunden lagen hinter mir, das
durfte ich laut sagen; und überall, wohin ich jetzt
geschaut, sah ich die Welt, auch wenn sie Schlucht
und Felsen mir in meine Wege stellt,
Glänzend wie ein Gezelt der Engel ragen. — Ich
habe die Veranda im Hotel El-Tovar aufgesucht,
die lag im Morgenstundenmeer
Mit Schatten kühl und nah dem Waldgewühl und
war noch leer. Nur große sieben Schaukelstühle
hatten im Luftzug Kurzweil dort.
Der Morgenwind kam her und rührte bald den einen,
bald den andern an, und ich kam auch heran und
setzte mich hinzu, und mit mir sahen in den Wald
Die andern sechs der Stühle. Und wir begannen
alle schaukelnd ein Wiegen und ein Wandern. „Es
schaukeln jetzt daneben sechs Engel jener Meere,
Die hinter dir schon liegen," sprach ich still glücklich
vor mich in die Leere, „und mit dem siebenten
mußt du nicht weit mehr fliegen." Da meckern
höhnisch plötzlich aus dem waldigen Garten

Berg-Ziegen, die im Sand dort scharrten. Und meine Augen starrten auf ein Indianerhaus, das machte mich jetzt völlig wach, als lachte es mich aus mit Dach und Wand. Meerweit war ich noch fern von meiner Liebsten Land!

Wohl sind sechs Meere hinter mir geblieben, doch ach, wie viele Meereswellen trieben noch Schabernack, gleich diesem Ziegenpack vor mir,

Die sich die Stirnen stoßend rieben. — Die Heimat lag noch fern im grauen Sack. „Nein," sagte ich mir dann, „auf sieben Stühlen hier

Sitzen nicht Engel überwundener Meere nah bei mir. Mein Herz, es dreht sich zwischen Lust und Schmerzgefühlen.

Ich glaube, daß jetzt hier um mich, weil ich so sehr verzagte, der siebenfache Geist von sieben Städten der Indianer, die man in der Provinz die ‚sieben Sterbenden' jetzt heißt,

An meiner Ruhe nagte. Die sieben Städte liegen nahe hier, im Bergrevier, und ihre müde Seelenwelt um meine kreist." — So sagte ich zu mir.

Ich habe mich auf meine festen Füße vom Schaukelstuhle wieder aufgerichtet und sah mich bald erhaben, bald vernichtet, bei Engeln und bei Sterbenden, am Ende aller Welt,

Zwischen die Wollust und den Schauder gleichwie an einen Scheideweg gestellt, und mußte bald Geplauder und bald Erschrecken fühlen, —

Sogar bei sieben leeren Schaukelstühlen.

Des Montezuma Schloß

Ich trat in das Indianerhaus; dort in den höhlenartigen Zimmern stellten Indianer ihre Waren aus. Da hockten einige am Boden an den Webestühlen,

Und andre knüpften dicke Teppiche und sangen monotone Lieder, die ihnen kaum halblaut aus ihren Zähnen schlüpften. Und keiner hat aus seinem Liede aufgeschaut.

Die Zimmerwände waren aus gestampftem rotem Lehm
und mit den Teppichen, in blau und grauen Scharen, breit verhangen;
Und an gequerten Stangen, dicht an der Zimmerdecke, glänzten gebauchte Krüge, Körbe, Töpfe, die mit grellgelben, schwarzen, roten Zickzacklinien im Dämmerlicht in deine Augen sprangen.
Nach einer Weile bin ich wieder aus diesem Urwelthaus hinausgegangen. Da lagen immer noch der Engel rosenrote Zelte bei Gezelt im Weltabgrunde aufgeschlagen.
Nicht eines fehlte, doch mir war, als hätte mich der kurze Blick in das Indianerhaus für Tausende von Jahren weit zurückgetragen,
Als ob der Ort gleich einem Zaub'rer handelte und mich in einen andern Leib verwandelte. Ich fühlte dieser sterbenden Indianerleute dumpf Geschick,
Die untergingen, weil sie nicht den angebornen Blutblick stillen konnten und jetzt an Webestühlen in den Hütten wohnten und waren sonst wie Katzen wild gewesen
Und wußten in dem Gräsertau die Fußspur eines Feinds im Morgengrau zu lesen. Sie saßen heute noch mit ihrem Haar schwarzblau,
Als ob es blank aus Adlerflügeln war, prachtvoll zur Schau, verdurstend ohne Blut und ohne Beute, gleich einer Bergforellenschar,
Die ohne Quellenwasser war; gleichwie im Stalle, eingeschlossen ohne Jagd, verschlafen eine Hundemeute. — Auf halbem Weg, im Abgrundschacht,
Zeigten mir dort Indianerleute ein Höhlenhaus, das in die Felsenwand gemauert stund, das nannte noch des Volkes Mund des Montezuma Schloß.
Da, wo der Koloradostrom im Zickzack hin am Grunde floß, dort lag es wie ein graues Maskenangesicht, im Schlund beleuchtet von dem felsenroten Abgrundlicht,
Als ob es dort in ewiger Mitternacht am Rand von einem roten Feuer stand. Der Grand Kanon lag, wie des Montezuma Kron' gezackt,
Tief in das Erdeninnere verbissen. Nahm man auch

einst dem letzten König der Indianer all sein Land, die Krone hat ihm keiner noch entrissen.
Und wieder, ohne Widerstand, war ich der Trauer in dem Lande hier verwandt, die, wie in ewiger Dauer, als „der Gigant des Todesschauer" über den Rotgesichtern der Indianer stand.

Brücke über den Diabolo Kanon

Fortschoß mit mir, durch Haufen weißen Arizonasand der Eisenzug mit Schnaufen. Er überschritt am Nachmittag das stählerne Gespinst von einer Brücke,
Die, wie ein Seil, auf dünnen, himmelhohen Eisenstelzen über den Teufelskanon lag, so dünn, als könnt' sie in der Sonne schmelzen,
Als wälzen sich des Zuges schwere Eisenwagen nur auf zwei schwarzen, dünnen Haaren hoch in der Luft über dem steinigen Tale;
Und drunten lag im Felsensaale ein Steinmeer, kahl im Tag, graslos und blendend weiß, als wär' ein jeder Stein dort unten von einem Menschen eine Schädelschale.
Und krachte diese Brücke einmal ein, die gleichwie ein Gestell aus Nadeln zitterte, dann machte man den Todessprung, fiel hundert Meter in die Luft hinein,
Und drunten dann zersplitterte zu Stücklein und Atomen dir dein Herz am Stein. — Doch nein, dir übrig blieb ja immer noch der Sehnsucht, ach, gigantischer Schmerz,
Groß wie ein Geist allein, der große Fernen witterte. Von allen den Giganten, zu denen sich hier in Amerika die Leute laut bekannten,
Nannten mich nur der Sehnsucht Riesen als ihres Lebens Kameraden, sie, die jetzt meinen Eisenzug wie einen dünnen, schwarzen Faden über die Nadelbrücke vorwärtsstießen,
Die Sehnsuchtsriesen, welche Dampf ausbliesen aus zwei Lokomobilen, aus den Ventilen und den

Schlöten und unter Pfeifen und Gestampf mich vorwärts weiterrissen, blind mit den Abendröten.
Hier drunten in dem Teufelsrachen ist mancher Kampf und, Greul gewesen. Blutdürstig manche Reiterschar der furchtbarsten Indianer, der Apachen,
Metzelnd mit Kriegsgeheul hier einstens bei der Arbeit war, beim Niedermachen und Skalpieren. Und mit der Feinde blutigem Skalp-Haar an dem Gürtel
Sah ich die Reiter galoppieren; in Knäulen wild gedrängt, verhängt die Pferdezäume, sind sie durch meine Träume hingesprengt unter der Brücke in den Talen,
Als sich vom Zug des Dampfes Wolkenschatten drunten, rötlich im fahlen Steinmeer, rauchend malen.

Im Koloradoland

Zwei Tage und zwei Nächte, ohne Unterlaß, flogen die Ödeneien vorbei an meiner Eisenstraß'. In Morgen, Mittag und in Nacht hinein
Lagen aus knochengrauem Stein, zerbröckelt und vom Sand umschlungen, die ungeheuren Wälder der Versteinerungen.
Die steingewordnen Vorweltbäume stießen sich, Stein an Stein, in graue, brandige Sonnenräume. Und also stand ein anderer Gigant,
Die Steinwelt, riesenhaft, bei mir in diesem Riesenland. Der neue Riese war von dürrer, starrer Kraft, und keines seiner Glieder schnell verschwand.
Sie lagen ausgestreckt, grau, ohne Saft, vom Morgen bis zum Abend hart zur Schau, als blieb der Eisenzug stets an der gleichen Stell' und starrt,
Trotzdem das Stahlrad und die Schiene kracht und knarrt. Mit Andacht in der Miene standen an seltenen Stationen Navajo-Indianer, Männer und Frauen;
Und jeder ließ ganz zahm den protzigen Federbusch beschauen, der, wie zum Trutz auf Kopf und Rükken hingestellt, ihn sehr erlaucht erscheinen ließ.

Die Adlerfedern waren mit den Spitzen in gelb und grün und rote Tinten eingetaucht; kriegslustig sie vom Nacken bis zur Ferse, senkrecht gleich einem Hahnenkamme, sitzen.
Aber die Augen den Indianern unkriegerisch darunter blitzen. In ihren gelbgegerbten Lederröcken mit rot und blauen langen Fransen, in weiten Lederhosen, und um die Schultern Gläserketten
Und eckigen Metallbehang, den sie aus Silber stanzen, erschienen an dem Bahnsteig die Indianer wie Lämmer, die sich stellen,
Als wollen sie gern Löwen sein in umgehängten Löwenfellen. Die Frauen ihre tintenschwarzen Haare wie Riesenpilze an den Schläfen, vom Kopf abstehend, seitwärts bauen,
So daß dies Wülste, groß wie schwarze Räder, waren; als kam ein jedes Weib mit den zwei Rädern an dem Kopf, gleich einem Karren, durch die Luft gefahren.
Doch alle mild und sanft wie Tauben starren. Des Abends kam ich mitten durch ein Dorf mit meinem Zug gerollt. Die Abendluft war wie von Hitze braun und taub,
Und graue Häuser standen da wie Haufen Staub. Die Menschen sind auf hohen Leitern in ihre Häuser außen hochgeschritten und standen, wie Akantusblätter ausgeschnitten, auf ihrem platten Häuserdach.
Die Häuser fensterlos und flach, wie irdene Würfel, mitten in Staub und Stille. Und jedem Schritt um dieses Wüstendorf ging noch die Spur im Sande nach;
Und alles stand wie Sand so schwach, und wie von einem Sterbenden der Wille. Und über einen toten Lavastrom wie über einen Steindom in der Wüste setzte
Der Eisenzug, der abgehetzte. Im sandigen Koloradoland der Tafelberg, der blinde, der verzauberte, am Weg im Wüstenlicht erschien.
Kahl wie ein magerer Mumienkopf war sein Gesicht. Er wechselte und wurde wie ein Aschentopf, und wechselte und wurde dann ein Riesenfuß,

Darauf der Riese Durst und Einsamkeitsgenuß mit einem Bein nur stand. Das andere Bein hat niemand noch gesehen, niemand es fand.
Man sagt, es war ihm selber unsichtbar und fußte, weit und fern, im reichsten und im schönsten weingetränkten Land.

In den Rocky Mountains

Hinter Albuquerque und Santa Fé erschienen die Rocky Mountains wie Landkarten an den Himmel gerissen.
Bergwände, die keine Spuren von Sagen, von vergangenen Menschentagen den Menschengedanken als Bild überließen.
Immer vorwärts von Eisen und Dampf durch Steine getragen, war ich in die leblose Maske einer Steinwelt verschlagen, wo Einsamkeiten an Einsamkeiten stießen.
Lebendig an dir ist da nur dein Magen, der ist ohne Geist allein weitergereist. Du mußt dich beinah hier fragen, warum brauchst du Koffer, warum sollst du Kleider tragen,
Wenn die Einsamkeiten um dich nach nichts als nach Steinen und Einsamkeiten fragen. Es ist, als ob aller Lebenssinn entgleist,
Und du wirst nur, wie der Kohlenkasten in der Lokomotive, im Vorüberjagen an den Bahnhofbüfetts morgens, mittags und abends rasch abgespeist.
Du giltst in der Einsamkeit umher nicht mehr als ein Gaul am Futtertrog. Wenn die Nacht als Riesin bei den Prärieriesen einzog, haben die Steinechos um den Eisenzug im Flug doppelt laut gekracht.
Der Negerdiener im Pullmanwagen hat dann die grünen Sofas zu weißen Betten umgeschlagen und hat aus dem Salon einen Schlafsaal gemacht.
Die Reisenden krochen hinter die blauen Gardinen in ihre Bettkabinen, und die Schienen haben weitergesprochen wild und laut,

Und jede Eisenachse hat wie ein Hammer auf einen Meißel gehaut. Und der Riese Lärm hat in die Nacht gelacht, wie einer, der sich vor dem Riesen Einsamkeit Mut macht.

Die Stadt Denver

An einem Morgen von der Stadt Denver das schwarze Bahnhofsfeld auftauchte, mit seinen hageren Schornsteinen, seinen Lokomotivenremisen,
Seinen Kohlenlagern, gleich einem Kohlenriesen, der aus Nase und Mund zugleich rauchte. Hunderte Schlote bliesen die Sonne schwarz an in der frühesten Morgenstund'.
Erschreckendes Gehämmer und Gedröhne, schwingendes Eisen- und Stahlgestöhne tobte dort auf dem Erdrund.
In der heißen Junisonne brannten den Schienengeleisen die Stahlsehnen. Die Riesenretorten der Gasfabriken und Eisendächer schicken Blitze, gleich Brenngläsern, nach allen Orten.
Die Luft muß sich von diesen eisernen Sonnen überhitzen, der frühe Morgen verdorren im Ruß, und alle Waggons des Zuges müssen Ölfarbe schwitzen.
Als fliegen die Eisenzüge den Hitzen nach, jagen sie hin und her, kreuz und quer mit den fliegenden Wagenkästen, die voll Menschen angestaut sitzen.
Menschen, die unter der Kohle verstauben, und die sich frei glauben und doch nichts als Futter sind, um die Riesenstädte zu mästen.
Jeder ist, wie eine Schraubenmutter, genietet an eine der Riesenmaschinen, an die Kraftmaschinen des Handels, an die Maschinen der Kriegskunst oder an die Maschinen der Wissenschaft,
Denen sie ihr Leben lang dienen. Und nicht dem Menschen ist hier Freiheit gegeben; die Ungeheuer der Maschinenwelt sind wie Menschenfresser hingestellt,
Und jede brausende Maschine, gleich den Eisenmolochen, Tausende Menschenleben in den Zähnen hält. Ich sah diesen Stahlriesen der Lokomotiven nach,

Die sich, wie toll, in Freiheit dehnen. Sie stampfen die Morgensonne wie billiges Stanniol blaß und breit, und ihre Dämpfe wallen. Und ich sah Kohlenberge und Kohlenabgründe gähnen,
Schwarze Fabrikhallen voll Eisenwalzen, und hörte Eisenräder schallen. Und ich sah auf zu den Eisenkrähnen, die die Warenballen in die Luft krallen.
Die Dampfsirene pfeift, die zur Arbeit ruft wie ein Sklavenhalter, der zur sausenden Nilpferdpeitsche greift. Und die Sonnenstrahlen brannten um die schwarze Riesengebärde dieser Bahnhofgiganten,
Als ob auch sie vor Arbeitshitze keine Ruhe kannten. Ich trat in die Stadt, welche die Häuser und Straßen stattlich und glatt und hoch hat,
Als war jedes Haus ein Kassenschrank, darin die Dollars die Menschen fraßen. Müde, matt und krank machten mich Steinquadrat um Quadrat,
Straßenblock um Block, Stockwerk über Stock, daß meine Gedanken lieber zurück an die roten Abgründe am Weltende dachten.
Denn nur die Todesstunde allein machte hier frei und frank. Jeder Mensch aber war hier sein Leben lang der Sklave von jedem Straßenstein.
Ein Riesenhotel schluckte mich ein. Siebzehn Stock hoch war die Halle vom Treppenhaus, war wie ein Börsensaal, denn die Geschäftsleute feilschten drinnen in Unzahl
Und liefen hinein und hinaus. Am Nachmittag, als ich mich durch die Straßen schlug, traf ich einen Zirkusumzug.
Mit Schneckenketten geschmückte Indier auf Kamelen und Elefanten saßen; Chinesen und Japaner, die leise auftreten; Zebras und Giraffen.
Die Stadtleute kamen zu gaffen. Mir schien, als wäre der Zirkus, mit roten und gelben Lappen, mit Gold- und Silberüberfluß, mit Kronen aus Silberpapier und Pappen,
Ein Ausschuß, aufgelesen aus meinem Reisegehirn, gewesen, als hätte das gefüllte Zirkuszelt hinter meiner Stirn gelebt als Gedankenwelt.
Und mir wurden meine asiatischen Bilder hier auf

das amerikanische Asphaltpflaster hingestellt, als wenn einer der Riesen sie mir zum Vergleich hinhält und sagt:

„Was will denn die kindische Buntheit und das Lappenspiel gegen den Eisenernst, den du hier lernst. Die Farben sind ein Zuviel in der Welt,

Wenn der Dollar zum täglichen Brot uns fehlt.“ Aber mein Auge wendet sich ab, gequält von dem Geschäftsriesen, der mir seine Weisheit hinhält.

Und mein Auge fällt in ein Schaufenster, da sitzen, wie des Landes freundlichste Gespenster, Holzkrüge, welche die Indianer schnitzen, Korbgeflechte und Teppiche, schön geschmückt,

Gearbeitet von Indianern in Not und auch um tägliches Brot, aber von Bescheidenheit, Traulichkeit, Frieden, Freundlichkeit und Farben beglückt.

Rot und grün, gelb und blau, sind Linien aufgedrückt, welche in Bildern die Pflanzen und Tiere und Menschen schildern. Und ich sage als Zwerg dem Straßenriesen:

„Amerikanische Städte sind aus Sorgen ein Riesenberg, wo die Geschäftsriesen von jeher jedem Herzschrei einen Dollarbeutel als Knebel in den Mund stießen.“ —

Am nächsten Tag traf ich den Sonntag wieder, den ich viele Monate vergessen in den fernen, friedlichen asiatischen Ländern, wo nie ein Sonntag gewesen.

Abgemessen und totstill war die Denver-Stadt, als lagen plötzlich Stein, Eisen und Dampf in einem vierundzwanzigstündigem Starrkrampf.

Ich trat in eine Kirche ein und wußte kaum: wer war im Raum der Mann dort an dem Kreuz, der, von Wunden gräßlich entstellt, die Augen aller entgeistert

Zu seiner quälenden Richtstätte hin wachhält? — Statt eines sanften, goldenen Buddha auf einem Lotosthron sah ich unter einer Dornenkron' den ohnmächtigen Gottessohn.

Und ich hörte Choräle und Orgelton, wie Dinge aus einer Sagenzeit, als wär das Christentum ein veraltet Lied hinter sieben Meeren der Vergessenheit.

Und ich verlasse gleich einem Heiden das Kirchenhaus, denn ich fühlte: Kein Gott reißt dem Verliebten die Liebesnot aus.
Denn die Geliebte allein ist Herrscher über Leben und Tod. Die Geliebte allein mir Frieden gibt. Was weiß denn von Frieden Gottes Sohn! Er hat ja nie ein Weib geliebt.
Und durch die Spalte der Kirchentür meine Sehnsucht, die süße und alte, mir meine Füße wieder froh zur Straße hinschiebt.

Der Lärmeremit und der letzte Koloradobüffel

Im Bahnhofgelände von Denver zeigten die Hände der Mitreisenden hinaus auf einen Mast, der stand mitten in der eisernen Unrast zwischen Schienen, Kohlenlagern, Lokomotiven.
Dieser Mast sollte einem Eremiten als Aufenthalt dienen. Oben auf dem Mast war eine Plattform, darauf aus Brettern ein Kasten saß, der kaum einige Schritte maß.
In diesem Häuschen lebte ein Mann auf der Mastspitze. Eine lange Leiter führte zu seinem Eremitensitze. Um ihn lärmten unten die Eisenzüge,
Wärmten die Sonnenstrahlen die Kohlenlager und Schlackenhaufen. Und mitten in der Arbeitshitze, im Schienenleben, im Erbeben der Eisenhämmer der Fabriken
Saß beschaulich der alte Eremit, mit dem Frieden und der Ruhe vertraulich, oben auf dem Mast, der in die Rauchwolken tauchte.
Und der Alte lehnte in seinem Häuslein jahrein, jahraus, und nur daran, daß sein Tabakpfeiflein droben rauchte, wußte man, er war immer noch in seiner Einsamkeit
Mitten im Bahnhoflärm zu Haus. Wie dieser Eremit mitten im Lärmen, so lebte mein Herz hier in Amerika einsam auf Schritt und Tritt mit Härmen. —
Als ich am Sonntagnachmittag, draußen vor Denver,

meinen Weg durch einen sonnenverbrannten Stadtpark nahm, kam ich über die Wiesen zu einem Gitter,
Dahinter, in engen Klausen, rannten stark und fast zahm am Gitter entlang mit Geschnüffel die letzten paar Koloradobüffel.
Der braune, zottige Stier war schier wie ein brauner wandelnder Erdbrocken, und ich stand lange im Anschauen im Graspark am Zaun
Und dachte: Dieser Präriegigant muß untergehen und läßt sich heute nur noch als Schaustück, wie der Eremit, besehen.
Denn nur der Arbeitssklave darf hier in diesem Land der Freiheit frei bestehen. Die Freiheit aber selber mußte mit Büffeln und Indianern untergehen.

Im Garten der Götter

Noch am Abend rollten mich Eisenbahnräder weiter ins Land, nach Kolorado Springs, wo der rote „Göttergarten" am Fuße des schneeweißen Pikes Peak stand.
In der Nacht in dem Badehotel ich kaum einschlief, denn tief die Begierde nach dem „Garten der Götter" mich immer neu wachrief.
Eine große Welt von Reisenden schon frühmorgens um die heißen Quellen des Badeortes lief, und Hallen waren über die Brunnen gestellt, und breites Bergwasser rauschend durch das Städtlein rief,
Kälte und Wärme fortwährend tauschend. Vom hohen blauklüftigen Pikes Peak und seinen Wälderschwärmen kam, sich aufbauschend, ein Luftstrom,
Der sich an Granit und Äthereis stählte. Kein Eisenlärmen quälte hier die Birken und Rasen, sie ließen ihr Grün sanft wirken, und die würzigen Tannen am Pikes Peak-Abhang in Massen,
Als Ureinwohner angestammt, festsaßen. Urweltlich eingerammt, ragt aus weißem und rotem wilden Gestein der Göttergarten auf einer grüngelben Ginstersteppe,

Zu Füßen des weißen Pikes Peak und seiner dunkelblauen Vorhügeltreppe. Ich kutschierte mit leichtem Gespann durch den Morgensonnenschein
Auf breitem Weg in den Göttergarten hinein. Zuerst sanft bergan, dann hinab zu dem Steppentale, das gleicht einem rot und gelben Festsaale.
Wie Kathedrale bei Kathedrale bauen sich mitten im Ginsterfeld die gotischen Felsengerippe, die sich gleich Speerbündeln zu Spitzbergen senkrecht anstauen,
Und die aus dem grünen und gelben Ginstergewimmel, wie beleuchtet von angewachsenem, ewigem Morgenrot, in den feuerblauen Frühhimmel schauen.
Dies rote Felsgestein büßt nie sein Feuer ein. Wie Menschenfarbe rosig rot, steht es mit Rissen und Narbe. Wie große feuerrote Puppen stehen einzelne Gesteine in die Luftleere
Und bilden Riesengöttergruppen. Vor ihnen warfen sich die roten Indianer einst nieder und beteten vor den roten Felsengestalten
Und haben sie für ihre rothäutigen Riesenherren gehalten. In den gelben Ginstergefilden stehen hier, höher als die europäischen Dome, diese roten natürlichen Felsenkirchen der Wilden,
Die sich ohne Menschenhände aus den feuerroten Rippen der Erde bilden. Aber diese roten Spitztempel lassen keinen in ihr Inneres treten.
Alle Andächtigen müssen draußen bei sich selber beten. Zwei Kathedralen erscheinen als Tor zum Göttergarten, und ein kleiner Fels als Pförtner liegt davor.
Zwischen dieser beiden Kirchen scharlachrotem Gestein, fort über die gelben Ginsterwiesen, vorbei an schneeweißen Kalkhügeln, trittst du in den Göttergarten ein.
Und als einzige große, weiße Lotosblume in dieser roten, grünen und gelben, versteinerten Gartenwelt empfängt dich im Hintergrund der schaumige, mächtige, eishelle Pikes Peak,
Der seinen Schneekelch in den Äther hält. Die Weite der Steppe, die Nähe des Schneeberges, die tannenbesteckte grüne Vorgebirgstreppe,

Die gelben Ginsterbüsche, wie geputztes Messing rund um die roten Steingerippe im Ring, — nichts dringt hier kleinlich auf dich ein,
Alles läßt dich in Freiheit bei den roten Steinriesen allein. Du darfst bei den Götterriesen ein Gott hier sein im verklärenden Morgenschein, nur auf dein Herz angewiesen.

Am Niagara beim „Donner der Gewässer"

Ich bin noch hinaus in das Steppenland gefahren. Es stand eine Felswand weit fort im Tagesbrand der Junisonne;
An ihr fand ich ein mächtiges verlassenes Adlernest, aber keine Feder von einem Adler lebte mehr dort, nur der braune Reisighaufen als Rest in dem Felsriß an senkrechter Wand.
So leer wie das Adlernest stand bis an den Erdrand für mich Amerika vor meiner Hand. Zwar glänzte der Göttergarten rot, wie zu einem Fest, in das Land,
Aber mir schienen alle Götter tot, wenn ich nicht bald die Heimat wiederfand. — Am Nachmittag stand ich oben am Pikes Peak, zu dem sich eine Zahnradbahn hinaufwand,
Und sah an dem kahlen Gipfel eher die Leere noch näher. — Und gleich einem geschleuderten Speere schoß vom Göttergarten fort noch am Abend mit mir
Ein neuer Eisenbahnzug durch der Meilen neue Heere, entgegen dem letzten und siebenten Meere. Und ich stand nur noch, kaum wie ein Schlaftrunkener im Traum,
Halb hörend, vor dem Niagarafall, dem „Donner der Gewässer" im amerikanischen Weltraum. Und sein Brüllen war wie mein Herzhall, und wie meine Sehnsuchtswut stürzte er voll Dampf und Schaum,
Als ob er bergab den Weg sich kürzte, als wäre der eiskalte Wasserbrei voll Hitze und Glut und wollte hinrasen zum Weltsaum.

34*

Kaum gibt es ein Hochzeitspaar in Amerika, das nicht zur Hochzeitsreise an seinem Ufer war und mit dem kleinen Dampfschiff, zwischen Schaum und Riff, in die nassen Nebelhüllen,
Dem weißen Giganten in die entbrannten Arme lief. Das Schiff rief sich „Nebelmaid". Und ich stand, ins schwarze Gummikleid eingewickelt, am schwanken Bootsrand
Und fuhr an den weißen, donnernden Wasserberg und sah in dem Hufeisenfall die rennenden Wassermauern sich fortreißen
Und sah die schwarzen Felsen, genannt die „Blöcke des Alters", angerannt von Sturz und Hall. Und überall war wieder die Größe von einem Gigant;
Aber meine Herzstöße sind mir, noch lauter als der Donner der größten Gewässer, vor Heimweh in der Brust entbrannt.
Ich vertauschte mein Gummikleid wieder und verließ die Nebelmaid und den Niagaragott, dem einst jährlich das Indianervolk die schönste Jungfrau als Opfer bot;
Und ich dachte: Einmal schweigt sich auch der Donner dieser Gewässer tot, aber niemals die Liebessehnsucht, die das Weltall süß und schaudernd und unendlich durchloht.

Das himmelgetürmte New York

Fort von des Niagaras weißem Wasserstrauß und seinem donnernden Hammerschlag war ich an einem Tag am letzten Ozean,
Wo schon, halb wie zu Haus, das himmelgetürmte New York lag. In dieser Stadt, die wie ein Riesenhexenwerk, ich spät im Abend aus dem Bahnhof trat.
In breiten Straßen schien mir plötzlich für einen Menschen so viel Massenraum entstanden, als hätt' ich eine Beineschar, Arme so viel wie an dem Haupt mein Haar.

Breit und in die Höhe ohne Ziel die Luft voll Häuserflächen war und der Myriaden Fenster Flammenspiel. Scheinwerfer künstlich Tag in grellen Stücken
Wie weiße Brücken durch die Himmelsnacht hinrücken. Und drunter, goldenbraun, gleich Flächen Goldpapier, baun sich die Häuserfronten glänzend, unwirklich schier,
Aus tausend Fenstern tausend Lichter sendend, in höchster Wolkenhöhe noch nicht endend. Und dieser Fenster glitzernde Myriaden
Und die millionenfachen Mauerräume, die sich in weiter Nacht aufmachen, sind wie Facettenaugen großer Fliegen, vergrößert unter Riesenlupenlinsen.
Die Straßen alle droben ohne Himmel liegen. Die Häuser haben sich zum Unsichtbaren hoch verstiegen, wie Prismenhaufen wuchern ihre Scheibenscharen.
An dem Manhattansquare, in dem gigantischen Hotel, sich Lift bei Lift schnell hißt, als ob die Welt verschiebbar und versenkbar ist.
Zu meinem Zimmer dröhnt noch in der Mitternacht von Autohupen eine wilde Jagd. Am Square ragt die scharfe Messerschneide des riesigen Flatironhauses her.
Dies Eckhaus ist so schmal gefalzt, als wär es nur aus dünnem Stahl, ganz flach gewalzt, und ohne Ende ragt es in die Nacht.
Der Asphaltplatz liegt drunten braun, in Goldlichtpracht, und andre Häusersäulen schlagen sich mit Steinsatz über Steinsatz auf, gleichwie getürmte Türme,
Wie Riesentunnel, die sich steil hinauf, tief in den Nachtschlot, wagen. Und mit irrsinnigem Gestürme jagen Schatten am platten, spiegelnden Asphalt, — die Pferde und die Autos wie die Ratten.
Mein Auge aus den siebzehn Stöcken des zwanzigstöckigen Gebäudes schaut. Und nur Signale werden draußen aus jener hellen Tiefe laut.
Mir ist, als liegt Europa vor der Türe, weil ich den Ozean nahe spüre und nichts mich von Europa mehr jetzt trennen kann, als nur ein paar Kubikfuß salzigen Wassers, —

Fünf Tage nur auf einem Ozeankahn. In meinem Zimmer seh ich Licht und Heizung, Bad und Lift zur Hand,
Doch das ist nicht genug: gleich einem „Tischchen decke dich“ an einer Wand sich eine runde Scheibe Glas mit einem Zeiger dran befand.
Unter dem Glase stand gedruckt, was alles nur dein Wunsch und Wille. Du hast den Zeiger nur auf einen Namen hingeruckt,
Und augenblicklich hat die Wunscherfüllung Einzug dann gehalten durch deine Tür in lebenden Gestalten.
Speisen, gewürzte, fette; Bankier und Goldarbeiter; und Operabillette; Pferde für jeden Reiter; und Reisetickets um die Erde
Erschienen auf die winzigste Gebärde des Zeigers, den du sacht gedreht. Kaum, daß er auf dem Wort über der Glasscheib steht,
Kaum einen Druck auf einen Klingelknopf im Mittelpunkt, und wie ein Spuk bringt dir ein Groom das Wort, das du genannt,
Von kleinster Briefmarke hinauf bis zu dem größten Elefant. Es zaubert hier elektrisch ein Gigant, der tausend Fäden Draht in allen Mauern um dich spannt.
Und alle Waren, die du dir erbeten, rund aus den Läden der Millionenstadt, von ihren Clerks gebracht, zu dir ins Zimmer treten.
Du liegst im Sessel voller Ruh, nickst nur, stellst dir den Zeiger ein und rufst: „Herein“; schüttelst als „Nein“ den Kopf dazu, wenn schon der Wunsch veraltet,
Eh er sich in der Türe mit Blitzesschnelle dir gestaltet; du rührst dich nicht von deiner Stelle, die weite Welt kommt hier, auf einen Klingeldruck,
Mit einem Ruck hin über deine Schwelle. —
Nur ach, ein Herz, das einzige, das dein, wenn es sich weit von dir getrennt, das ruft auch kein Gigant herein, nennt er auch alle Kräfte und alle Drähte sein.
Mit einem Kopfe, wie zertrümmert von allen Wünschen, deren keiner mich gekümmert, schlief ich hier vor der Scheibe ein.

Sommerabend in New York

Es ist der letzte Abend vor der Ozeanreise. Das sommerheiße New Yorkpflaster riecht nach den Gummirädern und nach der Wagen eingeölten Federn.
Über der Hochbahn Eisenpfeilern jagen und rasseln die gefüllten Abendzüge, die, gleichwie Eisendärme, die Menschen durch den Riesen New York tragen.
Benzindämpfe und Abendstaub, die lagen noch in stillen Seitenstraßen, wo lange Reihen Boardinghäuser, wie Tafeln regelmäßig, ragen.
Unter den Türen auf den Häuserstufen, die auf die Straße führen, sitzen in Hemdsärmeln die Herren und, weißgekleidet, Damen, daß sie die Abendluft ein wenig spüren.
Und drinnen aus mechanischen Klavieren ruft in die tote Straße ein neuer Walzer seine Notenmasse. Des Tages Hitze steckt als Knebeltuch
Noch allen Häusern dick in jeglichem Gelasse. Vom heißgekneteten Asphalt dampft Pechgeruch; Rauchwolken, die sich plötzlich rühren, umrasen dich im Knäul
Mit giftigem Benzingestank, wie Spuk und Greul. Und rings der Wagendonner aus den Nebenstraßen ist wie ein unterirdisches Geheul zu spüren.
Ich lasse mich von einem Tramkar, fort durch die Straßenschar, nach einer Landungsstelle zu dem Fluß hinführen,
Wo an den dunklen Anfahrtshallen und ihren Stiegen, in gelber Abendhelle, Flußdampfer blendend weiß wie Wassergeister liegen.
Viel tausend Menschen drängen abendheiß und hängen wie die Fliegen aneinander und zwängen sich um jeden Preis auf diese Schiffe hin zum Nachtgenuß der Wasserluft.
Es ist ein schattenhaft Gewander der Riesenbäuche dieser Dampfer auf dem Abendfluß. Ich sitze auf dem Deck, in reingekleidet frohe Menschenmassen eingestaut,
Und sehe auf New York am Ufer, das sich, gleichwie ein finster Säulenmeer, mit seinen Häuserhälsen gleichwie sich selbst beschaut.

Die höchsten Häuser stehen granitnen Pfeilern ähnlich in der Nacht. Milliarden Lampen starrten von manchem himmelhohen Dächergarten zur Abendluft,
Als ob die Menschen in der Höhe dort mit Licht Nachtgöttern hell aufwarten. Die Riesenhäuser ragen wie die Stümpfe von Vorweltbäumen
Und wie phosphorglühend hoch zu den Uferräumen an dem Hudsonfluß. Sie sind wie aller Menschen höchstes Wagen,
Als ob sich Menschenwünsche ein Lebenszelt aus Stein und Eisenleitern, hoch und breit, als Weg hin zu der Sterne Unergründlichkeit, an Stelle der Gedankenwelt aufschlagen.
Mein Auge fällt dann hin auf meines Schiffes Deck, das trägt von Tausenden von Damen, die alle weiß gekleidet, ein einzig weißes Kleid, gleichwie ein weißes Zelt vom Bug bis an das Heck.
Das Schiff trägt lautlos diese weiße, junge Frauenwelt. Fast alle jungen Damen zärtlich mit einem jungen Mann am Arm zur Nachtluft kamen.
Und viele Reihen halten sich umschlungen, und einige Männer hatten Mandolinen, die haben Sehnsüchte zur Nacht gesungen.
Die Damen alle ohne Hut, die Herrn in Hemdärmeln, weißen, und um die Hüften einen knappen Ledergurt. Schulter an Schulter haben sie auf langen Bänken dicht gedrängt geruht.
Nie sah ich Ähnliches je in der alten Welt wie hier bei der Millionenstadt New York, wo öffentlich und ungezwungen zu Tausenden das Frauenherz und Männerherz
Gleichwie ein einzig Paar zusammenhält. Verwundert staunte ich, daß in dem Land, wo eben noch der Weltstadtriese New York mit Stein und Eisen himmelstürmend im Sterngewimmel in der Nacht verschwand,
Die Liebe jetzt als Riese und als Riesin vor meinen Augen auf dem Dampfboot stand. Das Schiff glitt hin weit fern vom Häuserschwarme, verstummt
Und eingemummt in Herrn- und Damenarme, zärtlich umsummt von dünnen Mandolinen und wie

behaglich dumpf umbrummt im Schiffbauch von den Stahlmaschinen.
Die Eisenhebel schlugen Takt. Weit draußen, in die Finsternis gepackt, erschien hoch überm flachen Ozeannebel die bronzene Figur der Freiheit, der eine Riesenfackel breit im Arm elektrisch flackt.
Sie ruft, am Hafeneingang in die Docks als Riesenweib gestellt auf ein paar Riffe, die fremden Schiffe hin zu ihrem Eisenleib.
Und ihr elektrisch Fackellicht kreist in der Nebelluft wie eines Weibes Wille, der dir den Weg zu deinem Hafen weist.
Die Brooklynbrücke, wie aus Seidenfäden über die Nacht gespannt, hing hoch im Wolkenland, von Strand zu Strand, über der Wasserlücke.
Als wäre sie ein Spinnwebfaden, gewoben von der Freiheitsfrau, die dort am Ozean stand, das Eisenhaupt gehoben.
Und Coney-Eiland, die Vergnügungsstadt, fand sich jetzt ein mit rot und weißem Lichterbrand, die mit Musik und Licht die Nacht und auch den Meerstrand hell erfreut,
Mit lichtgesäumten Türmen, Schanzen, wie eine Stadt aus Goldsand in die Nacht gestreut, dicht an des Ozeans Rand.
Das Schiff, von weißen Frauen dicht bedeckt, gleichwie von einem weißen Vogelheer, lief an die Lichtstadt an und an das Glühlichtmeer.
Mit hunderten Theatern und mit Myriaden Lampen an den Meeresrampen ausgespannt, lag hier das lachende Vergnügen in diesem Land der Riesen als Gigant.
Du kamst dort in Vorwelttheater, in Krater und in Eisregionen; der Bühne spielende Maschinen entführen dich in Steinweltzonen,
Wo als Schauspieler Adam, Eva und auch Gottvater dir erschienen, und rote Sonnen gleichwie Riesentropfen Blut, wo sich die Schaulust
Wohltut nur an Weltsystemen und an Sündflut und läßt im Chaos Erden grünen und untergehen und ergrauen; nur Riesenhaftes war zu schauen,

Für Riesenkinder zum Vergnügen, die hier in vollen Zügen die Welt entstehen und zerbersten sehen wollen und greifen auf Millionen Jahre voraus der Zeit,

Und lassen nicht sich an dem kurzen Menschenalter warm genügen und spielen zum Vergnügen, im Sommerabend nach getaner Arbeit, ein wenig mit dem Riesen Ewigkeit.

Um Mitternacht kam ich zurück zur Weltstadt, unter die Wolkenhäuser, wo jedes Haus groß wie ein Urweltbaum.

Das weiße Schiff voll still verliebter Männer und voll Frauen lief aber mit mir tief noch bis in meinen Schlaf und Traum.

Siebentes und letztes Meer und Heimkunft

Ich schiffte mich ein und kam in das siebente Ozeanreich, das sich vor dem Riesenland Amerika hier klein wie ein Parkteich ausnahm

Und winzig für meinen Sinn, nachdem ich dorthin vom Weltende und vom Göttergarten und vom Donner der Gewässer kam.

Das Schiff voll fröhlicher Sommerleute wie ein zwitschernder Vogelkäfig hinschwamm. Denn viele tausend Amerikaner trieb ein Sommerheimweh nach der Alten Welt über den kleinen Ozeansee.

Wie an Bord einer venezianischen Gondel nahmen mich Abende lang wieder Wasser, Himmel und Sterne in Empfang,

Die gleich ersten Heimatlichtern mir wieder freundlich bekannt erschienen nach den fremden Mienen von großen, tropischen Sterngesichtern.

Auch begegnete mir mancher Bekannte aus manchem Meer zur Heimfahrt auf demselben Schiffsverdecke. Und alle, ungeduldig sehr,

Gingen tagelang auf des Schiffes Bretterstrecke hin und her, als kürzte ihre Ungeduld dadurch den Weg übers Meer.

Eines Morgens kam mich einmal die Angst an, daß es doch möglich sein kann, es würde Europa nie erreicht. Da gerade nahm
Unser Schiff ein drahtloses Telegramm von einem Londoner Postdampfer, der vorüberschwamm. Und eine an Bord gedruckte Zeitung erschien,
Die legte der Steward jedem am Morgen auf den Frühstückstisch hin. Und alle Reisenden teilten schon viele Tage vor Europa der Heimat alltägliche Sorgen. —
Eines Mittags erschien der erste Brocken schwarzer Europaerde. Küstenriffe von Irland hocken senkrecht vor mir in des grauen Meergesichts ewig bewegter Gebärde.
Mit seinen finstern, verwitterten Knochen ist der Heimaterdteil dem Schiff entgegengekrochen, und Wald- und Heuluft haben am nächsten Morgen
Beim englischen Strand von europäischen Wiesenblumen gesprochen. Und ich habe mich noch in denselben Sonntagmorgenstunden
Im Liverpoolhafen gefunden, und meine Ohren noch zu der Nachmittagmusik im Hydepark von London eintrafen.
Und nun ist mir die Besinnung fast geschwunden. Eilig eilte mir die Erde voraus unter den Füßen davon. Ich übersprang den englischen Kanal in der Nacht,
Und ich glaube, ich habe die Reise von Belgien nach Köln dankbar knieend gemacht. Ob man erst englisch um mich sprach,
Oder französisch hernach, oder endlich dann deutsch sich vertraute, — alle Sprachlaute endeten für mich in einem erlösenden — Ach!
Europa nur in einer einzigen Sprache zu mir sprach. Mein Auge blieb nur noch verwundert auf manchem bunten angeklebten Hotelschein an meinem Koffer hängen.
Als schrieb ein jedes Land erinnernd sein Monogramm ins Kofferleder ein, so drängten sich dort rot und blau und eckig auf allen Kofferdeckeln Schein bei Schein.

Und jeder Kofferschein rief eine Flucht von Tagen in mein Kupee herein. Ich seh' in Kairo spitz die Pyramiden ragen; Bombay am Meere und die Kulibajadere;
Die Balsamhändler von Jeipore; die Elefanten zu dem Amberschloß; und Delhi groß, die Großmogulenstadt, die ewigen Sandsturm hat;
Im Mondscheintal den Taj-Mahal in Agra; des Ganges Morgenbad der Stadt Benares; der Himalaja weiß zum Himmel trat;
Der Tibetleute ungekämmt Geschmeiß; Kalkutta mit der Drogenluft und Ruß; in Birma dann in Goldguß, in Rangoon, die Shwe Dagon-Pagode;
Holzklöster an dem Irawaddyfluß; Ceylon mit Zimt und Brotfruchtbäumen und seinem Buddha, schlafend auf der goldenen Wange in goldenen Nirwanaträumen.
Ich sehe noch die Dame, die halbblinde, die ich dort in drei Meeren dreimal wiederfinde; von Singapor' bis Hongkong dann auf eine Weile
Die große Hure aller Erdenteile; und Kanton mit dem Gassenwirrsal und seinen Blumenbooten ohne Zahl und seiner Nebelfahrt zum Fluttheater;
Und Japan mit dem Fushiyamakrater; Kioto mit den Kirschenblütentänzen; und Tokio mit dem Yoshiwara, wo die fünftausend Freudenmädchen glänzen;
Und sehe Nikkos Tempelzone; die englische Gesandtin auf dem Pferd neben dem italienischen Barone; den großen Bronzebuddha nah' dem Meer;
Die Fahrt im Stillen Ozean, begleitet von den Albatros; das Maskenfest im Schiff, gleichwie in einem Wasserschloß;
Seh' San Franziskos riesige Ruinen, die wie vom Weltenzorn verbrannten; auf Schienen stets begleitet von Giganten,
Seh' bis ans End' der Erde dann, wo tief die größten aller Todesstunden starrten; über den Göttergarten zum siebten Ozean. —
Ich kann jetzt keinen Herzschlag lang mehr auf die Heimkunft warten. Es ist, als bringen mich nicht mehr die Monate, die Tage, die Stunden, — nein, die Sekunden um.

Ich höre kaum im Ohr die deutsche Sprache, die ich erst eben neu gefunden. Ich meine: alle Worte sind nur Schaum. Ich will, daß sich zwei Frauenarme runden.
Ich fühle, als die deutschen Häuser, der rheinischen Städte liebe Giebel, auf mich schauen, als hab' ich mir nach Tausenden von Sterbestunden
Endlich ein neues Leben neu erfunden. Doch traue ich noch nicht den Schnellzugfenstern; vielleicht ist dieses deutsche Bild am Rhein,
Gleich allen andern fliegenden Gespenstern, ein Ding, das nicht in Wirklichkeit mehr lebt. Vielleicht ist dieser Rhein auch nur ein Zettelein,
Das man als Namen an den Koffer klebt. So fürchte ich, weil mir seit Monaten nichts still mehr steht, weil sieben Meere weit die Welt in Kofferzetteln und immer nur in Namen leer vergeht.
Mißtrauisch frag ich mich: Vielleicht nie mehr ein Stillstand lebt? Vielleicht bin ich von ihr, zu der mein Eisenzug hinstrebt,
Vergessen längst schon wie ein Wolkenflug und habe sie um sieben Meere nicht erreicht, wenn sich die Sonne morgen wieder hebt? —
Mein reisend Hirn kann es noch nicht verstehn, daß Länder wirklich endlich stille stehn und sich nicht mehr auf Rädern nur vorüberdrehn.
Ist's möglich denn, daß meine Augen das Wirklichste und Liebste in meinem Herzen endlich als Bild mit den Pupillen vor sich sehn,
Daß meine Arme nicht vor Leere länger schmerzen? —
Je näher ich dem Main vom Rhein entgegenfliege, ach, desto bänger wird mir meines Blutes Blei,
Und desto enger schnürt sich ein in meinem Hals ein Schrei; weiß nicht, schnitt Jubel oder Angst die Zunge mir entzwei,
Als ob das Warten auf Sekunden das Haar mir bleicht. Wie langsam schleicht der Schnellzug doch, als ob er nie den Nachmittag erreicht!
Noch saß das große Deutschland nebenher, leer wie ein Atlas, kahl wie ein Globus, nur ein Loch, weil jedes Aug' noch kalt und fremd mich maß.

Ich lese Kilometerzahl um Zahl, die sich vermindern soll. Und endlich engt sich liebevoll des Maines Tal mit seiner grünen Krümmung, Zoll um Zoll. —
Hier mir das Herz in Tränen aus den Augen quoll. Klein wie in Japan, wähnen meine Augen, sind hier die Weinberghügelein und Täler.
Die Wange wird mir jetzt vor Sehnsucht schmäler, weil ich noch fünf Minuten, fünf tödliche Minuten, leiden soll.
Will sich die Zeit nicht sputen auf dieser Abenderde! Ich weiß nicht, ob ich sterbenstoll die Notleine nicht reißen werde;
Denn ach, es brennt das Herz mit kopfloser Gebärde. Es saust mein Blut im Sturz mit einer Schnelle, die kein Schnellzug kennt, voraus zur letzten Schienenschwelle.

Bis endlich im Abendlicht der Liebsten Gesicht am kleinen Bahnhof in Franken aus dem Schwanken der Ferne, und mit ihr die Wirklichkeit, den Willkomm spricht
Und nach der bunten Leere der sieben Meere wir, gleich den Todkranken, einander die Bitterkeit der Trennung uns von den Lippen tranken. —

Und nun ist die Heimat, wie der Liebsten Herz, mir angewachsen an meinen Rippen. Und für die Abendstunden habe ich der Erde Flügel aus Reimen und Rhythmen erfunden.
Und sieben Meere lassen sich, Geliebte, am Abend an deinem Fenster nieder und bringen dir über die ganze Erde, mit geflügelter Gebärde, huldigend ihre Lieder.
Dem Haus sind die Türen dann vor Lust herausgenommen, wenn im Abend die Länder an unsre Brust, geflügelt, kommen. —
Zur Stunde, wenn die Abendglocken den Wein im Becher anrühren und alle Dächer in der Runde die Glocken wie Pulsschläge spüren,
Dann eilen die Lieder herbei über der Erde gehügelte Ränder, dann eilen zu dir, wie Vögel, der Erde geflügelte Länder.

Geliebte! Nicht Nachtgespenster und Schatten stehen mehr um deine Wand, es setzen sich am Abendfenster Singvögel her auf deine helle Hand.

Geliebte, höre, die sieben Meere singen und springen wie Singkehlen um unser Dach. Laß dir erzählen und laß dich umschlingen,

Keine Trennung darf uns mehr quälen, tausendfach. — Laß dir erzählen:

Im ersten Meer nenn' ich das Schiff „Die rote Jahreszahl", weil es mich in ein neues Jahr und wie mit Blut um dein Herz rief.

Liebste, im zweiten und dritten Meer nenn' ich das Schiff „Erdlose Qual", weil ich darauf zehn Tage ohn' deine Erde weiterlief.

Im vierten Meer nenn' ich das Schiff „Brennender Saal", weil ich dort unterm Meernachthimmel unter den Sehnsuchtsflammen schlief.

Liebste, im fünften Meer nenn' ich das Schiff das „Feuermal", denn mehr, als dort die Hure aller Meere gezeichnet ist, tief schlugen mich die Sehnsuchtsnarben kreuz und schief.

Im sechsten Meer nenn' ich das Schiff das „Letzte Tal", weil ich von dort, den Erdberg überwunden, aufatmend dir entgegenlief.

Liebste, im siebenten nenn' ich das Schiff nicht mehr, du kamst schon über den Atlant mit jedem Morgen zu mir her.

Das Lied der Weltfestlichkeit

I
Das Lied vom innern Auge

I

Angebrochen ist die helle Zeit. Rund die
Menschheit sei befreit von Unfertigheit.

Dieses Lied, es will die Wahrheit singen,
Klarheit will es in die Herzen bringen,
und zum letzten Wissen sollen alle dringen,
die da Freude wollen und im Nebel ringen.

Mit den innern Augen sollen sehen, alle,
die im Leben suchend stehen; alle, die
da würdig gehen wollen, sicher wie
die Erde und die Sterne rollen.

Festlich soll jetzt jedes Menschen Tag ge-
schehen. Vor dem innern Auge sollen sich
die Stunden drehen, festlich wie die
Sonnenstrahlen kommen, gehen. Jedes
Herz soll sich im Weltenfeste sehen.

*

Mit dem innern Auge schaust du von
der ersten Stunde, wenn du aufstehst
aus dem Mutterleibe zu dem Erden-
steine. Festlich steht dein Leben mit
dem Weltall sich im Bunde. Denn der
große Geist der Liebe steht am Weg der
Seele und der Beine. Liebe leitet festlich
dich im Erdenrunde. Dazu sei dir die-
ses Liedes Kunde.
Geist der Festlichkeit keinem mehr ver-
borgen bleibe. Geist der Festlichkeit sei
dem Manne, sei dem Weibe.

Dies sei dir das erste Wort: du bist hier,
und du bist dort. Bist bei dir und weit
auch fort. Bist ein Geist an jedem Ort.
Ohne, daß dein Leib fortreist, dich der
Geist zu wandern heißt, wenn dein
inneres Auge kreist.

*

Trittst du auf die Erde hin, hat dein
Leben gleichen Sinn, wie das Leben
aller Orte. Erde, Sterne sind nur
Worte, sind nur Schimmer, denn
im gleichen Geist wie sie lebst du
immer.

Niemals dich der Geist losläßt. Er, der
Ewige, hält dich fest. Fest hält er das
ganze All — Erde, Sterne, Sonnenball.

Und der Geist dich leben heißt, und
der Geist dich wandern weist. Seine
Kraft ist dir gegeben. Und der Geist
dir Freiheit schafft. Ohne ihn ist
nirgends Kraft.

Geist ist Lust und Geist ist Klage.
In der Nacht und an dem Tage immer
wacht und lebt der Geist, dessen
Lächeln aus dir lacht, dessen Leben
aus dir strebt. Dessen Denken dich
durchwebt. Dessen Blicke dich ver-
senken und dir die Gedanken lenken.

Immer ist sein Wirken groß. Nie
läßt Geist die Größe los. Größe,
Tiefe sind das Ziel, dorthin treibt das
Geistesspiel.

Immer ist sein Wirken groß, nimmer
läßt der Geist dich los. Nicht im

Schlaf, nicht wenn du tot. Immer
neues Morgenrot ist im Geist. Nie
der Geist dich sterben heißt. Denn in
seiner Ewigkeit kennt er selber keine
Zeit.

Und da er dich niemals läßt, teilt
der Ewige mit dir schon seit der Un-
endlichkeit groß sein ewiges Weltenfest.

Seit Äonen du ihn preist mit
der ganzen Welt, die kreist, in der
Seligkeit vom Geist.

*

Mensch, dein Name, der ist Geist.

Geist ist aller Weltensame, Geist ist
nicht der Mensch allein. Geist ist
Staub. Und Geist ist Stein. Geist
ist Laub und Holz und Bein.
Alles Dasein, wie es heißt, alles Dasein,
das ist Geist.

Geist ist Herbheit, Geist ist Milde. Geist
ist jegliches Gebilde im Gefühl all
deiner Sinne. Geist ist Sehnsucht,
Geist ist Minne.

Aus der Freude und der Klage weht
der Geist an jedem Tage. Geist,
gestillt und ungestillt, ist das
Leben, das rund quillt.

Geist gibt sich in früher Stund aus
dem kleinen Kindermund mit
dem ersten Schalle kund. Geist
ist in des Tieres Lallen, wenn die
Drangesschreie schallen. Lebenssehnsucht
heißt er dort, Geist ist Ruf da, ohne
Wort.

Was rund lebt in Welt und Erde, welcher Sitte und Gebärde, ob in weiß, in schwarzer Haut, alles ist aus Geist gebaut. Alles ist vom Geistesreich. Alles ist im Geiste gleich.

Geist ist stark und Geist ist schwach. Geist ist in des Blutes Bach. Geist ist in der Knochen Mark. Geist ist in der Pflanze Saft. Geist im Muschelkalke schafft. Geist ist jeder Lebenswille. Geist ist auch die Totenstille.

Und im Weltall ist kein Rest, wo dich je der Geist verläßt. Sieh, die Leere, die dir scheint, sie ist nie. Geist bejaht und Geist verneint. Geist ist Flucht und Geist ist Schwere.

Geist ist Raum und Geist ist Zeit. Geist ist raumlos, endlos weit. Geist ist Frieden. Geist ist Streit. Geist ist überm Erdensaum alle Luft und alles Licht. Geist ist wilder Meeresschaum. Geist im Erdeninnern spricht. Geist ist in dem kleinsten Wurme. Geist ist Sein und Untergang. Und im ewigen Lebensdrang wendet stets der Geist den Willen. Und die Willen sind die Speichen an dem Rad, das ewig kreist. Und das Rad, das ist der Geist.

Klein sich jedes Wort erst weist; aber, wachsend dann im Schwunge, wird das kleine Wort der Zunge groß ein Flügel hell im Geist. So wirkt jeglicher Vergleich klein erst auf die Ohren ein und wächst groß ins Geistesreich.

*

Dies ist nötig, daß du weißt, daß
die Wege endlos reichen. Ängstlich
wird dir sonst dein Geist. Denkst,
die Kräfte dir entweichen. Glaubst
du an den Todessturz, denkst du
hastig und zu kurz.

Alle Wege aller Leben sind des Geistes
Lebenszeichen. Kein Weg aus dem
Ewigen weist, alle Wege ewig
reichen. Wenn auch keine zwei sich gleichen . .

Wie klein auch dein Weg hier sei, nie-
mals gibt der Geist dich frei, der dich
wie sich selber liebt und dir ewiges
Leben gibt.

Einerlei, ob du Mensch bist, Tier bist,
Pflanze, jeder Eine ist das Ganze —
in dem Geist.

Und der Geist kennt Grenzen keine.
Nicht das Helle nur, nicht nur das Reine,
auch das Dunkelste der Tiefe, auch
das Schlechte und Gemeine, auch
das Krumme und das Schiefe, alle
sind des Geistes Kräfte. So wie deines
Blutes Säfte, Lymphenblut und
Venenblut, so der Geist im Wechsel
ruht.

Wie das Blut frisch von den Lungen hin
zum Herzen rot gesprungen und
im Hirne untertaucht und
dann neue Frische braucht, so
ist auch des Geistes Kraft, die
aus Schwäche Stärke schafft. Die
dann wieder fällt in Schwäche ähn-
lich wie des Blutes Bäche.

Endlos so der Kreislauf gärt, der
da Ewigkeiten währt und vom
Geist zum Geiste fährt und das
Weltenfest verehrt.

*

2

Fragst du: „Was taugt das Gewühl?"
— „Aller Geist, er wird Gefühl!" —

Aller Geist geboren kühl, will erwärmt
sein, wenn er kreist.

König auf dem Weltgestühl ist
der Geist. Und Gefühl — Königin
des Geistes heißt.

Beide teilen sich ins Leben. Beide
sind des Weltalls Schoß. Beide
ewig, mächtig groß uns den
Sinn der Liebe geben und das
Fest aus Lust und Leide.

*

Aus des Geistes Sehnsucht wuchs
wie am Baume Blüte, Frucht,
— das Gefühl im Weltenraume.

Wie die Wirklichkeit, vom Traume
auferstanden, ist Gefühl: Wirklichkeit
im Geistesschaume. Und unlösbar sind
die Banden.

Beider Liebe ewig dauert, wie die Ewigkeit
gemauert.

Denn der Geist sich selbst nur traut, wenn
er im Gefühl sich schaut.

Wenn dir vor dem Bösen graut, wenn das
Hohe dich erschauert, dann begatten
im Gewühl sich dein Geist und dein
Gefühl.

Also lebt Gefühl im Geist — Königin, die
leicht erbebt; König, der ihr Schutz er-
weist. Gatten sind Gefühl und Geist.

Wärme braucht der Geist, der kühl.
Seiner Sehnsucht schuf die Wärme
das Gefühl.

Und die Zweiheit, warm und kühl, in
dem Geist schuf sich dann in Wirklichkeit
Zweiheit auch im Weltalleib. Und so
wurden Mann und Weib.

Mann ist mehr Geist als Gefühl.
Weib ist mehr Gefühl als Geist.
Beider Einheit Liebe heißt.

In der Liebe, tiefentzückt, sind die
zwei, der Zeit entrückt, einiger
Geist der Ewigkeit, Liebesgeist der Ewigkeit.

Dieses, Menschheit, ist dein festlich Leben,
— vor dem innern Auge sichtbar wahr, —
das dir hinter Zeit und Raum gegeben,
auf dem Erdenstern und im
Weltall nah und fern, als der
ewige Kern: Liebesgeist in Unendlichkeit.

*

In dem Leben stehst du wach und
klar mit den Sinnen, die dir deinen
Weg betrachten und beminnen.

Aber unterm Dach der Stirn, tiefer
noch als Herz und Hirn, lebt in

tiefster Brust, lebt noch mehr
wach als die Lust der Welt,
Lust, die nicht mit dem Tode
fällt, Lust der Geisteswelt. Eine
Lust, die ganz unbewußt und doch
bewußt, Lust ist ohne Zeit, und
die heißt: Lust der Ewigkeit.

Sie ist's, die dich endlos fühlen heißt;
sie kommt dir vom Geist. Der
dich jeder Endlichkeit immerdar
entreißt.

Endlich ist dein Leib. Und unend-
lich ist sein Geistesfühlen. Wie
die Liebe von dem Mann zum
Weib.

Endlich ist dein kleiner Leib. Und un-
endlich ist sein Geistesbann, wie die
Liebe von dem Weib zum Mann.

*

Kein Tag kann vor dir geschehen,
wo sich dir nicht selbst gestehen
stille Riesenkräfte deiner Ewigkeit.

Keine Stunden dir verwehen, wo
nicht deine innern Augen, fühlend,
deine Ewigkeit durchsehen, in
den Schätzen der Unendlichkeiten
wühlend.

Schätze sind dir in der Lust und sind
im Leide. Beide sind dir Licht
und Falten auf dem geistigen Kleide,
das du trägst unbewußt
und gewebt aus dem Leben
deiner Ewigkeit.

Zeitlos ist dein Geisteskleid, wech-
selst du auch die Gestalten.

Zeitlos ist dein Geistesleib, ob
du Mann bist oder Weib.

Laß den Erdenleib vergehen, wird ein
anderer Leib deinem Geist
entstehen.

Geisteskraft in Ewigkeit schafft voller
Liebeslust, hocherhaben über aller
Zeit.

Zeit ist nicht im Geist. Wenn auch
Geist ist in der Zeit.

Zeit ist dir erfunden aus der Endlichkeit
deiner Leibesstunden.

Lust und Leid teilen sich in die Un-
endlichkeit. Lust und Leid teilen
Ewigkeit ein in Zeit.

Wenn auch jedes Leibes Leben, wie es
heißt, unter Lust und Leid mal
zerreißt, festlich sind doch immer
Lust und Leid seinem Geist.

Lust allein nicht, auch das Leid
ist voll heißer Köstlichkeit.

Leid ist ganz dem Ernst im Geist
geweiht.

Kannst den Geist in der Lust vor
Lust nicht verstehen, mußt dar-
um durch den Geist des Leides gehen.
Dann erst wird dir tief bewußt, was
du sonst genossen, ohn' es vor dir
geistig klar zu sehen.

Lust und Leid sind des Geistes
Lebenssprossen auf der Leiter
Ewigkeit.

Wertvoll ist dem Geist jede der
Sekunden in dem Leben. Nichts
wird je von ihm zu klein emp-
funden. Denn in allem lebt des
großen Geistes Streben.

Alles kann den Geist erheben. Heilig
ist ihm das geringste Leben. Denn
es ist ja Kraft vom Geist, die in Allem
kreist und die: Liebe heißt.

Wie dir wertvoll jedes Haar am Leib, wie
dir wertvoll Nägel, Haut und Poren, geht
im Weltall nichts dem Geist verloren.
Auch das Kleinste ist im Geist ge-
boren. Wertvoll bleibt dem Geist noch das
Gemeinste.

Denn was den Geist festlich glücklich
macht, ist Gefühl, das da weint oder
lacht.

Das Gefühl spricht vom Hohen und
Gemeinen. Spricht vom Ekel und
vom Reinen. Das Gefühl muß be-
jahen oder muß verneinen.

Das Gefühl den Geist zerteilt und
kann auch den Geist dann einen.

Das Gefühl ist die Geistesmacht, die
den Liebesgeist anfacht im Gewühl.

*

Und begreifst du nun gescheit, daß du
lebst als Leib des Geistes in der großen
Ewigkeit und nicht in der kurzen
Spanne Zeit — dann verstehe nun aufs
beste auch die Weltallfestlichkeit,
sie besteht aus Lust und Leid.

Festlich lebt die ganze Welt in Gefühl
und Geist gesellt, von dem Leid be-
schattet, von der Lust erhellt.

Denn nicht nur ein blind Gewühle
dir die Welt vor Augen stellt. Lebens-
hitze, Todeskühle, in dem Wandel jeder
Zeit lebt der Geist mit dem Gefühle
und erlebt Weltfestlichkeit.

Da du Geist bist, der da ewig, und Gefühl
dir, Mensch, gegeben, — so wie allen anderen
Leben, — kannst du wie das ganze All
immer neu zum Fest dich heben, immer
neu das Fest erleben.

Immer bleibt der Geist dir treu. Reich
dein Herz die Liebe spürt in dem
tiefen Weltgewühle von dem Geist und
dem Gefühle.

Geist in fühlenden Gestalten von der
Liebe hochgehalten, durch sein Welt-
allfest dich führt; dessen Freud und
Leid dich rührt. Dessen Lust da
Leben heißt. Dessen Schmerz das Leben dir
entreißt.

Leben, sterben, und das Leben neu er-
werben, Liebe spenden, Liebe ernten
in den Geisteshänden, dies seit Ewigkeiten
heißt: die Weltfestlichkeit im Geist.

*

3

Eines weißt du nun, daß alle aus
dem Geist mit dir entstanden. Alle
sich im Geiste fanden. Alle eint derselbe
Trieb: Jeder hat das Leben lieb; nicht

das kurze bloß der Stunden, das sich
deinem Leib gefunden. Nein, das Leben
aller Zeit. Jeder fühlt sich ihm ge-
weiht.

Dies ist eine Ähnlichkeit, die im Welt-
all alle teilen, daß sie geistig stets
verweilen in des Geistes Ewigkeit.

Und die zweite Ähnlichkeit: Daß sie
alle mit dir teilen ewig Lust
und ewig Leid, das ist: Welt-
allfestlichkeit.

Und die dritte Ähnlichkeit: Alle sind
vom gleichen Triebe angespornt, — vom
Geist der Liebe.

*

Rund da herrscht, wie du jetzt weißt,
überall Gefühl und Geist. Überall
im All, dem großen, sucht der Geist,
an das Gefühl geschlossen, jenen Bund,
der Liebe heißt.

Leben heilig in der Liebe kreist. Und da ist
kein totes Ding. Denn nichts Totes
lebt im Ring von dem Geist.
Im Metall, das da scheintot lebt im
All, — wenn es schwer in Händen
wiegt — im Metall selbst lebt die
Liebe. Glutgegossen hält sie Eisen-
teile fest, widerstrebt dem Schlag
der Feile.

In dem Wasser schließt der Tropfen
sich in Liebe an den Tropfen. In
dem Wasser, wie im Blut, lebt die
gleiche Liebesflut.

In dem Feuer schließt der Funken
sich zum Funken, wächst zur
Flamme, hitzetrunken, und die Liebe
ist ihm teuer.

In der Luft die Stickstoffzelle ist zum
Sauerstoff gebunden. Liebe hat sie treu
gefunden. Beide wurden Luft, die
helle.

Und der Geist im Liebesstrome schweißt
zusammen die Atome; daß sie nur
Gewalt zerreißt.

Liebe lebt im Stein, im stillen, in der
Schwere stummem Willen.

Liebe wohnt im Strahlenstrom in
dem feinsten Lichtatom.

Licht sagt dir, was es empfindet, ehe
es am Weg erblindet, wenn es sich
in Liebe windet.

Feurig rot ist's heißentzückt. Blau
ist es noch tief beglückt. Gelb
ist es von Macht erfüllt. Grün
es sich am Erdball kühlt. Lila
stirbt es sanft erlöst. Und im violet-
ten Schein flößt sein Geist dir Sehn-
sucht ein; Sehnsucht nach dem
Liebesrot, das am Wege ihm verloht.
So lebt jedes Lichtatom aufrichtig
im Weltenstrom.

Auch so ist das Reich der Töne.
In dem Weltlärm und Gedröhne
setzt die Liebe ein mit Wärme,
und das Lachen dann, das
schöne, es erlöst das Angstgestöhne.
Und zum Sang sich Töne reihen,
lockende, verliebte Töne, die um

Harmonien freien. Bis sie ganz
in höchsten Weihen Wohllaut
werden, ewiger Klang, abgeklärt
vom Überschwang.

Auch so ist das Reich der Worte. Erst nur
Laute, unvertraute, aus der Kehle enger
Pforte. Rufe über das Geschaute. Laute
Rufe der Gefühle. Die der Geist zu Worten
baute und zu Sätzen, bis zur Sprache
flinkem Schwätzen.

Aus der Liebe zum Gedachten lebt der Stimme
lautes Trachten.

Aus dem Sehnsuchtsschrei der Brust wird
der Vers dann, geistbewußt, angeregt
vom Druck der Triebe, hinzugeben sich
in Liebe an Gefühle groß und frei.

Sprache dir Erlösung sei, Offenheit im
höchsten Sinne; Offenheit im Geist der
Minne; Offenheit in Freud und Leiden
und vom Geiste nicht zu scheiden.

Diese Drei im Weltgewühle haben alle
Leben gleich: Geist in alle Ewigkeit.
Lust und Leid im Geistesreich. Und
die Liebe, die den Geist reißt zum
Gefühle — Liebe, Königin im Geist
auf dem hohen Weltgestühle.

Mit dem Geiste wirst du wagen, leicht
des Lebens Last zu tragen. Mit dem
Geist im Fühlen fragen, wirst du
dir leicht Antwort sagen. Im
Gefühle sollst du tasten. Im Ver-
zagen und im Hasten macht die
Liebe dich dann rasten. Und sie stillt
die tiefen Klagen.

So wirst du im Fest getragen und der
Geist dich niemals läßt.

*

Immer eins in's andere webt in dem
Ewigkeitsgewandere. Immer Geist mit
dem Gefühl in der Liebe warmem
Schimmer lebt. Und das Welten-
fest durchbebt alles Leid und alles
Glück, denn es ist ein Geistesstück.

Und ein Leben, wenn erbebt fühlt das
All den Widerhall, hört den kleinsten
Lebensschall, hört selbst noch das tiefe
Stumme, hört des Lebens volle Summe.

Darum, wenn ein Leben fleht, das in
großen Nöten steht, laut aufbittend
oder stumm, sieht das All sich nach
ihm um.

Denn der kleinste Lebensgeist an dem
Geist des Weltalls reißt, da er in dem
Weltgeist kreist.

Und ist Rettung dir beschlossen, kommt
sie aus dem All, dem großen, — nur wenn
es dem Weltall frommt.

Geist hält's Weltfest groß im Gang.
Und wie klar in einem Sang
sich vom Geist Gedanken spin-
nen, so sind Leben Geisterrhyth-
men, die um Harmonien min-
nen und Weltfestlichkeit gewinnen.

Alles Leben, das ernst fleht, rührt
ans Weltall im Gebet.

Aber Ernst sei in dem Flehen. Es
kann sonst kein Ruf entstehen. Ober-

36*

flächlichkeit der Brust wird dem Welt-
all kaum bewußt.

Alles muß im Ernst geschehen, soll
es in dem Geist bestehen.

Ernst soll sich jed' Leben tragen. Ernst
in allen Lebenslagen. Ernst in Arbeit.
Ernst im Spiel. Ernst in deinem
Lebensziel. Ernst in Zeit. Und Ernst
im Streit.

Ohne Ernst du dir entgleist. Ernst ist
das Gewicht im Geist.

Ohne Ernst wird es nicht Licht. Ohne
Ernst du dunkel reist durch die
Zweifel, schwarz und dicht. Und
kein Weg sich sicher weist, wenn
es dir an Ernst gebricht.

Faß' den Ernst scharf ins Gesicht. Immer
sei auf Ernst erpicht.

Ohne Ernst ist kein Gefühl. Ernst ist
nie ein lässiger Pfühl. Nur im
Ernste wirst du reicher ernst am Geist.
Füllst den Speicher, der im
Herz „Erinnern“ heißt.

Ernst sei selbst die Heiterkeit, wenn
sie dir erhellt die Zeit. Ernst gibt
den Gefühlen Hall wie die Reso-
nanz dem Schall.

Bist du halb ernst und nicht ganz,
läßt dich selbst die Liebe kühl, und
nur ein Bein ist beim Tanz.

*

4

Sieh, wenn du vom Geiste weißt, daß
er Geist auch ist in Steinen,
Geist im Grase, Geist im Baume, Geist im
Schneckenhaus, dem winzig kleinen,
Geist im Wellenschaume, in der Wolken-
masse, in dem Haar, dem feinen, —

Dann erwachst du wie vom Traume, bist
nicht mehr allein im Weltenraume.
Alle Dinge, jene scheinbar toten, boten immer
Gruß dir bis zum Himmelssaume.
Alle sind im Geist dir Geistesbrüder, alle
bis zum schwächsten Federflaume.

Vorher sagte man dir dumm: „Sieh nicht um,
der Stein ist stumm, der Geist ist dein.
Kein Stein hat Geist. Sieh nicht hin,
es ist ohn' Sinn. Gewinn bringt dein Geist allein."
Immer sprach man auf dich ein: „Stein ist Stein,
Geist kann nur im Menschen sein."

Aber anders wird dein Erdenleben, wenn du
weißt: Ich bin Geist, vom Geist umgeben.
Lebst nun nicht als Mensch alleine, lebst
im Geistvereine Geistesleben.
Fühlst um dich des Geistes Weben. Fühlst
rund sein gesellig festlich Streben.

Früher voller Unverstand, fühllos kalt,
glaubtest du, Geist macht bei den Menschen halt.
Aber Geist, — die raumlos mächtige Gewalt, —
er lebt nicht im Menschen bloß, Geist, er wallt.
Geist ist's Weltalleben groß, Geist in jeglicher Gestalt.
Und der Liebe zum Gefühl stets sein Weltall werden galt.

Früher draußen vor Natur, die dir tot schien
ohne hohe Geistesspur,
sahst du festlich Leben kaum, blindes Wachs-
tum nur im Raum, in Feld und Flur.

Geist der Liebe aus der Blindheit reißt,
Weist zum Sehen, wenn er in dich fuhr.

*

Alle Dinge sagen: Ich. Alle Dinge kennen sich.
Alle fragen.

Alle sich dir nennen. Alle festlich denken. Alle
Liebe tragen.
Alle Dinge lachen, senken sich in Sorgen,
schenken sich Behagen.

Noch als Kind dein Geist am Tag plau-
dernd bei den Steinen lag, weil sie lebend sind.
„Lass' dem Kleinen seinen Spaß",
lachten stolz die Großen blöde in den Wind.
Und sie blieben abgeschlossen, wie ge-
storben Holz, blinder noch als blind.

Wahr ist, daß nicht Sprache wird, wenn
du ohne Zaudern plaudern willst zum Bache.
Es ist klar, daß er, der rauscht, nicht Worten lauscht
und Gedanken deiner Sache.
Nur Gefühl kann sich verbinden seinem Geist.
Finden zu ihm kann Gefühl, das wache.

*

Lust und Leid sind Kreise schlagend, große,
starke, sanfte, leise.
Was du fühlst, fühlt's All mit dir. Wenn
dein Geist in Schmerzen wühlt, wird der
Bachgeist auch erregt, still bewegt.
Weil sein Geist ihn fühlen heißt. Und du weißt,
Geist nicht nur erwägt, Geist das Fühlen pflegt,
er, der Weltfestgeist, der uns alle durch das ewi-
ge Leben trägt.

Lust und Leid sind Kreise schlagend, große,
starke, sanfte, leise.

Starrst du wirr und wach in den Bach, wenn
dich Schmerz durchwühlt, —
Dann der Bachgeist deinen Geist, der schwach,
schnell mit Lebensstärke frisch bespült.
Und es tut dir gut, wenn der Bach dein
wehes Blut hell mit Geistesblicken kühlt.
Denn du weißt, auch der Bach ist Geist vom
Weltfestgeist.

Lust und Leid sind Kreise schlagend, große,
starke, sanfte, leise.
Wenn dich Glück trägt, fühlt der Zweig, der dich leicht-
hin ins Gesicht schlägt, auch dein Lachen.
Blattgewühle kennen Lust und Leid, die Gefühle
in dem Geist, dem Lebenswachen.
Blätter, sie sind Geisteskräfte, die am Lichte sich
zum Leben hin entfachen.

Denn du weißt, auch das Blatt ist Geist vom
Weltfestgeist.

Lust und Leid sind Kreise schlagend, große,
starke, sanfte, leise.
Siehst du nachts zum Himmel hin, auch
im Sternengewimmel fühlen Sterne deinen Sinn.
Was sind Meilen in dem Falle. Da wir weilen in
dem Geiste immerhin.
Einen Geist wir alle teilen. Sternengeist in mir,
ich in allen Sternen bin.
Denn du weißt, auch der Stern ist Geist
vom Weltfestgeist.

Lust und Leid sind Kreise schlagend, große,
starke, sanfte, leise.
Bist du mal dem Haus entlaufen, zu ver-
schnaufen, war es dir bei Menschen enge,
dann nach einer Weile mäßigst du die
Eile, bist erlöst von deinem Blutgedränge.
Wald und Wolken, alle dich erfrischen, mischten
dir ein klares Geistgemenge.

Atmest nicht allein Luftgeister schnell ein,
von Geduld gibt dir jeder Stein.
Und von ihrer Huld geben dir die Blumen, die
da Geister sind am Rain.
Flink des Vogels Flug Freiheit in dich trug,
fährt sein Geist hoch in die Klarheit ein.
Denn du weißt, Wald und Wolken, Stein,
Blumen, Vogel, sie sind dein, —
nirgends fühle dich allein. Aller
Lust die Liebe preist, alle sind der
Weltfestgeist.

*

5

Steig' zum Bergesscheitel. Werd' nicht eitel. Dort
kannst du allwissend denken.
Kleinheit niemals missend, lass' dich von dem
Sinn reiner Gipfelgeister lenken.
Geist nimmt dort Gewinn. Nicht dein Fuß
bloß klimmt.
Berge werden auf dem Berge sich dir schenken.

Die Allwissenheit ist, da du ein Geist, dir schon
alle Zeit eingegraben in dein Blut.
Ihre Kreise schlägt sie still und leise; doch der
Lärm der Welt ihr viel Schaden tut.
Nur in stillster Weise findest du den Faden,
gibst dann der Allwissenheit den Mut.

Alle sind allwissend. Menschen, Tier, Pflanze,
Wind, horchen hin zum Geistesschalle.
Wissend sind sie alle wie das Geistesganze. Doch
sind sie betäubt meist vom Tagesschwalle.
Nur der Stille, dessen Wille ernst und hoch hin-
drängt, fängt das Wissen gleich dem Balle.

*

Bist du hoch zum Berg gekommen, hast du ein
Stück Geist erklommen, ein Stück hohen Weltfest-
geist, der im hohen Berge kreist.
Stimmen sind nicht nur im Schall, im Gebraus
vom Wasserfall, in dem Hall von Felsenstein, —
gehst am Berge in die Weltgeiststimme ein.

Auf dem Berg hörst du sie rein und wirst selbst
dort Stimme sein. Und warst du vorher ein
Zwerg, Riese wirst du auf dem Berg, steigst in's
Weltall groß hinein.

Siehst dich dort beim Weltallgeist, der im
Mund die „Wahrheit" heißt. Den als Kraft
in dir du preist. Der sich ungezählte Male
rund in einer Stund' beweist.

*

Wie der Schaum der Wolke fliegt, dich der
Berg im Raume wiegt.
Und dein Haupt klingt geistberauscht gleich
dem Baume,
Der da an des Berges Saume sich zum blauen
Abgrund biegt.

Bisher hörtest du den Menschen auf den Bergen
ratlos fragen, —
Jenen Zwerg, den der Fuß durch Steine nur
zur Luft getragen,
und der niemals kam ins geistige Reine:

Was haben uns denn Sterne zu sagen, sie,
die rennend im lebenden Raum,
wie die Erde ins Leere verschlagen, Tropfen
sind, brennend im Lebensschaum?

Geist der Wahrheit ist bereit, Ohnmacht soll
dich nicht mehr plagen.
Geist der hellen jungen Zeit wird aus dir
weltfestlich sagen:

Gibt's im Geist ein leeres Wort? Nirgends ist
ein leerer Ort. Geist ist hier und Geist ist
dort. Geist rückt überall uns fort.

Trittst du von des Berges Stein geistig bei
den Sternen ein, bleibst du in des Geistes Schoß.
Jeder Stern ein Geistesfunken bei dem Weltfest
geistig groß.
Ein Gedanke, blank und helle, eine Geisteszelle,
die ihr Licht erschloß.

Deine Erde, die da kreist, lebt wie jeder Stern
als Geist im Geist.
Nicht verschlagen in die Leere. Gäb' es
Leere, tot hinsänke ihre Schwere,
wäre sie nicht geistestrunken, brennend
ein Gedankenfunken.

Geist verdichtet im Gewühl, in der Minne zum
Gefühl, wird zum Leib,
Der Leben heißt.
Leib wird jeder Glutgedanke, der das
Leben preist in dem Weltfestgeist.
Der verdichtete Gedanke lebend dann
als Geist im Geiste kreist.

*

Geist wird niemals müde. Wo du Mü-
digkeiten findest, — tote Welten, tote Zeiten, alle
Sterblichkeiten im Gewühle, — wurden müde die
Gefühle.

Sieh, dein Traum im Schlafen es beweist, wie er
stark und noch im Schlaf des Leibes tätig ist
und unabhängig, aller Geist.

Wenn uns nachts ein Traum gegeben, können
wir erleben, Bilder sehen, die nicht durch die
Augen gehen.

Geist läßt noch im Schlaf des Leibes aus Erinnerungen oder in die Zukunft schon vorausgesprungen, neue Bilder vor dir drehen.

Auch am Tage kannst du wachend im Erinnern, Bilder sehen; Geist läßt das Vergangene neu geschehen.

Oder Bilderpläne machend, kannst du geistig leben in den Dingen, die noch in der Ferne schweben, weil's dem Geist gegeben, über Raum und Zeit in die Allheit einzudringen.

Hörst im Geist alle Stimmen, wohlvertraut, deiner Freunde. Hörst der Liebsten froh Gesing, ohne daß ein Laut zuvor klingend einging in dein Ohr.

Das Geschehen in dem Traum wird gesehen außerhalb von Zeit und Raum. Bist dann nicht mehr in der Zeit gefangen. Jahre scheinen oft vergangen, fühlst dich ohne Maße in Unendlichkeiten hangen.

Fühlst im Schlaf dich lebend ohne Leib und Sinne. Wirst im Traum des Geistes Freiheit inne.

Hält man in den Mauern unseren Leib gefangen, brechen wir mit unserem Geiste in dem Traume aus dem Zimmer. Kein Zwang kann den Geist umlauern.

Können auch im Schlaf im Winter in der Sommerlandschaft stehen. Um den Leib, ist er gefangen und von Wächtern streng bewacht, ist indessen Winternacht und die Kälte und des Mondes Schimmer.

Geist ist nicht des Geistes Sklave. Geist, er
wechselt in dem Schlafe seines Leibes
Glieder. Geist sieht seines Leibes Kindheit
wieder. Geist kann dann die Toten lebend
sehen. Nicht kann Raum und Zeit
uns im Geiste widerstehen.

Schlafend können wir außer aller Zeit in
dem Geiste Wege weit in die Zukunft wan-
dern. Und erweckt am Tag am andern,
dein Verstand entdeckt, daß des Geistes
Wille dich in's Werdende gesandt, ohne daß
du nur gerührt dein Bein und Hand in der
Stille.

Geist fliegt mit dir durch die Berge und
die Wand. Geist macht heller als die
Augen schauen, liegt auch Nacht um
dich, finster wie ein Keller.
Scheu erhaben, scheu mit Grauen,
schwingt dein Geist sich aus der Leibes-
kleinheit. Läßt den Leib in seinem
Kummer, seinem Schlummer, dringt
zur großen Geisteseinheit und bezwingt
Raum und Zeit als der Weltfestgeist
der Ewigkeit.

Leib ist nicht dem Geist vonnöten. Leib
ist da für das Gefühl, das da lieben
und gebären will und töten. Denn
der Geist lebt, wie du weißt, groß und
kühl als Gedanke im Gewühl.

Dem Gefühl hat zum Erbeben, um in
Lust und Leid zu leben, groß der
Geist das Fest der Körper in der Ewig-
keit gegeben.
In der Liebe zum Gefühl kreist der
Geist, und das Gefühl macht ihn warm
und kalt, jung und alt, engt die
Ewigkeit in den Raum der Zeit.

Und Gefühl freut sich schon seit Ewigkeit
ohne Ziel wie ein Weib an dem
Mannesernst des Geistes in dem
Liebesspiel.

Und der Geist seine Minne dem Ge-
fühl kräftiglich beweist. Ausdenkt er,
ernstversenkt in das Geistesfest der
Sinne, immer neue Leben und Gestalten,
und Gefühl sucht sie festzuhalten.

Schicksal lenkt der Geist und Gewalten,
die ihn stets in heißem Eifer halten. Wie
ein Künstler, der im Saal feurig schafft
Bilder, Töne, Lieder aus der ewigen Lust
und Qual seiner Kraft.

Gleiche Farben, gleiche Töne, gleiche Worte und
Gestalten kehren wieder, von dem Geist neu
erfrischt, neu vermischt. Und des
Geistes neue Werke, sie beweisen dem
Gefühle unerschöpflich Liebesstärke.

Wie ein Weib den Mann bewundert, der
den Leib in Kraft gebracht und des Geist
nie erschlafft, über neuen Taten wacht,
also lacht auch das Gefühl zu dem
Geist beim Weltallfeste. Jede Tat beweist
ihr Liebe. Und die Liebe ist das Beste. Um
die Liebe alles kreist, alle Taten von dem Geist.
Liebe krönt die Lust am Feste.

Nur durch Liebe wird geboren neues Leben.
Was um Liebe du gegeben, ist für's All nie-
mals verloren. Wenn verloren auch dein
Leib, Liebeswerke weiterstreben und
so deine Geistesstärke. Liebe sagt
zum Geiste: „Bleib".

*

Wenn die Nacht zum Pflaster trat, heute
jede große Stadt Licht vom Lichtstrom-
werke hat, das sie in verschiedener Stärke
jedem sendet in sein Haus. Und so teilet
auch der Geist aus dem Vorrat seiner
Stärke durch die Welt das Leben aus.

Und das Licht in unseren Städten leuchtet
auf an feinen Drähten in den Birnen, die
aus Glas. Oder auch es wird als Gas, leicht-
entzündlich, fortgeleitet durch ein großes Röhren-
netz, das, durch Straßen ausgebreitet, Licht bringt
in die Häusermassen. — Jede Stirne eines
Menschen gleicht der kleinen Lichtstrombirne.
Jeder Leib gleicht einem Rohr, wo das Flämmlein
aufgestellt, still empor die Nacht erhellt.

Alle weltlichen Gestalten haben zu dem großen
Fest ihre Leuchtkraft hochzuhalten. Jedes
Lebens Lust ist überm Lichte, das ihm fest-
lich strahlt, zu walten. Alle Formen, die
da leben, hegen diese stille Liebe. Jedem ist
die Lust gegeben zu dem Selbsterhaltungs-
triebe.

In die Hauptstromstärke teilen sich
zur Lichtversendung Lichtzweigwerke
in der Stadt. Schöpferische Leben sind
Lichtzweigwerke, die da spenden, nicht
nur zehren. So wie diese reich an Stärke
sind die schöpferischen Leben, die da Licht
verehren und Licht mehren. Und die
Menschheit kann sie nie entbehren, die-
se Menschen, die da Quellen sind des Geistes,
die die Festlichkeit erhöhen und erhellen.
Schönheit wird den Sinnen lichter durch die
Künstler und die Dichter. Und das Fest kann
nur gewinnen, wenn sie reich die Wege zieren.
(Ihren Werken sei der Geist Richter nie allein,
immer richtet sie Geist und das Gefühl im Verein.)

Tief und überraschend sind die Künstlerwege, bei
der Geistesfestlichkeit leidenschaftlich ernster Pflege.
Alle Künstler sind im Weltgewühle groß die
Günstlinge vom Festgefühle. Ihnen wehrt
kein Siegel, ihnen springt der Riegel schon seit
Ewigkeit von dem letzten Tor der Geistesherr-
lichkeit.

Licht der Weisheit bringt der Forscher. Nichts wird
ihm ohne Geistesstreit. Mit dem Geiste geht
er zu Gericht, eh' der Geist dem Geiste An-
erkennung oder Urteil spricht. Doch wo
unergründlich ihm erscheinen muß der Geist, und
Gefühl allein dann den Weg noch weist, streng
der Geistesforscher meist nicht fühlen will, und
steht lieber still, kurz und kühl, als daß er
die Gnade angeht vom Gefühl. Diese enge Strenge
aber macht den Forscher lieb dem Ernst des
Geistes. Dessen Licht die Forscher hüten in dem
wilden Weltgedränge. Forscher sind wie kluge
Funken, die da in den Aschen brüten,
einsam in den Geist versunken. Und
mit hellen Scheinen sie uns überraschen,
aufleuchten in blauen stillen Wellen, fern
von allem grellen Wüten, und ihr Leuchten
in die Dunkelheit mehrt die Geistesfestlichkeit.

Licht der Ordnung bringen Richter, Räte und
Regenten. Mit dem Geist und Gefühl dringen
sie auf Ordnung in den Massen. Die sich, wenn
sie klug sind, leiten lassen. Ohne Ordnung
kannst du von dem Weltallfest nichts fassen.
Ordnung bis zum kleinsten Rest bahnt aufs
best', hell den Weg dem Geist im Fest. Ordnung
ist dem Weltfestgeist inne, auch der Menschenleib
ist geordnet durch die Sinne. Durch die Ord-
nung sich die Wege immer mehr zur Tiefe,
immer mehr zur Höhe weiten. Und gerade
richtet sich das Schiefe, daß die Menschheit
nicht entgleiset auf des Leibes kurzem Pfade.

Für die Ordnung streitet die Gerechtigkeit. Ordnen
ist gerechte Arbeit. Und Gerechtigkeit, die
hohe, hält im Zaum das Rohe. Schlichten
soll sie Streit, ordnen jeden Wahn
weit und breit und verbannen die Un-
menschlichkeit.

Ordnung sei nach der Weisheit Plan. Daß
die Festlichkeit nicht stocken kann. Ord-
nung und Gerechtigkeit untertan, sind
da nicht nur Weib und Mann, in
dem Weltall ist es jede Lebensbahn, jedes
Blatt am Baume, jeder Stern im Raume.

Diese drei: Schönheit, Weisheit und Gerech-
tigkeit sind des Geistes Werkgesellen. Aus
dem Geiste auferstanden, sind die drei ihm
gern zu Handen, helfen ihm das Welt-
allfest erhellen. Enggeschart sind Schön-
heit, Weisheit und Gerechtigkeit in der
Liebe, die da ewig klart, als das
Freudenlicht in des Welt-
alls Festgesicht.

Aber all die Lust der Schönheit, Lust der Weis-
heit, Lust der Ordnung und Gerechtig-
keit sind nicht nur der Menschheit
eingegeben tiefbewußt, alle drei im
Geist geboren, teilen mit dem Geiste
alles Leben. Teilen ebenso im Gefühl
das warm' und kalte Beben. Ohne
Geist-Gefühle können diese drei sich
nicht erheben.

Schönheitslust sie schafft, ebenso wie Weis-
heitskraft, ebenso wie das Gerechtigkeitsgefühl,
in dem Saft der Pflanze, in dem Felsgeäder,
in des Vogels Feder. Denn ein einiger
Geist beseelt das Ganze.

Keine Geisteseigenschaft einem Leben in dem
Lebensstrome fehlt. Alle Leben sind seit

Ewigkeit für die Schönheit, für die Weisheit, für den Ordnungssinn bereit.

Jedes Leben aber sich die Schönheit anders wählt. Jedes Leben schafft sich seine eigene Weisheitskraft. Jedes Leben wandelt hin in dem ihm eigenen Ordnungssinn. Jedes Leben hat in Schönheit, Weisheit, Ordnung sich sein eigenes Reich gegeben. Niemals glückt dir unter ihnen ein Vergleich. Jede Form lebt hingebückt in dem Reiche ihrer eigenen Gestalten still entzückt.

Aber alle die Gestaltenreiche, deren Formen für sich walten, sie sind Geist, sind vom Geist mit Schönheit, Weisheit und Gerechtigkeit beglückt.

Schöner, weiser und gerechter Geist beseelt das Ganze. Schön und weise und gerecht ist die Pflanze. Nichts vom Geiste fehlet ihr. Schön und weise und gerecht ist das Tier. In dem großen Lebensringe geben schön und weise und gerecht sich im Grunde alle Formen aller Leben, da sie alle zu der Liebe durch das Weltenfest hinstreben.

*

Und nicht unbewußt, reich bewußt ist der Geist sich seiner Weltfestlust. Immer wach, voll Ich-Bewußtsein ist sein Dasein. Immer die Gestalt, in der er strebt, auch im Ich-Bewußtsein ihrer Form stark lebt.

Ob der Geist Sandkorn ist oder Eiche, Sperling oder Leinwand auf der Bleiche, Hering oder Rebenland, oder eines Rades Speiche, Wolkenwand oder Rind, oder Reh, oder Wind, oder See oder Rostfleck oder Eisen, oder Heuschreck oder Rose, wie sein Leben auch mag heißen,

alle seine Lebenslose, selbst der Staub noch und
der Dreck sind dem Geiste festlich Zweck. Nie-
der oder hochgestellt, allen ist der Geist gesellt
bei dem Geistesliebesfest der Welt.

Geist im Geist ist kühl. Ob der Geist Aas
frißt mit den Raben oder drängt als
Wurm durchs Wurmgewühl, oder mit des
Dichters Geistesgaben Träumen nachhängt hocher-
haben, oder hinzieht als ein Fluß unterm
Ruß, der aus Städten auf ihn fällt, immer
aller Geist an ein einzig ewig Ziel sich hält.
Dieses Ziel im Weltgewühl ist das Liebes-
fest des Geistes zum Gefühl.

Das Gefühl immer festlich warmen Wechsel
wünscht im All: Das Gefühl der Geist mit
allen Geistgestalten stark umwirbt. Und
die Liebe zum Gefühl dem Geist niemals
stirbt.

Willst du Geist sehn und Gefühl? Jeder
Spiegel sie dir weist. Sieh dort deinen Leib,
der im Spiegelglase gleist. Wie gefühlsgerecht
er sich baut! Nur die allerhöchste Weisheit
sich an solches Kunstwerk traut.

Sieh im Spiegel deiner Augen helle Siegel. Spricht
nicht Lachen voll Gefühl aus den wachen
Blicken? Und wenn Blicke dir die Tränen
schicken, spricht nicht, wenn die Augen
dran ersticken, das Gefühl im Schmerz
aus dem Geist im Blutgewühl?

Wunderwerk aus Geist und Gefühl ist
jeder Leib. Sieh dein Weib, Mann! Weib,
sieh an deinen Mann! Und seht dann
euer Kind! Immer festlich Liebesgeister
von dem Geiste und Gefühl in und mit
und um euch sind.

Immer nehmt ihr Zeitlichen in dem
Geiste und Gefühl teil am Ewiglichen
und ihr lebt schon jetzt festlich in
dem ewigen Heil.

Jedes Ding dacht' sich der Weltgeist aus. Geist
vom Geist den Plan in uns machte. Geisteslicht
und Geistesvorsicht wacht in jeglichem Gedanken.
Und der Geist ihn festlich zu uns brachte.
Immer festlich Geist mit Gefühl seit der Ur-
zeit in dem Weltall lachte.

Festlich in der Lust, in den Leiden festlich,
lebt dein Menschenleib als Gast bei beiden.

Denn die Formen sind die Gäste. Und der Geist
in jeder Form lebt seit ewig mit Gefühl
in dem Weltgeistfeste unbeirrt. Geist ist
Gast zugleich und Wirt.

Geist ist voll Bewußtsein, fest und sicher
wie ein gut gezielter Stein. Unbewußt
aber handelt das Gefühl in seiner Lust.

Unbewußtsein, dieses ist es, was der Geist
am Gefühle preist. In dem Unbewußt-
sein vom Gefühle ruht er aus. Er, dem
Ruhe frommt. Da er ewig denkend,
handelnd kreist, und nie zu sich
selber kommt. Das Gefühl erst warm
und dreist ihn, den rastlos schaffenden,
den Geist, festlich durch die Liebe hin zur Ruhe weist.

*

7

Festlich, dieses Wort sei gesprochen festlich
mit Betonen immerfort. Denn wir
klagten und verzagten viel in allen
Zonen. Bis der Geist der Wahrheit und

37*

der Geist der Klarheit es uns heute sagten, daß wir einem Weltallfest beiwohnen. Und nach Tausenden von Jahren blinder Zeit atmet endlich auf der Geist der Menschheit.

Sprachen wir bisher nicht blind in den Wind immerdar manches tausend Jahr' von des Lebens Jammertal, von der Lebensqual und vom Elend dieses Dasein immer nur? War nicht tot vor unseren Selbstsuchtblicken, vor den feigen, immer geistestot, der hohe Geistesliebesreigen der Natur?

Wenn wir geistig stark die Selbstsucht weiterschicken, unser Ich nicht mehr im Mark blind dem Lebenswerke flucht, dann die Weltallfestlichkeit uns feierlich besucht mit des großen Geistes Stärke.

Seht, der Festesgeist, der meistert Lust und Leiden. Ernst bescheiden und begeistert folge, Mensch, mit dem Fühlen deiner Brust, rund in der Natur der Geistesspur und zur Stund' wirst du nicht nur Leben in dem Toten sehen, sondern wirst der Liebe roten Festesfaden spüren und den Festesatem, der vom Geiste zum Gefühle kommt, und dir frommt, läßt du dich vom Weltfestgeist feierlich und festlich führen.

Das Mitwirken bei dem Fest, das wir Blindverrannten noch bis gestern Arbeitsmühe in den Lebenstagen nannten, das wird dir der Festgeist heute sagen, nennt sich: Arbeitsfreude, heiße. Und ist nicht ein stumpfes Lastentragen dumpf im Schweiße.

Klage nicht bei engem Sinnen. Wage aufzu-
richten deinen Geist. Wage rund die Welt
zu sichten. Und du wirst dich hell be-
sinnen, daß im Blau die Erde schwebt
und der Mensch im Himmel lebt.

Himmel hält dich weit umgeben, guter
Himmel, gut erhellt. Wo mit dir
die Welt der Leben festlich ihren Kreis-
lauf hält.

Viele Himmel sind im Himmel. Alle wol-
len dir froh frommen. Und du kannst
in allen Leben auch in alle Himmel
kommen.

Himmel ist im hellen Geist. Himmel
ist in dem Gefühl. Und der Himmel
beider heißt Liebe, — Ruhepunkt in
dem Gewimmel. Seliger Himmel
aller Himmel ist der Liebe Hoch-
gefühl mitten in dem Erdgewühl.

*

Hinterm Tode ist kein Himmel herr-
licher als Liebe ist. Und in allen deinen
Leben du beim Liebeshimmel bist.

In das Leben trittst du ein aus dem Leben.
Und in jedem Leben sind dir heilige
Festeshimmel zwölf, die dich innerlich und
äußerlich umgeben und erheben.

Auch den Bäumen, auch den Steinen, auch den
Tieren, Sternen, Menschen, auch den
Leben aller Nähe, aller Fernen, sich
die zwölf der Himmel schenken. Nie-
mals wirst du sie verlieren.

Jedes kleinste Leben, das du nennst Atom,
kann erfassen, da es Geist ist in dem

Geistesstrom in dem Weltgewimmel, die zwölf Himmel.

Durch den Geist hin kreist der zwölf Himmel Festlichkeit. Und die Geistesewigkeit ist erfüllt von der Zwölfe Einheit.

Tritt ein Leben aus dem Leben, groß oder klein in die Form ein, die der Geist dem Geist gegeben, wird es festlich dort empfangen von der „Elternliebe", und sein Geist wird in ihr in dem ersten Himmel schweben. Und ein zweiter Himmel „Kindesliebe" zu den Eltern wird dich höher vor dir selber heben.

Greife mit den Jahren zu dem dritten Himmel „Gattenliebe", er kommt zu den Formen mit der Reife. In ihm wirst du in die Seligkeit der Seligkeit einfahren.

Außer diesen dreien blühen jedem Geiste in dem Geiste noch der Himmel neun, die sich in dem Weltfest festlich reihen.

„Nächstenliebe" ist ein Himmel, der tief seine Weihen gibt und der auch das Mitleid liebt.

„Liebe zu dem Vaterland" ist ein Himmel, der als Seligkeit sich den Mut erfand.

„Arbeitsliebe" ist ein Himmel deiner Lebenslust.

Und ein Himmel dem Verstand ist „Gesetzesliebe" in der Brust.

„Liebe zur Natur", zu den Tieren, Bergen, Meeren, Pflanzen ist ein Himmel.

Und du siehst die Weltalleben dort
wie deinen Geist im Geist der Liebe
bei dem Weltallfeste tanzen.

„Liebe zu der Wissenschaft“ ist ein Himmel
der Verehrung ernster Geisteskraft.

„Liebe zu der Künste Heiligkeit“ ist
ein Himmel hoher Liebesfeier
im Betrachten und im Achten auf
des Geistes ewige Schönheit.

„Liebe zur Gesundheit“ ist ein Himmel,
der dich aufrecht hält mitzufeiern, mitzu-
wirken an der Festlichkeit der Geisteswelt.

Endlich „Liebe zur Weltfestlichkeit“ ist der
zwölfte Himmel. Er ist aller Liebes-
himmel Einheit in Unsterblichkeit. Er umfaßt alle
andern, alle elf halten in dem zwölften
Rast. Dankend soll dein Gebet zu
ihm wandern. Auch die Bitte, die
um festlich hohe Stärke fleht.

In der Liebe zur Weltfestlichkeit ist
die Summe aller Leben hochgehalten.
Liebe zur Weltfestlichkeit ist das Ich,
das geistig große, aus der Summe
aller Ich-Gestalten, ist der Liebes-
geist im Weltallschoße.

Hinterm Tode ist kein Himmel herr-
licher als Liebe ist. Und in allen
deinen Leben du mit elf der Liebes-
himmel in dem zwölften Himmel
bist, dessen Geistesseligkeit alle hohe
Seligkeiten nie vermißt. In der Liebe
thront der Geist, der weltallfrohe, der die
„Weltfestliebe“ heißt.

*

Sieh dich um in des Weltalls Geistesstrom. Sieh,
im kleinsten Geisteteil ist das Ganze.
Geist ist alles, was da wächst, wild und fromm.
Geist ist das Atom.

Geist ist das Atom in der zieren Pflanze. Geist
ist jed' Atom in den Tieren. Geist ist jed' Atom
der kleinen Wanze. Geist ist das Atom in
den Steinen, Geist ist in dem Luftteilchen,
dem feinen. Geist ist im Atom der Meere,
Geist füllt rund des Weltraums Leere.

Ob die Leben Riesen sind, ob Zwerge, Geist sind
in dem Geist die Berge. Und der ungeheuere
Weltbau der Natur ist im Geistesstrom
nur ein Geistatom.

Ein Atom im Geist, in welcher Form es
mit andern Geistatomen in Gesellschaft
kreist, — es bleibt Geist.

Geistatome bilden in der Liebe zum Gefühle
Geistgestalten, die zusammen voller Liebe wal-
ten. Geistatome bilden in dem Geistesstrome
voller Liebe Geistesreiche, die zusammenhalten.

Geistatome bauen sich zu sanften Pflanzen und zu
rauhen Steinen. Geistatome bilden blauen
Äther in dem Himmelsdome. Geistatome
ballen sich zu Wolken. Geistatome wallen
feurig auf als Sonnen. Geistatome fallen
durch den Flor der Nacht hin als heller Me-
teor.

Geistatome fühlen Schmerz und Wonnen. Gei-
steskind bei Geisteskind sind Atome und
allwissend wie der Geist, der sie sind. Denn
die Kraft vom Geist aus ihnen schafft, mit
ihnen kreist. Jedes kleine Geistatom
ist mächtiglich ein Ich. Und Milliar-

den mal Billionen von den Geistatomen
ohne Zahl, in dem Weltgeist als des
Geistes Willen wohnen; ihre Summe
aller Zonen, die da ewig liebesfestlich
kreist, heißt das Ich vom Weltfestgeist.

Kleinste Geistesleben, — die Atome oder auch
die Elektronen, — sie erfassen, — da sie Festgeist
sind von dem Weltfeststrome und kein
blind Gewimmel — die zwölf Himmel.

Die Atome in der Pflanze, in den Steinen,
in den Sonnenscheinen, die Atome
in den Tiergestalten, in den Menschen,
die Atome aller Leben, die als Körper
liebend eng zusammenhalten, sich
auf Erden und im Blauen als die
Formen aller Leben bauen, die Atome,
sie sind einig in dem weltfestlichen Geistes-
triebe, kennen die Gewalten in der
Liebe, drinnen sie erhitzen und erkalten.

Geistatome kennen, nennen wie der Geist:
Elternliebe, Kindesliebe, Gattenliebe, alle
Himmel, wo die Liebe zum Gefühle sich
beweist. Heimatliebe und Gesetzesliebe,
Nächstenliebe unter den Atomen,
Arbeitsliebe in der Lebenslust, Liebe
zu den Weltalleben der Natur, Wissens-
liebe auf der Geistesspur, Schönheitsliebe
in den Formen, Tönen, Farben, Liebe zur
Gesundheit und die Liebe zur Unsterblichkeit,
die da ist geweiht, durch die Liebe zur
Weltfestlichkeit. Eingereiht in diese
Himmel alle Geistesteile leben, da
sie alle liebend in dem Geiste schweben.
Geist kann alle seine großen, kleinen
Teile durch die Zwölf der Seligkeiten
heben.

Die Atome, sie entstehen und sie drehen
sich als Geist im Geisteswillen, der sich stillen

will seine Liebe zum Gefühl. Liebe
gibt auch dem Atom die Ich-Erkennt-
nis. Denn der Geist, der kühl, wird sich seiner
selbst erst gewiß, kreist er heiß in
der Liebe zum Gefühl.

Geisteswillen heißen wir Atome. Und
sie kreisen in Geselligkeit der Liebe.
So entstehen Geistesgruppen, die als
Geistesleben sich entpuppen.
Geistesgruppen, die da liebend walten,
sind der Menschenkörper, sind das Tier,
die Pflanze, Luft und Berge, sind die Sonnen,
Sterne, und Sternschnuppen. Alle Leben,
sie sind Geistesgruppen, — in der Nähe, in
der Ferne, — und sie alle sind das Geistesganze.

Geistesgruppen, alle sich die Wonnen und
Erschütterungen der zwölf Liebeshimmel
geben. Denn das Weltall ist kein geistlos
wild Gewimmel. Die zwölf Geistes-
himmel in dem Weltallfest auch vom
Geistatome sich verweben.

*

Hinterm Tode ist kein Himmel herrlicher als
Liebe ist. Und in allen deinen Leben, Geist-
atom, du beim Liebeshimmel bist.

Geist und das Gefühl im Atom kreisen liebend
um die Liebe. Alle die Atome, die zusammen
in den Formen durch das Weltfest reisen, Liebe
sich erweisen. Und sie tuen es in allen Leben,
wie die Geistesgruppen auch mit Namen heißen.

Sahst du je den Frühling an, wie er fest-
lich lieben kann. Jeder Baum in seiner Blüte
ist ein Raum dem Liebeshimmel.

Jede Blume einer Nacht ihren Weg im
Himmel macht.

Und der Frühlingsregen lacht, wenn sein
Tropfen Hochzeit hin zur Erde rasch
gebracht.

Festlich, von der Lust entfacht, Moos am Stein
und Gras im Rasen zu dem Liebesfest erwacht.

Alles geht zum Himmel ein unterm Früh-
lingssonnenschein.

In dem Acker tanzen Hasen, festlich
minnen Tier und Pflanzen. Minnend
gärt im Fasse Wein.

Und die Lerche minnt im Blau. Min-
nend lächeln Mann und Frau.

Himmel wohnt auf jeder Straße, ist
sie noch so staubig grau, nicht nur
auf der Blumenau.

Wer geliebt hat, weiß genau, in dem
Herzen thront der Himmel, wenn
im Herzen Liebe wohnt.

Um zwölf Liebeshimmel lohnt es, aus-
zuhalten alle Leiden. Und um keinen
andern Himmel wird ein Leben dich beneiden.

*

Es erwartet dich nicht mehr, denn der
Geist gab alles her. Ohne Geist, Gefühl
und Liebe ist das Weltall lebensleer.

Ohne Geist, Gefühl und Liebe ist kein Leben, hat
es nie noch Lust gegeben, kann kein Himmel
uns erheben.

Ohne Geist und das Gefühl sind nicht Lust
und sind nicht Leiden, ist kein Weltfest;
Liebesfest allein ist in den beiden.

Geist und das Gefühl leben ewig hin, ordnen weise das Gewühl nach des Festes Liebessinn. Starkes lebt und Schwaches lebt und sie ordnen, daß das Schwache durch das Starke festlich liebend sich erhebt.

*

Geistige Festlichkeit, die halte hoch. Festlichkeit in deiner Arbeit. Festlichkeit in Ruhezeit. Festlichkeit in jeder Stärke. Festlichkeit im Geist der Werke. Festlichkeit in jedem Triebe. Festlichkeit im Geist der Liebe. Und wo dir ein Streit entsteht, schlicht' ihn ernstlich und bereit für das Fest der Friedlichkeit.

Fordert aber deine Ehre und auch deine Rechtlichkeit, auszukämpfen dir zur Wehre deinen Streit, dann wird Geist und das Gefühl deine rechte Sache lenken. Immer sollst du doch bedenken, daß sie dem den Sieg leicht schenken, der da meist sich als Tüchtigster erweist im Gefühl und in dem Geist. Rechtlichkeit sie also lenken.

Doch laß dich davon nicht kränken, wenn dein Streit für dich verloren, sei bereit es einzusehen: daß du zwar aus Geist geboren, doch soll sich dein Weg nicht trüben, mußt du dich im Geist auch üben und fest im Gefühl auch stehen.

Nie beginne einen Streit, bist du noch so sehr im Recht, sind nicht kräftig deine Sinne in dem Geiste und Gefühle ihrer Zeit.

Nur, wenn es um Minne geht und dein Geist im Drange steht, dann besinne dich nicht lange, daß dir nicht das Glück

entrinne. Für die Minne kämpfe blind-
lings mit Gefühl.

Also will es allezeit groß der Geist, er, der
kämpft in Festlichkeit, er, der Streiter
aller Leben, so der Geist der Liebe heißt.

Störe nicht mit Unrechttuen klein den
Geist der Festlichkeit. Dann gehst du auf
krummen Schuhen. Tust mit Un-
recht dir nur schlecht, und es stirbt
die Herzlichkeit und mit ihr die Fest-
lichkeit fort aus deiner Lebenszeit.

Wenn mit Unrecht einer nimmt, was dem
anderen zugehört, er das Kräftegleichgewicht
in dem Weltenfeste stört. Streit entsteht,
weil der eine ärmer wird und der andere
reicher geht.

Eine ungerechte Tat hat nicht Menschen
bloß entzweit, dieser Riß geht in nächste
Leben weit, schädlich dem, der Unrecht
Taten leiht.

Der da reich an unrecht Gut, der wird
arm an Geistesfestlichkeit. Peingefühl
ihn ruhlos heißt und geschwächt geht
er im Geist.

Unrechttun ist Unnatur. Dies gilt nicht
dem Menschen nur. Undankbar man
jeden schilt, der dem Geist und dem
Gefühl ihre Liebe schlecht vergilt.

Jedes Wesen, jedes Leben ist im Geiste
auserlesen, sich zum Weltfest zu er-
heben. Geist ist in ihm, zu entscheiden,
rechtlich jede Tat zu tun und mit dem Ge-
fühl alles Unrecht zu vermeiden.

Allezeit ist Unrechttun eine große Schwächlichkeit. Lügen und Ausflüchte machen nur dem Schwachen arm genügen. Jeder starke Geist, der verachtet tief im stolzen Lebensmarke alle Lüge, die nach Ausflucht trachtet.

Flucht und heucheln im Betruge hemmen dich im festlich frohen Geistesfluge. Lügen sind nicht mehr zu dämmen. Mehr als alle hohen Wasser Lügen deines Hauses Stützen lockern und zuletzt dich selber haltlos durch das Leben schwemmen. Und du endest in den Pfützen, statt die Geistesgaben geistesfestlich zu benützen.

Auch sollst du nicht Unrecht leiden, wenn du weißt, daß Unrecht geschieht. Weil dich dann die Lust des Festes auch so gut wie jenen flieht, der das Unrecht tut. Doch vor allem, weil dein Blut, das heiß nach dem Geist hinhört, sich, gekränkt im Geist, empört. Und dann ist dein Fest gestört.

Leben gibt dir durch Gefühl Geistbesitz, der dich fest verankert im Gewühle. Buche und erkenne deine Gaben. Und versuche dich und andere mit zu laben. Spare deinen Vorrat nicht auf geiziger Tenne, daß man deinen Geist froh beim Geistesfest gern nenne.

*

9

Geistiger Besitz sind dir dein Vater und die Mutter.
Deine Eltern sind dir bei dem Fest Berater. Denn sie sorgen nicht bloß für dein Jugendfutter, beide borgen dir von

ihrem Festesmut, wenn dir ratlos wird
dein unerfahren Blut.

Geistiger Besitz sind dir dein Volk, dein Land.
Jenes Land, des Geist nicht dein Mund
bloß spricht, jenes Land, des Geist dich
aus seinem Geist erfand, und an
seinen Stamm dich band. Stammes-
geist sei deiner Lebenswege Licht.
Jenes Land sei dein Geistbesitz, das
nicht bloß in seiner Sitte, wohlerwogen,
dich erzogen, jenes Land sei dein
Geistessitz, dort wo aus dem Bodengrund
dein Geist aufstand. Jenes Land hat
von deiner ersten Stund' mit dem Herzen dein
froh geschlossen einen Bund.
Immer noch des Mannes Geist nir-
gends bessere Nahrung fand als
im Heimatland. Heimatland, deinem
Geist verwachsen tief und dem
Leibe, Heimatland immer deine Sehn-
sucht in der Ferne, deine Zuflucht
bleibe.

Und für deine Heimat stark zu streiten
mit der Männerschar, wenn dein
Land bedroht und in Gefahr, lasse
Eltern, lasse von den Kindern und
vom Weibe.

Tod im Streit fürs Vaterland ist vom
Geist geweiht und ist hohe Todes-
festlichkeit. Jeder Geist, der zu Lebens-
opfern ist bereit, bringt sich Glück
in ewige Leben weit. Denn du stirbst
nicht bloß, du stirbst groß. Und
dein Geist bleibt nach dem Todes-
streit hoher Klang voll Heiligkeit
und lebt fort in deines Volkes Zeit,
und im Geist der ganzen Mensch-
heit und im ewigen Liebesgeist heiliger
Weltallfestlichkeit.

Du stirbst groß. Stirbst für deines Vaters
Haupt. Stirbst für deiner Mutter Schoß.
Stirbst für deines Weibes Ehre. Stirbst
für deiner Kinder Blut. Stirbst als
Mann mit Faust und Wehre. Und
du stirbst nicht nur für eigen Gut, stirbst
auch für die Wälder deiner Heimat-
erde, für die Berge und die Felder. Stirbst
für deine Ahnen an dem Herde. Stirbst
für deine Heimatsprache, Heimatsitte,
stirbst für deinen Heimatgeist.
Dieses Sterben, Mann, wahrlich großes
Sterben heißt. Aller Dank aus Herzens-
mitte deinen Mut dann festlich preist.
Und dein Tod bleibt Festgedanke, immer
er wie Sternenschimmer an dem
Heimathimmel kreist.

Mut ist eine Geistesgabe und ist eine
reiche Habe. Mut hilft dir durch alles
gut. Mut lügt nie. Mut nie betrügt.
Mut es nie vorm Ausgang graut. Denn
der Mut mit Stolz und Ruhe auch der
Wut ins Auge schaut. Mut ist Geistes-
reichtum in dem Blut. Mut geht frei,
trägt am Herzen keinen Stein. Mut nicht
dir allein, sondern allen Gutes tut.
Mut in heller Augen Schein ist ein Licht,
das Fest zu spornen. Mut pflückt
zu dem Weltgeistfest Rosen mitten aus
den Dornen.

*

Geistiger Besitz sei dir außer Vater, Mutter,
Volk und Land allezeit breit die Mensch-
heit. Geist ist aller Völker Band. Geist
und das Gefühl jedem Volk mit Liebe
seine Wege weist. Jedes Volkes Geist so
wie deines Volkes Geist festlich um die
Liebe zum Gefühle kreist.

Wie ein Volk auch heißt, gleich ist aller
Menschengeist. Alle Völker sind zum
Fest im Geist geboren. Ob in Wäldern
wild verloren, ob in heißen üppigen
Tropenreichen, ob in eisigen Zonen,
schneeigbleichen, überall, wo Menschen
wohnen, leben sie im Geisteszeichen. An
den hohen Erdenpolen dort der letzte
Menschenrest lebt wie du im gleichen
Weltgeistliebesfest.

*

Jeder Urwaldmann für sein Urwaldfest
mutig streitet. Geist und das Gefühl
fehlen nirgendwo. Auch den Urwald-
menschen sie noch leiten festlich in dem
rohen Leben in der Wälder wilden Breiten.

Menschengeist, lebt er auch urwaldfroh,
ist dort seines Leibes Haus rohgeflochtenes
Stroh, Urwaldmenschen sehen festlich doch
zum Hüttenherde, hockend auf dem Schoß
der Erde, sehen mild in den Augen ihrer
Sippe ihrer Lebenssehnsucht Bild.

Uns sie singen aus der Waldschlucht ihre
Liebeslaute, wenn der Mond die Nacht
aufsucht, und sie singen bei der Wellen
Wucht auf dem Einbaumkahn, bei
dem Rudertakt in der Meeresbucht,
singend ziehen sie ihre Bahn. Singend
heben sie den Kriegstanz an; stets ein
Lied im Geist dem Geist darbringend.

Wenn der Urwald seine Menschen Menschen
fressen heißt, scheint uns diese Tat zu dreist,
doch sie sei gemessen mit dem Urwald-
geist.

Geist im Ungestüm, in dem wilden Urwald-
holz entstanden, ist ein Ungetüm an Stolz

und nicht anders als der Goldgeist in
gepflegten Landen, den man in den
Städten Menschen fressen heißt. Jener
Goldgeist, der voll Habgier, blind und stier,
Menschen, schwache, unterjocht, die dem
Starken Futter sind. Schwache werden
Opfer jener schlauen Gier, die mit List, blind
in Goldandacht, Menschen mit
Maschinen frißt.

Niemals fraß der Geist der Urwaldnacht
sinnlos solche Menschenfracht, wie
bei uns die lose Gier des Goldes, die
gefräßig Tausende zu Opfern macht.

Lobt den Festgeist nicht der Städte höher
als den Urwaldfestgeist, unrecht dein
Lobreden hätte.

Urwaldgeist handelt kindlich, rohgewaltig
im verwachsenen Düster mächtiger
Urwaldbäume, spukgestaltig. Wenig
Licht fällt durch das Laub. Dunkel-
heit, schwach erhellt, lebt in dämmern
grünen Tagen. Und der Mensch hier,
raubtiergleich verschlagen, muß
sich täglich frische Beute jagen. Essen
wird ihm nicht zu gedecktem Tische
in das Haus getragen. Rauh der
Geist im Urwaldkampf den Menschen
hin zum Menschenfleische reißt.

Schlau der Urwaldmensch seinen toten
Feind verspeist, den er hingestreckt
in des Blutes roten Tau.
Menschenfleisch ihm behagt, da der
Urwaldgeist ihm sagt, daß er mit
dem Fleisch Geist vom Geiste seines
Feindes speist. Nicht die grausige
Speise kommt zum Magen hin allein,
Mut des Feindes, Feindesstärke ziehen
mit ihr in den Menschenfresser ein.

Immer sind es Geist und Gefühl, die selbst
noch im Dunkeln kreisen und im
Urgewühl des Waldes Menschen handeln
heißen.

Immer lenkt einer Geistessehnsucht Bild
das Gefühl, das sich gern versenkt. Und
auch noch der finstere Urwaldgeist
Mut im Geist und Stärke im Gefühl
dir hochfestlich preist.

Wärst du dort geboren in den dunkel
wirren Wäldern, hättest Städte nie
gesehen, sahst nur Bäume werden
und vergehen, wirrer Wald dein Bette,
deine Liebesstätte, irrer Wald weit
verloren stumm — Urwaldgeist ginge
in dir um. Dir zum Festessen würde
Menschenfressen. Andere Umgebung,
Leben unter anderm Geist jedem
Menschenvolk andere Freuden, andere
Leiden, andere Wünsche weist.

Hin zur festlichen Befriedigung machen
alle Völker, alle Leben einen andern geistigen
Sprung.

*

10

Geistiger Besitz ist dir die Menschheit, sind dir alle
Völker aller Zeit. Kehrst du bei den Völkern ein,
soll Bescheidenheit in dem Geist und Gefühl dort
dein stiller Führer sein. Tust du anders, bist du
nicht in ein Volk gereist, wenn du nicht der
Sitte eines Landes und dem Geist deine Ehr-
erbietung tief erweist. Anders bringst du
nie in ihre Mitte.

Denn ein Land und ein Volk sind ein Geistes-
strand. Gleicher Geist, der die Welt und dich

38*

beseelt nur in anderm Geist-Gewand, nimmt
dort in dem fremden Land deinen Geist
an die Hand.

Ob im Ost, ob im West, anders an Gestalt
feiert jedes Volk sein Lebensfest, aber niemals
anders an Gehalt. Alle Völker sind sich gleich
an der festlich geistigen Gewalt. Und durch
alle Völker Geist der Weltfestliebe wallt.

Geistiger Besitz ist dir jedes Volk in jedem
Land.
Von den Meeren zu den Meeren, rund und
breit, kann dir jeder Menschenstrand
neue Festesarten lehren, nimmst du
dir mit Sorgfalt und Bescheidenheit Zeit
bei fremdem Volksgeist einzukehren.

Alle Menschheit lebt wie du im Verehren
ihrer Geistesfestlichkeit. Und ob Völker reden
mit wildfremdem Munde, ihres Lebens-
festes Geister reden zu dir jede Stunde Worte
aus dem gleichen Weltgeistbunde. Denn
du weißt: ein einiger Liebesgeist ist das Leben
in der Weltallrunde.

Jedes Volk, wie es auch heißt, ist im Geist
verbrüdert allen Völkern. Jeder Volksgeist
deinen Geist willkommen heißt, wenn
du ehrerbietig bei ihm Platz genommen.
Herrschsucht nur und Habgier bringen
Streit, haben Völker roh entzweit. Kriege
machen jäh vergessen in uneiniger Zeit
gleiche Geistigkeit, die im Friedlichsein die
Völker froh besäßen.

Völker sollten sich nur geistig messen. Aber
Völker immer Völker fressen. Denn der
Starke öffnet seinen Rachen, schlingt den
Schwachen. Geist, der sich als Stärkerer
erweist, mit dem schwächeren Geiste
ringt, den sein Hunger in sich zwingt.

Wie dem Geist im Geist ewiger Frieden je gelingt,
da Gefühl auf den Wechsel aller Geistes-
kräfte dringt. Um die Liebe zum Ge-
fühl sich der Geist in Stücke reißt. Und
das größere Stück das kleinere verspeist.
Damit wieder wachse Geist zum Geist.

Also, in die Leben eingehüllt, lebt der Geist,
den die Liebe ganz erfüllt. Und sein
Leben ist das Fest, das Menschengeister
leben, lieben, leiden, sterben und dann
weiterleben heißt. Kreislauf von
dem Geist zum Geist.

*

Lust und Leid haben in dem Weltgewandere
jedes seine Festeszeit. Wie der Mensch des Ur-
walds seinen Feind niederreißt, also ist der
Völkergeist. Und der stärkere junge Geist stets
dem älteren, geschwächten seinen Weg zum
Untergange weist.

Festlich lebt der Geist im Kriegsgesange. Festlich
lebt er auf dem Waffengange. Nicht nur
in der Friedenszeit, auch im stolzen Kampf-
fesdrange wohnt des Geistes Festlichkeit. Hel-
den will er zeugen in des Krieges Zeit; Hel-
den, die verherrlichen den Lebensmut,
Helden, hohe Zeugen in dem Blut. Helden,
die voll Geistesstärke bei des Krieges bluti-
gem Werke groß bestehen. Helden voller
Kräfte Roheit, Helden voller Geisteshoheit.

Einigkeit ist nicht des Geistes einziges
Streben. Auch im Krieg und Streit
will der Geist sein Fest erleben. Weich-
lichkeit kann ihn nicht erheben. Siege in
dem blutigen Geist müssen ihn erbeben
machen und die toten mutigen Helden,

sie erfüllen ihn, den Urweltlichen, mit
dem roten Lebenslachen.

Krieg kommt Frieden stets zugute. In
dem blutigen Mute kann der Geist
sich frei enthüllen. Neue Jugend steigt
aus dem alten Blute. Jeder hohe
Völkerstreit ist voll Geistesfestlichkeit.

Es erfüllt sich in dem Kriege eines Volkes
Alterszeit. Abstieg und der Untergang
stehen für das eine, Aufstieg für
das andere Volk bereit. Lust und
Leid haben in dem Festgewandere
jedes seine Festeszeit.

Niederlage oder Sieg, das ist nicht die
Frage.
Festlich ist die Schmerzlichkeit. Festlich
ist der frohe Sieg. Liebe zu dem Geist
hält den beiden gleich die Wage.

Heilig sind des Friedens Tage. Heilig ist
des Krieges Plage. Festlich ist der Geist, der
im Frieden Künste und das Wissen mehrt.
Festlich ist der Geist, der im Kriege sich
im Todesmut bewehrt und das Helden-
tum im Blut verehrt.

Dem Volk, dem das Leben groß gelingt, ob
es siegt, oder ob es groß zu sterben fertig
bringt, seine Geistesgröße sich den Lor-
beer still erzwingt.

Völker, die verstanden keinen Unterschied
zu sehen in dem Leben und im Sterben,
— Sieg ist ihren Erben.

Mit dem Blute nicht der Geist fortfließt,
der das große Liebesfest nie beschließt.

*

Geistiger Besitz ist dir dein Weib, ist dir dein
Kind. Beide hohe heilige Festeskräfte sind.
Vater und die Mutter werden Geist der Ver-
gangenheit für dich auf Erden. Und es
harrt dir deines Weibes Liebe. Und dein
Weib und Kind, sie werden dir die heilige
Gegenwart.

Ohne Liebe zwischen Mann und Weib ist
das Leben hart. Und dem Einsamen
bleiben von den Dingen nur die Namen
und die Festesfreude ihm erstarrt.

Liebe sei der Inhalt deiner Lebensfahrt.
Liebe ist ein Halt in Lust und Leide.
Leer wird sonst dein Lebensrest und kalt.

Werdet alt zusammen in der Liebe und
wie in Versteinerung geballt, werden
euere Leben eines an Gewalt. Mächtige
Freude ist auf Erden diesem Doppeldasein
stark gegeben. Treues Liebesleben kann sich unbegrenzt
festlich hoch erheben.

Wie ein Diamantenstein schneidet zweier
Wille, lebt er in der Liebe rein, in des
Lebens Widerstände ein.

Leichter als dem stärksten Mann allein
glückt dir alles im Verein mit des
Weibes warmem Herzensschein.

Ehe, sie ist in dem Weltgewühle eine
unberechenbare Summe aus dem Geist
und dem Gefühle, eine stumme
starke Kräftesumme.

Aber nur die zähe Liebe, die da aushält
alles Wehe, sie ist eine Geistesmacht

in der Welt. Und das Glück lacht
reich in ihrer Nähe.

*

Wer da jung ist und ein Weib nimmt,
macht ins Lebensfest einen frohen Sprung.
Geist und Leib im Glück ihm schwimmt.

Schwer kann ihm ein Unglück drohen, ihn
bewacht der Geist nicht allein, ihn bewacht
Gefühl, und bei ihm bleibt noch die Sonne
in der Nacht. Und sein Auge helle frohe
Schrift in den Himmel seiner Zukunft
schreibt.

Unbeweibt, aber eine große Lücke in dem
Lebensfest dem Manne bleibt. Unbeweibt,
lebst du von dem großen Feste nur die
kleinen Stücke und erlebst nur Reste.

Denn die Liebesfeier ist der Höhepunkt vom
Lebensfeste. Ist der Vollklang der zwölf
Saiten auf des Lebens festlich hoher Leier.

Und vom Weibe gilt das gleiche. Liebe
und die Liebesfrucht im Mutterleibe sind
des Weibes heiliges Fest im Lebensreiche.
Alles andere ist nur Rest.

*

Dauerliebe zwischen Mann und Weib wird im Geist und
im Gefühl geschlossen aus dem Herzenstriebe. Solche
Liebe wird sich nie verwischen.

Geist mit Geist und Blut mit Blut muß
sich glücklich dauernd mischen. Dann dein
Leben dir im Liebeshimmel festlich ruht.

Nirgends höher steigt das Fest, als wenn Herz
von Herz nicht läßt. Dann der Himmel

sich dir rundum zeigt. Gehst umgeben von dem großen Geist, gehst im Liebeslicht. Und dein Herz vergißt, daß man deinen Leib sterblich heißt. Denn sein Fest sich nach der Ewigkeit dann mißt.

*

Vater und die Mutter, dann dein Weib, dann dein Kind deinem Geist und Gefühl heiliger Geist der Vergangenheit die ersten, heiliger Geist der Gegenwart die zweite, heiliger Geist der Zukunft in dem dritten sind.

Alle drei sind festlich hohe Geister deiner Lebensfahrt. Und du liebst und leidest festlich wie mit deinem so mit ihrem Lebensschalle.

Ihre Freudenblicke sind die deinen, ebenso ist es ihr Weinen. Geist der Liebe teilt gar viele geistige Geschicke. Geist lebt auf der Liebesspur und lebt nicht in deinem Leibe nur.

Teilst dein Blut mit deinem Weibe. So wie du geteilt Freud' und Schmerzen mit dem Mutterblut, mit der Vaterkraft im Mutterleibe. Und dein Geist bei deines Kindes Sorgen weilt. Und dein Geist deinem Kind die Schmerzen heilt.

Siehst du, daß kein Leib dich hält. Durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wandelt stets dein Geist durch die Welt. Bald im Elternleibe, bald im Leib von deinem Weibe, bald im Leibe deines Kindes Liebesgeist mit Liebesgeistern Zwiesprach hält. Denn die Sorge in der Liebe tief dem Geist gefällt.

Lebst mit deinem Geist in vielen Leibgestalten. Und dein eigener Leib kann deinen Geist nicht halten.

Geist kann sich vom Leibe schalten. Liebe
kann ihn zu sich ziehen, liebesfestliche Ge-
walten.

Geist will sich erwärmen, sonst muß ihm sein
Leib erkalten. In der Liebeswärme der
zwölf Lebenshimmel will sich jeder Geist entfalten.

*

12

Geistiger Besitz ist dir die Natur.
Dein ist jedes Lebensreich. Gleich, ob es
deinen Augen tot erscheint. Denn bedenke,
deine menschliche Figur, sie hat fünf der
Sinne nur, von den vielen Sinnen der Natur.

Dinge, die da scheintot vor den Menschenaugen
liegen, voller Geistesleben deinem Geist ent-
gegenfliegen und ihm Festgedanken geben.
Denn der Geist kann ohne Sinne leben.
Und du weißt, Sinne schuf er nur der
Liebe zum Gefühl, dadurch wurden die
Gestalten in dem Weltgewühl, denn nur
der Geist im Gefühl muß sich an die Sinne hal-
ten.

Denke an die Ultra-Violetten Strahlen, die
sich deinen Augen niemals malen. Dein
Verstand berechnete sie kalt. Geist er-
kannte ihres Daseins Lichtgestalt.

Alle Leben der Natur und auch alle schein
tot stummen Dinge wandeln mit
dir liebend in dem Festgesinge auf
der großen Geistesspur. Alle han-
deln klug im Geist. Geist in un-
gezählten Formen liebend durch das
Leben reist.

Geistiger Besitz voller festlicher Gewalten
sind dir Gestalten auf den Feldern,

in den Lüften, alle Berge, Wälder, Flüsse,
Seen, Wolken, Sterne, jedes Tier und
jede Pflanze, da sie alle aus dem gleichen
Geist mit dir entstehen. Ob
sie nahe oder ferne, alle sind dir ähn-
lich, lerne sie als Brüder anerkennen.
Wie sie sich auch nennen.
Ob sie wandeln, wachsen, fliegen, fließen,
flammen, aller Geist ist mit deinem
Geist zusammen groß das Geistesganze.

Ob du lebst mit der Natur im Frieden, ob
im Streit, auch der Krieg mit Luft und
Erde, Tier und Pflanze, dich im Geist
mit ihnen nicht entzweit. Besser
ist jedoch für eines Menschen Lebenszeit, wenn
sein Geist sich jedem Geiste in Ver-
träglichkeit und Liebe weiht.

Nicht Genuß im Eigennutzen nur gibt
dir die Natur. Mußt du ihr auch
trutzen, sie liebt die Zusammenhörig-
keit. Es bewundern ihre Geister
und erkennen gern und preisen es,
wird ein Geist ein Lebensmeister.

Alle Leben der Natur, ob sie freundlich
dir erscheinen oder mit dir ringen,
sich im Grund im Geist vereinen.
Alle aus dem gleichen Geist entspringen,
alle hin mit dir zu dem gleichen
Geiste wieder dringen.

Geist ist jedes Lebens Vater und Berater.
Und Gefühl die Mutter aller Leben heißt.

Luft- und Erdenleben, Tier- und Pflanzenleben,
alles reift in gleichem Liebesstreben
von dem Geiste zu dem Geist.

Alle Leben, sie sind einverleibt einer
großen Weltfamilie, wo sie alle in

dem Geist und Gefühl Vater, Mutter
sind und Kind.

Mensch, wird die Natur dir zahm verwandt, hat
sie dich als Geist vom Geist erkannt.
Und Natur kann heilige Festlichkeit
dir geben, folgst du ihrer Geistesspur.
Festlichkeit im Mut und Widerstand.
Festlichkeit im Blut. Festlichkeit in
Schönheit. Festlichkeit im Streit. Fest-
lichkeit in Einigkeit.

Sollst durch Kampf und Liebe friedlich leben
mit Natur. Ihr Geist deinem Geist
große Liebesdienste dann erweist.

*

Denke nur, wie dir Natur mit der
Dampfkraft, die du brauchst, nützt
im Treiben von Maschinen. Und
ihre Kräfte, die elektrischen, dir die-
nen, wenn du sie dir klug ge-
leitet.
Sieh, das Wort aus deinem Geist wie
das helle Licht auf elektrisch schnel-
ler Welle um die runde Erde reist.
Jede Erdenstelle du jetzt in Sekunden-
schnelle anzureden weißt.

Ohne dich zu rühren von der Heimat-
schwelle, jetzt die Gegenfüßler deinen
Willen spüren, den du sendest,
rasch elektrisch durch den Augen-
blick, den stillen. Der Natur Hilfe-
quelle machte dich zum Riesen
in des Hirnes Zelle.

Löscht der Tag im Abend aus, bringt
jene gleiche Quelle der Natur Licht und
Helle in dein Haus, die da Geist ist aus
elektrisch flinkem Reiche.

Deine Stimme selbst sendest du in ein
fernes Menschenohr über Ländermeilen.
Antwort spricht dir dann von fernem
Orte des Gefragten Stimme ohne Weilen.

Geist gibt dem Erfinder Macht, hat erst sein
Gedanke sich den Geist der Natur zum
Mithelfer klug erdacht. Immer heller
in der Liebe zur Natur dir das große
Geistesfest heute lacht.

*

13

Kläglich seid ihr, die ihr Wunder wollt,
wo von Wunder hin zu Wunder täglich
euere Stunde rollt.

Sind nicht alle Lebenszeiten Geistes-
wunder, die euch Überraschungen bereiten?

Bäume, die im Sommer rauschen schwer,
stehen Winters leer, tauschten Leben ein
in Winterträume.

Und im Frühjahr Bäume ihren Ästen
neue Augen, neue Stimme geben und
erwachen rauschend zu den Sommerfesten.

Wächst euch nicht im Herbst, wenn der
Sommertag zerbricht, aus dem Weine Geistes-
wärme, Geisteslicht?

Liegen stumm in Eis gebunden Fluß und
Felder, geht die Kälte um durch das Holz
der spröden Wälder und die Hungerraben fliegen,
gibt der Winter euch Festgedanken, die
euch nach der Arbeit wiegen. Mit Musik
er unsichtbar Frühling kommen heißt.
Und Geschichten spinnt der Geist, Lieder
sich im Blute dichten, so daß ihr euch

still besinnt, ob der Tag am Fenster Sommer
oder Winter heißt.

Ist nicht Wunder alles, was ihr seht, das
im Geist entsteht?

Wunder ist das Augenlicht. Wunder ist
der Farbenbund, der mit sieben Stimmen
ruft aus dem Regenbogenrund.

Ist's nicht Wunder, wenn die Blumen
Duft verbreiten in die leere Luft? Un-
sichtbar ist sein Schreiten. Und doch
ruft ein Blütenbaum mit dem Duft
dich nachts im finstern Raum aus
den Weiten.

Und du kannst die Jahreszeiten mit
geschlossenem Aug' entdecken. Wenn dich
Düfte der Baumblüte, oder Kornduft oder
Weinduft oder Schneeduft wecken.

Festlich Wunder ist das Eisen, das magnetisch
wirkt. Unsichtbare Sehnsuchtskräfte
seine Nadel nach dem Nordpol weisen.
Richtungsgabe dieser Nadel nicht leicht
stirbt, stets den Norden sie umwirbt.

Und die kluge Taube, die im Fluge immer
hin zur Heimat findet; ist er nicht
ein festlich Wunder, dieser Vogel mit
dem innerlichen Sehnsuchtzuge? Stark
der kleinen Taube Liebesgeist durch
das Luftmeer nach der Heimstatt
spürt und Allwissenheit ihn
führt.

Dann der Bär, der im Winter ein-
kehrt in sich, in die Höhle eingemauert,
und vom eigenen Fett nur zehrt und
tief schlafend Winter so um

Winter überdauert. Hat er nicht des
Fakirs Gaben, der, begraben, wieder auf-
ersteht?

Geht nicht Wunder aus und ein,
täglich unterm Sonnenschein?

Ist es nicht ein Wunder, festlich aus-
erkoren, daß ein Weib dich aus
des Weibes Leib geboren, dich, den
Mann?

Wer gab ihr den Geist vom Mann, daß
dich eines Weibes Geist erschaffen kann?
Nicht den Mannesleib allein, nein,
Mannesmut, Mannesblut, Mannesschöpfer-
kraft schafft ein schwacher Frauenleib spielend
wie zum Zeitvertreib.

Wenn ein Weib einmal nur erwarmt, einen
Augenblick der Mann Leib in Leib das
Weib umarmt, schafft sie dann ein
Menschenweib, schafft sie dann einen
Menschenmann, als die Frucht vom
Liebesbann.

Und sie schafft nicht bloß den Stoff, roh
und tot. Nein, sie schafft ein Schicksal
lebensrot, eine Geisteswelt, die ein Men-
schenalter ist an Kraft. Sie schafft eine
Welt an Freude und an Qual, eine fest-
lich hohe Menschenwelt aus dem klei-
nen Tropfen Liebessaft, den sie unter
ihres Herzens Klopfen ausgebaut. Selber
sie es kaum auszudenken traut.

Seht ihr, daß da Geist und Gefühl ewig
um uns Wunder lenken, ohne daß
der menschliche Verstand ihnen Wege weist.

Einen Mann schafft ein schwaches Weib.
Einen Mannesgeist kann sie zeugen.

Starkes Männerblut muß am schwa-
chen Frauenblut sich säugen.

Und woher nimmt die Frau zum Ge-
bären diese Weisheit, diesen Schöpfer-
mut, wären nicht in ihr Gefühl
und Geist, die es ihr im Lebensfeste
lehren aus dem unbewußten Geistes-
gären. Denn der Geist will sich
mehren, und die Ewigkeiten ihn ver-
ehren.

Und bedenkt ihr, daß das Menschenherz
während eines langen Menschenlebens
immer pochen will. Tag und Nacht
steht das bebende kleine Herz nie
still. Nenne mir in der Welt eine
lebende Maschine, die aus Stahl aus-
hält solches Dauergehen, ohne stillzu-
stehen, sechzig oder siebenzig bis neunzig
Jahre. Täglich sechsundachtzigtausend
Mal wird des Herzens Muskel, dieser
wunderbare, angetrieben von des Blutes
Lust und Qual.

Tag und Nacht und Nacht und Tag schafft
der Herzmaschine warmer Muskelschlag.
Stärker ist der Muskel als der stärkste
Stahl. Und nicht eine einzige Se-
kunde setzt das Herz aus in der neun-
zig Jahre riesiger Lebensrunde.

Und alles Blut hat tausende Mal tausend
Jahre nie geruht. Blut hat niemals
stillgestanden im Bewegen. Immer
wird es lebend fortgegeben wie ein
unsterblicher roter Regen.

Seht, die Mütter geben ihren Kindern
Blut von ihrem Blut zum Leben.
Und desselben Blutes Tropfen zeugen

weiter und gebären neuen Blutes
Klopfen.

Nie das Blut den Geistesmut verliert.
Es hat seit der ersten roten Tropfen-
welle nie das schnelle Blut geruht.
Wunder ist des Blutes Liebesglut.

Wunderbar der Geist im Geist auf-
baut seine Formenschar. Und wun-
derbar durch einen Hauch er sie
auch wiederum zerreißt. Leicht
wie die Formen in dem Rauch.

Nimm den Tropfen Gift, den die Schlange
in dem Zahne trägt. Der dich tot zu
Boden schlägt. Hart und kalt wird deine
Wange. Stille steht des Blutes Klopfen und
verloren ist dein Wille. Dieser eine Tropfen
Gift hat deinen Leib in Gewalt. Auflöst
er die menschliche Gestalt. Deine Wärme
ist an ihm erfroren. Deinem Leib hat
er den Tod geboren.

Wer hat dich gezwungen zu dem Sterben?
Geist, der deinen Geist verschlungen. Dieser
kleine Tropfen Gift war von einem stär-
keren Geist durchdrungen als dein
Körpergeist. Beide haben sie gerungen.
Doch auch seine Macht ist mit deiner
Körpermacht verklungen. Beide sind
zum großen Geist gereist.

Wer ist's, der das Leben lehrt? Geist,
der hin zum Geiste fährt. Todesgeist
ist der gleiche Geist, der das Leben mehrt.
Geist den Geist verehrt, auch wenn
Geist den Geist verheert.
Todesgeist wird Leben, das zu neuem
Lebensfeste sich verklärt.

Welch ein furchtbar stolzer Haß gegen Menschen-
blut in dem Schlangengifte ruht, daß es
Todeswunder tut! In dein Blut gelassen,
muß der eine kleine Tropfen Schlangen-
gift alle deine Tropfen Blut bis zum Tode
hassen.

Doch wer lehrt diesem Gift diese Wut?
Geist, der gegen Geist sich kehrt. Denn
sich selber zu bestreiten, Geist dem Geist
nicht wehrt.

Geist gibt den Gestalten so zwei Seiten
im Gefühl. Lebenslust und Todesleiden,
diese beide uns die Tage zubereiten.
Diese, nicht die Sonne, teilen unser
Lebensfest in Zeiten.

An dem Tag, wo du geboren, werden Lebens-
lust und Lebensleid festlich deines Lebens Kleid.
Doch dem ewigen Leben bist du dadurch
nicht verloren. Geist der Ewigkeit wohnt
in dir, hocherhaben über alle Zeit. Hoch-
erhaben über Lebenslust und Lebensstreit.
In ihm sind versöhnt begraben wie
in einer Brust, alles Leid und alle
Lust.

*

Geistiger Besitz, festlicher Besitz ist dir die Natur.
Folge ihr mit deinem Geist und Gefühl.
Folge in dem Weltgewühl ihrer klein-
sten Geistesspur.

Im Gefühle lebe mit den großen und den
kleinen Weltgestalten. Suche Freundschaft
mit den Gästen in den Formenfesten
rund zu halten. Denn geht's dir am
besten.

Die Natur prächtig sich deinem Geist
in drei Tiefen weist. Dreimal mäch-
tig kannst du folgen ihrer Spur.
Dringen kann dein Blick dreimal
auf verschiedener Bahn in den Lebenssaal:

Sieh die Kleinheit kleinster Lebewesen,
dringt dein Auge in den Wassertropfen ein.
Auch im kleinsten ist noch kleineres
Sein. Staune, daß der kleine Tropfen Wasserwelt
einen Weltenraum vorstellt. Dort verdunkelt
und erhellt lachen, leben, lieben, leiden in
dem Geist gesellt, wie die Menschheit in der
Erdenwelt.

Wie im Großen ist's im Kleinen auch bestellt.
Geist und das Gefühl seinen Kreislauf noch
im kleinsten Wassertropfen hält. Immer löst
sich auch der kleinste Lebenslauf noch in kleinere Lebens-
geister auf. Nirgends ist dem Geist im Leben Anfang oder
Ende je gegeben.

Richte deinen Blick in die große Sternennacht.
Sonnenwelt bei Sonnenwelt in dem Raum
ihren Kreislauf macht. Ähnlichkeit der
Riesenwelt mit dem Kleinheitleben, kreisend in
dem Wassertropfen, dir ins Auge fällt. Gleich
der Sonnen und Planeten ewiges
Gewandere, kreisen die Atome eines um
das andere. Geist vom Geiste sind sie jene
Leben, ob sie als Atome klein nur in den Tropfen
schweben
oder als die großen Sonnen in dem Weltenraum
mit Planeten,
sich umgeben.

Tief hin in die Kleinheit gehen, hoch auf in
die Größe sehen, sind zwei Wege, wo dir Geistes-
wunder reich geschehen. Kleinheit und
die Größe bilden deine Außenwelt, grenzenlos
sind beide um den Geist gestellt.

39*

Fort von deinen Sinnen richtet sich dein
Blick in dem Geist nach innen, auf
den dritten Weg der Welt. Wo dir die
Gedanken leben, die wie deine Außen-
welt auch ums Leben und um Liebe
minnen. Diese Welt ist unsichtbar
gegeben. Unsichtbarer ist die kleine
Welt im nahen Wassertropfen und doch
klarer und doch größer als die
ferne Riesenwelt der Sterne.

Die Gedankenwelt ist die ewige Welt im
Geist, die die beiden anderen Sinnenwelten
leben, lieben, sterben heißt.
Jene Körperwelten, sie ermüden und ent-
schweben, doch die Geisteswelt der Gedanken
bleibt im ewigen Leben. Jene Welt im
Geist, jene unsichtbare der Gedanken, sich
im Weltallfest unsterblich preist.

*

14

Jede Arbeit jeder Zeit ist dem Geist geweiht.
Ob du schaffst mit der Hand, mit dem
Kopf, mit dem Schwert — von dem
Geist aus Geist bist du gesandt und
ein Geist aus jeder deiner Taten auf-
erstand.

Jede kleine oder große Tat festlich ihren Platz
im Weltfest hat.

Festlich Wunder ist ein jeder Tag, ob er reg-
nend, schneiend, sonnig kommen mag,
seine Taten stets dem Feste frommen.

Geist, er segnet festlich jede Stunde.
Macht der Mond die Runde, fallen Sterne
durch die Nacht, geben Blitze Kunde von

der Wolken Macht; wenn des Meeres
Wellen aneinander prallen, schallen
Donner in der Stille, — jeder Augenblick
ist des Festgeists Wille. Ewig festlich rollt
der Welt Geschick.

Sitzt du grübelnd über einem Buche, geht dein
Geist unsichtbar, ähnlich dem Geruche, mit
dem Geiste der Gedanken fort. Wechselst
geistig Ort um Ort.

Und wer macht, daß du alsdann gedacht? —
Der Buchstabe, der da klug ist hingebracht
auf die Zeile. Diese kleine schwarze Zeilen-
reihe führt den Geist ins Freie.

Festgebannt hält die Schrift dich, die den
Geist dir anspornt und ermannt. Wirst
von neuem Geist erkannt, wenn ein
kluges Wort dich trifft.

Also spannt sich lautlos eine Geisterkette
durch die Länder, durch die Städte
von des Buches Geist. Ein Geist hin zum
andern reist.

Schrift heißt hier das Wunder. Schrift,
die stumme Sprache, die den Geist säet auf
das Geistesfeld, das brache. Schrift deinem
Geist den Weg zum Lebensfest in dem Buch hier
weist.

*

Jede Tat, noch so klein, ist ein Lichtschein
für das Fest, wie der Funke aus dem Feuer-
stein. Jede Tat ist dem Weltallfest wie
Blumensaat, die da neue Blumen wach-
sen läßt.

Ob du Diener oder Herr, ob du arm oder reich,
in dem Geist des Festes ist das gleich.

Immer spiele nur mit Liebe aus dem Vollen deine Lebensrollen. Wie du's tust,
nicht was du tust, ist dem Geist die
Lust.

Jede Tat festlich ihren Platz im Weltfest
hat. Bellt der Hund, der dich bewacht;
loht Herdfeuer hell entfacht; schlägt die
Uhr die Stund'; schleicht die Katze auf
der Mäuse Spur; sausen Räder nur der
Maschinen rund; jeder Tropfen Öl, der dem
Räderwerk kann dienen, daß es sich nicht heiß
soll laufen; jeder Tropfen Schweiß überm Arbeitshaufen; jeder Tropfen Wachs aus dem Korb
der Bienen; jede Hand, die die Straße kehrt;
jedes Wort, das ein Kind belehrt; jeder Gruß,
der das Alter ehrt; jede Faust, die der Roheit
wehrt; jeder Windstoß, der durch Bäume braust;
jede Spinne, die im Winkel haust; jeder Regentropfen von des Daches Rinne; jedes Lied
aus dem Geist der Minne; jeder Blumenduft
und jede Farbe, jeder Atem in der Luft deinen
Geist zum Geist hinruft.

Auch der Schurke und der Schuft, dessen Bosheit ihn vom Guten trennt, wie
die Berge und die Kluft — alles sich im
Geist aus dem Geiste nennt.

Auch wenn du im Menschenleib es
böse heißt, und mußt du Böses stark
bekämpfen auch — wie den Pilz an
Baum und Strauch, und mußt du
Böses auch ausrotten mit dem Feuer,
mit dem Schwert, mit dem Geist —
aus dem Geist es keiner weist.

Denn dem Geist ist selbst die Untat wert,
die Wohltat ihm mehr schätzen lehrt.

Denn du weißt, Geist auch gegen Geist
sich kehrt, damit ewiges Leben kreist.

Auch den Schrecken, Tod und Verrat läßt
der Geist im Geist erwecken. Geist, der sich
empört und auch Geist zerstört, zu dem
Geist des Festes hingehört. Denn kannst
du ein Bildwerk denken, wo die satten Farben
nicht gehoben sind durch Schatten?

Kannst du dir Geschichten denken, die nur
Gutes und nicht Böses auch berichten, um
die Spannung zu verdichten?

Und dem Tönetanz nötig ist die Dissonanz;
sie erhöht mit dem Auf und Ab der
Welle klar der Harmonien Helle.

Kämpfen sollst du festlich mit dem Geist,
mit Gefühl in dem Festgewühl
von dem guten und dem bösen
Leben. Alle Taten machen dich er-
beben. Taten dich vom Leid erlösen.
Taten dich in Lust erheben. Lust und
Leid im Liebesstreit heißt des Geistes
festlich Leben. Lust und Leid ist der
Geist im Geist in der Ewigkeit ergeben.
Lust und Leid, sind aller Geistesziele.
Nest, in der Liebe zu den beiden gipfelt rund das
Weltallfest.

Bisher trat der Menschengeist dunkel an
das Leben nur heran, sah das Leben nur
nach seinem Eigennutzen an. Größer
aber und umfassender ist die Welt-
geistbahn.

Nicht nur menschlich will das Leben sich
aufputzen, nicht nur menschlich läßt
Natur sich stutzen. Alles Leben lebet
immer groß im künstlerischen Schim-
mer.

In dem Heldenlied müssen Gut und
Böse künstlerisch sich trutzen. Und

das Leben aus dem im Gefühl bewußten
Geist entstanden, sich als Kunst-
werk stets erweist.

Du mußt deinen Menschengeist
zu dem Weltfestgeist erheben und nicht
für die Lebensstunden bangen. Kannst
nie sterben, kommst im Geistverlangen
von der Ewigkeit zur Ewigkeit gegangen.
Kannst nie sterben. Immer wirst
du neue Geisteswigkeiten erben.

*

15

Alles, was der Geist will sagen, muß ich
eurem Geist hintragen.
Wie die Sterne helle Kreise schlagen, sehe
ich die Menschen in dem Dunkel fragen:
Soll der Himmel leer sein? Gehen keine
Engel dort umher, singend helle Weise? Ren-
nen nur schnelle Wolken dort auf des Win-
des Reise?

Antwort spricht der Geist, der gedanken-
leise: Ist das Licht nicht hell ein Engel?
Licht, das da kommt vom Sonnengeist,
das die Lebenswärme preist. Engel Licht
kommt mitten aus dem Sonnenan-
gesicht. Ohne diesen Engel uns kein Leben
frommt. Täglich dieser Engel mit uns
spricht.

Frohe Engel müßt ihr die Singvögel nennen.
Die melodisch ihre Liebeslust laut und
froh bekennen. Ihren Minnesang jubeln
sie aus kleiner Brust. Drang der Liebe ihren
kleinen Vogelgeist leidenschaftlich singen
heißt.

Fliegen darf der Vogelleib. Singen darf der Vogel-
geist. Und er trägt sein Lied hin auf den
Schwingen. Und er fragt nicht, wer
ihn hört. Singt sein Lied im Waldbaum
oder Garten ungestört. Und er will nur,
daß sein Lied der Liebsten klingt. Für
die Liebe einzig dieser Engel hell begeis-
tert in den Himmel singt.

Kann es nicht verstehen, warum wollt
ihr keine Engel sehen. Wenn doch da
die vielen kleinen Vögel fliegen mit
dem Himmelswind, die da lauter Engel
in dem Himmel ihrer Liebe sind. Die
im Geist der Liebe künstlerisch und köst-
lich flehen. Und ihr Lied den Liebesgeist
schon bei Sonnenaufgang preist. Und
ihr Lied im Mond noch klagt und die
Herzenstöne in die Nacht hinsagt.

Kann es nicht verstehen, warum wollt
ihr keine Engel sehen?

Seht die Schmetterlinge, die da auferstan-
den aus dem Leib des Wurmes. Lichte
Flügelkleider sie sich fanden. Und von
Blumenhochzeit sie zur Blumenhoch-
zeit gehen. Honig fragen sie bei dem
Kronenzelt der Blüten. Dafür sie den
Blütenstaub weiter tragen. Sie, die Liebes-
engel in der Blumenwelt.
Ist ihr Leben nicht gleich dem Werke von
Schutzengeln, die zum Blumengeist hin-
schweben und ihn warten? Engel, die
den Lebensstaub einer Blüte weitergeben
in dem Liebesgarten.

Hast du nicht bei jeder Blüte, nicht bei jeder
sanften hellen Blume das Gefühl, daß
ein Engel seinen Liebesblick zu deinem
Blick hinsendet; daß ein Engel dir

zuwendet sein erleuchtetes Gesicht? Weil
aus Blume und aus Blüte Liebesgeist
der Pflanze spricht.

Warum willst du nicht die Engel sehen,
die da täglich rund um dich entstehen?

Wenn du nur dein Auge in dem Geiste
und Gefühle festlich hebst, mußt du
sehen, daß du Leben in dem Himmel
bei den hellen Engeln lebst.
Sind die Töne, sind die Farben, die um Harmonien
warben in dem Künstlergeiste,
keine Engel? Nirgends, Mensch, muß
deine Engellust im Leben darben. Engel
gehen um dich unbewußt. Sie sind
Farbengeister, die dein Auge froh beleben.
Sie sind Tönegeister, die den Ohren Freude
geben. Sind Gestaltengeister, sind Gedankengeister,
die dich staunen machen. Und
der Meister dieser Engel ist der Liebesgeist
der Weltfestlaunen. Engel täglich
deinen Geist anfachen.

Steht dir nicht zur Seite Engel Liebeslust,
Engel Arbeitsfreude? Singt dein Blut nicht
unbewußt in die Weite, wenn die beiden
Engel rühren deine Brust?

Ist da nicht ein Engel, hell entzückt, wenn das
Mutterauge dich betrachtet stumm beglückt?

Ist da nicht ein Engel, wenn dein Weib erglüht
und ihr Blut bei deinem blüht?

Ist das Vaterauge nicht ein Engel, wenn es
ernst bedacht, über seinem Kinde wacht?

Ist da nicht ein Engel, wenn dein Kind
aufschaut und dem Elternauge ernst
vertraut?

Seht, mit jedem Liebesblick und mit jeder
Liebesbitte tritt ein Engel still in euere
Mitte.

Engel ist ein jeder Liebesaugenblick, wo der
Festgeist grüßt euer Weltgeschick.

Warum willst du nicht die Engel sehen,
da doch alle Wege voller Engel stehen?

Engel ist nicht nur die Ammer, die im
Walde singt, in dem Wind der Flur. Treue
Engel sind dem Schmied sein Ambos
und sein Hammer. Treuer Engel ist dem
Köhler in dem Wald das Feuer. Treuer
Engel ist der Bach dem Müller in der
Mühle. Feuerengel ist der Blitz in der
Schwüle. Engel sind Gedanken dem Ge-
lehrten. Engel ist die Waffe dem Be-
wehrten. Engel ist das Handwerk seinem
Meister. Engel ist die Nahrung, die dich
will bewirten. Engel ist der rechte Weg
dem Verirrten. Engel ist ein treues
Wort vom Freundesmunde. Engel ist
dir jede gute Stunde.

Bist auf allen Lebensgassen niemals von
der Engelschar verlassen.

Engel ist der Geist mit dir im Bunde.
Engel ist die Festlichkeit in der Weltall-
runde.

Aus und ein kann dein eigener Geist als
Engel in der Liebe gehen. Lehrst du ihn die
Geistesschönheit und die Liebesinnigkeit
in dem Weltgeistfeste sehen.

Deinem Geist erwachsen Engelschwingen und
er darf ins Licht eindringen von dem Geist.
Seine Lebenslust dann mit allen Engeln
hoch die Liebe in dem Geiste preist.

Also ist dein Himmelsleben hier auf Erden
hell gegeben. Und du weißt, auch deine
Erde als ein Engelgeist in dem blauen
Himmel kreist.

*

16

Nicht mit Blick aus innerm Auge
maß der Mensch bisher sein Geschick.
Meist hat er den Leib verklagt und
er hatte nicht den Mut, der zu
danken wagt.

Kleiner Menschengeist hat den Leib verklagt.
Hat gesagt, Leib ist nieder und gemein. Kleiner
Geist sah den Leib nicht an mit des
innern Auges festlich hohem Schein.
Feigheit kehrte immer wieder in dem
Menschenherzen ein.

Kleiner Geist verehrte nur den Geist allein.
Dem Gefühl der kleine Geist gern wehrte.

Doch Gefühl stolz auferstand und es lehrte:
Alles ist im Geiste rein. Leib und der
Gedanke, beide, wollen festlich Leben sein.

Festlich ist die Liebe, die den Leib ins
Leben weist. Und geboren ist der Leib aus
dir Liebe vom Gefühl und Geist.

Klugheit in dem Geist allein ist kein
kluges Sein. Klug auch im Gefühl
muß der Weise warm empfinden
selbst für einen stummen Stein.
Ohne das Gefühl muß der hohe Geist
verdummen und erblinden.

Liebe in dem innern Blick richtet weis-
heitsvoll jegliches Geschick.

Liebe ist die höchste Kraft. Größere Wunder
Liebe schafft als der Geist im Verstandes-
triebe.

Liebe in den Geistesarmen läßt das Welt-
fest mehr erwarmen, als der Geist des
Starken ohne das Gefühl.

Der Verstand ohne Liebe zum Gefühl macht
die Festlichkeit der Liebe kühl.

Mehr als der Gedanke schafft die Liebe. Sie
ist Schöpferkraft ohne Schranke. Sie ist
Doppelkraft aus Gefühl und Geist, die
da nie erschlafft.

Liebe lebt im Weltall reich zu Körpern
eng verdichtet. Und das Weltall ist
ein Lebensleib, drinnen sich unend-
lich wärmendes Gefühl und unendlich
scharfer Geist sich schichtet. Liebst du,
lebst du göttlich festlich aufgerichtet.
Liebst du, bist du Geist, der da schafft und
vernichtet.

So wie du ein Ich dir weißt im Leib, das
dich aus dem Unbewußten reißt,
deinem Leib die Wege weist — ist ein
Ich im Weltall, das dein Mund die
Gottheit heißt.

Aller Liebesgeist der Ewigkeit in dem Ich der
Gottheit kreist. Aus der Summe aller
Leben muß ein Ich als Gesamt-
bewußtsein sich erheben. Diesem Welt-
all-Ich wir den Namen Gott laut geben.

Dieser Gott ist nicht nur blind er-
dacht. Dieser Gott ist die Summe
aller Liebesmacht.

Jedes Leben kann sich aus dem eigenen
Ich zu dem Weltall-Ich erheben. Da
Gefühl und Geist in Unendlichkeit und
Unsterblichkeit jedem Lebens-Ich eingegeben.
Liebe bindet Geist zum Geist. Jeder
Lebensgeist sich im Weltallgeist befindet
und die Liebe ihn umwindet.

Gott wird sich dir leicht erklären, läßt du
nur den Geist gewähren. Geist und das
Gefühl dir die Liebe lehren. Hast du Liebe
mal erfaßt, dann sinkt aller Dumpf-
heit Last. Geist und das Gefühl dir
dann Gott gebären.

Gott, er ist das Weltfest-Ich, das
dein Sinn versteht, wenn dein eigenes
Menschen-Ich fort im Geist der Liebe
zu der Welt hingeht.
Liebe ist nicht bloß ein hohes Wort, Liebe
ist ein warmes Handeln immerfort.

In der Liebe wandeln, dann begegnest
du in dir und an jedem Ort fort
und fort, in der Lust und in der
Not, groß dem Weltall-Ich, dem Gott.

Gott, er heißt der Weltfestgeist, der dich
hin zum Leben in der Liebe weist. Ohne
Liebe hat es nie ein Leben je gegeben.

Jedes Leben aus der Liebe hin zur
Liebe kreist. Und ein jedes Leben
mit dem gleichen Gotte reist.

Sieh, dein Menschen-Ich ist Gottes-Ich.
Sieh dich an, dein Lebensdrang all
dein Leben lang ist Gottesdrang.
Denn du weißt, du bist selber
Liebe aus Gefühl und Geist.
Gott und Geist ist das gleiche
in dem großen Weltgeistreiche.

Weltfestgeist ist alles Leben. Welt-
festgeist ist der Liebe zum Gefühle
ewig hingegeben. Alle Taten sich
aus Geist und Gefühl als Gott erheben.

Sieh die Meister an, sie ergeben sich aus
ihren Werken, daran sich die Leben fest-
lich stärken. Meister werden uns
bewußt aus der Werke starker Lust.

Und so traten auch die Menschen hin,
sahen aller Weltfesttaten hohen, frohen
Lebenssinn und sie nannten aller Taten Summe: Gott,
den Weltfestgeist, der sich aus den
Taten rund erweist.

Alle Weltalleben durch den Geist den
großen Geist ergeben; und da alle
nicht das Weltallfest nur begaffen,
sondern in dem Geist und Gefühl
leben, lieben, strafen, so sind alle
Geister zugleich Gott; aus der Summe
aller Leben, die da nie erschlaffen, die zum Weltfest
streben, ist das Gottes-Ich erschaffen.

Gott ist Same und ist Frucht. Gott ist
Lebensdasein, Lebensflucht. Gott ist Liebe,
die die Liebe sucht. Gott ist Geist in
seines Geistes Wucht. Gott ist das
Gefühl, das liebt und flucht. Gott
heißt rund aller Geist, der voll Ge-
fühl im Weltallfeste sich beweist.
Auch das Geistatom Gott noch heißt.
Gott und Geist und Gefühl sind das
Gleiche in dem großen Weltfest-
reiche.

Gott, er ist das große Ichbewußtsein,
das im Geiste und Gefühle ewig
wacht. Und des Gottes Antlitz

ist das Weltallfest, das da ewig
lebt und lacht.

*

Nun bleibt mir zu singen noch ein
Rest.

Groß und klein sind im Geist die Geistes-
kräfte bei dem Fest. Je nachdem sie
sich bestreiten, oder im Verein friedlich
liebend sich geeinigt haben, sich durchs
Leben zu begleiten.

Größere Kraft ist durch Zusammenhalten
in der Friedlichkeit gegeben. Darum heißt
die Weisheit dich zu allen Zeiten friedlich leben
und Gewalt vermeiden und das Streiten.

In der Liebe mehr der Geister dir den Geist
bereiten als bei Zank und bei Unfriedlich-
keiten.

Friede bringt mehr Festlichkeiten, bringt mehr
Lust als Leid deinen Menschenzeiten.

Steuerst wie durch glattes Öl dein Boot, steuerst
du friedliebend durch die Lust, durch die
Not.

Mäßigung in Lust und Geduld im Leiden,
diese beiden geben Gleichgewicht dem Fest
im Leben.

Gehst du mit dir selber also weisheitsvoll
zu Gericht, dann dein friedlich Festgesicht
allen andern Kraft zuspricht.

Warte nicht, bis dich die andern lenken,
selbst sollst du den Weg bedenken. Sollst
dir selber deine Freuden, deine Leiden schenken.
Sollst den Geist, den deinen, ernst ins

Weltallfest versenken. In dem Großen nicht
nur ernst, ernst sei auch im Kleinen.
Sehnsucht soll dich Tag und Nacht mit
dem Allgeist rund vereinen. Frohsinn
dann den Leiden Flügel macht. Und
die Fröhlichkeit im Geist dir von allen
Leben rund entgegenlacht.

Bist du voller Festlichkeit, bist du froher
Geist ohne Zeit, bist du hoher Geist der
Ewigkeit.

*

Oft mein Geist im Leben klagte, wenn
kein Licht im Herzen tagte und er
nicht zu lachen wagte,
und er fragte: Wozu dieses stete Streben,
wozu dieser Tage Traum, wozu alles
Lebens Schaum?

Gehe zu dem Baum, sagte endlich eine
Stimme in dem Raum. Gehe auf
den Berg, der zum Riesen macht den
Zwerg, der da steht am Erdensaum
und aus dem die Weisheit weht.

Und ich ließ die Heimat. Ließ mein Weib,
mein Haus. Zog, der Stimme folgend,
über Meere aus.

Hinter mir indes kam die Welt in Brand.
Jeder Weg im Feuerschein aufstand. Und
auf jedem Wege sich die Flamme wand. Kein
Weg ließ mich wieder in mein Land.

Doch am langen Weg nirgends jenen
Baum ich fand, der am Berge steht, der
die Weisheit weht. Suchte ihn am Er-
denrand, suchte ab den ganzen Erden-
raum nach dem Baum.

Und ich fluchte dem Geschick. Fluchte
jeden Tag dem Brand, der mir wehrte heimzu-
gehen. Der mit roter Flammenhand trok-
ken alle Meere kehrte. Wüsten wurden
alle frischen Meere. Und ich stand im
Sand und in toter Leere.

Müde legte ich mich nieder auf den näch-
sten Berg, wo kein Atemzug sich regte.
Lange lag ich auf dem Stein totenstill
und ganz allein.

Sagte mir: Will mich niemals mehr
von hier erheben, will entsagen allem
Leben.

Und mein Geist zum Geiste klagte: Will hier
liegen, bis mein inneres Auge sich gelichtet.
Bis sich jener Baum aufrichtet. Und
mein Blick die Weisheit sichtet.

Und ein Regen fiel auf meinen Leib. Und
der Sturm erbrauste auf den Wegen. Und
der Feuerwurm der Blitze sauste unter
hellem Fegen mir in meines Auges
halbgeschlossene Ritze.

Sehend ward ich in des Feuers Hitze. Weiß
nicht mehr, wie lang ich dort gelegen
auf der harten Bergesspitze. Wolken
flogen rund im Kreis. Wolken,
die mich durch das Weltall zogen.
Meinem Leibe wurde kalt und heiß. Sah
die Erde unter mir im Bogen kaum.
Und zu Geist ward ich im Raum.

Aber, wo mein Herz am Berg gelegen,
stand mit reifer Krone groß ein
Baum. Größer als die Zeit, groß
und breit wie die Ewigkeit. Und
er rauschte voller Eifer: Weisheit,

Weisheit! Und mein inneres Auge
ewig festlich Leben für den Tod ein-
tauschte, als ich ernst und hinge-
geben diesem Liede heiliger Weltfest-
lichkeit im Geiste lauschte.

Leben, sterben und das Leben neu erwerben;
Liebe spenden, Liebe ernten in den Geisteshänden,
dies seit Ewigkeiten heißt: Die Welt-
festlichkeit im Geist.

Nun mich keine Unklarheit mehr
stört in dem großen Weltfesttraume,
und mein Ohr das kleinste Gras
unterm Baume liebesfröhlich, weltallfestlich wachsen hört.

II

Das Lied vom Herdbau der Welt=
festlichkeit

Uns in das Fest des Menschendaseins zu versenken,
Will sich der Grundriß von dem Weltfestherde schenken.

Seht, aus dem Mutterleib geboren, geht der Mensch zum Grab!
Zwölf Seligkeiten sich der Geist auf diesem Wege gab.

Dieser zwölf Seligkeiten wegen sich der Geist berauscht,
Sich festlich warm verdichtet und warm dem Gefühle lauscht.

*

Und alles Leben, wie es sich auch nennt,
Die zwölf der Sitze bei dem Fest erkennt.
Nie Geist und nie Gefühl im Weltgewühl
Sich auch von Einem nur der zwölfe trennt.

Da ist kein anderes Lebenswohl je zu besitzen,
Je auszudenken als die zwölf der Innigkeiten,
Die waren, sind und bleiben allen Zeiten.
Kein ander Wohl kann uns erfreuen und erhitzen.

*

Das Spiegelbild des innern Auges in der Welt
Gibt uns den Herdbau, der den Weltfestherd hinstellt.

Der Grundriß der zwölf Hallen gleicht dem Mutterleib,
Von dem das Leben kommt festlich dem Mann, dem Weib.

In froher, freier Landschaft, fern dem Straßenlaut,
Sei jedem Erdenvolk sein Weltfestherd erbaut.

Dein Herz am großen Landschaftsbilde es verspürt,
Daß dich dein Weg hier stumm zur hohen Feier führt.

In Doppelreihe ragt gewölbt auf Baum bei Baum.
Der Bäume Gang führt hin zum Pfortenraum.

Die Pfortenkammer, sie zerteilt der Kammern Kranz.
Die sich da reihen wie des Tags Zwölfstundentanz.

Zur Linken sind fünf Kammern deinem Leib gebaut.
Zur Rechten sind fünf Kammern deinem Geist vertraut.

Zur Mitte sind vereint zwei Kammern Saum an Saum.
Dem „äußern“ und dem „innern“ Auge gilt ihr Raum.

Breit steht der Festbau in dem grünen Landschaftsbild,
Von Tier- und Pflanzenwelt umgeben, zahm und wild.

Tritt ein zur „Pforte der Weltfestlichkeit“,
Hier liegt „der Hof aller Zufriedenheit“,
Um den der Kammern Zwölfzahl sich rund reiht.

*

Klarheit statt Unklarheit nimmt deine Hand,
Sie führt dich zu des ersten Herdes Rand.

„Gesundheitsliebe“ steht auf seinem Stein.
Des Leibes Pflege prägt sich hier dir ein.

Vom Herdstuhl lehrt dir ernst ein weiser Mann,
Was deinem Körper Kraft verschaffen kann.

Vom Geist und dem Gefühl beraten ungestört,
Dein Ohr auf deines Leibes Wünsche hört.

Was du verspürt als unbestimmten Trieb,
Das macht ein festlich Wissen dir hier lieb.

Der Leib, der auch, ist volle Geisteslust,
Sein festlich Kunstwerk wird dir hier bewußt.

Dein Leib, so klug durchdacht, ist ernst und gut.
Er ist erschaffen aus des Geistes Glut.

Ist Geist, verdichtet, der sich Leib benennt.
Denn außer Geist das Weltfest rund nichts kennt

Verachte nie den Leib, du schmähst den Geist.
Dem Festlichen nichts hoch, nichts nieder heißt.

Gesunder Leib ist rein und makellos.
Und ist ein Geisteswunder, tief und groß.

Und kranker Leib ist Geist, der sich verwirrt.
Und Geist lenkt dann den Geist, der sich verirrt.

Des Arztes Weisheit schafft dem Kranken Kraft.
Am Geist der Geist sich aus der Wirrnis rafft.

Die Festlichkeit gesunden Leibes heißt
Wie alles Leben: Festlichkeit im Geist.

*

Klarheit statt Unklarheit nimmt deine Hand
Und führt dich zu des zweiten Herdes Rand.

Sieh, „Gattenliebe" steht auf seinem Stein
In Liebesfühlung führt sein Wort dich ein.

Zum Weib der Mann, zum Mann das Weib hier spricht,
Erhellend ihrer Wünsche Schwergewicht.

Die Beiden einen Lebensgang wohl wandern,
Doch wenig weiß oft einer von dem andern.

Meist leben sie dahin im Tagesdrang,
Schwer nur begreifend ihres Geistes Hang.

Die Liebe zu verstehn als Festlichkeit,
Fehlt die Erkenntnis oft im Tagesstreit.

Zusammen liebend altern, ist Genuß.
Wie alten Wein versüßt die Zeit den Kuß.

Zusammen Schmerzen tragen, das vereint.
Zwei weinen weniger als einer weint.

Zwei bilden einen Geist an Doppelkraft,
Der größte Felsen aus dem Wege schafft.

Denn zwei sind nicht nur zwei, sind tausend dann,
Da Liebe Grenzenloses schaffen kann.

Man sagt: Die Liebe braucht wie Pflanzen Licht.
Geist spricht: Die Liebe lebt oder lebt nicht.

Wo Liebe lebt, da schlägt kein Haß sie tot.
Und wenn auch alle Dunkelheit ihr droht.

Die Liebe ist des Blutes heißes Fest.
Blut nicht von Blut, weil Geist vom Geist nicht läßt.

*

Klarheit statt Unklarheit nimmt deine Hand
Und führt dich zu des dritten Herdes Rand.

Steht „Elternliebe" auf der Stirn vom Stein.
Dein Kind zu lieben festlich, präg' dir ein.

Vom Herdstuhl sprechen wechselnd Weib und Mann.
Die Elternfreude kündet sich dir an.

Genießen wirst du deines Kindes Blick.
Verhelfen willst du ihm zum Frohgeschick.

Und du bedenkst, wie sicher Güte lenkt,
Wenn sich das Alter in die Jugend denkt.

Dies Sichversenken wird den Eltern Fest,
Erinnern Alte jünger werden läßt.

Das Kind den Reifen unschuldvoll vertraut,
Auf deren Ruhe sich's voll Unruh' baut.

Das Kind trägt frische Festlichkeit im Sinn,
Mit Frohbegier springt es zum Weltfest hin.

Geboren aus dem Kuß im heißen Blut,
Kommt es zur Welt froh, liebeswarm und gut.

Dem Kind zu künden der zwölf Herde Lust,
Dem Fest geweiht ist jede Menschenbrust.

Geduld der Alten lehrt dem Kinde still,
Wie jeder Lebensweg zum Weltfest will.

Daß Sorgen, Leiden tiefste Feste sind;
Kein Tod die Elternliebe trennt vom Kind.

Die Eltern, die da Liebe sind vom Geist,
Den kein Tod von dem Weltfestherde reißt.

*

Klarheit statt Unklarheit nimmt deine Hand
Und führt dich zu des vierten Herdes Rand.

Steht „Kindesliebe“ auf der Stirn vom Stein.
Kindliche Dankbarkeit, die präg' dir ein.

Der Weise lehrt dir die Verehrung tief
Des Elternschoßes, der zum Fest dich rief.

Der dir den Leib geschenkt und deinen Geist
Und all dein liebend Blut, das in dir kreist.

Der Mutter denke, die den Schmerz bezwang,
Gehorchend deiner Lust zum Lebensdrang.

Die dich mit Sorge trug in ihrem Leib.
Dann Geist dem Geist gebar, das schwache Weib.

Des Vaters denke, der dir Brot verschafft,
Und seine Kraft verdoppelt dir zur Kraft.

Des Freude deine Lebenskräfte sind,
Des Festlichkeit anwächst in seinem Kind.

Bedenke, deiner Eltern Lebensglut,
Sie gab die Wärme dir und festlich Blut.

Die „Kindesliebe“, die den Eltern dankt,
Macht deinen Geist dir stark, daß kein Schritt wankt.

Gedenke auch der Ahnenreihe warm,
Die dir vererbten ihrer Kräfte Arm.

Solch' Kindesliebe macht des Tages Rest
An deinem Weg zu einem Doppelfest.

Da Kind und alt sein, ernst zu gleicher Zeit,
Die Endlichkeit erhöht zur Ewigkeit.

*

Klarheit statt Unklarheit nimmt deine Hand
Und führt dich zu des fünften Herdes Rand.

Hier „Menschenliebe“ auf dem Steine steht.
Vom Mensch zum Menschen froh dein Blick hingeht.

Das sanfte Mitgefühl lehr' deiner Hand.
Die Menschenliebe ist der Völker Band.

Die Stimme höre, die vom Herdstuhl spricht:
Heb' festlich Mensch zum Menschen dein Gesicht.

Helft alle an der Weltallfestlichkeit.
Sanft schlichtet Menschenliebe jeden Streit.

Dem fremden Nächsten sei ein Bruder gut.
Ehr' jeden Menschen wie dein eigen Blut.

Denn Wirt und Gäste bei der Geisteslust
Sind sie mit dir, bewußt und unbewußt.

Jed' Volk, das fremdeste, ist Weltfestgast,
Und allen bieten die zwölf Herde Rast.

Die Menschen, alle, sind wie du Festgeist
Voll Festgefühl, und keiner festlos heißt.

Genieße die Vielfältigkeit der Kraft,
Die buntgeistig die Millionen schafft.

Der Geist spricht nie zweimal dasselbe Wort,
Schafft nie zwei Menschen gleich. Er wechselt fort.

Und jedes Leben ist ein Geistesklang,
Und jedes hat zur Seligkeit den Hang.

Und alle finden sich am Weltfestherd,
Wo festlich sich der Geist geliebt bewehrt.

*

Klarheit statt Unklarheit führt deinen Sinn
Zum „Hofe der Zufriedenheit" jetzt hin.

Hier weile vor dem Teiche, der da liegt,
Wo sich die weiße Rose spiegelnd wiegt —

„Das Auge der Beschaulichkeit" genannt.
Dich tief beschauend, werde dir bekannt:

Der kleine Menschenkörper kommt, vergeht,
So wie die Welle aus dem Meer aufsteht.

Er ist verdichtet Geist, ist Allgefühl.
Wie alle Geist sind in dem Festgewühl.

Wenn auch die Welle hergibt die Gestalt,
Lebt sie im Meer doch fort an Kraftgewalt.

Das Meer in neuen Wellen schwillt, sich bäumt.
So auch dein Geist im Geist stets Leben schäumt.

Geist warst und bleibst du, Mensch, in Ewigkeit,
Lebst unsterblich in Geistesfestlichkeit.

Geist ist das Weltall in dem Geistesmeer.
In Geistesfestlichkeit geht kein Ding leer.

Nur die Gestalten wechselst du im Fest,
Wie auch das Meer die Wellen wechseln läßt.

*

Bist, Mensch, gewachsen jetzt. Doch wachse mehr!
Zum sechsten Herd der Festlichkeit tritt her.

„Gesetzesliebe“ steht am Stirnstein hier.
Die Ordnungsliebe prägt Gesetze dir.

Hör' hin zum Weisen, der mit strengem Geist
Und mit Gefühl dein Landgesetz dir preist.

Denn ohne Ordnung sich kein Fest erfüllt.
Die Landesordnung sei dir hier enthüllt.

Des Zeitgeists Pflichten lege dir hier an,
Daß man im Landeskreis dich lieben kann.

Des Willens Willkür bringt nicht Festgewinn,
Gesetzesordnung gibt dem Weltfest Sinn.

Ein neu' Zeitalter alt' Gesetz verschiebt,
Da neues Wachstum neue Formen gibt.

Gesetzlos ist auch der, der seiner Zeit
Nicht das Gesetz ergründet, das sie weiht.

Gesetzesliebe ist die weise Lust,
Den Weltfestweg zu finden, ernst bewußt.

Sich zu beschränken in der Willkür Hang,
Im Einklang leben mit dem Zeitendrang,

Und sich zu wandeln mit der Zeiten Kraft
Und das Gesetz zu lieben, das sie schafft.

Im Nagelschuh steigst du den Bergweg an,
Im Tanzsaal dir ein Tanzschuh nützen kann,

— Wie auf dem Weg ein falscher Schuh dich stört,
So neuem Fest ein neu' Gesetz gehört.

*

Klarheit statt Unklarheit nimmt deine Hand.
Du stehst dem siebenten Herd zugewandt.

Hier „Arbeitsliebe" auf der Stirn am Stein.
Die Lust zur Arbeit ruft dich frisch herein.

Froh höre zu, was Arbeit leisten kann.
Von den Gewerken spricht ihr Geist dich an.

Es ruft dir zu die helle Arbeitslust:
Nicht sauer, süß ist Arbeit deiner Brust.

Wie froh dein Blut im Leib arbeitend springt,
So froh der Arbeitsgeist den Stoff bezwingt.

Arbeit ist Wollust, die den Geist erneut;
Verschiedene Kraft verschiedene Arbeit freut.

Und jeder Arbeiter fürs Weltfest strebt,
Ob er da Garn, ob er Gedanken webt.

Der frohe Wald arbeitet und sich baut.
Die Menschheit sich beim Arbeitsfeste schaut.

Und Pflanzen, Tier, sie arbeiten fürs Fest,
Und auch der Berg nicht von der Arbeit läßt.

Der Berg, der sich da Festlichkeit verschafft,
Atome aufbaut mit der Bindungskraft.

Der in sich blank Metall entstehen macht,
Und aus Metall und Edelsteinen lacht.

Und in den Lüften schafft da frisch der Wind,
Und Sonnen, Sterne voller Werklust sind.

Durchs Weltall leuchtend hin die Arbeit blitzt,
Da heißer Geist beim Arbeitsfeste sitzt.

*

Klarheit statt Unklarheit nimmt deine Hand
Und führt dich zu des achten Herdes Rand.

„Wissenschaftsliebe" leuchtet hier vom Stein.
Achtung vor Geistesarbeit präg' dir ein.

Was neu erfunden aus dem Menschengeist
Und sich als tiefsinnig und ernst beweist,

Erklärt dir hier des Grübelns stiller Mann,
Auf daß dein Geist dem Zeitgeist folgen kann.

Sich opfernd in der Lust zur Wissenschaft
Beweist sich hier des Weisen weise Kraft.

Des ernsten Forschers Stirn, sie senkt sich gern
Hin zum Atom und blickt zum letzten Stern.

Vergleicht und prüft und wägt und stellet fest,
Wie sich der Geistesbau zergliedern läßt.

Geist, vom Gefühl erhitzt, baut auf im Trieb,
Und wird verdichtet Leib, der ihm dann lieb.

Werkzeuge baut so dem Gefühl der Geist,
Daß es sein Leben sieht, hört, fühlt und preist.

Des Geistes Stärke und des Geistes Sturm
Sind still im Stein, sind wirbelnd Flammenturm.

Stets achtend auf des Geistes klugen Gang,
Vertieft der Denker sich sein Leben lang.

Und es ergründet der Geduld Gewalt
Das Geistesfest, wie es in Kraft sich malt.

Die Liebe zu der Wissenschaft macht stark
Im Geist. Und Geist ist Lebensmark.

*

Klarheit statt Unklarheit nimmt deine Hand,
Führt hin dich zu des neunten Herdes Rand.

„Kunstliebe“ steht gegraben in den Stein.
Die Künste grüßen dich hier im Verein.

Die Dichtkunst dir ihr Lied zum Herzen sagt,
Musik verzückt zum Blute lacht und klagt.

Malkunst mit Linien und mit Farbengeist
Durchs Auge festlich deinen Festgeist speist.

Bildwerk, erhöht in Stein, in Erz, in Holz,
Grüßt dich vom Schönheitssinn der Körper stolz.

Verwandlungskunst des Schauspiels und die Lust
Des Tanzspiels leichtern Sorgen unbewußt.

Die Künste kreisen dich erhebend ein,
Und du erwachst, festlich bestärkt im Sein.

Die Schönheit stärkt nicht Auge nur und Ohr,
Du fühlst, du denkst mehr festlich als zuvor.

Du gehst, vom Schönheitsgeist belebt, gepackt,
Vom Herde fort, im Herzen warm und nackt.

Im Denken wirst du zart und tief und weich,
Fühlst du dich fortgerückt vom Schönheitsreich.

Den Künstlern öffnet tief im Auge, Ohr,
Die Weltfestherrlichkeit ihr keusches Tor.

Im Kunstwerk kommt zu dir geklärt die Welt,
In Schönheitsleidenschaft rein hingestellt.

Die Freuden und die Leiden sieht verzückt
Kunstliebe, von dem Weltfestgeist berückt.

*

Klarheit statt Unklarheit nimmt deine Hand
Und führt dich an des zehnten Herdes Rand.

„Vaterlandsliebe" spricht die Schrift am Stein.
Opfer und Waffen fallen dir ernst ein.

Dein Leib gehört nicht dir, gehört dem Land,
Aus dessen Art auch deine Art entstand.

Gedenk' der Helden, die erzürnt im Blut,
Dein Land verteidigten mit ihrem Mut.

Und höre, was dein Vaterland bedrückt.
Und wisse, daß dich Heldentod beglückt.

Und schwöre, daß nicht Übermut und Gier
Die Triebkraft sind für deine Taten hier.

Und schwöre, daß auch nie in höchster Not
Dein Volk dem Nachbarvolk mit Blutdurst droht.

Nur zur Verteidigung erheb' den Arm,
Nur um dein Land zu schützen, werde warm.

Dein Land! Die Bäume, Berge sind dort du.
Der Sternenhimmel deckt dich nachts dort zu.

Und sitzt du fern an fremder Quelle Rand,
Kein Land kann dich je laben wie dein Land.

Wo festlich deine Jugend aufgelebt.
Wo jung dein Sinn gehofft, geseufzt, gestrebt.

Wo deines Herzens Gräber sind und stumm
Erinnerung am Wege gehet um.

Wo Volk und Erde reden deinen Laut.
Dem Land bleibst festlich du im Geist vertraut.

Dem Land verwachsen ist dein Menschentum;
Vaterlandsliebe segnet dich mit Ruhm.

*

Klarheit statt Unklarheit nimmt deine Hand
Und führt dich zu des elften Herdes Rand.

Und „Weltalliebe" klingt es dort vom Stein.
Landschaft, Stern, Pflanze, Tier werden hier dein.

Sind Festgenossen dir beim Weltallfest.
Und wie ein Freund schwer nur vom Freunde läßt.

Vernichte nie im Mutwillen ein Tier.
Was Feind ist, das nur weise streng von dir.

Erkenne auch die Weltallsprache rund.
Denn sprechend sind sie, Stein und Gras und Hund.

Im Schweigen redend, mit Bewegung, Blick,
Lebt jedes Leben festlich sein Geschick.

Mit Farben, Duft, mit Linien, Luftgebärden,
Spricht auch der Pflanze Festgeist auf den Erden.

Mit Augen und mit Ruf und stummer Geste
Spricht festlich all Getier beim Geistesfeste.

Gefühl und Geist noch das Atom durchwühlt,
Ein jegliches Atom die Liebe fühlt.

Ihr Schweigen noch Gedanken zu dir gibt.
Weltall ist Geist. Und Geist lacht, weint und liebt.

In jeglicher Gestalt der Geist erbebt,
Und jed' Atom festlich im Weltfest lebt.

Die Weltalliebe, sie verbrüdert warm
Die Menschheit mit des Weltalls Glück und Harm,

Erkennt scheintoder Dinge Geisteslust,
Erhöht die Festlichkeit der Menschenbrust.

*

Klarheit statt Unklarheit nimmt deine Hand,
Führt hin zu deines zwölften Herdes Rand.

Die „Liebe zu dem Weltgeist und Gefühl"
Hält Andacht hier, doch hat kein Lehrgestühl.

Hier vor dem Unbewußten kniee hin,
Im Unbewußten liegt der letzte Sinn.

Dein inner' Auge wird hier völlig blind,
Und klein wirst du, o Mensch, hier wie ein Kind.

Die Heimlichkeit im Weltgeist bete an,
Die nie ein Menschensinn ergründen kann.

Hier danke und hier preise lautlos still
Mit dem Gebet, das keine Horcher will.

Gelallt, gestammelt wächst der Bitte Sinn,
Der kleinsten, hier zu der Erfüllung hin —

Wenn ernst ist, was dein Geist dem Geiste gibt.
Und dem Gefühl, der Zweiheit, die dich liebt.

Zweiheit hat dich geboren ungestört.
Geist und Gefühl läßt keinen ungehört.

Geist wechselt Geistgestalten fort und fort.
Das Wort verhallt, doch nicht der Geist vom Wort.

Im Unbewußten lebt der Geist voll Kraft,
Geweckt von dem Gefühl er glühend schafft.

Im Unbewußten wirkt die Geistesglut,
Die in dem Weltfest tiefe Wunder tut.

Und fühlen kann dein Geist hin in die Nacht,
Fühlt, daß im Dunkel noch der Festgeist lacht.

*

Erkenne selber dich als Geisteslust,
Dein Geist lebt wissend dir und unbewußt.

„Die Säule der Vollendung“ trägt den Schrein
Der „Liebe zu dem unbewußten Sein“.

Erbitte hier vor diesem Säulenrund,
Daß du erkennst das Fest zu jeder Stund.

Das tiefe Fest im Leid, das hohe in der Lust,
Vom Liebesgeist geleitet in der Brust.

Die Namen der zwölf Herde leuchten dir
Noch einmal von der Säule Mantel hier.

Dann kehr' zum Lebensstreit, zur Lebenslust zurück,
Festlich zum Unglück, festlich zu dem Glück.

Nie bringe Bangigkeit in deine Brust,
Geist stärkt den Geistesleib still unbewußt.

Geist stärkt den Geist, der anruft im Gebet.
Nie ungestärkt der Geist vom Geiste geht.

Ob ihr nun großer Gott sagt oder Weltfestgeist,
Das eine wie das andre Gleiches heißt.

Der Geist bleibt in dir unbewußt verhüllt,
Sein Wesen sich im Weltallfest erfüllt.

Des Geistes Liebe ewig weiterlebt,
Kein Tod dein Liebesfest im Geist begräbt.

*

Den „Bund der Weltgeistfestlichen" beginnt,
Der um die Festlichkeit im Geiste minnt.

Zum Feste in dem Geiste seid bereit,
Genießet von dem Geist geklärt die Zeit.

Der Geist voll Leben durch zwölf Himmel geht,
Nicht hinterm Tod erst Seligkeit besteht.

Die höchste Lust, die Seligkeit im Geist,
Vom Leben hin zum Leben alle weist.

Du kennst nie Tod. Weil du im Geiste bist.
Und aller Geist ein ewig Leben ist.

Die Leben, alle, sind dem Geiste gleich.
Sie alle sind sein Ich und sind sein Reich.

Als geistig Kunstwerk sieh das Weltfest an,
Wo Licht nicht ohne Schatten wirken kann.

Wo jedes Leben seine Rolle hat
Im Zeitspiel, das im Geiste findet statt.

Seit Ewigkeiten ihr die Rollen tauscht.
Seit Ewigkeit ihr mitspielt und auch lauscht.

Es reiht sich Lebenszeit an Lebenszeit,
Seit Ewigkeit genießt ihr Seligkeit.

Erfahrt, daß unnötig ist jede Hast,
Da ihr doch nie das Weltgeistfest verlaßt.

Im Unbewußten ruht der Geist beim Fest,
Und Lust zur Liebe ihn nie sterben läßt.

*

Ihr Menschenvölker liebt Weltfestlichkeit!
Seht euch am Weltfestherd in aller Zeit.

Aus Geist, Stein, Holz, Metall vom Muttergrund
Erbaue jedes Volk der Herde Bund.

Erkennt das Fest im Geist der Lebenswelt,
Dann sich der Friede euch zur Seite stellt.

Nicht jener Friede, der den Kampf nie liebt —
Der Friede, den der Geist im Weltfest giebt.

*

Getrennt von Liebe und vom Heimatland,
Sing' ich euch dieses Lied am Erdenrand.

Bin abgeschnitten durch die Kriegsgewalt
Von allem, was dem Blute glücklich galt.

Und nicht in Trennung nur mein Blut mir bebt,
Es schleppt die Kriegsnot, die da Gräber gräbt.

Mein Atem, hier an fremder Quelle Rand,
Nicht einen Tag den Durst zu löschen fand.

Gefangen hin mein Blick vom Berge schaut,
Und dürstet nach der Heimat Herzenslaut.

Doch Festlichkeit in meinem Geiste blieb,
Wenn ich dies Lied im Kummerberg auch schrieb.

Weltfestlich lebt und stirbt mein Mund damit,
Wenn einst der Tod in meine Adern tritt.

Des Liedes Geist — vom Weltgeist offenbart —
Dem Weltgedächtnis bleibe er bewahrt.

Inhalt des fünften Bandes

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einband von E. A. Enders in Leipzig